Globus.

LI. Band.

Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Einundfünfzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1887.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Australien.

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polargebiete.

Oceane.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Vom Büchertische.

Mitarbeiter.

Todesfälle und Nekrologe.

Verzeichniß von Autoren, Reisenden u. s. w.

Illustrationen.

Europa.

Österreich.

Frankreich.

Asien.

Philippinen.

(A. Marche's Reise.)

Mongolei und Tibet.

(Prshewalski's dritte Reise.)

Transkaspisches Gebiet.

Tunesien.

Westafrika.

Inneres.

Madagascar.

Polargebiete.

Nordenskiöld's Reise in Grönland.

Karten und Pläne.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. №1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

X.[1])

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen von H. Saladin.)

Der tunesische Dscherid („Palmenland") umfaßt Kassa (Gassa), Tamerza, Midas, Schebika, Nefzaua und die Umgebung von Tozer, welche vorzugsweise Dscherid genannt wird und die vier Oasen von Nefta, Tozer, el-Udian und el-Hamma begreift.

el-Hamma liegt im Norden der Schotts auf dem Nordabhange des Drah, jenes ganz niedrigen Rückens, welcher den Schott Dscherid vom Schott Gharsa trennt. Die übrigen Oasen, Tozer, Nefta, el-Udian, liegen südlich vom Drah; sie sind sehr fruchtbar und enthalten in ihren Gärten außer den leicht zu ziehenden Dattelpalmen auch zahlreiche Oelbäume, Weinstöcke, Orangen-, Pflaumen-, Aprikosen- und Granatbäume, ja selbst Flachs. Leider rückt die umgebende Sandwüste mehr und mehr gegen die Oasen vor und strebt sie zu bedecken, was namentlich in el-Udian der Fall ist, während die Wasseradern langsam versiegen. In neuerer Zeit sind es nicht mehr politische Umwälzungen und feindliche Einfälle, wie im Mittelalter, welche die Blüthe dieser Landschaft beeinträchtigen, sondern die unsägliche Geißel orientalischer Mißwirthschaft; dazu kam in dem Jahrzehnt 1835 bis 1845 ein anderer Umstand, welcher manchen Ortschaften und besonders Nefta einen ganz eigenthümlichen Charakter und Aussehen verliehen hat: das Ueberwuchern religiöser Orden. Fromme Fanatiker, deren Bestrebungen oder Predigten sie zwangen, Algerien vor der französischen Besitznahme zu verlassen, konnten keine bessere Zufluchtsstätte finden, als in dem nahen und fruchtbaren tunesischen Dscherid, von wo aus es leicht war, Umtriebe in Algerien anzuzetteln. So kommt es, daß in den 108 Zauias oder Moscheen der Oasen über 1500 Leute leben, welche unter französischem Protektorate in Frieden alle jene Lehren in sich aufnehmen, die einige Kilometer weiter westlich proscribirt sind. Sie haben sich meist auf unredliche Weise in den Besitz der reichsten Gebiete gesetzt und große Vermögen auf Kosten der früheren Besitzer angesammelt; neben ihnen giebt es fast nur bettelarme Leute. Gegen eine bestimmte Rente haben sie ihre Besitzungen als „abbus" (Eigenthum der Geistlichkeit) erklären lassen und sie dadurch von jeder Steuerlast befreit; aber der Ukil (Verwalter) hütet sich wohl, Geld für die Unterhaltung der Gärten auszugeben, sondern nutzt dieselben so lange, als es nur angeht, aus, bis sie anfangen, nicht mehr zu tragen. Von diesem Tage an wird auch die Rente einbehalten, der Besitzer ist verarmt, der Garten verwüstet, aber der Ukil hat Zeit gehabt, sich ein Vermögen zu machen. So kommt es, daß der Sand mehr und mehr die Oberhand über das fruchtbare Land gewinnt, daß von 7724 Einwohnern von Tozer nur 273 noch Gärten besitzen.

Kaffa oder Gaffa, wo wir unsere Reisenden verlassen hatten, ist eine der ältesten Städte dieses Theiles von Afrika, wie die Sage darthut, welche ihre Gründung dem libyschen Herkules zuschreibt. Erst Karthago unterthan,

[1]) Fortsetzung von Seite 279 des 49. Bandes des „Globus".

dann Massinissa, von Marius durch List erobert und von Grund aus zerstört, blühte sie unter den Kaisern wieder auf, wurde unter Hadrian oder kurz vorher Municipium und unter Justinian eine der beiden Häuptstädte Byzacinms. Bis in das Mittelalter hinein rettete sie Spuren des alten Glanzes in Gestalt von Marmorsäulengängen und Mauern; beides ist heute verschwunden bis auf einen Theil der Säulen, welcher bei der Erbauung der Moschee Verwendung gefunden hat. Aus dem Alterthume steht nur ein einziges Denkmal noch aufrecht, eine Arkade, unter welcher sich noch heute der Verkehr hindurch bewegt, und die vielleicht einst zu einem Theater oder Amphitheater von großartigen Verhältnissen gehört hat. Alle anderen antiken Bauwerke sind zerstört und ihre Bestandtheile zur Ausbesserung alter Mauern, wie z. B. derjenigen der dort erhaltenen Piscinen, oder zur Errichtung der großen Moschee und der Kasbah verwendet worden. Letztere gehört zu den schönsten in der ganzen Regentschaft und besteht ganz aus römischen Werksteinen, von denen einzelne noch Theile von Inschriften, deren Lettern meist auf dem Kopfe stehen, tragen. Auch Bruchstücke von Bildhauerwerken und Architekturstücke sind in die Wände eingemauert und ragen aus denselben hervor. Einer arabischen Inschrift über dem Thore zufolge war der Erbauer der Burg der Hasside Abu Abdallah Mohammed, dessen Dynastie 1228 bis 1574 in Tunis geherrscht hat; bei einer Expedition gegen die Araber im Inneren des Landes kam er im Jahre 1434 bis Kassa und ließ damals die noch heute vorhandene Festung wieder herstellen oder neu aufbauen.

Die Kasbah (Burg) von Kassa.

Die große Moschee ist nach demselben Plane erbaut, wie diejenigen von Kairuan und Mahedia und die Dschama Zituna in Tunis; sie besteht aus 19 parallelen Schiffen von je fünf Arkaden, deren mittelstes breiter als die anderen ist. Die Bogen des mittelsten werden von je zwei Säulen, die der anderen Schiffe nur von je einer getragen. Vor der Moschee liegt ein Hof, dessen Säulenhallen 19 Arkaden auf der Langseite und sieben auf der schmalen zählen; der Hof selbst ist 21 Schritte breit und 59 lang. Die Säulen und ein großer Theil der Kapitäle sind antik, der Bau selbst sehr roh ausgeführt, das an der Nordostecke sich erhebende Minaret schwerfällig und ohne Kraft; es ist ein verputzter Ziegelbau.

Das interessanteste Bauwerk der Stadt sind jedoch die beiden antiken Piscinen oder Badebassins im Palaste des Bey und bei der Citadelle, welche durch warme, schwach mineralhaltige Quellen von 31 bis 32° C. gespeist werden; über dieselben hat der „Globus“ schon früher (Bd. 29, S. 129 bis 131, mit Abbildung) nach Rebatel und Tirant berichtet, so daß wir hier auf eine Wiederholung verzichten.

Etwa 75 km südwestlich von Kassa liegt die Oase Tozer, welche, wie unseren Reisenden bekannt war, von französischen Truppen besetzt war. Da sich außerdem halbwegs zwischen beiden Orten ein kleines Detachement zur Erbauung eines Karawanserais aufhielt, so beschlossen sie, diese gute Gelegenheit, ein Stück wirklicher Wüste, die Schotts und jene Oase zu sehen, zu benutzen, und machten sich nach einem zweitägigen Aufenthalte in Kassa mit geringem Gepäck auf den Weg. Sobald sie die üppigen Gärten der Oase hinter

sich hatten, betraten sie eine unermeßliche Ebene; zur Rechten erheben sich kleine röthliche Berge, die den Dschebel Teldsch bilden, zur Linken am Horizonte einige durch niedrigere Hügel verbundene Gipfel und vor ihnen dehnt sich, so weit das Auge reicht, der gelbliche Sand aus, den die Morgensonne mit ihrem Scheine übergießt. Als gegen Mittag die Hitze drückend wurde, lagerten sich die Reisenden im dürftigen Schatten eines Tamarindengebüsches und stärkten sich an einem Hasenpfeffer, in dessen Bereitung ihr Koch Mohammed Meister war, während die Kameele ihren Marsch fortsetzten. Dann ging es weiter durch ein Gebiet von Sanddünen, zwischen denen von den winterlichen Ueberschwemmungen her weiße Efflorescenzen von Magnesiasalzen und zahlreiche Gypskrystalle sich fanden. Am zitternden Horizonte begannen sich Luftspiegelungen zu zeigen. Dann ritt man mehrere Stunden lang zwischen kleinen Hügeln lockerer Erde hin, die von zahlreichen Oeffnungen durchsetzt waren; in denselben verschwanden, sobald man sich näherte, Gerboas, ratten- oder mehr noch murmelthierähnliche Geschöpfe mit dichtem, hellgrauem Pelze und einem gekrümmten und in einen Busch endigenden Schwanze. Die Araber essen dieselben und auch manche französische Soldaten haben ein Ragout davon nicht verschmäht. Aber alle Versuche der Reisenden, auf den Wunsch ihres Kochs hin eines zu erlegen, scheiterten an der Hurtigkeit, mit welcher das Wild in seinen Löchern verschwand.

Endlich erschien in der Ferne das im Bau begriffene Karawanserai **Kurbata**, an welchem einige Soldaten beschäftigt waren; der sie befehligende Officier war über die Ankunft der Fremden, welche seine tödtliche Langeweile so angenehm unterbrachen, hoch erfreut und hielt sie bis tief in die Nacht hinein im Gespräche fest. Kurbata, bei welchem das spärliche, brackige Wasser des Wed Baïesch vorbeifließt, ist für gewöhnlich wegen der dort häufig vorkommenden Schlangen und Skorpione berüchtigt. Von ersteren sahen die Reisenden gleich bei ihrer Ankunft ein Prachtexemplar, das die Soldaten gefangen hatten; eine riesige Wassernatter, deren Haut auf ein Brett gespannt war und in der Sonne trocknete, während der in Stücke geschnittene Leib nebst anderen sonderbaren Zuthaten, wie

Innerer Hof der großen Moschee von Kafsa.

sie das Mahl des Soldaten im Felde bilden, auf einem leisen Feuer schmorten. Der Erfinder dieses neuen Gerichtes lud die Reisenden freundlich ein, zu kosten, aber keiner von beiden hatte den Muth, der Aufforderung Folge zu leisten. Von den Skorpionen aber war nichts zu sehen, was der Koch Mohammed einem Steine aus den Ruinen des Amphitheaters von el-Dschem, den er mit sich führte, zuschrieb. Der Glaube, daß Steine von jenem Orte Skorpione und sonstige schädliche Thiere verscheuchen, ist in ganz Tunesien verbreitet und findet sich auch in anderen arabischen Ländern wieder, z. B. in Kairo, wo Steinen aus einer bestimmten Moschee die Gabe beigelegt wird, Fliegen, Skorpione und Ratten zu vertreiben. Jenen Stein hat Mohammed während der ganzen sechsmonatlichen Reise in der Regentschaft geduldig mit herumgeschleppt und zuletzt als Schutzmittel über seiner Thür in Tunis aufgehängt.

Der Weg, welchem die Reisenden bis Kurbata folgten, war ein arabischer Pfad, der neben einer Römerstraße herlief, wie die antiken Meilensteine, welche rechts von der Route lagen, bewiesen. Es war das der Weg von Capsa nach den Oasen des Südens, welcher zugleich militärische und commercielle Bedeutung hatte; er verband die äußersten besetzten Posten mit dem Hauptquartier des Landes und sicherte die Verbindung zwischen dem colonisirten Theile des Gebietes und den kaum bekannten Gegenden des Inneren.

Am folgenden Morgen brachen sie mit Sonnenaufgang auf, da sie bis zum Abend mehr als 50 km zurückzulegen hatten, und das bei großer Hitze über eine einförmig gelbe, kahle Ebene, auf welcher nur ab und zu eine bis 2 m hohe Graminee, von den Eingeborenen Driß genannt, wächst, deren lange Blätter von den Kameelen gerne gefressen werden. Die einzige Abwechselung bestand darin, daß sie gegen Mittag einer großen Anzahl Kameele von jeglicher Größe begegneten, die mit Datteln beladen nach Kafsa zogen; die Thiere gingen in einer Linie neben einander und nahmen einen beträchtlichen Raum ein, während die Treiber zu Fuß hinterdrein folgten und ihren Schritt nach der Geschwindigkeit der Thiere richteten. Nur ab und zu stieß einer von ihnen, um sein Thier anzutreiben, einen rauhen Schrei aus, der sich wie ein Echo durch die ganze Linie

der Leute fortpflanzte. Gegen 5 Uhr Nachmittags zeigte sich endlich am Horizonte ein langer, dunkelgrüner Fleck, der sich scharf von dem hellen Grau der Wüste abhob; mit Freuden begrüßten ihn die von der Sonnenhitze und der Ausstrahlung des Erdbodens ermatteten Reisenden. Bald gelangten sie auch in bewegteres Terrain mit festerem Boden; die Palmen wurden in ihren Einzelheiten sichtbar, und nun zog sich der Weg um einen senkrecht abfallenden Hügel, dessen steile, schieferfarbige Felsen die Strahlen der sinkenden Sonne zurück warfen; davor ein schmaler Wasserlauf mit steilen Rändern, zur Rechten eine Kubba (Grabmal), weiterhin der Fluß, die ersten Palmenpflanzungen und Gärten der Oase el-Hamma. In denselben standen kleine Wachthäuser für die mit alten Flinten bewaffneten Wächter. Der malerische Anblick veranlaßte die Reiter zu einem kurzen Halte; über ihnen der dunkelblaue, vom letzten Tageslichte

Ankunft in der Oase el-Hamma.

erleuchtete Himmel und Taubenschwärme, die mit lautem Geräusche zwischen den Gärten und den Hügeln hinflogen.

Dann kamen sie bei den antiken, aber sehr verfallenen Piscinen vorbei, deren schwach lauwarmes, schwefelhaltiges Wasser dem Orte seinen Namen gegeben hat. Eine Hütte aus Palmstämmen schützt das für die Frauen bestimmte Becken vor zudringlichen Blicken, während das Männerbad vollkommen unbeschützt daliegt.

Die Oase el-Hamma umfaßt in den drei Dörfern Nemlat, Mahareb und el-Areg etwa 1000, ausschließlich arabische Bewohner und etwa 300 ha bebauten Landes, fast nur Palmengärten, deren 48 130 Bäume fast 2 000 000 kg Datteln hervorbringen, darunter 15 000 kg Früchte von erster Qualität. Sonst beschäftigen sich die Bewohner etwas mit dem Weben von Burnussen, welche sie auf die Märkte von Tozer oder Degasch (auf der Karte des französischen Generalstabes Deguèche) bringen oder an die Nomaden verkaufen, welche sich in el-Hamma mit Datteln zu versehen pflegen.

Hof eines Hauses in der Oase el-Hamma.

Was besonders in el-Hamma auffällt, sind die Façaden der Häuser und ihre wunderbare Verzierung, durch welche sie von den einförmigen und nichtssagenden Häusern fast aller Städte der Regentschaft abstechen. Sie sind aus kleinen, in der Sonne getrockneten Ziegeln von 3 cm Dicke, 61 cm Breite und 22 cm Länge erbaut und weisen regelrechte Muster auf, welche dadurch entstehen, daß die Ziegel in symmetrischer Anordnung vorspringen oder vertieft sind. Die Muster sind einfach und ähnlich wie die geometrischen Verzierungen auf den Halfadecken, die man in ganz Tunesien flechtet, und dabei ist die Wirkung, welche man mit so einfachen Mitteln erzielt, eine ganz erstaunliche. Unter dem afrikanischen Himmel, in der hellen Sonne machen sich diese Dreiecke, Zickzacke, Quadrate und Rauten zwischen langen, platten Linien und unterbrochen von schießschartenartigen Oeffnungen ganz vortrefflich. In el-Hamma giebt es drei Zauias, wo etwa 40 Kinder im Lesen des Korans unterrichtet werden. Wie überall in den Oasen gehören die Bewohner geheimen Gesellschaften oder religiösen Orden, hier besonders den Rahmania, Chadria und Tabaïa an.

Nach einer wohlverdienten Ruhe begaben sich Cagnat und Saladin am nächsten Morgen auf der anfangs viel gewundenen, staubigen Straße nach dem nur etwa 10 km entfernten Tozer. Nach einem raschen, kurzen Ritte erblickten sie von fern eine kleine Kubba; es ist ein kleines Bauwerk, zum Gedächtnisse eines in Tozer verehrten Marabut errichtet, und besteht aus einem domförmig gewölbten Saale mit dem Grabe des Heiligen und davor eine Säulenhalle, in welcher gerade einige Araber sich ausgestreckt hatten und schliefen. Von dort erblickte man schon Palmen, während Tozer selbst durch eine Terrainfalte und durch die Massen von Ruinen, welche jeden arabischen Ort umgeben, dem Auge noch verborgen war. Zur Rechten lagen auf einer Anhöhe einige zerstörte Häuser, welche schon zu drei Viertheilen vom Sande begraben waren. Bald darauf befanden sich die Reisenden in Suk, dem wichtigsten der

Kubba auf dem Wege von el-Hamma nach Tozer.

neun Dörfer, aus welchen die Oase besteht; seine ersten Häuser stoßen unmittelbar an die Wüste und unterscheiden sich kaum von der grauen Farbe derselben. Jenseits der engen Gassen des Ortes, auf dem öden Platze, welcher die Kasbah von den wunderbar üppigen und fruchtbaren Gärten und Palmenpflanzungen, d. h. der eigentlichen Oase, trennt, ließen sie dann unweit der Kaserne der französischen Truppen und des Zeltes des Majors Roudaire — der damals gerade mit seinen Vermessungen in den Schotts beschäftigt war — das ihrige aufschlagen. Die Bevölkerung der Oase, 6897 Seelen stark, besteht aus 13 Fraktionen, von denen die beiden Dörfer Beled el-Hadar und Dschehim nach Ibn Chaldun die alte berberische Stadt darstellen. Bepflanzt sind 900 ha mit 217 577 Palmbäumen, welche 8 502 390 kg Datteln erzeugen. Diese bilden den Hauptgegenstand des Handels der Oase, in welcher sich indessen noch einige Industrien erhalten haben, wie die Herstellung von Burnussen, Decken und Teppichen. Auch gelten die dortigen Maurer, meist Ziegelstreicher für besonders geschickt. Auch hier finden sich dieselben originellen, hübsch verzierten Façaden wie in el-Hamma, wovon unsere Abbildung eines kleinen Platzes ein Beispiel giebt. In 18 Schulen und 11 Zauias erhalten 562 Kinder Unterricht; die hier vertretenen Orden sind die Tishania und Rahmania, ferner die Tozer eigenthümliche Verbindung der Massaudia und einige Alauïa.

Der Wed, welcher die Oase bewässert, heißt Berkuk; nachdem er einige hundert Meter weit geflossen, theilt er sich in drei Arme, welche sich wiederum in eine große Zahl kleiner Kanäle verästeln und so nach allen Seiten hin Leben und Fruchtbarkeit verbreiten. Die Brücken, welche über denselben führen, sind meist aus antiken Steinen erbaut; in eine derselben ist sogar das Bruchstück einer Statue aus weißem Marmor eingemauert. Sonst haben sich in Tozer nur wenig alte Reste erhalten, wie in el-Hadar die viereckigen Grundmauern eines Mausoleums; dafür ist eine Moschee, die Dschama Adam, die älteste in Tozer, welche im Jahre 590 der Flucht von dem Eroberer des Landes Abd el-Aziz bu Fares erbaut wurde, als Bauwerk sehenswerth; sie enthält einen wundervollen Mihrab.

Natürlich verkehrten unsere Reisenden auch mit Major Roudaire und ließen sich von ihm seinen Plan der Unterwassersetzung der Schotts entwickeln; sie enthalten sich eines

Urtheils über die Ausführbarkeit desselben, behaupten aber, daß die Landeseinwohner entschieden gegen das Projekt sind, durch dessen Realisirung ihre Datteln bedeutend an Werth verlieren würden. Die Dattel des Dscherid, deglat en-nur genannt, verdankt ihren Ruf lediglich der trockenen Luft, in welcher sie reift; im frischen Zustande ist sie fest und durchsichtig und verwandelt sich einige Zeit nach dem Abpflücken in eine Art Paste, in welcher der Zucker fast krystallisirt ist. Dann läßt sie sich unendlich lange aufbewahren und spielt eine Hauptrolle in der Ernährung der Nomadenstämme, welche die ganze eine Hälfte des Jahres nur von Mehl, gerösteter Gerste und Datteln leben. Die Datteln vom Meeresstrande dagegen, wie z. B. die von Gabes, sind weniger schmackhaft, sodann, weil sie in einem feuchteren Klima wachsen, weicher und verschimmeln rasch, so daß sie von den Nomaden sehr gering geachtet werden. Nun bilden

Platz mit Säulenhalle in Tozer.

aber in Tozer wie im ganzen Dscherid Datteln den einzigen Reichthum; nur sie locken die zahlreichen Karawanen herbei, welche täglich kommen und Hunderte von Säcken verladen. Dafür bringen die Nomaden ihre Wolle, welche in den Oasen zu Burnussen verwebt wird, Straußenfedern, Gold, Gummi, kurz alle Produkte des Sudan, ferner Getreide, das in Tozer in sechs von Thieren getriebenen Mühlen gemahlen wird. Was außer Datteln in der Oase gebaut wird, dient nur dem dortigen Verbrauche. Der Dattelhandel müßte Tozer bald reich machen, wenn nicht Sorglosigkeit in der Verwendung des Wassers, ungerechte Vertheilung der Steuern, das System des Kirchengutes (Abbus) u. s. w. einem Aufschwunge im Wege stände; hier müßte französischer Einfluß fördernd und bessernd eingreifen durch Abschaffung der todten Hand, Reinigen der Quellen, Bohrung von artesischen Brunnen und dergleichen mehr. Auf solche Weise ließe sich dem tunesischen Süden weit mehr und mit viel geringeren Kosten aufhelfen, als durch die

(ohnehin problematische) Unterwassersetzung der Schotts, welche 500 000 000 Francs kosten soll und zunächst keinen anderen Erfolg haben würde, als die Vernichtung der immerhin blühenden Dattelkultur oder mindestens die Verschlechterung der dort wachsenden Datteln. Wie viel Straßen, Eisenbahnen, Häfen, Wasseranlagen ließen sich nicht für jene riesige Summe herstellen!

Von Tozer kehrten die Reisenden nach el-Hamma zurück, aber auf dem östlichen Umwege über el-Udian, wo sie etwas mehr römische Ruinen zu finden hofften.

Das Kiella-Spiel der Neger.

Von Dr. **Max Buchner.**

Ein sehr häufig zu beobachtender Zeitvertreib der Eingeborenen von Angola und dessen Innerem ist das Kiella-Spiel, eine Art Damenbrett mit Grübchen, welche entweder in einen Holzklotz eingeschnitten oder auch nur in die bloße Erde eingebohrt sind, unzweifelhaft identisch mit dem nubischen „Mangala", von welchem Schweinfurth berichtet, daß es auch eine Lieblingsunterhaltung der Niam-Niam sei. Nur hat das Kiella-Brett nicht bloß zwei, sondern vier Reihen von Gruben, und nicht neun, sondern bloß sieben Gruben in jeder Reihe, was jedoch keinen wesentlichen Unterschied macht.

Die beiden Spieler A und B, von denen jeder über die ihm zugewendeten zwei Reihen verfügt, besetzen zunächst jede der sieben vordersten Gruben von rechts nach links mit je drei Steinen. Als solche dienen gewöhnlich die großen schwarzen Erbsen einer Akazie. Dann beginnt das Spiel Zug um Zug ungefähr in folgender Weise:

Ein Kiella-Brett, etwa 70 cm lang.

Erster Zug: A nimmt aus den fünf Gruben rechts I 3, 4, 5, 6, 7 je einen Stein und besetzt damit die Gruben II 7, 6, 5 und zwar so, daß in 7 und 6 je zwei, in 5 ein Stein zu liegen kommt. B thut auf seiner Seite dasselbe.

Zweiter Zug: A nimmt aus den Gruben I 1 und 2 je einen Stein und legt sie in II 5 und 4. Ebenso seinerseits B, worauf dieser den einen Stein II 4 und die zwei Steine I 4 des Gegners konfiscirt.

Indem nämlich die beiden Parteien ihre Kampflinie von rechts nach links vorrücken, und zwar so, daß die vorderste Grube immer nur mit einem Steine besetzt werden darf, erhält diejenige, die zuerst diesem Angriffssteine quer gegenübertritt, das Recht, sowohl diesen als auch die hinter demselben befindlichen Steine zu fressen.

Dritter Zug: A deckt die Lücke I 4 mit den zwei Steinen I 1. Dann nimmt er je einen Stein aus I 5, 6 und 7, legt sie in II 4 und 5 und konfiscirt den ganzen Inhalt von B II 5 und I 5. So geht es fort, bis die eine Partei alle Steine verloren hat.

Die beiden Gegner können übrigens, indem sie zwei Steine mehr aufwenden, an einander vorüberrücken, ohne sich zu schädigen, da nur dann konfiscirt werden darf, wenn der vorderste einzelne Angriffsstein quer neben sich gleichfalls nur einen einzelnen Stein antrifft, was später, wenn die Reihen sich immer mehr lichten, auch weiter hinten eintreten muß.

Ist die Kampflinie II von rechts nach links durchschritten, so geht es auf I 1 zurück und wieder von links nach rechts vor wie im Anfange.

Diese Beschreibung soll natürlich weiter nichts als eine ganz allgemeine Vorstellung von der Idee des Spieles bezwecken. Da bloß zwei strikte Regeln gelten, nämlich 1) es darf in dem angedeuteten Sinne nur vorwärts, niemals rückwärts gezogen werden, und 2) vorn darf immer nur ein einziger Stein gesetzt werden, so ist dem Belieben die größte Freiheit und der Vorausberechnung eine Menge von Kombinationen gelassen. Sicherlich erfordert das Kiella-Spiel ebenso viel Scharfsinn und Umsicht, wie unser Damenbrett. Doch gönnen sich die Spieler fast niemals Zeit zum Nachdenken, und die Züge folgen einander so schnell, daß man Mühe hat, sie zu verstehen.

Landschaftlicher Charakter der Anden Venezuelas.

Von Dr. **W. Sievers.**

I.

Von allen denjenigen, welche die Anden Venezuelas[1]), die Cordillere von Merida, kennen, dürften die meisten dieselben wohl von der Nordseite, vom See von Maracaibo aus, betreten haben; denn nur wenige machen die beschwerliche Reise von den Centralstaaten Guzman Blanco und Carabobo aus zu Lande über Barquisimeto und Tocuyo; diese letzteren sind meist Kaufleute aus Puerto Cabello und Valencia; im Allgemeinen ziehen aber Fremde und Venezolaner gleichmäßig den Seeweg über Maracaibo vor.

[1]) Unter Anden Venezuelas verstehen wir hier nur das westliche Gebirge, die Cordillere von Merida, nicht das venezolanische Küstengebirge von Valencia, Carácas und Cumaná. Die Scheide beider, Gebirge liegt zwischen Barquisimeto und Nirgua.

Seit einigen Jahren besteht ein Dampferverkehr zwischen Maracaibo und den Häfen des Maracaibo-Sees, nämlich zwischen Moporo, La Ceiba, Boca del Zulia und Boca del Catatumbo. Vom letzteren aus gehen Flußdampfer den Zulia aufwärts bis zum Hafen Villamizar (Buenaventura), von wo aus eine Eisenbahn nach der Handelsstadt Cúcuta (San José de Cúcuta) im Bau begriffen ist. Wenn man sich Abends in Maracaibo einschifft, so kann man am folgenden Morgen vor La Ceiba, am Nachmittage vor der Mündung des Escalante-Flusses (Boca del Zulia) angelangt sein. Leider war mir eine so schnelle Beförderung nicht vergönnt; denn in der Cordillere lagen die beiden politischen Gegner, die Generäle Medina und Araujo, in offener Fehde und in La Ceiba sollte der zur Schlichtung dieses Aufstandes entsandte General Eladio Lara ans Land gesetzt werden, um die Reise ins Innere anzutreten; dadurch verloren wir in La Ceiba den ganzen Tag, insofern der Kapitän sich genöthigt sah, dem General Lara noch einige Stunden das Geleite zu geben.

Doch zeigte sich mir hier deutlich der Vortheil, den die Seereise vor der Landreise voraus hat; diejenigen, welche von Osten die Cordillere zuerst zu Gesichte bekommen, befinden sich auf der Höhe von mehr als 1000 m, ehe sie westlich der Stadt Tocuyo an die bis 2800 m aufsteigenden Páramos von Agua de Obispo gelangen; von La Ceiba aus sieht man dagegen im Hintergrunde des Sees das Gebirge sich unmittelbar zu einer Höhe von fast 4700 m erheben. Die gewaltige Kette der Páramos, Pan de Azucar, Culata, Conejos u. s. w., zieht hier von ONO gegen WSW in ununterbrochener Firstlinie einher, einer ungeheuren Mauer gleichend, durch welche kaum eine Eingangspforte in das lachende Thal des dahinter brausenden Chamaflusses Zugang gewährt. Der landschaftliche Eindruck ist daher ein ganz verschiedener, je nachdem man sich von Nord oder Ost den Hochgebirgsflanken nähert. Von Nord aus gesehen bietet das Gebirge entschieden denjenigen Anblick, welchen man von den Anden erwartet; das Großartige, Riesige, Ungeheure, welches mit dem Namen der Anden mit Recht stets verknüpft wird, ergreift hier den Beschauer auf das Tiefste und läßt ihn staunend und bewundernd immer und immer wieder sein Auge zu den starren Gipfeln emporrichten, bis die Nebel und Dünste des späteren Vormittags die Kette in einen duftigen Schleier hüllen und die glühende Hitze des Tieflandes, welche sich namentlich auf einem vor Anker liegenden, des Luftzuges entbehrenden Schiffe in äußerstem Maße fühlbar macht, den Europäer zu der während der Mittagsstunden erwünschten Siesta zwingt. Auch vom Süden, von den Llanos des Staates Zamora aus, bietet die Cordillere durchaus nicht den großartigen Anblick dar, den man sich gern mit dem Gebirge verbunden denkt. Am steilsten sind noch die Abhänge im SO des Staates Trujillo, so daß man hier manchmal eine Aehnlichkeit mit dem Nordabfall zu finden glaubt; doch ist das Gebirge um 800 m niedriger und der Standort ist um 200 m höher, also eine Differenz von 1000 m, die mehr als $1/_5$ der Gesammthöhe des Nordabhanges ausmacht und genügend ist, um einen weniger großartigen Eindruck hervorzurufen. Weiter gegen Westen aber, etwa von Santa Barbara, einem kleinen, auf verbrannter Sabane, auf dem äußersten Außenposten der Civilisation gelegenen Dorfe aus, steigt das Gebirge langsam gegen Nord hin an; niedrige Höhenzüge erheben sich, sanft ist der Aufstieg, und man braucht volle vier Tage, ehe man auf die Höhe von 3000 m gelangt; ja noch weiter im Westen, nördlich des entstehenden Dorfes Mucuchachí, kann man das Gebirge völlig kreuzen, ohne 2500 m zu erreichen.

So sind denn auch die Zugänge zu den Anden vom Norden aus überaus spärlich und beschwerlich; es giebt eigentlich nur zwei Eingangspforten und diese umgehen die eigentliche Randkette vollständig. Die eine liegt im äußersten Westen und ist durch den Zulia-Fluß vorgezeichnet, dem entlang man das niedere Land von Cúcuta in Colombia und das Bergland des Táchira, ohne irgend welche Hügelkette zu übersteigen, leicht erreichen kann. Die andere liegt im äußersten Osten, führt von La Ceiba durch das waldbedeckte Niederland auf leidlichen Wegen und soll durch eine Eisenbahn von La Ceiba nach Sabana de Mendoza noch mehr erschlossen werden; man ersteigt von hier aus bequem das 600 m hohe Bergland von Betijoque und Valera und kann von hier aus am Motatán aufwärts in das centrale Schneegebirge gelangen. Zwischen beiden führen allerdings noch Pfade unmittelbar auf das Hochgebirge; so z. B. der Weg von dem Hafen Bobures über Torondoy geraden Weges über den Pan de Azúcar nach Mucuchies und Merida, und von Arenales über den Paramo del Tambór nach Ejido und Merida; allein diese Pfade sind im höchsten Grade beschwerlich, äußerst verwahrlost und verwachsen und werden selten benutzt; ihre Wichtigkeit für den Verkehr ist fast gleich Null.

Dagegen hat sich seit einigen Jahren ein anderer Weg einen gewissen Verkehr erobert, welcher durch den Durchbruch des Chamathales nach Chiguará-Merida, beziehentlich nach Tovar führt; das Gebirge zeigt hier eine beträchtliche Abnahme der Höhe; nur etwa 900 m Höhe sind hier zu erklimmen; allein auch dieser Weg ist in einem ganz unbeschreiblichen Zustande. Dennoch wählte ich ihn, da die beiden anderen Zugänge durch Kriegsereignisse gesperrt waren.

Man fährt auf einem kleinen Flußdampfer den Rio Escalante aufwärts, dessen Ufer mit Wäldern von Apfelsinenbäumen, Bananen und den ziegelroth blühenden Bucares bestanden ist, deren Roth mit dem goldenen Gelb der Apfelsinen und dem hellen Grün der Bananen einen ungemein anheimelnden Contrast bildet. Schlingpflanzen überwuchern die einzelnen Bäume, erfüllen die Kronen mit ihrem Laubgewirr, ragen hoch über sie hinaus und siedeln sich an den einzelnen Aesten an; ihr Gewirr nimmt die Gestalt von alten Ruinen an, so daß die von den Schlingpflanzen überwucherten einzeln neben einander stehenden Bäume einer in Ruinen liegenden Straße nicht unähnlich waren. Schmetterlinge und Kolibris tummeln sich im Röhricht, Wasservögel stolziren am Ufer und Kaimans sollen sich in Menge am Flusse befinden.

Die Flußfahrt geht bis zu den einander gegenüber liegenden Orten Santa Barbara und San Carlos del Zulia; hier verläßt man das Schiff und tritt in die unendlichen Wälder ein, welche den Maracaibo-See, besonders an der Südseite, in zum Theil bis 100 km Breite umgeben. Dort, wo man sie auf dem Wege Santa Barbara-Tovar durchschreitet, mag dieser Gürtel 40 km breit sein; das ungeheure, wandartige Pflanzendickicht, welches sich zu beiden Seiten des Weges ausdehnt, das domartige Gewölbe ganz riesiger Palmen von verschiedenen Arten, welche im Verein mit anderen Bäumen und namentlich Schlingpflanzen ein undurchdringliches Laubdach über uns bilden, ruft gänzliche Abgeschlossenheit hervor; kaum ein Strahl der Sonne durchdringt diesen Wust von Vegetation; ungeheure Wurzeln spannen sich am Boden aus, Wurzeln, die bis 4 Fuß, bis zur Brusthöhe eines ausgewachsenen Mannes, hoch werden, so daß die Pferde häufig nur mit Mühe über sie hinwegsteigen können; Baumstämme liegen kreuz und quer über den Weg, den man sich hier und da bahnen muß; bald

zerreißen die Dornen links das Gewand, bald stößt man rechts an einen Baumstamm an; dann wieder geräth man in Gefahr, sich an den herabhängenden Lianen, Ranken und Luftwurzeln, welche die Dicke von Schiffstauen erreichen, zu erhängen; hier erst habe ich begriffen, wie einst Absalom, der Sohn weiland König David's, das Leben verlor; auf den Ranken und in den Kronen der Bäume turnen langschwänzige Affen und Papageien, die großen rothen Guacamayos, hier Aras genannt, die mittelgroßen grünen Loros und die kleinen Periquos, welche meist zu zwei fliegen sollen und daher Inseparables heißen, so daß, wenn einer stirbt, der andere bald nachfolgt. Sie kommen auch in Schaaren vor, und ich sah mehrfach solche Schwärme, die mit mißtönendem, störendem, kreischendem Lärm plötzlich die todte Stille des Urwaldes erfüllen, in der man sonst nur das Echo des Hufschlages, das Athmen der Pferde und das Brechen und Knacken der Zweige vernimmt, die man mit seinem eigenen Körper zerbricht. Grauenhaft großartig ist diese Ruhe; plötzlich fangen dann die Affen an zu lärmen, die Papageien schwatzen ihre sonderbaren Laute, und der Reiter, welcher unvorsichtig hinaufschaut, hängt plötzlich an einem quer in der Brusthöhe über den Weg liegenden Baumstamme, während das Pferd unter demselben hindurchgeht. Der Jaguar, hier allgemein „Tiger" genannt, durchstreift den Wald; von dem Vorkommen des Silberlöwen und der Tapire geben die zahlreichen Felle in den Ranchos am Wege Kunde. Zur Tageszeit sieht man indessen alle diese Thiere niemals. Zur Nachtzeit kann man aber hier nicht reisen; denn der Weg ist zum Theil gar nicht erkennbar, man schlägt sich eben durch den Morast und das Baumgewirr durch, so gut es geht. Der Weg ist so ausgetreten, daß bis $1/2$ m hohe, abwechselnde Stufen und Löcher entstehen, in welche die Thiere die Füße setzen und in Folge dessen gar bald ermüden; denn diese Löcher sind häufig mit Wasser gefüllt, die Thiere können keinen festen Fuß fassen, glitschen aus, straucheln und fallen; hier gilt es im Sattel zu voltigiren und man befindet sich auf dem Rücken des Pferdes in einer ewig wechselnden, unberechenbaren Bewegung, gleich dem Schaukeln des kleinen Fahrzeuges in der Brandung der Küste.

Hier und da findet man in der Nähe von Santa Barbara eine kleine Ansiedelung im Walde, eine Hütte, einen Viehhof; je weiter man jedoch in den Wald eindringt, desto spärlicher werden die Hütten; morastige Wasserläufe durchziehen den Wald; die Pferde gerathen bis an die Knie in den Schlamm; in der Regenzeit bleiben häufig Maulthiere hier vollständig stecken und kommen elendiglich um. In einer Lichtung im Walde stehen ein paar Häuschen; das Wasser des Wasserlaufes, dem sie ihre Entstehung verdanken, ist nicht einmal zum Waschen brauchbar; die Bewohner leben elend im ungesunden Fiebersumpfe. Der Weg wurde immer schlechter und stand halb unter Wasser; die Thiere glitten andauernd aus, liefen Gefahr, sich zu überschlagen und ermüdeten sichtlich; die Dichte des Waldes setzt sich fort; die Thierwelt wird immer lebhafter, mannigfaltige Schmetterlinge umgaukeln Roß und Reiter, große Vogelspinnen und Tausendfüße, Schlangen und Käfer kriechen umher; fußlange Eidechsen huschen am Boden, der oso palmero[1]) ersteigt behend die Bäume, wenn er die Reisenden hört; Züge von Ameisen aller Farben, eine jede ein grünes Blatt über sich schleppend, wimmeln über den Weg. Die Hitze stieg nicht über 31°; die ungeheure Feuchtigkeit des Waldes dämpft die Strahlen der Sonne noch mehr als das dichte Laubdach; der Weg bessert sich allmählich, plötzlich führt er einen kleinen, steinigen Hügel hinauf, wir stehen am Fuße der langersehnten Cordillere. Unvermittelt steigt sie auf; im tiefen Walde hatten wir keinerlei Aussicht auf das Gebirge gehabt.

Steil aufwärts geht es nunmehr; zur Linken im Grunde tost der Rio Chama, der Fluß von Merida; zur Rechten liegen die ersten Hügel der Anden; bald aber haben wir eine größere Höhe erreicht und es eröffnet sich ein Blick auf die Wälder von Zulia und den See von Maracaibo.

Schweigend breitet sich die endlose, tiefschwarze Waldmasse aus, aus ihr hervor tauchen die gelben Blüthen des Flor-amarilla-Baumes; ein lichter, glänzender Streifen am Horizont bezeichnet den See von Maracaibo; ein Regenguß stürzt herab; fahl und grau, tiefgelb und schwarz sind die Farben des Abendhimmels; bleiern lagert die Feuchtigkeit über dem Sumpflande; Gase und Miasmen, Dünste und Fieberluft steigen empor; Wolken von Mosquitos erfüllen die Luft. Hier liegt eine der Stellen, wo allnächtlich in der Regenzeit elektrische Entladungen in ununterbrochener Folge stattfinden; in dem einen Winkel des Horizonts leuchtet es auf; Blitz auf Blitz folgt mit erschreckender Häufigkeit und erstaunlicher Regelmäßigkeit in bestimmten Zeitintervallen.

Das ist der Farol de Maracaibo; wenn die Schiffer aus dem Golfo de Venezuela, zwischen Coro und der Goajira-Halbinsel, sich der Barre nähern, um die Einfahrt in den Maracaibo-See zu gewinnen, so halten sie die Spitze des Schiffes den Blitzen zu; so hat die Natur dort, wo sie der Schiffahrt ein Hinderniß bereitet, auch gleichzeitig ein Mittel zur Vermeidung der Gefahr, wenigstens in gewissen Monaten, geschaffen.

Nach Süden zu erhebt sich die Cordillere zu größeren Höhen; ihre Formen sind schön, zwar unregelmäßig, doch wohlgestaltet und dem Auge gefällig; es sind hier keine lange Bergzüge, sondern Höhe thürmt sich neben Höhe empor; runde Formen, Kuppen und Rücken wirr durch einander geworfen, nirgends Ruhe, überall neue Formen, neue Bilder, doch alles von schwarzem Walde bedeckt. Riesig ist die Vegetation auch hier noch; bergauf, bergab führt der Weg, kaum minder schlecht als unten im morastigen Tieflande.

Hier und da sieht man eine Hütte meist auf der Höhe der einzelnen Rücken an vorspringenden, in die Augen fallenden Punkten; häufiger und zahlreicher werden sie, allmählich schließen sie sich zusammen zu größeren Ansiedelungen; weit hinten auf dem Rücken des Gebirges sieht man dasselbe Bild, einzelne Hütten am Bergabhange, im schwarzen Walde.

Anmuthig und lieblich ist die Cordillere dort, wo menschliche Thätigkeit sichtbar ist; düster und geheimnißvoll dort, wo sie fehlt. Schweigen herrscht im Gebirge, denn die Sonne sinkt und die Papageien sind schon verstummt; kaum daß man hier und da das dumpfe Getön eines stürzenden Baumes vernimmt; da plötzlich erhebt sich ein pfeifender Lärm, langsam beginnt er, schwillt an, nimmt zu, steigt zu ohrenzerreißendem, gellendem Geräusch, nimmt dann wieder ab, mäßigt sich, schwillt von Neuem an, läßt wiederum nach und verschwindet allmählich. Das sind die Chicharras, eine Art Grille; in großer Anzahl sitzen sie in den Kronen der Bäume und vollführen ihren Gesang, um es euphemistisch auszudrücken. Ihre Zahl muß unendlich groß sein, ihre Liebhaberei ist der feuchte Wald und überhaupt feuchtes Land; an den Ufern der Flüsse, in wasserreichen Thälern, an den regenreichen Abhängen des Gebirges, in feuchten Kaffee- und Kakaopflanzungen siedeln sie sich an; namentlich im Monat April und Mai hörte ich sie im Thale von San Cristóbal unaufhörlich, so daß man dort sogar eine Jahreszeit nach ihnen benennt, nämlich den

[1]) Der Ameisenbär.

veranito de la chicharra, Anfang April, auch schon Ende März, eine trockene Zwischenzeit zwischen den ersten Regen des Jahres und den darauf folgenden schweren Frühjahrsregen.

Ihr Getöse gleicht dem schrillen Tone einer Fabrikdampfpfeife zuweilen in täuschendster Weise, ihre Ausdauer ist ungeheuerlich; in ewigem Wechsel strengen sie ihre Stimme an, kaum hat der eine Schwarm geendigt, so beginnt der andere. Es scheint, daß zuerst eines der Thiere beginnt, allmählich fallen mehrere ein, die übrigen schließen sich an, bis endlich von allen Seiten ein wahres Geheul entsteht, dem die Ohrennerven selten passiv gegenüber stehen bleiben. Man sagt im Lande, sie hätten einen „Vorsänger", der den Ton angiebt; auch erzählt man, sie sängen so lange, bis sie platzten; in der That findet man häufig die Chicharras mit geplatztem Brustkasten auf der Erde umherliegen.

Der Charakter des Gebirges setzt sich in dieser Weise fort, bis wir die 1000 m hohe Kette von La Tala überschritten haben; hier treten wir beim Abstieg in das Thal des Mocotiesflusses ein, ein weiter Blick öffnet sich gegen Ost und gegen West; auf der einen Seite die Scharte des Chamathales mit den imposanten Schneebergen von Merira im Hintergrunde; von der Terrasse von La Buenaventura bei La Tala aus sieht man das Schneegebirge leuchten; scharf von der regnerischen Sonne bestrahlt, taucht es über den Wolken empor, die seinen Abhang einhüllen. Uebrigens ist dies der einzige Blick, welcher an die Alpen erinnert; wer in den Anden Venezuelas sucht, was wir in den Alpen zu sehen gewohnt sind, schroffe Gipfel, steile Hörner, Nadeln, Klippen und Felszacken, Wasserfälle, wildromantische Thalgründe, Klammen und Gletscher, der findet sich getäuscht; runde, glatte Formen, regelmäßige Berglinien, einfache Thäler, das sind die charakteristischen Landschaftselemente der Cordillere von Merida.

Der mittlere Tigris.

Von Dr. L. E. Browski in Mossul.

Der Tigris, diese mächtige Wasserader des westlichen Morgenlandes, steht zwar seinem benachbarten Bruderstrome an eigener Länge sowie an Umfang des beherrschten Quellengebietes bei weitem nach, übertrifft ihn jedoch dafür an Reichthum historischer Erinnerungen aus grauer Vorzeit, die nur noch wie nebelhafte Schemen über seinen Ufern schweben, und auch an Bedeutung für die Gegenwart des Landes, das sie beide durchströmen. Die zwei größten Städte desselben liegen an seinen Ufern, er ist die Hauptverkehrsader für den Handel der Reichshauptstadt und von Kleinasien nach den fernen, südöstlichen Gebieten des Staates und Persien.

Vor Durchstechung der Suezenge war er dies natürlich noch in viel ausgedehnterem Maße; die meisten europäischen Handelsgüter auf ihrem Wege nach Indien brachte er damals von Diarbekir bis Bassora hinab.

Gleich dem Euphrat durchströmte er einst die Gebiete der mächtigsten Königreiche des Alterthums, Ninive und Babylon; seine Wellen rauschten an den Mauern der zwei größten Städte jener Urzeit vorüber, und das einst so blühende assyrische Reich hat uns an seinen Ufern die bedeutendsten und großartigsten Monumente zurückgelassen, die erst vor wenigen Decennien aufgefunden und theilweise ans Tageslicht gefördert wurden, nachdem sie Jahrtausende lang unter Schutt und Trümmern versunken und begraben lagen. Die 10 000 Mann griechischer Hilfstruppen des jüngeren Kyros, die ihren Weg nach Süden den Euphrat entlang genommen hatten, zogen sich nach dem Fehlschlagen der Expedition unter Xenophon's Führung gegen Norden nach dem Tigris zurück. Auf der Ebene von Arbela, dem heutigen Erbil, einer unbedeutenden Stadt 10 Meilen östlich von Mossul am mittleren Tigris, schlug Alexander der Große den Darius aufs Haupt und zertrümmerte mit diesem entscheidenden Siege das medo-persische Reich, über dessen Trümmern unter seinen Nachfolgern Seleucia entstand, aufblühte und zu kurzer politischer Bedeutung sich erhob, bis es durch den aufgehenden Stern des am gegenüber liegenden Ufer erstehenden Ktesiphon verdunkelt wurde. Dort auch überwand Heraclius die „50 000 goldenen Speere" des Kosroes und nach demselben Lande verpflanzte Allah seine eifrigen und ergebenen Diener, die Dynastie der Abbassiden, welche auch am Tigrisstrande die Stadt Bagdad gründeten, die sich alsbald zu hoher politischer, merkantiler und religiöser Bedeutung entwickelte und lange Zeit eines der Hauptcentren des Islam war. Heute geht die einst so gepriesene Khalifenstadt mit Riesenschritten ihrem Verfalle entgegen und gleicht nur noch dem Schatten ihrer einstigen Größe.

Einen um so höheren Grad von Interesse gewähren diese historischen Reminiscenzen, wenn man die noch vorhandenen Reste der bedeutenden Vergangenheit mit dem gegenwärtigen, traurigen Zustande der Tigrisländer vergleicht.

In der heiligen Schrift kommt der Tigris zweimal unter dem Namen „Hiddekel" vor, vorerst in der Schilderung des Gartens Eden und dann in Daniel's Erzählung eines seiner prophetischen Träume.

Graf Pollington will auf seiner Reise im Jahre 1838 diesen biblischen Namen bei einzelnen umwohnenden Tribus noch unverändert im Gebrauche gefunden haben, während er jedoch dem Verfasser trotz seines vielfachen Verkehrs mit sämmtlichen Nomadenstämmen Mesopotamiens niemals zu Ohren kam.

Dagegen ist einige Aehnlichkeit der hebräischen Endung „dekel" mit „didjle", der gegenwärtig noch gebräuchlichen arabischen Bezeichnung des Stromes, allerdings nicht zu verkennen.

Nach den meisten Talmud-Interpreten bedeutet das Wort „Hiddekel" scharf, schnell, leicht. Die Ansicht ist übrigens alt und allgemein, daß dem Tigris auch dieser, sein späterer Name, dessen Etymologie noch keineswegs genügend sicher gestellt ist, seiner raschen Strömung wegen beigelegt worden sei. Demnach läge dem Worte Tigris der Stamm „Tir" zu Grunde, was im Zend und Pehlewi, den Ueberbleibseln der alten medischen Sprache, sowie noch im heutigen Kurdischen und Persischen „Pfeil, Wurfspeer", das gewöhnliche Symbol der Schnelligkeit, bedeutet.

Die Beduinen nennen den Tigris wegen der Fruchtbarkeit, die er durch seine vielen, im Süden des Landes angelegten Bewässerungskanäle bewirkt, auch „Nah'r-es-sel'am", den Strom des Friedens und Gedeihens.

Auch Bagdad wird von arabischen Schriftstellern oft „Medinet-es-sel'am“, die Stadt des Gedeihens, genannt.

Die Angaben verschiedener neuerer Reisenden über die Strömung des Tigris sind keineswegs übereinstimmend. Della Valle bemerkt, daß seinen diesbezüglichen Beobachtungen zufolge, die er im Oktober bei dem Dorfe Imam-Musa oberhalb Bagdads anstellte, der Tigris bei weitem nicht so rasch dahinströme, als der Euphrat. Wahrscheinlich hat er diesen letzteren im Frühlinge, zur Zeit des Hochwassers, gesehen. Ein anderer Reisender, Mignau, gelangt bei der Vergleichung der Geschwindigkeit der beiden Ströme, die er an den Brücken von Bagdad und Hille, allerdings gleichfalls nicht zu derselben Zeit, vornahm, zu demselben Resultate.

Nach meinen Beobachtungen mag dies zwar für den unteren Lauf des Tigris, wo er von Amara abwärts durch das flache Tiefland der südmesopotamischen Wüste in endlosen Schlangenwindungen unendlich träge dahinschleicht, allerdings noch zutreffen, im Ganzen ist er jedoch der bei weitem rascher fließende von beiden, doch seine Strömung an verschiedenen Orten wie zu verschiedenen Jahreszeiten bedeutend variirend.

Als mittlere Geschwindigkeit des Tigris fand ich an der Brücke zu Bagdad 7,33 preußische Fuß pro Sekunde, um volle drei Fuß mehr als die des Euphrat bei Hyt und beispielsweise sogar um nahezu fünf Fuß mehr als die der Donau bei Budapest.

Der kleine Göldjik-See in Anatolien, welcher als die Hauptquelle dieses Stromes zu betrachten ist, liegt 9000 Fuß über dem Spiegel des persischen Golfes. Doch auf halbem Wege zum Meere hat der Tigris bereits fast das ganze Gefälle hinter sich; die Höhe des Stromspiegels bei Djezire-ibn-Omar beträgt 900 Fuß und bei Mossul gar nur noch 353 Fuß. Diese ergeben dann im Verhältnisse zu seiner restlichen Länge von 162 geographischen Meilen einen mittleren Fall von etwa 26 Zoll pro Meile.

Der Tigris führt viel klareres Wasser als der Euphrat, welcher bei weitem mehr sedimentäre Stoffe mit sich trägt. Ein Liter Tigriswasser ergiebt nach mehrtägiger Ruhe durchschnittlich 5 bis 6 g, ein Liter Euphratwasser dagegen an die 20 g kalkhaltigen Schlammes als Bodensatz.

Beider Wasser ist trinkbar, das des Tigris sogar höchst wohlschmeckend, wie denn alle an den zwei Strömen gelegenen Städte und Ortschaften ausschließlich auf den Genuß desselben angewiesen sind und es dem der etwa in der Nähe befindlichen Quellen vorziehen. Es wird zu diesem Behufe vermittels im Lande erzeugter, poröser Thongefäße filtrirt.

Die Breite des Tigris beträgt zur Zeit mittleren Wasserstandes bei Mossul 800, bei der Mündung des kleinen Zab 2000 Fuß, an einzelnen Stellen noch viel mehr, doch bei Bagdad wieder nur etwas über 1000 Fuß. Er überfluthet zeitweise gleich dem Euphrat weit und breit seine Ufer, wie er denn auch bei einer solchen Gelegenheit einst einen Theil der Stadtmauern Ninives eingerissen und so zu dessen Einnahme und Zerstörung mit beigetragen haben soll.

Nach den gegen Ende November sich einstellenden ersten Winterregengüssen steigt der Strom gewöhnlich rasch und bedeutend, doch hält der hohe Wasserstand da nicht lange an, weil in Folge der alsbald eintretenden Fröste in den Gebirgen von Anatolien und Kurdistan seine und seiner Nebenflüsse Quellen erstarren.

Die eigentliche große Ueberschwemmung der Tigrisländer beginnt im April, wenn die Schneemassen in den Bergen zu schmelzen anfangen, und erreicht im Monat Mai ihren bedeutendsten Umfang. Da sind ungeheure Strecken Landes gänzlich unter Wasser gesetzt, und die Stadt Bagdad erscheint dann wie eine Insel inmitten eines unabsehbaren Meeres. Tiefer gelegene Quartiere schweben dann stets in großer Gefahr und werden nicht selten auch völlig überschwemmt und zerstört.

Von da ab fällt die Wasserhöhe allmählich bis zum Oktober, wo der Strom das Minimum seines Wasserstandes erreicht.

Das Wasserquantum des Tigris ist ein verhältnißmäßig größeres als das des Euphrat, weil er weniger durch künstliche Ableitungskanäle geschwächt wird und zahlreiche starke Nebenflüsse in sich aufnimmt, die jenem fehlen.

Die Wassermenge, die der Tigris zur Frühlingszeit an Bagdad vorüber dem Meere zuwälzt, kann annähernd auf 180 000 Kubikfuß in der Sekunde berechnet werden, welcher Summe zu gleicher Zeit nur 80 000 Kubikfuß des Euphrat bei Hyt gegenüber stehen.

Oberst Chesney berechnet in ziemlicher Uebereinstimmung hiermit die Wassermasse des Schat-el-arab, der beiden bei Korna vereinten Brüderströme, auf 236 907 Kubikfuß per Sekunde.

Die Ströme Euphrat und Tigris zusammen stehen also noch immer der Donau bedeutend nach, die in der Sekunde ungefähr 338 300 Kubikfuß Wasser dem Schwarzen Meere zuführt.

Zur Vervollständigung dieser flüchtigen hydrographischen Skizze bedürfen wir nur noch der Tiefe des Stromes; sie variirt auf der Strecke von der Schiffbrücke zu Mossul bis zu jener bei Bagdad zur Zeit des tiefsten Wasserstandes zwischen 6 und 50 Fuß. Somit ist der Tigris für Dampfboote von mittlerer Größe, mit sehr kräftigen Maschinen und nicht allzu großem Tiefgange, bis Mossul unbedingt schiffbar.

Und wird er denn nicht auch befahren? — dürfte nun der erstaunte Leser fragen.

Nein, natürlicher Weise nicht — lautet unsere scheinbar paradoxe Antwort, denn das vom Tigris durchströmte Land ist zu seinem Unglücke eine Provinz des ottomanischen Reiches. Damit ist alles gesagt und erklärt.

Bereits vor vielen Jahren gelang es einer englischen Gesellschaft, die Concession zum Betriebe der Dampfschiffahrt auf dem unteren Tigris von Bassora bis Bagdad von der türkischen Regierung zu erlangen. Es wurden auf dieser Strecke sodann etwa ein Dutzend Raddampfer in regelmäßigen Verkehr gesetzt. Man muß es der Leitung dieser Unternehmung lassen, in rücksichtsloser Ausbeutung ihres Monopols durch unverhältnißmäßig hohe Frachtsätze hat sie das Möglichste geleistet.

Da sahen die Türken, daß die Engländer sehr gut fuhren, und eines schönen Tages schaukelten denn auch einige türkische Dampfer auf des Tigris klaren Wellen. Der große Reformator Midhat-Pascha, der damals als Generalgouverneur zu Bagdad weilte, ließ sich die Sache angelegen sein, errichtete eine Schiffswerft und Reparaturwerkstätte daselbst, ließ zu deren Betriebe kundige Fachmänner aus Europa (Triest) kommen und begann der englischen Kompagnie erhebliche Konkurrenz zu schaffen.

Doch der ausgezeichnete Fortschrittsmann, dem Bagdad sonst noch so viel verdankt, wurde abberufen, die europäischen Kapitäne und Ingenieure wurden allgemach durch unfähige Türken verdrängt. Noch kommen und gehen zwar einige türkische Dampfboote zwischen Bagdad und Bassora, doch sitzen sie bereits bedenklich oft wochenlang auf den Sandbänken des Schat-el-arab fest, und die Zeit ist wohl nicht

mehr ferne, wo deren letzter Kessel zerplatzt und die letzte Kolbenstange gebrochen sein wird.

Im vorigen Jahre lief die Frist der den Engländern einst ertheilten Concession ab; sie bewarben sich nicht nur um Verlängerung, sondern gleichzeitig auch noch um eine Erweiterung derselben. Dies Mal wollten sie den Betrieb ihrer Schiffahrt auch noch auf den mittleren Tigris bis Mossul ausdehnen.

Anstatt nun die letztere, die ein großer Vortheil für das Binnenland gewesen wäre, zu gewähren, war die Regierung nur mit vieler Mühe zu bewegen, die Verlängerung der ursprünglichen Concession, jedoch mit bedeutenden Beschränkungen, zu bewilligen. Demnach dürfen gegenwärtig nur noch zwei englische Dampfboote den unteren Tigris bis Bagdad befahren.

Das in den leitenden Kreisen der Hohen Pforte bereits seit geraumer Zeit, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, gegen England überhaupt zur Geltung gelangende Mißtrauen mag zu dieser sonst ganz unbegreiflichen Entscheidung Veranlassung gegeben haben, denn die Regierung selbst hat seither weder die Anzahl ihrer eigenen Tigrisdampfer vermehrt, noch denkt sie auch nur im Entferntesten daran, dies in absehbarer Zeit zu thun.

Und doch wäre das endliche Inslebentreten einer regelmäßigen Schiffahrt wenigstens bis Mossul ein dringendes Bedürfniß, ja nachgerade eine Lebensbedingung für dieses weltentlegene Binnenland ohne Eisenbahnen und sogar noch ohne jedwede Fahrstraße! Das einzige Verkehrsmittel, schwerfällig, durchaus unzulänglich und dabei höchst kostspielig, bilden zur Zeit immer noch ausschließlich die Karawanen und außerdem die nur zur Thalfahrt geeigneten Kelleks, höchst primitive, eigenthümlich konstruirte Wasservehikel, aus aufgeblasenen Bocksschläuchen, die in großer Anzahl unter einem, mit Rindenbast zusammen geknoteten, gitterförmigen Balkenrahmen festgebunden werden.

Trotz der oben erwähnten, ablehnenden Haltung der Hohen Pforte gegenüber der englischen Tigris-Dampfschiffahrts-Gesellschaft zu Bagdad, glaube ich in der Annahme keineswegs zu irren, daß es einem deutschen Unternehmer bei entsprechender Unterstützung durch die Botschaft dennoch ohne sonderliche Schwierigkeiten gelingen würde, die Concession zum Betriebe einiger Dampfboote auf dem mittleren Tigris für die Strecke Bagdad-Mossul zu erlangen. Ein solcher würde dann sicherlich auch seine Rechnung dabei finden und das Land würde ihn als seinen größten Wohlthäter preisen.

Kürzere Mittheilungen.

Warum fließt die Eider in die Nordsee?

In einer kürzlich erschienenen Abhandlung [1]) stellt sich und beantwortet Dr. H. Haas, Privatdocent an der Universität Kiel, die Frage: Warum fließt die Eider in die Nordsee? Nach dem Verfasser ist der Grund der sonderbaren Erscheinung, daß die Eider die kaum 50 m hohe Bodenschwelle zwischen dem Schulen-See und der Kieler Förde nicht durchbricht, sondern sich westwärts der Nordsee zuwendet, während doch die bei Neumühlen in die Kieler Förde mündende Schwentine bei weitem höhere Bodenhemmnisse durchbrochen hat, in dem geologischen Aufbau der Gegend südwestlich von Kiel zu suchen. Im ganzen östlichen Holstein ist mit wenigen Ausnahmen das mittlere und obere Diluvium an der Bodenzusammensetzung betheiligt. Zu unterst findet sich die Grundmoräne der ersten Inlandvereisung, den Geschiebemergel bildend. Derselbe ist von blaugrauer Färbung und im hohen Grade wasserundurchlässig, weshalb sich auf ihm als Untergrund im ganzen östlichen Holstein größere und kleinere Seen und Teiche in Menge finden. Auf diesen Geschiebemergel folgt dann eine von Meyer und Forchhammer Korallensand genannte Sandbildung, besonders an den Förden und den seenreichen Thälern der östlichen Landeshälfte. Diesem Korallensande, einem Schlämmprodukt der interglacialen Periode des Landes, folgt dann ein Geschiebelehm von gelber Färbung, der jedoch in tieferen Schichten auch blau und mergelig werden kann. Derselbe ist die Grundmoräne der zweiten Inlandvereisung und unterscheidet sich von dem blaugrauen, unteren Geschiebemergel vor allem durch seine verhältnißmäßig große Wasserdurchlässigkeit. Auf diese drei, das Mitteldiluvium zusammensetzenden Gebilde folgt dann das obere Diluvium, eine Decksandschicht, als Schlämmprodukt des oberen Geschiebemergels. An dem die Bodenschwelle zwischen Kiel und dem Schulen-See durchschneidenden Eisenbahneinschnitt der Kiel-Hamburger Eisenbahn, vor allem aber an der dicht dabei liegenden Ziegelei Thonberg hat nun der Verfasser die Bemerkung gemacht, daß hier die Grenze des unteren Geschiebemergels sich 3 bis 4 m über der Ostsee, ja an der westwärts liegenden Ziegelei Petersburg sogar 27 m über der Ostsee findet, während diese Grenze an den Rändern der Kieler Förde fast stets im Niveau der Ostsee angetroffen wird. Weiter ergab sich, daß bei Thonberg die Lagerung der drei Bildungen des Mitteldiluviums nicht die normale ist, sondern daß die Schichten förmlich in einander geknickt und gepreßt sind, der Korallensand an vielen Stellen sich wie ausgewalzt zeigt und mehrfach von größeren Schollen des unteren Geschiebemergels überlagert wird. Es liegt also hier eine mächtige Stauchung des unteren Geschiebemergels und des Korallensandes durch den oberen Geschiebemergel vor. Hervorgebracht wurde dieselbe durch das Inlandeis bei seinem zweiten Vorrücken, und das Resultat davon ist jener niedrige Höhenzug, welcher sich zwischen Eider und Kieler Förde in ostwestlicher Richtung erstreckt. Da der untere Geschiebemergel, wie erwähnt, stark wasserundurchlässig ist, so fand an diesem Walle die Eider einen nicht zu überwindenden Widerstand. Anders liegt die Sache bei der Schwentine. Diese hatte nur Korallensand und oberen wasserdurchlässigen Geschiebemergel zu durchbrechen, welche ihr keinen dauernden Widerstand leisten konnten.

Der Verfasser geht hierauf weiter und zeigt, daß diese hydrographischen Verhältnisse der Eider nicht immer bestanden haben, sondern daß sich vor der zweiten Inlandvereisung die Eider aus dem Schulen-See über Poppenbrügge nach der Kieler Förde ergossen hat. Die Gründe hierfür finden sich besonders deutlich ausgeprägt an der Ziegelei Thonberg. Hier zeigen sich in einem Aufschlusse im Korallensande nicht nur der demselben typische Sand, sondern auch mit Lagen desselben abwechselnd mittelgroße Geröllmassen, die aus den verschiedenartigsten Gesteinen bestehen und wegen der runden

[1]) „Warum fließt die Eider in die Nordsee?“ Ein Beitrag zur Geographie und Geologie des Schleswig-Holsteinschen Landes von Dr. Hippolyt Haas, mit einer Kartenskizze. Kiel 1886, Lipsius u. Tischer.

(nicht kantigen) Form ihrer Bestandtheile nur als Flußschotter zu betrachten sind. Ueber diesem Schotter lagert dann der obere Geschiebemergel, so daß ersterer interglacial ist. Daß in der interglacialen Periode ein Wasserlauf in die Kieler Förde mündete, steht auch damit im Einklange, daß an der südlichen Umrandung derselben der Korallensand ein gleichmäßig feines Korn zeigt, wie es naturgemäß sein muß, denn die gröberen Sinkstoffe wurden zuerst und die feineren später, zum Theil erst an der Mündung, abgesetzt. Erst als bei der zweiten Vergletscherung der cimbrischen Halbinsel jene Bodenschwellung südlich der Kieler Förde sich bildete, wurde in der folgenden Abschmelzperiode die Eider genöthigt, sich vom Schulen-See westwärts zu wenden. Es geschah dies in zwei Armen, von denen der eine noch jetzt erhalten ist, während der etwas nördlichere wegen der mit den Gletschern schwindenden Wasserfülle der Eider versumpfte und nur noch in einer Reihe von Seen, vom Dreck-See bis zum Hansdorfer-See, erhalten ist.

So setzt sich also die Eider aus drei ursprünglich getrennten Flußläufen zusammen, nämlich aus einem interglacialen Stück von der Quelle beim Gute Bothkamp bis zum Schulen-See, aus einem postglacialen Lauf vom Schulen-See bis in die Gegend von Rendsburg und einem dritten Stück von Rendsburg bis zur Nordsee, welches möglicher Weise bereits in der Interglacial-Zeit einem Flußlaufe als Bett diente.

Das Têt-Fest in Tongking [1]).

„Têt, Têt" ist ein Wort, welches man gegen das Ende des Jahres fortwährend im Munde der Annamiten hört. Têt ist das große Neujahrsfest, gleichzeitig ein öffentliches, ein Familien- und ein religiöses Fest, welches einen Augenblick der Ruhe in die unaufhörliche, wenig lohnende Arbeit der emsigen Bevölkerung bringt. Auch der Aermste sucht etwas Geld für diese Gelegenheit zusammen zu bringen, und wenn das Jahr zu schlecht oder der Steuereinnehmer zu begehrlich gewesen ist, wenn die Seeräuber es weggenommen haben oder der Mandarin etwas öfter als gewöhnlich durchgereist ist, dann wird alles, was so ein armer Schlucker noch besitzt, verkauft. Neujahr bei den Annamiten ist in erster Linie ein Kinderfest, an dem aber auch alle Verwandten, selbst die verstorbenen, theilnehmen; auch die Regierung betheiligt sich, alle Staatsgeschäfte werden vom 5. Tage vor bis zum 10. Tage nach Neujahr unterbrochen; es müßten schon wichtige Dinge sein, welche diese Ruhe zu stören vermöchten. Die Armen aber können nicht so lange feiern; sie unterbrechen ihre Arbeit nur während dreier Tage und werden während der übrigen Zeit für die Dienste, welche sie leisten, gut belohnt.

Die Festlichkeiten begeht man unter sich; aller Handelsverkehr hört auf, die tiefe Stille wird nur durch das Geknatter der Schwärmer unterbrochen und man könnte sich in einer mit Gewehrfeuer angegriffenen Stadt wähnen, wenn nicht die Einwohner, in ihre schönsten Gewänder gekleidet, sich gegenseitig Besuche abstatteten. Die Besuche werden von Geschenken begleitet; reiche Chinesen und Annamiten und die Mandarinen geben ihre Karte ab oder schicken sie an ihre Bekannten, wenn dieselben zu zahlreich sind, um sie persönlich aufzusuchen.

Die Kinder wünschen den Eltern ein glückliches Neujahr, diese dagegen schenken ihnen Päckchen mit Sapeken, die in rothes Papier eingeschlagen sind (roth ist die Farbe der Freude).

Am Vorabende des Festes wird auf dem Hofe der Wohnung ein grüner Bambu aufgepflanzt, um den Ahnen und verstorbenen Verwandten das Haus kenntlich zu machen; durch dieses Zeichen werden sie eingeladen, einzutreten und das für sie speciell auf dem Ahnenaltar aufgestellte Mahl einzunehmen. Vor der Thür, die auf die Straße führt, ist ein hoher, oben mit Blättern der Fächer- und wilden Kokospalme und Federn geschmückter Mast aufgestellt, am Abend hängt man eine Laterne an demselben auf; da die Häuser nur schmal sind, stehen die Bambus nahe bei einander. Uebrigens ist das Schauspiel in den Häusern viel sehenswerther als vor denselben. Die gewöhnliche Anordnung der Möbeln ist ganz verändert. Beim Eingange müssen mit Kreide auf den Boden gemalte Bogen und Pfeile die bösen Geister abwehren, manchmal werden auch die Thüren mit dornigen Pflanzen versperrt. Eine kleine viereckige Nische links vor der Thür bildet einen Altar zu Ehren des Schutzgeistes des Hauses (des Herrn der Thür). Man verbrennt dort Kerzen und Weihrauchstäbchen und bringt Blumen, Goldpapier und zweimal täglich Speisen zum Opfer; das Goldpapier wird dabei verbrannt und einige Schwärmer losgelassen. Letztere sind ein sehr nöthiges Requisit für diese Festlichkeiten, welche daher bei den Europäern nicht sehr beliebt sind. Diese Marterinstrumente sind derartig mit einander verbunden, daß ein unaufhörliches Geknatter entsteht und ihr Gekrach dem Gewehrfeuer gleicht. Am Hause wird oft ein ungeheurer Hut von buntem und Goldpapier aufgehängt; auch er ist für die Ahnen bestimmt. Dieselben treten jeden Augenblick bei diesem Feste auf, so daß die Annamiten einen guten Vorrath von innerer Fröhlichkeit besitzen müssen, sonst würden so viele traurige Gedanken und so viel Lust sich gegenseitig aufheben. So aber herrscht letztere vor. Während der letzten drei Tage vor dem neuen Jahre werden z. B. die Gräber der Ahnen von Unkraut gereinigt und ausgebessert, eine etwas traurige Vorbereitung für das Fest.

Im ersten Zimmer der Wohnung (bekanntlich liegen die Räume hinter einander) befindet sich ein langer lackirter Tisch und darüber ein großes rothes Bild, auf welchem allerlei Figuren und daneben große goldene Buchstaben angebracht sind, welche die Eigenschaften, welche der Hausherr besitzt oder doch besitzen könnte, verkünden. Auf dem Tische stehen und liegen Kerzen, ein Räucherfaß, ein großes Gefäß voller Asche, in welchem Weihrauchstäbchen stecken, Gold- und Silberpapier, Blumen und Thee. Dieser Altar ist dem Gotte des Handels geweiht, den man anfleht, die Geschäfte zu begünstigen und für den Zufluß von Kunden zu sorgen. Am Ehrenplatze aber, gewöhnlich der Thür gegenüber, erhebt sich der Altar für die Ahnen, schöner, größer, prächtiger als die anderen; auf ihn stellt man einen lackirten und vergoldeten Stuhl, welcher die Namen der Voreltern aufzunehmen bestimmt ist; ringsumher Weihrauch, Goldpapier u. s. w., wie auf den anderen Altären und endlich eine vollständige Mahlzeit, wie sie die lebende Familie nur essen könnte. Im Hofe des Hauses wird durch einen ähnlichen nur kleineren Altar dem Brunnengeiste Ehre erwiesen und man bittet ihn, gutes Wasser zu geben.

Das große Mahl findet am 30. des 12. Monats um Mitternacht statt; es ist ein wahres Fest, begleitet vom Knattern der Schwärmer und den Klängen des Gong und Tamtam. Man trinkt tüchtig und die sonst so nüchternen Annamiten treten in ziemlich berauschtem Zustande in das Neujahr ein. Der Jahreswechsel ist mit einer ziemlich sonderbaren Ceremonie verbunden: das Wasser des abgelaufenen Jahres wird nämlich gewogen und sein Gewicht mit demjenigen einer gleichen Menge Wassers vom neuen Jahre verglichen. Wenn letzteres schwerer ist, ahnt man Unheil; im anderen Falle wird das Jahr gut sein und man von Ueberschwemmungen nichts zu fürchten haben.

Während der ganzen Dauer des Têt werden täglich drei Mahlzeiten gehalten, um 8 Uhr, um Mittag und um 5 Uhr. Endlich am vierten oder fünften Tage des ersten Monats hält man die letzte Festmahlzeit, an welcher, wie immer, die Ahnen theilnehmen, und zum Schluß wird das Gold- und Silberpapier unter dem Knattern der Schwärmer verbraunt.

[1]) Nach A. Gouin, „Le Tonkin", Bulletin de la Société de Géographie 1886, I.er Trimestre, p. 178—183.

Das ist der Abschied der Ahnen. Wenn schlechtes Wetter ist, werden die Häuser nicht gleich geöffnet, um die gewöhnlichen Geschäfte wieder aufzunehmen, sondern erst muß die Sonne einen Strahl in das Haus geworfen haben; wird dies nicht beobachtet, so droht das schrecklichste Unheil.

Mancher Aberglaube wird mit dem Neujahr verbunden. Wenn während der ersten Nacht die Katzen miauen, so hat man während des ganzen Jahres die wilden Thiere: Tiger, Wölfe, Elephanten, Eber zu fürchten. Während der Festtage darf man seinen Untergebenen und Dienstboten keine Vorwürfe machen; wenn man es thut, wird man es das ganze Jahr hindurch thun müssen. Die Personen, welche in Trauer sind, dürfen, wenn sie die weiße Kleidung nicht ablegen wollen, ihre Freunde und Bekannten nicht besuchen.

Ein gutes Zeichen ist es, wenn gleich am ersten Tage des Jahres eine hochgestellte Person ein Haus besucht; der Besuch einer Person niedrigen Standes bringt Unglück.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der Verein zur Rettung des Siebengebirges hat ein kleines Schriftchen „Zur Rettung des Siebengebirges“ (Bonn, A. Henry, 1886) herausgegeben, das wir im Interesse der guten Sache jeden Naturfreund zu durchblättern bitten. Es schildert die Verwüstungen, welche die Steinbrüche in den basaltischen Kuppen des Gebirges bereits angerichtet haben, und führt dieselben bildlich vor Augen; da muß man allerdings bekennen, daß dort der Materialismus geradezu scheußlich gehaust und Meisterwerke der Natur, den Stolz der Rheinländer, verhunzt hat. Der Verein möchte die Regierung bewegen, zu retten, was noch zu retten geht, und weist darauf hin, daß sich Basalte namentlich auch in der abgelegenen Eifel finden, deren Bewohner durch Ausbeutung derselben vor den stets wiederkehrenden Nothständen sich schützen könnten. Sache der Staatsregierung sei es, den Anstoß dazu zu geben und durch billigere Frachtsätze auf den Staatsbahnen den Abbau der Eifel-Basalte zu fördern.

— Dr. C. Mehlis: „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande“, IX. Abth., enthaltend „Das Grabfeld von Obrigheim“ mit 5 Tafeln in Quart. (Leipzig, Duncker und Humblot, 1886.) Diese neueste Schrift des rheinischen Archäologen behandelt in ausführlicher Weise die Ergebnisse der vom historischen Vereine der Pfalz bei Obrigheim a. d. Eis 1885 bis 1886 veranstalteten Ausgrabungen eines merovingischen Grabfeldes. Der erste Theil beschreibt die Aktion, die Ausgrabungen selbst, und giebt eine summarische Uebersicht der Resultate. Der zweite Theil bietet das Inventar der einzelnen Gräber und versucht nach stilistischen Anhaltspunkten dasselbe als Produkt der specifisch fränkisch-germanischen Arbeitskräfte und der römisch-orientalischen Kultur hinzustellen. Jene Stücke lieferten die einheimischen Metall- und Thonkünstler, diese Gegenstände brachte der Handel von Italien und von Byzanz her. Besonderen Werth hat der Verfasser hierbei mit Recht auf die Analyse der Ornamentik gelegt. Das Schlußwort charakterisirt im Allgemeinen die Mischkultur im Mittelrheinlande zur Zeit des 6. bis 8. Jahrhunderts nach ihren Haupttypen. Der Verfasser führt hierbei überall die Quellen und Analogien an, und somit schließt sich diese Schrift eines Schülers von L. Lindenschmit würdig und ergänzend an das Hauptwerk des Altmeisters der deutschen Alterthumskunde an, an Lindenschmit's „Die Alterthümer der merovingischen Zeit“. — Die Ausstattung der Schrift und der Zeichnungen (1. Tafel Photographie, 2. bis 5. farbige Lithographien) ist eine recht ansprechende. Das Opus erschien als Festschrift des historischen Vereins der Pfalz zur Feier des Heidelberger Jubiläums.

— In einer quaternären Knochenschicht bei Perreux in der Nähe von Nogent-sur-Marne hat Rivière nicht nur eine Anzahl gespaltener Markknochen, sondern auch zahlreiche Steinwerkzeuge vom type moustièrien gefunden, zusammen mit den Knochen von Elephas primigenius und Rhinoceros tichorhinus.

Asien.

— Nach der „Turkestaner Zeitung“ hat die K. Archäologische Gesellschaft dem Herrn N. N. Pantussow den Auftrag ertheilt, an den alten Begräbnißstätten bei Pischpek und Tokmak Ausgrabungen zu veranstalten. Bis jetzt sind bereits mehr als 100 Gräber aufgedeckt worden. In einem derselben wurde ein Skelett in sitzender Stellung, das Gesicht nach Süden gerichtet, aufgefunden; der Schädel sieht dem eines Mikrocephalen ähnlich. Einige Skelette lagen in Särgen, doch wurden solche nur in Kurganen (Hügelgräbern) gefunden. Nur bei einem einzigen Skelette lag am Halse ein kupfernes Kreuz; bei anderen fanden sich Ohrgehänge, Fingerringe und Armbänder; außer sechs goldenen Ohrringen waren alle Schmucksachen aus einem Gemisch von Kupfer und Silber angefertigt.

— Die chinesische Regierung ist im Begriff, Formosa als eine besondere Provinz zu reorganisiren und die Insel mit einer neuen Hauptstadt zu beschenken. Dazu ist das hübsche Dorf Hu-lu-tun, etwa halbwegs zwischen Tschia-ji und Tschang-hua, ausersehen, wo eine neue Stadt erbaut wird. Inzwischen residiren der Gouverneur und der Provinzialschatzmeister in Tai-pei-fu (Bangka). Da die bisherige Hauptstadt Tai-wan-fu diesen ihren Rang verliert, so wird auch ihr Name in Tai-nan geändert werden.

— Endlich hat die Regierung von Niederländisch-Indien dem vor vier Jahren zwischen dem Sultan von Kutei und dem Herrn J. F. R. S. van den Bossche geschlossenen Vertrage ihre Genehmigung ertheilt. Letzterer erhält das Recht, auf beiden Ufern des Kutei Kohlen zu graben (auf 3000 m Breite vom Flusse ab gerechnet) und zwar längs desselben von der Mündung des Djawa bis 5 km oberhalb Tengaron. Herr van den Bossche verpflichtet sich, der Regierung alle Ausgaben zu ersetzen, welche derselben aus in seinem Interesse und auf seinen Wunsch getroffenen Schutzmaßregeln entstehen könnten.

Afrika.

— Henry M. Stanley hat sich der englischen Regierung gegenüber bereit erklärt, ohne Entgelt die Führung einer nicht militärischen Expedition von Osten her nach Uganda zu übernehmen, um den dortigen König, den Sohn seines verstorbenen Freundes Mtesa, zu bewegen, den Verkehr durch sein Land wieder zu gestatten und Emin-Bey zu entsetzen. Der Reisende veranschlagt die Dauer der Expedition auf 12 bis 18 Monate und verlangt nicht, daß die Regierung irgend welche Verantwortung für seine Person übernehme.

Die Regierung hat sein Anerbieten angenommen und sich zu einer pecuniären Unterstützung bereit erklärt.

— Die deutsch-südwestafrikanische Gesellschaft hat bis jetzt leider einen vollständigen Mißerfolg zu verzeichnen, da die verschiedenen Expeditionen zu keinem greifbaren Ergebnisse geführt haben. Zwar wurden Kupferlager gefunden, aber der Abbau derselben würde wegen der hohen Transportkosten und der niedrigen Kupferpreise mit sicherem Verluste verknüpft sein. Die Gesellschaft hat deshalb die Expeditionen eingestellt und ihren Generalbevollmächtigten aus Afrika zurückberufen und entlassen. Ein harter Schlag für unsere Kolonialpolitik! Wenn es nur der letzte ist!

— Ueber die Räumung der Station an den Stanley-Fällen verlautet jetzt, daß dieselbe nicht wegen der Feindseligkeit der Araber, sondern in Folge eines Ueberfalles durch die Eingeborenen, das kräftige Fischervolk der Wagenia, erfolgt ist. Lieutenant Dubois flüchtete dabei in ein Boot, um sich auf dem Congo zu retten, wurde jedoch von einem Pfeile tödtlich getroffen und stürzte ins Wasser. Die Regierung des Congo-Staates hüllt sich auch jetzt noch in Schweigen!

— Ueber die französischen Besitzungen im madegassischen Archipel enthält Nr. 4 der „Revue d'Anthropologie" eine Reihe von interessanten Angaben. Nossi-bé ist vulkanischer Natur und äußerst fruchtbar; drei Berggruppen von 500 bis 600 m Höhe sorgen für Abwechslung in der Oberfläche. Die Bevölkerung zählt 238 Weiße und 9300 Farbige; die letzteren zeigen sich durchaus nicht sehr zum Arbeiten geneigt. Die Gesundheitsverhältnisse sind auch nichts weniger als günstig und der Wohlstand der Insel hat durch die Hemileia vastatrix, welche die Kaffeeplantagen vernichtete, schwer gelitten. Jetzt baut man neben Reis, Mais und Maniok besonders Zucker und Vanille. Die Hauptstadt Hellville hat über 1000 Einwohner. Handelscentrum ist das fast ausschließlich von Indiern bewohnte Ambanurn mit 1600 Einwohnern. — Mayotte, von Korallenriffen umgeben, ist ebenfalls vulkanisch; seine centrale Bergkette erhebt sich bis zu 660 m. Die Insel ist wegen ihrer perniciösen Wechselfieber berüchtigt, doch haben die Verhältnisse sich einigermaßen gebessert, seitdem die Waldausrodungen zur Anlage von Zuckerplantagen aufgehört haben. Die Zahl der Weißen beläuft sich gegenwärtig auf 213 und nimmt eher ab als zu; die Anzahl der Eingeborenen beträgt 9000 bis 10 000. Die Insel ist seit 40 Jahren in französischen Händen; trotzdem beläuft sich die Gesammtlänge der gebahnten Straßen nur auf 71 km und von einem Gedeihen der Kolonie ist keine Rede. Gran Comoro, eine vulkanische Insel von der Größe wie Réunion, gilt für sehr gesund und ist großer Entwickelung fähig; ihre Einwohnerzahl ist aber durch Hungersnoth von 80 000 auf 20 000 heruntergegangen. Die Insel enthält nach den Berichten von Humblot im Inneren noch prachtvolle Wälder und liefert vorzügliche Zugochsen. Anjuan soll 20 000 Seelen haben, Mohéli 6000, beide gelten für relativ gesund. Sainte Marie an der madegassischen Küste dagegen ist seit alter Zeit wegen ihrer Fieber berüchtigt und selbst die eingeborene Bevölkerung geht von Jahr zu Jahr zurück. — Von besonderem Interesse sind die Angaben über Réunion, die Musterinsel, wo sich allein unter den Tropen eine europäische Bevölkerung völlig acclimatisirt hat. Die Bewohnerzahl belief sich 1882 auf 169 493 Seelen, darunter 120 000 Franzosen; Mischlinge werden nicht angeführt, also wohl zu den Weißen gerechnet; der Rest sind indische Kulis (30 700), Kaffern (9413) und Malgaschen (6370), sowie einige Chinesen. Bis 1868 galt die Insel für völlig gesund, seitdem haben Sumpffieber und Rückfalltyphus ihren Einzug gehalten und sich eingebürgert, seltsamer Weise nur ein Jahr nach der Einführung des Chinabaumes. So kommt es, daß 1882, wo keinerlei besondere Epidemien herrschten, die Zahl der Todesfälle die der Geburten um 694 überschritt. Es wird leider nicht angegeben, wie sich Geburten und Todesfälle auf die verschiedenen Rassen vertheilen, aber das Resultat beweist, daß selbst auf dieser Insel, von der man früher sagte, daß ihre Luft jeden Kranken gesund mache, von einer vollständigen Acclimatisation keine Rede sein kann. Im Jahre 1849 wurde der Versuch gemacht, französische Arbeiter in größerer Anzahl auf Réunion einzuführen, aber es ging wie immer in solchen Fällen, wo Weiße mit Farbigen unter gleichen Verhältnissen zusammen arbeiten sollen, und die Plantagenbesitzer waren froh, als sie ihre Landsleute wieder los waren. Zu den französischen Besitzungen rechnet der Verfasser auch Kerguelen, von dem der gleichnamige Admiral bei der Entdeckung 1773 Besitz ergriff; er hält die Insel für vollständig zu Colonisation und Viehzucht geeignet, es wird aber wohl noch einige Zeit dauern, bis seine Vorschläge Beherzigung finden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Aus Kaiser-Wilhelms-Land meldet der Landeshauptmann von Schleinitz, daß man bei näherer Untersuchung des Huon-Golfs mehrere gute Häfen, sowie Gold gefunden habe.

— Der Oberkommissar des englischen Neu-Guinea, Honor. John Douglas, hat jetzt einen ersten Anfang mit der Ansiedelung dieses Gebietes gemacht. Er hat die südöstlichen Küsten von Port Moresby vermessen lassen. Der nördliche Theil soll den Eingeborenen als Reserve verbleiben, während auf dem südlichen eine Stadt, Granville benannt, in Parzellen ausgelegt wurde. Der Export von Nutzhölzern ist mit einem Ausgangszoll belastet worden. Den Europäern ward jeder intime Verkehr mit den Weibern der Papuas streng verboten.

— Die um Mitte des Jahres 1886 auf Neu-Seeland stattgefundene Volkszählung hat, mit Einschluß von 41 432 Maoris und 4540 Chinesen, eine Bevölkerung von 619 715 Seelen ergeben. Von sämmtlichen Häusern der Kolonie hatten 10 000 nur einen Raum und 20 000 mehr als einen. — Auch in Queensland wurde eine neue Zählung vorgenommen, welche für die Kolonie, ohne die Eingeborenen, 321 050 und für die Hauptstadt Brisbane 32 571 und mit Einschluß der Vorstädte 51 683 Seelen ergab.

Nordamerika.

— Das amerikanische Nationalmuseum hat nach einer Mittheilung von Dr. Charles Rau eine Serie von „Alterthümern", besonders Steinwaffen, erworben, welche der berühmten Valentine'schen Sammlung nicht nur ganz genau entsprechen, sondern auch von denselben Künstlern angefertigt sind, welche für Herrn M. S. Valentine gearbeitet haben. Die Industrie scheint mit dem zunehmenden Sammeleifer gleichen Schritt zu halten.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XI.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen von H. Saladin.)

In $2^1/_2$ Stunden erreichten Cagnat und Saladin auf öden, sandigen Wegen Degasch, das Hauptdorf der Oase el-Udian, dessen Gärten und graue Häuser hinter hohen Dünen und Palmen sich verbergen. Die Oase umfaßt fünf Dörfer: Degasch, Zaniet-el-Arb, Zergan-Uled-Madsched, Kriz und Sedada. Letzteres scheint Nachkommen der Ureinwohner zu beherbergen, welche vor drei Jahrhunderten im Dschebel Bu Halal ihren Zufluchtsort hatten und sich dann, als ihre dortige Stadt bei einer Rebellion zerstört worden war, nach el-Udian flüchteten. Sonst sind die 4170 Einwohner der Oase ausschließlich Araber, welche außer wenigen, aber sehr feinen Burnus und etwas Rosenwasser und Seife jährlich 17 500 kg Olivenöl fabriciren und sonst Handel mit ihren Datteln treiben. Ihre 112 971 Palmen liefern davon jährlich 4 248 840 kg, welche auf dem täglich in Degasch stattfindenden Markte raschen Absatz finden.

Degasch liegt auf einer kleinen Anhöhe zwischen Palmen und Gärten; in den wunderlich gekrümmten Straßen sieht man originelle Häuserfaçaden, die indessen an Zierlichkeit denen in el-Hamma und Tozer nicht gleichkommen. Ueberall bergen Vertiefungen Bäche oder Quellen, in welchen die Weiber ihre Wäsche reinigen oder Wasser schöpfen. Hier wie überall haben die Frauen elende, abgezehrte, vorzeitig gealterte Gesichter, da sie ihr Leben lang nur harte Arbeit, härter als Sklaven oder Lastthiere, verrichten müssen. Man kann sie nicht ohne Mitleid betrachten: mit schmutzigen Lumpen behängt, welche kaum ihre gekrümmten Glieder bedecken, steigen sie langsam mit Schläuchen oder Krügen zu der Quelle hinab und nach Füllung derselben keuchen sie, gekrümmt unter der gewaltigen Last, noch mühsamer wieder hinauf. Die Männer ihrerseits arbeiten in den Gärten, graben die Erde am Fuße der Palmen um, ziehen die Bewässerungsgräben, säen Gerste, befruchten die Palmen u. s. w., kurz sie arbeiten in Tunesien, anders als sonst in Afrika, wie in Europa, nur daß sie nicht so glücklich sind, auch die Früchte ihrer Arbeit genießen zu können.

In demjenigen Theile der Oase, welcher heute Kriz heißt, befinden sich die Ruinen des antiken Thiges. Auf die erste derselben trifft man in dem Weiler Uled-Madschen, wo ein hohes Minaret auf antikem Fundamente, wahrscheinlich demjenigen eines Mausoleums, errichtet ist. Der Sage nach hat es eine römische Dame erbauen lassen. Ausgedehntere Reste finden sich im Dorfe Kriz selber, namentlich an einer Oertlichkeit, welche Gebba oder Beled-Dakianus (Land des Dakianus) heißt; Dakianus, worin man sofort den lateinischen Namen Dacianus oder Decianus erkennt, war der Sage nach Statthalter im Lande vor der mohammedanischen Eroberung und so mächtig, daß er seine Züge bis Egypten ausdehnte; sehr wahrscheinlich, daß dieser Tradition ein historisches Ereigniß zu Grunde liegt. Die Trümmer sind meist vom Sande überdeckt; nur ein Mausoleum, die Fundamente einer Befestigung mit viereckigen Thürmen und zahlreiche Mauerreste sind allein noch sicht-

bar. Unweit davon liegt ein kleiner Hügel, der Dschebel Ras-el-Aïn Breïan, auf dessen Gipfel einige lateinische Worte, Namen von Gottheiten und Weiheformeln, in den lebenden Fels gegraben sind. Von dort oben erblickt man in der Ferne die Sebcha Fara'un mit den sie umgebenden grauen Hügeln und wenigen Oasen, ein Meer von Sand und Salz mit weißer Oberfläche, welche im Sonnenscheine leuchtet und glitzert; quer hindurch zieht sich eine dunkele Linie, der Pfad, auf welchem man die trügerische Sebcha überschreiten kann. Der Kaid von el-Udian hat dort oben Wächter postirt, welche die heranziehenden Karawanen zu erspähen haben; mit Hilfe eines Fernrohres können dieselben auch die kleinsten Terrainfalten durchmustern und bei dem hellen Lichte und der klaren Luft dem Posten in Tozer jeden Trupp Reisender 4 bis 5 Stunden früher anmelden, ehe derselbe die Oase erreicht.

Von Degasch kehrten die Reisenden nach Kurbata zurück, und zwar durch den Engpaß Fum es-Gegg auf einem abschüssigen und einsamen Wege, längs dessen zahlreiche Steinhaufen sich finden, welche dort „Meschad" heißen und zur Erinnerung an einen unbestraft gebliebenen Mord errichtet werden. Jeder vorbeiziehende Reisende muß einen Stein auf das Grab dessen werfen, den man eines Morgens leblos, in seinem Blute schwimmend, auf der Straße liegend gefunden hat und dazu die Worte sprechen: „Möge Allah dem Mörder einen ebenso grausamen Tod schicken, wie den, welchen er einem Unschuldigen bereitet hat." Auf solche Weise wächst der Meschad allmählich mehr und mehr. Im Ganzen zählten die Reisenden 14 solcher Haufen, die aber alle älter waren als drei Jahre. Seitdem haben sich die Dinge sehr zum Besseren gewendet; ohne Furcht begegneten die Reisenden hier einer Schaar von etwa 30 bis an die Zähne bewaffneter Schufte: die Scheu vor den Franzosen ist jetzt in der ganzen Regentschaft zu groß, als daß dieselben das Geringste gegen die Fremden zu unternehmen gewagt hätten.

Quelle in Degasch.

Gegen Abend war Kurbata erreicht, am folgenden Tage Kafsa, von wo aus Cagnat und Saladin sich nach dem vollkommen öden und fast unbekannten Westen aufmachten. Der commandirende General hatte ihnen deshalb eine Abtheilung Husaren unter Befehl des Lieutenants Palat, eines emsigen Zeichners und Archäologen — desselben, der kürzlich zwei Tagereisen von Ain-Salah entfernt seinen Tod gefunden hat — beigegeben.

Der erste Tagesritt brachte sie bis zur Quelle des Wed Tefel; am nächsten Morgen betraten sie die letzten Ausläufer des Dschebel Stah und überschritten zuerst das weite, trockene Kalksteinplateau, welches jenes gewaltige Gebirge begrenzt; der Fels ist dort stellenweise so hart und glatt, daß man für die Pferde und Kameele hat Stufen hauen müssen. Als sie den höchsten Punkt desselben erreicht hatten, erblickten sie im NW eine große, im O und W von Bergen und Hügeln umschlossene Ebene, den Bahirt-Duara (auf der neuen französischen Generalstabskarte Garaat ed-Douza), eine Art theils sumpfigen, theils fruchtbaren Beckens, in welchem die Araber einige Felder bestellen. Das Lager

wurde inmitten der Ruinenstelle Henschir Sema aufgeschlagen, neben einem kleinen unbedeutenden Mausoleum, das dem 5. Jahrhundert anzugehören schien. Während die Zelte aufgebaut wurden, besichtigten die Reisenden im Süden der Ruinen einen Berg, welcher in alten Zeiten offenbar als Steinbruch gedient hat, und folgten dem engen, sich vor ihnen öffnenden Thale, bis es sich zu einer wilden Schlucht zusammenzog, deren Seitenwände, durch eine plötzliche Umwälzung entstanden, die sonderbarsten Formen darboten. In dem Geröll am Boden der Schlucht sammelte Lieutenant Palat zahlreiche Fossilien; aber weitere Forschungen wurden durch die hereinbrechende Dunkelheit unmöglich gemacht. Am nächsten Morgen setzten sie ihre Reise in westlicher Richtung fort; als sie aber bis Ras el-Aïun (16 km) keine interessante Ruinen gefunden hatten, beschlossen sie, nicht weiter nach Westen vorzudringen, sondern nordöstlich auf Sidi-Aïsch zu marschiren. Ras el-Aïun liegt halbwegs zwischen Kafsa und der bekannten algerischen Oase Negrin. Das dort vorbeiziehende Wed Seldscha hat sich nach Süden durch das gleichnamige Gebirge ein schmales, enges Thal gebrochen, dessen Sohle mit Schilf und buschigen Tamarisken bestanden ist und verschiedenerlei Wild in Menge beherbergt. Diese Schlucht besitzt eine gewisse strategische Wichtigkeit, denn sie ist die bequemste Verbindung zwischen dem Dscherid und den Ebenen westlich von Kafsa. Darum war der Punkt früher auch durch ein kleines Fort geschützt, welches jetzt aber in Trümmern liegt; wahrscheinlich führte einst auch eine römische Straße hier hindurch.

In der Richtung nach Sidi-Aïsch war der erste Wasserplatz, auf welchen sie stießen, Bir Dschellabu, der zweite die Quelle Um-el-Kessab (Mutter des Rohres), welche damals zwar nur spärlich floß, aber in der Regenzeit einem ansehnlichen Flusse als Ursprung dient. In den daneben liegenden Ruinen entdeckten die Reisenden ein zierliches Mosaikpflaster, welches den Beweis lieferte, daß dieses jetzt so öde und menschenleere, nur dicht mit Halfa bestandene Gebiet in alter Zeit von einem immerhin wohlhabenden Gutsbesitzer bewohnt und bebaut gewesen sein muß. Voraussichtlich ist die Zeit nicht fern, daß hier wiederum lohnender Ackerbau betrieben wird. Die Nacht wurde in Henschir Medschen-Um-el-Kessab zugebracht, der ansehnlichsten römischen Ruine, auf welche man seit Kafsa gestoßen war; namentlich fiel dort ein großes, rechteckiges Reservoir (größte Länge 51 m) mit daran angebautem Wasserfilter auf, dem ein kleiner, zum Theil noch erhaltener Aquadukt von Westen her das erforderliche Naß zuführte. Mit Sonnenuntergang des folgenden Tages erreichten sie Sidi-Aïsch, einen kleinen französischen Posten, der eine Tagereise nördlich von Kafsa auf einer antiken Ruinenstätte errichtet ist. Der Marsch führte über weite, einförmige Halfa-Ebenen, deren Langweiligkeit keine Ruine, keine Terrainwelle unterbrach, sondern höchstens ab und zu ein aufspringender kleiner grauer Hase, nicht größer als ein wildes Kaninchen, den zu hetzen und zu fangen den begleitenden Husaren angenehmer Zeitvertreib war.

Schlucht im Dschebel Stah.

Die Ruinen von Sidi-Aïsch, welches man gewöhnlich für die römische Station Vicus Gemellae hält, sind von ziemlicher Ausdehnung und liegen am Fuße des Dschebel Sidi-Aïsch. Besonders ragen mehrere Mausoleen aus Hausteinen, darunter zwei sehr gut erhaltene, hervor. Dieselben bestehen aus zwei Stockwerken, deren unteres nur ein viereckiger Thurm von 2 m Seitenlänge ist; das obere enthält eine Nische, in welcher einst die Statue des dort Begrabenen stand, und darüber erhebt sich als Krönung des Ganzen eine Pyramide. Wahrscheinlich waren alle Grabmäler nach demselben Muster erbaut. Die Frage, wie eine so stattliche Nekropole neben einem so kleinen Flecken entstehen konnte, wurde gleichfalls gelöst, als ein Soldat am Fuße des Berges einen ziemlich hohen Hügel aus lauter Vasenscherben von gebranntem Thon entdeckte: man hatte da offenbar die Abfälle einer großen römischen Töpferei und Vasenfabrik vor sich. Offenbar hat sich der antike Flecken rings um die Fabrik gebildet, deren Besitzer, Werkmeister und Arbeiter sich in der Nähe ansiedelten; erstere wurden unter Mausoleen, die zum Theil noch heute aufrecht stehen, begraben, die anderen in bescheideneren Gräbern. Da das von einer Bergquelle gelieferte Wasser trefflich und in Fülle vorhanden war, konnte die Ansiedelung leicht emporblühen. Zu bedauern ist nur, daß man bei der Errichtung des französischen Lagers schon verschiedene Inschriftsteine und Architekturstücke zerstört oder verstümmelt hat; die Reisenden drücken bezeichnender Weise die Hoffnung aus, daß die Soldaten wenigstens die noch aufrecht stehenden Denkmäler geschont haben mögen.

Von Sidi-Aïsch aus ritten sie in nördlicher Richtung durch eine Reihe von theils steilen, theils flachen Thälern mit verschiedenen Namen, welche zusammen den Oberlauf des Wed Baïesch, der bei Kafsa vorbeizieht, bilden. Der feine, weiche Sand auf dem Boden dieser Thäler that den etwas ermüdeten Thieren sehr wohl und ermöglichte ein rascheres

Römische Grabdenkmäler in Sidi-Aïsch.

Fortkommen. Gegen 4 Uhr zeigten sich die weißen Kuppeln der Zauia von Feriana und ihre beiden sterilen Palmen; hinter dem kleinen Dorfe erheben sich die bewegten Formen der Berge, welche hier die Grenze zwischen Tunesien und Algerien bilden und bei der herannahenden Dunkelheit ihre Färbung ständig wechseln.

2 km nördlich von dem elenden Dorfe Feriana liegen die Ruinen des antiken Thelepte; das eine wie das andere verdankte seine Existenz dem klaren Wasser des Flüßchens Bu-Haïa, welches im Sommer und Herbst wenige Kilometer unterhalb des Dorfes sich im Sande verliert, aber gegen Ende des Winters und im Frühling durch schmelzen-

Feriana.

den Schnee und reichliche Regengüsse vergrößert, bis Kassa gelangt, dann bis Kurbata unterirdisch fließt und dort einen Fiebersumpf bildet, um sich schließlich in der Sebcha zu verlieren. Ehe die erobernden Araber diese ganze Gegend entwaldet und entvölkert haben, konnten Reisende nach Angabe arabischer Geschichtsschreiber von Tebessa bis Kassa stets im Schatten von Wäldern und Gärten sich bewegen, und die Flüsse führten in ihren Betten dauernd und regelmäßig Wasser, während sie jetzt bald als verwüstende Gießbäche einhertosen, bald trocken daliegen, die Abhänge ihren Humus verloren haben und von Felsen starren, und selbst die Ebenen nur noch Halfagras hervorbringen.

Die Thermen von Thelepte bei Feriana.

Die Ruinen von Thelepte führen heute den Namen Medinet-el-Chedima, d. h. die alte Stadt; die alten Autoren berichten wenig von ihr, doch wissen wir, daß sie zu Justinian's Zeiten neben Kassa Residenz des Herzogs von Byzacene und folglich eine der beiden größten Städte des Landes war. Prokop zufolge wurde sie damals mit mächtigen Mauern umgeben. Ihre Ruinen bedecken heute einen ansehnlichen Raum, aber sie sind auch gründlich durch einander geworfen. Aus vorvandalischer Zeit haben sich nur das Theater und die Thermen erhalten; weit mehr aber aus byzantinischer, namentlich die gewaltige, 350 m lange und 150 m breite Burg, deren oberste Steinschichten herabgefallen und vom Sande halb begraben worden sind. Das Innere derselben ist mit Steinen, umgestürzten Säulen u. s. w.

erfüllt; hier wären gut geleitete Ausgrabungen sehr am Platze, wie denn Major Pédoya bereits an den vier Ecken des Bauwerkes Thürme und Bastionen, im Inneren eine Kirche mit zwei Absiden und sogar die Leiche eines Bischofs gefunden hat. Rings um die Burg waren kleinere Befestigungen angelegt, welche damals zum Theil systematisch zerstört wurden, um Steine zum Bau der Kasernen zu gewinnen; einfacher wäre es freilich gewesen, die in Masse lose herumliegenden Blöcke dazu zu verwenden, aber — bemerken die Reisenden giftig — es hätte der

Mausoleum von Henschir ez-Zaâtli.

Tradition widersprochen, antike Bauwerke und Inschriften zu schonen, und die Tradition muß respektirt werden, selbst wenn sie so bedauernswerth ist, wie in diesem Falle.

Die übrigen bemerkenswerthen Denkmäler von Medinet-el-Chedima sind ein fast ganz zerstörtes Theater, vier aufrecht stehende Säulen mit darauf ruhenden Gebälktheilen, und namentlich Thermen, welche noch vollkommen in ihren Einzelheiten zu erkennen sind und bei den Eingeborenen noch el-Hammam (Warmbad) heißen. In der Mitte befindet sich ein mit Nischen, die zur Aufnahme von Bildsäulen bestimmt waren, versehener Saal und ringsherum zahlreiche andere mit Mosaikfußböden. Das Gebäude, dessen

Henschir Tamesmida, Ruinen eines römischen Castells.

Grundriß die Reisenden vollständig aufnahmen, stammt seiner sorgfältigen Bauart nach wahrscheinlich aus der Zeit der Antonine, der Blütheperiode des römischen Afrika. Neuerdings hat man auch in Feriana zwei christliche Basiliken ausgegraben, deren eine deshalb besonderes Interesse erweckt, weil man fast alle Details ihrer inneren Einrichtung aufgefunden hat. So befinden sich die Basen aller Säulen noch an ihrer ursprünglichen Stelle; sodann hat man Spuren des Gitters gefunden, welches den Chor vom übrigen Gebäude schied, Reste des Altars und selbst der Sakristei, sowie zahlreiche Gräber in und neben der Kirche mit vollständig erhaltenen Skeletten. Ganz Thelepte war aus groben Hausteinen erbaut, welche aus dem gut zur Hälfte verbrauchten Hügel Mokta el-Betuma stammten, der 60 m

hoch ist und am Fuße 700 bis 800 m im Umfange mißt; die Spuren der Werkzeuge sind noch an demselben sichtbar.

In der Umgegend von Feriana waren den Reisenden zwei Ruinenstätten nachgewiesen worden, in deren einer, dem in gerader Richtung 18 km östlich entfernten Henschir ez-Zaâtli, ein wohlerhaltener Tempel stehen sollte. Als sie aber dort anlangten, fanden sie nur ein Grabmal, allerdings gut erhalten und in der Anlage einem Tempel ähnlich, zu dessen Cella, welche das obere Stockwerk bildet, eine Treppe hinaufführt. Ueber der Eingangsthür befindet sich eine Inschrift, welche der dort bestatteten, im 54. Lebensjahre verstorbenen Postumia Matronilla eine Reihe der vorzüglichsten Eigenschaften nachrühmt, indem sie sie nennt „unvergleichliche Gattin, treffliche Mutter, liebevolle Großmutter, keusch, fromm, fleißig, sparsam, immer selbst bei der Arbeit zugreifend, über Alles wachend, sich um Alles sorgend, treu ihrem Manne, ein Muster von Thätigkeit und Zuverlässigkeit“.

Die andere Ruine, Henschir-Guböl, liegt 11 km westlich von Feriana, war einst ein befestigtes Dorf und enthält unter anderem ein religiöses Gebäude, vielleicht ein Kloster, dessen Skulpturen theilweise an die romanischen Bauwerke des südlichen Frankreich, theilweise sogar an florentinische Renaissance erinnern. Nördlich von diesem Henschir zieht sich eine Felsschlucht durch die Berge, durch welche eine stellenweise noch gut erkennbare römische Straße, welche Tebessa und Kaffa verband, gegangen ist. Nach den militärischen Bauten längs derselben zu schließen, muß sie von großer strategischer Wichtigkeit gewesen sein, denn dort, wo sie die algerische Grenze schneidet, in Bir-Um-Ali, lag eine Auxiliar-Cohorte, von welcher Inschriften sich erhalten haben, und hier einige Kilometer nordöstlich von dem erwähnten Engpasse befinden sich die imposanten Reste einer Festung, welche den Namen Tamesmida führen. Die ganze, von rechteckigen Thürmen flankirte Ostseite steht noch aufrecht; das Thor wird von zwei polygonalen Thürmchen vertheidigt, und im Inneren erkennt man noch die einzelnen Zimmer, Ställe, Oelmühlen u. s. w. Leider hinderte der Umstand, daß sich dort keine Quelle findet und man das nächste Wasser erst am folgenden Abend in Kasserin zu treffen hoffen durfte, die Reisenden an einer eingehenden Untersuchung und Aufnahme der interessanten Ruine.

Land und Leute der Hanna.

Von Dr. Karl Lechner.

I.

In nachfolgender Skizze soll der Versuch gemacht werden, die geographischen und ethnographischen Verhältnisse dieses Landstriches dem Leser vorzuführen [1]). Daher muß zuerst der Begriff „Hanna“ genauer begrenzt werden. Da trifft man nun gleich die verschiedenartigsten Angaben in den einheimischen Werken selbst. Schwoy [2]) giebt derselben eine Ausdehnung von ungefähr 20 Quadratmeilen um und zwischen den Städten Olmütz, Wischau und Kremsier; gewöhnlich begegnen uns als Grenzpunkte Wischau, Kremsier, Olmütz und Leipnik [3]). Ja, in dem von L. Rieger, dem bekannten Parteiführer der Tschechen, redigirten slavischen Conversationslexicon werden die Orte Posoritz, Plumenau, Littau, Leipnik, Bisknpitz, Holleschau, Butschowitz, Napajedl und Austerlitz als Grenzpunkte angeführt, was ohne Frage geographisch nicht zulässig ist [4]). Diese divergirenden Angaben haben darin ihren Grund, daß der Begriff bald geographisch, bald ethnographisch gefaßt wird. Streng geographisch betrachtet, kann man als Hanna nur das Land zu beiden Seiten des gleichnamigen Flusses bezeichnen; nimmt man aber Rücksicht auf die Qualität des Bodens, so umfaßt diese Landschaft die Gerichtsbezirke Olmütz, Proßnitz, Prerau, Kojetein, Kremsier und Wischau, gleich 22,5 Quadratmeilen = 1294 Quadratkilometer. Soweit Tracht und Kleidung hannakisch sind, dürften nur noch wenige Ortschaften des Gerichtsbezirkes Zdounek hierher zu zählen sein, sowie solche im westlichen Theile des Bezirkes Holleschau. Charakteristisch ist, daß die Deutschen der Sprachinsel südwärts von Wischau ihr Gebiet nicht mehr als zur Hanna gehörig ansehen. Das gilt auch von den Slaven um Austerlitz und Butschowitz.

Hinsichtlich der Hydrographie heben wir zuerst die Hanna hervor. Dieselbe entspringt auf dem Plateau von Drahan, dessen höchste Erhebung 656 m beträgt; ein kleiner Teich beim genannten Dorfe ist als deren Quelle anzusehen [1]). In enger Waldschlucht fließt sie bis Wischau nach Südosten; im Orte Dieditz nimmt diese große Hanna die weiter westlich fließende, beim Dorfe Kulirzow entspringende kleine Hanna auf. Anfangs ist das Gefälle stark, denn Wischau liegt nur mehr 254 m hoch. Ihr zunächst östlich gerichteter Lauf geht allmählich in einen nordöstlichen über, bis der Fluß im untersten Theile die frühere Richtung wieder annimmt und unterhalb des Dorfes Bezměrau in die March mündet. Von Wischau ab ist das Gefälle unbedeutend;

[1]) Außer der eigenen Anschauung des größten Theiles dieses Gebietes dienten als Behelfe die Schriften der mährisch-schlesischen Gesellschaft für Ackerbau ꝛc., die topographischen Werke von Schwoy, Wolný und die Vaterlandskunde von Kořistka, die Zeitschrift Moravia u. a. Im „Notizenblatt der historisch-statistischen Section“ der genannten Gesellschaft, Jahrgang 1883, Nr. 6, stellt d'Elvert die hierher bezügliche Literatur älterer Zeit zusammen, die dem Verfasser meist vorgelegen hat. Einzelnes findet sich in der Zeitung „Moravská Slovač“, Beilage Nr. 14 f. vom Januar 1885 aus der Feder des tschechischen Schriftstellers Primus Sobótka.

[2]) Topographie vom Markgrafthum Mähren. Wien 1793, S. 1, 27.

[3]) Kořistka, „Die Markgrafschaft Mähren und das Herzogthum Schlesien“, 1860, S. 255.

[4]) Ausgabe von 1863 unter Hanna. Diese Begrenzung stammt wohl aus der „Oesterreichischen Nationalencyklopädie“, Wien, Beck, 1835, II, S. 499, wo sie sich genau so wiederfindet.

[1]) Die Quelle liegt nach Kořistka, dessen Höhenangaben gegen die der neuen Generalstabskarte meist zu niedrig erscheinen, 606 m hoch unter 49° 26′ 20″ B., 34° 34′ L. v. Ferro.

nachstehende Höhenangaben geben ein Bild der Bodenconfiguration: Wischau 254 m, Brücke bei Eiwanowitz 217 m, Brücke bei Nezamislitz 207 m, Brücke bei Kojetein 194 m, Mündung 192,5 m. Die mittlere Breite des von der Hanna durchflossenen, nur von geringen Höhenzügen umrahmten Thales beträgt über 1 km, die mittlere Seehöhe 220 m, ihre Gesammtlänge 54 km, der direkte Abstand 36 km, also die Flußentwickelung 1 : 1,5.

Der Hauptfluß unserer Landschaft ist die nach Südost fließende March, welche etwa von der Einmündung der Oslawa nördlich von Olmütz bis nach Kwassitz auf einer Strecke von 62 km hierher zu rechnen ist. Ihr Gefälle innerhalb dieser Grenzen ist gleichfalls gering. Olmütz, das von der March umschlossen ist, hat am Ring eine Seehöhe von 222 m, an der Neustifter Brücke 209 m, nördlich von Dub 204 m, an der Bahnbrücke bei Kojetein 199 m, an der Wehre bei Kremsier 191 m. Zwischen Littau und Olmütz, dann zwischen Dub und Tobitschau theilt sie sich in mehrere Arme. Die Höhenzüge treten nur bei Charwat, südlich von Olmütz, näher an den Fluß heran, erreichen jedoch nur vereinzelt höchstens 60 m. Das Thal selbst senkt sich nur mäßig und hat eine Breite von 8 bis 18 km [1]). Auf der rechten Seite nimmt die March die unterhalb Tobitschau mündende Blatta, weiter südwärts die Wallowa auf. Auf der linken tritt die Betschwa, nächst der Thaia der bedeutendste Nebenfluß der March, in unser Gebiet ein. In demselben geht ihr Lauf bis Prerau südwestwärts, von da eine Strecke weit westlich, um in flachem östlichem Bogen nach Aufnahme der Moschtienka unterhalb der Marchwehre bei Kremsier in diesen Fluß sich zu ergießen. Das Gefälle illustriren nachstehende Höhenangaben: Prerau 212 m, 2 km südlich von Troupek 200 m, Eisenbahnbrücke bei Chropin 190 m, Mündung etwa 187 m. Bei Kwassitz nimmt die March noch den Russawabach auf.

Hannakisches Brautpaar.
(Nach einer Aufnahme des fürsterzbischöflichen Hofphotographen Sonntag in Kremsier.)

Alle diese Bäche haben sich tief in den weichen Erdboden eingegraben, ganz besonders die Betschwa; sie hat an ihrer Mündung ein Bett von kaum 7 bis 8 m Breite am oberen Rande, bei geringem Wasserstande in der Grabentiefe oft nur ein solches von $2^1/_2$ m Breite. Die gegen die Ebene auslaufenden Höhenzüge sind nirgends von Bedeutung. Zwischen Hanna und Wallowa schieben sich die Ausläufer des Plateaus von Drahan als sanft abfallende Hügelreihen hinein, von hier zur March treten einzelne Ausläufer des böhmisch-mährischen Plateaus an die Ebene heran, zwischen March und Betschwa sind es die allmählich sich senkenden Höhen des Odergebirges, während zwischen Betschwa und Russawa die letzten vorgeschobenen Bergrücken der Karpathen sich ausdehnen, im Javornik noch eine Höhe von 865 m, im sagenberühmten Hostein eine solche von 736 m erreichen, um dann in steilem Abfall in der Ebene sich zu verlieren.

In der nach drei Seiten sich senkenden Ebene haben die zusammenströmenden Gewässer nicht selten gewaltige Verheerungen angerichtet, besonders die Stadt Prerau [1]) hatte viel von den Ueberschwemmungen der Betschwa zu leiden. Trotz der 1814 bis 1819 vorgenommenen Regulirung der Hanna und Blatta treten auch diese Flüsse nicht selten in ihrem Mündungsgebiete aus. Und ebenso die March, deren Lauf in historischer Zeit sich bedeutend verändert hat. Schon mehr als 300 Jahre zieht sich die Frage nach der Regulirung dieses Flusses, speciell in unserem Gebiete, hin und neuestens wird energisch für die Herstellung eines March-Betschwa-Oder-Kanals plaidirt [2]). Der erste Beschluß zur Schiffbarmachung der March reicht schon in das Jahr 1542 zurück [3]). 1830 bis 1836 wurde auf Veranlassung der Herrschaftsbesitzer von Kremsier und Kwassitz

---

[1]) Die größte Breite im Norden ist zwischen Tobitschau und Prerau, im Süden zwischen Kojetein und Hullein.

[1]) Das deutet wohl schon der Name an, denn prerow bedeutet so viel als „Wassergraben“.
[2]) Notizenblatt 1878, Nr. 7, S. 8; 1881, Nr. 8.
[3]) Mittheilungen 1876, Nr. 40.

die Strecke von der Wehre zu Kremsier bis gegen Kwassitz (ungefähr 8 km) regulirt[1]). Die Nothwendigkeit der Regulirung erhellt zur Genüge aus der Angabe, daß innerhalb unserer Begrenzung nach behördlichen Erhebungen ein Gebiet von 15 580 ha, worauf 51 000 Menschen wohnen, den Ueberschwemmungsgefahren der March ausgesetzt ist[2]). Auch die Frage nach einer Kanalverbindung zwischen March und Oder ist nicht neu, sie taucht schon 1653 auf; der jetzt geplante Kanal soll in gerader Linie von Prerau nach Kremsier führen. Da die March mehrere „Wehre" hat, giebt dies der Ausführung der Schiffbarmachung viel zu schaffen. Schiffbar würde sie, respective der Kanal von Kremsier nach Prerau, weiter die Betschwa und der Kanal zur Oder, wohl nur zur Zeit des mittleren Wasserstandes sein. Denn während der Sommermonate, ja oft bis in den Herbst hinein ist der Wasserstand ein äußerst niedriger, so daß sie z. B. hier in Kremsier bequem zu durchwaten ist. Zur Regenzeit und der Zeit der Schneeschmelze steigt sie hingegen gewaltig an, und erreicht nicht selten eine Höhe von 4 bis 5 m über dem Normalstande.

In geologischer Hinsicht treffen wir in der Hanna fast nur jüngere Gebilde. Das Plateau von Drahan gehört der Grauwackenzone an, das eigentliche Hannathal ist mit miocänen Ablagerungen bedeckt, ebenso die Umgebung von Proßnitz. Oestlich von Olmütz, im Süden von Kokor begrenzt, dehnt sich gleichfalls die Grauwacke aus. Zwischen Holleschau, Bistritz und Dřewohostitz stößt man auf eocäne Bildungen. Der größte Theil der von der Thalsohle flach ansteigenden Hügelreihen ist diluvialen Ursprungs, sie selbst mit alluvialen Anschwemmungen überdeckt. Nur die Stadt Olmütz und ihre nächste Umgebung weist noch aus dem Alluvium herausragende ältere Gesteinsarten auf, wie zum Theil Abschwemmungen, zum Theil Bohrungen behufs Erlangung von gutem Trinkwasser ergeben haben. Die von den Genietruppen 1832 bis 1841 bis zu einer Tiefe von 105 Klafter = 199,08 m vorgenommene Bohrung zeigt, daß die jüngeren Ablagerungen eine Mächtigkeit von 57,8 m haben. H. Wolf führt sogar den Nachweis, daß Olmütz in nächster Nähe zufolge der geologischen Verhältnisse nie reichliche Quellen erwarten dürfe[3]). Die Anschwemmung von fruchtbarem Schlamm ist überall sehr beträchtlich. Ein Maß dafür geben die in der Tiefe von mehreren Metern durch neue Abschwemmungen bloßgelegten fossilen Eichenstämme, die man von Olmütz bis gegen Prerau hin fand, welche von den dortigen Tischlern zu schwarzen Möbeln verarbeitet wurden[4]).

Das Klima der Hanna ist eines der mildesten in Mähren und daher das Jahresmittel der Temperatur relativ hoch. Die vorherrschende Windrichtung ist West und Nordwest, nur in den Wintermonaten macht sich der Nordost fühlbar. Auf der nächsten Spalte geben wir eine Tabelle der mittleren Jahrestemperatur der bedeutendsten Stationen unseres Gebietes im Durchschnitt der Jahre 1881 bis 1884 inklusive, geordnet nach der Seehöhe.

Man sieht daraus, daß die tiefstgelegenen Punkte eine relativ hohe Jahrestemperatur haben, wobei freilich zu bemerken, daß das Jahr 1882 sehr heiß war, so daß die Angaben um so weniger als genaue Jahresmittel anzusehen sind, als nur eine vierjährige Beobachtungsreihe vorliegt. Die Sommertemperatur ist ziemlich hoch, 1882 z. B. war die Maximalgrenze für Kremsier 33° C. Die geringste Niederschlagsmenge weist das keineswegs in der Gewitterlinie liegende Kremsier auf, die größte hat das Plateau von Drahan; auffallend niedrig ist dieselbe gegen die Karpathen hin. Die große Zahl der Stationen zeigt, welchen Werth man den Beobachtungen in Rücksicht auf die Landwirthschaft beilegt. Prerau ist als Centrum anzusehen, von wo aus die einzelnen großen Gutsbesitzer die von der k. k. meteorologischen Centralanstalt in Wien telegraphisch gemeldeten Witterungsnachrichten erhalten.

	Seehöhe m	Jahresmittel in ° C.	Jahresmittel der Niederschlagsmenge 1884 mm
Protiwanow *	673	5,83	688
Odrowek	580	6,15	535
Krasenko	565	6,10	496
Ferdinandsruhe	490	6,15	488
Richtařow	387	6,62	453
Bistritz a. H.	341	7,9	415
Pustomeř	312	8,07	406
Pawlowitz	309	6,50	424
Přestawlk	300	7,77	480
Prerau	212	8,72	586
Kremsier *	202	8,53	388[1])

Für die Fruchtbarkeit des ganzen Gebietes sprechen am deutlichsten die Zahlen selbst. Die gesammte ackerbare Fläche beträgt 134 160 ha[2]), so daß nach der Gesammtfläche des Gebietes kaum mehr eine Quadratmeile auf den Waldbestand entfällt. Auf dieser Fläche wurden im Jahre 1884 pro Hektar Hektoliter resp. Kilogramm erzeugt wie folgt:

	Kojetein	Kremsier	Prerau	Wischau
Winterweizen	17	20	16	14
Sommerweizen	14	17	14	12
Winterroggen	20	23	20	12
Sommerroggen	16	16	17	12
Sommergerste	18	26	20	18
Hafer	22	30	21	20
Hanf (kg)	550	890	500	723
Kartoffeln	150	140	215	128
Zuckerrüben (Met.-Ztr.)	195	200	190	176[3])

[1]) Mittheilungen 1882, Nr. 39.
[2]) Mittheilungen 1876, Nr. 7.
[3]) Jahrbücher der geologischen Reichsanstalt 1863, S. 574 ff.
[4]) Jahrbuch der geologischen Reichsanstalt 1863, S. 587.

[1]) Die Angaben sind entnommen den „Berichten der meteorologischen Kommission des naturforschenden Vereins in Brünn" für die Jahre 1881 bis 1884 inkl., erschienen 1882 bis 1886. Bei den mit * bezeichneten Orten liegt nur ein Durchschnitt von drei Jahren vor, die Niederschlagsmenge wurde deshalb nur für 1884 angegeben, weil dieselbe für die meisten Stationen nur einen ein- bis zweijährigen Durchschnitt ergeben hätte. Olmütz vermißt man in diesen Berichten, daher mag dessen Jahresmittel nach Kořistka, S. 106, angeführt sein mit 8,8° C. in sechsjährigem Durchschnitt. Das Jahr 1884 war ein sehr trockenes.

[2]) Diese Zahl gilt für 1884; im Jahre 1881 betrug dieselbe nur 123 716 ha, daher Wiesen, Wald und Weide stets geringer werden.

[3]) Olmütz und Proßnitz fehlen in dieser Tabelle deshalb, weil die niedrigen Angaben keinen Glauben verdienen; denn danach wäre das Erträgniß trotz der besten und zuhöchst besteuerten Ackergründe geringer als selbst auf ganz schlechtem Gebirgsboden. Den Fehler hat schon längst Tannenberger scharf gerügt in den „Mittheilungen 1878, Nr. 43". In dem genannten Jahre war die Ernte nur als ganz mittelmäßig zu bezeichnen. Zufolge des durch die stete Vermehrung des Ackerbodens verminderten Waldbestandes sind natürlich die Holzpreise sehr hoch. So kostet beispielshalber der Raummeter hartes

Während man früher fast ausschließlich Weizen und Roggen anbaute, ist man in neuerer Zeit mehr zu dem Qualitätsanbau übergegangen. Daher wird jetzt vorzugsweise Gerste gebaut, welche die deutschen und schweizerischen Brauer für die beste erklären. In dem obgenannten Jahre waren in unserem Gebiete 29 402 ha mit Gerste bestanden.

Neben ihr ist es die Zuckerrübe, deren Anbau in den letzten Jahren stark zunahm. Im Jahre 1881 waren damit 10 954 ha, 1884 hingegen schon 14 529 ha bebaut; es hat wegen des bedeutenden Erträgnisses daher auch fast jeder größere Flecken seine Zuckerfabrik. Nicht unbeträchtlich ist der Kartoffelbau; 1881 waren damit 10 334 ha bestanden, 1884 schon 11 375 ha, gewiß ein nicht sehr erfreuliches Zeichen. Erwähnt mag auch werden, daß 1884 265 Met.-Ztr. Honig und Wachs, 26 Mtr.-Ztr. Schafwolle (1881 noch 273 Mtr.-Ztr.) und 100 kg Seidencocons gewonnen wurden. In Hinsicht auf den Gemüsebau sind im Lande die Spargel von Proßnitz bekannt, Kremsier erzeugt viel Gemüse, besonders Salat für die östlichen Gebiete, in denen er nicht gedeiht.

Der Ackerbau steht also auf hoher Stufe und für die Hebung desselben sorgen drei landwirthschaftliche Schulen, welche 1882 von 114 Zöglingen besucht wurden; ja 1884 ist in Kremsier eine landwirthschaftliche Schule für Mädchen entstanden, die erste in ganz Oesterreich, die auch leidlich gut besucht wird. In Prerau besteht auch eine Samenkontrolstation.

Auch der Viehstand hat einen bedeutenden Aufschwung genommen, wie folgende Daten beweisen:

	1869	1880
Pferde	17 889	21 093
Rinder	40 837	60 748
Schafe	6 051	2 662
Ziegen	7 268	13 943
Schweine	17 918	28 082

Man sieht daraus, daß die Pferde, besonders aber die Rindviehzucht, in erfreulicher Weise sich gehoben hat. Ebenso ist die Zahl der Schweine (im Zusammenhange mit der wachsenden Ausdehnung des Rübenbaues) um ein Bedeutendes gestiegen. Die Schafzucht geht gänzlich zurück, 1) weil die herrschaftlichen Güter vielfach verpachtet werden und 2) weil wegen des überseeischen Wollimportes dieselbe sich nicht mehr lohnt. Als ein Zeichen der auch in diesem reichen Gebiete zunehmenden Verarmung muß man die fast auf das Doppelte gestiegene Zahl an Ziegen betrachten.

Die Industrie ist nicht bedeutend und beschränkt sich meist auf Verarbeitung der Bodenprodukte, so die Malz- und Zuckerfabrikation sowie die Biererzeugung.

Nur Proßnitz hat Baumwollindustrie und ist neben Olmütz der bedeutendste Handelsplatz. Nicht unerwähnt mag die in Olmütz' Umgebung, besonders in Nebotein, betriebene Käsebereitung (Quargeln) bleiben.

Holz in Olmütz 4 Gld. 70 Kr., in Kremsier gar 5 Gld. ö. W., obwohl die Scheitlänge in altem Maße nur 32 Wiener Zoll beträgt. Im Jahre 1848 betrug der Waldbestand des Landes Mähren 1 637 492 Joch, 1883 hingegen nur noch 1 059 645 Joch, so daß derselbe fast um 600 000 Joch abgenommen hat („Mittheilungen 1885, Nr. 1").

Landschaftlicher Charakter der Anden Venezuelas.

Von Dr. W. Sievers.

II.

Wir treten nun in die blühendsten Theile der Cordillere ein; die Höhen von 800 bis 1800 m sind diejenigen, in welchen eigentlich das Leben ganz besonders pulsirt; es sind die Abhänge der inneren Ketten, und die Flußthäler, in denen die Landwirthschaft und der Verkehr sich ansiedeln und concentriren.

Und doch besteht ein großer Unterschied zwischen den nördlichen und südlichen Flußthälern der Cordillere.

Der Bau der Cordillere erscheint complicirt, ist jedoch relativ einfach; man kann sagen, daß je drei Ketten vorhanden sind, welche sich am Knoten von Mucuchies, in den centralen und höchsten Theilen des Gebirges vereinigen, und zwar ziehen die westlichen gegen ONO heran, die östlichen treten von NNO, NO und ONO zusammen; wir haben demgemäß sowohl in der westlichen wie in der östlichen Hälfte der Cordillere zwei Flußsysteme, welche zwischen den einzelnen Hauptketten fließen; es sind dies im Osten das Thal des Motatán-Momboy auf der nördlichen Seite, das Thal des Boconó-Burate auf der südlichen; entsprechend finden wir in der westlichen Hälfte zwischen den nördlichen Ketten die Flüsse Chama, Mucuties und La Grita, zwischen den südlichen den Caparro und Uribante.

Ueberall liegt nun hier der Schwerpunkt des Verkehrs auf der Nordseite; der Hauptweg von Venezuela nach Colombia führt durch die nördlichen Thalsysteme, den Motatán-Momboy aufwärts bis in das Hochgebirge von Mucuchies, dann den Chama abwärts bis zur Mündung des Mucuties, diesen aufwärts, und jenseits durch das Gebiet des La Gritaflusses in das unregelmäßig gebaute Gebirgsland der Landschaft Táchira, der Grenze gegen Colombia. In diesem Thalzuge finden sich die lieblichsten und bestbebautesten Striche der Cordillere, und zugleich die volkreichsten Orte; fast alle Produkte, welche aus der Cordillere ausgeführt werden, kommen aus irgend einem Punkte dieses Thalsystems; die schönsten Kaffeesorten des Gebirges wachsen hier bei Ejido und Merida, sowie im Mucuntiesthal; die Stadt Escuque, an einer der zum Motatán führenden Bergabhänge gelegen, ist förmlich in Kaffee vergraben; das Zuckerrohr und der Mais, die wichtigsten Nahrungsmittel der Eingeborenen, finden sich überall in diesen Thälern angepflanzt; Cacao findet man ebenfalls hier bei Valera, bei Estanques und am Mucuties. Diese Thäler sind mit Ortschaften bedeckt; Valera, Mendoza, Timotes, Mucuchies, Tabai, Merida, Ejido, San Juan, Lagunillas, Chiguará, Santa Cruz, Tovar, Bailadores, La Grita werden durch die Wasser dieser Flüsse unmittelbar getränkt; und in den Nebenthälern, die sich zum Motatán öffnen, liegen Escuque, Plazuela, Trujillo, San Lazaro, Quebrada Grande, Jajó,

La Mesa; zum Chama-System gehören die Orte Pueblo Nuevo und Jají, kurz, weitaus die meisten Ortschaften der Cordillere liegen in diesem Thalzuge; in ihrer Höhenlage schwanken sie von Valera (620 m) und Santa Cruz (590 m) bis zu Merida (1630 m), Timotes (2055 m) und Mucuchies (3030 m); alle klimatischen Zonen, von den Palmen, Cacaopflanzungen und dem dürren Cactusgebüsch, bis zu den Moosen und Flechten des Páramo von Mucuchies, alle Produkte sind hier vereinigt, alle Früchte der heißen, gemäßigten und kalten Zone können in den verschiedenen Höhenstufen gedeihen; der Charakter dieses Theiles der Cordillere ist ein überaus mannigfaltiger und anmuthiger.

Dem gegenüber bilden die südlichen Thäler einen großen Gegensatz; in ihnen findet sich fast keine größere Stadt, nur kleine verlorene Ansiedelungen sind im Entstehen begriffen; die öden Thäler von Aricagua werden einem jeden in Erinnerung bleiben, der sie durchmessen hat; die kleinen Ansiedelungen von Mucuchachí und Canaguá (Libertad) haben nur geringe Aussicht auf Gedeihen. Weiter südlich strömt der Caparro in engem Waldthal, keine Hütte, keine Ansiedelung ziert sein Thal; nicht einmal dort, wo man ihn auf dem Wege nach den Llanos kreuzt, finden sich Wohnungen an seinen Ufern. Etwas besser sieht es mit dem Uribante aus; an seinem Oberlauf liegt der Ort Pregonero; tief im Inneren des Gebirges, weiter abwärts finden sich auch nur einzelne Hütten, und der Fremde, der sich dorthin verliert, wird angestaunt ob seiner seltenen Erscheinung, und seine Anwesenheit bleibt den Bewohnern lange noch im Gedächtniß und bietet ihnen mannigfachen Gesprächsstoff. Wald, tiefer Wald erfüllt das mittlere Thal des Uribante; weiter südlich dehnt sich der Wald unumschränkt aus und geht allmählich über in die Selva de Camilo, den riesigen Urwald der Apure-Quellflüsse. So ist die Südhälfte der westlichen Ketten ganz ohne Verkehr; denn nach den Llanos zu existirt kein Handel, und nach den nördlichen Flußthälern zu gelangen, ist schwierig, da 3000 bis 4000 m hohe Ketten den Weg versperren. Die Mühe, hier Landwirthschaft in größerem Maßstabe zu beginnen, würde sich nicht rentiren; die Kosten der Maulthierfrachten wären zu groß, der Verdienst zu gering; die spärliche Bevölkerung baut daher nur, was für ihren eigenen Unterhalt nöthig ist. Von Aricagua gegen Süden reist man fast zwei Tage, ohne ein Haus oder einen Menschen zu sehen, vom Uribante gegen Süden zu dürfte die Wildniß noch unbevölkerter sein. Und doch sind die landschaftlichen Reize dieser Theile der Cordillere sehr groß; was Bergformen betrifft, so sieht man hier zuweilen höchst pittoreske Gestalten; namentlich am Uribante erhält man in dem dortigen Sandsteingebirge den Eindruck lebhafter Anklänge an die Sächsische Schweiz; in das leicht gewellte Terrain hat sich der Uribante eingeschnitten, und seine Nebenflüsse und Nebenbäche haben das Gebirge nach allen Richtungen hin durchsägt; so sieht man hier Formen wie die „Steine“ der Sächsischen Schweiz, gewaltige abgezirkelte Massen, zerklüftet und zerspalten, terrassenartig abfallend, jäh emporsteigend, fast unerklimmbar. Auch nach dem Mucuchachí-Thale hin findet man ähnliche Formen; hier treten die Sandsteinmassen in weit größeren Höhen auf und erheben sich spitzen- und zackenförmig über das umliegende Land; die Picos de Guaymaral und Tenerife, nordwestlich des Mucuchachí-Flusses, gehören dieser Formation an; in dem abwechslungslosen Gewirr der Schiefergebirge findet das Auge an ihnen einen Ruhepunkt und eine angenehme Abwechslung. Ihre Abhänge sind kahl, schroff, steil, glatt; der Mangel der Vegetation in den höheren Theilen des Inneren des Gebirges läßt die charakteristischen Absonderungsformen mehr hervortreten; der weiße Sandstein blendet das Auge und man sucht Schutz an den südlich sich ausbreitenden Wäldern, die man eben zurückgelassen hat.

So sind die südlichen Ketten das Westens beschaffen; gegen Ost ändert sich das Bild ein wenig; hier treffen wir zunächst auf das Thal des Rio de Santo Domingo, welcher in den höchsten Theilen des Gebirges, auf dem Páramo de Santo Domingo entspringt und das ONO streichende Gebirge in tiefer Schlucht durchbricht. Steil ragen zu beiden Seiten die Massen der krystallinischen Schiefer empor; über die Abhänge stürzt das Wasser in Cascaden donnernd hinab in das in endlosen Schlangenlinien dahinziehende tiefe Thal. Der Weg am linken Ufer ist äußerst beschwerlich; der ungemeine Wasserreichthum dieses Theiles des Gebirges hat zahlreiche Bäche entstehen lassen, welche den nördlichen Abhang in eine Reihe von Bergzügen zerschnitten haben, zwischen denen sie hindurchbrechen; man hat daher in ewigem Auf und Ab bald einen überaus steilen Hang zu erklimmen, bald in eine tiefe Schlucht hinabzusteigen, um abermals auf schroffem Zickzackwege zum nächsten Bergzuge emporzuklettern. Dieser Weg führt daher den Namen Los Callejónes, die Hohlwege, und verbindet das Innere des Gebirges, Merida, mit den Llanos von Barínas, der früher hochberühmten, jetzt gänzlich verfallenen Hauptstadt der Llanos. Er hat heute gar keine Bedeutung, da Handel zwischen Merida und den Llanos kaum existirt, und auch in absehbarer Zeit nicht existiren wird.

Oede und leer ist auch dieses Thal; kaum ein paar Hütten finden sich auf dem ganzen Wege.

Weiter gegen Osten, nach Trujillo hinein, finden wir aber eine Ausnahme von der Regel, daß die südlichen Thäler menschenleer und unbewohnt seien; hier liegt nahe dem Zusammenfluß der beiden Flüsse Boconó und Burate die Stadt Boconó in einem entzückend schönen, mit landschaftlichen Reizen überaus reich ausgestatteten Thale; Mais und Zuckerrohr, Kaffee und Bananen ziehen sich an der Thalsohle entlang und an den Berghängen hinauf; Leben und Menschen, Verkehr und Arbeit, das ist der Eindruck des Thales von Boconó. Aber auch hier ist es nur diese eine Stelle, welche etwas Frische und Fortschritt zeigt; weiter aufwärts am Boconóflusse findet sich kaum eine Ansiedelung; und wenn man den Burate aufwärts verfolgt, so trifft man ein paar ärmliche Indianerdörfer ohne jede Bedeutung, Tostós, Niquitao und Las Mesitas. So sind diese südlichen Thäler im Allgemeinen noch unberührt von der Kultur; abgeschnitten von dem Norden durch die 3600 m erreichende Trujillo-Kette, abgeschnitten von dem Süden durch die fast ebenso hohe Llanos-Kette vermögen sie nicht mit den glücklicher beanlagten Städten der Nordseite zu concurriren; trotz aller Vorzüge des Klimas, der Vegetation und des Bodens hat Boconó doch nur einen secundären Platz unter den handeltreibenden Ortschaften der Cordillere einnehmen können.

Wir haben im Vorhergehenden diejenigen Thäler kennen gelernt, welche im Allgemeinen der Längsrichtung der Hauptketten parallel laufen; diese Erscheinung ist fast in der ganzen Cordillere herrschend; indeß finden sich an den beiden Enden des Gebirges zwei Gebiete, in welchen die Längsrichtung der Thäler nicht mehr klar zum Ausdruck kommt, in denen andere Verhältnisse auftreten. Es sind dies die beiden Gebiete, wo die Ketten der Cordillere erstens an Höhe und Geschlossenheit verlieren und zweitens ihre Streichrichtung ändern; nämlich im Osten das Bergland von Carache, im Westen das Bergland des westlichen Táchira zwischen San Cristóbal und Cucuta. Betrachten wir zunächst das erstere. Gegen Osten zu treten die Ketten

der Cordillere ruthenförmig auseinander; der Hauptzug der südlichen Cordillere, der Llanoscordillere, fährt fort, mit nordöstlichem Streichen die Grenze der Llanos der Portuguesa zu bilden; der mittlere Zug setzt sich in den Páramos Jabón, Rosas, Agua de Obispo und Hato arriba gegen Carora zu fort; auch die Schieferzone von Trujillo zieht gegen Nord; sie steigt noch zu beträchtlichen Höhen empor; zwischen ihr und den Páramos liegt das aus Schiefer und Sandstein bestehende Bergland von Carache. Um von diesem nach dem Motatánthale zu kommen, sind ziemlich bedeutende Höhen zu übersteigen. Noch größere scheiden die Stadt Carache von dem System des Tocuyoflusses, welcher weit im Nordosten an der Küste von Coro ins Meer tritt. So ist das Bergland von Carache nach allen Seiten hin abgeschlossen und läßt sich mit den Längenthälern der Centralcordilleren nicht in eine Kategorie stellen; doch hat es einen ähnlichen Charakter wie das Schiefergebirge von Trujillo, öde, rothbraune, kahle Rücken; die Höhe der Thalsohle von Carache ist etwa gleich derjenigen von Boconó; hydrographisch gehört es durch den Rio Carache noch dem Stromgebiet des Maracaibo-Sees an.

Die Bedeutung dieses Berglandes liegt darin, daß es die Durchgangslandschaft von den centralen Staaten Venezuelas, Carabobo und Barquisimeto, nach der Cordillere ist. Wer von Carácas, Valencia, Puerto Cabello, Barquisimeto, Tocuyo nach der Cordillere will, ist genöthigt, den steilen Rand des Páramo von Agua de Obispo zu ersteigen; dieser Weg ist seiner ungeheuren Geröllmassen halber einer der schlechtesten der Cordillere. Landschaftlich ist er entschieden schön zu nennen; denn weit überschaut man das Land nach allen Seiten; das trockene Hügelland von Barquisimeto, die saftigen Wiesen von Carache, die Abhänge zum See von Maracaibo, mit den Ebenen von Monai und des Rio Ceniza, die Hochgebirge von Jabón und Rosas, die fernen Ketten von Boconó und Trujillo. Dennoch steht das Bergland von Carache in besserer Verbindung mit Maracaibo als mit dem übrigen Venezuela und die Ausfuhr geht zum größten Theile über die genannte Hafenstadt.

Im äußersten Westen der Cordillere erhebt sich das Bergland des westlichen Táchira, die Perle des Gebirges. Die hohen centralen Ketten des Batallón und Agrias haben sich hier bereits stark erniedrigt, die Schiefer des Hochgebirges treten zurück, der den Rand der Cordillere überall umlagernde Kreidesandstein und Kalkstein nimmt ihre Stelle ein; das Bergland des Táchira erhebt sich nicht über 2000 m; der gewöhnlich benutzte Paß, nach Colombia hinüber, hat sogar nur 1395 m Höhe. Hier liegen nun die fruchtbarsten Gefilde der Cordillere. Zunächst tritt man ein in das entzückende Thal von San Cristóbal; nach allen Seiten hin weichen die Gebirge zurück; im Osten finden wir die Hauptcordilleren, langsam gegen den Torbesfluß geneigt; im Norden steigt die blaue duftige Kette von Borotá auf, mit schön geschwungenen Formen, zwei Gipfel und eine Einsattelung dazwischen zeigend. Gegen Süden verflacht sich das Land, der Torbes durchbricht in mehreren Engen das Gebirge und tritt in die Llanos hinaus, im Westen treten 1200 m hohe Hügelzüge auf; unten im Thal fließt der Torbes. Der Niederschlag ist groß in San Cristóbal, überall findet man Wasser, Quellen, Feuchtigkeit; die Landwirthschaft traf daher hier auf sehr günstige Bedingungen und in der That sieht man das Thal übersäet mit Pflanzungen; kommt man von der Pino-Cordillere östlich San Cristóbal ins Thal hinab, so gelangt man aus dem frischen Hochwald in Kaffeehaciendas. Schon von Weitem tönt der Lärm der Chicharras dem Reisenden entgegen; massenhaft sitzen sie im Kaffeegebüsch, dessen feine zierliche weiße Blüthen das Auge erfreuen; lauer und lauer wird die Luft; man fühlt förmlich, wie der Athem der tropischen Natur Mensch und Thier umspielt; das Thier erfreut sich der warmen Luft, und beschleunigt den Schritt; der Mensch saugt in vollen Zügen die linden Lüfte ein. Weithin am jenseitigen Bergabhang, am rechten Ufer des Torbes, erheben sich die Pflanzungen bis zu großer Höhe; das helle Grün des Zuckerrohrs, das frische Grün der Bananen heben sich ab von den dunkleren Kaffeepflanzungen und den tief im Thale versteckten tiefschwarzen Cacao-Haciendas. Das weite Torbesthal ist übersäet mit Ortschaften und Ansiedlungen; schachbrettartig liegt am Bergabhange der Pino-Cordillere die ausgedehnte Stadt San Cristóbal; kaum eine Stunde nördlich liegt Táriba am Fuße der Borotá-Cordillere, darüber höher hinauf Guásima. Gegen das Torbesthal zu drängen sich die Ansiedlungen; der Grund des Thales ist mit Häusern bedeckt; am jenseitigen Bergabhange steigen sie auf und gegen Süden hin dehnen sie sich aus. Uebersteigt man den nächsten Höhenzug jenseits des Torbes, so geräth man in ein zweites fruchtbares Flußthal, das der Sorca-Asua, mit den Ansiedlungen Sorca, Tononó, Tote und anderen; aufwärts ziehen wir am Rio Carapo und treffen hier auf das blühende Thal von Rubio, eine der besten Städte des Gebirges; sie ist ganz neu, erst seit 30 Jahren entstanden, dürfte aber schon mehr als 3000 Einwohner zählen und zeichnet sich durch ganz besondere Reinlichkeit und Ordnung aus. Giebt es doch hier mehrere Brücken, eine in der übrigen Cordillere nicht gerade häufige Erscheinung; nur Merida und Boconó haben Brücken über den Chama- und Boconófluß geworfen; aber selbst bei San Cristóbal giebt es keine Brücke über den Torbes.

Rubio besitzt ungemein fruchtbare Umgebung; in dem Thalgrunde vereinigen sich mehrere Flüsse; Zuckerrohr ist das Hauptprodukt der Gegend. Nahe Rubio liegt die Hacienda Cordero, welche auf 200 000 Pesos Werth = 640 000 Mk. geschätzt wird; das Zuckerrohr giebt der Landschaft stets einen anmuthigen Charakter.

Südlich Rubio befindet sich ein zweites fruchtbares Flußthal, das des Rio Quinimarí, an dessen Ufern Petroleum aus der Erde quillt. Der Rio Quinimarí kommt vom Páramo de Tamá und tritt bei Petrolia aus schwarzen, tief bewaldeten, coulissenartig hinter einander aufsteigenden und in einander eingreifenden Bergen heraus; gegen Westen erhebt sich hier höheres Gebirge, Waldwuchs waltet vor; gegen Norden aber liegt jenseits Rubio ein wenig besiedeltes Sandstein- und Mergelgebiet, bis bei Capacho wieder Flußthäler Anlaß zur Landwirthschaft geben. Frisch und anmuthig liegt hier die Hacienda Periveca von Bergen umgürtet, vermuthlich auf einem verlassenen Seeboden; denn die Quebrada Capacha-Sorca bricht gleich unterhalb durch das Kreidegebirge hindurch.

Capacho selbst, zwei Dörfer von geringer Einwohnerzahl, als Capacho Viejo und Capacho nuevo unterschieden, liegen auf den höchsten Punkten des Ueberganges über die große Wasserscheide zwischen dem Maracaibo-See und dem Orinoco. Von der Kirche von Capacho Viejo fließt das Wasser gegen Osten nach dem Orinoco, gegen Westen zum Maracaibo-See ab; das Klima ist frisch und so gesund, daß der Ort häufig von Einwohnern Cúcutas und San Cristóbals als Luftkurort benutzt wird.

Westlich Capacho dehnt sich ein steriles Hügelland aus, welches auch gegen Nord und Nordost bis gegen Lobatera und San Juan de Colón seine Ausläufer vorschiebt und in der Cuesta de Capote westlich Rubio zu 1370 m ansteigt; dieses Hügelland ist ebenso unfruchtbar, wie die in

dasselbe eingesenkten Thäler fruchtbar sind. Oede, rothbraune, graue bis weiße verwitterte Höhen steigen hier auf; Ansiedlungen sind spärlich; von Bodenschätzen tritt Braunkohle überall hervor; sowohl in dem nach San Antonio hinabführenden Bache, wie auch bei Rubio und Petrolia, Lobatera und Colón streicht sie zu Tage aus.

Wenn man dieses Bergland überschritten hat, und am äußersten Rande der Berge von San Antonio angelangt ist, so wird man allerdings desto mehr belohnt durch eine wirklich umfassende und großartige Aussicht auf die Ebene der drei Flüsse Táchira, Pamplonita und Zulia, die Grenzlandschaft gegen Colombia.

Das Bergland des Táchira stürzt mit einem Steilabfall von 650 m schroff gegen die hügelige Ebene hinab, und am jenseitigen Ufer des Flußsystems erheben sich ebenso schroff die Berge von Santiago, Salazar, Arboledas und Chinácota in Colombia; gegen Nord und Nordwest dacht sich die Scharte von Cúcuta langsam ab; der Táchira bei Ureña liegt 330 m, der Pamplonita bei Cúcuta 340 m, der Zulia westlich Cúcuta 250 m über dem Meere. Ueberschaut man von den Höhen oberhalb San Antonio das Land, so erscheint einem ein Abbruch im Gebirge vorhanden zu sein, den die drei Flüsse zum Austritt aus dem Gebirge benutzt haben. Tief unter uns liegt San Antonio de Táchira, von Palmen umgeben, weiter nordwestlich zeigt sich Rosario de Cúcuta und im Hintergrunde nach Nordnordwesten zu, die große Stadt San José de Cúcuta, die bei weitem vorgeschrittenste der Cordillere; sie gehört schon zu Colombia und vermittelt den Verkehr zwischen Maracaibo und dem Táchira, sowie der Osthälfte des colombianischen Staates Santander. Niemals ist mir die schachbrettartige Anlage der Städte spanischer Bauart so deutlich vors Auge geführt worden, wie bei dem Blick auf die Niederungen von Cúcuta.

Kürzere Mittheilungen.

Die Versorgung der Stadt Paris mit Quellwasser[1]).

Die Stadt Paris liegt auf einem Gypsterrain, sehr entfernt von hohen Bergen; es ist daher nicht zu hoffen, daß eine genügende Quantität von Quellwasser herbeigeschafft werden kann, um zu allen Zwecken benutzt zu werden. Hieraus ergiebt sich die Nothwendigkeit, daß zwei getrennte Einrichtungen mit besonderen Leitungen und Reservoirs vorhanden sein müssen, die eine für öffentliche Zwecke, bei welchen Flußwasser Verwendung finden kann, die andere zur Herbeischaffung von Quellwasser für den Gebrauch in den Wohnungen, Restaurants, Brauereien 2c. Augenblicklich können 510 000 cbm verausgabt werden, also etwa 231 l auf den Kopf.

Das Flußwasser wird zur Zeit geliefert:

1) von der Seine und Marne	240 000 cbm
2) von dem Flüßchen Ourcq	130 000 „
3) von den artesischen Brunnen von Arcueil	10 000 „
	380 000 cbm

Dies ergiebt 172 l auf den Kopf der Bevölkerung.

Das Quellwasser wird von den Flüssen Dhuys und Vanne in der Champagne geliefert und beträgt im Ganzen 130 000 cbm, also 59 l pro Kopf. Dieses Wasser ist klar, von guter Beschaffenheit und beständiger Temperatur (9 bis 12°), da es von seiner Ursprungsstelle, ohne mit der Luft weiter in Berührung zu kommen, in unterirdischen Kanälen bis zu den Reservoirs geleitet wird.

Die Dhuys wurde in Folge Dekretes vom 9. März 1862 abgeleitet. Die Leitung beginnt zu Pargny zwischen Château-Thierry und Dormans, in einer Höhe von 123 m und endigt in einer solchen von 108 m in den Reservoirs von Ménilmontant, nachdem sie eine Strecke von 130 km durchlaufen hat.

Die Vanne, abgeleitet zufolge Dekretes vom 19. December 1866, hat ihre Quellen im Seinebecken, 15 km östlich von Troyes. Auf einer Höhe von 95 m beginnend, endigt die 176 km lange Leitung 80 m hoch in den Reservoirs von Mont-Souris. Die Arbeiten wurden 1879 beendigt.

Die Dhuys liefert 20 000 bis 22 000 cbm, die Vanne 110 000 cbm Wasser.

Die Stadt Paris wird hinsichtlich der Wasserversorgung und sowohl mit Bezug auf Fluß- wie auf Quellwasser in drei Zonen getheilt. Das Vannewasser wird durch seinen Fall in die untere Zone und durch ein Saugsystem in die obere und einige Theile der mitleren Zone geführt. Das Dhuys-Wasser dagegen fließt nur der oberen Zone zu und wird mit Hilfe von Relais-Maschinen auf den Montmartre und nach Belleville geschafft, d. h. auf eine Höhe von 135 m.

Diese Wassermengen werden während des Winters nicht immer vollständig verbraucht, und man verwendet den Ueberschuß im öffentlichen Dienste. Aber sie sind ganz unzureichend für den Sommer. Man öffnet daher bei eintretendem Mangel für gewisse Arrondissements die Verbindungen zwischen Fluß- und Quellwasserkanälen, und speist letztere mit Seine-, Marne- und Ourcq-Wasser. Manche Stadttheile haben deshalb auch noch gar keine Quellwasserleitung. Diese bedenkliche Lage verschlimmert sich jedes Jahr in beträchtlichem Maße, da die Abonnements auf Quellwasser jährlich um 2000 steigen. Von den 80 000 Häusern von Paris bleiben noch fast 28 000 zu versorgen. Es wird noch schlimmer werden, wenn die Kanalisation eingeführt wird; denn falls den Vorschriften der Sanitäts-Kommission entsprechend täglich 10 l Wasser pro Einwohner in den Klosets verbraucht werden, so wird das Wasser auch im Winter fehlen.

Man hat daher von einigen Seiten eine doppelte Leitung in den Häusern vorgeschlagen, ein Gedanke, der aus verschiedenen Gründen nicht zweckmäßig und auch nicht ausführbar erscheint.

Die Stadtverwaltung hat sich daher nach neuen Quellen umgesehen, welche in die bereits bestehenden Leitungen der Dhuys und Vanne übergeführt werden könnten. Besonders mit Rücksicht auf die erstere wäre eine günstige Lösung der Frage wünschenswerth; denn während dieselbe jetzt nur 20 000 bis 22 000 cbm Wasser liefert, könnte sie ganz gut 40 000 herbeischaffen. Leider existiren in dieser Richtung keine ergiebige und leicht zu erlangende Quellen, abgesehen von dem großen und kleinen Morin, deren beträchtliche Wassermassen vielleicht die Ableitung lohnen. Besser liegen schon die Verhältnisse im Thale der Vanne. Wenn die durch Beschluß vom 12. Juli 1878 in Aussicht genommene Ueberführung der Quellen des Maroy (bei Chigy, Yonne) und von Cochepies (bei Villeneuve-sur-Yonne) in die Vanne-Leitung zur Ausführung kommt, so würde dies einen Zuschuß von 20 000 cbm Quellwasser bedeuten. Weiter ist in

[1]) Vgl. A. Riche, Rapport sur un projet de dérivation des sources de la Vigne et de Verneuil pour l'alimentation de la Ville de Paris (Journ. de Pharm. et de Chimie, Sér. 5, T. XIV, Nr. 7, 1886.

dieser Gegend nichts zu hoffen, sowohl wegen der Unzulänglichkeit des Aquädüktes der Vanne, als wegen der Feindseligkeit der Bevölkerung.

Indessen hat die Stadt eine wichtige Gruppe von Quellen erworben, welche in den Departements Eure und Eure-et-Loir, also im **Westen** der Stadt, liegen und zusammen 120 000 cbm **Wasser** liefern, mithin etwa dieselbe Menge wie die Dhuys und Vanne.

Diese Quellen befinden sich in der Umgebung von Verneuil, nahe dem Zusammenfluß der Avre und Vigne. Sie zerfallen in zwei Gruppen. Die erste umfaßt vier Quellen, welche in der „La Vigne" genannten Gegend, auf dem Gebiete von Rueil-la-Gadelière (Eure-et-Loir) entspringen; sie führen die Namen Le Rouvet, Erigny, Les Graviers und Foisy, bilden einen Bach, dessen 2 km langer Lauf in der Avre endigt, und liefern 1100 bis 1400 l in der Sekunde.

Die zweite Gruppe ist weniger wichtig. Sie enthält zwei Quellen, Le Sieur und Le Breuil, welche auf dem Gebiete von Verneuil entspringen und 100 bis 110 l pro Sekunde liefern.

Diese Gewässer kommen aus der Kreide, wie diejenigen der Dhuys und Vanne. Das niedergehende Regenwasser sickert langsam durch den kieselhaltigen Thon, mit dem die Plateaus weithin bedeckt sind und dringt in die Spalten des Kreidemassivs ein, aus welchem es im Grunde der Thäler wieder entweicht, indem es sich durch den eisenhaltigen Kies, der sich dort abgesetzt hat, einen Weg bahnt. Die langsame Filtration, welche es durchzumachen hat, und die Natur der geologischen Schichten, aus denen es kommt, bedingen eine vorzügliche Beschaffenheit dieses Quellwassers, welche durch chemische und mikroskopische Analysen sicher gestellt worden ist. Die Ableitung an der Ursprungsstelle selbst wird keine Schwierigkeiten machen. Der Aquädukt wird eine Länge von 135 km haben und das Wasser auf einer Höhe von 95 m in Paris ankommen.

Schließlich sei bemerkt, daß die Stadt noch eine Anzahl östlich von Paris in der Umgebung von Provins gelegener Quellen (La Voulzie, Ville-mer, St. Thomas) zu erwerben bemüht ist.

Die Malediven.

Ko. Zu den unbekanntesten Landstrichen gehören immer noch die Koralleninseln im Indischen Ocean, welche wir unter dem Namen der Malediven kennen; sie sind zwar mehrfach von Europäern besucht worden, aber die wenigsten haben auf den wegen ihres bösartigen Klimas verrufenen Inseln einen längeren Aufenthalt zu nehmen gewagt, und so sind unsere Kenntnisse von ihnen noch sehr mangelhaft geblieben. 1883 hat H. C. P. Bell im Auftrage der Regierung von Ceylon den Archipel besucht, aber nicht genauer durchforschen können, da der argwöhnische Sultan sich weigerte, ihn überhaupt nur zu empfangen. Im vorigen Jahre hat C. W. **Rossett** dagegen einen längeren Aufenthalt auf Malé genommen, und wenn er auch anfangs sehr unter dem Mißtrauen des Sultans zu leiden hatte und darum nur einen kleinen Bruchtheil seiner Pläne zur Ausführung bringen konnte, so sind doch seine Mittheilungen im Journal des englischen anthropologischen Instituts immerhin interessant genug, um einen ausführlicheren Auszug zu rechtfertigen.

Die 12000 Inseln, aus denen nach der Meinung der Indier die Malediven bestehen, zerfallen in etwa 20 Atolle, von denen Malé mit der Sultansinsel das südlichste ist; es liegt von Ceylon etwa 400 Miles entfernt. Auf diesem Atoll hielt sich Rossett 70 Tage auf. Er fand es ausschließlich aus Korallenriffen bestehend; am Strande lagen zwar ein paar Bimssteine und Lavaschlacken, aber die Eingeborenen versicherten ihm, diese seien erst neuerdings angetrieben; sie mögen wohl vom Ausbruche des Krakatao stammen. Malé hat keinerlei Süßwasserläufe und gilt für sehr ungesund, verdient diesen Ruf auch vollkommen während des Nordostmonsuns, wo das Wasser in der Lagune unter dem Einflusse der Sonnengluth rasch fault und die Luft verpestet. Sobald aber der Südwestmonsun einsetzt, schlagen die Brandungswellen über das Riff und erneuern das Wasser, und dann bessern sich die Gesundheitsverhältnisse.

Malé ist der einzige Punkt des ganzen Archipels, von welchem aus Handel mit Indien betrieben werden darf; der Sultan, welcher sein Haupteinkommen aus den Zöllen bezieht, wacht strenge darüber, daß aller Handel über seine Residenz geht. Uebrigens ist er dem Verkehr mit der Außenwelt durchaus nicht günstig gestimmt, sehr zum Leidwesen seiner Unterthanen, die unbedingt mindestens die Hälfte ihrer Lebensmittel von Indien beziehen müssen. Der Handel wäre einer bedeutenden Entwickelung fähig, die getrockneten Fische bilden bei dem ungeheuren Fischreichthume heute schon einen bedeutenden Ausfuhrartikel; Schildpatt und die reizenden Matten, die man auf den Inseln flicht, könnten ebenfalls sehr wichtig werden, wenn man den Sultan zu einer anderen Politik bringen könnte. Rossett kam sehr übel an und es wurde ihm anfangs strengstens untersagt, Malé zu verlassen; auch wurde er bei Tag und Nacht überwacht, damit er nicht unversehens eine Flagge hissen könne. Er schiebt das auf die Aufregung über das Vorgehen der Deutschen in Ostafrika, hätte aber die Erklärung vielleicht mehr in der Nähe finden können. Als er nach siebenwöchentlichem Aufenthalt endlich die Erlaubniß zu freierer Bewegung erhielt, war es zu spät, da das Schiff zur Rückreise demnächst erwartet wurde und der Reisende seine Sammlungen unbedingt in die Kolonialausstellung bringen wollte.

So besteht gegenwärtig der ganze Handel der Malediven darin, daß einige eingeborene Kaufleute von Bombay Ladungen Reis nach Malé bringen und im dortigen Bazar verkaufen oder richtiger vertauschen. Der Sultan erhebt 12 Proz. Eingangszoll in natura und die Ladenmiethe im Bazar; er hat aber dabei auch noch das Monopol im Handel mit getrockneten Fischen, welche von allen anderen Atolls nach Malé geliefert werden müssen. Unter solchen Umständen arbeiten die Eingeborenen natürlich nur dann, wenn sie gar nichts mehr haben, um Reis einzutauschen; dann fangen sie Fische, jagen Schildkröten und suchen Kauries, um sich baldmöglichst wieder dem süßen Nichtsthun zu ergeben.

Malé hat gegenwärtig gegen 3000 Einwohner, von denen mindestens $^2/_3$ in Diensten des Sultans stehen und von ihm ernährt werden. Die höheren Beamten erhalten die Steuern von bestimmten Inseln anstatt Besoldung, aber nur auf Lebenszeit, nicht erblich. Die Kasteneintheilung besteht noch in aller Strenge, nur der Sultan darf Schuhe und einen Hut tragen, und nur zwei nahe Verwandte außer ihm dürfen sich eines Sonnenschirmes bedienen, aber nur er selbst trägt einen weißen. Die oberen Kasten sind auffallend hell und gleichen mehr den Arabern als den Hindus; die Frauen erinnerten die Reisenden ganz an die Perserinnen. Die niederen Klassen haben gemischteres Blut und gleichen mehr den (indischen?) Muselmännern als den Singhalesen, auf welche doch ihre Sprache hindeutet. Von den fünf früher gesprochenen Sprachen sind übrigens gegenwärtig nur noch zwei im Gebrauche, das Gabuli-tana, die officielle Sprache, und das Divehi. Allem Anscheine nach ist die Inselgruppe von einem arischen Stamme kolonisirt worden, vielleicht gleichzeitig mit Ceylon, doch wissen wir nichts Näheres darüber. Der Oberpriester Sidi Totu, mit welchem Rossett nach und nach vertraut wurde, behauptete, alte auf Pandanusblätter geschriebene Schriften zu besitzen, und der Reisende hofft, bei einem späteren Besuche sie zu Gesichte zu bekommen. Er versicherte auch, daß am Dschungel auf der Insel Fua Mulaku eine Dagoba, Namens Havida, stehe und auf Hatadú ein anderer Tempel, Namens Ustumbá. Es scheint dies richtig, denn auch andere Eingeborene versicherten dem Reisenden, als er ihnen Abbildungen buddhistischer Tempel vorlegte,

daß solche Häuser und solche verzierte Steine sich auch auf ihren Inseln fänden. Gegenwärtig sind die Eingeborenen sämmtlich Mohammedaner, aber ihre Religion hat noch viel von dem alten Aberglauben bewahrt. Die Heirathen werden vor dem Katibu (Kadi) geschlossen; die Scheidung erfolgt bei den unteren Klassen durch einfaches Wegjagen der Frau, bei den höheren dagegen ebenfalls durch eine Erklärung vor dem Katibu. Die Männer sind nicht gerade eifersüchtig, wenigstens nicht ihren Landsleuten gegenüber; aber der Verkehr mit einem Fremden und besonders mit einem Christen zieht die Verbannung der Schuldigen auf eine unbewohnte Insel nach sich. Im Uebrigen sind die Eingeborenen ein friedliches und soweit ihre Armuth erlaubt, äußerst gastfreies Völkchen, unter dem Verbrechen äußerst selten vorkommen. Ueber die Sitten und staatlichen Einrichtungen auf den Inseln konnte Rossett nur sehr wenig erfahren; der einzige, der ihm eingehendere Mittheilungen vielleicht hätte machen können, war der Oberpriester, und diesem hatte es der mißtrauische Sultan strengstens verboten. Die vornehmeren Frauen tragen Kleider aus rothem Satin, welche sie mit prächtigen Stickereien in Gold, Silber und Seide verzieren; die Stoffe dazu kommen aus Indien; außerdem sind sie reich mit Schmucksachen behangen. Früher regelte die Sitte streng, was jede Kaste tragen durfte, jetzt hat das aufgehört. Die Männer tragen bei feierlichen Gelegenheiten arabische Tracht. Sie sind äußerst geschickte Handwerker, auch muß jeder ein Handwerk seiner Kaste entsprechend lernen, ehe er heirathen darf. Rossett erstaunte über die Geschicklichkeit, mit welcher sie alle europäischen Gegenstände nachahmten, und fand keine Schwierigkeit, sich genaue Modelle von Gegenständen, welche zum Mitnehmen zu groß waren, zu verschaffen.

Von besonderem Interesse waren für den Reisenden die Tänze, besonders da er, nachdem das Mißtrauen einmal besiegt war, keine Schwierigkeit fand, einzelne Gruppen zu photographiren; wir kommen vielleicht später einmal darauf zurück, wenn die Photographien veröffentlicht werden. Rossett ist übrigens fest entschlossen, die einmal gemachte Bekanntschaft auszunutzen und wird sich gegenwärtig wohl wieder auf den Inseln befinden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der 53. Band des „Wissens der Gegenwart" behandelt die Schweiz aus der bekannten Feder von Professor Egli. Der Verfasser giebt zunächst einen kurzen geschichtlichen Ueberblick, behandelt dann das Schweizerland in seiner Allgemeinheit, wie Bodenconfiguration, Fluß- und Seeverhältnisse, Klima &c., und ebenso das Schweizervolk, wobei er gleichzeitig die ökonomischen und socialen Verhältnisse des Landes zur Sprache bringt. Hieran schließen sich dann die Schilderungen der einzelnen Landesgebiete, die Urschweiz, die italienische Schweiz, das Rhonegebiet, Graubünden, die Nordost-Schweiz, das obere und mittlere Gebiet der Aare und der Unterlauf von Aare und Rhein (letzteres natürlich nur für die Schweiz zu verstehen). Den Schluß bilden dann zwei Kapitel, von denen das eine die Alpenstraßen in älterer und neuerer Zeit, das andere die jetzt bekannteste und für die Schweiz wie für ganz Centraleuropa bedeutsamste, nämlich die Gotthardbahn behandelt. Die achtundvierzig dem Text beigegebenen und meisterhaft nach Photographien ausgeführten Abbildungen, welche ausschließlich landschaftlich schöne Gegenstände betreffen, gereichen der Verlagsanstalt zu hohem Verdienst und seien an dieser Stelle noch besonders erwähnt.

— Hochinteressant und empfehlenswerth ist die Schilderung der russischen Staatsverwaltung und des Heeres, der Kirche und Geistlichkeit, sowie der einzelnen Stände, welche Friedrich Meyer von Waldeck in seinem „Rußland" (II. Abtheilung; „Das Wissen der Gegenwart", Bd. 49) giebt. Vielleicht nur, daß er ein wenig zu rosig in die Zukunft sieht und zu viel auf die jetzt angeblich im Gange befindlichen Reformen baut. Kleine Kabinetsstücke sind die Schilderungen der verschiedenen Typen von Landedelleuten, des Kaufmanns von altem Schrot und Korn und des Bauern. Die Aussichten des letzteren sind nach Meyer entschieden günstig. „Eine Bevölkerungsschicht, die 80 Millionen zählt, hat dringenden Anspruch auf die aufmerksamste Fürsorge der Regierung, und das hat die letztere wohl erkannt. Rußland hat Ueberfluß an unkultivirtem Lande und mit dem Opfer einiger Milliarden vermag man den Landleuten gründlich aufzuhelfen und dadurch die socialen Verhältnisse des Reiches zu festigen. Hat die russische Regierung diese achtzig Millionen guter, tüchtiger, harmloser und genügsamer Menschen zu treuen Freunden, so kann sie mit größter Ruhe und Sicherheit an dem Werke der Reformen fortarbeiten."

Asien.

— Die von Seiten der K. Russischen Geographischen Gesellschaft veranlaßte Expedition zur Erforschung des Gebirges Chan-Tengri im Tiën-schan hat wegen der eingetretenen Kälte ihre Thätigkeit eingestellt. Ein Mitglied der Expedition, Herr Ignatjew, hat zuletzt am 13. (25.) September 1886 aus der Stadt Karakol an die Gesellschaft geschrieben, daß die Gletscher am Ursprunge des Flusses Sary-Dshas geologisch untersucht, daß viele photographische Aufnahmen gemacht und daß die Bewegungen des Semenow-Gletschers gemessen worden seien. Im Thale des Sary-Dshas sind einige neue Gletscher entdeckt worden; der größte von ihnen, nach J. W. Muschketow benannt, liegt am Ursprunge des Flusses Initschek, wo bisher noch kein Europäer war. Die Höhe des Pik Chan-Tengri ist trigonometrisch bestimmt; sie beträgt annähernd 24 000 Fuß. Weiter ist es Herrn Ignatjew gelungen, den Muzart-Paß sehr genau zu untersuchen und eine photographische Aufnahme zu veranstalten. — Nach der Mittheilung eines anderen Mitgliedes dieser Expedition, Herrn Krasnow, hat derselbe seine Fahrt auf dem Balkasch-See glücklich zurückgelegt. Obgleich das Wetter sehr ungünstig war, so konnte Krasnow nicht nur auf dem See verweilen, sondern auch den Ala-kul umgehen und im Ili-Delta sich aufhalten; reichliches botanisches, zoologisches, geographisches und geologisches Material hat er gesammelt. Ferner gelang es ihm, die Wasserscheide zwischen Tarym und Syr-Darja auf demselben Wege, welchen früher Prshewalski machte, zu überschreiten und in Turfan einzudringen; von da kehrte er nach Karakol zurück. Nach neueren Nachrichten ist Krasnow nach Turkestan gegangen und weilt jetzt in Merw. („Nowoje Wrjewie" 1886, Nr. 3822.)

Afrika.

— Am 11. November starb in Berlin Dr. G. A. Fischer, der bekannte Afrikaforscher; seit 10 Jahren hatte er in Afrika Anstrengungen und Entbehrungen getragen, hatte dem Klima getrotzt und vielen Kranken Hilfe gebracht und jetzt ist er in

der Heimath in Folge der Nachwirkung des Klimas in kaum 24 Stunden dahingerafft worden! Der Verstorbene war am 3. März 1848 zu Barmen geboren; er studirte von 1869 bis 1873 Medicin und gehörte dann einige Zeit der Armee an, trat aber bald aus dem aktiven Dienst, um im Interesse der von Clemens Denhardt 1876 geplanten Unternehmung in Afrika thätig zu sein; in Erwartung des genannten Forschers trat Fischer eine Reise nach den südlichen Gallaländern und Witu an, um dann gemeinschaftlich mit Denhardt im Mai 1878 einen Zug nach dem Tana-Fluß zu unternehmen. Nachdem er im December des genannten Jahres nach Zanzibar zurückgekehrt war, ließ er sich als praktischer Arzt dort nieder und gab seine Beschäftigung nach 3½ Jahren nur auf, um die bekannte Massai-Expedition gegen Ende des Jahres 1882 anzutreten. Mit verhältnißmäßig geringen Mitteln gelang es ihm, den Naiwascha-See zu erreichen, worauf er auf einem anderen Wege nach dem Pagani zurückkehrte. Der Bericht über diese ebenso wie der über seine erste Reise ist in den Mittheilungen der Hamburger Geogr. Gesellschaft erschienen. Im November 1883 war Dr. Fischer nach Deutschland zurückgekehrt und nahm lebhaft Theil an der Kolonialbewegung; dieser Zeit entstammt sein bekanntes Buch: „Mehr Licht im dunklen Welttheil", welches, obwohl durch die Zeitverhältnisse hervorgerufen, doch dauernden Werth behalten wird. Im vorigen Jahre (1885) trat er seine letzte Reise an, deren Zweck es war, die Reisenden Dr. W. Junker, Dr. Emin-Bey (Schnitzler) und Casati aufzusuchen und zu befreien. Am 2. August brach er mit einer 221 Mann starken Karawane vom Pangani auf. Auf einer ganz neuen Route, über Ungu, Kibaia, Irangi, Ussandavi und die Wembaere-Steppe, kam er im November an die Südspitze des Viktoria Nyanza. 52 Tage wartete er hier vergebens auf die Erlaubniß des Königs Muange, durch dessen Land (Buganda) ziehen zu dürfen. Es schien nun kein anderer Weg offen zu stehen, als den Versuch zu machen, im Osten des Sees vorzudringen. Auch hier warteten seiner nur Enttäuschungen; die Hoffnung, in Kawanga (Thomson's Kwa Sundu) Lebensmittel zu bekommen, wurde vereitelt und mit Widerstreben mußte Fischer den Rückzug nach der Küste antreten. Im September 1885 kehrte er nach Europa zurück, wo er mit der Bearbeitung seiner Reiseergebnisse sofort einen Anfang machte, dann in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg über dieselben berichtete und sich nach Berlin begab, um seine Sammlungen zu ordnen. Kaum drei Tage nach seiner Ankunft wurde er von einem biliösen Fieber ergriffen, dem er innerhalb 24 Stunden erlag; am 15. November hat er in seiner Heimath zu Barmen die letzte Ruhestätte gefunden. Die Hamburger Geogr. Gesellschaft hat das Andenken des Verstorbenen dadurch geehrt, daß sie ihm die goldene Kirchenpauer-Medaille zuerkannt und dieselbe dem Vater des Heimgegangenen zur Aufbewahrung in der Familie eingehändigt hat.

— Ueber die Abmachungen wegen **Abgrenzung der Machtgebiete in Ostafrika** erfährt die „Köln. Ztg." aus angeblich zuverlässiger Quelle, die Besprechungen in London hätten sowohl eine völlige Uebereinstimmung betreffs Anerkennung der Grenzen des Sultanats von Zanzibar, wie eine Abgrenzung der gegenseitigen Machtsphären Deutschlands und Englands in Ostafrika nach Maßgabe der zwischen diesen beiden Staaten getroffenen früheren Bestimmungen über die gegenseitigen Machtgebiete in Westafrika und in der Südsee erzielt. Was den ersteren Punkt betreffe, so sei ein Einverständniß dahin erzielt, daß dem Sultan von Zanzibar ein 10 englische Meilen landeinwärts breiter Küstenstrich von der portugiesischen Grenze bei Kap Delgado ab bis nördlich nach Kipini und zur Mündung des Oziflusses zugesprochen ist, gegen ein Versprechen desselben Sultans, die Zollverwaltung in zwei näher bestimmten Häfen dieses Küstenstriches deutschen Beamten zu überlassen. Es soll ferner dem unter deutschem Schutze stehenden Sultan von Witu, der in den letzten Jahren durch unglückliche Kämpfe mit Zanzibar in das Innere seines Landes zurückgedrängt war, ein geeigneter Küstenstrich mitsammt der Mandabucht verschafft worden sein. Nördlich von Kipini sind dem Sultan von Zanzibar noch einige Punkte zugesprochen worden, in denen er seit langer Zeit Zollstellen besaß und Garnisonen unterhielt. Dazu gehört auch **Kismaju**, der Ort, an dem neuerdings Dr. Jühlke ermordet worden ist. Was die zweite Aufgabe, die Abgrenzung der gegenseitigen Interessensphären, betrifft, so soll Deutschland darin das Gebiet von dem bei Cap Delgado mündenden Rowumafluß bis hinauf zum Kilimandscharo, diesen Berg einbegriffen, überlassen sein, während England sich die Bezirke nordöstlich von diesem Berge bis zum Tanaflusse vorbehalten hat, wohin die Haupteingangs- und Verkehrsstraße von Mombas aus führt. Auch die französische Regierung habe sich mit diesen Abmachungen einverstanden erklärt und neuerdings habe auch der Sultan von Zanzibar gleichfalls eine Erklärung dahin abgegeben, daß er sich mit dieser Gebietsfestsetzung begnüge und sich ihr füge.

Südamerika.

— Brieflichen Mittheilungen zufolge wurden Theile des **Westens Venezuelas** in letzter Zeit durch **heftige Erdstöße** heimgesucht. Am 29. September wurde die Stadt **Trujillo** davon betroffen; Kirche, Hospital, Regierungsgebäude und viele Privathäuser litten schwer; bis zum 8. Oktober wiederholten sich die Erdstöße, so daß die Bevölkerung auf den freien Plätzen lagerte; am 18. Oktober Abends erfolgten drei weitere starke Stöße, gefolgt von zweistündigem, entsetzlichem Gewitter. Die Gebäude drohten den Einsturz und die letzten in der Stadt zurückgebliebenen Familien verließen dieselbe. In **Boconó** trat der erste Stoß am 29. September 2 Uhr ein und dauerte angeblich 18 Sekunden. Viele Gebäude wurden beschädigt, doch gelangte keins zum Einsturze. Die Kirche San Alejo erhielt bedenkliche Risse. Um 2¼ Uhr Morgens erfolgte ein zweiter Stoß und am 30. September zwei weitere. Das Erdbeben scheint übrigens weit verbreitet gewesen zu sein; die Stadt Quibor in Barquisimeto wurde am 29. September zur Hälfte zerstört. Von Merida und Táchira fehlen die Nachrichten. Ob Menschenverlust zu beklagen ist, bleibt zweifelhaft. In Carácas und Los Tegnes bebte die Erde im September andauernd. Bemerkenswerth ist, daß, während 1885 ein äußerst trockenes Jahr war, in diesem Jahre die Regenzeit mit außergewöhnlicher Stärke eingetreten ist; überall im Lande klagt man über die allzu ausgiebigen Regen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XII.

Als die Reisenden Tamesmida verließen, schlugen sie eine nordnordöstliche Richtung ein und ritten dann über nichts als weite Halfaebenen, bis sie das nach Kasserin führende Thal erreichten, welches zur Linken (im Norden) von einer Bergkette, Dschebel Dokra und Schambi genannt, eingefaßt wird. Unterwegs stießen sie nur auf eine einzige interessante Ruine, Henschir-Magdudesch, ein Mausoleum wie in Henschir-ez-Zaâtli, mit vorgebauter Treppe, dessen Cella indessen mit korinthischen Pilastern geschmückt war. Erst lange nach Sonnenuntergang erreichten sie ihre Lagerstelle an den Ufern eines Baches, dessen Wasser laut über Geröll dahinplätscherte; aus der Ferne schimmerten die Feuer der Smalah der Fraischisch, eines wahren Zeltdorfes, herüber. Hier, wo ihre Eskorte sie verließ, liegen die Ruinen von Cillium, welche bei den Arabern nach zwei Mausoleen, von welchen heute nur noch eines vorhanden ist, den Namen Kasserin (die beiden Schlösser) führen. Die Smalah des Stammes der Fraischisch ist gewöhnlich dort versammelt, in der Nähe von einigen kleinen Zanias, $1\frac{1}{2}$ km von den Ruinen, aus deren Werkstücken sie erbaut worden sind. Wahrscheinlich ist auch das eine der beiden Mausoleen demselben Zwecke zum Opfer gefallen. Dasjenige Monument, welches zuerst ihre Augen auf sich zog, war das berühmte Mausoleum der Flavier, das allen, welche sich mit den Alterthümern Tunesiens beschäftigt haben, wohl bekannt ist. Dasselbe hat einen quadratischen Grundriß und besteht aus drei Stockwerken, deren unterstes etwa 3,7 m Seitenlänge und 4 m Höhe hat; durch zwei 1 m hohe Thüren gelangte man in das Innere. Auf diesem Unterbau befindet sich eine Inschrift von nicht weniger als 110 Versen Länge, worin der Erbauer des Denkmals seine Pietät gegen seinen Vater preist und die einzelnen Ornamente des Bauwerkes aufzählt. Das zweite, etwas zurückspringende Stockwerk ist auf jeder Seite mit vier korinthischen Pfeilern geschmückt, und das dritte umschließt eine quadratische Nische, in welcher die Statue des Gefeierten aufgerichtet war. Das Ganze war wahrscheinlich, wie andere analoge Bauwerke, von einer Pyramide gekrönt, auf deren Spitze ein Hahn mit ausgebreiteten Flügeln befestigt war. Letzteren Umstand erwähnt der Schluß der Inschrift in drolliger Weise; „wenn die Natur — heißt es da — seine Glieder und seine Kehle belebt hätte, würde er des Morgens alle Götter zwingen, aufzustehen". Die Grabschriften der nach einander in dem Mausoleum beigesetzten Personen, den Erbauer eingeschlossen, sind auf den verschiedenen Seiten des ersten Stockwerks angebracht.

Einige Schritte vor diesem Mausoleum fließt ein großer Bach vorbei, an welchem der Kaïd der Fraischisch, Ali Srir, seine Smalah aufgeschlagen. Nie zuvor hatten die Reisenden eine solche Anzahl von Zelten vereinigt gesehen; dieselben bedeckten mindestens 1 qkm. Darum fand auch ein beständiges Gehen und Kommen von Arabern zu Fuß und zu Pferde statt, von Frauen, welche Heerden zur Weide trieben oder Wasser holten, von Kindern, die nach ihren Ziegen riefen; dazu erfüllten zahlreiche Hunde die ganze Ebene mit ununterbrochenem Geheul und Gebell. Im Mittelpunkte des Lagers steht das Zelt des Kaïd, rings herum diejenigen für seine Familie, seine Dienstboten und die hervorragendsten Stammesmitglieder. Er ist ein großer, schöner Mann von jener etwas hochmüthigen Di-

stinction, wie sie die arabischen Häuptlinge auszuzeichnen pflegt. Wegen seiner Verdienste, die er sich um das französische Heer im Feldzuge von 1881 erworben hatte, hatte man ihn zum Kaïd gemacht; aber das hat ihm offenbar den Kopf verdreht, denn er verstand es nicht, seine Macht und vorzüglich diejenige des Steuereintreibens mit Maß auszuüben, und so ist ihm seitdem ein Nachfolger gesetzt worden.

Die Fremden empfing er entgegenkommend. Ein Quervorhang theilte sein Zelt in zwei Hälften, deren eine sein Privatzimmer darstellt, während die andere als Audienzsaal dient, in welchem Recht gesprochen und die Angelegenheiten des Stammes verhandelt werden. Seinen Besuchern ließ er Stühle anbieten, während er sich selbst auf der den Boden bedeckenden Matte niederhockte. Hinter ihm und rings um die Fremden drängten sich Reihen von Neugierigen.

Grabmal der Flavier in Kasserin. (Nach einer Zeichnung von H. Saladin.)

Cagnat und Saladin erklärten ihm den Zweck ihrer Reise, worauf er ihnen die eingehendsten Mittheilungen über die Ruinen der Umgebung machte und sie schließlich zum Mittagessen einlud. Dann verabschiedeten sie sich und kehrten zu den Ruinen zurück.

Dieselben bedecken eine mäßig große Anhöhe. Ein Triumphthor, auf dessen Attica der Name des Ortes „Colonia Cillitana“ eingegraben ist, wie es sich ähnlich auch in anderen alten Städten findet, bildet den Eingang von Norden her. Dicht daneben erhebt sich eine zerstörte Befestigung, welche wie gewöhnlich aus Steinen der alten Bauwerke errichtet ist; einige analoge Forts liegen an anderen Punkten des Ortes. Interessanter, weil seltener vorkommend, ist ein Stauwerk in Form eines Kreisausschnittes, welches quer über den Wed-ed-Derb errichtet ist und seine Rundung stromaufwärts kehrt. Die Mauer ist etwa 10 m hoch und 100 m lang und hat unten eine 2 m breite Oeffnung, durch welche der Fluß strömen konnte; bei Hoch-

Stauwerk im Wed-ed-Derb bei Kasserin. (Nach einer Skizze H. Saladin's und einer Photographie R. Cagnat's).

wasser sammelt sich das Naß in dem Behälter an und wurde von dort wahrscheinlich in die Ortschaft geleitet. Die Begräbnißstätte lag, wie stets, am Eingange der Ortschaft, zu beiden Seiten der unter dem Triumphbogen hindurchführenden Straße. Eine ganze Reihe der charakteristischen Grabstellen befand sich noch an Ort und Stelle: über der Grabschrift sind eine oder zwei Personen roh als Statuen ausgehauen. Alle tragen dieselbe Tunica, welche bei den Frauen nur länger ist, als bei den Männern. Zur Seite der Verstorbenen findet sich oft ein Altar. Die Namen in den Grabschriften sind rein afrikanisch; da die Verwandtschaftsgrade dieser einstigen Bewohner von Kasserin sorgfältig angegeben sind, so läßt sich die Genealogie mancher Familie daraus herstellen. In der dritten Generation heirathet dann einer von ihnen eine Römerin, und der aus einer solchen Ehe entsprossene Sohn erhält dann einen römischen Namen.

Im Ganzen war aber Cillium trotz seines Titels Kolonie nur ein allerdings sehr ansehnliches Dorf, dessen Gedeihen eine Folge seiner Lage an der Straße Kaffa-Tebessa und der wunderbaren Fruchtbarkeit der umliegenden Ebene war, welches aber niemals die Bedeutung seiner Nachbarorte Thelepte und Sufetula erreichte.

Als der Abend herangekommen war, begaben sich die Reisenden wieder in die Smalah des Kaïd, um an seinem Essen theilzunehmen; aber das Schwierigste war, bis in sein Zelt zu gelangen: sobald der Tag sich neigt, lassen die Hunde Niemanden auf 100 m weit an das Lager herankommen und stürzen sich wie eine Heerde Wölfe auf den Unklugen, der sich ihnen zu nähern wagt. Die Araber mußten ihren Gästen entgegengehen und sie von weit her zu den Zelten geleiten. Das Essen glich allen, die ihnen bei gleicher Gelegenheit gegeben wurden: wenn sie von einer Schüssel gegessen hatten, reichte der Kaïd sie der ersten Reihe der Herumsitzenden; von dort wandert sie zur zweiten, wo schon weniger angesehene Personen sitzen, und so fort, bis nur noch Knochen übrig bleiben, die den Hunden zum willkommenen Fraße vorgeworfen werden. Ali und Mohammed, die beiden einheimischen Begleiter der Reisenden, saßen als Gäste in der ersten Reihe und waren nicht wenig stolz darauf; denn wie alle Araber sahen sie sich gern, wenn auch nur auf kurze Zeit, in einer höheren Stellung, als ihnen ihrem Stande nach zukommt. Einer von den Scheichs, welche jetzt in der dritten oder vierten Reihe sitzen, wird die Reisenden am nächsten und den folgenden Tagen nach Haïdra begleiten; dann aber wird nichts der stolzen Würde gleichkommen, mit welcher er zuerst seine Hand in die Schüsseln stecken wird, so oft die Reisegesellschaft in einem Duar Gastfreundschaft genießt.

Bei Tage gewährt diese Smalah der Fraischisch eines der malerischsten Bilder, welche man sehen kann. Gerade Straßen trennen die zu beiden Seiten regelmäßig aufgebauten Zelte; letztere stehen halb offen und lassen vielfach Webstühle sehen, an welchen Frauen mit der Herstellung von Burnussen, Haiks und Decken beschäftigt sind. Diese Webstühle sind außerordentlich primitiv, einfach und leicht zusammenzulegen, so daß man sie beim Abbrechen des Lagers auf Kameele verladen kann. In anderen Zelten schneiden Männer Gewänder zu und nähen sie; anderswo haben Malteser Händler ihr kleines, weißes Zelt aufgeschlagen und bergen darunter ihre Waaren und das, was sie dagegen von den Nomaden eintauschen, Garn, Zucker, Lichter, Produkten rc. Weiterhin werden Seile aus Ziegenhaaren gedreht oder Säcke für Kameellasten gewebt, mahlen Weiber Getreide oder trocknen Kuskus auf großen Decken in der Sonne.

Am folgenden Morgen wurde Abschied von Ali Srir genommen und unter Leitung eines alten Scheich der Ritt nach Haïdra angetreten. Die Kameele waren über Feriana nach Kaffa zurückgekehrt, und zum Fortschaffen des Gepäcks wurden von hier an Maulthiere verwendet.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Aus dem Cevennengebiete.

(Nach dem Französischen von A. Lequeutre und E. A. Martel.)

I.

[Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen von Vuillier.]

Entdeckungsreisen innerhalb der eigenen Landesgrenzen sind heute in Frankreich an der Tagesordnung. Seitdem die vor wenigen Jahren erst erfolgte Begründung des französischen Alpenvereins im größeren Publikum ein gewisses, bis dahin kaum vorhandenes Interesse für touristische Unternehmungen erweckt hat, ist man unablässig bemüht, dieses Interesse recht eigentlich pro domo zu verwerthen. In allen Gegenden Frankreichs hat man in den größeren Städten Unterabtheilungen des Alpenvereins gebildet, in denen jedoch weit weniger als anderswo der richtige Alpensport nach englischem Muster kultivirt wird, deren Hauptaufgabe vielmehr zunächst in dem gründlichen Kennenlernen und der Verkehrserschließung einzelner Landestheile bestehen soll, deren interessante Eigenthümlichkeiten, merkwürdige Gebirgsbildungen und großartige landschaftliche Schönheit bisher wenig bekannt und nicht nach Gebühr gewürdigt worden sind. Ohne Zweifel ist dies ein ebenso dankenswerthes, wie lohnendes Bemühen, aufklärend und belehrend nicht nur für die große Masse des Volkes, sondern auch für die Mehrzahl der Gebildeten, die in dem charakteristischen Streben und Drängen nach möglichster Centralisation so lange in gleichgültiger Unwissenheit verharren konnte über jene, von den großen Verkehrscentren freilich abgelegenen, aber durch hervorragende Naturschönheiten ausgezeichneten Gebiete ihres Heimathlandes. Von höherem Werthe sind die jetzt schon zu übersehenden praktischen Erfolge ihrer Bemühungen: der Nachweis neuer, leicht erreichbarer und über alles Erwarten lohnender Ziele für die Sommerausflüge der großen Zahl ihrer Landsleute, der es an Zeit und Mitteln zu weiten Reisen gebricht, und die Leitung eines den Wohlstand des Touristenverkehres in so manche, an großartigen Scenerien reiche, an Erwerbsquellen jedoch

arme, unfruchtbare Gebirgsgegend des südlichen Frankreichs.

Von dem westlichen Abhange der Cevennen zieht sich zwischen 44 und $44^{1}/_{2}{}^{0}$ nördl. Br. bis zu dem Hochlande der Auvergne das Gebiet der sogenannten Causses hin, der merkwürdigen in ihren Lagerungsverhältnissen wenig gestörten Kalkplateaus, in welche der Tarn mit seinen Zuflüssen enge und tiefe Schluchten (Cañons) eingegraben hat. Von dieser eigenartigen, in jeder Hinsicht interessanten Landschaft, einem Colorado-Gebiete in verkleinertem Maßstabe, und von den „Entdeckungen", welche die Mitglieder der Lozère- und Aveyron-Alpenvereine in jüngster Zeit dort gemacht haben, werden in Frankreich augenblicklich immer neue Schilderungen durch Wort und Bild veröffentlicht. Wir entnehmen einigen derselben die nachstehende Beschreibung einer Tour nach dem Cañon des Tarn und dem Causse noir mit seinen merkwürdigen Dolomitenbildungen.

Der Reisende, der, das Städtchen Mende am Lot als Ausgangspunkt benutzend, die ungeheure Felsschlucht besuchen will, in welcher der Tarn auf einer Strecke von 50 km zwischen steilen Wänden von 400 bis 500 m Höhe dahinströmt, muß zunächst das Kalkplateau von Sauveterre fast in seiner ganzen Breite von N nach S überschreiten. Die große Straße von Nîmes nach St. Flourens, die, wahrscheinlich schon von den Galliern angelegt, Jahrhunderte lang die einzige Verbindung zwischen dem Hochlande der Auvergne und der Ebene von Languedoc gebildet hat, führt ihn nach dem etwa 15 km entfernten Städtchen Ispagnac. In scharfen Zickzackwindungen leitet der Weg von dem hier 540 m hohen Rande des Plateaus nach dem kleinen Orte hinab, der sich am Ufer des Tarn ausbreitet. Durch seine die oben erwähnte große Heerstraße beherrschende Lage hatte Ispagnac während des ganzen Mittelalters und noch bis in das 17. Jahrhundert hinein eine gewisse strategische Bedeutung. Heute ist von den starken Befestigungswerken, an denen feindliche Angriffe oft gescheitert sein sollen, ebenso wenig mehr zu sehen, wie von der ehemals hochberühmten Priorei, die der Sage nach an der Stelle eines alten Druidenheiligthumes erbaut worden war. Trotz dieser Einbuße der Zeugen ihrer früheren Größe macht die Stadt mit ihren alten und alterthümlichen Häusern noch heute einen erfreulichen Eindruck. Die dunkelrothe Felswand, an deren Fuß sie sich schmiegt, ist an ihrem unteren, sanfter abfallenden Theile mit üppigem Grün bekleidet; kleine Wein- und Obstgärten sind hier auf den niederen Terrassen angelegt, von denen man die herrlichste Aussicht genießt auf die zerklüfteten Abhänge und Vorsprünge des Causse Méjan, des über dem jenseitigen (linken) Flußufer hoch emporragenden Plateaus. An einem dieser Vorsprünge, der halbinselartig bis weit in den Fluß hineinreicht, liegt, von einem dichten Gehölze alter Nußbäume umgeben, der ehemals vielbesuchte Wallfahrtsort Notre-Dame de Quézac. Eine hübsche Brücke mit spitzem Bogen, der Sage nach von Papst Urban II. angelegt, verbindet die wohlerhaltene alte Kirche mit der auf dem rechten Tarnufer entlang führenden, allen Windungen des Flusses folgenden Straße. Wir befinden uns hier allenthalben auf historischem Boden. Die hartnäckigen, blutigen Kämpfe, in denen die Bewohner der Cevennen wieder und immer wieder um ihre religiöse Freiheit gerungen haben, die furchtbaren Aufstände und Verfolgungen der Albigenser und Waldenser, der Hugenotten und Camisarden haben sich jedesmal bis in das Gebiet der Causses hinein erstreckt. Es war hier nicht die reiche Bevölkerung der in den Flußthälern belegenen Ortschaften, sondern ausschließlich das arme, mühevoll lebende Volk der unfruchtbaren Hochebenen, das die begeistertsten Anhänger der neuen Lehren und die unerschrockensten, zähesten Streiter für dieselben stellte. Etwa eine Stunde unterhalb der Brücke von Quézac gelangt man an die Stelle, die gewöhnlich als der Anfang des eigentlichen Cañon des Tarn betrachtet wird. Ehe wir von hier aus den Weg stromabwärts weiter ver-

Ispagnac.

folgen, geben wir dem Leser in der lebhaften Schilderung von O. Reclus ein allgemeines Bild der merkwürdigen Felsschlucht.

„Der Cañon des Tarn öffnet sich zwischen der Serre Pailhos zur Linken und der Boissière de Molines zur Rechten; die erstere ist eine 1046 m hohe, mächtige Bastion des Causse Méjan, die zweite, 1050 m hoch, ein Vorsprung des Causse de Sauveterre. Die Farbe dieser Felsmassen läßt erkennen, daß man aus dem Gebiete des traurig-schwarzen Cevennenschiefers in das der glänzenden verschiedenfarbigen Gesteinsarten des Oolith und der Dolomiten gekommen ist, die hier auf dem Lias ruhen.

„Zwischen Wänden von 400 bis 600 m Höhe, die an einigen Stellen direkt vom Flußrande aufsteigen, an anderen Schutthügel vor sich haben, auf denen jetzt Weinberge und Gärten an die Stelle der immer mehr verschwindenden Tannen, Eichen, Buxbäume und Buchen treten, krümmt und schlängelt sich der Tarn in unzähligen Windungen, wunderbar klar, leuchtend grün. Unbedeutend und klein, fast intermittirend, während vier oder sechs Monaten des Jahres halb trocken, so tritt er in die tiefe Schlucht zwischen den Plateaus; mächtig und das ganze Jahr hindurch wasserreich, verläßt er sie, ohne inzwischen auch nur den kleinsten Bach in sich aufgenommen zu haben. Quellen am Grunde beleben ihn, und 30 Brunnen vermischen ihr krystallklares Wasser mit seiner Fluth. Dicht über dem Wasserspiegel brechen sie auf der rechten Seite aus der Felswand des Causse de Sauveterre hervor; auf der linken entströmen sie dem von zahlreichen Höhlen zerklüfteten Causse Méjan.

„Von einem Kalkplateau zum anderen, von Rand zu Rand über den 1200 bis 1800 Fuß tiefen Abgrund beträgt die Breite der Schlucht selten 2500 oder auch nur 2000 m, fast überall sind die Ränder der beiden Hochflächen nicht mehr als etwa 1500 m von einander entfernt, und der Abstand der Wände dicht über dem Wasserspiegel des Tarn ist oft nicht größer als die Breite des Flusses selbst.

„An zwei oder drei Stellen, wo die Plateauränder noch näher aneinander treten, könnte man sich wohl eine Brücke vorstellen, die mit einer Jochweite von 1000 m, sicher der kühnsten Spannung der Welt, von dem Rande von Sauveterre zu dem von Méjan hinüberführte.

„Von der Spitzbogenbrücke von Ispagnac bis nach Rozier hat der Cañon des Tarn eine Länge von 50 km. Es würde die großartigste Höhle Europas sein, wenn hier eine die Kluft überspannende Wölbung die eine Oolithmasse mit der anderen, die Dolomiten der rechten mit denen der linken Seite verbände, und aus den beiden Plateaus im Winter eine einzige ungeheure Schneefläche machte.

„Da jedoch zum Glück diese Wölbung nicht vorhanden ist, zeigt sich uns die Schlucht als eine im Sonnenschein erglänzende, lachende Landschaft.

„Von den scharfen, eisigen Winden der Hochebene ist hier unten nichts zu merken. Man lebt wie weit entfernt vom kalten Norden, wie in einem Treibhause, umgeben von Nuß-, Mandel- und Feigenbäumen, von Kastanie und Weinstock. . . .

„In dieser Wärme, diesem Sonnenglanz, mit der fröhlichen Vielfarbigkeit ihres Gesteins, mit dem schönen Fluß, den klaren Quellen lächelt uns die Schlucht entgegen, die, wenn ihre Wände Granit oder Schiefer wären, erschreckend finster und traurig sein würde. Sie macht einen heiteren Eindruck selbst in den gigantischen Ruinen ihrer Dolomiten, die, Mauern, Pfeilern und Thürmen gleich, wie die letzten Ueberreste zweier dem Untergange geweihter Riesenstädte von den Rändern der Plateaus über den 500 und 600 m tiefen Abgrund emporragen ....“

Schloß Charbonnières.

Bald nachdem man die enge hohe Felsenpforte des Cañoneinganges passirt hat, zeigt sich auf dem rechten Ufer des Flusses die erste aus der Felswand sprudelnde Quelle, der Brunnen von Vigos, der, wie die Sage erzählt, vor Alters Gold geführt haben soll. Nur hin und wieder, zur Zeit der Schneeschmelze oder nach besonders starken Regengüssen, strömen an der Oberfläche der Felswände kleine, schnell versiegende Wasserläufe in die Schlucht hinab; sonst zieht die ganze Feuchtigkeit der Plateaus sich unmittelbar in die oberen lockeren Schichten des Juragesteins ein, sickert hindurch und tritt erst tief unten bei dem Kontakt mit der schwarzen festen Liasschicht in jenen Felsenquellen zu Tage.

Wie ein Vogelnest in eine Einbuchtung der Felswand gebaut, liegt unweit der Quelle das alte, zinnengekrönte Schlößchen Rochebave, heute eine bescheidene Meierei. Es ist für eine weite Strecke des Weges die einzige vom Flußufer aus sichtbare Niederlassung. Vollständige Einsamkeit umfängt den Wanderer; aber diese Einsamkeit ist nicht einförmig: fast bei jedem Schritte vorwärts verändert sich das Bild der Umgebung. Bald zeigen sich auf den schmalen, am Grunde der Schlucht abgelagerten Schutthügeln sorgfältig gepflegte Weinberge und Gärten. Dicht darüber und zu beiden Seiten ist die zerklüftete Wand mit ihren gewaltigen Vorsprüngen und Zacken von undurchdringlichem

Dornengestrüpp überwuchert, eine vollständige Wildniß. An anderen Stellen ragt sie ohne jede Spur von Vegetation steil empor, wie eine ungeheure Mauer, an deren Fuß sich wohl ein schmaler Streifen dichten Waldes längs des Flusses hinzieht.

Auf einer etwa 20 m über dem Flusse vorspringenden Felsplatte am Abhange des Causse Méjan kommt endlich eine stattliche Wassermühle in Sicht, deren Räderwerk durch die hier hervorbrechende starke Quelle von Pelatan getrieben wird. Nicht weit davon hinter einem anderen Vorsprunge liegt, ebenfalls auf der Höhe, das Dörfchen Montbrun, das mit seinen von alten Bäumen umgebenen weißen Häusern und den von zwei Quellen bewässerten Wiesen ein anmuthiges Bild darbietet, verschönt und gehoben durch den Hintergrund der in lichtem Grau und kräftig warmem Roth glänzenden Wände.

Castelbouc.

Die Straße, die von Ispagnac aus bis hierher sich dicht am Flusse gehalten hat, steigt jetzt am Abhange des Plateaus von Sauveterre empor, um einen weit in die Schlucht vorgeschobenen Felsenpfeiler zu umgehen. Die Aussicht auf Montbrun wird verdeckt, dafür erblickt man bald etwas wie eine kleine Oase an dem kahlen Hange: drei Dörfer, Pouzols, Blajoux und Villaret, liegen hier bei einander, in einen dichten Kranz von Obstgärten eingebettet. Und ihnen gerade gegenüber, auf der linken Seite der Schlucht, ragen von einer weit vorspringenden ungeheuren Felsplatte die Ruinen und Thürme des Schlosses Charbonnières empor, eines aus dem 13. Jahrhundert stammenden Baues. Im Jahre 1583 erwählten einige sechszig protestantische Parteigänger, die Ueberreste der tapferen Schaaren des Kapitän Merle, das kleine Schloß als letzten Zufluchtsort nach den großen Kämpfen. Die Raubzüge, die sie von hier aus unternahmen, machten sie bald zum Schrecken der gesammten katholischen Bevölkerung

der Umgegend und veranlaßten die Regierung, 500 Arkebusiere und 80 Reiter zur Belagerung des Schlosses auszusenden. Wochenlang hielt die kleine Schaar tapfer Stand, und als sie endlich, vom Hunger bezwungen, sich ergeben mußte, wußte ihr energischer Anführer es durchzusetzen, daß ihr freier Abzug mit allen kriegerischen Ehren gewährt wurde.

Nicht minder interessant durch seine Geschichte ist das kaum eine halbe Stunde unterhalb von Charbonnières gelegene Schloß Castelbouc. Auf einem 60 m hohen, durch eine tiefe Kluft von der Schluchtwand getrennten Felsen erheben sich die Ruinen des alten festen Burgbaues, der im Jahre 1588 von den Truppen der Regierung zerstört wurde. Ein ungemein wasserreicher Quell, der aus einer Grotte am Fuße des Burgfelsens sich in den Tarn ergießt, führt dem Flusse eine solche Wassermenge zu, daß er von dieser Stelle an während acht Monaten des Jahres schiffbar ist.

Von den schönsten Wein- und Obstgärten umgeben, kommt auf einem tafelförmigen Vorsprunge des Causse de Sauveterre bald das Städtchen Prades de Tarn in Sicht, das mit seinem festen alten Schlosse lange Zeit eine Art Zwingburg der Katholiken und zugleich ein schützender Vorposten für das oft gefährdete sehr reiche Kloster von St. Enimie war. Unweit Prade hört heute noch die neue breite Fahrstraße auf, die von Ispagnac nach St. Enimie, dem Hauptorte des Cañon, geführt werden soll. Die alte Straße läßt namentlich in Hinsicht auf Breite Vieles zu wünschen

Sainte Enimie.

übrig, aber wenn der Weg auch mittelmäßig ist, so wird dafür die Landschaft, durch die er führt, immer schöner und schöner. Die näher an einander tretenden Felswände zeigen eine solche Mannigfaltigkeit in ihren Formen, die Gruppen der Mandel-, Nuß- und Kastanienbäume an ihren Abhängen bilden mit den rothen Klippen und den thurm- und erkerähnlichen Vorsprüngen ein so malerisches Durcheinander, daß man nicht weiß, was man zumeist bewundern soll. Tief unten am Grunde der Schlucht glänzt und leuchtet das grünliche Wasser des raschfließenden Tarn, nur hin und wieder verdeckt durch die am Ufer stehenden Pappeln und Weiden.

Die Stadt St. Enimie liegt mitten in der Schlucht, zu beiden Seiten des Flusses, über den eine breite, aus dem 17. Jahrhundert stammende Brücke führt. „Die Stadt in einem Brunnen“, hat ein alter Chronist den Ort treffend bezeichnet, und wer das Glück hat, die rothen Wände dieses gewaltigen Brunnens in heller Morgen- oder Abendbeleuchtung erglühen zu sehen, die Häuser der Stadt vom röthlichen Widerschein bestrahlt, tief unten in ihrem Kranze von Gärten, dem wird St. Enimie auch merkwürdig und unvergeßlich bleiben. Wer auch die heilige Enimia gewesen sein mag, die Stifterin des Klosters und zugleich Gründerin der Stadt, ob, wie verschieden angenommen wird, die Tochter eines Chlodwig oder Chlotar: jedenfalls hat sie einen guten Platz gewählt und wenigstens dafür die dankbare Verehrung und die reichen Spenden verdient, die ihr und ihren Stiftungen Jahrhunderte lang dargebracht worden sind. Das

berühmt reiche Kloster ist im Jahre 1788 säkularisirt worden, aber noch heute besteht am Orte eine geistliche Lehranstalt, die in strengkatholischen Kreisen einen besonders guten Ruf haben soll. Die Reste des alten Klostergebäudes sind für diese Anstalt ausgebaut worden und bilden noch jetzt mit ihren beiden starken runden Thürmen und den festungsartigen Walleinfassungen die Hauptsehenswürdigkeit des Städtchens. Im Jahre 1734 hatte St. Enimie 1040 Einwohner, im Jahre 1882 aber 1063. In der That, keine sehr bedeutende Zunahme! Trotzdem glauben die Einwohner der Stadt an den bedeutenden Aufschwung derselben, den sie durch einen immer großartigeren Betrieb der Obstkultur herbeizuführen gedenken. Was sie auf diesem Gebiete jetzt schon in unermüdlicher Arbeit und Ausnutzung auch der kleinsten Hilfsquellen leisten, ist allerdings erstaunlich. Dafür bringen seit einigen Jahren auch schon die Gärten ihres „Brunnens“ allein an Mandeln einen jährlichen Ertrag von über 1000 Hektoliter der besten und gesuchtesten Sorten. Das Fest der Obsternte, namentlich der Weinlese, in St. Enimie ist ein Festtag für das ganze Gebiet der Causses, dessen Bevölkerung in Schaaren zu den Jahrmärkten pilgert, die bei dieser Gelegenheit in dem Städtchen abgehalten werden.

Landschaftlicher Charakter der Anden Venezuelas.

Von Dr. W. Sievers.

III. (Schluß.)

Indessen ist es Zeit, nach Venezuela zurückzukehren; was bisher geschildert worden ist, betrifft meist die niederen Stufen des Gebirges bis zur Höhe von 1000 m; nunmehr wollen wir in das höhere Gebirge eintreten. Wenn man vom Meere aus die Randketten überstiegen hat, und in das Innere des Gebirges eingedrungen ist, so fällt der Mangel an Vegetation an den unteren Bergabhängen sehr ins Auge; scharf schneidet die gewaltige Ueppigkeit des Pflanzenwuchses mit den Kämmen der Küsten-Cordillere ab und nackter, nur von Gras und Gestrüpp bestandener Abhang tritt an die Stelle der dichten Wälder. Die Thäler der inneren Ketten zeigen meist am beiderseitigen Bergabhange diese kahlen Stellen; so ist das Gebirge oberhalb Tovar im Mucutiesthal an der Nordseite des Thales großentheils völlig kahl; auch oberhalb Bailadores, im selben Thal, klettert man lange Zeit, ehe Wald erreicht wird; die Hügelzüge des Táchira sind häufig, z. B. bei Lobatera und Capacho, sowie auf dem Wege nach San Antonio, fast vegetationslos; das Chamathal zeigt unterhalb Merida, namentlich bei San Juan, Lagunillas und Chiguará, sowie auch an der südlichen Thalseite gegen Pueblo Nuevo zu kahle nackte Hügel; in dem Thale des Motatan und Momboy sind die unteren Thalstufen von kahlen Hängen begrenzt; steril erscheinen auch die Schieferberge von Aricagua, Mucusurú und El Morro; fast vegetationslos ist das Bergland zwischen Trujillo und Carache, zwischen Carache, Chejendé, Cuicas und Santana; kahl sind die Abhänge der Gebirge von San Lazaro, Mendoza, Quebrada Grande und Jajó; kahl sind die Vorberge der Sierra Nevada de Merida selbst; kahl die Hügel zwischen Valera, Escuque und Betijoque; kurz, große Strecken der inneren Theile des Gebirges sind völlig nackt und vegetationslos. Namentlich die Thonschieferberge zeichnen sich in dieser Hinsicht aus; ihre blauschwarzen Gesteine geben den Flußbetten ein trostloses Aeußere, zickzackartig klimmt der Weg an ihren verwitterten Abhängen hinauf. Die Anwohner des Thales schlugen hier ihr Holz; der feste Zusammenhang des Gesteins ward gelockert, Regengüsse zerstörten sein Gefüge noch mehr; die brennende Sonne that das Uebrige; nach kurzer Zeit spülte ein besonders starker Regenguß die Humusdecke hinweg, stückweise rutschte der Abhang ins Thal hinab; anstatt frischer Wälder starren hier zerfurchte, zerschnittene, zerrissene Abhänge den Reisenden entgegen; in den tieferen Stufen wachsen nur Cactus, Mimosen, Agaven, Euphorbien, Dornen und anderes Gestrüpp auf dem kraftlosen Boden, in den höheren Theilen des Gebirges sprießen Gräser zwischen den Gesteinsspalten hervor und umkleiden die Hänge der Schutthalden.

In diesen Theilen der Cordillere haben die Berge meist runde, flache, abgeplattete Formen, die aus Thonschiefer zusammengesetzten Höhenzüge neigen zu solchen Gestalten; und auch dort, wo die Thonschiefer die höchsten Theile des Gebirges zusammensetzen, finden sich dieselben eintönigen, langweiligen, flachen und runden Rücken, alle nach einer Schablone gezeichnet und scharf von den Sandsteinbergen unterschieden. Ihre Farben sind meist roth, braun, weiß bis grün und grau; dort, wo das Gestein noch frisch ist, dunkelschwarzblau schillernd. Sie bilden große Gebirgskerne, z. B. die Berge von Aricagua, von Mucuchachí Pregonero, fast das ganze Motatanthal, das Gebirgsland von Trujillo, Boconó, Carache und Mendoza.

Erst in der Höhe von 1300 bis 1400 m beginnt der Wald, in manchen Theilen des Gebirges noch höher, bei der Sierra Nevada de Merida erst in 2000 m; im Allgemeinen sind die frischesten Wälder zwischen 1600 bis 2200 m Höhe gelegen; namentlich die den Randketten zugekehrten Abhänge sind in der Höhe stark bewaldet; so z. B. die Nordseite der Sierra Nevada, die Südseite des Páramo de Aricagua, die Nordseite der Trujillo-Kette. Diese Hochwälder sind vielleicht noch weit fesselnder als die ungeheure Vegetation des Tieflandes; denn hier ist man frei von der Hitze, frei von der Plage der Mosquitos, frei von den Miasmen des Bodens. Fröhlich athmet man auf, wenn man in die frischen Wälder eintritt, staunend steht man auch hier vor der Fülle und Schönheit der Formen, die sich vor dem Auge des Wanderers erheben; in erster Linie sind es die Baumfarren, welche den großartigsten Eindruck hinterlassen; ihre zartgegliederten Wedel übertreffen an Formenschönheit und Eleganz noch weit die gerühmten Kronen der Palmen des Unterlandes. Gruppenweise stehen sie im Hochwalde, meist an den Wasserläufen, beisammen; ihr feiner, gerader, geschuppter Stamm steht im harmonischen Verhältniß zur Größe der Krone; um ihre Wipfel spielt der Morgenwind und um sie herum und über sie empor reckt sich die unendliche Mannigfaltigkeit der Bäume

des Hochwaldes, die breitblätterigen, saft- und gummiausscheidenden Kautschukgewächse, die hochstämmige Ceder, die Lorbeer- und Rhododendronarten, die eigenthümliche Wachspalme. Schlingpflanzen in üppiger Wucherung umgeben die Krone der Bäume und Luftwurzeln reichen tief bis an den Boden hinab. Dazu sind die Aeste der dort lebenden Baumarten förmlich überwuchert von den eigenartigsten und bizarrsten Formen der Orchideen, deren Reichthum namentlich in Trujillo ein ganz fabelhafter ist. Hier gedeihen die Cinchonen in mehreren Arten; von den Bäumen hängt langes weißes Bartmoos herab und der ganze Hochwald trieft von Feuchtigkeit und ist häufig in einen leichten feinen Nebel gehüllt, welcher sich hier und da zusammenballt und in den Schluchten und Thälern auf- und abwallt. Hier ist auch das Thierleben in den schönsten Formen ausgebildet; Schmetterlinge durchgaukeln den Wald und die sonst wenig sichtbare Vogelwelt erfüllt hier die Kronen der Bäume.

Langsam klimmen wir empor; die Farren verschwinden, der Ceibabaum, welcher noch am unteren Rande des Hochwaldes vorkommt, tritt zurück. Befarien und Schlingpflanzen nehmen zu; die Höhe der Bäume nimmt ab; schnell verkrüppelt der Baumwuchs; Unterholz tritt an seine Stelle; auch dieses verschwindet allmählich und überläßt das Feld den Gramineen, wozu noch das eigenthümliche Frailejón tritt, eine Espeletia-Art, deren dickfleischige wollige Blätter der Kälte zu widerstehen vermögen. Moose und Flechten machen den Schluß. Auch das Thierleben verschwindet; nur hier und da zeigen sich Schmetterlinge von schwarzen oder braunen Farben; nur wenige Vögel halten noch aus; unter ihnen der Buitre, der Geier der venezolanischen Anden; welcher hoch über den höchsten Gipfeln seine Kreise zieht; der Kondor fehlt hier vollständig.

Mit dem Ueberschreiten der Baumgrenze betritt man die Region der Páramos. Das Wort Páramo bedeutet Bergeinöde, Bergwildniß; doch bezeichnet man eigentlich nur diejenigen Höhen damit, welche über die Baumgrenze hinausragen, und wo die Winde frei walten können; Thäler, welche über der Baumgrenze liegen, wird man nie als Páramos bezeichnen, sondern nur die umliegenden Höhen.

Der Charakter der Páramo-Landschaft ist ein eigenartiger; die Bewohner Venezuelas und Colombias lieben die Páramos zwar durchaus nicht, weil die Luft kalt ist, der Wind schneidend über die Höhen hinwegfegt und den Uebergang meist etwas anstrengend macht. Aber der Europäer geht ganz gern über die Páramos, theils weil er dort die umfassendste Aussicht über das Land findet, theils weil er sich in der kalten Luft der Höhen in die nordische Heimath zurückversetzt glaubt; und auch die Natur des Landes ist derselben ähnlich. Meist sind die Páramos weite Grasflächen, Wiesen und Moorland, in welchen die Flüsse entspringen, die dann bald in wildem Laufe zur Tiefe eilen; doch giebt es auch weite Geröllfelder, zwischen denen der Weg sich hindurchschlängelt. Führen diese Paßübergänge von Längsthal zu Längsthal, so sind die Aufstiege meist sanft, und die Aussicht beschränkt, weil dann gewöhnlich zu beiden Seiten des Passes gewaltige Felsmassen aufragen. Ueberschreitet man aber eine der hohen Ketten in der Querrichtung, so genießt man gewöhnlich eines großartigen Schauspieles, nämlich eines weiten Blickes über das umliegende Land und die nahe aufsteigenden Bergriesen. So ist namentlich der Páramo del Zumbadór im Táchira auf dem Wege von Lobatera nach La Grita im Besitze eines weiten Aussichtskreises. Man übersieht von hier einen großen Theil des Táchira, eine der fruchtbarsten Landschaften der Cordillere; eine Reihe Städte und Dörfer liegen gebettet in den Thälern zwischen dem mittelhohen Sandsteingebirge; silberglänzende Flüsse durchziehen das Land; grüne Felder, namentlich des hellgrünen Zuckerrohrs, leuchten hervor und heben sich ab von dem dunkeln Walde der höheren Gebirgsketten. Weithin überschaut man das Land und das Auge findet erst Ruhe an den blauen Bergen Colombias, welche duftig im Westen aufsteigen.

Gegen Osten ist das Bild ein ganz anderes. Hier thürmen sich die höchsten Höhen des westlichen Theiles der Cordillere, der Batallon und der Agrias neben und über einander empor. Runde Formen, abgerundete Gipfel, sanft ansteigende gebuckelte Höhen sind bezeichnend für dieses Hochgebirge; denn diese Ketten gehören den archäischen Formationen und dem Granit an, und überall zeigen diese Gesteine runde sanfte Kuppen, welche trotz ihrer 3600 m erreichenden bedeutenden Höhe ohne große Schwierigkeit zu Maulthier bis zum Gipfel erstiegen werden können, natürlich in einem endlosen Zickzackwege, auf welchem sich ein europäisches Pferd in ganz kurzer Zeit völlig abnutzen würde, da das Steingeröll so massenhaft angesammelt ist, daß die Thiere nicht wissen, wohin sie den Fuß setzen sollen.

Dem gegenüber sind die Formen des Mittelhöhen erreichenden, in den centralen Theilen aber auch hier und da noch Gipfel bildenden Kreidesandstein- und Kreidekalksteingebirges schroff, wild, zackig und häufig unersteiglich.

Die Haupteigenschaft der Páramos ist die Einsamkeit. Man hört keinen Laut, kaum ein Vogel läßt sich hören, die Schmetterlinge sind verschwunden; Schlangen und Eidechsen fehlen; höchstens das Summen der Fliegen und das ferne Gebrüll eines Rindes vernimmt man; denn häufig weiden auf den Bergwiesen die Heerden der benachbarten Angesessenen.

Schweigend reitet man selbst; denn der Wind ist schneidend, naßkalte Nebel umziehen den Reisenden und wenn man die Begleiter anspricht, so verstehen sie schwer, denn die dünne Luft des Hochgebirges mindert die Schärfe des Schalles. Man erhält den Eindruck, als ob der Gefährte schwerhörig geworden sei. Der Nebel und der scharfe Wind belästigen auch das Maulthier; unwillkürlich beschleunigt es seinen Schritt, um der ungastlichen Höhe zu entfliehen und wieder in wärmere Gegenden herabzusteigen. Plötzlich scheut es, und ist nicht von der Stelle zu bringen; durch den dichten Nebel erkennt man nicht gleich den Grund dieses Benehmens. Man steigt ab und geht zu Fuße vorwärts; da sieht man denn, daß ein sterbendes Maulthier auf dem Wege liegt, welches dem letzten Waarenzuge angehörte und den Strapazen des Aufstieges zwar noch gewachsen, aber dann zusammengebrochen war, um dort sein Ende zu finden. In weitem Bogen müssen wir die Stelle umgehen, und können uns glücklich schätzen, daß das Terrain dies zuläßt; wäre das verendende Thier in einem Hohlwege liegen geblieben, so hätte keine Macht der Erde unsere Maulthiere dort vorbei gebracht; wir wären einfach verurtheilt gewesen, umzukehren und die Reise abzubrechen.

So aber setzen wir fröstelnd die Reise fort; der Nebel wird immer dichter, die Hände erstarren an den Zügeln; allmählich wird man von dem langsam sich niederschlagenden Nebel völlig durchnäßt. Den nach Art ihrer heißen Tieflandsheimath gar leicht gekleideten Begleitern klappern die Zähne; sie ermüden und wollen sich niederlegen, um auszuruhen. Das aber wäre der sichere Tod; in der That kommt es von Zeit zu Zeit vor, daß Leute auf den kalten Höhen erstarren; man hat auch ein eigenes Wort dafür, „emparamarse", von páramo abgeleitet. Kreuze am Wege bezeichnen die Unglücksstätten. Es scheint also, daß diese Erscheinung dem schnellen Uebergange von dem heißen Tief-

landsklima fast bis zum Schnee und den von schneidendem Winde begleiteten kalten Regengüssen oder Schneefällen zuzuschreiben ist; denn die Leute der tierra caliente unternehmen häufig barfuß und nur mit Beinkleid und Hemd bekleidet, also fast schutzlos den klimatischen Einflüssen preisgegeben, die Ueberschreitung der hohen Gebirgspässe.

Meinem eigenen Diener geschah es auf einem gar nicht sehr hohen, aber durch sehr scharfen Wind ausgezeichneten Páramo, daß ihm Hände und Füße erstarrten und erst durch längeres Reiben wieder zum Leben zurückgebracht werden konnten. Es werden jedenfalls bei derartig schnellen Uebergängen von der Hitze zur Kälte, d. h. zu einer nahe an den Gefrierpunkt heranreichenden Temperatur, plötzlich ganz ungewohnte Anforderungen an die Blutcirculation gestellt. Dieselbe scheint Schwierigkeit zu haben, diesen neuen Verhältnissen zu entsprechen; eine Stockung tritt ein, deren Folge bei fehlender rascher Hilfe der Tod ist. In der That sind die Uebergänge häufig rapide; wenn ich Morgens mit 5 bis 8° C. auf dem Páramo reiste, und Nachmittags 2 Uhr in ein heißes Thal mit 32° C. Schatten- und 42° Sonnentemperatur herabkam, so langte ich häufig mit Kopfschmerzen an. Umgekehrt wurde mein Diener regelmäßig dann von Fieberanfällen geplagt, wenn er rasch aus der tierra caliente in die tierra fria, das Hochgebirge, versetzt wurde.

Wir erwähnten schon, daß manche Gipfel des Gebirges zu Pferde erstiegen werden können; es gilt dies nicht nur vom Batallon, Agrias, Aricagua, Tuñame und der Teta de Niquitao, sondern auch von einem der allerhöchsten Gipfel, welcher diese genannten noch um ein Beträchtliches überragt, nämlich dem Pan de Azúcar. Dieser gehört dem centralen Granitgebiete von Mucuchies an, wendet seinen Abfall nach dem Maracaibo-See zu und trägt die Quellen des Rio Mucujún, welcher bei Merida in den Chama fällt. Dieser letztere Umstand macht es möglich, von Merida aus in dem Flußthale des Mucujún aufwärts bis auf den Gipfel des Pan de Azúcar hinaufzureiten; langsam zuerst, schroffer im weiteren Verlaufe ist der Anstieg; der Gipfel ist ein schildförmiger, gebuckelter, leicht ersteiglicher Hügel, welcher aber durchaus keine unbedingt herrschende Stellung zwischen den übrigen Gipfeln einnimmt; vielmehr mögen die um ihn herum liegenden Höhen vielleicht sogar noch um ein Weniges höher sein. Man genießt von hier einer dominirenden Aussicht über das Gebirgsland von Mucuchies auf der einen, das Tiefland des Maracaibo-Sees auf der anderen Seite. Mit der Großartigkeit dieser Aussicht ist weniges zu vergleichen; im Fluge übersieht man die Gegensätze des Schnees der Berge von Merida und des heißen Fiebersumpflandes der Küstenebene; selten sind solche Aussichten. Auf der Spitze des Pan de Azúcar liegen ein paar kleine Lagunen, die man überhaupt viel im höchsten Hochgebirge, im Moor und Wiesenlande, eingebettet findet. Reihenweise ziehen sie auf den Kämmen der Ketten hin, so z. B. zwischen Bailadores und Tovar auf dem Kamme der Nordkette, ferner am Batallon, und zwar am südlichen Abhange desselben; ebenfalls am Westfuße des Páramo Portachuelo, dann unterhalb des höchsten Gipfels der Sierra Nevada de Merida, sowie namentlich auf den verschiedenen Páramos des Gebirgslandes von Mucuchies. Es sind sämmtlich düstere, traurige, trostlose Lagunen, über welche die Bevölkerung manche Sage weiß; allmählich scheinen sie einzutrocknen, wenigstens giebt es oberhalb Bailadores einen Punkt, wo seit 1866 eine früher dort befindliche Lagune verschwunden ist.

Eigenthümlich ist der gänzliche Mangel an Bergseen im Gebirge, und das ist wieder ein Punkt, der bei einer Vergleichung der landschaftlichen Reize der Cordillere von Merida mit den Alpen die Wagschale zu Gunsten der letzteren sinken läßt. Nirgends erhält man den schönen Eindruck eines krystallklaren, blauen oder tiefgrünen Bergsees; nirgends findet sich auch nur ein Rest davon; dagegen existiren in der Cordillere ebenfalls die gewaltigen Geröllterrassen, deren Häufigkeit in den Alpen bekannt ist. Und zwar finden sich in der Cordillere Schotterterrassen von ganz gewaltigen Dimensionen; hauptsächlich die Mesa de Merida ist hier zu erwähnen, eine von den Flüssen Chama, Mucujún und Albarregas aufgeschüttete Terrasse von nicht weniger als 17 km Länge, 3 km Breite und bis 180 m Höhe. Zu ihr ist die Mesa de Ejido zu rechnen, beide sind nur eine einzige Bildung. Ihre flache Oberfläche senkt sich der Thalsohle gemäß und ist bedeckt mit Geröllen; die erwähnten Flüsse haben sich später ihr Bett in die Terrasse eingegraben und dieselbe auf diese Weise in mehrere Stücke zerschnitten, deren Zusammengehörigkeit deutlich ersichtlich ist. Auch abwärts Merida findet man Reihen von Geröllterrassen an die beiden Flußufer geklebt; und die Erscheinung wiederholt sich bei den meisten Flüssen des Gebirges, namentlich auf der regenreicheren Nordseite; der Motatan, Mucuties, La Grita, Torbes, doch auch der Uribante und Boconó haben solche Schotterterrassen aufgehäuft. Die Ortschaften liegen häufig oben auf denselben, so daß man häufig nicht eher eine Stadt zu sehen bekommt, bevor man nicht den äußersten Rand der Mesa erklommen hat; so z. B. sieht man, wenn man von Osten kommt, Merida nicht eher, als bis man an den letzten Häusern selbst steht; ebenso geht es mit Ejido; auch La Grita, Bailadores, San Cristobal, Valera, Boconó, und viele kleine Gebirgsorte, z. B. Piedras, Las Mesitas, Niquitao, San Rafael de Carbajál, Pregonero, Guaraque, Zea liegen oben auf derartigen Terrassenbildungen; ihre Existenz läßt den Schluß zu, daß die Wasserkraft der Flüsse früher eine größere gewesen sein muß, daß das Klima regenreicher gewesen ist, und daß Schwankungen in diesen Erscheinungen wahrscheinlich sind.

Wir haben nunmehr eine Reihe der charakteristischen Landschaftsformen der Cordillere berührt; es fehlt nur noch ein, zwar selten vertretenes, doch hoch wichtiges Element in der Landschaft; es ist dies der Schnee, das Schneegebirge.

Es giebt in der Cordillere von Merida nur zwei Gebiete, welche ewigen Schnee führen; nämlich die Sierra de Santo Domingo und die Sierra Nevada de Merida. Erstere liegt nahe dem Passe von Mucuchies, welcher vom Chamathale zum Motatanthale führt, und ist in ihren Spitzen mit Schnee bedeckt; sie hat schroffe zackenförmige Gipfel, wie sich denn überhaupt das Hochgebirge von Mucuchies häufig durch schroffe Gipfel auszeichnet. Die Sierra de Santo Domingo mag 4600 m erreichen; da sie sehr unzugänglich ist, weiß man nichts Näheres von ihr; besser bekannt ist die Nevada de Merida. Hier finden sich fünf Schneegipfel, welche ungefähr in einer Reihe von WSW nach ONO ziehen; die Schneegrenze liegt hier in etwa 4400 m; indeß ist dieselbe durchaus ungleichmäßig, da an manchen Stellen der Schnee aus lokalen Ursachen liegen bleibt, an anderen wieder schnell verschwindet. Namentlich ist der Gipfel Concha mit Schneefeld und Firneis bedeckt; innerhalb der steilen Granitwände dieser Spitze sammelt sich der Schnee in einer Art Kessel und vermag sich zu halten; an der benachbarten Spitze Coluna bleibt er dagegen nur an einigen Stellen liegen; der Höhe nach sollte man erwarten, daß der Gipfel Pan de Azúcar, welcher nordöstlich der Nevada liegt, sowie auch seine Umgebung, Schnee trüge; allein hier findet sich keine dauernde Schnee-

decke, die flache Erhebung ladet zwar den Schnee zum Liegenbleiben ein, allein die Sonne schmilzt ihn leicht wieder hinweg, da er nirgends Schutz gegen die Strahlen derselben findet.

Uebrigens ist häufig ein großer Theil des centralen Hochgebirges zeitweilig mit Schnee bedeckt; im Juni und Juli 1885 sah ich an zwei niederschlagsreichen Tagen die gesammte Gebirgswelt um Mucuchies und den nördlich von Merida liegenden schroffen Zackenkamm der Culata-Conejos-Kette mit Schnee bedeckt, was einen überwältigenden Anblick gewährte. Auch der nur 4150 m hohe Paß von Mucuchies war am 8. Juli 1885 früh 8 Uhr mit tiefem Schnee bedeckt, weshalb ich mir das in den Tropen seltene Vergnügen gestattete, mich mit einem zufällig dort reisenden deutschen Kaufmanne zu schneeballen, was meinen eingeborenen Diener auf die Vermuthung brachte, daß wir uns mit Steinen geworfen hätten.

Der Schnee hat in den Tropen wegen seiner Seltenheit und seines Contrastes gegen die glühend heiße Tiefebene stets seinen besonderen Reiz und wirkt landschaftlich ungemein malerisch; immer und immer wieder wendet man sein Auge der Schneekette zu, um in dem Anblicke zu schwelgen. Namentlich die Stadt Merida hat in dieser Beziehung landschaftlich große Vortheile vor den übrigen Orten der Cordillere voraus; denn von jeder Straße und fast von jedem Hause aus sieht man unmittelbar über sich die Schneekette aufsteigen, und wer an schönen Abenden einmal das Glück gehabt hat, hier ein Andenglühen [1]) zu erleben und zu beobachten, wie über den weißen Häusern der Stadt und den grünen Wiesen und Feldern, über dem blauschwarzen Hochwalde und den braunrothen Tinten des Hochgebirges der rosa leuchtende Schnee von dem dunklen Abendhimmel sich abhebt, der wird einen solchen Anblick niemals wieder vergessen.

[1]) Von den Venezolanern die „Hirschsonne", „Sol de los venados", genannt.

Land und Leute der Hanna.

Von Dr. Karl Lechner.

II.

Die Bevölkerung in diesem Landstriche betrug 1869 207 525, 1880 hingegen 240 133 Einwohner, die Zunahme also 32 608 oder 15,7 Proc. Es ist das dichtbevölkertste Gebiet Mährens, da auf eine Quadratmeile 10 672 Einwohner kommen. Dem Bekenntnisse nach sind dieselben fast durchwegs katholisch, denn es leben nur 764 Protestanten und 6000 Israeliten hier, welche letzteren in Proßnitz am stärksten vertreten sind. Die Nationalität ist größtentheils slavisch, Deutsche wohnen außer in den Städten nur um Olmütz und in einigen Orten des Bezirkes Wischau; 1880 wurden nur mehr 38 608 gezählt, davon entfallen auf den Bezirk Olmütz allein 24 464, der Bezirk Kojetein hingegen hat nur 648 [1]). Die langsamste Entwickelung hat Olmütz durchgemacht. 1791 zählte es ohne Militär 8942 Bewohner [2]), 1869 mit Einschluß des Militärs 15 229, 1880 hingegen 20 176 (darunter 4656 Soldaten). Der Grund davon liegt in der Eigenschaft der Stadt als stärkste Festung gegen Nordosten. Erst in den letzten Jahren ist die innere Umwallung aufgelassen worden. Die zweitgrößte Stadt unseres Gebietes ist Proßnitz mit 18 417, dann reiht sich Kremsier mit 11 816 Bewohnern an; Prerau hat 10 945, Wischau 5221 und Kojetein 4888 Bewohner. Das Schulwesen steht im ganzen Gebiete auf hoher Stufe. Außer den Landschulen, den Volks- und Bürgerschulen der Städte besteht auch eine Reihe von Mittelschulen. So hat Olmütz und Kremsier je ein deutsches Gymnasium, erstere Stadt sowie Prerau auch ein slavisches Ober-, letztere ein slavisches Untergymnasium; in Olmütz, Proßnitz und Kremsier bestehen auch deutsche Realschulen. Eigenthümlich muthen einen die älteren Häuser der Städte an. Dieselben sind überwiegend ebenerdig und einstöckig, haben aber noch eine stockhohe Mauer mit zwei bis drei blinden Fenstern, damit sie stattlicher aussehen; da aber an der Stirnseite gleich über dem ersten Stock die Löcher für die Dachrinnen angebracht sind, fällt einem unwillkürlich der Begriff „Größenwahn" ein!

[1]) Siehe die Ergebnisse der betreffenden Volkszählungen, publicirt 1871 resp. 1882.

[2]) Schwoy I, 147.

Die Häuser der hannakischen (wie überhaupt der slavischen) Dörfer hier zu Lande ragen durchwegs mit der Längsfront auf die Gasse, sind eng an einander gereiht und nur gegen die Mitte erweitert sich die Gasse, um einer kleinen Kapelle und dem Gänseteiche seitwärts der Straße Raum zu lassen. In neuerer Zeit werden die meist ebenerdigen Häuser, über deren Wohnraum häufig Heu und Stroh untergebracht wird, mit Dachschiefer gedeckt, der im nördlichen Mähren gebrochen wird [1]). Früher geschah dies mit Schindeln oder Stroh, selbst in den Städten, ja noch in unserem Jahrhundert kamen auf vielen Dörfern neben Strohdächern auch hölzerne Rauchfänge vor. Daher die früher so verheerenden Feuersbrünste; fast alle größeren Orte sind ein- oder mehrmal in den letzten 150 Jahren abgebrannt; Eiwanowitz z. B. hat seit 150 Jahren sieben große Brände zu verzeichnen [2]). Der Grund des Hauses ist gewöhnlich aus Stein, alles andere aus Ziegeln aufgeführt, wobei der kleinere Besitzer durchwegs die Ziegel selbst schlägt und sie an der Luft trocknen läßt, die natürlich keine große Haltbarkeit haben. Jedes Haus hat außer der Thür ein großes Hofthor, durch welches man zu den im Hofe liegenden Wirthschaftsgebäuden gelangt. Die Einrichtung ist in der Regel einfach; das Wohnzimmer weiß getüncht, nicht selten ausgemalt, der anheimelnde Kachelofen mit seinem Ofenlager (pec) macht allmählich dem eisernen Ofen Platz; ein Kommodekasten, eine Truhe mit buntbemaltem Deckel (truhlica), das hochgefüllte Bett mit

[1]) Z. B. in Stadt-Liebau, Sternberg, Hof ꝛc.

[2]) Notizenblatt 1876, Nr. 12.

roth karrirtem Ueberzuge, ein Tisch und einige Stühle bilden das wichtigste Meublement. Der wohlhabende Bauer entfaltet aber einen bedeutenden Luxus und hat einen ländlichen Salon mit Glasschrank, Wiener Flügel 2c. Die Tracht wechselt in den verschiedenen Dörfern nur unbedeutend, ist übrigens schon sehr stark geschwunden. Schon im Jahre 1845 konnte ein Hannake schreiben, daß seit 50 Jahren dieselbe sehr von ihrer Ursprünglichkeit abgewichen sei[1]). So ist der Zipfelpelz aus Schaffellen, „welcher keine andere Oeffnung hat, als unten eine weite, wodurch man mit von sich gestreckten Armen hineinkriecht, und oben eine enge, durch die man den Kopf hinaussteckt", wohl nur höchst selten mehr zu sehen. Er hat einem langen, blauen Mantel Platz gemacht, der auch schon im Verschwinden begriffen ist. Derselbe ist aus dunkelblauem Tuche und hat drei bis vier über einander liegende kurze Kragen und reich verzierte Aermel, die aber unnöthig sind, weil man den Mantel nur überwirft. Dem echten Hannaken ist der Mantel „Frack, Rock und Paletot, das α und ω der Kleider". Der Hannake trägt steife, gewichste Stiefel, aus welchen unterhalb des Knies die weißen Strümpfe hervorschauen, die durch das ziegelrothe, auch gelbe Lederbeinkleid festgehalten werden. Diese Pluderhose (plondry) soll nach hannakischen Begriffen so weit sein, daß ihr Träger noch bequem eine halbe Metze Weizen darin unterbringen kann. Oben und an den Knien sind sie in Falten gezogen. Doch findet man in manchen Gegenden (z. B. bei Tobitschau) auch ganz eng anliegende Beinkleider. An den Seiten sind schmale, mit bunter Seide gestickte Streifen, ein ziemlich langer, gegen das Ende stets breiter werdender Lederriemen ist durchlöchert und ausgenäht und bildet an den Knien eine herabhängende Quaste. Ueber einer grünen, mitunter auch rothen oder schwarzblauen, oft reichgestickten Weste (kamisolka, kordulka) trägt er meist eine grüne oder blaue Tuchjacke (marynka, franelka), die bei festlichen Aufzügen zu Pferde wegfällt, wofür er dann eine röthliche, reich ausgenähte Schürze mit fliegenden Bändern anzieht. Nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten, namentlich nationalen Festen, sieht man bei alten Bauern den kaftanartigen, bis zu den Knöcheln reichenden Rock aus feinem, weißem Tuche. Der fast krämpelose, äußerst kleine, runde Hut, mit Bändern reich geschmückt, ist neuestens vielfach durch einen weichen, breitkrämpigen schwarzen Hut ersetzt. Im Winter trägt er häufig eine Pelzmütze (baranica) und schwarze Hosen aus Schaffellen, mit der Wolle nach innen, die ihm ein plumpes Aussehen geben, und, alt geworden, sehr widerlich erscheinen. Die hier beschriebene Tracht ist jedoch schon sehr selten und nur die rothen Hosen und hohen Stiefel sind fast durchwegs beibehalten; statt des Mantels trifft man eine mit Schafpelz gefütterte Joppe im Winter, eine Tuchjoppe im Sommer, besonders in der Nähe der Städte. Ja der wohlhabende Bauer ist seiner Kleidung nach in vielen Fällen von dem Bürger nicht mehr zu unterscheiden. Der Hannake hat blondes Haar, das weit in den Nacken hinabreicht und sein volles rothes Gesicht ist gewöhnlich ohne Bart.

Noch mehr im Verschwinden ist die Tracht der Frauen. Die rothen, gelben oder grünen, weißberänderten Lederschuhe haben längst moderner Fußbekleidung Platz gemacht und in der Nähe der Städte ist überhaupt nur wenig mehr von der alten Tracht vorhanden, als der faltenreiche, jetzt allerdings meist bunte, kurze Rock (statt des schwarzleinenen šorec), die weite, fast den ganzen Körper umhüllende Schürze (fértuch) ist arg zusammengeschrumpft. Zwischen dem Rocke und dem reichgestickten bunten Leibchen (kordulka, fridka) wird ein fein gesticktes Linnen am Rücken sichtbar (oplíčka); die Hemdärmel sind kurz und enden in Puffen, die von einem rothen Bande umgeben sind (rukávce wird das Hemd genannt); eine stark gefältelte Krause schließt den Hals ein; darüber trägt die Hannakin einen „Spenser", ähnlich dem der Männer. Der Kopf ist von einem turbanartig geschlungenen Tuche mit weit abstehenden Enden von hochrother Farbe bedeckt. Ein weiß gesticktes Sacktuch und ein Gebetbuch in der Hand vollenden den Festanzug. Die Hannakinnen gelten als die wohlgebildetsten Mädchen im Lande und ein Sprichwort deutet dies in launiger Weise an: „Debe nebelo Hanáček, bel be z něho panáček" („Wenn die Hannakinnen nicht wären, dann wäre [der Student] ein Priester geworden").

[1]) Zeitschrift „Moravia" 1845, S. 114.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der Sitzung der anthropologischen Gesellschaft zu München am 10. December 1886 sprach, wie wir der „Allgemeinen Zeitung" (Nr. 349, 2. Beilage) entnehmen, Oberbibliothekar Dr. Riezler über „die Ortsnamen der Münchener Gegend". Um bestimmte, wenn auch weder historisch noch geographisch abgeschlossene Grenzen zu gewinnen, wählte der Redner als Untersuchungsgebiet die Umgebung Münchens, d. h. die beiden nach der Hauptstadt benannten Bezirksämter mit einem Halbtausend Ansiedelungen. Unter diesen dürften nur vier undeutsche, und zwar romanische, Namen sich finden; Andechs, von dem im bayerischen Volksrecht erwähnten andecena (Grundstück von einer bestimmten Größe, zu dessen Bebauung die kirchlichen Hörigen verpflichtet waren); Arzla (arcella, Viehhof, Schwaige); Portenläng (dessen Flur noch heute ein in die Länge gezogenes Rechteck bildet, prata longa); Rausch (verdorben aus Ruges, von runcare, also = Reut). Romanische Bestimmungswörter liegen in Putzbrunn (tautologisch von puteus, pozzo) und wohl auch in Noderried (von nautarius, wiewohl die Benennung nach einem deutschen Personennamen Nother nicht ausgeschlossen ist). Die deutschen Ansiedelungsnamen werden am angemessensten in folgende Gruppen geschieden: 1) Eigentliche Wald-, Flur- oder Wassernamen. Sie sind am zahlreichsten, und unter ihnen sind die Wald-, Reutungs-, Baumnamen u. dergl. am häufigsten vertreten. Charakteristisch erscheinen die vielen schon zu Apian's Zeit in lach verdorbenen alten —loch, Allach, Pullach, Straßlach, Sauerlach u. s. w., eine Verderbniß, welche durch die tiefe Aussprache des bayerischen a und durch den Anklang der vielen Namen auf ach (Bach) begünstigt wurde. 2) Namen menschlichen Eigenthums und Besitzes, menschlicher Werke, Ansiedelungen und Bauten. 3) Namen, welche eigentlich und zunächst Personen, und zwar meist eine Gruppe von Personen, bezeichnen. Hierher gehören die überaus zahlreichen —ing, ferner München („zu

den Mönchen"), Freimann („zu den Barschalken"), Neufahrn („die neue Sippe", von fara), wahrscheinlich auch Schäftlarn („zu den Schäft- oder Speerschaftmachern"). 4) Neben diesen drei großen Namengruppen steht noch eine kleine vierte, in der verschiedene einzelstehende Bildungen, scherzhafte Namen, wie Sparnfluck („Spatzengeflatter") u. a., zusammenzufassen sind, nur wie ein unbedeutender Nachtrag. Besonderes Interesse bieten die Namen auf —ing, aus denen der Vortragende die historischen Sätze folgert, daß die Baiwaren bei der Einwanderung bereits ein vorwiegend ackerbauendes Volk, und daß der Geschlechterverband, diese Vorstufe einer staatlichen Verfassung, damals unter ihnen noch so lebendig war, daß die Sippen als geschlossene Massen ihren Einzug hielten und Wohnsitze gründeten. Die auf —ing benannten Orte und die Bodenbeschaffenheit stehen in Causalzusammenhang; denn diese Ansiedelungen liegen nur da, wo Getreidebau möglich ist, wo der Boden am meisten zur Bewirthschaftung einlud. Daher keine —ing in dem eingeschnittenen, bewaldeten Isarthal im Süden Münchens, oder in den dichten Forsten im Südosten der Stadt, oder am Ostgestade des Würmsees, wo nur ganz wenig und schlechter Getreideboden, das Gelände meist mit Wald bestanden und theilweise sumpfig ist. Dieselbe Beobachtung läßt sich in anderen Gegenden Bayerns und Schwabens machen, besonders deutlich zwischen Weilheim und dem Staffelsee, dann auch im Hegau, in der badischen Baar und im angrenzenden Schwarzwald, wo die Linie Löffingen-Wolterdingen-Villingen die Westgrenze bezeichnet, jenseits deren bis zum Abfalle des Gebirges in die Rheinthalebene zugleich der zum Getreidebau geeignete Boden und die Niederlassungen auf —ingen verschwinden. Diese auffällige und unbestreitbare Thatsache erklärt sich durch die Annahme, daß da, wo der Boden am meisten zur Bewirthschaftung einlud, die eingewanderten Sippen sich niederließen und die ältesten germanischen Ansiedelungen gründeten. Diese wurden einfach mit dem Namen der Sippe bezeichnet. Wie die Agilolfinga im bayerischen Volksrecht die Agilolfinger, so heißen auch die Ortsnamen Sentilinga, Kysinga u. s. w. nichts anderes als die Sentilinger, die Kysinger, d. h. die Nachkommen, die Sippe des Sentilo, des Kyso. Eine Betrachtung der Namen und Orte im Einzelnen liefert eine Reihe von Gründen zur Befestigung der eben ausgesprochenen Anschauung. So weist u. A. der Umstand deutlich auf die größere Bedeutung und das höhere Alter der —ing hin, daß sich unter ihnen ganz unverhältnißmäßig mehr Pfarrdörfer (29 : 74) finden als unter den anders benannten Landorten (in zwei mehr aufs Gerathewohl herausgegriffenen Reihen 8 : 74 und 3 : 74). Diese mit rauschendem Beifall aufgenommene Studie wird in der Zeitschrift des Historischen Vereins von Oberbayern, im Oberbayerischen Archiv veröffentlicht werden.

— Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln, herausgegeben von Dr. A. Oppel und Arnold Ludwig. Dritter Theil: Völkerkunde. Erste Abtheilung: Völkerkunde von Europa. Es muß als ein sehr glücklicher Gedanke der Verlagsbuchhandlung von Ferdinand Hirt bezeichnet werden, daß sie den beiden schon erschienenen Abtheilungen der geographischen Bildertafeln eine dritte, die Völkerkunde behandelnde, anfügt, die wahrscheinlich eben so rasch ihren Weg nehmen wird, wie die beiden älteren. Die 30 Tafeln enthalten in bekannter musterhafter Ausführung Trachtenbilder, Städteansichten, hervorragende Bauwerke und Darstellungen charakteristischer Gebräuche und Beschäftigungen aller, auch der kleineren Stämme Europas, und wir müssen zugestehen, daß die Herausgeber es verstanden haben, sie richtig auszuwählen, keine leichte Aufgabe bei dem überreich vorhandenen Material. Der Text, der diesmal wieder, wie bei der zweiten Abtheilung nicht separat, sondern den Tafeln vorgedruckt ist, enthält neben den nöthigen statistischen Angaben kurze, aber ausreichende Erläuterungen zu den Bildern. Das Ganze bildet nicht nur eines der werthvollsten Geschenke für die reifere, strebsame Jugend, sondern auch ein Hausbuch im besten Sinne, dem wir die weiteste Verbreitung wünschen. — Dieselbe Verlagshandlung verschickt ein von Hentschel und Märkel herausgegebenes, illustrirtes geographisches Lesebuch „Umschau in Heimath und Fremde", dessen erster Band ausführlichere geographische und ethnographische Beschreibungen und Schilderungen über Deutschland nach anerkannt guten Quellen enthält.

Asien.

— Die Arbeiten am Ob-Jenissei-Kanale (vergl. „Globus" Bd. 47, S. 311 ff.) sind fast beendigt; auf einem Boote könnte man jetzt bereits aus dem Ob in den Jenissei schiffen. Alle Arbeiten sollen bis Mitte des nächsten Sommers (1887) fertig sein, so daß dann der Kanal dem Verkehre übergeben werden könnte. Der diesjährige Sommer und Herbst waren dem Fortschritt der Arbeiten sehr günstig.

— Der Plan der Herren Bunge und von Toll, über das Eismeer die neusibirischen Inseln zu erreichen, ist gescheitert, und zwar in Folge einer Krankheit unter den Renthieren der Umgegend von Ustjansk und Nischni-Kolymsk. Sie wollen nun das Mammuthskelett, welches sie gefunden haben, ausgraben.

Afrika.

— Gerhard Rohlfs, Quid novi ex Africa? (Cassel, Th. Fischer.) Der vielversprechende Titel entspricht leider nicht ganz dem Inhalte, denn Neues bringt derselbe nicht, wenigstens nicht für den, welcher die neuere Litteratur über Afrika einigermaßen kennt. Es ist eine Reihe kaum zusammenhängender Artikel über afrikanische Gegenstände, über die Städte am Rothen Meer (aber in der Zeit vor mehreren Jahren), über Rohlfs' Reise nach Abessinien, über Aegypten, den Sudan, die Anzahl der Juden in Afrika, die Syrtenoasen, Marokko, die nordafrikanische Städtebevölkerung, Tunis und Algerien, über die Kolonisation von Ostafrika, welche der Verfasser sich mit Hilfe von staatlicher Seite beaufsichtigter Zwangsarbeit der Eingeborenen möglich denkt, schließlich über das Capland. Die einzelnen Artikel sind natürlich flott und interessant geschrieben und enthalten viel Beherzigenswerthes, aber nichts Neues. — Nur eine Bemerkung über den Aufsatz über die Städtebevölkerung Afrikas. Rohlfs bestreitet, daß die Mauren irgendwie von den Arabern verschieden seien, er behauptet, daß die Schriftsteller, welche von Nordafrika vor der Rückvertreibung der spanischen Mauren sprechen, immer nur Araber und Berber unterscheiden. Das ist entschieden falsch. Ibn Chaldun, der mit den Eroberern nach Nordafrika kam, unterscheidet bereits sehr genau die Berber und die Afarek, die romanisirte Mischbevölkerung; eine gleiche Unterscheidung finden wir sogar schon bei Procopius. Es geht im Gegentheil aus der Geschichte der beiden arabischen Invasionen nach Nordafrika unzweifelhaft hervor, daß die Araber in den Städten eine in scharfem Gegensatze zu den Berbern stehende Mischbevölkerung vorfanden, die sich ihnen meistens anschloß und deren Nachkommen die heutigen Mauren sind. Daß diese aber mit den reinblütigen Arabern nur Sprache und Religion, aber sonst nichts gemeinsam haben, muß sich jedem aufdrängen, der sie zu vergleichen Gelegenheit hatte. Uebrigens zugegeben, daß sie völlig arabisirt seien, sind sie dadurch auch Araber in ethnographischer Beziehung, also Semiten, geworden? Ko.

— Wie Herr M. Quedenfeldt am 6. November 1886 der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin mittheilte, ist seit länger als zwei Jahren in Tetnan eine Commission von drei oder vier spanischen Generalstabsofficieren, mit einem Obersten als Chef, stationirt und nimmt ganz offenkundig topographische Vermessungen vor. Sie haben auf diese Weise bereits strahlenförmig einen beträchtlichen Theil des Landes, bis Tanger, Azila, Laraisch, Alkassar, ja selbst bis Fes hin,

aufgenommen, und es scheint fast, als ob die marokkanische Regierung dies Unternehmen billige.

— Eine Sammlung subfossiler Mollusken aus dem Fajum, welche Schweinfurth mitbrachte, bietet nach einer Mittheilung von v. Martens in den Sitzungen der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin dadurch besonderes Interesse, als sich in ihr wohl die dem Nilthal mit Abessinien gemeinsamen Arten finden, nicht aber die aus Centralafrika eingewanderten (Ampullaria, Lanistes, Spatha, Aetheria). Sie zeigt uns also Aegypten wohl schon unter dem Einflusse des Blauen Nil, aber nicht unter dem des Weißen.

— Von Dr. Junker und Emin-Bey sind in letzter Zeit verschiedene Briefe vom 1. Januar 1886 nach Europa gelangt und veröffentlicht worden. Es ergiebt sich aus ihnen, daß die Anhänger des Mahdi auch Emin-Bey angriffen und die Provinz Bahr-el-Ghazal besetzten. Durch List täuschte sie Emin-Bey und wußte sie hinzuhalten, bis er seine Truppen gesammelt hatte und ihnen bei Rimo eine schwere Niederlage beibrachte. Dann konnte er sich ungestört nach Lado und weiter südwärts nach Wadelai zurückziehen, wo er sich seitdem gehalten hat, stets auf Entsatz von Norden hoffend. Seine Munition muß inzwischen fast zu Ende gegangen sein; hoffentlich hat er den geplanten Rückzug nach Süden angetreten, ehe jenes der Fall war. Merkwürdig ist der Schluß seines nach Gotha gerichteten Briefes, welcher folgendermaßen lautet: „Hat aber je in mir noch ein Atom von Zweifel bestanden an der Zuverlässigkeit und Tüchtigkeit der Neger, so hat diese Zeit (1883 bis 1885) den glänzendsten Beweis für deren Rechtfertigung geliefert und mich gelehrt, daß die schwarze Rasse an Befähigung gewiß keiner anderen nachstehe, an Selbstlosigkeit aber viele anderen übertreffe."

Inseln des Stillen Oceans.

— In Neuseeland hat sich eine „Pacific Cable Company" gebildet, um von Brisbane über Neuseeland, die Fidschi- und die Sandwichsinseln ein Kabel nach Vancouver zu legen, wo dasselbe mit dem System der Canadischen Pacificbahn verbunden werden soll.

— Am 9. (21.) October fand die Eröffnung der durch Miklucho-Maklay veranstalteten Ausstellung in St. Petersburg statt, in Gegenwart der Mitglieder der Geographischen und anderer gelehrter Gesellschaften. Er hat vor Allen die ethnologischen Gegenstände seiner Sammlung ausgestellt, soweit er solche in den Jahren 1871 bis 1886 auf den Inseln des Stillen Oceans und auf Neu-Guinea beschaffen konnte, Waffen der Papuas, Kleidungsstücke, Geräthschaften und dergleichen mehr. Als Einleitung machte er auf gewisse besondere Dinge aufmerksam. Er wies hin auf Steinäxte, Schleifsteine, Kämme aus Bambu, welche gleichzeitig als Gabeln dienen, Schmucksachen aus Eberzähnen und großen Muscheln, Ohrringe, Kleidung für Männer aus der bearbeiteten Rinde des Brotbaumes, große Nachbildungen männlicher und weiblicher Figuren, Pfeile, Lanzen und verschiedene musikalische Instrumente. Als sehr charakteristisch erklärte er ein eigenthümliches Kopfkissen, die mineralischen Mittel zur Färbung des Körpers und die Werkzeuge zum Fischfang. Aus dem nördlichen Theile der Insel Celebes hat der Reisende merkwürdige Waffen und Kopfbedeckungen mitgebracht, wie dieselben von den „Kopfjägern" getragen werden. Nach Besichtigung der ausgestellten Sachen hielt Miklucho-Maklay noch einen längeren Vortrag, in welchem er die Ziele seiner Arbeiten auseinandersetzte und die von ihm erreichten Resultate mittheilte. Die ethnologische Sammlung selbst wird der K. Akademie der Wissenschaften übermittelt werden. („Novoje Wrjeme" Nr. 3812.)

— Auf denjenigen der Salomons-Inseln, welche zufolge der Abmachung vom 6. April 1886 in den Bereich der deutschen Machtsphäre fallen sollten (Bougainville, Choiseul, Isabel), hat ein deutsches Kriegsschiff die deutsche Flagge gehißt, und zugleich ist der kaiserliche Schutzbrief für die Neu-Guinea-Compagnie am 13. December 1886 auf jene Inseln ausgedehnt worden. Der Hauptzweck, welchen die Compagnie mit der Erwerbung dieser, von argen Menschenfressern bewohnten Insel verfolgt, scheint die Anwerbung von Arbeitern für ihre Besitzungen auf Neu-Guinea zu sein.

Nordamerika.

— Seit dem Sommer 1885 ist Lieutnant Stoney mit der Erforschung des nordwestlichen Alaska beschäftigt gewesen. Er war im Juli jenes Jahres im Hotham Inlet des Kotzebue-Sundes gelandet, hatte mittels eines kleinen Dampfers seine Ausrüstung den dort mündenden Kowak- oder Putnam-Fluß aufwärts bis etwa 157° westl. L. und 67° nördl. Br. geschafft und dort sein Winterquartier, das er Fort Cosmos taufte, errichtet. Dort wurden regelmäßige meteorologische und magnetische Beobachtungen angestellt und während des Winters zahlreiche Erforschungsexpeditionen in diese von Weißen noch nie betretenen Gebiete bis zu den Küsten des Polarmeeres angestellt, so längs des Nortok-Flusses bis zu seinem Quellgebiete, dann südwärts über Land nach dem Norton-Sunde, nach dem mit dem Hotham Inlet zusammenhängenden Selawik-See und nach dem Oberlaufe des Putnam-Flusses. Ein Versuch Stoney's, Ende Februar nach Norden über die Wasserscheide zum Eismeere vorzudringen, scheiterte an der Weigerung der ihn begleitenden Eingeborenen, während dasselbe Unternehmen später (April bis Juni) dem Fähnrich Howard glückte. Derselbe erreichte am 25. Juni 1886 nach 43tägiger Reise, welche zuletzt auf dem 1883 von Lieut. Ray von der Point Barrow-Station aus entdeckten Meade-River mittels Floßes durchgeführt wurde, die Eismeerküste etwa 16 km östlich vom Kap Barrow und wurde dort von einem Schiffe abgeholt. Im Gebiete des Putnam-Flusses wurde viel Kohle von guter Qualität gefunden, sonst aber keine nutzbaren Mineralien.

— Heinrich Lemcke's „Canada, das Land und seine Leute" (Leipzig, E. H. Mayer 1887) ist ein hübsch illustrirter, kurzer Abriß der Statistik, des Klimas, der Landwirthschaft, Fischerei u. s. w. von Canada, untermischt mit Schilderungen von Städten und Bildern aus der Prärie und Rathschlägen für Auswanderer nach dort. Europamüden bietet sich dort allerdings jetzt eines der verlockendsten Ziele, soweit materielle Dinge in Frage kommen; die Nationalität sich zu bewahren, dürfte den meisten freilich schwer fallen, wenn auch der Verfasser das Gegentheil behauptet. Mit 3000 Mark Vermögen soll ein in Canada anlangender Bauer schon ein unabhängiger Mann sein, der bei gewöhnlicher Sorgfalt und Emsigkeit sicher vorwärts kommt. Interessant ist folgende Angabe (S. 120): „Die Stationen der Canada-Pacific-Eisenbahn sind nicht mehr als acht bis zehn englische Meilen von einander entfernt, und die Eisenbahn-Gesellschaft hat längs ihrer ganzen Bahnlinie in entsprechenden Abständen Getreidespeicher (Elevatoren) errichtet, die einen Gesammtbergeraum von vielen Millionen Bushel Getreide besitzen und die Farmer in den Stand setzen, ihre Getreide zu Marktpreisen fast vor ihrer Thür an den Mann zu bringen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß der vorzugsweise Weizen producirende canadische Nordwesten und seine Provinz Manitoba über die Canada-Pacific-Eisenbahn nähere Verbindung mit dem Atlantischen Ocean resp. Europa hat, als Minnesota, Dakota oder irgend ein anderer westlicher Staat der Union mit New-York, so daß die Getreideausfuhr aus dem canadischen Nordwesten zu lohnenden Preisen gesichert ist."

Südamerika.

— Welche Genauigkeit jetzt bei astronomisch-geodätischen Messungen erzielt werden kann, beweisen

die Resultate der von Officieren des U. S. Naval Service vorgenommenen großen Längenbestimmungen durch ganz Amerika; dieselben wurden durch telegraphische Zeitvergleichung und gleichzeitige Beobachtungen von Sterndurchgängen gewonnen. Im Anschluß an die transatlantische Bestimmung von Greenwich nach Washington führte die Coast Survey die Messungen weiter bis Key West in Florida, von da maß die Marine über Havana und Jamaica nach Panama und von dort der Küste entlang nach Valparaiso. Hier schlossen sich die Messungen von Dr. B. A. Gould über Cordova nach Buenos Ayres an und zur Controle dienten die Messungen der U. S. Naval Officers über Rio, Madeira und Lissabon zurück nach Greenwich. Die Länge des Observatoriums von Cordova ergab sich: über Panama und Valparaiso zu 4 Stunden 16 Minuten 48,06 Sekunden, über Lissabon und Rio zu 4 Stunden 16 Minuten 48,24 Sekunden. Die ganze Differenz bei diesen beiden ungeheuren Messungsreihen beträgt somit 0,18 Sekunden.

— A. Stähelin, Sommer und Winter in Südamerika. (Basel, Schwabe. 235 S.) Unter dem ansprechenden Titel birgt sich die äußerst magere Aufzählung der Erlebnisse einer Dampferreise um Südamerika herum und über Panama und Newyork zurück. Die Schilderung einer Landreise nach Quito und über Riobamba zurück zur Küste bietet etwas mehr, als die der Seefahrten, in denen Speiseordnung und Logtafel die Hauptsache sind; doch bringt auch sie nichts Neues und das Büchlein hat eigentlich nur für die näheren Bekannten des Verfassers überhaupt ein Interesse. Ko.

Polargebiete.

— Mit einem Ende November in Kopenhagen eingetroffenen Schiffe des königl. dänischen grönländischen Handels sind vorläufige Mittheilungen über eine Exkursion eingetroffen, welche ein Ingenieur der amerikanischen Marine, Mr. Pears, in diesem Sommer auf dem grönländischen Inlandseise unternommen hat. Mr. Pears soll ca. 130 engl. Meilen weit ins Innere vorgedrungen sein, während Prof. Nordenskjöld und seine Begleiter im Jahre 1883 nur ca. 64 engl. Meilen weit kamen. Mr. Pears, der mit einem amerikanischen Walfänger nach Grönland gekommen war, erhielt anstandslos von dem Inspektor in Nordgrönland die Erlaubniß zur Reise, und ein Volontair des grönländischen Handels, Hr. Maigaard, erbot sich zu seiner Begleitung, während kein Grönländer zu der Reise zu bewegen war, da sie ihre Scheu vor dem Inlandseise nicht überwinden konnten. Am Pakitsokfjord (69° 30′ nördl. Br.), oder ca. 16 Meilen nördlicher als Prof. Nordenskjöld, begannen die beiden Reisenden ihre Fahrt. Der Eisrand war nicht weit entfernt und an dieser Stelle ohne große Mühe zu ersteigen. Das Inlandseis war sehr eben, nirgends wurden hervorragende Gebirgsspitzen (Nunatakker) gesehen, auch sonst Bemerkenswerthes nicht beobachtet. Den größeren Theil der Reise sollen beide Forscher auf amerikanischen Eisschlitten gemacht haben und besonders soll die Rückreise mit Benutzung eines Südoststurmes außerordentlich schnell gegangen sein. Im Ganzen sind sie 30 Tage unterwegs gewesen, so daß die Grönländer dieselben schon für verunglückt hielten. Mr. Pears hat später noch den großen Eisfjord Torsukatak (70° nördl. Br.) gründlich untersucht. Im nächsten Sommer will er eine Reise von der West- nach der Ostküste und zurück machen.

Vermischtes.

— Die Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig (1885) enthalten außer zwei meteorologischen und einer geologischen Abhandlung (A. Philippson, Studien über Wasserscheiden) eine längere, werthvolle und sehr brauchbare Zusammenstellung ethnographischer Karten von Richard Andree, welche 37 Nummern mehr aufweist und zum Theil ausführlich bespricht, als desselben Autors frühere Aufzählung im 11. Bande des Archivs für Anthropologie. Auf Vollständigkeit erhebt Andree keinen Anspruch, und die ist bei der Zerstreutheit des Materials so bald gewiß nicht zu erzielen. Es mögen deshalb nachstehende Ergänzungen — abgesehen von den allerneuesten Arbeiten von Haushalter, Le Monnier, Binger (Senegambien), Paulitschke, Johnston, Thomson und von den Steinen — nur als ganz bescheidene prätentionslose Nachlese aus den letzten Jahren angesehen werden. Wir vermissen z. B. die Karten von Ignatz Hátsek über das Comitat Abauj-Torna, von G. A. Krause über die Verbreitung der Berbersprache (Mitth. der Riebeck'schen Niger-Exp. II.), von Hugh E. M. Stutfield über Marokko in dessen El Maghreb (1886), von L. Quintin über Senegambien (Pariser Bulletin 1881), von Denhardt über das Tana-Gebiet (Petermann's Mittheilungen 1881 und Zeitschr. der Ges. f. Erdk. zu Berlin 1884), von Ujfalvy über Hochasien (Deutsche Rundschau für Geogr. u. Stat. V.) und Pamir (Bd. IV. seiner Expedition scientifique), von Tomaschek über das östliche Hindukusch-Gebiet (Rundschau Bd. IV.); die Sprachenkarte des Bihari nebst drei historisch-linguistischen Karten über die Verbreitung der Tochtersprachen des Sanskrit in Indien in Hörnle's und Grierson's Comparative Dictionary of the Bihāri Language I; die Holle'sche Sprachenkarte von Java und Madura im niederländischen Colonialberichte vom September 1882 (reproducirt in dem Atlas von Stemfoort und ten Siethoff, Blatt 2); die Sprachenkarte von Britisch-Columbia in dem 1884 in Montreal vom Canada Geological Survey herausgegebenen Bande Vocabularien von Indianersprachen von W. Fraser Tolmie und George M. Dawson; die ethnographische Karte des Feuerlandes rc. von Bove (Bollettino S. Geogr. Ital. 1883) u. s. w. Einen Theil dieser Karten kennen wir bisher freilich nur aus Citaten und vermögen über ihren Werth nicht zu urtheilen.

— Adolf Bastian. Zur Lehre von den geographischen Provinzen (Berlin, 1886. E. S. Mittler u. Sohn. Pr. 2,75 Mark). Zum Verständniß der organischen Welt führt Professor Bastian den Begriff der „geographischen Provinzen" in die Forschung ein, d. h. einheitlicher Erdgebiete, in deren Umkreis bestimmte Naturprodukte gedeihen können. Gleiche Abgrenzungen gelten auch für den Menschen, nicht nur für sein physisches, sondern auch für sein psychisches Leben. Um diese Untersuchung zu sicheren Ergebnissen zu führen, erörtert der Verfasser zugleich die Bedingungen für die Verschiedenheit solcher Kulturzonen und prüft die Anwendbarkeit induktiver Methode der Naturwissenschaften auf das psychische Leben; auch vom Standpunkte der Descendenztheorie aus begründet der Verfasser seine aus umfassendsten wissenschaftlichen Arbeiten und persönlichen Erlebnissen geschöpfte Lehre.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Aus dem Cevennengebiete.

(Nach dem Französischen von A. Lequeutre und E. A. Martel.)

II.

[Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen von Vuillier.]

Dank den beiden großen Quellen, der Fontaine de Coussac und der durch ihre schöne lichtgrüne Farbe ausgezeichneten Fontaine de Burle, die sich, wahrscheinlich als Ausflüsse eines gemeinsamen verborgenen Reservoirs, bei Ste. Enimie in den Tarn ergießen, nimmt der Wassergehalt des Flusses hier fast um das Doppelte zu, und bleibt derselbe in Folge dessen von diesem Punkte aus das ganze Jahr hindurch schiffbar. So finden denn auch die Reisenden, die, wie dies gewöhnlich geschieht, ihre Tour durch den Cañon von Ste. Enimie aus zu Wasser fortsetzen, in dem Städtchen eine ganze Anzahl von Fährleuten, die gern bereit sind, sie auf ihren, eigentlich für den Fischfang bestimmten, flach und kastenartig gebauten Booten nach Le Rozier, dem Endpunkte der Riesenschlucht, zu bringen. Vor fünf Jahren forderten die Bootsführer noch von den vereinzelten Fremden, die sich in diese Gegend verirrten, 100 Francs für die Fahrt. In richtiger Erkenntniß des eigenen Vortheils sind sie aber inzwischen mit ihren Preisen bedeutend heruntergegangen, und die Hunderte von Touristen, die im Sommer 1886 schon den Cañon besucht haben, brauchten für die Fahrt nur noch die Hälfte des früher Geforderten zu bezahlen.

Wer indessen in seiner Zeit nicht gar zu beschränkt ist und neben der wunderbaren Schönheit des Cañon auch das in nächster Nähe befindliche seltsame Widerspiel derselben in der Landschaft der Kalkplateaus kennen lernen will, kann dies, ehe er die Fahrt stromabwärts antritt, von Ste. Enimie aus leicht bewerkstelligen. Ein eintägiger Ausflug genügt, um von dem Causse Méjan, dem mittleren Plateau, ein unvergeßliches, charakteristisches Bild zu erhalten. Ein besonders guter Weg führt von dem Städtchen zu der großen Steinwüste empor.

Von den Bergen von Bougès und Aigoual im O und SO durch die tiefe Rinne des Tarnon getrennt, von dem Causse noir im S durch die Jonte, im W und N aber durch den großen Cañon des Tarn begrenzt, ragt die ungeheure, in ihrer Oberfläche fast horizontale Kalkfelsmasse des Causse Méjan empor, wie eine von Gräben umzogene Riesenfestung. Die Ausdehnung der oberen Fläche beträgt ungefähr 45 000 Hektaren, und auf dem weitaus größten Theile derselben findet sich weder Baum noch Strauch, herrscht vollständiger Wassermangel. Im Durchschnitt etwa 1000 m hoch, weist das öde Tafelland zahlreiche rundliche Hügel auf, die sogenannten couronnes, die namentlich im östlichen Theile eine Höhe von 1300 m erreichen; und fast ebenso hoch sind oft die Felsklippen, die wie kolossale Zinnen, Thürme und Mauern an den Rändern emporragen. Nur an einer Stelle hängt diese große Insel mit dem festen Lande zusammen: an der Ostseite nämlich, wo der etwa 1000 m breite Isthmus des Col de Perjuret das Kalkplateau mit der Gebirgsmasse des Aigoual verbindet. Mit neun oder zehn Sprengungen, welche die

Der Causse Méjan.

mühevoll in die Felswände gehauenen Pfade zerstörten, könnte man sonach den Causse Méjan fast unzugänglich machen. Vielleicht ist es diese Abgeschlossenheit und die damit verbundene Sicherheit gewesen, welche dem Causse von jeher Bewohner zugeführt und erhalten hat. Jedenfalls ist es schwer, einen anderen Grund zu finden, der Menschen dazu veranlassen konnte, sich auf diesem großen öden Hochlande anzusiedeln, auf dem sich Wasser nur in den Cisternen und den sogenannten larognes vorfindet, den Viehtränken und -Schwemmen, die durch eine Thonschicht wasserdicht gemacht werden. Von allen Winden heimgesucht, im Sonnenschein glühend heiß, eisig kalt bei dem geringsten Regen, im Winter von Schneestürmen überbraust, ist der Causse Méjan, wie auch die benachbarten Plateaus, schon seit der frühesten Vorzeit beständig bewohnt gewesen. Funde aus der Steinzeit, zahlreiche Dolmen, Steinherde in den

Mühlen von St. Chély.

Höhlen und Grotten und endlich vielfache Spuren und Reste aus der Zeit der römischen Occupation lassen über diese Thatsache keinen Zweifel bestehen. Daß die Lebensbedingungen auf den Causses im Laufe der Zeiten und namentlich in den letzten beiden Jahrhunderten immer schwerer geworden sind, und zwar schwerer durch die Schuld der Menschen, ist freilich auch wahr. Die vollständige Dürre und Sterilität, die mit Ausnahme weniger Stellen heute dem Boden eignet, ist erst eine Folge der unsinnigen Abholzung und der durch sie herbeigeführten Austrocknung des ganzen Gebietes. Der ungeheure Schaden ist heute nicht wieder gut zu machen, und so nimmt denn die Bevölkerung der Plateaus jetzt von Jahr zu Jahr ab. Der Causse Méjan, auf dem im 17. Jahrhundert allein 14 Schlösser und Kastellaneien sich befanden, hatte 1876 nur noch eine Bevölkerung von 2000 Seelen, und acht Jahre später, 1884, war dieselbe bereits auf 1500 Seelen heruntergegangen.

Je nach der Jahreszeit bald als Sahara, bald als nordische Steppe erscheinend, und nur im Frühling mit einem schnell verdorrenden dünnen Graswuchse geschmückt, hat die Landschaft der Causses dennoch einen eigenen malerischen Reiz, der freilich nicht von Jedermann empfunden werden wird. Die Mehrzahl der Besucher wird den strengen Ernst des Bildes abschreckend und furchtbar finden und erleichtert aufathmen, wenn ihr Weg sie wieder in den Cañon hinabgeführt hat.

Bald nachdem man mit dem Boote Ste. Enimie verlassen und eine kleine Strecke auf dem von Weiden und Pappeln eingefaßten Flusse zurückgelegt hat, zeigt sich in der Ferne hoch emporragend ein gewaltiger rother Felsen, der, eine weit vorspringende Ecke des Causse de Sauveterre, den Cañon gänzlich zu versperren scheint, in Wahrheit aber den Fluß zu einer scharfen Wendung nach NW zwingt. Nach etwa anderthalb Stunden einer, wenn vom Sonnenscheine begünstigten, überaus genußreichen Fahrt legt das Boot gerade jener Felsecke gegenüber vor dem linken Ufer an.

Hier liegt, zum Theil dicht am Flusse und an den Fuß der gelben Felswand hingeschmiegt, zum Theil auf einer, den Wasserspiegel um 7 bis 8 m überragenden Kalktuffplatte das Dorf St. Chély du Tarn, ein Ort, der wie wenige andere, den Eindruck eines verborgenen „glücklichen Erdenwinkels“ macht. Schöne alte Bäume umgeben die Häuser und beschatten auch den Eingang der im Hintergrunde des Dorfes belegenen Grotte, die von altersher zu einer Kapelle der heiligen Jungfrau eingerichtet ist. Aus der Wand zur Seite des Marienbildes sprudelt ein wasserreicher Quell hervor, der, kaum ins Freie getreten, zwei Mühlen treibt, dann erst, mit noch einer anderen, tiefer unten hervorbrechenden Quelle vereint, in den Tarn sich ergießt. Der Kalktuff, dem wir an dieser Stelle des Cañon zum erstenmal begegnen, hat nicht allein das Material für die Häuser des Dorfes selbst abgegeben, auch die alten Schlösser der Umgegend sind sämmtlich aus großen Quadern dieses ebenso leicht zu bearbeitenden, wie dauerhaften Gesteins erbaut.

Pougnadoires.

Mit der Umschiffung des großen, die Aussicht hindernden Vorgebirges sehen sich die Reisenden plötzlich in eine von der bisherigen grundverschiedene Umgebung versetzt. Der Cañon nimmt hier einen ganz anderen Charakter an. Von dem üppigen lachenden Grün, das zwischen Ste. Enimie und St. Chély den unteren Theil der Schlucht bekleidet und in einzelnen schönen Gruppen auch bis zu den oberen Rändern der Abhänge sich hinaufzieht, ist nichts mehr zu sehen. Von niedrigem Weidengebüsch eingefaßt, breitet sich der Fluß über die flachen Kiesufer aus, von denen in mehreren großen Terrassen die gewaltigen Felsklippen bis zu 450 und 500 m Höhe ansteigen. Nirgends auf den Felsen auch nur eine Spur von Vegetation, überall das nackte schroffe Gestein. Aber die laue „südliche“ Luft und der glänzende Sonnenschein, der in unzähligen Funken auf dem Flusse spielt und die lebhaften Farben des Gesteins noch intensiver macht, lassen diese Einöde, deren Stille allein durch das leise Plätschern der kleinen Wellen unterbrochen wird, weder traurig noch abschreckend erscheinen.

Bei einer plötzlichen Biegung des Flusses kommt nach etwa einstündiger Fahrt das Dorf Pougnadoires in Sicht. Von großen Bäumen umgeben, lehnt es sich an den seltsam gestalteten, höhlenreichen Felsen der Escalette, dessen Anblick uns an so manche Abbildung der Wände des großen Colorado-Cañons mit ihren Höhlen und Grotten erinnert. Hier wie dort scheinen diese aus ursprünglich schmalen Gesteinsrissen entstandenen umfangreichen Höhlenräume schon seit frühester Zeit zu menschlichen Wohnungen benutzt worden zu sein. Sogar heute noch finden wir bei Pougnadoires mehrere dieser sogenannten „baumes“ (vom altprovençalischen balma, Grotte) in der einfachsten Weise durch Vorbauen einer Façade mit Fenster und Thür als Wohnhäuser hergerichtet. In beträchtlicher Höhe über dem Ufer des Tarn liegen diese modernen Troglodytenbehausungen, auf Zickzackpfaden beschwerlich zu erreichen. Ueber ihnen, wo in der steil und mauerartig emporsteigenden Felswand sich noch zahlreiche, für den Menschen unerreichbare Grotten befinden, nisten ungeheure Schaaren von Krähen.

An dem schönen alten Schlosse La Caze vorbei, das, auf einer weit vorspringenden Kalktuffplatte gelegen, sich mit seinen Zinnenthürmen und Erkern in der hier seeartig ausgebreiteten glatten Wasserfläche des Tarn spiegelt, gelangt man bald zu dem auf dem rechten Ufer befindlichen Dorfe La Malène und zugleich an eine der wenigen Uebergangsstellen des Cañon. Ein tiefer, breiter Einschnitt in der Felsmauer des Causse de Sauveterre und ihm gegenüber auf der anderen Seite des Flusses eine ebensolche Kluft in dem Causse Méjan haben von jeher die Verkehrsstraße zwischen den beiden Plateaus gebildet. So datirt denn auch der Ort La Malène seinen Ursprung aus sehr früher Zeit, und wenn, wie bei allen derartigen Annahmen, der Phantasie dabei ein weiter Spielraum gelassen wird, so

weiß man aus der alten Chronik des Bischofsitzes von Mende wenigstens so viel mit ziemlicher Bestimmtheit, daß im Jahre 532 der damalige Bischof, der heilige Hilarius, von den Truppen des fränkischen Königs Dietrich I. in dem „Castrum von La Malène" belagert worden ist. Wahrscheinlich hat dieses Castrum an dem Eingange der Kluft dicht an der Straße gelegen, an einer Stelle, wo bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts noch das alte Schloß der Familie Montesquieu stand, das nach der Errichtung eines neuen, von großem Park umgebenen Prachtbaues abgerissen wurde. Dieses neue Schloß, das i. J. 1793 bei Gelegenheit der Royalistenkämpfe in den Cevennen zum Theil niedergebrannt, später wieder restaurirt worden ist, liegt dicht am Ufer des Tarn, neben dem ansehnlichen Dorfe. Dieses letztere aber, das eine ganze Anzahl schöner alter, durch mehrere Stockwerke gewölbter Häuser aufzuweisen hat, macht durch seine eigenthümliche Lage in einer großen nischenartigen Vertiefung der Felswand einen gar freundlichen Eindruck. Dank der festen Bauart seiner Häuser hat der alte Theil des Ortes durch die Feuersbrunst des Jahres 1793 wenig gelitten — aber die Einwohner, die das Gedächtniß jener Katastrophe nicht gern vergehen lassen wollen, verfehlen nicht, den Fremden auf die eigenthümliche tiefschwarze Färbung des Felsens hinter dem Dorfe aufmerksam zu machen, als auf ein Andenken an jene letzte ihrer vielen Heimsuchungen. Der ölige Qualm und Ruß, der dabei durch das Ausbrennen eines dicht am Berge stehenden und bis unter das Dach mit Nüssen gefüllten massiven Speichers erzeugt wurde, soll dem Felsen die schwarze Farbe gegeben haben. Dem Dorfe gegenüber, auf dem linken Ufer des Tarn, befindet sich eine hoch am Berge gelegene, in der ganzen Umgegend berühmte Grottenkapelle, die der Mutter Gottes von Lourdes geweiht ist. Unmittelbar über dem Eingange zur Grotte ragt seit einigen Jahren eine große Bildsäule der heiligen Jungfrau empor. Von dem Felsvorsprunge, auf dem sie steht, hat man eine herrliche Aussicht auf La Malène und seine, ein vorzügliches Gewächs erzeugenden Weinberge, sowie auf beide Seiten des Cañon.

Von allen Ortschaften des Cañon ist übrigens La Malène diejenige, in deren beiden Gasthäusern schon am

La Malène.

besten für den Fremdenverkehr gesorgt ist. Da für die Strecke der Fahrt von La Malène bis zum Pas de Souci, den engsten und malerischsten Theil des Cañon, heiterer Himmel und Sonnenschein besonders wünschenswerth sind, so kommt es auch oft genug vor, daß die Touristen, um klares Wetter abzuwarten, einen oder zwei Tage hier verweilen. Die Sehenswürdigkeiten des kleinen Ortes selbst sind bald erschöpft, aber die nächste Umgebung ist reich an schönen Punkten, und ganz besonders günstig ist die Lage zu einem Ausfluge auf die Höhe des Causse de Sauveterre, der hier in seinem westlichen Theile einige auffallende Verschiedenheiten von dem östlichen zeigt. Man befindet sich nämlich hier nirgends in so vollständiger Wüste, wie auf dem östlichen Theile des Plateaus. Die Hügel sind hin und wieder mit Fichten bestanden, die Niederlassungen nicht ganz so vereinzelt, die kleinen Stellen kultivirten Bodens weniger selten. In den sogenannten sotchs, den an halbausgefüllte Krater erinnernden kreisförmigen Bodenvertiefungen, findet man gelegentlich ein Gersten- oder Haferfeld, das einer bevorzugteren Gegend Ehre machen könnte. Es ist, als wäre die Humusschicht hier stärker, der Boden weniger todt als dort. Wasser ist freilich hier ebensowenig vorhanden, wie in dem östlichen Theile, und öde genug ist das Land auch, aber immerhin ist der Unterschied so merklich, und zwar nicht nur auf dem Causse de Sauveterre, sondern auch auf den anderen Plateaus, daß man nicht umhin kann, nach einer Erklärung dafür zu suchen. Ist es nur die etwas geringere Höhe des Tafellandes (die Kalkplateaus des Tarngebietes flachen sich von den Cevennen aus allmählich nach Westen ab), oder ist es das größere Quantum von Feuchtigkeit, das die Westwinde hierher bringen? Eine Verschiedenheit des Bodens an sich oder der allgemeinen Witterungsverhältnisse läßt sich nicht nachweisen. Auffallend ist in dieser Gegend die große Menge der Dolmen, die in dem sonderbaren Patois der Gegend lou géoyon (der Riese) oder auch peyrogéyondo (Riesenstein) genannt werden.

Auf der ersten Strecke unterhalb La Malène gleitet das Boot noch auf einer breiten, tiefen und spiegelglatten Wasserfläche dahin. Von schmalen Wiesenstreifen begrenzt, von

niedrigen Zitterpappeln eingefaßt, bildet der Tarn hier häufig derartige, fast unbewegt scheinende Flächen, die sogenannten planiols. Unmittelbar nachdem man bei einer Biegung des Flusses La Malène und sein Schloß mit den spitzen, schiefergedeckten Thürmen aus den Augen verloren hat, zeigen sich auf einem das Thal verengenden Vorgebirge des Causse de Sauveterre die hoch emporragenden Ruinen des stolzen Schlosses Planiol, das im Jahre 1632 auf Befehl Richelieu's zerstört worden ist. Auf und neben diesem Vorgebirge wächst der beste Wein des Cañon, eine im Handel hochgeschätzte Sorte.

Wie mit einem Zauberschlage verändert sich nun plötzlich wieder die Umgebung des Flusses und der Fluß selber. Auf einer Strecke von 5 bis 6 km sieht man zu beiden Seiten eine ununterbrochene Reihenfolge der seltsamsten Felsenbildungen an sich vorüber gleiten. Die Terrassen,

Einfahrt in die Stromenge.

in denen die Plateauwände zum Flusse abfallen, bestehen aus einem wahren Chaos von Klippen, die, in spitzzackige Riesenzähne, Felshörner, Nadeln, Obelisken und Ruinen zerspalten, den großartigsten Eindruck machen. Anstatt über stille Wasserflächen zu gleiten, muß das Boot jetzt mühsam durch enge, mit kleinen Baken bezeichnete Fahrwässer, zwischen Sandbänken und Stromschnellen (ratchs) hindurch gesteuert werden, die die Geschicklichkeit der Fährleute auf eine harte Probe stellen.

Am rechten Ufer zeigt sich auch bald wieder ein von unzähligen Grotten und Höhlen durchlöcherter Fels, eines der in jüngster Zeit am häufigsten photographisch aufgenommenen Wunder des Cañon. Die eine dieser sehr geräumigen Höhlen liegt unmittelbar über dem Niveau des Tarn und kann oft zu Boot besucht und durchmessen werden. Die größte, höher gelegene Höhle führt den Namen der Mumiengrotte.

Gleich unterhalb des Grottenfelsens beginnt die eigent-

liche Stromenge. Die Klippen werden steiler und schroffer, immer enger an einander gedrängt, immer höher. Der Fluß selbst ist breit, und mit staunendem Vergnügen sieht man auf seiner, durch die hohen Wände verdunkelten schwärzlichen Wasserfläche die Spiegelbilder der 100 m hohen Klippen und Mauern erscheinen, über denen in schroffen Absätzen bis zu 500 m Höhe die Thürme, die Burgen, die Pfeiler und Nadeln, die mächtigen Bastionen der

La Croze.

beiden Plateaus in den klaren Himmel hinaufragen. In allen Spalten, auf allen Vorsprüngen wachsen Fichten, Strauchwerk und Büsche und allerhand zierliche Kletterpflanzen.

Wieder ändert sich die Landschaft. Die kleine Ziegeninsel, einen von der Höhe herabgestürzten, dicht am Ufer liegen gebliebenen und begrünten Felsblock, umschiffend, gelangt das Boot an den Ausgang der Enge. Zur Rechten zeigt sich ein Theil des großen Grottencircus (Cirque des Baumes), zur Linken liegt auf breitem, sanft abfallendem sonnigem Ufer das Dörfchen La Croze.

Der Topeng auf Java.

Von Emil Metzger.

Topeng heißt eigentlich Maske und demnach wäre im Allgemeinen eine von maskirten Personen ausgeführte Vorstellung mit diesem Namen zu bezeichnen, doch genügt diese Erklärung nicht, das Wesen der Sache auszudrücken. In einem kürzlich im „Globus“, Bd. 50, S. 343 über den Wajang auf Java veröffentlichten Aufsatze sagten wir, das unterscheidende Merkmal zwischen Wajang und Topeng bestehe darin, daß bei letzterem eine augenblickliche Situation zum Ausdruck gebracht werde. Diese Erklärung wird vielleicht Manchem, der sich mit dem Gegenstande näher beschäftigt hat, im ersten Augenblicke unannehmbar vorkommen und scheint auch mit der wirklichen Bedeutung des Wortes keinen Zusammenhang zu haben; doch ist dieselbe allein im Stande, die von dem Eingeborenen bei diesen Vorstellungen gemachten Unterschiede zu erklären.

Eine Art von Topeng, der Topeng Dalang, ist äußerlich nämlich dem von Menschen aufgeführten Wajang so ähnlich, daß manche Europäer kaum den Unterschied bemerken und Veth sogar die Vermuthung ausspricht, daß auch die Eingeborenen beide Arten manchmal mit einander

verwechseln[1]). Wir können die zuletzt ausgesprochene Ansicht nicht theilen, denn der Eingeborene unterscheidet sehr scharf und wird, so weit wir uns erinnern können, keinen Augenblick im Zweifel sein, was er Wajang und was er Topeng Dalang nennen soll.

Allerdings scheint letzterer auf den ersten Anblick, was den Inhalt angeht, ganz mit dem Wajang Gedog, was die Darstellung betrifft, mit dem Wajang Wong übereinzustimmen. Der Gegenstand ist der javanischen Heldensage entnommen; der Dalang, den wir früher als Direktor des Puppentheaters kennen gelernt haben, dirigirt hier die lebenden Masken, welche mit ihren Pantomimen seinem Vortrage mehr Leben verleihen, als seine Puppen es dort vermochten, aber nur ausnahmsweise am Dialog sich betheiligen. Doch im Gefolge der Götter und Helden treten außerdem komische Personen, gewöhnlich in der Rolle von Dienern, Hofnarren ꝛc., auf, welche selbstthätig in die Handlung eingreifen und namentlich die in ihrer Umgebung stattgefundenen Vorgänge mit dem Inhalt des Stückes in Verbindung zu setzen verstehen. Diese Improvisation aber ist es gerade, auf welche der Eingeborene das meiste Gewicht legt. Der Topeng — wir erwähnten es schon in unserem Aufsatze über den Wajang — hat, wenn auch indischer Einfluß deutlich zu erkennen ist, seine eigentliche Heimath in den Sundalanden, dem westlichen Theile von Java, und die Sundanesen sind in ihrem Charakter und ihrem Gemüth von den Javanen himmelweit verschieden, wenigstens ist der Unterschied zwischen beiden zum mindesten ebenso groß, wie der des heißblütigen Sohnes des schönen mittäglichen Frankreichs und des Bewohners der Norddeutschen Marschen. Wahrscheinlich haben die Sundanesen den Wajang bei den Javanen kennen gelernt, aber er genügte ihnen nicht; sie mußten der kalten feierlichen Handlung etwas zusetzen, wodurch der ihnen eigenthümliche Humor zum Ausdruck kommen konnte, und nach und nach hat der immerhin noch feierliche Topeng Dalang dem Topeng Babakan, mit dem wir später Bekanntschaft machen werden, das Feld so ziemlich räumen müssen; im eigentlichen Java hat ersterer wohl kaum je eine große Bedeutung gehabt.

Wie schon gesagt, ist, ebenso wie bei dem Wajang Gedog, die javanische Heldensage auch bei dem Topeng Dalang Gegenstand der Erzählung, welche der Dalang meistens ganz in derselben Weise, wie wir dies früher bei dem Wajang kennen gelernt haben, vorträgt. Ein einfacher Raum, der im Nothfalle aus Bambu und Stroh schnell hergestellt wird, dient als Bühne und die ewig grüne Natur liefert ihre blühendsten Pflanzen und buntesten Blumen, um das einfache Bauwerk einige Stunden lang zu schmücken, wenn auch diese Dekoration nicht eigentlich dem Topeng zu Ehren angebracht wird, sondern gewöhnlich für das Fest bestimmt ist, zu dessen Verherrlichung die Aufführung stattfindet.

Der Dalang hat die Leitung der Truppe; die Hauptrolle ist in Händen des Topeng (Mann oder Frau), die Zahl der übrigen Mitglieder hängt von den Verhältnissen der Gesellschaft, speciell des Dalang, ab. Letzterer ist meistens ein recht behäbiger Mann, den man in seinem Hause aufsucht, um, manchmal lange vor der Zeit schon, wo die Vorstellung stattfinden soll, die Mitwirkung seiner Truppe zu erbitten; zuweilen ist er auch nur der Vertrauensmann eines reichen Eingeborenen, der das nöthige Geld vorschießt, da die erforderlichen Requisiten immerhin ein kleines Kapital erfordern. Die Masken, welche zur Verwendung kommen, sind aus leichtem Holze gar nicht übel geschnitzt und nach javanischer Ansicht fein bemalt; die Züge sind sehr charakteristisch; man trifft sie auch in vorder- und hinterindischen Zeichnungen, diese wunderlichen Gesichter, welche theilweise dem Eingeborenen der Inbegriff alles Schönen zu sein scheinen, während der Europäer dieselben beinahe ausnahmslos für abscheuliche Fratzen erklärt. Die Farbe entspricht der Rolle desjenigen, für welchen sie bestimmt ist. Die Hof- und Lieblingsfarbe der Eingeborenen, ein tiefes und auf dem menschlichen Gesichte unangenehmes Gelb, welches seinen Namen putih kuning (weiß-gelb) sehr mit Unrecht trägt, ist natürlich für die Masken der Träger von Götter- und Fürstenrollen bestimmt, bei denen auch viel Gold und Silber angebracht wird; die Butâs und Rakṣâsâs (Riesen und Titanen) werden durch dunklere Färbung der Maske, die sich bis zum Schwarz vertieft, angedeutet, manchmal aber erscheinen sie auch weiß in Nachahmung der europäischen Farbe. Die Schauspieler bedienen sich der Masken, indem sie einen an denselben festgemachten Holzstift in den Mund nehmen und mit den Zähnen erfassen; nur die Possenmacher, deren zu jedem Trupp mehrere gehören, binden die Maske vor; dieser Unterschied scheint darauf hinzudeuten, daß es nur den Clowns ermöglicht werden soll, in die Handlung des Stückes redend einzugreifen. Die Masken befinden sich in einer hölzernen Kiste mit losem Deckel, gewöhnlich einfach angestrichen, mit ebenso einfachem Schloß; außer denselben sind in diesem Kottak genannten Kasten die übrigen nothwendigen Requisiten enthalten. Natürlich macht sich auch hinsichtlich der Masken der auf Java so entwickelte Aberglauben der Eingeborenen geltend; es giebt solche, welchen übernatürlicher Einfluß auf Zuschauer und Schauspieler beigemessen wird; solche „Topengs“ haben selbstverständlich einen sehr hohen Werth.

Das Kostüm ist nach europäischem Begriffe ziemlich armselig, die bunten Flitter, die falschen Perlen und Steine, die grell gefärbten Gewänder genügen aber, um dem kindlichen Gemüthe der Eingeborenen die herrlichsten Illusionen zu verschaffen. Die Kleidung der Schauspieler weicht in Einzelheiten, auch hinsichtlich der Anordnung, von der des täglichen Lebens ziemlich weit ab; wir können jedoch die Unterschiede hier nicht näher aus einander setzen, da wir, um dies thun zu können, eine ausführliche Beschreibung der von beiden Geschlechtern gewöhnlich gebrauchten Kleidung beifügen müßten, was vielleicht die Geduld des Lesers auf eine harte Probe stellen hieße. Wir wollen daher nur Einiges, in dieser Hinsicht besonders Wichtiges erwähnen. Das Haupt der ersten Person des Stückes wird mit der Kopjah geziert, einer Art arabischer Mütze, die mit der Haut eines schwarzen Affen (Lutung, Presbytes maurus) oder schwarzen Ziege überzogen ist, deren Haar nach oben gestrichen wird.

Die mitwirkenden Männer dürfen den Oberkörper nur dann entblößen, wenn die Handlung des Stückes dies erfordert, d. h. wenn die Scene an den Hof verlegt wird, wo der nackte, gelb gefärbte Oberkörper durch die Etikette vorgeschrieben ist; die Frauen bedecken den Busen selbst da, wo gewöhnlich ein bis zur Hüfte entblößter Oberkörper zur Landestracht gehört. Beiläufig bemerkt, scheint auch dieser Umstand auf eine religiöse Bedeutung derartiger Aufführungen hinzuweisen, da den Frauen die Entblößung des Busens auch an heiligen Orten verboten ist. Auch europäischer Einfluß macht sich geltend; die Helden tragen sehr eng anliegende, lange Beinkleider unter dem Sarong.

Wenn der große Augenblick kommt, giebt der Dalang dem Orchester das Zeichen zum Anfang; er bedient sich dazu der Tjempala, eines Stückchen Holzes, welches er mit

[1] Java I, 464; Raffles scheint den Wajang Wong zum Topeng Dalang zu rechnen.

den Zehen festhält und mit dem Kepjak, den wir früher schon (bei dem Wajang) kennen gelernt haben, in Berührung bringt; desselben Mittels bedient er sich auch, um sein Orchester im Takte zu halten. Ueber die Zusammensetzung der Musik, die Art der Instrumente und die Wirkung auf die Zuhörer brauchen wir dem früher Gesagten nur wenig beizufügen. Wenn die Umstände es erlauben, wird ein ganzer Gamelan zur Verfügung gestellt; die Truppe selbst besitzt gewöhnlich nur einen kleinen Theil des Gamelan salendro; die Zahl der Musikanten beläuft sich meistens auf fünf bis sechs Personen. Sowie das Orchester spielt, eilen von allen Seiten die Nachzügler herbei, um noch einen guten Platz zu bekommen. Es ist wunderbar, wie schnell in einem Lande, wo Zeitungen bei den Eingeborenen noch lange kein Gemeingut geworden sind, Nachrichten im Allgemeinen sich verbreiten; nichts aber wird wohl schneller im Lande bekannt, als die Ankündigung einer Festlichkeit, welche stattfinden soll; lange vorher schon werden Pläne für solche Gelegenheiten entworfen und so schön geschmückt, wie es die bescheidenen Mittel erlauben, tritt Alt und Jung, Groß und Klein, wenn endlich der Tag gekommen, den Weg an.

Vielleicht ist hier der Ort, auf einen freundlichen Zug hinzuweisen, der sich durch das ganze Volksleben auf Java hinzieht; die Großmuth nämlich, mit welcher bei solchen Vergnügungen Jedem, der ihnen beiwohnen will, ohne daß es ihn etwas kostet, der Zutritt gestattet wird; nur eingeladene Personen geben ein Gastgeschenk. Die Schauspieler halten sich während des Vorspiels ziemlich im Hintergrunde; erst wenn der Dalang seinen einleitenden Vortrag beendet hat und die Zeit des Auftretens für sie gekommen ist, tandakken (tanzen) sie über die Bühne. Manchmal führt sich der Held des Stückes durch einen Tanz, der gewissermaßen als Vorspiel dient, bei seinem dankbaren Publikum ein, sonst aber begeben sich die verschiedenen Schauspieler, wenn die Reihe an sie kommt, nach der Stelle, wo die Masken aufgehängt sind und ergreifen die ihrige. Die für die Darsteller der Hauptrollen bestimmten Masken sind sorgfältig eingewickelt, so daß sie dem Auge des Zuschauers verborgen bleiben, bis der Schauspieler sie vor sein Gesicht gebracht hat. Der Eingeborene liebt es, jede Handlung, bei welcher fremde Augen auf ihm ruhen, mit studirter Langsamkeit vorzunehmen; so setzt sich nun der Held die Kopjah mit besonderer, genau vorgeschriebener Feierlichkeit auf und ebenso werden die Masken mittels sorgfältig studirter Bewegungen vor das Gesicht gebracht; dann wird die Hülle, in welche sie eingewickelt war, mittels einer kühnen Handbewegung in die Kottak geschleudert, was von einem Tusch des Orchesters begleitet wird. Jetzt endlich kann das wirkliche Stück seinen Anfang nehmen. Ueber den Inhalt desselben brauchen wir nach dem früher Mitgetheilten nichts mehr zu sagen, nur der Badors, der Possenreißer, welche, wie wir schon erwähnt haben, eine Posse im Schauspiel aufführen, müssen wir noch besonders gedenken. Wenn sie im Stücke nichts zu thun haben, treten sie zur Verstärkung des Orchesters ein. Manche unter ihnen sind weithin berühmt, man reißt sich um sie und manchmal ist ihre Thätigkeit auf Monate hin in Anspruch genommen. Erscheint ein solcher Bador auf der Bühne, so wird er mit Beifall und Gelächter empfangen. Durch ihre Rolle als Diener oder Hofnarr haben sie reichlich Gelegenheit zu extemporiren, und sie beschränken sich durchaus nicht darauf, dies im Zusammenhange mit dem Vortrage des Dalang zu thun, sondern sie springen aus der Heldenzeit frischweg in die Gegenwart hinüber und die Witze, die sie machen, weisen meistens auf einen ihren Zuhörern wohl bekannten Gegenstand des täglichen Lebens hin, selbst die Europäer und die „Kompagnie“ werden ihr Opfer, ja nicht einmal die Priester werden geschont.

Wie wir schon sagten, liegt hierin das eigentlich Charakteristische des Topeng, was im Topeng Babakan noch viel stärker zum Ausdruck kommt. In seiner ursprünglichen Form ist derselbe auf zwei handelnde Personen beschränkt; in den größeren Orten hat man tagtäglich Gelegenheit, solchen Aufführungen beizuwohnen; sie werden dort häufig auf offener Straße ohne jede Vorbereitung oder auf den Vorplätzen der Wohnung irgend eines Mäcenas, der geneigt ist, einen halben oder gar einen ganzen Gulden zu opfern, in Scene gesetzt.

Kaum läßt der Ton der Trommel, durch welchen die Schauspieler angekündigt werden, sich vernehmen, so eilen auch schon von allen Seiten Schaaren von Eingeborenen der Gegend zu, wo die verführerischen Wirbel ertönen. Jeder, der Zeit hat, und auch mancher und manche, die eigentlich etwas Anderes thun sollten, sucht wenigstens einen Augenblick der Vorstellung beizuwohnen. Dieselbe besteht aus Musik, Tanz und Gesang oder Recitativ; doch diese Worte, die man unwillkürlich in europäischer Weise aufzufassen geneigt ist, können nur einen sehr unvollkommenen Begriff von den Vorgängen geben und sind so ungenau, daß wir nothgedrungen der Sache etwas näher treten müssen. Das Orchester ist, was Zahl der Mitwirkenden und Beschaffenheit der Instrumente betrifft, so unvollkommen, wie nur irgend möglich. Eine Trommel, einige mit dem Hammer geschlagene Metallzungen und der Gong, der den Baß abgiebt, alles geführt und geleitet von der traurig klagenden Rebab, setzen dasselbe zusammen. Auch die Zahl der Schauspieler beschränkt sich auf zwei, eine Frau und einen Mann; letzterem fällt die Rolle des Harlekin zu. Erstere eröffnet das Stück; besondere Toilette hat sie nicht nöthig, da sie sich schon im Kostüm über die Straße bewegt. Eine mit bunten Blumen geschmückte Perrücke von Menschenhaar bedeckt den Kopf; Perlenketten, Silber- und Goldschmuck von gewöhnlich zweifelhaftem Werth, in den Ohren glänzende Steine, welche Diamanten vorstellen sollen, erregen die Bewunderung der Zuschauer. Zur Toilette gehört unbedingt ein Fächer, mit dem die rechte Hand spielt, bis sie ihn vor das Gesicht bringt, um den beim Singen geöffneten Mund den Zuschauern zu verbergen. Diese Panjie genannte Schöne bedient sich bei ihrem Tanze, den sie mit ihrem sogenannten Singen begleitet, nach einander dreier verschieden gefärbter Masken (gelb, grün, violett). Ist diese Ceremonie beendet, so bleibt sie den übrigen Theil des Abends unmaskirt. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo der Bilco (auch pontul, hochjavanisch), oder banjol, niederjavanisch) genannte Hanswurst auftritt; sein Kostüm bereitet ihm nicht viel Kopfzerbrechen; er erscheint in seiner täglichen Kleidung, nur eine Art rothwollener Zipfelmütze und eine komische Maske unterstützen ihn bei seinen Versuchen, auf die Lachmuskeln der Zuschauer zu wirken.

In seiner unbeholfenen Manier sucht er nicht nur am Tanze Theil zu nehmen, sondern auch der Tänzerin gegenüber den Liebenswürdigen zu spielen, und die hierdurch erregte Heiterkeit der Zuschauer erreicht ihren Gipfelpunkt, wenn die Panjie dem allzu Zärtlichen einen Schlag auf die Maske versetzt, um seine Zudringlichkeit abzuweisen. Solche Scherze dauern eine viertel oder eine halbe Stunde, worauf die Gesellschaft sich verzieht, um an einer anderen Stelle die Vorstellung fortzusetzen, wenn sie nicht durch besonders reiche Bezahlung zu längerem Bleiben veranlaßt wird. Der Hauptreiz liegt für die Eingeborenen in dem Inhalte des Gesanges und dem vom Clown zum besten ge-

gebenen Späßen. Natürlich sind dieselben nicht für zarte europäische Ohren bestimmt, da man in Indien gewohnt ist, manche Sachen, die im menschlichen Leben eine große Rolle spielen, in mehr civilisirten Ländern jedoch mit „Ach“ und „Pfui“ scheinbar aus dem Verkehr entfernt werden, sehr offen und ungenirt zu sprechen. Die Schauspieler bedienen sich hierbei gewöhnlich der gebundenen Rede und zwar der Vierzeiler, in denen sich die beiden ersten Zeilen in verschiedenen Strophen wiederholen. Dadurch wird nun der Spruch ziemlich unverständlich oder, genauer gesagt, der Zusammenhang zwischen beiden Theilen der Strophe fehlt, so daß dem Europäer der Inhalt häufig sinnlos vorkommt. Es ist dies dieselbe Form, die man auch in den Liedern (Pantungs) wiederfindet, welche beinahe in Aller Munde sind. Auch diese geben meistens in jeder Strophe zweimal denselben Gedanken in je zwei Versen, ohne allen Uebergang neben einander gestellt, so daß, wenn man auch schon einigermaßen an die den Europäer verwirrenden Gedankensprünge des Eingeborenen gewöhnt ist, man sich doch manchmal verwundert fragt, wie denn die ausgedrückten Gedanken eigentlich zusammen passen. So heißt es z. B. in einem sehr bekannten Pantung:

Deri mana datengnga lintar	Woher kommen die Blutigel?
Deri sawah turun di Kali	Aus dem nassen Reisfeld in den Fluß.
Deri mana datengnga tjinta	Woher kommt die Liebe?
Deri mata turun di hati.	Aus den Augen senkt sie sich ins Herz.

Wenn der Dichter dieser Verse kein Eingeborener ist — dieser Fall wäre wohl möglich, denn bei vielen Pantungs läßt sich europäischer oder eurasischer Einfluß deutlich nachweisen — so hat er doch den Gedankengang des Eingeborenen sehr gut erfaßt; kein solcher wird nur einen Augenblick im Zweifel über den Zusammenhang der beiden ersten und der beiden letzten Verse sein, während der Vergleich für uns nicht so auf der Oberfläche liegt. Doch wir wollen nach dieser Abschweifung zum Topeng zurückkehren. Aus diesem Topeng Babakan hat sich nach und nach, und zwar wieder am meisten in West-Java, eine förmliche Theatervorstellung entwickelt.

Ob man durch das europäische Schauspiel sich zu einer Nachahmung veranlaßt gesehen hat, wagen wir nicht zu entscheiden; sicher scheint es zu sein, daß diese Vorstellungen im Laufe der letzten fünfzig Jahre sich ein sehr weites Gebiet erobert haben. Ritter, der vor 30 Jahren seine Skizzen aus dem Indischen Leben veröffentlichte, sagt: „In der Umgegend von Batavia giebt man diesem Tanz (dem Topeng babakan) mehr Ausdehnung, und er geht dann in eine vollständige Maskerade über. Vor zwanzig Jahren haben wir selbst derartige Aufführungen schon weit hinaus über die Umgegend (ommelanden) von Batavia gesehen und es liegt in der Natur der Sache, daß dieselben namentlich in den Sundalanden, wo der Eingeborene mehr Sinn für solche Aufführungen und die mit denselben verbundenen, ziemlich handgreiflichen Scherze hat, sich immer mehr ausbreiteten.

Sie geben dem Eingeborenen so recht ein Mittel an die Hand, sich von Manchem, was ihn drückt, nach Herzenslust zu erleichtern. Weder der Europäer noch der Chinese, weder die herrschenden Gewalten noch die Gutsbesitzer, weder der eigene Häuptling noch der einheimische Priester bleiben verschont und werden in scharfer, aber charakteristischer Weise persiflirt. Dabei beschränken sich die Schauspieler nicht etwa auf die Darstellung von Typen, sondern auch ganz bestimmte Handlungen und Ereignisse werden häufig dargestellt, so daß die Betheiligten ganz deutlich zu erkennen sind. Es ist wahr, daß diese Aufführungen nicht entfernt mit dem verglichen werden können, was wir jetzt auf unseren Bühnen zu sehen gewohnt sind. Die feinere Verwickelung fehlt, die Handlung ist durchaus nicht idealisirt, sondern wird mit einem Realismus zur Darstellung gebracht, der manchmal haarsträubend ist; das Niedrig-komische beherrscht alles andere, obwohl hier und da dem aufmerksamen Beobachter auch feinere Züge auffallen.

Doch ein Vergleich mit dem Ideal der heutigen europäischen Bildung wäre auch an und für sich ungerecht; wenn wir aber zurückgehen und uns erinnern, was in den Theatervorstellungen des Mittelalters dem Zuschauer geboten wurde und was so manches Kasperletheater auch in neuerer Zeit noch leistete, so dürften die von den javanischen Topeng veranstalteten Aufführungen doch der Aufmerksamkeit nicht so ganz unwerth sein. Wir theilen im Folgenden die Skizze einiger solcher Vorstellungen mit, wie wir sie bei Ritter finden und zwar thun wir dies, um nicht vielleicht Züge hineinzulegen, die man unserer subjectiven Auffassung zuschreiben könnte; aus demselben Grunde schließen wir uns dem genannten Werke möglichst wörtlich an. Der Banjol kleidet sich als ein europäischer Verwalter oder als Polizeibeamter, natürlich so possirlich wie möglich. Einer der Schauspieler, der als chinesischer Aufseher verkleidet ist, klagt ihm, daß zwei seiner eingeborenen Arbeiter immer wieder von der Arbeit weglaufen, um einer öffentlichen Tänzerin auf dem nächsten Bazar den Hof zu machen. Er bittet um ihre Entfernung, um Strafe für die Arbeiter und bringt die Schuldigen gleich mit; diese vertheidigen sich, indem sie behaupten, der Aufseher, der gewöhnlich als alter abgelebter Mann dargestellt wird, sei nur eifersüchtig und selbst in die Schöne verliebt. Der Beamte befiehlt, die Tänzerin (die erste Liebhaberin) vorzuführen, doch kaum sieht er sie, so verliebt er sich ebenfalls, giebt dem Aufseher und den Arbeitern Unrecht, jagt sie zur Thür hinaus und fängt nun selbst an, der Schönen den Hof zu machen; aber er ist verheirathet und plötzlich erscheint seine Frau (die durchaus nicht auf den Mund gefallen ist); eine Scene voll von Eifersucht findet statt, wobei einige Ohrfeigen ausgetheilt werden. Endlich wird Friede geschlossen und während Mann und Frau wohlgemuth nach Hause fahren, wird die Tänzerin auf Befehl des ersteren an einen Ort gebracht, wo er sie bald zu treffen hofft. — Ein eingeborener Ackersmann wird von seiner Frau mit der Wartung ihres Sprößlings betraut; während er seine Pflicht erfüllt, trifft sie mit einem Liebhaber in einer Zuckerpflanzung zusammen und wird ihrem Manne untreu. Dies wird entdeckt, eine Ehescheidung folgt, doch dem Mann thut dies bald leid. Der Priester kommt, um den neuen Bund zu segnen, fordert aber einen zehnmal größeren Lohn, als er beanspruchen kann. Jetzt (die Handlung steht kaum mit dem Vorigen in Verbindung, doch der Zweck dieses Stückes ist nur der, den arabischen Priestern einige Hiebe zu versetzen) tritt eine neue Person auf, welche plötzlich todt niederfällt. Die Genossen, welche für die arme Seele besorgt sind, rufen den Priester. Der erscheint auch mit einem kleinen Knaben, welcher einen großen Sack trägt, in den sein Herr alles wirft, was er ergreifen kann. Dann nimmt er bei der Leiche Platz, kaut zunächst in aller Seelenruhe seinen Sirih (Betel) und fragt dann erst, warum er gerufen ist. Man zeigt ihm die Leiche und bittet ihn, zu beten. Ehe er dies

thut, will er zuerst wissen, wie viel man ihm zu bezahlen geneigt ist. Er stellt eine Forderung, welche das Vermögen der Bittsteller übersteigt, und — dies scheint einmal das gewöhnliche Verhältniß zu sein — zehnmal mehr beträgt, als er fordern darf. Man bittet — er fleht entrüstet auf und entfernt sich, wird jedoch zurückgerufen, da die Freunde des Todten von der Nothwendigkeit des Gebetes überzeugt sind —, sie bieten mehr und endlich wird der Handel, wenn man ihn so nennen darf, abgeschlossen und der Priester bereitet sich zum Gebet vor. Kaum aber hat er die Worte: Allah al Akhbar gesagt, da hört er schon zu seiner Linken den Angklong und rechts den Gesang der Ronggeng. Dies zieht seine Gedanken ab, er springt auf, sieht sich um, horcht mit sichtbarer Verwunderung und mit Vergnügen, und sowie er endlich die Tänzerin sieht, vergißt er Alles, schreitet über die Leiche hin, um die Schöne aus der Nähe zu sehen; doch die Leute, welche ihn gerufen haben, ziehen ihn zurück und zwingen ihn, sein Gebet aufs Neue anzufangen. Kaum hat er ihrem Wunsch entsprochen, als die Musik, welche den Tanz der Ronggeng begleitet, sich wieder hören läßt. Er wird dadurch wieder wie vorher in seiner Andacht gestört und das vorige Schauspiel wiederholt sich, bis endlich die Personen, welche bei der Leiche die Wache halten, über das Benehmen des heiligen Mannes entrüstet, ihn anfassen und mit einer Tracht Schläge wegjagen. Doch nicht nur die schlimmen und lächerlichen Seiten fremder Stämme werden verspottet, auch die eigenen Landsleute werden nicht geschont; so ist z. B. die folgende Scene sehr beliebt: Ein sehr geiziger Blinder läßt sich schließlich beschwatzen, ein Opfermahl zu geben und Freunde und Bekannte dazu einzuladen. Zögernd nur giebt er nach und ladet die Gäste, fügt aber gleich bei: „Wenn ihr nicht kommen wollt, ist es auch gut.“ Die Gäste lassen sich aber nicht umsonst nöthigen und essen in größter Eile Alles, selbst die für den Blinden bestimmten Speisen, auf, so daß dieser, als er sich niedersetzt, seinen Teller leer findet. Diese wenige Proben mögen genügen; hinsichtlich des Eindruckes, den eine solche Vorstellung macht, wollen wir Ritter wieder das Wort lassen [1]).

„Und dann jauchzt die Menge und Tausende von Zuschauern — Männer, Frauen und Kinder — Jung und Alt, für die eine solche Aufführung so viel Verführerisches hat, daß sie Stunden weit laufen, um sie zu sehen, brechen in lautes Gelächter aus. Das gebrochene Holländisch des europäischen Polizeibeamten mit Flüchen, die keiner Sprache mehr angehören, vermengt, der sonderbare malayische Dialekt des Chinesen, der wie alle echten Chinesen das R nicht aussprechen kann und dafür L sagt, der männliche Charakter der europäischen Frau, welche die Hosen trägt, die übertriebenen, tollen Forderungen des arabischen Priesters und namentlich sein unbeholfener malayischer Accent, da er P nicht auszusprechen vermag und anstatt dieses Buchstabens ein F sagt, seine merkwürdige Zerstreutheit, sobald er nur die den Tanz der Ronggeng begleitende Musik hört — alles das verschafft den Tausenden ein Vergnügen, eine Freude, welche sich laut Luft macht und noch über die weite Fläche hin nachhallt, wenn schon die Lampen ausgelöscht sind und die Menge friedlich nach Hause zurückkehrt.

Friedlich, sage ich, denn unter ihnen giebt es keine Taschendiebe, friedlich, obwohl bei Weitem die Mehrzahl der Männer zur Selbstvertheidigung gerüstet mit Klewang und Lanze bewaffnet ist. Unter dieser Menge, welche auf den ersten Blick im matten Lampenlicht so wild scheint, herrscht eine Ruhe und eine Ordnung, wie man sie in Europa bei solchen Gelegenheiten nicht kennt; kein Drängen, kein ungezogenes Wort wird bemerkt, und wohlgemuth trennt die Menge sich manchmal dann erst, wenn der erste Schimmer sich im Osten zeigt, denn gern opfert sie die Nachtruhe auf, um diese Vergnügungen zu genießen. Glücklich das Volk, welches bei geringen Bedürfnissen sich auch mit einfachen Vergnügungen zufrieden zu stellen weiß, doch auch Verstand genug besitzt, sich an dem schweren Druck der Herrschaft, welcher Art sie auch sei, durch Spott und Lachen zu rächen.“

Gerade dieses Verspotten fremder Unterdrücker hat gewiß viel dazu beigetragen, daß diese Form des Topeng Babakan sich weithin über Java verbreitet hat. Auch im östlichen Java findet man Aehnliches; man nennt da die Schauspieler Badut und Ludrug, welche bei den Aufführungen hinsichtlich der Europäer, der Geistlichkeit und der Chinesen einen ebenso losen Mund haben, wie ihre Kollegen im Westen. Ihre Kunstfertigkeit bewährt sich aber auch noch auf einem anderen Gebiete, sie sind nämlich häufig Prestidigitateure und erregen als solche die Bewunderung selbst solcher Leute, welche mehr derartige Vorstellungen gesehen haben, besonders durch den ungeheuer einfachen Apparat, über den sie verfügen, während ihre Kunststücke um so mehr überraschen, als die auf das Allernothwendigste beschränkte Kleidung (bis auf eine sehr enge Kniehose sind sie ganz entkleidet) den Gedanken ausschließt, daß mittels derselben einige Hilfsmittel verborgen werden könnten.

Doch dies gehört schon nicht mehr zum Topeng, mit dem wir uns an dieser Stelle ausschließlich beschäftigen wollten, und so brechen wir hier ab.

[1]) Wir citiren nach der zweiten, von M. T. H. Perelaer 1872 herausgegebenen Auflage.

Land und Leute der Hanna.

Von Dr. Karl Lechner.

III. (Schluß.)

Der Hannake ist groß und kräftig gebaut [1]); seine ganze Erscheinung hat etwas Behäbiges, Gemessenes; er hält viel auf Essen und Trinken. Schweinefleisch, Hülsenfrüchte und Buchteln mit Zwetschken oder Mohn gefüllt bilden seine Lieblingsgerichte. Letztere (bochet s mákem) sind eine der baierischen „Dampfnudel“ ähnliche Speise. Daneben liebt er die Klöße (Knödel šeška, knedlíky). Als besonderer Leckerbissen gilt ihm die saure Milch (keška). Daher man

[1]) Nach Göhlert ist die wahrscheinliche mittlere Größe laut der Militärstellungen 1659,45 mm (Mitth. der k. k. geogr. Gesellschaft in Wien, 24. Band).

ihm in den Mund legt: „Wenn ich ein Kaiser wäre, ließe ich mir ein großes Faß machen, dasselbe mit keška füllen, setzte mich hinein und würde immerfort trinken.“ Auch Hirsebrei wird in mancherlei Gestalt verzehrt. Ein Mädchen, das keine guten Buchteln zu bereiten versteht, ist des Spottes gewiß. Hat sich der Hannake an guten Buchteln satt gegessen, so kommt über ihn der poetische Geist und er singt:

> Na té našé Hané
> só tam bochte slané
> sérem prosepané etc.
> („Auf unserer Hanna giebt es gesalzene Buchteln, mit Käse bestreut.“)

Dazu will er aber auch viel Bier haben und kein Fest geht ohne einen tüchtigen Trunk (piatika) ab. Unter den oft kümmerlich lebenden Tagelöhnern und den Kleinbauern reißt leider auch der Branntweingenuß stark ein. Seine Wohlhabenheit macht nicht nur den Hannaken, sondern auch überall anderswo den Bauer stolz und selbstbewußt; gegenüber dem Städter ist er nicht sehr freundlich, doch selten grob. Deutsche und Juden kann er nicht gut ausstehen, vielleicht weil letztere den Kornhandel fast ganz in ihrer Hand haben. Er besitzt eine gute Portion Mutterwitz, den er mit dem ihm typischen Phlegma spielen läßt. Wie alle Slaven neigt auch er sehr zur Geselligkeit, so daß man in wohlhabenden Dörfern nicht selten ein Bauerncasino findet mit tschechischen Zeitungen, ja sogar einem Billard. Auf diesen Trieb mag wohl auch die häufig sehr beengte Art zu wohnen zurückzuführen sein, denn die große Mehrzahl der Häuser besitzt nur zwei Zimmer, nur große Bauernhöfe drei bis vier, der Häusler hat für seine oft zahlreiche Familie gar nur Küche und Stube. Musik und Gesang liebt er sehr und mit letzterem begleitet er seine Arbeiten, wobei selbst nach Aussage J. Ohéral's, eines geborenen Hannaken, die Thatsache auffällt, daß nur die wenigsten Lieder Volkslieder eigener Production sind. Gastfreundschaft übt er in ausgedehntestem Maße und zeigt dabei gern seinen Wohlstand, wie er ja auch zwei- und vierspännig in eleganter Kalesche Sonntags zur Kirche fährt. Während er einerseits häufig gebrauchte Gegenstände der Landwirthschaft, sobald sie ihm vortheilhaft erscheinen, gerne einführt, sind andere Geräthe, wie Rechen, Heugabel, Aexte, Sägen, Hauen &c., oft höchst unpraktisch. Blumen liebt er sehr, auch findet man auf Dächern oft die sogenannte Hauswurze (Sempervivum tectorum), die als vorzügliches Mittel gegen Blitzstrahl angesehen wird. Seine phlegmatische Natur erträgt viel; wenn es jedoch in einem Liede heißt, er klage nicht über den Spott der Fremden, so mag das wohl dahingestellt bleiben, uns wenigstens scheint der Spott heute nicht mehr räthlich. Sein schwer zu erregendes Phlegma wird sehr gut durch folgende Anekdote charakterisirt. Ein hannakisches Ehepaar schläft im stillen Kämmerlein, draußen heult der Sturm entsetzlich und Blitz auf Blitz fährt nieder, so daß das wach gewordene Weib erschreckt ihren Gatten mit den Worten weckt: „Alter, um Gotteswillen stehe auf, es ist der jüngste Tag angebrochen.“ Doch der reibt sich die Augen und fragt ganz bedächtig: „Haben die Engel schon dazu geblasen?“

Man trifft nicht selten Leute unter ihnen, die eine sehr gute Schulbildung genossen, freilich auch oft die alte Arbeitslust verloren haben. Der Hannake ist aus Ueberzeugung sehr religiös, selbst junge Burschen sieht man mit dem Gebetbuche unter dem Arme zur Kirche gehen. Wallfahrten werden oft auf weite Strecken hin unternommen. So gehen alljährlich Wallfahrer zum Grabe des hlg. Johannes nach Prag, andere nach Mariazell in Steiermark. Auf dem hlg. Berge bei Olmütz kommen am Feste Mariä Heimsuchung oft an 10 000 Hannaken zusammen, zahlreiche Wallfahrerzüge besuchen den Berg Hostein, wo das Gedächtniß an die angebliche Befreiung von den Tataren gefeiert wird, Andere pilgern zum hlg. Kreuz nach Proßnitz. Für die Religiosität sprechen auch die zahlreichen Steinkreuze an den Wegen, aber eigenthümlich berührt der nationale Chauvinismus, der sogar in religiösen Dingen zu Tage tritt. Während man doch auch in anderen fremdsprachigen Gebieten gewohnt ist, auf Crucifixen die Aufschrift INRI zu lesen, lautet sie hier INRŽ (Ježíš Nazaretzký král židovský). Wäre der Klerus nicht selbst fanatisch national, so würde er dies gewiß nicht dulden.

Zum Soldatenstande zeigt der Hannake keine Lust, nur wenn er seine Geliebte (Manda) schrecken will, verlangt er nach dem Soldatenkleide. Als Soldat versteht er es, aufzutreten und z. B. dem Schenkwirthe zuzurufen: „Šenk ain trunk vain, co nélepši máš“ (den besten, den du hast); dabei ist er gehorsam und legt schöne Proben seiner Tapferkeit ab. Es sei nur an die Schlacht von Zenta, die Erstürmung von Belgrad &c. erinnert. Und gewiß ist es eine ehrenvolle Auszeichnung, daß das heimische Infanterie-Regiment den Namen des Erzherzogs Karl führt. Seine engere Heimath verläßt der Hannake nur ungern, denn nirgends glaubt er ein so schönes Leben und so reiches Land zu finden. Daher singt er auch in patriotischem Eifer:

> Ve Veškově, v Prostijově, také v Kroměřižo
> Podhoráce a Hanáce meda mlíko ližio; —
> neb je Hana požehnaná, cela Palestyna . . .
> nechte křeke, schno jazeke, naléte nám vina! [1]).

Viele der bei den Hannaken erhaltenen Gebräuche finden sich auch bei den anderen slavischen Stämmen Mährens. Wir wollen nur Weniges hervorheben. An vielen Orten wird der Martinstag gefeiert, und an demselben die sogenannten Martinskipfel gebacken; an diesem Tage erhält der Hirt, ganz so wie in Bayern und Schwaben, von den Bauern Getreide. Die Stelle des Christbaumes vertritt meistens das Beschenken der Kinder am Nikolaustage, das wie bei den Deutschen üblich ist. Es läßt sich hinter diesem Klaubauf oder Knechte Ruprecht unschwer die Erinnerung an den germanischen Wuodan entdecken. Am Christabend wird bis zum Aufgang der Sterne gefastet, dann aber folgt ein tüchtiger Schmaus. Der Dorfhirte zieht mit einer Trompete von Haus zu Haus und wird beschenkt, ebenso die Dienstboten und Kinder, welche letzteren sich aber vor dem Hirten fürchten, da er die Šperechta sei. Dafür kommt auch der Name parychta, paruchta vor, mithin mitten im slavischen Lande die uralte Erinnerung an die Frau Berchta oder Holla, die in den Zwölften herumgeht. Die Form läßt aber erkennen, daß diese Erinnerung nicht etwa von den deutschen Einwanderern des 12. und 13. Jahrhunderts herrührt, denn sonst müßte das Wort etwa šperchta lauten; es kann also nur vom altdeutschen perachta stammen, also von den hier ansässigen Germanen vor der slavischen Einwanderung.

Vom Stefanstag bis Neujahr dauert die sogenannte „Freiheit“ der Dienstboten, da sie während dieser Zeit keinen Dienst leisten. Am erstgenannten Tage wird die Koleda (etwa mit Sammlung zu übersetzen) abgehalten. Es ruht

---

[1]) In wörtlicher Uebertragung: „Zu Wischau, Proßnitz und auch zu Kremsier lecken Podhoraken (Unter-Gebirgler) und Hannaken Milch und Honig, denn die Hanna ist gesegnet, ein wahres Palästina; laßt also das Schreien, die Zungen werden trocken, schenket uns Wein ein.“

diese Sitte in dem Brauche, am Abend vor dem hlg. Dreikönigstage die Wohnungen durch den Geistlichen ausräuchern, mit Weihwasser besprengen und durch die Anfangsbuchstaben C. M. B. der hlg. Dreikönige bezeichnen zu lassen. Hierfür wurden die sogenannten Räucherheller (denarii fumales) eingehoben, welche Abgabe der Tscheche mit Koleda bezeichnet[1]). Da früher die Dorfschullehrer sehr schlecht bezahlt waren, gingen die Kinder für sie Geschenke sammeln; jetzt gehen sie für ihren eigenen Zweck und bitten in einem kurzen Liedchen um einen „Dreier" (trojníček). Eine eigenthümliche Sitte herrscht am letzten Faschingstage (končing). Junge Burschen reiten im Dorfe herum, einer erscheint in weiblicher Kleidung mit einem Säbel in der Hand, der mit Blumen und Bändern geschmückt ist. Sie stellen die Gemeindevertretung dar und üben ihr Recht (právo). Dabei wird ihnen Geld geschenkt, das im Gasthause bei einem Tanze verjubelt wird. Es ist dies wohl auf uralte Zeit zurückzuführen, wo noch der Dorfrichter mit seinen Beisassen Recht sprach; von den Landleuten erfährt man, es stamme diese Sitte noch von den Pohanen (Heiden) her. Auch die Bezeichnung pohanka = Hirse soll angeblich von den Tataren (Mongolen) herrühren. An anderen Orten herrscht auch die Sitte, daß dieses právo der Burschen darin besteht, daß die Mädchen an diesem Tage den Tanz selbst bezahlen müssen. Uralt ist auch der schöne Brauch, am sogenannten schwarzen Sonntag (Sonntag vor Palmarum) sich aus dem Munde kleiner Mädchen zum ankommenden Frühling beglückwünschen zu lassen. In ihrem vielfach im Texte variirenden Liedchen wünschen sie für das ganze Jahr alles Gute und Gottes Segen. Dabei halten sie einen mit bunten Bändern und Papierrosen geschmückten Tannen- oder Fichtenreisig (máj) in der Hand. Dafür erhalten sie dann Geld und Eßwaaren[2]). Eigenthümlich ist der Brauch, am Ostermontag die erwachsenen Mädchen mit geflochtenen Weidenruthen zu schlagen, was diese am folgenden Tage den Burschen wohlgezählt vergelten. Dabei werden Ostereier ausgetheilt. Maibäume werden auch hier aufgestellt, wobei die Burschen in der Nacht einander die Bäume zu stehlen suchen; wer dabei ertappt wird, muß Strafe zu einer piatika zahlen.

Das an vielen Orten gebräuchliche Königsreiten am Pfingstmontag ist ein von den Slovaken herübergenommener Brauch. Auch in der Hanna werden wie anderwärts Erntefeste veranstaltet. Unter lautem Jubel der Ackerleute fährt der letzte Kornwagen, auf dem ein schmuckes Mädchen mit einem kronenartigen Kranze aus Aehren und Feldblumen thront, in den Bauern- resp. Herrschaftshof ein; einige Leute begeben sich zum Brodherrn und überreichen ihm unter einer passenden Anrede den Schnitterkranz, wofür natürlich eine reichliche Bewirthung erfolgt; gewöhnlich schließt die Feier mit einem lustigen Tanze, bei welchem außer der Polka noch der „Walzer" eine große Rolle spielt; man nennt diesen Tanz „daitsch".

[1]) cf. Frind, Kirchengeschichte von Böhmen. I, 169. Anm. 2.

[2]) Diese Sitte kommt auch bei den Deutschen im Sudetengebiete vor; ein solches deutsches Liedchen sehe man bei Smolle, Die Markgrafschaft Mähren, Wien 1881, S. 103.

Dieses führt uns noch auf ein anderes Gebiet; wie schon aus dem Vorhergehenden zum Theil ersichtlich ist, bedient sich der Hannake oft unbewußt noch deutscher Worte. Es sind besonders Geräthe und Gewerbe, die ein relativ zahlreiches Contingent beistellen müssen. Einige wenige davon mag vorzuführen gestattet sein. So heißt der Hobel hoblík, die Feile piluík, die Klammer klamr oder kramplu, der Keil klin, der Schragen šrak, der Ständer, Bottich štanda, die Schraube sroub, die Leitersprosse šprysl, der Schrank šrank. Von den Gewerben sei erwähnt der Faßbinder = bednař, Bäcker = pecař, Winzer = vinař (slovakisch vincúr), der Riemer = řemenař, der Wachszieher = voscář, der Tischler = stolař = Stuhlmacher, der Bildschnitzer = šnicéř, das Schnitzmesser heißt šnicar. Aber auch andere Worte kann man hören, so šrot = Schrott, šram = Schramme, fortel = Vortheil, jarmark = Jahrmarkt, trám = Trame, Balken, švagr = Schwager, tulich = Dolch. Ebenso die Redensarten: to je špas (das ist ein Spaß), oder máte už feierabend (habt ihr schon Feierabend). Doch genug davon.

Es erübrigt uns noch, auf die Besitzverhältnisse einen Blick zu werfen. Man unterscheidet Ganzlehner (der Name gehört zu Lehen, tschech., lan, Plur. lany), Halb- und Viertellehner. Das Gut des Erstgenannten umfaßt rund 100 Metzen (à 1/3 Joch), das der letzteren 50, resp. 25 Metzen ohne den eventuell hinzugekauften Grund, der beim Ganzlehner nicht selten bis zu 40 bis 50 Metzen beträgt. Dieser eigentliche Großbauernhof repräsentirt sammt Haus und fundus instructus je nach der Lage ein Vermögen von 28 000 bis 30000 Gulden und mehr; danach ergiebt sich der Werth der anderen von selbst. Wer nur ein vor dem Dorfe stehendes Häuschen mit wenigen Metzen Feld besitzt, ist ein „Häusler", der zugleich beim Großbauern als Taglöhner arbeitet, freilich gegen eine oft ganz erbärmliche Bezahlung. Ziehen wir die Lohnverhältnisse der viel weniger ertragreichen Alpenländer, Bayerns, Oberschwabens in Betracht, wo beispielshalber der Lohn für einen Arbeiter im Hochsommer ohne Kost 1 Gulden bis 1 Gulden 20 Kreuzer resp. 2 bis 2 1/2 Mark beträgt, so sticht der hier übliche Lohn nur um so greller ab, denn selten verdient der Mann mehr als 50 Kreuzer, das Weib 30 Kreuzer. Und das im Hochsommer, zu anderen Zeiten stellt sich der Lohn zu 35 bis 30, resp. 20 Kreuzer, stets ohne Verköstigung. Freilich sehen wir den Alpenbauern, den bayerischen Hochländer, den ganzen Tag mit seinen Dienstboten arbeiten, während der Hannake vielfach seinen Arbeitern mit der Pfeife oder Cigarre im Munde zuschaut und wenn es ihm zu langweilig wird, sich beim Kruge Bier gütlich thut, oder mit der Büchse im Arme durch das Jagdrevier streift. Die gewaltigen Rübenerträgnisse der ersten Jahre der Zuckerfabrikation haben auch eine bedeutende Zunahme des Luxus zur Folge gehabt und ein sparsamer Hauswirth und genauer Rechner ist der Bauer hier lange nicht immer, daher auch der alte Wohlstand nicht mehr zu finden ist.

Kremsier, November 1886.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Entwässerungsarbeiten am Karste (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 380). Im Verlaufe des Jahres 1886 wurden in der Strecke Laibacher Ebene-Planinathal die Terrainuntersuchungen fortgesetzt und die im Jahre 1885 begonnenen Aufnahmen zwischen dem Planina- und dem Adelsbergerthale wurden sistirt, weil die Verhältnisse derart sind, daß in letzterer Strecke nicht fortgearbeitet werden kann, ehe nicht im Planinathale günstigere Abflußbedingungen geschaffen sind. Die vom Karst-Comité des österreichischen Touristen-Clubs begonnenen Arbeiten werden nunmehr vom Ackerbauministerium fortgesetzt, welches sein eigenes technisches Personal verwendet und ausreichende Mittel angewiesen hat. Die Erfolge sind demnach auch sehr bedeutend, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß die 1885 gesammelten Erfahrungen den Fortgang der 1886er Arbeitsperiode wesentlich gefördert haben. Ueber das Aufnahmeterrain lagen nur ganz unzureichende Vorstudien vor, und wird der Bericht des entsendeten k. k. Forstassistenten Wilhelm Putik, dessen Veröffentlichung in Aussicht steht, eine fühlbare Lücke in der geographischen Litteratur ausfüllen. Was in Wiener Fachkreisen über die Aufnahmen bekannt wurde, ist berufen, Erstaunen zu erregen. Es wurden Naturschachte befahren von fürchterlicher Tiefe, von denen einer 225 m erreicht, es wurden ausgedehnte Höhlen entdeckt, von deren Existenz kein Mensch eine Ahnung hatte, und es wurde in die ausnehmend schwer zu enträthselnden hydrographischen Verhältnisse wenigstens so viel Klarheit gebracht, daß der Punkt ermittelt werden konnte, von dem aus die verschütteten Communicationen zwischen dem Thale und dem unterirdischen Theile des Flusses wieder hergestellt werden können. Im nächsten Jahre (1887) soll die Terraindurchforschung in dem genannten Bezirke vollendet werden, und die gleichzeitig vorzunehmenden Versuchsgrabungen müssen dann die Richtigkeit der aus den bisherigen Aufnahmen gezogenen Schlüsse erweisen. Fachleuten, die über diese hochinteressanten Studien Näheres zu wissen wünschen, steht die Sektion für Höhlenkunde des österreichischen Touristen-Clubs (Präses Dr. Franz Ritter von Hauer) gern zu Diensten.

— Mit warmer Liebe zum griechischen Volke, welches dieselbe auch voll und ganz verdient, und in anziehender Weise beschreibt Eduard Engel in seinem Buche „Griechische Frühlingstage" (Jena, H. Costenoble, 1887) einen Ritt durch die Peloponnes und einen Besuch in Athen. Vor Allem hebt er die großen geistigen und materiellen Fortschritte hervor, welche die Griechen in den letzten Jahrzehnten gemacht haben, und so wäre das Buch eine annehmbare Gabe, wenn der Autor nicht geradezu widerliche Schimpfereien gegen die deutschen Philologen und auch Archäologen sich zu Schulden kommen ließe, allen voran gegen Fallmerayer, den er, ebenso wie den Erasmus von Rotterdam, sich nicht entblödet, „dumm" zu schelten. Aber wie soll man dann Engel's Verfahren bezeichnen, welcher über ethnographische Dinge abzuurtheilen sich für befähigt hält und solche Schnitzer macht, daß er (S. 413) meint, Nord- und Ostdeutschland seien vor der Sklavenherrschaft niemals von Deutschen bewohnt gewesen, der also von den früheren Sitzen der Langobarden, Semnonen, Burgundionen, Guttonen u. s. w. nie etwas gehört hat, dem es unbekannt geblieben, von wo einst Markomannen und Quaden und Baiwaren südwärts gezogen sind! Der S. 420 meint, das Griechenthum habe von all seinem einstigen Kolonialbesitze nur Südfrankreich eingebüßt und die wenigen griechischen Dörfer in Unteritalien für Reste der altgriechischen Kolonisten Großgriechenlands hält, der nicht weiß, daß die übrigens im starken Rückgange begriffenen Griechen der Terra d'Otranto erst zwischen dem sechsten und zehnten Jahrhundert aus Morea eingewandert sind! — Aber davon abgesehen, hat Engel mit seiner Vorliebe für die vielen guten Eigenschaften der Neuhellenen Recht, und mit einigen Einschränkungen mögen die von einem seiner griechischen Freunde geschriebenen Schlußzeiten, die Neugriechenlands Lob singen, ihre Geltung haben. „Keine Trümmer alter Parteien, — heißt es da zuletzt — keine Prätendenten, keine Fehde zwischen Adel, Bürgern und Bauern. Keine religiösen Gegensätze, keine Ultramontanen, keine verfolgungssüchtigen Zeloten, keine spottenden Freigeister; keine Uebergriffe der Geistlichkeit ins Weltliche. Auch keine Judenfrage! Auch keine Socialdemokratie! Keine Prostitution! — Keine fremden Volkssplitter im lebendigen Leibe der Nation. Es giebt nur Hellenen in Hellas, und die Albanesen sind froh, wenn wir sie in unsere Gemeinschaft aufnehmen. Wir haben keinen Pfahl im Fleische, wie England mit seinem Irland; Deutschland mit den Polen, Dänen, Franzosen; Frankreich mit seinen Italienern; Rußland mit seinen Deutschen, Letten und Polen; Oesterreich mit der ganzen osteuropäischen Völkerkarte. Ein Volk sind wir; eine Sprache reden wir; zu einem Gott beten wir; einen und denselben Willen haben wir, den Willen, als Nation zu leben — und wir werden leben!"

— Dr. R. Zampa hat gelegentlich der Vorarbeiten zu einer italienischen Ethnographie sich auch mit den Albanesen beschäftigen müssen und giebt in Nr. 4 der „Revue d'Anthropologie" (1886) einen kurzen Ueberblick seiner Resultate. Er beginnt mit der Erklärung, daß die Albanesen, die man als das Muster eines Urvolkes anzusehen gewöhnt ist, durchaus kein homogenes Volk sind, sondern ein Mischvolk, dessen Grundstock von den Pelasgern und Hellenen vollkommen verschieden ist. Der Hauptgrund für seine Ansicht scheint in dem Unterschiede zu liegen, welchen eine Messung von vier Schädeln aus den Bergen in der Nähe von Skutari, gegenüber den Messungen an lebenden Albanesen in Süditalien, ergab. Letztere, Nachkommen der vor 400 Jahren nach Skanderbeg's Tode geflüchteten Christen, sind heute noch völlig von den umwohnenden Kalabresen verschieden, aber ihr Index cephalicus beträgt durchschnittlich nur 80 und erhob sich nur in einem Falle bis zu 87 (unter 59 Messungen), während die Schädel von Skutari sich als hyperbrachycephal mit einem Durchschnittsindex von nahezu 90 erwiesen. Von diesem Fundamente aus betrachtet der Verfasser nun die Geschichte der Albanesen. Er nimmt an, daß sie ursprünglich den Macedoniern wie den Hellenen völlig fremd gegenüber standen, aber sich in den Grenzdistrikten schon früh mit beiden vermischten; nur im Norden hielten sich die reinen barbarischen Illyrier. Erst durch die eindringenden Slaven wurden sie nach Süden verdrängt, drängten die aus einer Mischung mit den Hellenen hervorgegangenen Epiroten aus Nordepirus hinaus und setzten sich um Skutari fest. Ihre Nachkommen sind die Gegen; sie sind heute noch ultrabrachycephal (d. h. nach den vier Schädeln, denn außerdem ist unseres Wissens nur der von Virchow gemessene bekannt), mit auffallend schmaler Stirn, von gedrungenem Wuchs und brünett. Die Tosken dagegen, von denen die italienischen Albanesen stammen, sind mesaticephal, hochgewachsener und heller, aber auch schmalstirnig. Am meisten hellenisches Blut schreibt der Verfasser den Dschamiden zu, die „wahrscheinlich" heute noch dolichocephal sind und es früher sicher waren. Das durch

die Vermischung in Epirus entstandene Volk soll dann den Namen Albanesen, der im Alterthume nur die kleine Völkerschaft der Elbener bezeichnete, angenommen haben und ebenso die epirotische Sprache. Letzteres muß natürlich der Fall gewesen sein, denn die albanesische Sprache kann keinem Volke angehört haben, welches keinerlei Verwandtschaft mit Pelasgern und Hellenen hatte. Man sieht, wohin man kommt, wenn man die Geschichte den Resultaten der Messung an ein paar Schädeln anpassen muß.

Asien.

— In vollem Gegensatze zu dem oben S. 46 nach dem „Compte rendu" der Pariser geographischen Gesellschaft berichteten Scheitern der Bunge'schen Expedition nach den Neusibirischen Inseln ist in St. Petersburg folgendes Telegramm eingetroffen: „Die Expedition ist glücklich beendigt. Den Sommer verbrachten die Reisenden auf zwei Inseln: Dr. Bunge auf der großen Ljachow'schen, Baron Toll auf Kotelny. Im Frühjahr wurden alle fünf Inseln dieser Gruppe besichtigt, insbesondere die Neusibirische durch Baron Toll. Die Rückkehr auf das Festland erfolgte zu Ausgang Oktober. Alle Theilnehmer an der Expedition sind in gutem Wohlsein zurückgekehrt. Die wissenschaftliche Ausbeute ist eine große. Bunge, Toll."

— In Transkaukasien werden sehr energische Versuche gemacht, Theepflanzungen anzulegen, so bei Duschat auf den Besitzungen der Gebrüder Barkalaj, im Kreise Neu-Senaks und bei Sugdidy. Besonders gut sind die Theesträucher auf den Gütern der Gebrüder Barkalaj gediehen; man hat in diesem Jahre neue Anpflanzungen angelegt. Sehr ausgedehnte Theeplantagen existiren auch in der Nähe des Wan-Sees. Die Gebrüder Barkalaj haben zwei Personen nach China geschickt, damit dieselben an Ort und Stelle das Theegeschäft erlernen sollen.

— Im Syr-Darja-Gebiete beginnen allmählich russische Ansiedelungen zu entstehen. So liegt nicht weit von Bigowat an den Stromschnellen des Syr-Darja ein Flecken Nadeshdinsky, welcher bereits 14 Höfe zählt. Eine andere Ansiedelung Stretenski ist bei Dalwersin gegründet und gegenwärtig wird eine russische Kolonie im Kreise von Perowsk angelegt.

Afrika.

— Kapitän Coquilhat, Befehlshaber der Bangala-Station am mittleren Congo, welcher soeben nach Brüssel zurückgekehrt ist, berichtet, daß es nicht die eingeborenen Wagenia (vergl. „Globus", Bd. 50, S. 16), sondern doch die Araber gewesen sind, welche, über die Befreiung einer Sklavin durch den Chef der Falls-Station erzürnt, dieselbe am 26. August 1886 zerstört und ihre Bewohner zur Flucht gezwungen haben. Dabei ertrank M. Dubois, während Deane sich, Dank der von den Eingeborenen ihm geleisteten Hilfe, retten konnte. Kenner innerafrikanischer Verhältnisse sind nicht im Geringsten im Zweifel darüber, daß Tippu Tipp trotz seines zuvorkommenden Benehmens gegen Gleerup und Lenz bei diesen Kämpfen die Hand im Spiele gehabt hat. Coquilhat, durch geflüchtete Haussa- und Bangala-Soldaten alarmirt, dampfte den Strom hinauf und rettete M. Deane; den Eindruck, welchen die Kämpfe auf die Eingeborenen gemacht haben, hält er für keinen ungünstigen, da dieselben nun gesehen haben, daß die Weißen nicht mit den marodirenden Arabern gemeinsame Sache machen, vielmehr erstere den letzteren an 60 Mann erschossen haben, während von Seiten der Weißen nur zwei gefallen sind. Diese Stimmung der Eingeborenen könnte vielleicht bei der geplanten Rückeroberung der Station durch Stanley von Bedeutung werden.

— Nach einer Mittheilung von Professor Kirchhoff im Halle'schen Kolonialverein hat sich eine Deutsche Südwestafrikanische Kompagnie gebildet, welche den Viehreichthum von Damaraland und den Fischreichthum der Küste auszubeuten beabsichtigt und die Unterwerfung der fünf Häuptlinge des Owambo-Landes unter deutschen Schutz anzubahnen gedenkt. Die Waarenballen der dorthin bestimmten Expedition liegen schon in Hamburg bereit.

— Im „Compte rendu" der Pariser geographischen Gesellschaft (1886, S. 510) giebt Contreadmiral Vallon eine Erklärung des Namens Senegal, welcher den Anwohnern des Stromes selbst unbekannt ist. In der Wolof-Sprache, wie sie in St. Louis geredet wird, bedeutet gal Boot, Piroge, sēn euer, sĕn ihr; i ist das Zeichen des Plurals; also Sēn i gal eure Boote, Sĕn i gal ihre Boote. Offenbar hätten die ersten europäischen Schiffer gefragt, wohin und auf welche Weise die Eingeborenen den Strom befuhren, und diese hätten etwa geantwortet: „ti Sunu i gal" (wir gehen dorthin in unseren Booten), oder „ti Sēn i gal" (ihr geht dorthin in euren Booten). — Kurz, der Name Senegal wäre, wie so oft, durch ein Mißverständniß in Aufnahme gekommen.

Nordamerika.

— Mr. Hyde Clark ist nicht damit zufrieden, in der „Khita-peruvian epoch" eine enge Verbindung zwischen Ostasien und Amerika nachgewiesen zu haben, er bemüht sich nun auch, den Beweis zu liefern, daß Plato's Atlantic nur auf Amerika gedeutet werden könne; der Binnensee mit dem engen Eingange sei das Karibische Meer. Auch in den theoretischen Spekulationen des Crates von Pergamus von der Existenz eines oder zweier Kontinente auf der anderen Seite der Erdkugel, welche Europa, Asien und Afrika als Gegengewicht dienten, sieht er eine Kenntniß Nord und Südamerikas „too close to be accidental". — Von gleichem Werthe mag die Entdeckung von römischen Münzen in Wisconsin sein; es ist wohl wahrscheinlicher, daß sie aus dem Kabinet eines modernen Münzensammlers stammen, als daß sie ein Ueberrest uralten Verkehrs über den Atlantischen Ocean oder die Beringsstraße sind.

— James G. Swan hat nach einer vorläufigen Mittheilung im „Smithsonian Report. for 1884" auf Queen Charlotte Island eine Anzahl in Kupfer gearbeiteter menschlicher Figuren gefunden, welche zweifellos aztekischen Ursprunges sind und eine Rolle bei den Tänzen spielten. Es ist ihm auch gelungen, eine große Menge heiliger Gegenstände zu sammeln, die früher um keinen Preis zu haben gewesen wären, jetzt aber unter dem Einflusse der Missionare gern weggegeben werden. Die große Ceremonie der Tomanowas hat im Jahre 1884 wahrscheinlich zum letztenmal stattgefunden, und zwar in Laskik auf der Tann-Insel; die übrigen Dörfer haben sie schon länger aufgegeben. Einen ausführlichen Bericht Swan's wird das Bureau of Ethnology herausgeben.

— Weibliche Häuptlinge haben in Nordamerika zur Zeit der ersten Besiedelung anscheinend noch vielfach existirt. Eine interessante Urkunde im South Carolina State Department, betreffend einen im Jahre 1675, also fünf Jahre nach der ersten Besiedelung, stattgefundenen Landverkauf an die Lords Proprietors of Carolina, trägt die Handzeichen von vier „Casseques" und 23 „Indian Captains", und davon sind 14 ausdrücklich als „the marke of a woman Captain" bezeichnet. Ueber die Hälfte der Stämme standen also unter weiblichen Häuptlingen („American Antiquarian").

— An der neuenglischen Küste ist seit höchstens 20 Jahren eine unserer gemeinsten Meerschnecken, Litorina litorea, in raschem Vordringen begriffen und hat bereits Rhode Island erreicht. Verrill giebt zwar an, daß sie schon um 1844 im St. Lorenzbusen gefunden worden sei, doch ist ein Beweis dafür nicht erbracht; erst 1857 fand Willis die ersten Exemplare bei Halifax, an der Küste von Maine erschien sie 1868, bei Provincetown in Massachusetts wurden 1872 die ersten

einzelnen Stücke gefunden, 1875 zwei Stück bei der Station Woods-Holl südlich vom Cap Cod; 1879 bis 1880 erschien sie bei New Haven und jetzt hat sie bereits Newport in Rhode Island erreicht. Ueberall zeigt sie sich, wenn einmal die ersten Pioniere angelangt sind, bald in Massen und verdrängt ihre einheimischen Verwandten, Litorina palliata und Litorina rudis. Wie Ganong in der Novembernummer (1886) des „American Naturalist" nachweist, kann sie nicht über Labrador und Grönland eingewandert sein, denn sie ist keine arktische, sondern eine boreale Art, und wird an den Küsten dieser Länder nicht gefunden. Es ist somit kaum zweifelhaft, daß sie zwischen 1850 bis 1860 durch Menschenhand nach Neuschottland gebracht wurde und nun, durch irgend eine Eigenschaft im Kampfe ums Dasein begünstigt, sich rasch gegen ihre Südgrenze hin ausbreitet und überall ihre Verwandten verdrängt.

Südamerika.

— Im kommenden März oder April wird eine gemischte argentinisch-brasilianische Kommission sich zur Erforschung des Grenzgebietes in den Misiones, wie solche im Grenzvertrage vom 28. September 1885 festgesetzt ist, aufmachen. Inzwischen hat die argentinische Regierung eine vorläufige Expedition unter Valentin Virasoro nach jenem Gebiete gesandt, welche Herr Gustav Niederlein begleiten wird, wie er auch später an der definitiven Grenzbestimmung als Naturforscher und Geograph sich betheiligen soll.

— Bolivien und Peru haben (nach „La Gazette Géographique") einen Vertrag geschlossen, dessen Hauptzweck es ist, Bolivien wieder einen Ausweg zum Meere und ein Stück Küste zu verschaffen, was es im letzten Kriege mit Chile verloren hat. Beide Republiken wollen mit Chile unterhandeln, daß der Vertrag von Ancon geändert werde und zwar in demjenigen Passus, welcher die Provinzen Arica und Tacna auf 10 Jahre an Chile ausliefert. Unter Verpfändung der Einnahmen beider Länder würde man suchen, die stipulirten 10 Millionen Piaster an Chile abzutragen und dann würde Peru jene beiden Provinzen an Bolivien abtreten.

Vermischtes.

— Als dritten Band der „Allgemeinen Erdkunde" (Bibliographisches Institut, Leipzig) hat Prof. Dr. M. Neumayr eine „Allgemeine Geologie" (Bd. 1 seiner „Erdgeschichte", XII und 653 Seiten mit 334 Abbildungen, 15 Tafeln und 2 Karten) veröffentlicht, in welcher er die physikalische und die dynamische Geologie und die Gesteinsbildung abhandelt, stets aus eigener Erfahrung oder aus den vorzüglichsten Quellen schöpfend, stets auf wissenschaftlicher Basis fußend und doch jedem Gebildeten, der denken will, verständlich. Die überreiche, prachtvolle Ausstattung mit Bildern kommt dabei natürlich dem gedruckten Worte mächtig zu Hilfe. Carl Vogt, selbst Verfasser von geologischen Lehrbüchern, weist in einer Anzeige des Buches darauf hin, mit wie großem Geschicke Neumayr viele der Klippen zu umgehen gewußt hat, welche sich in Gestalt der vielen lebhaft umstrittenen und noch ungelösten Fragen einer populären Behandlung der Geologie entgegenstellen. „Neumayr — sagt Vogt — hat bei allen solchen Fragen eine Art der Darstellung gewählt, die man unbedingt als die einzig richtige anerkennen muß. Er giebt überall nicht nur die historische Entwickelung der bezüglichen Meinungen, sondern auch die Gründe für und wider, oft mit des Verfassers eigenen Worten; er resumirt die Debatte wie der unparteiische Präsident eines Gerichtshofes und überläßt dem Nachdenken des Lesers als Jury die Entscheidung. Dieser Weg ist wohl der umständlichere, aber auch bei Weitem der interessantere, weil er einerseits mit den Schwierigkeiten bekannt macht, welche sich der definitiven Lösung der Fragen entgegenstellen und andererseits alle Thatsachen vorführen muß, auf welche die Verfechter entgegenstehender Ansichten sich stützen. — Der vierte Band desselben Sammelwerkes bringt Band 2 von Professor F. Ratzel's „Völkerkunde", welcher die Naturvölker des Stillen und des Indischen Oceans, Amerikas und der Polarländer abhandelt. Was wir früher (vergl. „Globus", Bd. 50, S. 30) über den fesselnden Text des belesenen Autors, wie über die glänzende illustrative Ausstattung des ersten Bandes gesagt haben, gilt mindestens in gleichem Maße von dem vorliegenden.

— Einem Berichte über die wilden Ziegenarten von Sclater in Proc. Zool. Soc. Lond. 1886, p. 314, entnehmen wir die zoogeographisch nicht unwichtige Thatsache, daß der spanische Steinbock, welcher Pyrenäen, Sierra Nevada und Sierra Estrella bewohnt, seinen nächsten Verwandten nicht im Steinbock der Alpen, sondern in der kaukasischen Art hat, während der Alpensteinbock, der centralasiatische (Capra sibirica) und der vorderasiatisch-arabische (Capra sinaitica s. beden) eine eng verbundene Untergruppe bilden. Nordafrika hat nie einen Steinbock gehabt, während auf den abessinischen Hochalpen eine eigene Art (Capra Walie) lebt, welche in den europäischen Museen gegenwärtig nur durch die Rüppel'schen Originale im Senckenbergischen Museum in Frankfurt vertreten wird.

— Die viel umstrittene Frage nach dem Ursprunge des Zinnes in der ältesten Bronce und nach dem Erfindungslande der Bronce hat in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft wieder einmal zu einer sehr heftigen Discussion zwischen Madame Clemence Royer und Hrn. de Mortillet geführt. Letzterer hält bekanntlich zäh daran fest, daß alles Zinn der prähistorischen Bronce von Banka und Malakka komme, und daß die meisten Broncegegenstände indischen Ursprungs seien, wie aus der Kleinheit der Griffe an Schwertern und Dolchen, den Armringen und auch aus manchen Ornamenten hervorginge. Madame Royer findet den Transport der Broncegeräthe von Indien nach Europa und Aegypten zu umständlich und sucht den Hauptfabrikationspunkt näher am Mittelmeere, in Kleinasien, etwa im Lande der Tzanen, deren Name ja an stannum anklingt(!), obschon man in Kleinasien jetzt keine Zinnminen mehr kennt; sie wäre aber auch nicht abgeneigt, die Erfindung der Bronce, die ja doch zweifellos durch Zufall erfolgte, indem schmelzendes Kupfer mit zinnhaltigem Sande in Berührung kam, in den Westen zu versetzen, wo sich ja in Frankreich wie in Nordspanien Lager zinnhaltigen Sandes finden, wenn sie auch heute die Ausbeutung nicht mehr lohnen. Daß Cornwallis wohl in späterer Zeit viel Zinn, aber schwerlich Bronce geliefert habe, erkannten beide Gegner an. Zu einer Einigung kam es natürlich nicht, doch brachte die Discussion manche interessante Gesichtspunkte und Erwägungen zum Vorschein, die uns veranlassen, hier darauf hinzuweisen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. №. 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Aus dem Cevennengebiete.

(Nach dem Französischen von A. Lequeutre und E. A. Martel.)

III.

[Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen von Vuillier.]

Eine kleine Strecke unterhalb des Dorfes La Croze gelangt man an den sogenannten Grottencircus, Cirque des Baumes, eine der schönsten und merkwürdigsten Partien des ganzen Cañon. Eine tiefe Einbuchtung des Causse de Sauveterre bildet hier ein kolossales Amphitheater, das an seinem oberen Rande eine Ausdehnung von 5 km hat, während es am Grunde (d. h. am Ufer des hier nach S umbiegenden Tarn) einen Halbkreis von 3 km umfaßt. Das in großen Terrassen bis zu 500 m Höhe aufsteigende dolomitische Gestein ist durch Regen und Frost, durch Trockenheit und Nässe zerborsten, ausgezackt, durchlöchert und ausgewaschen: unzählige Höhlen, Bogen, Klippen und Vorsprünge von oft seltsam grotesken Formen sind dadurch entstanden. Aber bei dem gewaltigen Umfange des Halbrundes verschwinden diese Einzelheiten, und ohne durch sie gehindert oder abgezogen zu werden, kann sich das Auge des Beschauers an der wundervollen Harmonie der großen Linien und der kräftigen Farben des schönen Bildes erfreuen. Das warme, im Sonnenschein fast grell leuchtende Roth, das in der Färbung der Circuswände vorherrscht, wird durch die zahlreichen weißen, grauen, schwärzlichen und gelben Stellen des Gesteins wie durch das lichte Grün der Baumgruppen und des zwischen den Klippen und Vorsprüngen wuchernden Strauchwerks in anmuthigster Weise unterbrochen und vielfach abgestuft.

Daß dieses ganze eigenthümliche Felsenrund einst ein Seebecken gewesen ist, unterliegt keinem Zweifel. Von dem Zusammensturze des Südrandes dieses Beckens rührt die Anhäufung der ungeheuren Felsblöcke her, die unterhalb des Cirque des Baumes das Chaos des Pas de Soucy bilden und den Fluß auf einer Strecke von 400 m versperren.

Eine Anzahl von Stromschnellen und kleinen Strudeln, die das Boot immer wieder gegen die Ufer treiben wollen, zwingen den Fährmann bei der Fahrt durch den Cirque des Baumes zu besonderer Vorsicht. Aber die ungeheure Menge von Fischen, die das klare Wasser zwischen jenen Stellen belebt, ist so verlockend, daß die Bootsführer trotzdem hier nur selten verfehlen, einige Züge mit dem mitgebrachten Wurfgarne zu thun. Von den unzähligen, pfeilschnell dahinschießenden Forellen werden, namentlich bei hellem Sonnenschein, nur wenige gefangen; dafür aber ist oft schon nach zwei- oder dreimaligem Auswerfen des Netzes fast der ganze Boden des Kahns mit Weißfischen verschiedener Arten bedeckt.

Wie in den schon weiter oberhalb passirten höhlenreichen Wänden des Cañon, fehlt es auch hier im Cirque des Baumes, dem Grottenfelsen par excellence, nicht an den eigenthümlichen, in den Felsen hineingebauten Grottendörfern. Noch ehe das Boot den großen, schroffen und bewaldeten Vorsprung des Causse Méjan umschifft hat, der sich wie ein ungeheurer Keil in die Einbuchtung des „Circus" vorschiebt, zeigt sich an der Terrassenwand in mäßiger Höhe über dem Niveau des Flusses die erste dieser Nieder-

lassungen. Es ist das Dorf Baumes-Hautes oder Baumes-Vieilles, dessen sturm- und wetterfeste Wohnstätten mit wenigen Ausnahmen nur durch Aufführung einer mehr oder minder anspruchsvollen Façade vor einer der geräumigen Grotten und einiger Zwischenwände im Inneren derselben hergestellt worden sind. Leider ist das Dorf seit einer Reihe von Jahren schon von seinen Einwohnern verlassen, und zwar in Folge der großen Ueberschwemmung des Jahres 1875. Die ungeheure Wassermasse, die sich damals durch den Cañon wälzte und alle Brücken des Tarn, bis auf die von Quézac und Ste. Enimie, fortriß, schnitt die Bewohner dieses Grottendorfes nicht nur für längere Zeit von jedem Verkehre mit der Außenwelt ab, sondern brachte sie auch, in ihre Wohnungen eindringend, in äußerste Lebensgefahr.

Das zweite noch bewohnte Grottendorf des „Circus“,

Im Cirque des Baumes.

Baumes-Basses, hat eine geschütztere Lage, beträchtlich höher über dem Flußbette und überdies an einem weniger steilen Abhange, von dem aus die Höhe des Plateaus leicht zu erreichen ist. Ein inmitten des Dorfes aus der Felswand hervorbrechender Quell bewässert die kleinen Berggärten der Einwohner, ehe er sich in schäumenden Kaskaden über die unteren Stufen des Abhanges in den Tarn ergießt. In unmittelbarer Nähe des Dorfes, an einer, von unten gesehen, fast unerreichbar steil erscheinenden Stelle der Felswand befinden sich auch die sogenannten Baumes chaudes, eine Anzahl geräumiger und besonders tiefer Höhlen, in denen man neuerdings eine reiche Fundgrube von Gegenständen aus der Steinzeit, und zwar aus der jüngeren Periode derselben, entdeckt hat. Der Natur dieser Funde nach zu urtheilen scheinen die Höhlen nicht als Wohnungen, sondern lediglich als Begräbnißstätten benutzt worden zu sein.

Mit noch größerem Eifer als auf diese wissenschaftlich

interessante Merkwürdigkeit des Cañon pflegen die Bootsleute den Reisenden auf ein kleines weißes Haus von durchaus nicht alterthümlichem Aussehen aufmerksam zu machen, das in geringer Entfernung von jenen Grotten in einer Vertiefung der rothen Felswand sichtbar wird. Es ist ein berühmter Wallfahrtsort, die Einsiedelei des hlg. Ilerius, der im sechsten oder siebenten Jahrhundert Bischof von Mende gewesen sein soll. In allen Legenden, die sich auf das Leben der in dieser Gegend hochverehrten heiligen Enimia beziehen, spielt dieser heilige Ilerius (der nicht mit dem heiligen Hilarius, einem seiner späteren Nachfolger, verwechselt werden darf) als Beschützer und Berather „der frommen fränkischen Königstochter“ eine hervorragende Rolle. Heute wird sein kürzlich restaurirtes Heiligthum von den Pilgern hauptsächlich um einer Quelle willen aufgesucht, die in einer Grotte neben dem kleinen Hause entspringt und nach der Gläubigen Meinung besondere Heilkraft gegen Augenleiden aller Art besitzt.

Während der Bootsmann noch mit gehöriger Breite einen und den anderen Fall von erstaunlicher Heilung durch jenes wunderbare Wasser erzählt, wird die Aufmerksamkeit des Reisenden, der zum ersten Male in diese Gegend kommt, unfehlbar von dem merkwürdigen Bilde in Anspruch genommen werden, das jetzt bei einer kleinen Biegung des Flusses vor ihm auftaucht. Zerrissene und wunderlich ausgezackte steile Felsböschungen treten nahe an einander; dazwischen liegen, wild über- und durcheinander geworfen, ungeheure Blöcke, unter denen das Wasser des Flusses

Perte du Tarn.

spurlos verschwindet. Beim Näherkommen vernimmt man ein Geräusch wie das starke Brausen eines Wasserfalles; schon zeigen sich hier und da vereinzelte Steinblöcke im Wasser, die das Vorwärtskommen hindern. Die Schiffer stoßen das Boot an das rechte Ufer und ziehen es aufs Land. Mit der Erreichung dieser Stelle des Cañon, der Perte du Tarn und des Pas de Soucy, hat die Bootfahrt fürs erste auch ihr Ende erreicht.

Ein im Laufe der letzten Jahre erst vollendeter, auch für kleines Fuhrwerk passirbarer Weg, ein wahres Wunder der Straßenbaukunst, führt in südlicher Richtung, dem Laufe des unter den Felsen verborgenen Flusses folgend, durch dieses großartige Trümmerchaos dahin. Die wilde Scenerie, die an die unheimlichsten Trümmerschluchten der Pyrenäen erinnert, macht zuerst einen verwirrenden, fast beängstigenden Eindruck. Erst allmählich weicht dieses Staunen der ruhigen Betrachtung und man gelangt dazu, sich mit den Einzelheiten der Steinwildniß vertraut zu machen. Da sieht man denn weiter stromaufwärts in einer Entfernung von etwa 2 km die großen Klippenwände des Cirque des Baumes emporragen; ihre schroffen Zacken und Randklippen zeichnen sich scharf gegen den hellen Himmel ab. Zur Seite, auf dem rechten Ufer, erhebt sich der ungeheure Block der Sourde; ihm gegenüber die schöne Steilwand der Roche Rouge und weiterhin, auf halber Höhe des Uferrandes, der große, 80 m hohe Monolith der Aiguille, der, in der gewagtesten Lage des Gleichgewichts aufgerichtet, etwas nach vornüber geneigt, das in dem Flußbette aufgehäufte

Pas de Soucy.

Gewirr von großen und kleinen Trümmern beherrscht. Das laute, die Stimmen der Nahestehenden verschlingende Brausen, mit dem der Fluß sich in die verborgene Bahn hineindrängt, soll zur Zeit des Hochwassers sich in ein donnerähnliches Getöse verwandeln.

Daß nach dem Volksglauben oder -Aberglauben bei der Entstehung einer so unheimlichen Gegend der Teufel auf irgend eine Weise betheiligt gewesen sein muß, versteht sich ebenso von selbst, wie daß in dem betreffenden Märchen auch eine oder die andere der sonstigen lokalen Sagengestalten auftritt. So finden wir denn in der That in verschiedenen alten Legenden- und Heiligenbüchern, unter anderen auch in einer „Officium Sanctae Enimiae“ betitelten Handschrift des 14. Jahrhunderts, mit nur geringen Abweichungen immer dieselbe Geschichte erzählt, wie die heilige Enimia entweder allein oder auch (nach einer anderen Version) von dem heiligen Ilerius unterstützt, den Teufel besiegt und unter den Trümmern des Pas de Soucy begraben habe. Das soll aber so zugegangen sein: Die Ansiedelung der frommen Königstochter in dieser halbheidnischen Gebirgsgegend, in der er bis dahin allein geherrscht hatte, war dem Teufel ein Dorn im Auge. Er bemühte sich nach Kräften, die heilige Jungfrau zu umgarnen und sie sich unterthänig zu machen, und als alle seine Künste an ihrer strengen Tugend scheiterten, fing er an, sein Wesen unter den Nonnen des von ihr gegründeten Klosters zu treiben. Er störte die Ruhe und den Frieden der frommen Schwestern in unerträglicher Weise, und dies veranlaßte die Heilige, sich durch unausgesetztes inbrünstiges Gebet die göttliche Erlaubniß zu erzwingen, den Bösen, sobald er sich wieder im Kloster sehen lassen würde, in Fesseln zu legen. Aber der Teufel war schneller als sie und entkam ihr, wenn sie ihn nur eben erblickt hatte. Eines Tages jedoch, als er fliehend am Tarn entlang lief, folgte sie ihm durch alle Windungen des Felsenthals, durch Klüfte und über schroffe Klippen, bis sie gänzlich ermattet im Cirque des Baumes anlangte. Sie konnte nicht weiter und wußte doch, daß sich gerade hier in den Grotten und an den Flußufern zahlreiche Eingänge zur Hölle befanden, durch die ihr der Böse leicht wieder entkommen konnte. In ihrer Noth warf sie sich auf die Knie und rief: „Helft mir, ihr Berge, erdrückt ihn!“ Da entstand ein Regen und Bewegen unter den Felsen und Klippen, und der gewaltige Block der Sourde stürzte sich zuerst auf ihn, und viele kleinere folgten. Aber einige, die schon in Bewegung waren, blieben stehen, als sie sahen, daß ihre Hilfe nicht mehr nöthig war. Davon haben sie, wie die Aiguille und mehrere andere, die schon zum Sprunge nach vornüber geneigte Stellung behalten.

Roche Aiguille.

Nach den Untersuchungen des Geologen M. de Malafosse, der gerade die geologischen Verhältnisse des Tarngebietes zum Gegenstande eingehender Studien gemacht hat, ist übrigens das Chaos des Pas de Soucy keineswegs auf einmal, sondern in zwei weit aus einander liegenden Epochen entstanden. Die erste Trümmeranhäufung stammt aus der Quaternärzeit und verdankt ihre Entstehung dem Zusammensturze des großen Felsdammes, der die Wassermasse des Tarn in dem Becken des Cirque des Baumes einschloß. Die zweite, hohe Trümmerschicht ist von bedeutend jüngerem Datum und augenscheinlich durch das Abbrechen und Niederstürzen eines Theils der gewaltigen Klippen der Roches Rouges entstanden. Vielleicht wurde dieser neue Trümmerregen durch das Erdbeben des Jahres 580 hervorgerufen, das ja nach dem Berichte Gregor's von Tours nicht nur in den Bergen der Pyrenäen ungeheure Felsblöcke losgerissen und in die Thäler geschleudert, sondern auch in den benachbarten Ländern sich durch Erschütterungen und Umwälzungen bemerkbar gemacht haben soll. Diese letztere Annahme hätte den Vorzug einer gewissen chronologischen Uebereinstimmung mit der oben erzählten Legende für sich. In das sechste Jahrhundert verlegen ja die alten Chroniken des Bisthums von Mende auch die Gründung des Klosters und der Stadt Ste. Enimie, wie die Regierung des Bischofs Ilerius von Mende. Es wäre nur begreiflich, wenn die Erinnerung an ein die Gemüther so aufregendes Ereigniß, wie das Erdbeben es sein mußte, vielleicht schon in einer der nächsten Generationen sich als Sagenkranz um die zur Zeit jener Katastrophe angesehensten Personen des Landes geschlungen hätte.

Etwa 400 m unterhalb der Stelle, wo er zwischen den Steinblöcken verschwindet, kommt der Tarn fast stoßweise in schäumenden, zischenden Strudeln wieder zum Vorschein, um, zunächst freilich noch mit vielen Klippen durchsetzt, seinen Lauf in unveränderter südlicher Richtung fortzusetzen. Die Umgebung des Flusses nimmt hier wie mit einem Schlage einen anderen Charakter an. Die Wände erscheinen weniger schroff, mehrere schöne, wasserreiche Quellen ergießen sich in den Fluß; der unweit des Ufers hinführende Weg ist von herrlichen alten Nuß- und anderen Obstbäumen eingefaßt, die stellenweise so dicht und hoch sind, daß sie die Aussicht auf den Abhang des jenseitigen Plateaus gänzlich

benehmen. Machte der Führer nicht besonders darauf aufmerksam, so würde der Wanderer von dem hohen Vorsprunge des Causse de Sauveterre nichts erblicken, auf dem in schwindelnder Höhe über dem Flusse das Dörfchen Dolan neben den hoch emporragenden Ruinen des alten gleichnamigen Schlosses liegt, das seinerzeit eine der stärksten und berühmtesten festen Burgen des Gévaudan gewesen ist. Bald, nach kaum 20 Minuten rüstigen Vorwärtsschreitens, gelangt man an das schöne, terrassenförmig auf dem Abhange des rechten Tarnufers gelegene Dorf Les Vignes, das, ganz in Grün gebettet und vom hellen Sonnenschein überfluthet, nach der Felsenwüste des Pas de Soucy wie ein Paradies erscheint. An dieser Stelle des Flusses befindet sich der dritte, als Durchgangsstraße benutzte tiefe Einschnitt in den mauerartigen Wänden der beiden Plateaus. Die beiden ersten dieser natürlichen Straßen haben wir bei Ste. Enimie und La Malène kennen gelernt, und wie dort, so scheint auch hier an der Stelle des Dorfes Les Vignes sich von frühester Zeit an eine wichtige Niederlassung der Bewohner des Plateaugebietes befunden zu haben. Zahlreiche hier vorhandene Alterthümer aus prähistorischer Zeit sprechen für diese Annahme. In nächster Umgebung des heutigen Dorfes sind nicht weniger als 80 Dolmen und eine entsprechende Anzahl von mit alten

Les Vignes.

Feuerstätten versehenen Grotten entdeckt und zum Theil schon durchsucht worden. Die große Menge der dabei zum Vorschein gekommenen Alterthümer wird in dem Museum des Städtchens Mende aufbewahrt.

Die Bootfahrt von Les Vignes nach Le Rozier am Endpunkte des Cañon, wo die von Osten herkommende Jonte sich in den Tarn ergießt, ist, ohne gefährlich zu sein, doch so schwierig, daß man besonders geübte Fährleute und kleinere, sehr schmal gebaute Fahrzeuge dafür haben muß. Der Fluß ist nämlich mit großen Felsblöcken hier wieder förmlich durchsetzt; gar viele derselben liegen ganz unter dem Wasser verborgen, aber hoch genug, um dem Boote verhängnißvoll werden zu können. Auf einer Strecke von nur 10 km hat man nicht weniger als 25 Stromschnellen zu passiren, von denen zwei recht eigentlich den Namen von Wasserfällen verdienen; denn die zwischen zwei Felsen sich hindurchdrängende Wasserstraße ist hier nur eben breit genug, um das Boot mit sich hinunter zu nehmen. Mit erfahrenen Schiffern hat die „descente à la canadienne“, wie O. Reclus treffend diese letzte Strecke der Fahrt durch den Cañon bezeichnet, freilich einen eigenen Reiz: „Man kostet die Aufregung eines gefahrvollen Unternehmens und hat doch in Wahrheit nicht die geringste Gefahr zu befürchten.“

Kann Indien Europäern zur Heimath werden?

Von Dr. Emil Jung.

I.

Bei der vom 18. bis zum 24. September 1886 in Berlin abgehaltenenen 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte hatte man einer besonderen Sektion die medicinische Geographie, Klimatologie und Tropen-Hygiene zugewiesen. Außerdem wurde durch den deutschen Kolonialverein aus Anlaß dieser Versammlung ein Extraheft veröffentlicht und in mehreren Tausend Exemplaren gratis vertheilt, welches sich ausschließlich mit der Zuträglichkeit der hervorragendsten Kolonialländer für europäische Naturen beschäftigt. Es liegt also sowohl durch die schriftlichen Aufzeichnungen einzelner Beobachter und meist solcher, welche beruflich dazu durchaus befähigt waren, als auch durch die in den Sitzungen gehaltenen Vorträge und Diskussionen recht werthvolles Material vor.

Die damals vorgetragenen Ansichten über die Bewohnbarkeit der Tropen durch Europäer und deren Anpassungsvermögen gingen ziemlich weit aus einander; indessen schien man doch im Allgemeinen mit dem altbekannten Satze einverstanden zu sein, daß, wenige Striche ausgenommen, ein tropisches Klima für europäische Naturen sich nicht eignet. Ich habe schon einmal in diesen Blättern dies ausführlich klarzustellen versucht und ich neige mich noch immer der Ansicht zu, daß eine Verpflanzung nach einem wesentlich anderen Klima jedem Menschen, welchem Stamme er auch angehören möge, entschieden schadet. Die feindseligen Einflüsse der fremden Zone schwächen sich nicht mit der Zeit ab, sie häufen sich im Gegentheil mehr und mehr und gewinnen eine immer größere Gewalt über den Körper.

Bei jenen Verhandlungen ist Britisch-Indien gar nicht in Betracht gezogen worden, vermuthlich weil Niemand zugegen war, der über die Einwirkung des Klimas dieses Landes auf die Europäer hätte Aufschluß geben können, und in der „Festschrift“ ist es kaum gestreift. Und doch liegt ein sehr reiches, jährlich ergänztes Material vor, denn sowohl das „India Office“ als die Centralbehörde zu Kalkutta veröffentlicht regelmäßig umfassende Berichte über den Gesundheitszustand des Militärs, des englischen wie des indischen, der Gefängnißbevölkerung und auch der Bevölkerung im Allgemeinen. Es wird auch eingehend Rechenschaft abgelegt über die Maßnahmen, welche getroffen wurden, um bestehende gesundheitsschädliche Zustände zu verbessern oder zu beseitigen.

Leider schweigen sich diese Berichte über die gesundheitlichen Zustände der englischen Civilbevölkerung fast völlig aus und es bleiben da nur die Beobachtungen von Reisenden und die sonst über Indien erschienene Litteratur. Aber diese ist gerade sehr reichlich und auch die letzten Jahre haben uns wieder eine Reihe beachtenswerther Werke gegeben, wie die von Hunter, Hans Meyer, Häckel, Mantegazza, Edwin Arnold. Nehmen wir dazu die früheren Werke von Markham, Mahé, Wernich, von denen die beiden letzten Indien gerade vom geographisch-medicinischen Standpunkte aus betrachten, so ist uns hier ein recht werthvolles und auch ziemlich reichliches und zuverlässiges Material geboten.

Man hat es lange als ein unbestreitbares Axiom hingestellt, daß die Engländer sich in Indien nicht acclimatisiren, ja daß sie sich nicht einmal längere Zeit dort aufhalten können. Damit die in Indien geborenen Kinder nicht frühzeitig hinweggerafft würden, hielt man es für nothwendig, sie nach England zu schicken, um dort erzogen zu werden. Clements Markham hat in seinen „Travels in India and Peru“ die eine wie die andere Annahme als irrig bezeichnet. Daß die in einem kühlen oder gar kalten Klima aufgewachsenen Engländer und Schotten das heiße Klima Indiens beschwerlicher finden, daß dasselbe ihrer Gesundheit noch weniger zuträglich ist als etwa den in Indien ja auch angesiedelten Portugiesen und Franzosen, kann man, glaube ich, mit Sicherheit bejahen, trotz gegentheiliger Behauptungen auf der jüngsten Naturforscherversammlung. Allerdings darf nicht übersehen werden, daß die große Sterblichkeit der Europäer, die doch fast ausnahmslos im frischesten, widerstandsfähigsten Mannesalter nach Indien gekommen sind, zum sehr großen Theil ihrer durchaus irrationellen Lebensweise zuzuschreiben ist. Einestheils setzen sie sich häufig dem Klima in einer Weise aus, welche selbst in ihrem Heimathlande nicht ohne nachtheilige Folgen bleiben könnte, anderseits aber passen sie weder ihre Diät noch ihre Kleidung den veränderten Verhältnissen genügend an. Das Auftreten von Leberleiden, welche die Europäer am häufigsten angreifen (nach Huillet bleibt nur Pondicherry von ihnen verschont), steht in genauem Verhältniß zu dem Konsum von Spirituosen, für welche Indien jährlich über 17 Millionen Mark bezahlt. In der Hauptsache ist dieser Konsum auf Rechnung der Engländer zu schreiben, denn die Eingeborenen üben in dieser Hinsicht eine sehr lobenswerthe Enthaltsamkeit und so sind bei ihnen auch Leberleiden sehr selten, die auch nicht den tödtlichen Ausgang nehmen wie bei den Fremden. In gleicher Weise bleiben sie bei mäßiger Lebensweise von dem Erbübel der Engländer, dem Podagra, verschont.

Wie hoch nun die Sterblichkeit bei den Europäern in Indien überhaupt anzuschlagen sei, darüber fehlen alle zuverlässigen Daten. Wenn man nach allgemeinen Schätzungen annehmen zu müssen geglaubt hat, daß in den ersten fünf Jahren von den Neuangekommenen über 33 Proc. dem Klima erliegen und daß weniger als 50 Proc. einen zehnjährigen Aufenthalt überleben, so erscheint das angesichts der später für die englische Armee zu gebenden Daten ganz außerordentlich übertrieben. Jedenfalls kann von einem solchen Zustande heute nicht mehr entfernt die Rede sein. Es giebt in Indien — und ein jeder, der dort gewesen ist, wird das wissen — eine ganze Anzahl von Leuten, welche dank einer besseren Nahrung und vernünftigen Lebensweise sich einer weit beständigeren Gesundheit erfreuen als die Eingeborenen selber. Die scharfen Lektionen, welche die Engländer im Laufe ihrer langen Occupation hinnehmen mußten, sind auch an ihnen nicht spurlos vorübergegangen, obschon es freilich erstaunlich bleibt, mit welcher unverständigen, selbstmörderischen Hartnäckigkeit sie sich den einfachsten

Wahrheiten der Hygiene verschlossen haben und zum Theil noch heute verschließen. Der Import von Spirituosen bewegt sich Jahr für Jahr auf ziemlich gleich bedeutender Höhe, und welchen schauderhaften, gesundheitsgefährlichen Stoff England für seine Kolonien fabricirt, ist bekannt. Der Konsum der schweren, stark mit Sprit versetzten englischen Biere ist gleichfalls sehr ansehnlich. Dabei muß allerdings bemerkt werden, daß in neuester Zeit einerseits die Einfuhr des leichteren österreichischen Gebräus in starker Zunahme begriffen ist, anderseits auch Indien selber an mehreren Orten im Himalaya sowohl als in den Nilgiris in eigenen Brauereien, aber mit fremdem (auch deutschem) Malz und Hopfen, recht beträchtliche Mengen von Bier zu brauen anfängt, das in zunehmendem Maße von der Militärverwaltung angekauft wird. Gewiß dient das sehr zur Verbesserung der Gesundheitsverhältnisse in den britisch-indischen Garnisonen, über deren frühere und jetzige Zustände mir sehr eingehende amtliche Berichte vorliegen.

Zunächst wird man sich vergegenwärtigen müssen, daß Indien vermöge seiner sehr stark abgestuften Erhebung über den Meeresspiegel die verschiedensten klimatischen Schattirungen aufzuweisen hat. Es muß also wohl solche Gegenden geben, welche europäischen Verhältnissen annähernd entsprechen. Ein andauernder Aufenthalt in denselben kann demnach keine nachtheilige Wirkungen auf die fremden Einwanderer haben, da sie hier ja alle Bedingungen finden, welche ihr Heimathsland ihnen bot. Und in der That lassen sich aus der Civilbevölkerung Indiens zahlreiche Beispiele herausgreifen von englischen Familien, deren Kinder sich acclimatisirt haben, ohne daß ihre Kraft und Gesundheit dabei Schaden gelitten hätte. Schon sind in verschiedenen Theilen mehrere Generationen auf einander gefolgt, so daß die britische Rasse also auf der cisgangetischen Halbinsel unter gewissen Bedingungen gedeihen kann. Es scheint, daß das indische Klima namentlich für Kinder zu fürchten ist, allein wie weit sein nachtheiliger Einfluß geht, ist sehr schwer festzustellen, da die meisten Eltern, die zu den Klassen der hohen Staatsbeamten, Officiere und Handelsfürsten gehören, ihre Söhne und Töchter schon in den ersten Jahren ihrer Kindheit in die alte Heimath schicken. Die armen mit Landsmänninnen verheiratheten Engländer sind aber so wenig zahlreich und sie sind auch so wenig in der Lage, sich allen nöthigen Komfort zu verschaffen, daß die Erfahrungen, welche man bei ihnen gemacht hat, nicht maßgebend sein können. Auf alle Fälle ist ein Acclimatisiren einer englischen Familie immer noch ein Ausnahmefall.

Was das englische Militär betrifft, so war die Sterblichkeit desselben in Indien früher eine außerordentlich große. Nach Francis Galton betrug dieselbe 1854 nicht weniger als 69 pro Tausend, 1861 bis 1865 29,3, 1866 bis 1870 27,5, 1871 bis 1875 18,5, 1876 15,3 und 1877 12,7 pro Tausend. Sie war demnach in einem Zeitraume von 24 Jahren auf nahezu ein Fünftel der früheren Ziffer gesunken. In den beiden nächstfolgenden Jahren steigt die Mortalität in Folge des Ausbruchs der Cholera freilich auf nahezu das Dreifache, fällt aber dann schnell wieder und erreicht ihr Minimum 1882 mit 10,42 pro Mille, 1883 betrug sie 10,88 pro Mille.

Ueber die Gesundheitsverhältnisse der englisch-indischen Armee geben die jährlich erscheinenden officiellen „Reports on Sanitary Measures in India“ sehr werthvolle Aufschlüsse. Ebenso enthalten die „Statistical Abstracts relating to British India“ schätzenswerthes Material. Ich habe dasselbe schon für das Vorhergehende theilweise verwerthen können. Von besonderem Interesse sind da einige Tabellen, welche das Verhalten der Truppen während eines Zeitraumes von zehn Jahren zeigen.

Demnach ist die Sterblichkeit am größten im ersten Jahre, in der nächstfolgenden Zeit nimmt sie dann stufenweise ab bis zum sechsten oder siebenten Jahre, um dann abermals zu steigen und mit dem zehnten Jahre die Höhe des ersten Jahres annähernd zu erreichen. Die große Sterblichkeit des ersten Jahres erklärt sich aus dem Mangel an Vorsicht, welchen die neuangekommenen Rekruten im Genuß von Speisen und Getränken, in Bezug auf Kleidung &c., häufig beweisen.

Nach dem „Statistical Abstract relating to British India from 1874 — 1875 to 1883 — 1884“ betrug die Sterblichkeit in der europäischen Armee in Procenten:

	Länge des Aufenthaltes der Mannschaften in Indien unter										
	1 Jahr	2 Jahre	3 Jahre	4 Jahre	5 Jahre	6 Jahre	7 Jahre	8 Jahre	9 Jahre	10 Jahre	Ueber 10 Jahre
1879	2,78	1,96	1,58	1,98	1,98	1,54	3,66	1,40	1,88	1,24	2,33
1880	2,43	5,23	1,42	1,54	2,30	1,91	1,57	1,93	1,92	1,53	2,47
1881	1,51	1,30	1,47	1,85	0,71	1,19	1,05	1,47	1,08	1,18	1,50
1882	1,24	0,86	0,90	0,97	0,74	0,65	0,39	0,35	1,18	0,70	1,16
1883	1,41	0,95	0,67	1,00	0,65	0,72	0,44	0,76	0,85	0,66	1,00

Bekanntlich sind die gesammten indischen Streitkräfte in drei Armeen, die von Bengalen, von Bombay und von Madras, getheilt; die Sterblichkeit erscheint durchschnittlich am größten bei der Armee von Bombay, dann kommt die von Bengalen, zuletzt mit geringster Sterblichkeit die von Madras. Im Jahre 1883, einem sehr günstigen Jahre, betrug die Sterblichkeit bei dem ganzen Heere 0,89 Proc., und zwar für Bombay 0,93, für Bengalen 0,92, für Madras 0,80 Proc.

Daß eine so hohe Sterblichkeit nach dem zehnten Dienstjahre Platz greift, wo die Leute doch völlig mit allen Nachtheilen des Klimas und auch mit allen Mitteln, dieselben abzuwehren, vertraut sind, zeigt deutlich genug, daß von einer Acclimatisirung der britischen Truppen in Indien nicht die Rede ist. Man ist ja freilich von dem sogenannten Acclimatisirungssystem hier wie anderwärts seit geraumer Zeit zurückgekommen. Bis vor 25 Jahren wurde dasselbe in England ebenso wie in Frankreich durchaus befolgt. Es muß als ein Verdienst des französischen Oberarztes Baudouin anerkannt werden, daß er den lange eingehaltenen verderbenbringenden Weg endlich verließ und ein System des Wechsels einführte, wonach keine Truppenabtheilung in irgend einer Kolonie länger als drei Jahre verbleiben sollte. Damit erzielte man äußerst günstige Resultate, welche die Sterblichkeit bei der Kolonialarmee schnell auf die Hälfte, in einzelnen Fällen sogar auf ein Viertel reducirten. Für die nach Indien oder anderen von England in klimatischer Hinsicht sehr weit abweichenden Ländern bestimmten Truppen hat man jetzt, soweit sich dies thun läßt, die Einrichtung getroffen, Gibraltar und Malta als Vorbereitungsstationen zu benutzen. In Indien selber, wo über drei Viertel aller Truppen stehen, welche England in seinen außereuropäischen Besitzungen verwendet, hat man in neuester Zeit mit großem Erfolge an hochgelegenen und daher kühlen Plätzen, wie sich deren in einem Gebiete mit so bedeutenden Bodenerhebungen genug finden, Gesundheitsstationen errichtet, in denen die englischen Soldaten ihre durch das angreifende Klima der Ebene geschwächte Konstitution wieder erfrischen und stärken

können. Indien ist in dieser Beziehung sehr glücklich gestellt. Es besitzt nicht nur im Norden in der Riesenkette des Himalaya, sondern auch im Süden in den Nilgiris sowie in Ceylon Landschaften in so hohen Lagen, daß ihr Klima ein von dem der heißen und feuchten Ebenen völlig verschiedenes sein muß und auf die angegriffenen Naturen heilsam regenerirend zu wirken im Stande ist.

Die Küstenstädte Indiens genossen von jeher in Bezug auf ihre gesundheitlichen Verhältnisse eines sehr schlimmen Rufes, doch haben sie in den letzten Jahren, wenigstens in den von Europäern bewohnten und den dem Verkehre dienenden Theilen, bedeutende Verbesserungen erfahren, welche den Aufenthalt in denselben zu einem wesentlich gesunderen machen. Kalkutta, dessen Name an den Kultus der blutdürstigen Göttin Kali erinnert, hieß anfangs bei Seeleuten und Fremden wegen seiner enormen Sterblichkeit Golgatha. Damals umgaben Sümpfe den Ort auf allen Seiten und ein nicht geringer Theil des Ortes wurde periodisch von den Fluthen des Ganges überschwemmt und auch jetzt noch breiten sich im Osten zu beiden Ufern des Balliaghatta-Kanals, sowie im Norden der Stadt, ausgedehnte Sümpfe aus. Der Sumpf von Dhappamanpur, der Salzsee der Angloindier, erstreckt sich über ein Areal von 80 Quadratkilometer; eine zu diesem Zwecke besonders gebaute Eisenbahn führt ihm alle Unsauberkeiten der Stadt zu.

Die Beschreibungen von Kalkutta, wie es im Anfange dieses Jahrhunderts erschien, geben uns ein Bild, das keineswegs anmuthet. Grandpré, welcher Kalkutta damals besuchte, behauptet, daß es keinen Platz auf der Welt gebe, in welchem Anstand und Gefühl so beleidigt werde, wie in dieser Hauptstadt der britisch-indischen Kompagnie. Diese konfus durch einander gewürfelte Masse von Häusern, Hütten, Schuppen, Straßen und Gassen, Rinnsteinen, Cisternen und Pfühlen, welche zusammen eine untrennbare Masse von Schmutz und Fäulniß bildeten, ebenso beleidigend für den Gesichts- und Geruchssinn, wie schädlich für die Gesundheit, empfingen ihr spärliches Maß von Reinlichkeit allein durch die Thätigkeit hungriger Schakale zur Nacht und gieriger Geier, Habichte und Krähen am Tage. Was von Thieren in den Häusern oder Straßen verendete, warf man in die offenen Straßengräben, wo sie liegen blieben und verwesten. Vor Grandpré's Thür starb ein Eingeborener durch Hunger, Krankheit oder einen Unfall, und zwei Tage und Nächte blieb der Leichnam liegen, willkommenes Futter für jene thierischen Reiniger der unsauberen Stadt.

Seit jener Zeit ist es nun freilich besser geworden; ein großer und prächtiger Stadttheil ist aufgebaut, die Sorge der Gesundheitsbehörde erstreckt sich auch auf die „schwarze Stadt", für Drainirung und Abfuhr ist viel geschehen und für eine gute Wasserversorgung sind bedeutende Summen verausgabt worden. Dennoch ist nach Mantegazza Kalkutta noch heute eine „greuliche Stadt, in welcher der Mensch nicht ohne beständige Lebensgefahr athmen kann".

Nach dem amtlichen Berichte betrug die Sterblichkeit im Durchschnitt jährlich 29,4 per Tausend, 1882 aber 30,4 per Tausend, in Folge des stärkeren Auftretens der Cholera, die sonst durchschnittlich 1341 Opfer im Jahre fordert, während 1882 ihr 2440 Personen erlagen. In diesem letzten Jahre wurden die verschiedenen Nationalitäten in folgender Weise betroffen; es starben per Tausend der Bevölkerung von den Europäern 15,5, den Mohammedanern 27,1, den Hindu 32,6 und den Eurasiern 45,5.

Darum wohnt auch der Vicekönig von Indien und mit ihm das ganze Verwaltungspersonal und wer es sonst noch kann, nur die Hälfte des Jahres hier. Man ist glücklich, mit Einbruch der heißen Jahreszeit „die staubige, schmutzige, fast möchte man sagen, an chronischen Flechten und Knochenfraß erkrankte Stadt zu verlassen, mit dem Staube ihrer Straßen, mit ihrer Backofen- und Latrinenluft, wo man zugleich alle Cholera-, Typhus-, Diphtheritis-, Dysenterie- und ansteckende Fieber-Bacillen zu athmen glaubt".

Der Walfischfang im Stillen Ocean.

Wer um die Mitte November — schreibt R. Th. d. d. San Francisco, 20. November 1886 im „Anzeiger des Westens" — einen Spaziergang auf dem Hafendamme von San Francisco macht, gewahrt dort das regste Leben. Die Walfischfänger sind aus dem Eismeere zurückgekehrt! Auch ein an Marinebilder wenig gewöhntes Auge unterscheidet sie leicht von der Flotte der Weizenschiffe, die sich um diese Jahreszeit hier einfindet, um Californiens Haupt-Stapelartikel für den Transport nach Europa zu laden. Die letzteren sind schlanke, große Klipperschiffe — manche viermastig — Fahrzeuge von 2000, 2500 und selbst 3000 Tonnen, mit gewaltig hohen Masten und vom Klüverbaum bis zum Steuerruder so elegant und „propper" gehalten, wie ein großer Passagierdampfer. Die Walfischfänger aber sind meistens Barkschiffe von 500 Tonnen, von kräftigem, gedrungenem Bau; sie sehen neben den vornehmen Klippern aus wie ein Bulldog neben einem Windhunde. Leicht kenntlich sind sie für den Laien schon an den starken „Davits", den über den Rand des Schiffes hinausgebogenen Pfosten, an welchen die langen, schlanken Boote hängen, deren Zahl auf diesen Fahrzeugen eine größere ist, als auf anderen. Auf Deck, wo es ziemlich wüst und unordentlich aussieht, tragen sie große eiserne Kessel, die zum Auskochen des Thranes benutzt worden sind, und ihre Außenwände lassen kaum noch die Spuren ihrer ursprünglichen Farbe erkennen, weisen aber dafür zahllose Schrammen und Risse auf, die sie im Kampfe mit dem Eise davongetragen.

Der Hafendamm und seine Werften sind angefüllt mit Arbeitern, und zahlreiche kleine, tragbare Dampfmaschinen schnauben und stöhnen, während sie aus dem „Raum" der Schiffe die großen Thranfässer hervorheben. In den Schenken aber und in den Matrosenherbergen am Hafen geht es nicht minder lebhaft zu. Die Flotte der Walfischfänger von San Francisco beschäftigt gegen 1300 Seeleute, denn diese Fahrzeuge sind viel stärker bemannt als andere von gleicher Größe, da stets ein großer Theil der Mannschaft zum Rudern der Jagdboote und zum Zerlegen und Auskochen des Speckes gebraucht wird. Alle Leute eines Walfischfängers, vom Kapitän bis zum Kajütenjungen, arbeiten auf Antheil am Fange, und ist der letztere günstig ausgefallen, so sind sie reichlicher mit Geld versehen, als die Matrosen anderer Schiffe, die hier einlaufen. Selbstverständlich beeilen sie sich dann, ihren mühsam erworbenen Lohn in Bier und Schnaps umzuwandeln. Aus den

Kneipen klingt überall Musik, Gesang und Gejohle, und in den Matrosenherbergen sieht man schon Vormittags mehr Betrunkene als Nüchterne. Seeleute sind ja stets bereit, sich für die Mühseligkeiten einer langen Oceanreise durch eine kurze „Spree" zu entschädigen; in noch höherem Grade als bei anderen aber findet man diesen Charakterzug bei den Matrosen der Walfischfänger, deren Loos wahrscheinlich kein beneidenswerthes ist. Viele dieser Leute sind nicht einmal Seeleute von Beruf, sondern der zusammengeraffte Ausschuß der Arbeitslosen von San Francisco. Denn da, wie schon erwähnt, ein großer Theil der Mannschaft nur zum Rudern oder Speck-Auskochen benutzt wird, so nehmen es die Kapitäne bei der Anwerbung nicht genau. Gute Seeleute sind in San Francisco stets rar, da der alte Zauber, der sich an das Wort Californien knüpft, hier stets viele zur Desertion verleitet. Der Walfischfänger-Kapitän ist daher zufrieden, wenn er ein halbes Dutzend tüchtiger Matrosen zur Führung des Schiffes erhält; im Uebrigen begnügt er sich mit Landratten. Wenn sich im Frühjahre die Schiffe zur Fahrt anschicken, steht der Menschenraub, den man „Matrosen-Pressen" und im Englischen „Shanghaiing" nennt, in den am Hafen gelegenen Stadttheilen San Franciscos in üppiger Blüthe. Diese Landratten aber erdulden im Eise des Nordens durch die härteste Arbeit und die rücksichtsloseste Behandlung seitens der Kapitäne und Steuermänner schlimmere Strapazen, wie sie je als „Tramps" im sonnigen Californien gekannt haben.

Die Geschichte des Walfischfanges im nordpacifischen und im arktischen Ocean beginnt in den dreißiger Jahren. Yankee-Schiffe — namentlich Nantucket-Schiffe — waren es, welche damals zuerst die riesigen Seeungeheuer im Stillen Ocean jagten. In den vierziger Jahren haben auch einzelne Bremer Schiffe den Walfischfang im Stillen Ocean betrieben, und einer der ältesten deutschen Pioniere des Staates ist als Schiffsarzt eines solchen Fahrzeuges an unsere Küste gekommen. Die Winterquartiere der Schiffe waren damals, und noch lange nach der californischen Goldentdeckung, in Honolulu. Von dort holten sehr große Schiffe die Erträge des Fanges nach den Häfen New Englands. In jener älteren Zeit aber segelten die Walfänger selten durch die Beringsstraße, da sich die Jagd noch in viel weiter südlich gelegenen Gewässern lohnte. Noch jetzt wird der Walfischfang gelegentlich unmittelbar an der Küste Californiens betrieben und es ist durchaus nichts Seltenes, daß ein oder mehrere Walfische ganz gemüthlich in die Bay von San Francisco hineinschwimmen und sich dort ein paar Stunden umhertreiben, zur höchsten Aufregung der am Strande hausenden Bevölkerung.

Seit der Herstellung der Pacificbahnen ist San Francisco das Hauptquartier aller Walfischfänger des Stillen Oceans geworden, und gegenwärtig gehören die meisten Schiffe dortigen Rhedern, während den Rest Rheder in New England, namentlich New Bedford, besitzen. Im Jahre 1886 sind 43 Schiffe von San Francisco auf den Walfischfang ausgefahren, im vorhergehenden Jahre 48, von denen drei zu Grunde gingen. Acht der Schiffe waren Dampfer, und diese machen stets einen besseren Fang als die Segelschiffe. Wahrscheinlich wird in nicht sehr ferner Zukunft der Fang nur noch von Dampfern betrieben werden, die nicht der Gefahr ausgesetzt sind, bei plötzlichem Umschwung von Wind und Wetter vom Eise eingeschlossen und erdrückt zu werden, ein Schicksal, welches schon mehr als einmal unsere gesammte Wal-Flotte betroffen hat.

Die Wal-Fänger verlassen San Francisco im Frühling und sind am Rande des nördlichen Eises, wenn dasselbe anfängt, aufzubrechen. In der Berings-See liegen sie zuerst der Jagd auf Walrosse ob, deren Elfenbein ebenso werthvoll ist, wie das des Elephanten. Die eigentliche Walfischjagd beginnt gewöhnlich erst, wenn das Aufbrechen des Eises den Schiffen gestattet, durch die Beringsstraße in das Eismeer einzusegeln. Dort halten sie sich gewöhnlich nahe den Küsten von Alaska und Sibirien und erreichen ostwärts in milden Jahren oft Point Barrow, einen Punkt, der durch die dort mehrere Jahre lang unterhaltene Signalstation wohlbekannt geworden ist. Im September treten sie gewöhnlich die Rückreise an, und bis Mitte November sind die meisten wieder in San Francisco eingetroffen. Das letzte Schiff kam im Jahre 1886 am 18. November dort an. Eine Anzahl der Schiffe verlassen den Hafen wieder, nachdem sie ausgeladen, um in südlicheren Breitengraden auf Walfische zu fahnden, die meisten aber bleiben drei bis vier Monate dort liegen.

Die Jagd auf Walfische ist ein Geschäft, welches in höherem Grade als jedes andere dem Zufall unterworfen ist. Der Ertrag ist daher ein sehr ungleichmäßiger. Im Jahre 1885 brachten 48 Schiffe 25 832 Fässer Thran, 510 509 Pfund Fischbein und 5644 Pfund Elfenbein. Der Gesammtertrag des Jahres 1886 (von 43 Schiffen) war: 20 750 Fässer Thran, 332 931 Pfund Fischbein und 5273 Pfund Elfenbein. Dieser Ertrag vertheilt sich auf die einzelnen Schiffe sehr ungleichmäßig: einzelne haben nur einige Hundert Fässer Thran gebracht, andere mehr als tausend. Den größten Fang, nicht nur 1886, sondern seit sehr langer Zeit, hat der Dampfer „Orca" gemacht: er erlegte 21 Walfische und brachte 1900 Fässer Thran und 28 000 Pfund Fischbein. Manche der Schiffe erlegen mehr Walfische, als sie auszukochen im Stande sind, und nehmen in solchem Falle nur das Fischbein.

Die verschiedenen Walfischarten, welche im nordpacifischen Oceane und im Eismeere erlegt werden, sind noch nicht so sorgfältig studirt worden, wie im Interesse der Wissenschaft wünschenswerth ist. Der wissenschaftliche Naturforscher hat nur in sehr seltenen Fällen Gelegenheit, diese riesigen Thiere zu studiren, und seine Bekanntschaft mit ihrer Natur und Lebensweise entspringt in erster Linie den Mittheilungen von Seefahrern, deren Angaben in allen Fällen sehr unwissenschaftlich und in vielen äußerst unglaubwürdig sind. Daher sind die Klassifikationen der Walfische des pacifischen Oceans, welche man in Büchern findet, ziemlich konfus. Gewöhnlich werden folgende Arten aufgezählt:

Der graue californische Walfisch (Bachianectes glaucus, Cope), der im Winter (namentlich von December bis Februar) an der californischen Küste erscheint, um südwärts zu ziehen. Er wird über 40 Fuß lang und liefert 60 bis 70 Fässer Thran. Der Flossenrücken-Walfisch (Balaenoptera velifera, Cope) wird bis zu 60 Fuß, der Buckelrücken-Walfisch (Megaptera versabilis Cope, engl. Humpback whale) bis zu 50 Fuß lang. Der kleine spitzköpfige Walfisch (Balaenoptera Davidsoni, Scammon), der nur 25 Fuß lang wird. Man trifft ihn im Winter an der ganzen pacifischen Küste bis nach Mexiko hinunter. Der Schwefelbauch-Walfisch (Lieboldius sulphureus Cope), der größte von allen, wird 60 bis 100 Fuß lang. Der Pottwal (Physeter macrocephalus); der eigentliche Walfisch (Balaena Liboldii Gray), engl. the right whale, der in allen arktischen Gewässern gefunden wird. Für einen Naturforscher dürfte es nicht uninteressant sein, um diese Jahreszeit auf dem Hafendamme von San Francisco die zurückgekehrten Walfischfänger in Bezug auf die riesigsten der Säugethiere und ihre Lebensweise zu „interviewen". Er würde dabei manche Geschichten hören, die sehr stark an

die Märchen von Sindbad den Seefahrer erinnern, aber auch manche Mittheilungen, die cum grano salis verstanden, sehr hübsche Streiflichter auf das Wesen der gewaltigsten Thiere unseres Planeten werfen. Die Gesammtzahl der Walfische, welche erlegt werden, betrug in den letzten Jahren 300 bis 500 jährlich; alte Walfischfänger-Kapitäne veranschlagen die Gesammtzahl der im nordpacifischen und arktischen Oceane erlegten Wale auf 15 000 bis 20 000. — Etwas später als die Walfischfänger kehren die Schiffe, welche den Stockfischfang im nordpacifischen Oceane betreiben, nach San Francisco zurück. Ihre Flotte zählte 1886 15 Fahrzeuge. Ihre Jagdgründe befinden sich in der Berings-See, im Ochotskischen Meere und bei den Schumagin-Inseln (Aleuten). Die Stockfischgründe des nördlichen Stillen Meeres erregten im Jahre 1864 zuerst die Aufmerksamkeit der Geschäftswelt von San Francisco, wozu folgender Umstand den Anlaß gab. Die Brigg „Timandra“ befand sich in der Nähe der jetzt russischen Insel Sachalin (damals zu Japan gehörig) auf der Fahrt vom Amur nach San Francisco und wurde dort von einer Windstille überfallen. Die Mannschaft vertrieb sich die Langeweile durch Angeln vom Deck des Schiffes aus und machte einen ausnahmsweise günstigen Fang. Die Fische waren groß und fett und ein Theil des Fanges wurde nach San Francisco gebracht. Dies gab die Veranlassung, daß im nächsten Frühjahre eine Anzahl kleiner Schooner zum Fischfange bei den Schumagin-Inseln abgesandt wurde. Ihren größten Ertrag erreichte die Stockfischfischerei San Franciscos im Jahre 1883, in welchem 16 Schiffe 1 750 000 Fische fingen. Seitdem hat der Ertrag sich etwas vermindert; im Jahre 1885 kamen 650 000 Stockfische von den Schumagin-Inseln, 500 000 aus dem Ochotskischen Meere und 350 000 aus der Berings-See. Der Fang des Jahres 1886 läßt sich noch nicht feststellen. Der Handel mit den Stockfischen des Stillen Meeres wird von vier Firmen in San Francisco kontrollirt.

Kürzere Mittheilungen.

Aus Portugiesisch-Westafrika.

(Die Mission von Huilla. — Die Ansiedler aus Madeira.)

Wir entlehnen den Briefen van der Kellen's im „Nieuws van den Dag“ [1]) noch einige Mittheilungen, zunächst über die Mission, deren Hauptgebäude etwa eine halbe Stunde südsüdöstlich von Huilla am Moncha liegen. Die Mission ist vom Pater Duparquet errichtet und gehört der Congregation des Sacré coeur de Jésus, deren Mutterhaus sich in Paris befindet. Die Gebäude sind in einem sehr schönen und fruchtbaren, im S und O von hohen Bergen eingeschlossenen Thale angelegt, welches die Eingeborenen „Ouondooia Oudiala“ nennen. In der Mitte desselben fließt in östlicher Richtung der kleine, von den Weißen Moncha, von den Negern Ombuje genannte Bach, der in den Caculavar (Honigfluß der Buren) mündet. Letzterer nimmt den im Allgemeinen südlich fließenden Humpata auf und ergießt sich endlich in den Cunene.

Die Häuser der Mission sind sehr nett und regelmäßig gebaut und liegen größtentheils am rechten Ufer, nur ein einziges, St. Joseph genanntes Gebäude befindet sich am linken Ufer. Vor den Häusern liegen gut bebaute Felder, welche Korn und Mais liefern.

Was den Fremden, welcher die Moncha zum ersten Male besucht — der Name des Flusses ist auf die Niederlassung übergegangen — am meisten in Erstaunen setzt, sind die vielen Ackerbaumaschinen, welche er in voller Thätigkeit antrifft; hier nämlich befindet sich die Centrale, von der alle im Inneren gelegenen Stationen das Nöthige empfangen. Wenn man auf den Hof des (von Humpata aus) ersten Hauses tritt, sollte man nicht glauben, mitten in Afrika zu sein; um sich her sieht man eine Menge englischer Pflüge, Eggen, Dreschmaschinen, Karren u. s. w.; alles dies steht unter der Leitung des Bruders Narcisse. Im nächsten Hause glaubt man sich in einer blühenden industriellen Einrichtung zu befinden unter Leitung des Superior Pater José Maria Antunes: Kreissägen, Drehbänke und ähnliche Maschinen, die durch ein von Ochsen in Bewegung gebrachtes Göpelwerk getrieben werden. Dies wirkt wirklich überraschend, da man bei den Portugiesen dieser ganzen Gegend derartige Einrichtungen vergeblich sucht. In der letzten Zeit jedoch haben sich einige Kolonisten mit der Bitte an die Patres gewendet, solche Maschinen für sie bestellen zu wollen; die geistlichen Herren sind dieser Bitte auch gern nachgekommen.

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 50, S. 333.

Die Mission theilt sich in zwei, für beide Ufer des Cunene bestimmte Abtheilungen. Die auf der anderen Seite des Flusses, welche durch den Zambesi, den Oranjefluß und das Gebiet der Betschuanen begrenzt wird, steht unter der Präfektur des Vater Duparquet, der vor einigen Monaten nach Frankreich gegangen ist, um von da über das Kap nach Betschuanaland zu reisen und dort neue Stationen zu errichten.

Die Mission diesseits des Cunene steht unter dem Bischof von San Paulo de Loanda; das Seminar, welches sich früher in der Stadt befand, ist nach Huilla verlegt. Außer einigen Weißen studiren hier auch vier Neger, welche sich für das geistliche Amt vorbereiten. Auch befindet sich eine Schule für Kinder mit einer besonderen Abtheilung für solche, welche in besseren Verhältnissen leben; dieselbe wird jedoch nur von ein oder zwei Schülern besucht. Die Schüler sind beinahe alle Interne. Der Unterricht wird in geräumigen, luftigen Lokalen ertheilt und steht etwa einem etwas erweiterten Elementarunterrichte gleich, die Schüler machen jedoch auch einen mit praktischen Uebungen verbundenen Ackerbaukursus durch. Jährlich findet ein öffentliches Examen statt, dem alle angesehenen Leute beiwohnen.

Die eigentliche Missionsarbeit der Patres geht folgendermaßen vor sich: sie kaufen Sklavenkinder, geben ihnen eine Erziehung, lehren sie Lesen, Schreiben und Rechnen und unterrichten sie im katholischen Glauben. Namentlich aber lehrt man sie durch Ackerbau und Handarbeit ihren Unterhalt erwerben. Wenn sie nun die Jahre erreicht haben, wo man glaubt, sie sich selbst überlassen zu können, bekommen sie ihren Freibrief und ein Stück Land und sind dann verpflichtet, für sich selbst zu sorgen. Die Mission beaufsichtigt sie aber, namentlich im Anfange, noch und unterstützt sie auch. Indem man auf diese Weise eine schwarze Christenbevölkerung bildet, hofft man eine Grundlage für die weitere Verbreitung des Christenthums unter den Wilden zu legen.

Im Inneren besitzt die Mission die Stationen Hombe und ferner auf der anderen Seite des Cunene Oukonjama und Umbellaland. Leider hat man die beiden erst-

genannten aufgeben müssen. Zu Oukonjama wurden mit einer einzigen Ausnahme die Priester ermordet. Die Veranlassung zu den dort verübten Gräuelthaten gab der Tod des Königs Oubadie, welcher durch Gift starb; nach dem Tode eines Fürsten herrscht 21 Tage lang vollkommene Anarchie und die Neger benutzen diese Zeit, um sich an ihren Feinden zu rächen, zu rauben und zu morden, da keine in diesen drei Wochen begangene Handlung bestraft werden darf; so kam es, daß auch die Mission angegriffen wurde. Die Station zu Hombe wurde aufgehoben; nach der einzigen noch bestehenden Mission in Umbellaland sollten im Juni Verstärkungen geschickt werden.

van der Kellen beabsichtigte in dem Cunene-Gebiete zu reisen, hat diese Absicht jedoch aufgeben müssen, da die Stämme dort zu kriegerisch gestimmt sind. Er will nun gegen das Ende der Regenzeit sich nach Umbellaland und dem Okavangoflusse begeben.

Ueber die von Madeira gekommenen Kolonisten sagt van der Kellen Folgendes: Was man mit dieser Kolonisation beabsichtigt, ist mir nicht klar, denn die Art, wie sie stattfindet, scheint zu keinem guten Resultate führen zu können. Eine große Anzahl meistens sehr armer Leute wird hierher gebracht und ist kontraktlich verpflichtet, fünf Jahre zu bleiben. Sie bekommen ein Stück Land, wovon sie wenigstens 1 ha bebauen müssen, ferner erhalten sie anfänglich eine Unterstützung von der Regierung, um für ihren Unterhalt Sorge tragen zu können. Diese Unterstützung hört jedoch nach einem Jahre auf; man nimmt an, sie seien dann im Stande, von ihrem Stückchen Land zu leben. Wer die hiesigen Verhältnisse kennt, wird bald einsehen, daß diese Erwartung übertrieben ist; es giebt wohl Boden, welcher, wenn er einmal gut bewirthschaftet wird, sehr ertragsfähig werden kann, aber hier hat der Boden Mist nöthig und vergebens sieht man sich nach den Heerden um, welche denselben liefern könnten.

Aber gesetzt nun auch, der Kolonist baute so viel, daß er einen Theil seiner Ernte zu Gelde machen könnte, so würde ihm der Absatz fehlen, da jeder hier so viel baut, daß er für eigenen Gebrauch genug hat und die Wege, welche dem Landwirthe erlauben, die Erzeugnisse seines Ackers nach der Küste zu bringen, fehlen. Die Transportkosten sind jetzt sehr hoch, man müßte wenigstens 30 Pfd. St. für 3000 Pfund (wohl Kilogramm?) bezahlen. Dies würde natürlich den Preis des Korns so sehr erhöhen, daß es vortheilhafter sein würde, dasselbe von auswärts zu Schiffe nach Mossamedes und Benguella zu bringen.

Ländereien, welche für Baumwollenpflanzung geeignet sind, sind sehr selten, nur am Munhino, zwei Tagereisen oberhalb Mossamedes, hat van der Kellen solche gesehen; auch das Zuckerrohr für die Branntweinfabrikation gedeiht nicht überall und die Oertlichkeiten, wo die Kolonisten von Madeira sich niedergelassen haben, nämlich an der Quelle des Calculavarflusses (Lobangó), am unteren Laufe des Humpata, bei Otji Pompenina und in der Nähe von Humpata, sind am wenigsten dafür geeignet. Man wollte auch den Weinstock hier einführen, doch haben Leute vom Fach erklärt, daß derselbe hier nicht gedeihen kann. Gegen die Zeit, daß die Trauben zu reifen anfangen, beginnen auch die Sturzregen der nassen Jahreszeit und die Trauben fallen ab. Pater Duparquet hat trotz aller möglichen Mühe den Weinstock hier nicht zu richtiger Entwickelung bringen können. Die Stöcke blieben klein und unansehnlich. Doch selbst wenn der Weinbau günstige Ergebnisse ergäbe, so würden die schlechten Abfuhrwege die Ausfuhr unmöglich machen.

Auch die Vergleichung mit den Buren von Humpata läßt die Zukunft der Kolonisten in dunklem Lichte erscheinen. Trotzdem der Bur sein Vieh hat, welches ihm den Mist für seinen Acker liefert, trotzdem er mit der Büchse umzugehen weiß, lebt er in drückenden Verhältnissen, und den Kolonisten fehlt noch die jenem eigenthümliche Energie; die drückende Armuth, in der sie meistens auf Madeira gelebt haben, hat sie so entnervt, daß der Wunsch nach Verbesserung sich kaum noch in ihnen regt.

Allein durch Verbesserung der Verbindungswege ist in diesen Zustand Veränderung zu bringen; daß das Land (selbst wenn man nur seinen Metallreichthum berücksichtigt) reich ist, ist sicher. Aber auch die hohen Einfuhrzölle stehen dem Aufblühen desselben im Wege, da alle für den Landbau und die Industrie erforderlichen Bedürfnisse durch dieselben sehr vertheuert werden.

Auch die portugiesische Regierung scheint von dem allgemeinen Kolonialfieber ergriffen zu sein; die Furcht, daß andere Staaten ihr zuvor kommen könnten, scheint dazu beizutragen, daß sie die angrenzenden Länder zur Anerkennung ihrer Hoheit bringen will und mehr dieses Ziel verfolgt, als daß sie sich die zur Entwickelung des jetzigen Besitzes nöthigen Maßregeln angelegen sein ließe.

Das Dewarra-Geld auf Neu-Britannien.

Die Muscheln, welche als Geld, Dewarra, auch Tabu genannt, verwendet werden — so erzählt R. Parkinson in seinem eben erschienenen Buche „Der Bismarck-Archipel" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887) — finden sich an der Beining-Halbinsel (Nordküste der Gazelle-Halbinsel) und an der Westküste Neu-Britanniens. Sie sind etwa 9 mm lang und in natürlichem Zustande schwarzbraun. Zu Dewarra werden sie präparirt, indem man ihre obere gewölbte Schale durchbohrt, sie auf dünne Rohrstäbchen aneinanderreiht, dann mit Sand abscheuert und von der Sonne weiß bleichen läßt.

Dewarra steht bei den Bewohnern der Gazelle-Halbinsel und der Duke-of-York-Gruppe in sehr hohem Werthe. Dewarra zu erwerben und einen möglichst großen Schatz davon zu sammeln, ist daher das eifrigste Bestreben des Eingeborenen, denn für Dewarra kann er sich alles verschaffen. Mit Dewarra kauft er seinen Schmuck, seine Frauen, mit Dewarra kauft er sich aus allen Verlegenheiten und Verwickelungen los, mit Dewarra besänftigt er seinen erbitterten Feind, selbst wenn er dessen nächsten Verwandten erschlagen hat.

In den an der Blanche-Bucht gelegenen Distrikten Raluana, Kininigunan und Berara stellt sich der Werth des Dewarra etwa folgendermaßen; man bezahlt:

10	Faden	Dewarra	für ein Schwein im Gewichte von 60 kg.
1½	„	„	„ einen Sack kleingeschnittener frischer Kokosnuß.
1	„	„	„ 80 Tarroknollen, etwa 70 kg.
1	„	„	„ 60 Yamswurzeln, etwa 80 kg.
20	„	„	„ eine ältere Frau.
50 b. 100	„	„	„ ein junges Mädchen.
20 bis 50	„	„	als Sühne an die Hinterlassenen eines Erschlagenen.

Wie anderwärts ist auch in Neu-Britannien das Geld eine Macht. Wer am meisten Dewarra besitzt, genießt das höchste Ansehen, übt den größten Einfluß aus. Die Weiber müssen ihr Leben lang von Morgens früh bis Sonnenuntergang arbeiten, um Dewarra für den Mann zu erwerben; die Männer sinnen und trachten, wie sie dem Nachbar seinen Schatz entwenden können.

Zur Bestreitung der täglichen kleinen Ausgaben pflegt der Mann ½ bis 4 Faden Dewarra bei sich zu tragen, das übrige hat er im Dewarrahause, einer Hütte, die eigens bestimmt ist, das Vermögen aller Bewohner eines Dorfes, sowohl die Tausende von Faden des Reichen, wie die kleinen Ersparnisse der Armen, darin aufzubewahren; 50, 100 und bis zu 250 Faden werden zusammengerollt und die Rollen mit bunten Pandanus- und Palmblättern umwickelt. Geringere Beträge liegen lose in kleinen Körben. Das Dewarrahaus ist stets von mehreren Wächtern umstellt, die sofort Lärm machen, wenn demselben Gefahr droht. Männer, Weiber und Kinder eilen dann herbei und beladen sich mit einer Last Dewarra, um sie in Sicherheit zu bringen. Es wird gesagt, daß eine vom Feinde verfolgte Frau eher sich

ihres Kindes entledigt und es dem Verfolger preisgiebt, ehe sie das Dewarrageld von sich wirft.

Seinen im Dewarrahause verwahrten Schatz greift der Eigenthümer nur bei ganz besonders wichtigen Gelegenheiten an, etwa wenn er den Kaufpreis für eine Frau bezahlt; sonst wird derselbe erst nach dem Tode des Eigenthümers herausgenommen, um beim Begräbniß ganz oder theilweise vertheilt zu werden. In der Wohnhütte behält jeder nur so viel Dewarra, wie er zum gewöhnlichen täglichen Bedarf nöthig zu haben glaubt. Hat er mehr angesammelt, so ist es sein Stolz, wenn er eine Rolle von 50 oder mehr Faden in das Dewarrahaus niederlegen kann. Die Trommel wird geschlagen und ruft die Nachbaren zusammen, die neidisch zusehen, wie der Glückliche den mit Stäben wohlversperrten Eingang öffnet und seine Rolle hineinträgt. Vielleicht ist es die erste Rolle, die er dort deponirt, dann muß er sich auf spöttische Reden von Seiten der Zuschauer gefaßt machen. „Warte doch bis morgen“, sagt der eine, „du kannst ja hungrig werden, und hast dann kein Tabu, dir Essen zu kaufen“, oder ein anderer ruft: „Kommt schnell, schauen wir in unseren Hütten nach, ob uns nicht Dewarra gestohlen worden.“

So gierig sind die Neu-Britannier nach Dewarra, daß sie keine Gelegenheit unbenutzt lassen, es zu stehlen, manche dies sogar handwerksmäßig betreiben. Wenn sie einen Schlafenden bestehlen wollen, nehmen sie ein eigenthümliches Zauberwerkzeug, den Kinakinau, zu Hilfe, das sie über ihm hin- und herschwingen, damit er nicht aufwache. Der Kinakinau, ein am oberen Ende eines hölzernen Stabes befestigter menschlicher Unterkiefer, mit einem grotesken Antlitz bemalt, ist die Verkörperung des Geistes Taun, welcher nach dem Glauben der Eingeborenen die Macht besitzt, den Schlaf fest zu bannen. Häufig genug passirt es freilich, daß der Schläfer trotz des über ihm geschwungenen Kinakinau erwacht. Doch thut das dem Glauben an die Macht des Taun keinen Abbruch; man meint dann, ein Kaiia, Geist, der noch mächtiger ist als der Taun, habe den Schläfer beschützt.

Die Herkunft der Dewarramuschel ist den Eingeborenen am Eingange der Blanche-Bucht und am Kap Gazelle gänzlich unbekannt; in dem Distrikte Berara und den südlich sich anschließenden Distrikten herrscht der Glaube, daß Geister, die im Berge Unakokor hausen, alles Dewarrageld geschaffen und ausgestreut haben. Etwas mehr wissen die Bewohner der Gebirgsregion; sie weisen, wenn man sie danach fragt, auf Kabaira und die hohen Berge der Beining-Halbinsel hin. Aber erst in Kabaira und Beining selbst und auf den vorliegenden Inseln erfährt man, wie diese Muscheln gesammelt und durch welches Verfahren sie zu Dewarra präparirt werden.

Neben Dewarra giebt es auf den Duke-of-York-Inseln auch ein anderes Muschelgeld, das Bällé. Es besteht aus 1 mm dicken Muschelplättchen von etwa 4 mm im Durchmesser, die in der Mitte durchbohrt und an einer gewöhnlich 2 cm langen Schnur aufgereiht sind; vier solcher Schnüre haben den Werth von einem Faden Dewarra. Diese Bällé-Muschelplättchen werden auf Neu-Britannien, namentlich in dem westlichen Theile nach Port Weber und der Beining-Halbinsel zu, als Schmuck getragen, indem man sie an Halsbändern und Gürteln zwischen die Kuskus- (Phalangista vulpina) zähne einreiht.

Ein dem Bällé ganz ähnliches Geld, nur aus kleineren Plättchen von $1^1/_2$ bis 2 mm Durchmesser, haben auch die Bewohner von Neu-Irland, was neben anderen Anzeichen auf ihre nahe Verwandtschaft mit den Eingeborenen der Duke-of-York-Gruppe hindeutet.

Buffalo und Chicago [1].

Ko. Die beiden Haupthandelsstädte an dem kolossalen Süßwasserbecken, welches die vier großen Seen Nordamerikas bilden, haben bei aller Verschiedenheit in der Lage dennoch einen gemeinsamen Charakterzug: sie liegen an den beiden tiefsten Einsenkungen des Hügelringes, welcher die Wasserscheide des Seengebietes nach Süden hin bildet. An manchen Punkten steigt diese Wasserscheide bis zu 1500 Fuß über dem Seespiegel auf, aber an anderen senkt sie sich bis fast zum Wasserniveau herab. Der tiefste Punkt liegt natürlich am Ausfluß des Niagara und er muß sich dort schon seit geraumer Zeit befunden haben, da sonst der Niagara sich nicht hätte bilden können; an seinen beiden Seiten liegt das Land nur wenig höher. Auf der Lage am Beginn der Seeschiffahrt beruht die Bedeutung von Buffalo.

Hinter Chicago liegt die Wasserscheide gegen den Mississippi nur 12 Fuß über dem Michigan und gewiß nicht mehr als 25 Fuß über dem Niagara-Ausfluß. Ein Damm von 25 Fuß Höhe zwischen den beiden Hügelreihen zu beiden Seiten des Ausflusses würde den Niagara trocken legen und das Wasser der Seen zwingen, durch die Senkung von Chicago dem Mississippi zuzufließen, würde also das Verhältniß von Buffalo und Chicago geradezu umkehren. Ebenso würde ein Durchstich von genügender Tiefe Chicago an den Ausfluß der Seen verlegen, ein Werk, das für die heutigen Ingenieure nicht die geringste Schwierigkeit haben würde. Es ist eigentlich nur ein Zufall, daß keiner der zahlreichen Moränenrücken Nord-Ohios quer über das Niagarathal hinüberschneidet, er würde ausgereicht haben, um die Gewässer dem Mississippi zuzuführen.

Die Frage, warum der Ausfluß sich gerade bei Buffalo gebildet habe, ist aber durchaus nicht einfach damit zu beantworten, daß man annimmt, die Wasserscheide sei dort am niedrigsten gewesen. Es kann nämlich keinem Zweifel unterliegen, daß der Niagara früher erheblich höher gestanden hat als heute. Hall hat auf Goat Island sowohl, wie an verschiedenen anderen Punkten ziemlich hoch über dem Niagara alluviale Schichten mit recenten Landschnecken nachgewiesen; sie erheben sich hier und da bis zu 40 bis 50 Fuß über den heutigen Wasserspiegel und sind unzweifelhaft aus einem stehenden Gewässer niedergeschlagen worden, es hat sich also damals ein Seearm weit in der Richtung des heutigen Flußthales erstreckt. Das Niveau des damaligen Sees liegt nun aber erheblich höher, als die Einsenkung bei Chicago, und darum erhebt sich die Frage: Warum ist damals das Wasser nicht direkt nach Süden abgeflossen und hat dort in dem weichen nachgiebigen Boden eine Rinne zum Mississippigebiete hin ausgehöhlt? Es wäre ihm das jedenfalls viel leichter geworden, als das Durchschneiden der Kalkbänke von Black Rock.

Drei Erklärungen sind für diese auffallende Thatsache möglich. Einmal könnten die Hügel von Queenston, deren Kamm nur 40 Fuß über dem Niagara liegt, damals schon an der heutigen Stelle eine tiefe Einsenkung gehabt haben, welche tiefer hinabreichte als die Kerbe hinter Chicago; dafür sprechen aber die geologischen Verhältnisse durchaus nicht. Zweitens könnte man eine ungleichmäßige Hebung des Landes annehmen; war in der Eiszeit der Rücken von Queenston tiefer gesunken und hob sich langsamer, als die mehr nordwestlichen Gebiete, so wäre der einmal gebildete Niagara wohl im Stande gewesen, sein Bett durch immer tieferes Einschneiden als Ausfluß der Seen zu erhalten. Doch hat auch diese Erklärungsweise wenig Wahrscheinlichkeit, jedenfalls viel weniger, als die dritte, für welche sich Claypole entscheidet. Die Seen liegen bekanntlich noch sämmtlich innerhalb des Gebietes des großen Eiszeitgletschers und waren am Ende der Eiszeit sämmtlich von einer mächtigen Eisdecke überlagert. Das Abschmelzen erfolgte zweifellos in der Richtung von Süden und Südosten nach Norden und Nordwesten. Unter diesen Umständen mußte Central-New-York und die Umgegend von Buffalo schon eisfrei sein, während die Senkung hinter

---

[1] Nach einem Vortrage von Prof. Claypole in der geologischen Sektion der „American Association for the advancement of Science“ in Buffalo, August 1886, veröffentlicht im „American Naturalist“, Oktoberheft.

Chicago noch von einem mächtigen Eiswall überdeckt war, der ein Abfließen des Wassers nach dieser Richtung hin trotz des höheren Standes unmöglich machte. Auch der Kanal von Mackinow war damals noch von Eis gesperrt und somit die Verbindung zwischen Erie und Michigan aufgehoben. Das Wasser des Erie überstieg darum die tiefste Stelle des Rückens von Queenston, und als die nördlicheren Theile des Seegebietes eisfrei wurden, war der Niagara bereits gebildet und ließ sich seine Rolle nicht wieder entreißen.

Chicago ist gegenwärtig daran, in einem Punkte wenigstens die Natur zu korrigiren. Die Stadt entleerte seither den Inhalt ihrer Kanäle durch den gleichnamigen Fluß in den See, da sie aber gleichzeitig ihr Trinkwasser aus demselben bezieht, entstanden trotz des berühmten unterseeischen Wassertunnels immer ernstlichere Unzuträglichkeiten, und so hat man sich nun entschlossen, den nur fünf Miles breiten Rücken zu durchstechen und die Kanäle und das verunreinigte Flußwasser dem Des Moines und somit dem Mississippi zuzuleiten. Eine Schleuse wird das Seewasser abhalten, aber man wird es zum Spülen der Kanäle verwenden und dann wird zeitweise das Wasser der großen Seen dem Mississippi und dem Golf von Mexiko zufließen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Für die Wiederbewaldung des Karstes wurden im abgelaufenen Jahre 1204000 Bäumchen verwendet und damit im politischen Bezirke Adelsberg 110 ha neu bepflanzt und 60 ha nachgebessert.

— Herr v. Kallay, der Gouverneur von Bosnien, hat den Grenzfluß gegen Serbien, die Drina, in Bezug auf ihre Schiffbarkeit untersuchen lassen. Dabei hat sich herausgestellt, daß dieselbe etwa 100 km weit, nämlich von ihrer Mündung bei Ratscha bis nach Ljubovija hinauf, schiffbar ist.

— In den Mittheilungen des norwegischen statistischen Centralbureaus ist kürzlich das Resultat der am Schlusse des vorigen Jahres in Ostfinmarken stattgehabten Volkszählung veröffentlicht worden. Ostfinmarken umfaßt die nördlichsten Hardesvogteien Norwegens, nämlich Tanen, Nässeby, Vardö, Vadsö und Südvaranger mit den Städten Hammerfest, Vardö und Vadsö. Es galt bei dieser Zählung, vorzugsweise die Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten festzustellen. Die gesammte ortsanwesende Bevölkerung belief sich auf 15170 Personen, gegen die Zählung von 1875 mit 11984 Personen eine Zunahme von 3186 oder 26,6 Proc. Von dieser Bevölkerung waren Finen oder Kvänen (beide Eltern) 4064 (gegen 2896 in 1875 oder 40,3 Proc. mehr), Lappen 2336 (gegen 2244 oder 4,1 Proc. mehr), gemischter Nationalität, nämlich einer von den Eltern entweder Fine oder Lappe, 1529 (gegen 982 oder 55,7 Proc. mehr) und die übrige wesentlich norwegische Bevölkerung betrug 7241 (gegen 5862 oder 23,5 Proc. mehr). Hammerfest hatte 2289 Einwohner (gegen 2101), Vardö 2406 (gegen 1322) und Vadsö 2181 (gegen 1764 Einwohner in 1875). Während erstere beiden Städte zum größten Theil von Norwegern bewohnt sind, ist Vadsö dagegen überwiegend von Finen, nämlich 1332, bewohnt. Die größte Zunahme zeigt demnach die Mischrasse, denn sie hat sich in den letzten 10 Jahren mehr als verdoppelt, während die Lappen nur eine Vermehrung um 4,1 Proc. aufzuweisen haben.

— Von Seiten der Gesellschaft für Anthropologie und Ethnographie in Moskau waren im Laufe des Sommers 1886 einige Forscher in verschiedene Gegenden des Russischen Reiches behufs wissenschaftlicher Untersuchungen ausgesandt worden. Jetzt sind dieselben alle heimgekehrt und verarbeiten die gesammelten Materialien. Professor M. Kowalewski war in Swanethien (Kaukasus) und hat daselbst viel anthropologisches und ethnographisches Material zusammengebracht; Nassonow, Kawaisky und A. Charusin besuchten Transkaukasien und das kaukasische Ufer des Schwarzen Meeres und haben ebenfalls sehr schätzenswerthe Ethnographica gesammelt. Gondatti bereiste den nördlichen Ural und die Gegend an der Ob-Mündung, Nefedew die Gouvernemente Kostroma, Wjätka, Perm, Schachmatew das Gouvernement Olenetzk, M. Charusin das Gouvernement Kaluga.

Asien.

— Dr. Jelissejew hat kürzlich einige Nachrichten über seine Expedition nach Klein-Asien nach St. Petersburg gelangen lassen. Durch Kaukasien nach Kurdistan und Armenien zu gehen, ließ sich wegen eines Aufstandes der Kurden nicht ausführen. Er beschloß daher von der anderen Seite aus durch Klein-Asien zu marschiren und reiste von Batum nach Konstantinopel. Unterwegs zog er Erkundigungen über russische Kolonien am kleinasiatischen Ufer ein; dabei stellte es sich heraus, daß keine neue Ansiedelungen entstanden, wohl aber einige alte untergegangen sind. Von Konstantinopel machte Jelissejew einen Abstecher zum Manias-See und zu der daselbst befindlichen Kosaken-Kolonie; man erzählte ihm daselbst, daß von dieser Kolonie aus Ansiedler an die Ufer des Euphrat und Tigris gegangen seien.

— Was das Ebers-Guthe'sche Prachtwerk „Palästina" (Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt), von welchem uns die Lieferungen 16 bis 30 vorliegen, vor vielen ähnlichen auszeichnet, ist die volle Beherrschung des gewaltigen historischen Stoffes, ohne dessen Vorführung die Beschreibung ermüden würde, die eigene Anschauung, die genaue Kenntniß der Quellen, die ganze Hingabe an seine Aufgabe, welche Guthe charakterisirt. Nirgends treten diese Vorzüge mehr hervor, als in obigen Lieferungen, in welchen der Leser von Jericho und dem Berge Quarantana auf die Gebirge Juda und Ephraim hinauf zu allen den historischen Orten wie Michmas, Gibea, Emmaus, Beth Horon, Betin, Silo u. s. w. geführt wird, und ihm die Schauplätze von Begebenheiten von der Einwanderung der Juden an bis herab auf die Kreuzzüge und die neuere Zeit in Wort und Bild geschildert werden. Josua, Saul, David, die Makkabäer, Titus und Gottfried von Bouillon, — das sind einige der handelnden Personen. Die Schriften der Bibel, zu welchen der aufmerksame Leser wieder und immer wieder greift, die Pilger des früheren Mittelalters, die Historiker der Kreuzzüge und die wissenschaftlichen Arbeiten der Neuzeit, darauf baut sich der anregende, hochinteressante Text auf. — Bei Nablus ist eine Skizze der rituellen Gebräuche der auf 135 Köpfe zusammengeschmolzenen Sekte der Samaritaner eingeflochten, dann folgt Samaria, die mit reizenden Abbildungen versehene Schilderung der Gartenstadt Enganuim und der Ebene von Jesreel. Hier ist sogar ein Fortschritt zu verzeichnen, den das Land unter türkischer Herrschaft gemacht hat. Von den Zeiten der Richter und noch früher an bis vor Kurzem war die Ebene Jesreel, das alte Schlachtfeld ganz Syriens, den

Einfällen der Middianiter, Amalekiter u. s. w. bis herab zu den Beduinen ausgesetzt — aber erst seit ein bis zwei Jahrzehnten hat die türkische Regierung diesem Unwesen energisch ein Ende gemacht, so daß der Ackerbau sich hier ansehnlich ausgebreitet hat. Daran schließt sich die Schilderung Galiläas, wo die landschaftliche Schönheit mehr hervortritt gegenüber den historischen Erinnerungen, wenn auch Namen wie Tabor, Nazareth, Tiberias, Safed und Banias an letzteren mehr als genug bieten. — Vorzüglich sind die zahlreichen Bilder, gleich lehrreich in landschaftlicher, ethnographischer wie botanischer Beziehung.

— In der letzten Sitzung der k. R. Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg machte der Reisende A. N. Krassnow Mittheilungen über seine Expedition in den Tiën-schan. Er sprach über die Natur und das Leben auf den Gletschern des Chan Tengri, im Tiën-schan-Gebirge, und beschrieb zuerst die hohen Vorberge und die Thäler des Tiën-schan, dann die Gletscher des Chan-Tengri und insbesondere diejenige Gruppe, welche durch den jetzigen Vice-Präsidenten der Gesellschaft, P. Semenew, entdeckt worden ist. Dann schilderte er den Charakter der von ihm besuchten Lokalitäten. Eigenthümlich ist die außerordentlich trockene Luft und der trockene Boden; die Gegend macht einen sehr trüben Eindruck. Die Bevölkerung daselbst besteht aus Kirgisen; ein Theil derselben bewohnt das gebirgige Territorium, ein anderer Theil (Kirgis-Kasaken) die Niederungen. Alle Kirgisen nomadisiren, und die ganze Last des Nomadisirens ruht auf den Weibern. Am Balkasch-See und an einigen anderen Orten sind die Kirgisen vollkommen wild. Der Islam macht hier große Fortschritte, obgleich sich noch viel heidnischer Aberglauben erhalten hat; so wird geglaubt, daß manche Personen Regen vom Himmel herabrufen können. Man glaubt an heilige Bäume und schmückt dieselben mit Pferdeschädeln. Unter denselben wird geopfert und besondere Gebete gelesen. Bei Gelegenheit der hier sehr oft vorkommenden Schlangenbisse werden allerlei Gebräuche beobachtet. Man meint, daß jede Schlange einen Eigennamen hat, und daß, sobald ihr Name errathen ist, der Gebissene sich erleichtert fühlt. Die Eigennamen der Kirgisen selbst sind sonderbar und räthselhaft: in einer Familie führten die Kinder die Namen der Wochentage. Die Kirgisen verstehen verschiedene Krankheiten zu behandeln; viele können lesen und schreiben. Der Unterricht findet in sehr mechanischer Weise statt. („Novoje Wrjena", Nr. 3864.)

— Aus Wladiwostok kommt die Nachricht, daß die russisch-chinesische Grenzkommission die Mündung des Flusses Tymen-ula und die Gaschkewitsch-Bai Rußland zugesprochen habe. Der unterste Lauf jenes Flusses bildete bisher die Grenze zwischen Rußland und Korea und die Bai gehörte ganz zu letzterem Lande, so daß nicht recht ersichtlich ist, wie China diese Gebiete abtreten kann. Angeblich wäre durch diese Grenzänderung ein englischer Plan durchkreuzt worden, der darauf abgezielt hätte, an der Gaschkewitsch-Bai sich festzusetzen und dort Befestigungen zu errichten, deren Existenz eine beständige Bedrohung für Wladiwostok gewesen wäre.

Afrika.

— Das Abkommen zwischen Deutschland und England über die ostafrikanischen Schutzgebiete und Interessensphären lautet, wie folgt: 1) Deutschland und Großbritannien erkennen die Souveränetät des Sultans von Sansibar über die Inseln Sansibar und Pemba, sowie über diejenigen kleineren Inseln, welche in der Nähe der ersteren innerhalb eines Umkreises von 12 Seemeilen liegen, desgleichen über die Inseln Lamu und Mafia, an. Dieselben erkennen in gleicher Weise als Besitz des Sultans auf dem Festlande eine Küstenlinie an, welche ununterbrochen von der Mündung des Mingani-Flusses am Ausgange der Tunghi-Bucht[1] bis Kipini[2] reicht. Diese Linie beginnt im Süden des Mingani-Flusses[3], folgt dem Laufe desselben fünf Seemeilen und wird dann auf dem Breitenparallel bis zu dem Punkte verlängert, wo sie das rechte Ufer des Rovuma-Flusses trifft, durchschneidet den Rovuma und läuft weiter an dem linken Ufer entlang. Die Küstenlinie hat eine Tiefe landeinwärts von 10 Seemeilen, bemessen durch eine gerade Linie ins Innere von der Küste aus bei dem höchsten Wasserstande zur Fluthzeit. Die nördliche Grenze schließt den Ort Kau ein. Im Norden von Kipini erkennen die genannten Regierungen als dem Sultan gehörig an: die Stationen von Kismaju, Barava, Merka, Makdischu mit einem Umkreise landeinwärts von je 10 Seemeilen und Warscheik mit einem Umkreise von fünf Seemeilen. 2) Großbritannien macht sich verbindlich zur Unterstützung derjenigen Verhandlungen Deutschlands mit dem Sultan, welche die Verpachtung der Zölle in den Häfen von Dar-es-Salaam und Pangani an die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft gegen eine dem Sultan seitens der Gesellschaft zu gewährende jährliche Zahlung bezwecken. 3) Beide Mächte kommen überein, eine Abgrenzung ihrer gegenseitigen Interessensphären in diesem Theile des ostafrikanischen Festlandes vorzunehmen, in gleicher Weise, wie dies früher bei den Gebieten am Golf von Guinea geschehen ist. Das Gebiet, auf welches dieses Uebereinkommen Anwendung findet, soll begrenzt sein im Süden durch den Rovuma-Fluß und im Norden durch eine Linie, welche, von der Mündung des Tana-Flusses ausgehend, dem Laufe dieses Flusses oder seiner Nebenflüsse bis zum Schneidepunkte des Aequators mit dem 38. Grade östlicher Länge folgt und dann in gerader Richtung fortgeführt wird bis zum Schneidepunkte des 1. Grades nördl. Br. mit dem 37. Grade östl. L., wo die Linie ihr Ende erreicht. Die Demarkationslinie soll ausgehen von der Mündung des Flusses Wanga oder Umbe[4], in gerader Richtung nach dem Jipe-See laufen, dann, entlang an dem Ostufer und um das Nordufer des Sees führend, den Fluß Lumi überschreiten, um die Landschaften Taveta und Dschagga in der Mitte zu durchschneiden und dann entlang an dem nördlichen Abhange der Bergkette des Kilima-Ndscharo in gerader Linie weitergeführt zu werden bis zu demjenigen Punkte am Ostufer des Victoria-Nyanza-Sees, welcher von dem 1. Grade südl. Br. getroffen wird. Deutschland verpflichtet sich, im Norden dieser Linie keine Gebietserwerbungen zu machen, keine Protektorate anzunehmen und der Ausbreitung englischen Einflusses im Norden dieser Linie nicht entgegenzutreten, während Großbritannien die gleiche Verpflichtung für die südlich von dieser Linie gelegenen Gebiete übernimmt. 4) Großbritannien wird seinen Einfluß geltend machen, um den Abschluß eines freundschaftlichen Uebereinkommens hinsichtlich der concurrirenden Ansprüche des Sultans von Sansibar und der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft auf das Kilima-Ndscharo-Gebiet zu befördern. 5) Beide Mächte erkennen als zu Witu gehörig die Küste an, welche nördlich von Kipini beginnt und sich bis zum Nordende der Manda-Bucht erstreckt. 6) Deutschland und Großbritannien werden gemeinschaftlich den Sultan von Sansibar zum Beitritt zu der Generalakte der Berliner Konferenz auffordern. 7) Deutschland macht sich verbindlich, der Erklärung beizutreten, welche Großbritannien und Frankreich am 10. März 1862 mit Bezug auf die Anerkennung der Unabhängigkeit von Sansibar gezeichnet haben. — Diese

[1] Der Muangani, hier Mingani genannt, mündet unter 10° 46' südl. Br. in der westlichsten Ecke der Tunghi-Bucht, welche unmittelbar südlich des Kaps Delgado liegt. Er ist noch ganz unerforscht.

[2] Kipini liegt an der Mündung des Ozi unter 2° 35' südl. Br.

[3] Soll wohl heißen „im Süden am Mingani-Flusse" oder „am Südufer des Mingani-Flusses".

[4] Unter 4° 38' südl. Br.

Festsetzungen mögen für die übertriebenen Ansprüche der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft einige Nachtheile im Gefolge haben — immerhin läßt sich nicht verkennen, daß dabei Gerechtigkeitssinn obgewaltet hat; denn dem Sultan von Sansibar ist nicht viel mehr zugefallen, als er zu jener Zeit wirklich besaß, ehe noch das Kolonialfieber die europäischen Mächte ergriffen hatte. Verloren gegangen ist ihm die Etappenstraße nach Tabora und den Seen Innerafrikas, da sie durch die Besitzungen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft durchbrochen ist; aber er wird entschädigt durch den allseitig anerkannten Besitz einer sich durch mehr als acht Breitengrade erstreckenden Küste.

— Heft 12 des 32. Bandes von „Petermann's Mittheilungen" enthält den ersten nennenswerthen Beitrag, den irgend ein Agent der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft zur Geographie Ostafrikas geliefert hat, nämlich die Karte und Beschreibung von Joachim Graf Pfeil's Reisen von Oktober 1885 bis Februar 1886. Das Wichtigste ist die Befahrung des Ulanga, eines linken Quell- oder Zuflusses des Rufidschi, im Lande der Mahenge, welcher vorher nur von Thomson an einer Stelle besucht worden war; er entspringt unter 9° südl. Br. und etwa 35° östl. L. aus riesigen Sümpfen und führt selbst in der trockensten Jahreszeit ganz bedeutende Wassermengen mit sich. Flußdampfer jeder Größe könnten nach Graf Pfeil's Ansicht diesen an Fischen und Wasservögeln ungemein reichen Strom befahren und die fruchtbaren Länder an seinem Unterlaufe mit den Hochländern in Verbindung setzen, „welche sich hinter den Bergen ausdehnen, deren Fuß der Ulanga in seinem oberen Laufe fast unmittelbar bespült" (Uhehe). Wenn nur nicht die selbst die Eingeborenen decimirenden Sumpffieber wären und die Snguli-Wasserfälle beim Zusammenflusse des Ulanga mit dem Luwegu!

Inseln des Stillen Oceans.

— Wer für unsere pacifische Kolonie Interesse hat, wird gern R. Parkinson's „Im Bismarck-Archipel. Erlebnisse und Beobachtungen auf der Insel Neu-Pommern" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1887) zur Hand nehmen. Der Verfasser hat einige Jahre auf der Gazelle-Halbinsel als Kaufmann gelebt und ist auch in das Innere zum Berge Unakokor (Varzin) vorgedrungen. Mit den unzweifelhaft anthropophagischen (S. 80) Eingeborenen ist er stets sehr gut ausgekommen, obwohl dieselben unter sich fast immer im (freilich unblutigen) Kriege begriffen sind. Die Nordküste Neu-Guineas hält Parkinson (S. 69) für beinahe werthlos; ein Beweis dafür sei, daß die Händler, die doch auf allen Punkten in der Südsee, wo etwas zu profitiren ist, sich niederließen, jene Küste bisher vollständig gemieden haben. Dagegen hält er den Salomon-Archipel für eine der werthvollsten Gruppen in der Südsee. Ein Ziel für deutsche Auswanderung kann der Bismarck-Archipel nie werden; höchstens könnten unternehmende Kaufleute (S. 92) Plantagen einrichten, ohne indessen so günstige Chancen zu haben, wie in Amerika oder Australien. Sehr werthvoll ist das achte Kapitel (Sitten und Gebräuche auf Neu-Britannien); wer wissen möchte, wie unter deutscher Flagge von der deutschen Plantagengesellschaft von Samoa schamloser Menschenraub und Sklaverei betrieben worden ist, lese die Seiten 26 bis 32.

Nordamerika.

— In dem jetzt ausgegebenen „Smithsonian Report for 1884" finden wir zwei interessante, anthropologische Arbeiten. Die eine von Charles E. Vreeland und J. F. Bransford bringt ein paar hochinteressante Skulpturen zur Ansicht, welche in der Nähe von Pantaleon in Guatemala, nicht weit von dem durch Dr. Habel berühmt gewordenen Santa Lucia in einem Grabhügel etwa 7 km von der Stadt entfernt gefunden wurden und nun an dem Brunnen im Hofe der Hacienda San Juan (wenn wir recht verstehen) angebracht sind. Sie sind aus schwarzem Basalt gearbeitet und weit verschieden von allem Anderen, was wir aus Centralamerika kennen. Den Mittelpunkt bildet ein größerer Kopf, in Hochrelief aus einer Tafel herausgearbeitet, unbeschädigt bis auf den Verlust der Nasenspitze; er trägt den Federkopfputz eines Kaziken und der Gesichtsausdruck ist so majestätisch, daß ihn die Indianer el Rey, den König, nennen. Außerdem waren noch vorhanden der Kopf eines alten Mannes von ehrwürdigem Aussehen mit tiefen Furchen in Stirn und Wange, auf dem Kopfe ein zerbrochener Vogel; der Kopf eines Blinden mit ganz auffallend scharfer Charakteristik; der Kopf einer Frau, völlig erhalten, aber der eine Augapfel heraushängend gebildet, und endlich der Kopf eines alten Mannes mit tiefen Stirnfalten und einer bartartigen Verzierung am Kinn. Außerdem war noch ein rauher gearbeiteter Kopf hinter el Rey an der Wand befestigt. Die sämmtlichen Köpfe sind nach Photographien in verschiedenen Stellungen abgebildet, aber es wird leider nichts über den Fundort gesagt, nicht einmal, ob sie zusammen gefunden worden sind und zusammen gehören. Jedenfalls verdienen diese so einfach und doch so wirkungsvoll in hartem Stein ausgeführten Köpfe die Aufmerksamkeit der Anthropologen. — Die zweite Arbeit, von Otis T. Mason, ist der berühmten Sammlung karibischer Alterthümer gewidmet, die der Finanzbeamte Guesde in Pointe à Pitre auf Guadeloupe zusammengebracht hat, der Sohn des Herrn Mathieu Guesde, dessen Sammlung bei der Ausstellung in Paris 1867 zuerst die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf die westindischen Alterthümer lenkte. Die zahlreichen Abbildungen sind Kopien der Aquarellskizzen, welche der Besitzer selbst angefertigt hat, und von denen eine Serie sich im Smithsonian Museum, die andere im Trocadero in Paris befindet. Alle Steinwaffen sind sorgsam polirt; ob sie aber von den Yguiris oder von den Kariben stammen, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls kommen die Gesteine, aus denen sie angefertigt sind, nicht auf den kleinen Antillen vor; sie sind sämmtlich vulkanischen Ursprungs und können nur von den großen Antillen oder, was Herrn Guesde wahrscheinlicher erscheint, von dem Festlande von Guyana stammen und wären in diesem Falle sicher karibisch. Auffallend ist jedenfalls, daß auf den kleinen Antillen Beile aller Größen häufig sind, während die große, in Washington befindliche Latimer'sche Sammlung von Portorico kein Stück enthält und auch Guesde dort wohl prachtvolle Celte, aber nie ein Beil erhielt. Mason bildet 215 Nummern aus der reichen Sammlung ab, darunter auch verschiedene als Idole gedeutete Nachbildungen menschlicher Gestalten, mehrere mit zwei Gesichtern, von denen einmal das eine einen Menschen, das andere einen Affen darzustellen scheint. Die meisten Gegenstände sind solche des täglichen Gebrauchs, aber es finden sich auch Steinbeile von so zierlicher Arbeit, wie die schönsten dänischen Exemplare, die allem Anschein nach nur als Prunkwaffen gedient haben.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Aus dem Cevennengebiete.

(Nach dem Französischen von A. Lequeutre und E. A. Martel.)

IV.

Unmittelbar unterhalb des Planiol des Vignes, der spiegelglatten, seeartigen Wasserfläche, zu der sich der Tarn bei jenem Dorfe erweitert, werden die Uferböschungen wieder schmaler, die hohen Klippenwände treten nahe an einander und der Abstand zwischen den oberen Rändern des Cañon beträgt an den breitesten Stellen kaum noch 1500 m. Wer, dem Rathe der Schiffer von Les Vignes folgend, eine sonnige Mittagsstunde zur Fahrt gewählt hat, empfindet jetzt die Annehmlichkeit davon. Zu jeder anderen Tageszeit würde die hier in gerader Richtung von N nach S gehende enge Schlucht ganz oder doch zum großen Theil im Schatten liegen und dadurch dunkel und finster, wie eine unheimliche „hohle Gasse" erscheinen. Jetzt, vom hellen Sonnenscheine durchleuchtet, gewährt sie den heitersten Anblick mit dem glitzernden Flusse und den glänzenden rothen Wänden. Die ersten bedeutenderen Stromschnellen kündigen sich schon von Weitem an durch das Rauschen und Brausen des an den Klippen sich brechenden und in weißem Schaume abprallenden und zerstäubenden Wassers.

Aufrecht im Kahne stehend, der eine vorn, der andere hinten, den langen Bootshaken in den Händen und mit demselben bald nach rechts, bald nach links kräftig gegen eines der zahllosen, aus dem Wasser emporragenden Felsstücke stoßend, führen die Schiffer das kleine Fahrzeug geschickt im Zickzack von einem der schmalen Fahrwässer zum anderen. Wie ein Pfeil schießt es zwischen den Klippen und über einen schäumenden Strudel hinab, um gleich darauf durch einen a tempo ausgeführten Stoß der beiden Führer gehemmt und in eine andere Richtung gebracht zu werden. Es ist ein Vergnügen, die Leute bei dieser wahrlich nicht leichten Arbeit zu beobachten, ihren sicheren Blick und ihre Gewandtheit zu bewundern. Erschienen sie vorher am Lande vielleicht unbeholfen und plump, durch die Gegenwart der Fremden befangen, so zeigen sie sich jetzt „an Bord" vollständig verändert. Selbstbewußt und sicher in ihrem Auftreten, lassen sie sich nicht leicht aus der Fassung bringen. Mit gespannter Aufmerksamkeit und doch augenscheinlich mit größter Seelenruhe unterstützt oder ergänzt der eine die Bewegungen des anderen; da kommt auch nicht ein unsicherer, überflüssiger Handgriff vor, jede Bewegung ist wohl überlegt und zweckentsprechend. Man merkt es ihnen in jedem Augenblicke an, daß sie genau wissen, was sie zu thun haben, und daß diese Thätigkeit durchaus nach ihrem Geschmacke ist.

Begreiflicher Weise ist aber diese abwechselungsreiche und interessante Fahrt nicht eben sehr geeignet, den Reisenden, der sie zum ersten Male unternimmt, mit den Einzelheiten der landschaftlichen Umgebung bekannt zu machen. Nur hin und wieder in verhältnißmäßig ruhigerem Fahrwasser zwischen zwei Stromschnellen, oder wenn das Boot über einen der wenigen auf dieser Strecke vorhandenen Planiols dahingleitet, wird der Reisende Aufmerksamkeit und Lust zu einer Umschau und auch der Schiffer die nöthige Muße zu den gewünschten Erklärungen haben. Aus dem wie im Fluge und kaum bewußt erfaßten Allgemeingebilde der von mächtigen Zacken und Zinnen ge-

Fahrt durch die Stromschnellen. (Nach der Natur aufgenommen von Vuillier.)

krönten Felswände, die zu beiden Seiten des wild brausenden Flusses emporragen, treten somit einstweilen nur wenige vereinzelte Punkte in den Vordergrund. Da ist zunächst der seltsame erkerartige Vorsprung des Causse Méjan, auf dem die malerischen Ruinen des altberühmten Schlosses Blanquefort sich befinden, dann, ebenfalls auf dem linken Ufer, die merkwürdige Grotte von Ironselle, über deren Eingang ein weit vorspringendes Felsendach sich wölbt.

Eine klare, wasserreiche Quelle, die im Inneren der Grotte entspringt, um sich sogleich als schäumender Wasserfall in den Tarn zu stürzen, und eine besonders üppige Vegetation, die zu beiden Seiten des Einganges ein wahres Dickicht von Grün bildet, haben das ihrige dazu beigetragen, diesen Punkt des Cañon jetzt schon zu einem beliebten Motiv für die französischen Landschaftsmaler, namentlich für Aquarellisten, zu machen. Und da überdies von dem hier in erstaunlicher Vollkommenheit gebotenen „fertigen und abgeschlossenen Landschaftsbilde“ auch eine Menge photographischer Aufnahmen gemacht und in den Handel gebracht worden sind, hat die Grotte von Ironselle eine Art Berühmtheit erlangt, die angesichts so manches anderen, weit großartigeren Wunders des Cañongebietes kaum gerechtfertigt erscheint.

Nachdem das Dörfchen Villaret passirt ist, gelangt man bald in den sogenannten Cirque de Saint-Marcelin, eine Wiederholung des Cirque des Baumes, in kleinerem Maßstabe freilich, aber kaum minder malerisch als jenes große Amphitheater. Von einer ruhigen Umschau kann indessen hier auch nur für Augenblicke die Rede sein; denn gerade an dieser Stelle befindet sich die reißendste Stromschnelle der ganzen Strecke, eigentlich ein nicht unbedeutender Wasserfall, über den das Boot zwischen zwei langen, kaum bis an die Oberfläche des Wassers reichenden Felsen hindurchgeführt werden muß. Es ist die denkbar schwierigste Passage, und an sie schließt sich sogleich ein kaum minder gefährlicher, großer Wasserwirbel an, der, durch einen tief ausgehöhlten Felsen verursacht, den Fluß auf einer fast 100 m langen Strecke in brandende Bewegung versetzt. Ein kurzer Zuruf an die Reisenden, sich an den Bootswänden fest zu halten, ein kräftiger Stoß mit dem Bootshaken gegen einen hoch aus dem Wasser emporragenden Felsblock, dann wird auch dieses Hinderniß von dem kleinen Fahrzeuge und seinen tüchtigen Führern mit einer Sicherheit und „Eleganz“ genommen, die ihnen in jedem Ruderklub den ersten Preis eintragen würden. Auch nicht ein Tropfen Wasser ist bei dem fast sprungartigen Hinabgleiten über die große Stromschnelle über den niedrigen Bord des Bootes gedrungen. Nicht immer pflegt die Sache aber so gut abzulaufen. Die Schreckensgeschichte von zehn englischen Touristen, die im Sommer 1880 hier fast ihren Tod gefunden hätten (das eine ihrer Boote zerbarst bei dem Anpralle an den unter dem Wasser aufragenden Felsen, das andere kenterte), wird heute noch jedem Reisenden getreulich von den Schiffern erzählt, freilich stets unter Hinzufügung der verächtlichen Bemerkung, daß die Bootsführer ihre Sache nicht verstanden hätten.

Noch eine kurze Strecke weit geht es nun zwischen ähnlichen, aber zum Glück weniger gefährlichen Hindernissen vorwärts, an dem anmuthig gelegenen Dorfe Sablière und den von der rechten Cañonwand weit vorspringenden, merkwürdigen schwarzen Basaltklippen der Eglazines vorbei, dann taucht in einiger Entfernung vor dem Boote eine hohe, über den Fluß gespannte Brücke auf, die, wie man fast mit Bedauern vernimmt, das Ziel der schönen Fahrt ankündigt. Unter einer ihrer großen Bogenwölbungen hindurchfahrend, erblickt man auch bald zur Linken das Dorf Le Rozier, bei dem das Boot gleich darauf anlegt. Der aus mehreren gesonderten Häusergruppen bestehende Ort breitet sich am Fuße des südwestlichen Eckvorsprunges des Causse Méjan aus, in dem Winkel, den hier der Tarn mit der ihm von O zuströmenden Jonte bildet, und zwar auf dem breiten, flachen Ufer des letzteren Flusses. Le Rozier gegenüber, auf dem linken Ufer der Jonte und mit seinen von stattlichen Bäumen umgebenen Häusern dicht an den Fluß herantretend, liegt das größere Dorf Peyreleau. Man merkt es dem klaren Wasserlaufe, der friedlich wie ein Wiesenbach zwischen den beiden Ortschaften dahin strömt, nicht an, daß er noch wenige hundert Meter oberhalb dieser Stelle sich als ein wilder, tosender Bergstrom zwischen den engen Wänden eines tiefen, in die Kalkfelsen gerissenen Cañons hindurch gewälzt hat. Dem am Flußufer stehenden Beobachter wird der Einblick in diese tiefe, an seltsamen Felsenbildungen überreiche Schlucht der Jonte, welche den Causse Méjan im Norden von dem nach Süden sich ausbreitenden Plateau des Causse noir scheidet, durch einige coulissenartig sich vorschiebende Felshänge versperrt. Aber von der Höhe eines westlich von dem Dorfe Peyreleau ansteigenden Berges, eines Vorsprunges des Causse noir, der einen unvergleichlichen Rundblick gewährt, kann sich der Reisende in kürzester Zeit über dieses, wie über noch manches andere Wunder des Caussegebietes orientiren und dabei von der vielleicht gehegten irrigen Meinung zurückkommen, daß er mit seiner Tour durch den Cañon des Tarn und den Streifzügen über die Kalkplateaus von Sauveterre und Méjan schon alle Merkwürdigkeiten des eigenartigen Berglandes erschöpft habe.

Zunächst zwischen Weinbergen hindurch, dann durch Buchengehölz und hohes Haidekraut führt ein Zickzackweg vom Dorfe Peyreleau zum Gipfel jenes Berges empor, der, wenn nicht alles trügt, wahrscheinlich in nicht gar ferner Zeit ein vielbesuchter Aussichtspunkt, der Aussichtspunkt par excellence der nach diesem Theile des Cevennengebietes kommenden Touristen sein wird. Einstweilen hat er zwar noch keinen officiellen Namen; für die Einwohner von Peyreleau ist er kurzweg „la montagne“, auf der französischen Generalstabskarte (feuille de Séverac, Nr. 208) figurirt er unter der Bezeichnung Punkt 815. Dem spekulativen Unternehmer aber, der voraussichtlich bald hier sein Sommergasthaus anlegen und gute Geschäfte damit machen wird, wird es nicht schwer fallen, einen wohlklingenden, großartigen und doch nicht übertreibenden Namen für diese selten begünstigte Stelle ausfindig zu machen. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu sehen, daß es in der That in diesem ganzen Gebiete keinen zweiten Punkt giebt, von dem man ein so klares Bild der Lage und Form, der Struktur und der geologischen Verhältnisse der einzelnen Kalkplateaus und ihrer Cañons erhalten kann; von keiner anderen Höhe aus erscheint wohl auch der Gegensatz zwischen den ausgedehnten, traurigen Kalkebenen der Plateaus, den steilen Abstürzen der dolomitischen Felsen, der bedrückenden Enge der Schluchten und der freudig-üppigen Vegetation der Flußthäler so scharf ausgeprägt, so überraschend.

Nach N hin und das Auge des Beobachters zuerst auf sich ziehend, zeigt sich die ganze 13 km lange untere Strecke des Cañon des Tarn vom Cirque des Baumes bis Le Rozier mit ihren zahllosen schäumenden Wasserstrudeln und den merkwürdigen Felspartien ihrer Wände und Abhänge. Weit nach W hin kann man den Lauf des Tarn verfolgen, der nach seiner Vereinigung mit der Jonte zunächst in jener Richtung, dann nach SW der Garonne zufließt. Nicht mehr als schäumender, an Stromschnellen reicher Bergstrom, wie in seinem oberen Laufe durch den Cañon, sondern

Das südwestliche Vorgebirge des Causse Méjan und das Dorf Le Rozier. (Nach der Natur aufgenommen von Vuillier.)

breit und ruhig strömt er durch die 400 bis 500 m unter dem Niveau der Kalkplateaus sich ausdehnende, fruchtbare Ebene der Rivières, nur an seinem rechten Ufer von kleinen, unbedeutenden Hügeln begleitet. Zur Rechten, nach NO, fällt zuerst das große, südwestliche Vorgebirge des Causse Méjan in die Augen, an dessen Fuße Le Rozier liegt. Ueber die Dolomitenmauern und Klippen des Gipfels hinweg sieht man von dem erhöhten Standpunkte aus das ungeheure öde Tafelland von Méjan sich ausbreiten, nach W zur Tarnschlucht hin merklich sich senkend, ringsum von höheren Wänden eingefaßt. Aber der Blick vermag nicht lange auf diesem Theile des großartigen Panoramas zu verweilen: zu mächtig wird er von der nach O hin fast geradlinig sich erstreckenden Schlucht der Jonte angezogen und von den phantastischen, abenteuerlichen Formen ihrer Dolomitenränder. Zum großen Theile noch reich bewaldet, von tiefen Seitenthälern, breiten Spalten und Klüften vielfach durchsetzt, ist dieser Cañon, wenn auch weniger tief und in seiner ganzen Länge nur 21 km messend, doch nicht minder merkwürdig und sehenswerth als der des Tarn. Wenden wir den Blick endlich nach S, so zeigt sich uns die weite Ebene des zwischen den Thälern der Jonte und der Dourbie sich ausbreitenden Causse noir. Wie die Causses von Sauveterre und Méjan ein großes Kalkplateau, unterscheidet der Causse noir sich doch von dem letzteren namentlich durch seine geringere Höhe und die etwas hügelige

Einsiedelei St. Michel. (Nach einer Photographie.)

Bodengestaltung, die ihm im Vereine mit der reicheren Bebauung ein weniger ödes und trauriges Ansehen geben. Von landschaftlicher Schönheit ist indessen auch auf ihm nichts zu bemerken, und das Einzige, was das Auge des Beschauers als auffallend und merkwürdig fesselt, sind die in der Ferne an verschiedenen Punkten sichtbaren mächtigen alten Befestigungsthürme, die, anscheinend von großen Trümmerhaufen umgeben, hoch emporragen. Daß diese vermeintlichen Thürme und Ruinen die Dolomitenpartien von St. Véran, Roquesaltes und Montpellier-le-Vieux am Südrande des Plateaus sein sollen, erscheint zuerst kaum glaublich. Man muß eben diese ungeheuren Monolithe von 40 bis 120 m Höhe, diese kolossalen, wie von Menschenhand gleichmäßig aufgebauten Amphitheater und die durch Erosion entstandene wunderbare „Felsenstadt" aus der Nähe gesehen haben, um jene Täuschung nicht nur begreiflich, sondern durchaus natürlich zu finden.

Die Entfernung zwischen Peyreleau und Montpellier-le-Vieux beträgt in gerader Richtung kaum 10 km, und wenn auch die quer über das Plateau führende Straße einen bedeutenden Bogen beschreibt, so ist der Ausflug nach der Felsenstadt doch bequem in einem Tage zu machen. Viel genußreicher ist er freilich, wenn man, anstatt jenes kurzen Weges über das einförmige Plateau, den weiten Umweg durch den Cañon der Jonte wählt. Mehr als zwei bis drei Tage nimmt auch diese Tour nicht in Anspruch, und man wird für den größeren Zeitaufwand und für die manchmal beschwerliche Wanderung zwischen den Klippen der Cañonwände reichlich entschädigt.

Auf dem rechten Ufer der Jonte, meist in halber Höhe

des Plateauabhanges sich haltend, führt eine gute Straße von Le Rozier nach dem am oberen Ende des Cañon gelegenen Städtchen Meyrunis; auf dem linken Ufer sind es meist nur schmale Maulthierpfade, die von der Höhe hinab zum Flusse oder auch streckenweise längs desselben hinführen. Von Peyreleau, oder vielmehr von dem etwas südlicher gelegenen Dörfchen Aleyrac aus, einem dieser zum Flusse hinabgehenden Maulthierpfade folgend, gelangt man mitten in der Bergwildniß in einer Höhe von 900 m zu den Ruinen der alten Kirche von St. Jean de Balme. Der trotz der theilweisen Zerstörung immer noch stattliche Bau mit dem massiven viereckigen Thurme, den starken Mauern und der doppelten Rundbogenstellung stammt aus dem 11. Jahrhundert und ist bis zur Revolutionszeit im Gebrauche gewesen. Ueber das Ende des letzten Priesters der Kirche, der, während er die Messe las, von einer Rotte Aufrührerischer erschlagen und dann vor der Kirchenthür verscharrt wurde, und über die wunderbare Klugheit und Treue seines Hundes, der den Einwohnern von Peyreleau die Kunde von dem Schicksale seines Herrn brachte, die Entdeckung der Thäter herbeiführte, um dann schließlich neben der wieder ausgegrabenen Leiche vor Kummer zu sterben, wissen die Bewohner der Umgegend noch heute eine aus Dichtung und Wahrheit zusammengesetzte rührende Geschichte zu erzählen.

200 bis 300 Jahre älter und von keiner Sage oder Legende mehr umwoben ist die sogenannte Einsiedelei von St. Michel, zu der man, von St. Jean de Balme durch den dichten Buchen- und Tannenwald der Höhe in östlicher Richtung vorschreitend, nach kaum einer Stunde gelangt. Auf zwei, den hier 400 m hohen Rand der Schlucht noch überragenden Felsklippen, die, vielfach zerklüftet, mit nur unbedeutenden Vorsprüngen fast steil zum Flusse abfallen, liegen die Ueberreste von zwei kleinen Behausungen, deren Bewohner trotz ihres verschiedenartigen Berufes vielleicht in dieser Einsamkeit als gute Nachbarn gelebt haben. Die eigentliche Einsiedelei mit der kleinen Kapelle daneben läßt durch die Bauart ihrer Zellen, ihre Kreuzgewölbe und die eigenartigen Ornamente deutlich erkennen, daß sie aus der karolingischen Zeit und zwar aus dem neunten Jahrhundert stammt. Die noch höher gelegene und durch eine tiefe Kluft von der Einsiedelei getrennte, halb in den Felsen gebaute Feste hat allem Anschein nach wegelagernden Rittern und Räubern zum Aufenthalte gedient. Ein uneinnehmbareres und geschützteres Versteck hätten sie sich nicht leicht anlegen können; selbst für einen geübten Bergsteiger ist das Emporklimmen zu der kleinen Burg äußerst beschwerlich und durchaus nicht gefahrlos. Die schönste Aussicht belohnt freilich für die Anstrengung. In der Pforte der Burg stehend erblickt man gerade gegenüber, in einer Entfernung von kaum 1500 m, die an dieser Stelle ganz besonders seltsam geformten Randklippen des Causse Méjan: Felsnadeln und Pfeiler, Bogenöffnungen und Zacken, die selbst im hellen Mittagssonnenschein phantastisch und märchenhaft erscheinen. Von der Rückseite der Burg aber blickt man in eine tiefe, weite Senkung hinab, den sogenannten Cirque de Madasse, wo Hunderte von kleinen spitzen Dolomiten-Thürmen, -Pfeilern und -Säulen, durch Erosion entstanden, wie die Bäume eines Waldes oder besser noch wie die Statuen, Thürmchen und Baldachine auf dem Dache eines gothischen Domes emporragen. Der Cirque de Madasse bildet übrigens nur einen Theil der großen Schlucht von Espaliès, einem der schönsten unter den vielen schönen Seitenthälern des Cañon.

Von den Höhlen und Grotten, an denen die Wände der Jonteschlucht ebenfalls reich sind, befinden sich die bedeutendsten am oberen Ende derselben, und zwar scheinen hier die nach Süden gerichteten in der Wand des Causse Méjan vorzugsweise bewohnt gewesen zu sein. Die Grotte von Nabrigas, die in eben dieser Wand etwa 300 m über der Thalsohle unweit Meyrunis sich befindet, ist als unerschöpflicher Fundort von Knochen des Höhlenbären schon seit dem Jahre 1835 berühmt. Ihr gegenüber, auf dem linken Flußufer in der Wand des Causse noir, ist aber vor wenigen Jahren erst durch einen Ziegenhirten die große Höhle von Dargilan entdeckt worden. Ein schmaler niedriger Gang führt von außen zu ihren drei, durch pfortenartige Oeffnungen mit einander verbundenen Räumen, deren größter, fast kreisrunder, eine Höhe von 30 m und einen Durchmesser von 100 m hat.

Das Städtchen Meyrunis hat außer seiner geologisch interessanten Lage und dem in geringer Entfernung ge-

Roc de la Bouillière. (Nach einer Photographie.)

legenen Roc de la Bouillière nicht viel Bemerkenswerthes aufzuweisen. Ein vom oberen Dolomitenrande des Causse Méjan emporragendes natürliches Felsenthor, gewährt der Roc de la Bouillière einen besonders seltsamen Anblick, seitdem man zwischen seinen beiden Säulen die große Fahrstraße hindurchgelegt hat.

Was die in geologischer Hinsicht interessante Lage von Meyrunis an der schmalen Berührungsstelle der Kalkplateaus mit dem Schiefer- und Granitgestein der Gebirgsmasse des Aigoual anbetrifft, so macht sich dieselbe durch den verschiedenartigen Charakter der Landschaft auffallend bemerkbar. Die dürftige Plateaulandschaft im Süden, Westen und Norden der Stadt unterscheidet sich wesentlich von der nach Osten zum Gipfel des Aigoual aufsteigenden, reich bewaldeten, hügeligen Ebene, die von den Flüßchen Brèze und Butézon und zahlreichen, ihnen zuströmenden Bächen bewässert wird. Auf dem 1567 m hohen Gipfel des Aigoual selbst, der in wenigen Stunden von Meyrunis aus zu erreichen ist, wird jetzt eine meteorologische Station errichtet, die durch ihre außerordentlich günstige Lage von großer Wichtigkeit zu werden verspricht.

Kann Indien Europäern zur Heimath werden?

Von Dr. Emil Jung.

II. (Schluß.)

Es war natürlich, daß die Engländer in einer so weiten Entfernung von ihrem Vaterlande in Indien selber ein Klima suchten, welches dem altgewohnten ähnlich war, und sie fanden auf den vorgeschobenen Bergrücken des Himalaya Höhenlagen, wo sie die Kraft und Elasticität ihres Körpers wie ihres Geistes, die sie in den brennenden Ebenen des Ganges und Indus einzubüßen Gefahr liefen, wieder zur früheren Frische und Stärke zu erwecken vermochten. So hat sich auf den Vorbergen der großen Riesenkette ein ganzer Kordon von neuen Städten gebildet, eine Art indischen Englands, in Höhen von durchschnittlich 2000 m, und nirgends zeigen sich die Folgen der Besitzergreifung des Landes durch die europäischen Eroberer auffallender, als hier in diesen modernen englischen Städten, welche von den altindischen der Ebene mit ihren verfallenden Mauern und Zinnen und glänzenden Tempeln so durchaus verschieden sind.

Die älteste dieser Städte und die von europäischen Reisenden am häufigsten besuchte, da man sie von Kalkutta leicht erreichen kann, ist Dardschiling. Von Kalkutta nach Dardschiling führt eine schmalspurige Bahn, eins der Wunderwerke unseres Jahrhunderts; sie mißt im Ganzen 680 km, aber erst nachdem man Siliguri passirt hat, steigt sie mit schwindelnder Schnelligkeit bis zu 2325 m Höhe an. Auf einer Strecke von nur 81 km, auf dem Gebirgsrücken, bietet diese Bahn eine Steigung von 4,5 und sogar 7 Proc. oder durchschnittlich ungefähr 28 auf das Tausend und Kurven von nur 21 m.

Dardschiling, d. i. Heiliger Ort, wurde bereits 1835 als Gesundheitsstation an die Britisch-Ostindische Kompagnie abgetreten. Es liegt auf einem schmalen Berggrat, der sich 2000 bis 2350 m hoch erhebt und nach Osten steil in eine tiefe bewaldete Schlucht abfällt, aus welcher die Wasser des Grand Randjet zur Tista eilen. Dardschiling ist in historischer Folge die erste der englischen Gesundheitsstationen und, wie alle anderen derartigen Ortschaften, ist es von Kasernen und Batterien eingefaßt, aber sein allgemeiner Charakter ist der einer Gruppe von Palästen und Villen. Etwa $1\frac{1}{2}$ km vom Orte selber und in etwas höherer, völlig freier Lage ist ein Hospital für 150 kranke Soldaten errichtet worden. Seitdem der Ort durch Eisenbahn mit Kalkutta verbunden wurde, residirt hier auch der Lieutenant-Gouverneur von Bengalen während der heißen Sommermonate und 1883 wurde auch ein stattliches Privatetablissement, das Eden Sanatorium, errichtet, welches 52 Patienten aufzunehmen im Stande ist. Daneben breiten sich zahlreiche Villen von Engländern und reichen Indiern aus, welche hier den heißen Sommer verleben oder sich wohl auch ganz in die frische Bergwildniß zurückgezogen haben, in deren duftigem Hintergrunde der ewige Kantschindschinga sein Riesenhaupt zum Himmel emporhebt. „Ich begreife", ruft Dr. Hans Meyer aus, „daß man gesunden muß, wenn man sich, matt von indischer Sonne, hierher geflüchtet hat. Kopf und Lungen sind es nicht allein, die hier dem Kranken seine Kraft wiedergeben, sondern das Herz hat den Hauptantheil daran."

Doch leidet Dardschiling im Vergleich zu den übrigen Himalaya-Stationen an allzugroßer Feuchtigkeit, in den Morgenstunden aber, ehe die Wolken den Himmel verhüllt haben, um ihren täglichen Regen herabzusenden, hat man hier ein Panorama vor sich, wie es großartiger nicht gedacht werden könnte. Man lese nur Mantegazza's Schilderung! Dagegen sind die Schönheiten Simlas, der Sommerresidenz des Generalgouverneurs, viel weniger großartig, obschon auch diese Stadt, erbaut auf einem Grat zwischen dem Satletsch und einem Zufluß der Dschamna, nur dem Hintergrund der hier allerdings weniger mächtigen Gipfel des Himalaya, der Reize genug besitzt.

Simla wurde dem Radschah von Dschun 1815 genommen und dem Radschah von Patiala zugetheilt, aber später von diesem seitens der britischen Regierung erworben und vom Generalgouverneur zu seiner Sommerresidenz auserfehen, und so ist es faktisch während des Sommers die Hauptstadt des ganzen britisch-indischen Reiches. Sobald die heiße Jahreszeit herannaht, bedecken sich die Straßen, welche aus der Ebene nach Simla führen — denn bisher verbindet noch keine Zweigbahn den Ort mit dem großen, den Nordwesten durchziehenden Schienenstrang — mit den Equipagen und Gepäckwagen der hohen Regierungsbeamten Kalkuttas, denen auch die meisten ihrer Subalternen folgen. So wandern jährlich einige der Hauptverwaltungszweige zwischen den beiden Städten hin und her.

Das erste englische Haus wurde hier bereits 1819 erbaut, nachdem der Platz zwei Jahre zuvor durch die Brüder Gerard entdeckt worden war, aber den jetzigen Namen erhielt die zum Flecken herangewachsene Ansiedelung erst

1826, doch fand Jacquemont auf seiner indischen Reise 1831 nur gegen sechszig Häuser vor. Die Stellung Simlas als zweite Hauptstadt des Reiches datirt erst vom Jahre 1864. An dem Abhange eines Hügels aufgebaut, der allmählich von Westen nach Osten aufsteigt, liegt Simla mit seinen Palästen, Villen, Kirchen, Hôtels über einen Raum von 10 km Länge ausgebreitet. Den östlichen abgerundeten Gipfel, den Dschako, krönen Deodortannen, Eichen und Rhododendren, wie auch die westlich vorgelagerten Erhebungen prächtiger Hochwald bedeckt.

Die Stadt zählt nach dem Census von 1881 bereits 13 258 Einwohner und schon genügen die vorhandenen Quellen dem Bedarf nicht mehr, so daß es nöthig sein wird, einen der nahen Gießbäche zur Füllung der Reservoirs in Anspruch zu nehmen. Denn das Anwachsen Simlas beruht nicht nur auf seinen sanitären Vorzügen, weit mehr noch auf seiner geographischen Lage zwischen Kaschmir und Nepal, am Eingange des am leichtesten passirbaren Passes nach Tibet und auf einer Höhe, von wo die kriegerischen Stämme der Sikhs und Radschputen leicht in Schach gehalten werden können. Daher steht hier auch beständig eine starke Besatzung, deren Batterien auf dem westlich von der Stadt gelegenen Dschatok diese wie die umliegende Landschaft weithin beherrschen.

Aber auch noch durch weitere Stationen zu Subathu, Kasauli, Dagtschai, Kalka, welche sich im Süden theils an die Seiten der Hügel lehnen, theils ihre Gipfel krönen, wird Simla geschützt. Sie alle sind Gesundheitsstationen für die britischen Truppen. Kasauli wird bereits seit 1845 als Gesundheitsstation benutzt, der Commissioner von Ambala nimmt hier regelmäßig seinen Sommeraufenthalt. In der Regenzeit herrschen aber dichte Nebel vor und der Aufenthalt ist nichts weniger als angenehm, auch läßt die Wasserversorgung zu wünschen übrig, obschon 200 m unterhalb der Kasernen vorzügliches Trinkwasser den Bergen entquillt, und die Cholera ist hier zu wiederholten Malen aufgetreten.

Dagegen ist Subathu, das näher bei Simla liegt, weit trockener, weit mehr geschützt und fast völlig frei von Nebel; es ist hier weit heißer im Sommer und weit kälter im Winter. Während um Kasauli die Berge mit dichtem Wald bedeckt sind, ist hier die Umgegend völlig kahl. Subathu wurde schon 1816 nach Beendigung des Ghurka-Krieges zu einem militärischen Posten gemacht und es besitzt jetzt Kasernen für ein ganzes Regiment. Subathu ist eine durchaus gesunde Station, wogegen Dagtschai 1872 von Cholera heimgesucht wurde. Dieser Posten, seit 1842 für ein Regiment eingerichtet, liegt gleichfalls auf einer völlig kahlen und baumlosen Höhe. Am südlichsten liegt die Station Kalka, wo sich die von Ambala (Umballa) kommende Straße verzweigt, um bei Simla sich wieder zu vereinigen. Kalka liegt am Fuße der Berge, also weit weniger hoch als die übrigen Gesundheitsstationen und ist daher nicht so günstig gestellt wie jene.

Die am weitesten nach Westen vorgeschobenen Gesundheitsstationen sind Mari (Murrie) und Abbotabad im Distrikt Hazarrah des Sind Saugor Doab. Beide sind auf den Vorbergen des Himalaya in einer Höhe von circa 2200 m erbaut und ihre Villen, Hôtels und Kasernen breiten sich weit über die ziemlich nackten Grate von eisenschüssigem Sandstein aus. Schnee fällt hier zuweilen von December bis März, doch bleibt er selten lange liegen. Mari ist in Indien berühmt wegen seines Biers, das hier ebenso wie in Simla, Solon, Kadauli, Dalhousie, Masuri (Mussoorie), Naini-Tal, Chakrata, Ranikhet und anderen Stationen, auch in den Präsidentschaften Bombay und Madras, sowie in Maissur, gebraut wird.

Eine der wichtigsten Gesundheitsstationen ist Dalhousie, wie die beiden vorhergenannten Mari und Abbotabad im Pandschab gelegen, inmitten rauher, zerklüfteter Granitfelsen, an welche sich die meist zweistöckigen Häuser anzuklammern scheinen. Schon 1851 plante Oberst Napier, der spätere Lord Napier of Magdala, die Anlage einer Gesundheitsstation an diesem Platze, der auch im folgenden Jahre vom Radschah von Tschamba käuflich erworben wurde. Indeß geschah bis 1860 weiter nichts; da aber wurde eine breite Straße für Kameele von den Ebenen nach hier angelegt, Bauoperationen begannen sofort, aber erst 1868 wurden die neuen Kasernen wirklich bezogen. Seitdem ist Dalhousie auch bei der Civilbevölkerung des Pandschab als Sommerfrische sehr in Aufnahme gekommen, obschon die Gäste nicht alles finden, was sie wohl erwarten dürften.

Im Südosten von Dalhousie trägt ein Ausläufer des Dhaola Dhar, des Weißen Berges, inmitten einer wildromantischen Umgebung, das ganz europäisch gebaute Dharmsala. Der Ort trägt seinen Namen von einem alten Hinduheiligthum, dessen Stelle er einnimmt und enthält zwei große Kasernen für europäische Soldaten, welche zeitweilig für den aktiven Dienst untauglich sind.

In den Nordwestprovinzen bestehen vier Gesundheitsstationen. Zwei davon, Landaur und Masuri (Mussoorie), bilden heute eine einzige Stadt, zu deren erfrischendem Klima inmitten scharfgeschnittener, schön bewaldeter Berge die Bewohner der staubigen Ebenen allsommerlich in Schaaren pilgern. Eine Station zur Erholung für genesende Soldaten wurde hier 1837 errichtet, sie nimmt alljährlich während des Sommers etwa 300, während des Winters 100 Invaliden auf. Die beiden anderen, Almora und Naini-Tal, liegen in der Division Kumara. Almora ist die Hauptstadt der Division und eine alte vielumstrittene Festung; jetzt aber ist sie dank ihrer Erhebung über den Meeresspiegel (1650 m) und der Frische ihrer reinen Luft zu einer der besuchtesten Gesundheitsstationen Indiens geworden. Ihr Rival ist das moderne Ranikhet, das 165 m höher liegt auf einem Plateau, welches alles, was eine Stadt zu ihrem Wachsthum nöthig hat: geeigneten Boden, vortreffliches Baumaterial und reichliches, gesundes Wasser, im Ueberfluß bietet. Die eine oder die andere dieser Bedingungen fehlt fast allen Plätzen im Himalaya. Man hat daher vorgeschlagen, statt Simla diese Stadt zu wählen und die bisher dort zur Erholung untergebrachten Soldaten hierher überzusiedeln. Ranikhet besitzt schon jetzt mehrere militärische Etablissements.

Die meisten aber, welche während der Sommerhitze diese Gegend der Erholung selber aufsuchen, folgen dem Beispiele des Lieutenant-Gouverneurs der Nordwestprovinzen, welcher seine Residenz Allahabad regelmäßig für einige Monate mit dem höheren (1945 m) Naini-Tal vertauscht. Wer hier irgend welche Großartigkeit der Natur erwartete, wird sich getäuscht finden; die höchsten Spitzen der Umgebung gehen nicht über 2500 m hinaus, aber es giebt wenige Gegenden des Himalaya, welche mehr dem gemäßigten Europa gleichen, und gerade darin liegt ein besonderer Reiz für die Engländer. So hat sich hier am Nordwestende des gleichnamigen Sees in engem Thale schnell eine Ansammlung von Häusern gebildet, die in dem dichtbewaldeten Amphitheater vom Fuße bis zur Spitze der Berge verstreut liegen.

Das südliche Indien hat seine Gesundheitsstationen in den Nilgiris, einem schroff emporsteigenden Tafellande aus wellenförmigen, an den Schweizer Jura erinnernden Berg-

kämmen. Der höchste Gipfel, Dodabetta, erreicht 2532 m Höhe; unter ihm in 2393 m Höhe liegt der Hauptort Utakamand (Ootacamund); andere Gesundheitsstationen sind Wellington oder Dschakatalla, Kunur und Kotagherry. Wellington ist aber die einzige militärische Station; hier sind beständig Abtheilungen aus den Ebenen zu ihrer Wiederherstellung stationirt. Utakamand und Kunur, mit einer mittleren Jahrestemperatur von 13,3°, resp. 19,1° C., sind die Mittelpunkte für die aus ganz Südindien zusammenströmenden Fremden und es entwickelt sich hier im Sommer ein Badeleben ganz im europäischen Stil.

Die Nilgiris, die „Blauen Berge“, so genannt, weil sie aus der Entfernung ganz blau gefärbt erscheinen oder weil die Wiesen auf ihnen im Frühling mit einem dichten Teppich von blauen Blumen überzogen sind, erscheinen dem, der aus dem Küstenlande zu ihnen auf der Bahn emporsteigt, wie ein wahrhaftes irdisches Paradies. „Die Vegetation“, schreibt Mantegazza, „trägt einen ganz australischen Charakter, riesige Eukalyptus und Acacia melanoxylon bilden einen wahren Zaubergarten.“ Und mitten in dieser künstlichen Flora gewahrt man blühende Rhododendren mit großen Büscheln rother Blumen, rostigen Blättern und dicken Stämmen, die an Stärke unseren Kastanien gleichkommen. Beim Aufstieg rief die Scenerie dem Dr. Meyer noch Erinnerungen an Tyrol wach, oben in Utakamand glaubte er sich in den Thüringerwald versetzt. Ilmenau paßte ihm am besten in den Vergleich. Von Anfang Mai an halten sich hier Hunderte von sonnenflüchtigen Madrasern und Bewohner anderer Städte Südindiens auf. Denn Madras mit einer durchschnittlichen Jahrestemperatur von 27,8° C., wo selbst im kältesten Monat Januar das Thermometer immer noch durchschnittlich 24,4° C. zeigt, ist in den Sommermonaten den Europäern durch Cholera, Dysenterie und Fieber sehr gefährlich und die, welche es können, sind dann herzlich froh, aus der mit Staub und Bacillen geschwängerten Stadtluft auf einige Zeit in die erquickende Luft der Nilgiris entfliehen zu können. Das Klima dieser Berge wirkt sehr wohlthätig bei Schwindsüchtigen und solchen, die durch das heiße Klima der niedrigeren Gegenden oder durch anstrengende Arbeiten geschwächt sind, in anderen Krankheitsfällen ist es aber eher nachtheilig.

Nicht vom Militär, wohl aber von zahlreichen südindischen Familien werden die Schivaraï oder Siva Radsch (d. i. der „Herrscher Siva“) im Distrikt Salem aufgesucht, deren höchster Gipfel 1648 m erreicht. Hier hat sich in 1310 m Höhe bereits die kleine Gesundheitsstation Yerkad gebildet.

Madras genießt noch heute wegen seines Klimas keines guten Rufes, obschon es sicherlich einen besseren verdient als Kalkutta; am schlimmsten von allen großen indischen Städten war aber in früherer Zeit Bombay beleumundet.

Der englische Militärarzt Fryer, welcher Persien und Indien von 1672 bis 1681 bereiste und 1698 seinen Reisebericht veröffentlichte, behauptet, daß von 500 Europäern, welche die Insel Bombay beträten, nicht 100 sie verließen. Ein landläufiges Sprichwort besagte damals, daß zwei Monsune oder Regenzeiten das Alter eines Mannes ausmachten. Heute ist Bombay zwar im Allgemeinen immer noch keine gesunde Stadt, die durchschnittliche Sterblichkeit beträgt 38,1 per Tausend, die Europäer aber leiden weniger davon, denn sie erfreuen sich in ihren Wohnungen, welche in Terrassen am Malabar Hill aufsteigen und einen prächtigen Ueberblick über Stadt und Meer gewähren, eines weit erfrischenderen Klimas als in dem ehemaligen europäischen Viertel Parell, welches die Residenz des Gouverneurs seit den letzten hundert Jahren enthält. In neuerer Zeit haben sie sich dicht am Meere in Beach Candy und in Kolaba, an der äußersten Südspitze der Halbinsel, angesiedelt. Am Malabar Point besitzt der Gouverneur eine hübsche Villa, die nach Süden auf das Meer hinausschaut, aber während der heißen Monate des Frühsommers zieht er sich mit seinem Haushalt und den vornehmsten Beamten nach Mahabaleschwar zurück und die Regenzeit verbringt er in Puna.

Mahabaleschwar liegt in 1437 m Meereshöhe im Distrikt Satara südöstlich von Bombay auf einem Plateau der Sahyadri-Berge. Es wurde 1828 von einem früheren Gouverneur Malcolm, nach welchem eins der Dörfer der Station Malcolmpet heißt, als Gesundheitsstation ausersehen und ist während der trockenen Jahreszeit ein sehr angenehmer Aufenthalt, dessen Hintergrund die grünen Berge bilden, in welchen die heilige Kistna entspringt und von wo man einen schönen Blick auf die Silberfläche des Meeres in der Ferne genießt. Aber sobald die Regen zu fallen beginnen, flieht alles nach Puna, welches dann vom Juni bis November zur zeitweiligen Hauptstadt der Präsidentschaft Bombay wird.

Nur vier Stunden mit der Eisenbahn von Bombay entfernt hat sich in 749 m Höhe eine vielbesuchte Sommerfrische aufgebaut, das liebliche Matheran mit prächtigen Waldungen und herrlichen Blumenwiesen, die sich an einem isolirten Massiv ausbreiten, welches eine Schlucht von den Wällen des Ghats trennt. Es ist dies eine Schöpfung ganz neuen Datums, noch in der Mitte dieses Jahrhunderts schritten wenige Wilde durch die Wälder, heute sind reizende Villen weit über die ganze Oberfläche gesäet.

Außerdem besitzen die Engländer noch Gesundheitsstationen in Radschputana und in Ceylon. In Radschputana, das durch seine großartigen heiligen Tempelbauten hoch berühmte Abu in dem kleinen Tributärstaat Sirohi, dessen Radschah nur schwer dazu bewogen werden konnte, den heiligen Grund und Boden an die Engländer abzutreten, die hier eine Station errichtet haben, welche sowohl dem englischen Aufsichtsbeamten, als dem in diesem Staate stationirten Militär als Erholungsort dient. Es wird hier freilich im Sommer zuweilen sehr heiß und man behauptet, daß seit dem Kommen der Engländer die Hitze infolge des rücksichtslosen Abholzens der Berge und des darauf folgenden Versiegens der Quellen bedeutend gestiegen sei, allein das Klima ist doch gesund, auch während der Regenzeit, man verspürt hier nichts von der dumpfen Hitze, welche die Ebenen dann so unerträglich und so gefährlich macht.

Abu ist die Sommerresidenz des britischen Residenten und seiner Beamten und der zeitweilige Aufenthalt zahlreicher Engländer und hat Quartiere für etwa 200 Soldaten. Im Winter ist es aber fast ohne alle europäischen Bewohner.

Ceylons Hauptgesundheitsstation ist Nuwera Eliya im Inneren der Insel am Fuße des Pedrotagalla in nahezu 1900 m Meereshöhe. Schon die Könige von Kandy hatten sich in diese „königliche Stadt des Lichtes“ geflüchtet, um den Portugiesen zu entgehen, aber als die Engländer den Ort 1826 entdeckten, war er nichts weiter als ein Dorf und das erste europäische Haus wurde hier 1829 errichtet. Jetzt zeigt sich in dem überraschend schönen Thale mit seinem See, im Hintergrunde die Halgallaberge und der Pedrotagalla, eine lange Reihe europäischer Villen inmitten dunkler Eukalypten und knorriger Rhododendren, zwischen denen sich mächtige Aloen mit ihren spitzen Stachelblättern sperren.

Welch ein lieblicher, erfrischender Aufenthalt diese Perle Ceylons ist, das hat uns Häckel in warmen Farben geschildert.

So tragen denn die Briten die größte Sorge, sich von den Unbilden des indischen Klimas fernzuhalten und ihren Wohnsitz, je nach den Jahreszeiten, so viel sie können, zu wechseln. Wie man sieht, steht es dem Gouverneur von Bombay frei, solchen Luftwechsel viermal im Jahre vorzunehmen. Eines ähnlichen Vorzuges erfreut sich auch ein großer Theil der indischen Beamten. Es ist ihnen möglich, sich jeweilig den schädlichen Einflüssen des Klimas zu entziehen. Zwar die wohlhabenden Klassen können periodisch in die gesunde, kühle Bergluft entfliehen; für alle Anderen bleibt aber ein solcher Luxus doch ausgeschlossen und würde es immer bleiben müssen, falls das europäische Element auch in die mittleren und unteren Schichten eindränge. Was aber das Militär betrifft, so wird für dasselbe sehr viel gethan. Für gesunde Behausung, Beköstigung, angemessene Bekleidung der Soldaten wird gesorgt und es fehlt nicht an Stationen, an welchen sie den Angriffen des Klimas entgehen oder, falls sie solche erlitten, sich wieder erholen können. Und dennoch ist die Sterblichkeit eine große, noch größer aber die Zahl derer, welche als Invaliden in ihr Vaterland zurückkehren. Ein Hinweis auf die doch noch stärkere Sterblichkeit der Eingeborenen, welche ja bekanntlich unter den allerungünstigsten Wohnungs- und Nahrungsverhältnissen ihr Leben verbringen, kann den Vorwurf der Ungesundheit des Klimas nicht abschwächen.

Aber, wird man schließlich fragen, wenn Indien in seinen Himalaya-Thälern, denen der Ghats, den Hochebenen der Nilgiris, von Tschota Nagpur, Animaleh u. a. ausgedehnte Striche besitzt, deren Klima dem Engländer durchaus zusagt, warum entwickelt sich hier nicht eine Kolonisation in größerem Maßstabe? Warum lassen sich auf diesen kühlen und fruchtbaren Ländereien, deren Gesammtareal dem Großbritanniens gleichkommen dürfte, nicht englische Farmer nieder und gründen hier ein neues Britannien, während die brennenden Ebenen des Pandschab, die sumpfigen Striche Bengalens, die dürren Plateaus des Dekkan den Eingeborenen überlassen bleiben? Ein solcher Versuch würde an zwei Hindernissen scheitern, und in richtiger Erwägung dieser Hindernisse hat man den wiederholt aufgetauchten und erörterten Plan einer Kolonisation Indiens durch Europäer immer wieder fallen lassen.

Der Arbeitslohn steht in Indien, wie in ganz Ostasien überhaupt, auf einer sehr niedrigen Stufe, während der englische Arbeiter, schon in seiner Heimath so gut bezahlt, im Auslande noch weit mehr erwartet, so daß von einer Konkurrenz zwischen europäischen Kolonisten und Indiern nicht die Rede sein könnte. Vermögen schon die Chinesen, die ihrer Hände Arbeit doch zu so bescheidenem Preise verkaufen, mit indischen Kulis kaum in Wettbewerb zu treten, so daß sie ihre Thätigkeit fast ausschließlich auf Handel in den Städten beschränken, so muß der englische Arbeiter noch viel mehr von einem solchen Versuche zurückstehen. Nur als Besitzer, als Aufseher können Engländer an der Bewirthschaftung des Bodens Antheil nehmen.

Aber selbst wenn die ökonomischen Verhältnisse den Briten eine Wirksamkeit als Bebauer des Landes gestatteten, so würde vom politischen Standpunkte ein Eintreten englischer Farmer in die Klasse indischer Ryots von der Regierung höchst ungern gesehen werden. Die Engländer betrachten sich selbst als eine höhere Kaste, weit über allen Landesbewohnern stehend, und sie werden auch von den Indiern so angesehen. Sie können nicht wünschen, daß dies Prestige erschüttert werde. Dies müßte aber unzweifelhaft geschehen, wenn jene Pläne verwirklicht würden.

Indien ist ein erobertes Land, keine Kolonie. Die Annahme, daß der Engländer auf indischem Boden je dauernd Wurzel fassen werde, erscheint nach allem völlig ausgeschlossen. Damit ist auch die Zukunft Englands in dieser seiner reichsten, wichtigsten Besitzung bestimmt vorgezeichnet.

Die Karagassen[1].

I.

Im Bezirke von Nishne-Udinsk (Gouvern. Irkutsk) hat sich der kleine Volksstamm der Karagassen, ein Rest der Ureinwohner Sibiriens, bis heute erhalten. Der Karagasse erinnert in seiner Kopfform und seinen Gesichtszügen etwas an den Burjäten, doch sind seine Gesichtszüge weniger eckig und regelmäßiger als die des Burjäten. Seine Gestalt ist klein, mager, wie ausgedörrt vom Rauche der Wohnungen, das Gesicht bartlos, die Zähne blendend weiß, die Nase ein klein wenig platt, die Haare schwarz, rauh und verfilzt. Das Antlitz der Karagassen zeigt selten irgend eine Bewegung, die Miene ist stets ruhig, leidenschaftslos, apathisch. Der Karagasse trägt einen langen, bequemen Rock aus Ziegenfellen, der mitunter an den Rändern mit schwarzem Zeug besetzt ist, Hosen aus Ziegenfell, ebenso hohe Stiefel von demselben Stoffe, das Rauhe nach außen gekehrt, auf dem Kopfe eine Mütze mit Seitenklappen — darin besteht die ganze Kleidung. Leibwäsche kennt er nicht; kommt es zufällig vor, daß er sich ein Hemd kauft, so trägt er es so lange, bis es am Körper selbst auseinanderfällt. — Unzählige Läuse kriechen auf seinem Haupte, auf seinen Kleidern umher, und ein äußerst unangenehmer Geruch geht von ihm aus.

Der Karagasse steht auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung; sein eben geschildertes Aeußere macht einen betrübenden Eindruck.

Der ganze waldige Landstrich — die Taiga[1]) — südlich von Nishne-Udinsk bis zur chinesischen Grenze gehört den Karagassen; er ist in Theilstücke zerlegt. Die einzelnen Theile sind verschiedenen Geschlechtern zugewiesen und ein bestimmtes Geschlecht jagt nur in dem ihm gehörigen Gebiete: es ist nicht gestattet, die Thiere auf ein fremdes Gebiet zu verfolgen. Da die einzelnen Theilstücke sehr ausgedehnt sind, so haben die Besitzer ausreichenden Platz für ihre

[1]) Nach dem Russischen des „Sibir“ 1885, Nr. 48 und 1886, Nr. 15 und 16.

[1]) Die mit Wald bedeckten Gegenden Sibiriens werden „Taiga“ genannt.

Nomadenzüge und für ihre Jagd. Hat der Karagasse erkannt, daß in einer bestimmten Gegend viele Thiere sich aufhalten, daß viel Renthiermoos vorhanden ist, so baut er sich sofort eine Jurte: d. h. er steckt eine Anzahl dünner Stangen in den Erdboden, bindet die frei nach oben ragenden Spitzen zusammen, bedeckt den so entstandenen Kegel von außen mit Renthier- oder Elenfellen und — die Wohnung ist fertig. In solch einer Hütte (Jurte) verbringt er mit seiner Familie den ganzen Winter; die Unbilden des rauhen sibirischen Klimas rühren ihn gar nicht. Seine Geduld im Ertragen der Kälte ist bewunderungswürdig. Ein schrecklicher Sturm wüthet durch den Wald, die Bäume platzen vor Kälte, dichtes Schneegestöber verfinstert die Luft — der Karagasse aber verfolgt unablässig das Eichhörnchen, während seine Familie in der Jurte auf Renthierhäuten liegt und sich am Feuer wärmt. Um die Kinder an Kälte zu gewöhnen, wird das Neugeborene sofort im Schnee gewälzt, in einen Sack aus Renthierfell gesteckt und dann an die Seite der Mutter gelegt. Beim Wechsel der Wohnplätze werden die kleinen Kinder in Säcken einem Renthiere an die Seite gehängt und so wird gewandert.

Dem Karagassen dient als Speise vorzüglich das Fleisch der erjagten Thiere. Brot wird nur wenig genossen; es wird in sehr einfacher Weise zubereitet: das Mehl wird mit Wasser zu einem dicken Brei gerührt, aus welchem flache Kuchen geformt und in heißer Asche gebacken werden. Erst in jüngster Zeit hat der Karagasse den Ziegelthee gebrauchen gelernt. Ein sehr beliebtes Essen ist das frische Bärenfett; es wird in Stücke geschnitten und die einzelnen Stücke in den Mund geschoben und ausgesogen. Schon dem Säugling giebt man statt eines Zulps ein Stück Bärenfett; damit das Kind sich nicht verschluckt, wird das Fettstück an ein Stäbchen gebunden.

Das ganze Leben des Karagassen ist ein unaufhörlicher, ununterbrochener Kampf mit der Natur; der ganze Kreis seiner Beschäftigung besteht in der Jagd. Er schlägt seinen Wohnungssitz nur dort auf, wo Eichhörnchen sich finden; gehen die Thierchen weiter zurück in das Waldesdunkel der Taiga bis zur chinesischen Grenze, so nomadisirt der Karagasse hinter ihnen her. Sein Jägerinstinkt betrügt ihn nie, sein kleines Auge ist sicher und die schwere Hand fehlt nie. Hat er einen Bären aufgespürt, so geht er mit der einfach gezogenen Büchse und einem Messer kühn ihm entgegen und besiegt ihn. Am vortheilhaftesten für ihn ist die Jagd auf Zobel, Hirsche, Elenthiere, Bären, Füchse und Eichhörnchen. Dank seinem ungewöhnlichen Jagdinstinkte, seinem sicheren Auge und der festen Hand, Dank der Kenntniß der Lokalitäten, wo die Thiere hausen, gewinnt der Karagasse so viel, daß er mit seiner Familie satt werden und seine Abgaben (Jassak) bezahlen kann. Hier aber stoßen wir auf das Verderben, das dem Karagassen unsere gerühmte Civilisation gebracht hat.

Nach Mittheilungen aus dem Jahre 1884 zählte man im Ganzen 457 Karagassen beiderlei Geschlechts (232 männliche, 225 weibliche Individuen). Es werden fünf Sippen unterschieden: 1) die karagassische, 2) die mandschurische, 3) die Chudinsker, 4) die Kangazker und 5) die Silnigursker. Die letzte ist die zahlreichste (72 männl., 70 weibl. Individuen), dann die Kangazker (54 männl., 45 weibl.), weiter die Chudinsker (44 männl., 47 weibl.), die mandschurische (31 männl., (41 weibl. und schließlich die karagassische (26 männl., 22 weibl.). Alle Karagassen werden von einem eingeborenen Fürsten, dem Oberhaupt aller fünf Sippen, beherrscht, welcher Schulenga genannt wird; in den einzelnen Sippen führt der Darga (der Aelteste) das Regiment. Die Würde des Schulenga ist seit den Zeiten der Kaiserin Katharina II. erblich. Unter den Karagassen hat sich bis heute die Tradition erhalten, daß ihre Deputirten mit dem Schulenga an der Spitze in die Hauptstadt zur weißen Zarin gepilgert seien. Sie seien so sehr erschreckt gewesen, so sehr verwundert über die zarischen drohenden Wächter, über die Pracht des Hofes, über das erhabene Aussehen der Kaiserin, daß sie unter keiner Bedingung sich der kaiserlichen Majestät nähern wollten, sondern daß sie ihre theuren sibirischen Zobel mittels eines langen Stockes überreichten, worüber die Kaiserin aber nicht ärgerlich geworden, sondern herablassend sich mit ihnen unterhalten habe.

Die Karagassen sind ebenso wie die anderen Eingeborenen Sibiriens von der Militärpflicht befreit; sie bezahlen nur eine jährliche Abgabe (Jassak), die in Zobeln von ihnen erhoben wird. Nach der Bestimmung der Regierungsbehörde in Irkutsk beträgt die Abgabe jährlich 4 Rubel 29 Kopeken (ca. $8^1/_2$ Mark) für eine (sogenannte) Revisionsseele[1]). Ferner wird ihnen von der Bezirkspolizei in Nishne-Udinsk Mehl, Pulver und Blei verabfolgt, wofür die Bezahlung gleichfalls in Zobelfellen erhoben wird. Alljährlich einmal, am 5. December, kommen alle Karagassen zur Versammlung (Suglan), welche 60 Werst (Kilometer) von der Stadt Nishne-Udinsk an den Ausläufern des Sajanischen Gebirges stattfindet; dann erscheinen aus Nishne-Udinsk der Ispravnik (Chef der Landpolizei — Kreisrichter), ein Priester und die verschiedenen Händler.

Vor allem werden die von den Karagassen erbeuteten Felle und Pelzwerke an einem bestimmten Orte zusammengebracht: im Jahre 1884 waren beim Suglan vorhanden 757 Felle vom Zobel, 3178 vom Eichhörnchen, 258 vom Renthiere, 116 vom Elenthiere, 159 vom Edelhirsch, 68 vom Bären und 21 von Ziegen. Nun wird zum Einsammeln der Jassaks geschritten. Alle Zobel werden durch öffentliche Abschätzung in drei Sorten getheilt: die beste Sorte galt im Jahre 1881 à 12 Rubel (24 Mark) (im Jahre 1883 — 17, in den Jahren 1882 und 1881 — 25 Rubel); die mittlere Sorte galt 7 bis 10 und die geringste Sorte nur 3 bis 5 Rubel. Der Jassak wird mit Zobeln der ersten Sorte entrichtet, und diese werden direkt an das Kaiserliche Kabinet in St. Petersburg gesandt; im Jahre 1884 waren es 115 Stück. Die Zobel der zweiten Sorte werden zum Ankauf von Mehl, Pulver und Blei verwendet und der Rest öffentlich verkauft. Bei Gelegenheit dieser nur einmal jährlich stattfindenden Versammlung vollzieht der Priester die nothwendigen gottesdienstlichen Handlungen, er tauft die neugeborenen Kinder, traut die verlobten Paare u. s. w. Es ist begreiflich, daß die Karagassen, obwohl alle getauft sind, doch der religiösen Belehrung entbehren und deshalb vollkommene Heiden geblieben sind. Ist die Versammlung aufgehoben, so fahren alle Karagassen nach Nishne-Udinsk.

Der Betrag des von den Karagassen erhobenen Jassaks ist verschwindend klein im Vergleich zum Werthe der von ihnen erlegten Pelzthiere; sie bringen etwa nur den dritten Theil ihrer Jahresbeute an Fellen und Häuten zur Versammlung; die anderen zwei Drittel werden anderweitig verkauft. Hiernach sollte man meinen, daß unter diesen Umständen die Karagassen nicht nur ihre Abgaben voll bezahlen können, sondern auch zum Ankaufe der erforderlichen Lebensbedürfnisse genug Mittel besitzen. Allein thatsächlich stellt die Sache sich umgekehrt heraus. Gegenwärtig schulden die Karagassen etwa noch 600 Rubel (1200 Mark); dabei

---

[1]) Bei den sog. Revisionen (Zählungen) werden nur die männlichen Individuen als „Seelen" gezählt.

leiden sie oft Noth, weil ihnen Mehl, Pulver und Blei fehlen. Und alles das bewirkt der Branntwein und der russische Krämer. Ungeachtet dessen, daß der Handel mit Branntwein unter den Karagassen streng verboten ist und daß die dabei Betroffenen streng bestraft werden, versteht es der russische Händler, in vorsichtiger Weise alle Hindernisse zu beseitigen; er zieht hinaus in den Wald zu den Karagassen und erzielt von ihnen großen Gewinn. Er folgt mit seinem Branntweintönnchen den Nomaden in das Dickicht der Wälder; von Zeit zu Zeit verdünnt er den Branntwein mit Wasser. Er führt aber nicht nur Branntwein bei sich, sondern auch Mehl, billige Kleider, Hosen, Hemden, Gurten und andere Dinge.

Es ist strenger sibirischer Winter: kalt weht der Wind mit Geheul durch das Waldesdickicht, so daß die Thiere sich in ihren Höhlen verkriechen, um sich zu schützen; der Karagasse aber folgt ihnen unermüdlich und läßt sie nicht aus dem Auge, bis er sie erlegt hat. Endlich hat er zwei oder drei Zobel erlegt, vielleicht 20 Eichhörnchen getödtet; ermüdet kehrt er in seine Jurte zurück, um sich zu erholen: da trifft er den Krämer. „Guten Tag, Freund!“ ruft der Kaufmann, „frierst du?“ „U, u!“ stöhnt der Karagasse. „Du sollst warm werden, ich bewirthe dich; trinke ein Gläschen!“ Der Karagasse stürzt gierig den dargebotenen Branntwein hinab, in Folge der Kälte und des Hungers wird er leicht berauscht; er trinkt das zweite ihm dargebotene Gläschen und ist — betrunken. Nun beginnt der Handel. Der Händler giebt ihm nun keinen Branntwein mehr, wenn er nichts kauft. Beim Handel übervortheilt er ihn maßlos, denn für einen werthlosen Gürtel nimmt er ein theures Zobelfell. Der Karagasse will noch trinken, doch der Kaufmann giebt nichts, bis er endlich für ein Zobelfell oder für ein Bündel Eichhörnchen ein Glas Branntwein bekommt. So hat der Händler seinen Zweck erreicht; er zieht befriedigt weiter, der unglückliche Karagasse aber liegt betrunken in seiner Jurte. Alle seine Felle hat er fortgegeben und dafür bunte Gürtel und Tücher eingetauscht. Pulver und Blei ist wenig vorhanden, Mehl fehlt ganz; der December ist nahe, der Jassak soll bezahlt werden, woher soll man die Mittel dazu nehmen? Ein anderer Händler erscheint, er hat Pulver und Blei zum Verkauf; die alte Geschichte beginnt von Neuem — der Händler zieht ab und nimmt die Renthiere des Karagassen mit sich, für welche er Pulver und Blei zurückgelassen hat.

Doch es gelingt dem Karagassen, abermals einige Beute zu machen und er zieht zum Versammlungsort. Kosaken sind aufgestellt, um den Branntweinhandel zu verhindern, aber vergeblich: die Händler sind schon da, das Trinken beginnt; die Kosaken sind auch dabei und versorgen sich auch mit Fellen — alle für Branntwein. Aber auch andere Personen, welche die Versammlung besuchen, beschäftigen sich mit solchem Gewerbe.

Die Versammlung kommt den armen Karagassen theuer zu stehen! Alles nimmt ihnen Zobel und Eichhörnchen! Der Platz, auf welchem der Kreisrichter sitzt, wird mit Bären- und Renthierfellen belegt; nach Schluß der Versammlung nimmt der Kreisrichter die Felle als sein eigen in Anspruch; so ist es von Alters her gewesen. Für die Taufe eines Kindes, für eine Trauung — werden Felle gezahlt, deshalb wartet alles, selbst in Nishne-Udinsk, mit Ungeduld auf den Beginn der Versammlung. Nach Schluß der Versammlung fahren alle Karagassen in die Stadt Nishne-Udinsk; hier nehmen sie das bestimmte Quantum Mehl, Pulver und Blei in Empfang. Nun hat aber der Karagasse noch Geld übrig; er hat seine ganze Jahresbeute verkauft — jetzt will er sich in Freiheit ergehen. Und was thut der Unglückliche? Er fängt an, Branntwein zu trinken und trinkt so lange, bis er nichts mehr zu vertrinken hat, bis die Schenkwirthe nichts mehr liefern. Aber er will trotzdem noch trinken — der Branntwein ist in der Stadt viel billiger und viel besser als in der Taiga. Und nun bringt er seinen angekauften Vorrath, sein Pulver und Blei zum Schenkwirth und vertrinkt Alles. Jetzt ist nichts mehr vorhanden, kein Thee, kein Mehl, kein Pulver und kein Blei. Wie soll er nun heimkehren? Ohne Thee und ohne Mehl läßt sich schon leben — aber was soll er ohne Pulver? Hat er Pulver, so kann er wieder auf die Jagd ziehen und dann gewinnt er Alles, was er eben verschleudert hat. Er bittet nun fußfällig und unter Thränen den Schenkwirthen um Rückgabe des Pulvers. Das versteinerte Herz des Schenkwirthes wird weich, er liefert das Pulver aus — und im nächsten December läßt er sich das Zehnfache des Gelieferten wiedergeben. Endlich kehren die Karagassen in die Taiga zurück: und was wartet hier ihrer? So lange das Pulver reicht, haben sie zu leben, aber ist der Vorrath verbraucht, so müssen sie hungern; dann gehen sie zu den Reicheren als Knechte, als Arbeiter und überlassen ihre unglückliche Familie ihrem Schicksale.

In der letzten Zeit hat die Lage der Karagassen sich bedeutend verschlimmert, weil die Pelzthiere allmählich verschwunden und die Preise der Zobel gefallen sind.

Im Frühling beginnen die Waldbrände; das Gras wird angesteckt, bald sind die Wälder von einem feurigen Gürtel eingeschlossen, und fangen selbst an zu brennen, dadurch wird allmählich der Wald zu Grunde gerichtet; die Thiere ziehen sich nun weiter zurück und der Karagasse hat noch mehr Mühe als früher, ihnen zu folgen.

Vor Kurzem zählte man noch etwa 1000 Karagassen — jetzt sind es noch 232 und in 10 bis 15 Jahren wird vielleicht keine Spur von ihnen mehr vorhanden sein; so unbemerkbar das traurige Leben der einzelnen Karagassen dahinfließt, so unbemerkbar wird das ganze Volk der Karagassen vom Antlitze der Erde verschwinden.

Kürzere Mittheilungen.

Thoroddsen's jüngste Reise auf Island.

Ueber seine Reise nach Kap Horn hat Herr Adjunkt Thoroddsen dem isländischen Blatte „Sudri“ noch weitere Mittheilungen gemacht; da diese entlegene Gegend Islands wirklich eine Art terra incognita ist, wohin kein Tourist sich verirrt, so dürften einige kleine Auszüge aus jenen Mittheilungen des Interesses nicht ermangeln.

Die lange Küstenstrecke zu beiden Seiten von Kap Horn bildet drei Kirchengemeinden, und da die Entfernung zwischen den Höfen sehr groß ist, so ist der Kirchenweg ein sehr langer

und äußerst beschwerlicher. Ein isländisches Sprüchwort sagt deshalb auch: „Das Kind muß zur Kirche gehen, um getauft zu werden.“ Sicher ist, daß die Bewohner mancher Höfe nur einmal im Jahre während des besten Sommerwetters die Kirche besuchen können; tritt schlechtes Wetter ein, dann kann ein solcher Kirchgang vier bis fünf Tage oder noch länger dauern. Am beschwerlichsten ist es jedoch, die Leichen nach den bei den Kirchen gelegenen Friedhöfen zu schaffen; während des Winters ist dies beinahe unmöglich, weshalb man genöthigt ist, die Särge vorläufig im Schnee beizusetzen, bis das Wetter und der Weg besser geworden sind. Hr. Thoroddsen erzählt folgende Thatsache: Im vorigen Winter starb auf dem Hofe „Bjarnanes“ ein Mann, dessen Leiche nach der Kirche auf „Stad i Grunnavik“ geschafft werden sollte. Zuerst dauerte es lange Zeit, ehe die Leichenträger gesammelt werden konnten, und als diese auf dem Hofe anlangten, mußten sie hier des eingetretenen schlimmen Wetters wegen acht Tage verweilen. Dann wurde der Sarg auf einen Schlitten gesetzt, um ihn auf diese Weise über einen zwischenliegenden Gebirgsrücken zu transportiren; auf dem Gebirgsrücken angelangt, wurden sie von einem so heftigen Schneesturm überfallen, daß sie den Sarg stehen lassen und umkehren mußten, wodurch alle in große Lebensgefahr geriethen. Während der Sarg drei Wochen hindurch im Gebirge stand, starb noch ein anderer Mann in der Gemeinde; es glückte nun, sechs von den kräftigsten jungen Leuten zu bewegen, eine neue Reise zu unternehmen. Nach einigem Suchen fanden sie auch den ersten Sarg im Schnee, und nun wurden beide Särge nach einem mit Eis belegten Fjord hinab geschafft. Die Schlittenfahrt auf dem Eise ging recht gut, aber als sie die Mitte des Fjordes erreicht hatten, trafen sie offenes Wasser. Die Leute mußten nun die Särge auf dem Eise stehen lassen und einen weiten Weg um den Fjord machen, bis sie endlich in einem Hofe ein Boot geliehen bekamen, um die Särge damit weiter zu befördern; nachdem sie die Mündungen von zwei breiten Fjorden passirt hatten, erreichten sie schließlich mit Mühe und Noth die Kirche auf „Stad i Grunnavik“.

Für die Geistlichen in diesen Gegenden ist es nicht leicht, ihre Gemeinden zu besuchen, denn sie müssen gefährliche und ungebahnte Wege zu Fuß zurücklegen. Vor einigen Jahren waren der Geistliche in Stad und seine drei Begleiter nahe daran, von einer Lawine verschüttet zu werden.

In dieser Wüstenei sind gesellschaftliche Zusammenkünfte sehr selten, nur Hochzeitsfeste, die oft zwei bis drei Tage dauern, machen eine Ausnahme. Bei einer solchen Gelegenheit sind die gewöhnlichen Gerichte: die traditionelle isländische Grütze, Braten und eine Art Pfannkuchen, die „Lummur“ genannt werden. Beim Abschiede giebt jeder Hochzeitsgast je nach seinem Vermögen 2 bis 10 Kronen als Geschenk.

Außer Andachtsbüchern und den sogenannten „Rimur“, d. h. versificirten Sagen und Erzählungen über die Helden der Vorzeit, fand Thoroddsen nicht viele andere Bücher. Die jüngere Generation kann jedoch lesen und schreiben, was mit allen alten Leuten nicht der Fall ist. Früher soll hier der Glauben an Zauberei und Hexerei ganz allgemein gewesen sein, jetzt jedoch aufgehört haben.

Der Kampf ums Dasein ist nirgends auf Island ein so harter wie in diesen öden Gegenden; namentlich in den letzten Jahren haben die Bewohner hart gelitten. Zu Thoroddsen sagten mehrere, daß sie gerne auszuwandern wünschten, nicht nach Amerika, wohl aber nach milderen Gegenden im Lande; dies läßt sich aber schwer ausführen, denn sie können ihre Besitzungen weder verkaufen noch mitnehmen. Die Meisten waren jedoch einigermaßen mit ihrem Aufenthalt auf dieser Stelle der Heimathsinsel zufrieden, wünschten nur in den nächsten Jahren besseres Wetter. Die Bewohner sind flinke und arbeitstüchtige Leute, aber ihre Geräthschaften sind wie beinahe überall im Lande sehr primitiv. Zwischen dem Wetter am „Hornstrande“ und dem im Süden der Insel ist ein himmelweiter Unterschied, aber zwischen der Arbeitstüchtigkeit auf diesen beiden Stellen ist der Unterschied nicht so groß. Die Bewohner in den nördlichen Gegenden sind fast alle sehr arm, aber sie stellen auch keine große Anforderungen an das Leben. Thoroddsen wurde überall mit der größten Gastfreundschaft aufgenommen.

Von den drei hier in Frage stehenden Kirchengemeinden, nämlich „Stadur i Grunnavik“, „Stadur i Adaluck“ und „Arnes“, erhalten die beiden ersteren einen Zuschuß aus der Landeskasse von resp. 400 und 600 Kronen jährlich, letztere dagegen keinen, da zu dem Predigerhofe eine Insel gehört, welche jährlich über 100 Pfund gereinigte Eiderdaunen abwirft, die zur Zeit wenigstens 1800 Kronen einbringen. Diese Pastorate gehören zu den sogenannten „armen Pfründen“, eine Bezeichnung, welche auf den größten Theil der isländischen Pastorate anwendbar ist.

Die amerikanische Landwirthschaft und ihre Feinde.

Die außerordentlichen Verwüstungen durch Insektenfraß, unter welchen die amerikanischen Ernten leiden, sind, wie ein referirender Artikel der „Edinburgh Review“ ausführt, hauptsächlich eine Folge der extensiven Kultur der Nährpflanzen der betreffenden Insekten. Vor 200 Jahren existirte der „wildcrab“ (wilde Apfelbaum) noch nicht in Amerika und daher gab es auch keine Apfelinsekten. Die Einführung der Obstpflanzen von Europa wurde begleitet von derjenigen einiger ihrer natürlichen Parasiten. Die ausgedehnten Flächen, welche ausschließlich der Kultur einer bestimmten Nutzpflanze gewidmet sind, bilden ebenso viele Brutstätten für die Insekten, die sich davon nähren. So befindet sich z. B. in der Nähe von Hudson (N.-Y.) eine Apfelbaumpflanzung von 300 Acres, welche 26 000 Apfelbäume enthält. Der Pfirsichgarten zu Orchard Hill (Georgia) enthält 54 000 Pfirsichbäume und nimmt eine Fläche von 540 Acres ein. Ein Obstzüchter in Californien hat eine Traubenpflanzung von 1010 Acres, deren Ertrag sich auf 4 Mill. Pfund Muskatbeeren beläuft. Eine Baumwollpflanzung bei Albany erstreckte sich 1872 über ein Areal von 6500 Acres; eine Farm in Nebraska enthielt 12 000 Acres Hafer und 24 000 Acres Weizen. Drei Weizenfelder im San Joaquin-Thale dehnten sich beziehentlich über 17 000, 23 000 und 36 000 Acres aus. Ein Kartoffelfeld in Colorado bedeckte eine Fläche von 150 Acres und hatte einen Ertrag von 25 000 bis 30 000 Bushels. 1 Mill. Quarts Erdbeeren wurde 1877 in Dighton (Mass.) geerntet. Die allgemeine Tendenz des Ackerbaues in Amerika ist auf die Erzeugung bestimmter Ernten in einem Maßstabe gerichtet, der nur in der Schwierigkeit ihrer Bewältigung eine Schranke findet — und das endliche Resultat hiervon muß die Ausrottung der Landwirthschaft selbst sein, falls nicht geeignete Mittel angewendet werden, um die Ernten vor den Feinden zu schützen, welche sie heranziehen und ernähren. Einen Begriff von den durch die letzteren angerichteten Verheerungen geben folgende Daten:

Während des Auftretens der Weizenmücke (Diplosis tritici) 1854 und 1857 fielen in Livingstone-County 2000 Acres bei der Ernte aus, welche pro Acre 30 Bushel hätten ergeben können. Die Weizenernte in New-York ergab 1854 einen Verlust von 3 Mill. Liter. In Ohio war der Verlust noch größer, in Canada zerstörte dasselbe Insekt 8 Mill. Bushel Weizen. Der baare Werth des 1864 im Staate Illinois durch die „Chinchbug“ zerstörten Getreides wird auf 73 Mill. Dollars geschätzt. Dasselbe Insekt verursachte in Missouri 1874 einen Schaden, der sich auf 19 Mill. Dollars belief.

Der Verlust durch die Verheerungen der Felsengebirg-Heuschrecke in den Staaten Kansas, Nebraska, Iowa und Missouri im Jahre 1874 wurde auf beinahe 56 Mill. Dollars geschätzt. Der jährliche Schaden, welchen der „cotton-worm“,

die Larve von Aletia argillacea, in den 14 Jahren bis 1878 in neun der ersten Baumwollstaaten anrichtete, betrug 6 Mill. Liter. Während die gesammten öffentlichen Einkünfte der Vereinigten Staaten in dem Jahre 1882 524 Mill. Dollars betrugen, schätzt man den jährlichen Werth der Agrikultur-Erzeugnisse, welche von Insekten vertilgt wurden, auf mindestens 200 Mill. Dollars; nach R. D. Walsh würde er sich sogar auf 300 Mill. belaufen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Unter Beibringung einer Fülle hochinteressanter historischer Details behandelt Prof. H. J. Bidermann in Heft 7 der „Forschungen zur deutschen Landeskunde" (Stuttgart, J. Engelhorn) „Die Nationalitäten in Tirol und die wechselnden Schicksale ihrer Verbreitung". Auf Grund der für 1880 vorliegenden Ergebnisse giebt er für die einzelnen Thäler des Landes die Zahl der Fremdsprachigen an, zuerst für Deutsch-Tirol die Zahl der Italiener und die Geschichte ihrer Niederlassung, dann für Welsch-Tirol diejenige der Deutschen. Diese Eintheilung macht es sehr leicht, für jeden zweisprachigen Ort rasch die betreffenden Ziffern zu finden. Ueberraschend ist z. B. das starke Italienerthum im Innthale (1279 Seelen, davon allein in Innsbruck 493), ebenso im oberen Etschthale (1619). In letzterem hat das Vordringen der Welschen indessen seinen Höhepunkt bereits überschritten und es ist entschieden ein Rückgang desselben zu konstatiren. Ueberraschend stark sind die Italiener dagegen in Bozen vertreten, nämlich mit 1436 Seelen. Von noch größerem Interesse sind die Nachweise deutscher Enklaven und von Spuren deutschen Wesens in Welsch-Tirol, so (S. 433) überall im Nonsberge und mehrfach auch im Sulzberge; im Etschthale selbst (S. 445) ist die italienische Sprache seit ca. 130 Jahren nach Norden vorgerückt und hat dort sieben Dörfer (Aichholz, Deutsch-Metz, Grumo, Schiffbrück, St. Michael, Faëdo und Lavis) vollständig erobert. — Historisch stellt sich der Kampf beider Nationalitäten so, daß von 1290 bis 1480 das Welschthum vordrang, 1480 bis 1530 dagegen das Deutschthum, 1530 bis 1650 wieder das Welschthum, daß 1650 bis 1750 Stillstand herrschte, 1750 bis 1866 das Welschthum in gesteigertem Maße um sich griff — eine Folge des österreichischen Regierungsprincipes, zur Verwaltung von Oberitalien besonders Welsch-Tiroler heranzuziehen und deshalb diese zu begünstigen — und daß endlich seit 1866, als mit der Abtretung Venetiens und der Lombardei jenes Princip hinfällig geworden war, wieder wirksame Versuche, der Verwelschung Einhalt zu thun, zu verzeichnen sind. — Die Beigabe einer Umriß-Karte würde übrigens den Werth der Arbeit sehr erhöht haben.

— Auf der letzten in Genf abgehaltenen Schweizer Naturforscher-Versammlung kündigte Dr. Edm. von Fellenberg die Entdeckung eines fossilen Baumstammes im Gneis des Oberhasli-Thales an. Beim Bau der neuen Grimsel-Fahrstraße mußte ein 3 bis 4 m hoher und breiter Gneisblock, welcher bei Guttannen am Wege lag, gesprengt werden. Da man die Stücke bei der Herstellung einer Brücke in der Nähe verwerthen wollte, so ging man vorsichtig zu Werke, und es gelang, mehrere Platten von 2 m Länge und 1 bis $1\frac{1}{2}$ m Breite zu erhalten. Beim Entfernen einer dieser Platten bemerkten die Arbeiter auf einer der Oberflächen eine gekrümmte Reliefzeichnung, die sie mit einer großen Schlange oder einem Krokodil ohne Kopf und Füße verglichen. Auf der nebenliegenden Platte fand sich der Hohlabdruck und außerdem eine andere der ersten ähnliche aber kleinere Versteinerung im Relief, deren Gegenabdruck sich wiederum auf der ersten Platte vorfand. Die beiden Platten wurden nach Interlaken gebracht und Dr. v. Fellenberg constatirte, daß die Abdrücke einer Pflanze angehörten, wobei er zuerst an einen großen Stamm von Calamites aus der Kohle und dem Devon dachte. Im Berner Museum, wohin die zusammen 1700 Kilo schweren Platten nunmehr geschafft wurden, suchte man die Versteinerungen bloß zu legen, was prächtig gelang, da der Fels weniger hart war als das Fossil. Der Stamm zeigte in gerader Linie eine Länge von 1,45 m, seine Breite betrug 0,12 bis 0,17 m. An der Oberfläche sind deutlich eine Reihe von Ringfurchen zu erkennen, welche in ungleichen Abständen einander folgen und nicht parallel, sondern mehr oder weniger schief gerichtet sind. Auch einige longitudinale Furchen und Verdickungen fanden sich. An mehreren Stellen ist die Oberfläche des Stammes mit einer braunen Schicht, reich an oxydirtem Sericit, bedeckt, welche eine feine Längsstreifung zeigt; man könnte sie für das Rudiment einer Rinde erklären. Das zweite kleinere Fossil hat keine Ringfurchen, sondern mit Anschwellungen abwechselnde Rinnen. Die unregelmäßige Form hat der Stamm wahrscheinlich in Folge des Einflusses des Metamorphismus erhalten. Die schneckenartige Drehung des ersteren steht wenigstens in Beziehung zu der deutlich wellenförmigen Schieferung des Gneises. Es ist ein echter, glänzender, brauner Gneis, welcher viel Sericit enthält. Die Natur der Versteinerung wird schwierig festzustellen sein.

— Die im Mai 1886 vorgenommene und am 6. Januar 1887 veröffentlichte Volkszählung in Frankreich hat 38 218 000 Einwohner ergeben gegen 37 672 000 im December 1881, also einen Zuwachs von 546 000 Seelen, während derselbe in den vorhergehenden vollen fünf Jahren 766 000 betrug. Paris hat nur um 75 000 zugenommen, nämlich von 2 269 000 auf 2 344 000, Lyon von 376 000 auf 401 000, Marseille von 360 000 auf 376 000, Bordeaux von 221 000 auf 240 000, Lille von 178 000 auf 188 000, Nizza von 66 000 auf 77 000. Von den übrigen großen Städten ist nur St. Etienne gesunken, nämlich von 123 000 auf 117 000. Von den Departements haben 58 zugenommen, 29 (besonders ackerbautreibende) abgenommen. Unter ersteren stehen obenan Seine mit einem Zuwachs von 161 000 Seelen, Nord mit 66 000, Seine-et-Oise mit 40 000, dann folgen Pas de Calais, Rhône, Gironde und Finistère. Am bedeutendsten war die Abnahme in Orne und Lot (um 8000), Gers und Haute Marne (7000), Eure, Manche und Haute Saône (5000) u. s. w. In den in Rede stehenden $4\frac{1}{3}$ Jahren betrug der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle nur 396 000, so daß die an dem ganzen Zuwachs noch fehlenden 150 000 auf eingewanderte Fremde entfallen müssen. Die Bretagne zeigt merkwürdiger Weise einen Zuwachs, obwohl sie Ackerbau treibt, und keine Einwanderung dort stattfindet, nämlich Finistère um 26 000 Seelen, Loire-Inférieure um 18 000, Morbihan um 13 000, Ille et Vilaine um 6000 und Côtes du Nord um 600. Der Grund liegt darin, daß die Bretagne eine höhere Geburtsziffer aufweist als das übrige Frankreich. Die Normandie dagegen hat mit Ausnahme der Manufakturgebiete und der Küste merklich an Bevölkerung abgenommen.

— Professor Dr. Miguel Marayta hat im Thal von Ribas (Gerona) am Ende der östlichen Pyrenäen eine

merkwürdige anthropologische Entdeckung gemacht. In jener Gegend trifft man nämlich eine ziemlich zahlreiche Gruppe von Personen, welche von den anderen Eingeborenen nanos (Zwerge) genannt werden und wirklich nicht größer als 4 Fuß (1,10 bis 1,15 m) sind. Dieselben bilden eine ganz eigenthümliche Rasse. Ihr Körper ist ziemlich gut gebaut, Hände und Füße sind klein, Hüften und Schultern breit, wodurch sie stärker scheinen, als sie eigentlich sind. Beim Laufen neigt sich ihr Oberkörper stark vorn über; die Züge ihres Antlitzes sind so typisch, daß man nur einen zu sehen braucht, um ihn in allen übrigen wieder zu erkennen. Alle haben rothes Haar und ein ebenso breites wie hohes Gesicht, welches wegen der hervortretenden Jochbeine und des stark entwickelten Kiefers mehr viereckig als rund scheint; auch die platte Nase trägt hierzu bei. Die Augen liegen nicht horizontal, sondern etwas schräg, wie bei Chinesen und Tataren. Nur vereinzelte weiche Haare zeigen sich an Stelle des Bartes. Das Gesicht ist voll, aber die Haut blaß und schlaff; es scheint, als ob sie keine Muskeln hätten, daher die vielen Runzeln, die bereits dem Kindergesicht einen greisenhaften Ausdruck geben. Aeußerlich sehen Männer und Frauen einander so ähnlich, daß nur die Kleidung das Geschlecht verräth; der Mund ist sehr groß, doch bedecken die Lippen die großen starken Zähne nicht ganz und die Schneidezähne treten häufig hervor, so daß Mund und Kinn immer etwas feucht sind. Viele haben große Kropfgeschwulste, was dem Wasser zugeschrieben wird. Die Nanos, die fortwährend ein Gegenstand des Spottes für die übrigen Bewohner sind, leben namentlich in Ribas als ganz in sich abgeschlossenes Volk. Sie verheirathen sich unter einander, wodurch die Rasse bewahrt bleibt. Ohne irgend welchen Unterricht, ohne Mittel, ihre Existenz zu verbessern, ohne daß Jemand sich um sie bekümmert, leben sie in einem traurigen Geisteszustande dahin. Sie kennen ihren eigenen Namen, aber erinnern sich nur selten desjenigen, welchen ihre Eltern getragen, und können manchmal nicht einmal sagen, wo sie wohnen. Vom Zählen haben sie keinen Begriff. Uebrigens zeigen sie sich sehr bereitwillig, etwas zu lernen. Sie lieben das Geld sehr und nehmen nicht nur gern ein Almosen, selbst wenn sie die nöthigen Mittel zum Leben besitzen, sondern strecken aus Gewohnheit die Hand aus, um zu betteln.

(N. Rotterd. 22. Sept. 1886.)

Asien.

— Die **Sinaihalbinsel** besteht nach Prof. Hull in ihrer Hauptmasse aus dem nubischen Sandstein, den man gewöhnlich zur Kreide rechnet, der aber wahrscheinlich älter ist und nach Schweinfurth, welcher Crinoidenglieder und eine Athyris darin fand, theilweise sogar zur Kohlenformation gerechnet werden muß. Die Grundlage bilden indeß Gneiße und Schiefer, welche wahrscheinlich, wie auch die verwandten Gesteine in Oberägypten, der laurentischen Periode angehören; auch die sich zunächst an sie anschließenden Schiefer sind wahrscheinlich vorcambrisch. Cambrium, Silur und Devon scheinen ganz zu fehlen; der sogenannte Wüstensandstein, der aber nur in relativ geringer Ausdehnung auftritt, enthält Versteinerungen der Kohlenperiode. Unmittelbar an den nubischen Sandstein schließen sich die unzweifelhaften Kreideschichten, welche das Hügelland von Palästina bilden.

— **R. B. Foote** hat gelegentlich der geologischen Aufnahme des **südlichen Indiens** eine Anzahl Orte gefunden, an welchen **in prähistorischer Zeit Steingeräthe** gefertigt wurden. Sie liegen in der Umgebung von **Bellary**, fast ohne Ausnahme auf felsigen Hügeln, die aus granitischem Gneis bestehen und Spuren dauernder Besiedelung tragen; viele liegen so, daß sie schon früh am Nachmittage Schutz vor der Sonnengluth bieten. Hier finden sich Celte in allen Stadien der Bearbeitung, vom nothdürftig zurecht geschlagenen Rohmaterial bis zum sorgsamst polirten fertigen Instrumente; sie sind meistens aus einem dunklen Grünsteine gefertigt, der häufig Meilen weit herbeigeführt werden mußte; er sticht von dem hellen Felsgesteine sehr scharf ab und die alten Werkstätten sind dadurch sehr leicht zu finden. Waren sie einigermaßen bedeutend, so erkennt man in der Nähe auch noch die Stellen, an denen die Celte geschliffen und geschärft wurden; es sind flache, schalenartige Vertiefungen im lebendigen Fels, meist ein Paar beisammen, damit man bei der langweiligen Arbeit hübsch behaglich plaudern konnte. Alle Dörfer liegen so, daß sie leicht vertheidigt werden konnten; man findet in ihnen auch alte Feuerstätten und Massen von Topfscherben ältester Art. Die wenigen gefundenen Knochen und Zähne gehören dem Rinde an. An einigen Stellen westlich von Bellary findet man die Celte zusammen mit ausgedehnten Schlackenlagern, in denen auch Mühlsteine und Steingewichte liegen; einer der Schlackenkegel ist so ausgedehnt, daß man ihn früher für einen vulkanischen Aschenkegel hielt; ein anderer, noch weiter westlich, bei Vischnyanager, gilt den Hindus für den Ueberrest des Scheiterhaufens, auf welchem Rama bei seinem Zuge zur Eroberung der Insel Ceylon den bösen Riesen Bali verbrannte. (Journ. Anthr. Inst. Aug. 1886.)

— Die Bewohner der **Nicobaren** begraben nach einer Mittheilung von Herrn **Man** ihre Todten, graben sie aber nach sechs Monaten wieder aus, spülen die Knochen mit dem Safte junger Kokosnüsse ab und stellen sie 24 Stunden lang in einer dazu bestimmten Hütte aus. Dann werden sie wieder begraben und diese Ceremonie wird je nach dem Stande des Verstorbenen mehrmals wiederholt; dann bringt man sie an einen im Dschungel verborgenen Platz, den jedes Dorf besitzt und den es eifersüchtig hütet. Schädel zu erhalten, ist darum sehr schwer, und erst in diesem Jahre ist es Man gelungen, ein Exemplar zu erhalten und an Professor **Flower** zu senden. Der Schädel ist relativ klein, aber dickwandig, dolichocephal mit einem Index von 73,6, der Inhalt beträgt 1259 ccm.

— **A. Bastian, Indonesien oder die Inseln des malayischen Archipels.** III. Sumatra und Nachbarschaft. Mit drei Tafeln. (Berlin, Dümmler, 1886.) „Wer an bereits vollendetem Bauwerke hier und da nur aufzubessern hat, mag vielleicht jedes einzelne Steinchen hübsch säuberlich schon herantragen, um es an zugehöriger Stelle einzusetzen, wogegen bei erster Inangriffnahme, besonders wenn Gefahr im Verzuge, die Steine zunächst, wie sie zur Hand kommen mögen, auf dem Bauplatze zusammengeworfen bleiben müssen, damit später der Baumeister kommen werde, um den Riß architektonisch zu ordnen." So charakterisirt der Autor selbst in der Vorrede seine Arbeit und von diesem Standpunkte aus müssen wir sie auffassen und ihm dankbar sein für das ungeheure Material, das er, zum Theil noch in letzter Stunde, zusammen gebracht und der Nachwelt erhalten hat. Der Ordner wird freilich einmal nicht weniger Mühe haben, als der Sammler, aber er wird den Vortheil haben, sich Zeit nehmen zu können, was dem Sammler die überhandnehmende Nivellirung durch die Civilisation nicht gestattete. Die vorliegende Abtheilung behandelt die Stämme der „in fünf Alphabeten redenden" Insel Sumatra, die Redjangs, die Passumah, die Lampong, die Batta, die Bewohner von Menangkaban, deren Radschahs von Iskender Dulkarnain stammen, die Nyasser, die Urrasse der Kubu, der echten „Orang Utan", und die Malayen. Die Tafeln gehören nicht alle zum Texte; die erste enthält von Chalmers gesandte Gegenstände aus Neu-Guinea, die zweite Sachen von Timor und Letti, nur die dritte bezieht sich auf die Battas. Eine weitere beigefügte Zeichnung enthält nach einem Mauervorhange aus Puaman auf Sumatra die Darstellung des Kampfes zwischen dem zehnköpfigen Ravana-Tossakam und Rama, dem Lakshmann und Hanuman mit dem Affenheere helfen. Ko.

Afrika.

— Die Volkszählung von 1886 hat für Algerien folgende Resultate ergeben: Franzosen 219 627 (Zunahme seit 1881: 24 209); naturalisirte Juden 42 595 (Zunahme 6932); Mohammedaner 3 284 762 (Zunahme 442 265); Fremde 206 212 (Zunahme 23 838).

— Dr. Junker ist am 11. December 1886 in Sansibar, am 10. Januar 1887 in Kairo eingetroffen. In einem Telegramm aus Sansibar, an Mr. J. T. Wills, macht er die interessante Mittheilung, daß er vom Mangbattu-Lande dem Welle- oder Makua-Strome westwärts bis zum 22° östl. L. Gr. gefolgt ist und denselben durchweg schiffbar gefunden hat. Ob er den Welle als den Oberlauf des von Missionar Grenfell bis fast 20° östl. L. befahrenen Mobangi und damit als einen Zufluß des Congo festgestellt hat, sagt er nicht; doch ist dies sehr wahrscheinlich. Jedenfalls muß die nächste Zeit auch über diese Frage, ebenso wie über die Stanley'sche Expedition zur Befreiung Emin-Pascha's, Licht verbreiten.

— Am 30. December 1886 ist in Lissabon von Vertretern Portugals und des Deutschen Reiches ein Vertrag über die Grenzen der beiderseitigen Machtbereiche in Südafrika abgeschlossen worden, welcher indessen noch der Bestätigung durch die Cortes bedarf. Danach soll die Südgrenze der portugiesischen Besitzungen im Westen gebildet werden durch den Lauf des Cunene von seiner Mündung bis zu seinem zweiten Katarakte (14¼° östl. L.), durch das Chella- oder Cama-Gebirge bis zum Cubango oder Okavango (eine durchaus unklare Bestimmung, da wir über irgend welche Gebirge zwischen Cunene und Cubango nichts wissen), dann durch den Lauf des letzteren nach S und O bis Andara (etwa unter 17½° südl. Br.) und von da durch eine Linie zum Sambesi, den sie bei den Katima-Stromschnellen etwa unter 17⅓° südl. Br. trifft. Im Großen und Ganzen verläuft also die Südgrenze portugiesischen Einflusses zwischen 17° und 17½° südl. Br. und es wird die Grenze deutschen Besitzes vom Cap Frio nordwärts bis zum Cunene vorgeschoben, so daß das Ovambo-Land demselben einverleibt wird. — In Ostafrika gilt als Grenze beider Machtbereiche der Rovuma-Fluß aufwärts bis zur Einmündung des Msindsche und von da eine Linie zum Njassa-See; es ist das genau die Südgrenze des von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft beanspruchten Gebietes. — Natürlich stößt namentlich in privaten Kreisen Englands diese Abmachung auf heftigen Widerspruch, der sich bereits in Zuschriften an die Zeitungen kund giebt. Besonders betrachtet man dort die Umgebungen des Njassa-Sees fast als englischen Besitz, weil gerade dort englische Entdecker und Missionare gewirkt haben und noch wirken, und vor allem, weil dort seit 8 Jahren die „African Lakes Company" mit Erfolg arbeitet. Dieselbe unterhält jetzt in dem Gebiete von Quelimane bis halbwegs zwischen den Seen Njassa und Tanganika 12 Stationen mit 25 europäischen Angestellten und 3 Dampfer auf dem Schire und Njassa und hat (bis Ende 1885) schon 40 815 Pfund Elfenbein und große Mengen von Kautschuk, Wachs und Oelsamen eingehandelt, ohne dabei ein einziges Faß Schnaps importirt zu haben. Ebenso hat die Gesellschaft auf dem Zomba-Berge am Ostufer des Schire ausgedehnte Kaffeepflanzungen angelegt — kurz, sie gedeiht jetzt auf das Beste. Betont wird jedoch, daß Europäer nur auf ganz bestimmten, beschränkten Gebieten leben und gedeihen können, und auch dort nicht als Arbeiter, sondern nur als Angestellte und Aufseher (Mail vom 7. Januar 1887). — Glücklicher Weise wird es Portugals Aufgabe, nicht diejenige des Deutschen Reiches sein, sich mit diesen englischen Ansprüchen auseinanderzusetzen.

Australien.

— Die Bevölkerung von Neu-Süd-Wales belief sich am 1. Juli 1886 auf 1 003 867, und davon waren 561 429 männlich und 442 438 weiblich. Die öffentliche Schuld der Kolonie war auf 41 064 259 Pfd. St., d. i. 40 Pfd. St. 18 Sh. pro Kopf, gestiegen, zu deren jährlicher Verzinsung 1 646 681 Pfd. St. nöthig waren. Die Revenue des Finanzjahres 1885 bis 1886 ergab 7 567 337 Pfd. St. gegen 7 499 877 Pfd. St. im Vorjahre. Die Kolonie besaß zu Anfang des Jahres 1886 an Pferden 344 697 (+ 14 094), an Rindern 1 317 315 (— 19 014) und an Schafen 37 820 906 (+ 7 501 035 gegen das Vorjahr). Der Import im Jahre 1885 bewerthete 23 465 196 Pfd. St., der Export, von welchem 12 957 881 Pfd. St. auf einheimische Produkte fielen, 16 541 740 Pfd. St. An Wolle wurden für 7 246 642 Pfd. St. und an lebendem Vieh für 1 154 032 Pfd. St. exportirt. Die Kolonie besaß 1657 Kirchen und Kapellen mit einem durchschnittlichen sonntäglichen Besuche von 278 541. Die vom Staate abhängigen Schulen beziffern sich auf 2669 mit 5267 Lehrern und Lehrerinnen und 218 280 Schülern. Der Staat verausgabte im Jahre 1885 für Schulwesen 702 120 Pfd. St.

Oceane.

— Die von O. Krümmel im dritten Jahrgange der „Zeitschrift für wissenschaftliche Geographie" veröffentlichte, zu dem Aufsatze „Das Relief des Australischen Mittelmeeres" gehörige Karte erhielt eine sehr wichtige Ergänzung durch die in den Annalen der Hydrographie 1885, S. 207 mitgetheilten, in der Banda-See von der deutschen Barke „Karl", Kapt. Kräft, ausgeführten Lothungen. Es wurde gefunden:

Südl. Breite	Oestl. Länge	Tiefe (Faden)
4° 45′	123° 40′	90
4° 29′	123° 48′	110
4° 14′	123° 58′	80
3° 58′	124° 10′	55
3° 45′	124° 18′	60
3° 32′	124° 34′	60
3° 22′	124° 51′	75
3° 12′	125° 10′	90
3° 3′	125° 22′	120
2° 53′	125° 36′	105
2° 45′	125° 48′	90

Prof. Krümmel dagegen zeichnet in dieser Gegend die Banda-See 2000 bis 3000 Faden tief. Die mitgetheilten Lothungen scheinen darauf hinzuweisen, daß zwischen Celebes und Buru eine unterseeische Brücke besteht. Ob sich dieselbe über Ceram nach Neu-Guinea ausdehnt und wir hier also an eine „verwischte Landbrücke" zwischen Asien und Australien zu denken haben, welche Prof. Martin vermuthet, kann noch nicht entschieden werden, da zwischen Ceram und Neu-Guinea die Lothungen noch ganz fehlen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.
GLOBUS
Band LI. № 7.
Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.
Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Aus dem Cevennengebiete.

(Nach dem Französischen von A. Lequentre und E. A. Martel.)

V. (Schluß.)

Etwa 7 km südöstlich von Meyrunis, am Südrande des oben erwähnten Isthmus, durch den der Causse noir mit dem Gebirge von Aigoual zusammenhängt, befindet sich die häufig mit dem romantischen Felsenthale von Vaucluse und seiner Quelle verglichene Grotte und Quelle von Bramabiau. Die Bewohner der Umgegend, und mit ihnen viele Touristen und namentlich die Geologen, welche die interessante Stelle aufsuchen, sind indessen der Ansicht, daß jener Vergleich sehr zu Ungunsten von Petrarca's Lieblingsaufenthalt ausfällt. Nicht nur ist die Quelle von Bramabiau bedeutend großartiger als die von Vaucluse, auch ihre Umgebung zeichnet sich durch größere, eigenartige Schönheit aus. Anstatt der eintönig grauen Felsenpartien von Vaucluse tritt uns hier wieder das tiefroth gefärbte Gestein entgegen, das durch seine vollkommen horizontale Schichtung und von mannigfachen, mit den Schichtlagen theils parallel ziehenden, theils senkrecht sie durchschneidenden Rissen und Spalten durchsetzt, wie ein kolossales Mauerwerk erscheint. Die sogenannte Quellgrotte ist eine nischenartige Vertiefung in der ungefähr 150 m hohen Felswand. Aus einer großen Spalte im Hintergrunde dieser Nische bricht die Quelle hervor, die, nachdem sie kaum über den unebenen Boden sich ausgebreitet hat, alsbald in breitem, 10 m hohem Wasserfalle über die untere Terrasse der Wand hinabstürzt. Das bei Hochwasser donnerähnlich laute Brausen der Kaskade hat der Quelle und dem ganzen Orte den Namen Bramabiau eingetragen, mit dem man in dem Patois der Gegend das Brüllen der Rinder bezeichnet. Oberhalb dieses äußeren, sichtbaren Falles des Bramabiau giebt es nun aber noch einen zweiten, verborgenen, der, wenn auch nicht ganz leicht erreichbar, doch zugänglich ist. Die aus der Felsspalte hervorsprudelnde Quelle füllt die Oeffnung nicht in ihrer ganzen Breite aus; ein schmaler Pfad, auf dem man in die Spalte eindringen kann, führt eine Strecke im Inneren vorwärts, dicht neben dem in schäumenden Wogen dem Eingange zuströmenden Wasser entlang. Ist man in diesem engen Gange einige Meter weit vorgeschritten, so erweitert sich der Raum plötzlich und man befindet sich in einer großen Höhle, von deren hinterer Wand in einem einzigen breiten Falle die den Bramabiau speisende Wassermasse herunterstürzt. Der Anfang des Falles, wie auch der obere Theil der Wand verlieren sich in dem Dunkel der ungeheuren Wölbung, die der Schein der von dem Führer mitgenommenen Fackel nur unvollkommen zu erhellen vermag. Legt man aber, einige Schritte von dem Falle entfernt, das Ohr an die Wand, so vernimmt man deutlich dahinter das Rauschen und Tosen eines anderen, unsichtbaren und auch vollkommen unzugänglichen Kataraktes: eines von mehreren. Denn in der That soll hier im Inneren des Berges ein ganzes System von Höhlen und

Bramabiau. (Nach einer Photographie.)

Wasserstürzen auf einander folgen und der Bramabiau nichts anderes sein, als der auf diesem Wege zu Thal gehende Abfluß des Camprieux oder Bonheur, eines kurzen, wasserreichen Flusses, der über den östlichen Theil des Causse noir strömt. Aber während dieser Fluß, wie deutlich zu sehen ist, vor Zeiten seinen Lauf bis an den Rand des

Situationsplan von Montpellier-le-Vieux.

Plateaus genommen haben und als gewaltiger Katarakt an der 150 m hohen Felswand hinabgestürzt sein muß, verschwindet er, durch irgend eine Störung in einer späteren geologischen Periode aus seiner ursprünglichen Richtung gebracht, heute schon weit von dem Rande entfernt, in einer Kluft des Kalkbodens, einem sogenannten aven. Nach dem alten Aberglauben der Bewohner der Causses ergoß sich der Fluß hier direkt in die Hölle, denn alle Klüfte und

tieferen Spalten galten unfehlbar als Eingänge in das Reich der Finsterniß und wurden dem entsprechend gemieden. Heute jedoch findet man unter den Einwohnern der umliegenden Dörfer stets willige Führer nach dem aven, der freilich an und für sich wenig sehenswerth ist. Von der Quellgrotte des Bramabiau, in welcher der hier verschwindende Fluß wieder zum Vorschein kommt, ist der aven 500 m in horizontaler und 150 m in vertikaler Richtung entfernt, und die Vorstellung von den „unergründlichen Kanälen, von den verborgenen, geheimnißvollen Höhlen, die der Fluß des Plateaus in immer neuen Abstürzen auf dieser langen, unterirdischen Strecke seines Laufes durchmessen muß", hat wohl das ihrige dazu beigetragen, den ziemlich uninteressanten Anfangspunkt dieser Strecke zu einer Stelle zu machen, deren Besuch für die nach Bramabiau kommenden Touristen fast unerläßlich ist. Aber wenn der aven selbst sie auch enttäuscht, so ist der bis nahe an die Kluft heranreichende sogenannte Tunnel du Camprieux eine, selbst in dieser an den seltsamsten Gesteinsformen reichen Gegend, sehr merkwürdige Bildung. Es ist ein natürlicher Tunnel von 80 m Länge, 20 m Breite und 12 m Höhe, den der Camprieux sich durch einen seinen Lauf hemmenden Damm von Kalksteinfelsen gebahnt hat. Das gewaltige Erosionswerk, das zu der Wassermasse und Kraft des heutigen Flusses in keinem Verhältnisse steht, erscheint doppelt wunderbar durch die Art, in der das Wasser hier gearbeitet hat. Von regelmäßig rechteckiger Form, mit vollkommen glatten Wänden, einem schmalen, ebenen Pfad neben dem hindurchgehenden Wasserlaufe Raum bietend, könnte der Tunnel wohl für das Werk eines geschickten Ingenieurs genommen werden.

Eine gute Straße führt den Reisenden von Meyrunis wie von Bramabiau über das Städtchen Lannéjols nach dem durch das Thal der Dourbie begrenzten Südrande des Causse noir, zunächst nach den Dörfern St. Véran, La Roque Ste. Marguerite und Le Monna, endlich nach der am Einflusse der Dourbie in den Tarn gelegenen Stadt Millau. St. Véran ist ein kleines, aus wenigen elenden Hütten bestehendes Dorf, das inmitten eines wahren Chaos von Felsklippen wie ein Schwalbennest am oberen Rande der Thalwand liegt. Auf der nördlichen Seite des Dorfes, der Causse-Ebene zugewandt, öffnet sich ein „Felsencircus", wie der von Madasse: eine weite, nicht besonders tiefe, halbkreisförmige Schlucht, deren Hintergrund der Dolomitenrand des Plateaus bildet. Hohe Steinsäulen, Obelisken, Nadeln und die hier auffallend zahlreich vertretenen tisch- oder pilzförmigen Dolomitenbildungen ragen von ihrem Grunde empor. Das ganze Gewirr aber wird beherrscht von einem ungeheuren Felsmassiv, das, vielfach zerborsten und ausgezackt, einer alten Burg gleicht und deshalb auch kaum zu unterscheiden ist von dem starken Mauerwerke und den gewaltigen, halb zertrümmerten Thürmen der Ruine des alten Schlosses von St. Véran, das einst mitten in dieser Felsenwildniß geglänzt hat. Der stolz zum Himmel strebende Bau, der die Nachbarschaft der hohen Felsen nicht zu scheuen brauchte, wurde bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts von der Familie Montcalm de St. Véran bewohnt; nachdem aber der letzte und berühmteste Sproß des alten Geschlechtes, der Marschall Louis Joseph Montcalm, bei der Eroberung von Quebec im canadischen Kriege im Jahre 1759 gefallen und mit ihm die direkte Nachkommenschaft der Erbauer erloschen war, wurde das Schloß dem Verfalle preisgegeben. Die heute bei heftigem Sturme und nach anhaltender feuchter Witterung abstürzenden Theile seines morschen Mauerwerkes bilden eine beständige Gefahr für die kleinen Hütten der armen Weinbauern, die sich hier oben im Schutze der Ruine und zum Theil wohl unter Benutzung ihrer Trümmer angesiedelt haben. Schon mehr als einmal sind Dächer und Seitenwände der dürftigen Behausungen ernstlich beschädigt worden, aber die Möglichkeit, ihre Hütten zu verlegen, scheint den Leuten wohl ebenso fern zu liegen, wie die eines Verlassens dieser Berggegend, über deren trostlose Unfruchtbarkeit und Armuth sie trotzdem bitter klagen.

Verfolgt man die längs des Plateaurandes hinführende Straße von St. Véran aus etwa 5 km flußabwärts, so gelangt man an das kaum minder arme Dorf La Roque Ste. Marguerite, das, lange Zeit so gut wie unbekannt, heute seine Zukunft von dem Berühmtwerden der nahegelegenen „Felsenstadt" Montpellier-le-Vieux erwartet, einer der merkwürdigsten Dolomitenpartien Europas.

Wir geben nachstehend einige Auszüge aus E. A. Martel's begeisterter Schilderung jenes „Naturwunders, das, im Jahre 1883 zum ersten Male enthüllt, zwei Jahre hindurch gründlich erforscht, im folgenden Jahre berühmt geworden ist, und das noch vor Ablauf des ersten Jahrzehnts längst in die Mode gekommen sein wird".

„Etwa 12 oder 15 km östlich von Millau liegt Montpellier-le-Vieux, eine in Trümmer zerfallene Felsenstadt, die von der Natur erbaut und durch Erosionen zerstört worden ist. Diese Stadt mit ihren kolossalen Monumenten hängt 400 m über dem Niveau der Dourbie am Rande des Causse noir auf Dolomitenwällen, die den anderen Einfassungswänden der Thäler des Caussegebietes vollkommen gleich sind. Mit ihrem Zubehör von Vorstädten und Befestigungswerken bedeckt sie ein Terrain von 1000 Hektaren und gleicht, aus der Ferne gesehen, der zerstörten Hauptstadt eines Volkes von Riesen. Man kann sich von ihrem Aussehen einen ungefähren Begriff machen, wenn man sich eine Vereinigung des Waldes von Fontainebleau mit seinen Fichten und barocken Felspartien, der sächsischen Schweiz mit ihren Sandsteinbogen und -Pfeilern, und der Klippen von Caux mit ihren weißen Wänden und den ungeheuren Spitzbogen vorstellt.

„Warum ist die Stadt den Touristen wie den Geographen so lange unbekannt geblieben? Aus zwei Gründen: einmal, weil die Felswände, die ihr als Grundmauern, als Piedestal dienen, sich in keiner Weise von all den anderen derartigen Wällen des Landes unterscheiden, und weil man von dem Ufer der Dourbie weder bemerken noch voraussetzen konnte, daß das Innere dieser Dolomitenbildung so seltsam ausgehöhlt wäre: vom Grunde des Thales ließ nichts das ungeheure Erosionswerk ahnen, das sich hinter jenen Mauern vollzogen hatte. Als zweiter Grund darf wohl die Furcht gelten, welche die Bewohner der Umgegend vor dieser gleichsam todten Stadt hegten: der Aberglaube ließ sie in derselben eine verfluchte, vom Teufel zerstörte und von bösen Geistern bewohnte Stadt erblicken. Mit Angst und Schrecken nur wagten sie sich in die Nähe, um ihre Ziegen zu suchen oder Holz zu fällen; ängstlich hüteten sie sich davor, Fremden von dem Orte zu erzählen, und um keinen Preis würden sie dieselben dorthin geführt haben.

„Die Entstehung des Namens läßt sich auf einfache Weise erklären: überrascht durch die an Menschenwerk gemahnende Anordnung und die architektonischen Formen der Felsen verglichen die Hirten dieses Chaos mit den Bauwerken, die sie in Montpellier, der Hauptstadt des Departements l'Hérault und für sie die Stadt par excellence, gesehen hatten; daraus entstand dann ganz natürlich die Benennung Montpellier, der man im Hinblick auf den Zustand der Zerstörung und des Trümmerhaften noch die Bezeichnung le Vieux beifügte.

Cirque des Amats. (Nach einer Photographie.)

„Nicht minder leicht ist die geologische Bildung der Felsenstadt zu erklären: durch Erosion allein, durch das Abfließen der Hochwässer sind zu einer übrigens unbekannten Zeit alle diese wunderbaren Gebilde entstanden: in einem Gebiete sehr wenig homogener Dolomiten hat dieses abfließende Wasser die Straßen und die Felsrunde ausgegraben und gebahnt, indem es die zerreibbaren Theile mit sich fortführte und die Säulen und Monumente aufgerichtet, indem es die festen Kerne des Gesteins stehen ließ . . . .

„Augenblicklich ist Montpellier-le-Vieux auf der französischen Generalstabskarte weder genannt, noch genau dargestellt. Einige von den Schluchten, welche sich durch die Felsmassen unterhalb der sogenannten Citadelle ziehen, sind freilich auf der Karte verzeichnet, aber an der Stelle des ganzen mittleren Theiles, der eigentlichen Stadt, findet sich ein weißer Fleck, der das Vorhandensein einer vollständigen Ebene anzudeuten scheint, und gerade hier haben wir die am meisten durch einander geworfene und wildeste Partie der Cevennen zu suchen!"

Unter Benutzung des von Martel entworfenen Situationsplanes der „Felsenstadt", von dem wir unseren Lesern einen verkleinerten Abdruck beifügen, wird jene Lücke auf der Generalstabskarte demnächst ausgefüllt werden. Wie leicht ersichtlich, ist nur ein verschwindend kleiner Theil der auf dem Plane verzeichneten Namen der Felsgruppen und Klippen auf die Erfindung der Bewohner der Umgegend

Cirque des Rouquettes. (Nach einer Photographie.)

zurück zu führen. Die weitaus größte Zahl ist von phantasievollen Touristen erfunden worden, die bemüht waren, das Bild einer großen, festen Stadt bis in alle Einzelheiten aufzusuchen und durchzuführen. Ob diese ja auch anderwärts vielfach beliebte Spielerei des Vergleichens dem Geschmacke eines Jeden entsprechen und im Stande sein wird, auch für weniger phantasievoll angelegte Reisende den Reiz jener wunderbaren Dolomitenlandschaft zu erhöhen, wollen wir dahingestellt lassen. Jedenfalls würde ein näheres Eingehen auf diese Einzelheiten hier zwecklos sein und beschränken wir uns deshalb darauf, eine allgemeine Uebersicht der Anordnung der verschiedenen Felsgruppen zu geben.

Rings um die sogenannte Citadelle, das centrale Massiv, das in seinem höchsten Punkte 830 m erreicht, liegen im Kreise fünf große, von hohen, fast gänzlich geschlossenen Rändern umgebene Depressionen, die Cirques du Lac, des Amats, de la Citerne, des Rouquettes und de la Millière, deren Tiefe 80 bis 100 m beträgt. Die Citadelle mit den fünf Felsrunden ist nach der Thalseite von einer hohen, vielfach ausgezackten und durchbrochenen Felsumwallung begrenzt, die nichts anderes ist als jene Dolomitenwand, die, von dem Thale der Dourbie aus gesehen, ununterbrochen und zusammenhängend erscheint. Der so gebildete innere Raum umfaßt ein Terrain von 120 Hektaren. Auf der äußeren Seite jener Umwallung ziehen sich thurmähnliche Klippen und „natürliche Säulengänge" bis in das Thal der Dourbie und seine Seitenschluchten hinab. Nach N, O und W ist dieser innere Raum durch tiefe Schluchten

begrenzt, die natürlich die Laufgräben der Festung vorstellen müssen, während die jenseits derselben emporragenden, zum Theil gewaltigen Felsklippen als detachirte Forts angesehen werden. Auf der Westseite sind dies die Felsen von Causson, die sich auf dem rechten Ufer des Valat-Nègre erheben; auf der nördlichen Seite inmitten eines wilden Durcheinander von Klippen die schönen Arkaden des Rouc und Pet-de-Loup; auf der Ostseite endlich, von dem linken Ufer des Riou-Sec emporragend, die sogenannte Festung von Roquesaltes, ehemals ein ungeheurer Monolith von 60 m Höhe, jetzt durch den Blitz in drei einzelne, thurmähnliche Theile gespalten.

Sehr merkwürdig, weil durchaus verschiedenartig, sind die Ausgänge, die sich aus den Felsrunden der Cirques nach den äußeren Schluchten öffnen. Die wilden Wassermassen, die hier thätig gewesen sind, haben, als sie sich zurückzogen, Einschnitte und Spalten in die Umfassungsmauern gerissen, von denen einige 50 m hoch, 100 m lang und kaum 1 m breit sind. An einzelnen Punkten, wie z. B. am Ausgange des Cirque de la Millière, ist die Felswand buchstäblich von oben nach unten durchsägt. An anderen Stellen hat sie dem Drucke des Wassers vollständig nachgegeben und ist in die Schlucht hinabgestürzt, wodurch, wie bei dem Ausgange des Cirque des Rouquettes, eine gewaltige Bresche an der einen Seite entstanden ist. Der Cirque des Rouquettes, das kleinste der fünf Felsenrunde, ist das „Amphitheater" der Stadt. Der größte Durchmesser seines inneren Raumes beträgt 500 m, der kleinste 200 m.

Was dem Dolomitengebiete von Montpellier-le-Vieux einen ganz besonderen Reiz verleiht, das ist die ungemein reiche, üppige Vegetation, die überall zwischen den seltsamen Felsgebilden wuchert. Ungeheure Bäume, Fichten, Eichen und Buchen wachsen aus dem trockenen Felsboden empor; Arbutusbüsche, Hopfen und Brombeeren drängen sich zwischen den Wänden und Säulen hindurch; die Epheupflanzen, die weite Strecken der Wände mit ihrem dichten, glänzenden Grün bekleiden und sich durch alle Spalten des Gesteins hindurcharbeiten, haben mannsdicke Stämme und Wurzeln.

Angesichts dieses üppigen Pflanzenlebens erscheint die häufig angewendete Bezeichnung von Montpellier-le-Vieux als einer „Stadt des Todes" wenig glücklich gewählt; desto zutreffender dagegen die Bemerkung, mit der Martel seine eingehende Schilderung des merkwürdigen Ortes schließt: „Die Mannigfaltigkeit, welche die Natur in diesen wunderbaren Bildungen entfaltet hat, ist größer, als die der Ausdrücke unserer Sprache."

Die Karagassen.

II. (Schluß.)

Unter den Karagassen, welche nomadisiren und sich ausschließlich mit der Jagd und dem Fang von Pelzthieren beschäftigen, giebt es kein gesellschaftliches Leben. Jeder lebt nur mit seiner eigenen Familie, niemals vereinigen sie sich zu einer Genossenschaft (Artel), weil sich damit das Interesse der Jagd nicht verbinden läßt. Die Nothwendigkeit, den Thieren in das Walddickicht zu folgen, ist die Ursache, daß der Karagasse Tage lang allein im Walde weilt, daß er Tage lang nichts anderes hört, als das Heulen des Sturmes und das Rauschen der Blätter. Das hat seinen Charakter beeinflußt: er ist verschlossen und nicht mittheilsam. Es kostet sehr viel Mühe, um ihn zum Reden zu bewegen; auf vorgelegte Fragen bemüht er sich zu schweigen; er sieht den Fragenden so zweifelnd an, daß es scheint, als verstehe er die Worte nicht. Aber der Karagasse versteht die Rede wohl; er schweigt nur, weil er nicht antworten will; bringt ihm nur ein Glas Branntwein — dann wird ihm die Zunge gelöst. Dem Schreiber dieser Mittheilungen ist es oft möglich gewesen, den Karagassen zu beobachten; er sitzt allein, irgendwo in einem Winkel, da, mit untergeschlagenen Beinen, giebt keinen Laut von sich, spricht kein Wort; zieht von Zeit zu Zeit den Rauch aus seiner Tabakspfeife, spuckt ununterbrochen nach allen Seiten — es scheint, daß Nichts im Stande ist, ihn aus seiner Lage aufzustören. Der Karagasse ist nicht zutraulich, sondern sehr mißtrauisch gegen die Russen; nicht als ob er dieselben fürchte, sondern er wünscht sich ihnen zu entziehen. Ob dieses Benehmen gegen Personen anderen Stammes eine besondere Eigenthümlichkeit seines Charakters ist, oder ob er sich in Folge der Betrügereien einzelner russischer Händler besonders von den Russen eine schlechte Meinung gebildet hat, ist schwer zu entscheiden.

Der Karagasse nomadisirt mit seiner ganzen Familie, d. h. mit seiner Jurte, deshalb ist das Familienleben im Vergleich zu dem gesellschaftlichen besonders entwickelt. Im Kreise seiner Verwandten, in seiner Jurte, findet er Erholung von der schweren Tagesarbeit; hier theilt er seine Freude und seinen Kummer mit; hier fühlt er sich als Mensch — er ist nicht in dunklem, von wilden Thieren bewohntem Waldesdickicht, sondern unter Wesen, welche ihm gleichen; er lebt hier als Mensch und nicht als Jäger. Die von allen Menschen entfernte Lage der einzelnen Jurten bestimmt die Glieder einer Familie, sich sehr eng an einander zu schließen: völlige Einigkeit herrscht unter ihnen. Der Aelteste, Vater oder Großvater, gilt als Hausvater, er ist das Haupt der Familie, er genießt von Seiten der übrigen Glieder volle Achtung und unbedingten Gehorsam; er leitet den Jagdplan, er wählt den Ort der Jagd aus und er bestimmt, wohin der Einzelne sich wenden soll. Mit Tagesanbruch erheben sich alle vom Lager; die Männer bringen ihre Waffen in Ordnung; die Weiber bereiten das Essen, Fleisch und Thee; die halberwachsenen Kinder beaufsichtigen die Renthiere. Nachdem das Mahl eingenommen ist, wird die Jagd berathen, dann gehen die Männer hinaus, um zu jagen; die Weiber bleiben in der Jurte. Letztere besorgen den ganzen Haushalt, melken die Renthiere, schaffen Holz herbei, kochen das Essen, fertigen die Kleider. Die Knaben helfen den Männern bei der Jagd oder bleiben zu Haus. Die Frau des Karagassen ist keine Sklavin, kein untergeordnetes Geschöpf; sie erfreut sich derselben Rechte wie der Mann. Frei äußert sie ihre Meinung auch über die Jagd und der Mann hört sie ruhig an. Man wird niemals sehen, daß ein nüchterner Karagasse sein Weib schlägt; in der Betrunkenheit führt er sich freilich

anders auf; doch kann man nicht sagen, daß er die Frau schlägt, sie prügeln sich gegenseitig. Der Karagasse fordert, daß seine Frau ihm treu sei. Ein Verhältniß der Frau mit einem Fremden, besonders mit einem Russen, hält er für die größte Schande, und schickt unter solchen Umständen die Frau zu ihrem Vater zurück. Mit Rücksicht darauf, daß der Karagasse den ganzen Tag von seiner Frau getrennt ist, ist ein sogenannter „Keuschheitsgürtel" im Gebrauche. Die Frau zieht lederne Hosen an, welche durch Riemen und ein Schloß zusammengehalten werden. Die Hosen haben wohl eine Oeffnung zur Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse, doch ist die Möglichkeit einer anderweitigen Benutzung der Oeffnung völlig ausgeschlossen, so daß der Mann mit Ruhe auf die Jagd gehen kann.

Die Erziehung der Söhne beschränkt sich ausschließlich auf das Erlernen der Jagd; das ist Sache des Vaters: ein besonderes Geschick ist dazu nicht nöthig. Der Zögling ist von Kindheit an gewohnt, nur die Jagd zu sehen; die Lust zur Jagd hat er mit der Muttermilch eingesogen, und alles, was ihn umgiebt, bezieht sich nur darauf. Der Knabe muß auf die Jagd mitgenommen werden, damit er kennen lernt, wie das Wild zu verfolgen ist. Moralische oder religiöse Begriffe werden dem Kinde nicht beigebracht. Gelegentlich, wenn es Branntwein in der Jurte giebt und wenn die ganze Familie noch nicht trunken ist, erzählt wohl der Aelteste oder ein erfahrener Mann seine Jagderlebnisse und theilt alte Ueberlieferungen oder Sagen mit. Die ganze Familie ist dann um den Erzähler versammelt; alle sitzen mit untergeschlagenen Beinen, rauchen und hören aufmerksam zu. — Kaum hat der Knabe gehen gelernt, so sucht ihm der Großvater oder Vater eine Braut; bei der Wahl wird nur die Größe der Mitgift ins Auge gefaßt; alle anderen Eigenschaften kommen gar nicht in Betracht. Hat sich in irgend einer Jurte eine passende Braut gefunden, so findet eine Besprechung mit dem Vater der Braut statt, wie viel an Mitgift die Braut besitzt und wie viel der Bräutigam als „Kalym" von seiner Seite zu zahlen habe. Der Bräutigam giebt dem Schwiegervater gewöhnlich einiges Geld, Zobel, Renthierfelle und der Braut einige Geschenke. Ist die Unterhandlung unter günstigen Bedingungen beendigt, so findet die Verlobung statt. Sie besteht in Folgendem: Der Vater des Bräutigams kauft Branntwein und schafft denselben in die Jurte der Braut; hier versammeln sich die beiderseitigen Verwandten und geben sich gegenseitig das Wort, daß weder die Braut den Bräutigam, noch der Bräutigam die Braut, wenn sie erwachsen sein werde, einander verlassen werden; dann fangen sie an zu trinken, wobei der Vater des Bräutigams alle Anwesenden dem Alter nach bewirthet. Ist der Vorrath an Branntwein erschöpft, so gehen Alle aus einander. Der Bräutigam sieht nun die Braut nicht eher als bei der Hochzeit und zur Hochzeit wird nicht eher geschritten, bevor nicht der Bräutigam die bestimmte verabredete Anzahl an Zobel- und Renthierfellen abgeliefert hat. Diesen Kalym muß der Bräutigam allein, ohne fremde Hilfe, erjagt haben; weder die Eltern noch die Verwandten helfen ihm dabei. Sobald der Kalym vollzählig ist, beginnt die Hochzeitsfeier. Der Vater reitet zur Braut und kündigt ihren Eltern an, daß der Zeitpunkt gekommen ist, zu welchem die Braut in die andere Jurte übersiedeln muß. Der Kalym wird gefordert: der Bräutigam, von seinen Verwandten umgeben, schafft denselben in die Jurte zur Braut, übergiebt ihn dem Vater, nimmt die Braut und zieht mit ihr ab. Die Mitgift der Braut wird nachgeführt. Als solche bringt sie gewöhnlich eine Jurte nebst Allem, was zur Einrichtung einer Wirthschaft gehört; man giebt ihr auch Renthiere und einen Theil des vom Bräutigam gelieferten Kalyms mit. Alle Anverwandten versammeln sich nun bei den jungen Neuvermählten, der Schwiegervater stellt einen Eimer mit Branntwein in die Mitte der Jurte und bedeckt ihn mit einem rothen Tuche. Alles verharrt in Schweigen, dann lüftet der Vater des Bräutigams oder die Mutter das Tuch und bedeckt damit die Braut, und alle Anwesenden trinken von dem Branntwein. Damit ist die Vermählungsfeierlichkeit beendigt. Später läßt das junge Paar sich gelegentlich einer allgemeinen Versammlung durch einen russischen Priester trauen.

Zum Schluß mögen zwei karagassische[1]) Lieder hier ihren Platz finden: „Laßt uns alle spazieren gehen! Laßt uns alle singen!

Laßt uns alle tanzen. Wir sind alle jung und kühn, laßt uns singen und spielen. Wir sind unserer sieben, gehen wir ins Freie, dort werden sich noch sieben zu uns gesellen, das wird noch lustiger werden. Dort sind noch Jurten, wollen wir dahin gehen; kommt alle heraus zum Spielen; wir wollen singen und tanzen. Ich bin ein Greis und werde nicht alle Tage singen; ich werde nur einmal im Jahre singen. Singt, ihr jungen Leute! Nur an einem Tage im Jahre werde ich spielen. Mir ist nicht froh zu Muthe. Ihr Jungen, kommt heraus und tanzt. Wir werden nicht immer leben, wir müssen sterben — und das ist unser Kummer. Wollen wir froh sein! Ich bin während meines Lebens nie allein froh gewesen, sondern immer mit allen anderen zusammen. Als ich Jüngling war, da habe ich auch geliebt! Jedermann in der ganzen Welt liebt! Jetzt bin ich ein Greis, Niemand liebt mich und ich liebe Niemanden! — Laßt uns singen und tanzen!"

Ein anderes Lied lautet: „Die Lebenden fahren, gehen, singen; die Todten leben im Himmel und treiben solche Sachen nicht. Ein junger Mensch reitet auf einem Ochsen und taumelt; er ist trunken und kann fallen, er hat einen zerrissenen Rock, er reitet auf dem großen Wege und singt. Seine Geliebte kommt ihm entgegen und sie küssen sich; die Fetzen seines Rockes flattern; am Sattel hängt ein zerrissener Beutel; nicht ein Tropfen Branntwein ist vorhanden. Einen Sack kann man auf dem Markte in der Stadt kaufen; dort ist auch Branntwein in der Schenke zu haben. Der junge Mensch reitet weiter. Er hat das Ziel erreicht; hier hat er erfahren, daß ein anderer Jüngling seine Geliebte besucht. Schwer ist es ihm ums Herz geworden und er hat auch eine andere gefreit. Jetzt, obwohl er verheirathet, liegt er oft auf seinem Teppich und gedenkt der Verrätherin!"

[1]) In der russischen Abhandlung sind die beiden Lieder erst auf Karagassisch, dann auf Russisch wiedergegeben.

Die Ueberschwemmung der Flüsse Tedshend und Murghab im Frühjahr 1886.

Von O. Heyfelder.

Die in Nr. 19 und 23 des 49. Bandes des „Globus“ von uns schon erwähnte, ausnahmsweise niedrige Temperatur in Transkaspien während des Winters 1885 bis 1886 war keineswegs auf das östliche Ufer des Binnenmeeres beschränkt, sondern erstreckte sich über das ganze Gebiet vom Kaspischen Meere bis zum Paropanisus und dauerte den Monat Januar und einen Theil des Februar hindurch. Die Quecksilbersäule sank auf 18°, 20°, 22° unter Null; nicht allein die Michaelbucht und der Meerbusen von Krassnowodsk waren zugefroren, auch der Murghab war von Ufer zu Ufer bedeckt mit einer Eisdecke. In den Hochgebirgen von Afghanistan und Persien, selbst auf den Vorbergen, war Schnee gefallen und zwar reichlicher als seit einem Menschenalter. Sobald die Frühjahrsregenperiode eintrat und in ihrem Gefolge die wärmere Witterung, so schmolzen die Schneemassen und brachten vereint mit dem atmosphärischen Niederschlage ein Anschwellen der Gebirgsflüsse zu Stande. Nun geschieht dies in geringem Maße in jedem März und die unter Wasser stehenden Felder werden nachher um so fruchtbarer. Aber 1886 waren die heranströmenden Fluthen so mächtig, daß die Oasen geradezu in Seen verwandelt wurden, Wege verschwanden und Stücke des noch unvollendeten Eisenbahndammes weggerissen wurden. Es zeigte sich als ein großer Uebelstand, daß alle diese Gebirgsflüsse keine natürlich tiefe Betten haben und besonders keinen Sammelkanal oder gesammtes Flußbett bilden. Zerlegt in oberflächliche Irrigationskanäle mit gerade nur so viel Gefälle, um nicht zu stagniren, haben sie sich alle kein normales Flußbett gewählt, das, stets tiefer und breiter werdend, nach und nach die ganze Reihenfolge der nordwärts fließenden Bäche, Flüsse und Ströme in sich aufgenommen und durch solche vereinte Kraft und vereinte Wassermasse auch dem Sande widerstanden hätte. Sie versanden einfach. Nun fand die ausnahmsweise mächtige Fluth keinen Abfluß, keinen Abzugskanal und stand wogend über dem Kulturlande besonders der Tedshend- und der Merw-Oase. Manche Lehmhütten sind weggefegt, manche Felder mit Sand und Geröll bedeckt, manche Niederlassungen bedroht und manche Theile der Bewässerungskanäle zerstört worden. Am schlimmsten war die Einwirkung der Fluthen auf die eben erst aufgeschütteten Eisenbahndämme, die noch nicht konsolidirt, noch weniger aber bewachsen waren, und deren lockeres Erdreich vom Wasser durchdrungen und erweicht, dann von den Wellen auf Strecken von mehreren Werst weggewaschen wurde, spurlos, als ob sie niemals existirt hätten; eine Kalamität für das große Unternehmen des transkaspischen Schienenweges und jedenfalls eine Verzögerung für seine Vollendung, welche bis dahin mit Riesenschritten vor sich ging. Auf der anderen Seite eine beherzigenswerthe Lehre für die Erbauer der Bahn und für die Administratoren des Landes. Offenbar müssen die Durchlässe durch den Bahnkörper vermehrt und vertieft werden; offenbar verlangt der Schutz der Eisenbahn, wie der Ansiedelungen im Inneren der Oasen, daß am jenseitigen Rande gegen die Wüste zu ein Längsgraben angelegt werde, tief und breit genug, um alle abfließenden Wasseradern zu sammeln und ihnen für ähnliche Ueberschwemmungsperioden einen genügenden Abfluß zu verschaffen. Auf der anderen Seite tritt die Frage der Aufforstung der Berge mit derselben Dringlichkeit an die Verwaltung heran, mit welcher schon die Anlage von Wäldern gegen die Versandung in der Ebene sich nothwendig erweist. Bekanntlich hat man in Turkestan schon damit begonnen, nicht nur einzelne Bäume und Baumreihen, wie es die Bucharen thun, sondern ausgedehntere Baumpflanzungen anzulegen, welche sich dem Vorschreiten der Wüste gegen die Oasen entgegenstellen sollen. Das Beispiel von Beforstung eines kahlen, ausgetrockneten Felsengebirges, des Karst, hat Oesterreich gegeben. In den fünfziger Jahren wurde die Ansäung und Anpflanzung einzelner Wald-Enklaven auf diesem Gebirge mit unsäglichen Mühen und großen Kosten begonnen; heute sind schon bedeutende Resultate gewonnen. Also der Beweis ist geführt. Die Bewaldung der Berge wird einer der wichtigsten Theile der Civilisationsaufgabe Rußlands in Transkaspien und in den neuerdings erworbenen Gebieten am Tedschend und Murghab sein. Natürlich wird es sich darum handeln, von bewachsenen Schluchten und Matten aufwärts steigend, unbestandene Partien dem Baumwuchse allmählich zu erobern, wozu sich in milderen Strichen Haselnuß und Wallnuß, wilde Obstbäume und allerlei Buschwerk eignen sollen, in kälteren und höher gelegenen Regionen der Ahorn und Wachholder, Eichenarten, Eschen, vielleicht Coniferen.

Im Kaukasus wird überall die Akazie gepflanzt, gedeiht gut, wächst schnell und ist eine große Zierde und Annehmlichkeit in den Straßen von Tiflis, Grosny, Pjatigorsk und Eriwan. Sie verträgt Hitze, Staub und Trockenheit gut und ist überhaupt ein anspruchsloser Baum. Wahrscheinlich würde sie sich auch mit Vortheil zu Baumpflanzungen in Transkaspien eignen. Dagegen eignen sich die bei den Bucharen und Persern sehr beliebten Pappelarten (Pyramiden-, Balsam-, Silberpappel) nur zur Bewaldung von Flußniederungen, wozu sie auch in Samarkand und Buchara gebraucht werden. Wo sie genügend Wasser erhalten, da wachsen sie bei warmem Klima ungeheuer rasch, so daß sie in 15 Jahren zu einem sehr ansehnlichen Baume gedeihen. Unter gleichen Verhältnissen erlangen sie überhaupt eine ganz ungewöhnliche Höhe und Mächtigkeit. Die Inseln und Niederungen am Ural, welche alljährlich im Frühjahr unter Wasser stehen, sind von wahren Baumriesen bestanden, ausschließlich Pappeln und Weiden.

In nächstem Zusammenhange mit dem Schutze der Eisenbahn, des Irrigationskanalsystems und mit der Assanisation des Gebietes wird es also Aufgabe der Administration sein, Wälder in den Gebirgen und in der Ebene anzupflanzen. In dem Grade, als die Baumwollenkultur in Turkestan, Buchara und Merw sich ausbreitet, wozu von russischen Kaufleuten energische Schritte geschehen, wird auch das kalte Fieber an Ausbreitung gewinnen. Es herrscht ohnehin an manchen Stellen endemisch hier im kaspischen Gebiete wie im Kaukasus, und ist aller Wahrscheinlichkeit nach doch überall an Sümpfe oder vertrocknende Wasserlachen gebunden, daher es in der zweiten Hälfte des Sommers seine

größten Verheerungen macht. Nun verlangen Baumwollpflanzungen aber zeitweilige, wiederholte Ueberschwemmungen und machen dadurch die Gegenden zu Fieberorten, wie ich am Araxes und am Fuße des Ararat zu beobachten persönlich Gelegenheit hatte.

Wo also ohnehin die ganze Existenz der Oasen auf der zeitweiligen Unterwassersetzung beruht und die sich verbreitende Baumwolle nunmehr eine langandauernde fast konstante Berieselung fordert, da wird offenbar der Genius epidemicus und endemicus verschlechtert werden. An dem Eucalyptus globulus haben wir allerdings den wirksamen Fieberbaum und wird dessen Verbreitung parallel der der Baumwollenkultur sich empfehlen.

Also Pflanzenkultur, Forstkultur, rationelle nach den verschiedenen Oertlichkeiten verschieden zu wählende Baumanpflanzung ist eines der wichtigsten Momente, welche, systematisch angewandt, die Kultur in Mittelasien begleiten und unterstützen müssen. Ich spreche dabei gar nicht von der Annehmlichkeit des Schattens, der im Orient so hoch geschätzt wird, daß die Platanen von Elisabethpol und unweit Akstafa (Route Tiflis-Alexandropol) im ganzen Lande der größten Berühmtheit genießen. Auch ruht der Wanderer, der Reiter, die Karawane, selbst die Post mit Vorliebe unter dem breiten tiefschattigen Dach dieser hundertjährigen Bäume. Es ist nicht nur die relative Kühle, was man so begierig aufsucht, es ist auch die Dämpfung des Lichtes, welches im Orient so schonungslos von dem wolkenlosen Himmel und von dem pflanzenlosen Boden zurückstrahlt.

Ein so kalter Winter, wie der verflossene, wird vielleicht in einem Jahrhundert nicht wiederkehren, eine so bedeutende Ueberschwemmung der Oasen vielleicht nur alle Menschenalter einmal zu befürchten sein, die Versandung gewisser gefährdeter Partien nur langsam vor sich schreiten: gewiß aber fordern die Ereignisse und Unfälle des vorigen Jahres auch zu umfassenden, durchgreifenden Maßregeln auf. Dieselben werden erleichtert durch das Vorschreiten einer regelrechten Dampf- und Schienenverbindung mit Europa, durch den im Gefolge der Eisenbahn entstehenden Telegraphen, die ihr folgende Ansiedelung, die wissenschaftliche Exploration und meteorologischen Beobachtungen, die rationellere Bodenwirthschaft, die Aufsicht über Straßen und Wasserwege, die Assanisation des Bodens und durch die Civilisirung der Eingeborenen, welche allem Anscheine nach Intelligenz, Energie und guten Willen der veränderten Existenz entgegen bringen.

Surinam.

In dem jüngst bei Cotta in Stuttgart erschienenen Werke über Surinam[1]) von August Kappler, stellt der mit den dortigen Verhältnissen durch mehr als 40jährigen Aufenthalt vertraute Verfasser alles das mit größerer Ausführlichkeit dar, was er bereits in früheren Aufsätzen im „Ausland“ oder in seinen kleineren Schriften „Holländisch Guiana“ und „Over Kolonisatie met Europeanen in Suriname“ gebracht hat, und beabsichtigt damit sowohl die Kolonisation nach jener vielfach verkannten niederländischen Kolonie zu lenken, wie auch überhaupt seine daselbst gesammelten Erfahrungen für das Leben und die Kulturen in den Tropen allgemein bekannt zu machen, da die Beachtung derselben auch in anderen Tropenkolonien von Nutzen werden kann.

In einem einleitenden Abschnitte bringt der Verfasser zunächst Allgemeines über die Landesnatur. Hiernach ist das etwa 2300 Quadratmeilen große Surinam nur von etwa 60 000 Menschen bewohnt, von denen $^5/_6$ in der einzigen Stadt Paramaribo und Umgegend, die übrigen, meist aus Indianern und Negern bestehend, in den unermeßlichen Waldungen des Inneren ihren Aufenthaltsort haben. Das Land selbst läßt sich in drei Zonen eintheilen, von denen die dem Meere nächste, etwa in einer Breite von fünf bis sechs geographischen Meilen, aus Alluvium besteht, das bei hoher Fluth stets überströmt wird und in den Regenzeiten theilweise unter Wasser steht. Hier finden sich auch die meisten Pflanzungen. Die zweite Zone reicht von diesem Alluviallande bis zu dem höheren Lande im Inneren, das zuerst sich wellenförmig erhebt, um allmählich in Hügel und weiterhin in Gebirge, wie das Tumuc-Humac-Gebirge, überzugehen, die jedoch nie 1000 m absolute Höhe zu erreichen scheinen. Dieses sogenannte Savannenland besteht größtentheils aus Sandboden und besitzt kaum zwei geographische Meilen Breite. An der Mündung des Maroni fehlt überdies die erste Zone und beginnt am Meeresufer sofort das Savannenland. In der darauf folgenden dritten Region, welche das gebirgige Innere einnimmt, tritt der Urwald, welcher auch in den vorhergehenden Strichen nicht fehlte, mit seinem ganzen Arten- und Individuenreichthume, sowie seiner Farbenfülle in seine Rechte, sowohl was Thier- wie Pflanzenreich anlangt. Hier findet man auch im östlichen Theile seit etwa dem letzten Jahrzehnt als mineralogische Ausbeute Gold.

In Bezug auf die hydrographischen Verhältnisse ist zu bemerken, daß die Flüsse zwar wasserreich, im alluvialen Lande jedoch so voller Schlamm- und Sandbänke, und weiter landeinwärts voller Klippen sind, daß selbst im Hauptflusse Surinam Schiffe über 16 Fuß Tiefgang nur bis zu dem zwei Meilen vom Meere entfernten Paramaribo gelangen können. Der fast 25 Fuß höhere Wasserstand in den Regenzeiten ist gleichfalls für die Schiffahrt nicht zu verwerthen, da dann die Strömung zu stark ist.

Kappler geht dann, wie er sagt, „vom Ganzen aufs Einzelne“ über und schildert uns zunächst die Pflanzenwelt Surinams. Er beschränkt sich bei der Besprechung derselben auf diejenigen Vegetabilien, die nach seinen Erfahrungen als Bau- und Möbelhölzer sich auszeichnen oder zu anderen technischen oder pharmaceutischen Zwecken Verwendung finden oder noch finden könnten. Hierauf folgt ein sehr ausführliches Kapitel über das Thierreich, dessen Einzelheiten wir hier übergehen, da sie unlängst bereits im „Ausland“ erschienen sind.

Das Klima von Surinam ist, wie das aller Tropenländer, ein heißfeuchtes. Nie fällt das Thermometer unter 18° R., selten steigt es über 28° R. und zeigt im Mittel $22^1/_2$ bis 23° R. an. Selten ist auch der Himmel gänz-

[1]) Surinam, sein Land, seine Natur, Bevölkerung und seine Kulturverhältnisse mit Bezug auf Kolonisation, von August Kappler. Stuttgart, J. G. Cotta, 1887.

lich bewölkt, ebenso selten auch ganz wolkenfrei, eine reine und klare Luft, namentlich in den Nächten der Regenzeit, breitet sich über dem Lande aus, für welches der vorherrschende Wind aus O weht, um nur in den ersten Monaten des Jahres in N überzugehen, dagegen nur selten S oder W, ersteres häufiger noch in der großen Regenzeit. Der auch hier auftretende Wechsel von Land- und Seewind vollzieht sich so, daß letzterer um 1 Uhr Nachmittags einsetzt, bis etwa 10 Uhr Abends stark weht, dann abflaut, um endlich vor Tagesanbruch dem Landwinde zu weichen. Orkane und Erdbeben fehlen gänzlich und die Jahreszeiten äußern sich nur durch größere oder geringere Niederschlagsperioden, die durch Trockenzeiten getrennt sind. Die Stadt Paramaribo hat nach Woeikoff 3618 mm jährlichen Niederschlag und die oben angegebenen Temperaturverhältnisse. Bemerkungen über den Eintritt von Ebbe und Fluth beschließen diesen Abschnitt.

Die **Bevölkerung** zerfällt in die freien Indianer des Inneren, die durch die Sklavenwirthschaft eingeführten Neger und die wenigen Europäer. Den Hauptstamm der Erstgenannten bilden die **Kariben**, die sich durch kräftigen, wohlgestalteten Körperbau, schwarzes, glattes Haar und hellere Hautfarbe gegenüber der der Neger auszeichnen. Selbst die Nachkommenschaft von Negern und Indianerinnen, die sogenannten Karbuger-Indianer, ist von hellerer Färbung als die des Vaters, und dieselbe nähert sich in späteren Generationen immer mehr der des Indianers. Die Kleidung besteht bei beiden Geschlechtern nur aus einem Stücke dunkelblauen Tuches, das an einer baumwollenen Hüftschnur befestigt zwischen den Beinen durchgezogen wird. Von Verunstaltungen des Körpers sind bei den Weibern zu erwähnen die durch starke baumwollene Bänder am gleichmäßigen Wachsthum verhinderten und deshalb kleinen Fäßchen ähnelnden Waden, die mit der Spitze auswärts in die Unterlippe eingebohrten langen Stecknadeln und knöcherne oder hölzerne Scheiben in den Ohren. Heirathen finden ohne Ceremonie statt und der junge Mann zieht in das Dorf seines Schwiegervaters. Polygamie kommt selten vor und hat dann jede Frau ihre eigene Hütte. Der Hauptzug der Kariben wie aller Indianer Guianas ist der der Unbeständigkeit, namentlich im Einhalten fester Wohnsitze. Selbst Knaben von 10 bis 12 Jahren verlassen, höchstens mit einer Hängematte, Bogen und Pfeil, sowie einem alten Messer versehen, ihre Eltern, um bei Bekannten im Nachbardorfe sich niederzulassen. Ein solches Dorf besteht oft nur aus einer, meist zwei bis drei Familien, selten aus 100 Individuen. Der primitive Hausbau, nämlich zwei bis vier in die Erde gegrabene und an ihren oberen Enden durch Querhölzer verbundene Pfosten und das Ganze bedeckt mit durch Lianen verbundenen Matten aus Palmblättern, gestattet dem Indianer, seinen Wohnplatz schnell zu ändern. Nur selten findet man in diesen Hütten ein besonderes, gegen die Muskiten geschützteres Schlafgemach. Die ganze häusliche Arbeit, wie Herrichtung der Mahlzeiten, Bebauung und Aberntung des Kostackers, Anfertigung von Wasserkrügen, Hängematten &c. fällt den Frauen zu. Die Männer gehen auf die Jagd oder den Fischfang und beschäftigen sich zu Hause höchstens mit dem Abholzen des Kostackers, dem Flechten von Körben und dem Baue des Coryal, d. h. eines Bootes in Form der Einbäume. Die Knaben lernen spielend mit dem Bogen und Pfeile umzugehen, während die Mädchen sich der Mutter nützlich machen. Auf dem Kostacker wird hauptsächlich die Kassave und der Maniok, sowie alles andere zur Haushaltung Nöthige, wie Zuckerrohr, Conami oder Gunapalu zum Vergiften der Pfeile, Ananas, Bananen &c. gebaut. Außer zum Brotbacken wird die Maniokwurzel zum Bereiten von Tapana, des Lieblingsgetränkes der Indianer, benutzt. An animalischen Speisen verzehren sie, Schildkröten, Schlangen, Fischottern und Katzenarten ausgenommen, so zu sagen Alles, was ihnen in die Hände kommt, vor Allem den Leguan, kleine Haifische, junge Kaimans &c. Vielfach benutzen sie zur Jagd jetzt Gewehre, zum Schießen der Fische stets Pfeil und Bogen. Die letzteren werden aus hartem elastischem Holze von sechs Fuß Länge mit einer Sehne von Bromelienflachs, die ersteren aus Schilfrohr mit einer Federfahne am einen und einer Holz- oder Eisenspitze am anderen Ende und von einer Länge von etwa fünf Fuß verfertigt. Ein Jagdmesser und eine mehr zum Schmucke bei Tänzen verwandte Kriegskeule vervollständigen den Waffenschatz eines Indianers. Zu den abstoßendsten Gewohnheiten desselben gehören die wüsten Trinkgelage bei der Feier des Tapanafestes, bei dem nach Kappler von etwa 100 Personen in einem Tage gegen 3000 Liter konsumirt werden. Hierdurch, wie durch den Bezug von Branntwein schlechtester Sorte aus den französischen Strafkolonien wird die Rasse zusehends verschlechtert und verringert. Europäischen Aerzten sind die Indianer feind und befragen bei Krankheiten stets ihren Zauberer, den Pion, der dann den üblichen Hokus-Pokus ausführt. Auch hier findet sich zuweilen noch die alte Sitte, daß bei Geburten der Vater sich, einige Tage in der Hängematte liegend, einer gewissen Schonung &c. unterzieht. Bei Sterbefällen bleibt der Todte vier Tage in seiner Hütte liegen und wird dann in derselben begraben. Im Ganzen haben die Indianer wenig Laster, aber auch wenig Tugenden. Worthalten, Wahrheitsliebe und Dankbarkeit sind ihnen unbekannte Begriffe. Nur der Augenblick regiert den Indianer, der sich europäischer Kultur und der Mission abhold zeigt.

Was hier von den Kariben gesagt ist, gilt bezüglich der Lebensweise und der socialen Verhältnisse auch von den übrigen Indianern. Die Arowaken unterscheiden sich von den Kariben nur durch größeren Körperbau, eine weichere und wohlklingendere Sprache und ein sanfteres Benehmen. Die Kleidung der Frauen besteht hier aus einem Schurz von Glasperlen, die der Männer aus einem Lendentuche. Auch fehlt bei ihnen jede Verunstaltung des Körpers, wenn man von dem Ausreißen der Augenbrauen und deren Ersetzen durch blaue, bogenförmige Linien-Tatuirung absieht. Die Warans, den Vorigen verwandt, leben meist in Britisch-Guiana. Beide Stämme haben selbstverständlich wie die Kariben keine Schriftzeichen und ihre mündliche Ueberlieferung ist sehr verworren. Ihre religiösen Begriffe finden nur in dem Glauben an Geister und Dämonen Ausdruck. Die Stämme südlich des dritten Grades nördlicher Breite stehen mit den Europäern nicht in direkter Verbindung, sondern nur durch Vermittelung der Buschneger und setzen sich zusammen aus den Arukajanas-, Irakuleh-, Trios- und Oyampis- oder Acuris-Indianern. Eine kleine Sammlung von Kariben- und Arowaken-Worten beschließt diesen Abschnitt.

Das zweite Bevölkerungselement bilden die **Neger**, die sich in Buschneger und (frühere) Negersklaven oder deren Nachkommen spalten. Auch die Buschneger waren früher Negersklaven, die aber ihren Herren entliefen und den Verfolgern einen heftigen gemeinsamen Widerstand leisteten, so daß die holländische Regierung nach vielen Opfern an Geld und Menschenleben im Jahre 1762 und den folgenden Jahren mit den verschiedenen entstandenen Stämmen Frieden schloß, ihnen das Land über den Wasserfällen des Maroni, Surinam und Saramacca als Wohnsitze zuwies und außerdem ein Geschenk von Pulver, Gewehren &c. im Werthe

von 20 000 Gulden jedes vierte Jahr zu geben sich verpflichtete. Vielfach haben sie Gewohnheiten der Indianer angenommen und auch viele von ihren afrikanischen Brüdern bewahrt, so auch den krassesten Fetischismus, der alle Erfolge der Mission vereitelt. Vortheilhaft zeichnen sie sich vor den Indianern durch Reinlichkeit im häuslichen Leben aus, sind aber jeder geregelten Arbeit abhold. Auch pflanzen sie einige Fruchtbäume, wie Apfelsinen, Kaffee zc., letzteren aber nicht zum eigenen Bedarf. Im Uebrigen sind sie mehr Handelsleute als Producenten. Die übrige Negerbevölkerung auf den Plantagen und in Paramaribo rekrutirt sich aus den seit 1863 freigelassenen Sklaven, die vordem in Plantagen- und Privatsklaven sich eintheilten. Die ersteren waren nur mit der Plantage verkäuflich, die letzteren gehörten Privatpersonen, die aus dem zeitweisen Vermiethen dieser Arbeitskräfte ein Geschäft machten, und konnten einzeln oder familienweise, d. h. die Mutter mit den Kindern, verkauft werden. Die Sklaven bedeuteten den Wohlstand der Kolonie, der seit der Aufhebung der Sklaverei am 1. Juli 1863 bedeutend abgenommen hat. Nur die Goldfunde des letzten Jahrzehnts dienen als Ersatz für den Ausfall der Plantagenwirthschaft wenigstens dem inneren Handel.

Auf diesen Abschnitt über die Bevölkerung folgt ein anderer über die Stadt Paramaribo und die Verwaltung der Kolonie, wobei es dem Verfasser besonders darauf ankommt, den Gegensatz zwischen dem Wohlstande zur Sklavenzeit und der jetzigen traurigen Lage der Kolonie vor Augen zu führen. Von 1852 bis 1884 hat sich nach Kappler's Berechnung die Bewohnerzahl der Kolonie nur um 1102 gehoben und betrug 1884 nur 52 978, einschließlich des Militärs. Dieses traurige Verhältniß wurde wesentlich hervorgerufen durch den Ueberschuß der Sterbefälle über die Geburten, der z. B. im Jahre 1875 die hohe Ziffer von 534 erreichte, während nur selten die Geburten die Sterbefälle überstiegen. Auch das Auftreten des gelben Fiebers, welches von 1836 bis 1852 viermal geschah, veranlaßte einen jährlichen Verlust von $14^4/_5$ Proc. in diesen Fieberjahren, während die fieberfreien Jahre doch noch einen solchen von $3^3/_4$ Proc. aufwiesen. Im Jahre 1884 betrug die Verminderung allerdings nur $^2/_3$ Proc., ist aber trotzdem noch zu hoch, wenn auch wesentlich niedriger als zur Sklavenzeit, wo sie 1 bis $1^1/_4$ Proc. im Mittel ausmachte. Der Schulunterricht der Kolonie wird zumeist von den verschiedenen Missionen geleitet, von denen die mährischen Brüder und die katholischen Missionare sich besonders auszeichnen. Auch die Armen- und Waisenpflege ist jetzt besser geregelt, und es betrugen im Jahre 1884 die Unterhaltungskosten hierfür 55 000 Gulden. Neben den Reformirten, Lutherischen, Herrnhutern, Katholiken und Israeliten finden sich seit der Einführung von Chinesen und Kulis an Stelle der Sklaven auch Mohammedaner, Buddhisten und Brahmagläubige, außerdem noch gegen 5000 Heiden. Immer mehr ziehen sich die Neger von der Plantagenarbeit zurück, obwohl sie durchschnittlich mehr im Tagewerke leisten als die Chinesen und Kulis. Durch die Zufuhr letzterer werden aber auch die Unkosten theurer, so daß die Zuckerkultur allenthalben zurückgeht und nur noch der Kakaobau als gewinnbringend anzusehen ist, da durch die Goldfunde seit den letzten Jahren dem Feldbau ebenfalls Arbeitskräfte entzogen werden und der Bau des Kakao die wenigste Arbeit erfordert gegenüber dem des Zuckers. Auch Baumwolle und Kaffee sind fast ganz von der Ausfuhrliste verschwunden, so daß die höher steigenden Zuschüsse für die Verwaltung seitens der Regierung nur gedeckt werden konnten durch Einführung hoher Schutzzölle und ein rationelleres Zollsystem wie früher, wo häufig Betrügereien seitens der Kaufleute vorkamen.

Endlich kommt der Verfasser auf die Frage zu sprechen, ob Surinam sich für europäische, wo möglich deutsche Kolonisation eigne. Er bespricht zunächst die Versuche der holländischen Regierung im Jahre 1845 mit Holländern, seine eigenen im Jahre 1857 mit Württembergern, zeigt, warum dieselben fehlschlugen und meint, daß vor Allem praktische Landleute zu Kolonisten zu wählen seien, am besten in einem Alter bis 30 Jahre, von mehr hagerer als beleibter Konstitution und aus demselben Lande oder derselben Gemeinde stammend. Im letzteren Falle würde sich empfehlen, daß der Pfarrer, Ortsvorstand oder irgend ein anderer ehrbarer Mann, der den Charakter der Auswanderer kennt, mit ihnen geht. In der neuen Heimath sollen sich die Kolonisten dann zunächst fernhalten von den Negern, deren Abneigung gegen Feldarbeit sich auch ihnen leicht mittheilen könnte, und vor Allem tüchtig arbeiten, denn nur dies stähle den Körper und mache ihn geschickt zum Ertragen des Klimas, wozu auch noch eine reichliche Kost nöthig sei. Es folgen dann noch verschiedene Winke für die erste Anlage von Aeckern, sowie statistische Nachweise über die Rentabilität der verschiedenen Kulturen, wie der Viehzucht, die jetzt allerdings noch ganz darnieder liegt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach den vorliegenden statistischen Berichten über den Ertrag der Fischereien Norwegens im Jahre 1886 war der Kabliaufang bei den Lofoten und an der Küste von Romsdal größer als je zuvor, dagegen ergaben der Häringsfang und die Küstenfischereien wesentlich geringere Ausbeute als in den letzten Jahren; dies war auch der Fall bezüglich des Walfisch- und Robbenfanges und der nach dem Polarmeere ausgesandten Fangexpeditionen. Die meisten Fischereien werden wie seit Jahrhunderten noch immer mit offenen Booten betrieben und nur vereinzelt sind Deckboote in Gebrauch genommen. Zur Hochseefischerei können sich die Norweger noch immer nicht entschließen, obwohl diese unter den günstigsten Bedingungen von allen norwegischen Häfen aus betrieben werden könnte. Zur Zeit besitzt Norwegen nur einen Fischerkutter, der die Hochseefischerei nach holländischer Methode betreibt, doch dürfte das im vergangenen Jahre erzielte gute Fangresultat zum Bau von noch mehreren Kuttern die Veranlassung geben. Die von den Norwegern während der letzten Jahre mit stetig abnehmender Ausbeute betriebene Häringsfischerei an der Küste von Island wird gewiß bald ganz aufgegeben werden; in den Jahren 1885 und 1886 betrugen die Ausrüstungskosten und die Verluste an Fahrzeugen und Geräthschaften weit mehr als der Werth des ganzen Fanges. — Die Menge und der Werth der vorjährigen Fischereien sind wie folgt anzunehmen: die Kabliaufischerei ergab 62 Mill. Stück im Werthe von 11,5 Mill.

Kronen auf den Fangplätzen, etwas über 500000 Tonnen Häring zu 2,5 Mill. Kronen, die Sommerfischereien ergaben 2,5 Mill. Kronen, Hummer-, Lachs-, Makrelen- und Sprottenfischereien 1,5 Mill. Kronen, der Robbenfang 680000 Kronen, der Walfang 1200000 Kronen, der Botlenosfang 330000 Kronen und die Fangexpeditionen nach dem Polarmeere 500000 Kronen. Der Gesammtwerth aller norwegischer Fischereien würde sich demnach auf ca. 20775000 Kronen belaufen, während der Durchschnitt für die letzten 12 Jahre 22619509 Kronen beträgt. Dieses ungünstige Resultat haben hauptsächlich die niedrigen Preise für Klipp- und Stockfisch sowie für gesalzenen Häring in den Hauptabsatzländern verursacht.

— Nach den officiellen Berichten der schwedischen Provinzialbehörden und Kommunalverwaltungen sind während der Jahre 1880 bis 1885 an Raubthieren in Schweden erlegt worden:

	Bären	Wölfe	Luchse	Vielfraße	Füchse
1880	48	36	27	128	14876
1881	37	42	25	105	13112
1882	35	37	22	146	11728
1883	18	15	25	89	16109
1884	33	49	25	141	18114
1885	37	28	31	113	17489

Der Bär und der Luchs, sowie auch in gewissen Gegenden der Fuchs sind in der Abnahme begriffen, während der Wolf sich trotz eifriger Nachstellungen in den nördlichen Länen zu vermehren scheint. Das Vorkommen der Vielfraße ist seit vielen Jahren unverändert. An schädlichen Raubvögeln wurden im Jahre 1885 getödtet: 361 Adler, 564 Uhus und 14043 Habichte, sowie 76732 Krähen. In den meisten Gegenden des Landes sollen sich die Raubvögel und Krähen vermindert haben. Von den Raubthieren sind im Jahre 1885 getödtet worden: 1 Pferd, 10 Rinder, 9995 Schafe, 285 Ziegen, 1 Schwein, 2070 Renthiere und 50343 Stück Federvieh im Werthe von 108296 Kronen.

— Die Frage, ob das Vorkommen fossiler Muscheln in erheblicher Höhe in England unbedingt eine Landsenkung von gleicher Höhe bedeute, ist von Carvill Lewis auf der Naturforscherversammlung in Birmingham behandelt worden und wird von ihm entschieden verneint. Hätte das Meer wirklich so hoch gestanden, wie die höchsten Muschelbänke, so müßte man seine Spuren überall in demselben Niveau finden, und nicht nur an einzelnen Stellen. Das ist aber nur der Fall bis zu einer Höhe von 450 Fuß, und nur so hoch reichte nach Lewis die positive Niveauveränderung. Alle Muschelanhäufungen in beträchtlicherer Meereshöhe tragen den Charakter von Moränen an sich, und stets läßt sich aus der Richtung der Gletscherschrammen und den erratischen Blöcken nachweisen, daß das Eis dorthin vom Meere aus gekommen, daß der Gletscher dort landein gedrungen sei. Die Gletscherkante oder auch der Gletscherfuß haben die Muscheln der Irischen See auf den Three Rock Mountain bei Dublin, auf die Berge von Nord-Wales und Macclesfield gebracht, die des Solway Firth nach Cumberland, die der Nordsee nach Northumberland, und so weiter. Die ganze Beschaffenheit der Muscheln beweist, daß sie sich nicht an ihrer natürlichen Lagerstätte befinden, sondern transportirt sind.

— Der k. R. Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg wurden in der letzten Sitzung verschiedene ethnographische Materialien vorgelegt. Wologdin überreichte eine Sammlung bisher unbekannter Volkslieder aus dem Gouvernement Perm und aus dem Gebiete jenseits der Kama. Dieselben stammen aus Gegenden, in denen noch nicht verrusste Permjäken wohnen und wohin die Expedition der Herren Istomin und Deutsch nicht gelangt war. — Ferner wurde eine in Stockholm befindliche genaue Karte Sibiriens vorgelegt, welche aus dem 17. Jahrhundert stammt und jedenfalls älter ist als der bekannte Atlas Sibiriens von Remesow. — Die von Silvestrowitsch gesammelten litauischen und schmudischen Märchen sollen demnächst veröffentlicht werden. Posdnejew berichtete über buddhistische Klöster und Priester in der Mongolei; bemerkenswerth ist, daß der Buddhismus einen großen Einfluß auf die Mongolen ausübt. In einigen Klöstern wird der Gottesdienst in mongolischer Sprache abgehalten. Die Klöster ziehen beträchtliche Einnahmen aus dem Waarentransporte von China nach der Mongolei, unterhalten Poststationen und werden von Jahr zu Jahr reicher, so daß sie ihr Geld auf Zinsen ausleihen können. In den Klöstern finden sich sehr viele Bücher, weil den Abschreibern Glückseligkeit im Jenseits versprochen wird. Die Zahl der Priester ist sehr groß. („Nowoje Wrjemä", 1886, 3865.)

Asien.

— Herr N. J. Wesselowsky, welcher vor Kurzem Turkestan in archäologischem Interesse bereist hat, machte über seine Unternehmungen der k. R. Geogr. Gesellschaft einige Mittheilungen: er suchte vor allem nach Spuren einer alt-heidnischen Periode inmitten der jetzigen, muselmännischen Bevölkerung im Thal des Serawschan. Zuerst fielen ihm die tiefen Brunnen und die äußerst charakteristischen Brücken auf, deren Erbauung für ein Gott wohlgefälliges Werk erachtet wird, daneben zerstörte Befestigungen, Klöster u. s. w. Weiter thalaufwärts rücken die Berge einander näher, das Thal verengt sich. Das Ersteigen der Berge ist wegen ihrer Steilheit sehr schwierig, die Fußpfade sind sehr gefährlich. An der einen Seite erhebt sich eine hohe Bergmauer, an der anderen ist ein Abgrund, und tief unten braust der Serawschan. Der Reisende betrat das Gebiet von Falgar — eine lang ausgedehnte Vertiefung. Als eine örtliche Eigenthümlichkeit gilt unter anderen die auffallende Schönheit der Frauen, welche daher geraubt werden. Weiter berührte der Reisende den Ort Warsaminar am Serawschan, woselbst Steinkohlen gewonnen werden, eine zerstörte Festung, das Grabmal eines vielfach verehrten Heiligen und andere mohammedanische Denkmäler. Es giebt hier ausgezeichnete Obstgärten, welche vortreffliche und reichliche Erträge liefern. An den Felsenwänden befinden sich verschiedene bildliche Darstellungen und auch Inschriften; die Figuren stellen Häuser und Thiere dar, daneben auch Landschaften und sogar das Siebengestirn des großen Bären. An den Quellen des Serawschan fand man wilden Hafer und Gebirgsroggen. Die Gegend hier ist sehr hoch; der Weizen war noch ganz grün, während er unten schon geschnitten wurde. Beim weiteren Vordringen gelangte Wesselowsky an einigen Ortschaften vorbei, in einen heiligen Hain und dann zu einem Flüßchen Dshindan, das in einer engen Schlucht braust; früher wurden hier die Verbrecher in den Abgrund gestürzt. Als Wesselowsky den fernsten Punkt seines Marsches erreicht hatte, betrug die Entfernung, welche ihn noch von den großen Gletschern trennte, etwa 40 Werst (Kilometer). Beim Rückwege beobachtete er, daß das Wasser des Serawschan sich in flüssigen, schmutzigen Brei verwandelt hatte, wie das alljährlich im Juli geschieht. Weiter kam er an einen Berg, an welchem Salmiak gewonnen wird, und an einen Paß von 11000 Fuß, welcher jedoch schneefrei war, wohl in Folge der hier wehenden Winde. Das durchwanderte Gebiet ist im Allgemeinen reich an Wäldern und Fruchtgärten; dagegen ist wenig Getreide vorhanden und die Bewohner sind arm. Die Wohnungen bestehen aus Lehmhütten mit einem einzigen Raume von etwa 10 Schritt Durchmesser; auf einer Erhöhung schläft die ganze Familie. Für das

Vieh werden ähnliche Bauten aufgeführt. Das Volk ist wild, und zwar um so wilder, je weiter entfernt von der Ebene und je näher zu den Gletschern; Streit und Händel sind sehr häufig, doch vermag die russische Gewalt die Leute zu mäßigen und im Zaume zu halten. Aber es kommt vor, daß die Schuldigen sich vor der russischen Macht auf das bucharische Gebiet von Karategin flüchten. Die Gewohnheiten und Sitten der Bewohner sind sehr sonderbar und originell; Wesselowsky hat die Gesänge, Erzählungen der Bewohner und auch Proben ihrer Sprache aufgezeichnet.

— W. P. Margaritow, welcher von der Gesellschaft zur Erforschung des Amur-Gebietes an den Kaiser-Hafen entsendet war, um daselbst ethnographische Untersuchungen anzustellen und ethnographische Sachen zu sammeln, hat seine Expedition beendigt. Er hat mitgebracht: 17 Orotschonen-Schädel, ein vollständiges Skelet, sechs vollständige Kostüme für Männer und Frauen und viele Kleinigkeiten, welche zur Tracht der Orotschonen gehören; ferner Modelle von Booten, Furten, Schlitten, allerlei Hausgeräthe, ein in der Umgebung des Kaiserhafens zusammengebrachtes, fast vollständiges Herbarium, Proben von Mineralien und viele schriftliche Aufzeichnungen, welche sich auf das Leben der Orotschonen beziehen. An 50 Individuen wurden anthropologische Messungen vorgenommen.

— Die im Auftrage der französischen Regierung West-Asien bereisenden Herren Capus, Bonvalot und Pepin (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 302) sind im vorigen Jahre über Batum und Tiflis, durch Talysch, über Teheran und Meschhed nach Serachs, Merw, Tschardjui, Buchara und Samarkand gelangt. Ein Versuch, von dort in Afghanistan einzudringen, endete mit ihrer Gefangennahme; sie mußten nach längerer Haft nach Samarkand zurückkehren, wo sie am 6. November eintrafen.

— Entwickelung der Theekultur in Britisch-Indien. Die Ausfuhr von Thee betrug:

	engl. Pfund	im Werthe von Rupien
1850 bis 1851	230 500	198 200
1860 bis 1861	1 244 000	1 070 400
1870 bis 1871	13 232 000	11 397 000
1880 bis 1881	46 413 500	30 542 000
1883 bis 1884	59 911 700	40 839 000
1884 bis 1885	64 162 055	40 447 000
1885 bis 1886	68 783 485	43 061 000

Afrika.

— Im Jahre 1885 liefen in den Hafen von Tunis 5944 Schiffe ein und 5413 aus, zusammen 11 357 Schiffe mit 3 003 805 Tonnen — eine Zunahme von 3402 Schiffen gegen das vorhergehende Jahr. Davon waren 1885 französische Schiffe mit 1 926 815 Tonnen und 4158 italienische mit 831 635 Tonnen, der Rest tunesische, englische, schwedische, österreichische und belgische.

— Professor O. Lenz ist von seiner Congo-Reise in Zanzibar eingetroffen und will von dort am 18. Januar die Rückfahrt nach Europa antreten. Unbekannte Gebiete scheint er während seiner ganzen Expedition nicht betreten zu haben.

— Dr. Junker hat sich in Suez dem Times-Correspondenten gegenüber dahin ausgesprochen, daß er unter den drei verschiedenen Routen, welche für die Expedition zur Befreiung Emin-Paschas in Vorschlag gebracht worden sind, der mittelsten den Vorzug gebe. Wenn die Expedition nicht im Stande ist, sich der Freundschaft und Unterstützung Mwanga's, des Königs von Uganda, zu versichern, so sei es unmöglich, die nöthige Anzahl Boote für die Fahrt über den Victoria Njanza zusammenzubringen; alsdann müsse sie den Weg von Speke und Grant längs der Westküste des Sees einschlagen, wo es Bananen im Ueberfluß gebe, und von der Nordwestecke des Sees aus nach dem südlichen oder mittleren Theile des Albert Njanza hinübergehen, wohin Emin-Pascha von Wadelai aus Boote schicken würde. Uebrigens sei Mwanga nicht so mächtig, wie man gewöhnlich glaube; im letzten Kriege mit Kabrega sei sein Erfolg nur ein mäßiger gewesen und sein kürzlich unternommener Versuch, mit 500 Booten die südwestlichen Ufer des Victoria-Sees zu erobern, sei ganz gescheitert. Die letzten Briefe, welche Junker von Emin-Pascha erhielt, waren vom Juli 1886. Damals hielt Emin noch zehn befestigte Stationen längs des Nil von Lado bis Wadelai und östlich bis Fatiko mit 1500 sudanischen Soldaten, 10 ägyptischen und 15 schwarzen Officieren, 20 koptischen Beamten und vielen weißen Frauen und Kindern. Seine Munition langte noch bis Ende 1886; aber er hoffte sich noch ein halbes Jahr länger zu halten, wenn ihn die wilden Stämme nicht angriffen. Anhänger des Mahdi zeigten sich während des Jahres 1886 gar nicht; aber Emin fürchtete, daß seine Truppen wegen des Mangels an Vorräthen — alle kleideten sich schon in Felle — nicht guten Muthes und treu bleiben würden. Sobald die Wilden entdeckten, daß seine Munition zu Ende sei, würde seine Lage eine verzweifelte werden. — Stanley, der Anführer der auf private Kosten entsendeten Rettungsexpedition befindet sich auf dem Wege nach Sansibar; doch ist es noch nicht entschieden, ob er von dort aus oder den Congo aufwärts sein Ziel zu erreichen suchen wird.

— J. T. Last, welcher von der Royal Geographical Society den Auftrag zu einer gründlichen Erforschung der Umgebung des Namuli-Berges (ca. 15½° südl. Br., östlich vom Kilwa-See) erhalten hat (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 80), hat am 12. Juli vorigen Jahres die Missionsstation Blantyre verlassen und ist am 3. August am Fuße des Tschali-Berges, etwas südlich vom Namuli, eingetroffen. Das dort gelegene Dorf des freundlich gesinnten Häuptlings Ana Guruwe will er zu seinem Standquartier machen und von da aus die Umgebung genau erforschen.

— Dr. Hans Schinz aus Zürich ist aus dem Inneren von Südwest-Afrika auf der Heimreise begriffen. Wie bekannt, nahm Dr. Schinz vor 2½ Jahren an einer Expedition Theil, welche Herr Lüderitz in Bremen nach Südwestafrika (Angra Pequena) ausführte; da aber sein Forschungsdrang daselbst nicht genügend Nahrung erhielt, unternahm Dr. Schinz eine eigene Expedition zur Erforschung der Kalahari-Wüste, des Ovambo- und des Ambo-Landes. Er verfolgte den Lauf des Cunene-Flusses und hielt sich längere Zeit in der Gegend der seither gegründeten Boerenrepublik Upingtonia auf. Letzten Herbst erforschte Dr. Schinz das Gebiet nordwestlich vom Ngami-See und kehrte um Weihnachten nach einer 27 Monate langen Reise durch jeder Civilisation fern gelegene Gebiete mit einer reichen Sammlung ethnologischer, botanischer und mineralogischer Gegenstände nach der Kapstadt zurück.

— Der „Kreuzzeitung" wird aus Akkra (Goldküste) gemeldet, daß G. A. Krause (vergl. „Globus", Bd. 50, S. 352) glücklich die Landschaft Mosi unter 12° nördl. Br., halbwegs zwischen der Küste und Timbuktu, erreicht habe und am 26. Oktober nach Timbuktu aufgebrochen sei.

Australien.

— In Cuckatoo Island, Sydney, ist kürzlich eine Entdeckung von großem geologischen Interesse gemacht worden. Man fand beim Graben eines neuen Staatsdocks in Cuckatoo Island eine fossile Schnecke aus der Gattung Planorbis und übergab dieselbe Mr. Wilkinson, dem Regierungsgeologen von Neusüdwales. Da bisher noch keine fossilen Conchylien in der Hawkesbury-Formation gefunden

worden waren, so benutzte er die Gelegenheit, die Stelle zu untersuchen, fand aber nur fossile Pflanzen. Der von ihm zur weiteren Untersuchung hingeschickte Mr. Cullen entdeckte jedoch ein höchst interessantes Fossil, welches Professor W. J. Stephen als Mastodonsaurus erkannte, wovon ein ähnliches Exemplar aus Stuttgart sich in der Sammlung der Universität Sydney befindet. Es ist dies die erste Entdeckung eines Labyrinthodonten in Australien und sie ist von großem, wissenschaftlichem Interesse, da sie das triassische Alter der Hawkesbury-Sandstone-Formation beweist.

Nordamerika.

— Mr. Seton-Karr hat nach einer Notiz im Januarhefte der „Proc. of the R. Geogr. Soc." kürzlich den Mount St. Elias um 400 Fuß höher als Woods und um mehr als 1000 Fuß höher als Schwatka bestiegen und gefunden, daß derselbe drei Miles östlich vom 141. Meridian und über 30 Miles von der Küste, mithin auf canadischem Gebiete liegt. Das Areal der beiden nach Agassiz und Guyot benannten Gletscher und deren Tributäre schätzt er auf nicht weniger als 1800 englische Quadratmeilen. Seton-Karr sah von dem höchsten von ihm unter den Wolken erreichten Punkte aus keine Unterbrechung in der Gebirgskette und nichts wie Eisfelder in jeder Richtung.

— Die letzten Mittheilungen des Statistischen Bureaus der Vereinigten Staaten zeigen, wie einschneidend die Akte vom Mai 1882 auf den Aufenthalt von Chinesen in der Union gewirkt hat:

im Jahre (endend mit 30. Juni)	kamen an	reisten ab
1881	12 166	unbekannt
1882	39 930	"
1883	10 182	12 066
1884	3 473	14 133
1885	5 352	17 526
1886 (die ersten neun Monate)	3 460	14 940

Frauen sind in obigen Ziffern nur in sehr geringer Anzahl vertreten; es kamen nämlich nur 551 an und es reisten 671 ab.

— In seinen großen Salzlagern besitzt der Staat Nevada einen bisher noch ungehobenen Bodenschatz, der im Laufe der Jahrhunderte eine größere Geldquelle werden dürfte, als alles dort gefundene und noch zu findende Edelmetall. In Lincoln County, im Südwesten des Staates, giebt es ein Salzlager, welches auf einer Strecke von zwei und in einer Breite von einer halben Meile an die Oberfläche tritt und von anscheinend sehr bedeutender Tiefe ist, denn stellenweise befinden sich darin Wasserrinnen bis zur Tiefe von 60 Fuß. Diese Salzader ist bereits auf eine Strecke von neun Meilen nachgewiesen, und das Salz ist meistentheils so hart, daß es gesprengt werden muß, wie jeder andere Stein, und so rein und durchsichtig, daß man durch Stücke von mehreren Zoll Dicke die Zeitung lesen kann. In Churchill County, im Mittelpunkte des Staates, giebt es ein Steinsalzlager von 14 Fuß Tiefe, das absolut chemisch reines Salz enthält und wovon ein Mann täglich fünf Tonnen brechen kann. Das große Humboldt-Salzfeld in demselben County nimmt einen Flächenraum von 90 Quadratmeilen ein. Auch hier besteht der Untergrund aus einem Steinsalzlager von noch unerforschter Tiefe.

— Theodor Kirchhoff's „Kalifornische Kulturbilder" (Kassel, Th. Fischer, 1886) sind eine Reihe von Skizzen und Wanderbildern, die zum Theil schon früher im „Globus", der „Gartenlaube", „Daheim" und „Gegenwart" erschienen und dadurch unseren Lesern in ihrer Art bekannt sind. Von besonderem Interesse sind die Abschnitte „San Francisco im Jahre 1885" (S. 3 bis 40) und „Städtische Bilder aus San Francisco" (S. 41 bis 114), die eine spannende Lektüre bilden.

— Einen schlechten Ruf genießt in Kalifornien die „Gifteiche" (Poison Oak). Das dem Eichenblatte ähnliche, an der Rückseite rothe Blatt dieses Strauches verursacht mitunter beim Berühren ein Schwellen der Haut. Personen, die stark in Schweiß gerathen sind, sind besonders empfänglich für das Gift; zuweilen werden diese, wenn sie nahe bei einem Busche vorbeigehen, namentlich wenn der Wind von dort her weht, schon vergiftet. Andere dagegen können das Blatt unbeschadet in die Hand nehmen. Die Vergiftung zeigt sich meistens durch Schwellen im Gesicht und ist, obgleich nicht gefährlich, doch außerordentlich unangenehm und entstellend. Für Naturfrischler und Theilnehmer an Picknicks ist das „Poison Oak" ein fortwährendes Schreckgespenst in Kalifornien.

Südamerika.

— „The Chamber of Commerce Journal" (V, Nr. 59) enthält, leider ohne genaue Quellenangabe, Mittheilungen über den Handel des Amazonenstromgebietes, wonach das rapide Anwachsen der Aus- und Einfuhr alles bisher Bekannte übertrifft und der dortige Handel bereits den Umfang manchen älteren Marktes, wie Portugal und Griechenland, Uruguay, Venezuela, Peru und Mexiko erreicht hat, viermal größer als der marokkanische und fünfmal größer als der serbische ist. Die beiden Provinzen Grão Para und Amazonas haben ein Areal von 3 046 732 qkm und eine Bevölkerung, die von 332 847 Einwohnern im Jahre 1871 auf etwa 600 000 im Jahre 1883 gestiegen ist, wovon 150 000 auf Amazonas und 450 000 auf Para entfallen. Agassiz schätzte den jährlichen Werth spontanen Ertrages in diesen Gebieten auf 500 Millionen Francs, also kaum zwei Francs auf die Hektare, was offenbar zu gering ist. Was im Gebiete des Amazonenstromes an Kautschuk, Harz, Faserstoffen, ölhaltigen Früchten und Arzneipflanzen alljährlich aus Mangel an sammelnden Händen zu Grunde geht, muß sich auf Tausende von Millionen belaufen. Der Export beider Provinzen, der fast ausschließlich aus Waldesprodukten besteht, mag etwa 90 Millionen Francs betragen, d. h. 150 Francs auf jeden Kopf der Bevölkerung, während diese Verhältnißzahl für Australien 450, für England 250, für Frankreich 140, für die Vereinigten Staaten 100, für die Argentinische Republik 100 und für ganz Brasilien 45 beträgt. Der Amazonenstrom wurde 1867 den Flaggen aller Nationen eröffnet und seitdem war der Fortschritt ein reißender. Von 1867 bis 1882, also in 15 Jahren, stieg der officiell deklarirte Werth der aus dem Hafen von Para exportirten Güter von 14 568 000 auf 91 235 000 Francs, d. h. um 700 Proc.; in den Vereinigten Staaten dagegen stieg dieser Werth im selben Zeitraume nur um 400 Proc. Die Zunahme in der Gesammtausfuhr aus dem Amazonengebiete war folgende: 1878 33 974 800 Francs; 1879 54 424 000 Francs; 1880 54 557 400 Francs; 1881 64 440 000 Francs; 1882 92 253 700 Francs. Der Werth der Ausfuhr der drei Hauptartikel betrug in Francs:

	1880	1881	1882
Kautschuk	43 897 700	50 371 500	75 157 200
Cocoa	4 404 500	7 943 000	9 133 000
Kastanien	5 252 000	1 747 900	1 501 700

Oceane.

— Ueber Diego Garcia, die südlichste der Chagos-Inseln, fast gleich weit von Madagaskar, Ceylon und Sumatra entfernt, giebt Gilbert C. Bourne in „Proc.

Zool. Soc. London" 1886 einige Notizen. Die Inselgruppe wird zwar nicht nur von Walfischfängern, sondern auch von den Dampfern der „Oriental Steam Navigation Company", welche dort eine Kohlenstation haben, ziemlich häufig angelaufen, ist aber dennoch wenig bekannt. Diego Garcia ist eine echte Koralleninsel, ein schmaler Landring von nur 1/3 Mile Breite, welcher eine Lagune von 13 Miles Länge und 6 Mile Breite einschließt. Der Eingang in die Binnenlagune, die trotz einzelner Korallenriffe einen ausgezeichneten Hafen für die größten Schiffe abgiebt, liegt im Nordwesten und wird durch drei kleine Inselchen in vier Kanäle geschieden, von denen einer eine Meile breit und für jedes Schiff tief genug ist. Der Boden ist eine Korallenbildung und nirgends höher, als die Kraft der Wellen die Korallenblöcke hat emporschleudern können; nur an wenigen Stellen hat der Wind den Sand zu Dünen von 25 bis 30 Fuß Höhe zusammengehäuft. Die Korallen wie die auf ihnen lebenden Muscheln sind die gewöhnlichen Arten des Indischen Oceans, das Land ist dicht bewachsen mit Gebüsch von Scaevola Koenigii, Tournefortia argentea und Guettarda speciosa; darüber erheben sich die prachtvollen Kokospalmen, welche die Bewohner ernähren. Einheimische Säugethiere sind nicht vorhanden, aber außer den Hausthieren sind Ratten in unzähliger Menge eingeschleppt worden, aber nur auf der Hauptinsel; die kleinen Inselchen in der Einfahrt sind noch frei von der Plage. Schafe sollen merkwürdiger Weise von den früher eingeführten Eseln nicht auf der Weide geduldet und darum eingegangen sein. Fledermäuse sind nicht vorhanden. Die Vogelfauna ist ähnlich derjenigen, wie sie Forbes von den Keeling-Inseln beschreibt; auch die weiße Seeschwalbe (Gygis candida) ist hier häufig und legt in derselben eigenthümlichen Weise ihr Ei auf die Palmenblätter. Bourne sammelte im Ganzen 14 Arten, hörte aber noch von 2 bis 3 anderen. Die Landreptilien werden repräsentirt durch einen Gecko, der wahrscheinlich von Mauritius, von dem aus die Inselgruppe verwaltet wird, mit herüber gebracht worden ist, und durch eine sehr übelriechende Sumpfschildkröte, deren Herkunft heute noch räthselhaft ist. Das Insektenleben ist, von Ungeziefer abgesehen, arm, aber um so zahlreicher sind die gewöhnlichen Landkrabben. Ein großer Geocarcinus thut großen Schaden in den Gärten und macht den Kartoffelbau geradezu unmöglich. Birgus latro schmälert auch hier den Ertrag der Kokospalmen und erklettert mit großer Gewandtheit die höchsten Palmen, nicht um Nüsse zu holen, sondern nur um sich in den Blättern zu verbergen. Die von ihnen angebrochenen Kokosnüsse müssen riesigen Bernhardskrebsen, für deren weichen Schwanz keine Muschel mehr genügt, als Schutz dienen. Das Klima ist nicht sonderlich angenehm durch übergroße Feuchtigkeit, welche auch die Arbeiten des Naturforschers beeinträchtigt. Die Hitze ist erträglich; trotz der Nähe des Aequators schwankt das Thermometer nur zwischen 78 bis 86° F. (25 bis 30° C.).

— In dem 52. Bande des „Wissen der Gegenwart" hat unter dem Titel „Der Ocean" auch die Meereskunde eine populär-wissenschaftliche Darstellung gefunden, und zwar in einer Weise, wie sie von dem Verfasser, Prof. Otto Krümmel, nicht anders zu erwarten war. Das Werkchen zerfällt in vier Kapitel, in deren erstem die Meeresflächen in ihrer Gesammtheit und Gliederung, sowie das Verhältniß von Wasser und Land, letzteres auch in graphischen Darstellungen, dem Leser vor Augen gebracht werden. Bei der Eintheilung der Meeresräume folgt der Verfasser der bereits früher von ihm aufgestellten, wonach er drei selbständige Oceane, den Atlantischen, Indischen und Pacifischen, unterscheidet, während die übrigen Meere unselbständig sind und unter die Abtheilungen der Mittelmeere und Randmeere fallen. Das zweite Kapitel behandelt die Meerestiefen. Nachdem gezeigt worden ist, daß die Landmassen einen anziehenden Einfluß auf die Wassermassen der Oceane ausüben und somit küstenferne Inseln dem Erdmittelpunkte näher liegen müssen, als die Küstenlinien der benachbarten Festländer, wofür auch Beispiele angeführt werden, kommt der Verfasser auf den Begriff des Geoïds, auf welches, streng genommen, alle Tiefseemessungen und Höhenmessungen sich beziehen. Hieran schließen sich die Tiefseelothungen. Nach einer kurzen Darstellung der historischen Entwickelung derselben werden die gebräuchlichsten und namentlich jetzt besten Instrumente für derartige Untersuchungen genügend eingehend besprochen und endlich die Resultate aller Tiefseelothungen, d. h. die Configuration des Meeresbodens nach den einzelnen Oceanen diskutirt, zum Theil auch mit Angabe der der Entstehung gewisser Meere zu Grunde liegenden Ursachen. Besonders gilt das letztere von den Mittelmeeren, die fast sämmtlich als Einbruchbecken sich darstellen mit bedeutenden Tiefen und relativ seichten Zugangsstraßen. In einem weiteren Abschnitte bespricht der Verfasser die Bodensedimente, die sich als Einwirkung der nahen Festland- und Inselküste oder als reine Tiefseebildungen erweisen. Zu den letzteren gehören die Bildungen aus den Schalen der Globigerinen, Radiolarien und Diatomeen, zu den ersteren die Schlammgebilde aus den Flüssen, sowie als lokale Modifikationen des sich so bildenden Schlicks Beimengungen vulkanischen Ursprungs. Auch die Staubfälle in dem Passatgebiete westlich der Sahara finden hier unter Bezugnahme auf die Hellmann'schen Untersuchungen eine Erwähnung. Das dritte Kapitel behandelt das Meerwasser. Zunächst werden die allgemeinen Eigenschaften, besonders der Salzgehalt, dann aber auch der Gehalt an Sauerstoff und Kohlensäure besprochen und hierbei auch der Methoden und Instrumente gedacht, um Wasser aus bestimmten Tiefen zu schöpfen. Ein zweiter Abschnitt ist der Wärmevertheilung im Meerwasser gewidmet. Hierbei wird zunächst die Temperaturvertheilung im Oberflächenwasser erörtert, dann aber auch des Streites bezüglich der größten Dichte des Meerwassers, ob dieselbe über oder unter Null Grad stattfindet, gedacht. Das letztere ist bekanntlich das Richtige, nachdem die widersprechenden Resultate von John Roß auf die ungenügende Beschaffenheit der benutzten Thermometer zurückgeführt sind. An diesen Abschnitt schließt sich ein anderer über die Eisverhältnisse des Meeres, der die Treibeisgebiete sowie die verschiedenen Arten der Eisbildung enthält. Das vierte Kapitel beschäftigt sich mit den Bewegungen des Meeres, welche in ihren verschiedenen Formen als Meereswellen (Wind- resp. Sturmwelle, Dünung, Brandungs- und Seebebenwelle), Gezeitenwellen sowie Meeresströmungen auf Grund der neuesten Ansichten eine eingehende Besprechung und Begründung erfahren.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

V.[1])

Am 14. Januar 1883 traf A. Marche wieder in Manila ein und fand die Bevölkerung noch in ziemlicher Aufregung über die Choleraepidemie, welche die Kolonie heimgesucht hatte. Das Jahr 1882 hat überhaupt auf den Philippinen ein böses Andenken hinterlassen: nach dem Verschwinden der Cholera hat am 20. Oktober ein Cyclon den Archipel heimgesucht und auf seinem Wege Alles vernichtet. Am 19. Oktober 1882 um 3 Uhr Nachmittags hatte das Observatorium von Manila bekannt gemacht, daß von Südwesten ein Orkan drohe. Und mit nie dagewesener Gewalt hatte derselbe seine Verwüstungen angerichtet. Die Ernten, der einzige Reichthum des Landes, waren fast vollständig zerstört worden, Tausende von Familien befanden sich ohne Obdach, Tausende von Arbeitern ohne Beschäftigung. Ganze Dörfer waren zerstört, in Massen die Strohdächer der Bretterhütten vom Sturme entführt worden. Nur hier und da hatte ein Haus Widerstand geleistet; unsere erste Abbildung mag eine Vorstellung von der angerichteten Verwüstung geben.

Die Gemüther hatten sich kaum von den Schrecknissen dieses traurigen Tages erholt und Jedermann arbeitete noch daran, den angerichteten Schaden auszubessern, als am 4. und 5. November ein neuer Sturm Alles, was der erste nur erschüttert hatte, vollends über den Haufen warf.

Gleich bei seiner Ankunft konnte Marche aber auch verschiedene Neuerungen mancherlei Art konstatiren. Der bis dahin für verschiedene Provinzen Luzons obligatorische Tabaksbau war ebenso wie der Tabakshandel freigegeben worden. Zwar sollten in Zukunft noch gewisse Gefälle entrichtet werden; aber um die Entwickelung dieser Industrie zu fördern, hatte die Regierung für ein halbes Jahr freien Handel ohne jede Steuer bewilligt. In Folge dessen herrschte große Bewegung in Manila, da Jedermann von dieser Erlaubniß Nutzen ziehen wollte. Jeder suchte möglichst viel zu produciren, und täglich kamen Männer und Frauen zu dem Reisenden und boten ihm Cigarren zum Kaufe an, der eine immer billiger als der andere; freilich bestanden viele nur aus schlechtem Stroh, um welches einige Tabaksblätter gewickelt waren.

Die seit 1870 in eine Periode ausgesprochenen Fortschritts eingetretenen Philippinen scheinen denselben möglichst beschleunigen zu wollen, indem sie dem Handel mehr Freiheit einräumen, ihn von Hemmnissen und Plackereien befreien und auch, indem sie die reichsten Theile Luzons mit der Hauptstadt durch Eisenbahnen zu verbinden trachten. Bis 1883 (und so viel wir wissen, noch bis heutigen Tages) existirt auf dem ganzen Archipel nur eine einzige Pferdebahn in einer Vorstadt Manilas.

Ein anderer Plan von großer Wichtigkeit, die Herstellung eines geschlossenen Hafens in Manila, ist schon in Angriff genommen worden; dann werden die Schiffe selbst von der größten Tragfähigkeit dort einen sicheren Ankerplatz finden und können ausgebessert werden, während sie heute nach Hongkong oder Singapur gehen müssen, um Vorrichtungen für größere Reparaturen anzutreffen. Nicht minder dringend war die Erbauung eines Wasserthurmes, welcher die Stadt jetzt mit trinkbarem Wasser versorgt. Dasselbe kommt aus einem kleinen, einige Stunden entfernten Flusse,

[1]) Fortsetzung von Bd. 50, S. 231.

wird auf einen kleinen, mit Reservoirs versehenen Berg gepumpt und fließt von dort in Röhren nach Manila. In Folge dessen haben auch einige Verschönerungen angebracht werden können, z. B. ein Springbrunnen am Ende der Promenade San Miguel; Brunnen und Oeffnungen der Leitung für Speisung von Feuerspritzen finden sich jetzt in allen Quartieren der Stadt und den Vorstädten. Unter den Neuerungen ist auch der Straßenverkauf von Milchkaffee zu nennen: Tag und Nacht rufen Jungen aus Leibeskräften ihr „Café con leche" aus. Ihre Stände sind zwar etwas ursprünglich, manche aber führen außerdem noch Brot, Butter und verschiedene Getränke.

Vom 28. Januar 1883 bis zu Anfang Mai hielt sich Marche in Jala-Jala auf, wo er einen Indier aus der Provinz Ilocos, der nachmals sein bester Jäger wurde, im Schießen unterrichtete, und machte Ausflüge an den Ufern der Laguna de Bay. Der Mai ging mit einem ergebnißlosen Besuche der Insel Marinduque hin, von wo man dem Reisenden über die Existenz von Höhlen mit Gebeinen und Grabbeigaben berichtet hatte, die jedoch nicht aufzufinden waren. Endlich am 6. Juni schiffte er sich in Lagnimanoc auf der Südküste Luzons nach der Insel Palawan ein, dem Paragua der Spanier, welches drei Breitengrade südlicher liegt als Manila.

Die Gesammtlänge der Insel beträgt 520 km, die größte Breite kaum 42 km; an manchen Stellen aber ist sie ganz schmal, z. B. zwischen der Honda- und Ulugan-Bai kaum 11 km, und weiter nördlich zwischen der Tay-Tay-Bai auf der Ost- und der Tuluran-Bai auf der Westküste ist die Entfernung noch geringer, so daß man in ein paar Stunden von einem Meere zum anderen gelangen könnte, wenn es einem gelingt, einen Weg oder Pfad zu finden.

Eine Vorstadt Manilas nach den Orkanen vom Oktober und November 1882. (Nach einer Photographie.)

Palawan ist außerordentlich bergig; durch die ganze Insel zieht ein Bergzug hindurch, welcher indessen durch niedrige Pässe in einzelne Theile zerlegt wird. Für größere Ausläufer fehlt es zumeist an Raum; der Hauptzug fällt gewöhnlich unmittelbar zum Meere hin ab, das mit zahlreichen Buchten in die Insel einschneidet. Die Schiffahrt ist durch zahlreiche Sandbänke und Madreporenfelsen äußerst gefährdet. Das Klima ist während des größten Theiles des Jahres feucht; von Februar bis Mai herrscht Trockenzeit, aber nicht unbedingt. August und September, December und Januar sind regnerisch, Juni und Juli, Oktober und November Uebergangsmonate.

Die namentlich im Norden sehr bevölkerte Insel wird von verschiedenen, fast wilden Stämmen bewohnt, welche den drei auf der ganzen malayischen Inselwelt vorkommenden Rassen angehören: Malayen finden sich an der Küste im Süden der Insel, auf der Westküste wahrscheinlich mehr als auf der östlichen; zweitens die über die ganze Insel zerstreuten Tagbanuas, und drittens die ausschließlich im bergigen Inneren und im Norden lebenden Bataks, von dunklerer Hautfarbe als die beiden anderen Stämme, und mit krausen Haaren. Wahrscheinlich sind sie mit den Negritos der übrigen Inseln identisch; leider ist es Marche nicht gelungen, Vertreter des sehr scheuen Völkchens zu Gesicht zu bekommen.

Außerdem erzählte man dem Reisenden von einem kleinen, vierten Stamme ganz Wilder, die sich von einem Vorgebirge der Insel zum anderen begeben — von dem Bisaya-Worte tandui = Vorgebirge, Spitze, führen sie den Namen Tandulanem —, durch Fischen ihren Unterhalt gewinnen und der Begegnung mit anderen Menschen ängstlich ausweichen. Sie sollen etwa 200 Personen stark sein, darunter einige Deserteure aus den christlichen, den Spaniern unterworfenen Dörfern, und leben auf der Westküste, 15 bis

20 Seemeilen südlich von der Malampaya-Bai bis nahe an die Caruray-Bai. Sie sind regelmäßig gewachsen, meist stark und gut proportionirt, mit wenig Bart; einige färben sich die Zähne schwarz. Ihr Gesicht ist nicht häßlich, die Farbe bald heller, bald dunkler, unzweifelhaft in Folge der Mischung mit anderen Stämmen; etwa ein Drittel von ihnen ist ganz schwarz. Die Männer tragen einen Gürtel, die Weiber einen bis zur Mitte des Oberschenkels reichenden

Springbrunnen auf der Promenade San Miguel in Manila. (Nach einer Photographie.)

Schurz aus Baumrinde, wozu sie in der kalten Zeit noch eine lange Jacke aus demselben Stoffe, ähnlich derjenigen der Moros, tragen. Dieselbe wird am Gürtel und auf der Brust mit Muschelknöpfen oder mit Kokosnußfasern befestigt und so lange getragen, bis sie in Lumpen zerfällt. Diese Eingeborenen haben keine andere Beschäftigung, als ihre aus Früchten, wilden Thieren und Fischen bestehende Nahrung zu suchen; letztere werden geangelt oder mit Pfeil-

Bucht von Puerto Princesa. (Nach einer Photographie von A. Marche.)

schüssen getödtet; um sie anzulocken, werden Mollusken gekaut und ins Meer geworfen. Das wilde Schwein erlegen sie von Bäumen aus zur Zeit der Fruchtreife mittels vergifteter Pfeile, Affen mittels kleinerer, die aus Blasröhren geschossen werden. Auch stellen sie den Stachelschweinen, Schlangen und Schildkröten nach, letzteren nicht auf Booten, sondern auf unausgehöhlten, mit Ausliegern versehenen Baumstämmen, an welchen Griffe zum Daranfesthalten angebracht sind.

See-Arsenal in Puerto Princesa. (Nach einer Photographie von A. Marche.)

Die Tandulanen sind sehr schmutzig und verbreiten einen bösen Geruch um sich; sie waschen und baden sich niemals und kommen nur, wenn sie zufällig in das Meer fallen, mit dem Wasser in Berührung. Oft haben sie Hände, Gesicht oder Körper mit dem Blute zerlegten Wildes besudelt, ohne sich daran zu kehren. Trotz dieser Unreinlichkeit leiden sie nicht an Hautkrankheiten, wie Ichthyose und dergleichen. Ihre Nahrung verzehren sie ohne Unterschied roh oder gekocht, lieber aber noch roh; wenn sie zufällig einen Fisch fangen, beißen sie ohne Weiteres hinein und geben dabei den kaum gereinigten Eingeweiden den Vorzug. Salz wenden sie nicht an, sondern würzen ihre Speisen mit Seewasser. Als Waffen haben sie nur federlose Pfeile, theils vergiftet, theils nicht, und das Blasrohr, welches sie mit großer Geschicklichkeit selbst auf ziemlich weite Entfernungen hin anwenden. Sie sind geschworene Feinde der Moros und werden von diesen ihrer Giftpfeile wegen sehr gefürchtet. Dennoch betreiben die Moros von Baenit mit ihnen Tauschhandel und erwerben von ihnen gegen Messer, Tabak, Angelhaken und Messingdraht zu Armbändern Gold und Schildpatt. Die Weiber tragen keinen anderen Schmuck als jene Armbänder, aber durchbohren sich das Ohrläppchen, um die Cigarre oder Stücke weißen Holzes hineinzustecken. Eigenthümlich ist, daß dieser Stamm keinen Betel kaut.

Europäer finden sich nur an zwei Punkten der Insel, in Tay-Tay im Norden und in der Militärkolonie Puerto Princesa, wo der Gouverneur von Palawan residirt. Es befinden sich dort zwei Schiffslieutenants, welche die beiden dort befindlichen Kanonenboote befehligen, und etwa zehn Officiere, darunter zwei Aerzte. Die sonstigen Bewohner von Puerto Princesa sind Deportirte, meist Sträflinge, Mörder, Räuber rc., außerdem ein Schlächter und ein Krämer spanischer Herkunft, einige Chinesen und Eingeborene der Calamianes-Inseln. Puerto Princesa, auf Karten auch Puerto Yguahit genannt, ist eine kleine Bucht in der Mitte der Ostküste, der beste Schutz bei stürmischem Wetter an jenen Gestaden. Der Ort liegt auf einem 25 m hohen Hügel fast im innersten Winkel der Bai, deren Einfahrt — eine Ausnahme in den Philippinen — durch einen Leuchtthurm kenntlich gemacht wird. Auch ein Arsenal befindet sich dort mit einem Stapelroste, welcher das Ausbessern kleiner Schiffe erlaubt.

Kaserne in Puerto Princesa. (Nach einer Photographie von A. Marche.)

Der damalige Gouverneur, Fregattenkapitän Don Felope Canga Arguelles y Villaria, hatte seit drei Jahren alles gethan, um die Kolonie zu heben und den Aufenthalt daselbst weniger unangenehm zu machen. Die früher unergründlichen Straßen wurden aufgehöht, mit Bäumen bepflanzt und mit Laternen versehen. Die strohgedeckten Bambuhütten, welche bis dahin als Kirche und Spital gedient hatten, wurden durch Ziegelbauten mit eisernen Dächern ersetzt, und selbst eine Musikbande durch einen eigens aus Manila berufenen Dirigenten eingeübt. Während Marche's Anwesenheit wurde sogar ein Liebhabertheater inscenirt.

Ein großer Mangel ist das Fehlen frischen Wassers; während der Regenzeit behilft man sich mit Regenwasser, sonst aber muß die Bevölkerung mit dem abscheulichen Brunnenwasser vorlieb nehmen, und nur für die Officiere holt ein Boot wöchentlich einmal aus dem Flusse Yguahit auf dem gegenüberliegenden Ufer der Bai frisches Wasser. Davon erhielt auch Marche während seines Aufenthaltes regelmäßig seinen wöchentlichen Bedarf, wie er sich überhaupt seitens der Officiere großen Entgegenkommens zu erfreuen hatte.

Da in Puerto Princesa, wie fast überall auf den Philippinen, keine Gasthöfe existiren, und Marche ein volles Jahr auf der Insel zu bleiben gedachte, so beschloß er, ein Haus zu miethen und darin sein Hauptquartier aufzuschlagen. Als Hauptdiener begleiteten ihn zwei Ilocanos aus dem nördlichen Luzon, deren einem das Kochen, Waschen und zoologische Präpariren oblag, während der andere, Mariano, als Jäger diente und sich rasch an das Leben im Walde gewöhnte. Das ziemlich große Haus des Musikmeisters, einstöckig wie alle übrigen, von Kakaobäumen umgeben, außen weiß und blau gemalt und von der Straße durch einen Zaun aus Aesten getrennt, wurde mit seinem ziemlich zahlreichen, aber gebrechlichen Mobiliare gemiethet. Größere Schwierigkeit bereitete die Ernährungsfrage; in den Wäldern giebt es zwar Wildschweine, Eichhörnchen, Vögel, besonders Tauben, genug; aber Wildpret wird einem bald zuwider, und man hält sich lieber an das landesübliche,

Hütte in Puerto Princesa. (Nach einer Photographie.)

magere und theure Huhn, welches von der Insel Cuyo bezogen werden muß. Zwei- bis dreimal wöchentlich wird auch ein einheimisches Rind geschlachtet, dessen Fleisch zuweilen eßbar ist, und ein Chinese bäckt Brot, wozu noch ab und zu Eier und öfters Fische kommen.

Die Strafkolonie von Puerto Princesa, welche in neu erbauten Kasernen untergebracht ist, umfaßt Individuen beiderlei Geschlechts, welche aus sehr verschiedenen Gründen nach Palawan geschafft worden sind. Man kann sie in zwei Arten theilen: Sträflinge und Deportirte. Erstere, Soldaten wie Civilisten, befinden sich wegen Verbrechen hier, die Deportirten aber werden, wenn sie sich aus irgend einem Grunde den bürgerlichen oder militärischen Behörden verdächtig gemacht haben, ohne richterliches Urtheil auf unbestimmte Zeit in die Verbannung geschickt! Gute Führung kann einen Erlaß an der Strafzeit zur Folge haben.

Marche erhielt auf seine Bitte vom Gouverneur Deportirte als Diener zugewiesen, darunter einen Menschen von gutmüthigem, furchtsamem Gesichtsausdrucke, von welchem er erst zwei oder drei Monate später in Erfahrung brachte, daß er wegen eines bedeutenden Diebstahls deportirt worden war. Dann hatte ihn der Gouverneur selbst in Dienst genommen; er führte sich eine Zeit lang vorzüglich, wurde aber eines schönen Tages ertappt, wie er die Kasse seines Herrn erbrach. Nun wurde er mit dem Gesichte nach hinten auf einen Büffel gesetzt, durch die Straßen des Ortes geführt und erhielt an jeder Ecke mit einem Stricke eine Anzahl Hiebe. Diese harte Strafe hatte aber wenig genutzt; denn auch in Marche's Diensten beging er bald einen Diebstahl. Der Reisende verwarnte ihn nachdrücklich, aber noch mehr wirkte die Drohung, ihn dem Gouverneur anzuzeigen — denn von da an wurde nie wieder etwas vermißt.

Aus dem westlichen Stillen Ocean.

I. Einleitung.

E. M. Vor nicht gar langer Zeit herrschten im Stillen Ocean noch Zustände, von denen man sich in Europa kaum eine Vorstellung machen konnte. Weiße und Farbige, denen es in Australien und auf den Inseln, auf denen eine fremde Flagge wehte, zu enge wurde, fanden dort ein weites Gebiet, wo das Recht des Stärksten galt, und wo man sich desselben ziemlich uneingeschränkt bedienen konnte, insofern man nur Sorge trug, nicht irgend einem zufällig in der Nähe befindlichen Kriegsschiffe mehr oder weniger gerechten Anstoß zu geben. Die Folge derartiger Zustände, insofern sie auf das Geschick der Eingeborenen Einfluß übten, indem sie den „Arbeiterhandel“ beförderten und demselben in die Hand arbeiteten, sind bekannter geworden; hier gerade ist die Stelle, wo der Hebel angesetzt wurde, dessen Wirkung in weniger als zehn Jahren das Aussehen des Stillen Oceans sehr verändert hat, wenn auch gewiß jetzt noch manche Ungerechtigkeit da vorfällt.

Dem Drange der Umstände nachgebend, hatte im Jahre 1877 die englische Regierung die Stelle eines High Commissioner für den westlichen Stillen Ocean geschaffen und mit derselben die Eigenschaft eines Generalkonsuls verbunden; seine Befugnisse und Verpflichtungen waren folgende: Unterhaltung der Beziehungen mit den Vertretern derjenigen fremden Mächte, welche in seinem Gebiete Niederlassungen besaßen; ebenso der Verkehr mit den halbcivilisirten Inseln, auf denen eine gewisse Staatsform sich entwickelt hatte, und endlich die Erhaltung der Ordnung unter den britischen Unterthanen auf denjenigen Inseln, wo keine regelmäßige Staatenbildung besteht.

Die Grenzen des Gebietes waren der 143. Meridian östl. L. Gr., soweit Neu-Guinea in Betracht kam; die Inseln Neu-Britannien und Neu-Irland, der Louisiaden-Archipel, die Schiffer- und Freundlichen Inseln, die Union-Inseln, Neuen Hebriden, Phönix-, Ellice-, Gilbert-, Marshall-, Carolinen-, Salomon- und St. Cruz-Inseln und alle nicht zu australischem Gebiete gehörigen, oder im Besitze einer anderen Macht befindlichen Inseln und Gruppen. Dem High Commissioner wurden Deputy Commissioners für einzelne Theile seines Verwaltungsbezirkes untergeordnet, welche die Autorität eines Magistrates besaßen, und von deren Urtheil ein Appell an das Gericht des High Commissioner in den meisten Fällen zuläßig war; letzteres entschied in höchster Instanz. 1886 bestand das Personal aus dem High Commissioner Sir G. William des Voeux, seinem Privatsekretär, dem ersten Judicial Commissioner, einem Sekretär und drei Deputy Commissioners für die Gruppen: 1) Tonga, 2) Samoa, 3) Neu-Guinea, Neu-Britannien und Neue Hebriden.

Eine der Hauptaufgaben für diese Beamten war die Beaufsichtigung des Labour Trade (Arbeiterhandel); daß die ganz entschiedene Absicht bestand, den auf diesem Gebiete so häufigen Ausschreitungen der Weißen entgegen zu treten, dürfen wir für gewiß halten. Der erste High Commissioner, Sir Arthur Gordon, sprach im Jahre 1878 sich zu Melbourne hierüber in einer Weise aus, die manchem englischen und mehr noch manchem australischen Ohre einen unangenehmen Eindruck gemacht haben mag, aber von der Regierung gebilligt wurde. Es möge genügen, hier auf einen Punkt hinzuweisen, der von der damals und namentlich im Stillen Ocean sehr landläufigen Ansicht über den englischen Unterthanen durch die englische Flagge zu verleihenden Schutz bedeutend abweicht. „Es scheint“, sagt Sir Arthur[1], „daß beinahe ebenso viele unrichtige Ansichten über den Wirkungskreis des High Commissioner, als hinsichtlich des Schutzes bestehen, welchen englische Unterthanen in uncivilisirten Ländern zu erwarten berechtigt sind. Genau genommen haben nur die Personen, welche im öffentlichen Dienste stehen, Ansprüche auf solchen Schutz. Wenn (wie in einem besonderen namhaft gemachten Falle) Mannschaften nicht aus eigenem freiem Willen, sondern im Staatsdienste und auf Befehl ihrer angewiesenen Vorgesetzten in eine gefährliche Lage kommen, so darf man sagen, daß die Regierung, welcher sie dienen, sie zu schützen und alle ihnen bei Erfüllung ihres Dienstes angethane Unbill zu strafen verpflichtet ist. Da aber, wo Leute nur zur Erreichung eines persönlichen Zweckes und trotz der Warnung sich der Wirkung der Einrichtungen ihres Landes entziehen, da übernehmen sie selbst die Verantwortlichkeit für ihr Leben und haben keine Ansprüche auf die thatkräftige Unterstützung des Staates, dessen Schutz sie verlassen haben. Privatunternehmungen kann nicht gestattet werden, nach eigenem Willen den Arm ihres Landes (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist)

[1] Blue Book 3641, p. 30.

in Bewegung zu setzen. Man ist sich dessen in anderen Theilen der Erde sehr genau bewußt, und ich sehe nicht ein, weshalb andere Grundsätze in Polynesien gelten sollten. Die Lehre, daß ein Händler auf allen seinen Wegen zu seinem Schutze von einem Kriegsschiffe begleitet werden muß, und daß, wenn er sein Leben bei der Verfolgung seines Zweckes einbüßt, die Marine seines Heimathlandes verpflichtet ist, seinen Tod an den Landsleuten seiner Mörder zu rächen, ist ganz neu."

In gleicher Weise hat sich auch die Regierung der Vereinigten Staaten — und ihre Juristen haben dem zugestimmt — dahin ausgesprochen, daß diejenigen, welche auf Abenteuer außerhalb der Landesgrenzen ausziehen, alles Recht auf den Schutz ihres Staates einbüßen. Allerdings wird dieser Ausspruch, der einen schneidenden Kontrast mit den Forderungen der Presse in Australien und in Amerika bildet, durch einen weiteren sehr dehnbaren Zusatz gemildert. Es heißt nämlich weiter: Obwohl solcher Schutz nicht als Recht beansprucht werden kann, so bestehen doch zweifellos viele Fälle, wo er verliehen werden sollte, und wo dies auch thatsächlich geschieht. Jeder Fall muß daher genau hinsichtlich der begleitenden Umstände geprüft werden, und gerade diese sind nicht immer leicht festzustellen.

Wir haben das Vorhergehende angeführt, um im Allgemeinen die Stellung anzudeuten, welche der High Commissioner mit seinem Stabe einnahm und theilweise noch einnimmt, da dies zur richtigen Beurtheilung des vom Deputy Commissioner H. H. Romilly verfaßten Buches [1]), über welches wir im Folgenden näher berichten werden, nothwendig scheint. Sonst und jetzt — die Veränderungen der Zustände, welche durch die Thätigkeit des High Commissioner und seines Stabes stattgefunden haben, bildet den Grundzug des Buches; aus jeder Zeile beinahe drängt sich dem sachkundigen Leser die Ueberzeugung auf, daß der Verfasser sich seine Aufgabe ernstlich zu Herzen genommen, daß er als den ersten Schritt zur Lösung derselben ein gründliches Studium nicht nur der Eingeborenen, sondern auch der weißen Leute, mit denen er zusammen kam, für nöthig hielt und sich darum auf diesem Felde mit Erfolg bewegte. Hieraus erklärt sich auch seine Abneigung gegen Globe-Trotters und ähnliche Leute, welche „in ein paar Tagen den Stoff für eine Reisebeschreibung in Quarto sammeln".

Er ist in dieser Hinsicht nicht ungerecht; gern erkennt er an, daß der Reisende, welcher sich nur eine Woche auf einer Insel aufhält, manches demjenigen gegenüber voraus hat, welcher ein Jahr da bleibt. Ersterer notirt alles, was ihm auffällt, und versucht die Erscheinungen zu erklären oder ihren Grund anzugeben. Derjenige, welcher ein Jahr lang mit den Eingeborenen lebt, wird mit den Sitten und Gewohnheiten des Landes so vertraut, daß ihm nichts mehr besonders auffällt. Wenn er den Versuch macht, dasjenige, was vor seinen Augen vorgeht, zu beschreiben, wird er viel wirklich Interessantes übergehen, weil er es nicht der Mittheilung werth hält. Derjenige dagegen, welcher nur ein paar Tage sich dort befindet, wird aufzeichnen, was er wirklich sieht, und seine Mittheilungen werden daher vollständiger sein. Wenn er aber — und gewöhnlich kann er dies nicht unterlassen — den Versuch macht, Erklärungen zu geben, dann läuft die Sache gewöhnlich schlecht ab. Er kann dabei vollkommen aufrichtig sein und die Ansicht hegen, daß ein kurzer Aufenthalt ihm die Gelegenheit bietet, mehr zu beobachten, als die ältesten Kolonisten in Jahrzehnten erfahren haben. Die Erkenntniß, wie sehr er sich geirrt hat, wird ihm gewöhnlich nicht zu Theil, da er meistens sehr bald ein anderes Land besucht; er bemerkt selbst häufig nicht einmal, daß die erste Bedingung eines einigermaßen vertrauten Umganges mit den Eingeborenen eine genaue Kenntniß ihrer Sprache ist. Dazu kommen noch andere Ursachen, welche dazu beitragen, daß die in dieser Weise (nämlich durch Passanten) empfangenen Mittheilungen wenig zuverlässig sind; soweit wir uns ein Urtheil auszusprechen erlauben dürfen, hat Herr Romilly selbst sich in dieser Beziehung mit Ausnahme eines einzigen Falles in Acht genommen. Im ersten Kapitel nämlich erzählt er eine gar wunderbare Geschichte über das Auftreten des russischen Reisenden Miklucho Maklay in der Astrolabe-Bai, welche so sehr von dem abweicht, was Miklucho Maklay selbst über die Vorgänge berichtet, daß es unbegreiflich scheint, wie er zu der von ihm beliebten Darstellung gelangt ist. Abgesehen von diesem Schnitzer glauben wir, wie gesagt, das Buch als vollkommen vertrauenswürdig empfehlen zu können, wiewohl der Schwerpunkt desselben nicht in den mitgetheilten Thatsachen, als vielmehr in der Auffassung des Verhältnisses zwischen Eingeborenen und Europäern liegt. Wir machen um so lieber auf das Buch aufmerksam, als es sehr lesbar geschrieben ist und manche Kapitel hinsichtlich der Darstellung über der gewöhnlichen Reiselitteratur stehen.

Daß Herr Romilly mit seiner Parteinahme für den Kannibalen, der seiner Ansicht nach erst durch europäischen Einfluß wirklich verwildert ist, während er vorher das, was uns an ihm mißfällt, gewohnheitsmäßig, ohne sich dessen bewußt zu sein, verübt hat, Anstoß erregen mußte, liegt auf der Hand; die Wahrheit hat eben häufig einen unangenehmen Klang. Doch auch abgesehen von subjektiven Ansichten enthält das Buch manchen schätzbaren Wink über den Umgang mit Leuten, die für uns ein besonderes Interesse besitzen, da ihr Gebiet jetzt zum Theil unter deutscher Hoheit steht.

Wir lassen daher einige Auszüge aus dem Buche Romilly's folgen, die wir so ausführlich geben, wie der Raum es erlaubt, ohne uns seiner Eintheilung des Stoffes anzuschließen.

II. Neu-Britannien und Neu-Irland.

Ueber die Bewohner der westlichen Hälfte Neu-Britanniens (Neu-Pommern) ist nur wenig bekannt; es sind tüchtige Leute, die viel mehr vom Typus der südöstlichen Papuas haben, als bei den Bewohnern der nordöstlichen Hälfte der Fall ist. Unter ihren Waffen muß die den Papuas unbekannte Schleuder zuerst genannt werden; in ihren Händen ist dies ein furchtbares Werkzeug; die Länge beträgt etwa 8 Fuß, ist jedoch je nach der Größe des Mannes veränderlich. Der Stein von der Größe eines kleinen Hühnereies wird mit den Zehen in die Schlinge gelegt und dann die Schleuder mit einer zierlichen Bewegung angezogen und um den Kopf geschwungen; der Stein fliegt gegen 200 Yards weit und besitzt auf die Hälfte dieser Entfernung solche Kraft und Sicherheit, daß eine der im Handel vorkommenden Musketen eine weniger gefährliche Waffe ist.

„Wide Bay" an der Südseite ist der erste Ort, wo Verkehr mit den Eingeborenen möglich ist; von hier bis zum Nordkap scheinen die Bewohner einem anderen Stamme als ihre westlichen Nachbarn anzugehören. Außer der größeren Aehnlichkeit mit den Papuas wird noch eine bei ihnen häufig vorkommende Verunstaltung der Hände und Füße erwähnt. Zwei Daumen an einer Hand wurden häufig beobachtet und an den Füßen vier bis sechs Zehen, welche nicht selten durch eine zähe Membran vereinigt sind. Albinos kommen häufig vor, gewöhnlich sind sie Idioten;

[1]) The Western Pacific and New Guinea. Notes on the Natives Christian and Cannibal with some account of the Old Labour Trade. By H. H. Romilly. London, John Murray, 1886.

sie haben meistens hellblaue oder rothe Augen und sind bei Tageslicht häufig blind, während sie bei Nacht nach der Behauptung der Eingeborenen sehr gut sehen können.

Weder Männer noch Weiber tragen irgend welche Kleidungsstücke. An der Blanche-Bai zeigte sich der Einfluß der wesleyanischen Missionare in der größeren Gesittung der Eingeborenen. Der größte Uebelstand, den man hier kennt, ist das schädliche Klima. Niemand entgeht mehr oder weniger starken Fieberanfällen, an denen auch die Eingeborenen in hohem Maße leiden. Am schlimmsten ist der April mit dem Wechsel der beiden Monsune; die Regen hören auf, die Sonne trocknet die Sümpfe aus und der Landwind verbreitet die daraus sich entwickelnden Malariadünste. Romilly erklärt, daß er selbst in Neu-Guinea, welches doch als sehr ungesund bekannt ist, nie so heftige Fieberanfälle beobachtet habe. Im Inneren des Landes ist die Bevölkerung der Wälder ziemlich dicht und kriegerisch; die Hütten werden immer auf den steilsten, unzugänglichsten Felsen erbaut. Die Eingeborenen des Inneren waren nicht so interessant, wie die der Küste; ihr fortwährender Kriegszustand ist Ursache, daß man keine Merkwürdigkeiten bei ihnen findet; mit ihren Brüdern an der See kommen sie nur in Berührung, um ihre Bedürfnisse, namentlich an Salz, bei denselben einzukaufen.

Dem Fremden wird der Verkehr mit den Eingeborenen dadurch sehr erschwert, daß es keine wirklichen Häuptlinge giebt; wenn auch der glückliche Besitzer einer großen Menge Muschelgeldes eines großen Ansehens genießt, so besitzt er darum doch noch keinen eigentlichen Einfluß auf seine Umgebung. Die alten Leute des Stammes wissen sich allerdings solchen zu verschaffen, indem sie auf den Aberglauben spekuliren. Es dürfte interessant sein, Romilly's Ansicht über den Duk-Duk [1]), das Mittel, dessen sie sich hierzu bedienen, zu vernehmen, da er sich eingehend mit dem Gegenstande beschäftigt und ziemlich viel von den Ceremonien gesehen hat.

Der Duk-Duk ist ein Geist, welcher eine sichtbare und vermuthlich auch fühlbare Gestalt annimmt, und zu bestimmten Zeiten, wenn der Neumond sichtbar wird erscheint. Einen Monat vorher wird er von einem der alten Männer, denen er, wie es heißt, angehört, angekündigt. Zu den Vorbereitungen, welche getroffen werden müssen, gehört das Herbeischaffen von Lebensmitteln; diejenigen, welche sich bei der letzten Erscheinung des Geistes in dieser Beziehung nachlässig gezeigt haben, empfangen einen nachdrücklichen Wink hinsichtlich des ihnen vom Geiste drohenden Mißvergnügens und die Aufforderung, jetzt demselben kein neues Aergerniß zu geben. Am Tage vor der erwarteten Ankunft des Duk-Duk verschwinden die Frauen gewöhnlich oder bleiben doch in ihren Häusern; der Anblick des Geistes würde einer Frau unmittelbar das Leben kosten. Vor Tagesanbruch ist Alles am Seestrande versammelt; manche der jüngeren Männer sehen ziemlich ängstlich aus, denn sie haben in den nächsten 14 Tagen allerlei Unangenehmes durchzumachen und sie wissen, daß der Duk-Duk mit allen ihren im letzten Monat begangenen Fehlern sehr genau bekannt ist. Bei dem Erscheinen des ersten Lichtstrahles hört man Gesang und den Lärm von Trommeln vom Meere her; wenn es heller wird, sieht man fünf bis sechs unter einander verbundene Canoes, welche sich langsam der Küste nähern. Auf der Plattform, welche dieselben bedeckt, erblickt man zwei sonderbare Gestalten, die bekannten Erscheinungen der Duk-Duk, welche sofort ans Land springen, wo die Eingeborenen sich vor ihnen zurückziehen; denn eine zufällige Berührung könnte leicht einen Beilhieb nach dem Haupte des Unvorsichtigen zur Folge haben. Die beiden Ungeheuer tanzen um einander hin, wobei sie scharfe Schreie ausstoßen, die einzigen Töne, die man von ihnen hört; weiter belustigen sie sich bis zum Abend, um damit die Eingeborenen in Furcht zu versetzen. Unterdessen hat man ihnen im Laufe des Tages ein Haus gebaut, wohin die Geschenke an Lebensmitteln gebracht werden; sind die Duk-Duk mit denselben zufrieden, so drücken sie dies durch Schweigen aus, im entgegengesetzten Falle lassen sie unangenehmes Geschrei vernehmen.

Jetzt kommt ein sehr unangenehmer Augenblick für die jungen Männer; in zwei Reihen geschaart erwarten sie das Erscheinen der Duk-Duk, deren einer einen derben Stock, der andere eine schwere Keule trägt. Nachdem ein junger Mann einen tüchtigen Stockhieb erhalten, hat er sich so niederzubeugen, daß der zweite Duk-Duk ihm einen Keulenhieb auf das Gesäß appliciren kann. Uebrigens hat der Duk-Duk das Recht, jeden Mann sofort niederzuschlagen; Niemand wagt es in solchem Falle, den Körper zu berühren, die Geister nehmen ihn mit nach dem Walde. Frauen, welche sie im Walde antreffen, verschwinden spurlos. — Daß das Geheimniß des Betruges sorgfältig und mit großer Schlauheit gehütet wird, ist gewiß; nur dadurch erklärt sich die ungeheure Furcht, welche die Eingeborenen vor der Erscheinung haben. Selbst irgend ein Theil des Anzuges des Duk-Duk, welcher zufällig der Vernichtung entgangen, ist ein Gegenstand des Entsetzens. Auch auf Neu-Guinea kennt man den Duk-Duk; die Geister erscheinen da in viel größerer Zahl, manchmal 80 zugleich und wo möglich noch wunderbarer ausgeputzt; auch ihnen wird große Ehrfurcht bewiesen.

Wie man glaubt, hinterläßt der Duk-Duk bei seinem Besuche eine geschnitzte oder in Stein gehauene Figur, welche dem Orte, den die Geister besucht, Unheil bringen. Die Eingeborenen wagen es nicht, nach derselben zu suchen; sie freuten sich aber sehr, als Romilly mit einem Begleiter das Wagniß unternahm, wobei sie den Weißen allerlei Andeutungen machten, und ihre Befriedigung war groß, als drei in Kalkstein geschnittene, mit Moos bewachsene Figuren gefunden wurden, welche anscheinend aus Neu-Irland herrührten, da auf Neu-Britannien kein Kalk angetroffen wird. Romilly schließt seinen Bericht über diese Insel mit den auf die deutsche Niederlassung zielenden Worten: „Ob der zweifellose Reichthum des Landes gehoben werden wird, ist ein Problem, dessen Lösung man abwarten muß, und diese wird besonders davon abhängen, welche Art Leute zuerst als Pioniere in das Land kommen."

Werfen wir jetzt einen flüchtigen Blick auf Neu-Irland, wo Romilly einem Kampfe zwischen Eingeborenen und einem Kannibalenfeste beiwohnte; der Besuch fand im Jahre 1883 statt, als die Folgen des Verkehrs mit Europäern sich kaum geltend zu machen anfingen. Ein unternehmender Deutscher, Herr H., dessen Name in Romilly's Buche mehrfach mit Anerkennung genannt wird, hatte sich dort niedergelassen. Mit Hilfe dieses Herrn und seines Agenten gelang es Romilly, die Ostküste zu erreichen. Die Erlaubniß zur Landung im Dorfe des Häuptlings Nanati wurde gegeben, wo sich bald eine große Anzahl Eingeborener um die Besucher versammelte, die namentlich die beiden Weißen mit Neugier und Erstaunen betrachtete, und die Echtheit ihrer Farbe untersuchte.

Am nächsten Morgen war die Zahl der Versammelten schon bis auf 1500 gestiegen, ein sehr günstiger Umstand für Nanati, da während der mit Romilly angeknüpften Verhandlung die Schreckensnachricht von der Annäherung

[1]) Vergl. Schmeltz, Ueber einige religiöse Gebräuche der Melanesier. „Globus", Bd. 41, S. 7, 24 und 39.

mächtiger Feinde eintraf; 25 Canoes, ein jedes mit 25 bis 35 Kriegern bemannt, die einen fürchterlichen Lärm machten, näherten sich der Küste. Auch die Vertheidiger trafen unter lautem Geschrei ihre Maßregeln; Romilly aber mit seinen sechs Salomon-Insulanern hielt sich zur Seite. Man ließ die Angreifer, obwohl man ihnen bei der Landung hätte Schaden zufügen können, ungehindert ans Land kommen, wo sie sich sofort in eine Linie schaarten. Jetzt standen die feindlichen Heere in langen Reihen einander gegenüber; jeder Einzelne führte einige kriegerische Bewegungen aus, schwang seinen Speer und schlug ihn gegen den Schild; dann tanzten zwei der Feinde aus ihrer Reihe hervor, denen zwei der Leute Nanati's entgegentraten. Die Absicht zu kämpfen lag ihnen noch fern, sie wollten nur ein Bischen prahlen. Wie es schien, kannten sie einander bei Namen und überhäuften sich gegenseitig mit Scheltworten, bis sie wirklich nichts Neues mehr vorbringen konnten; dann zogen sie sich zurück, ohne jedoch einander den Rücken zuzukehren. Fünf oder sechs Andere traten an ihre Stelle; endlich waren von jeder Partei 20 bis 30 vorgetreten, die gegen einander schimpften und die Heldenthaten hervorhoben, welche sie schon ausgeführt hatten und noch zu thun beabsichtigten; dabei bedienten sie sich manchmal so unanständiger Ausdrücke, daß die Feder dieselben nicht wiedergeben kann.

Endlich war auch Nanati vorgetreten und näherte sich seinem Gegner beinahe unmerklich; plötzlich fuhr sein Speer wie ein Blitz durch die Luft und wurde sofort durch fünf, sechs Lanzen, von Feindeshand geschleudert, erwidert. Es ist immer noch ein Scheingefecht; wiewohl 20, 30 Speere gleichzeitig die Luft durchschwirren, hat noch kein einziger getroffen; die wunderbare Geschicklichkeit der Eingeborenen hat sich auch hier bewährt. Doch nun fängt der Kampf an ernstlich zu werden; ein Mann liegt auf dem Boden, seine Brust ist von einer Lanze durchbohrt. Ein entsetzlicher Schrei auf beiden Seiten, hierauf einen Augenblick Handgemenge, dann öffnen sich die Reihen und sechs der Krieger Nanati's bringen die Leiche des gefallenen Feindes; sie übergeben sie den Frauen am Rande des Gehölzes und diese tragen den Körper zu ihrem Dorfe. Die paar Sekunden, welche das Handgemenge gedauert, hatten hingereicht, die Leiche so entsetzlich zu verstümmeln, daß sie keiner menschlichen Gestalt mehr glich; den Frauen aber schien der Anblick zu behagen und die Knaben, welche sich bei ihnen befanden, stießen immer wieder aufs Neue Speere durch den leblosen Körper. Der Streit wurde lebhafter und ausgedehnter, in immer kürzeren Pausen wurden Körper von gefallenen Freunden und Feinden zurück getragen, die, nachdem sie gefallen, mit den scharfen, hölzernen Schwertern gräßlich zugerichtet waren.

Langsam zog der Feind sich zurück, stärker und stärker wurde das Nachdrängen der Krieger Nanati's, bis endlich die Reihen der Fremden sich auflösten und in wilder Flucht dem Strande zueilten; mit Mühe glückte es ihnen, ihre Canoes zu erreichen und sich zu retten. Niemand hatte sich während des Streites um Romilly und seine Leute gekümmert; sobald ein Theil der feindlichen Boote entwischt war, drängte Alles nach dem Strande und ließ sie allein. Die zurückgebliebenen Canoes waren zum Theil neu und von wundervoller Arbeit, allerlei Vorräthe, Kriegshörner und Trommeln in Menge wurden in denselben gefunden.

Bei seiner Rückkehr nach dem Dorfe fand Romilly sechs Leichen der gefallenen Feinde, im Handgemenge abscheulich zerhackt, am Halse aufgehängt, so daß die Füße den Boden berührten; selbst die Salomon-Insulaner schienen der Ansicht zu sein, es sei schade, so gutes Fleisch so abscheulich zuzurichten. Die Frauen hatten indessen Feuer angemacht und kochten Wasser in großen Töpfen; dann wurde es mittels Schalen von Kokosnüssen über die Leichen gegossen und diese mit einem Bambumesser, ähnlich wie Schweine, geschabt. Das Haar wurde sorgfältig abgeschnitten und für irgend einen später zu verfertigenden Schmuck bewahrt. Alles dies war ganz ohne alle Ceremonien vor sich gegangen.

Man erwartete die Rückkehr der Männer; endlich erschienen sie, an ihrer Spitze Nanati, der anfänglich sehr erbittert schien, daß Romilly ihm nicht beigestanden hatte, sich aber endlich beruhigte. Jetzt fing der Schluß der Feierlichkeit an. Einer der Körper wurde auf eine Matte niedergelegt, ein alter Mann, der verschiedene Bambumesser in der Hand hatte, näherte sich der Leiche, trennte einige Theile ab, welche er den Frauen zuwarf, die sich um dieselben stritten und dieselben, nachdem sie kaum am Feuer erwärmt waren, verschlangen; der Kopf wurde abgeschnitten und das Fleisch losgelöst, während der alte Insulaner dem Gefallenen eine Leichenrede hielt, seine Thaten lobte, aber ihn seines Endes wegen verhöhnte; so verfuhr man auch mit den beiden anderen Leichen. Jedes Stück Fleisch wurde sorgfältig in ein starkes Blatt gebunden, die großen Knochen blieben unberührt und wurden später zu Lanzenschäften verarbeitet, die allerdings nicht zum wirklichen Gebrauch, sondern nur als Schmuck dienten.

Der Haufen der in Blätter gewickelten Fleischstücke hatte eine ansehnliche Höhe erreicht, als Nanati anfing, dieselben zu vertheilen. In jeden der vorhandenen Oefen wurde ein entsprechender Theil des Fleisches gelegt und mit heißen Steinen bedeckt. Die Knochen wurden in Matten gehüllt und weggebracht; nur die sechs Köpfe standen noch in einer Reihe. Romilly wurde gefragt, ob er hinsichtlich derselben besondere Wünsche hege, und als er dies verneint hatte, hieß es, dann wolle man mit ihrem Inhalt den „Sack-Sack“ verbessern. (Es sind dies ausgezeichnete Kuchen aus Sago und Kokosnuß.) — Das Fleisch in den Oefen mußte drei Tage kochen, bis die zähen Blätter beinahe verzehrt waren; dann wurde es gierig verschlungen, wobei der Kopf zurückgelegt wird, wie etwa ein Italiener Maccaroni schluckt; das Blatt wird an einem Ende geöffnet und der Inhalt mit der Hand in den Mund gedrückt. Der Dolmetsch erzählte: „Sie haben den Burschen drei Tage gekocht, bis er ganz zu Fett geworden ist.“ Tage lang, nachdem der Genuß vorbei ist, unterlassen es die Insulaner, sich zu waschen, um ja den Nachgeschmack nicht so schnell zu verlieren.

Romilly erklärt, nie einen so ekelerregenden Kannibalismus gesehen zu haben. Bei den meisten Eingeborenen, die demselben fröhnen, sind doch noch gewisse Gedanken mit demselben verbunden, die ihn in milderem Lichte erscheinen lassen, oder der Genuß des Menschenfleisches ist auf gewisse Familien oder Altersklassen beschränkt, oder endlich man bekennt sich nicht offen zu demselben. Nur auf den Neuen Hebriden, wo Menschenfleisch in getrockneter Form vorkommt, scheint es als eigentliches Nahrungsmittel betrachtet zu werden, und in Neu-Irland, wo Alle an dem Genuß desselben Theil nahmen, erklärten sie es für viel vorzüglicher als Schweinefleisch. Auch würde man auf keiner anderen der genannten Inseln einem weißen Manne erlaubt haben, einer solchen Scene wie der eben geschilderten beizuwohnen.

Der Nestorianismus in Asien[1]).

Chr. H. Vor einiger Zeit wurden in der Nähe von Pischpek durch den Topographen Andrijewski und in der Nähe von Tokmak durch Dr. Pojarkow nestorianische Begräbnißstätten entdeckt. Beide Herren veranstalteten Ausgrabungen und Herr N. Pantussow sandte eine Beschreibung der Stätten an die Archäologische Gesellschaft in St. Petersburg. Ferner wurden drei Grabsteine und 13 Photographien von Grabsteinen dem Professor Chwolson in St. Petersburg übersandt. Auf Grundlage dieser Materialien konnte der St. Petersburger archäol. Gesellschaft in der Sitzung am 26. März ein interessanter Bericht über die nestorianischen Begräbnisse im Gebiete von Semiretschinsk vorgelegt werden.

Die Entdeckung ist von großer Bedeutung. Zuerst fielen an jenen Steinen die Kreuzeszeichen auf, welche, an das Georgskreuz erinnernd, unbedingt christlichen Ursprungs sein mußten. Die Inschriften, welche von Specialisten enträthselt wurden, erwiesen sich als syrische und gehörten Nestorianern an, wobei zu bemerken ist, daß darunter auch Türken waren. Berücksichtigt man, daß bei Jahreszahlen Namen, welche die Nationalität, Stand, Beruf u. s. w. darthun, erhalten sind, so kann man hieraus bereits eine ganze Epoche des Christenthums im nördlichen Asien aufbauen. Bis jetzt waren derartige Denkmäler sehr selten; das einzige von Jesuiten in China aufgefundene Denkmal der Nestorianer ist angezweifelt worden. Historische Ueberlieferungen und die Zeugnisse von Reisenden haben längst schon auf eine einstige weite Ausbreitung der Nestorianer in Asien hingewiesen, aber eine sichere Bestätigung fehlte. Die gemachte Entdeckung erklärt viel: das thut der Bericht Chwolson's deutlich kund.

Bereits im Jahre 431 befinden sich Nestorianer in Syrien und Persien, sie übersetzen die heilige Schrift; im Jahre 541 organisiren sie sich in Edessa unter dem Bischof Jakob Sansal; sie erhalten den Namen der Jakobiten und übertragen die griechischen Schriften von Aristoteles und Plato. Dank ihrem Streben dringt die europäische Wissenschaft nach Arabien und die Klassiker überdauern in jenen Uebersetzungen das Mittelalter. Im Jahre 481 erscheinen die vertriebenen Nestorianer unter den Sassaniden in Persien; im Jahre 761 gründet ihr Patriarch in Bagdad unter den Chalifen eine Schule. Ueberall, wohin die Nestorianer vordringen, treten sie als gebildete Leute auf und verbreiten mit dem Christenthume auch die Aufklärung, übersetzen gelehrte Abhandlungen ins Arabische und machen die Mohammedaner mit der griechischen Wissenschaft bekannt. Als aufopferungsfähige Missionare dringen sie in dem Inneren Asiens nach Süden und nach Norden, durch keine asiatischen Völker und Reiche, durch keine Einöden, welche alle erdrücken, lassen sie sich abschrecken. Sie erscheinen in Turkestan, 420 bis 431 in Herat und Samarkand. Gleichzeitig dringen sie in China ein und verbreiten hier das Christenthum. Sie finden 913 ein Unterkommen bei den türkischen Seldschuken, kommen zu den Keraiten, zeigen sich bei Kuldscha und in den Kirgisen-Steppen. In dieser Zeitepoche haben sie ihren Aufenthalt in Merw, Herat, Samarkand, in Chambal, in Tangut, im westlichen Turkestan, bei den Uiguren. Das gewaltige uigurische Reich erstreckte sich südlich vom Altai, umfaßte die Mongolei und reichte bis zum Baikal und zum Amur. Die Nestorianer bringen den Uiguren Aufklärung und übermitteln ihnen das syrische Alphabet. Die Identität des uigurischen Alphabetes mit dem syrischen ist durch die neuen Orientalisten, speciell durch Radloff, vollständig erwiesen. So ist der Einfluß der Nestorianer auf die türkische und mongolische Welt im nördlichen Asien unzweifelhaft. Christliche Missionare, aus Griechenland vertrieben, verschwinden aus Europa und wirken in geographischer Ferne dort, wo den Griechen das Land der Barbaren lag. — Als die Griechen im 6. Jahrhundert aus dem fernen Osten stammende Türken gefangen nahmen, sahen sie zu ihrer Verwunderung auf der Stirn der Sklaven das tatuirte Zeichen des Kreuzes. Durch fremde Wohlthäter, so wurde mitgetheilt, sei ihnen das Zeichen aufgedrückt, um sie vor ansteckenden Krankheiten zu bewahren. Kühne Reisende, Marco Polo, Planio Carpini, brachten Kunde aus unbekannten Welten und vom räthselhaften Reiche des Priesters Johannes. Wo lag dieses Reich? — In Tangut, in der Mongolei, an den Ufern des Ili? — — „Mariju-Juchannan, „Vater Johann", lautet die Inschrift eines Steines, der in Semiretschinsk gefunden, und daneben „Alexandros" die Inschrift eines anderen.

Die Anwesenheit von Christen in der mongolischen Residenz am Orchon wurde auch bestätigt durch Rubruquis, welcher daselbst am 5. April 1254 an der Spitze einer französischen Mission auftrat. Mit wehenden Fahnen schritten die Mönche in dem Stadtviertel der Sarazenen zum christlichen Tempel der Nestorianer; letztere kamen ihnen feierlich entgegen und führten sie in das Gotteshaus. Damals gab es in Karakorum 12 buddhistische Tempel, zwei Moscheen und eine christliche Kirche. Wie groß war die Verwunderung der europäischen Mönche, welche hier völlig unerwartet Angehörige der christlichen Kirche sahen: die einer bloßen Meinungsverschiedenheit wegen verjagten Christen hatten hier im fernen Osten vor jenem Throne, der die Welt erzittern machte, einen festen Platz errungen. Die Verjagten nahmen mit christlicher Milde die stolzen französischen Mönche auf, welche beim Chan als Gesandte erschienen waren. Damals waren unter den Frauen des Tschingis-Chan einzelne Christinnen, und der Beherrscher des Orients holte sich Rath bei den Nestorianern. — Noch Marco Polo fand im Beginne des 16. Jahrhunderts unter den Einwohnern der Stadt Kam-Ku im Lande der Tanguten viele nestorianische Christen.

Ueber die Anwesenheit der Nestorianer in China hat sich folgendes (chinesische) Zeugniß erhalten. In dem chinesischen Buche Kun-jui-tu' (Erdkunde) ist gesagt: Während der Regierung des Tschshin-Guan (T'ai-Dsun) kamen aus dem Reiche, welches in alter Zeit Da-zin heißt (das römische Reich, speciell Judaea) fremde Männer, welche heilige Bücher und Bilder mit sich führten. Es existirt ein von ihnen aufgerichtetes Denkmal, Zsin-zsäoljusin (Glaubenslehre), eine Inschrift auf Stein, welche man lesen kann. Die Fremden, deren Erscheinen hier gemeldet wird, sind nestorianische Missionare, welche um das Jahr 636 in die Stadt Tschan-An kamen und daselbst das Christenthum predigten. Das Denkmal ist eine Steininschrift, welche der Mönch Gingin im Jahre 781 unter der Regierung des

[1]) Nach dem Russischen von N. Jadrinzew („Oestliche Rundschau", 1886, Nr. 14.

Kaisers De-dsun anfertigte. Der Stein wurde im Jahre 1625 zufällig nahe der Stadt Sin-jan (Gebiet Schan-su) während der Regierung des Schen-jao-di (Tänki) aus der Erde gegraben. Es ist eine Marmortafel, 7 m lang und 3,5 m breit; am oberen Rande ist ein Kreuz regelrecht eingeschnitten, darunter eine aus chinesischen Schriftzeichen bestehende, mit syrischen Buchstaben untermischte Inschrift folgenden Inhaltes: „Der vollkommenste Schöpfer des Alls, Aloa (auf syrisch Gott), schuf zwei Geister und sichtbare Geschöpfe, und zuletzt den Menschen mit einer reinen Seele. Allein der erste Mensch wurde verführt und fiel; daraus entstanden falsche Gesetze und unwahrer Glaube. Darum nahm der allgütige Messias menschliche Gestalt an, wurde als der allerheiligste Mensch von einer reinen Jungfrau in Judaea geboren; ein bisher ungesehener Stern leuchtete bei seiner Geburt und führte die Könige, mit Gaben ihn zu verehren; es erfüllte sich das Gesetz und die Propheten. Ueber seine Thaten und Lehren haben wir 27 Bücher, in ihnen liegt der hoffnungvolle Pfad zur ewigen Seligkeit."

Ferner ist daselbst aufgezeichnet, daß im neunten Jahre der Regierung T'ai-dsun's (Tschshin-guan's), d. h. 636 der Priester Olo-ben in die Stadt Tschan-an gekommen sei, um die wahre Lehre zu predigen; daß der Kaiser, nachdem er die neue Lehre fleißig geprüft hatte, der Wahrheit glaubte und im 7. Monde des Jahres 638 ein Gesetz zum Nutzen des Christenthumes erließ, und das bald darauf auf seinen Befehl in Inin ein christliches Kloster errichtet worden sei.

Ueber die weiteren Schicksale des Christenthumes in China berichtet uns die chinesische Quelle, daß der Nachfolger T'ai-dsun's in allen Provinzen Chinas Tempel zu errichten befahl. Im Jahre 690 während der Regierung der Kaiserin U-chou setzten buddhistische Mönche eine Christenverfolgung ins Werk; aber 742 zur Zeit des Kaisers Sjuan-dsun (713 bis 755) wurde das Christenthum wieder in China geduldet. Sein Nachfolger Su-dsun befahl abermals neue Tempel aufzubauen, und T'ai-dsun, dessen Herrschaft mit dem Jahre 763 beginnt, sandte sogar wohlriechendes Räucherwerk in die christlichen Tempel. De-dsun schließlich, während dessen Regierung jene Inschrift eingemeißelt ist (781), fuhr, dem Beispiele seiner Vorgänger folgend, fort, die Christen zu beschützen. Ueber das Schicksal des Denkmals bis 1625 wissen wir nichts. Der Kaiser Schen-jao-di (Tjänki), welcher über China herrschte, als das Denkmal entdeckt wurde, gab Befehl, dasselbe sorgsam in einem besonderen Tempel zu hüten, woselbst, 4 km von der Stadt Sin-jan-fu, es noch heute sich befindet.

Das Alter des chinesischen Denkmals wurde lange angezweifelt; man war der Meinung, die Jesuiten hätten es hergestellt; die Europäer konnten sich nicht mit der Idee befreunden, daß die Chinesen, Mongolen und Türken das Christenthum schon früher besässen hätten.

Und nun haben die stummen Steine geredet, sie haben einen Theil des geheimnißvollen Vorhanges gelüftet. An der Stelle, wo einst das Reich der alten Türken stand, finden wir die Chronik einer Kolonie, die Geschichte von Klöstern und Bischöfen. Die syrische Schriftsprache, selbst in ihrer alten grammatischen Form, bietet hohes Interesse dar. Die Inschriften zeigen türkische Namen, türkisches Datum und die betreffenden Zeichen des Thierkreises, einen Drachen, Hasen, Affen, und daneben sind Inschriften mit Daten aus der Eroberungszeit Alexander's. „Dies ist das Grab Nongu's des Gläubigen" — liest man auf einer Inschrift aus dem Jahre 1169 (855 n. Chr.), auf einer anderen, aus dem Jahre 1327, „das ist das Grab eines Sohnes des Kirchenvorstandes". Und weiter 1389 das Grab des Geistlichen Maskut, das Grab des Gläubigen Son-do-jukaja 1618 (1307 n. Chr.), das Grab der lieblichen Julia, der Nichte des Bischofs Juchan (Johann). Es waren die nestorianischen Bischöfe offenbar beweibt. Eine bemerkenswerthe Inschrift ist die folgende: „1627 (1316 n. Chr.) das Jahr der Verfinsterung des Drachens: das ist das Grab Scherich's, eines berühmten Predigers, welcher alle Klöster erleuchtete, des Sohnes des Exegeten Peter, ausgezeichnet durch Beredtsamkeit, seine Stimme war stark wie eine Trompete. Der Herr wird den ehrwürdigen Geist nebst den Predigern und den Vätern erhalten; jeglicher Glanz wird ihnen zu Theil werden." So sind jene Inschriften beschaffen. Zeigen sie nicht ein lebendiges Bild jenes mannhaften Predigers inmitten der Tataren?

Die mittelasiatische Welt, kaum berührt von Europäern, ist bisher uns nur in abschreckenden Bildern erschienen; wir haben alle kulturellen Kennzeichen daselbst vermißt und die Befähigung der Asiaten zu einer moralischen und geistigen Wiedergeburt bezweifelt. Die Umwälzungen in Asien, die Eroberungen eines Tschingis-Chan, schlugen unsere Augen mit Blindheit und bedeckten alle früheren Ereignisse und Epochen mit einem blutigen Schleier. Wir vergessen dabei, daß hier in Asien eine neue Religion der anderen folgte, daß hier der Buddhismus erwuchs, daß hier das Christenthum in seiner rationalistischen Form einen Boden fand. Beweist das nicht, daß auch der asiatischen Welt mit ihren Völkern das Empfängniß gewisser sittlicher Ideen nicht fremd ist, daß auch hier jene Ideen sich einen Weg bahnten, als mächtige Apostel des Friedens und der Liebe auftraten? Vertriebene, unglückliche, als Ketzer verachtete Christen ziehen nach Osten, nach Syrien und Persien, werden auch hier verdrängt, wenden sich zu den Arabern, werden vom Islam weiter geschoben, dringen in das Innere Chinas, werden von dem Buddhismus verfolgt und verschwinden endlich in den Steppen des Tanguten-Landes, in die Tatarei und Mongolei. — Und Jahrhunderte vergehen und erst jetzt melden uns die Steine von dem Leben und Wirken, von der Thätigkeit jener Männer im fernen Osten!

Kürzere Mittheilungen.

Der Dscholan.

Eine selten werthvolle Arbeit in geographischer und historischer Beziehung ist G. Schumacher's Aufnahme und Beschreibung des Dscholan, der vulkanischen Landschaft im Süden des Hermon und im Osten des oberen Jordan, welche Heft 3 und 4 des neunten Bandes der „Zeitschrift des deutschen Palästina-Vereins" füllt. Die bisher wenig bekannte Gegend wird uns dadurch mit einem Male in ihren ethnographischen und geographischen Verhältnissen, mit ihren zahllosen Ruinenhügeln, deren manche mit biblischen Ortschaften identificirt werden, mit ihren erloschenen Vulkanen und Schluchten vertraut und ist jetzt wohl der am besten bekannte Theil des Ostjordanlandes.

Der sogenannte steinige Dscholan, den Norden und Osten der Landschaft umfassend, ist eine überaus rauhe und wilde Gegend, bedeckt von Lavamassen, die den zahlreichen

Vulkanen entströmten und sich nach jeder Richtung hin ausgedehnt haben. Zum Landbau weniger geeignet, dient er um so mehr als Weidegrund für die zahlreichen Heerden der Beduinen und gilt als das Ideal eines solchen, als „Land der Frühweide". Wo immer zwischen den harten, kompakten Basaltmassen ein Fleck Erde sichtbar wird oder eine Ritze sich öffnet, entsproßt denselben zur Winter- und Frühlingszeit der üppigste Graswuchs und bietet den Rinderheerden der Beduinen bis in den Sommer hinein reichlich grünes Futter. Da dieser Theil des Dscholan überdies einen großen Reichthum an permanenten Quellen besitzt, so versengt auch der Hochsommer nicht alles Wachsthum, sondern es bleiben stets grünende Oasen um die Quellen. Wer zu zwei verschiedenen Jahreszeiten, etwa im August oder September und dann im Februar oder März, jene Gegenden bereist, der wird sich kaum mehr zu orientiren wissen: die nackten Steinmassen, die ihm im Sommer auf Schritt und Tritt hemmend im Wege lagen, die Wirkung der Sonnenstrahlen vermehrten und der Gegend einen eintönigen, düsteren Charakter verliehen, sowie die vielen Ruinenhaufen sind im Frühjahr von mehr als mannshohem Grase überwuchert; die Myrthe, die Eichenstauden ragen nicht mehr vereinzelt aus den Lavabrocken hervor, die Trümmerstätten sind verschwunden, das Land ist in ein wogendes Grün, in eine lachende Aue verwandelt, und nur das Straucheln des Reitthieres auf der unwegsamen Straße, das Erklimmen von neuen und immer neuen Felsblöcken und der Blick auf die charakteristischen, kegelrumpfförmigen Vulkanreihen bringen den Reisenden zur Gewißheit, daß es derselbe Dscholan ist, der nur in verändertem Kleide vor das Auge des Wanderers tritt.

Der Boden ist als Verwitterungsprodukt der vulkanischen Laven und zersetzten Aschen sehr ertragsfähig, und wie das wilde Gras, so gedeihen auch Weizen, Gerste, Erbsen, Linsen, Bohnen, das Kameelfutter Kursanne, weißer Mais und gelbes Welschkorn. Es wird daher auch jeder einigermaßen steinfreie Raum, namentlich von den Tscherkessen, aufgesucht und bepflanzt, ja selbst der Krater des mächtigen Tell Abu en-Neda wird besäet und soll die besten Erträge abwerfen. Dagegen ist der wahrscheinlich noch vor wenigen Jahrzehnten vorhanden gewesene dichte Baumwuchs (Steineiche) im steinigen Dscholan jetzt vernichtet.

Das interessanteste Merkmal der Landschaft ist aber die doppelte, stellenweise dreifache Vulkanreihe, welche sie in ihrer östlichen Hälfte zwischen 32° 56′ und 33° 13′ nördl. Br. in der Richtung NNW bis SSO durchzieht. Die bedeutendsten Krater sind der Tell el-Faras (240 m rel.) in der östlichen Reihe und der schon genannte Tell Abu en-Neda, der „thaureiche Hügel" (1257 m abs., 220 m rel.) in der westlichen, welcher das Grab des gleichnamigen mohammedanischen Heiligen trägt. Von dort aus genießt man Nachmittags eine herrliche Aussicht, während am Morgen dichte Nebelwolken dem Krater entsteigen und die ganze Umgebung bis gegen 10 Uhr Vormittags verdüstern. Die Bevölkerung blickt deshalb dankbar zu den Höhen des Tell hinauf, der ihr, wie sie glaubt, den fruchtbaren Thau liefert. Wenn er ausbleibt, so ist der verderbliche Ostwind im Anzuge.

Der südliche Dscholan, namentlich dessen südwestlicher Zipfel, die Zawije el-gharbije, ist steinfreier als der nördliche. Die Lavamassen verlieren sich immer mehr, und an ihre Stelle tritt der sich sandig anfühlende, dunkelbraune, fruchtbare Lavaboden, welcher sich auch im ganzen Hauran findet und nicht genug wegen seiner Fruchtbarkeit gelobt werden kann. Getreide (Weizen und Gerste), dann Mais und Sesam gedeiht hier in großer Menge, während es an Weideland fehlt und der Graswuchs im Sommer sehr bald verdorrt. Der Baumwuchs ist auf der Hochebene fast ganz ausgerottet, und nur an den Abhängen findet sich regere Vegetation. Da es an permanenten Quellen auf der Hochebene fehlt, so sind die Dörfer meist an den Rand des Plateaus gebaut, wo eben reichliche Quellen zu Tage treten. An Stelle der zeltenden Beduinen des steinigen Dscholan finden wir hier seßhafte Bauern, die sich in großen Dörfern niedergelassen haben und von dem herrlichen Boden so viel bebauen, als ihnen mittels ihrer primitiven Ackerbaugeräthschaften möglich ist. Viel gutes Land bleibt dabei brach liegen, da der Fellach nur so weit um sein Dorf herum zu pflügen pflegt, als er von seinem Hause aus in einem Tage bequem erreichen und bearbeiten kann. Wie mancher Hektar wartet hier auf rationellen Betrieb, wie leicht könnte in diesem weiten, gesunden Hochlande eine kolonisatorische Thätigkeit mit seltenem Erfolge entwickelt werden!

Außer den seßhaften Bauern (Fellachen) und den nomadisirenden Beduinen umfaßt die Bevölkerung des Dscholan (11 200 seßhafte Personen über 10 Jahre, 8300 Beduinen und Zigeuner und 5750 Beduinen, welche dort nur während der Weidezeit zelten) noch einige merkwürdige Völkerpartikel, nämlich zuerst im mittleren Dscholan einen großen Turkmenenstamm, Arab Turkman Teldschi. In Sitte und Benehmen wenig von den Beduinen verschieden und Muslimen wie jene, reden sie unter sich neben dem Arabischen eine dem Türkischen verwandte Sprache, sind etwas aufgeklärter, treiben Teppichindustrie, haben einen größeren, breiteren Wuchs und erfreuen sich einer gewissen Wohlhabenheit, die sie jedoch nicht hindert, als gewohnheitsmäßige und gewandte Bettler aufzutreten. Obwohl sie mit ihren Nachbarn auf ziemlich freundschaftlichem Fuße stehen, halten sie doch streng auf die Reinheit ihres Stammes. Sie haben sich außer in mehreren Winterdörfern in einigen Orten fest angesiedelt und wohnen dort allein für sich; diese Orte sind jedoch armselig und schmutzig wie die übrigen Fellachendörfer. Ihre Pferde sind von geschätzter Rasse und ihr Rindvieh gesuchter als das der Beduinen. Ueber ihre Vergangenheit konnte Schumacher aus ihrem Munde nur so viel erfahren, daß sie vor mehr als hundert Jahren aus der Nachbarschaft Rußlands, wohl vom Kaspischen Meere her, eingewandert seien.

In Folge des russisch-türkischen Krieges wanderten ferner Tscherkessen aus Bulgarien aus und kamen im Frühjahr 1878 ausgehungert und elend in Akka an, worauf ihnen die türkische Regierung Ländereien in Westpalästina, im Dscholan und Hauran anwies. Durch eisernen Fleiß und zähe Ausdauer gelangten sie bald zu einem gewissen Wohlstande, bauten Dörfer, bearbeiteten das Feld, trieben Viehzucht, dörrten Gras für den Winter und drängten die Beduinen aus ihrer Umgebung hinaus, so daß sie heute zwölf blühende, große Dörfer bei el-Kunetra, der Hauptstadt des Dscholan, und dieses selbst besitzen, die sich durch Reinlichkeit, Größe und solide Bauart vortheilhaft von den übrigen Fellachendörfern unterscheiden. In ihrem Verkehre mit Fremden sind sie zurückhaltend, schlau und wenig gastfreundlich, ja sogar als Räuber sehr gefürchtet. Ihre Tapferkeit und ihren Muth kennen die Beduinen zur Genüge; mehrmals schon kam es wegen der Weidegründe zwischen beiden zu ernsten Reibereien, bei denen jedoch die Beduinen in Folge ihrer schlechten Bewaffnung und ihrer geringeren Tapferkeit stets unterlagen. Die Folge war, daß sie den Einwanderern Feld und Weide räumen und sich zurück ziehen mußten, freilich mit dem Gelübde ewiger Feindschaft. Ein ernsthafter Zusammenstoß zwischen beiden Stämmen kann auf die Dauer nicht ausbleiben und er wird erfolgen — so schwören die Beduinen —, sobald sich ein tüchtiger Anführer unter ihnen gefunden habe. Als gute Muslimen sind die Tscherkessen der Regierung, die sie überdies als ihre Wohlthäterin anerkennen müssen, vollkommen gehorsam.

Außerdem wohnen im nordöstlichen Theile des Dscholan Drusen, in zwei Dörfern des Nordwestens, unweit Banijas, Ansairier, die vor Zeiten aus dem Norden Syriens eingewandert sind, und in der sumpfigen Ebene el-Bateha nordöstlich vom Tiberiassee einige Ghawarni oder Kubtijan, dieses Zigeunervölkchen unter den Beduinen; müssig

lungern sie umher und wetteifern an Trägheit mit ihren Büffeln, von deren Milch sie leben und deren Käse und Butter sie verkaufen. Die geradezu tropische Sonne wirkt erschlaffend auf dieses Völkchen, das unter allen Stämmen und Bewohnern des Dscholau auf der tiefsten Kulturstufe steht.

Woodthorpe's Reise in das Quellgebiet des Irawadi.

Das Januarheft 1887 der „Proceedings of the Royal Geographical Society" enthält eine Schilderung der Reise, welche Oberst Woodthorpe und Major Macgregor vom December 1884 bis zum April 1885 nach den Quellgebieten des Irawadi unternommen haben und deren Resultat vor allem das war, die Quellflüsse des Irawadi endgültig festgestellt zu haben.

Die Expedition bestand außer den oben genannten Herren aus dem Bezirksgouverneur M. Ogle, dem Geologen T. Digges La Touche und dem Arzt Dr. D. Grant nebst einer militärischen Bedeckung von 45 Mann Infanterie und 20 Mann Grenzsoldaten. Hierzu kamen noch die nöthigen Kulis und Eingeborenen zu verschiedenen Zwecken. Am 19. December erfolgte der Aufbruch von Sadija im nordöstlichen Assam. Zunächst führte der Weg am Dihing-River aufwärts nach dem Kamptidorfe Mung-Lung, wo ein Buddhistentempel und eine Schule unter Leitung eines Buddhistenpriesters sich befand und auch Papierfabrikation, wenn auch in bescheidenem Umfange, unter Benutzung eines Schlinggewächses betrieben wurde. Hierauf erreichten die Reisenden Indong. Hier wurde länger Halt gemacht, die Umgegend durchforscht und aufgenommen, sowie Depots errichtet. Der Verkehr mit den Eingeborenen war ein Vertrauen erweckender, und von weit und breit kamen sie herbei, um sich in dem eingerichteten Feldlazareth mit Arznei versorgen zu lassen. Am 12. Januar 1885 brachen die Reisenden wieder auf, nachdem sie für die Erhaltung der Depots in Indong Sorge getragen hatten. Der Weg ging durch dichten Wald nur mühsam vorwärts, weshalb auch die beabsichtigte Besteigung des 15000 engl. Fuß hohen Dapha Búm (letzteres Wort bedeutet soviel wie Berg) unterbleiben mußte. Drei Tage lang mußten dann die Reisenden längs des Dihing oder Diyung über Steintrümmer von der Größe eines Spielballes bis zu der eines kleinen Hauses oder an jähen Abgründen vorüber klettern und kamen öfters in die Lage, Raum für die Füße in die Felsen hauen zu müssen. Endlich geboten Regengüsse von einer Mächtigkeit, wie sie eben nur in diesem Gebiete vorkommen können, für weitere drei Tage Halt. Am 14. Februar wurde weiterhin Kumki erreicht, mit dem dortigen Häuptlinge Geschenke ausgetauscht und ihm zu Ehren, wie dies schon an früheren Orten geschehen war, ein Feuerwerk abgebrannt. In Kumki erfuhr Macgregor auch die Art der Bereitung des Pulvers, welches die Singphos zu ihren Steinschloßgewehren brauchen. Dasselbe ist ungekörnt und aus 70 Theilen Salpeter, 15 Theilen Schwefel und 15 Theilen Holzkohlen gemischt. Wegen des ersteren Umstandes verbrauchen die Singphos ungeheure Mengen Pulver bei jedem Schuß. Salpeter und Kohle gewinnen sie in ihrer Heimath, den Schwefel beziehen sie aus Assam und Birma. Von Kumki aus, dessen Umgegend aufgenommen wurde, machten die Theilnehmer der Expedition mehrfache Ausflüge nach den benachbarten 5000 bis 7500 Fuß hohen Berggipfeln, die allerdings bei der fast undurchdringlichen Beschaffenheit des Waldes immer mehrere Tage Zeit kosteten. Hierbei überzeugte man sich auch, daß selbst das Rhinoceros bis auf Höhen von 7000 Fuß emporsteigt, was bis dahin noch nicht beobachtet worden war. Der wilde Elephant steigt aber noch höher.

Am 8. März wurde Kumki verlassen, nachdem ein Depot errichtet war, und ostwärts weiter marschirt; nach fünf Tagereisen erreichte man die Quelle des Dihing, der hier, in nahezu 8000 Fuß Höhe, ein unbedeutender Bach ist, während er nahe seiner Mündung in den Brahmaputra eine Meile in der Breite mißt. Bei dieser Wanderung, die auch über ein ausgedehntes Plateau führte, auf dem vor etwa 100 Jahren die Mulliks gewohnt hatten, bis sie von den Kamptis und Singphos vernichtet oder zu Sklaven gemacht wurden, passirte man ausgedehnte Massen schmelzenden Schnees in etwa 7000 Fuß Höhe.

An der Quelle des Dihing trennten sich Woodthorpe und Macgregor sowie vier Soldaten von den Uebrigen, welche nach Kumki und von da nach Indong zurückkehrten, um die Kampti Shans und das Thal des Nam-Kin, eines Quellflusses des Irawadi, zu besuchen, und dann über den Turong-River und die Patkoi-Kette zurückzugehen und wieder in Indong mit ihren Gefährten zusammenzutreffen. Der Weg führte zunächst noch aufwärts, bis man in etwa 9000 Fuß Höhe die Mokoshat-Berge und damit den höchsten Punkt des Passes erreichte. Die Aussicht war von hier aus schlecht, doch versicherte der Führer, daß man bei klarem Wetter im Osten den Irawadi und im Westen den Brahmaputra erblicken könnte. Dann ging es abwärts und man erreichte zunächst Langnu. Der Kampti-Häuptling nahm hier die Reisenden freundlich auf, namentlich als er hörte, daß sie von den sonst als Räuber gefürchteten Singphos in Kumki gut behandelt waren. Hier traf man auch einige Kunnungs, welche im Quellgebiete des Irawadi wohnen und besonders berühmt sind wegen ihrer Geschicklichkeit in der Verfertigung von Säbelklingen wie in der Kunst, Silber aus dem Erz auszuscheiden, das weiter im Nordosten am Nam-Tisán gefunden wird. Eine Erzprobe ergab späterhin bei der Untersuchung in Bombay 12½ Unzen Silber auf die Tonne Erz. Nach Passiren von Langdao, dessen Bewohner anfangs sich dem Durchmarsch durch ihr Land widersetzen wollten, erreichte man am 20. März den westlichsten Quellfluß des Irawadi, den die Singphos M'Li-Kha, die Kamptis Náni-Kin nennen. Bei weiterer Erkundigung erfuhr man, daß ostwärts nach dem Ueberschreiten der T-chet Búm-Kette ein Fluß, der Nam-Tisán, in etwa drei Tagereisen erreicht werde. Hierauf käme man unter Ueberschreitung der Nogmún- oder Noikon-Kette, von welcher das erwähnte Silbererz stamme, nach fünf Tagereisen an den Nam-Dumai oder Phungmai. Alle diese drei Quellflüsse des Irawadi kämen von den schneebedeckten Nam-Kin-Bergen im Norden und Nordosten. Zuweilen gehen von Langdao Handelsleute nach China (in der Kumptisprache Khé-Moung), das in einem Monat und acht Tagen erreicht wurde, um daselbst Opium zu kaufen, das hier billiger ist als das von Assam.

Nach der Rückkehr nach Langnu wurden die beiden Reisenden von dem Häuptling Lukún in Padao eingeladen, auch ihn zu besuchen. Sie folgten der Einladung und wurden feierlich und freundlich empfangen. Auch hier erfuhr man dasselbe über die östlichen Gebiete, wie oben erwähnt ist. Nach herzlichem Abschied sowohl von Padao wie von Langnu, dessen Radschah die Reisenden noch eine Strecke Weges zum Schutze gegen die Singphos begleiten ließ, überschritten dieselben die Patkoi-Kette in etwa 5000 Fuß Höhe, gingen am Turong, dem Oberlaufe des Kyendwen, entlang, hierauf den Loglai aufwärts und kamen am Nongyong-See vorüber. Nachdem dann die Patkoi-Kette wieder in 2860 Fuß Höhe überschritten und die letzten Hindernisse, die ein tiefer und reißender Strom noch bot, mit Hilfe der Gefährten in Indong beseitigt waren, langten die Reisenden wohlbehalten an letzterem Orte an.

Zum weiteren Anhalt diene die Angabe, daß die Strecke von Sadija bis Padao etwa 197 Meilen beträgt und bei günstigem Wege in etwa drei Wochen zurückgelegt werden kann.

Vor allem betonen sowohl Macgregor in seinem Berichte wie die Redner in der auf denselben folgenden Diskussion den enormen Niederschlagsreichthum in diesen Gebieten. Hieraus erklärt sich von selbst die Wasserfülle des

Irawadi, und es ist nicht nöthig, hierzu seine Zuflucht zu einer Verlegung von dessen Quellströmen nach Tibet zu nehmen. Im Gegentheil würde, wie mit Recht in der Diskussion erwähnt wird, ein Strom aus Tibet gar nicht solche Wassermassen mit sich führen können, da jeder nur einigermaßen mit dem tibetanischen Klima Vertraute zugeben muß, daß ein selbst 100 Meilen langer Fluß in Tibet nur ganz unbedeutende Wassermengen sammeln kann.

Das Resultat ist also, daß die großen Wassermassen, welche sich vor allem von März bis September an den wasserscheidenden Ketten Chaukan und Patkoi niederschlagen, westwärts durch den Dihing dem Brahmaputra, ostwärts durch den Nam-lung dem Irawadi und südwärts dem Kyendwen zugeführt werden, der unterhalb Mandalay gleichfalls mit dem Irawadi sich verbindet. Die Quellen des letzteren sind also jetzt als bekannt zu betrachten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Für die jungen Leute in Oud Beierland (Südholland) ist der Oktober wohl der bedeutungsvollste aller Monate. Die vier Sonntage desselben heißen Kijkdag, Kiesdag, Koopdag und Neemdag (Besichtigungs-, Kür-, Kauf- und Nehmtag). Am ersten Donnerstage im November nämlich ist die Kirmes, und der Name und die Bestimmung der vier vorhergehenden Sonntage steht mit derselben in der engsten Verbindung. Am Kijkdag wandern die jungen Burschen und Mädchen im besten Anzuge durchs Dorf; sie thun ganz fremd gegen einander, doch wird wohl manchmal ein verstohlener Blick gewechselt, bis der Kiesdag kommt. Dann haben die jungen Burschen ihre Wahl schon getroffen und man grüßt einander, wobei es bis zum Koopdag bleibt. Die jungen Leute nehmen dann den erwählten Mädchen die Taschentücher ab; wenn das Mädchen dies erlaubt, kann der Bursche sicher sein, daß er demselben nicht gleichgültig ist. Das Pfand wird bis zum Nehmtag bewahrt; dann bilden sich die Paare und ein Mädchen, welches sich das Taschentuch hat abnehmen lassen, wird sich nie weigern, mit dem, der es geraubt, zur Kirmes zu gehen. Die Eltern haben gewöhnlich nichts dagegen einzuwenden, weil das Verhältniß vorläufig nur während der Kirmes besteht; später wird dem jungen Manne in sehr einfacher Weise angedeutet, ob weiterer Verkehr erwünscht ist. Er giebt nämlich nach Ablauf der Kirmes seinem Mädchen einen Kuchen mit nach Hause und kommt am folgenden Sonntage zum Kaffeetrinken; bekommt er die Kruste, so braucht er sich nicht weiter zu bemühen, wird ihm aber ein Stück aus der Mitte angeboten, so darf er wieder kommen.

— Frankreich besitzt eine Reihe von kleinen Kohlenbecken, unter welchen dasjenige des Departement du Nord mit einer Produktion von 3 300 000 Tonnen für 1885 das wichtigste ist, um so mehr, als in diesem Departement zahlreiche industrielle Etablissements bestehen und die Lager noch lange nicht vollständig ausgenutzt worden sind. Die älteste Gesellschaft, diejenige von Anzin, besitzt auch die ausgedehntesten Concessionen. Nächst dem Kohlenbassin von Valenciennes im Departement du Nord ist dasjenige des Departement de la Loire (Saint Étienne und Rive-de-Gier) das bedeutendste in Frankreich. Seine Mächtigkeit beträgt etwa 1400 m und es enthält 30 Schichten. 1883 sind in Frankreich ungefähr 20 800 000 Tonnen Steinkohle und Anthracit und 580 000 Tonnen Braunkohle producirt worden. Diese Produktion deckt bei Weitem nicht den Consum in Frankreich, denn England liefert dorthin alle Jahre durchschnittlich 4 250 000 bis 5 000 000 Tonnen Kohle und Belgien 4 000 000 Tonnen. Daß Deutschland unter diesen Umständen mit England in Concurrenz treten wird, sei es über Rotterdam oder Antwerpen, ist nach einem französischen Berichterstatter nur eine Frage der Zeit.

Asien.

— Nachdem die britisch-russische Grenzkommission die ganze Nordgrenze Afghanistans von Persien bis zum Amu-Darja festgesetzt und versteint hat mit Ausnahme des östlichsten Endes, wo der Bezirk Cham-i-ab am Amu-Darja noch streitig ist, sind die britischen Mitglieder der Kommission auf verschiedenen Wegen durch Afghanistan nach Indien zurückgekehrt und haben reichliches Material gesammelt für die neue Karte von Afghanistan, welche Hauptmann St. George Gore ausarbeiten wird. Dieser verließ am 31. August am Oxus seine Gefährten zu dem Zwecke, über Herat durch das östliche Persien, über Birdschand, Kirman und Bender Abbas zurückzukehren und seine Route aufzunehmen. Eine der interessantesten Reisen, welche in Verbindung mit dem großen und für die Geographie so fruchtbaren Unternehmen der Grenzabsteckung ausgeführt worden ist, war diejenige der Hauptleute P. J. Maitland und M. G. Talbot gegen Ende des Jahres 1885; die Expedition zog durch den unbekanntesten Theil Afghanistans, nämlich am Herirud-Flusse aufwärts durch Hazaradschat, das Land der mongolischen Hazara, nach Bamian mit seinen wohlbekannten Felsbildern und von da nach Taschkurgan, Mazar-i-Scherif, Balch, Seripul, Maimana und Tscharschamba an einem östlichen Zuflusse des Murghab, wo sie wieder mit der Grenzkommission zusammentraf. Der erste Theil der Reise verlief auf dem geradesten Wege zwischen Kabul und Herat, dessen militärischer Werth den Afghanen einleuchtet; denn man hat versucht, denselben durchweg in eine Straße zu verwandeln, und bessert fortgesetzt an derselben herum, freilich ohne die Erfordernisse eines für Artillerie und Train fahrbaren Weges zu kennen und zu berücksichtigen. Sendungen von Waffen und Munition begegneten den Reisenden wiederholt. Das Hazara-Gebiet, durch welches die Straße führt, gleicht mehr den schottischen Hochlanden, als den wilden kahlen Bergen und steinigen Thälern, wie man sie sonst in Afghanistan trifft. Die Umrisse der Berge sind sanfter, und oft bedeckt dieselben eine tiefe Humusschicht, welche das Anpflanzen von Coniferen, Eichen und Rhododendren gestatten würde. Die Bevölkerung ist zahlreich, der Anbau von Gerste und Hülsenfrüchten ausgedehnt und die Zucht von Schafen und Ziegen bedeutend. Der Winter ist streng; um Mitte November beginnt der Schnee zu fallen und verschwindet nicht vor dem 21. März. Alsdann ist das Land wegen des tiefen Schmutzes und der angeschwollenen Flüsse 40 bis 60 Tage lang selbst für Fußgänger unpassirbar. Die Hazaras schildern die beiden Officiere, früheren Berichten entgegengesetzt, als einfach, gutmüthig, fleißig, leicht zu regieren, aber kriegsuntüchtig; ihre Weiber verdienen den an ihnen klebenden Ruf der Unsittlichkeit keineswegs. Vor der Thronbesteigung des Emirs herrschten in Hazaradschat beständige Fehden, so daß nur zahlreiche und wohlbewaffnete Schaaren von Afghanen das

Land zu betreten wagen durften. Da aber diese Unsicherheit nur eine Folge von Streitigkeiten zwischen den Häuptlingen und nicht von Blutfehden, die dort unbekannt sind, waren, so war es leicht, unter dem lenkbaren, unwissenden und kindlichen Volke die Ruhe herzustellen. Blutrache ist unbekannt, Mordthaten und Diebstahl kommen selten vor. — Der weitere Weg führte über den Paß Bakkak Kotal in das obere Thal des Flusses von Balch nach Bamian und dann nordwärts in das Thal des Flusses von Khulm, wo sich in Haibak die beiden Reisenden trennten, Talbot, um das Thal des Flusses von Kunduz zu besuchen, Maitland, um nach Westen zurückzukehren. Merkwürdig ist die Gestaltung des Landes nördlich von Kuhi Baba; von dort bis Haibak dehnt sich ein weites, mit kleinen Gebirgszügen besetztes und von tiefen Thälern und Schluchten durchzogenes Hochland aus, welches im Norden (in der Breite von Haibak) durch eine bisher unbekannte Bergkette von beträchtlicher Höhe begrenzt wird. Dieselbe zieht in ostwestlicher Richtung und in einer Entfernung von 5 bis 12 englischen Meilen von den Städten Taschkurgan, Mazar-i-Scherif und Balch, scheint sich von Schibarghan im Westen bis Kunduz im Osten zu erstrecken und bildet eine scharfe Grenze zwischen der flachen Oxus-Niederung und Kohistan. — Maitland berührte dann die große Stadt Taschkurgan, unweit deren die Ruinen der früheren Hauptstadt Khulm liegen, dann Mazar-i-Scherif, die von reichem Kulturlande umgebene, aufblühende Hauptstadt des afghanischen Turkestan, weiter das ganz unbedeutende Balch, Seripul, Maimana, welches etwa zwei Drittel so groß ist wie Herat, und in einer offenen, angebauten und von niedrigen Bergen umgebenen Ebene liegt. In Tscharschamba, 43 englische Meilen westlich von Maimana, stieß Maitland dann zu der britischen Grenzcommission.

— England hat am 23. Januar 1887 den Hamilton-Hafen auf der südlich von Korea gelegenen Nan-hou-Gruppe wieder geräumt.

Afrika.

— Ein seit 12 Jahren in Chartum ansässiger Grieche ist von dort über Kassala und Massaua nach Suakin gelangt und hat Nachrichten über den ägyptischen Sudan mitgebracht, welche für zuverlässig gelten. Abdulla Chalifa ist danach zum Sultan ausgerufen worden und besitzt ein Heer von 300 000 Mann. Die Araber haben nicht die Absicht, Aegypten anzugreifen, wenn man sie unbehelligt läßt. Lupton Bey und ein deutscher Officier entkamen beim Untergange von Hicks Pascha's Armee und stehen jetzt nebst vielen ägyptischen Soldaten im Dienste der Aufständischen. Dampfer verkehren auf dem Nil, der Handel blüht und Lebensmittel sind in Menge vorhanden, ebenso wie Vorräthe an Gummi und Elfenbein, während Baumwollstoffe selten sind und zu fabelhaften Preisen verkauft werden. Die Aufständischen haben Gold- und Silbermünzen ausgegeben; nur Mohammedanern ist es erlaubt, Handel zu treiben. — England beabsichtigt, in Anbetracht des beruhigten Zustandes von Mittel-Aegypten die Handelssperre gegen den Sudan aufzuheben.

— Die vom Grafen Samuel Teleky organisirte Expedition nach Innerafrika, welche im Juni 1886 in Sansibar anlangte, ist im Januar 1887 nach dem Inneren aufgebrochen.

— Ein auffallender Widerspruch in zwei Staatsverträgen neueren Datums ist folgender. In der Generalakte der Berliner Konferenz (Kapitel I, Art. 1) beschließen u. a. Großbritannien und das Deutsche Reich, ihre guten Dienste bei den an der afrikanischen Küste des Indischen Oceans bestehenden Regierungen einzulegen, um deren Zustimmung zu dem Grundsatze der Handelsfreiheit (in dem Gebiete zwischen 5° nördl. Br. und der Zambesi-Mündung) zu erhalten. Keine zwei Jahre später aber macht sich Großbritannien in dem Abkommen über die ostafrikanischen Schutzgebiete und Interessensphären (vergl. oben S. 79) verbindlich zur Unterstützung derjenigen Verhandlungen des Deutschen Reiches mit dem Sultan von Sansibar, welche die Verpachtung der Zölle in den Häfen von Dar-es-Salam und Pangani an die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft bezwecken. Welcher Vertrag soll nun gelten, der von 1885 oder der von 1886; gilt an der Suaheli-Küste Handelsfreiheit oder nicht?

— Die in Grootfontein (unter 25° südl. Br. nördlich von Bethanien im Groß-Nama-Lande gelegen) angesiedelten Boeren sind auf ihren Antrag nach Genehmigung des Kaisers unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt worden.

— Die neugebildete Brüsseler „Compagnie du Congo pour le Commerce et l'Industrie“ fängt ihre Unternehmungen mit der Ausrüstung zweier Expeditionen an; die eine, aus Ingenieuren und Topographen bestehend, soll zwischen Matadi und Leopoldville die beste Route für eine Eisenbahn aufsuchen, die andere, an welcher Landwirthe, Geologen und Kaufleute theilnehmen, will mit Hilfe eines Dampfers den Congo und seine Nebenflüsse oberhalb des Stanley Pool untersuchen.

Südamerika.

— Am 25. Januar haben sich die Herren Dr. Karl und Wilhelm von den Steinen, Dr. Ehrenreich und Dr. Vogel in Bremen nach Südamerika eingeschifft, um im Quellgebiete des Schingu-Stromes die von Dr. Karl von den Steinen begonnenen und in seinem Reisewerke „Durch Central-Brasilien“ (S. 327 f.) so warm empfohlenen ethnographischen Untersuchungen an den dortigen Indianerstämmen wieder aufzunehmen und weiter zu führen. Auch diesmal werden die Reisenden über Cuyabá ihr Arbeitsgebiet zu erreichen suchen.

Vermischtes.

— „Die Klimate der Erde“, von A. Woeikof (2 Bde., Jena, H. Costenoble, 1887), ist eine durch den Verfasser selbst besorgte deutsche Ausgabe von dessen gleichbetiteltem und im Jahre 1884 in russischer Sprache erschienenem Handbuche. Wenn dasselbe auch im Ganzen genommen dem Hann'schen „Handbuche der Klimatologie“ ebenbürtig zur Seite steht, so unterscheidet es sich von demselben doch im Einzelnen, sowohl was Behandlungsweise wie Abgrenzung des Stoffes betrifft. Der erste Theil enthält die allgemeineren klimatologischen Verhältnisse, während der zweite der speciellen Klimatologie gewidmet ist, sich aber von dem betreffenden Abschnitte des Hann'schen Werkes durch das Fehlen von Originalschilderungen über das Klima von Ländergebieten unterscheidet. Zu erwähnen ist ferner noch, daß der Verfasser die Klimatologie des europäischen wie asiatischen Rußland einen weiten Raum einnehmen läßt, wodurch wir über diese, sonst vielfach unbekannten Verhältnisse bessere Aufklärung wie bisher erhalten. Die angefügten Tabellen meteorologischer Elemente (Mittelwerthe) machen das Werk auch als Nachschlagebuch empfehlenswerth, wie auch die beigegebenen Diagramme und Karten, von denen die letzteren allerdings etwas sorgfältiger hätten reproducirt werden können, viel zur Erläuterung des Textes beitragen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

VI.

Nachdem Marche seine häusliche Einrichtung in Puerto Princesa rasch beendet hatte, ging er sofort daran, seine Jagden in der Umgegend zu organisiren, um für seine Sammlungen einen guten Grundstock anzulegen. Gleich in den ersten Tagen gelang es ihm auch, einen bisher nicht beschriebenen Calao (Buceros) zu erlegen, welcher von M. Oustalet am Pariser Museum nach Marche getauft worden ist (Anthracoceras Marchei). Es ist ein großes, zu den Sperlingsvögeln gehöriges Thier, welches besonders durch seinen gewaltigen und sonderbar gestalteten Schnabel auffällt; derselbe besteht zum großen Theile aus einer sehr leichten und zelligen Masse; ohne das könnte sich der Vogel unmöglich im Gleichgewichte halten. Von anderen, schon früher bekannten Arten desselben Genus unterscheidet er sich durch die schwarze Färbung seiner Schwungfedern und die ganz weiße der Schwanzfedern. Selten lebt er einzeln, meist in Schaaren; man hört ihn schon von Weitem kommen. Sein Schrei gleicht einem heiseren Brüllen und tönt um so weiter, als er sich fast immer in den Gipfeln der höchsten Bäume aufhält. Sein Flug ist schwerfällig, und wenn er sich zuweilen auf die Erde niederläßt, so hüpft er wie ein Rabe; er frißt Alles, Früchte, Körner, Insekten, und soll selbst kleine Säugethiere, wie Mäuse, Ratten und dergleichen, nicht verschmähen.

In den großen Wäldern auf Palawan braucht man sich vor Raubthieren nicht zu fürchten; die einzige Katzenart, welche Marche antraf und tödtete, ist eine kleine, niedliche Tigerkatze mit sehr hübschem, gesprenkeltem Felle, welche den Menschen nur angreift, wenn sie in die Enge getrieben wird.

Am 16. Juni 1883 benutzte der Reisende die dargebotene Gelegenheit und begab sich an Bord des Kanonenbootes „Joló" unter Schiffslieutenant Desolmes, welcher die Küste an der Bai von Honda (Ostküste) und der von Ulugan (Westküste) aufnehmen sollte. Auf dieser Strecke hatte der Gouverneur unlängst eine Anzahl von Militärposten errichtet, um die Verbindung zwischen beiden Meeren zu erleichtern und zu sichern. In die Bai von Honda mündet der Tapul-Fluß, welcher, wie gewöhnlich, von mächtigen Mangrovebäumen eingefaßt ist, deren verschlungene Zweige die Einfahrt schwierig machen. Der Fluß ist nur 2,84 km aufwärts für Boote schiffbar; 1 km von seiner Mündung findet sich am linken Ufer ein guter Wasserplatz.

Der Weg von Tapul nach Bahele am westlichen Meere war nichts als ein Pfad, welcher schon seit langer Zeit von den Tagbannas der Westküste benutzt wird, um ihre wenigen Packen Harzes und spanischen Rohrs zum Verkaufe nach der Ostküste zu schleppen. Jetzt hat der Gouverneur zwischen beiden Punkten eine ordentliche Straße ausschlagen lassen. An ihrem Beginne liegt auf einem niedrigen Hügel ein cuartel (Postenhaus) für einige eingeborene Soldaten unter einem Sergeanten, 5 km weiter auf einem mit Bambus bewachsenen Plateau, 25 m über dem Meere, ein zweites, wo ein Officier mit dem größten Theile der zur Bewachung bestimmten Truppen steht; von da aus kann er leicht die beiden Endpunkte der Straße erreichen. Das Dorf Bahele am westlichen Meere besteht nur aus wenigen Hütten, in welchen die Soldaten des Postens wohnen.

Mitte September unternahm Marche einen anderen Ausflug zunächst nach der Insel Dumaran, welche unter

10½° nördl. Br. vor der Westküste von Palawan liegt; diesmal konnte er die Ueberfahrt auf dem Kanonenboote „El Filipino“, das der Schiffslieutenant Don Raphael de Vibenco befehligte, machen. Am Morgen des 15. September langten sie im kleinen Hafen Araceli auf der Ostküste von Dumaran an; der Ort, welcher noch auf keiner Karte steht, ist auf flachem, ziemlich sumpfigem Boden erbaut, weshalb die Bewohner viel vom Fieber leiden und der Schiffsarzt sehr in Anspruch genommen wurde. Schlechtes Wetter hielt das Schiff hier einige Tage fest, so daß es an frischen Lebensmitteln zu mangeln begann; schließlich war man gezwungen, ans Land zu gehen und einige Hühner zu tödten, nicht ohne sie nachher ihren Eigenthümern zu bezahlen. Dadurch erst ließen sich dieselben bewegen, aus ihren Pflanzungen Allerlei herbeizuschaffen, nachdem sie vorher behauptet hatten, nichts zu haben.

Calao (Anthracoceras Marchei). (Nach dem Leben.)

Dumaran ist stellenweise von Bewohnern der weiter östlich gelegenen Insel Cuyo besetzt, welche dort Reis, Camote und Igname (Convolvulus batatas) anpflanzen. Die früher sehr ausgedehnten Pflanzungen sind aber vor einigen Jahren von Ratten derart verwüstet worden, daß die Insel fast ganz verödete. Erst seit Kurzem kommen wieder Leute von Cuyo, aber Anbau und Viehzucht sind noch von geringer Ausdehnung.

Am 21. September setzte das Schiff seine Reise nach Osten fort und zwar zunächst nach der zwischen Dumaran und Cuyo gelegenen, unbewohnten und unbebauten Insel Dalaganen, dann bei Camogon und Capnoyan, wo Besitzer aus Cuyo Rinderheerden unterhalten, vorbei nach Cuyo, wo in der kleinen Bai von Lugbuan Anker geworfen wurde. Ueber dem Dorfe dieses Namens liegt eine kleine, viereckige Festung mit 6 bis 8 m hohen Mauern, wo die Bewohner früher Schutz suchten, wenn die Malaien ihre Sklavenjagden veranstalteten.

Midaus. (Nach dem Leben.)

Die Insel Cuyo ist niedrig und bildet ein Plateau, welches drei kleine Berge, Bambuni, Aguado und Caimania trägt. Marche wollte deren Höhe bestimmen und machte mit dem nächstgelegenen, dem Caimania, den Anfang. Der Abhang, an welchem er hinaufstieg, war mit Steinen jeder Größe, von dem Umfange einer Faust bis zu dem eines großen Bruchsteines, besäet; auf der Spitze ragten ein paar Blöcke von Kegelgestalt empor. Der Ueberlieferung zufolge haben die ehemaligen Bewohner zu gewissen Zeiten (wahrscheinlich in der Ernte) nach diesem Berge Wallfahrten unternommen, wobei jeder einen Stein mitbringen und neben den Felsen auf dem Gipfel niederlegen mußte.

Am Tage nach der Besteigung erkrankte Marche und fühlte sich erst am 26. September etwas besser, so daß er der dringenden Einladung des Don Pedro Martinez folgen und sich in dessen Hause pflegen lassen konnte. Derselbe ist ein alter Fregattenkapitän, welcher dort von seiner Pension lebt, sich ein bequemes, fast luxuriöses Heim hergerichtet hat und sich mit Ackerbauversuchen abquält, die ihm nicht gelingen, weil es ihm an Arbeitskräften fehlt. Er scheitert an demselben großen Hindernisse, wie fast alle, welche in den Tropen Pflanzungen anlegen, an der Faulheit der Eingeborenen, welche noch schwieriger zu überwinden ist, als der Mangel an Handwerkern. Er hatte es zuerst mit Kakao, dann mit Tabak versucht; aber der Erfolg blieb aus, weil es ihm nicht glückte, einen festen Stamm von Arbeitern zu gewinnen.

Die Stadt Cuyo, auf der Westküste der Insel am Meeresufer gelegen, besitzt mehrere Straßen mit Holz- und Bambuhäusern, ist sauber, unterscheidet sich aber sonst nicht von anderen philippinischen Orten. Sie ist die Hauptstadt der Provinz Calamianes, welche die Cuyos- und Calamianes-Inseln, Agutaia, Dumaran und den Norden von Palawan umfaßt. Für diesen ganzen Bezirk giebt es nur einen einzigen Arzt, der aber mit wenigen Ausnahmen die Insel Cuyo nicht verläßt.

Der Boden der Insel ist fast ganz unter Anbau, aber von geringer Güte, und da Niemand an Düngung denkt, liefert er nur geringe Erträge. Dagegen giebt es viel Vieh und Hühner, welche den einzigen Ausfuhrartikel nach den übrigen Inseln der Provinz und selbst nach Balabac bilden. Fauna und Flora von Cuyo sind arm.

Am 3. Oktober wurde die Heimfahrt nach Puerto Princesa angetreten, wo Marche alsbald seine Jagden wieder aufnahm und seine Leute nach allen Himmelsrichtungen aussandte. Unter der Beute befanden sich manche Seltenheiten, so ein Wildschwein, das von den auf den Philippinen sonst vertretenen Arten verschieden war, ein seit lange gesuchtes Schuppenthier (Varietät von Pholidatus Indicus) und der kleine Midaus, den alle Welt wie die Pest fürchtet. Derselbe ist so groß wie eine starke Ratte, hat einen Kopf, der beim ersten Anblick an ein Schwein erinnert, glattes Fell und statt des Schwanzes nur ein ganz kurzes

haarloses Anhängsel. Als Marche eines Tages von der Jagd heimkehrte, bemerkte er in der Nähe des Dorfes einen ekelhaften Geruch, der an Stärke zunahm, je mehr er sich seinem Hause näherte; drinnen aber wurde derselbe unerträglich, und als er nach dem Grunde fragte, wurde ihm von seinem Jäger Mariano jenes kleine, sich sträubende Thier an einer Schnur vorgeführt. „Da ist der bontoc, den Du kürzlich von den Tagbannas verlangt hast," — meinte Mariano, — „Alle verlangten, ich sollte ihn laufen lassen; aber er ist zu schwer zu fangen!" Er hatte recht gehabt, als er ihn nicht laufen ließ, aber er hätte ihn tödten können; denn für das Vergnügen, ihn einige Minuten lebendig zu sehen, war die Wohnung für länger als einen Monat verpestet worden. Der Gestank des Thieres ist so

Mangrovebäume am Tapul-Flusse. (Nach einer Zeichnung des Lieutenants Berttoloty.)

durchdringend, unangenehm und andauernd, daß Marche sofort ein Bad nehmen, sich von Kopf bis zu Fuß umziehen und zu einem Freunde zum Abendessen gehen mußte.

Am 2. November 1883 trat er eine neue dreiwöchentliche Reise auf dem Kanonenboote „El Filipino" an, welches jetzt von Don Alonzo Morgado befehligt wurde; die Fahrt, öfters von schlechtem Wetter gehindert und unterbrochen, ging an der Ostküste Palawans nach Norden hinauf und gab wiederholt Gelegenheit zu kleinen Ausflügen an Land. So am 18. und 19. November auf der Insel Maitiaguit, deren höchster Berg (140 m) bestiegen wurde. Die Vegetation ist dieselbe, wie auf Palawan; dagegen erbeutete Marche in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit zwei Vögel und ein Säugethier, welche in seiner Sammlung noch fehlten. Den berühmten weißen Affen, welcher dort vorkommen sollte, fand er jedoch nicht. Leider blieb das Wetter stürmisch, so daß der Reisende selten an Land gehen und das wenig seetüchtige Kanonenboot die Nordspitze der Insel Palawan nicht umsegeln konnte, sondern vielmehr nach Tay-Tay zurückgehen mußte. Nachdem es sich dort

verproviantirt hatte, landete es in einer kleinen Bai der Insel Icadambanuan, auf welcher man am folgenden Morgen kurze Zeit Jagd auf den weißen Affen machte, ohne mehr Glück zu haben, als auf Maitiagnit. Der zunehmende Sturm zwang die an Land Gegangenen, die Jagd abzubrechen und an Bord zurückzukehren, worauf das Boot in die hohe See ging und später bei der Insel Paly einen Zufluchtsort fand. Am 23. kehrte es nach Puerto Princesa zurück, wo Marche den December mit kleinen Ausflügen zubrachte.

Ein starker Dysenterie-Anfall zwang ihn, während der ersten Hälfte des Januar 1884 sich zu Hause zu halten, und später zur Erholung eine Seereise anzutreten, welche ihn nach Manila, nach den Inseln Balabac (südlich von Palawan), Sulu, Basilan, nach Zamboanga auf Mindanao und wieder zurück nach Sulu und Balabac führte. Balabac, wo er am 10. März zum zweiten Male eintraf, ist eine kleine, bis 400 m hoch ansteigende und an Bauholz sehr reiche Insel nördlich von Borneo, auf welcher die Spanier nur einen einzigen Punkt, an der Bai von Calandarang, mit Sträflingen und den dazu gehörigen Soldaten besetzt haben. Die Kolonie gedeiht aber keineswegs; die Kaserne, die beiden Hospitäler und das Haus des Gouverneurs sind von Holz, alt und verfallen, und das dort stationirte Kanonenboot ist in so schlechtem Zustande, daß es sich nicht auf die hohe See wagen darf.

Auf den Ausflügen, welche Marche von der Ansiedlung aus machte, stieß er auf ein kleines zierliches Moschusthier, welches sich nur auf der Insel Balabac findet und auf den Philippinen sonst unbekannt ist. Dagegen findet sich dasselbe Genus (Tragulus Kanchil) auf den malayischen Inseln, auf der Halbinsel Malacca, in Cochinchina und auf Pulo Condor. Seine Jagd ist, namentlich ohne Hunde, wegen seiner Kleinheit und Schnelligkeit, außerordentlich schwer; die Eingeborenen fangen es meist in Fallen, aber in der Gefangenschaft geht es sehr bald ein. Sein Fleisch ist sehr gut, wenn auch etwas weich.

Die nächste Excursion, welche Marche von Puerto

Balabac.

Princesa aus unternahm, richtete sich nach dem nahen Rio Yguahit, um die dort wohnenden Tagbannas kennen zu lernen. Der Fluß, bei den Eingeborenen der „große Strom“ genannt, ist kaum 3½ Seemeilen weit schiffbar; die letzte Meile fließt er zwischen Mangroven und Pandanus hin und wird erst weiter oberhalb, wo die bewaldeten Ufer höher werden, schiffbar. Dort, wo der erste Zufluß von links einmündet, liegt 3 m über dem Wasser das Haus eines Tagbanna-Häuptlings, welches, wie alle Eingeborenen-Hütten der Philippinen, auf Pfählen errichtet ist. Die Hütten sind klein und schlecht; die Bewohner liegen darin dicht auf einander, zusammen mit ihren Hunden und oft auch den Schweinen. Nicht immer hat die Behausung ein Dach; mitunter besteht sie nur aus einem einfachen Fußboden und darüber angebrachten Baumzweigen. In der Hütte eines Tagalen, Torres, welcher jene Gegend ausbeutet, schlug Marche für einige Tage sein Quartier auf.

Die Tagbannas, oder nach ihrer Schreibweise Tabannas, sind klein; man darf sie als Mischlinge zwischen Malayen und Negritos ansehen. Es gelang dem Reisenden, an 16 Individuen, darunter vier Frauen, anthropologische Messungen vorzunehmen, wenn auch unter Schwierigkeiten.

Sie besitzen eine Religion und Götter oder Geister in der Anzahl von vier; der erste ist der Himmelsgott Magnisda oder Nagabcaban. Der des Meeres, Poco, scheint ein guter Geist zu sein und wird bei Krankheiten angerufen; Sedunmunadok, der Erdgott, steht den Ernten vor, und der vierte, Tabiacnd, haust in der Unterwelt.

Es giebt zwei Arten von Priestern; die einen richten die Feste her und bringen die Opfer dar, die anderen sind mehr Heilgehilfen und sorgen für die Kranken. Die ersteren sind die echten Priester. Alljährlich nach Beendigung der Reisernte feiern die Tagbannas ein großes Fest; auf den Ruf des Opferpriesters versammeln sich alle am Strande und bringen allerhand Lebensmittel mit. Dann bindet der Priester die mitgebrachten Hähne und Hühner mit den Beinen an Baumzweige und tödtet sie mit Stockschlägen; aber jedem Thiere darf er nur einen Schlag versetzen; geht derselbe fehl, so wird das Thier los-

Ein Priester der Tagbanuas opfert dem Gotte Poco. (Nach einer Skizze Marche's.)

gebunden und in Freiheit gesetzt. Der Gott Poco hat es nun unter seinen Schutz genommen, und Niemand darf es tödten. Die getödteten aber werden gekocht und verzehrt, worauf getanzt und dem selbst bereiteten Reisbranntwein kräftig zugesprochen wird. Gegen Mitternacht, wenn der Stern Buntala — wahrscheinlich der Jupiter — durch den Meridian geht, tanzt der Priester bis zur Mitte des Leibes ins Meer hinein, indem er ein mit Opfergaben für Poco bedecktes Bambusfloß von $1^1/_2$ m Seitenlänge vor sich her schiebt. Die Gaben bestehen in Reis, Fisch, gekochten Hühnern, verschiedenen mit Honig angemachten Speisen und vier lebendigen Küchelchen von 4 bis 5 Tagen. Das Floß wird dann den Wellen überlassen, und ängstlich wartet man ab, wohin es treibt; als böses Vorzeichen gilt es, wenn es durch Wellen oder Wind wieder an den Strand zurückgetrieben wird, weil Poco alsdann das Opfer verschmäht und seine Verehrer strafen wird. Um so größer ist die Freude, wenn das Floß in der Ferne verschwindet, denn alsdann wird das Jahr ein glückliches sein.

Außerdem veranstalten auch reiche Leute Feste, welche mit Neumond beginnen und bis zum letzten Tage des abnehmenden Mondes dauern. Allnächtlich muß der Priester dann singen und tanzen, aber die Hauptfeier findet erst in der letzten Nacht statt, wo sich Alles, Wirth und Gäste, in Reisbranntwein berauscht.

Die Kinder empfangen erst im Alter von einem bis zwei Jahren, wenn sie gesund sind und zu gedeihen versprechen, einen Namen; sind sie kränklich, so erklären die Tagbanuas das für unnütz. Sie verheirathen sich sehr jung, mit acht oder neun Jahren; es herrscht Vielweiberei, aber nur bei den Reichen, denn der Bräutigam muß seinem Schwiegervater Geschenke im Werthe von 10 bis 50 und selbst 100 Franken machen. Im Dorfe Burlan findet die Vermählung unter folgenden Ceremonien statt. Dem mitten in der Hütte sitzenden Paare nähert sich der Priester, die linke Hand mit Kokosöl gefüllt; unverständliche Worte murmelnd, taucht er einen Finger in das Oel und zieht damit einen Strich auf dem Arme des Bräutigams von der Spitze des Zeigefingers bis zur Schulter und dann macht er dasselbe an der Braut, indem er nur den Strich bis zum Busen verlängert.

Kleines Bisamthier (Tragulus Kanchil). (Nach dem Leben.)

Der Mann wie das Weib müssen drei Jahre verwittwet bleiben oder, wenn sie sich vor Ablauf dieser Zeit wieder verheirathen wollen, entweder dem Priester oder der Familie des verstorbenen Theiles eine Entschädigungssumme zahlen. Wenn ein Mann, welcher mehrere Frauen besitzt, vor Ablauf der drei Jahre eine neue nimmt, so muß er den Eltern ebenso viel Geld zahlen, als er bei der Verheirathung mit der verstorbenen Frau entrichtet hat.

Wird ein Tagbanua auf längere Zeit krank, so holt man einen Priester, je nach dem Falle einen männlichen oder weiblichen. Dieser reibt die schmerzende Stelle mit der Hand und tanzt dreimal unter Anrufung des divato (Geist) um den Kranken herum, in Folge dessen der Geist in den Zauberer fährt und ihm die Macht zum Kuriren verleiht. Zunächst wirft nun der Zauberer den Geistern eine Hand voll Reis und eine Hand voll Glasperlen durchs Fenster zu, dann packt er ein Huhn bei den Beinen und tödtet es mit einem einzigen Stockschlage. Stirbt es sofort, so wird es weggeworfen, denn es gilt nun als mit allen Leiden des Kranken beladen; stirbt es nicht, so läßt man es für immer laufen. Das gilt aber als schlechtes Vorzeichen; denn alsdann hat der Divato das Opfer nicht angenommen und der Kranke muß sterben.

Pfaufasan (Polypectron Napoleonis). (Nach dem Leben.)

Die Todten werden in einem Sarge, der aus einem Baumstamme gehauen und hermetisch verschlossen wird, auf den Aesten eines Baumes

beigesetzt, zusammen mit ihren Waffen, Geräthschaften und werthvollsten Schmucksachen. Zuweilen wird über dem Sarge noch ein Strohdach errichtet.

Die Tagbanuas sind ein elendes Volk, die im Inneren der Insel Lebenden sind kaum oder gar nicht bekleidet. Die Weiber tragen um die Handgelenke Ringe von Kupfer oder Rotang, in den Haaren aber keinen Schmuck. Sie kauen Betel und sind meist sehr schmutzig und mit Hautkrankheiten afficirt. Ihre Hautfarbe ist nicht sehr dunkel, die Haare schwarz, dicht und straff; die Erwachsenen sind sehr leicht behaart, Bart ist selten. Die Nase wird oft nur durch die Flügel und Nasenlöcher markirt. Als Waffen haben sie nur einige Lanzen, Bogen und Pfeile, manche auch Blasrohre. Ihre Schrift unterscheidet sich von der malayischen, nähert sich aber sehr derjenigen der Javanen von Pasangan; sie schreiben von oben nach unten und von rechts nach links. Derjenige, welcher dies dem Reisenden mittheilte und Proben schrieb, wollte den Namen seines Häuptlings nicht aufschreiben, weil dieser sein Schwiegervater war. In ähnlicher Weise weigerten sich einige Leute in Balabac, Marche ihren eigenen Namen zu nennen, so daß er ihn nur durch ihre Gefährten in Erfahrung bringen konnte. Doch sind das Ausnahmen.

Seinen Aufenthalt im Inneren der Insel Palawan benutzte Marche, um seine Jäger nach allen Richtungen hin auszusenden, und sie brachten ihm in der That einige interessante Thiere, darunter einen prachtvollen Vogel, den Polyplectron Napoleonis, vulgo Pfaufasan. Das Männchen hat das Gefieder eines Pfaus, ist aber nicht größer als ein kleiner Fasan und darum hundert Mal hübscher. Der Körper ist fast ganz metallisch grün gefärbt; auf dem Schwanze befinden sich zwei Reihen Augen wie beim Pfau, der Kopf ist grün und mit Weiß gefleckt; an den Beinen befinden sich je zwei Sporen. Das Weibchen ist kleiner und von Farbe grau, mitunter bräunlich. Ein Versuch, ihn lebend zu erhalten, mißglückte; er ging zu Grunde, indem er zu entfliehen suchte.

Die Lukokessa, die gynokratische Königin des Lunda-Reiches.

Von Dr. Max Buchner.

Unsere Abbildung zeigt die Lukokessa, von der einige Schandthaten erzählt werden sollen. Um sie gehörig einzuführen, sei zuerst flüchtig daran erinnert, wie es sich im Lunda-Reiche mit der Herrschergewalt überhaupt gefügt hat.

Bis zum Beginne des 17. Jahrhunderts war Lunda, dessen damaliges Gebiet bloß die Gegenden zwischen dem Kalanii und dem Kassai umfaßte, eine reine Gynokratie. Da kam um die angedeutete Zeit herum von Osten her aus dem Lande des Mutombo mu Gurr ein schöner Jägersmann Namens Tschibind Irúng. Die eben regierende Königin, welche Luēsch a Nkunt hieß, verliebte sich in den Fremdling, heirathete ihn und übertrug ihm die ganze Regierung. So wurde Lunda aus einer Gyno- eine Androkratie, und der jeweilige König führte den Titel Muatiamvo [1]).

Damit jedoch das frühere Regiment der Weiber, mit dem gar manche Interessen dritter und vierter Personen verknüpft waren, nicht für immer völlig erlosch, entstand neben der Würde des Muatiamvo als Gegengewicht und Ergänzung die Würde der Lukokessa. Beide haben ihre Hierarchien, die sich nur in den Spitzen berühren. Beide haben ihre Lehen und Dörfer, die bunt durch einander liegen, aber bloß je einer der beiden Gewalten Tribut entrichten. Es handelt sich also im Lunda-Reiche um zwei Staaten, die räumlich zwar in einander verflochten sind, in ihrer Wesenheit aber selbständig blieben.

Muatiamvo hat seinen Harem von 60 Weibern, und ebenso hat die Lukokessa ihren Harem von Männern, für den keine sichere Zahl angegeben werden kann, da die zügellose Gunst der holden Gebieterin sich über alle Freien und Sklaven Mussumbas erstreckt und bald dort und bald dahin sich wendet.

[1]) Ich schreibe Muatiamvo, weil man das Wort, welches aus Muata und Jamvo zusammengezogen ist, nie anders hört. Es ist eine Bildung wie unser „Herrgott". M. B.

Als fest angestellten, so zu sagen legitimen Gatten darf sich bloß der Schamoana betrachten, ein ebenso ungeschlacht starker, als gutmüthig dummer Geselle sklavischen Standes, dessen Haupteigenschaft die Erhabenheit über die Schmerzen der Eifersucht sein sollte. Und doch scheint selbst Schamoana häufig genug an Anfällen des besagten schrecklichen Uebels zu leiden. Dieses Muster von Mannesstolz stellte sich mir in folgender Weise vor: „Siehe, ich bin zwar bloß ein Weib, aber ich bin das Weib einer ungemein hohen Person, weshalb ich reichlich Geschenke verdiene." Die Lukokessa, die selber gewöhnlich sehr einfach gekleidet geht, pflegt denn auch an seine mächtigen Glieder allen möglichen Putz zu hängen. Um die Hüften ein langes Stück kostbaren roth und blau geblümten Perkals, das in eine Menge dicker Falten zusammengebauscht ist und nach echter Lunda-Mode so tief unten über den Leibgurt fällt, daß der stattliche Bauch in ungeschmälerter Rundung zur Geltung kommt und die Schamhaare sichtbar werden; an Armen und Beinen mehrere Kilo rasselnder Messingspangen, am Halse ein Dutzend Schnüre der seltensten Glas- und Schmelzperlen, auf dem Kopfe eine eigenartige komplicirte Frisur aus thürmchenförmigen Zinken, die mit bunten Stickperlen überzogen sind: so steht Schamoana in ungeschickt selbstbewußter komisch wirkender Pose da. Seine Züge, breit und stark entwickelt, sagen weiter nichts als „gutmüthig, dumm, gefräßig und sinnlich."

In sexueller Beziehung herrscht unter dem lustigen Völkchen Mussumbas überhaupt die größte Ungebundenheit. Nur die 60 oder 70 Weiber Muatiamvo's werden strenge auf ihre Sittsamkeit bewacht und riskiren den Kopf, wenn sie sich verfehlen. Doch dürften Fälle von milder Nachsicht selbst hier nicht undenkbar sein. Die Justiz der Neger ist eben keine unbeugsame, starr konsequente Göttin mit verbundenen Augen, sondern mehr eine feile Helferin des Hasses. Die Töchter des Königs sind ebenso freilebig wie alle anderen, und obenan in der Prostitution steht die holde

Königin Lukokessa. Von den Weibern der Jlolo (Vornehmen) heißt es zwar auch, daß man sich mit ihnen nicht einlassen dürfe, und mehrmals ergingen Warnungen in diesem Sinne an meine Mannschaft, aber ohne daß deshalb eine größere Zurückhaltung im Verkehre zwischen dieser und jenen bemerkbar gewesen wäre.

Marktweib und Hofdame sind in Mussumba Begriffe, die sich nicht unterscheiden. Gar viele adelige Frauenspersonen kamen täglich ins Lager, um Fleisch, Maniokwurzeln und Bohnen zu verkaufen und benutzten ihre gesellschaftliche Stellung nur dazu, die Konkurrenz des gemeineren Pöbels scheltend zu vertreiben. Da nun ihre Lebensmittelpreise gewöhnlich höhere waren, so zogen es meine Träger vor, drüben auf dem täglichen Markte einzukaufen, wenn nicht als Dreingabe erotische Gefälligkeiten angeboten wurden.

Diese großartige Liederlichkeit ist eine hervorstechende, charakteristische Eigenthümlichkeit der Lunda, und nicht zum kleinsten Theile beruht auf ihr der günstige Ruf, welchen sie bei den Händlern Angolas genießen. „Die Lunda sind gute Leute, machen niemals Milonga“ (Strafproceß für irgend ein Vergehen, der gewöhnlich mit einer Erpressung oder Raubthat endet). Kioko, Songo, Bangala und die anderen Stämme sind schon deshalb viel weniger beliebt und mehr gefürchtet, weil sie häufig bei dem geringsten Verdachte „Milonga“ machen. Hierher gehört denn auch, daß die Lunda, im Gegensatze zu allen anderen Stämmen, die ich gesehen, keinen Anstoß nehmen, ihre Frauen und Mädchen zuweilen auch öffentlich zu liebkosen. Dabei aber überschreiten auch sie fast niemals die bei unseren Landleuten erlaubten üblichen Grenzen.

Die Lukokessa nebst Dienerin und Neffen.

Wird nun bereits dem schwarzen Fremdlinge in Mussumba von Seiten des zarteren Geschlechtes das größte Entgegenkommen zu Theil, so ist dies noch in viel stärkerem Grade dem Europäer gegenüber der Fall. Der heftig begehrende Enthusiasmus für Alles, was aus Europa stammt, richtete sich in geradezu bedenklicher Art auch auf die Person des unseligen Weißen, den sein Schicksal dorthin verschlagen hatte. Die täglichen, meistens sehr unverblümten Anfechtungen delikater Natur trugen zwar nicht wenig zur Erheiterung des gedrückten Seelenzustandes bei, waren aber doch auch zuweilen recht lästig.

Ich hatte die Lukokessa noch gar nicht zu sehen bekommen, als sie mir sagen ließ, sie freue sich ungemein, denn sie habe schon längst den Wunsch, sich ein weißes Kind erzeugen zu lassen, als ob sich das ganz von selbst verstand. Während der ersten Monate mußte ich gar oft die hartnäckige Zumuthung, ich möchte doch zu ihr ziehen, zurückweisen, immer deutlicher, immer gröber, bis endlich die letzte Hoffnung zerstört war. Auch Muatiamvo's Töchter wollten sofort geheirathet sein und gaben sich viele Mühe, Künste der Bethörung zu üben. Und waren diese nach stundenlangem Herumsitzen durch ein kleines Geschenk endlich zum Gehen bewogen, so warteten nicht selten bereits andere Fräulein vor der Thür, um gleichfalls ihr Glück zu versuchen. Sie kamen dabei selten mit leeren Händen, sondern brachten gewöhnlich, um sich angenehm einzuführen, einen Teller Erdnüsse, ein paar Eier, ein paar Maiskolben, eine Ananas, drei oder vier Bananen oder auch ein Töpfchen Honig mit. Es störte sie aber durchaus nicht, wenn ihre Gaben ungenießbar waren, indem sie ganz richtig erwogen, daß sich das erst nachträglich herausstellen würde. So fand ich einmal, daß ich als Honig nur eine Portion alter Wachswaben, mit Wasser ausgelaugt, dankbar in Empfang genommen hatte. Da man von den Eingeborenen den Honig immer nur sammt den Waben erhält, so ließ sich das nicht sogleich erkennen. Als ich der betreffenden Prinzessin einige Tage später begegnete und ihre Gaunerei vorhielt, lachte sie voller Heiterkeit und frug spottend, ob ich das wohl auch schon aufgeschrieben hätte.

Eines Morgens ließ ich mir im Schatten des Hauses von Suse Luka, einem künstlerisch begabten Ambakisten und Träger, die Haare schneiden, was die Neugierde der Marktweiber, die gerade im Hofe sich befanden, so sehr anzog, daß sie sich vor mich hinhockten. Scherzweise warf ich ihnen etliche Haarbüschel zu, die mir auf den Rock gefallen waren, worauf unter großem Gelächter die eine erklärte, wenn ich ihr Haare von meinem Haupte schenken wolle, müsse ich auch einmal die Herablassung haben, ihr meine Liebe zu schenken. Ich war nicht wenig erstaunt über die Frechheit dieser gemeinen und durchaus reizlosen Person, solche unberechtigte Gelüste laut werden zu lassen, bis ich erfuhr, daß sie eine sehr hohe Dame, nämlich die Frau meines täglichen Freundes Nguff, also zweifellos erster Rangklasse war.

Um nun wieder auf die Lukokessa und ihre Wünsche zurückzukommen, sei noch über zweierlei Arten, wie jene Wünsche geäußert wurden, eine recht feine und eine recht grobe, kurz berichtet. Als bald nach meiner Ankunft die Lukokessa ihre alte Mutter, die Ginamoana, mir vorstellte, sagte sie gerieben lächelnd: „Schau sie dir wohl an, geschätzter Freund aus dem Lande der Weißen, denn ich hoffe, in wenigen Tagen schon wird sie dir Schwiegermutter sein.“

Ein anderes Mal, es war am 15. Februar 1880, ging ich, von meinem täglichen Jagdspaziergange zurückkehrend, über den weiten Residenzplatz, als von der anderen Seite her, an der Spitze eines größeren Gefolges, die Lukokessa erschien. Schon von Weitem winkte sie mir zu, stehen zu bleiben, und als ich ihre lebhaften Gesten nur mit einer Handbewegung erwiderte, ohne mich weiter aufzuhalten, weil ein Gewitter drohte, kamen ihre Mädchen gelaufen, ich möchte doch warten, die Lukokessa wolle mir die Hand reichen. Das that ich denn auch nach einigem Widerstreben.

Die erlauchte Dame war, wie schon öfter, betrunken, es kostete ihr Mühe, sich in ungebrochener Linie vorwärts zu bewegen. Kaum war sie meiner Hand habhaft geworden,

so rückte sie wieder mit unzüchtigen Anträgen heraus, dieses Mal gemeiner und unverhüllter als je. Nachdem sie zuerst mit dem Zeigefinger mich und dann sich selber angetupft hatte, was so viel hieß, wie „du und ich“, preßte sie als Symbol innigster Berührung ihre beiden Fäuste zusammen und verdeutlichte diese zarte Blumensprache noch mehr, indem sie ihren rechten Zeigefinger in die linke Hohlhand einführte. Da ich nicht geradezu ablehnte, sondern lachend wegging, schien darin eine Zustimmung gefunden zu werden und das ganze Gefolge klatschte entzückt über die reizende Schäkerei der huldvollen Königin und über die gute Aussicht für ihre Neigung. Namentlich der Musumbu (Dolmetsch, Sprecher), der schon mehrmals verrathen hatte, daß ihm viel an dem Zustandekommen der betreffenden allerhöchsten Verbindung lag, war hoch erfreut.

Ihrer Gemüthsart nach scheint die Lukokessa auffallend gut veranlagt zu sein. Dem mißtrauischen, rachsüchtigen Charakter des Muatiamvo Schanama gegenüber hat sie schon manchen blutigen Akt verhindert. Nach neueren Gerüchten soll sie sogar den Schanama selber aus dem Leben geschafft haben, weil dessen Absicht, die ganze Partei des vorigen Muatiamvo, seine ehemaligen Feinde, durch Anklagen wegen bösen Zaubers und Hinrichtungen zu vernichten, immer deutlicher hervortrat.

Das hindert nicht, daß die Kehrseite solcher unter Negerpotentaten gewiß sehr seltenen menschenfreundlichen Milde im Leben durch mörderische Gräuel, die nach ihrem Tode zur Feier der Bestattung sich abspielen werden, getrübt ist. Zugleich mit ihr müssen dann der Schamoana und sämmtliche junge Männer sklavischen Standes, mit welchen sie einmal der Liebe genossen, ins Grab. Sobald sie den letzten Athemzug gethan hat, läßt Muatiamvo den Schamoana ergreifen, binden und vorführen. Schamoana sagt hierauf: „Herr, ich bin bereit, das Leben zu lassen. Vorher aber möchte ich alle die Anderen getödtet sehen, die meine Nebenbuhler gewesen sind.“ Damit beginnt er die ganze Liste, die sicher nicht klein ist, aufzuzählen, und Muatiamvo giebt Befehl, auch die Anderen alle zu binden und herbeizuschleppen. Die unseligen Opfer werden mit Bier und Palmwein betrunken gemacht, falls sie sich nicht selber schon in Voraussicht des Ereignisses betrunken haben, und einer nach dem anderen geköpft, ganz zuletzt der Hauptgatte Schamoana. Die Köpfe schmücken schließlich den Zug der Leiche und werden mit ihr begraben. Zugleich wird Seitens der höfischen Jünglinge der Trauer und dem Schmerze dadurch Ausdruck verliehen, daß sie hinaus in die Dörfer eilen, um über die nichts ahnenden, wehrlosen Landbewohner herzufallen, so viele Köpfe abzuschneiden, als sie erwischen können, und diese dann gleichfalls der todten Lukokessa zu opfern. So lange bis die Bestattung stattgefunden hat, ist die gesetzliche Ordnung aus Rand und Band und sind die kleinen Bauern der einsamen Gehöfte vogelfrei.

Bei vielen Naturvölkern besteht das Symbol der höchsten Trauer in solchen abscheulichen Vernichtungen. „Jetzt muß scho Alles hin werden“, sagt der Bayer.

Aus dem westlichen Stillen Ocean.

(Schluß.)

III. Der frühere Arbeiterhandel.

E. M. Der frühere Arbeiterhandel fand ohne Aufsicht von Seiten der Regierung statt. In Fidschi hatte man zum Schutze der Einwanderer einige ziemlich unwirksame Maßregeln getroffen, auf allen anderen Inseln aber war nichts Derartiges geschehen. Einer noch früheren Epoche gehört der sogenannte Sandelholz-Handel an, den wir gänzlich übergehen wollen. Was damals geschehen, wer könnte es sagen? Die Betheiligten bewahren, soweit sie noch leben, ein weises Schweigen; keine Autorität hatte Veranlassung, schmutziges Wasser aufzurühren, der letzte der Sandelholzhändler verließ vor mehr als 20 Jahren den Schauplatz seiner Thätigkeit.

Nun ist die Zahl der weißen Männer, welche länger als 20 Jahre im Stillen Ocean leben, sehr gering und dieselben sind im Allgemeinen nicht geneigt, über persönliche Erinnerungen zu sprechen. Auch bei den Eingeborenen ist die Erinnerung an diesen Handel erloschen; er gehört eben einem vergangenen Geschlechte an und seither ist so viel vorgegangen, was ihre Aufmerksamkeit mehr in Anspruch genommen hat; um nur eins anzuführen, so bestand damals noch keine Nachfrage nach Arbeitern, bestanden noch keine Plantagen in Fidschi und Queensland.

Die Anregung zum Arbeiterhandel gaben zwei Ereignisse, die beinahe gleichzeitig eintraten, die Entdeckung eines für Zuckerpflanzungen geeigneten Landstriches zu Mackay (Queensland) und der amerikanische Bürgerkrieg. Da durch den letzteren die Baumwollenausfuhr aus den Vereinigten Staaten unterbrochen war, stiegen die Aussichten der Pflanzungen auf Fidschi und anderen Inseln ganz ungeheuer und gleichzeitig die Nachfrage nach Arbeitskräften.

Anfänglich traten die Schattenseiten des Handels weniger hervor; es boten sich Freiwillige genug an, welche begierig waren, hinaus in die Welt zu kommen; ja manche traurige Geschichte wird von Schiffen erzählt, die gar zu viele Arbeiter an Bord nahmen. Die Neuen Hebriden, welche dieselben vorzugsweise lieferten, boten ein reiches Feld für die Thätigkeit der Agenten.

Man hatte viele Arbeiter nöthig, und man bekam sie — um Weiteres kümmerte man sich nicht. Ob nun der Wunsch der Bewohner der Neuen Hebriden, die Welt kennen zu lernen, gerade in der Weise, wie sie dies erwartet hatten, erfüllt wurde, muß man einigermaßen bezweifeln; viel Neues bot ihnen das Land, wohin sie kamen, nicht, wohl aber ein Leben voll schwerer Arbeit anstatt des süßen Nichtsthuns, an welches sie in ihrer Heimath gewöhnt gewesen waren. Doch anfänglich konnte dieser Umstand der Anwerbung von Arbeitern nicht hinderlich sein; Keiner kehrte zurück, um zu erzählen, wie es ihm in der Fremde ergangen. Bezahlung empfingen sie beinahe gar nicht, die Nahrung war so gut, wie die Verhältnisse es erlaubten, die Arbeit, wenn auch eigentlich nicht gar zu schwer, doch ungewohnt und darum drückend; das Heimweh raffte Viele dahin, eben wie dies auch jetzt noch, wo das Loos des einheimischen

Arbeiters sich unverhältnißmäßig besser gestaltet hat, der Fall ist. Ein Eingeborener, der einmal den Gedanken hat, daß er sterben muß, ist auch fest entschlossen zu sterben, und Nichts kann ihn davon zurückhalten, ausgenommen die Rückkehr in seine Heimath. Er weist die ihm gebotene Nahrung nicht zurück, aber er wird von Tag zu Tage schwächer, ohne Klage, ohne die Lippen anders zu öffnen, als nur den Wunsch auszusprechen, in seine Heimath zurückzukehren, und wenn dies nicht geschieht, stirbt er.

In Mackay-Land erstand bald Pflanzung an Pflanzung, immer mehr Arbeiter wurden nöthig; die Inseln des westlichen Pacific schienen die beste Gelegenheit zu bieten, sie zu bekommen.

Damit kam nun der erste dunkle Zug in die Sache: der Wetteifer zwischen Fidschi und Queensland, woran bis zu einem gewissen Punkte auch Neu-Kaledonien Theil nahm. Trotz der Vortheile, deren sich letzteres durch seine Lage erfreute, sind aber die Franzosen nie eigentlich populär gewesen.

Die für Fidschi und Queensland reisenden Kapitäne suchten sich gegenseitig bei den Eingeborenen anzuschwärzen: Jeder sagte, im Lande seiner Nebenbuhler seien die Eingeborenen furchtbar wild und die weißen Männer nicht besser, beide seien Menschenfresser, das Klima tödtlich u. s. w. Es hieß daher bald in den Neuen Hebriden und den Salomon-Inseln: Hie Queensland! Hie Fidschi!

Die Mannschaft der Schiffe focht gegen einander, prügelte sich vor den Augen der Eingeborenen systematisch durch und der Sieger erhielt die Anwartschaft auf die Rekruten. Wenn ein Schiff an einen Ort kam, wo noch kein anderes Schiff lag, wußte man nicht, zu welcher Partei die Eingeborenen gehörten. Letztere begaben sich dann zum Schiffe und, wenn sie nach empfangener Antwort schleunigst hinwegruderten, dann war sich die Bemannung bewußt, einen Fehler begangen zu haben, den sie schleunigst gut zu machen suchte, indem sie sich wieder auf hohe See begab, das Aeußere des Schiffes möglichst veränderte und nun wieder zurückkehrte, um auf die Frage der Eingeborenen ihre vorher angegebene Nationalität zu verleugnen, und sich jenen angenehm zu machen. Doch es wurden auch andere Wege eingeschlagen, die wohl noch weniger den Forderungen der Rechtlichkeit genügen konnten; so z. B. gehörte es zu den gewöhnlichen Mitteln, in einiger Entfernung vom Lande Kanoes zu übersegeln und die Mannschaft aufzufischen. Der eigentliche Werber war ein sehr gesuchter Mann; von der Weise, wie er es verstand, das Vertrauen der Eingeborenen zu erwerben, hing der Erfolg des Unternehmens ab. Auch hierbei zeigte es sich, daß die Spekulation auf die Schwächen der Menschen das beste Mittel ist, sie zu leiten. Romilly widmet dem Andenken eines Werbers einige Seiten, welcher als solcher einen Ruf wie kein zweiter besaß, dabei sich aber immer weigerte, auch nur die geringste Gewaltmaßregel zuzulassen. Wo er bekannt war, suchte er die Lachlust der Eingeborenen durch seinen komischen Anzug und allerlei Kunststücke und Produktionen zu erregen. So erfrischte er sich vor ihren Augen manchmal mit einem tüchtigen Schluck Seewasser, d. h. das Wasser floß in einen wasserdichten Sack, den er unter seinen Kleidern verborgen hatte. Wenn er nicht bekannt war, landete er allein an der Küste, an irgend einer Stelle, wo er Rauch sah; dort setzte er sich still auf einen Stein und amüsirte sich damit, ein Zündhölzchen nach dem anderen anzubrennen. Gewöhnlich dauerte es nicht lange, bis einige schwarze Gesichter zwischen dem Gebüsch erschienen und sich immer mehr näherten, um das damals noch große Wunder aus der Nähe zu sehen. (Daß die Eingeborenen so viel Interesse zeigten, kann kein Erstaunen erregen, wenn man bedenkt, daß sie damals keine andere Weise, Feuer zu erzeugen, kannten, als durch anhaltendes Reiben zweier Hölzer.)

Nun erst schien er seine farbigen Freunde zu bemerken und beeilte sich, manchen Händedruck mit ihnen auszutauschen; vielleicht spazierte er dann zu ihrem Ergötzen ein Stück Wegs auf seinen Händen, kurzum, er fand irgend ein Mittel, sie zum Lachen zu bringen. So brachte er immer Rekruten mit und manchmal halfen ihm seine schwarzen Freunde noch, andere Landsleute herbeizurufen. Jeder Eingeborene bewahrte ihm eine freundliche Erinnerung und freute sich, ihn wiederzusehen. Dieser Mann bildete eine Ausnahme; andere Arbeiterschiffe aber gingen in ganz anderer Weise vor. Canoes zu übersegeln, war bald nicht mehr möglich, denn die Eingeborenen kannten die Gefahr und waren schlau genug, derselben aus dem Wege zu gehen. Ein gewöhnlicher Kunstgriff wurde es nun, sich den Schein eines Missionarschiffes zu geben. Wenn sie angerufen wurden, gaben die Händler in Menschenfleisch die Antwort: „Missionare“, bemühten sich auch wohl, ein Lied im Kirchentone recht langsam vorzutragen; dann setzte man die Luken offen und einige Blechbüchsen mit Biskuit in den Schiffsraum. Nach und nach kamen die Eingeborenen an Bord und gingen in den Raum, worauf man, wenn eine genügende Anzahl derselben sich dort befand, die Luken schloß. Diejenigen, welche sich noch auf dem Verdeck befanden, sprangen dann sofort über Bord und suchten so die Freiheit sich zu erhalten. Welcher Art nun auch die Kunstgriffe waren, so viel ist gewiß, daß die in dieser oder einer anderen Weise angeworbenen Arbeiter später immer sagten: „Die Weißen haben mich gestohlen.“ Bei vielen derselben ist allerdings der Gedanke, daß ihnen ein Unrecht geschehen, ganz und gar in den Hintergrund getreten, aber Niemand wird glauben, daß hierdurch die Beziehungen zwischen Eingeborenen und Weißen verbessert worden seien. Gesundheitsbestimmungen bestanden nicht; ein Schiff, welches heute 50 Mann transportiren dürfte, würde in jener Zeit 200 befördert haben und die Schiffe von Fidschi namentlich waren noch dazu entsetzlich schmutzig, so daß Todesfälle an Bord sehr häufig waren. Was man auch den Eingeborenen hinsichtlich der Dauer ihrer Dienstleistung versprochen haben mochte, man hielt sich nicht daran und nur Wenige wurden zurückgeschickt. Und auch diese sahen nur in seltenen Fällen ihre Heimath wieder, da man dafür sorgte, sie, ehe sie das Schiff verlassen hatten, wieder anzuwerben. Dies wurde folgendermaßen ins Werk gesetzt. Man behauptete keine genaue Liste der Arbeiter und ihres Vaterlandes zu besitzen, und so kam es, daß man regelmäßig die Leute, deren Dienstzeit abgelaufen war, überall, nur nicht in ihrer Heimath zu landen sich anschickte. Diese wußten sehr gut, welches Schicksal sie möglicher Weise bei einem fremden Stamme erwartete, und waren daher nothgedrungen bereit, sich wieder anwerben zu lassen. Doch kamen auch noch schlimmere Sachen vor. Es sind Fälle bekannt, daß man die Arbeit der Leute nicht länger gebrauchen konnte, sei es, daß sie zu alt, krank oder untauglich waren. Man zwang sie dann, 50 m von der Küste über Bord zu springen und dieselbe schwimmend zu erreichen; dort ereilte sie bald ihr Geschick von der Hand der Eingeborenen.

Andere Arbeiter wieder kamen aus dem Inneren des Landes, sie hatten vermuthlich die Küste noch nie aus einem Kanoe gesehen und konnten sie also auch nicht wieder erkennen, und bei dem besten Willen ihre Heimath nicht näher bezeichnen; Romilly berichtet von einem Falle, einen Eingeborenen von Erromanga betreffend, der gar nicht im Stande war, die Stelle zu bezeichnen, wo er ans Land gesetzt zu sein wünschte.

Man war genöthigt, um die ganze Insel herumzusegeln und doch konnte er sich nicht erinnern. Endlich brachte man ihn in die Nähe der Missionsniederlassung, wo er vollkommen in Sicherheit war. So viel Mühe dürften sich allerdings die Arbeiterschiffe in der Regel nicht gegeben haben.

Immer wieder kommt Romilly darauf zurück, daß diese Zustände der Vergangenheit angehören, die er nur erwähnt hat, weil ihre Kenntniß zur Erklärung mancher Erscheinungen in dem Charakter der heutigen Generation von Eingeborenen nöthig ist; wiederholt spricht er es aus, daß die jetzt getroffenen Maßregeln, insofern sie zur Ausführung kommen, zur Sicherstellung der Eingeborenen genügen. Haben wir es hier mit einer reservatio mentalis zu thun, oder hat der eifrige Beamte, der Romilly zu sein scheint, da, wo er selbst Autorität auszuüben berufen war, jede Ausschreitung zu unterdrücken gewußt und hält er sich darum um so mehr für berechtigt, denjenigen, welche das nicht verstanden haben, einen verdeckten, aber darum um so schärferen Vorwurf zu machen? Wir wissen es nicht; aber es scheint festzustehen, daß auch heute noch Manches in Oceanien und besonders im Arbeiterhandel vor sich geht, was nicht vereinigt werden kann mit der Humanität, und wir möchten hier um so mehr darauf hinweisen, als die Werbegebiete jetzt beinahe alle unter deutschem Schutze stehen. Für jetzt beschränken wir uns darauf, ein schon gedrucktes Zeugniß, das Walter Coote's, anzuziehen [1]).

Er sagt mit dürren Worten: „Ohne unangenehme Vergleiche machen zu wollen, glaube ich behaupten zu können, daß die Mißbräuche bei dem Arbeiterhandel in Neu-Kaledonien am größten zu sein scheinen, da die französische Regierung sich um diese Angelegenheit gar nicht kümmert [2]). Der Arbeiterhandel befindet sich in einem schlechten Zustande, gleichgültig, ob er unter englischer oder unter französischer Flagge getrieben wird."

Der Arbeiterhandel ist einfach ein verkappter Sklavenhandel. Der Eingeborene versteht nichts von den Bedingungen, unter denen er angeworben wird, die Bezahlung, die er erhält, hat nur einen sehr relativen Werth und der Termin von drei Jahren, die er zu dienen hat, hat keinerlei praktische Bedeutung. Dazu kommt noch, daß ein großer Theil derjenigen Händler, welche mit Perlen, Tropang, Kopra handeln, auch eine scharfe Aufsicht nöthig hat, welche die Marine leider nicht ausübt; seither ist hierin allerdings Manches besser geworden. Coote giebt eine lange Liste von Uebelthaten der Eingeborenen gegen Weiße, eine Folge der erlittenen Gewalt. Wir zählen allein vom März bis zum November 1880 12 Fälle, in denen Schiffe oder Boote von den Eingeborenen angegriffen wurden und jedesmal wurden Menschen (Weiße und Farbige) getödtet. Die zweite Liste, durch den Missionar Neilson dem „Melbourne Argus" eingeschickt, ist länger. Leider tragen die mitgetheilten Thatsachen kein Datum, nur zwei, die ziemlich bezeichnend sind, führen wir hier an.

„Ein Schiff, welches im Arbeiter-Handel verwendet wurde, schickte ein Boot an Land; die Matrosen schleppten die Frauen mit Gewalt in dasselbe, worauf sie von den Männern erschlagen und gegessen wurden. Ein Kriegsschiff kam, um die Schuldigen zu strafen; der Kapitän, dem der Vorfall mitgetheilt worden war, forderte 25 Schweine als Buße, und als er diese nicht erhielt, verbrannte er das Eigenthum der Eingeborenen."

„Der weiße Mann, welcher den Arbeiter-Handel begann und welcher, wie ich glaube, der größte Schurke war, den ich je gesehen, erzählte mir, daß die Eingeborenen auf vielen Inseln ihre Kanoes zerstört hätten und nicht mehr zur See gingen, um nicht aufgefangen zu werden."

Dies möge genügen, um zu zeigen, daß trotz der Versicherung Romilly's noch Manches in dieser Beziehung zu geschehen hat; es würde uns zu weit führen, dies hier näher auseinanderzusetzen, weshalb wir zu seinem Buche zurückkehren, um an der Hand desselben die Eingeborenen und ihr Verhältniß zu den Weißen noch etwas näher zu betrachten.

Je mehr der Eingeborene des Stillen Oceans mit dem weißen Manne in Berührung kommt, desto weniger ist Annäherung zwischen beiden zu erwarten; dies ist ungefähr die These, die sich aus verschiedenen Betrachtungen Romilly's ergiebt. Es möge uns gestattet sein, diesen Satz noch etwas allgemeiner, als er es thut, zu begründen.

Es giebt wohl keinen durch die weiße Rasse im Allgemeinen im Umgang mit Naturvölkern in höherem Maße begangenen Fehler als Ueberschätzung der eigenen Person sowohl individuell wie auch als Mitglied der bevorzugten Rasse und Geringschätzung der dunkler gefärbten Mitmenschen, denen gegenüber sich mit wenigen Ausnahmen jeder Europäer als ein Wesen höherer Art betrachtet. Der Abstand, der ihn von jenen trennt, wächst in starker Progression, je nachdem sich der Weiße hinsichtlich seiner Bildung unter dem Durchschnittsniveau europäischer Civilisation im Allgemeinen befindet. Selbst in solchen Ländern, wo der Eingeborene eine auch äußerlich ganz angesehene Stellung erlangen kann, wie z. B. in Britisch- und Niederländisch-Indien, glaubt sich der jüngste Füsilier, der jüngste Leichtmatrose, selbst wenn er sich in der Strafklasse befinden sollte, einem solchen Eingeborenen, der vielleicht Oberstenrang besitzt, weit überlegen und sieht es eigentlich als eine erbärmliche Ungerechtigkeit des Schicksals an, welches ihn zwingt, jenem die militärischen Honneurs zu erweisen. Nun, da, wo geordnete Zustände herrschen, ist das Unglück ja eigentlich nicht groß, und beschränkt sich darauf, daß mancher Europäer sich das Leben unnöthig verbittert und keinen Versuch macht, sich seiner Umgebung zu nähern. Etwas ganz anderes aber ist es, wenn der Abschaum der europäischen Bevölkerung das Heft in die Hände bekommt. Wehe, wenn sie losgelassen, wenn sie jede Laune an dem armen Naturmenschen, dem die Mittel zur Vertheidigung fehlen, auslassen können. Die Beach Combers, die Old Hands sterben aus, diejenigen, welche man in Australien nicht mehr haben will, finden auch kein Unterkommen mehr im Stillen Ocean; aber die Zeit ist noch nicht fern von uns, wo sie die Mehrzahl ausmachten. Keines Menschen Freund — vielleicht mit Ausnahme der amerikanischen Walfischfahrer — lebten sie nur ihren eigenen Interessen. Selbst da, wo diese sie zwangen, dem Eingeborenen gegenüber ihren gewaltthätigen Charakter zu unterdrücken, konnten sie keinen guten Eindruck auf jenen machen; alle schlechten Eigenschaften der Eingeborenen eigneten sie sich in hervorragendem Maße an. Vertreten sind solche Persönlichkeiten auch unter den heutigen Händlern noch, wenn auch vielleicht die veränderten Umstände sie zwingen, in ihrem Benehmen etwas vorsichtiger zu sein. Es war also keine gute Schule, die den Eingeborenen des Stillen Oceans in ihrem Verkehr mit den Weißen zu Theil wurde und gerade diese Naturmenschen mit ihrem in mehr-

[1]) Wanderings South and East. London 1883. The Western Pacific 1883.

[2]) Dies ist jetzt nicht mehr richtig; in einer Ministerial-Depesche vom 28. XI. 1883 sind die nöthigen Maßregeln wenigstens vorgeschrieben.

facher Beziehung gutmüthigen und freundlichen Wesen mußten hierdurch sehr leiden. Wir sind allerdings weit davon entfernt, das gelegentliche Verspeisen eines aus diesem Jammerthal in ein besseres Jenseits beförderten Mitmenschen gerade als Beweis einer besonderen Liebenswürdigkeit hinstellen zu wollen; aber wir sind insofern mit Romilly eins, daß manche Anthropophagen liebenswürdiger sind und größeres Vertrauen verdienen, als andere Stämme, welche hinsichtlich ihrer Nahrung weniger grausamen Gelüsten zugänglich sind.

So mancher Zug, den wir finden, spricht dafür, daß die Eingeborenen, wenn sie wirklich die grausamen heimtückischen Verräther wären, als welche man sie häufig hingestellt hat, denn doch aller Wahrscheinlichkeit nach den Weißen gegenüber ganz anders aufgetreten wären, als auch jetzt schon, meist aus guten Gründen, wohl einmal der Fall gewesen ist.

Der Eingeborene ist nicht so haßerfüllt, wie man vermuthen sollte, besonders weil er für eigenes Leid nur ein kurzes Gedächtniß hat. Den Mord eines Freundes, eines Verwandten würde er nimmer verzeihen, die Gelegenheit, ihn zu rächen, nie vorbeigehen lassen. Dagegen wird er, wenn die Menschenhändler ihn gewaltsam von der Heimath losreißen, in wenig Wochen alles Gefühl für das erlittene Unrecht — insofern er nicht zu den Stämmen gehört, welche an Heimweh sterben — verloren haben, wird in seinem Gefühl der Sicherheit gegenüber den feindlichen Stämmen, im Besitz der ihm neuen Kleidung, im Genuß reichlicher Nahrung ganz vergessen, daß er durch eine Gewaltthätigkeit in diesen Zustand gekommen ist. In dieser Beziehung ist der Arbeiterhandel nicht so schwarz, wie er aussieht; die Nachtheile muß man anderswo suchen. Trotzdem er sich also unter den oben angegebenen Bedingungen ziemlich leicht in seinen Zustand findet, fühlt er weder Liebe noch Haß für seinen Herrn, für seine neue Heimath. Mit demselben Geist, mit dem er die eigene Heimath verließ, kehrt er in dieselbe zurück. Seine Freunde stellen sich ein, sie nehmen ihm seine Handelswaaren, und dies macht er in Folge des dem Eingeborenen eigenthümlichen Gedankenganges seinem früheren weißen Herrn zum Vorwurf. Sein Haus, seinen Garten hat sich ein Häuptling zugeeignet, sein Weib hat irgend ein Stammgenosse zu sich genommen, er fühlt sich als Paria in seinem eigenen Volke und damit wächst sein Mißmuth, nicht gegen seinen Stamm, sondern gegen den weißen Mann.

Die Salomon-Insulaner sind, wie Romilly geradezu behauptet, eben durch die Civilisation, welche sie aus der Hand der Weißen empfangen haben, zu furchtbaren Wilden gemacht worden. Gutes haben sie nicht gelernt, es müßte denn das schreckliche Fluchen sein, in dem sie allen Insulanern und sogar jeder europäischen Nation überlegen sind. Was aber entsetzlicher ist und was den furchtbaren Haß gegen die Europäer erklärt, ist die Einschleppung europäischer Krankheiten. Wenn neuangeworbene Arbeiter in eine Kolonie gebracht werden, läßt man sie ärztlich untersuchen. Nach Ablauf ihrer Arbeitszeit erlaubt man ihnen, in ihre Heimath zurückzukehren, ohne sie einer solchen Untersuchung zu unterwerfen, und sie können ungehindert bis jetzt unbekannte Krankheiten unter ihren Stammgenossen verbreiten. Es ist wohlbekannt, wie schnell eine Krankheit, die bis jetzt bei einer Rasse der Eingeborenen noch nicht vorgekommen, bei derselben Feld gewinnt. Die Masernepidemie auf Fidschi, welche 40 000 Eingeborene wegraffte, ist ein hierher gehöriges Beispiel. In Neu-Guinea starben Tausende an den Pocken. Auf den Salomon-Inseln haben die Eingeborenen mancher Gegenden dem weißen Mann für andere, nicht weniger grausame Krankheiten zu danken. Bei einem Stamme auf Bougainville wurde jeder —, gleichgültig ob Mann, Frau oder Kind —, der angesteckt war, getödtet; eine strenge Maßregel, die allerdings nur bei einer wilden Rasse zur Ausführung gebracht werden konnte. Das Auftreten dieser Krankheit hat bitteren Haß gegen die Weißen erzeugt; die Wilden glaubten, diese Krankheit sei das Ergebniß eines wohlüberlegten Planes zu ihrer Vernichtung. Kann man nun noch glauben, daß sie weiße Leute in ihrer Heimath willkommen heißen werden?

Wir halten nach unserer Weise Quarantäne in den Kolonien; sie thun es nach der ihrigen. Würden unsere Quarantäne-Gesetze verletzt, wir würden uns genau ebenso wie die Salomon-Insulaner verhalten; wir würden keinen Augenblick anstehen, auf ein Boot, welches von einem verdächtigen Schiffe das Land zu erreichen suchte, zu feuern. In den Augen der Salomon-Insulaner sind alle Europäer mit dieser Krankheit behaftet. Diese Ansicht hat Romilly so häufig vernommen, daß man die Mittheilung als zuverlässig betrachten darf. Kann man sich nun wundern, daß der Eingeborene, der ein so heroisches Mittel auf seine Stammgenossen angewendet hat, damit die Krankheit nicht weiter verbreitet werde, nun auch zu einem ebenso heroischen Mittel greift, um den Europäer, dem er absichtliche Verbreitung Schuld giebt, daran zu hindern? Es wäre übrigens ungerecht, die Abnahme der einheimischen Rassen ausschließlich auf Rechnung des weißen Mannes zu schreiben. So finden wir auf den Salomon-Inseln, wo die Berührung doch nicht gerade so eng war, eine reißende Abnahme derselben, deren weitere Ursachen klar auf der Hand liegen. An vielen Orten, namentlich im nördlichen Theile der Gruppe, besteht die Gewohnheit, alle, oder beinahe alle Kinder gleich nach der Geburt zu tödten. Die Ursache dieser Maßregel ist gänzlich unbekannt. Man muß Kinder von anderen Stämmen kaufen, und zwar geschieht dies erst, wenn dieselben ein gewisses Alter erreicht haben. Beiläufig gesagt, erklärt sich hierdurch die sonderbare Erscheinung, daß man häufig Frauen sieht, welche Hunde oder Schweine an der Brust haben; manchmal saugen auch noch Kinder von vier bis fünf Jahren. Uebrigens tragen auch noch andere Gewohnheiten zur Verminderung der Bevölkerung bei; wenn der Sieger den Feind gänzlich überrascht hat, so tödtet er nicht nur die Kämpfer, sondern auch die Frauen und Kinder. „Wir wären Narren, wenn wir es nicht thäten", sagen die Eingeborenen; „einmal muß man doch Rache für sie nehmen; aber wie sollen sie Rächer bekommen, wenn wir ihnen die Frauen und Kinder tödten?" Nun tritt ein solcher Fall allerdings nicht leicht ein, da man ebenso leicht ein Wiesel im Schlafe, wie ein ganzes Dorf der Eingeborenen überfallen wird; wohl aber werden einzelne Frauen, die einem feindlichen Stamme in die Hände fallen, getödtet; sie könnten sonst ja noch möglicher Weise ein Paar Krieger gebären!

Bastarde werden beinahe überall gleich getödtet, möglicher Weise auch die Mutter. Da man im Allgemeinen wohl annehmen darf, daß beide Geschlechter an Zahl ziemlich gleich sind, so trägt die Vielweiberei dazu bei, daß manche Männer überhaupt keine Frau bekommen. Eine Frau hat selten mehr als zwei Kinder; würde sie Zwillinge bekommen, so würde sie dieselben aus Scham tödten. Trotz alledem würde immer noch ein ziemliches Gleichgewicht zwischen Geburten und Todesfällen bestehen, wenn die Europäer nicht erschienen wären. Uebrigens besteht im Norden der Salomon-Gruppe eine Gewohnheit, der zufolge Männer, die zu alt zum Fechten oder zum Arbeiten sind, oder sich nicht in irgend einer Weise

nützlich zu machen wissen, den Tod erleiden; sie und ihre Familien unterwerfen sich dem mit großer Ruhe. Frauen läßt man öfter alt werden; es scheint, daß man den großen Werth erkennt und schätzt, den sie dadurch besitzen, daß sie die jungen Leute von Zeit zu Zeit einmal ausschelten und zum Gefühl ihrer Pflicht zurückführen. Außerdem beschäftigen sie sich mit allerlei verborgenen Künsten. Nach Romilly spielen die alten Frauen eine große Rolle in dem Verkehre mit Naturvölkern, sie haben ihm viele gute Dienste bewiesen, und er hat es nie versäumt, ihnen Geschenke zu machen. Wenn eine alte Frau einen Fremden einmal „Kind“ genannt hat, darf man ihr vertrauen, und sie wird zu helfen suchen, wo und soweit sie nur kann. Mancher Zug aus dem Leben der Eingeborenen könnte noch beigebracht werden; wir wollen uns aber begnügen, noch eine Probe von eigenthümlichem Humor oder Sarkasmus, der auf Ugi, einer kleinen Insel südlich der Salomon-Gruppe, angetroffen wurde, anzuführen. Man fand da eine etwa 10 Fuß hohe eingeschnittene Figur; ein Engländer, angethan mit einem Paar roth und weiß gestreifter Beinkleider, blauem Hemde und Cylinderhut. Neben ihm steht ein Eingeborener, der ihm eine Taube zeigt, die auf seinem Kopfe sitzt. Der Engländer, welcher ein Gewehr hat, zielt in der entgegengesetzten Richtung, während er den Kopf umdreht, als ob er vor dem Schuß bange sei. Dieses Spottbild auf weiße Jäger ist nicht ganz ohne Berechtigung.

Die Bevölkerungsabnahme in Frankreich.

Ko. In Nr. 1 der diesjährigen „Revue d'Anthropologie“ macht G. de Lapouge den Versuch, die Bevölkerungsbewegung, besonders die geringe Zunahme oder selbst Abnahme der Seelenzahl in Frankreich aus ethnographischen Verhältnissen zu erklären. Die Thatsache selbst unterliegt keinem Zweifel. Im Jahrzehnt 1770 bis 1780 betrug die Anzahl der auf 10 000 Seelen entfallenden Geburten 380, in 1821 bis 1830 noch 309, in 1869 bis 1880 nur noch 245, und sie ist seitdem noch weiter gesunken; dagegen beträgt sie in Preußen 384, in Ungarn 416, in Rußland 504. So ist es kein Wunder, daß in den Departements, in welche keine Einwanderung stattfindet, die Bevölkerung bereits seit längerer Zeit stetig abnimmt, und in den Departements, in welchen eine Zunahme stattfindet, dieselbe von einer Art ist, welche einsichtsvolle Franzosen mit ernstlichen Besorgnissen für die Zukunft erfüllt. So in der Provence und in den an Deutschland und Belgien angrenzenden Departements. Hier dringen ganz geräuschlos Italiener, Deutsche, Vläminger in die verödenden Dörfer ein, zunächst als Arbeiter, die erst nur zur Erntezeit kommen, dann das ganze Jahr über bleiben und sich schließlich definitiv niederlassen. In vielen Landorten in der Nähe der Nordgrenze sind die Belgier schon zahlreicher, als die geborenen Franzosen, aber die Einwanderung ist auch in der Nähe von Paris deutlich zu spüren. So führt der Verfasser als Beispiel die Gemeinde Mitry-Mory an, welche in einer vorzugsweise ackerbauenden Gegend 28 km von Paris entfernt liegt. Es kommen dort auf 2018 Einwohner schon 208 Nichtfranzosen und zur Erntezeit steigt diese Zahl auf über 500. In vielen kleineren Dörfern hört man in der Erntezeit mehr Deutsch und Vlämisch sprechen, als Französisch. Die naturalisirten Fremden und ihre Nachkommen sind bei obiger Aufstellung als Franzosen gerechnet.

Vergleicht man die Bevölkerungsbewegung in den einzelnen Departements, so kommt man zu sehr merkwürdigen Ergebnissen. In erster Linie sind es die Städte und besonders die größeren Städte, welche geradezu menschenverzehrend wirken und nur durch Einwanderung sich erhalten und wachsen. Aber auch in einigen Landdistrikten übertreffen die Sterbefälle die Zahl der Geburten. Von 1880 bis 1885 ist das in 41 Departements vorgekommen, in 12 davon jedes Jahr, in 10 fünfmal, in den anderen weniger regelmäßig. Lapouge theilt die unfruchtbaren Departements in drei Gruppen, die erste umfaßt den Südosten mit den Departements Var, Basses-Alpes, Vaucluse, Bouches du Rhone, Hérault, Drôme und Rhône, die zweite das Gebiet am Fuße der Pyrenäen: Haute-Garonne, Gers, Lot-et-Garonne, Tarn-et-Garonne und Lot; die dritte den Nordwesten, Manche, Eure, Seine-inférieure, Orne, Sarthe, Eure-et-Loir, Calvados, Seine-et-Oise, Oise, Seine, Seine-et-Marne, Marne, Yonne, Côte d'Or, Haute-Marne, Meuse. Wo keine Einwanderung stattfindet, nimmt die Bevölkerung ab und in 26 Departements ist sie heute thatsächlich geringer, als im Jahre 1836, in den Basses-Alpes um 17 Proc., in der Normandie um 11 bis 15 Proc., an der Garonne um 2 bis 11 Proc.

Diesen Departements gegenüber stehen Nord, Pas de Calais, die Bretagne, das Bergland in Centralfrankreich, Vogesen und Jura mit einem bedeutenden Ueberschuß an Geburten. Trotzdem nimmt auch in vielen dieser Departements die Bevölkerung in Folge der starken Ueberwanderung nach anderen Gegenden ab; in Cantal ist sie heute um 10 Proc. geringer als 1836, in Puy-de-Dôme um 4 Proc.

Vergleicht man die so erhaltenen Daten mit einer anthropologischen Karte von Frankreich, so sieht man, daß alle die Gegenden, in welchen eine reine unvermischte Rasse in größerer Menge beisammen wohnt, mag sie nun brachycephal oder dolichocephal sein, einen Ueberschuß von Geburten haben, während die von Mischlingen bewohnten Gebiete consumirend wirken. So verhalten sich die Massivs der Brachycephalen in der Bretagne und der Auvergne und die der blonden Dolichocephalen an der belgischen Grenze, während die Mischbevölkerung in den Thälern der Seine, des Rhône und der Garonne und in den Ebenen der Provence und der Normandie eine stetige Abnahme zeigt. Die Ursache für letzteres liegt zweifellos in Malthus'schen Ansichten und „self restreint“, aber woher der Unterschied gegen die reinblütigen Gebiete? Der Autor holt ziemlich weit aus, um die letzte Ursache endlich in einer allgemeinen „décadence“ des französischen Volkes, in dem zunehmenden Uebergewicht der Brachycephalen über die höher organisirten Dolichocephalen zu finden.

Während der ganzen Quaternärzeit war Frankreich von einer sehr dolichocephalen Rasse mit einem Index von durchschnittlich 72 bewohnt, welche sich durch einen sehr langen Zeitraum und über bedeutende geologische Umwälzungen hinaus erhielt. Auch in der neolithischen Zeit finden wir Dolichocephalen mit demselben oder wenig höherem Index, 72 in den Gräbern von Beaumes-

Chaudes (Lozère), 73 in den Steinkisten von Manpas (Vienne). Zu Beginn der historischen Zeit finden wir die blonden blauäugigen Gallier, etwas weniger dolichocephal, leptorhinisch, leptoprosop und zu ihnen wandern die derselben Rasse angehörigen Germanen und Normannen ein. Die Ritter des Mittelalters gehören zu diesem Stamme, die Miniaturen aus jener Zeit zeigen uns ausschließlich Blonde; unter den unzähligen historischen Porträts der Nationalbibliothek in Paris sind nur ganz einzelne Brachycephalen [1]). Die Abkömmlinge der französischen Ansiedler in Kanada, auf den Antillen, am Kap — die Boers sind thatsächlich zum großen Theil die Abkömmlinge französischer Flüchtlinge — weisen heute noch denselben Typus auf. In Frankreich selbst aber sieht man heute fast nur noch Menschen von mittlerer Größe, braun und brachycephal; die Dolichocephalen sind, die Departements im Norden ausgenommen, zu einer kleinen Minorität geworden und auch diese ist erheblich verändert. „Der Kampf zwischen den einheimischen (?) Dolichocephalen und den eingedrungenen Brachycephalen ist der Schlüssel zur Geschichte nicht nur Frankreichs, sondern ganz Europas und selbst Indiens. In England, wo sich die Brachycephalen zu Ende der prähistorischen Zeit sehr vermehrt hatten, sind sie heute beinahe vernichtet; in Frankreich haben sie schließlich den Sieg davon getragen und nur noch eine dünne Schicht von Dolichocephalen, die von den Ureinwohnern oder den nordischen Einwanderern stammt, schwebt über der großen Masse der Brachycephalen. Der Aufschwung der englischen Macht, der Stillstand in der Entwickelung Frankreichs hängt damit zusammen. Betrachten wir die Brachycephalen und ihre geschichtliche Entwickelung genauer, so begreifen wir, daß ihr Charakter, obschon er ihnen zum Siege verholfen hat, sie für den Kampf ums Dasein unter den modernen Verhältnissen weniger geeignet macht und daß seine Uebertreibung bei den Mischlingen sie der Vernichtung weiht.“

Woher die Brachycephalen gekommen sind, wagt der Autor nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Jedenfalls kann man sie nicht leicht in Beziehung zu den Autochthonen bringen, obschon die charakteristische Abflachung ihres Hinterhauptes an eine hereditär gewordene krankhafte Difformität zu denken erlauben würde. Wahrscheinlich sind sie die nächsten Verwandten der centralasiatischen Brachycephalen, aus Hochasien eingedrungen nach der Abtrocknung der russischen Ebenen, wahrscheinlich am Ende der Quaternärzeit. Sie brachten mit sich die asiatischen Hausthiere und Pflanzen und die höhere Civilisation der kuschitischen Rasse, und drängten die dünne dolichocephale Urbevölkerung nach Norden und Süden zurück. Geraume Zeit mögen sie als friedliche Ackerbauer und Städtebewohner in den eingenommenen Gebieten geherrscht haben, schließlich wurden sie von den aktiveren, kriegerischen Dolichocephalen, die nun auch bessere Waffen erhalten hatten, unterjocht und zwar so vollständig, daß die Geschichte uns nichts von ihnen zu melden weiß und nur die Archäologie uns zeigt, daß sie sich in Germanien und Gallien erhielten. Wahrscheinlich saßen sie als ackerbauende hörige Bevölkerung unter dem gallischen Kriegeradel. Cäsar's Kriege vernichteten die herrschende Kaste fast ganz, seinen Berichten nach fiel etwa eine Million im Kampfe, eine andere Million wurde als Sklaven verkauft. Fast nur die Brachycephalen blieben übrig, und Gallien war die ruhigste und am meisten romanisirte Provinz des römischen Reiches. Nur im Norden, wo sich mehr Dolichocephalen gehalten, zuckte es noch manchmal, aber alle Insurrectionen scheiterten an der Unmöglichkeit, die brachycephale Masse mit fortzureißen.

Aber im tiefen Frieden nimmt die Bevölkerung Galliens stetig ab; erst das Eindringen neuer dolichocephaler Elemente von Norden und Osten her, anfangs als langsame Infiltration, dann als geschlossene Einwanderung, schließlich als massenhafter Einbruch, giebt dem Lande einen neuen Aufschwung und wieder sind es Armeen blonder Riesen, welche den Ruhm Galliens nach allen Weltgegenden tragen. Aber das dolichocephale Element trägt auch die Waffen fast allein und es reibt sich dabei auf. Der Kern der dolichocephalen Ritterschaft fällt in den Kreuzzügen. Dann kommen der Kampf mit England, die Bürgerkriege, die Religionskriege, die Kriege Ludwig's XIV., der Revolution, des ersten Kaiserreichs; in ihnen allen spielt das dolichocephale Element die Hauptrolle und erleidet die schwersten Verluste. Die Kirche hilft endlich mit, die Croisaden im Süden, die Inquisition, die Austreibung der Hugenotten betreffen fast ausschließlich die Dolichocephalen, während die Brachycephalen ruhig und unbekümmert auf ihren Aeckern sitzen. Die Revolution vernichtete den letzten Rest; seitdem ist die kriegerische gallische Rasse erloschen. „Nous n'avons plus assez d'eugéniques et l'espoir d'en créer est chimère!“ — Nicht als ob die brachycephale Rasse die Revolution gemacht habe, die Revolution und das „nivellement égalitaire“ unserer Zeit sind nur die Sanktionirung bereits vollzogener anthropologischer Thatsachen, und die heutige politische und sociale Lage Frankreichs ist nur die natürliche Folge der Charakteranlage der zur Herrschaft gelangten Rasse.

Von den beiden Rassen entwirft Lapouge folgendes Charakterbild: „Der Brachycephale ist frugal, arbeitsam, mindestens sparsam, sehr klug und klar; es fehlt ihm nicht an Muth, wohl aber an kriegerischem Geist; er hängt am Boden und der Heimath; seine Pläne reichen nicht sehr weit, aber er arbeitet geduldig an ihrer Verwirklichung. Selten ist er eine Null, noch seltener ein Talent; voller Mißtrauen, ist er doch leicht mit glatten Worten zu ködern; er ist der Mann der Tradition und des gesunden Menschenverstandes; Fortschritt erscheint ihm unnöthig, er denkt nicht daran, sich über die Anderen zu erheben; er verehrt die Gleichmäßigkeit. In Beziehung auf die Religion ist er gern katholisch, in der Politik hat er nur eine Hoffnung, die der Protektion durch den Staat, und nur eine Tendenz, zu nivelliren, was ihn überragt, ohne sich selbst erheben zu wollen. Sein Interesse und das seiner nächsten Angehörigen erkennt er sehr wohl, wenigstens auf eine bestimmte Zeit hinaus, die Grenzen des Vaterlandes sind für seinen Blick häufig zu weit. Bei seinen Mischlingen ist der Egoismus noch durch den energischen Individualismus des Dolichocephalen verstärkt, das Gefühl für Familie und Rasse nimmt ab; eine stärkere Lüsternheit führt ihn zu allen Lastern, die man unseren Bourgeois vorwirft, und schließlich zum „self restreint“, dessen Uebertreibung ihn ausrottet.“

„Der Dolichocephale hat große Bedürfnisse und arbeitet unaufhörlich, um sie zu befriedigen; er versteht besser Reichthümer zu erwerben als zu bewahren, er häuft sie an und verliert sie mit derselben Leichtigkeit. Abenteuerlich aus Temperament, setzt er Alles aufs Spiel, und seine Kühnheit sichert ihm unvergleichliche Erfolge; er schlägt sich, um sich zu schlagen, aber nie ohne den Gedanken an einen Vortheil. Jedes Land ist sein, die ganze Erdkugel sein Vaterland. Seine Intelligenz durchläuft alle Grade von schwerfälliger

[1]) Zu diesen zählen merkwürdiger Weise fast alle Koryphäen der Schreckenszeit, Robespierre, Danton, Marat, Fouquier, Tinville, Santerre, Camille Desmoulins, Cambon, Pethion, Vergniaud, Manuel, auch Mirabeau, von Schriftstellern Montaigne, Pascal, Helvetius, Vincenz de Paula.

Dummheit bis zum Genie. Es giebt Nichts, was er nicht zu denken oder zu wollen wagt, und wollen heißt für ihn ausführen. Nie läßt er sich mit Worten abspeisen. Der Fortschritt ist ihm ein Bedürfniß und er sucht viel mehr sich zu erheben, als Andere herabzudrücken. In religiöser Beziehung ist er Protestant, in politischer verlangt er vom Staate nur Achtung für seine Thätigkeit. Er erkennt auf weit hinaus sowohl seine persönlichen Interessen, als auch die seiner Familie und die seiner Rasse, und er fördert sie mit größter Kühnheit. Er hofft binnen Kurzem unbestrittener Herr der Erde zu sein, und seine schrankenlose Kühnheit, seine mächtige Intelligenz und sein Gefühl von Solidarität mit seiner ganzen Rasse geben ihm die größten Chancen auf Erfolg."

„So lange die Dolichocephalen den Kampf auf den Schlachtfeldern führten, konnten die Brachycephalen ruhig zusehen, wie sie sich unter einander ausrotteten. Heute ist der Kampf auf das ökonomische Gebiet verlegt und die Chancen sind andere. Man braucht kein Prophet zu sein, um die Niederlage der Brachycephalen und ihre allmähliche Ersetzung durch blonde Dolichocephalen vorauszusehen. Die friedliche Invasion der Belgier und der Deutschen, welche die zunehmende Verödung unserer Gefilde herbeiführt, ist nur die erste Episode in diesem Kampfe."

Der Autor sieht in seinem Pessimismus vielleicht zu schwarz, aber es ist nicht zu verkennen, daß bei einer Fortdauer der gegenwärtigen Verhältnisse Frankreich, einst das volkreichste Land in Europa, mehr und mehr überflügelt wird. Heute steht es mit 38 Millionen Bewohnern ziemlich auf gleicher Stufe mit Oesterreich-Ungarn. Deutschland, England, die Vereinigten Staaten und Rußland übertreffen es weit; im Jahre 1900 wird es auch von Oesterreich und selbst von Italien überholt sein und den sechsten Rang unter den Großmächten einnehmen. Und dabei sind unter seinen Bewohnern heute schon über eine Million Fremder, ohne die flottirende Bevölkerung und die Naturalisirten mitzurechnen. Angesichts der Zahlen und in einer Epoche, wo im Kriege fast nur die Zahl noch eine Rolle spielt, kann man es weitschauenden französischen Patrioten nicht verargen, wenn sie sich schweren Herzens die Frage stellen: Wird Frankreich in 100 Jahren noch im Stande sein, die Massen fremder Volksstämme von seinen Grenzen abzuhalten, welche der Kampf ums Dasein unerbittlich aus ihrem zu eng gewordenen Vaterlande hinaustreibt? Ein anderer Franzose, der bekannte Anthropologe de Nadaillac, hat dieselbe Frage in einer vor Kurzem in zweiter Auflage erschienenen Broschüre gestellt und hofft auf einen neuen Aufschwung; de Lapouge sieht für Frankreich unabwendbar dasselbe Schicksal heraufziehen, das Rom betraf, als Germanien für seine Bewohner zu enge geworden war.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie, Production, geschildert von Friedrich von Hellwald. (Mit 455 Illustrationen. In 57 Heften à 75 Pf. Leipzig, Schmidt & Günther. 50. bis 57. Heft.) Dieses wiederholt von uns erwähnte Werk liegt jetzt vollständig vor, und wir können dasselbe mit vollem Rechte unseren Lesern empfehlen. Es ist die beste fachgemäße Schilderung unseres Nachbarlandes Frankreich, die in den letzten Jahren erschienen ist, und hat das Werk gerade jetzt für uns Deutsche das größte Interesse. Wir erhalten darin Aufschluß über die Produktionskraft, über die militärische Organisation, über den Handel, die Industrie 2c. dieses Landes; das Werk „Frankreich" sollte in keiner Bibliothek fehlen.

Asien.

— Die am 30. November (12. Dec.) 1886 stattgehabte officielle Eröffnung der Bahnstrecke von Merw bis Tschardshui (am Amu-Darja — auf bucharischem Gebiete) war von einer Reihe Festlichkeiten begleitet; um diesen beizuwohnen, waren aus der Stadt Buchara und aus anderen Theilen des Chanats die Einwohner nach Tschardshui geströmt. Bereits als die Schienen bis zur Ortschaft Kelte-Minare in die Nähe des Beginns der bebauten Zone gelangt waren, war der Beg von Tschardshui feierlich hinausgeritten, um den Chef der Arbeiter zu begrüßen. General Annenkow empfing ihn und seine Begleiter in seinem Waggon, setzte ihnen ein Frühstück vor und ließ den Zug dann weiter fahren, was einen außerordentlichen Eindruck auf die Bucharen machte. Als am 30. November (12. Dec.) der erste Bahnzug zur Station Tschardshui gelangt war, wurde der Chef des transkaspischen Gebietes nebst seinem Gefolge von 150 Personen, darunter auch Damen, vom Beg feierlich empfangen und gastlich bewirthet. Am Abend fand Ball und Nachtessen statt. Am 1. (13.) December machte General Komarow in Begleitung seiner Officiere und von sechs Chanen aus Merw dem Beg einen Besuch. Allerlei Spiele, Tänze, Wettrennen wurden veranstaltet, die Stadt besichtigt. Am 3. (16.) December wurden bei der Uferstation des Amu-Darja, 9 Werst (km) von Tschardshui zwei Dampfkutter „Alexander" und „Peter" und eine Schaluppe, welche man aus Usun-Ada herbeigeschafft hatte, in das Wasser gelassen. Der Beg und der vom Emir nach Tschardshui geschickte Ceremonienmeister waren unter den Ersten, welche die Schiffe bestiegen. Am Abend kehrten alle Betheiligten nach Merw zurück: in Tschardshui blieb eine Compagnie des Eisenbahn-Bataillons, das Verwaltungspersonal der Bahnstation und des Telegraphenbureaus und das Comtoir der russischen Transport-Gesellschaft. Die erste russische Festlichkeit an den Ufern des Oxus ist glücklich vorüber. („Nowoje Wrjema", 1887, Nr. 3903.)

— Kein Land erfährt durch die neueröffnete transkaspische Eisenbahn größere Umwälzungen, als das heilige, früher so unnahbare Buchara, das ersieht man aus verschiedenen russischen Zeitungsnachrichten, welche die „Mail" vom 12. Januar 1887 zusammenstellt. So wird in Buchara eine Filiale der russischen Reichsbank eröffnet und Handlungshäuser daselbst mit staatlicher Unterstützung begründet. Fast eine Million Pud Baumwolle liegen in Buchara zur Versendung mit der Eisenbahn bereit, und in Tschardshui am Amu sind deren 100 000 von Chokand eingetroffen; in Tschardshui selbst, wie in anderen Orten längs der Bahn, werden Dampfpressen für Baumwolle aufgestellt. Dem Baumwollenbau am Murghab und Amu wird überhaupt jetzt große Aufmerksamkeit zugewendet; aber amerikanische Unternehmer, welche dort Land kaufen wollten, wurden abgewiesen, denn Rußland will selbst das Geschäft machen. Die Umgegend von Moskau, das Centrum der russischen Baumwollfabrikation, war bisher immer noch auf ameri-

kanischen Rohstoff angewiesen; jetzt sind die Transportkosten der turkestanischen Baumwolle um fast $2/3$ ermäßigt worden, so daß dieselbe mit der amerikanischen leichter concurriren kann. — Selbst die Batschas oder Tänzerknaben in Buchara sollen durch ein russisches Ballet von 30 Personen und 16 Musikern Concurrenz erhalten. Wichtiger ist, daß am 19. November 1886 in Buchara die Sklaverei endgültig aufgehoben worden ist. Schon 1873 hatte der Vater des jetzigen Emirs den öffentlichen Verkauf von Menschen untersagt, aber heimlich wurde das schändliche Geschäft ruhig weiter betrieben. Faktisch hatte ihm die Eroberung des Turkmenenlandes durch die Russen bereits den Todesstoß versetzt, indem sie dem Menschenraube in Persien ein Ende bereitete; nun ist die Thatsache auch officiell anerkannt worden. Uebrigens ist die Behandlung der Sklaven nie eine harte gewesen.

— Die spanische Regierung, in der Besorgniß, es könnten fremde Mächte den Versuch unternehmen, im philippinischen Archipel festen Fuß zu fassen, sucht alle jene Theile Mindanaos und der Insel Palawan oder Paragua, die nur nominell zu Spanien gehörten, durch militärische Occupation vor fremden Annexionsgelüsten zu sichern. Nachdem man gleich nach Auftauchen des Karolinenkonfliktes die Insel Sarrangani (del Este) und die Bai gleichen Namens besetzt hatte, beschloß am 24. September 1886 die Kolonialregierung, weitere Schritte zu unternehmen: auf der Westküste der Insel Paragua wurden die Orte Colasiau und Malaunt, an der Ostküste desselben Eilandes Tagbusao und Malihut besetzt, während auf Mindanao folgende Punkte zur Besitznahme auserkoren wurden: der Puerto Lebak zwischen der Bai von Sarrangani und der Mündung des Rio Grande de Mindanao, ferner der Pueblo Tucuran an der Bahía Illana und ein Punkt an der Mündung des Rio Maranding in den Panguil-Busen; diese letzterwähnten Orte sollen durch eine Straße mit einander verbunden werden, welche die bequemste Verbindung zwischen der Provinz Misámis und den Ländern an der Bahía Illana herstellen wird. Außerdem hat die Regierung den Pueblo Piapi (Puerto Malalag) am Busen von Davao mit einer Garnison bedacht, es soll dort später wegen des ausgezeichneten Hafens eine Flottenstation errichtet werden. Der Generalkapitän fordert in einer Proklamation alle auswanderungslustigen Bewohner der christlichen Provinzen des Archipels auf, an jenen eben erwähnten Plätzen sich niederzulassen: die Auswanderer erhalten Land und Ueberfahrt umsonst, auch werden sie von Staatswegen mit Aussaat und Ackerwerkzeugen unterstützt und für sechs Jahre von der Zahlung des Tributes (d. h. der Kopfsteuer) befreit. B.

— Im Herbst 1886 wurde von der centralasiatischen Handelskompagnie N. Kudrin u. Co. eine Karawane mit russischen Waaren nach Tibet abgefertigt, das der erste Versuch des russischen Handels ist, in jenes so schwer zugängliche Land einzudringen. Nach den letzten Nachrichten hat die Karawane Kaschgar bereits glücklich passirt und ihren Weg in das Gebiet des Dalai-Lama weiter fortgesetzt. Die centralasiatische Handelskompagnie beabsichtigt, wenn der erste Versuch gelingt, in Tibet ein Comtoir zu gründen; sowohl in Aschabad und Merw, als auch in den persischen Städten Kutschan und Meschhed bestehen solche bereits. Im Allgemeinen geht der Handel mit russischen Waaren nicht schlecht. Der Emir von Buchara hat der Gesellschaft unentgeltlich ein Stück Land am Ufer des Amu-Darja in der Nähe der Eisenbahnstation Tschardshui zugewiesen, damit daselbst eine Baumwollenpflanzung angelegt werden könne. Der geschenkte Landstrich, 8 Werst (km) lang und 4 Werst (km) breit, hat etwa einen Werth von einer Million Rubel. Im März soll mit der Aussaat begonnen werden. Herr Kudrin macht jetzt sehr energisch Propaganda für die Anlage von großartigen Baumwollpflanzungen in der russischen Besitzung Central-Asiens und verspricht sich davon große Handelsvortheile.

(„Nowoje Wrjema", 1886, Nr. 3885.)

Afrika.

— Die Tuareg haben sich der als Salzmarkt und Durchgangspunkt der Karawanen wichtigen Stadt Ghat bemächtigt, die Hälfte der etwa 40 Mann starken türkischen Besatzung niedergemacht und die andere Hälfte gefangen genommen. Dies geschah, weil die Türken einige Tuareg wegen Plünderung von Karawanen gefangen genommen und deren Freilassung verweigert hatten. Der türkische General-Gouverneur von Tripolitanien hat 500 Reiter zur Wiedereroberung der Stadt abgeschickt.

— Ein Italiener Robecchi, welcher trotz der Abmahnungen des italienischen Consuls in Kairo das gefährliche Wagstück einer Durchwanderung der Libyschen Wüste von Kairo nach Tripoli unternommen hatte, ist ohne große Schwierigkeiten nach der Oase Siwah gelangt. Unterwegs hat er den wenig bekannten, etwa 2000 Köpfe starken Stamm der Senegras kennen gelernt; derselbe lebt in der gebirgigen Küstengegend, die er vollständig beherrscht, und behauptet, über See dorthin gekommen zu sein. Robecchi will seine Herkunft von einem, vor ein paar Jahrhunderten dort gescheiterten italienischen Fischer ableiten. In Siwah herrscht trotz des fruchtbaren Bodens in Folge der Trägheit der Einwohner gar kein Leben; das Oberhaupt der Oase widersetzte sich Robecchi's Weiterreise, so daß er vielleicht umkehren muß.

— Stanley, welcher am 27. Januar in Alexandria eintraf, hat in Kairo mit den Behörden, die ihm ihre volle Unterstützung leihen, sowie mit Dr. Schweinfurth und Dr. Junker konferirt. Er neigt dazu, zum Entsatze von Emin-Pascha den Weg Congo aufwärts einzuschlagen, welcher ihn am schnellsten zum Ziele bringen würde, nämlich bereits gegen Mitte Juni. Die Entscheidung darüber wird indessen erst in Zanzibar erfolgen. Der Zweck des ganzen Unternehmens besteht einzig und allein darin, Emin-Pascha Munition, Proviant, Stoffe u. s. w. zuzuführen; wenn derselbe alsdann seine Provinz zu verlassen wünscht, so wird ihm Stanley seine Begleitung nach der Küste anbieten.

— Dr. Pechuel-Loesche brachte die Nachricht nach Europa (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 256), daß der Ngami-See ausgetrocknet sei, welche Mittheilung ihm von Händlern und wandernden Boern gemacht worden war. Dr. Schinz, welcher kürzlich drei Wochen an seinen Ufern sich aufhielt, kann diese Angabe nicht bestätigen; der See ist noch „voll", nimmt aber stetig an Größe ab. Der Okawango fließt auch nicht, wie Pechuel-Loesche nach den ihm gewordenen Informationen berichtetete, in den Zambesi, sondern in den Ngami-See; der Tamalakan dagegen in dessen Ausfluß, den Botletle.

— Nachdem die Howas an Frankreich eine Kriegsentschädigung von 10 Millionen Francs bezahlt haben, ist die Hafenstadt Tamatave von den Franzosen geräumt worden, und es bleibt vor derselben nur ein Schiff stationirt. Zwischen Tamatave und der Hauptstadt Antananarivo ist ein Telegraph in Bau.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

VII.

(Sämmtliche Abbildungen nach Zeichnungen des Lieutenants Berttoloty.)

Am 21. April 1884 verließ Marche Puerto Princesa in einer Piroge, um sich nordwärts nach Tapul und von da quer durch die Insel nach der Ulugan-Bai an der Westküste zu begeben. Bis 10 Uhr Abends setzten sie, unser Reisender und der junge Lieutenant Berttoloty, ihre Fahrt längs der Küste der Honda-Bucht fort und landeten dann, um zu übernachten, sie selbst im Boote, ihre Leute auf dem feuchten Sande des Strandes. Am folgenden Morgen konnte die Fahrt erst um 10 Uhr bei eintretender Fluth fortgesetzt werden, da die Ebbe das Boot auf dem Trockenen gelassen hatte, und um 4 Uhr Nachmittags erreichte das schlecht gebaute und stark überfüllte Boot sein Ziel. Der 23. April ging damit hin, das Gepäck und die mitgenommenen Lebensmittel über die schmalste Stelle der Insel Palawan hinüber nach dem Posten Bahele auf der Westküste zu schaffen, wozu, da es an Trägern gebrach, ein dreimaliges Kommen und Gehen erforderlich war. Am Morgen des 24. April langten sie an der Ulugan-Bai an, welche nach Norden offen und deshalb während des Nordostmonsuns wenig sicher ist. In die Ufer der Bai schneiden mehrere kleinere Buchten ein, in welche Wasserläufe münden, in die eine der Bahele-Fluß, in die zweite an der Westküste der von den Reisenden so genannte Westfluß, und in die dritte an der Ostküste der Nord- und der Südfluß. Mehrere Inselchen und eine kleine schmale Insel von einer Seemeile Länge, von den Spaniern dort Rita genannt, liegen in der Bai. Die Einfahrt in letztere ist leicht; im Nordosten wird dieselbe von der Piedras-Spitze, im Nordwesten von den vier kleinen Camugyan-Inseln markirt. Wenn man mitten zwischen diesen beiden Punkten einfährt und sich dann genau östlich hält, gelangt man in den innersten Theil der Bai und kann bei 16 Faden Tiefe vor Anker gehen.

Die Bai ist so zu sagen nicht bewohnt, trotz aller gegentheiligen Behauptungen; während seines ganzen Aufenthaltes bemerkte Marche nur zwei Eingeborene, welche sich bei seiner Annäherung rasch flüchteten, und außerdem traf er nur noch zwei bis drei, aber unbewohnte Hütten an. Etwas weiter landeinwärts soll es noch einige armselige Rancherias von Tagbanuas geben, die aber nur aus wenigen Familien beständen.

Sein Hauptquartier schlug Marche in einem Posten (Cuartel) an einer Bucht der Westküste der Bai, gegenüber der Südspitze der Insel Rita, auf. Derselbe, von dem früheren Gouverneur errichtet, liegt auf einem niedrigen Hügel, besitzt aber nur einen Brunnen, dessen Wasser während der Trockenzeit schlecht und ungesund ist. Doch sorgte der in Bahele stationirte Officier für Zufuhr trinkbaren Wassers und bewahrte den Reisenden dadurch vor der stets drohenden Dysenterie. Am 25. April begann dann Marche mit der Erforschung der Bai. Da es früh am Tage war, so hoffte er, Wild zu treffen; aber er sah nur einige Tauben und Affen, die sich außer Schußweite befanden; halbwegs vom Posten aber stieß er auf ein seit einigen Tagen verlassenes Lager von Tagbanuas. Es sind das sehr ursprüngliche Behausungen: ein umgebogener Baum, zwei oder drei

kreuzweise in die Erde gesteckte Pfähle, darüber einige Blätter von der Nipa-Palme, und das Haus ist fertig. Aehnliche Bauten zur Aufnahme von Pilgern und Fischern hatte Marche vor Jahren an der Fetisch-Spitze am Ogowe gesehen. Nach einem kurzen Marsche erreichte er die Mündung des kleinen Flusses Coihulo und fuhr denselben in seiner banca (Piroge) hinauf. Derselbe sollte weit in das Land hinein schiffbar sein, aber nach wenig mehr als

Die Insel Rita.

1 km mußte man umkehren, da es an Wasser und Platz für das Boot fehlte.

Am nächsten Tage wurde ein Fischen von taclobon (Tridacne) veranstaltet, welche hier in gewaltiger Größe, bis über 2 m, vorkommen sollte. Die Schalen dieser Muschel, groß und klein, dienen als Weihkessel; gewöhnlich hält sie sich auf Korallenbänken auf, wo man sie mit guten Augen sieht, wie sie unbeweglich und halb geöffnet an die

Camugyan-Inseln.

Madreporen ringsum angewachsen scheint. Sobald man ein solches Thier bemerkte, tauchte einer der Leute hinab und holte es in den Armen an die Oberfläche, wo die anderen es ihm abnahmen. Es war dem Reisenden dabei nicht nur um die Muschelschalen zu thun, er wollte vielmehr auch für seine Leute Mundvorrath gewinnen, denn das Fleisch, obwohl etwas lederartig und keineswegs appetitlich aussehend — es ist grünlich und schwarz und gelb marmorirt — läßt sich immerhin essen und wurde von den durchaus nicht wählerischen Begleitern Marche's nicht ver-

schmäht. Als etwa ein Dutzend dieser Muscheln, deren kleinste 80 cm breit war, gefangen waren, wurden sie an den Strand gelegt, wo sie bald ihre Schalen öffneten. Alsbald versuchte der Jäger Mariano, der, aus dem Inneren von Luzon stammend, nichts vom Meere verstand, aber sehr lüstern nach Fleisch war, von einer der Muscheln zu essen und streckte seine Hand nach der größten aus. Zum Glück riß ihm einer seiner Gefährten die Hand zurück, denn schon klappte das Thier seine Schalen zusammen und hätte ihm unfehlbar die Hand zerquetscht. Zwar glaubte Mariano nicht daran und ließ sich erst überzeugen, als man ihm die Probe mit einem Stück Holz vormachte. Am selben Tage verschwand eines der beiden mitgebrachten Zicklein, entweder durch ein Krokodil oder durch eine Boa; beide Thiere sollen in jener Gegend häufig sein.

Am 28. April und den folgenden Tagen wurden alle Winkel und Ecken der Bai untersucht, ohne andere Bewohner als zwei sofort verschwindende Menschen zu finden. Einige Tage später wurden dieselben von den Soldaten des Postens beim Fischen in einer kleinen Bucht überrascht und gefangen genommen; sie waren nur mit etlichen Lumpen bedeckt und gaben an, sie seien Tagbanuas. Doch hielt Marche sie für flüchtige Sträflinge, die aus dem Presidario entsprungen waren. Im Inneren der Insel sollen auch Aetas, welche von den Tagbanuas Até genannt werden, sowie Buayanans vorkommen; doch konnte Marche die Richtigkeit dieser Angaben nicht verificiren.

Verlassenes Lager der Tagbanuas.

Trotz vielfacher Kreuz- und Querzüge kehrte der Reisende von diesem Ausfluge nur mit einer sehr geringen Ausbeute an naturwissenschaftlichen Gegenständen nach Puerta Princesa zurück.

Am 4. Juni machte er sich von Neuem auf, um den Calamianas-Archipel (nordöstlich von der Nordspitze Palawans) zu untersuchen; derselbe besteht aus drei oder vier Hauptinseln, 30 kleineren und einer Anzahl von Klippen. Die Hauptinseln sind Busuanga, die nördlichste, Calamianas oder Culion, Peñon de Coron östlich von letzterer, und Linacapan im Süden. Nach dieser Inselgruppe heißt eine ganze Provinz, welche außerdem den Norden von Palawan und den Cuyo-Archipel, wo der Gouverneur residirt, umfaßt. Am 5. Juni landete Marche in Culion, dem Hauptdorfe der gleichnamigen Insel, wo der Pfarrer, zugleich der einzige Spanier, seinen Wohnsitz hat. Die Eingeborenen der Gruppe sind Tagbanuas, die in zwei Gruppen zerfallen, nämlich unabhängige, welche ihrem ursprünglichen Glauben treu geblieben sind, und christlich gewordene, die in Dörfern vereinigt sind. Von den ersteren haben sich zwar einige taufen lassen, aber sie bleiben trotzdem in ihren Wäldern. Auch diejenigen, welche in Dörfern ein Haus haben, halten sich dort so wenig als möglich auf; abgesehen von Sonn- und Feiertagen ist Alles verlassen und Jeder wohnt auf seiner Pflanzung.

Padre Pablo Navarro nahm den Reisenden freundlich auf, ließ Tagbanuas kommen zur Vornahme von anthropologischen Messungen und machte ihnen gegenüber den Dolmetscher. Aber trotz seines großen Einflusses auch auf die heidnischen Tagbanuas konnte er Marche's Unter-

suchungen doch nicht so erleichtern, als dieser gewünscht hätte; trotz der verhältnißmäßig hohen Belohnung, welche er bot, konnte er doch nur wenige Leute messen. Solche, welche Tagbanua zu schreiben verstehen, fand er hier nicht, sondern nur einige Greise, welche sich erinnerten, Schreibverständige gekannt zu haben. Diese Tagbanuas sind behaarter als ihre Genossen auf Palawan; die Behaarung im Gesichte ist dünn, aber an anderen Körpertheilen dichter. Sie feilen sich die Schneidezähne der oberen Kinnlade ab, so daß diese nach innen geneigt erscheint; fast alle haben außerdem Zahnprognathismus. Diese Tagbanuas scheinen den Haupttypus jener Gegenden zu bilden; ihr Ursprung muß in sehr alte Zeit fallen. Wenn auch wenig zahlreich, so sind sie doch an jenen Küsten weit verbreitet und haben sich wohl bis nach Luzon hin ausgedehnt, wo sie sich mit anderen Rassen vermischten. Sie leben in einem halb wilden Zustande, erkennen die Regierung an, aber halten sich verborgen, um keinen Tribut zahlen zu müssen.

Ein Ausflug nach der Nordostküste der Insel brachte Marche nach der Pflanzung des dort reich begüterten Indiers Doroteo. Diese Indier, Besitzer von bebauten Ländereien und Heerden, stammen nicht aus der Gegend, sondern kommen aus Süden und bilden eine einzige Familie, deren jedes Mitglied sein eigenes Interesse verfolgt. Neben zwei Chinesen beutet diese Familie allein Land und Leute aus. Culion und noch ein anderes Dorf dieses Archipels, Busuanga, sind übrigens die beiden einzigen Orte auf den Philippinen, wo Marche die Trunkenheit im höchsten und letzten Grade zu Gesicht bekommen hat.

Am 18. Juni Morgens schiffte er sich in dem panco (Kutter) des Pfarrers nach Busuanga auf der gleichnamigen Insel ein, fuhr bei den Inseln Prindenon und Culion vorbei und dann in nordnordwestlicher Richtung zwischen zahlreichen Inseln und Klippen hindurch nach dem Flusse Busuanga, dessen Einfahrt durch große Sand- und Schlammbänke versperrt wird. Der Fluß ist an der Mündung nur 200 m breit und kaum zwei Seemeilen aufwärts schiffbar. Das kleine Dorf Busuanga liegt an seinem Ufer etwa eine Meile von der Mündung; wenige Jahre zuvor war es von Moros (Malayen) zerstört worden. Die Bewohner hatten sich in die auf einem Hügel über dem Dorfe gelegene cota (Befestigung) geflüchtet, welche nur von einer 2 m hohen Pallisade aus allen möglichen Hölzern umgeben war — und darin hat sich bis jetzt noch nichts geändert. Nun stiegen die Moros auf die nächsten Bäume und Häuser, schossen einen Theil der Eingeborenen, welche zu ihrer Vertheidigung nur wenige Lanzen und viele Steine hatten, nieder und nahmen die übrigen gefangen.

Mündung des Flusses Coihulo in die Ulugan-Bai.

In einer sehr großen, ja fast zu geräumigen Hütte quartierte Marche sich ein; leider aber waren die Mauern niemals vollendet worden und die als provisorische Fenster eingesetzten Blätter hatte der Wind entführt, so daß der Reisende fast wie unter freiem Himmel lebte, keine Annehmlichkeit bei den damals herrschenden sintfluthartigen Regengüssen. Das hinderte aber den schwer betrunkenen Eigenthümer der Bude, einen Indier, nicht, dafür einen übertriebenen Miethspreis zu fordern. Marche schickte ihn fort und hieß ihn wiederkommen, wenn er nüchtern wäre; aber dieser Zustand trat in der nächsten Zeit nicht ein und so mußte Marche bei seiner Abreise den geforderten Preis bezahlen.

Am 24. Juni unternahm er eine Fahrt in das Innere der Insel, um eine ehemalige chinesische Ansiedelung aufzusuchen. Um 6 Uhr Morgens wurde in einer banca aufgebrochen; drei Stunden später war eine schöne Ebene am rechten Ufer des Flusses erreicht und nach einem weiteren Marsche von etwa 2 km ein kleiner, 90 m hoher Hügel, welcher noch Reste früherer Besiedelung zeigen sollte. Derselbe war vollständig kahl, steinig, mit Gras und Nepenthes bedeckt und ziemlich steil, so daß seine Ersteigung eine Viertelstunde dauerte. Oben aber fand sich nichts als Scherben von chinesischen Porcellantellern und Stücke eines hölzernen Pfeilers. Die Ansiedelung war an einer Stelle gelegen, wo vorzügliche Schwalbennester und Trepang vorkommen; auch Perlen sollen sich dort finden. Am nächsten Tage wurde eine Fahrt auf dem Meere nach Norden unternommen, um Muscheln zu fischen; aber wegen des schlechten Wetters konnten die Leute nur einige Baletes (Trepang, Seegurken) heraufholen. Am 27. Juni fuhr Marche den durch die starken Regen der letzten 14 Tage sehr angeschwollenen Strom hinauf, so weit es möglich war. Bis

10 Uhr ging dies ohne Hinderniß von Statten und man konnte sich fortgesetzt der Ruder bedienen; dann aber mußte man die Banca mit einer Piroge vertauschen und zu Stangen greifen, und diese Art Schiffahrt waren die Leute nicht gewohnt, so daß man kaum 300 m weiter kam, wo der Fluß durch Sandbänke und die Bäume am Ufer versperrt war. Für westafrikanische Neger wäre ein weiteres Fortkommen ein Kinderspiel gewesen, aber für Indier war es ein Ding der Unmöglichkeit. Ungern mußte Marche sich an das rechte Ufer begeben und seinen Weg zu Lande fortsetzen, der sehr bald durch Bambus versperrt wurde; Waldmesser und Axt mußten zu Hilfe genommen werden, um Bahn zu brechen. Um 11 Uhr stieß man auf einen Pfad, dem man in nordnordöstlicher Richtung bis zu einer Ebene folgte, auf welcher sich Reste einer verbrannten Hütte befanden. Um Mittag aber machte der fortdauernde Regen und der schlüpferige Boden den Weitermarsch so mühsam, daß man vorzog, zu den Booten zurückzukehren.

Am 29. Juni um 4 Uhr Morgens begab sich Marche nach Malbato im Südosten der Insel; er mußte über Meer dahin fahren, da er Niemanden gefunden hatte, der nüchtern gewesen wäre und ihm als Führer durch das Innere gedient hätte. Malbato ist eine Hacienda im Besitze des Don Bernardo Ascanio, eines ehemaligen spanischen

Berggruppe auf den Calamianas-Inseln.

Marineofficiers, welcher den Reisenden auf einige Zeit zu sich eingeladen hatte und ihm seine Leute für das Jagen und Sammeln zur Verfügung stellte. Das Wohnhaus liegt am Fuße zweier kleinen Hügel am oberen Ende einer Ebene, welche sich unmerklich zum Meeresstrande hin absenkt. Dort wurde Marche festgehalten, zuerst durch die Regengüsse, welche drei Monate lang fast ohne Unterlaß herabstürzten, und dann durch Fieber; aber Dank seinem liebenswürdigen Wirthe vermochte er trotzdem eine schöne Sammlung von Pflanzen und Nutzhölzern zusammen zu bringen. Don Bernardo veranstaltete auch mehrere Jagden auf Wildschweine und Hirsche, aber es kam nur ein einziger alter Eber, mehrere Thiere und Kälber, aber kein ausgewachsener Hirsch zum Schuß. Erst nach Marche's Abreise gelang es, einen solchen zu erlegen; Don Bernardo ließ ihn präpariren und schenkte ihn dem Pariser Museum.

Der Hacendero besitzt große Heerden halbwilder Rinder und früher auch viele Schafe und Ziegen, unter denen aber die Krokodile der kleinen Wasserläufe und die zahlreichen Pythonschlangen in den Wäldern gründlich aufgeräumt hatten. Doch gelang es nicht, eines Sauriers habhaft zu werden, so viel Fallen auch in den Flüssen und am Meerufer gestellt und mit dem Lieblingsfraße der Krokodile, lebenden Hunden nämlich, versehen wurden. Die mißtrauischen Ungethüme gingen nicht auf den Köder und schwammen verächtlich daran vorbei. Nur ein einziges Mal biß eines an, aber es schleppte Hund und Falle zusammen fort.

Veränderung im Mündungsgebiete des Flusses Hermos in Kleinasien.

Von Heinrich Kiepert.

Das Phänomen der Küstenveränderung durch Entstehung neuen Schwemmlandes an großen Flußmündungen hat schon im Alterthum griechische Naturbeobachter um so mehr beschäftigt, je erheblichere Beispiele davon ihre Heimath auf beiden Seiten des Aegäischen Meeres darbot. Das stellenweise ungewöhnlich schnell fortschreitende Anwachsen des Neulandes hatte sogar zu starken Uebertreibungen der Volksanschauung verführt, die nur durch die damalige Unkenntniß der vorliegenden Meerestiefen zu erklären sind, wie wenn z. B. ein angeblicher Orakelspruch angeführt wird, nach welchem die durch den Fluß Pyramos im südöstlichen Kleinasien angesetzten Landmassen einst die Felsufer von Cypern erreichen sollten! — ebenso hat sich die Prophezeihung nur zum kleinsten Theile vollzogen, daß der größte Fluß des europäischen Hellas, der Acheloos, die sämmtlichen seiner Mündung vorliegenden Felsinseln landfest machen werde.

Golf von Smyrna. (Maßstab 1 : 400 000.)

Weit energischer aber haben im Bereiche des Aegäischen Meeres die ostwestlich strömenden Gewässer Kleinasiens ihre Mündungen umgestaltet und dadurch mehrere im Alterthume, ja theilweise noch bis ins Mittelalter blühende Hafenstädte völliger Verödung preisgegeben, ein Schicksal, welches auch der einen an ihre Stelle getretenen modernen Großstadt bis vor kurzem, wenn auch erst in weiter Ferne, drohte.

Nach Lauflänge und Wasserfülle bilden diese vier anatolischen Flüsse zwei verschiedene Paare: nur den westlichen Randbergen des centralen Hochlandes von Kleinasien entspringend, stehen der erste und dritte in der Folge von Nord nach Süd, Kaïkos und Kayster, hinter den beiden anderen sehr zurück; auch hat jener, in einen ziemlich breiten Busen verlaufend, das einst an seiner Mündung gelegene Eläa, die alte Hafenstadt von Pergamon, nur um etwa

2½ km hinter sich gelassen, während der ein enges zwischen Bergreihen eingeschlossenes Mündungsthal durchströmende Kayster die ehemalige, noch in späterem Mittelalter benutzte Hafenbucht von Ephesos auf 7 km Länge (oder mit einem Alluvium-Areal von etwa 20 qkm) ausfüllt und dadurch die volkreiche und glänzende Handelsstadt der Vernichtung zugeführt hat.

Ungleich bedeutender sind natürlich die von den beiden größeren, aus dem inneren Hochlande Kleinasiens herabkommenden Flüssen, dem Hermos und Mäander, durch die mitgeführten Erdmassen in ihren Mündungsgebieten bewirkten Ablagerungen. Früher schon als Ephesos ist dessen einst noch weit seemächtigere Rivalin Miletos und sind vor derselben nach zwei kleinere, höher am Flusse gelegene ionische Städte, Myus und Priene, dem Schicksal der Zuschüttung ihrer Wasserverbindungen verfallen und ist der einst oberhalb Milets, aber weit unterhalb der Mäandermündung tief ins Festland einschneidende und dadurch seitwärts von der Bewegung des Alluviums liegende latmische Golf in einen Landsee verwandelt worden; ein warnendes Beispiel desjenigen Geschickes, welches auch dem Mündungsgolf des Hermos bei längerer Vernachlässigung der Abhilfe in nächster Zukunft gedroht hätte.

Der Hermos, wie wir ihn Kürze halber zweckmäßig mit seinem jetzt wieder auflebenden antiken Namen nennen mögen[1]), ist der einzige unter diesen Westflüssen Kleinasiens, der durch mehrfachen Wechsel seiner Mündungsarme ein förmliches Delta ins Meer hinausgeschoben und dadurch die gute Hälfte des Areals des ursprünglichen Meerbusens zugeschüttet hat. Daß die ganze Küstenebene, welche er nach seinem Austritte aus dem letzten Gebirgsdurchbruche zwischen Magnesia[2]) und Menemén durchfließt, in einer Arealausdehnung von mehr als 350 Quadratkilometern dem Meere abgewonnen ist, wußten die Alten schon ebenso gut; der römische Polyhistor Plinius, wie gewöhnlich ältere griechische Autoren ausschreibend, giebt uns dafür zwei Daten von der oberen (östlichen) und unteren (westlichen oder maritimen) Grenze des Alluvialgebietes: an dieser bezeichnet er die Hügelkette von Leukä als eine ehemalige, landfest gewordene Insel, an jener die Stadt Temnos — deren Ruinen auf den Vorhöhen der Berge nördlich vom Engpasse des Flusses vor einigen Jahren Prof. Ramsay wieder aufgefunden hat — als vor Zeiten an der Mündung des Hermos gelegen. Die Richtung auf Leukä oder noch etwas nördlich davon ist die durch die ostwestlich verlaufende Flußrinne des ganzen unteren Hermosgebietes natürlich gegebene, aber nachdem die Anschüttungen des Flusses jenes Ziel erreicht hatten, mußten seine Gewässer durch das festere Gestein der vorliegenden einstigen Insel abgelenkt werden, um nun allmählich in südwestlicher und südlicher Richtung die flacheren Theile des Golfs von Smyrna auszufüllen. Den ferneren Wechsel dieser verschiedenen Mündungen, das allmähliche Vorschieben des Küstensaumes zu verfolgen, ist bei dem völligen Mangel positiver Angaben während fast zweier Jahrtausende nicht möglich; auch aus neuerer Zeit liefern die noch zu Anfang unseres Jahrhunderts überaus ungenauen Seekarten (z. B. die französischen von Gauttier) keinen genügenden Anhalt. Zuverlässige Daten für die Horizontalformen wie für die Tiefenverhältnisse haben erst die 1836 bis 1837 ausgeführten Vermessungen der britischen Marine unter Capitän Rich. Copeland und Lieutn. Thomas Graves ergeben; ihre Karte Nr. 1523, Gulf of Smyrna, zuerst publicirt 1844, dann 1873, 1880, 1882, 1885 berichtigt, der wir unser Kärtchen wesentlich entlehnt haben, zeigt deutlich das immer mehr beschleunigte Anwachsen des Alluviums in südlicher Richtung, also direkt auf die nicht mehr weit entfernte Südküste des Golfes zu. In der vergrößerten Skizze der bisherigen Hauptmündung (in fünffachem Maßstabe des Uebersichtskärtchens) sind die ein halbes Jahrhundert aus einander liegenden Angaben der ersten und der neuesten Ausgabe der Seekarte so mit einander vereinigt, daß die Linien gleicher Tiefe von 1, 3, 5 Faden (zu je 6 engl. Fuß), soweit sie von einander abweichen, für die ältere Epoche in vollen, für die jüngste in punktirten Linien erscheinen, die differirenden Ziffern für größere Tiefen (ebenfalls in Faden) aus jener Zeit in Klammern gesetzt, die in der letzten Correctur (1885) dafür eingesetzten unterstrichen erscheinen, so daß also z. B. an den im Jahre 1837 zu 17 resp. 21 Faden gemessenen Stellen die Tiefe zuletzt auf 5 und 6 Faden reducirt erscheint[1]). Es ergiebt sich daraus ein Vorrücken derselben, für größere Schiffahrt unzureichenden Tiefe südlich von der Flußmündung um etwa 2000 Fuß in 50 Jahren, ein Zurückdrängen des praktikabeln Fahrwassers gegen die zwar ebenfalls flache, aber vor neuem Alluvium gesicherte Südküste des Golfes, eine allmähliche Verschlammung des immer schmaler werdenden Schiffahrtskanales, welche bereits seit länger als einem Jahrzehnt wiederholte Nachhilfen durch Ausbaggern des Grundes nöthig gemacht hat. Zwar zeigen die Ziffern, sofern sie auch heute noch Geltung

Mündung des Gediz-tschai.
(Maßstab 1 : 80 000.)

[1]) Allerdings war derselbe seit Jahrhunderten nur den Gelehrten bekannt, unter dem Volke verschollen und nach türkischer Weise durch eine, von einer Stadt im Quellgebiete des Flusses übertragene Benennung: Gediz-tschai, „Fluß von Gediz", ersetzt; seit jedoch das Griechenthum nicht nur in der jetzt ganz überwiegend griechischen Großstadt Smyrna, sondern selbst schon in den kleineren Orten der näheren und weiteren Umgebung auch sprachlich eine dem hinsiechenden Osmanenthume überlegene Macht geworden ist, strebt es naturgemäß durch die Mittel der Presse und der Schule nach einer Wiedereinsetzung der klassischen Namen in ihre historischen Rechte.

[2]) Im Kärtchen ist der allbekannte klassische Name nach jetziger griechischer Aussprache Magnisia geschrieben, die türkische Schreibweise lautet Maghnîßa, gesprochen Mánißa.

[1]) Alle übrigen nicht besonders markirten Ziffern unseres Kärtchens finden sich in sämmtlichen successiven Ausgaben des englischen Originals unverändert; doch läßt sich wohl zweifeln, ob die betreffenden Tiefen für die „small corrections" nochmals nachgemessen worden sind: wenigstens befremden die stehen gebliebenen Tiefen von 20 und mehr Faden ganz dicht neben den in den neueren Ausgaben auftretenden Untiefen von 5 Faden und weniger. Ueberhaupt darf man die auf Correcturen und Nachträge bezüglichen Randnoten solcher Seekarten nicht zu buchstäblich nehmen, zumal was die Landseite betrifft. Wenn es von dieser auch nächst der unmittelbaren Küstenlinie vorzugsweise die unveränderlichen und schon in der ersten guten Vermessung fixirten Bergspitzen sind, welche dem Seefahrer als unentbehrliche Marken dienen, so gehören doch darunter nicht weniger die der Veränderung stark unterworfenen menschlichen Anbauten an der Küste, welche wir gerade in dem uns hier als Quelle dienenden Blatte keineswegs gebührend berücksichtigt finden. Daß aber selbst die von einem solchen Centralpunkte der Handelsbewegung, wie Smyrna ist, ausgehenden und tagtäglich von Seeleuten während ihres Aufenthaltes im Hafen be-

beanspruchen, immer noch auf $2^1/_2$ km Breite respektable Tiefen, aber dennoch hätte voraussichtlich ein halbes Jahrhundert Fortdauer des bisherigen Zustandes genügt, die Einfahrt in die an sich hinreichend tiefe und von der Nord-, Ost- und Südseite keiner Gefahr ausgesetzte Hafenbucht von Smyrna für tiefer gehende Fahrzeuge unmöglich zu machen. Und das würde genügen, um dem wichtigsten Emporium des noch bestehenden osmanischen Reiches den Todesstoß zu geben; es bedürfte dazu nicht erst der Fortsetzung jener Landanspülung bis zu isthmusartiger Verbindung der Nord- und Südküste und der Verwandlung der Smyrnaer Bucht in einen Landsee, wie es jener bei Milet am Mäander geworden ist.

Eine solche Gefahr des zum wenigsten zeitweiligen Verlustes einer der Haupteinnahmequellen des so eminent geldbedürftigen Staatswesens mußte selbst türkische Lethargie endlich aufschrecken und zu irgend einer Abhilfe bewegen, wozu die Kräfte und die Autorität der europäischen Colonie und des griechischen Handelsstandes von Smyrna allein nicht ausreichten. Der einfachste Weg war von der Natur selbst durch die deutlichen Spuren der einstigen Bildung des Hermos-Deltas vorgezeichnet: die aus den, die Nordseite des unteren Flußlaufes begleitenden Bergen nur in der Regenzeit abfließenden Gewässer fanden bisher ihren Ausweg zur Meeresbucht zwischen Leukä und Phokäa durch ein breites, im Sommer trocken liegendes Bett, welches selbst in der Vorzeit einen Mündungsarm des Hermos gebildet haben muß. Eine direkte Verbindung desselben mit dem bisherigen Stromlaufe bei Menemén war durch einen nur 6 km langen Durchstich in völlig ebenem Alluvialboden zu bewirken [1]) und diese Arbeit ist mit einem Kostenaufwande von angeblich 50 000 türk. Pfund (935 000 Mark) im Frühling und Sommer v. J. (1886) ausgeführt worden. Der Fluß hat mithin, wie ich mich schon auf der Eisenbahnfahrt im Oktober überzeugen konnte, sein bisheriges nach Süden gerichtetes Bette, das ich im September 1841 nur mittels einer Fähre hatte passiren können, und wo ich ihn noch 1870 längs der Bahn hatte strömen sehen, verlassen oder nur an einzelnen Stellen stehende Pfützen darin zurückgelassen und ergießt sich nunmehr, seiner ältesten Richtung folgend, direkt westlich in eine Bucht, deren flachere Theile er allerdings in ähnlicher Weise ausfüllen wird, deren Außenseite jedoch, wie die Niveaulinien des Kärtchens zeigen, zu so bedeutenden Tiefen absinkt, daß eine Gefahr auch nur der Verengerung des Fahrwassers in dieser Richtung für viele Jahrhunderte nicht zu befürchten ist.

Erheblich genug ist immerhin diese hydrographische Veränderung, um inskünftige auf jeder correcten Karte selbst kleineren Maßstabes (beispielsweise Karten der ganzen Continente) ersichtlich gemacht werden zu müssen.

---

nutzten Eisenbahnen nicht auszuschließen waren, hat das hydrographische Amt selbst anerkannt durch Eintragung wenigstens der ältesten jener Linien: in der Ausgabe von 1874 (wahrscheinlich auch in früheren, die uns nicht zu Gebote stehen) finden wir die seit 1864 eröffnete, südlich nach Ephesos führende Bahn eingetragen, obwohl sie nur mit ihrem Smyrnaer Hauptbahnhofe das Meer selbst berührt. Ist es nun aber consequent, daß alle übrigen seit jener Zeit eröffneten Linien auch noch in der neuesten Ausgabe fehlen? nicht nur die Zweigbahnen nach den Vororten Sevdiköi, Budja, Burnabad, sondern selbst die schon 1868 fertiggestellte Hauptbahn nach Norden (Menemén-Magnesia), welche von Smyrna aus 14 km unmittelbar am Strande entlang geht. Zur ersten Station hat sie den Ort Kordelion, wo ich im Jahre 1841 erst ein paar Fischerhütten und Kaffeebuden traf, der aber seither zu einer Villenstadt von mehr als 5000 Einwohnern (wovon nur die kleinere Hälfte Smyrnaer Sommergäste) erwachsen ist und in ununterbrochener halbstündlicher Dampfboot-Verbindung mit Smyrna steht. Auch Abends kann dieser Ort vom Smyrnaer Quai aus, in heller Gasbeleuchtung strahlend, dem Auge nicht entgehen: was soll nun der englische Seefahrer im Hafen denken, der ihn auf seiner Karte vergeblich sucht und an seiner Stelle nicht einmal den allbekannten Namen, sondern nur eine leere Küstenlinie findet! Ganz dasselbe gilt vom südlichen Ufer der Hafenbucht, wo die seit einigen Jahren bis zu halbstündiger Länge von der Stadt aus vorgeschobenen und beständig durch Neubauten sich erweiternden, durch Tramway mit der Stadt verbundenen Villenvorstädte Karatasch („Schwarzstein") und Göztepe („Augen-", d. i. Aussicht-„Hügel") von der Karte einfach ignorirt wurden (nur daß in der neuesten Ausgabe das sehr unorthographische Keostepe als Name der Bucht erscheint); als doppelten Fehler zeigt sie an dieser Stelle die längst eingegangene alte Quarantäne und ignorirt dafür die Verlegung derselben nach der 32 km westlich von Smyrna entfernten kleinen Insel, welche einen Theil der alten Stadt Klazomenä trug, ein Name, der sogar officiell neuerdings anerkannt wird. Selbst die Planzeichnung der Stadt selbst, so klein sie in dem Maßstabe der Seekarte ausfällt, ist fehlerhaft: die zusammenhängenden Häusermassen sind darin seewärts durch die aus- und einspringenden Linien der unregelmäßigen Bauten begrenzt, die noch bei meinem vorletzten Besuche 1870 vom Meere bespült wurden, als doch schon der gewaltige Bau begonnen und stellenweise fertig gestellt war, durch welchen eine französische Aktiengesellschaft der Wasserseite von Smyrna erst ein großstädtisches Aussehen geschaffen hat. Die Seekarte enthält zwar die Außenlinie dieses Quaidammes, ignorirt aber die faktische Ausdehnung der Stadt nach dieser Seite durch Bebauung der breiten dem Meere abgewonnenen und durch Aufschüttung trocken gelegten Zone.

[1]) Vergeblich bemühte ich mich, von diesem neuen Mündungsarme eine, gewiß existirende, specielle Planzeichnung zu erlangen, doch für den vorliegenden Zweck einer starken Verkleinerung genügte auch die nur in allgemeinen Zügen, aber in sehr großem Maßstabe ausgeführte Skizze auf einer Specialkarte der Smyrna-Cassaba (über Menemén führenden) Eisenbahn, deren Einsicht ich der Gefälligkeit des Direktors derselben, Mr. Kemp, verdanke; da dieses Mündungsgebiet gänzlich unterhalb des von der Bahn selbst berührten Terrains liegt, hat die Verwaltung derselben natürlich kein Interesse an den Details der dort ausgeführten Arbeiten.

Volkselemente und Volksleben in Madagascar.

Von Dr. C. Keller in Zürich.

I.

Vor wenigen Monaten hat der verdienstvolle Madagascar-Reisende Alfred Grandidier in einer öffentlichen Sitzung im Institut de France eine sehr beachtenswerthe Rede über die madagassischen Volkselemente gehalten und hierbei als Curiosum erwähnt, daß die Litteratur über die Insel Madagascar heute etwa 1500 Bücher und Broschüren umfaßt. Es macht das schon eine kleine Bibliothek, und man sollte glauben, daß wir über das Gebiet jener großen afrikanischen Insel, jenes merkwürdigen Wunderlandes, von welchem uns bereits schon der venetianische

Reisende Marco Polo berichtet, eine genaue Kenntniß besitzen.

Und doch ist das Gegentheil der Fall und herrschen in Europa noch in der Gegenwart die sonderbarsten und widersprechendsten Meinungen hierüber.

Durchmustert man die Litteratur, so findet man, daß die Kompilation überwiegt und gerade die neuere Litteratur im Allgemeinen wenig Fortschritte zu verzeichnen hat, an Werth der älteren vielfach nachsteht.

Auffällig sind die Widersprüche in der Beurtheilung von Land und Volk. Während Viele entzückt sind von der schönen Insel, wurden Andere von der Natur im Ganzen kühl gelassen. Während einige Autoren von dem einnehmenden, sympathischen Wesen der begabten Madagassen bezaubert sind, lassen andere an denselben keinen guten Faden und sehen in denselben den Ausbund von Verlogenheit, Heuchelei, Niederträchtigkeit, Grausamkeit und Immoralität.

Ja, wir wissen noch nicht einmal genau, welche Herkunft und anthropologische Stellung den Madagassen angewiesen werden muß, bis heute bildet diese Insel das Hauskreuz der Anthropologen, und man sprang in der neueren Zeit von einem Extrem zum anderen. Aus diesem Grunde dürften die nachfolgenden Erörterungen nicht ganz ohne Interesse sein.

Madagascar ist zweifellos eine höchst originelle Welt, in welcher die merkwürdigsten Gegensätze vorkommen. Ist ja schon der Boden voller Kontraste. Ausgedehnte Küstenebenen wechseln mit einer gewaltigen Gebirgswelt. Reich bewässerte Gegenden finden sich neben völlig dürren Regionen. Während auf weiten Gebieten der Boden mit einer gewaltigen Pflanzendecke geschmückt ist und hier wohl das Maximum der organischen Entwickelung auf unserem Globus erreicht wird, kommen ebenso viele trostlose Steppengebiete vor, deren Boden eine zwar originelle, aber kümmerliche Vegetation aufweist. Aehnliche Gegensätze finden wir bei den Menschen. Neben völlig dunkeln Rassenelementen giebt es solche, welche an die hellen kaukasischen Völker streifen. Während einige Stämme unschön und abstoßend sind, giebt es wiederum andere, deren Schönheit unsere Bewunderung verdient. In manchen Gegenden sah ich die Leute starren vor Schmutz, in anderen Gegenden dagegen fand ich eine musterhafte Reinlichkeit und einen fast pedantischen Sinn für Ordnung vor, eine so ansprechende und behagliche Häuslichkeit, daß ich aufs Angenehmste überrascht wurde.

Bei einigen Völkern begegnet man einer ausschweifenden Lebensweise und ziemlich lockeren sittlichen Begriffen, bei anderen wiederum Nüchternheit und Sittenstrenge. Meist sind die Eingeborenen gastfrei und nehmen den Fremden liebenswürdig auf, daneben soll es aber auch Stämme geben, deren Gebiet der Fremde nicht ohne Gefahr betreten darf und welche durchaus ungastlich sind.

Die Stämme des Westens führen ein freies und ungebundenes Leben und sind Halbnomaden, während in Central-Madagascar die Howa geregelte staatliche Einrichtungen besitzen und diese Autorität unbedingt anerkennen müssen; auch haben sich bei ihnen verschiedene gesellschaftliche Schichten ausgebildet.

Daß bei diesen Gegensätzen die Urtheile der Reisenden vielfach abweichen, ist einleuchtend. Daß der Madagasse vielorts ein origineller Kauz ist und nicht selten die wunderlichsten Vorurtheile und abergläubischen Meinungen erkennen läßt, muß ebenfalls zugegeben werden, und dem Reisenden können daher gewisse Regeln nicht oft genug wiederholt werden. Man muß diese Vorurtheile schonen, mit humanem Auftreten wird man auch hier, wie bei vielen primitiven Völkern, nie fehlgehen können und wird dann den Madagassen willig, dienstfertig und im Ganzen recht sympathisch finden, während er bei barscher Behandlung zu einem sehr unangenehmen Gesellen werden kann. Ich lernte aus eigener Anschauung die Völker im Osten, im Inneren und im Westen kennen.

So verschieden im Einzelnen der physische und geistige Charakter der zahlreichen Stämme zu sein pflegt, so läßt sich sofort ein gemeinsamer Zug dieser Volkselemente erkennen — es ist eine durchschnittlich bedeutende Intelligenz, welche mich wiederholt frappirt hat. Damit Hand in Hand geht ein nicht ungewöhnliches sprachliches Talent und eine oratorische Begabung, die dem Reisenden oft einen eigenartigen Genuß verschafft.

Es wird nicht schwer sein, eine Erklärung für die relativ hohe geistige Begabung der Madagassen zu finden. Wir müssen annehmen, daß Inselgebiete im Allgemeinen ziemlich spät vom Menschen besiedelt wurden. Erst mußten sich die Kontinente bis zu einem gewissen Grade mit menschlichen Individuen anfüllen, bevor ein Ueberschuß dieses Menschenmaterials an die Inselwelt abgegeben wurde. Erst wenn die socialen Bedingungen nicht mehr zusagten und drückend zu werden begannen, wurde die Migration als natürliches Correctiv benutzt. Naturgemäß wird vorwiegend der begabtere Theil eines continentalen Volkes auswandern. Es gehört zu diesem Schritte eine gewisse Initiative, es kommt der Kampf mit neuen Elementen, namentlich mit dem Meere, hinzu, welcher seinerseits wieder als treibendes Element dient, die auswandernden Individuen müssen unter gänzlich neuen Bedingungen ihren Kampf ums Dasein aufnehmen und sich denselben anschmiegen können. Daher die Thatsache, daß selbst unter primitiveren Völkern die Inselbewohner den Kontinentalen, namentlich den Binnenländer, an geistiger Beweglichkeit übertreffen.

Aus welcher Region sind nun die heutigen Eingeborenen von Madagascar hergekommen? Ist es ein einziges Gebiet, sind es verschiedene Gebiete, denen die madagassischen Stämme ursprünglich angehörten? Hier sind die Ansichten getheilt und stehen gerade in der Neuzeit wieder im Vordergrunde der Diskussion, ohne daß eine genügende Klarheit erzielt werden konnte. Ich will versuchen, an der Hand der objectiven Kritik und auf Grund eigener Anschauungen die verschiedenen Hypothesen zu prüfen.

Es scheint mir, daß die bestehende Verwirrung in der Beurtheilung der anthropologischen Verhältnisse des Madagassenvolkes hauptsächlich dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß man sich nicht immer klar bewußt war, welche methodischen Grundsätze ausschlaggebend sind.

Man hat mit vielem Scharfsinn die Sitten und Gebräuche der Madagassen mit denen anderer Völker verglichen, die Art ihrer Bekleidung verwerthet und die sprachlichen Verhältnisse in den Vordergrund gestellt. Allein das sind im Grunde doch alles Momente, welche erst in zweiter Linie in Berücksichtigung gezogen werden dürfen. Sitten und Gebräuche können im Laufe der Jahrhunderte wechseln, eine ursprünglich vorhandene Sprache kann von einer späteren Invasion verdrängt werden; in erster Linie sind es einzig morphologische Thatsachen, welche bei Bestimmung der anthropologischen Stellung eines Volkes den Ausschlag geben.

Prüfen wir aber diese morphologischen Thatsachen, so sind sie dürftig genug.

Bei dem abergläubischen Charakter der Madagassen und bei ihrer großen Verehrung für die Verstorbenen hält es schwer, Schädel von Eingeborenen zu erlangen. Die

wenigen, nur durch Zufall bisher nach Europa gelangten Exemplare haben nur einen sehr relativen Werth, da vielorts eine starke Vermischung verschiedener Elemente stattfindet und man zum Mindesten über größere Serien von Rassenschädeln verfügen muß.

Vollständigere Sammlungen von Photographien existiren ebenfalls nicht. Bei ihrer Herstellung muß man wiederum möglichst unvermischte Individuen auslesen. Wer aber die zahllosen Vorurtheile des Volkes gegen eine solche geheimnißvolle Beschäftigung kennt, wird bald genug die Erfahrung machen, wie schwer es ist, die Leute von ihren Vorurtheilen abzubringen. Gerade die Frauen, welche im Allgemeinen den Rassentypus getreuer vererben als die Männer, sind nur sehr schwer zu bewegen, vor dem photographischen Apparate stehen zu bleiben. Wir haben z. B. noch keine gute Abbildungen der schön gebauten Sakalavenvölker in West-Madagascar, und es kostete mich zuerst außerordentliche Mühe, gute Typen zu bekommen. Freundliches Zureden und Geschenke bewogen einzelne Personen, sich wenigstens den Vorgang bei der Aufnahme anzusehen und sich zu überzeugen, daß Alles mit natürlichen Dingen zugeht; erst nach und nach willigten sie ein, sich vor die Camera hinzustellen, und ich gelangte schließlich in den Besitz guter Typen aus West-Madagascar.

Auf den ersten Moment ist es naheliegend und naturgemäß, den Ursprung des Madagassenvolkes in dem benachbarten afrikanischen Kontinente zu suchen; ist er doch von der großen Insel nur durch die verhältnißmäßig wenig breite Straße von Mozambique getrennt.

Ein einheitlicher Charakter und eine afrikanische Affinität der Madagassen wird in der neueren Zeit mit aller Entschiedenheit von den Engländern Crawfurd und Staninland Wake angenommen und theils durch rein körperliche Eigenschaften, als auch durch gemeinsame Züge in der Lebensweise, in den politischen und religiösen Begriffen und abergläubischen Vorstellungen begründet. Wake neigt insbesondere zu der Ansicht, daß die Madagassen mit dem Südafrikaner nähere Beziehungen haben.

Dieser Ansicht treten aber andere Autoren entgegen, welche zwar an dem einheitlichen Ursprunge der verschiedenen Stämme (abgesehen von zufälligen Beimischungen und den sehr fraglichen Resten einer Urbevölkerung) festhalten, aber eine malayische Herkunft annehmen.

Mit besonderer Wärme vertritt in der neuesten Zeit der Engländer James Sibree diese Ansicht. Sein Werk über Madagascar, im Ganzen objektiv gehalten, erörtert im Einzelnen die Gründe, welche gegen eine afrikanische Affinität sprechen, leidet jedoch an dem Mangel, daß der Autor zu wenig Gewicht auf morphologische Gründe legt und ihm die wichtigen Stämme im Norden und Westen von Madagascar zu wenig bekannt sind.

Es ist allerdings richtig und gewiß nicht ohne Interesse, daß die Sprache des mächtigen Howastammes über die ganze Insel verbreitet und überall verstanden wird. Diese Sprache, darüber kann kein Zweifel sein, ist nicht afrikanisch, sondern nahe verwandt mit den malayischen Sprachen, welche im malayischen Archipel und bei den Polynesiern gesprochen werden.

Ein Freund, welcher lange in der Südsee gelebt hat, war überrascht von der großen Aehnlichkeit einiger ihm von mir vorgelegter madagassischer Wörter mit den in der Südsee gebräuchlichen Bezeichnungen.

Diese linguistische Thatsache spricht nun allerdings dafür, daß das malayische Rassenelement auf Madagascar eine sehr wesentliche Rolle spielt. Die Einheit der Sprache beweist jedoch noch keineswegs die Rasseneinheit des ganzen Volkes.

Nehmen wir z. B. an, die Geschichte der benachbarten Inseln Réunion und Mauritius sei völlig verloren gegangen und ein Anthropologe hätte die Aufgabe, die dortigen Volkselemente zu analysiren. Er fände dort eine einheitliche Sprache, ein Französisch mit der specifisch kreolischen Aussprache und den eigenthümlichen kreolischen Wendungen. Diese Sprache wird vom französischen Kreolen, vom Mulatten, vom Kaffer, vom Araber, vom Indier und vom dort lebenden Chinesen verstanden und gesprochen. Dennoch müßte ein Anthropologe gar bald die verschiedenen Rassenelemente herausfinden. Ein ähnlicher Proceß hat sich vielleicht vordem auf Madagascar abgespielt, wenn uns auch historische Dokumente gänzlich fehlen.

Immerhin ist nicht zu vergessen, daß die Dialekte der einzelnen Stämme sehr stark von einander abweichen und z. B. die Sakalaven des Westens die Sprache der Zanzibarleute und der Schwarzen von Mozambique mit Leichtigkeit erlernen.

Das Vorkommen einer allgemein verbreiteten malayischen Sprache auf Madagascar könnte man sich vielleicht in folgender Weise erklären: Die Malayen sind verhältnißmäßig spät nach dem westlichen Madagascar ausgewandert. Sie fanden dort bereits Volksstämme vor, welche sie vermöge ihrer geistigen Ueberlegenheit nach und nach beherrschten, und namentlich als begabtes Handelsvolk kamen sie in verschiedene Gebiete. Bei dem Wanderleben der Madagassen mußte sich eine gemeinsame Sprache als Bedürfniß herausstellen. Der einfache Bau und der Wohlklang des Malayendialektes mußte das Ohr der übrigen Madagassen, welche sprachlich ganz ungewöhnlich begabt sind, ansprechen und gewann nach und nach die Oberhand.

Aber James Sibree unterschätzt entschieden die afrikanischen Affinitäten. Er sagt, daß die Madagassen nur Pflanzenfasern für ihre Bekleidung verwenden. Das ist aber nicht ganz genau. Im Inneren sah ich einzelne Betsimisaraka, Mützen aus Lemurenfellen, tragen und ein zuverlässiger Beobachter, welcher häufig nach dem Südwesten kam, sagte mir, daß ein Stamm Mützen aus Ochsenfellen trage, an welchen Ochsenschwänze befestigt sind. Die Farben und Dessins der Gewebe, welche die Frauen mancher Stämme anfertigen, haben gar keinen malayischen Charakter. Die Sakalaven im Westen fertigen Holzschnitzereien an und ich besitze prachtvoll gearbeitete Holzlöffel mit Zeichnungen, welche echt afrikanische Motive erkennen lassen.

Bei dieser Gelegenheit mag auch noch die Thatsache Erwähnung verdienen, daß der Eingeborene einen sehr bewußten Unterschied zwischen dem malayischen Element und dem Nicht-Malayen macht. Ueberall, wo ich hinkam, fand ich diese Unterscheidung des Howa vom übrigen Element, das in Bausch und Bogen als „Malgasche“ bezeichnet wird. Hier gewinnt ein allgemein verbreitetes Volksgefühl einen prägnanten sprachlichen Ausdruck, dem eine wohlbegründete Thatsache zu Grunde liegen muß.

Ob man eine afrikanische, ob man eine orientalische Herkunft befürworte, ich kann mich in keinem Fall zur Einheit im Ursprunge des Madagassenvolkes bekennen.

Der einzige Forscher, welcher den genannten Thatsachen Rechnung trägt und meiner Meinung nach der Wahrheit am nächsten kommt, ist der französische Reisende Alfred Grandidier. Sein langer Aufenthalt in verschiedenen Gebieten der großen Insel befähigte ihn, besser als seine Vorgänger, über die Bevölkerung ein zuverlässiges Urtheil abzugeben.

In einer unlängst in Paris gehaltenen Rede, deren Abdruck im „Journal officiel“ vom 27. Oktober 1886 mir vorliegt, spricht er sich nunmehr eingehend über die Herkunft der madagassischen Volkselemente aus.

Grandidier hebt bei dieser Gelegenheit zum ersten Male mit voller Schärfe den Gegensatz zwischen den in Central-

madagascar und an einigen Küstenplätzen ansässigen Howa und den übrigen Madagassen hervor, deren Wohnsitze mehr an der Peripherie der Insel liegen. Für ihn besteht eine wahrnehmbare ethnographische und anthropologische Kluft zwischen beiden, und er läßt nur den Howa als ächten Malayen gelten.

Ich freue mich, von Grandidier ein Resultat ausgesprochen zu finden, das von mir ebenfalls und zwar völlig unabhängig in Madagascar gewonnen wurde und dem ich fast am gleichen Tage wie Grandidier öffentlichen Ausdruck in einer vorläufigen Reisepublication verlieh. Diese erfreuliche Uebereinstimmung beweist, wie klar im Grunde die Thatsachen liegen müssen.

Grandidier hält es für wahrscheinlich, daß die Howa aus dem Gebiet von Java oder wenigstens aus jener Region eingewandert sind, während er vermuthet, der übrige Theil der madagassischen Bevölkerung entstamme dem Gebiete von Indochina. Nach den interessanten Parallelen in Sitten und Gebräuchen, sowie in religiösen Anschauungen findet er Anklänge an die Bewohner des indochinesischen Gebietes.

Hier weichen nun meine Ergebnisse ab. Ich fühle allerdings die zahlreichen Züge der „Malgaschen“, welche auf den Osten hin zu deuten scheinen, wohl heraus, aber viele Bräuche und Volksanschauungen können sich gelegentlich völlig unabhängig an verschiedenen Punkten der Erde entwickeln, Manches mag importirt sein; aber Beziehungen zur afrikanischen Welt sind doch ebenso sehr verbreitet. Die sicherste Richtschnur bleiben in zweifelhaften Fällen doch die rein morphologischen Verhältnisse, der physische Charakter der Stämme ist am wenigsten wandelbar.

Gelangt man nach dem Westen von Madagascar, so wird das afrikanische Gepräge der Bewohner doch sehr in die Augen fallend und ihre körperlichen Beziehungen zu den festländischen Bewohnern der Küste von Mozambique und Zanzibar sehr groß.

Scheinbar stehen die Stämme an der Ostküste, insbesondere die Betsimisaraka, weit ab, haben sich auch vielfach mit dem malayischen und kaukasischen Element vermischt, aber sie werden durch die im Norden lebenden Antakaren doch in unleugbarer Weise mit den afrikanischen Westmadagassen verknüpft.

Sachalin und seine Verbannten[1].

I.

Am 14. (26.) Mai verließen wir mit dem Schiffe „Kostroma“ Wladiwostok, auf dessen Rhede wir eine Woche verweilt hatten. Das bisher warme und klare Wetter veränderte sich am Tage der Abreise plötzlich, und als wir den Ussuri-Golf passirten und in das Japanische Meer hineinfuhren, kamen wir in einen starken Nebel; die Temperatur sank von 15° auf 10° R.

Am Morgen des 16. (28.) Mai näherten wir uns zwei japanischen Inseln: Rubinsiri (Refunsiri) und Riinsiri. Letztere ist fast unbewohnbar; sie besitzt einen kegelförmigen, 5352 Fuß hohen Berg, welcher theilweise mit Schnee bedeckt war. Auf der ersteren größeren Insel, welche grüne Wälder erkennen ließ, wohnen Ainos und Japaner. Wir fuhren an den Inseln vorüber in die Meerenge Lapérouse; der Leuchtthurm von Crillon an der Südspitze von Sachalin wurde sichtbar. An einigen hochgelegenen Stellen der Küste von Sachalin sah man mitten im Grünen noch Schnee liegen. Hinter dem Leuchtthurme beginnt der Aniwabusen, welcher tief in das südliche Ende Sachalins einschneidet und in dessen Mitte der Posten Korsakowsk liegt. Dort warfen wir Anker, $2\frac{1}{2}$ bis 3 Werst (Kilometer) vom Ufer entfernt.

Korsakowsk (auch Korsakowa genannt) ist im Jahre 1869 gegründet worden; die ersten Ansiedler waren 25 Familien aus dem Gouvernement Tobolsk. Der Ort ist umgeben von Gesträuch und kleinen Bäumen; der Wald, welcher früher die benachbarten Höhen bedeckte, ist niedergehauen, um Bauholz zu gewinnen. Die Gebäude sind ohne Ausnahme hölzerne und stehen in zwei Reihen, so daß eine Art von Straße gebildet wird. Hier befindet sich die Verwaltung des Postens, eine Kirche und auch ein Laden, dessen Besitzer, Zeller, von den Einwohnern Korsakowsks ganz unglaubliche Preise für seine Waaren nimmt. Zu beiden Seiten der Straße liegen zerstreut die Häuser des Militärkommandos und die Ansiedelungen der Strafarbeiter (Katorshnije[1]), sowohl derjenigen, welche bereits den Termin der Strafarbeiter hinter sich, oder auch derjenigen, welche die entsprechende Zeit im Gefängniß verbracht haben. Die Ansiedelung mit ihren Gemüsegärten und Feldern erinnert an ein großes russisches Dorf. An dem einen Ende des Ortes liegt auf einem großen Platze das viereckige, aus Holz erbaute Gefängniß; es besteht aus vier Flügeln, welche einen Hof umschließen, und hat an den Ecken Thürme. Die Räume können bis 1000 Arrestanten beherbergen; sie sind hoch, aber schlecht ventilirt und haben wenig Licht. Im Allgemeinen ist das Gefängniß nicht sehr solide gebaut und fordert bereits an vielen Stellen Stützen; ein Zaun fehlt noch.

In einem der Thürme wohnt der Henker, ein früherer Katorshnik, welcher hier nur als Prügelmeister fungirt. Er ist von den Strafarbeiten befreit, bekommt von den Arrestanten freiwillige Gaben, genießt das Vorrecht, das Gefängniß verlassen zu dürfen, jedoch nur um Ruthen zu sammeln. Bei diesen Spaziergängen versorgt er sich reichlich mit Branntwein; trotz der allerstrengsten Aufsicht, trotz der strengsten Strafe wird dennoch Branntwein im Geheimen verkauft; man versteckt ihn auf dem Kirchhofe oder am Boden des Flüßchens. Der Henker selbst unterliegt wegen seiner Trunksucht gleichfalls der Körperstrafe, wie es gerade damals sich ereignete. Doch mußten die Gefängnißaufseher selbst die Exekution vollstrecken, weil keiner der Strafarbeiter sich dazu bereit fand; alle fürchteten nämlich die Rache des Prügelmeisters.

---

[1]) Nach einem Briefe von A. Schtscherbak in der „Nowoje Wrjemja“ 1886, Nr. 3818 und 3873.

[1]) Ein nach Sibirien verbannter und zur Zwangsarbeit verurtheilter Verbrecher heißt russisch „Katorshnik“ oder „Katorshnij“, von „Katorga“, die schwere Zwangsarbeit.

Hier in Korsakowsk mußte die für das Gefängniß bestimmte Ladung, aus Salzfleisch, Mehl, Grütze, Zucker, Pelzen, Eisen, Kupfer und landwirthschaftlichen Werkzeugen bestehend, ans Land geschafft werden, ferner von den 518 Arrestanten, welche sich an Bord der „Kostroma“ befanden, 319 ausgeschifft werden; der Rest war für Duë und Alexandrowsk bestimmt.

Früh am Morgen des 17. (29.) Mai war das ganze Ufer bedeckt mit grau gekleideten Leuten; ebensolche Graukittel befanden sich in den Booten, welche die Ladung des Schiffes ans Land befördern sollten. Das Abladen ging sehr schnell vor sich, weil der Dampfkutter die Boote hin und zurück schleppte. Die Ausschiffung der Strafarbeiter sollte zuletzt erfolgen. Zwischen den auf dem Schiffe befindlichen Gefangenen und denjenigen, welche auf den Booten waren, wurden bereits Unterhandlungen eingeleitet. „Wie ist die Verpflegung auf Sachalin?“ „In welchem Posten ist der Aufenthalt am besten?“ „Wie sind die Aufseher?“ Hier und da fanden sich Landsleute, welche über ihre weit entfernte Heimath redeten!

„Wir sind todte Leute — nun und damit basta!“ sagte einer der Gefangenen; als er mich bemerkte, bat er um Papier zu einer Cigarette.

Während der Ladungsarbeiten wurden die dabei beschäftigten Arrestanten von den Gefängnißaufsehern bewacht. Es waren das Soldaten, aber größtentheils noch unerfahrene, welche wenig auf das achteten, was um sie herum geschah. Einige Arrestanten lauerten nur auf eine günstige Gelegenheit, den im Geheimen bei der Schiffsmannschaft gekauften Spiritus oder Rum bei Seite zu schaffen. Der verbotene Handel wurde aber bald entdeckt: es fand eine allgemeine Inspektion und Untersuchung der Wohnräume der Matrosen und Heizer statt und der gefundene Branntwein wurde zum Besten der Lazarethe auf Sachalin confiscirt und die Ertappten mit Entziehung einer Monatsgage bestraft.

Um 9 Uhr Abends war die Ausschiffung der Waaren und die Ablieferung der Arrestanten beendigt. Zur Aufnahme der abgeladenen Vorräthe waren zwei Scheunen am Ufer erbaut; in der Nähe der einen steht ein Schuppen, unter welchem ein Kutter gebaut wird; auch eine Windmühle ist daselbst vertreten, doch wird sie wenig benutzt, weil die Ernten sehr gering sind und genug Mehl zu Schiffe herbeigeschafft wird.

Die Zahl aller Verschickten und Strafarbeiter in Korsakowsk beträgt 1000; außer diesen giebt es an Ansiedlern und solchen Arbeitern, welche bereits frei sind und im Posten oder in dessen Nähe wohnen, etwa 350, darunter gegen 50 Mann, welche wegen Schwäche, Krankheit und hohen Alters von der Arbeit befreit sind; ferner 83 Frauen, sowohl der Ansiedler, als der Verschickten, als auch einzelne Verschickte — alles zusammen 1533. Das Militärkommando ist 210 Mann stark; zur Verwaltung des Postens gehören der Chef des Bezirkes und dessen Kanzlei (ein Sekretär und einige Schreiber), der Gefängnißaufseher und dessen Gehilfe, der Inspektor der Ansiedelung, die Officiere des Militärkommandos, zwei Aerzte und deren Feldscheerer, die Priester u. s. w. Mit allen diesen, sowie den betreffenden Familien der Beamten beträgt die Zahl der Einwohner in Korsakowsk etwa 1800; von den gelegentlich anwesenden Eingeborenen, wie Ainos, Orotschonen und Giläken, ist dabei ganz abgesehen.

Die Arbeiten der Strafgefangenen bestehen hauptsächlich in Erbauung der Kronshäuser und im Fällen und Herbeischaffen des Holzes zum Bau. Ferner beschäftigen sie sich gegenwärtig mit der Herstellung eines Durchhaues zum Zwecke einer telegraphischen Verbindung zwischen Korsakowsk und Alexandrowsk und weiter mit der Herstellung einer fahrbaren Straße zwischen den beiden genannten Orten. Alexandrowsk, das Centrum der Verwaltung Sachalins, ist ca. 700 Werst (Kilometer) von Korsakowsk entfernt. Augenblicklich giebt es gar keinen Weg zwischen den beiden Posten: dichte Wälder trennen beide Orte. Eine Kommunikation der genannten Posten unter einander ist nur im Sommer zu Wasser möglich, falls gerade die Schiffe der sibirischen Flotte die Fahrt machen. Im Winter reist man im höchsten Falle der Noth mit Hunden, doch erfordert eine derartige, sehr gefährliche Reise etwa vier Wochen. Die äußerst schwierige Kommunikation ist nicht ohne Einfluß auf das hiesige Gerichtsverfahren. In Korsakowsk z. B. sitzt im Gefängnisse in Einzelhaft ein Verbrecher, welcher bereits vor Jahresfrist zum Tode verurtheilt worden ist; aber die Bestätigung des Urtheils durch den Generalgouverneur von Sibirien ist noch nicht eingetroffen. Der Verbrecher ist bereits so weit gekommen, daß er selbst bittet, man möge ihn doch sobald als möglich hängen, um nur der peinlichen Erwartung der Todesstunde ein Ende zu machen.

Im Bezirk von Korsakowsk giebt es nur eine Straße, welche vom Posten zu den nächstgelegenen Ansiedelungen Solowjewka und Mitzulowka hinführt und an deren Fortsetzung gearbeitet wird. Die Straße zieht sich längs der Meeresküste hin, dicht an den Bergen. Ihre Herstellung auf steinigem Grunde hat den Strafgefangenen viel Mühe gemacht, zumal wenn man die ungeeigneten Instrumente derselben dabei berücksichtigt. Die Leitung der Arbeiten hatte der Chef des Korsakowsker Bezirks, E. Belij, ein noch junger, aber sehr energischer Mann. Außer der genannten Beschäftigung müssen einzelne Strafgefangene noch die Rolle von Bediensteten in der Verwaltung selbst übernehmen.

Die unmittelbare Aufsicht über die Gefangenen und ihre Arbeiten haben die Gefängnißaufseher; auf 20 Gefangene kommt ein jüngerer und auf 40 ein älterer Aufseher. Während der Arbeiten im Walde begleiten Soldaten die Gefangenen, insbesondere diejenigen, welche gefesselt sind (Fesseln, insbesondere Fußfesseln, werden von Flüchtlingen und rückfälligen Mördern getragen). Da aber das in Korsakowsk befindliche Militärkommando sehr gering (210 Mann) und sehr stark in Anspruch genommen ist, so kann die militärische Begleitung nur schwach sein; sie ist deshalb nicht im Stande, Fluchtversuche zu verhindern. Zahlreich werden die Fluchtversuche, sobald neue Arrestanten hinzugekommen sind. Allein die meisten derartigen Versuche enden damit, daß die Flüchtlinge ins Gefängniß heimkehren; einerseits zwingt sie dazu der Hunger, andererseits können sie nicht übers Meer nach Japan oder Winters über den gefrorenen Tatarischen Golf auf das Festland; in jedem Falle bietet die Flucht kolossale Schwierigkeiten dar.

Die Flüchtlinge belästigen durch ihr Stehlen und Rauben die vorhandenen friedlichen Ansiedler ganz außerordentlich; die Bewohner des 40 Werst von Korsakowsk entfernten Dorfes Tschibisani haben sich aus diesem Grunde schon entschlossen, nach dem Amur-Gebiete überzusiedeln, wozu ihnen bereits die Genehmigung von Seiten der Obrigkeit ertheilt worden ist.

Ist die zu Zwangsarbeiten festgesetzte Frist der Einzelnen abgelaufen, so heißen sie Ansiedler und erhalten geeignete Plätze, um sich Wohnungen zu errichten; man giebt ihnen ein Stück Land, eine Waldparcelle, um Bauholz zu gewinnen, einiges Vieh und landwirthschaftliche Werkzeuge. Außerdem erhält jeder Ansiedler, und wenn er verheirathet ist, auch seine Frau und seine Kinder, ein bis zwei

Jahre lang eine Unterstützung in baarem Gelde; für Kinder werden z. B. drei bis vier Rubel (sechs bis acht Mark) monatlich gezahlt.

Das Erbauen eines Hauses, das Bearbeiten eines Stückes Land ist für den Ansiedler ein schweres Stück Arbeit, weil er meist allein ist. Hat er aber endlich ein Hüttchen, hat er einen Gemüsegarten, welcher die dringendsten Bedürfnisse befriedigt, so ist er beruhigt; wegen der Geldunterstützung fühlt er sich nicht veranlaßt, seine Wirthschaft auszudehnen, im Gegentheil. Ich sah bei einigen Ansiedlern nur sehr kleine Korn- und Kartoffelfelder, obgleich die Kartoffeln hier reichlich tragen; es waren alles Ansiedler, denen eine Unterstützung gezahlt wurde. Nur wenig davon entfernt waren ansehnliche Getreide- und Kartoffeläcker; ihr Besitzer stand auf eigenen Füßen, er bekam keine Unterstützung mehr. Die Mehrzahl der Ansiedler in Sachalin aber wird von der Regierung unterstützt; von 2182 Menschen 70 Proc. Der Fortschritt und die Entwickelung der Landwirthschaft wird aber auch gehemmt durch die Bestimmung, daß jeder Strafgefangene, nachdem er seine Zeit abgearbeitet hat, sich mit Ackerbau beschäftigen muß und kein Recht besitzt, vor Ablauf einer bestimmten Zeit Sachalin zu verlassen. Am 1. Januar 1885 waren — nach gemachten Erhebungen — von 4900 Gefangenen und Ansiedlern auf der ganzen Insel nur etwa 60 Proc. zum Ackerbau geeignet. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Mehrzahl der befreiten Arrestanten keine Weiber hat, wodurch die Führung einer Wirthschaft sehr erschwert wird. Freilich kommt es vor, daß die Verwaltung einzelne Fleißige durch das Gestatten einer Civilehe mit einer Strafgefangenen oder einer Verschickten gewissermaßen belohnt; aber das sind sehr seltene Fälle.

Unter den Ansiedlern leben auch meistens solche Strafgefangenen, welche ihre bestimmte Zeit im Gefängnisse verlebt haben, aber dennoch täglich zur Arbeit gehen müssen und nur die von Kronsarbeit freie Zeit für sich verwenden können. Uebrigens ist alle von den Gefangenen ausgeführte Arbeit — ausgenommen die Beschaffung des Holzes im Winter — keineswegs eine so schwere, als gewöhnlich unter „Katorga" (Zwangsarbeit) verstanden wird.

Kürzere Mittheilungen.

Noch ein Wort über die Herkunft der Bohne.

Von Dr. R. A. Philippi in Santiago.

In dem Aufsatz „Ueber die Herkunft der Bohne" („Globus", Bd. 50, S. 72) wird die Behauptung aufgestellt, daß die Gartenbohne in Amerika einheimisch sei, wie Wittmack zuerst gefunden hat, der sich namentlich auf Acosta's historia natural i moral de las Indias beruft. Ich erlaube mir noch mehrere Beweise dafür anzuführen und einige Angaben der Schriftsteller zu berichtigen.

Molina sagt in seinem Versuche einer Naturgeschichte von Chile (deutsche Uebersetzung, S. 108): „Der Degul, Phaseolus vulgaris. Schon vor der Ankunft der Spanier bauten die Einwohner verschiedene Arten von Ficebohnen, welche von den europäischen nicht sehr verschieden sind. Unter diesen ist eine mit geradem Stengel, welche von ihnen cuditmeto genannt wird, und 13 schlingende Arten, unter welchen besonders merkwürdig sind: die Pallari, Phaseolus Pallar, welche beinahe einen Zoll lange Samen haben, und die Vorrichetti, Phaseolus Asellus, deren Samen sphärisch und auf der Oberfläche uneben sind."

In dieser Angabe Molina's ist Wahres mit Irrthümlichem vermischt, was man bei ihm entschuldigen muß, da er auf seinem Transporte von Chile nach Europa ja alle seine Handschriften verloren hatte, und das Werk über seine Heimath fast 20 Jahre, nachdem er diese hatte verlassen müssen, aus dem Gedächtniß schrieb. Ich will zunächst die Irrthümer über Phaseolus pallar und Phaseolus asellus berichtigen. Phaseolus pallar wird, gegenwärtig wenigstens, in Chile nicht angebaut, sondern nur ab und an in Gärten als eine Curiosität gezogen, wie etwa auch Dolichos sesquipedalis und Phaseolus multiflorus. (Die kurze botanische Beschreibung desselben, die Molina gegeben hat, ist ganz falsch, wie ich schon in der Botanischen Zeitung Nr. 43, Oktober 1859 gezeigt habe.) Ich muß jetzt glauben, daß der Pallar identisch mit Linné's Phaseolus lunatus ist. Die Borrichetti, italienische Schreibart für das spanische burriquito, zu Deutsch „Eselchen", Phaseolus asellus, findet man jetzt selten; die Bohnen sind beinahe kugelig, eselsgrau, woher der Name, aber glatt, nicht unebener als andere Bohnen auch sind; es sind diese Eselchen eine Varietät von Phaseolus nanus, der Kruppbohne. Nur die Kruppbohne wird in Chile angebaut, und zwar in zahllosen Varietäten und in Menge, da sie die Hauptnahrung des Volkes in den nördlichen und mittleren Provinzen Chiles ausmacht, und auch bei keiner Mahlzeit der reicheren Chilenen eine Schüssel mit Bohnen fehlt. In den südlichen Provinzen, Valdivia und Chiloe, treten die Regen so früh ein, daß man kaum die nöthigen Bohnen für die Aussaat des nächsten Jahres ernten kann, und tritt als Hauptnahrungsmittel die von den Spaniern eingeführte Erbse und die Saubohne an die Stelle der Kruppbohne. „Schlingende Bohnen", wie Molina behauptet, werden von den Chilenen nicht angebaut, nur die fremden Gärtner ziehen die Stangenbohne, Phaseolus vulgaris. Was Molina mit seinen 13 schlingenden Arten sagen wollte, ist mir rein unverständlich, vielleicht hat er dabei auch an die Zierpflanze Phaseolus caracalla, Phaseolus multiflorus, Dolichos lignosus etc. gedacht; wahrscheinlicher ist mir, daß er hat sagen wollen, man baut in Chile eine kletternde Bohne und 13 Arten, die nicht klettern.

Die chilenische Bohne ist, wie gesagt, die Kruppbohne, Phaseolus nanus. Ihr chilenischer Name Degul ist, wie so manche einheimische Namen[1]), jetzt so gut wie verschwunden, und hat den fremden Namen porroto und frejol (spr. Frichol), Platz gemacht. Ich bin nicht im Stande, anzugeben, woher der Name frejol, der offenbar einerlei mit frijol und frisol ist, herstamme, aber der Name porroto ist offenbar das peruanische Wort purutu oder purrutu, womit die Bohne in Peru bezeichnet wird. Diesen Namen erwähnt auch nach den alten Schriftstellern Brehm im „Inkareich" S. 86, und ist es wohl erlaubt, zu vermuthen, daß Chile die Kruppbohne von Peru erhalten hat, und vielleicht erst, nachdem die Inkas das nördliche Chile bis zum Maulaflusse erobert hatten. Der Umstand, daß die Bohne in Peru und Chile einheimische Namen führt, ist ein sehr gewichtiges Argument für die Ansicht, daß dieses Gewächs auch einheimisch ist, denn alle

[1]) So kennt man jetzt die Acacia Cavenia nur unter dem Namen „espino", Dornstrauch, und nicht mehr unter dem einheimischen Namen „Caica", den ich nie gehört habe.

von den Europäern eingeführten Thiere und Pflanzen führen die fremden, wenn auch verstümmelten Namen.

Bei dieser Gelegenheit sei es mir erlaubt, den Versuch zu machen, nachzuweisen, daß Cucurbita melopepo Pers. oder Cucurbita mammeata Mol. (im Texte der deutschen Uebersetzung steht mammellata) peruanischen Ursprungs ist[1]). De Candolle sagt schon (Origine des plantes cultivées, p. 204): „Die historischen Angaben widersprechen der Meinung nicht, daß Cucurbita pepo (womit er Cucurbita melopepo vereinigt) amerikanischen Ursprungs sei, ohne sie jedoch zu unterstützen." Auf der vorhergehenden Seite sagt er, es sei unmöglich, zu wissen, was Molina unter seiner Cucurbita mammeata gemeint habe. Dies ist ganz richtig, wenn man bloß die lateinische Diagnose Molina's berücksichtigt; allein für Jemand, der im Lande lebt, ist es nicht so schwer. Molina sagt im Texte: „Die Frucht ist beständig sphäroidalisch, an der Spitze hat sie eine große runde Warze, das Fleisch ist sehr milde und süß, beinahe wie von den Bataten (Ipomoea batatas), welche camote genannt werden." Diese Beschreibung stimmt, sollte ich meinen, genau mit Cucurbita melopepo Persoon (oder Cucurbita maxima turbaniformis Ahlefeld) überein. Sonderbar ist, daß Molina den chilenischen Namen nicht anführt, der zapallo ist. In dem in Madrid 1873 erschienenen Werke von D. Buenaventura Arago „Tratado completo del cultivo de la huerta" heißt es S. 279: „Der zapallo genannte Kürbis stammt aus Südamerika; er hat sich sehr gut in Galicien acclimatisirt. Nach einem gleichzeitigen Schriftsteller war der erste, welcher ihn gezogen hat, José de Villamil, ein Gutsbesitzer in Mondongo." Ueber den Namen zapallo (sprich Szapalljo) ist zu bemerken, daß derselbe nur in Südamerika bekannt ist, und man dies Wort vergebens im Wörterbuche der spanischen Akademie und den Taschenwörterbüchern sucht, es fehlt ebenfalls in Colmeiro's Curso de botánica, welches Buch die amerikanischen Pflanzennamen in großer Vollständigkeit aufführt. Sehr merkwürdig ist, daß der Name in Peru capallu (sprich Kapallju) heißt, (s. u. A. auch Brehm a. a. O.) und diesen Namen hat auch Colmeiro, und zwar „Capallu de Chile", S. 361; es hat sich also der Laut k, der wohl der ursprüngliche ist, in den des scharfen s verwandelt, ähnlich wie der Gallier diesen Laut ganz allgemein in „sch" verwandelt hat, z. B. cantus chant, campus, champ, castellum château, carmen charme, caro chair, canis chien, caballus cheval, cannabis chanvre, etc. etc., ein Beweis mehr, daß man von der heutigen Aussprache nicht auf die ursprüngliche schließen darf wie noch kürzlich wieder bei Gelegenheit der Aussprache des Altgriechischen geschehen ist.

[1]) Daß die Kürbisse aus Amerika stammen, ist durch Asa Gray und Wittmack wahrscheinlich gemacht worden. Red.

Zur Tiefseeforschung.

Ko. Gelegentlich der Veröffentlichung der ersten Abtheilung der Mollusken, welche der Dampfer „Blake" 1877 bis 1880 in den westindischen Gewässern gesammelt hat, macht Dall einige interessante Bemerkungen über die Tiefseefauna, welche weitere Verbreitung verdienen.

Die reichste Ausbeute an Seethieren liefert nicht die eigentliche Abyssalregion, sondern der Raum zwischen dieser und der Litoralzone. Dall begrenzt die letztere mit der Linie, welche die untere Grenze der Algenvegetation bezeichnet; sie liegt durchschnittlich in einer Tiefe von hundert Faden; die eigentliche Abyssalregion dagegen läßt er mit der Tiefe beginnen, in welcher die warmen Strömungen nicht mehr fühlbar sind und die Temperatur sich unverändert auf 40° F. hält. Schon Graf Pourtalès fand in dem Zwischenraume, den Dall die Archibenthalregion nennt und der ungefähr der Kontinentalregion von Agassiz entspricht, am jähen Abhange der Floridariffe seine besten Arten; dieselbe Erfahrung machte der „Challenger" an der bekannten Stelle vor St. Thomas, der „Albatroß" der Fischkommission am Außenabhang bei Marthas Vineyard, der „Blake" am Kap San Antonio und bei Grenada. Die Ursache mag zum Theil im wärmeren Wasser liegen, aber es müssen auch andere Ursachen mitwirken; jedenfalls ist es sehr interessant, daß die Fauna der Archibenthalregion nur selten direkt von der benachbarten Litoralfauna abgeleitet werden kann, wenn schon immer ein guter Theil aller Arten irgendwo noch lebend vorkommt. Zieht man eine Linie vom Kap Hatteras nach Madeira, so finden sich von den Arten, welche oberhalb der Tausendfadenlinie vorkommen, etwa 42 Proc. auch irgendwo lebend in seichterem Wasser, und der Procentsatz würde wahrscheinlich erheblich höher ausfallen, wenn die Litoralfauna der Tropen genauer bekannt wäre. Eigenthümlich sind nur wenige Gattungen. Es scheint fast, als ob die Grenze nach unten schärfer sei als nach oben; Arten, die sich von 80° bis 45° F. wohl fühlen, können die Grenze von 40° nicht überschreiten. Es hängt das allem Anschein nach mit dem Einfluß der Kälte auf die Embryonalentwickelung zusammen, wie ihn die Beobachtungen von Brooks und Ryder bei den Austern nachgewiesen haben; eine geringe Erniedrigung tödtet die Keime, eine selbst bedeutende Erhöhung beschleunigt nur die Entwickelung. Hat nun die Archibenthalfauna irgendwo, wo die Bedingungen günstig sind, die Litoralzone erreicht, so kann sehr leicht durch eine temporäre kalte Strömung die Verbindung unterbrochen werden und wir haben dann zwei weit getrennte Kolonien, deren ehemaliger Zusammenhang sich nicht immer mehr nachweisen läßt. Die Strömungen bringen an solche steile Abhänge überreichliche Nahrung und bewirken die nöthige Mannigfaltigkeit, wie sie für die Entwickelung einer reichen Fauna nöthig ist.

Die Tiefseefauna ist zwar bei weitem weniger mannigfaltig wie die Archibenthalfauna, aber doch immer verschiedenartiger, als man bei der völligen Gleichmäßigkeit der Ablagerungen über weite Strecken hin annehmen sollte. Finden sich auch keine Steine, so wissen sich die Arten, welche feste Stellen zur Anheftung brauchen, in anderer Weise zu helfen. Kleine Patelliden, wie Lepetella und Cocculina, heften sich an die chitinösen Röhren von Hydroidpolypen und die lederartigen Röhren von Anneliden; Capulus setzt sich an die langen Stacheln von Seeigeln, und wenn der Raum nicht mehr ausreicht, sondert er eine kalkige Scheibe ab, die zur Anheftung ausreicht. Leere Muschelschalen finden sich übrigens in diesen Tiefen selten, da die Kohlensäure sie rasch auflöst. In dem Neste, das sich Modiola polita Verrill. spinnt, suchen immer noch eine ganze Anzahl anderer Thiere Zuflucht. Bei dem vollständigen Mangel aller Vegetation kommen natürlich im Tiefwasser fast nur Arten vor, welche sich von thierischen Stoffen nähren, aber sie sind doch nicht eigentliche Räuber, denn von der Oberfläche fallen fortwährend so viel Reste abgestorbener Thiere herab, daß sie genügende Nahrung ohne Kampf finden. Das ist von ungeheurer Wichtigkeit für die Evolution der Arten, denn sie brauchen viel weniger Schutzwaffen[1]) und haben in Folge dessen auch schwächere Angriffswaffen. Schnecken, welche andere Arten anbohren, sind darum äußerst selten; was sich von lebenden Thieren nährt, gehört zu den Toxoglossen, welche ihre Beute durch einen giftigen Biß betäuben. Farbe und Skulptur haben ihre Bedeutung im Kampfe ums Dasein verloren, sie treten daher auch in der Entwickelung zurück; stachlige Arten, wie in der Litoralzone, finden sich kaum, wohl aber haben

[1]) Einige Arten der Gattung Murex haben die Stacheln und Krausen, durch welche sich ihre Verwandten und Vorfahren im seichteren Wasser auszeichnen, allerdings bewahrt, aber dieselben sind so dünn und zerbrechlich geworden, daß sie häufig schon beim Heraufholen des Thieres zerbrechen und ihm im Kampfe ums Dasein kaum mehr von Nutzen sein können, es handelt sich also um eine einfache Vererbung.

die meisten eine merkwürdig entwickelte feine Skulptur. Viele sind völlig farblos, aber es kommen doch auch zahlreiche gefärbte Arten vor und unter diesen sind auffallend häufig solche mit quadratischen braunen oder rothen Flecken.

Indeß ist die Variabilität ungeachtet der gleichmäßigen Verhältnisse für zahlreiche Arten wieder nicht unbedeutend. Manche allerdings, die von Hause aus „inflexible" sind, bleiben sich durch alle Meere hindurch völlig gleich, andere dagegen sind innerhalb der Artgrenzen äußerst veränderlich. Es mag das auch mit dem Zurücktreten des Kampfes ums Dasein zusammenhängen, mit welchem auch der Zwang zur Entwickelung in einer bestimmten Richtung wegfällt und der individuellen Variation der breiteste Spielraum gelassen wird.

Die Forschungen des „Blake" boten den Vortheil, daß bei ihnen ein ziemlich begrenztes Gebiet scharf und in allen seinen Tiefenzonen durchgearbeitet wurde; so konnte man sich überzeugen, daß die Scheidung der einzelnen Zonen durchaus nicht so scharf ist, wie man gewöhnlich annimmt; manche Arten reichten von den Küstenriffen von Florida bis zur Tiefe von 4000 m. Für Geologen interessant ist die, übrigens schon früher von Agassiz veröffentlichte Thatsache, daß vor Havana in über 800 m Tiefe die Drake eine ganze Menge Schalen von cubanischen Landschnecken heraufbrachte, gemischt mit Blättern von allen möglichen Arten, Alles vollkommen gut erhalten, also eine Süßwasserschicht mitten in einer Tiefseebildung.

Die zuerst von Agassiz so sanguinisch ausgesprochene Hoffnung, in der Tiefsee die charakteristischen Arten früherer geologischer Epochen lebend zu finden, ist auch durch den „Blake" nicht erfüllt worden. Während im Jura und selbst noch in der amerikanischen Kohlenformation sich Vertreter von Binnenschneckenarten finden, die von den heute lebenden kaum specifisch verschieden sind, klafft in der marinen Fauna zwischen Kreide und Eocän noch immer eine weite unausgefüllte Spalte. Nur Pleurotomaria, von der zwei Exemplare erbeutet wurden, könnte in diesem Sinne gedeutet werden. Auffallend groß ist dagegen die Anzahl der Arten, welche seither nur fossil aus dem Pliocän und selbst dem Miocän der südatlantischen und der Golfstaaten bekannt waren, und sie würde noch viel bedeutender sein, wenn die Tertiärlager von Florida, Alabama und Louisiana genauer erforscht wären. Es wiederholt sich also hier ganz dieselbe Erscheinung, wie auf der Ostseite des Atlantischen Oceans, in dessen Tiefe sich die zuerst aus Calabrien und Sicilien und aus dem englischen Crag fossil beschriebenen Arten in immer größerer Anzahl lebend gefunden haben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Rebenkrankheiten in Frankreich stehen dort noch sehr im Vordergrunde des Interesses. Planchon resumirt in einem Artikel den Stand der Dinge. Hiernach hat man die Erfahrung gemacht, daß sandiges Terrain der Phylloxera sehr ungünstig ist, so daß man jetzt, wo thunlich, die seit Jahrhunderten vernachlässigten Distrikte aufsucht, in deren öde gelegenem Sandboden Reben angelegt werden. Dort, wo die Terrainverhältnisse es gestatten, erzielt man auch durch längeres Unterwassersetzen der mit Reben bepflanzten Grundstücke sicheren Erfolg. Die sehr kostspielige Anwendung von Schwefelkohlenstoff und Schwefelalkalien bleibt auf besonders werthvolle Pflanzungen beschränkt. Als erprobtes Mittel hat sich auch die Anpflanzung derjenigen amerikanischen Reben erwiesen, welche nicht von der Reblaus angegriffen werden; auf diese werden die edleren französischen Sorten gepfropft. Auch nicht unbeträchtliche Verwüstungen hat gerade in dem letzten Jahre der gefürchtete Pilz Peronospora viticola angerichtet, dessen Mycel im Blattgewebe wuchert. Als wirksam dagegen hat sich die Bespritzung der Stöcke mit Kupfervitriol- und Aetzkalklösung erwiesen.

— Die präglaciale Existenz des Menschen im nördlichen Wales ist durch die sorgsamen Ausgrabungen des Dr. Hicks, die auf Kosten der „Association for the advancement of Science" in den Jahren 1885 und 1886 in der Höhle von Caë Gwyn vorgenommen wurden, über jeden Zweifel erhoben worden. Unter einer knochenführenden Schicht von 20 Fuß Dicke fand man im Sande einen sorgsam bearbeiteten Feuersteinsplitter. Daß diese Schichten präglacial oder allerhöchstens interglacial sind, kann gar keinem Zweifel unterliegen; sie sind sogar abgesetzt worden vor der großen Senkung, welche die heute 400 Fuß über dem Meeresspiegel liegenden Grotten von Nordwales der Einwirkung des Meerwassers aussetzte. Selbst Boyd Dawkins, einer der entschiedensten Gegner der Annahme präglacialer Menschen, hat angesichts der Resultate des Dr. Hicks seinen Widerspruch aufgegeben.

— Im Kreise Bachmut (Gouv. Jekaterinoslaw) befinden sich Lager von Zinnobererzen, zu deren Bearbeitung jetzt eine Gesellschaft sich gebildet hat. Das aus jenem Erze gewonnene Quecksilber ist so rein, daß es dem spanischen, in der Sierra Morena gewonnenen nicht nachsteht. Die Zinnoberlager befinden sich genau im Centrum des Kreises, 26 Werst (km) von der Stadt Bachmut an der Wasserscheide der in den nördlichen Donetz mündenden Flüsse Kriwoi Torez und Bachmutka bei der Station Nikitowka an der Kursk-Charkow-Azower-Eisenbahnlinie. Die nöthigen Schachte sind bereits gebaut, Schmelzöfen hergestellt, ebenso Wohnungen für die Arbeiter; die Arbeiten selbst haben schon begonnen. Man rechnet darauf, 10000 Pud Erz (160000 kg) und daraus Quecksilber im Werthe von einer Million Rubel jährlich gewinnen zu können.

— Während des Jahres 1886 haben sich gegen 5000 russische Pilger, Männer und Weiber, in Odessa eingeschifft, um Jerusalem, den Athos und andere heilige Orte zu besuchen. Es sind das vorzugsweise Bauern aus den südlichen Gouvernements; besonders zahlreich erschienen sie, wie gewöhnlich, im Herbst nach Beendigung der Ernte.

Asien.

— Dr. Aitchison, der von der englischen Regierung der afghanischen Grenzkommission als Naturforscher beigegeben war, hat eine reiche Pflanzensammlung angelegt und besonders denjenigen vegetabilischen Erzeugnissen des persisch-afghanischen Gebietes große Aufmerksamkeit geschenkt, welche Handelsartikel nach Indien und anderen Ländern bilden. Die Kommission verließ Quettah im September 1884. Man wendete sich von da südwestlich nach Nuschki und hierauf nordwestlich durch Nord-Beludschistan zum Helmand-Fluß, der in etwa 63° östl. L. berührt wurde. Auf dieser Tour und auf der weiteren nordwärts bis Kuhsan (etwas nordwestlich von Herat) wurde nicht viel von Bedeutung gesammelt. Dagegen ergab der Landstrich zwischen ungefähr

59⁰ und 64⁰ östl. L. und 34⁰ und 37⁰ östl. Br. (mit Herat nahe der südöstlichen und Meschhed nahe der nordwestlichen Grenze) eine Ausbeute von 800 Arten in 10 000 Exemplaren. Diese Sammlung war das Ergebniß der Arbeit eines Jahres. Sie enthält aber keine Pflanzen aus der oberhalb 5000 Fuß gelegenen Zone und beschränkt sich im Wesentlichen auf die Pflanzen der Ebene, die auch ökonomisch wichtiger sind. Praktisch am wichtigsten sowie am charakteristischsten für die Physiognomie der Vegetation sind die Umbelliferen. Einige von ihnen erreichen eine riesige Größe, und mehrere geben werthvolle Gummiharze, welche im Handel als Ammoniakgummi, Galbanum, Asa foetida ꝛc. bekannt sind. Unter anderen vegetabilischen Produkten sei noch eine gelbe Farbe erwähnt, welche in großer Menge nach Indien importirt wird und von einer noch nicht beschriebenen Art des Rittersporns (Delphinium) stammt. Ein anderes Färbematerial liefern die Wurzeln einer Prunus-Art, welche dadurch merkwürdig ist, daß sie keine Kronenblätter hat; dieselben werden durch die blumenkronartig gefärbten Kelchblätter ersetzt.

— Topographische Arbeiten der Engländer in Asien. Die geographischen Aufnahmen der der Afghanischen Grenz-Commission beigegebenen Officiere erstrecken sich nach „Nature“ über rund 100 000 engl. Quadratmeilen Landes. Sehr fleißig sind die indischen Topographen in Oberbarma gewesen. Hauptmann Hobson's Karte in 14 Blatt, nach allen vorhandenen Materialien bearbeitet, ist bereits erschienen, ebenso eine Reduktion davon im Maßstabe von 16 Miles auf den Zoll. — Diejenige Abtheilung, welche kürzlich die Aufnahme der andamanischen Inseln vollendet hatte, hat unter Major G. Strahan am 19. November 1886 Calcutta verlassen, um die Aufnahme der Nicobaren zu beginnen.

Afrika.

— Nach neunjährigem Zögern der marokkanischen Regierung ist es jetzt endlich dem neuen britischen Vertreter gelungen, die Legung eines Telegraphenkabels zwischen Tanger und Gibraltar durchzusetzen. Die Arbeiten sind bereits im Gange.

— Ein kaum glaublicher, aber vom „Mouvement Géographique“ (1887, S. 14) bestätigter Vandalismus ist in Kairo von dem englischen Major Mantell begangen worden. Während der Sechziger und Siebziger Jahre hatten ägyptische Officiere unter Gordon, Gessi, Mason, Purdy, Colston, Pront u. A. in den oberen Nilgebieten und im Sudan, besonders in Sennar, Darfur und Kordofan, fleißige Landesaufnahmen ausgeführt, die zum größten Theil noch gar nicht veröffentlicht worden sind. Die Elaborate wurden auf der Citadelle von Kairo in den Bureaus des egyptischen Generalstabes aufbewahrt, von wo man sie später in einen Saal der sogenannten Abtheilung für sudanesische Angelegenheiten im Kriegsministerium überführte. Als nun im Juni 1886 diese Lokalität für Zwecke der britischen Okkupationsarmee benöthigt wurde, beauftragte General Hallam Parr den Aufbewahrer der Karten, Major Mantell, die Lokalität zu räumen und bei diesem Anlasse vieler daselbst aufbewahrter unnützer Schriftstücke sich zu entledigen. Major Mantell ließ nun durch seinen Diener den größten Theil der seiner Obhut anvertrauten Papiere und darunter auch die werthvollen Karten verbrennen. Einige Tage später wollte General Hallam Parr eine Sudankarte benutzen und entdeckte den großen Verlust. Major Mantell wurde zur Strafe für sein Versehen erst kürzlich seiner Stellung als Archivdirektor des ägyptischen Generalstabes enthoben und nach England abberufen. Seine Barbarei hätte freilich eine strengere Strafe verdient; aber ein Theil der Schuld fällt auch auf die englischen Behörden, welche es nur allzu sehr lieben, geographische Aufnahmen „sekret“ zu halten. Möge der traurige Vorfall ihnen wenigstens für die Zukunft zur Lehre dienen.

— Der Sultan von Zanzibar hat auf seine Ansprüche auf das Kilimandscharo-Gebiet zu Gunsten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verzichtet und sich bereit erklärt, diesen Verzicht auch den Häuptlingen jenes Gebietes mitzutheilen. Bekanntlich fällt der Nordabhang jenes Gebirges und ein Theil der Landschaften Taveta und Dschagga in die englische Interessensphäre, und daran kann jener Verzicht nichts ändern; doch hatte sich Großbritannien bereit erklärt, seinen Einfluß beim Sultan geltend zu machen zu Gunsten eines freundschaftlichen Uebereinkommens über das Kilimandscharo-Gebiet. — Der Sultan ist außerdem der Congo-Akte beigetreten, jedoch mit dem Vorbehalte, daß er sich damit nicht ohne weiteres dem Grundsatze der Handelsfreiheit unterwirft; dieselbe soll vielmehr nur insoweit Anwendung finden, als er seine Zustimmung ertheilen wird.

— Im „Mouvement Geographique“ (IV, Nr. 3; 30. Januar 1887) ist ein Brief von G. Schweinfurth abgedruckt, wonach derselbe in Kairo Dr. Junker's Karten vom Welle-Flusse studirt hat und die auch von Junker jetzt getheilte Ueberzeugung hegt, daß der Welle nur der Oberlauf des großen rechtsseitigen Congo-Zuflusses Ubangi (Mobangi) sein kann. — Gerade das Umgekehrte berichtet dagegen Raffray, jetzt französischer Consul in Zanzibar (Compte rendu der Pariser Soc. de Géogr., 1887, Nr. 2, S. 63); ihm zufolge wäre Junker der Ansicht, daß der Welle in den Tsad-See fließt. — Die Entscheidung darüber hängt von der geographischen Breite des untersten Punktes ab, welchen Junker am Welle erreichte; dieselbe giebt Schweinfurth zu 3⁰ 13′ 10″ N. an, Raffray verlegt sie zwischen 5⁰ und 6⁰ N. Letzterer wird sich wohl geirrt haben.

— Am 8. Februar verließ Savorgnan de Brazza Bordeaux, um sich nach Westafrika, Französisch-Congo, einzuschiffen. Auf einem Abschiedsfeste in Paris erklärte er unter Anderem, er halte darauf, nur französische Waaren im „Congo“ einführen zu lassen. — Dagegen ist daran zu erinnern, daß der ganze Süden und Osten der Kolonie zum Freihandelsgebiete gehört; Frankreich aber scheint dem Vorgange des Deutschen Reiches und von Großbritannien zu folgen und sich um die Beschlüsse der Berliner Congo-Konferenz wenig mehr zu kümmern.

— Ingenieur Thiel, das letzte Mitglied der Flegel'schen Niger-Expedition, welches sich noch in Westafrika befand, ist von dort, wo er die Interessen der Afrikanischen Gesellschaft nach dem Tode Flegel's in erfolgreicher Weise wahrgenommen hat, nach Abwickelung der Geschäfte glücklich nach Deutschland zurückgekehrt.

Australien.

— Mitte November 1886 wurde von Thursday Island (in 10⁰ 33′ südl. Br. und 142⁰ 10′ östl. v. Gr.), dem Hauptorte der in der Torresstraße betriebenen Perlfischerei, ein Kabel nach Cape York, der Nordspitze der Kolonie Queensland, gelegt. Von dem Hafenorte Cooktown in 15⁰ 27′ südl. Br. und 145⁰ 25′ östl. v. Gr., bis wohin von Brisbane aus telegraphische Verbindung besteht, ist die Legung eines Landtelegraphen nach Cape York im Gange.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

VIII.

Eines Tages, als Marche bettlägerig war, erschien sein Jäger mit der Meldung, daß am Rande des Gehölzes eine mächtige Schlange liege, die eben einen Ochsen verschlungen habe; da ihm die Nachricht begreiflicher Weise verdächtig vorkam, befahl er dem Jäger, ihm das Thier zu bringen. Und wirklich sah er, wie eine Stunde später ein fast 7 m langer Python von einem vor Angst schnaubenden Büffel an einem Stricke in den Hof geschleift wurde. Um ihn zu tödten, kleidete er sich an und stieg in den Hof hinab; die Schlange maß höchstens 40 bis 45 cm im Umfange, während der Bauch riesig aufgetrieben war. Marche's Leute hatten sie, während sie gerade verdaute, gefunden und ihr ohne Gefahr eine Schlinge um den Hals legen und sie herbei schleppen können. Der Reisende ließ sie an Hals und Schwanz festbinden, machte dann mit seinem Secirmesser einen tiefen Einschnitt am Halse und zerbrach ihr zuletzt, ohne daß sie sich dabei besonders stark bewegte, mit Hammer und Stemmeisen die Wirbelsäule. In ihrem Leibe fand man ein vollständig erhaltenes, zwei bis drei Monate altes Kalb, dessen Beine unter den Leib gebogen waren. Die Haut der Schlange befindet sich jetzt im Pariser Museum; das Fleisch wurde zertheilt, mit Strychnin versehen und zum Vergiften der Krokodile ausgelegt. Das Mittel schien gewirkt zu haben, denn von da an sah man in der Umgegend keine Saurier mehr.

Am 24. Juli hatte Marche Gelegenheit, 19 Agutaïnos beiderlei Geschlechts zu messen; dieselben bewohnen in einer Anzahl von 1000 bis 1200 die sehr arme Insel Agutaya im Cuyo-Archipel. Zur Erbauung von Hütten und Booten müssen sie das Holz weit herholen; ihr Viehstand ist gering und degenerirt zusehends, und ihre schönen Pflanzungen von Kokospalmen hat ein vaguio (Taifun) vollständig verwüstet. Aber trotz der Armseligkeit ihrer Insel hängen sie sehr an derselben und wandern nicht aus, trotzdem Inseln, wie Busuanga, ihnen mehr besitzloses Land bieten, als sie bebauen können. Ihre Hauptbeschäftigung besteht im Fangen von Trepang und winzig kleinen Krabben, die in der Sonne getrocknet und an Indier und Chinesen verkauft werden. Peinigt sie der Hunger zu arg, so verdingen sie sich wohl auf einige Tage zur Arbeit, aber sobald sie sich etwas erholt und einiges Geld verdient haben, so kaufen sie Reis dafür und kehren auf ihre Insel zurück. Ihr Typus ist ziemlich regelmäßig und unterscheidet sich von demjenigen der Tagbanuas der Calamianas-Inseln; er scheint sich unvermischter erhalten zu haben; obwohl sie zum Cuyo-Archipel gehören, sprechen sie doch das Tagbanua der Calamianas.

Vier Tage später bekam der Reisende endlich auch fünf Tagbanuas, darunter ein Weib, von nahem zu sehen; von ihren Stammesgenossen in anderen Theilen des Archipels unterscheiden sie sich in nichts.

Am 20. August 1884 wurde, da besseres Wetter eingetreten war, ein Ausflug nach dem Norden der Insel Busuanga unternommen, und zwar in einem guten Boote, das ihm sein stets hilfsbereiter Wirth zur Verfügung stellte. Zuerst wurde beim Dorfe Coron gelandet und dort eine warme Schwefelquelle besucht, dann bei Coron Viejo auf der Insel Peñon de Coron, in deren Quarzitfelsen zahlreiche Höhlen und Spalten den Meerschwalben zum Bauen ihrer eßbaren Nester Gelegenheit bieten. Bewohnt

Erbeutung eines lebenden Python. (Nach einer Skizze von A. Marche.)

ist die Insel von Tagbannas in wildem Zustande; dieselben errichten sich Hütten, die halb offen und nur wenig über den Erdboden erhöht sind, viele leben auch in den Höhlen. Im Inneren giebt es mehrere kleine Seen, deren größter nach Angabe der Eingeborenen mit dem Meere in Verbindung steht; sein Wasser ist brackig, wird aber trotzdem von jenen getrunken. Leider ist der Zugang zum See für gewöhnlich ziemlich schwierig und bei Regenwetter sogar gefährlich und selbst für die Eingeborenen unmöglich, denn er führt über die Berge und stellenweise an tiefen Abgründen hin, wo man Hände und Füße gebrauchen muß, um vorwärts zu kommen.

An der Bai, wo Alt-Coron einst gelegen hat, fand Marche nur einige elende Hütten und kaum ein halbes Dutzend scheuer Tagbannas. Es ist zu verwundern, daß diese Leute so arm sind und daß dabei nur sie allein die eßbaren Schwalbennester sammeln, die in Manila zu vier und zwei Mark die Unze verkauft werden; auch Trepang fischen sie, wovon manche Arten bis zu vier Mark das Stück verkauft werden. Die Tagbannas werden eben von Chinesen und Indiern aufs Schamloseste ausgebeutet; dieselben liefern ihnen Reis und etwas Zeug auf Abschlag und halten sie so in einem steten Schuldverhältnisse.

Am Tage nach seiner Ankunft in Coron untersuchte Marche zwei Grotten in den senkrecht abstürzenden Klippen am Ostende der Bucht, welche menschliche Gebeine enthalten sollten. Diese Angabe erwies sich auch als wahr. Er ließ zuerst einen seiner Leute hinaufklettern, welcher die größte Mühe hatte, die Mündung der untersten Grotte zu erreichen; als er oben war, wurde ihm ein Seil zugeworfen, mit dessen Hilfe Marche ihm folgen konnte. Hier fand er drei Schädel, darunter zwei gut erhaltene, und Knochen, die aber bereits dermaßen zerfallen waren, daß er sie nicht mitnehmen mochte. Aus der oberen Höhle brachte der Diener dann noch weitere zwei Schädel. Auch Reste von Särgen, Seemuscheln und durchbohrte Steine, die zum Beschweren von Wurfnetzen, wie sie noch heute dort im Gebrauche sind, gedient haben müssen, fanden sich vor. Diese Grabstätte mußte ziemlich alt sein, denn von Eisen fand sich keine Spur, sondern nur Scherben von Thongefäßen, wie sie die Eingeborenen noch jetzt anfertigen.

Tagbanua-Hütten auf der Stelle des früheren Dorfes Coron. (Nach einer Skizze von A. Marche.)

Nachdem eine Anzahl ähnlicher Grotten untersucht war, ohne jedoch eine Ausbeute geliefert zu haben, gelangte man an eine große Grotte; aber da das Wetter plötzlich stürmisch wurde, mußte man schleunigst umkehren; erst einige Tage später konnten ihr an 20 Schädel, Gefäße, ein paar Messerklingen, ein Lanzenholz, ein Bogen und dergleichen mehr entnommen werden. Die Tagbannas hatten gesehen, wie Marche diese Begräbnißgrotten betreten hatte; da er aber seine Funde vorsichtiger Weise in Säcke gepackt hatte, so glaubten sie nur, daß er ihren Vorfahren einfach einen Besuch abgestattet hätte. Später erzählten sie Marche's Leuten, daß die Todten über seinen Besuch erfreut, die folgende Nacht mit Tamtam-Schlagen und Trommeln verbracht hätten. Die einfachste Erklärung dieses Glaubens

sucht der Reisende darin, daß sich der Wind in den Höhlen verfängt und darin lautes Getöse hervorbringt.

Am 26. August nach Malbato zurückgekehrt, untersuchte er am 27. die Insel Mayao-Payao, wo die Tagbanuas der Insel Busuanga fast alle ihre Todten begraben; dieselbe liegt unfern von Malbato nahe der Nordspitze von Peñon de Coron und wird von einer Gruppe felsiger Berge gebildet, die bis zum Meeresstrande herab von einer üppigen Vegetation bedeckt sind. Fast alle Gräber liegen an einer kleinen, sandigen Bucht unter Bäumen zerstreut, wo sie nur schwer zu finden sind, da kein äußeres Merkmal mehr ihre Stelle bezeichnet; nur bei zweien oder dreien waren die Pfähle noch vorhanden, welche die als Dach dienenden Blätter getragen haben. Andere Gräber sind von Grund aus von Schweinen umgewühlt worden, und vielfach haben auch Tabun-Vögel den Sand aufgescharrt, um ihre Eier hinein zu legen. Daß Marche viel mehr Eier als Schädel fand — nämlich drei und ein ziemlich gut erhaltenes Skelett —, machte weniger ihm als seinen Leuten Freude, denn letzteren eröffnete sich damit die Aussicht auf schmackhafte Eierkuchen.

Endlich entdeckte er in den ersten Tagen des September eine wahrhaftige Begräbnißstätte der Tagbanuas auf der Insel Dibatac, bei welcher er schon mehrere Male vorbeigefahren war. Dieselbe unterschied sich durchaus von allen anderen, welche er bis dahin untersucht hatte, und gab ihm die Antwort auf eine Frage, die ihn schon lange beschäftigt hatte, nämlich, welche Processe die in den Grotten oder in der Erde gefundenen Skelette vorher wohl durchgemacht haben mögen. Dort nämlich waren die Leichname nackt auf einer Art Tragbahre ohne Füße zwischen zwei Baumästen an Rotang aufgehängt, nur mit einem leichten Blätterdache überdeckt. Neben ihnen lagen die Geräthe und Waffen, welche sie bei Lebzeiten gebraucht hatten. Wenn nach längerer oder kürzerer Zeit die Rotangstricke verfault und die Knochen zu Boden gefallen sind, so werden sie gesammelt, in kleine Holzsärge oder große Gefäße gethan und in Höhlen und Grotten beigesetzt. Diese Art der Bestattung muß früher auf den Philippinen ziemlich allgemein im Gebrauche gewesen sein, wenigstens im Norden des Archipels, und ist erst nach Ankunft der Europäer und Ausbreitung des Katholicismus verschwunden. Bei den Igorroten im Centrum von Luzon wurden die Todten zwischen Felsen gelegt; die Negritos begraben sie in ihren Hütten oder zuweilen, wie in Bataan in der Sierra de Mariveles, legen sie sie in einer Höhle nieder; auf Mindanao und anderswo werden sie unter Felsen oder dichtbelaubten Bäumen niedergelegt.

Untersuchung einer Höhle. (Nach einer Skizze des Reisenden.)

Am 15. und 16. September unternahm Marche auf einem Büffel einen Ritt in das Innere der Insel; aber theils der Umstand, daß das Reiten auf Büffeln zu den unangenehmsten Arten der Fortbewegung gehört, theils heftige Regengüsse beeinträchtigten diesen Ausflug. Die Gegend, stellenweise anmuthig, ist im Ganzen ziemlich einförmig; häufig sind Ebenen von allen Größen, welche fast alle die Form eines mehr oder weniger geschlossenen Hufeisens haben und von Bergen, welche selten über 200 m ansteigen, eingeschlossen sind. Alle Thäler von Circusform haben in der Mitte meist eine Depression, so daß sie zur Berieselung vorzüglich geeignet sind. Die Berge sind von den Eingeborenen zum größten Theile des Baumwuchses beraubt, denn alljährlich holzen dieselben neue Strecken Waldes nieder, um ihren Bergreis zu säen. Enge, wenig oder gar nicht erhöhte Pässe setzen diese Ebenen mit einander in Verbindung. Die Insel wird von zahlreichen Wasserläufen durchschnitten und enthält auch zwei kleine Seen; obwohl fruchtbar, ist sie fast gar nicht angebaut, weil es an Menschen fehlt oder richtiger, weil die Eingeborenen zum Arbeiten zu faul sind. In den Ebenen findet man ziemlich viel Vieh, das zumeist Don Ascanio, dem Wirthe des Reisenden, gehört. Derselbe besitzt über 2000 Stück, und sein Bestand vermehrt sich, trotzdem Krokodile und Boas viel Jungvieh vernichten. Die Ausfuhr der Calamianas besteht hauptsächlich in Vogelnestern und Trepang, dann in Wachs, Schildpatt und wenigen Perlen von schlechtem Wasser. Wenn sich die Eingeborenen nicht der Trunksucht ergäben und so faul wären, so könnten sie alle reich sein, denn bei wenig Bearbeitung bringt die Erde in Ueberfluß hervor. Mit Manila steht die Gruppe durch einen kleinen Dampfer in Verbindung, welcher monatlich einmal in Culion anläuft.

Am 7. Oktober nahm Marche endlich von seinen Wirthen, die ihn länger als drei Monate auf das Gastlichste beherbergt und gepflegt hatten, Abschied und begab sich in einem Boote nach Culion. Ein Windstoß aber zerriß das Segel und hilflos trieben sie die Nacht hindurch umher; zum Glück erblickten sie den nach Manila bestimmten Dampfer, als es hell wurde, und Marche wurde mit seinen Leuten von ihm aufgenommen und glücklich am folgenden Tage in Manila abgesetzt.

Am 27. Oktober befand er sich wieder in Jolo (Sulu)

und erhielt dort die Erlaubniß, am 30. sich an Bord des Kanonenbootes „Samar“ zu begeben, um die erst seit wenigen Jahren annektirten Inseln Siassi, Tawi-Tawi, Bongao ꝛc. im Südwesten des Sulu-Archipels zu besuchen.

Am 11. März 1877 hatten Spanien, Großbritannien und das Deutsche Reich ein Protokoll unterzeichnet, welches Spanien das Recht zusprach, die zum Sulu-Archipel gehörigen Tawi-Tawi-Inseln in Besitz zu nehmen. Die Insel Bongao oder Bongalao wurde als der erste zu befestigende Punkt bezeichnet. Zu diesem Zwecke wurden gegen Ende Januar 1882 vier Kriegsschiffe und ein Transportschiff mit drei Compagnien Soldaten und einer Abtheilung Genietruppen, Lebensmitteln und Materialien zur Erbauung eines Forts abgeschickt; Befehlshaber war Schiffskapitän Don Rafael de Aragon, mit der Auswahl und Befestigung geeigneter Punkte war der Ingenieur-Hauptmann Don José Maria de Coro beauftragt. Wegen der zahlreichen Klippen und starken Strömungen in jenen noch wenig erforschten Meeren, welche ein Fahren bei Nacht unmöglich machen, ging die Reise ziemlich langsam von statten; am 26. Januar Abends langte man vor Bongao an, das am westlichen Ende der Tawi-Tawi-Gruppe liegt; es bietet, von Norden gesehen, einen ähnlich kahlen, öden Anblick dar, wie der Felsen von Gibraltar, ist aber im Inneren mit dichter Vegetation bedeckt. Die Arbeiten begannen nach einer kurzen Recognoscirung sofort; ringsum waren Truppen ausgestellt, um gegen einen etwaigen

Begräbnißstätte der Tagbanuas auf der Insel Dibatac. (Nach einer Skizze des Reisenden.)

Ueberfall geschützt zu sein; denn ein solcher wurde befürchtet, trotzdem die Insel selbst vollkommen unbewohnt sein soll. Wenige Tage darauf kamen in einer langen Reihe von Booten, die schon im Voraus mit spanischen Fahnen geschmückt waren, Häuptlinge von den Nachbarinseln, um ihre Unterwerfung anzuzeigen. Die Eingeborenen derselben treiben nur gerade so viel Ackerbau, als sie zu ihrem Unterhalte bedürfen; es fehlt ihnen an Allem, vom Gelde haben sie keinen Begriff, und für ihre Eier, Früchte und Geflügel nehmen sie nur Stoffe, Spiegel und andere Kleinigkeiten. Gegen Ende Februar war das Blockhaus, welches 40 bis 50 Personen bergen kann, beinahe vollendet und empfing den Namen Cristiania. Schon vorher, am 14. Februar, war die englische Fregatte „Comus“ vor der neuen Ansiedlung erschienen und hatte sich von dem Stande der Dinge unterrichtet, ehe sie ihre Fahrt nach dem nördlichen Borneo fortsetzte. Großbritannien und das Deutsche Reich hatten sich in dem oben erwähnten Protokoll im Interesse ihres Handels und ihrer Unterthanen vor allem die Rechte der meistbegünstigten Nationen gesichert; beide Mächte hatten alle dem Handel im Sulu-Archipel etwa sich darbietenden Hindernisse möglichst zu beseitigen und von der spanischen Occupation möglichsten Vortheil zu ziehen gesucht, ohne sich irgend welche Lasten, wie Spanien, aufzubürden. Bald nach der Besitzergreifung kam in Bongao ein gewisser Paulino Aussagna mit seinem ganzen Stamme an, und nach einigen Verhandlungen gingen alle diese Moros, Männer und Weiber, darunter sogar die Familie

Malbato. (Nach einer Photographie von A. Marche.)

eines Häuptlings, an Land, um ein Dorf zu gründen. Man wies ihnen dazu einen Ausläufer der Insel an, wo sie alsbald an die Aufstellung von Hütten gingen und die spanische Flagge aufhißten.

Am 30. Oktober 1884 Morgens verließ also Marche auf dem Kanonenboote „Samar" die Rhede von Jolo und langte um Mittag vor dem auf der Insel Siassi (südlich von Sulu) erbauten Fort an.

Ringmaueranlagen vom Hartgebirge und der Kemmersberg bei Wachenheim in der Pfalz.

Von Dr. C. Mehlis.

Der Hang des Hartgebirges von Grünstadt bis Landau gehört zu den fruchtbarsten Geländen im Rheinlande. Weinberg an Weinberg erstreckt sich daselbst und Fruchtbaum an Fruchtbaum erhebt sich hier. Zu gleicher Zeit bedingte die Ergiebigkeit des Bodens seit ältester Zeit eine besonders starke Ansiedelung. Zeugen dieser Kolonisation sind die vielen geschliffenen Steinwerkzeuge am Rande des Hartgebirges, welche die Museen zu Dürkheim und Speyer bergen. Ja ganze Friedhöfe aus der neolithischen Zeit hat man hier angetroffen, so den von Monsheim, welchen Altmeister Lindenschmit, und den von Kirchheim a. d. Eck, welchen der Verfasser dieser Zeilen untersucht hat[1]). Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen, daß die in grauester Vorzeit hier eingewanderte Bevölkerung nicht von den feuchten und sumpfigen Niederungen längs des Rheinufers, sondern von den sonnigen Vorhöhen und den ihnen sich anschließenden Plateaus, welche die Diluvialzeit gebildet hat, Besitz ergriffen hat. Ohne Zweifel gehörten ferner diese ersten Kolonisatoren, welche in den Friedhöfen zu Monsheim und Kirchheim als friedliche Ackerbauer begraben liegen, dem großen Volke der Indogermanen an, welche im 2. Jahrtausend v. Chr. ihre Vortruppen bereits bis zum Rheinthale vorgeschoben hatten. Dies beweist die Identität der rheinischen Steingeräthe mit denen der Pfahlbauten längs der Alpen, die gleiche, mit weißen Pasten ausgelegte Ornamentation der Gefäße, ferner das Vorkommen der Kupferbeile, wie sie von Trojas Höhen bis nach dem fernen Iberien vorkommen 2c.[2]). Auch hatten diese ersten Siedler sich nicht mehr in einzelnen Familien ständig hier niedergelassen, sondern, wie Monsheim und Kirchheim beweisen, bereits in organisirten Gemeinden, in Dorfschaften.

Durchschnitt eines neolithischen Ringwalles.

Bezeichnend für den Kulturgrad dieser ersten Einwanderer in das Rheinland ist die Fürsorge für die Sicherheit. Wie ihre Brüder in den Alpen, welchen die abgeschlossenen Flächen der Seen zur Verfügung standen, dort ihre Zufluchtsorte mit großer Geschicklichkeit errichteten, so fanden diese Bergesanwohner zu gleichem Zwecke die Vorhöhen des Gebirges heraus. Sie wählten hier in der Pfalz die im Walde versteckten, und doch eine weite Umschau bietenden Höhen des Hartgebirges, welche sich direkt über ihren Hütten erhoben, und umzogen dieselben ringsum mit den Steinblöcken, welche das Gebirge bot. Ob diese ersten Indogermanen dabei bereits so kunstreich zu Werke gingen, wie die Gallier zu Cäsar's Zeiten[1]), indem sie Balken zwischen die einzelnen Lagen der Steine der Länge und Breite nach einzogen, muß bezweifelt werden. Dieser Fortschritt gehört wohl einer späteren, der Hallstätter und der la-Tène-Zeit an. Es genügte für die Urzeit, einen rohen Wall aus Steinblöcken zu thürmen und auf diesem Pallisaden zu errichten. Vor dem Walle ergab sich ein Graben von selbst; das dort ausgehobene Material diente zur Verstärkung des Walles und bot den Pallisaden festen Halt. Selbstverständlich machte man die Außenseite des Walles so steil als möglich. (Vergl. Zeichnung 1.)

Solche Wälle oder, von ihrer Gestalt genannt, solche Ringmauern finden sich nun am Rande des Hartgebirges und der Vogesen in großer Anzahl. Fast über jedem Städtchen erhebt sich ein solches mit Wall und Graben umzogenes kleines oder größeres Refugium. Hier seien angeführt[2]): 1) der Wall auf dem Donnersberge, 2) die „Heidenmauer" bei Dürkheim, 3) Wallreste auf der Limburg, 4) Wall auf dem Ebersberge, 5) „Heidenlöcher" bei Deidesheim, 6) Königsberg bei Neustadt, 7) Orensberg bei Landau, 8) „Walstedter Schlößchen" bei Klingenmünster, 9) „Heiden-

Idealer Grundriß eines neolithischen Ringwalles.

---

[1]) Vergl. „Archiv für Anthropologie", 3. Bd., S. 101 bis 126, „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande", 5. und 7. Abth., S. 35 bis 42.

[2]) Vergl. die gehaltreiche Schrift von Dr. M. Much: „Die Kupferzeit in Europa", 1886, besonders S. 152 bis 172.

[1]) Vergl. Cäsar: „de bello gallico" VII, 23.

[2]) Vergl. des Verfassers „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande", 8. Abth., archäologische Karte.

schuh" am Treitelsberge. Selbstverständlich wurden, wie oben angedeutet, solche Volksburgen auch in späteren Zeiten, so besonders in der la-Tène-Zeit [1]), ferner in der unruhigen Periode der Völkerwanderung, erbaut. Die „Heidenmauer" bei Dürkheim wurde ferner ohne Zweifel umgebaut und verstärkt in der la-Tène-Zeit, während ihre Gründung in die neolithische Periode fällt. Der „Heidenschuh" am Treitelsberge, ein Absatzwall, der nur eine Seite gegen den Berg zu hat, wurde nach seiner Quadermauer, welche römische Technik verräth, erst in der Zeit des 4. bis 5. Jahrhunderts erbaut, ebenso die vom Verfasser entdeckte Heidelsburg hinter Waldfischbach im Westriche und der kleine Burgwall am Fuße des Glaskopfes oberhalb Kirn a. d. Nahe. In Zeiten der Noth wurden alte Anlagen wieder aufgesucht und neu befestigt; waren solche nicht vorhanden, konstruirte man tumultuarisch auf der nächstgelegenen Bergkuppe neue Refugien.

Aber jede Zeit muß innerhalb des Walles ihre Spuren hinterlassen haben. Die neolithische Periode hinterließ geschliffene Steinwerkzeuge und Topfreste roher Art, die Hallstätter Eisen- und Bronceartefakte von besonderer Art, die la-Tène-Zeit ihre gewundenen Fibeln. Die römische Periode ließ uns Denkmäler mit Inschriften zurück, wie in den mittelrheinischen Refugien von der Mosel und in der Pfalz, zu Neumagen, auf der Heidelsburg [2]), auf der Heidenburg bei Oberstaufenbach [3]), ferner glänzendes samisches Geschirr, Münzen, Waffen ꝛc. Aus der Völkerwanderungsperiode blieben uns nur schlechte blaß rothe Töpferwaaren, Münzchen von Konstantin und den Arkadiern, endlich aus der Zeit der Hunneneinfälle und Normannenzüge bergen diese Wälle derbe gebranntes, mit Riefen versehenes Geschirr und rohe Eisengeräthe. So bietet jede Zeit ihre charakteristischen Funde! Schwierig wird nur die Unterscheidung, wenn die Objekte mehrerer Zeiten sich im Sande gemengt und gemischt haben, wie z. B. auf der „Heidenmauer" bei Dürkheim [4]).

Ein zehntes Refugium derart am Ostrande des Hartgebirges hat der Verfasser dieser Zeilen erst vor Kurzem untersucht. Möge ihm der geneigte Leser also dorthin folgen, wo auf sonnigen Hängen die feinsten Trauben der Pfalz reifen, wo Limburg und Wachenburg mit ihren gebrochenen, aber noch stolzen Thürmen herniederschauen auf das edle Rebengefilde von Dürkheim und Wachenheim, wo die Hart mit ihren waldigen Kuppen und Rücken eng grenzt an die zum Rhein hinabführenden, fruchtbaren Terrassen. Von Dürkheim aus bemerkt man gegen Süden dicht neben dem Bergfried der Wachenburg einen breiten nach W und O ziemlich steil abfallenden Bergrücken. Im Westen trennt ihn eine starke Rippe des hier weißgrauen Buntsandsteines von niederen Kuppen, welche nach SW zum Popperthale sich senken; im Osten stürzt der Berg — Kemmersberg genannt — gleichfalls von Natur ziemlich steil ab. Nach Süden zu geht es im jähen Hange zum Popperthale hinab; nur nach Norden führt eine flachere Böschung zu einem Thälchen, welches zwischen Kemmersberg und dem Flaggenthurmberg gen Friedelsheim nach Osten hin abwässert. Auf dem Rücken zwischen den genannten zwei Höhen liegt im NW des Kemmersberges der früher zum Kloster Seebach gehörige Mundhardterhof. Im Winkel zwischen diesem Einzelhofe und dem Kemmersberge findet sich ein wohlgemauerter Brunnen, welcher das ganze Jahr hindurch wohlschmeckendes Wasser liefert. Am Südostfuße des Kemmersberges führt ein steiler Pfad hinab zwischen Weinbergen zum Popperthale und zum alten kurpfälzischen Städtchen Wachenheim, das jetzt noch zum Theil im Schmucke der Mauern prangt, welche Merian's Hand im Bilde vollständig uns hinterlassen hat. Die Wachenheimer unterscheiden einen vorderen und einen hinteren Kemmersberg; der vordere liegt nach O zu und ist im W durch die von N nach S ziehende Sandsteinrippe abgeschlossen, der hintere erstreckt sich nach W in zwei Terrassen. Alte Leute in Wachenheim nennen den Kemmersberg auch Königsberg; die östlichen Weinberge heißen „Königsbingert". Die Felsrippe, welche eine Meereshöhe von 248 m hat, wird nach den vielen Raben (pfälzisch: Krappen), die sich dort Abends sammeln, Krappenkopf genannt.

Plan des Kemmersberges.

Das ganze Terrain, welches der Kemmersberg mit seinen Weinbergen einnimmt, war nun zu einem Rückzugsplatze in alter Zeit wie geschaffen. Von den zwei Siedelungsplätzen, Wachenheim und dem Mundhardterhofe, ist es dort nur durch ein tiefes Thal, das Popperthal, hier nur durch eine Mulde getrennt. Der vordere Kemmersberg ist durch die Natur nach fast allen Seiten befestigt. Sein oberstes Plateau a-b-c-d, welches eine Länge von 120 m und eine Breite von 80 m hat, umziehen jetzt auf allen Seiten hohe, theilweise senkrecht angelegte, theilweise abgeböschte Mauern aus gestoßenen Steinen und aus Blöcken und Geröll bestehend. Nach W zu bildet der Krappenkopf einen natürlichen Wall, dessen höchste Spitze mindestens 6 m hoch über das nach W stark abfallende Terrain emporragt. Nach N zu sind die Spuren einer alten Befestigungsanlage noch deutlich sichtbar, während nach S neuere Weinbergsmauern ältere Anlagen zuzudecken scheinen. Nach O zu dürfte eine gerade durchgehende Abtheilungslinie eines Rebfeldes den alten Abschluß des Refugiums verdecken. Als Verfasser dieser Zeilen nun, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, das von Natur und Menschenhand angelegte Oblongum durchschritt, fand er — bei i — mitten im Weinbergssande liegend das Fragment eines prächtigen Steinhammers. Erhalten ist der Theil, welcher die 3,8 cm breite Schneide, sowie das kunstvoll hergestellte Bohrloch enthält. Das Fragment ist noch 6 cm lang, ebenso dick und 4 cm breit. Das Gestein besteht aus grünlichem Diorit, welcher in der Gegend nicht vorkommt. Setzen wir hier

[1]) Vergl. „Correspondenzblatt d. deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", 1886, Nr. 2, „zur Zeit der Erbauung der mittelrheinischen Ringmauern".

[2]) Vergl. „Bonner Jahrbücher", Heft 77, S. 61 bis 87.

[3]) „Ausgrabungen des historischen Vereins der Pfalz", 1886, S. 28 bis 46.

[4]) Vergl. des Verfassers „Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande", 2. Abth.

dazu, daß die Sammlung des Dürkheimer Alterthumsvereins mehrere hier und in der Nähe gefundene, geschliffene Steinwerkzeuge birgt. Den Südrand des nach W abgedachten Plateaus des hinteren Kemmersberges umschließt eine in Zwischenräumen noch gut erhaltene Wallmauer. Nach einem bei e eintretenden Wege kommt ein ca. 50 m langes Stück, dann nach einem Intervall ein 30 m langes Fragment, welchem nach abermaliger Unterbrechung ein 60 m langer, 2 bis 4 m hoher und entsprechend breiter Wall folgt. Auf 40 m Länge besteht derselbe durchweg aus ansehnlichen Steinblöcken, welche in den unteren Lagen deutlich geschichtet sind. Der ganze Kemmersberg war nun früher Eigenthum der Wachenheimer Gemeinde, welche vor einem Menschenalter den vorderen Theil versteigern und parcelliren, im Jahre 1864 dasselbe mit dem hinteren Theile thun ließ. Bei den damaligen Rodungen müssen wohl einzelne Schutthaufen, besonders die kleineren, hier an den Rand des Walles geschafft worden sein, allein die ganze Anlage des Walles zwischen e und f rührt unmöglich von diesen landwirthschaftlichen Arbeiten her. Die Grundlage desselben, besonders das letzte Stück mit den gewaltigen Blöcken, sowie die ganze Ecke bei f wurde nach unserer Prüfung in grauer Vorzeit als Theil einer Befestigungsarbeit geschaffen, welche, nach den Spuren in den Linien a—b und e—f zu schließen, einstmals das ganze Plateau des vorderen und hinteren Kemmersberges oder Königsberges umschlossen hat[1]). An der Quelle am Fuße des Ebersberges holten die Flüchtlinge von Alt-Wachenheim unter dem Schutze des Walles auf dem hinteren Kemmersberge ihr Trinkwasser. Vom Thale herauf führte nur ein Zugang, den gerade beim letzten Abschnitte des Aufstieges (a) ein Vorsprung der alten Befestigungsanlage in besonderen Schutz nahm. Das Kernwerk der ganzen Anlage bildete der steilere vordere Kemmersberg. Nach der Form dieses Forts, welches 120 : 80 m = 3 : 2 im Oblongum angelegt und mit der Schmalseite dem Feinde zu sich kehrend den Grundsätzen römischer Fortifikation entspricht, ist es nicht unmöglich, daß dieser Platz auch zur Römerzeit als specula = Warte und refugium = Schutzplatz benutzt wurde. — Nach den Terrainverhältnissen im Ganzen und den Resten der Befestigung im Einzelnen im Bunde mit dem Steinhammer und den übrigen neolithischen Fundobjekten von dieser Stelle müssen wir als Schlußresultat aussprechen, daß hier auf dem Kemmersberge seit der neolithischen Zeit ein Refugium bestand, in welchem die Bevölkerung der Umgegend beim Nahen von Feinden ihre Zuflucht nahm[1]). Zur Römerzeit mag man den vorderen Kemmersberg noch besonders stark befestigt haben. Die Alt-Wachenheimer hatten einen solchen Rückzugsplatz um so nothwendiger, als ihre Stadt ursprünglich auf freiem Felde ohne Mauern im Frühmittelalter jedem Angriffe beutegieriger Horden offen lag. Wachenheim oder Uuachenheim erscheint nun als „Villa“ schon in Urkunden des Jahres 766 und 868[2]). Da nun die noch in Trümmern bestehende Wachenburg aus historischen und archäologischen Gründen höchstens erst im 11. Jahrhundert erbaut worden sein kann, so war mit Sicherheit von der fränkischen Zeit bis zum 11. Jahrhundert herein die Bewohnerschaft von Wachenheim auf den Schutz des Kemmersberges angewiesen. So lange wirken die Anregungen und Anlagen der Vorzeit und Urzeit nach! Erst anno 1341 ward Wachenheim mit Graben und Mauern umgeben[3]). Bis in die Neuzeit erhielt sich jedoch rechtlich die Bedeutung des alten, allen gemeinsamen Vertheidigungsplatzes. Der Kemmersberg blieb bis Mitte dieses Jahrhunderts Eigenthum der Gemeinde Wachenheim und so jedem Bürger zugänglich. Während der Kemmersberg aber früher der ganzen Gemeinde zum Schirm gedient hat, diente er ihr zuletzt nur noch zu Nutz und jetzt ist auch dies dahin — nur die disjecta membra zeugen noch vom alten Refugium!

[1]) Für eine prähistorische Anlage spricht auch das dichte, feine Moos, welches bei f in den unteren Lagen des Walles wie bei der Dürkheimer „Heidenmauer“ sich vorfindet.

[1]) In der pfälzischen Litteratur kennt nur A. Becker diese Anlage; er bezeichnet sie als Ringmauer „in nächster Nähe gegen Süden bei Wachenheim“; vergl. „die Pfalz und die Pfälzer“, 1858, S. 224.

[2]) Vergl. Codex Laureshamensis, Tom. II, N. 2171 und Acta academiae Theodoro-Palatinae, Tom. III, p. 264.

[3]) Vergl. Widder: „Beschreibung der kurfürstlichen Pfalz am Rheine“, 1786, 2. Th., S. 328. „daz er und sin (des Pfalzgrafen Rudolf) Erben Wachenheim vesten und buwen sullnt, mit Graben und mit Muren umgebe“ rc. Die Urkunde liegt auf dem Bürgermeisteramte zu Wachenheim mitsammt dem interessanten Insiegel.

Volkselemente und Volksleben in Madagascar.

Von Dr. C. Keller in Zürich.

II.

Es mag nun eine Schilderung einiger der wichtigsten Stämme folgen; ich halte mich dabei an diejenigen, welche mir aus eigener Anschauung näher bekannt wurden.

Der Stamm der Howa.

Im Sinne der Ethnographen bezeichnet man mit dem Namen Howa das malayische Volkselement, welches zur Zeit die Herrschaft über die Insel besitzt und die Centralprovinz Imerina, sowie einige Küstenplätze bewohnt. Der Madagasse braucht jedoch diese Bezeichnung in viel engerem Sinne und versteht unter Howa den freien, aber nicht adeligen Theil der Malayen, also etwa den bürgerlichen Mittelstand.

Das Howavolk ist in der jüngsten Zeit vielfach genannt und zeitweise in den Vordergrund der Ereignisse getreten, wozu namentlich die Verwickelungen mit Frankreich beigetragen haben. Die Urtheile über die Howa lauten äußerst verschieden. Hören wir dieselben zunächst an:

Der Madagascar-Reisende Audebert sagt in einer unlängst erschienenen Schrift, daß ihre geistigen Fähigkeiten sehr entwickelt, ihre Geschicklichkeit in mehreren Zweigen der Industrie bemerkenswerth, ihre moralischen Eigenschaften aber sehr geringe sind.

„Der Howa vereinigt in sich alle Laster der anderen Völkerschaften Madagascars, sein Blick hat etwas Falsches und Unstätes, Gefühle der Freundschaft und Hochachtung sind ihm unbekannt; die Sucht nach Gewinn wird bei ihm zur förmlichen Leidenschaft. Wo er seiner Herrschaft sicher ist, tritt er grausam und herzlos auf 2c.“

Ungefähr ein ähnliches Bild hat der ehemalige Minister und Deputirte von Réunion, de Mahy, in der französischen Kammer entrollt, als es sich um die Genehmigung des Friedensvertrages handelte und mit echt südlicher Lebhaftigkeit hat er sich vernichtend über den Volkscharakter der Howa ausgedrückt.

In vollem Gegensatze hierzu giebt ein so competenter und ruhiger Beobachter, wie Alfred Grandidier, folgende Charakterzeichnung der Howa: „Ihr Geist ist mißtrauisch, aber das Volk ist der Aufmerksamkeit würdig. Die Howa sind mäßig und ausdauernd bei der Arbeit. Sie haben ein angeborenes Gefühl der Achtung für ihre Vorgesetzten, eine strenge Disciplin, und sind ihren Oberhäuptern bedingungslos ergeben. Ihre Vaterlandsliebe ist aufrichtig und nie vergißt ein Howa das Dorf, in welchem er geboren ist. Das sind Eigenschaften, welche nicht gewöhnlich sind und ihnen verdanken sie ihr Uebergewicht über die übrigen Madagassen.“

Dieser Autor betont, daß die Howa Sympathie verdienen und daß sie für die Zukunft des Landes von großer Bedeutung werden können.

Ich kann nicht in die vielfachen Verdammungsurtheile einstimmen und muß nur bestätigen, daß die Howabevölkerung mir im Ganzen einen guten und sehr sympathischen Eindruck gemacht hat.

Die äußere Erscheinung des Howa hat etwas, was dem Fremden Interesse einflößt. Die Männer sind mittelgroß, doch findet man auch stattliche Figuren von kräftigem und muskulösem Bau. Manche Individuen sind auffallend hochbeinig. Die Kopfbildung ist brachycephal oder höchstens mesocephal, die schön gewölbte Stirn stark vortretend, so daß, da das Kinn meist gerundet zu sein pflegt, die Köpfe mancher Howa im mittleren Alter fast kugelig erscheinen. Die nicht allzu großen Augen sind etwas tiefliegend, die Farbe nicht schwarz, sondern dunkelbraun bis kastanienbraun. Einmal sah ich einen Howa mit blauen Augen; in diesem Falle haben wir es aber mit einer seltenen Ausnahme zu thun, oder, was wahrscheinlicher ist, es hat sich eine Howafrau an einem englischen Clergyman „versehen“.

Der Blick verräth Intelligenz, hat bei vielen Howa etwas Unruhiges, bei manchen aber auch etwas sehr Treuherziges. Die Nase ist gerade und stumpf, oder stark vortretend und adlerartig gebogen. Der Mund ist etwas groß, die Lippen jedoch nicht übermäßig aufgeworfen. Das Haupthaar ist schlicht, vollkommen schwarz, bei vielen Howa jedoch gelockt, aber niemals kraus. Der Bartwuchs ist vorhanden, aber spärlich. Häufig wird ein Schnurrbart, zuweilen auch ein Backenbart getragen. Hände und Füße sind wohlgeformt, die Finger jedoch kurz. Die Hautfarbe der Howa ist sehr verschieden. Manche sind hell, andere auffallend dunkel.

Im Ganzen erinnern die Männer sehr an den Europäer und verrathen nicht immer den Malayen. Manche Physiognomien glaubte ich als Süddeutsche, als Süditaliener oder Ungarn taxiren zu müssen, da eine große Variabilität besteht; vielfach trifft man auch echte Malayenköpfe.

Anders verhält sich die Sache bei den Frauen. Dem Gesetz entsprechend, nach welchem sich der Rassencharakter in weiblicher Linie viel getreuer vererbt als in männlicher Linie, kann man über die malayische Abstammung der Howafrauen keinen Augenblick in Zweifel sein. Ihre kohlschwarzen, glatten Haare werden nach Art europäischer Frauen gekämmt und zu zwei im Nacken aufgebundenen Zöpfen geflochten oder auf verschiedenen Feldern vertheilt, zu Zöpfchen angeordnet und schneckenartig aufgerollt. Zur Zeit der Trauer werden die Haare offen getragen. Ein Autor bemerkt, daß er bei einigen Howafrauen eine schräge Stellung der Augen bemerkt habe. Diese Angabe ist entschieden zutreffend und mehrmals haben solche Frauen mich an Chinesinnen erinnert.

Im Ganzen sind es sehr gracile und bewegliche Geschöpfe, welche ziemlich pfiffig in die Welt hinausschauen. Sie haben etwas Ansprechendes in ihrem Wesen, wenn man auch eigentliche Schönheiten unter ihnen nur selten findet. Mit zunehmendem Alter neigen sie wie die Männer vielfach zur Fettleibigkeit. Männer wie Frauen kleiden sich nach europäischer Art und entwickeln in der Wahl der Farben einen auffallend feinen Geschmack. Der ärmere Howa trägt ein Lendentuch, eine Jacke aus grobem Palmzeug und eine Lamba als Ueberwurf. Als Kopfbedeckung dient ihm ein breitkrämpiger Hut aus Reisstroh oder eine Strohmütze. Die Frauen tragen auf der Reise einen geschmackvoll mit rothen oder blauen Seidenbändern garnirten Strohhut.

Der Trunkenheit wenig ergeben, nimmt der Howa nicht allzu große Mengen von Spiritnosen zu sich, in besseren Howafamilien sind Weine und Biere beliebt. Dagegen ist er dem Genuß von Tabak sehr ergeben und trägt ihn in Bambudosen stets bei sich. Der Tabak wird selten geraucht, sondern in gepulverter Form mit einer geschickten Handbewegung zwischen Unterlippe und Schneidezähne gebracht und gekaut.

Der Howa besitzt, darüber kann kein Zweifel sein, einen hohen Grad von Intelligenz und eine Schärfe des Verstandes, eine Richtigkeit im Urtheil, die oft geradezu verblüffend wirkt.

Daß er anfänglich sehr zu Mißtrauen geneigt ist, das kann ich nur bestätigen. Es ist dies aber kein moralischer Defekt; der Howastamm hat mit großer Umsicht nach und nach die Herrschaft in Madagascar erlangt und ist sehr eifersüchtig auf seine erlangte Macht. Daß er dem Europäer gegenüber, dessen Ueberlegenheit ihm nicht entging, oft Grund zum Mißtrauen hat, wer wollte ihm dies zum Vorwurf machen?

Eine große Geschmeidigkeit ist ihm nicht abzusprechen, es hängt das mit den gesellschaftlichen und staatlichen Zuständen in Madagascar eng zusammen. Seine Findigkeit und sein diplomatisch sehr fein angelegtes Wesen hat gewiß, wer wollte das leugnen, den Europäern schon viel zu schaffen gemacht und geht man die Geschichte dieses Jahrhunderts durch, so sieht man, wie er bald die Franzosen, bald die Engländer begünstigte, von beiden Gewinn zog für seine geistige Entwickelung, im richtigen Moment aber beide mit langer Nase abziehen ließ, wenn er Uebergriffe befürchten mußte.

Gewiß ist es auch ein günstiges Zeichen und ein Beweis der Weitsichtigkeit, daß der Howa die Branntweinpest aus seinem Wohngebiet fern zu halten sucht, da es ihm nicht entgehen konnte, welche Verwüstungen dieselbe unter einigen Madagassenstämmen angerichtet hat.

Daß der Howa im Allgemeinen heuchlerisch und verschlagen sei, ist sicher unrichtig. Wenn er sein anfängliches Mißtrauen abgelegt hat, so wird er offener, und es ist nicht schwer, in ihm einen zuverlässigen Freund zu gewinnen. Er ist dann ein liebenswürdiger Gastwirth und die Gastfreiheit wird bei den Howa sehr allgemein geübt. Die Howa=

träger, welche mich auf einer Reise ins Innere begleiteten, waren sehr ausdauernd und anstellig; obschon ganz ohne Bildung, zeigten dieselben viel natürlichen Anstand und waren immer heiter und willig in der Arbeit.

Daß auch unter den Howa Ausnahmen vorkommen, ist selbstverständlich. Wollte man aber ein objectives Bild des Europäers zeichnen, so fände man neben viel Licht auch sehr viel Schatten.

Der Trieb nach Erwerb ist beim Howa stärker ausgesprochen, als bei allen anderen Madagassenstämmen. Daher widmet der freie bürgerliche Howa sich mit Vorliebe dem Handel und entwickelt hierin vieles Geschick. Daß zuweilen dieser Erwerbstrieb in Habsucht ausartet, wird dieselbe Ursache haben wie bei allen anderen auf Erwerb bedachten Völkern und ich glaube, daß ihr die Habsucht der kaukasischen, speciell der europäischen Völker in keiner Weise nachsteht.

Auffallend ist die oratorische Begabung vieler Howa, von welcher ein nicht allzu sparsamer Gebrauch gemacht wird. Dem Gaste werden dann auch häufig Toaste ausgebracht. Die angenehm klingende, vokalreiche Sprache, dieses Italienische der südlichen Halbkugel mit den überschwenglichen, echt orientalischen Bildern giebt allerdings ein vortreffliches Hilfsmittel der Beredtsamkeit ab.

Mit besonderer Vorliebe pflegt der Howa die Musik. Auf Reisen, namentlich auf Stromfahrten, singen die Begleiter, um sich die Arbeit zu erleichtern, wobei einer als Improvisator dient.

An einheimischen Musikinstrumenten ist die originelle Bambuguitarre oder Valiha häufig im Gebrauch, welche auf einem Bambuinternodium als Resonanzboden 15 bis 20 Bambusaiten besitzt. Die Saiten werden mit einem scharfen Messer aus der Oberfläche des Bamburohres herausgehauen und mit Stegen aus den getrockneten Fruchtschalen von Brehmia spinosa gespannt. Ich hörte wiederholt den Productionen auf der Valiha zu und das Instrument hat einen angenehmen und weichen Klang. Daneben wird die Violine und die Flöte nicht ohne Geschick gespielt. Ein mit Trompeten versehenes Musikcorps hörte ich die Marseillaise ganz correct blasen; ich habe bei uns Dorfmusikanten schon schlechter blasen hören.

Während des letzten Krieges componirten die Howa sogar eine eigene Nationalhymne, die ich mehrmals spielen hörte und die wenigstens das Trommelfell nicht allzu sehr belästigt. Als Handwerker entwickelt der Howa ein bemerkenswerthes Geschick. Die aus Palmfasern, Baumwolle oder Seide hergestellten Gewebe sind sehr regelmäßig gearbeitet. In den als Lamba bezeichneten Ueberwürfen treten uns oft sehr gewählte Farbencombinationen entgegen. Die Zeichnungen enthalten weder Motive aus dem Pflanzenreiche noch aus dem Thierreiche, sondern stellen eckige Figuren dar. Schmiede, Schuhmacher, Strohflechter und Hornarbeiter liefern brauchbare Arbeiten, welche europäischen Vorbildern nachgeahmt sind.

Daß eine europäische Kultur bei diesem Volke vielfach Einzug gehalten, ist bekannt und man muß gestehen, daß ihm dieselbe nicht schädlich wird, sondern veredelnd wirkt. Der Howa ist auf dem besten Wege, sich aus seinen barbarischen Zuständen herauszuarbeiten und auf die Stufe eines civilisirten Volkes hinüberzuschreiten. Dieser Entwickelungsproceß ist zwar noch nicht und noch lange nicht vollendet, aber er wird weiter gehen und viele barbarische und grausame Gebräuche, wie die Anwendung des Giftordals, sind bereits verschwunden. Daß bei der Einführung europäischer Einrichtungen Manches noch komisch wirkt, ist naturgemäß.

So ist die Schöpfung einer Armee nach europäischem Muster zum Theil nur Farce und die Herren Howa-Obersten und Howa-Generäle machten mir trotz ihrer Würde, mit welcher sie auftreten, doch mehr den Eindruck kostümirter Affen, die auf unseren Jahrmärkten sich produciren. Wunderbar bleibt immerhin, wie dieser Volksstamm seit Beginn dieses Jahrhunderts so gewaltige Erfolge und eine so ausgedehnte Macht erlangen konnte.

Dieser Erfolg ist nur zwei Faktoren zu verdanken, zunächst seiner geistigen Begabung und dann der erstaunlichen Meisterschaft in der Kunst des Gehorchens. Ein Volk, das nicht gehorchen kann, wird niemals die Kunst des Herrschens lernen. Aber Subordination, unbedingte Anerkennung der Autorität — hierin ist der Howa Meister. Auflehnung gegen die bestehende Ordnung, Widersetzlichkeit gegen die Befehle der herrschenden Parteien wird schonungslos gezüchtigt und die Geschichte um die Mitte dieses Jahrhunderts beweist, daß dann der Howa auch vor Grausamkeit nicht zurückschreckt. Diese Disciplin, richtig geleitet, muß aus einem Volke Großes schaffen.

Im Ganzen genommen verdient dieses sympathische und gastfreie Volk, dessen bildsamer Geist für europäische Kultur so leicht empfänglich ist, unsere Beachtung. Manche Härten und halbbarbarische Sitten wird es bald abstreifen und nicht auf die Stufe der Barbarei zurücksinken. Es wird früher oder später seine Macht gänzlich an die Europäer abtreten müssen, aber es wäre eine verfehlte Politik, sich mit diesem Element zu verfeinden.

Das Volk der Betsimisaraka.

An der Ostküste von Madagascar bis zum Urwaldgürtel wohnen Völker, welche man als Betsimisaraka bezeichnet. Es dürfte am richtigsten sein, als ihr Verbreitungsgebiet den Raum zwischen dem 15. bis 20. Grade südlicher Breite anzunehmen. Im Norden gehen sie nicht über die Bai von Antongil hinaus. Obschon sie an der häufig besuchten Ostküste wohnen, berichten die neueren Werke auffallend wenig von den Eigenthümlichkeiten der Betsimisaraka.

Ich kam oft mit diesem Volke in Berührung und führte in ihrem Gebiete eine größere Reise ins Innere aus, habe aber im Allgemeinen einen sehr bemühenden, ja peinlichen Eindruck gewonnen. Hier lernte ich so recht die fluchwürdigen Wirkungen kennen, welche die Laster der civilisirten, aber verdorbenen europäischen Elemente auf gutmüthige afrikanische Rassen auszuüben vermögen.

Dies Volk war seit langer Zeit in erster Linie dem Einfluß aller möglichen Abenteurer ausgesetzt, vermochte auch dem Alkohol nicht Widerstand zu leisten und ist auf dem besten Wege, zu Grunde zu gehen.

Der physische Charakter weicht von dem des Howa ganz bedeutend ab, und wenn in vielen Werken angegeben wird, daß dieser Stamm dem Howavolke nahe stehe, so ist das unrichtig und kann sich nur auf die Farbe der Haut beziehen, welche beim Betsimisaraka ein lichtes Sepienbraun darstellt, zuweilen aber auffallend hell ist.

Nun muß in Berücksichtigung gezogen werden, daß der Howa häufig Betsimisarakafrauen heirathet und die Nachkommen auffallend stark die väterlichen Merkmale in Kopfbildung, sogar in Behaarung vererbt erhalten; dann haben europäische Seeleute an der Ostküste viele Spuren hinterlassen, da die Betsimisarakafrauen längst in dem Rufe stehen, dem europäischen Element sehr leicht zugänglich zu sein.

Nimmt man aber dieses Volkselement in unvermischtem Zustande, so verräth die krause Behaarung, die starke Ent-

wickelung der Backenknochen und der Lippen, die Bildung der Nase, welche breit und häufig eingedrückt erscheint, das schwarze Auge mit den kräftigen Augenbrauen bald genug die afrikanische Herkunft.

Die Männer waren ursprünglich kräftig gebaut und zeigen in ihren Gliedern ein schönes Ebenmaß. Im Inneren begegnete ich wahren Riesengestalten und ein schöner Schlag wohnt an der Bai von Antongil und auf der Insel St. Marie. Angeblich sollen letztere semitisches Blut besitzen, was mir aber keineswegs glaubwürdig vorkommt.

Der Rumpf ist auffallend lang und der Brustkasten gewaltig entwickelt. An dem brachycephalen oder mesocephalen Kopfe ist das kurze und spitze Kinn sehr charakteristisch. Der Bartwuchs ist spärlich. Im Küstengebiet sind die Leute stark degenerirt und von kleiner Statur.

Von den Betsimisarakafrauen läßt sich kein anziehendes Bild entrollen. Es giebt unter ihnen einzelne recht ansprechende Erscheinungen, und ein alter Howa, welcher mit einer solchen Frau in glücklicher Ehe lebte, gedachte mir gegenüber mit Wärme des guten Charakters und der häuslichen Tugenden seiner verstorbenen Frau, aber das sind seltene Ausnahmen. Die Mehrzahl macht einen abstoßenden und widrigen Eindruck. Es sind meist kleine, sehr behende Geschöpfe, deren niedere Stirn, vorstehende Backenknochen und auffallend großer Mund den Physiognomien das Gepräge niedriger Dignität verleiht. Die zu lebhaften, oft dreisten Augen sind nie recht klar, die Formen eckig, namentlich die Schultern auffallend spitz. Der Hals ist über Gebühr lang, so daß ich mich oft wunderte, wie die copiösen Reismengen ihren Weg in den Magen finden können. Dazu kommt, daß diese Frauen eine geschmacklose Haartracht besitzen. Ihre Frisur besteht aus großen Haarknoten, welche auf viereckige Haarfelder so vertheilt sind, daß auf dem Oberkopfe 4, auf dem Hinterkopfe 6 bis 8 Knoten sitzen. Die äußeren Reize werden selten durch Schmuck zu heben versucht. Die Frauen bekleiden sich mit einem Stück Palmzeug, aus Rofiagarn gewoben, und erscheinen oft recht schmutzig. Auch ihre Haut ist oft mit einer Kruste von schwer zu bestimmender Herkunft bedeckt. Der Betsimisaraka besitzt ein gutmüthiges Naturell und dem Weißen, dem „Waza“ gegenüber ein fast unbegrenztes Gefühl der Verehrung. Wie der Howa ist er gastfrei und tritt der Fremde vor ein Haus, um auszuruhen, so reichen ihm die Insassen die Hand mit den Worten: „Finata mosé!“ Dann besehen sie neugierig seine Einrichtung, sein Gepäck, holen eine saubere Binsenmatte zum Ausruhen und einen mit Reis gefüllten Sack als Sitz. Unter sich sind die Leute sehr verträglich und zu Eltern und Verwandten konnte ich eine große Zuneigung erkennen.

Eine Schwäche ist sein abergläubisches Wesen, das mich oft in die größte Verstimmung und Verlegenheit versetzte. Gewisse Gegenstände bezeichnet er als unantastbar, als „fady“. Wer als Naturforscher reist, begegnet beim Sammeln ernsten Schwierigkeiten, denn man weiß niemals, was der Madagasse als „fady“ ansieht.

Einen großen Lemuren des Waldes, den schwarzen Babakota (Indris brevicaudatus) verehrt er als seinen Vorfahren, und als ich ein solches Thier durch einen Schuß erlegt hatte, drohte mir der Dorfälteste mit Kündigung der Gastfreiheit, wenn ich das Thier in sein Dorf trage. Ich fand im Inneren von Madagascar recht anziehende Legenden, welche die Phantasie dieses Volkes erfunden, um die Verehrung dieses Halbaffen zu begründen.

Eine barsche Behandlung verträgt der Betsimisaraka nicht, sein sanfter und gutartiger, aber reizbarer Charakter will gerechte und freundliche Behandlung erfahren.

Zwei Schwächen haben dieses vordem mächtige Volk der Betsimisaraka dem Ruin entgegengeführt. Zunächst ist es zu geschlechtlichen Ausschweifungen geneigt und in den größeren Küstendörfern herrscht ein ziemlich lockeres Leben. Die Familienbande sind nicht allzu fest, was der Eheherr schon bei der Eingehung einer Ehe andeutet. Es besteht nämlich eine Ceremonie der Trauung, die Paare erscheinen mit lose zusammengeknüpften Ueberwürfen und dann trennt der Mann mit einer Handbewegung die lose verbundenen Lambas, um symbolisch anzudeuten, daß die Ehe wieder gelöst werden kann.

Die zahlreichen Ausschreitungen haben eine starke Verbreitung venerischer Leiden im Gefolge und sind die Hauptursache, daß auffallend wenig Kinder erzeugt werden.

Dann ist das Volk dem Schnapsgenuß sehr stark ergeben. Wenn ich im Inneren des Landes weder ein Huhn, noch ein Ei, noch ein Stück getrocknetes Fleisch aufzutreiben vermochte, so fand ich doch im elendesten Urwalddorfe noch Rhum vor.

Die Kreolen von Mauritius und Réunion haben seit langer Zeit die Ostküste von Madagascar mit ihrem schlechten Fabrikat berieselt und die gutmüthigen Schwarzen damit dem Ruin entgegengeführt. In den Küstendörfern kann man jeden Abend die Schnapsbuden von Männern und Weibern dicht belagert sehen und bei den Klängen der Ziehharmonika herrscht da das richtige schnapsverlotterte Leben.

Es ist dies sehr zu bedauern, da der Betsimisaraka sonst arbeitsam ist und für den zukünftigen Plantagenbetrieb billige und brauchbare Arbeitskräfte liefern könnte. Wenn nicht in Bälde solide europäische Kolonisten die noch vorhandenen guten Elemente retten, so geht dieser Stamm dem völligen Untergange entgegen.

Sachalin und seine Verbannten.

II. (Schluß.)

Nachdem das Schiff „Kostroma“ das Ausladen beendigt, lichtete es seine Anker, verließ den Aniva-Busen und wandte sich längs des Tatarischen Golfs zu dem etwa 658 Werst (Kilometer) entfernten Posten Alexandrowsk. Nebliges Wetter und heftiger Wind aus Nordwesten zwangen uns am 19. Mai bei Alexandrowsk vorbeizufahren und an der entgegengesetzten Seite in der Bucht de Castries vor Anker zu gehen und günstigere Witterung abzuwarten. De Castries ist ein kleiner Posten mit einer Telegraphenstation: hier stehen 45 Mann, darunter der Kommandochef und der Telegraphenchef mit zwei Telegraphisten; die Soldaten sind größtentheils verheirathet. Sieben Werst davon ist ein Leuchtthurm, wo

ein Inspektor und fünf Matrosen wohnen. Der Posten ist durch ein Telegraphenkabel mit Sachalin und zwar mit Alexandrowsk verbunden, und im Sommer sind hier Lootsen stationirt, welche die Kauffahrer nach Nikolajewsk am Amur begleiten.

Am anderen Tage (20. Mai) wurde das Wetter klar, der Seegang ließ nach und wir konnten nach Alexandrowsk hinüber dampfen. Alexandrowsk liegt in einem engen Thale inmitten waldbedeckter Berge, deren Gipfel Schnee zeigen, auf einem kleinen Hügel, drei Werst vom Ufer. Dicht auf der steil ins Meer abfallenden Anhöhe erhebt sich ein Leuchtthurm.

Ein schwacher Kanonenschuß meldete den Einwohnern in Alexandrowsk die Ankunft des Schiffes und des Chefs der Insel. Mit Musik und Reden wurden die Landenden begrüßt und beglückwünscht. Den Gegensatz zu dieser feierlichen Begegnung bildeten die finstern Gesichter der hierher geschickten Zwangsarbeiter und der Arrestanten des Dampfschiffes. Bereits in Korsakowsk hatten die Unglücklichen vernommen, daß sie nach Duë und Alexandrowsk transportirt werden sollten; hier sei, so hatte man ihnen erzählt, die Arbeit schwerer, die Obrigkeit strenger, und das hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht. Die Kranken lagen still auf ihren Betten, kaum achteten sie auf das, was ihre Pfleger ihnen sagten.

Einzelne der Verschickten schreiben Briefe in die Heimath (nach dem bestehenden Gefängnißreglement müssen dieselben der Gefängnißverwaltung offen übergeben werden; sie werden durchgelesen und dann befördert); darin sind persönliche Eindrücke sowie Schilderungen der Reise enthalten. Ein Brief (aus Korsakowsk) lautet: „Wir sind in ein tiefes Grab gekommen; nur kahle Berge, finstere Wälder, tiefe Meere sind zu sehen; verschiedene Thiere, wilde Menschen (Ainos und Giläken). Im April war es sehr heiß; im Mai mußten wir unsere Pelze anziehen, denn wir sind ins Eismeer gekommen.“

Ein (früherer) Bauer des Gouvern. Kaluga schreibt: „Ich kann es kurz sagen, daß ich nicht über meine eigene Lage, sondern über Euch, meine Frau und meine Kinder, bekümmert bin. Wir sind gesättigt und bekleidet und leiden weder Hunger noch Kälte. Ihr Armen müßt aber viel ausstehen, deshalb wünsche ich, daß meine liebe Frau sich darum bemühe, auch hierher geschickt zu werden.“

Solcher Briefe giebt es viele.

Das Liegen vor Anker bei Alexandrowsk ist mit vielen Unbequemlichkeiten verbunden. Der Ankergrund ist schlecht; schon ein leichter Wind erzeugt hohen Seegang, und das Schiff läuft Gefahr, ans Ufer geschleudert zu werden; deshalb müssen die ankommenden Schiffe stets unter Dampf stehen, um jeden Augenblick die Möglichkeit zu haben, den gefährlichen Platz zu verlassen. Unter Hilfe zweier Bugsir-Kutter und einer Anzahl Barken wurden die zu Zwangsarbeit Verurtheilten und ein Theil der Ladung ans Ufer geschafft. Der Transport der Ladung vom Ufer bis in die Magazine wird durch eine Pferdeeisenbahn sehr erleichtert.

Alexandrowsk existirt als Posten erst einige Jahre; es ist so angelegt, wie Korsakowsk, nur in beträchtlich größerem Maßstabe. Die Gebäude sind alle aus Holz; außerdem giebt es eine Art Erdhütten, in welchen eine Anzahl der Zwangsarbeiter wohnt. Die Räume sind eng, dunkel, fast ohne Ventilation und zum Wohnen sehr schlecht. Ein Theil der Zwangsarbeiter wohnt in einer alten Kaserne; der Bau eines neuen Gefängnisses (Pavillonsystem) ist noch nicht beendigt. Durch den Posten fließt die Alexandrowska, welche von dem Gebirge herabkommt. Baumstämme werden auf ihr geflößt, und das Wasser treibt eine Getreidemühle und eine Dampfsägemühle. Daneben befindet sich eine Drechslerei und andere Handwerksräume. Zwei Werst von Alexandrowsk liegt die kleine Ansiedelung Korsakowskj, welche mit Alexandrowsk durch eine Eisenbahn verbunden ist. Die kleinen Waggons werden von je vier Zwangsarbeitern in Bewegung gesetzt, indem sie an den vier Ecken stehen und mit Stangen stoßen. Warum hier eine Eisenbahn eingerichtet ist, während es an den allergewöhnlichsten Straßen und Verkehrswegen auf der Insel fehlt, ist nicht zu verstehen.

Die Zahl der Zwangsarbeiter im Gebiete von Alexandrowsk mit Einschluß des Posten Duë beträgt 2000. Ihre Arbeiten können in drei Kategorien getheilt werden. Ein Theil der Arbeiter beschäftigt sich mit dem Fällen von Bäumen, mit dem Fortschaffen des Holzes und dem Aufbau von Häusern. Die Zahl der Häuser nimmt schnell zu, die Häuser aber, aus feuchtem frischem Holze erbaut, trocknen zwar sehr schnell aus, bekommen jedoch Risse und Spalten und sind stets der Reparatur bedürftig. Zu dieser Kategorie von Arbeiten müssen einzelne specielle Verrichtungen gerechnet werden: Tischlerei, Drechslerei, Schmiedehandwerk und Töpferei. Ein zweiter Theil der Arbeiter ist thätig bei der Herstellung der schon erwähnten Telegraphenlinie und einer Poststraße zwischen Alexandrowsk und Korsakowsk; der hierzu erforderliche Durchhau der Wälder ist sehr schwierig und verlangt viele Arbeitskräfte; zudem kann man nur im Sommer und Herbst arbeiten.

Der dritte Theil der Zwangsarbeiter ist zur Förderung von Steinkohlen in den Gruben von Duë, 10 Werst von Alexandrowsk, bestimmt. Duë liegt am Flüßchen Choindshi, nahe dem Meeresufer; der Posten wurde 1857 eingerichtet, als das hier befindliche Steinkohlenlager entdeckt wurde. Im Jahre 1858 wurde der erste Ansiedler (ein Zwangsarbeiter) nach Duë geschickt; dem ersten folgten 1862 noch acht andere und so wurde weiter fortgefahren, so daß jetzt gegen 400 Arbeiter in der Grube beschäftigt sind. Doch ist die Arbeit nicht schwer, da die Kohle sehr oberflächlich liegt. —

Die Steinkohlengruben sind von der Regierung einer privaten Compagnie zur Ausnutzung übergeben; doch hat erstere dabei nur einen sehr geringen Vortheil und die Leistungen der Zwangsarbeiter werden sehr gering veranschlagt. Das geht aus folgenden Zahlen hervor: Innerhalb acht Jahren (von 1877 bis 1885) sind 2 575 701 Pud (1 Pud = 16 Kilo) gewonnen worden. Die Zahlung an die Regierung beträgt 186 032 Rubel. Der durchschnittliche tägliche Arbeitslohn ist für einen Arbeiter auf etwa 20 Kopeken (= 40 Pfennig) zu berechnen, eine Summe, welche zur Erhaltung eines Zwangsarbeiters nicht hinreicht. Im Allgemeinen wird sehr langsam und träge gearbeitet; das militärische Kommando ist nicht zahlreich; im Bezirk von Alexandrowsk stehen nur 300 Mann, ebenso viel etwa im Bezirk von Timenewsk. Auf der ganzen Insel Sachalin giebt es nur etwa 900 Mann Soldaten, von denen die meisten zum Aufseherdienste verwendet werden; die übrigen versehen den militärischen Wachdienst. In Folge der unzureichenden Beaufsichtigung der Arbeiter ist Trunksucht, Kartenspiel, Streitigkeiten sehr häufig.

Ansiedelungen giebt es wenig: im Bezirk von Alexandrowsk sind 7, auf der ganzen Insel, d. h. in drei Bezirken, 25 vorhanden. Verkehrsstraßen zwischen den einzelnen Ortschaften giebt es fast gar nicht. Erst jetzt macht man den Anfang, Straßen zu bauen.

Der Ackerbau macht geringe Fortschritte; abgesehen von verschiedenen anderen Ursachen sind die klimatischen Bedingungen ungünstig: der Frühling ist spät, die Kälte tritt plötzlich ein, es fällt sehr viel Regen und Schnee; überdies

sind die Ansichten über das Klima auf Sachalin sonst so einander widersprechend, daß Niemand sich danach richten kann. Nur der Anbau von Kartoffeln hat Erfolg. — Die Viehzucht ist auch noch in schlechtem Zustande, obgleich die Bedingungen zu ihrer Entwickelung sehr gute sind. Im Jahre 1885 zählte man gegen 1300 Stück Vieh (Kühe, Rinder, Pferde, Schafe und Ziegen) auf 2182 Ansiedler. Haus-Geflügel wird wenig und nur zum Bedarf der Beamten gezüchtet. — Von Gewerben und ähnlichen Beschäftigungen ist kaum die Rede. Mit Fischerei beschäftigen sich die Japaner, deren Interessen ein in Korsakowsk lebender Vicekonsul wahrnimmt. Die Gewinnung des sogenannten Meerkohls betreibt außer den Japanern und Chinesen ein russischer Kaufmann Semenow, doch beschäftigt er nur 40 Zwangsarbeiter, aus denen er ein Artell (Genossenschaft) gebildet hat. Salz ward bisher noch von den Chinesen und Japanern gekauft. Es ist zwar ein Versuch gemacht worden, in Alexandrowsk Salz zu gewinnen, doch erwies es sich als schlecht. — Kürzlich sind auch Petroleumquellen auf Sachalin entdeckt worden, doch gehört deren Ausbeutung noch der Zukunft an.

Die Sterblichkeit auf Sachalin ist — nach officiellen Berichten — nicht beträchtlich. Im Jahre 1885 starben 2,2 Proc. von 7265 Menschen (die auf Sachalin lebenden Eingeborenen sind dabei nicht mitgerechnet); Kranke aber giebt es sehr viel, insonderheit unter den Zwangsarbeitern im Bezirk von Alexandrowsk, welche alle den Eindruck von sehr anämischen Menschen machen; dabei leiden viele an Rheumatismus, Bronchitis, Darm- und Magenkatarrh und leichteren Fiebern — der Grund vieler Erkrankungen ist einestheils in den schlechten Behausungen, der schlechten Beschaffenheit der Gefängnisse, anderentheils in der schlechten ungenügenden Kost zu suchen. Jeder Zwangsarbeiter bekommt drei Pfund Brot täglich und einmal eine warme Fleisch- oder Fisch-Speise. Diejenigen Arbeiter, welche bereits aus dem Gefängniß entlassen sind und außerhalb wohnen, befinden sich unvergleichlich besser daran.

Vielleicht wäre es zweckmäßiger, wenn die außerordentlich harte und überaus schwierige Bearbeitung des Bodens zum Zwecke des Ackerbaus, welche heute den Ansiedlern obliegt, gerade von den Zwangsarbeitern ausgeführt würde, welche jetzt in den Steinkohlengruben von Duë beschäftigt sind. Hier könnte man mit Bequemlichkeit jene Ansiedler verwenden, von denen die meisten gar nicht zur Feldarbeit brauchbar sind.

Am 21. Mai hatten wir mit Abladen begonnen; am 25. Mai war alles beendigt; dann lichteten wir die Anker, um nach Wladiwostock zurückzukehren.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Das endgültige Ergebniß der Volkszählung vom 1. December 1885, welches für das gesammte Deutsche Reich, die Einzelstaaten und deren größere Verwaltungsbezirke nunmehr veröffentlicht wird, weicht im Großen und Ganzen von den bereits im April v. J. bekannt gewordenen vorläufigen Ermittelungen nicht wesentlich ab. Damals war für das Reich eine Bevölkerungszahl von 46 840 587 festgestellt, während jetzt die Zahl der ortsanwesenden Einwohner auf 46 855 692 berechnet ist. Es wurden also bei genauer Aufarbeitung der Zählkarten noch 15 105 Personen neu ermittelt. An dem Zugange nehmen alle Staaten theil mit Ausnahme von vier Kleinstaaten, in denen das vorläufige Resultat höher gewesen, und von Mecklenburg-Strelitz und Lübeck, in denen das definitive Resultat mit dem vorläufigen übereinstimmt. Die Staaten des Deutschen Reiches, nach ihrer Einwohnerzahl geordnet, folgen sich so: Preußen 28 318 458 Einwohner, Bayern 5 420 199, Sachsen 3 182 003, Württemberg 1 995 185, Baden 1 601 255, Elsaß-Lothringen 1 564 355, Hessen 956 611, Mecklenburg-Schwerin 575 152, Hamburg 518 620, Braunschweig 372 452, Oldenburg 341 525, Sachsen-Weimar 313 946, Anhalt 248 166, Sachsen-Meiningen 214 884, Sachsen-Coburg-Gotha 198 829, Bremen 165 628, Sachsen-Altenburg 161 460, Lippe 123 212, Reuß j. L. 110 598, Mecklenburg-Strelitz 98 371, Schwarzburg-Rudolstadt 83 836, Schwarzburg-Sondershausen 73 606, Waldeck 56 575, Reuß ä. L. 55 904 und Schaumburg-Lippe 37 204 Einwohner. Das männliche Geschlecht zählt in Deutschland 22 933 659, das weibliche 23 922 033 Personen; letzteres überwiegt also ersteres um nahezu eine Million, und zwar sind in allen deutschen Staaten mit Ausnahme des kleinsten (Schaumburg-Lippe) mehr Frauen als Männer vorhanden. Seit 1880 hat in Deutschland die Zahl der Männer um 748 226, die der Frauen dagegen um 873 405 zugenommen. (A. Z.)

— Die „Verhandlungen des sechsten Deutschen Geographentages zu Dresden“ (herausgegeben von H. Gebauer. Berlin 1886, D. Reimer) enthalten unter ihren 12 größeren Abhandlungen und Referaten Vielerlei, was Interesse erregt. Petri sprach über die Erschließung Sibiriens, Naumann über seine Landesaufnahme Japans, von François über seine Reisen im Congobecken, Leipoldt, welchem jedoch Neumayer scharf opponirte, über die Erhebung des Meeresspiegels an den Festlandsküsten, welche er für viel geringfügiger erklärt, als man aus Pendelbeobachtungen hat schließen wollen (nämlich durchschnittlich 13 bis 14 m anstatt 1000 m und mehr). Matzat und Schneider behandelten Gegenstände des geographischen Unterrichts, Hahn die Küsteneintheilung und -entwickelung im verkehrsgeographischen Sinne, Egli ein Kapitel aus der Entwickelungsgeschichte der geographischen Namenkunde. Am anziehendsten ist wohl Paul Lehmann's Vortrag über „Kant's Bedeutung als akademischer Lehrer der Erdkunde“, welcher des großen Philosophen geographische Anschauungen und Erklärungsversuche im Einzelnen vorführt und als den besten Abschnitt aus seinen Vorlesungen denjenigen über das Meer bezeichnet. Sein Leben lang hat Kant über Wind und Wetter nachgedacht, ist aber, trotz mancher guter Gedanken, über die Irrthümer, die gleich in seiner ersten Abhandlung enthalten sind, nicht hinausgekommen. In anthropologischen Dingen wird Kant als ein Vorläufer Darwin's erklärt, nicht wegen einzelner hingeworfener Bemerkungen, sondern wegen seines bewußten Forschens, und die Abhandlung gipfelt in dem Ausspruche, daß die Vertreter der Erdkunde auf unseren Universitäten in Kant den Mann zu begrüßen haben, der nach gründlicher Vorbereitung als erster mit Erfolg daran ging, die Geographie zu einer lebensfähigen akademischen Disciplin zu gestalten.

— In der letzten Generalversammlung der Sektion „Klagenfurt“ des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins berichtete Bergrath Ferdinand Seeland, wie wir der „N. Fr. Pr.“ entnehmen, über die von ihm am 3. Okt. v. J. unternommenen Messungen auf dem Pasterzen-Gletscher, die für die Gletscherkunde interessant und von großem Werthe sind. Da der Gletscher an jenem Tage ganz

schneefrei war, glückte es Herrn Seeland, von den im Jahre 1882 bei der Hofmannshütte quer über den Gletscher bis an die Glocknerbasis in einer Geraden geschlagenen Pflöcken sechs und von den im Jahre 1884 gesetzten Steinen zwei aufzufinden. In den verflossenen vier Jahren ist der erste Pflock um 121,5 m (das ist mit 3,5 mm Geschwindigkeit in der Stunde), der zweite um 162 m (4,6 mm), der dritte um 175,5 m (5 mm), der vierte um 192,3 m (5,5 mm), der fünfte um 201,5 m (5,8 mm) und der sechste um 198,6 m (5,7 mm) thalabwärts gewandert. Von den beiden Steinen ist während zwei Jahren der eine um 104,2 m (5,9 mm), der andere um 100,7 m (5,8 mm) abwärts getragen worden. Nach diesen Ergebnissen (in der Richtung vom nördlichen Gletscherrande gegen die Mitte zu) berechnet sich die mittlere Geschwindigkeit der Gletscherbewegung bei 4 bis 5 Grad Gletscherneigung per Stunde auf 5,23 mm oder per Tag auf 125,1 mm. Am langsamsten wanderte der erste Pflock (Randpflock). Auch die Marken über das Gletscherschwinden wurden eingemessen und neue gezogen. Das durchschnittliche Schwindmaß der verflossenen sieben Jahre beläuft sich auf 5,1 m. Am Elisabethfels, wo die Gletschersohle frei liegt, ist nun keine weitere Messung möglich. Dafür zog Bergrath Seeland oben nächst der Hofmannshütte und unter der Franz-Josephs-Höhe je eine Marke, damit auch das Schrumpfen des oberen Gletschers genauer verfolgt werden könne. Auch die Pflöcke und Steine wurden an ihren Plätzen belassen, um zur ferneren Beobachtung zu dienen.

— Pola, seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Eine Studie. (Mit vier Tafeln, enthaltend Ansichten und Pläne, Wien, Gerold's Sohn, 1886, 93 S.), ist eine ausführliche, gelungene, von kundiger Hand verfaßte Darlegung aller für die Stadt bedeutsamen Faktoren in fünf Kapiteln. Besonders ansprechend ist das zweite Kapitel, das die Geschichte der Stadt enthält; das dritte Kapitel bietet einen Einblick in die verschiedensten Verhältnisse der Stadt und bespricht offen und frei die vorhandenen Mängel. Als den Thatsachen entsprechend müssen wir die Widerlegung der landläufigen Anschauung, Pola sei ein wahrer Fieberherd, auf Grund statistischer Angaben bezeichnen; im vergangenen Jahre hatte es von allen österreichischen Städten nächst Trient die geringste Sterblichkeitsziffer (25,1 pro Tausend). Der Zweck der Schrift geht dahin, für die Erhebung des wichtigen Kriegshafens Pola zur Landeshauptstadt von Istrien zu plädiren.

Asien.

— Dem russischen Reisenden Ogorodnikow wurde in Meschhed mitgetheilt, daß sich sowohl in der Nähe dieser Stadt, als auch in verschiedenen Theilen Chorassans Zinngruben befänden. Nun macht Berthelot in der „Revue Scientifique" darauf aufmerksam, daß schon Strabon (Buch 15, c. 724) im Lande der Dranger, das an das heutige Chorassan angrenzte und selbst einen Theil des südlichen Chorassan umfaßte, das Vorkommen von Zinn erwähnt. Lassen sich dort wirklich Zinnminen nachweisen, welche schon seit dem Alterthume in Betrieb sind, so ist die Frage, woher das Zinn zu den altägyptischen und assyrischen Bronzen stammte, gelöst.

— Ueber den Verlauf von Bunge's Polar-Expedition meldet die Zeitung „Sibir" nachträglich auf Grund eines Briefes vom 6. Mai v. J.: Am 24. April verließ Bunge Aidshergaid; auf der Großen Ljächow-Insel traf er mit Baron Toll zusammen und beide setzten am 29. April ihre Reise gemeinschaftlich fort. Am 1. Mai befanden sie sich auf der Kleinen Ljächow-Insel —, begaben sich dann nach der Insel Kotelnj und erbauten daselbst zwei Provisions-Niederlagen, eine auf der westlichen, die andere auf der östlichen Seite der Insel. Am 6. Mai kehrten alle Schlitten, ausgenommen drei, welche auf der Insel blieben, nach dem Festlande zurück. Die auf der Insel befindlichen Vorräthe reichen bis Ende November aus, doch ist der Termin der Rückkehr der Reisenden schon auf Ende des Oktobers festgesetzt. — Nach den letzten Nachrichten war Baron Toll bereits in Irkutsk eingetroffen. Dr. Bunge wurde daselbst erwartet.

— Herr Fransz, Beamter des Bureaus für inländische Angelegenheiten zu Makasser (Celebes), hat kürzlich eine Reise nach den unabhängigen Staaten des Inneren gemacht, welche vier Wochen dauerte. Der Zweck derselben war, hinsichtlich des Vorkommens von Metallen Sicherheit zu erlangen. So weit bekannt, ist Fransz der erste Europäer, welcher so tief ins Innere vorgedrungen ist, und in der letzten Zeit vor seiner Rückkehr beunruhigte man sich seinetwegen, da seine Abwesenheit so lange dauerte. Seiner Mittheilung nach haben ihn die Eingeborenen gut empfangen, und ihm auch Stellen nachgewiesen, wo Kupfer, Zinn und andere Metalle vorkommen. Angeblich wird auch Gold angetroffen, doch wollten sie ihm die Fundstellen nicht bezeichnen. Das als Probe mitgebrachte Kupfererz enthielt beinahe 95 Proc. reines Kupfer.

— Ueber die wenig bekannten Inselgruppen zwischen Mindanao, den Molukken und der Minahassa, insbesondere über die Sangir- und Talauer-Inseln und deren Bewohner giebt Dr. S. J. Hickson einige Notizen im „Journal of the Anthropological Institute of Great Britain". Er hat einige Tage in Manganitu auf Groß-Sangir zugebracht und sowohl von dem Radschah, als von dem deutschen Missionar Steller, welcher seit 28 Jahren dort wirkt, sehr werthvolle Aufschlüsse über die Insel und ihre Bewohner erhalten. Das Haus des Radschah war aus Bambus gebaut und lag etwa 20 bis 30 Schritte entfernt von der Straße, welche, wie überall auf Sangir, sehr gut gehalten war; es bestand im Inneren aus einem großen Raume, von dem aber durch mannshohe Scheidewände eine Anzahl Schlafzimmer abgetrennt waren; die Wände waren mit Koffo bedeckt, einem Zeug, das die Fürstin, die Tuwan Bohki, meistens selbst gewoben hatte. Der Radschah hatte sich einen ingeniösen Zeitmesser eingerichtet; zwei englische Bierflaschen mit der Mündung gegen einander und etwas vulkanischer Sand gaben eine Sanduhr ab, die genau eine halbe Stunde lief, daneben waren 12 Stöckchen an einen Rotang gereiht, und alle halbe Stunde hatte die Wache, welche die Sanduhr umdrehte, eines derselben hinüber- oder herüberzuschieben, und wenn alle 12 beisammen, somit sechs Stunden vergangen waren, meldete sie es durch einen Schlag auf den Gong. — Die Insulaner sind kühne Seefahrer und haben seetüchtige Boote, die bis zu 100 Mann halten; sie sind etwas kleiner, als die Bewohner der Minahassa, ihr Haar ist schwarz und straff. Im Gegensatze zum Minahassa gilt hier noch Mutterrecht; der Mann geht in die Hütte der Frau und wird Mitglied ihrer Familie, auch wenn er in ein anderes Dorf heirathet; trotzdem muß er einen ganz erheblichen Preis für die Frau zahlen, der bei vornehmen Familien bis zu 30 Sklaven, jeder im Werthe von 45 Gulden holl., steigt. Ob im Falle einer Scheidung, die oft genug vorkommt, der Preis zurückgegeben wird, sagt der Autor nicht, aber die Kinder bleiben der Mutter, bis sie selbst entscheiden können. Im Falle des Ehebruchs hat der Schuldige die Buße an die Verwandten der Frau zu zahlen, der Mann hat keine Ansprüche. Die Talauer-Inseln und das noch entferntere gelegene Nanusa zeigen zwar in ihrer Bevölkerung starke Beimischung des Sangir-Elementes, scheinen aber doch einen eigenen Grundstock von Bevölkerung zu haben, welcher sich durch langes, welliges Haar auszeichnet. Hier findet man noch die großen, für mehrere hundert Bewohner eingerichteten Häuser, bei denen sich aber der Reisende überzeugen konnte, daß sie nicht von Anfang an so groß angelegt, sondern durch allmählichen Anbau so geworden waren. Je mehr aber eine Insel schon vom Verkehr berührt wurde, um so kleiner waren die Häuser; in Toroena und Manganitu, die sich schon eines erheblichen Handelsverkehres erfreuen, konnten sie nur noch 10

bis 20 Personen fassen. Die großen Häuser sind eben verhältnißmäßig leichter und billiger zu bauen, als eine entsprechende Anzahl kleiner. In der Wohnung des Radschah von Karatong auf Naunsa sah der Reisende eine ganze Anzahl kleiner geschnitzter Boote von der Decke herabhängen, die als Opfergaben gegen Krankheiten dienten; es gelang ihm, dieselben zu kaufen, und wahrscheinlich haben die Naunsaner geglaubt, dabei ein ganz besonders gutes Geschäft zu machen und ihm die Krankheiten gleich mit zu verkaufen. Die Sangiresen haben das Tabu oder, wie sie es nennen, Pilih, wie die Polynesier; wer es verletzt, wird zum Sklaven gemacht, denn die Sklaverei dauert unbeschadet der holländischen Oberherrschaft noch immer fort; von den drei „Königreichen", in welche Groß-Sangir zerfällt, Tabukan im Westen, Tarnna und Manganitu im Osten, ist sie nur in dem letztgenannten unter dem Einflusse Steller's nach und nach in Abnahme gekommen. Raubzüge, wie früher, scheinen allerdings nicht mehr stattzufinden. Das Land macht übrigens im Ganzen entschieden Fortschritte und führt namentlich viel Kokosnüsse aus; eine Insel nach der anderen wird in den Bereich des Verkehres gezogen und es ist für die Anstellung ethnographischer Forschungen selbst auf den abgelegeneren Inseln die höchste Zeit. Von Interesse ist, daß die Sengiresen keine Wocheneintheilung kennen, sondern für jeden der 28 Monatstage einen besonderen Namen haben.

Afrika.

— Die nach dem deutsch-britischen Abkommen unter deutsche Oberhoheit fallende Küste des Witu-Landes ist Mitte Januar auch formell in Besitz genommen worden: Die deutsche Flagge wurde gehißt am 12. Januar bei Kipini, am 15. Januar bei Mkonumbe, am 17. Januar am Nordende der Mandabucht und am 19. Januar bei Mokowo. Die Inseln Manda und Pata wurden gleichzeitig dem Sultan von Sansibar zugesprochen. — Zwischen Portugal und dem Sultan von Sansibar ist ein Grenzstreit ausgebrochen. Ersteres scheint, und zwar mit vollem Rechte, die Küste bis zum Kap Delgado nordwärts zu beanspruchen, während das deutsch-britische Abkommen mit Beiseitelassung der früheren portugiesischen Rechte das Stück von der Tungi-Bucht bis zum Kap Delgado dem Sultan zuspricht.

— Die bereits todt gesagte Expedition des österreichischen Afrikareisenden Holub ist in hilflosem Zustande in Schoschong in dem unter britischem Protektorate stehenden Betschuanenlande eingetroffen. Zwischen dem Bangweolo-See und dem Sambesi wurde ihr Lager während Holub's Abwesenheit von den Eingeborenen überfallen und einer seiner weißen Begleiter ermordet.

— Kapitän Paiva d'Andrade hat den Oberbefehl über eine neue portugiesische Expedition von 40 Mann übernommen, welche, von der Ostküste bei Schilnane oder Sofala ausgehend, dem Laufe des Sabi-Flusses folgen soll, um den Kraal des verstorbenen Umzeila und die Ruinen von Zimbabye zu besuchen. Die Rückkehr wird wahrscheinlich über Sena und längs des Zambesi erfolgen. Ein Engländer, welcher jene Gebiete schon bereist hat, wird die Expedition begleiten.

— Ueber den Untergang des „Pioniers" der deutschen Kolonialpolitik, F. A. E. Lüderitz, kann jetzt kein Zweifel mehr obwalten. Er war im Mai 1886 nach Südafrika gekommen, um nochmals den unteren Oranjefluß in Bezug auf seine Schiffbarkeit zu untersuchen; das geschah Ende September und Anfang Oktober. Dann begab er sich am 20. Oktober über Land nach der südlich von der Oranje-Mündung gelegenen Alexanderbai und begann von dort aus in Begleitung seines Steuermanns Steingröver in einem schlecht ausgerüsteten und ungenügend verproviantirten Boote die Küstenfahrt nach Angra Pequena. Seitdem fehlt von den beiden Reisenden jede Spur.

Australien.

— Ein australischer Landbesitzer, Mr. Hubert de Castella, weist in einem Buche „John Bull's Vineyard" auf die Kolonie Victoria hin, als dasjenige Land, welchem nach dem Rückgange des Weinbaues in Frankreich die erste Rolle hinsichtlich der Weinproduktion zufallen müßte. In Victoria finde sich gerade diejenige Combination von Boden und Klima, welche für die Erzeugung feiner und gesunder Weine die geeignetste sei. Es sind hier mindestens zwei bestimmte Zonen für den Weinbau zu unterscheiden: der lange Landstrich zwischen dem Murray und der Dividing Range, wo die Sonne heiß und Frost unbekannt ist, und das Land zwischen der Dividing Range und dem Meere, mit einer niedrigen, aber gleichmäßigeren Temperatur. Der erstere Strich erzeugt die schwereren, letzterer die leichteren Weine. Mr. de Castella's eigene Besitzung liegt in einem Thale, das von den Plenty- und Dandenong-Ketten eingeschlossen und von dem Yarra-Yarra bewässert wird. Hier wachsen die Weine, welche mit dem Preise des deutschen Kaisers ausgezeichnet wurden, die Sauvignons, Carbinets, Hermitages, Rieslings. Wenn schlechte Weine producirt werden, so ist die Hauptursache die Leichtigkeit, mit der die Traube gezogen und der Wein hergestellt werden kann. Die Versuchung, Wein zu machen, ist für Jeden, der nur ein paar Acres Land hat, unwiderstehlich. Kein eingeführtes Thier oder Gewächs gedeiht in Australien so gut wie der Wein, nicht einmal das Kaninchen und der Sperling. Die Stecklinge werden in Entfernungen von 6 bis 10 Fuß in den Boden gesetzt und nach drei Jahren tragen sie Trauben, aus denen Wein gekeltert werden kann. Wenn in vollem Tragen, ergiebt ein Acre 300 bis 500 Gallonen. Keine thierische Feinde, kein Frost, kein Regen ist zu fürchten. Die Phylloxera erschien allerdings vor einigen Jahren im Geelong-Distrikte, aber die angegriffenen Reben wurden sogleich zerstört und die verderblichen Eindringlinge vernichtet.

Südamerika.

— Chaffanjon, Professor in Guadeloupe, welcher auf seiner ersten Reise in Venezuela 1885 den Rio Caura, einen südlichen Zufluß des Orinoco, bis zu seiner Quelle, und den mittleren Orinoco erforscht hat und vom französischen Unterrichtsministerium mit einer zweiten Mission nach dem Oberlaufe dieses Stromes betraut worden ist, hat im Verlaufe derselben zuerst den Rio Caroni (südlicher Zufluß des Orinoco) und die Umgebung von Ciudad Bolivar besucht, alsdann den Lauf des Orinoco bis Caïcara durch astronomische Bestimmungen festgelegt und, wie er angiebt, endgültig berichtigt, und ist nach vielen Mühseligkeiten Mitte Oktober 1886 in San Fernando, wo der Atabapo in den Hauptfluß mündet, angelangt. Von dort hat er eine Reihe astronomischer Beobachtungen und naturwissenschaftliche Sammlungen nach Frankreich gesandt und andererseits Verbindungen mit den Moquiritares-Indianern angeknüpft, den Nachbarn der wilden Guaharibos, welche unmittelbar an den Orinoco-Quellen, Chaffanjon's letztem Ziele, hausen. Durch verständiges ruhiges Vorgehen hofft er die Feindseligkeit der Guaharibos, welche alle Fremden tödten sollen, zu überwinden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

A. Marche's Reisen auf Luzon und Palawan.

IX. (Schluß.)

Kaum hatte die „Samar" vor Siassi Anker geworfen, so kamen auch sofort sämmtliche männlichen Europäer, die dort stationirt waren, in einem Boote herangefahren; der Befehlshaber der „Samar" stellte den Reisenden seinen Landsleuten vor und diese beeilten sich, ihm ihre Dienste anzubieten. Der Gouverneur von Siassi wollte ihn sogar in sein Haus aufnehmen, aber Marche lehnte ab, da ein naturwissenschaftlicher Sammler mit seinem ganzen Apparate seinen Wirthen, zumal bei engen Raumverhältnissen, leicht lästig fällt. So miethete er sich das obere Stockwerk eines noch unvollendeten Hauses und ersetzte die fehlenden Wände durch Matten. — Der dortige Gouverneur hat es durch Güte und Festigkeit verstanden, die Eingeborenen anzulocken und zur Anerkennung seiner Autorität zu bringen. Wenn man von dem nahen Sulu kommt, wo Alles in Waffen starrt, erstaunt man, die Officiere hier in Siassi unbewaffnet umhergehen zu sehen; in der That ist seit der Besetzung der Insel noch keine einzige Blutthat vorgekommen. Die Eingeborenen scheinen auch mehr furchtsam als gewaltthätig zu sein und wenig Fanatismus zu besitzen. Das zeigt sich z. B., wenn ein Deportirter entspringt, wie das während Marche's Anwesenheit geschah. Der Gouverneur ließ allen Dorfhäuptlingen mittheilen, daß derjenige, welcher ihn zurückbrächte, eine Belohnung erhalten würde. Aber der Entsprungene konnte mehrere Tage sich der Freiheit erfreuen, indem er sich mit Gewalt Lebensmittel verschaffte. Auch übernachtete er bei den Eingeborenen, welche nicht einmal den Versuch machten, ihn zu fangen, wiewohl er als Waffe nur ein schlechtes Messer besaß und ihnen außer ihren Kriß auch einige Flinten zur Verfügung standen. Um den Mann zu fangen, erbaten sie sich zuletzt Leute vom Gouverneur, da sie selbst sich nicht an ihn herantrauten.

Im Mittelpunkte der Insel Siassi erhebt sich in Stufen ein Berg, dessen Höhe Marche zu 395 m fand; derselbe trägt die höchsten Bäume auf der sonst wenig bewaldeten Insel. Vom Meeresstrande an bis zum Gipfel des Berges ist dieselbe fast ganz von den Eingeborenen abgeholzt und mit Yams und Reis bestellt worden. Die Wohnungen sind gruppenweise zerstreut und stets neben kleinen Gebüschen erbaut, in welchen die Todten begraben werden, und welche in die sonst kahle Ebene reizende Abwechselung bringen. Die Gräber haben meist länglich viereckige Gestalt und sind 40 bis 50 cm hoch; oben sind zum Schutze Steine darauf gelegt und unten zieht sich eine flache Wasserrinne herum. Ein flacher Stein oder ein oben roh geschnitzter Pfahl bezeichnet die Stelle, wo der Kopf liegt. Das Grab selbst ist etwa 1 m tief; die Leiche liegt aber nicht senkrecht unter dem Hügel, sondern in einer seitwärts angebrachten Nische.

Ueber sonstige Gebräuche konnte Marche mit Hilfe des Regierungsdolmetschers und in Anwesenheit des Gouverneurs von einem Pandita einige Erkundigungen einziehen.

Die Jünglinge heirathen, sobald sie beschnitten worden, die Mädchen, wenn sie mannbar sind. Die Heirath wird zwischen den Eltern verabredet; diejenigen des jungen Mannes geben denen der Braut Sklaven, Reis, Hausgeräth und Zeuge, besonders von weißer Farbe, welche zum Einhüllen der Gestorbenen dienen und von den Lebenden bei den Trauerfeierlichkeiten getragen werden. An dem zur Hochzeit bestimmten Tage versammelt der Bräutigam einige Freunde und läßt den Pandita kommen, der sich an ihrer Spitze

nach dem Hause der Braut begiebt, wo letztere inmitten ihrer Verwandten und Freunde wartet. Nun entfernt sich die Braut und die übrigen setzen sich, um die Interessenfrage zu besprechen; ist alles geordnet, so ergreift der Pandita die Hand des Bräutigams, der sich erhebt und, von einigen Freunden begleitet, seine Braut aufsucht, umarmt und zu der Gesellschaft zurückführt. Damit ist die Ceremonie beendet und es beginnt ein Festmahl, dessen Kosten der Bräutigam bestreitet.

Die Bewohner von Siassi haben Aerzte, welche Panum oder Bate heißen; aber auch der Pandita giebt sich oft mit der Heilkunst ab. Bei dem Tode eines Mannes wird der Pandita, bei demjenigen einer Frau die Pakil gerufen; diese waschen die Leiche und umwickeln sie mit etwa 10 m weißen

Eingeborene von Siassi. (Nach einer Skizze des Reisenden.)

Stoffes, worauf sie in das oben beschriebene Grab gelegt wird, angeblich mit dem Kopfe nach Norden. Indessen hat Marche gefunden, daß diese Regel nicht immer befolgt wird. Sobald sich das Grab geschlossen hat, begeben sich die Anwesenden in das Haus des Todten, feiern dort ein Fest und bringen Speisen, wahrscheinlich Reste vom Festmahle, auf das Grab. Sieben Tage lang wird letzteres bewacht, ebenso bei den Tagbanuas, welche so verhindern, daß Wildschweine die Leiche auswühlen und fressen. Am 3., 7., 20., 40., 100. und 1000. Tage wird dem Todten ein Erinnerungsfest gefeiert; um diese Tage zu zählen, befestigt man einen hohlen Bambu an der Wand der Hütte und wirft täglich einen kleinen Stein oder irgend einen Fruchtkern hinein.

An Markttagen beobachtete Marche stets, daß die Eingeborenen sich versteckten, um zu essen; einige baten sogar um die Erlaubniß, sein Haus betreten zu dürfen, um ungesehen ihre Mahlzeit einnehmen zu können. Den Grund dieser Sitte hat der Reisende trotz vielfachen Herumfragens bei kundigen Leuten nicht in Erfahrung bringen können.

Der Hauptmann und Gouverneur der Insel Siassi hat unter seinen Befehlen einen Lieutenant, einen Unterlieutenant, etwa 20 Soldaten und die Strafgefangenen; außerdem ist ein Kanonenboot dort stationirt. Der Gouverneur bewohnt das einzige steinerne Gebäude auf der Insel; dasselbe steht in Verbindung mit dem zinkgedeckten Blockhause, dessen unteres Stockwerk aus Stein, dessen oberes aus Holz erbaut ist, und welches den Molo beherrscht. Letzterer dient dem 200 m weiter landeinwärts gelegenen Dörfchen, das damals etwa 20 Häuser in einer langen Straße zählte, als Landeplatz. Links von jener Straße liegt der Marktplatz und die galera, eine aus Pfählen gebildete Umzäunung; der Markt wird meist unter freiem Himmel vor einem Schuppen gehalten, welcher ebensowohl den Zuschauern bei den Hahnenkämpfen, als den Verkäufern bei Regen dient. Auf dem Platze selber aber liegen einige Gräber, welche man beim Abholzen des Gebüsches verschont hat; die Eingeborenen benutzen sie heute als Tische und Bänke.

Wie im ganzen philippinischen Archipel, so sind auch auf Siassi die Eingeborenen leidenschaftliche Spieler. Um ihre Schulden bezahlen zu können, verpfänden sie den Chinesen, mit denen sie in Geschäftsverbindung stehen, Alles, was sie besitzen, selbst ihre Waffen und zuweilen auch ihre Weiber und Kinder. Die Zinsen betragen $12^1/_2$ Proc. wöchentlich, und wenn das Pfand am festgesetzten Tage nicht eingelöst wird, so behält es der Pfandleiher als sein Eigenthum.

Am 20. November unternahm Marche mit zweien der spanischen Officiere eine Fahrt nach der westlich von Siassi gelegenen Insel, welche auf den Karten Lapac heißt, von den Eingeborenen aber Pandami genannt wird. Ein nordsüdlich verlaufender Kanal von kaum 1 km Breite trennt beide Inseln. Lapac ist von unregelmäßiger Form, 5 Seemeilen lang, 3 Seemeilen breit. Auf der nördlichen und der südlichen Spitze erhebt sich je ein Berg, ersterer 220 m, letzterer 250 m hoch und von fast kegelförmiger Gestalt. Der Boden der Insel scheint ziemlich fruchtbar zu sein und ist wie auf Siassi zum großen Theil abgeholzt. Auf einem Abhange wurde damals in 150 m Höhe ein einstöckiger fester Thurm aus Ziegeln erbaut, von dessen Spitze man einen weiten Blick über das umliegende Meer

Die Insel Lapac. (Nach einer Photographie von A. Marche.)

und seine Inseln genießt. Die Fauna dieser kleinen Eilande ist ziemlich einförmig; doch fand Marche immerhin einige interessante Species.

Am 29. November konnte Marche auf dem Kanonenboote „Paragua" eine Fahrt nach Tawi-Tawi antreten, an dessen nordwestlicher Küste beim Posten Tataan das Boot vor Anker ging. Die dortige Rhede wird zwar durch die kleinen Inseln Tataan und Simalaac geschützt, ist aber bei Seewind wenig sicher. Der Posten, auf einem Abhange der Dromedario-Berge gelegen, beherrscht zwar das Meer nach Norden und Nordwesten, ist aber nach der Landseite hin, also nach Süden und Südosten, durch den Bergabhang vollständig maskirt und, weil die Luft dort keinen Zutritt hat, feucht und ungesund. Trotz aller Bemühungen verschiedener Officiere ist es nicht gelungen, Eingeborene zur Erbauung eines Dorfes neben dem Posten zu bewegen; dieselben zeigen sogar einen gewissen Widerwillen, von den Nachbarinseln her frische Fische zu bringen. Am nächsten Tage setzte das Schiff seine Fahrt längs der Küste von Tawi-Tawi und von Sanga-Sanga fort und ankerte an der Südspitze der Insel Bongao vor dem gleichnamigen Fort und Dorfe. Die dort stationirten Officiere nahmen den Reisenden freundlich auf und einer derselben, Don José Vidal, begleitete ihn gleich am nächsten Tage auf einem Ritte um die Insel herum. Unterwegs trafen sie auf das Grab des berühmten Heiligen Pandita Said, welches das Ziel von Wallfahrten ist. Es besteht aus einem großen Haufen Steine, auf dessen Spitze ein Viereck von Holz und Zweigen sich befindet; seitwärts davon ist ein Pfahl ohne Inschrift oder Schnitzwerk befestigt. Jeder Pilger fügt einen weiteren Stein zu dem Haufen hinzu, spricht seine Gebete und entfernt sich dann.

Dann wurde der Ritt fortgesetzt bis zu dem Fuße der Klippen, welche am Anfange des Meeresarmes zwischen Bongao und Sanga-Sanga liegen; dort kehrten sie um. Inzwischen aber war die Fluth gekommen, so daß die Pferde oft durch das Wasser waten mußten, und die Reiter bei der Kleinheit der Thiere zuweilen ein Sitzbad nahmen. An einer Stelle war das Wasser sogar so tief, daß sie sich von ihren Leuten einen Weg durch das Gebüsch am Ufer

schlagen lassen mußten; diese freilich bewegen sich lieber von Baum zu Baum fort aus Furcht vor den hier anscheinend sehr zahlreichen Kaimans.

Am 3. December begab sich Marche mit dem Gouverneur von Siassi nach der im Süden gelegenen Insel Simonor, um deren Bewohner an Ort und Stelle kennen zu lernen. Dieselben scheinen von malayischer Race zu sein, obwohl sie dunkler sind als die Malayen von Malacca und Borneo. Ihre Hütten sind, wie überall in Oceanien, auf Pfählen erbaut. Sie leben in Polygamie und sind sehr schmutzig. Ihr Begräbnißplatz enthält rechteckige Gräber von gut zugehauenen Steinen und ist von Baumstämmen und Steinhaufen umgeben; einige der Grabsteine tragen malayische Inschriften in arabischen Charakteren. Marche fand dort einige Leute, welche malayisch sprechen konnten, aber konnte aus ihnen nur wenige Angaben über ihre Sitten und Gebräuche herauslocken. Die Insel Simonor ist niedrig, sumpfig, wenig bewaldet und ohne süßes Wasser und dabei dennoch die volkreichste von allen Eilanden in jenen Gegenden.

Am 8. December kehrte Marche nach Sulu zurück, schiffte sich dort am 26. December nach Palawan ein und langte am 30. dort an. Am 1. Januar 1885 befand er sich wiederum an Bord des von Lieutenant Basabru befehligten „Joló“, um die Nordspitze von Palawan zu umfahren und dieselbe zu erforschen. Aber einige Stunden nach der Abfahrt von Puerto Princesa zerbrach das Schiff unglücklicher Weise an einer Felsbank seine Schraube, und

Grab des berühmten Pandita Said auf der Insel Bongao. (Nach einer Zeichnung von A. Marche.)

damit hatte auch die Fahrt ihr schnelles Ende erreicht; Marche sollte nun einmal trotz wiederholter Versuche dieses Ziel nicht erreichen. Unter Segel konnten sie noch den Ankerplatz von Tapul erreichen, wo sie mehrere Tage blieben, um günstigen Wind abzuwarten, welcher sie in südwestlicher Richtung nach Puerto Princesa führen sollte. Am 15. versuchten sie bei einer leichten Brise die Korallenbänke zu passiren, aber der Seegang draußen war zu stark und zwang sie, hinter die flachen Inseln der Bai von Honda zurückzukehren. Endlich war Marche des längeren Wartens überdrüssig, ließ sich und seine Leute ans Land setzen und wanderte längs des Ufers, freilich oft bis zum Gürtel im Wasser, seinem Ziele zu. Seine Leute waren wieder wegen der Kaimans in großer Angst; aber ebenso sehr fürchteten sie eine Rochenart, deren langer, biegsamer Schwanz mit einem spitzen und oft ziemlich langen Dorn bewehrt ist. Nach Aussage der Eingeborenen soll eine Verwundung durch denselben tödtlich sein: jedenfalls erzeugt sie heftiges Fieber. Nach $2^1/_2$ Stunden Wanderns erreichte man endlich einen sandigen Strand und noch eine gute Stunde später an dem Vorgebirge Caligaran einen Fußpfad, welcher sie in $1^1/_2$ Stunden nach Puerto Princesa brachte. Das Waten im Wasser und unter einer brennenden Sonne blieb nicht ohne nachtheilige Wirkung auf den Reisenden; heftige Leberschmerzen zwangen ihn, nach Manila zurückzukehren und von dort die Heimreise anzutreten. Am 25. April 1885 betrat er in Marseille den heimathlichen Boden, wohl zufrieden mit der reichen naturwissenschaftlichen Ausbeute seiner Kreuz- und Querzüge.

Volkselemente und Volksleben in Madagascar.

Von Dr. C. Keller in Zürich.

III. (Schluß.)

Die Sakalaven.

Ihr Wohngebiet ist die Westküste von Madagascar, und es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Sakalavenstämme zu den interessantesten Völkerschaften nicht nur der Insel, sondern des ganzen Ostens von Afrika gehören.

Eine zuverlässige anthropologische Darstellung fehlt uns bis zur Stunde und über ihr geistiges Wesen und ihren wahren Charakter wird man aus den vorhandenen Werken nicht klug. Die Urtheile lauten vorwiegend sehr ungünstig, und noch im Anfange dieses Jahrhunderts standen sie im Rufe gefährlicher Seeräuber und mußten von den Europäern energisch gezüchtigt werden, weil sie den Kanal von Mozambique unsicher machten. Mir war ferner in Erinnerung, daß der hoffnungsvolle Reisende Dr. Rutenberg aus Bremen im Lande der Sakalaven ermordet wurde und das Alles erschien mir nicht gerade einladend, dieser Gegend einen längeren Besuch zu widmen. Ich hatte ursprünglich die Absicht, im Norden zu bleiben und wurde nur durch Zufall ins Gebiet der Sakalaven verschlagen.

Junge Sakalaven. (Nach einer Photographie des Verfassers.)

Ich hatte dies nicht zu bedauern, denn wenn mich jemals die Schönheit der Natur und die ganze Urwüchsigkeit eines wenig bekannten Volksstammes entzücken konnte, so war dies in dem Wunderlande von Madagascar der Fall.

Der Sakalave ist schwieriger zu behandeln als der Madagasse und verlangt schon eine Vertrautheit im Umgange mit primitiven Völkern. Daß ein Neuling hier in kritische Situationen kommen kann, ist durchaus nicht zu leugnen. Trotzdem muß ich behaupten, daß der gefürchtete Charakter der Sakalaven nicht so schlimm ist, als man ihn darstellt. Es ist nicht zu vergessen, daß vielorts, besonders im Süden, der handeltreibende Araber aus Neid diese Völker gegen die Europäer aufgehetzt hat.

Mich persönlich hat der Charakter dieser Leute sehr angesprochen.

Ihre Lebensweise ist eine halb nomadische, sie haben in ausgesprochenster Weise alle guten und alle schwachen Seiten eines Nomadenvolkes.

In Gang und Haltung hat der Sakalave etwas Stolzes. Demüthigungen und Beleidigungen wird er nie ertragen. Anstrengende Arbeit oder Abhängigkeit von seinem Herrn ist nicht seine Sache, dazu ist er viel zu selbstbewußt. Daher konnte er auf den französischen Besitzungen im Kanal von Mozambique auch nie zur Plantagenarbeit herangezogen werden.

Das körperliche Aussehen dieses Volkes ist ein überraschend gutes; selten wird man so viele schöne und kräftige Gestalten bei einem äthiopischen Volke antreffen.

Die Männer sind fast nie unter Mittelgröße und verhältnißmäßig schlank gebaut. Die Kopfbildung wird als mesocephal bis brachycephal bezeichnet, was aber unrichtig ist, da oft ausgesprochene Langköpfigkeit vorkommt. Das Gesicht ist viel länger als beim Ostmadagassen und zeigt nicht selten einen feinen Ausdruck. Es ist fast bartlos, die Stirn ist ziemlich stark gewölbt, die Augenbogen etwas vortretend, die Augen schwarz, die Behaarung kraus und meist kurz geschoren. Die Nase ist nicht immer platt und bei manchen Individuen vortretend und gerade, aber niemals gebogen. Der Mund ist ziemlich groß und von kräftigen Lippen umgeben. Daß eine schiefe

Stellung der Zähne vorkommt, wie Hildebrandt angiebt, ist nicht richtig.

Als Bekleidung tragen die Männer ein weißes, blaues oder rothes Maskattuch um die Lenden und im Winter eine Flanelljacke.

Die Knaben sind zart und doch kräftig gebaut, voll Leben und stets zu nichtsnutzigen Streichen aufgelegt. Es sind wahre Quecksilbernaturen, denen es immer ein Hauptvergnügen machte, mich auf die Jagd zu begleiten und sich außerordentlich anstellig bewiesen.

Dem Fremden gegenüber ist der Sakalave freundlich; er ist auch gastfrei. Eine gewisse Verschlagenheit läßt sich aber nicht verkennen; fragt man ihn über etwas aus, so giebt er mit der größten Seelenruhe ausweichende Antworten. Er betreibt an der Küste Fischfang, baut seinen Reis und weidet seine Rinderheerden. Zu Hause überanstrengt er sich nicht, erwartet ruhig den Reis, den ihm die Frau bereitet, und nachher den Untergang der Sonne. Einzelne betreiben die Töpferei und verfertigen hübsche, mit Graphit überzogene Wasserkrüge, andere schnitzen aus Holz recht geschmackvolle Reislöffel, aber im Ganzen steht das Handwerk auf sehr primitiver Stufe.

Dagegen lebt der Sakalave mit Vorliebe der Schiffahrt und ist hierin unglaublich verwegen. Seine langen und schmalen Boote sind mit riesigen Auslegern und großen viereckigen Segeln versehen.

Eine höchst originelle Erscheinung bieten die Sakalavenfrauen dar. Wer diese auffälligen Gestalten mit ihrem fast phantastischen Haarputz und ihren blitzenden Augen zum ersten Mal erblickt, wird sich sagen, daß eben nur solche afrikanische Schönen ein Geschlecht von verwegenen Seeräubern erzeugen konnten.

Sie sind auffallend groß und nicht selten von einer Plastik des Körpers, wie man sie in germanischen Landen allenfalls in Bayern antrifft. Die Hautfarbe ist völlig schwarz, die Formen durchschnittlich viel edler, als man sie sonst bei afrikanischen Frauen antrifft, und es giebt unter ihnen viele wirkliche Schönheiten. Die Gesichtszüge sind im Ganzen recht angenehm und nur die platte afrikanische Nase verhindert, daß man ihnen nicht allgemein das Attribut tadelloser Gesichtsbildung geben kann.

Das schwarze, feurige Auge der Sakalavenfrau bildet ihre Stärke, es ist bei edleren Gestalten nicht selten nach Art der orientalischen Frauen mandelförmig geschlitzt. Auf die Pflege des Haares wird große Sorgfalt verwendet und die Toilette füllt die meisten freien Stunden aus. Bessere Frauen wechseln ihre Haartracht oft zweimal im Tage. Die Betsimisarakafrisur wird fast nie getragen. Entweder wird das reiche Haartoupée gescheitelt und in zahlreiche, dochtartige Zöpfchen geflochten, welche am Ende offen sind und horizontal abstehen oder die Zöpfchen endigen in Kugeln.

Zuweilen wird eine Art Haarkappe geflochten, indem die Flechten in bogenförmigen Leisten nach hinten verlaufen, oder es werden zahlreiche wallnußgroße Kugeln gerollt.

Die Formen sind voll und gerundet, die Hände und Füße meist sehr zierlich gebaut.

Als Bekleidung dient der Simbu, d. h. ein farbiges Tuch, welches als Ueberwurf benutzt wird. Derselbe muß großblumige Zeichnungen, lebhafte rothe und weiße Farben und einen breiten Rand besitzen. Ein zweites Baumwolltuch wird um die Lenden geschlungen. In der Anordnung der einfachen Bekleidung verräth sich ein guter Geschmack.

Die vornehmsten Frauen gehen stets barfuß. Schmuck ist außerordentlich beliebt und den Hals zieren Perlschnüre und schwere silberne Ketten. Die Finger sind mit Ringen oft dicht besetzt. Schwere silberne Armbänder prangen an den runden und vollen Armen.

Diese koketten Wesen schwärzen auch die Lider der Augen und bemalen das Gesicht mit weißen oder gelben Tupfen und Sternchen. Ein großer Spiegel gehört natürlich zum Inventar der besser situirten Sakalavenfrauen, und sie besehen sich darin mit ungemeinem Wohlgefallen.

Sie machen übrigens ihrer großen Reinlichkeit wegen, die sich nicht allein in ihrer Bekleidung, sondern auch in ihrer häuslichen Einrichtung ausspricht, einen ungewöhnlich guten Eindruck.

Ein Sakalavenmädchen.
(Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

Ihr phantasievolles Wesen ist ein heiteres und gutmüthiges. Sie lieben die Geselligkeit und Musik. Wenn sie den Tag über mit vielem Fleiß ihr Hauswesen besorgt und den bequemen Hausherrn mit Reis versorgt haben, finden sie sich am Abend in Gruppen zusammen und lassen ihre fröhlichen Lieder ertönen. Die wüsten Gelage, denen man im Osten so häufig begegnet, sind hier jedoch selten üblich.

Die Wohnungen sind im Allgemeinen ziemlich groß und die Pfahlbandörfer nehmen sich recht malerisch aus.

Natürlich giebt es ärmliche und reichere Häuser, aber ein gutes Haus nach dortigen bürgerlichen Begriffen macht einen überraschend wohlthuenden Eindruck. Die Umgebung ist sauber gekehrt, im Inneren herrscht überall Ordnung. Der Boden ist mit sauberen Matten bedeckt, die Wände mit weißem Baumwollzeug ausgeschlagen. Ein Paradebett ist

mit Moskitovorhang versehen und mit bunten Decken belegt. Darauf sind saubere Kopfkissen bis an die Decke hinauf aufgestapelt, auf einem Tischchen sind Gläser, Tassen und möglichst viel Fayence aufgestellt. Ein Spiegel darf natürlich nicht fehlen, im Schlafraum steht ein einfacheres Bett und einige Kisten mit Tüchern und Werthsachen — kurz, man fühlt sich recht behaglich in diesen ansprechenden Wohnräumen. Daß die moralischen Verhältnisse bessere sind, als im Osten, geht aus dem schönen Aussehen des Volkes und dem größeren Reichthum an Kindern hervor.

Auffallend ist die Anhänglichkeit der Kinder an ihre Eltern; ich sah eine Frau ihr Kind im Stiche lassen, um ihre plötzlich erkrankte alte Mutter zu pflegen. Im Gegensatz zu vielen südlichen Frauen verblühen diese Gestalten auffallend langsam, sie bewahren ihre Schönheit, soweit man bei Schwarzen davon reden kann, und ergrauen sehr spät.

Seltsame Gebräuche herrschen bei Traueranlässen. Ich kam zufällig in ein Dorf, in welchem eine wohlhabende Persönlichkeit plötzlich verstarb. Man gestattete mir die Besichtigung des Trauerhauses, bemerkte mir aber, daß ich zwei Flaschen Rum als Todtenopfer mitbringen möchte, und dieser Obolus eines Weißen die Ehre des Todten ganz besonders erhöhe.

Die Leiche wurde kurz nach dem Tode in weiße Tücher gehüllt und neben derselben Töpfe mit Räucherwerk aufgestellt. Die Wohnung war dicht erfüllt mit Klageweibern, welche den ganzen Tag Trauergesänge absangen. In einem zweiten Hause zerflossen die männlichen Verwandten in Thränen und wurden von Klageweibern getröstet. Im Hofe spielte eine Howamusik, bestehend aus zwei Violinspielern und zwei Trommlern. Ein fetter Ochse wurde abgeschlachtet, die vier Füße auf einen Sandhaufen gestellt und die Leidtragenden mit Fleisch und Reis reichlich bewirthet. Am folgenden Morgen wurde die Leiche in aller Frühe hinausgetragen. Die Grabstätten werden im Sakalavenlande durch weiße Fähnlein bezeichnet und neben dem Kopfe leere Flaschen und ein Teller mit Reis aufgestellt.

Das begabte Volk der Sakalaven besaß vordem die Herrschaft über den größten Theil von Madagascar, ist aber heute vom Howa unterjocht, ohne jedoch sich zu fügen. Die Howaherrschaft ist eine fast rein nominelle. Wären die Stämme geeinigt und würden sie nicht in zahlreiche kleine Königreiche zerfallen, so wären sie auch heute noch völlig unabhängig. Einige Gebiete von Nordwesten haben sich unter französischen Schutz begeben und sind gegenwärtig sehr unzufrieden, daß sie durch den unlängst abgeschlossenen Friedensvertrag wiederum den Howa preisgegeben wurden.

Eine Sakalavenfrau. (Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

Die Antakaren.

Sie bewohnen den äußersten Norden der Insel und sind bisher sonst nur dem Namen nach bekannt. Sie gelten als ein kriegerisches und muthiges Volk, welches einst wohlhabend war, aber gegenwärtig ziemlich verarmt ist.

Ich lernte dieses Volk auf meiner Reise nach Vohemar und Diego Suarez kennen. Körperlich weicht der Antakare etwas vom Sakalaven ab und ist noch größer und kräftiger gebaut als dieser. Er stellt ein vermittelndes Glied zwischen ihm und dem Betsimisaraka dar.

Das charakteristische kurz-spitze Kinn des Betsimisaraka ist auch beim Antakaren ausgebildet, der Kopf mesocephal. Einzelne Frauen fallen durch ihre bedeutende Körpergröße auf. Ihre Haartracht ist derjenigen der Sakalavenfrauen ähnlich. Die Leute wurden mir als geistig begabt und gutartig geschildert. Ihre Gebräuche bei der Bestattung von Leichen sind diejenigen der Sakalaven, mit denen sie offenbar nahe verwandt sind. Da die neuen französischen Erwerbungen in diesem Gebiete liegen, so wird man bald Näheres erfahren können.

Zum Schlusse mag noch die Frage der Urvölkerung und die Zeit der Einwanderung der heutigen Madagassen näher berührt werden.

Da uns historische Dokumente vollständig fehlen, so ist man hier auf Hypothesen angewiesen und ich möchte hier auf einen Gesichtspunkt aufmerksam machen, welcher bisher noch nicht ins Auge gefaßt wurde und doch ungemein nahe liegt.

Wie bekannt ist, besaß die Insel Madagascar einst straußartige Vögel von ungewöhnlicher Größe, welche flugunfähig waren. Solchen Formen, die ihr Flugvermögen eingebüßt haben, begegnete man ja vielfach auf insularen

Gebieten. Der venetianische Reisende Marco Polo berichtete im 13. Jahrhundert zum ersten Mal von diesem seltsamen Vogel Rukh. Er kommt heute nicht mehr vor, in den Traditionen der heutigen Madagassen sind ebenfalls keine Andeutungen für die Existenz dieses Vogels zu erkennen, und man bezweifelte dessen Existenz. Als aber zu Beginn der fünfziger Jahre der Kapitän Abadie ein ungeheures Ei nach Europa brachte und Grandidier später Knochenreste auffand, konnte über das einstige Vorkommen solcher Riesenvögel kein Zweifel mehr bestehen.

Daß sie zu Marco Polo's Zeiten noch gelebt haben, erscheint heute in hohem Grade wahrscheinlich, oder sie waren damals zum Mindesten kurz vorher verschwunden. Nun sehen wir an verschiedenen Punkten der Erde mit dem Auftreten der Menschen solche flügellose Vögel sehr rasch verschwinden, im Kampfe ums Dasein unterliegen. Der Mensch und seine Hausthiere richten sie oder ihre Eier zu Grunde.

In historischer Zeit sahen wir dieses Schauspiel auf Mauritius, wo der Dodo (Didus ineptus) verschwand;

Ein Sakalavendorf an der Westküste Madagascars. (Nach einer photographischen Aufnahme des Verfassers.)

auf Réunion, wo der Dodo einst wohl auch lebte und die Gallinula gigantea verloren ging; auf Rodriguez, wo der Solitaire (Didus solitarius) dem Andringen des Menschen erlag; auf Neuseeland, wo die Moas sich verloren und die Kiwis dem Untergange geweiht sind. Warum soll dasselbe Schauspiel sich nicht auch auf Madagascar vollzogen haben?

Die Annahme liegt doch sehr nahe, daß der Vogel Rukh, der berühmte Aepyornis maximus, der Invasion afrikanischer Völkerschaften nicht lange Stand zu halten vermochte, und wir werden mit Grund annehmen können, daß eine stärkere Besiedelung von Madagascar erst etwa um das Jahr 1000 n. Chr. herum erfolgte.

Daß damit die Angabe einer Urbevölkerung von der Insel zweifelhaft erscheint, bedarf keiner besonderen Begründung.

Daß die Howa aus dem Gebiet ihres ursprünglichen Wohnsitzes erst sehr spät nach Westen vordrangen, ist ziemlich sicher. Es finden sich in den Legenden der Madagassen vielfach Anhaltspunkte hierfür und noch zu Flacourt's Zeiten waren die Howa den Europäern unbekannt. Das malayische Element befindet sich wohl erst seit wenigen Jahrhunderten auf der Insel Madagascar.

Vorläufige Resultate der zu Ende 1886 in Transkaukasien vorgenommenen Volkszählung.

Das soeben abgelaufene Jahr 1886 war für die Bevölkerungskunde des Kaukasus von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Behufs der im neuen Jahre einzuführenden allgemeinen Wehrpflicht für die christliche Bevölkerung des Landes und Erhebung einer entsprechenden Geldabgabe von den mohammedanischen Glaubensgenossen ward in Transkaukasien und einem bedeutenden Theile Ciskaukasiens eine Volkszählung vorgenommen. Nicht gezählt wurden im letztgenannten Landestheile die Kosaken des Terek- und Kuban-Gebietes, da unter ihnen alle waffenfähigen Leute auf Grundlage der Landesorganisation ausnahmslos persönlich dem Kriegsdienste lebenslänglich obliegen müssen und aus diesem Grunde einer beständigen Registration unterliegen; ferner erstreckt sich die Volkszählung im Gouvernement Stawropol und dem Terek- und Kuban-Landstriche nicht auf Bauern, Bürger und sonstige Civilbevölkerung russischer Abstammung (wie auch nicht auf die denselben gleichgestellten deutschen Kolonisten), da solche alle schon früher zur allgemeinen Wehrpflicht mit den übrigen Bewohnern des Reiches herbeigezogen worden waren.

Wenngleich die Resultate dieser Volkszählung des Kaukasus, da solche erst am 1. bis 13. Januar 1887 abgeschlossen werden sollte, noch nicht einmal aus allen Landestheilen an höchster Stelle in Tiflis eingelaufen sind, so erlaubt uns doch eine genaue Einsicht in die Zahlenangaben der bislang gezählten Dörfer und ein Vergleich derselben mit den Daten der Volkszählung des Jahres 1873 schon jetzt einen Ueberblick über die heutigen Bevölkerungsverhältnisse in Transkaukasien zu entwerfen.

Die Bearbeitung der Angaben der Kirchen- oder Moscheen-Bücher über den Civilstand der Bevölkerung des Gouvernements Tiflis für die Jahre 1875 bis 1880 (excl.), die im 1885 erschienenen LX. Bande des vom kaukasischen statistischen Comité herausgegebenen „Ssbornik sswédenyi o kawkase" (Archiv für Kunde des Kaukasus) mit Karte und zahlreichen graphischen Darstellungen zu einem genauen und möglichst anschaulichen Bilde der Bewegung der Bevölkerung jenes Gouvernements für einen Zeitraum von 5 Jahren nach den verschiedenen ethnischen Elementen zusammengestellt wurden, ergaben im Mittel aller Völkerschaften eine natürliche Bevölkerungszunahme von 1,5 Proc. jährlich [1]).

Wenn wir dies für das Gouvernement Tiflis — somit für einen ausgedehnten und in topographischer wie ethnischer Beziehung sich durch die größte Mannigfaltigkeit auszeichnenden Landestheil — geltende Mittel auf die übrigen Provinzen Transkaukasiens ausdehnten, so könnten wir für den 13 jährigen Zeitraum, der seit der letzten Volkszählung im Lande verstrich, eine Bevölkerungszunahme von 20 Proc. erwarten. Und wirklich blieben nur das Gouvernement Tiflis mit einem Zuwachse von etwa 19 Proc. und das von Kutaïs gar mit einem von ungefähr 17 Proc. hinter dieser Erwartung zurück — was in der sehr bedeutenden Dichtigkeit der Bevölkerung dieser Gegenden seine Erklärung findet. Aehnliche Verhältnisse walten im Daghestan und im Sakataler Bezirke ob. In den übrigen Gouvernements aber vermehrte sich die Einwohnerzahl: im Bakuschen um 24 Proc., im Eriwanschen um 26 Proc. und im Elisabethpoler gar um 33 Proc. im Laufe der beregten 13 Jahre.

Diese Volkszählung in Transkaukasien ergab für die 5 Gouvernements von Tiflis, Elisabethpol, Eriwan, Baku und Kutaïs (außer den Landstrichen von Kars und Daghestan, dem Sakataler und Tschernomorskij- oder Schwarzen-Meer-Distrikte) mit einer Zunahme der Seelenzahl von etwa 23 Proc. für 13 Jahre ein recht befriedigendes Resultat. Bemerkenswerth ist hierbei noch, daß diese bedeutende Bevölkerungszunahme vornehmlich auf die zum Theil von Tataren bewohnten Landestheile Transkaukasiens kommt, was im völligen Widerspruche mit dem Hinschwinden dieser Nationalität in der Türkei dasteht. Ja bei einer eingehenden Betrachtung der Zahlenangaben für das Gouvernement Eriwan, von wo schon eine bedeutende Menge Daten aus den der Volkszählung unterworfenen Dörfern vorliegt, stößt man auf die höchst beachtenswerthe Erscheinung, daß in einigen Kreisen die tatarische Bevölkerung sogar eine weit bedeutendere Vermehrung aufweist als die mit ihr in derselben Gegend untermischt lebende armenische. So stieg in der erwähnten 13 jährigen Periode im Nachitschewanischen Kreise die christliche Bevölkerung bloß um 19 Proc., während sich die Seelenzahl der dortigen Tataren um 26 Proc. vermehrte, im Neubajaseter Kreise die Christen (Armenier und Russen) um 35 Proc., während die Mohammedaner (Tataren) gar um 42 Proc. stiegen, endlich im Alexandrapoler Kreise 27 Proc. Armenier (und einige Griechen) gegen 32 Proc. der Mohammedaner (Tataren nebst einigen Kurden).

Wenngleich der jüngsten Volkszählung Transkaukasiens noch einige Mängel anhaften mögen, namentlich hier und da aus Furcht vor einer Erhöhung der zu leistenden Abgaben manche Leute sich der Registrirung entzogen haben, während andererseits eine unverhältnißmäßige Steigerung der Bevölkerung (wie z. B. im Dshewader Kreise des Bakuschen Gouvernements bis zu der ganz unglaublichen Höhe von 58 Proc.) einen Beweis von noch größerer Verheimlichung von abgabenpflichtigen Einwohnern bei der Zählung von 1873 liefert, so muß das Resultat der neuesten, noch nicht ganz vollendeten Aufnahme als ein recht befriedigendes und die erwiesene Steigerung der Bevölkerung als sehr bedeutend bezeichnet werden. Die augenfälligste und wahrhaft erfreuliche Verbesserung erweist sich in Betreff der größeren Genauigkeit bei Erhebung des Religionsbekenntnisses. Auf eine Unterscheidung der Mohammedaner, je nachdem sie der Sekte der Ssunniten oder Schiiten angehören, ist heutzutage unvergleichlich mehr Rücksicht genommen worden, als bei allen früheren Zählungen.

Tiflis, den 12. (24.) Januar 1887.

N. v. Seidlitz.

[1]) Diesem Mittel von 1,5 Proc. entspricht auch der jährliche Ueberschuß der Geburten über die Sterbefälle bei den Armeniern, während sich die Russen um 2,8 Proc., die Deutschen um 2,7 Proc., die Griechen wie die Osseten um 2,3 Proc., die eigentlichen Grusier (Kachetiner und Kartalinier) um 1,2 Proc., die Chewssuren nur um 0,9 Proc., endlich die wenigen Tataren des Gouvernements Tiflis (wohl wegen mangelhafter Registrirung in ihren Moscheen-Büchern) bloß um 0,4 Proc. vermehrten. S. a. a. O. Seite 440.

Ueber die Flora von Ceylon, besonders in ihrer Beziehung zum Klima.

(Vortrag von Henry Trimen, gehalten auf der Versammlung der British Association am 7. September 1886.[1])

I.

F. M. Indem ich einen kurzen Abriß über die Flora der tropischen Insel Ceylon gebe, wünsche ich, die Aufmerksamkeit besonders auf die innigen Beziehungen zu lenken, die zwischen ihr und den klimatischen Eigenthümlichkeiten des Landes bestehen. Zu diesem Zwecke will ich zunächst auf gewisse Thatsachen hinweisen, die sich auf die Physiographie von Ceylon beziehen und, so viel ich glaube, nicht allgemein bekannt sind. Denn für den gewöhnlichen Reisenden bedeutet „Ceylon“ nur einen Theil der Insel, jenen Theil nämlich, welcher den Süd-Westen derselben einnimmt und beträchtlich weniger als ein Viertel des ganzen Landes ausmacht. Hier finden sich die Häfen von Colombo und Galle, die schön gelegene Stadt Kandy, der heilige Adam's Pic, das Sanitarium von Nuwara Eliya und die Bergdistrikte, wo die europäischen Pflanzer ihre Häuser haben, und endlich das ganze Eisenbahnsystem. Dies ist das Ceylon des englischen Kapitalisten und Pflanzers, des Dichters und des Touristen; es ist ein reiches, sonniges Land, mit ewigem Sommer, nie versiegenden Strömen und einer zahlreichen Bevölkerung, für die das Leben leicht und die Natur freigebig ist. Aber es giebt noch ein anderes und größeres Ceylon, von dem man in England wenig weiß, das aber den ganzen Norden und Osten nebst Theilen des Inneren und des Westens der Insel umfaßt. Da ist das Land dicht mit düsterem Dschungel bedeckt, die Bevölkerung ist spärlich und die Kultur in den meisten Gegenden nur gering und von künstlicher Bewässerung abhängig. Hier, in diesen großen Strichen schönen, aber eintönigen Waldes, welche sich quer durch die ganze Insel hinziehen, liegen die Ueberreste der großen Städte der Vergangenheit, deren riesige und imposante Trümmer, vom Dschungel halb überwachsen und begraben, über den Waldbäumen emporragen. Abgesehen von den Regierungsbeamten, besuchen nur wenige Engländer, hier und da ein Sportsman, ein Naturforscher oder Alterthumskundiger, dieses Land, aber in einem Bericht über die physischen Verhältnisse der Insel muß es geziemende Berücksichtigung finden.

Die auffallenden Unterschiede zwischen diesen „zwei“ Ceylons sind gänzlich durch das Klima und besonders durch den Regenfall verursacht. Auf einer Karte, welche die Vertheilung des Regenfalles nach Zollen durch verschiedene Nüancen einer Farbe veranschaulicht, erkennt man sofort die bedeutende Ueberlegenheit, welche den besprochenen südwestlichen Theil vor der übrigen Insel auszeichnet. Dies erklärt sich aus der Gestaltung des Landes; die hohe, waldbekleidete Abdachung der Gebirgsmasse erhebt sich bis zu über 7000 Fuß (dahinter liegen noch höhere Berge), und empfängt die volle Wirkung des mit Feuchtigkeit beladenen Südwest-Monsuns, der hier von Ende Mai an vier bis fünf Monate des Jahres hindurch weht. Besonders während des Juni und Juli fällt eine außerordentliche Menge Regen über diesen Theil, namentlich in der Bergregion um den Adam's Pick, wo an einigen Stellen über 200 Zoll im Jahre fallen. Wenn wir jedoch vom Regenfall sprechen, so müssen wir wohl bedenken, daß der jährliche Regenfall, als Ganzes genommen, uns nur wenig Aufschluß über das wirkliche Klima verschafft. Es ist die Vertheilung des Regens über das ganze Jahr, welche so großen Einfluß auf die Fruchtbarkeit, besonders in tropischen Ländern, hat; und in diesem begünstigten Theile giebt es kaum längere regenlose Perioden. Eine vier- oder sechswöchentliche Trockenheit im Februar, März oder April ist das Aeußerste, aber diese währt selten ununterbrochen; während des übrigen Theiles des Jahres treten in fast jeder Woche häufige Regenschauer auf.

Ganz verschieden verhält sich der andere Theil der Insel; der Südwest-Monsun, welcher dem zugewandten Theile Ceylons so großen Segen bringt, ist jetzt seiner Feuchtigkeit beraubt und wird zu einem trockenen Winde während seines übrigen Laufes durch die Insel; und zu der Zeit, wo die Westprovinz und das Bergland mit Feuchtigkeit gesättigt sind, herrscht an den anderen Orten eine zehrende Dürre, welche gewöhnlich bis zum Eintritt des Nordost-Monsuns im Oktober währt. Dieser Wind bringt der ganzen Insel Regen; es ist keine Böschung des Gebirgsplateaus in jener Richtung vorhanden, und während der drei oder vier Monate, wo er über die Insel bläst, erhalten alle Theile Ceylons mehr oder weniger reichlichen Regen. In vielen Gegenden des Nordwestens und Ostens fällt er jedoch nur während eines sehr kurzen Zeitraumes, und im übrigen Theile des Jahres herrscht Trockenheit, obgleich so der jährliche Betrag auf recht günstige Verhältnisse zu deuten scheint, sind doch letztere nicht vorhanden, da das Land einige Wochen hindurch vollständig unter Wasser steht und während des ganzen Restes des Jahres unter der Dürre leidet. Wir sehen also, wie wichtig es ist, klar zu erkennen, daß hinsichtlich des Regenfalles Ceylon zwei verschiedene klimatische Regionen besitzt, welche als die feuchte und die trockene bezeichnet werden mögen und die durch eine hohe Gebirgsmasse getrennt oder verbunden sind. In dieser Hinsicht ist Ceylon ein Abbild oder eine Fortsetzung der vorderen indischen Halbinsel, welche auf der westlichen oder Malabar-Küste und der östlichen oder Coromandel-Küste ganz dieselben klimatischen Verschiedenheiten aufweist infolge der scharfen Scheide, welche die im Kap Comorin endenden Westghats bilden.

Wir werden jetzt, wenn wir uns zur Flora von Ceylon wenden, darauf vorbereitet sein, in den beiden scharf bezeichneten klimatischen Distrikten eine sehr verschiedene Vegetation zu finden.

Ueberblicken wir zuerst den allgemeinen Charakter der Pflanzenwelt des feuchten Niederlandes. Jedem, der mit tropischer Vegetation nicht vertraut ist, versetzt der erste Anblick der Städte Colombo und Galle in Erstaunen und Bewunderung. In erster Linie treten die Palmen hervor,

[1]) Mit einigen Kürzungen übersetzt aus „The Journal of Botany“, Oktober, November 1886.

vor Allem natürlich die Kokospalme; aber auch die kleinere und vielleicht schönere Arecapalme und die federige Jaggery- oder Kitulpalme (Caryota urens) sind fast nicht minder zahlreich. Dasselbe gilt von den Massen gelbstämmiger Bambus (Bambusa vulgaris, var.) und den Cycadeen (Cycas circinalis). Alle diese Vegetationstypen sind wesentlich außereuropäisch; ebenso die Fruchtbäume, welchen das Auge allenthalben begegnet. Wir haben von Früchten die großen, stacheligen Jak-Früchte, die von Stamm und Zweigen des Baumes (Artocarpus integrifolia) herabhängen, die kleinere Brotfrucht (Artocarpus incisa), die Mangos, Custard-Aepfel[1]), Papaws[2]), Mangostanen[3]), Muskatnüsse, Akajunüsse und andere. Die Compounds und Gärten der Eingeborenen leuchten im Schmuck der Flamboyante-Bäume (Poinciana regia), Lattichbäume (Pisonia morindifolia), zahlreicher „Crotons" (Codiaeum) und glänzend gefärbter Schlingpflanzen (Petraea, Clerodendron, Ipomoea etc.). Doch ist es natürlich kaum nöthig zu sagen, daß bei Weitem der größere Theil der Bäume und Sträucher, welche alle diese Pracht hervorrufen, keineswegs in Ceylon einheimisch sind. Die meisten der eben genannten und andere bekannte Bäume, wie der Guajawa, die „Country-Almond" (Terminalia Catappa), der Blimbing (Averrhoëa Bilimbi), die Tamarinde, der Pferderettigbaum (Moringa pterygosperma) sind exotischen Ursprungs und durch den Menschen eingeführt. Ohne Zweifel sind einige bereits vor sehr langer Zeit eingeführt worden, wie der Jak aus Indien und die Arekapalme von der Malayischen Halbinsel; aber viele sind jüngeren Datums und stammen aus Westindien oder dem tropischen Amerika. Die Bäume, welche man gewöhnlich bei den Buddha-Tempeln findet, sind eine besondere Bemerkung werth, da auch sie, sonderbar genug, meist fremden Ursprunges sind. Der bekannteste von ihnen ist der „Botree" (Ficus religiosa), an und für sich ein Gegenstand der Verehrung, da unter ihm der in Beschauung versenkte Siddartha zum Buddhismus gelangte. Ich habe niemals einen dieser Bäume unter Verhältnissen angetroffen, welche darauf schließen ließen, das er einheimisch wäre, und es ist möglich, daß der alte Baum zu Anurdhapura, welcher 288 v. Chr. aus Indien gebracht wurde und der noch von Tausenden von Andächtigen besucht wird, der Stammvater aller Feigenbäume in Ceylon ist.

Da die Darreichung von Blumen auf den Altären ein hervorragender Bestandtheil des einfachen Gottesdienstes der Buddhisten ist, so sind meist solche Bäume in der Umgebung der Tempel angepflanzt, welche geeignete, gelbe oder weiße und wo möglich wohlriechende Blüthen haben. Von diesen ist die Plumeria acutifolia am gewöhnlichsten und allgemein bekannt unter dem Namen „Tempelbaum". Da dieselbe unzweifelhaft aus Südamerika stammt, so kann sie nicht in älterer Zeit eingeführt worden sein; sie wurde wahrscheinlich von den Portugiesen mitgebracht, doch habe ich nirgend eine Angabe darüber finden können. Die Blumen haben einen köstlichen, aber etwas betäubenden Geruch; Samen werden in Ceylon niemals angesetzt. Ein anderer Lieblingsbaum in den Tempel-Compounds ist Cochlospermum Gossypium mit sehr glänzenden gelben Blüthen, ohne Zweifel von Indien eingeführt. Die gewöhnlichen Unkräuter, welche an den Wegen wachsen und unbebaute Plätze bedecken, sind von ähnlichem Ursprunge. Es gehören dahin der Cactus (Opuntia Dillenii), die gelbe Turnera (T. ulmifolia), das „Wunder von Peru" (Mirabilis), die hübsche Thunbergia alata, die rosafarbene oder weiße Vinca rosea, die Allamanda und hundert andere, unter denen die ubiquistische Lantana aus Westindien und eine schöne Sonnenblume aus Mexiko (Tithonia diversifolia) sich besonders hervorthun. Alles sind Fremdlinge und bei Weitem der größere Theil stammt aus der Neuen Welt; viele sind erst ganz vor Kurzem eingeführt worden. Diese Einwanderung eines ganzen Heeres halbstrauchiger Unkräuter aus Westindien in die östlichen Tropen ist eine bemerkenswerthe Thatsache. Sie hat es bewirkt, daß die Vegetation der cultivirten Küstengegenden des ganzen Tropengürtels einen einförmigen Charakter erhalten hat, und es würde jetzt in vielen Fällen nicht möglich sein, den Ursprung vieler Arten nach ihrer heutigen Vertheilung auch nur vermuthungsweise zu bestimmen; im Allgemeinen kann indessen ihre Geschichte ohne viel Schwierigkeit durch die botanischen Abhandlungen des 16. und 17. Jahrhunderts hindurch verfolgt werden. Die Urbarmachung des Landes giebt diesen Fremdlingen die Gelegenheit sich anzusiedeln. Ein Land wie Ceylon, das im Naturzustande mit Wald bedeckt ist, besitzt keine einheimische Art, welche fähig wäre, mit jenen fremden Bewohnern des offenen Landes und der Ebene in Wettbewerb zu treten, und wenn diese daher eingeführt werden, so stellt sich ihrer Ausbreitung kein Hinderniß entgegen. Die Schnelligkeit, mit der einige Nutz- und Zierpflanzen aus der Neuen Welt nach der Alten eingeführt worden sind, ist geradezu überraschend. Die Portugiesen kamen zuerst nach Java im Jahre 1496, vier Jahre nach der Entdeckung Amerikas, und nach Ceylon im Jahre 1505. 1520 segelte Maghellan direkt von Süd-Amerika nach den Philippinen. Amerikanische Pflanzen wurden sofort dort eingeführt, und von diesen Inseln aus erhielten die anderen östlichen Tropengegenden viele der jetzt so zahlreichen Pflanzen.

Es wird nicht nöthig sein, viel mehr über diese exotischen Arten zu sagen, welche natürlich bei einer Betrachtung der wirklichen Flora des Landes unberücksichtigt bleiben müssen. Sie sind besonders in dem erwähnten niederen, feuchten Distrikte so häufig. Ohne Zweifel war dieser ganze Theil von Ceylon einst mit dichtem Walde bedeckt; aber dieser ist jetzt größtentheils verschwunden und das Land ist dicht bevölkert. Das tiefer gelegene Land ist meist der „Paddy-" (d. h. Reis-) Kultur gewidmet, und die höher gelegenen Theile dazwischen werden von Dörfern eingenommen, deren Lage man immer an cultivirten Bäumen, wie den hohen Kokos, Brotfruchtbäumen und Jaks, und besonders an den weißen Blumenblättern der Kakuna (Aleurites triloba) erkennt, welche ursprünglich auf den Inseln des Stillen Oceans einheimisch ist und ihres Oeles wegen (das indessen vom Kerosin schnell verdrängt wird) viel gezogen wird. Zierbäume, welche man oft in den Dörfern sieht und die wie einheimische ausschauen, sind noch Cananga odorata oder der Ilang-Ilang-Baum und der Champak oder Sapu (Michelia Champaca), beide mit köstlich duftenden gelben Blüthen. In solchen Dörfern findet man auch gewöhnlich die prächtige Talipot-Palme (Corypha umbraculifera), sicher die stattlichste der ganzen Palmenfamilie. Es ist sehr schwierig zu entscheiden, ob sie in Ceylon einheimisch ist oder nicht. Ihrem Auftreten nach möchte man das letztere behaupten, denn sie wird jetzt niemals im wirklichen Zustande angetroffen, und ist gewöhnlich angepflanzt, da ihre Blätter zur Herstellung von Decken aller Art und, in Streifen geschnitten, als Schreibmaterial Verwendung finden. Indessen wird sie anderswo nur noch in Malabar und dort unter ähnlichen

[1]) Anona muricata.
[2]) Anona triloba.
[3]) Garcinia Mangostana.

Verhältnissen gefunden; und ich bin geneigt, sie für eine ursprünglich einheimische, möglicher Weise lokale und seltene Bewohnerin unserer Tiefland-Wälder zu halten, welche durch die Kultur vor der Ausrottung bewahrt wurde.

II.

Einige Reste des Urwaldes sind noch in den Landstrichen zwischen Radnapura und Galle vorhanden; der ausgedehnteste davon ist der „Single Rajah“. Hier trifft man die interessante ursprüngliche Flora dieses Theiles von Ceylon noch unverändert an. Die Zerstörung des Waldes ist durch jenes indolente und kurzsichtige Kulturverfahren der Einwohner, welches unter dem Namen „Chena“ bekannt ist, hervorgerufen worden, ein Verfahren, welches seit ältester Zeit angewendet und fortgesetzt wurde, und bei dem man um einer einzigen Ernte eines elenden Getreidegrases willen (wie z. B. des Kurakkan, Eleusine Coracana) den Baumwuchs von Jahrhunderten opferte. Infolge dieses unvernünftigen Systems giebt es jetzt in nicht wenig Distrikten des ursprünglich fruchtbaren Landes weite Strecken trockenen, steinigen und absolut werthlosen Landes, welches nur mit einer dichten Decke von Lantana mixta bedeckt ist, jenem merkwürdigen Unkraute der Neuen Welt, das zu seinem Gedeihen weiter nichts als ein genügend warmes und feuchtes Klima nöthig zu haben scheint. Ich habe den genauen Zeitpunkt der Einführung dieser Pflanze nach der Insel nicht ermitteln können, aber er liegt wahrscheinlich zwischen 1820 und 1830. Unzweifelhaft wurde sie als Gartenzierpflanze eingeführt und setzte sich sogleich, wie in anderen Theilen der östlichen Tropen, als ein alles überwucherndes Unkraut auf den offenen Flächen fest. Ihr Gebiet ist jedoch in Ceylon durch das Klima scharf abgegrenzt; sie geht nicht über die feuchte Region und über eine Höhe von etwa 3500 Fuß hinaus; innerhalb dieser Grenzen ist sie jedoch die häufigste Pflanze. Andere, ähnlich verödete Landstrecken sind meilenweit mit einem kleinen einheimischen Bambu, dem „Bata-li“ der Singhalesen (Ochlandra stridula) bedeckt, welcher eine Lieblingsnahrung des Elephanten bildet.

In den Gründen des „Singhe-Rajah“ und der anderen Wälder des feuchten Unterlandes sind die Bäume sehr hoch und stehen dicht beisammen, so daß kein Sonnenlicht eindringen kann; der Boden ist zu einem großen Theile mit Wasser bedeckt und es herrscht eine merkwürdige Stille und Abwesenheit thierischen Lebens. Die Bäume gehören hauptsächlich zu den Familien der Dipterocarpeen, Rubiaceen, Sapotaceen, Ebenaceen und Euphorbiaceen, und zu den Gattungen Semecarpus, Memecylon, Eugenia und Ficus; ihre feuchten Stämme sind mit Farnen, Moosen und Orchideen bedeckt und umflochten von Schlingpflanzen, wie Freycinetia und Arten von Calamus, kletternden Farnen, wie Lindsaya repens, Stenochlaena palustre, und den Bärlappgewächsen, während das Laub des großen Ophioglossum pendulum gleich ellenlangen grünen Seidenbändern von den Bäumen herniederhängt. Zwei interessante und merkwürdige schlanke Baumfarne wachsen in diesen heißen dunsterfüllten Wäldern, Cyathea Hookeri und C. sinuata; und die am meisten bewunderte Orchidee Ceylons, Dendrobium Maccarthiae, schmückt im Mai an einigen Stellen die Bäume mit ihren lieblichen Blumen. Auf dem Boden wuchern zahlreiche Farne und schöne, Schatten und Feuchtigkeit liebende Dauerkräuter aus den Familien der Zingiberaceen, Gesneriaceen, Rubiaceen, Orchideen und anderen, sowie aus der merkwürdigen Dilleniaceengattung Acrotrema, den Primeln dieser ceylonischen Wälder. Unter den Nutzholzbäumen ist der werthvollste Diospyros quaesita, der Calamander (ein corrumpirtes Wort, welches aus dem singhalesischen Namen „Kalu-médiriya“ entstanden ist), welcher eine Art gefleckten oder gestreiften Ebenholzes liefert, das für Möbel und feine Tischlerarbeiten sehr gesucht ist, und der Nédun (Pericopsis Mooniana), welcher noch reichlichere Verwendung zu den genannten Zwecken findet. Beide Bäume sind Ceylon eigenthümlich.

Die einheimische Vegetation hat sich in merkwürdiger Weise auch an ein Paar Stellen erhalten, welche die „Chena“ nicht hat erreichen können, nämlich auf den steilen Gipfeln einiger der kleinen isolirten Gneisfelsen, welche über den südlichen Theil des Distriktes verstreut sind, wie z. B. der Hiniduma oder Haycock und die Nillowe-Hügel. Es ist nur ein kleiner und steiler Raum auf den Spitzen dieser Felsen, aber hier finden sich eine Anzahl merkwürdiger Arten zusammengehäuft, welche nur auf Ceylon vorkommen und in mehreren Fällen jetzt auf die wenigen Quadratmeter jener isolirten Punkte beschränkt sind.

Und dies führt mich darauf, einen der merkwürdigsten Züge der Flora von Ceylon zu erwähnen, nämlich die große Zahl von Arten, welche der Insel eigenthümlich oder, wie die Botaniker sagen, daselbst endemisch sind.

Etwa 800 Arten (beinahe 30 Proc.) der ganzen Zahl, welche man hier findet, kommen, soweit bekannt ist, nirgends sonst auf der Erde vor. Das ist in Anbetracht der geographischen Lage Ceylons und seiner Beziehungen zu Indien eine wirklich erstaunliche Thatsache, welche einige interessante Schlüsse über den Ursprung unserer Flora zu ziehen erlaubt; ich habe darüber an anderer Stelle ausführlicher berichtet (Journal of R. Asiatic Soc. Ceylon Branch. Vol. IX, p. 139—159). Ich erwähne dies jetzt hier, weil die ausgezeichnetsten und charakteristischsten dieser endemischen Pflanzen fast ganz auf die feuchte Südwest-Region beschränkt sind, welche mithin sowohl hinsichtlich ihres Klimas wie ihrer Flora einen ganz eigenthümlichen Charakter trägt. Die oben erwähnte Baumvegetation der Wälder besteht fast ganz aus endemischen Arten und nicht wenigen endemischen Gattungen. Mit Rücksicht auf diese ist es eine weitere bedeutsame Thatsache, daß sie weit näher mit den Pflanzen der Malayischen Halbinsel und Inseln verwandt sind, als mit der Flora des südlichen Indien. Man erkennt dies besonders daran, daß Arten der für die malayische Flora charakteristischen Familie der Dipterocarpeen in diesem Theile von Ceylon außerordentlich reichlich vorkommen.

Der niederen feuchten Region, von welcher hier die Rede ist, können auch noch die niedrigeren Berge der centralen Gebirgsmasse bis zu einer Höhe von etwa 3000 Fuß angeschlossen werden. Ueber diese Höhe hinaus findet man nur noch wenig Paddy-Kultur, und keine Kokos- oder Arekapalmen. Die charakteristische Flora der Berge selbst beginnt kaum unterhalb 5000 Fuß und wir haben so zwischen 3000 und 5000 Fuß eine Zone, die einen Uebergangscharakter trägt. Vor der englischen Besetzung des Königreiches Kandy im Jahre 1815 befand sich diese ganze Zone wie alles oberhalb derselben vermuthlich in völligem Naturzustande, unbebaut und unbewohnt; erst einige Jahre nachher legten die Pioniere der Kaffeekultur die ersten Breschen in den damals noch unversehrten Urwald der Berge. Wie rasch und bis zu welcher weiten Ausdehnung die Lichtung der Wälder fortschritt, ist wohlbekannt; in unglaublich kurzer Zeit waren Hunderte von Quadratmeilen unergiebigen waldbekleideten Berglandes in lichte Kaffeepflanzungen umgewandelt, Straßen wurden ge-

baut, Häuser errichtet, und eine zahlreiche Bevölkerung von Europäern und indischen Kulis zusammengebracht. Durch diese Entwickelung britischer Thätigkeit litt besonders der Waldgürtel zwischen 3000 und 5000 Fuß; selbst die Bergkämme innerhalb dieser Grenzen wurden nicht geschont, alle wurden abgeholzt, und gegenwärtig ist nur noch sehr wenig Wald vorhanden, die einzelnen übrig gebliebenen Flecke verdanken ihre Erhaltung entweder ihrer Lage auf steilen Abhängen, oder dem Umstande, daß sie einer der religiösen Körperschaften der Buddhisten gehören und daher unverkäuflich sind. Ein Ergebniß dieser Lichtung des Waldes ist gewesen, daß die Flora des Tieflandes von der eigentlichen Bergflora, die oberhalb 5000 Fuß beginnt, jetzt schärfer abgesetzt erscheint, als es ursprünglich der Fall war. Eigentlich ist der Uebergang ein ganz allmählicher; aber es giebt jetzt keinen Punkt, wo derselbe gut verfolgt werden kann, ausgenommen an den Südwest-Abhängen des Adam's Pik, wo auf den niedrigeren Bergen noch einige größere Waldstrecken übrig geblieben sind. Auf den Kaffeepflanzungen (die jetzt rasch zu Thee- und Chinapflanzungen werden) besteht kaum noch eine einheimische Vegetation; ein Heer von Allerweltspflanzen, die aus warmen Ländern stammen, hat ihre Stelle eingenommen. Die auffälligsten davon sind einjährige Compositen, deren einige außerordentlich häufig sind: White-weed (Ageratum conyzoides), Spanish-Needle (Bidens composita), Gnaphalium indicum und Erigeron linifolius. Die paar Waldreste zeigen eine sehr große Mannigfaltigkeit von Arten; charakteristische Bäume sind die Duns (Doona ceylanica, D. Gardneri ꝛc.), Angehörige einer Ceylon eigenthümlichen Gattung von Dipterocarpeen. Dieselben haben einen schlanken Stamm und eine sonnenschirmartige Blattkrone; ihre Erscheinung erinnert stark an die Stein-Pinie Italiens. Viele Balsaminenarten (Impatiens) und andere, eine feuchte Atmosphäre liebende Pflanzen sind hier zu finden. Es war dies einst die große Region für epiphytische Orchideen und ist noch jetzt der besondere Wohnort einer prächtigen epiphytischen Schlingpflanze, der Kendrickia, welche die Bäume mit Massen großer rosafarbener Blüthen bedeckt, während zwischen den todten Blättern unten die großen gloxiniaähnlischen Blumen der auf Wurzeln schmarotzenden Christisonia glühen.

Wir gehen nun zur Betrachtung der eigentlichen Bergregion über, d. h. jener Zone, welche oberhalb 5000 Fuß liegt. Die Wahl dieser Höhe ist natürlich ganz willkürlich, aber sie giebt ganz gut die untere Grenze unserer speciellen Bergpflanzen an und ist praktisch geeignet, da sie als diejenige Höhe festgesetzt worden ist, über welche hinaus jetzt kein Waldland von der Regierung verkauft wird.

Ausgenommen eine Anzahl mit Gras bewachsener Strecken sind alle Berggipfel (die höchsten erreichen fast 8400 Fuß) mit Wald bekleidet. Das Klima ist im Allgemeinen sehr feucht und der Wald hat besondere Eigenthümlichkeiten. Alle Bäume sind immergrün, meistens ziemlich klein, haben hartes Holz und wachsen sehr langsam; sie stehen dicht bei einander und bilden einen sehr düsteren Dschungel; ihre Blätter sind großentheils klein, rundlich, weich, dick und lederartig. Die Zahl der Arten ist sehr groß, und einige Gattungen sind in vielen Arten vertreten, z. B. Eugenia, Calophyllum, Litsaea, Actinodaphne, Gordonia, Elaeocarpus, Simplocos. Das dichte Unterholz wird zumeist von geselligen Pflanzen gebildet, welche den Singhalesen unter dem Namen „Nilu" bekannt sind. Dies sind Arten der Gattung Strobilanthes; die meisten von ihnen haben die Eigenthümlichkeit, daß sie erst nach mehreren (fünf, sechs oder sieben) Jahren Blüthe und Frucht bringen und alsdann absterben. Gegen Ende ihrer Wachsthumsperiode bilden ihre unzähligen, eng zusammenstehenden, geraden Stämme von 6 bis 10 Fuß Höhe ein fast undurchdringliches Dickicht. Mehrere Arten zwerghafter oder halbkletternder Bambus treten in ähnlicher Weise auf und sind dem Vordringen ebenso hinderlich. Die Baumstämme sind immer feucht und oft träufelt das Wasser an ihnen hernieder; große Massen von Usnea [1]) und Meteorium [2]) hängen in malerischer Unordnung von den Zweigen herab, während die Borke die Wohnstätte vieler Haut-Farne, Lebermoose und Orchideen ist. Die meisten der epiphytischen Orchideen sind Ceylon eigenthümlich; sie sind zahlreich, aber wenige tragen Blüthen von einiger Größe oder auffallender Schönheit. Ueberhaupt ist Ceylon zwar reich an Orchideen (über 150 Arten oder 5 Proc. der ganzen Flora), aber sie spielen in dem allgemeinen Vegetationsbilde nur eine geringfügige Rolle. Farne sind auch zahlreich in diesen Bergwäldern, und die endemische Alsophila crinita, sicher der schönste Baumfarn des Ostens, ist sehr gewöhnlich; ihr Stamm erreicht eine Höhe von 20 bis 25 Fuß, unter günstigen Bedingungen sogar noch mehr. In diesem Jahre sind schöne Exemplare davon zum ersten Mal mit Erfolg nach England eingeführt worden.

Der besondere Reiz aber, den die Bergflora auf den englischen Botaniker ausübt, liegt in den kleineren Blumen, welche diese Flora mit der heimischen verbinden. Diese gehören häufig englischen Gattungen an und Pflanzen, wie Butterblumen, Anemonen, Veilchen, Brombeeren, Fingerkraut, Calamintha, Karde, Heidelbeeren erfreuen das Auge und erwecken unsere Sympathie. Es muß betont werden, daß in Ceylon nichts, was einer alpinen Flora nahe käme, existirt; jene Typen des gemäßigten Europa stehen ihr am nächsten und sind hier mit vielen Bergpflanzen des Ostens untermischt, die nicht in den westlichen gemäßigten Gegenden vorkommen, wie Arten von Osbeckia, Sonerila, Hedyotes, Exacum und Strobilanthes.

Im Gegensatze zu der Vegetation des Unterlandes zeigt diese Bergflora keine besondere Verwandtschaft mit der malayischen, während sie thatsächlich mit der Flora der Nilgiris sehr eng verwandt ist. Der Pidurutalága, der höchste Berg Ceylons, und der Dodabetta in den Nilgiris sind noch nicht 400 Miles von einander entfernt. Indessen ist es eine merkwürdige Thatsache, daß mehr als die Hälfte der Arten der ceylonischen Berge nicht in den Nilgiris oder anderen Bergen der indischen Halbinsel vorkommen, sondern dort endemisch sind, und wahrscheinlich erstreckt sich ein noch größerer Theil der Nilgiri-Arten nicht bis nach Ceylon. 200 Arten sind beiden Gebirgen gemeinsam; ziemlich alle gehören zu denselben Gattungen, die für beide Regionen fast identisch sind. Man kann daher die gegensätzlichen Behauptungen aufstellen, daß die Floren sich sehr ähnlich, und daß sie sehr verschieden von einander sind. Wenn wir einen gemeinsamen Ursprung für diese beiden Bergfloren annehmen oder eine von der anderen ableiten, so muß, nach den vorhandenen Verschiedenheiten zu urtheilen, seit ihrer Trennung ein Zeitraum verflossen sein, innerhalb dessen sich unter den verschiedenen Bedingungen neue Arten, aber nicht neue Gattungen entwickeln konnten.

Man kann von den Bergen Ceylons nicht Abschied nehmen, ohne einige Worte über die „Patanas" zu sagen. Dies sind offene inmitten der Wälder liegende Grasflächen, welche oft eine große Ausdehnung erreichen; sie haben den

---

[1]) Bartflechte.
[2]) Ein Moos.

Charakter offener Downs und sind den Savannen der westlichen Tropen ähnlich. Die Patanas sind nicht auf die höchsten Regionen beschränkt, da sie bis zu 2000 Fuß herab zu finden sind; aber sie sind am charakteristischsten in der eigentlichen Bergregion entwickelt und besonders auf der östlichen, trockenen Seite, in der Provinz Uva. Die Vegetation besteht hauptsächlich aus groben, hohen Gräsern, die zu den Gattungen Andropogon, Anthistiria, Pollinia, Garnotia und Arundinella gehören und in Büschen gedrängt beisammen wachsen, so daß sie das Reiten und Gehen gefährlich und ermüdend machen. In einer bestimmten Jahreszeit indessen findet man eine Menge zarter und schöner Blumen zwischen dem hohen Grase. Zahlreich sind darunter erdbewohnende Orchideen (unter welchen die schöne Narcissen-Orchidee, Pachystoma speciosum, mit ihren großen, nickenden, gelben Blumen sehr auffällig ist), Glauglöckchen (Wahlenburgia), Immortellen (Helichrysum und Anaphalis), Enzian (Gentiana quadrifaria, Swertia ceylanica) und das prächtige, purpurfarbene Exacum macranthum. Auch giebt es viele niedrige, strauchartige Leguminosen, Rubiaceen und Melastomaceen mit prächtigen Blüthen, aber von Bäumen sind die Patanas fast ganz frei. Auf den hoch gelegenen Patanas ist der einzige Baum der gemeine Rhododendron (R. arboreum), dessen zahlreiche Büschel scharlachfarbener Blumen auf den Bergabhängen leuchten, während auf den niederen Höhen besonders Careya arborea (ziemlich unpassend „die Patana-Eiche" genannt) und der Nelli (Phyllanthos Embelica) die Patana-Bäume bilden.

Eine merkwürdige Erscheinung, welche jedem Reisenden in den Bergen auffällt, ist die scharfe Grenzlinie zwischen Wald und Patana; sie ist so scharf bestimmt, daß es kaum möglich erscheint, die Natur allein könnte sie hergestellt haben. Die Thatsache erklärt sich vermuthlich so, daß im Laufe der Zeit ein vollkommenes Gleichgewicht zwischen den beiden Floren sich hergestellt hat, so daß jetzt keine die andere beeinträchtigen kann; die Patana-Pflanzen vermögen nicht in dem dichten, schattigen Walde zu gedeihen, während dem Samen der Waldbäume auf dem eng bestandenen Graslande niemals eine Möglichkeit zur Entwickelung geboten wird. So weit die Beobachtung lehrt, wird dieses Gleichgewicht jetzt ohne Aenderung aufrecht erhalten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bei R. Lechner in Wien ist der 6. Band der „Mittheilungen des k. k. militär-geographischen Institutes", welches augenblicklich unter allen bestehenden wohl den ersten Platz einnimmt, erschienen. Derselbe enthält in seinem officiellen Theile den Bericht über die Leistungen sämmtlicher Abtheilungen in der Zeit vom 1. Mai 1885 bis Ende April 1886, sowie den Bericht über die in das Präcisionsnivellement Oesterreich-Ungarns einbezogenen meteorologischen Beobachtungsstationen. Der nichtofficielle Theil bringt Studien über die Erzeugung galvanoplastischer Druckplatten vom Frhrn. von Hübl, Untersuchungen über die Schwere im Inneren der Erde vom Major von Sterneck und eine Abhandlung über die Projectionen der wichtigsten österreichischen Generalstabskarten vom Major Hartl.

— Das physikalische Haupt-Observatorium in St. Petersburg hat angeordnet, daß an der Murmanischen Küste (Halbinsel Kola) bei Tiriberki eine meteorologische Station errichtet wird; es kann dort das ganze Jahr hindurch ohne Unterbrechung beobachtet werden.

— Im Kreise Stawropol (Gouv. Samara) hat man sehr interessante Nachrichten über das Verschwinden bedeutender Flüsse gesammelt, welche früher den Kreis von Stawropol nebst Umgebung bewässerten; auch die Veränderungen der Bodenverhältnisse fanden dabei Berücksichtigung. Eine Anzahl Flüsse, welche auf einer Karte von Samara aus dem Ende der sechziger Jahre verzeichnet sind, Chmeljewka, Tscholna, Grjäsnucha, Karmana u. s. w., sind jetzt verschwunden. Auch der Fluß Tscheremschan, von welchem Pallas noch im Jahre 1786 schrieb, daß „dieser tiefe und beträchtlich lange Fluß zwischen bewaldeten Ufern dahinziehe", droht zu verschwinden. Gegenwärtig ist der Tscheremschan beim Dorfe Chrjäschewka ganz ausgetrocknet; die Ufer beginnen einzustürzen, so daß die Dorfeinwohner genöthigt sind, ihre Häuser abzubrechen und an einer anderen Stelle wieder aufzubauen. Ein Versuch, der gemacht worden ist, die Ufer zu befestigen, ist nicht gelungen.

— Am 2. (14.) December 1886 wurde um 12 Uhr Mittags in der Nähe von Wetljänka am linken Wolga-Ufer die Leiche eines vor sieben Tagen verstorbenen Lamas der Kalmücken verbrannt. Der Termin der Verbrennung war von den Gelungen (Priestern) auf Grund ihrer heiligen Bücher festgesetzt. Vom Todestage an bis zum Verbrennungstage befand sich die Leiche im „Churul" (Tempel), sitzend auf einem besonders dazu hergerichteten eisernen Stuhle, an welchem sie mit Draht befestigt war. Die Verbrennung ging auf folgende Weise vor sich: Um 12 Uhr Mittags wurde die Leiche mit dem Stuhle von den Gelungen aus dem Tempel heraus zwei Mal um den Tempel herumgetragen, dann auf einen offenen Platz niedergesetzt und in einen viereckigen aus Steinen aufgebauten Behälter von etwa einer Saschen (2,1 m) Höhe hineingeschoben. Derselbe hatte die Form eines Ofens, war hohl, oben offen und besaß unten ein Zugloch. Im Inneren befanden sich einige eiserne Stangen, um den Kopf und den Rumpf der Leiche zu halten. In den Ofen wurden $1\frac{1}{2}$ Faden (etwa $4\frac{1}{2}$ Raummeter) Holz und zwei Gefäße mit Butter hineingeschoben. Nachdem Alles hergerichtet war, begann ein Chor der Tempelmusik zu spielen und nun wurde das in dem Ofen befindliche Brennmaterial mittels eigens zu diesem Zwecke angefertigter und gefärbter Holzspähne angezündet. Das Holz und die Butter brannten mit außerordentlicher Heftigkeit und in kurzer Zeit war die Leiche vollkommen verbrannt. Als das Feuer am heftigsten war, so daß der Ofen glühte, traten die frommen Gelungen und Kalmücken an den Ofen heran und beugten ihre Häupter. Die Menge des zusammengeströmten Volkes war sehr groß, darunter auch viele Russen, besonders Kosaken aus dem benachbarten Wetljänka; viele der Anwesenden weinten. Die Person des Lama gilt den Gelungen und Kalmücken für heilig. Der verstorbene Lama war sehr gutmüthig und wohlthätig nicht nur gegen Kalmücken, sondern auch gegen Russen gewesen, viele Erwachsene und Kinder lebten auf seine Kosten, und nie schlug er einem etwas ab, sondern half Allen.

(„Nowoje Wrjema", 1887, Nr. 3900.)

Asien.

— Von Dr. A. W. Jelissejew, welcher von Alexandrette aus Kleinasien bis zum Schwarzen Meere durchwandert

hat, sind folgende Nachrichten eingelaufen. Unter dem 15. (27.) December 1886 schrieb er: „Ueber das Taurus-Gebirge oft durch Schnee wandernd, habe ich von Aintab über Behesne und Malatia endlich das Herz Anatoliens, Charput, erreicht. Ich bin in der glücklichen Lage gewesen, viel anthropologische Beobachtungen zu machen und habe im Gebirge von Dersim zwei Kurdenstämme aufgefunden, welche Gog und Magog heißen.“ In einem späteren Briefe heißt es: „Mein Ziel ist erreicht; ich habe Kleinasien von Meer zu Meer durchschnitten; am 28. December 1886 (9. Januar 1887) bin ich bei Samsun am Ufer des Schwarzen Meeres angelangt. Ich bin — abgesehen von den großen Schwierigkeiten — mit den Resultaten meiner Wanderung zufrieden. Ein Theil meiner Sammlungen ist mir von den Kisilbaschen geraubt; wenngleich die Hälfte ihnen wieder abgenommen wurde, so verlor ich doch alle meine Kleider. Das läßt sich verschmerzen; aber die türkische Regierung, weil sie mich für einen militärischen Spion hielt, der mit der Aufnahme einer Karte betraut sei, hat mir böse mitgespielt. In Tokat wäre ich fast ins Gefängniß gekommen; man machte förmlich Jagd auf mich, durchsuchte meine Sachen, confiscirte einige gedruckte Karten und nahm mir ein Heft meiner Tagebücher weg. Von Siwas aus reiste ich unter Bedeckung von vier Gensdarmen, welche die Weisung hatten, mir das schriftliche Aufzeichnen meiner Marschroute nicht zu gestatten. So wurde ich als „verdächtig“ durch Samsun geleitet. Wenn ich hier nicht einen russischen Konsul getroffen hätte, so weiß ich nicht, was sie mit mir gemacht hätten. Eine Klage über die mir zu Theil gewordene schlechte Behandlung habe ich bei der russischen Gesandtschaft in Konstantinopel eingereicht. Ich werde noch eine Exkursion zu den Ruinen Trojas machen und dann den Mainos-See besuchen, um mich nach russischen Kolonien umzusehen. Ende Januar hoffe ich sicher in St. Petersburg zu sein.“ („Nowoje Wrjema“, 1887, Nr. 3908.)

— Eine sehr bemerkenswerthe Sammlung von Waffen, Pferdegeschirren, Hausgeräthen u. s. w. mittelasiatischer Völker, Perser, Afghanen, Beludschen, Seistaner und anderer ist nach St. Petersburg gebracht worden. Dieselbe soll zunächst öffentlich ausgestellt und dem Publikum zugänglich gemacht und dann größtentheils dem Orient-Museum überwiesen werden. Unter anderen Seltenheiten enthält sie 188 verschiedene musikalische Instrumente.

— General Arzischewsky ist nach St. Petersburg gereist, um bei der Regierung zu beantragen, daß die Astrachanschen Kosaken im Gebiete der Achalteke am Atrek längs der persischen Grenze angesiedelt würden. Gegenwärtig versehen daselbst die turkmenischen Milizen den Wachtdienst. Das Land am Atrek ist von guter Beschaffenheit und zur Bearbeitung sehr geeignet.

— Es ist der russischen Regierung das Projekt einer etwa 230 Werst (km) lange Pferde-Eisenbahn von Aschabad bis Meschhed eingereicht worden, dessen Urheber der Kaufmann S. K. Nikolajew ist, welcher jüngst Persien und Turkestan bereist und die Ueberzeugung gewonnen hat, daß es unumgänglich nothwendig sei, jene beiden großen Märkte durch ein schnelleres Kommunikationsmittel zu verbinden, als eine Chaussee bietet. Die Fahrgeschwindigkeit auf der Chaussee ist nicht groß, und für Saumthiere ist der harte Grund einer Chaussee nicht so bequem als der weiche Sand; überdies kommt der Transport mittels einer Pferdebahn etwa um 50 Proc. billiger zu stehen, als der Transport auf einer Chaussee. Von Meschhed aus wird es leicht sein, den russischen Waaren eine gute Absatzquelle auf den persischen Märkten zu verschaffen und die englischen Waaren allmählich zu verdrängen.

— N. M. Jadrinzew, der bekannte Herausgeber der „Oestlichen Rundschau“ („Wostotschnoje Obosrenije“) arbeitet gegenwärtig an einer ethnographischen Karte von Sibirien. Dieselbe soll nicht nur ein Bild des gegenwärtigen Zustandes Sibiriens darbieten, sondern auch diejenigen Veränderungen illustriren, von welchen im Laufe der Zeit die dortige Bevölkerung betroffen worden ist.

— In Wladiwostock ist eine „Gesellschaft zur Erforschung des Amurgebietes“ gegründet worden, Präsident derselben ist Herr Busse.

— Im Januar 1887 beabsichtigte der Agent der russischen freiwilligen Flotte, der Theehändler Sensinow, in Moskau eine Ausstellung verschiedener aus Kamtschatka und den Kommandeur-Inseln exportirter Waaren zu veranstalten. Bis jetzt vermittelte den Verkehr mit Kamtschatka allein das Dampfschiff „Kamtschatka“ des Kaufmanns Philippäus, welcher von der russischen Regierung für die regelmäßigen Fahrten zwischen den Häfen Kamtschatkas und des Amurgebietes eine Unterstützung bekam. Der ganze Handel mit Kamtschatka war in seinen Händen, fremde Waare beförderte er nicht. Im Jahre 1886 wurde aber jene Linie der freiwilligen Flotte übergeben und seit dieser Zeit senden die Amur-Kaufleute viel Waaren nach Kamtschatka, weil sie sich davon große Vortheile versprechen. Es wird vorherrschend Tauschhandel getrieben und vor allem Pelzwerk und Fischbein eingetauscht. Philippäus tauschte früher seine Waaren gegen theure Biber- und Seehundsfelle ein, schaffte das Pelzwerk nach England und ließ es daselbst versauktioniren, so daß es von dort als ausländisches Pelzwerk nach Rußland eingeführt wurde.

— Ein chinesischer Student der Rechtswissenschaft hat um die Naturalisation als Niederländer nachgesucht; die indische Regierung hat jedoch den Rath gegeben, diese Bitte nicht zu genehmigen, da sie fürchtete, daß bei Bewilligung zu viel Gesuche eingereicht werden würden.

Afrika.

— Der berühmte Löwentödter der Provinz Constantine Ahmed ben Amar hat vor Kurzem das höchste Ziel seines Ehrgeizes erreicht, nach welchem er seit 26 Jahren gestrebt hat: er ist mit dem Orden der Ehrenlegion decorirt worden. Und diese Auszeichnung ist gewiß besser verdient, als hundert andere. Denn Ahmed ben Amar hat mehr Löwen getödtet, als Jules Gérard, über 200 Stück, so viel, daß die arabischen Bureaus ihm statt der üblichen 100 Francs für jedes Löwenfell nur 50 zahlten, um ihr Budget nicht zu sehr zu belasten. Da ein Löwe jährlich etwa für 10 000 Francs Vieh zerreißt, so hat Ahmed ben Amar durch die Erlegung jener mehr als 200 Bestien seinem Heimathslande eine gewaltige Summe erspart, 20 Millionen Francs, wenn man annimmt, daß jeder getödtete Löwe noch 10 Jahre länger hätte leben können, was nicht übertrieben ist.

(„Indépendant de Constantine.“)

— Stanley's Expedition zum Entsatze Emin-Pascha's hat sich am 24. Februar in Sansibar eingeschifft und hofft am 9. März Kapstadt zu erreichen. Sie besteht jetzt aus 9 Europäern, 61 Sudanesen, 13 Somalis, 3 Dolmetschern, 620 Sansibarern, dem bekannten Tippu Tip und 40 seiner Leute. Boten sind mit Briefen über Land nach Uganda und den Stanley-Fällen gegangen. Tippu Tip's Soldaten sollen sich von Kasongo und dem Tanganika-See Congo-abwärts nach den Stanley-Fällen begeben, um dort mit ihrem Führer zusammenzutreffen. Drei Tage nach seinem Eintreffen bei den Fällen will Stanley nach dem Albert-Njansa und Wadelai aufbrechen. Wenn nur nicht Tippu Tip ein doppeltes Spiel treibt!

Inseln des Stillen Oceans.

— Alfred Marche hat am 19. December 1886 die ihm vom Unterrichtsministerium übertragene Reise nach den Marianen-Inseln angetreten.

— Die Presbyterianer haben auf das Missionswerk auf den Neu-Hebriden, welches fast ausschließlich von ihnen geleitet wird, bis Ende 1886 nicht weniger als 180 000

Pfd. St. verausgabt. Es wurden 9000 Eingeborene zum Christenthume bekehrt und 50 000 mehr oder weniger civilisirt. Leben und Eigenthum sind auf den 16 Inseln der Gruppe, auf welche sich die Thätigkeit der Missionare erstreckt, gesichert.

Nordamerika.

— Die Zahl der nach Nordamerika auswandernden russischen Staatsangehörigen wächst stetig; nach einem Berichte des russischen Generalkonsuls in New-York waren es im Jahre 1885 16 835. Die Mehrzahl sind Juden, die übrigen sind Polen und Finländer; eigentliche Russen sind sehr wenig darunter. Die meisten der russischen Auswanderer verlassen das Russische Reich ohne Erlaubniß, d. h. ohne Paß. Ihre Lage in Amerika ist anfangs sehr beklagenswerth, aber bald finden sie Arbeit; die allerärmsten werden zurück geschickt. Die Juden bleiben in den großen Städten des Ostens; selten gehen sie nach Westen, weil der Handel sie mehr anzieht als die Landwirthschaft.

— Professor J. P. Iddings von der Geologischen Aufnahme der Vereinigten Staaten hat einen Bericht über die unter dem Namen „Glasberg" bekannte „Obsidianklippe im Yellowstone Park" veröffentlicht. Diese Klippe ist etwa eine halbe Meile lang und 150 bis 200 Fuß hoch und beinahe ganz aus einer dem künstlichen Glase ähnlichen Masse zusammengesetzt. Die Glaslage ist am Fuße 75 bis 100 Fuß dick, die poröse und bimssteinähnliche Oberfläche ist theilweise zerstört. Die Farbe des Glases ist theils schwarz, theils braun, hellroth und purpurroth, theils olivengrün; von der Sonne beschienen, bietet die Klippe einen in wunderbarer Farbenpracht wechselnden Anblick.

— Die vom Peabody-Museum schon seit einigen Jahren fortgesetzten Ausgrabungen in den großen Mounds auf der Terrasse des Little-Miami-Thales in Ohio haben in diesem Jahre ganz besonders interessante Resultate ergeben. Man kannte seither wohl die Verbrennungsplätze und zahlreiche, aus gebranntem Thon gebildete Altäre, zum Theil recht complicirte Bauten, aber man hatte in denselben nur dann und wann einmal ein Skelett gefunden, offenbar einem besonders angesehenen Manne angehörend, welchem die Ehre widerfahren war, innerhalb des heiligen Bezirkes begraben zu werden. Die reichlich gefundenen Kunstgegenstände zeigten sämmtlich Brandspuren und waren zweifellos auf den Scheiterhaufen geworfene Todtengaben. Von den Gräbern des eigentlichen Volkes, wie sie eine offenbar zahlreiche Bevölkerung erforderte, hatte man noch nichts gefunden. Nun sind die Herren Dr. Metz und F. W. Putnam in dem die Hügel umgebenden Walle auf diese Gräber gestoßen und haben innerhalb zweier Wochen 18 davon mit erhaltenen Skeletten und außerdem tiefe, mit Brandresten gefüllte Gruben und Löcher aufgedeckt, deren Inhalt ein ganz neues Licht auf die Sitten und Gebräuche der Mound builders wirft. Die Gräber sind in sehr verschiedener Weise angelegt, bald mit Steinen ausgesetzt, bald nicht, aber niemals in der Weise mit Platten zugedeckt, wie die Steingräber in Tennessee, und meistens ziemlich flach. Die Ausgrabungen werden eifrig fortgesetzt und eine größere Veröffentlichung über dieselben wird erst nach ihrer Beendigung erfolgen.

Südamerika.

— Der Goldertrag in Surinam betrug nach dem neuesten Kolonialberichte im Jahre 1885: im oberen Surinam 667 078 g, in Saramaca 56 207 g, an der Marowijne 22 603 g, in Summa 745 897 g. Nach dem für die Ausfuhr festgestellten Werth von 136¼ Gulden per Gramm betrug also die Ausbeute 1 016 284,66 Gulden. Die Ausfuhr betrug 1885 903 039 g im Werthe von 1 331 774 Gulden; der Werth der gesammten Goldausfuhr bis zum Schlusse des Jahres 1885 7 524 501 Gulden; in den ersten vier Monaten 1886 betrug die Ausfuhr 169 008 Gulden.

— Unter dem Titel „Ueber das Alter einiger Theile der südamerikanischen Anden" hat C. Ochsenius einen Aufsatz in der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft veröffentlicht, welchen wir hier nicht unbesprochen lassen dürfen, weil derselbe neben seinem vorwiegend geologischen Inhalte auch das Gebiet der Ethnographie berührt. Der Verfasser glaubt den südamerikanischen Cordilleren oder wenigstens Theilen davon ein nicht höheres geologisches Alter als das quartäre (im Gegensatze zu der gewiß älteren Küstencordillere) zuerkennen zu dürfen und behauptet sogar, daß die Umgebung des Titicacasees mit diesem selbst erst in historischer Zeit auf ihre jetzige Höhe von 4000 m gelangt sei. Ochsenius führt aus, daß die großartigen Ruinen der alten Incahauptstadt-Tiahuanaco am genannten See gar keine andere Erklärung zulassen, daß die künstlerisch bearbeiteten, kolossalen Monolithen dort nicht in jener Höhe bearbeitet und noch weniger dahin transportirt werden konnten, daß es undenkbar sei, daß die sehr civilisirten Incakaiser ihr Emporium in einer jetzt fast unbewohnbaren Hochebene angelegt hätten ꝛc. Der Verfasser zeigt dann weiter in Uebereinstimmung seiner Ansicht mit den Beobachtungen, daß noch Repräsentanten der pacifischen Fauna im Titicacasee leben, analog dem Vorkommen von arctischen Robben am Baikalsee, weist auf die Wahrscheinlichkeit jugendlicher Bildung von gewissen Bergzügen in den chilenischen Cordilleren und auf die denselben entstammenden Salzabsätze hin, die den Chilesalpeter begleiten und stellenweise auf nutzbarem Humusboden ruhen, führt als Beispiele neuer Erhebungen die durch von Koenen konstatirte des Harzes neben anderen aus der Schweiz an und belegt so seinen Ausspruch allerdings mit Thatsachen, die keine andere Deutung zulassen.

Ganz unabhängig von diesem ist der Geolog Steinmann auf seinen letzten Reisen in Südamerika zu fast gleichem Resultate gelangt. Derselbe kleidet seinen Ausspruch nur insofern anders ein, als er glaubt, das Oceanniveau müsse seit Ende der Kreidezeit sich um 4000 m dem Erdcentrum genähert haben.

Brieflich erläutert uns Dr. Ochsenius noch seine Anschauung dahin, daß er annehmen müsse, die eigentliche Andenkette sei submarin längst vorhanden gewesen, aber so geblieben bis zur Quartärperiode. Er leitet aus diesem Umstande zugleich das Fehlen (beziehungsweise minimale Auftreten) des Chlors in den Gasexhalationen der Cordillerenvulkane ab, bringt damit das räthselhafte Auftreten der sogenannten metamorphischen Porphyre der Anden in Verbindung, berichtet von einem jüngst gemachten Funde von Blattabdrücken anscheinend diluvialer Pflanzen in Potosi, die jetzt nicht mehr da wachsen können, und zweifelt an einem so großen Massenverlust unseres Planeten seit der Kreidezeit, wie solcher nach Steinmann stattgefunden hat, weil eine derartige Volumen- und Gewichtsverminderung der Erde doch Einfluß auf deren Rotationsgeschwindigkeit habe äußern müssen. Jedenfalls ist die vorstehend kurz skizzirte Anschauung ebenso interessant und neu als beachtenswerth; ihr Urheber gilt für einen competenten Kenner der naturhistorischen Verhältnisse des südamerikanischen Westens.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Nordenskiöld's Reise in Grönland 1883.

I.

Der „Globus“ hat bereits im vorigen Bande (S. 42) einige Auszüge aus dem interessanten Reiseberichte Nordenskiöld's gebracht, welcher, wie alle von F. A. Brockhaus herausgegebenen geographischen Werke, reich illustrirt und in würdiger Ausstattung erschienen ist [1]. Im Folgenden geben wir noch einige weitere Mittheilungen aus demselben, sowie Illustrationsproben, wobei wir besonders den beschreibenden Theil ins Auge fassen.

Früh am 2. Juni 1883 sichtete die „Sofia“ Land; der bedeckte Himmel gestattete keine astronomische Bestimmung und wegen eines heftigen Sturmes, den das Schiff am vorhergehenden Tage bestanden, konnte man sich nicht unbedingt auf das Besteck verlassen. Es dauerte daher einige Zeit, nachdem man mehrere Stunden an der Küste Islands entlang gefahren war, ehe man sich endlich orientirt hatte; kurz vor Mittag lief die „Sofia“ in den richtigen Fjord ein und $2^1/_2$ Stunden später warf sie im Eskifjord Anker. Hier machte man die erste Bekanntschaft mit den kleinen isländischen Pferdchen, welche trotz ihrer unansehnlichen Figur ihres Gleichen hinsichtlich der Ausdauer suchen und dabei sowohl auf dem Moore als dem Eise, an steilen Abhängen und der Ebene sicher auf den Füßen sind und tiefe, oft breite und reißende Ströme kräftig und gut durchschwimmen.

Am 4. Juni wurde der Anker gelichtet und der Steven nach Reykjavik gewendet, wo man am 6. Juni bald nach der Mittagsstunde eintraf, um gleich am 7. Juni einen Sturm zu bestehen, der es dem Schiffe schwer machte, sich zu halten, und den Reisenden die Gelegenheit zu größeren Ausflügen benahm, ihnen dafür aber Veranlassung gab, sich mit den, namentlich für den Skandinavier höchst interessanten Einwohnern eingehender zu beschäftigen. Am 10. Juni war der Dampfer geheizt und alles zur Abreise fertig, als die Feder eines der Taschenchronometer sprang, welchen Schaden jedoch ein „Uhrenschmied“ in kurzer Zeit und um mäßigen Preis wieder gut machte; während dieses Aufenthaltes erhielt Nordenskiöld Nachricht von einer angeblich aus dem Jahre 1558 herrührenden Karte, die bei näherer Untersuchung jedoch sich als eine alte, auf Pergament gedruckte holländische Seekarte erwies. Erst um 10 Uhr Abends wurde nun die Reise angetreten; am 12. Juni des Vormittags um 5 Uhr zeigte sich Land, gerade voraus, und die Wache im Mastkorbe meldete: „Kein Eis, klares Wasser bis zum Strande.“ Man dampfte frisch weiter, aber das Land wollte nicht kommen; „es ist ein Zauberland“, meinte einer der Lappen; infolge einer Luftspiegelung waren die hohen Küstenberge, schon während sie noch unter dem Horizonte des Fahrzeuges lagen, klar und deutlich sichtbar; das vorliegende Eis dagegen war unsichtbar.

Bei dem Näherkommen nahm die Luftspiegelung ab; die Berge schienen zu sinken, das Eis aber wurde sichtbar und um ein Uhr hieß es: „Undurchdringliches Eis dicht an Steuerbord.“ Am äußeren Rande war das Eis stark zerbröckelt, ein Stück weiter hinein fingen große Eisschollen an, Eisberge waren nicht sichtbar; da es zwecklos gewesen wäre, das Eis zu forciren, wurde die Reise längs desselben

[1] Grönland. Seine Eiswüsten im Inneren und seine Ostküste. Schilderung der zweiten Dickson'schen Expedition, ausgeführt im Jahre 1883 von Adolf Erik Freiherrn von Nordenskiöld. Mit über 200 Abbildungen und 6 Karten. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886.

nach SW fortgesetzt. Auch am 14. Juni wiederholte sich eine Luftspiegelung ähnlich der vom 12. Juni; am 15. Juni passirte die „Sofia“ Kap Farewell und am 16. Juni sichtete man Land, zugleich aber eine Menge großer, prachtvoll geformter Eisberge. Am 17. Juni lootste ein kleiner, der grönländischen Handelsgesellschaft gehöriger Schooner den Dampfer nach Julianehaab. Schon während er sich noch im Treibeis befand, wurde er von zahlreichen Kajaken begrüßt. (Siehe die Beschreibung dieser zierlichen Fahrzeuge „Globus“ Bd. 50, S. 43.)

Dieser Theil der grönländischen Südwestküste ist nur selten schon im Frühsommer direkt vom Meere aus zugänglich. Meistens nämlich ist er von einem Eisbande gesperrt, welches eine nordwestliche Fortsetzung des Eisbandes an der Ostküste Grönlands bildet und das erst weit nach Norden hin verschwindet, weshalb die Fahrzeuge, welche an der Südwestküste anzulaufen wünschen, einen bedeutenden Umweg nach Norden machen müssen, um eine offene Wasserrinne zu finden, durch welche sie dann nach Süden segeln. Es gelang der „Sofia“ jedoch ohne Schwierigkeit, das Eisband zu durchbrechen und am 17. Juni im Hafen von Julianehaab vor Anker zu gehen.

Die Kolonie liegt etwas südlich von den Kryolithgruben bei Ivigtut, von wo eine Seeverbindung mit Europa und Amerika unterhalten wird. Es wurde also sofort ein Kajakexpreß dorthin expedirt, um die glückliche Ankunft der „Sofia“ zu melden; derselbe kam jedoch zu spät an. Die Flottille, welche die Verbindung mit Europa und Amerika besorgte, hatte im Jahre 1883 viel Unglück gehabt; eines dieser Schiffe war in der Nähe der Küste vom Eise besetzt worden, welches dann bei starkem Winde so um das Fahrzeug zusammengepreßt wurde, daß letzteres

Reykjavik, von Nordosten gesehen. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

leck wurde. Nachdem die Mannschaft vergebens versucht hatte, dasselbe durch Pumpen trocken zu erhalten, verließ sie das Schiff, zog die Boote über das Eis ins offene Wasser und ruderte nach der Kolonie Friedrichsthal. Bald nachher näherte sich ein mit 16 Eskimos bemanntes Boot dem Schiffe. Sie hatten sich auf die Begegnung sehr gefreut, da sie bei solcher Gelegenheit immer einige Geschenke empfangen, und ihr Erstaunen, das Schiff leer zu finden, wurde beinahe noch von ihrer Enttäuschung übertroffen.

Unerfahren, wie sie waren, sahen sie keine Gefahr darin, sich in dem Schiffe häuslich einzurichten, und überlegten dann, wie sie die herrliche Beute nach der Kolonie bringen sollten. Sie hatten Glück. Als der Eisdruck nachließ, hatten sie schon so viel Wasser ausgepumpt, daß das Fahrzeug flott wurde und sie es nach Friedrichsthal bringen konnten. Hier war inzwischen der Kapitän und die Mannschaft des verloren geglaubten Schiffes angekommen und das Erstaunen war groß, als das Schiff ankam, noch größer aber, als man die Eskimos fand, welche an Bord die Herren spielten. Sie hatten sogar das Sternenbanner zerschnitten und zu Halstüchern verwendet, so daß der Kapitän bei seiner Begegnung mit der „Sofia“ den seemännischen Gruß nicht erwidern konnte.

Von Julianehaab machten Nordenskiöld, Dr. Nathorst und Herr Kalthoff in der Dampfschaluppe einen Ausflug nach einem gleich nördlich von der Kolonie gelegenen Fjord, der den sich häufig wiederholenden Namen „Kanjerdluarsuk“ (innerster Fjordsarm) trägt. Die Reise dorthin war sehr interessant; anfangs dampfte die Gesellschaft um die Halbinsel, auf welcher Julianehaab liegt, zwischen unzähligen Eisbergen hindurch, die mit ihren großartigen, marmorweißen oder himmelblauen, oft palast- oder festungs-

Eskimos begrüßen die Ankunft der „Sofia“.

ähnlichen Formen die umgebende, im Uebrigen nur aus Meer und kahlen Klippen gebildete Landschaft in das prachtvollste arktische Festgewand kleideten. Sie dämpfen jede Spur von Seegang und bilden eine eigenthümliche Art von Seezeichen, indem alle Untiefen in einem mit Eisbergen bestreuten Meere schon von weitem durch größere oder kleinere, darauf gestrandete Eisblöcke angedeutet werden. Eine andere Gefahr aber bedroht das kleinste Boot, wie das größte Schiff. Wehe dem Fahrzeuge, welches bei dem Kentern eines Eisberges in der Nähe ist, wobei seine Masse zerfällt oder „kalbt", d. h. wobei größere oder kleinere Eisblöcke von demselben herabfallen. Daß die Gefahr in dem Augenblicke, als die Gesellschaft sich dort befand, nicht gering war, daran wurde sie von Zeit zu Zeit durch das dumpfe, kanonenschußartige Getöse erinnert, welches dann und wann gehört wurde und die hohe vereinzelte Woge, die sich ganz unvermuthet über die sonst beinahe spiegelglatte Meeresfläche ihren Weg brach, und die Thürme und Zinnen der nicht zu fest gestrandeten Eismassen zu einem langsamen, majestätischen Gruße zwang.

Der Ort, den man besuchte, ist einer der interessantesten Mineralfundorte, über den sich Nordenskiöld folgendermaßen äußert: „Er enthält das natronreichste Silikatgestein, welches wir kennen. Die meisten Geologen dürften annehmen, daß dasselbe in glühender geschmolzener Form aus dem Inneren der Erde hervorgebrochen sei. Ich für meinen Theil glaube, daß man hier stark veränderte Ueberreste sehr alten vulkanischen Tuffsteins vor sich habe, der sich in einem stark

Die Kolonie Julianehaab. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

salzhaltigen (chlornatriumhaltigen) oder möglicher Weise auch sodahaltigen Binnensee angesammelt hat. Wie dies sich nun auch verhalten möge, so ist es sicher, daß das fragliche Gestein eine Menge seltener, von den Mineraliensammlern hochgeschätzter und für die Wissenschaft wichtiger Mineralien enthält. Das eigenthümlichste derselben ist der Eudialyt, ein rothbraunes oder kirschfarbiges Silikat, welches etwa 15 Proc. Zirkonerde enthält, die übrigens beinahe nur in einem ganz seltenen Mineral, Zirkon oder Jargon, vorkommt, dessen edle Varietäten in alten Zeiten als Edelsteine hoch geschätzt waren. Noch findet diese Erdart keine andere praktische Verwendung als zum Beschlagen der Kalkcylinder bei der Darstellung des Drummond'schen Kalklichtes, und die Industrie kann deshalb nur einige wenige Gramm desselben pro Jahr verbrauchen. Wenn aber dieser Stoff einmal eine umfassendere Anwendung findet und wenn keine neue Fundorte eines reichlich zirkonhaltigen Minerals entdeckt werden, so wird Kangerdluarsuk ein für die Industrie nicht unwichtiger Mineralfundort werden."

Auch die Jagd lieferte den Zoologen reichliche Ausbeute an Vögeln und nach der Landung auch Schneehühner für den Koch. Die Eskimolootsen waren vor Erstaunen außer sich über die Sicherheit, mit welcher Herr Kalthoff die Vögel im Fluge schoß. Im Inneren des Fjords hatten eine Menge Eskimofamilien ihre Sommerzelte für Jagd und Fischfang aufgeschlagen; da sie keine Gäste erwarteten, waren Männer, Frauen und Kinder ihrer Gewohnheit nach sehr unsauber gekleidet. Doch wie überall, so besaß auch hier das schöne Geschlecht Mittel zum Putze. Einige Zeit nachdem die Gesellschaft am äußersten nördlichen Ende

des Fjords ihr Zeltlager errichtet hatte, kam nämlich ein Umiak, hauptsächlich mit Frauen beladen, welche sich in der Nachbarschaft niederließen. Dieselben waren sorgfältig gekleidet und einige Halbblut-Mädchen mit ihren braunen Augen und gesunden, vollen, beinahe europäischen Zügen waren ziemlich hübsch. Der reine Eskimotypus ist jedoch äußerst häßlich und zwar, wie behauptet wird, sogar in den Augen der Eingeborenen selbst. Auch die beiden Lappländer, welche Nordenskiöld begleiteten, hatten diesen Ausflug mitgemacht; die Eskimos merkten sofort, daß dieselben einer anderen Rasse als die Europäer angehörten, und sahen sie für Landsleute an. Einer der jungen Lappländer war anfangs hierüber ziemlich unzufrieden, nachher aber, vielleicht in Folge der Zaubermacht von einem Paar brauner Augen, fand er sich in die Verwandtschaft und wurde später allen in Seehundsfell gekleideten Schönen gegenüber ein artiger und ritterlicher Cavalier. Der Vorrath an Fischen war hier so reich, daß man erst den Topf aufs Feuer setzen und dann das Boot aussenden konnte, um den Dorsch zu fangen, der gekocht werden sollte; es gab hier ganze Haufen, die der Wogenschwall an den Strand geworfen hatte, und im Inneren des Fjords war die ganze Bucht mit einer dicken Schicht von Angmaset (Laich) bedeckt, so daß dies in einiger Entfernung wie ein richtiges Lager von feinem, grauweißem Sande aussah.

Das Wetter wurde infolge des beständigen Regens sehr unangenehm; dies hatte jedoch das Gute, daß die gefährliche Mückenpest, welche das Leben in Grönland verbittert und manchen Tag, für den Neuling wenigstens, jede Arbeit im Freien beinahe unmöglich macht, weniger empfunden wurde. Diese kleinen Thiere sind geradezu giftig, was wahrscheinlich darauf beruht, daß sie, wenn ihnen nicht Gelegenheit

Grönländische Frauen und Kinder aus Julianehaab. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

geboten wird, in Menschenblut zu schwelgen, sich auf die Abfallhaufen in der Nachbarschaft der Kolonien, wo stets ein reichlicher Vorrath von verfaulten animalischen Stoffen vorhanden ist, und auf Bakterienherde mannigfacher Art niederlassen. Wenn man einmal gründlich von diesen Mücken zerstochen ist, scheint man völlig gegen das Gift geschützt zu sein. Wie es heißt, sollen derartige Mückenschwärme die Ursache des Scheiterns der schwedischen Kolonisationsversuche im heutigen Pennsylvanien gewesen sein.

Am 20. Juni kehrte die Dampfbarkasse nach der Kolonie zurück, von Kajakleuten begleitet, welche ihre Kunst im Rudern und im Werfen der Harpune zeigten; einer derselben, welcher eine halbe Flasche Branntwein, die er mit seinen Kameraden theilen sollte, hinter einander ausgetrunken hatte, zeigte wo möglich eine noch größere Behendigkeit als die anderen. Am 21. Juni früh erreichte die Gesellschaft die Kolonie, um noch an demselben Tage Abends gegen 7 Uhr nach herzlichem Abschiede die Anker zu lichten. Der Weg wurde innerhalb der Scheren nach der ungefähr 100 Seemeilen von Julianehaab belegenen Grubenkolonie Ivigtut angetreten, wo Kohlen und verschiedene andere Vorräthe für den Bedarf der „Sofia" gelagert waren. Während der Nacht dampfte das Schiff zwischen Eisbergen hin, deren einer immer prachtvoller als der andere war; die See war glatt, das Wetter still, die Lufttemperatur so lind wie die einer Juninacht in Schweden. In einiger Entfernung von Julianehaab erblickte man einen blauen, wagerechten Wall ohne Sprünge und Risse zwischen den Bergen; es war das Inlandeis, welches man beim Segeln längs der Westküste nur an wenigen Stellen erblickt. Die Umrisse des Landes sind denen der Scheren in Norwegen durchaus ähnlich. Dieselben kahlen, nach oben rauhen und

zersplitterten, weiter unten vom Eise abgerundeten Gneisberge, durch enge Thäler und tief in das Land einschneidende Fjorde unterbrochen, treten uns in beiden Ländern entgegen. Nur Wald fehlt hier gänzlich. Wenn man das milde grönländische und das kältere norwegische Klima berücksichtigt, so kommt man leicht auf den Gedanken, daß die Waldlosigkeit hier hauptsächlich darauf beruht, daß die abgehärteten Baumarten des Nordens noch keine Gelegenheit gehabt, sich auch über diesen Theil des Erdballs zu verbreiten.

Am 2. Juni um 11 Uhr Vormittags ankerte die „Sofia" in dem Hafen von Ivigtut mit dem Backbordanker und 90 Klaftern Kette. Man sieht hieraus, daß der Hafen Manches zu wünschen übrig läßt; dies ist bei den an vortrefflichen Häfen so reichen Küsten Grönlands etwas Ungewöhnliches. Die Wahl des Ankerplatzes ist aber durch die Lage des Bergwerks bedingt worden, welches seit einigen Jahrzehnten betrieben wird und den Anlaß zur Anlage einer Grubenkolonie in Grönland gegeben hat.

Die Kolonie Ivigtut. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Wir übergehen die ältere Geschichte dieses Bergwerks, um den Faden der Erzählung erst bei den ernstlichen Versuchen, welche zum Betriebe gemacht wurden, aufzunehmen. Dieselben gingen vom Kommerzienrath Jakob H. Lundt aus, welcher 1850 nach Grönland abging und nach glücklicher Reise mit einer Ladung Erzproben und fünf Tonnen Graphit nach Europa zurückkehrte. Letzterer, in geologischer Hinsicht sehr merkwürdig, wurde zu hart gefunden und konnte den erwarteten hohen Preis nicht erzielen. Im Jahre 1851 wurde der Versuch wiederholt, man wollte eine Kupferader in der Nähe von Julianehaab ausbeuten; auch dies war nicht lohnend und die 1853 bis 1854 auf Kupfer angestellten Schurfarbeiten hatten keinen Erfolg. 1854 kehrte einer der Theilnehmer Lundt's an der ersten Reise, der Engländer Taylor, zurück, um nach Zinnerz und silberhaltigem Bleiglanz zu suchen; er entdeckte allerdings mehrere mineralogisch interessante, doch technisch unwichtige Minerale; die Ausbeute an Erz war nur unbedeutend und ging noch durch Schiffbruch verloren. Dennoch, trotzdem die Hoffnung, schwere Metalle in lohnender Weise ausbeuten zu können, getäuscht wurde, entstand damals der eigentliche Grubenbetrieb und zwar auf eine Gesteinsart, deren Werth vorher völlig übersehen worden war, nämlich den Kryolith oder Eisstein.

Eine Dorfhochzeit in Südpersien.

Von Dr. Otto Stapf.

An der Karawanenstraße, welche mit Ueberkreuzung des südiranischen Randgebirges von Buschir nach Schiras führt, liegt in einem großen, malerischen Bergkessel das Dorf Daescht-aerdschin [1]), das seinen Namen möglicher Weise von den hier häufigen Mandelsträuchern, welche der Art Amygdalus leiocarpa (pers. aerdschin) angehören, erhalten hat. Der Kessel entspricht einem gewaltigen Querbruch durch zwei parallele Ketten. Am südlichen Ende der Längsaxe des Kessels verbinden sanft geschwungene, eichenbewaldete Höhen die Gipfel des Kuh-i-Bungi und des Kuh-i-Moudaeh. Ueber sie führt die Straße im Kotael-i-pir-i-zaen, d. h. Paß der alten Frau. Gegenüber am Nordende der Axe liegen die viel niedrigeren, buschigen Hügel, über welche die Straße im Passe Zin-i-saefid, d. h. „weißer Sattel" (nach den anstehenden weißen Gypslagern so genannt) den Kessel von Daescht-aerdschin verläßt. Gegen Südosten ist dieser von der langen Felsenmauer des Kuh-i-Bil begrenzt, im Nordwesten von ihrem Gegenstücke, der mächtigen Mauer des Kuh-i-Schah Salmon und den leichtbewaldeten Gehängen des Kuh-i-Bungi, dessen Felsenkrone das Thal beherrscht. Zwischen dem Kuh-i-Bungi und Kuh-i-Tscheng, einem schmalen, steil aufragenden Grate, der sich an den Kuh-i-Schah Salmon anschließt, führt der selten begangene Tang-i-Kaeldu heraus. Der Tang ist eine Schlucht, die einer großartigen Spalte entspricht, welche die Antiklinale des Kuh-i-Bungi und Kuh-i-Tscheng der Länge nach zerrissen hat. Der tiefste Theil des Kessels befindet sich in der südlichen Hälfte, welche bis auf schmale Ufersäume an den Längenseiten von einem schönen Gebirgssee eingenommen wird. Der See hat keinen sichtbaren Abfluß. Doch besteht in der Bevölkerung der Glaube, daß sein Wasser unterirdisch in den See von Kasrun abfließe. Im Frühling tritt er, durch die Schmelzwasser der umgebenden Höhen reichlich gespeist, weit aus und überschwemmt einen mehr oder weniger großen Theil der nördlichen Kesselhälfte. So bleibt nur ein kleiner Theil des Thalgrundes als nutzbarer Boden übrig.

Im Süden und Südwesten reichen die Eichenwälder des Kuh-i-Pir-i-zaen bis ans Ufer herab, der Nordwestsaum ist bald schmälere, bald breitere Kiessteppe, die nur während des Frühjahres eine gute Weide abgiebt. Das steile Gelände unterhalb der Felsmauern des Kuh-i-Bil ist von dichtem Buschwalde bedeckt. Nur im Nordosten legen sich sumpfige, bis in den Sommer hinein grüne Wiesen vor den See und an sie schließen sich gegen den Kuh-i-Bil einige Weizen- und Gerstenäcker. Die Hauptmasse des Wassers erhält der See, abgesehen von den oberflächlich abfließenden Schmelzwassern, durch die Quellen des Schah Salmon, welche in außerordentlichem Reichthume am Fuße des Kuh-i-Schah Salmon hervorbrechen. Mächtige Platanen und Weiden baden ihren Fuß in dem krystallklaren Wasser und breiten ihr schattiges Dach über ein kleines Imamzadeh (Heiligengrab). Oberhalb der Quellen liegt auf einem flachen Schuttkegel aufgebaut und von einem sprudelnden Bergwasser durchrauscht, das Dorf Daescht-aerdschin.

Seine Häuser oder Hütten sind ärmlich und sehr einförmig gebaut. Ein kleiner Hof, über dessen rohe Mauern man gewöhnlich hinüberblicken kann, birgt ein großes Holz- und Reisigbündel für den Küchenbedarf, einige Geräthe für den Feldbau, im Frühjahre und Vorsommer auch Haufen von Grünfutter, entweder für das eigene, beim Hause zurückgelassene Vieh oder zum Verkauf an durchziehende Karawanen. Abends und des Nachts beherbergt er auch die von der Weide zurückkehrenden Thiere; denn der Dörfler fürchtet in diesen Bergen nicht ganz mit Unrecht noch immer den Löwen und den Panther.

An die Rückseite des Hofes schließt sich das niedere Haus an, dessen Mauern aus roh behauenen Steinen aufgeführt und vorzüglich mit Gyps beworfen sind. Eine kleine Thür führt in das rauchgeschwärzte Innere, welches in zwei, seltener in mehreren, mitunter wohl auch nur in einer einzigen Räumlichkeit die Feuerstelle und die Schlafstellen birgt. Das Beschränkte und Ungemüthliche dieser Behausung machen es begreiflich, daß die Bewohner in der wärmeren Jahreszeit lieber den Hof oder das flache Dach aufsuchen. Im Hofe spielen die Kinder, nähen, stricken, melken, kochen die Frauen, im schattigen Winkel schläft der Hausherr, wenn ihn nicht etwa gerade nöthiger Bedarf zur Arbeit zwingt. Wird es kühler, dann steigt er auf das Dach, um mit seinen Freunden zu schwatzen, zu rauchen und nach den Karawanen auszuschauen, die allenfalls vorüberziehen. Im Sommer wird dann hier bei einbrechender Nacht für ihn und seine Familie auch das Lager aufgeschlagen. Im harten Winter freilich, der im November beginnt und bis in den März hinein dauert, sind die Dorfleute in ihre Hütten gebannt und wärmen sich am Feuer des eingeholten Geästes und Reisigs, an welchen es hier im Gegensatze zu den meisten Theilen Persiens nicht fehlt. Nur selten ziehen jetzt Karawanen vorbei und stören die Männer aus ihrem langen Müßiggange auf, während den Frauen nach wie vor die gesammte Hausarbeit und nun auch die Pflege des Viehes aufgebunden ist. Für dieses aber kommen nun schlimme Tage. In engem Raume liegt es eingepfercht und auf die kümmerliche, dürre Weide der herbstlichen Steppe folgt die Fütterung mit Stroh, dem nur manchmal eine Hand voll von dem Kraut der Kumah oder der Bojah, jenen köstlichen Futterpflanzen des persischen Hochgebirges, beigegeben wird.

Das Dorf zählt kaum 50 bis 60 Hütten. Es ist die einzige Ortschaft in dem weiten Kessel. Nur etwas südlich von der Mündung des Tang-i-Kaeldu steht noch ein kleines Karawanserai, in dem etliche Leute hausen. Im Frühjahre und im Herbste, wenn die Nomaden von den Küstenstrichen landeinwärts auf ihre Sommerlager ziehen, weilen sie gern eine kurze Zeit in dem Thale. Dann sieht man an dem Seeufer ihre schwarzen Haarzelte aufgeschlagen und des Nachts die großen Wachtfeuer brennen. Im Uebrigen ist mit wenigen Ausnahmen das Bergland in weitem Umkreise

[1]) Sprich ae wie das englische a in „hand", ā wie das englische a in „water", ou wie das englische ou in „house" und z wie das französische z in „zèle".

den Dörflern von Daescht-aerdschin überlassen Zu diesen Ausnahmen gehören einzelne Gärten im Tang-i-Kaeldu und eine Sommerweide auf dem südlichen Abhange des Kuh-i-Bil, das Saerhad-i-Kaluni. Die ersteren gehören zu dem Dorfe Abdui am Südfuße des Kuh-i-Bungi, die letztere beziehen die Bewohner von Kaluni, Nachbaren der Abdui-Leute. Auch Daescht-aerdschin hat Gärten im Tang-i-Kaeldu und auf dem Kuh-i-Schah Salmon. In ersteren wird besonders Wein gebaut. Hier und da steht zwischen den Reben wohl auch ein Obstbaum. Auf dem Kuh-i-Schah Salmon findet man dagegen nur wenige Weinstöcke, wohl in Folge der hohen Lage (bis über 8000 Fuß), um so mehr aber Aepfel-, Birnen-, Pfirsich- und Mandelbäume. Der Zustand der Gärten, die an den Gehängen in schmalen Terrassen angelegt sind, ist jedoch ein erbärmlicher, der der vollständigsten Verwilderung. Der furchtbare Ruin, in dem sich das ganze Land befindet, zeigt sich eben auch in den von Natur aus begünstigten Theilen in erschreckender Weise. Die hohe Lage Daescht-aerdschins (über 7000 Fuß) macht das Beziehen eigener Sommerweiden, sogenannter Saerhads, wie sie z. B. das früher erwähnte Kaluni hat, wohl überflüssig, aber trotzdem ist der Viehstand ein sehr geringer. Eine Schaar Pferde weidet auf den Sumpfwiesen am See, das spärliche Rindvieh, eine zierliche Rasse mit kleinem Kopfe und kleinem Höcker am Widerrist, wird in das Gehölz getrieben, Schafe und Ziegen suchen ihr Futter im Steppensaume, auf den felsigen Berggehängen und den nächsten Kuppen des Kuh-i-Schah Salmon. Weite Strecken im Gebirge mit reichlichen Futterkräutern bleiben unbenutzt, nirgends wird der Boden gepflegt, die paar Aecker ausgenommen, die der persische Pflug oberflächlich genug umwühlt. Auch der Reichthum des Sees, der eine Menge schmackhafter Fische ernährt, bleibt unausgebeutet. Kein einziges Boot befährt den See und die Fische haben von dem Menschen nur dann zu fürchten, wenn sie sich in einen schmalen Arm oder Bach verirren, wo er sie mit der Hand fangen oder aufspießen kann.

Nur eine Leidenschaft ist über all dem Jammer einem Theile der Perser dieser Berge geblieben, die Lust zur Jagd. Sie rüttelt ihn aus seiner Trägheit auf und ihr zu Liebe erträgt er Anstrengungen und Entbehrungen, die er um seines Anwesens willen nie auf sich nehmen würde. Gerade darum ist aber der Wildstand jenes Gebirges bereits arm. Steinbock und wildes Schaf sind selten und die Gazelle, die sich von den Ebenen hereingeflüchtet, erliegt auch hier mehr und mehr den Nachstellungen des Jägers. Das übrige Wild ist äußerst rar, wie Löwe und Panther, oder er achtet es nicht, wie den gutmüthigen, scheuen Bären, das Wildschwein oder die Hyäne.

Aber gerade diese Seite im Charakter des Daescht-aerdschiners, die Jagdlust, macht ihn zum schlechten Bauern. Das unstete Treiben des Jägers und die ruhige, an die Scholle gebundene Arbeit des Landmannes vertragen sich nicht.

Zu der Aermlichkeit, die den Bewohnern dieses Thales aus der allgemeinen Lage ihres Landes und der eigenen Indolenz erwächst, kommt noch ein Uebel, das dem sumpfigen Norduser des Sees entsteigt. Schon im Frühling, wenn das so viel heißere Kasrun oder Schiras noch kaum vom Fieber heimgesucht sind, holt es sich in dem hoch und kühl gelegenen Alpendorfe seine Opfer und hält bis zu dem beginnenden Winter so heftig an, daß die Station des anglo-indischen Telegraphen während dieser Zeit verlassen werden muß.

Das ist das Land, in dem der Daescht-aerdschiner Bauer haust, unbekümmert um seine Pflege, genügsam mit einem kärglichen Ertrage, ohne Fortschritt und fast ohne Hoffnung auf Besserung; fast ohne Hoffnung, denn ganz ist sie ihm doch nicht verloren. In dem Einflusse, den das englische Weltreich besonders in diesem Theile Persiens auf die Aufrechterhaltung von Ordnung und Sicherheit ausübt, sieht er trotz aller Indolenz, in die er versunken ist, die Macht, die ihm vielleicht noch einmal Rettung und bessere Zeiten bringen kann.

Es war am Abend des 17. Mai 1885, als ich von Abdui durch den Tang-i-Kaeldu kommend den Thalkessel von Daescht-aerdschin betrat. Die tiefstehende Sonne beleuchtete noch die Felsmauern des Kuh-i-Bil. Seine höchsten Kuppen trugen Schneeflecken, deren abfließendes Wasser in rauschenden Fällen über die senkrechten Wände niederstürzte, um sich in dem Buschwalde, der den See entlang zieht, zu verlieren. Der stolze Gipfel des Kuh Maudaeh war noch tief herab in sein Winterkleid gehüllt. An seinem Fuße und bis hin zum Kotael-i-Pir-i-zaen und darüber hinaus stand der Eichenwald in der Tiefe in frischem Grün, nach der Höhe zu bleicher und bleicher werdend, bis endlich nur mehr ein leichter gelber Schimmer von Blüthenkätzchen und aufbrechenden Blattknospen über dem Stamm- und Astwerk lag. In hellem Blau lag der See vor uns. Schilfmassen und erhöhte Wiesentheile ragten wie Inseln heraus. Die Wiesen prangten im üppigsten Grün, in welches Tausende von schwefelgelben Pedicularis-Aehren goldene Bänder und Flecken zeichneten. Wir ritten durch die graue, mit jungen Gräsern und kleinen Kräutern zwischen stechenden Büschen besetzte Kiessteppe dem Dorfe zu, das hinter den Bäumen der Schah Salmons-Quellen verborgen lag. Von den Wasserfällen kam das Rauschen zu uns herüber, die Quellen fielen mit ihren fröhlichen Stimmen ein, mitten darein aber klang der Ton einer jubilirenden Pfeife und die wirbelnden Schläge einer Trommel. Ich hatte zwei Wochen vorher in einem Dorfe bei Schapur wandernde Gaukler getroffen und erwartete nun, sie hier wieder zu finden. Allein meine Diener erkannten die Weise gleich und riefen mir zu: „Aerussi mikunend“, „Da giebt es Hochzeit!“

Noch bevor wir das Dorf erreichten, trat eine Pause ein. Ich ritt nach der Telegraphenstation, welche wenige Minuten jenseits des Dorfes an der Straße liegt. Mr. Smith, Inspektor des anglo-indischen Telegraphen, von meiner Ankunft bereits unterrichtet, nahm mich aufs Liebenswürdigste auf und wies mir ein Zelt vor dem Stationsgebäude, das eben im Umbau begriffen war, an.

Inzwischen fing es zu dunkeln an und rasch war die Nacht hereingebrochen. Unterdessen begann wiederum die Musik, und Pfeife und Trommel klangen noch stundenlang fort. Meine Diener hatten Recht gehabt, es war ein Hochzeitsfest, das im Dorfe gefeiert wurde.

Das herrliche Wetter, welches der folgende Tag brachte, bestimmte mich, einen Ausflug nach dem Buschwalde zu machen, wo ich reiche Ausbeute erwartete. Früh brachen wir auf, aber schon klang es wieder vom Dorfe herüber, wo sich auf dem Dache eines Hauses eine Schaar von Mädchen in rothen Kleidern nach dem Takte der Musik im Reigen drehte. Das ging so mit Unterbrechungen den ganzen Tag fort und auch noch tief in die Nacht hinein. Mittlerweile hatte Mr. Smith für sich und mich eine Einladung zu dem Feste für den nächsten und letzten Abend erwirkt. Ungefähr um 8½ Uhr Abends brachen wir auf, von unseren Dienern mit großen Papierlaternen, Fanus, geleitet; denn es herrschte bereits tiefste Finsterniß und andererseits hoben möglichst große Fanus unser Ansehen. Zum Schutze gegen die Hunde, welche allenthalben kläffend aus den Höfen hervorfuhren, waren wir mit Stöcken be-

waffnet. Das Festhaus lag ungefähr in der Mitte des Dorfes. Es war von der gewöhnlichen Bauart, und obwohl es einem der wohlhabenderen Männer gehörte, nicht besser, als die meisten anderen Häuser des Dorfes. Die Mauer des Hofes war in schlimmem Zustande. Im Hofe und außerhalb desselben, soweit man über die Mauern hereinblicken konnte, war wohl mehr als die Hälfte der Dorfbevölkerung, Männer und Frauen und Kinder, versammelt. Als wir am Mauerthor angekommen waren, empfing uns der Bräutigam, welcher heute im Hause des Schwiegervaters die Honneurs zu machen hatte, und führte uns vor die Thür des Hauses, wo zwei Stühle für uns bereit standen. Von hier aus konnten wir das Fest, welches ohne alle Störung seinen Fortgang nahm, gut überblicken. In der rechten Hälfte des Hofes brannte ein großes Reisigfeuer, dessen Flammen hoch aufschlugen. Rechts in der Ecke neben der Thür saßen die Musiker, ein Pfeifer, welcher auf einer Art Schwegelpfeife blies, und ein Trommler. Ihnen gegenüber in der anderen Ecke derselben Hälfte stand eine Schaar meist junger Männer, und außerhalb der niederen Mauer eine Menge Frauen und älterer Männer. Die linke Seite des Hofes nahmen ebenfalls zahlreiche Gäste beiderlei Geschlechtes ein, während im Hintergrunde fast ganz verborgen Frauen und Mädchen saßen. Als wir eintraten, tanzten eben die Mädchen, welche ich Tags vorher auf dem Dache tanzen gesehen hatte, um das Feuer. Es waren deren 21 in verschiedenem Alter von 13 bis 15 Jahren bis auf 8 bis 9 Jahre herab. Sieben von ihnen, die größten, reichten sich die Hände, die anderen tanzten jede für sich. Die meisten trugen rothgeblümte weite Hosen, welche bis an die Knöchel reichten und so zusammenfielen, daß man sie für Röcke halten konnte, rothe kurze Hemden und darüber einen um Kopf, Hals, Brust und Schulter geschlagenen weißen Schal. An dem Hemde hingen, sowie an dem Schal, oft Silberplättchen, Münzen und anderer Schmuck. Die meisten hatten über dem Schal noch ein rothes Käppchen auf dem Haupte oder einen rothen Schal, welcher nach rückwärts in einen Knoten geschlungen war und über den Nacken herabfiel. Andere trugen einen aus schwarzen Haaren geflochtenen Strick, der den Schal wie ein Kranz zusammenhielt und hinten herabhing. Die bloßen Füße waren mit Pantoffeln bekleidet. Namentlich die größeren Mädchen waren auch nach unserem Geschmacke hübsch zu nennen, während die kleineren theilweise zu derbe Gesichtszüge oder zu volle und zu roth gefärbte Wangen hatten. Der Tanz bestand in einem Vor- und Rückwärtsschreiten nach dem Rythmus der Musik. Zugleich bewegten sie sich dabei von links nach rechts; sie neigten den Körper in bescheidenen Wendungen und Biegungen und diejenigen, welche für sich tanzten, schwangen in jeder Hand ein kleines rothes Tuch. Das Ganze sah sehr hübsch aus und zeugte von vielem Gefühl für Takt und Musik. Der Tanz dauerte ziemlich lange. Dann lösten Männer die Mädchen ab. Es tanzten deren gewöhnlich nur zwei, seltener drei. Ihr Tanz war im Gegensatze zu demjenigen der Mädchen wild und zügellos. Sie trugen ihr alltägliches Gewand. Sie sprangen in großen Schritten, mit Stöcken und Gerten in den Händen, um das Feuer, sich einander verfolgend; schließlich aber ging es immer darauf hinaus, daß einer den anderen zu schlagen suchte. Ein besonderes Spiel war folgendes. Es sprangen zwei Männer um das Feuer. Der eine hatte zwei Stöcke, der andere nur einen. Sie verfolgten tanzend einander. Plötzlich kehrte sich der Vordermann, welcher die zwei Stöcke trug, um und tanzte, mit beiden Füßen zugleich springend, nach rückwärts; der andere suchte nun einen Augenblick zu erhaschen, in dem sein Geselle nicht Acht hatte und schlug gegen seine Füße, während dieser rasch die beiden Stöcke vor sich haltend ihm entgegensprang, so daß sie fest auf einander prallten. Dann sprang gewöhnlich ein anderer für diesen oder jenen ein und das Spiel wiederholte sich, reichlich von Gelächter und Scherzen der Umstehenden begleitet. Nachdem auch dies zu Ende war, erschien ein Luti, d. h. ein Gaukler oder Spaßmacher, welchen der Vater der Braut aus Nadoun, einem großen Gebirgsdorfe nördlich von Kasrun, hatte kommen lassen. Es war ein etwa 40jähriger Mann von kräftiger, untersetzter Gestalt mit rothgefärbtem Haar und Bart. Er trug die hier allgemein üblichen weiten indigoblauen Hosen, darüber einen schwarzen Rock und einen Mantel, der oben scharlachroth, unten braun war. Auf dem Haupte saß ihm ein ganz ungeheuerlicher Turban. Sein Spiel begann damit, daß er zunächst mit den Musikanten, die fortpfiffen und trommelten, Scherzreden wechselte. Dann begann er zu tanzen. Er hielt einen Stock in der einen, einen Kranz aus Stricken in der anderen Hand. Der Tanz, wenn man von einem solchen sprechen kann, bestand in komischen Bewegungen im Takte der Musik, in Gliederverrenkungen, Kopfschütteln, im Zucken der Achseln und der Gesäßhälften und dergleichen. Ab und zu sprang er auf den Trommler zu und schlug mit dem Stocke auf seine Trommel, worauf wieder Wechselreden fielen, welche meist das schallende Gelächter der Zuhörer hervorriefen. Dann begann das Spiel von Neuem oder es ward von kurzen Gesängen der Musikanten unterbrochen. Einige Male fielen auch die Frauen und Mädchen, welche ganz verborgen im Hintergrunde der linken Hofhälfte saßen, singend ein. Die Lieder, welche sie sangen, hatten schöne, aber ungemein traurige Weisen, so daß man sich eher zu einer Begräbnißfeier, als zu einem Hochzeitsfeste versetzt denken konnte. Die Stimmen waren von überraschender Reinheit und voll Wohlklang. Um so merkwürdiger war es, wenn dann diese Lieder plötzlich mit einem wiehernden Jubel endigten. Ab und zu ertönte auch aus den Reihen der zuhörenden Frauen und Mädchen Beifallsgeschrei, das stets in eine Art Gesang von gellenden, hohen Tönen ausklang. Später begann von Neuem das Spiel des Luti. Daran nahmen nun auch einzelne Burschen aus der geladenen Gesellschaft Theil. Der Luti zog dabei nach und nach alle seine Kleider bis auf die Hose aus. Dazwischen wiederholte sich immer wieder das Verrenken der Glieder, das Wiegen des Kopfes u. s. w. Dann zog er einen Burschen an sich und wusch ihm pantomimisch mit den schmutzigsten Dingen den Kopf, was den hellen Jubel der Leute hervorrief. Ein anderes Mal ahmte er das Schusterhandwerk nach und zwar mit vielem Geschicke; dann nahm er wieder einen Knaben, band ihm die Füße und schlang den Strick über seinen Nacken, so daß der Junge kopfabwärts über seiner Brust hing, was ihm nun Gelegenheit gab, nach Herzenslust auf ihn loszutrommeln. Diese Späße und die schließlich in maßlose Schamlosigkeit ausartende Mimik fanden jedesmal den lärmenden Beifall der Zuschauer, die Frauen mit eingeschlossen, die sich auch an dem Aergsten nicht stießen.

Endlich trat eine Pause ein, welche wir benutzten, um uns dem Bräutigam zu empfehlen, der von all den Feierlichkeiten schon sehr erschöpft schien und wohl seine Gäste, die er fort und fort mit Thee und Kaffee bedienen mußte, längst verwünschte. Nun, auch für ihn schlug die Stunde der Erlösung. Am Morgen des nächsten Tages hörten wir noch einmal das helle Tönen der Pfeife und den Trommelschlag und sahen nochmals die Mädchen auf dem Dache ihren Reigen tanzen. Dann ward es still. Der Bräutigam hatte seine Braut, welche die drei Tage über

in ihrem Elternhause eingeschlossen gehalten worden war, bekommen und in das Dorf zog wieder die Ruhe bescheidener Alltäglichkeit ein. Die jugendlichen Tänzerinnen trugen noch mehrere Tage ihre schönen rothen Kleider, aber sie gingen nun in ihnen an ihre Werktagsarbeit, trieben das Kleinvieh aus dem Hofe, schöpften Wasser aus dem Bache in die ledernen Schläuche — oder aber sie standen müßig vor dem Hause, auch wohl in den Gassen und auf dem Schutt der nächsten Steppe. Denn die schwerste Arbeit beginnt ja hier zu Lande für das Weib, wenn es seinen heiligsten Beruf zu erfüllen anfängt, wenn es Frau und Mutter wird. Und trotz alle dem wohnt in den Felsen über den Schah Salmons-Quellen ein Geist, zu dem das Weib wandert und dem sie opfert, wenn sich dieses ihr hartes Loos nicht schnell genug erfüllt.

Wenn man von den Quellen des Schah Salmon den in kleinen Treppenabsätzen ansteigenden Felsen hinaufklettert, gelangt man mit einiger Mühe zu einer Höhle, wie sie deren in größerer Anzahl in der gewaltigen Felswand bestehen. Diese Höhle hat aber etwas Besonderes für sich. Es ist die Wohnung eines den Frauen guten Geistes oder vielleicht ist der Fels selbst ein Fetisch. An den Vorsprüngen des Gesteins hängen, auf dem Boden der Höhle liegen rothe und blaue Streifen des Stoffes, aus dem die Gewänder der Frauen gemacht sind, Stücke von Schnüren, Schellen, wie sie die Maulthiere tragen, und allerlei seltsame Dinge, dergleichen man auch draußen an einzelne geheiligte Bäume hingehängt findet. Mädchen, welchen die Ehe zu lange ausbleibt, und Frauen, denen der Kindersegen versagt ist, klettern hierher und hängen und legen ihre Opfergaben hin.

Unter der Decke des Islam ist bei der Bevölkerung dieser Bergländer noch manches Stück des uralten Geisterglaubens erhalten geblieben, und es kann uns nicht wundern, wenn er sich am stärksten in der Seele des Weibes behauptet, dem der Islam nichts zu hoffen gab.

Ueber die Flora von Ceylon, besonders in ihrer Beziehung zum Klima.

III. (Schluß.)

[Wir haben jetzt kurz die botanischen Verhältnisse betrachtet, welche für die feuchten Gegenden Ceylons charakteristisch sind; es bleibt uns noch übrig, über die großen nördlichen und östlichen Landstriche, wo, wie erwähnt, der Regenfall sowohl in seinem jährlichen Betrage geringer, als auch mehr oder weniger auf eine bestimmte Zeit des Jahres beschränkt ist, ein paar Bemerkungen zu machen. An den trockensten Plätzen, wie z. B. zu Manaar im NW und Hambantota im SO, herrscht während des weitaus größten Theiles des Jahres Regenlosigkeit; der sämmtliche Regen, 33 beziehungsweise 38 Zoll betragend, fällt im Laufe eines Monats während des Nordost-Monsuns. Nirgends überschreitet die Regenhöhe 60 Zoll, aber in den centralen Theilen ist der Regen etwas besser vertheilt, da ihnen der Südwest-Monsun noch einigen Nutzen bringt. Das Land ist im Allgemeinen sehr flach; nur ein paar Gneiskuppen, die aus dem Walde aufsteigen, unterbrechen seine Einförmigkeit. Der Wald, der das ganze Land bedeckt, hat ganz das Aussehen, als ob er seit der frühesten Zeit unberührt geblieben sei. Aber man erkennt, daß dies kaum der Fall gewesen sein kann. Es ist unmöglich, die singhalesischen Berichte ganz unberücksichtigt zu lassen, nach welchen zu der Zeit, als der Sitz der Regierung sich in verschiedenen Gegenden des Nordens oder des Centrums von Ceylon befand, diese Gegenden dicht bewohnt und in ausgedehntem Maße cultivirt waren, zumal jene Berichte in den weithin umhergestreut liegenden, staunenerregenden Ruinen von Städten, Tempeln, Wasserleitungen und Tanks eine Stütze finden. Es wird erzählt, daß dieses jetzt trockene und unproduktive Land einst so reich war, daß es die Kornkammer Indiens genannt wurde; es muß dies nach meiner Ansicht in den ersten Jahrhunderten der christlichen Aera gewesen sein, da auf diese Zeit so viele der großen Ruinen von religiösen Bauten und Bewässerungsanlagen zurückgeführt werden müssen. Bei aller Rücksichtnahme auf die orientalische Uebertreibung müssen wir, wie ich glaube, doch diesen Ueberlieferungen etwas Glauben schenken. Die moderne Erfahrung lehrt uns, daß der Boden, wenn nur für beständige Bewässerung gesorgt ist, Bedeutendes zu leisten vermag; er ist nach meiner Ansicht in vielen Gegenden ergiebiger, als in den durch Regen mehr begünstigten Theilen der Insel. Wenn dann die Wasserwerke, deren Größe und geschickte Construction uns mit Staunen erfüllt, jemals gut arbeiteten, so mag ein bedeutender Theil des Landes unter Cultur und sehr fruchtbar gewesen sein. Aber außer den Ruinen dieser riesigen Werke können wir jetzt keine Anzeichen einer einstigen starken Bevölkerung auffinden; alles bedeckt ununterbrochen der Wald. Die Frage ist von großem Interesse, denn wenn das Land wirklich von einem zahlreichen und thätigen, reisbauenden Volke besetzt war, so müssen wir annehmen, daß der verhältnißmäßig kurze Zeitraum von 1000 Jahren oder noch weniger ausreichend gewesen ist, um eine ursprüngliche Waldvegetation über einen großen Landstrich auszubreiten. Ich glaube, daß mehrere Gegenden Indiens ähnliche Probleme darbieten. Wahrscheinlich war aber niemals in Ceylon zu irgend einer Zeit oder während einer längeren Periode eine größere Strecke Landes abgeholzt und bebaut worden. Es ist aus den Berichten der Eingeborenen wohlbekannt, daß die Bevölkerung durch die häufigen Einfälle von Süd-Indien her beständig aus einem Bezirk in den anderen getrieben wurde und sie müssen daher ihre Felder stets nach einer verhältnißmäßig kurzen Zeit der Bebauung wieder verlassen haben. Die Rückkehr der natürlichen Waldvegetation wird damals um so rascher haben stattfinden können, als noch nicht jene von auswärts eingeführten tropischen Unkräuter vorhanden waren, die jetzt so schnell von dem offenen Lande Besitz nehmen.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß der Wald dieser trockenen Gegenden Ceylons immer grün ist, wodurch er sich von dem der meisten ähnlichen Landstriche Süd-Indiens unterscheidet.

Vielleicht der auffallendste Zug dieses großen trockenen Waldgebietes ist seine Monotonie. Dieselbe ist nicht etwa die Folge einer Armuth an Arten, im Gegentheil sind diese

sehr zahlreich), aber die Vegetation als Ganzes ist über große Strecken hin sehr einförmig. Die Bäume sind gewöhnlich nicht sehr groß, was zum Theil daher kommt, daß die besten Bäume weggeholt worden sind, denn hier wie in anderen Theilen der Kolonie hat die Regierung mit ihrem Lande und was darauf steht, schlecht gewirthschaftet, und statt von den Zinsen vom Kapital gelebt. Einige der größten Arten liefern auch das werthvollste Bauholz, wie das Satin-wood (Chloroxylon Swietenia), die „Halmilla“ oder Trincomale-Holz (Berrya Ammonilla) und das „Pau“ (Mimusops hexandra); Ebenholz (Diospyros Ebenum) ist auch ein gemeiner Baum, wird aber nicht so hoch. Andere charakteristische Bäume sind: Wira (Hemicyclia sepiaria), wohl der auf weiten Strecken am meisten vorwaltende Baum, Walmora (Gleniea zeylanica), Wewerane (Persea semecarpifolia), Kohomba (Azadirachta indica), Goda Kirilla, die indische Ulme (Holoptelea integrifolia), Mi (Bassia longifolia), Ehela (Cassia Fistula) und sehr viele andere. Das Unterholz ist gewöhnlich dicht, und besteht aus strauchigen Arten der Aurantiaceen und der Gattungen Memecylon (die für alle Gegenden Ceylons sehr charakteristisch ist), Bauhinia, Phyllanthus, Croton, Maba, Ixora 2c. Kletterpflanzen sind verhältnißmäßig selten; am charakteristischsten sind Arten von Derris, Ventilago, Jasminum und Vitis. Bambus sind selten und Palmen fehlen ganz. Außer nach den großen Regen sind nur wenige krautartige Pflanzen zu sehen und die Abwesenheit von einigermaßen ansehnlichen oder hell gefärbten Blumen trägt sehr zu dem düsteren Charakter des Waldes bei. Die Blumengärten dieses Gebietes sind die Oberflächen und Ränder der Tanks, welche eine schöne und eigenartige Vegetation besitzen. Die allgemeine Dürre verhindert zumeist das Auftreten von Farnen und abgesehen von einem halben Dutzend der verwegensten Arten giebt es keine. Die kleineren Feuchtigkeit liebenden Orchideen sind gleichfalls abwesend, statt ihrer findet man aber mehrere der größeren und schöneren auf den Bäumen, wie Vanda Roxburghii, V. spathulata und Saccolabium guttatum.

Gegen die Küste hin wird der Boden sandiger und der höhere Wald verschwindet und macht einer halb-littoralen Strauchvegetation Platz. Verkrüppelte dornige Dickichte von „Andara“ (Dicrostachys cinerea) und Arten von Acacia, Carissa, Zizyphus, Gmelina, Azara 2c. bedecken das Land und sind geschmückt mit kletternden Arten von Ipomoea, Asparagus, Asclepiadeen, Cucurbitaceen und Weinreben. Diese Vegetation geht in die wirkliche Küstenflora über.

Die Pflanzen dieses ganzen, trockenen Gebietes von Ceylon sind im Wesentlichen diejenigen der Karnatik- und Coromandel-Küste des gegenüberliegenden indischen Continents. Fast alle Arten sind identisch, und es besteht eine weit größere Aehnlichkeit zwischen diesen beiden Ländern, als zwischen den beiden klimatischen Bezirken von Ceylon selbst. So weit die Flora in Betracht kommt, möchte man glauben, daß die Abtrennung Ceylons vom Hauptlande geologisch recent ist; selbst die wenigen in dem zuletzt besprochenen Theile von Ceylon endemischen Arten sind alle mit den continentalen nahe verwandt und deutlich von diesen oder von gemeinsamen Vorfahren abzuleiten. Dabei ist hier das malayische Element, welches im südwestlichen Ceylon so vorherrschend auftritt, fast ganz abwesend.

Ich könnte diese Skizze der Flora von Ceylon noch weiter ausführen und Einiges berichten über die Vegetation der Flußufer und der großen trümmerhaften Tanks, der Meeresküste, der Kokosnuß-Haine und der Mangrove-Sümpfe, aber Ceylon zeigt in dieser Beziehung kein besonderes Gepräge. Die Floren der tropischen Seeküsten sind einander merkwürdig ähnlich; ohne Zweifel werden viele Samen direkt durch die Wellen und Strömungen herangeführt, und dies ist möglicher Weise mit der Kokosnuß selbst der Fall gewesen, deren ursprüngliche Heimath noch immer eins der ungelösten Probleme der Pflanzengeographie bildet.

Zum Schluß noch einige Worte über die Botanische Abtheilung der Kolonialregierung. Man kann, glaube ich, mit Recht sagen, daß keine andere englische Kolonie ein so vollkommenes System von botanischen und Versuchs-Gärten besitzt, wie Ceylon, und ich kann jetzt hinzufügen, daß ihre Anlage auf dem Grundsatze beruht, jedes der erwähnten klimatischen Gebiete zu seinem Rechte kommen zu lassen.

Das Centralinstitut bildet der wohlbekannte Botanische Garten in Peradeniya, etwa 4 Miles südlich von Kandy, der Hauptstadt der Centralprovinz. Dieser Garten liegt durchschnittlich 1540 Fuß hoch, gehört also dem höheren Theile des feuchten Unterlandes an. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt etwa 77° F. und der Regenfall, welcher sich auf etwa 200 Tage vertheilt, 85 Zoll. Ein solches Klima eignet sich für alle Pflanzen der feuchten Tropengegenden der Erde, mit Ausnahme einiger der rein äquatorialen Arten, für welche unsere Nächte zu kalt sind. Für diese interessanten Pflanzen besitzen wir indessen einen kleinen Garten bei dem Dorfe Heneratgoda, der fast im Niveau des Meeres und etwa 12 Miles von Colombo nach dem Inlande zu liegt. Die mittlere Jahrestemperatur ist hier um mehrere Grade höher als in Peradeniya, der Regenfall ist beinahe derselbe. In diesen Gärten können natürlich Pflanzen eines gemäßigten Klimas in befriedigender Weise nicht cultivirt werden; für diese besteht ein dritter Garten in den Bergen, 5800 Fuß hoch, am Fuße einer „Hakgala“ genannten Felsmasse. Dieser Garten ist vom Urwald umgeben; hier können mit Erfolg die meisten Pflanzen der warm-gemäßigten Klimate gezogen werden, mit Ausnahme derjenigen, welche viel Regen und Bewölkung nicht vertragen können. Die Pflanzen der trockenen gemäßigten Klimate kommen nirgends in Ceylon gut fort; doch ist für Arten der trockenen tropischen Gebiete ein Versuchsgarten zu Anuradhapura, der alten Hauptstadt im trockenen Norden der Insel, eingerichtet worden. Viele Pflanzen der indischen Halbinsel, welche in Paradeniya und Heneratgoda nur schlecht gedeihen, finden hier ein geeignetes Klima. Ein fünfter Garten ist ganz kürzlich zu Badulla, der Hauptstadt der Provinz Uva, im Osten der Insel, auf einer Höhe von 2000 Fuß hergerichtet worden.

Man sieht hieraus, daß die Regierung von Ceylon den Nutzen voll erkannt hat, welcher der Kolonie (die ja eine reine Ackerbaukolonie ist) aus einem im großen Maßstabe organisirten botanischen Departement, als einem Förderungsmittel für den materiellen Wohlstand des Landes, erwächst. Meine Absicht bei der Darlegung dieser Verhältnisse ist indessen, Sie auf die dadurch gebotene reichliche Gelegenheit zur Ausführung botanischer Untersuchungen hinzuweisen und die ernstliche Hoffnung auszudrücken, daß diese Gelegenheit von englischen Studenten noch häufiger benutzt werden möchte.

Kürzere Mittheilungen.

Die Gewitter in Mitteldeutschland.

Die „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a. S." für das Jahr 1886 enthalten u. A. eine größere Abhandlung über „Die Gewitter in Mitteldeutschland", von Dr. R. Aßmann. Die Grundlagen zu dieser, im wesentlichen die Jahre 1881 bis 1884 umfassenden Untersuchung hat der Verfasser während der mehrjährigen Leitung des „Vereins für landwirthschaftliche Wetterkunde zu Magdeburg" gesammelt. Im Ganzen befanden sich auf dem 42 437 qkm umfassenden Beobachtungsgebiete obigen Vereins 247 Stationen, die regelmäßig Berichte über Gewitter einsandten. In der Verwerthung dieser Beobachtungen schließt sich der Verfasser eng an die gleichen Untersuchungen von Prof. W. v. Bezold für das Königreich Bayern an und sind demgemäß auch die beigefügten Tabellen eingerichtet. Vor Allem ist es ihm darum zu thun, die Beziehungen der Gewitter zu den hauptsächlichsten meteorologischen Elementen festzustellen, und bedient er sich hierzu besonders der continuirlichen Beobachtungen der Registririnstrumente auf der „Wetterwarte" zu Magdeburg. Hinsichtlich der Beziehung zwischen Gewitter und Luftdruck ergiebt sich danach, daß die kurzen und plötzlichen Druckschwankungen des Barometers in einem ursächlichen Zusammenhange stehen mit Gewittern und stärkeren Niederschlägen (den „stillen Gewittern" im Volksmunde), und beide nur als verschiedene Erscheinungsweisen desselben Vorganges zu betrachten sind, daß jedoch ferner nicht alle Gewitter und starken Niederschläge von Druckschwankungen begleitet sind, und daß endlich diese Schwankungen in den meisten Fällen einem eng umgrenzten Keile hohen Luftdruckes entsprechen, welcher in eine sekundäre Depression eingeschoben und von der deutschen Seewarte mit der treffenden Bezeichnung „Gewittersack" belegt worden ist. Mit dieser Beziehung zwischen Gewitter und Luftdruck steht in ursächlichem Zusammenhange diejenige zwischen Gewitter und Wind, die sich dahin äußert, daß bei der überwiegenden Mehrzahl der Gewitter eine Drehung des Windes stattfindet, welche in Mitteldeutschland bald mit, bald gegen die Sonne erfolgt, daß aber eine Disposition zum häufigeren Auftreten von Gewitterstürmen in obigem Gebiete nicht vorhanden zu sein scheint, indem in den Jahren 1881 bis 1884 nur Gotha das Maximum von fünf derartigen Phänomenen zu beobachten Gelegenheit hatte. Hinsichtlich der Bewölkung ergiebt sich, daß Gewitter und Cirren ausnahmslos zusammen gehören, was eine weitere Stütze für die Wirbelnatur der Gewitter bildet. Die relativ geringe Höhe der Cirren bei Gewittern ist ferner ein Beweis für die Ansicht von Prof. Sohncke[1]), nach welchem vor dem Gewitter die Isothermfläche 0° abnorm tief liege. Zwischen Gewitter und Niederschlag besteht ferner der Zusammenhang, daß Gewitter ohne Niederschläge selten und besonders dann am Beginne einer Gewitterperiode auftreten, daß wolkenbruchartige Gewitterregen sowie Hagelfälle hauptsächlich die im Lee befindlichen Nord- und Ostseiten der Gebirge Mitteldeutschlands heimsuchen und erstere nur vereinzelt auch im Tieflande sich vorfinden. Die Gewitterhäufigkeit folgt endlich in genauer Uebereinstimmung mit den Untersuchungen von Bezold's dem Gange der Lufttemperatur in der Weise, daß das Verhältniß der letzteren zur Normale der maßgebende Faktor ist. Außerdem erleidet aber die Gewitterhäufigkeit eine Verspätung in Bezug auf den Eintritt höchster normaler Temperatur. Die hierauf folgende Statistik der in Mitteldeutschland beobachteten Gewitter ergiebt für die Jahre 1881 bis 1884 im Ganzen 10 749 Gewittermeldungen und 10 225 Gewittertage, die fast durchweg je ein Maximum im Mai und Juli zeigen. Die Blitzschläge endlich, zu deren Statistik für die Jahre 1875 bis 1884 20 Versicherungsgesellschaften und Banken bereitwilligst das Material geliefert hatten, weisen, wie bereits vielfach constatirt worden ist, eine erhebliche Zunahme auf. Im Ganzen wurden 2416 Ortschaften von 3432 Blitzschlägen in obigem Zeitraume betroffen, von denen 1301, also 42 Proc., zündend waren, namentlich zeichnete sich das Jahr 1884 durch 660 Blitzschläge gegenüber 200 Blitzschlägen im Jahre 1878 aus. In fünfjährige Mittelwerthe vereinigt, ergiebt sich im zweiten Quinquennium gegenüber dem ersten eine Zunahme von 52,8 Proc. für die Blitzschläge überhaupt, denn es ist im Weiteren erfreulicher Weise zu constatiren, daß nur die Zahl der nicht zündenden Blitzschläge erheblich zunimmt. Auf acht beigefügten Tafeln finden sich graphische Darstellungen der markantesten Fälle von Barometerschwankungen bei Gewittern, wie sie von dem Sprung'schen Barograph auf der Magdeburger Wetterwarte aufgezeichnet worden sind, ferner Darstellungen der fünftägigen Wärmemittel und Temperaturnormale für Magdeburg in Verbindung mit der Anzahl der Gewittermeldungen in Mitteldeutschland, und endlich der Anzahl der für die einzelnen Tagesstunden eingelaufenen Meldungen über den Ausbruch von Gewittern. Eine neunte Tafel bringt kartographisch die Vertheilung der in den Jahren 1874 bis 1884 in Mitteldeutschland verhagelten Ortschaften, ausgedrückt in Procenten der in den einzelnen Kreisen vorhandenen Ortschaften, zur Anschauung.

[1]) L. Sohncke, Der Ursprung der Gewitterelectricität und der gewöhnlichen Electricität der Atmosphäre. Jena 1885.

Die Insel Guadalupe.

Ko. Unter den wenigen Inseln, welche der pacifischen Küste Amerikas in einiger Entfernung vorgelagert sind, nimmt neben dem Archipel von Revilla Gigedo die unter dem 29. Grade nördl. Br. gelegene, zu Mexico gehörige Insel Guadalupe durch ihre Größe und ihre Entfernung vom Festlande eine hervorragende Stellung ein. Sie wurde nur einmal, im Jahre 1875, von einem Naturforscher, dem Botaniker Dr. E. Palmer, betreten, welcher eine Reihe eigenthümlicher Pflanzen dort entdeckte. Sein Bericht ist wenig bekannt geworden, und es erscheint darum nicht überflüssig, hier einen Auszug aus den Mittheilungen zu geben, welche der californische Botaniker Edward L. Greene über einen kurzen Besuch der Insel im Jahre 1885 macht[1]).

Greene besuchte die Insel von San Diego aus in einem kleinen Segelschiff, welches die Fahrt in ca. 50 Stunden machte. Die Insel erscheint als ein ringsum gegen 2000 Fuß hoch steil abfallendes Tafelland, dem nur an einer Stelle ein niederer Strand vorliegt, welcher eine Landung gestattet. Hier kampiren seit 1884 in einer Reihe von niederen Lehmhütten die einzigen ständigen Bewohner der Insel, eine Abtheilung mexicanischer Soldaten, welche die Regierung von Untercalifornien dorthin stationirt hat, um dem Unwesen amerikanischer Jagdpartien zu steuern, welche die Insel verwüsteten und die verwilderten Ziegen auszurotten drohten. Ein steiler Zickzackpfad führt von da hinauf auf die Hochfläche, welche von einem um etwa tausend Fuß höheren

[1]) In „Bull. Acad. California" I. 1884—1886, p. 214.

Rücken durchschnitten wird, dessen Gipfel sich bis über 3000 Fuß erheben. So kahl die vulkanischen Felsen der Abhänge sind, so lieblich ist die Hochfläche mit ihren ausgedehnten Grasebenen, ihren Cypressenwäldern und mehreren vorzüglichen Quellen. Der Botaniker trifft hier gleich auf eine überraschende Flora; die vier Pflanzen, welche das zwei bis drei Fuß hohe Gestrüpp zusammensetzen (Senecio Palmeri, Sphaeralcea sulphurea, Hosackia ornithopus und Convolvulus macrostegius) sind der Insel eigenthümlich. Auch die Cypressen an der Hauptquelle, unter denen die Reisenden das Lager aufschlugen, bilden eine eigene Art (C. guadelupensis), gut verschieden von den beiden californischen. Früher bedeckte sie den größeren Theil des Plateaus, wenigstens dessen Nordhälfte; Greene fand abgestorbene Stämme in Menge umherliegend und nur wenig Nachwuchs. Auch die Ceder, eine Varietät der californischen Art (Juniperus californica var. osteosperma), welche noch bei Palmer's Besuch Haine von großer Ausdehnung in der Mitte der Insel bildete und früher anscheinend die ganze Südhälfte der Insel bedeckte, fand Greene bis auf wenige Exemplare vernichtet und nur noch ein Stück auf einem überhängenden Felsen im Südosten zeigte kräftigen Wuchs und trug Früchte. Menschen können an dieser Verwüstung nicht Schuld sein, denn die Insel ist unbewohnt, auch sah man keine Spur von Feuerwirkung. Möglicher Weise haben ein paar trockene Jahre hinter einander die alten Bäume zum Absterben gebracht, während die massenhaft vorhandenen verwilderten Ziegen schon dafür sorgen, daß kein Nachwuchs aufkommt. In der Umgebung der Hauptquelle, wo die Garnison täglich ihr Wasser holen läßt und häufig Jäger rasten, von wo sich deshalb die Ziegen zurückgezogen haben, war die Vegetation auffallend üppiger, als auf dem Reste der Insel. Das Jahr, in welchem Greene die Insel besuchte, 1885, war ganz ungewöhnlich trocken und die ganze Südhälfte der Insel erschien als eine sonnverbrannte Wüste fast ohne ein grünes Blatt; aber drei Fuß hohe Triebe vom vorigen Jahre bewiesen, daß 1884 hier ebenso regenreich gewesen war, wie in Untercalifornien. Die höhere Nordhälfte der Insel leidet übrigens weniger von der periodisch wiederkehrenden Trockenheit, da sie fast immer von schweren feuchten Nebeln umlagert ist.

Guadalupe scheint im Ganzen ein kälteres Klima zu haben als selbst Mittelcalifornien, eine natürliche Folge seiner den Winden und der arktischen Meeresströmung ausgesetzten Lage. Trotzdem gedeiht in den Schluchten eine Palme mit eßbaren Früchten, der einzige tropische Zug in der Vegetation. Die übrigen Waldbäume sind eine Varietät der Kiefer von Monterey (Pinus insignis var. binata) und eine stattliche Eiche (Quercus tomentella), welche der Insel eigenthümlich ist. Auch sie ist im Aussterben begriffen.

Die Fauna besteht außer den wilden Ziegen besonders aus unzähligen Mäusen und kaum weniger zahlreichen verwilderten Katzen, stattlichen wohlgenährten Exemplaren, die man fast in jedem Busch aufstöbert. Außerdem fällt ein Zaunkönig durch seine Häufigkeit und sein merkwürdig zahmes, zutrauliches Wesen auf. Vögel sind überhaupt recht zahlreich, doch hat sich Greene mit ihnen nicht näher beschäftigt. Die Reptilien scheinen nur durch eine kleine Eidechse vertreten, von Schlangen, die auf den küstennäheren Inseln sich sehr unangenehm bemerklich machen, fand Greene während achttägigen eifrigen Sammelns keine Spur.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Zwei eng zusammengehörige, nur aus äußeren Gründen getrennt erschienene Arbeiten von Dr. Gustav Berndt („Der Föhn, ein Beitrag zur orograph. Meteorologie und comparativen Klimatologie". Göttingen 1886, VIII. und 346 S., 10 Tafeln, und „Der Alpenföhn in seinem Einfluß auf Natur und Menschenleben". Gotha 1886, 66 S. mit 1 Tafel, Ergänzungsheft 83 zu „Petermann's Mittheilungen") versuchen die Gesammtheit der in einer weit zerstreuten Literatur niedergelegten Erfahrungen über eine besonders interessante meteorologische Erscheinung übersichtlich zu vereinigen. Sie bleiben nicht, wie das von einem ähnlichen Grundgedanken geleitete große Werk von Dollfuß-Ausset (Matériaux pour l'étude des glaciers), bei einer unorganischen Sammlung der Quellen stehen, sondern unterwerfen die mitunter sehr umfänglichen Auszüge daraus einer streng systematischen Ordnung, einheitlicher Darstellung, welche bisweilen durch glückliche Verknüpfung vereinzelter Beobachtungen zu selbständigem Werthe sich erhebt. Das gilt ganz besonders von der höchst verdienstlichen Abhandlung, welche zum ersten Male von den gesammten Wirkungen des Föhns auf die anorganische Natur, wie auf die organische Schöpfung (Luftwärme, Feuchtigkeit, Schneedecke, Verwitterung, Verbreitung, Entfaltung, Fruchtertrag der Pflanzen, Verhalten der Thiere, Wanderzug der Vögel, Menschenleben) ein vollständiges Bild entwirft[1]). Auch die Lücken der Kenntniß, z. B. die erstaunliche Unsicherheit über die Einwirkung der Windrichtungen auf Beförderung oder Hemmung des Vögelzuges sind darin gebührend klar gelegt. Der größere in Göttingen erschienene Band ist ein Thesaurus der sorgfältig zusammengetragenen Schilderungen des Föhns, seiner räumlichen und zeitlichen Vertheilung, seiner Vorzeichen und seiner mannigfachen, lange scharf umstrittenen meteorologischen Physiognomie. Unter der Fülle der aufgeführten Begleiterscheinungen sind die seismischen eine Zugabe von zweifelhaftem Werthe. Bedeutend erhöht wird die Brauchbarkeit dieser zusammenfassenden Arbeit, der es nie an lebendigem begeistertem Interesse, selten an richtiger Einsicht, aber vielfach an der rücksichtslosen Energie in der Unterdrückung des Nebensächlichen gebricht, durch die Aufnahme zahlreicher Karten aus den theilweise schwer zugänglichen Quellenschriften. Die Verarbeitung der fremden Forschungsergebnisse wird mehrfach nicht unangenehm unterbrochen durch eigene mit Liebe ausgeführte Naturschilderungen des Verfassers. Sein Werk ist eine zweifellos willkommene Uebersicht der bis heute gesammelten Erfahrungen über den Föhn. Die Physik dieses Windes bleibt geflissentlich ausgeschlossen. J. Partsch.

— Uns liegen zwei neue Bändchen der „Europäischen Wanderbilder" (Orell Füßli u. Co., Zürich) vor, Nr. 111 bis 113, „Die badische Schwarzwaldbahn" und Nr. 114 bis 116, „Lugano", beide von J. Hardmeyer verfaßt und dadurch ausgezeichnet, daß sie besonders die Geschichte der durchwanderten Landschaften berücksichtigen. Beide Gegenden, der liebliche Schwarzwald und das großartige Seegebiet im Süden, haben in früheren Zeiten entsetzlich zu leiden gehabt; jenem war Oesterreich ein Stiefvater, diesem die Urkantone, die ihre Landvögte über den Gotthard herübersandten. Aber diesen menschlichen Jammer vergißt der Wanderer heute über der herrlichen Natur, die dem Leser J. Weber's Künstlerhand in überreichlich eingestreuten Bildern vor das Auge führt. Von kulturhistorischem Interesse ist

[1]) Vergl. „Globus", Bd. 50, S. 203.

die Schilderung des Rittes, welchen 1682 der Basler Rathsherr Fäsch in Regierungsangelegenheiten nach Lugano unternahm; interessant die Schilderung der **Weingrotten** am Luganer See, die vor den Ortschaften draußen an die Berghänge hingebaut sind, oft in langen Reihen, wie bei Mendrisio, Capolago, Melide, oft in kleinen Gruppen, oft auch vereinzelt längs der Straßen in seitwärts sich öffnenden Erdfalten und an kühlen Bachrunsen. „Das Gebirge hier herum ist zerrissen, zur Zertrümmerung geneigt, so daß sich am Fuße der Berge zahlreiche Schutthalden, Trümmerhaufen gebildet haben, welche von Spalten, Lücken und Gängen durchzogen sind. Diese durchdringen in mannigfacher Verzweigung das Innere des Berges. An solche Trümmerhalden hin sind die tessinischen Keller gebaut, denn den Gängen und Spalten entströmt mit Ungestüm die kühle Luft des Berges, welche sich mit derjenigen im Freien ins Gleichgewicht zu setzen sucht. Die hintere Mauer wird an den Felsen hingebaut, und oft wird letzterer etwas abgeschrotet, so daß auch ein Theil der beiden Seitenmauern ihn berührt. Da, wo der Luftzug dem Berge entströmt, werden runde Löcher, Windlöcher, frei gelassen. Eine vordere Wand schließt den Raum ab. So ist ein Keller geschaffen, wie er zweckmäßiger nicht gewünscht werden kann. Schon am Schlüsselloch macht sich, wenn wir die Hand hinhalten, der Luftzug spürbar. Treten wir aber aus der Tageshitze in die Grotte ein, so fühlen wir uns von eisiger Kälte umfangen, so bedeutend ist der Temperaturunterschied. Den 29. Juni 1771 fand Saussure, daß bei einer Temperatur der äußeren Luft von 21° R. die Temperatur einer Grotte von Caprino auf $2^1/_3$° stand. Bei 24° C. der äußeren Luft konstatirte Lavizzari am Windloch eines Kellers eine Temperatur von 4°, in der Mitte des Kellers von 5°. Daß der zur Verderbniß leicht geneigte tessinische und piemontesische Wein sich in solchen, beinahe eiskalten Räumen vortrefflich hält, ist natürlich. Natürlich ist es aber auch, daß man sich zur heißen Jahreszeit gern an diese kühlen Weinquellen hinbegiebt, dort ganze Tage sich aufhält und des Lebens freut. Darum bringt denn auch der Kellerbesitzer gewöhnlich über der Grotte ein Zimmer mit kleiner Küche an, ja oft eine richtige kleine Wohnung. Da oft ein Keller hart am anderen liegt, so daß sich die Nachbarn zusammenfinden können, da ferner bei jeder Kellerkolonie Wirthschaften für die Bedürfnisse des allgemeinen Durstes sorgen, so entsteht, besonders an schönen Sonntagen, bei den Grotten ein munteres Leben, das bei der heiteren, dem verderblichen Uebermaß abgeneigten Art und dem natürlichen Anstande des hiesigen Volkes selten in rohes Treiben und in völlerisches Gelage ausartet. Laut zwar, überlaut geht es oft zu, allein gemein nie . . . . ."

— E. **Rivière** machte kürzlich der Pariser Akademie im Anschlusse an frühere Mittheilungen seine Untersuchungen über die Reptilien und Fische bekannt, die er in den **Höhlen von Mentone** gefunden hat. Die Reptilien gehören den beiden Gattungen Bufo (Kröte) und Rana (Frosch) an. Ersteres ist ein Thier von beträchtlicher Größe; es gehört zu einer Art, die nicht mehr in Frankreich existirt und hinsichtlich seiner Größe der Bufo agua Süd-Amerikas nahe steht. Rivière hat ihr den Namen Bufo vulgaris spelaeus gegeben. Die Fische bestehen aus sieben verschiedenen Arten: einer fossilen, Strophodus, einem Jura-Hai, und sechs noch existirenden: Adlerfisch (Sciaena aquila), Thunfisch, Wolfsbarsch (Labrax lupus), Lachs, Forelle und ein Conger oder Aal. Es sind theils See-, theils Süßwasserfische. Unter letzteren giebt es solche, welche nur in beträchtlicher Entfernung von den Höhlen von Mentone gefischt werden. Diese Thatsache läßt auf Wanderungen oder Handelsbeziehungen der prähistorischen Höhlenbewohner schließen. Im Ganzen hat Rivière in den vom quaternären Menschen bewohnten sechs Höhlen von Mentone über 800 000 Stücke (Knochen, Zähne, Hörner und Geweihe) gefunden, — eine ungeheure und bis jetzt vielleicht einzig dastehende Zahl, ferner von wirbellosen Thieren 39 000 Stück, also im Ganzen etwa 840 000 Stück. Die Thiere, von denen dieselben herstammen, gehören zu 282 verschiedenen Arten, was gleichfalls eine beträchtliche Zahl ist für eine einzige Wohnstätte des quaternären Menschen. Diese 282 Arten vertheilen sich in folgender Weise: 111 Wirbelthiere (davon 60 Säuger, 42 Vögel, 2 Reptilien, 7 Fische) und 171 wirbellose Arten, davon 1 Annelide, 168 Molusken und 2 Polypen.

— Im Decemberhefte des „Bollettino" der Italienischen Geographischen Gesellschaft behandelt Prof. L. **Bodio** die **italienische Auswanderung**, welche er in zwei Arten, die dauernde und die zeitweilige, scheidet. Letztere, welche wesentlich periodischen Charakters ist, umfaßt 80 000 bis 100 000 Personen jährlich, meist Maurer, Steinmetzen, Kanalarbeiter und dergleichen aus Piemont, Lombardei und Venetien, welche im Frühling nach Oesterreich, Frankreich, Deutschland, der Schweiz, Corsica 2c. auf Arbeit ziehen und im Herbst zurückkehren. Die eigentliche, dauernde Auswanderung ist in den letzten 20 Jahren von weniger als 20 000 auf etwa 80 000 jährlich gestiegen und geht von den oben genannten Landschaften des Nordens, von Ligurien und Theilen Süditaliens fast ausschließlich nach der Argentinischen Republik und einigen anderen Theilen der Neuen Welt. Die Auswanderer, welche über Genua, Neapel und Palermo oder Marseille, Bordeaux und Havre in die Fremde ziehen, sind zu 60 bis 80 Proc. erwachsene Männer, Weiber und Kinder befinden sich in der Minorität. Es sind darunter alle Stände vertreten, unter den Auswanderern nach der Argentinischen Republik vorzüglich aber die Landleute. Im Jahre 1885 gingen 57 827 nach der Argentinischen Republik, 15 485 nach den Vereinigten Staaten, 12 311 nach Brasilien und 1477 nach Uruguay. Die Hauptgründe für das Auswandern scheinen zu sein Armuth, der Wunsch, seine Lage zu verbessern, und direkte Aufmunterung seitens solcher Freunde und Verwandten, welche in Amerika vorwärts gekommen sind. Nur sehr wenige der Ausgewanderten kehren jemals zu dauerndem Aufenthalte in ihr Mutterland zurück.

Asien.

— Für das laufende Jahr 1887 sollen von Seiten der k. Russ. Geogr. Gesellschaft folgende Expeditionen ausgerüstet werden: J. P. **Kusnetzow** wird im Anschlusse an die vom geologischen Departement angeregte Regierungsexpedition den **nördlichen Ural** bereisen, um die dortige **Flora** zu untersuchen. Fürst Massalsky, welcher bereits früher das Gebiet zwischen dem Schwarzen Meere bis zum Gouvernement Eriwan besucht und erforscht hat, wird seine Studien in **Transkaukasien** fortsetzen. Er will Pflanzen sammeln, daneben aber auch auf ethnographische Materialien seine Aufmerksamkeit richten. Seine Reise soll etwa acht Monate, von Februar bis zum September, dauern.

— Der Ingenieur J. M. **Woropaj** war abgesandt worden, um die Gegend zwischen dem Ob und dem Nördlichen Eismeere mit Rücksicht auf eine zu erbauende Eisenbahn zu untersuchen. Er ist vor Kurzem nach St. Petersburg heimgekehrt, nachdem er vom Ob über den Ural durch die Bolschesemsker Tundra gewandert ist. Aus der Beschreibung und den Karten geht hervor, daß sowohl der Boden als auch die klimatischen Verhältnisse dem Bau einer Eisenbahn günstig sind. Seine Reisenotizen werden in Kürze veröffentlicht werden.

— Der vorläufige Bericht über die wissenschaftliche Expedition, welche im vorigen Jahre Chorassan und **Transkaspien** besuchte, ist in St. Petersburg der Regierung übergeben worden. Aus dem Referate des Ingenieurs **Kauschin** ist zu ersehen, daß durch die Expedition entdeckt worden sind: Lager von Glaubersalz in der Oase von Merw, Kochsalz bei Akrabat an der afghanischen Grenze, Salpeterhügel bei Imambaba, räthselhafte Höhlen in der Oase von

Pend, kolossale Lager von Magnet- und Brauneisenstein und Bleierzen in Chorassan. In Transkaspien sind gefunden: Halotrichit im Kören-dagh, Bleierze bei Karakala, Naphta in den Bergen von Keljät, Gyps bei Krasnowodsk, Naphta bei Tscheleken u. a. m. Eine große Menge geologischer, zoologischer, botanischer und ethnographischer Gegenstände, alle hoch interessant, wurden gesammelt. Die Resultate der Expedition sollen in vier Bänden herausgegeben werden; ein besonderes Interesse wird der vierte Band haben, in welchem eine Beschreibung des Landstriches vom Kaspischen Meere bis zum Amudarja enthalten sein wird.

— Sakit Latah (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 376) scheint weit über die Grenzen des malayischen Archipels und der Philippinen hinaus häufig vorzukommen. F. Jagor spricht in seinem 1873 erschienenen Werke „Reisen in den Philippinen" (S. 130 und 131) von dem Vorkommen der Krankheit auf den genannten Inseln und sagt ferner: „In R. Maak's Reise nach dem Amur (S. 83) heißt es: „Nicht gerade selten leiden auch die Maniagrer an einer höchst sonderbaren Nervenkrankheit, mit welcher wir schon gründlich bekannt waren durch die Beschreibung vieler Reisenden [1]). Man begegnet dieser Krankheit bei der Mehrzahl der wilden Völker Sibiriens, sowie auch bei den dort angesiedelten Russen. Im Gebiete der Jakuten, wo dieses Leiden sehr häufig vorkommt, sind die damit Behafteten, sowohl bei den Russen als bei den Jakuten, unter dem Namen Emiura bekannt; hier aber (d. h. in dem Theile Sibiriens, wo die Maniagri wohnen) werden dergleichen Kranke von den Maniagrern „Olon", von den Argurischen Kosaken „Olgandshi" genannt. Die Anfälle der von mir hier besprochenen Krankheit bestehen darin, daß ein daran leidender Mensch, wenn er in Schrecken oder Bestürzung geräth, unbewußt und oftmals ohne das geringste Schamgefühl alles nachahmt, was vor ihm geschieht. Wird ein solcher Mensch geärgert, so geräth er in eine Raserei, die sich dadurch äußert, daß er ein wildes Geschrei ausstößt, auf andere Weise wüthet und sich sogar mit einem Messer oder irgend einem anderen Gegenstande, der ihm gerade in die Hände fällt, auf diejenigen stürzt, die ihn in diesen Zustand versetzten. Bei den Maniagrern leiden vorzugsweise Frauenspersonen an dieser Krankheit, besonders sehr alte; übrigens sind mir auch Beispiele von Männern bekannt, welche damit behaftet waren. Bemerkenswerth ist, daß die von diesem Leiden heimgesuchten Weiber dessen ungeachtet kräftig waren und sich in allen übrigen Beziehungen einer guten Gesundheit erfreuten."

— Es bereist jetzt eine chinesische Kommission Hinterindien, die Straits Settlements und die niederländisch-indischen Besitzungen, um an Ort und Stelle Erkundigungen über die Verhältnisse einzuziehen, in denen ihre Landsleute leben. Anfänglich hatte sich die niederländisch-indische Regierung dem erwarteten und angekündigten Besuche gegenüber nicht gerade freundlich benommen und erklärt, in ihren Besitzungen könne von Unterthanen des Kaisers von China keine Rede sein. Jetzt ist die Kommission, aus einem General und einem höheren Staatsbeamten bestehend, in Deli angekommen und hat mit den Behörden die nöthigen Höflichkeitsbesuche gewechselt; die Mitglieder schienen über die Verhältnisse sehr gut orientirt zu sein und die Fragen, die sie hauptsächlich interessiren, beziehen sich auf den Grundbesitz der Chinesen und die Anstellung chinesischer Konsuln.

Afrika.

— Die katholischen Missionare in Harar, darunter Taurin Cahagne, der apostolische Vicar der Gallas, welche nach der Ermordung der Porro'schen Expedition dort ein stets bedrohtes Leben führten, sind nach vielen Verlusten und Leiden nach der Küste entkommen, Dank der Vermittelung des französischen Konsuls in Zeila. Bald darauf, im Januar d. J., erschien König Menelik von Schoa, nahm die Stadt, welche seit der Wiederherstellung des Emirats ein Centrum des mohammedanischen Fanatismus geworden war, ein und verjagte den Emir, welcher nach Ogaden flüchtete. Der Haß der Abessinier gegen die Stadt und ihre Herrscher ist schon mehrere Jahrhunderte alt; doch wurde der Ort nicht geplündert und die dortigen Europäer geschont.

— Im Oktober 1886 hat der bekannte Missionar Grenfell in seinem Dampfer „Peace" den See Leopold II., welchen Stanley 1882 entdeckt hatte, von Neuem befahren. Durch den Kassai (Kwa) und den Mfini gelangte er in den See und befuhr ihn von S nach N.; er fand ihn mit der Beschreibung Stanley's übereinstimmend, nur um 20 Längenminuten falsch niedergelegt. Die Kanäle, welche den See nach Stanley's Annahme mit dem nördlicher gelegenen Mantumba-See verbinden sollten, waren dagegen nicht vorhanden, und so mußte Grenfell auf demselben Wege wieder zurückkehren.

— Ob wir nach Flegel's Tode noch eine zusammenhängende Darstellung der so interessanten Verhältnisse in den Haussastaaten von Sokoto und Gandu im Nordwesten bis Adamaua im Südosten hin erhalten werden, ist wohl sehr fraglich. Vielleicht wird aber diese Lücke einigermaßen durch seine Begleiter auf seiner letzten Reise ausgefüllt werden, obschon diesen nicht die langjährige Erfahrung ihres vortrefflichen Leiters und Anführers zur Seite stand. Von Interesse ist jedenfalls die Reise, welche die Herren Staudinger und Hartert von Loko am Benuë 1885 bis 1886 nach Sokoto und Gandu auf bisher unbetretenen Pfaden unternommen und in Vorträgen vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde beschrieben haben. Die Reise hatte den Zweck, dem Oberhaupte sämmtlicher Haussareiche, dem in Wurnu residirenden Sultan von Sokoto, Briefe und Geschenke des Deutschen Kaisers zu überbringen und seine Erlaubniß zur Bereisung Adamauas zu erwirken. Dieser Zweck wurde zwar erreicht, aber ein Erfolg durch Flegel's Tod und die Auflösung der Expedition vereitelt. Von Interesse ist, daß der eine der beiden Haussa, welche Flegel mit nach Deutschland brachte, sich den Reisenden gegenüber als ein „arger Betrüger und Intriguant erwies" und ihnen „auf der ganzen Reise ein Hinderniß anstatt eine Hilfe war". Das war der Dank für die zuvorkommende Aufnahme, die er in Deutschland gefunden hatte. Staudinger und Hartert hatten sich bei dem Sultan von Sokoto, welchem die übrigen Haussakönige von Saria, Kano, Katschena, Samfara, Gombe, Bautschi u. s. w. und selbst der von Gandu tributär sind, einer sehr guten Aufnahme zu erfreuen. Derselbe erklärte, sein Land stände den Deutschen offen zu Handel und Wandel, an jedem Platze seines Reiches müsse ihnen Grund zum Bauen von Häusern und Faktoreien gegeben werden, und keiner seiner untergebenen Könige dürfe ihnen in irgend einer Weise hinderlich sein. Er erklärte ausdrücklich, daß er keinen Zoll seines Landes an die Engländer verkauft habe, ebensowenig habe er denselben Monopole gewährt; seine Märkte seien frei für alle Völker.

— Mit größerem Eifer als die Beamten der Association Internationale Africaine und des Congostaates sind die Franzosen daran gegangen, den ihnen zugefallenen Theil des Congobeckens und Westafrikas bekannt zu machen. So enthält das letzte Heft des Bulletin de la Soc. de Géogr. (1886) die sehr detaillirten und auf zahlreiche astronomische Beobachtungen gestützten Aufnahmen des Schiffslieutenants L. Mizon vom Ogowe (1 : 100 000) und seiner Landreise nach der Küste des Atlantischen Oceans (1 : 500 000). Dieselben sind bereits auf Major de Lannoy's trefflicher Karte von Afrika (Blatt 39, Ausgabe von 1884) benutzt. Noch viel bedeutender sind die astronomischen und topographischen

[1]) Vergl. A. Erman, „Reise um die Erde durch Nord-Asien", Abthl. I, Bd. 3, S. 191.

Arbeiten des Fregattenkapitäns Rouvier, welcher mit Lieutenant Liebrechts und Hauptmann Massari zusammen die Grenze zwischen dem Congostaate und den französischen Besitzungen zu bestimmen hatte. Seine Arbeiten beziehen sich besonders auf den Kuilu, den unteren Congo und den Alima; sie beruhen auf 79 Breiten und 71 Längen und werden in 11 Kartenblättern und 26 Plänen von der Umgebung wichtiger Punkte veröffentlicht werden. Ein Uebersichtsblatt wird vielleicht schon in zwei bis drei Monaten erscheinen. Wenn man diese Rührigkeit auf französischer Seite sieht und andererseits bedenkt, daß vor Kurzem auch der letzte Sendbote unserer „Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" heimgekehrt ist, so ist die Befürchtung nur allzu begründet, daß die leitende Stelle, welche deutsche Afrikaforschung bisher einnahm, nunmehr auf unsere westlichen Nachbarn übergehen wird.

— Am 3. März erklärte im englischen Unterhause der Sekretär für die Kolonien, Sir H. Holland, daß das Goldküsten-Protektorat kürzlich um zwei Gebiete vergrößert worden sei: 1) das kleine Gebiet Krikor, 20 engl. Miles lang, 6 Miles breit, östlich vom Volta gelegen, zwischen Awoonah und Afloo, die bereits unter englischem Schutze stehen; 2) um das Königreich Sefwhi im Nordwesten des Protectorates, südlich an das Reich Gaman (Gyaman) grenzend. Hier kam es der englischen Regierung darauf an, die Freiheit der wichtigen durch jenes Land führenden Handelsstraßen zu sichern; englische Kaufleute hatten dies als dringend nothwendig bezeichnet. Die Bedingungen, unter welchen der Schutz verliehen worden ist, sind Freiheit der Handelsstraßen und Aufhören der Sklaverei; dagegen ist England nicht verpflichtet, das Land bei feindlichen Angriffen von Eingeborenen zu vertheidigen.

Australien.

— Nach dem am 1. Mai 1886 in Queensland aufgenommenen Census, wie er jetzt endgültig revidirt ist, belief sich die Bevölkerung auf 322 853 Personen, von welchen 190 344 männlich und 132 509 weiblich waren. Es ergiebt dies gegen den Census vom 3. April 1881 eine Zunahme von 109 328 oder 51,20 Proc. Die in der Kolonie anwesenden Chinesen zählten 10 500, darunter nur 56 Frauen, die Polynesier oder Kanaken 10 165 (9178 männlichen und 987 weiblichen Geschlechts). Die Eingeborenen sind mit 11 906 angesetzt, man schätzt aber ihre Gesammtzahl auf mindestens 20 000. In der Kolonie waren 148 162 geboren; aus Großbritannien stammten 127 780; aus den übrigen europäischen Staaten, meist aus Deutschland, 20 941; aus Amerika 1328; aus Asien 11 764; aus Afrika 205; aus Polynesien 10 135; aus dem malayischen Archipel 1177; auf der See wurden 845 geboren u. s. w. Dem religiösen Bekenntnisse nach gehörten 113 065 zur englischen und 76 112 zur katholischen Kirche, 37 765 waren Presbyterianer, 17 383 Methodisten, 7189 Congregationalisten, 8425 Baptisten, 5947 primitive Methodisten, 21 451 Lutheraner, 3008 andere Protestanten, 711 Juden, 21 457 Mohammedaner und Heiden u. s. w.

— Die Goldfelder Victorias lieferten im Jahre 1885 den bisher geringsten Ertrag von 735 218 Unzen im Werthe von 3 040 872 Pfd. St. Damit steigert sich der Gesammtertrag der Goldfelder in dieser Kolonie seit ihrem Dasein (34 Jahre) auf 53 759 203 Unzen im Werthe von ca. 215 036 812 Pfd. St. Mit dem Goldsuchen waren Ende 1885 im Ganzen 26 192 Personen, darunter 2238 Chinesen, beschäftigt.

Inseln des Stillen Oceans.

— Unter Leitung des Freiherrn von Schleinitz macht die Erforschung der Küste von Neu-Guinea (Kaiser-Wilhelms-Land) rasche Fortschritte; die letzten Hefte der „Nachrichten für Kaiser-Wilhelms-Land" enthalten darüber mehrere Karten, welche von dieser emsigen Thätigkeit Zeugniß ablegen, so eine Skizze des Huon-Golfes, welchen Schleinitz vom 7. bis 13. Oktober 1886 untersuchte. Finsch hatte diesen Theil als hafenlos bezeichnet, während Schleinitz eine ganze Reihe vorzüglicher Häfen und mehrere Flußmündungen entdeckte und untersuchte. Sie erhielten folgende Namen: Braunschweiger-Hafen, Württemberger-, Baden-, Hessen-, Sachsen-, Nassau-, Bayern-Bucht und Preußen-Rhede, ferner Stein-, Nassau-, Franziska-, Markham- und Adler-Fluß. Die Nordostecke des Huon-Golfes nahm auf einer Fahrt vom 1. bis 19. November 1886 Hauptmann Dreger auf, ebenso die Küste von der Fris-Spitze (östlich von der Astrolabe-Bai) bis zur Mündung des Kaiserin-Augusta-Flusses und die Purdy-Inseln. Zuletzt wurde noch ein Theil der Südküste von Neu-Britannien aufgenommen und auch dort die Existenz bisher unbekannter guter Häfen festgestellt. — Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser Fleiß in der Erforschungsarbeit des Landes, wie ihn die Neu-Guinea-Compagnie entwickelt, vortheilhaft von dem Vorgehen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft absticht.

— Vulkanische Ausbrüche auf der Nordinsel von Neu-Seeland kommen immer von Neuem vor. An der Westseite des Paeroa Range hat sich wieder ein mächtiger Geiser gebildet, welcher kolossale Massen Schlamm auswirft, die bereits ein Areal von sieben Hektar Land sechs Fuß hoch bedecken.

— Nach dem Census vom 28. März 1886 zählte Neu-Seeland ohne die Eingeborenen eine Bevölkerung von 578 283, von welcher 312 115 dem männlichen und 266 395 dem weiblichen Geschlechte angehören. Einbegriffen sind 4540 Chinesen und 4957 Mischlinge. Es ergiebt dies gegen den Census vom 3. April 1881 einen Zuwachs von 88 350. Die Eingeborenen (Maoris) zählten 41 432, d. i. 22 765 männl. und 18 667 weibl. Auf die Nordinsel entfielen 31 676 männl. und 17 711 weibl. und auf die Südinsel 1089 männl. und 956 weibl. Seit dem Jahre 1881 haben sich die Eingeborenen um 2511 vermindert. Wie der Census ausweist, gehören zu den bevölkertsten Städten auf der Nordinsel: Auckland mit 37 205 und mit Vorstädten 65 000 Seelen; Wellington, Hauptstadt, mit 27 833, Napier mit 7680; Wanganui mit 4901; Grahamstown mit 4444; New Plymouth mit 3093; Onehunga mit 2842 und Gisborne mit 2194; auf der Südinsel: Dunedin mit 23 243 und mit Vorstädten 45 611; Christchurch mit 15 265 und mit Vorstädten 29 655; Nelson mit 7315 und mit Vorstädten 10 900; Oamaru mit 5662; Invercargill mit 5212 und mit Vorstädten 8939; Littleton mit 3996; Timaru mit 3754; Greymouth mit 3133; Hokitika mit 2687; Port Chalmers mit 2235 und Westport mit 2859 Einwohnern.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Nordenskiöld's Reise in Grönland 1883.

II.

Der Kryolith hatte seit langer Zeit schon die Aufmerksamkeit der Gelehrten und der Eingeborenen auf sich gezogen. Innerhalb der Gelehrtenwelt wurde das Mineral 1799 zuerst bekannt, und Berzelius gab im Jahre 1823 eine vollständig richtige Analyse desselben; durch Giesecke, welcher die Fundstätte 1809 besuchte, erhielt man eine genauere Kenntniß über die Art des Vorkommens dieses Minerals. Er beschrieb die Kryolithmasse als ein mächtiges, in Granit eingeflößtes Lager von verwittertem, rauhem Ansehen, mehr oder weniger zu Tage liegend, in einer Länge von 100 Klaftern von Südost nach Nordwest und in einer Breite von 50 Klaftern. Erst in neuerer Zeit hat das Mineral durch die Versuche, welche Sainte Claire Deville 1855 bis 1860 machte, um das 1828 entdeckte Aluminium im Großen darzustellen, eine technische Bedeutung gewonnen; die Hoffnung, in dem Eisstein Grönlands ein kostbares Metall gefunden zu haben, verwirklichte sich aber nicht, denn die Eigenschaften des neuen Metalls machten es unmöglich, für dasselbe eine so umfassende Verwendung zu finden, wie man erwartet hatte. Größeren Erfolg hatten die schon seit 1849 gemachten Versuche, aus dem Kryolith Soda und verschiedene in der Färberei gebrauchte Beizmittel darzustellen. Die Gesellschaft hat seit einer Reihe von Jahren bedeutende Massen des Steines gebrochen und, wie man sagt, nach Amerika ausgeführt.

In Ivigtut wurde die Expedition sehr freundlich empfangen; dadurch, daß weder Beamte noch Arbeiter dort verheirathet sind, sowie durch die zahlreichen Schiffe, welche im Sommer dort anlegen, und durch die rastlose industrielle Thätigkeit, empfängt die Kolonie ein ganz eigenthümliches Gepräge.

In möglichster Eile wurden die Vorräthe der „Sofia“ ergänzt, um die geplante Eiswanderung sobald als möglich antreten zu können. Am 23. Juni des Abends erfolgte der Aufbruch.

Bis zur Höhe von Frederikshaab war das Meer dicht mit Treibeis bedeckt, so daß man nur langsam vorwärts kam, dann folgte ziemlich eisfreies Wasser längs der Küste. Am 26. Juni gelangte man in die ausgedehnten Scheren, welche die Küste südlich von Egedesminde umschließen. Vergebens signalisirte man nach einem Lootsen und wegen der Gefahr, die das Schiff zwischen den Klippen lief, dampfte man aus den Scheren und setzte Kurs nach Godhavn, welches auf der Südküste der Insel Disko liegt.

Godhavn ist der Hauptort des nordwestlichen Grönland, einen Werth als Handelsstation besitzt der Ort kaum noch, dagegen zeichnet er sich durch seine Lage aus. Die eigentliche Kolonie ist auf einem, von Hochwasser umflossenen Vorsprung von niedrigen Gneisfelsen angelegt, welche eine Fortsetzung der Gneisformation bilden, auf der die wagerechten, mehrere tausend Fuß mächtigen schwarzen Basaltbetten der Disko-Insel ruhen. Von den die Kolonie umgebenden Höhen sieht man nach drei Seiten das offene Meer in seiner ganzen Pracht, gegen Norden die in phantastischen Formen zersplitterten schwarzen Basaltfelsen der Disko-Insel, gekrönt mit einem Dache von ewigem Schnee und Eis. Am 28. Juni wurde der Anker wieder gelichtet und die Reise nach Osten zu längs der südlichen Küste von Disko

angetreten; bei herrlichem Wetter hatte man Gelegenheit, die ganze Großartigkeit der umgebenden Natur zu bewundern. Fern im Osten zeigte sich die blauweiße wagerechte Fläche des Landeises, welches man nach wenigen Tagen aufzusuchen beabsichtigte; im Norden lagen die schwarzen Basaltklippen von Disko und rund um die „Sofia“ ein spiegelglattes Meer, besäet mit Hunderten von Eisbergen, deren prachtvolle Formen durch Luftspiegelung noch mehr verschönert wurden. Inseln unter dem Horizont waren manchmal in zwei Bildern sichtbar, wobei das eine sich umgekehrt zeigte; die Eisberge erschienen doppelt und dreifach und senkrecht verzogen. Dabei veränderten sie unaufhörlich ihre Formen; ihre Thürme und Zinnen hoben und senkten sich, und gingen in neue Bilder über, den vorigen ganz ähnlich, nur umgekehrt. Dann aber blies ein kalter Luftzug über das Meer und der ganze Wunderbau verschwand; man sah nur noch einen in der Ferne treibenden Eisberg, der aber in der nächsten Minute wieder zu wachsen schien, worauf sich die ganze Erscheinung wiederholte, um manchmal nach einem einzigen Augenblicke wieder zu verschwinden.

Nachdem Nordenskiöld die Herren Nathorst und Hamberg auf der östlichen Küste der Disko-Insel gelandet hatte, kam er selbst am 29. Juni vor Egedesminde vor Anker. Schon am 30. Juni setzte er die Reise nach dem Aulaitsivik-Fjord fort. Es ist dies ein 130 km langer und in seinem mittleren Laufe sehr schmaler, beinahe flußähnlicher Fjord, der sich im Inneren wieder zu einer bedeutenden Meeresbucht erweitert. Durch die Form dieses Fjords und die Ebbe und Fluth der Davisstraße entstehen in der schmalen Einfahrt starke und in ihrer Richtung wechselnde Strömungen. Die Einfahrt ist tief und ziemlich frei von Untiefen; gefährlich aber wird die Passage durch die großen, vom Landeise heruntergefallenen Eisblöcke, die von den Strömungen hin- und hergetrieben werden und den Eingang oft ganz zudämmen, bei welcher Gelegenheit das Wasser im inneren Fjord oft schnell um 10 Fuß und noch mehr steigt. Die Fahrt ging glücklich von statten und ohne schweren Unfall ankerte die „Sofia“ am 1. Juli in einem kleinen vortrefflichen, von allen Seiten geschützten Hafen, der von 600 bis 1000 Fuß hohen Gneisfelsen umrahmt ist; von einem derselben stürzt ein schöner Wasserfall herab, dessen Wasser die Temperatur von 12,5° hat.

Dieser „Sofiahafen“ schien so ruhig und sicher, daß die ganze Bemannung mit Ausnahme einer einzigen Schiffswache den Auftrag erhielt, an Land zu gehen und in den ersten Tagen der Eiswanderung an dem Transporte der Ausrüstung der Expedition die Höhen hinan Theil zu nehmen. Als das Schiff unter beständigem Lothen durch die seichte Einfahrt in den Hafen gedampft war, hatte man einige kleine Felseninseln passirt, welche unzähligen Eiderenten zum Nistplatze dienten. Bisher waren diese Inseln infolge ihrer Lage von Plünderung verschont geblieben, jetzt aber hatte ihre Stunde geschlagen; 1147 Eier und ein ansehnlicher Vorrath Dunen wurden eingesammelt; auch für den Naturforscher boten diese von zahlreichen Parasiten bewohnten Nester eine reiche Ausbeute. Die Eiderente nämlich legt, wie der Jäger sagt, in große aus „lebendigen Dunen“ gebaute Nester und „lebendig“ sind sie, im wahren Sinne des Wortes; ein jedes Nest bildet einen Mikrokosmos.

Gleich nach der Ankunft im Hafen begannen die Vorbereitungen für die Eiswanderung, obwohl auch die geologische Untersuchung des Hafens nicht vergessen wurde.

Am 2. Juli war alles beendet, es wehte ein trockener Föhn aus Südost, welcher geradeswegs vom Inlandeis kam und der Mannschaft als ein sicherer Beweis für das Vorhandensein eines schöneren Landes hinter dem kalten Saume des Inneneises galt, eine irrige Ansicht, welche Nordenskiöld indessen zu zerstören sich hütete. Nachdem im Laufe des folgenden Tages die Vorbereitung für die Eiswanderung beendet und die für den Landtransport bestimmten Karren, Zelte u. s. w. ans Land gebracht waren, brach die Expedition um 6 Uhr Nachmittags nach der Stelle auf, welche am vorhergegangenen Tage zum Ausgangspunkte für die eigentliche Expedition ausersehen worden war. Der Abstand zwischen dem Strande und dieser Stelle betrug, mit Hinzurechnung der Umwege, nur 3 bis 4 km; die schwer beladenen Karren aber bergan und bergab über unebenen, steinigen Boden und über einen tiefen und weichen Moosteppich zu schleppen, war so beschwerlich, daß das Ziel erst am nächsten Tage, dem 4. Juli, erreicht wurde. Die Stelle war unterhalb eines kleinen Binnensees gelegen, dessen Ufer an einer Seite durch einen steilen Abhang des Inlandeises gebildet wurde. Das Wasser von einer großen Zahl größerer und kleinerer Gletscherflüsse vereinigte sich in diesem Binnensee zu einem bedeutenden Flusse, welcher bei dem Verlassen des Sees einen kleinen Wasserfall bildet. Auf der anderen Seite des Flusses nahm die äußerst unbedeutende Randmoräne des Binneneises ihren Anfang. Es war nicht schwer, das Eis hier zu ersteigen. Die für den Landtransport mitgenommenen Karren wurden am Eisrande zurückgelassen und das Gepäck auf die Schlitten geladen und dann noch einige Kilometer auf einem in Folge der Unebenheiten sehr schwierigen Terrain zurückgelegt. In der Nacht vom 4. zum 5. Juli schlug die Expedition zum ersten Mal ihr Lager auf dem Eise auf.

Der Kryolithbruch bei Ivigtut. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Auf diesem Zuge war Nordenskiöld von Dr. Berlin, Herrn Kjellström, dem Steuermann Johannesen, zwei Matrosen, zwei Polarjägern und zwei Lappen begleitet; in den ersten Tagen hatte sich auch der Direktor und einige Herren aus Ivigtut mit ihren Eskimos angeschlossen. Am 5. Juli zeigte es sich, daß es ganz unmöglich war, den Weg in gerader östlicher Richtung fortzusetzen. Es erwies sich sogar als nothwendig, den Weg, den die Expedition gekommen, wieder bis zur Nähe des Eisrandes zurück und dann am Eisabhange entlang gegen Norden und Nordosten zu gehen, bis man einen einigermaßen gangbaren Weg in das Innere antraf. Das Eis war von tiefen Spalten und Schluchten durchschnitten, die aber mit Leichtigkeit passirt wurden. Nachdem ein tüchtiges Stück Weges zurückgelegt war, wurde das Lager in 290 m Seehöhe aufgeschlagen. Die Eskimos wollten die Reise nicht fortsetzen, sie waren der Gefahren und Beschwerden einer Eiswanderung schon überdrüssig, obwohl dieselbe eigentlich noch mehr einer gemüthlichen Jagdpartie glich. Eine am 6. Juli Morgens vorgenommene Recognoscirung ergab, daß weiteres Vordringen in östlicher Richtung unmöglich sei, und es wurde vorgeschlagen, einen Tag lang der Richtung nach Norden zu folgen und dann erst sich nach Osten zu wenden. Um die „Sofia“ nicht allzulange in Tasinsarsoak aufzuhalten, wurde der Beschluß gefaßt, die zur Umkehr bestimmte Abtheilung nur noch diesen einen Tag bei der Expedition zu behalten; da ein Freigehender den von einem Schlittenzieher in acht Stunden zurückgelegten Weg leicht in einer Stunde macht, sollten alle nicht zur Untersuchung des Eises bestimmten Personen gleich nach beendetem Tagemarsche zum zweiten Lagerplatze zurückkehren. Demnach wurde alles Ueberflüssige gleich dort zurückgelassen und das ganze weiter mitzunehmende Gepäck auf sechs Schlitten geladen.

Egedesminde. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Das Eis war äußerst schlecht. Nachdem man mit den schwer beladenen Schlitten ein kleines Stück marschirt war, sah Nordenskiöld ein, daß es für die Hauptpartie, wenn ihre Begleiter sie verlassen, nahezu unmöglich sein würde, die ganze auf 50 Tage berechnete Ausrüstung auf einmal fortzuschaffen. Der Proviantvorrath wurde daher um $^1/_5$ verringert, d. h. auf 40 Tage berechnet, ebenso alles, was nicht absolut nothwendig war, an einer leicht auffindbaren Stelle — falls man sagen darf, daß eine solche auf dem Eise vorhanden — zurückgelassen. Gleich am ersten Marschtage hatte man Gelegenheit, die Sicherheit zu bewundern, mit welcher der Lappe Lars zwischen den Tausenden, einander vollkommen gleichen Eishügeln den Weg wiederzufinden wußte, den er ausgekundschaftet hatte. An Stelle eines Alpenstockes trug er eine Bärenlanze, die zahlreiche Merkmale von den Zähnen der damit bereits erlegten Bären aufwies. Alles in allem hatte Lars mit Kugel und Lanze 25 Landbären getödtet; leider wurde die so feurig herbeigewünschte Gelegenheit, seine Kunst zu erproben, ihm hier nicht zu Theil.

Der Aulaitsivik-Fjord.

Am 6. Juli wurde der dritte Lagerplatz erreicht, wo nach eingenommenem Abschiedsmahl die Trennung stattfand. Jeder Mann führte Schlafsack, Filzdecke und Kautschukmatratze mit sich; ebenso waren Reservekleider und Schuhe, Blasebälge zum Aufblasen der Matratzen, ein Zelt und allerlei Jagd- und Küchengeräthe vorhanden. Daß die nöthigen Hilfsmittel zur Ueberwindung der Schwierigkeiten, welche das Eis

bieten konnte, sowie manche andere nothwendige Artikel nicht fehlten, braucht nicht gesagt zu werden. Erwähnung verdient hier vielleicht noch, daß nur Spirituskochapparate verwendet wurden. Nordenskiöld sagt hierüber Folgendes: „Die Apparate, deren ich mich diesmal zum Kochen bediente, waren viel zweckmäßiger als die Kochapparate für Petroleum, Talg oder Thran, welche ich früher bei Expeditionen angewendet hatte. Zwar giebt der Spiritus

Der Sofiahafen, von dem Zeltplatze der Grönländer gesehen. (Nach einer Zeichnung von L. Möller.)

theoretisch weniger Wärme als die gering sauerstoffhaltigen Fette oder die sauerstofffreien Kohlenwasserstoffe, dafür aber hat man bei Anwendung desselben nicht den Wärmeverlust, den die Bildung von Ruß und übelriechenden Destillationsprodukten herbeiführt. Der Spiritus ist als Brennmaterial außerdem leicht handlich und das Kochen mit demselben im Zelte ohne Gefahr zu bewerkstelligen.“ Die Speiseordnung war einfach genug. Es gab Morgens: Kaffee, ein großes Maß per Mann, Brot, Butter und Käse; Mittags: 42 ccm Branntwein, Brot mit Schinken, Corned Beef oder Sardinen; Abends: Fleischkonserven. Zuweilen trat eine kleine Abwechselung ein; darauf, daß einige der Mannschaft Teatotaller waren, hatte man nicht gerechnet; man konnte ihnen keinen Ersatz für den Branntwein geben, den sie nicht genossen.

Zweiter Lagerplatz auf dem Inlandeise. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Morgens um 8 Uhr wurde geweckt, eine halbe Stunde später war der Kaffee und der dazu gehörige Imbiß aufgetragen. Bald nach Ablauf der Mahlzeit hatte man aufgepackt und die Reise wurde angetreten. Mittags wurde eine möglichst kurze Rast gehalten, damit der eisige Wind die schweißtriefenden Eiswanderer nicht zu sehr abkühlte. Wenn am Abend Halt gemacht war, wurde das Zelt schnell aufgeschlagen, dann vertheilte sich die Mannschaft, um die verschiedenen Arbeiten, die ihr aufgetragen waren, auszuführen. Man konnte dabei allerlei seltsame Scenen bewundern, so z. B. wenn ein Matrose einen Leck an seinem Bette bemerkt hatte und denselben durch Eintröpfeln von geschmolzenem Kautschuk oder gar mit Heftpflaster zu verstopfen suchte. Die großen Unannehmlichkeiten, die aus solchem, selbst unbedeutenden Leck hervorgehen, sind klar; die Abtheilung, in welcher derselbe sich befindet, fällt nämlich zusammen, so daß der auf demselben ruhende Körpertheil sich während der Nacht einer gar innigen Berührung mit dem Eise erfreut.

Ein Glück war es zu nennen, daß die Matratzen Zwischenwände besaßen, ähnlich wie die Kriegsschiffe in wasserdichte, nicht mit einander in Verbindung stehende Abtheilungen getheilt sind. Die Vorbereitung des Nachtquartiers geschah etwa folgendermaßen: wenn die Matratzen mit Luft gefüllt waren, wurden sie auf dem Boden des Zeltes neben einander gelegt; das Abendessen wurde hierauf mit gutem Appetit verzehrt, dann zog man die Segeltuchstiefel aus, hängte sie auf die Zeltstange zum Trocknen, legte die Oberkleider ab, Stroh in den Schlafsack und nach anfänglich lebhaftem, dann immer matter werdendem Geplauder schlief man den Schlaf des Gerechten.

Das Kochen auf dem Eise. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Obwohl die ganze Ausrüstung nur etwa 20 Ctr. wog, ein Gewicht, das man auf ebenem Wege oder über eine Eisfläche mit Leichtigkeit hätte ziehen können, bot der Transport auf dem unebenen Terrain der Eiswüste große Schwierigkeit; man mußte anfänglich den Weg dreimal machen, um Alles fortzuschaffen und legte daher auch am 7. Juli nur 4, am 8. 4½, am 9. 4 km zurück. Besondere Schwierigkeit bot der Uebergang über die unzähligen reißenden Flüsse, die man zu passiren hatte. Oft nöthigten dieselben zu weiten Umwegen, oder der Uebergang wurde auf einer aus Alpenstöcken improvisirten Brücke bewerkstelligt.

Mehrmals im Tage bemerkte man Renthierknochen.

Ortsbestimmung auf dem Inlandeise. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Hinsichtlich des Inlandeises machte Nordenskiöld folgende Unterschiede: 1. Die unansehnliche Randmoräne, insofern man die von Steinen, Lehm und Eis gebildete Einfassung noch Moräne nennen kann; mit Ausnahme einiger größerer Steine wird sie vom Wasser wieder weggespült. 2. Ein ziemlich gleichmäßiger Eisabhang, der von einem dünnen Lehmlager bedeckt und von beschwerlichen, aber wenig gefährlichen Klüften durchschnitten ist. 3. Gipfeleis, niedrige Höhenzüge, bis zu 20 Fuß hohe Eisgipfel und Kamine tragend, steil abfallend, dicht an einander gedrängt, oft durchschnitten von ungeheuren Klüften und mit Schlitten kaum zu passiren. 4. Höckereis. Ebensolche Höhen, bedeckt mit ziemlich dicht stehenden, zwei bis sechs Fuß hohen, an der einen Seite ziemlich reinen und abgerundeten, an der anderen Seite steileren und von dem Kryokonit grauer gefärbten Eishöckern, die dem Schlitten kaum Raum zur Durchfahrt lassen. 5. Gleichmäßige Senkungen, schalenförmig, oft mit einem See in der Mitte; die Oberfläche war auch zuweilen von den unter Nr. 4 beschriebenen, jedoch weiter von einander entfernten Höckern eingenommen. Das Eisfeld war von unzähligen Flüssen durchzogen, von denen viele wasserreich und reißend und kaum weniger gefährlich waren, als die bodenlosen Klüfte. 6. Schneebreiebenen. Weiter im Inneren über den 13. Ruheplatz hinaus, in einer Höhe von 1100 bis 1200 m, war das eigentliche Eis erst von einer dünnen Schneeschicht, dann von einem tiefen Schneebreilager bedeckt, das besonders in den Senkungen schwer zu passiren war. Aus dem Breie ragten häufig Hügel von schneebreifreiem oder mit trockenem Schnee bedecktem Eise hervor. 7. Trockene Schneewüsten. Diese begannen etwa 50 km östlich vom letzten Zeltplatz in einer Höhe von 1000 m über dem Meere und schienen dem Terrain ähnlich zu sein, welches Nordenskiöld und Palander früher auf dem Inlandeise des Spitzbergischen Nordostlandes

passirt hatten. Es war der unerwartete Wassermangel, welcher den Lappen später auf ihrer Schneeschuhfahrt gegen Osten die größte Schwierigkeit bereitete.

Die Auswahl der Zeltplätze war manchmal recht schwierig, da man kaum eine Ebene fand, die nicht auch voll von Schmelzlöchern war. Seit dem 9. Juli wurden alle Schlitten auf einmal transportirt, und daher mehr als der doppelte Weg ($9^1/_2$, 10 und 11 km in den nächsten Tagen) zurückgelegt. Am 11. Juli passirte man einen Fluß, über den man jedoch wieder zurückgehen mußte, da er nur der Nebenfluß eines anderen noch größeren war. Lars wurde auf Recognoscirung ausgeschickt und da er lange ausblieb, hegte man schon Befürchtungen, er möge in einen der versteckten Gletscherbrunnen gestürzt sein. Er kam jedoch glücklich zurück und hatte auch einen guten Weg gefunden, der längs eines bedeutenden Flusses nach Osten führte. Derselbe war weiterhin tief in ein Bett eingesenkt, welches das strömende Wasser aus dem Eisfelsen ausgewaschen hatte; das Flußbett ähnelte dem hier abgebildeten, war jedoch wilder und zerrissener. Das rechte Flußufer war mehrfach mit rothem Schnee bedeckt und in dieser Gegend wurde verschieden gefärbtes Eis beobachtet, worunter jedoch rothes und gelbbraunes selten waren.

Fluß auf dem Inlandeise. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

I.

E. E. Ein seltsames Mißgeschick hat bis heute die Afrika-Unternehmungen der Italiener verfolgt. Von den zahlreichen Forschungsreisen in den dunklen Welttheil, die im Laufe der letzten beiden Jahrzehnte von Italien ausgegangen sind, hat noch keine ein Resultat geliefert, das den auf sie verwendeten ungeheuren Anstrengungen und Opfern auch nur einigermaßen entsprochen hätte; gar viele aber sind als vollständig gescheitert anzusehen.

Es würde schwer zu entscheiden sein, worin der eigentliche Grund dieses andauernden Mißlingens zu suchen ist: ob allein in einem zufälligen Zusammentreffen ungünstiger Umstände, oder in dem verhängnißvollen Festhalten an irrigen Voraussetzungen seitens der Veranstalter der Expeditionen, oder gar in einer gewissen Ungeeignetheit der Reisenden selber. Vielleicht wird man der Wahrheit am nächsten kommen, wenn man die auffallende Erscheinung als das Ergebniß dieser drei gemeinsam wirkenden Faktoren betrachtet.

Die von der italienischen geographischen Gesellschaft im Jahre 1876 ausgesandte Expedition nach Aequatorial-Afrika, über deren Schicksale und Ergebnisse Antonio Cecchi's jüngst zu Rom erschienenes Reisewerk[1]) berichtet, hat keine Ausnahme von der Regel gemacht. Auch sie hat das vorgesteckte Ziel bei weitem nicht erreicht; und wenn es auch zweien ihrer Mitglieder, Chiarini und Cecchi, schließlich gelungen ist, nach jahrelangem Ankämpfen gegen Widerwärtigkeiten, Gefahren und Leiden aller Art bis an die Nordgrenze von Kaffa und somit in ein bis dahin nur von d'Abbadie 1843 besuchtes Gebiet vorzudringen und dasselbe wissenschaftlich aufzunehmen, so ist dieser Erfolg eben viel zu schwer erkauft und zu theuer bezahlt worden. Mit weit weniger Beschwerden, mit geringerem Kraftaufwande, auf kürzerem Wege und in kürzerer Zeit hätte wahrscheinlich ganz dasselbe erreicht werden können.

Daß trotz dieses unbefriedigenden Verlaufes der Expedition Antonio Cecchi mit seinem Berichte über dieselbe doch einen sehr werthvollen Beitrag zur Afrika-Kunde geliefert hat, ist eine erfreuliche und schon vielfach anerkannte Thatsache. Ohne Frage gehört diese „Neue Odyssee", wie Cesare Correnti das Buch treffend bezeichnet, zu dem Besten und Bedeutendsten, was innerhalb der letzten Jahre auf dem Gebiete der Reiselitteratur erschienen ist. Die lebhafte, trotz aller Ausführlichkeit nie weitschweifige Schilderung des von den Mitgliedern der Expedition Erlebten und Erduldeten trägt durchweg ebenso das Gepräge der Wahrheit, wie die Einzelheiten, die uns über die Natur der durchreisten Landstriche und ihrer Bewohner mitgetheilt werden. Und sind auch viele von diesen Einzelheiten, wie

[1]) Da Zeila alle frontiere del Caffa. Viaggi di Antonio Cecchi, pubblicati a cura e spese della Società Geografica Italiana. Roma 1886.

z. B. die Schilderungen der Somali, des Landes und Volkes von Schoa und noch manches Andere, heute bereits ziemlich allgemein bekannt, so möchten wir sie doch schon um der Vollständigkeit des Berichtes willen in Cecchi's Werk nicht missen.

Ein Anderes wäre es vielleicht mit mehreren Kapiteln des Buches, die in eingehender Weise die ältere und neuere, religiöse und politische Geschichte von Abessinien und Schoa behandeln. Sie passen nicht recht in den Rahmen der eigentlichen Reisebeschreibung und wären deshalb als Anhang zu dem dritten, rein wissenschaftlichen Theile des Werkes besser am Platze gewesen. Auch ohne alle Rückblicke auf die Vergangenheit empfängt der Leser durch Cecchi's frische, anschauliche Schilderungen ein lebendiges Bild der verworrenen und unsicheren Zustände, die in jenen trotz „Christenthum" und Islam noch immer halbbarbarischen Ländern herrschen und geherrscht haben.

Wenn aber neben den erwähnten Vorzügen noch etwas dem Cecchi'schen Buche in unseren Augen eine ganz besondere Bedeutung verleiht, so ist es der Umstand, daß dasselbe — freilich nur im Sinne des alten Spruches, nach dem die Fehler und Versehen unserer Nächsten unsere besten Lehrmeister sein sollen — eine Menge von unbeabsichtigten, aber darum nicht minder nützlichen Winken und Warnungen enthält, die wir so manchem jugendlichen Heißsporn unter unseren Afrikareisenden zur Beherzigung empfehlen möchten.

Es wird hoffentlich nicht lange währen, bis wir eine auch weiteren Kreisen zugängliche deutsche Bearbeitung des trefflichen Werkes erhalten; einstweilen theilen wir unseren Lesern an der Hand des Originals nachstehend das Wichtigste über den Gang und die Ergebnisse der Reise mit.

Am 8. März 1876 verließ der Dampfer, an dessen Bord sich die Mitglieder der lange und sorgfältig vorbereiteten Expedition befanden, den Hafen von Neapel. Marchese Orazio Antinori, der bekannte Zoologe, der schon zu verschiedenen Malen Aegypten und das nördliche Abessinien bereist hatte, war zum Leiter des Unternehmens bestimmt worden; in seiner Begleitung befanden sich der Geologe Dr. Chiarini und der Ingenieur-Hauptmann Martini Bernardi. Der auf Grund eingehender Studien entworfene Reiseplan setzte als erstes Ziel das Königreich Schoa fest, den südöstlichen Theil des abessinischen Hochlandes; denn Abessinien und nur Abessinien war ja nach der damals zuerst ausgesprochenen und seitdem trotz aller bösen Erfahrungen vielfach festgehaltenen Ansicht der italienischen Geographen „die einzige Pforte, durch welche Europa ohne Hinterlist und ohne Blutvergießen in den afrikanischen Kontinent eindringen konnte". Von Schoa aus sollten die Reisenden dann die Erforschung der noch völlig unbekannten Regionen im Nordosten und Osten des Viktoria-Nyanza in Angriff nehmen.

Nach einem mehrtägigen Aufenthalte in Aden langte die Expedition in den ersten Tagen des April in Zeila an, dem jetzt unter ägyptischer resp. englischer Herrschaft stehenden Hafenorte an der Südwestküste des Meerbusens von Aden. Hier wurde unter vielen Schwierigkeiten, die der Hauptsache nach allein auf den bösen Willen des Emirs von Zeila, des berüchtigten Abu-Bakr-Pascha, zurückzuführen waren, eine Karawane für den Marsch nach Schoa zusammengebracht. Am 19. Juni konnte dieselbe endlich aufbrechen — aber leider fingen schon mit den ersten Marschtagen die Prüfungen und Widerwärtigkeiten an, gegen welche die Reisenden nun wochenlang ebenso unermüdlich wie erfolglos anzukämpfen haben sollten. Der eingeborene Karawanenführer und seine Leute machten bald kein Hehl mehr daraus, daß sie die Fremden und ihre ganze Habe lediglich als gute Beute betrachteten. Drohungen, nicht weiter gehen und die Reisenden ihrem Schicksale überlassen zu wollen, wechselten in naturgemäßer Folge mit täglich neuen, unverschämten Forderungen ab, und was sich einmal auf diese Weise nicht erlangen ließ, das wurde einfach gestohlen. Zu dieser beständigen aufreibenden Plage kam noch allerhand anderes kleines Mißgeschick, und so konnte es geschehen, daß, als die Expedition gegen Ende Juli an der Grenze von Schoa anlangte, sie von ihrem ganzen reichen Vorrathe an Geld und Tauschwaaren fast nichts mehr besaß. Es war eine kritische Lage. Sollte das ganze Unternehmen nicht schon jetzt, vor seinem eigentlichen Anfange, ein Ende finden, so mußten neue Mittel zur Weiterreise beschafft werden. Schnell entschlossen, ließ demnach Antinori den Hauptmann Martini mit einer nach der Küste ziehenden Karawane nach Zeila zurückkehren, damit er von dort möglichst ohne Verzug sich nach Rom begeben und mit dem Berichte über das Geschick der Expedition zugleich die Bitte um fernere Unterstützung überbringen könne. Antinori selbst und Chiarini aber gingen weiter nach Litsche, der damaligen Hauptstadt von Schoa, wo sie, vom König Menilek, wie von ihrem dort ansässigen Landsmanne, dem Bischof Massaja, in jeder Weise unterstützt, die Zeit bis zu Martini's Rückkehr zu verweilen gedachten. Während sie sich hier der wissenschaftlichen Aufnahme der Gegend nach Kräften widmeten, Sammlungen anlegten, Sprachstudien trieben, und daneben schon in vorsichtig diplomatischer Weise den König zur Abtretung eines Stück Landes für die beabsichtigte Stationsanlage zu bestimmen suchten, war man daheim in Italien eifrig bemüht, ihnen die nöthige Hilfe zu verschaffen. Auf die erste Enttäuschung, welche die Nachricht von dem Mißgeschick der Expedition verursacht hatte, war ein allgemeines thätiges Interesse für die Weiterförderung des Unternehmens gefolgt, und so sah sich die geographische Gesellschaft, Dank zahlreicher freiwilliger Beiträge, bald in den Stand gesetzt, für die Beschaffung einer neuen, in viel großartigerem Maßstabe gehaltenen Ausrüstung Sorge zu tragen. Der Winter 1876 bis 1877 verging mit diesen Vorbereitungen, die bis in alle Einzelheiten reiflich überlegt und zum großen Theil von Martini als Sachverständigem geleitet wurden. Daß dabei trotzdem vielfach mit mehr Eifer und gutem Willen als praktischem Verständniß und Einsicht zu Werke gegangen und der Expedition dadurch manche unnütze Schwierigkeit bereitet wurde, war ein Mißgeschick, daß sich erst durch seine Folgen zeigen sollte und das zunächst Niemand für möglich gehalten hätte. Im Gegentheil! Als gegen Ende Februar alles fertig und zur Einschiffung bereit war, herrschte in den betheiligten Kreisen die feste Ueberzeugung, daß die sehr ansehnliche Summe, welche die neue komplicirte Ausrüstung gekostet hatte, in durchaus zweckentsprechender Weise verwendet und von dieser Seite eben alles gethan worden sei, was den Reisenden ihre Aufgabe erleichtern könnte.

In der ersten Woche des März, gerade ein Jahr nach der Abreise Antinori's und seiner Gefährten, schiffte sich in Livorno die zweite Abtheilung der Expedition ein. Sie bestand aus Martini, dem neu hinzugetretenen Mitgliede, Kapitän Antonio Cecchi, den die geographische Gesellschaft mit der Ausführung der astronomischen, geodätischen und meteorologischen Arbeiten betraut hatte, und aus drei italienischen Dienern.

Im Hafen von Alexandrien verließen die Reisenden den Rubattino-Dampfer, den sie bisher benutzt hatten, um sich an Bord der „Scilla" zu begeben, des italienischen Kriegsschiffes, das sie nach Zeila bringen und zu ihrem Schutze einige Zeit im dortigen Hafen verweilen sollte.

Ein mehrtägiger Ausflug nach Kairo, den Martin und Cecchi von Alexandrien aus unternahmen, hatte leider nicht den gewünschten Erfolg. Sie erhielten zwar die nachgesuchte Audienz beim Chedive, doch zeigte derselbe sich durchaus nicht geneigt, auf ihre Bitte einzugehen und ihnen den Sohn des Emirs von Zeila oder einen anderen seiner Beamten als zuverlässigen Begleiter für den Marsch nach Schoa beizuordnen. „Seit der Ermordung Munzinger's und seiner Leute durch die Mudaito-Afar habe man ägyptischerseits den Versuch aufgegeben, die Straße nach Schoa durch Militär zu schützen; deshalb dürfe jetzt einem ägyptischen Beamten auch keinerlei Verantwortlichkeit für die Sicherheit der Reisenden auf jener Straße auferlegt werden" — das war die Antwort, mit der sich Cecchi und Martini wohl oder übel begnügen mußten.

In Aden, wo Martini unter der sachkundigen Beihilfe des dortigen italienischen Consuls noch größere Ankäufe in allen denjenigen Arten von Tauschwaaren machte, die für den Verkehr mit den Somali- und Gallastämmen nothwendig sind, schloß sich der Expedition noch ein neuer Gefährte für die Reise nach Schoa an: ein französischer Kapuziner, Pater Alexis, der zur Unterstützung des Bischofs Massaja nach Litsche abgeordnet war. In seiner Begleitung verließ man am 15. April Aden. Tags darauf ging die „Scilla" im Hafen von Berbera vor Anker, dem besten und für den Handel bedeutendsten Hafenplatze der ganzen Somaliküste. Von dieser Bedeutung war jetzt freilich nicht viel zu merken. Oede und wie ausgestorben lag der Hafen selber und die ihn im Halbkreise umgebende elende Ortschaft. Der große Verkehr der aus dem Inneren kommenden Karawanen, der die stehende Einwohnerzahl der Stadt regelmäßig fast um das Doppelte vermehrt und durch die im weiten Umkreise errichteten Zelte der Fremden auch ihren Umfang verdoppelt, findet nur in den Monaten vom Oktober bis März statt. Die von den Karawanen hergeführten Waaren sind vorzugsweise Kaffee, Elfenbein, Straußfedern, Rinderhäute, Gummi, Myrrhen, Af (die zähe Rinde einer Asclepias-Art, die zur Anfertigung von Stricken verwendet wird), Butter in Schläuchen aus Ziegen- und Gazellenhaut, Talg und Fett, endlich lebende Schafe und Ziegen. Was dagegen eingeführt und meist direkt eingetauscht wird, sind englische und indische Baumwollenstoffe, wollene und seidene Tücher und Shawls, Reis, Durrha, Pfeffer, Zimmet, Salz vom Rothen Meer, Kupfer in Barren und Stücken, englisches Eisen, Zinn, Messing, Draht, Glasperlen u. s. w. Nur von den an der Küste ansässigen Somali, die meist als Händler, Lastträger oder Kameeltreiber leben, wird die Bezahlung in baarem Gelde, dem allgemein verbreiteten Maria-Theresienthaler (4 Mark 21 Pfennig nach unserem Gelde) gern angenommen. Bis vor wenigen Jahren lag in Berbera, wie in den anderen Somalihäfen, Zeila, Elterad, Kerrem, Medsched, Bender Fadid u. s. w., der Handel fast ausschließlich in den Händen von Banjanen, welche die verhandelten Waaren von Eingeborenen auf großen Barken nach Aden bringen ließen. Jetzt befinden sich in Berbera mehrere Niederlassungen europäischer Handlungshäuser, und auch in Zeila haben sich, seitdem es unter ägyptischer, dann britischer Herrschaft steht, einige griechische und armenische Kaufleute angesiedelt, die anscheinend gute Geschäfte machen, nicht zum wenigsten durch den heimlich betriebenen Verkauf von Spirituosen, von denen sie sich trotz des strengen Einfuhrverbots monatlich je 50 bis 60 Liter unter dem durchsichtigen Vorwande zu verschaffen wissen, dieselben nur zum eigenen Gebrauch als nothwendiges Schutzmittel gegen die schädlichen Einflüsse des ungewohnten Klimas zu verwenden.

Nach allem, was Cecchi über den Handel des Somali-Landes in Erfahrung zu bringen vermochte, scheint derselbe übrigens keineswegs so „sehr unbedeutend und wenig versprechend" zu sein, wie ihn der französische Reisende Révoil schildert. In den Jahren 1877 bis 1878 hat beispielsweise allein die Ausfuhr aus den Häfen der Somali-Küste jährlich eine Summe von etwa 150 000 Pfd. St. repräsentirt.

In Berbera verweilten die Reisenden nur so lange, bis die Kameele, die hier für Rechnung der Expedition schon im Voraus angekauft worden, glücklich auf großen Barken der Eingeborenen nach Zeila eingeschifft waren. Die langen, zeitraubenden Unterhandlungen, die hierfür erforderlich waren, bereiteten die Reisenden schon auf das vor, was ihrer bei dem Zusammenbringen der Karawane in Zeila noch wartete.

Dank ihrer Ankunft auf dem italienischen Kriegsschiffe ließ die Aufnahme, welche die Expedition bei dem Gouverneur der Stadt fand, weder an Ehrenbezeigungen noch an Freundschaftsversicherungen etwas zu wünschen übrig. Die Erinnerung an die empörende Art und Weise, mit der er Antinori und seine Gefährten behandelt, und an die bedeutenden Summen, die er von ihnen erpreßt hatte, schien Abu Bakr jetzt doch einigermaßen zu beunruhigen, und so bemühte er sich, eine diensteifrige Liebenswürdigkeit zu entfalten, die in ihrem Uebermaß leider nur ebenso lästig wie verdächtig war. Aber wenn man sich auch bald nicht mehr darüber zu täuschen vermochte, wie wenig seinen großen Worten zu trauen, und wie gleichgültig ihm die Angelegenheiten der Reisenden waren, so durfte man es doch nicht mit ihm verderben. Seine Abgeneigtheit, der Expedition Schutz und Hilfe angedeihen zu lassen, konnte sich gar zu leicht in den Wunsch verwandeln, ihr zu schaden — und die Macht dazu hätte er besessen. Er hatte seinen jetzigen Posten schon bekleidet, als Zeila noch unter der unmittelbaren Herrschaft des Sherifs von Mecca stand, und galt deshalb auch so lange schon den Somali als geistliches und weltliches Oberhaupt. Unter den Afar, denen er durch seine Geburt angehörte, erfreute er sich ebenfalls des größten Ansehens, und so war er in der That, wie er gern zu verstehen gab, recht eigentlich Herr der gefährlichen Straße nach Schoa. Daß er Dank seinem guten Einvernehmen mit den Oberhäuptern jener Stämme den Weg von Zeila nach Schoa einmal in nur 10 Tagen zurückgelegt hatte, war ein Beweis seiner Macht, auf den er sich viel zu gute that.

Unter diesen Umständen blieb den Reisenden nichts übrig, als sich mit Geduld in alle die Unannehmlichkeiten zu fügen, die ihnen sein beständiges Zögern und Hinhalten, sowie das doppelte Spiel, das er augenscheinlich trieb, bereitete. Das peinliche Bewußtsein, in der gröbsten Weise übervortheilt zu werden, verließ sie weder bei dem Ankauf der für die gewaltige Masse des Gepäcks noch weiter erforderlichen Kameele, noch bei dem Abschließen der Contrakte mit dem zahlreichen Karawanenpersonal. Es waren unerfreuliche Wochen, welche die Expedition hier zubringen mußte, in einer Umgebung, die an Reizlosigkeit nicht leicht ihresgleichen finden dürfte. Auf einer flachen, sandigen Halbinsel belegen, besteht die armselige Stadt zum größeren Theil aus den eingezäunten Flechtwerkhütten (Zeriben) der Somali; die wenigen steinernen Wohngebäude und Moscheen, die zwischen jenen liegen, sind aus dem schlechtesten Material, leicht zerbröckelnden und unregelmäßig zugehauenen Madreporenstücken, erbaut. Die Sandwüste, die sich hinter der Stadt ausbreitet, weist aber auf 10 km im Umkreise weder Baum noch Strauch auf.

Am 15. Mai war endlich alles zum Abmarsch bereit. Wenige Tage zuvor hatte Abu Bakr ein sogenanntes Salam abgehalten, eine Versammlung aller Mitglieder der Karawane, wobei er, auf einem Steinhaufen sitzend, Martini und Cecchi an seiner Seite, den in großem Halbkreise aufgestellten Kameeltreibern, Führern, Aufladern, Wärtern und Dolmetschern ihre Pflichten während der Reise eingeschärft und ihnen schließlich noch allen einen Eid der Treue abgenommen hatte. Das Ganze wurde mit vieler Würde und Feierlichkeit abgemacht und bei dem Ernst, mit dem die Schwarzen ihre Eidesformel von unveränderlicher Treue und Ergebenheit sprachen, überkam es Cecchi in der That wie ein Gefühl angenehmer Sicherheit, eine so freundlich gesinnte, zuverlässige Begleitung zu haben. Was es mit dieser Freundschaft und Zuverlässigkeit auf sich hatte, sollte sich bald zeigen.

Es war wie der Auszug eines Heeres und leider eines sehr undisciplinirten Heeres, als die Expedition Zeila verließ. Die 120 Kameele und 10 Maulthiere erforderten ein Personal von etwa 100 Leuten, dazu kamen die drei europäischen Diener, zwei Dolmetscher und mehrere Führer, endlich die aus zwölf Kameelen und zehn Treibern bestehende kleine Karawane des Pater Alexis. In dem trockenen Bett des bei Zeila mündenden Flusses Tokoscha ging es zunächst nur wenige Stunden in südwestlicher Richtung bis zu der ersten Station, Tokoscha, wo bei den im Flußbett gegrabenen Brunnen Halt gemacht wurde. Nach dem langen Entbehren allen Grüns war die hier vorhandene nicht gerade üppige, aber doch frische Vegetation, in der neben einigen Akazien, Ficus und Salvadora persica namentlich Asclepias obesa reich vertreten war, ein wohlthuender Anblick, ebenso erfreulich, wie das so lange nicht gehörte Gezwitscher der unzähligen, in den Bäumen nistenden Vögel. Leider sollten bei dieser ersten Rast schon die ersten Schwierigkeiten anfangen. Von den über Gebühr belasteten Kameelen (man hatte, um die Masse des Gepäcks überhaupt fortzubringen, beim Aufbruch sogar die eigentlich als Reserve mitzunehmenden Thiere beladen müssen) konnten mehrere schon nicht mehr weiter, und dazu bezeigten die Leute bei der Vertheilung der ausbedungenen Rationen an Tabak und Datteln eine Unzufriedenheit, die sich in lautem Murren und allerhand Drohungen äußerte. Es blieb nichts übrig, als Boten nach Zeila zu senden, um noch einige Kameele zu kaufen und zugleich den Pascha um seine Vermittelung anzugehen. Ein unerwünschter zweitägiger Aufenthalt war die Folge hiervon, doch wurde während desselben durch die Dazwischenkunft eines Sohnes von Abu-Bakr wenigstens der Friede mit den Leuten wieder hergestellt.

Das angebliche Aussterben der Indianer von Nordamerika.

Darüber sind auf beiden Seiten des Oceans schon viele Klagelieder gesungen worden. Auch über die Ursachen jener betrübenden Erscheinung sind tiefsinnige Untersuchungen angestellt und viele Flugschriften und Bücher gedruckt worden, in welchen die Indianerpolitik der Vereinigten Staaten und das Verhalten des Volkes gegen die hochbegabten und einst so „edlen" Ureinwohner Amerikas in den schwärzesten Farben geschildert wurden. Die Thatsache, daß die Indianer im Aussterben begriffen sind und mit dem letzten Büffel auch der letzte Indianer sterben werde, wurde als unbestreitbar vorausgesetzt. Aber gerade diese angebliche Thatsache ist es, die neuerdings von einer Reihe der bestunterrichteten Männer in Zweifel gezogen und für eine Fabel erklärt wird. Die neueren Forscher sind übereinstimmend zu dem Ergebnisse gelangt, daß die Indianer Nordamerikas weder zur Zeit der Entdeckung des Kontinents, noch zu irgend einer späteren Zeit so zahlreich gewesen sind, als man früher auf das Gerathewohl angenommen hatte, und viele Gründe liegen vor für die Annahme, daß die Zahl der Indianer sich seit vielen Menschenaltern so ziemlich gleich geblieben und auch jetzt, wenn nicht in der Zunahme, so doch auch nicht in der Abnahme begriffen ist.

Natürlich fehlt es für die älteste Zeit bis tief in das 18. Jahrhundert hinein an verläßlichen Nachrichten über die Kopfzahl der auf weiten Gebieten zerstreuten zahlreichen Indianerstämme. Die erste eigentliche Statistik derselben ist die von Thomas Jefferson vom Jahre 1782, die man den Jefferson-Census der Indianer zu nennen pflegt. In seinen Aufzeichnungen, die sich auf die besten damaligen Berichte stützen, fehlen allerdings die Namen mehrerer bedeutender, besonders solcher Stämme, die im Süden und Südwesten lebten und noch leben (z. B. der Apachen, der Utes, der Pueblos, die noch jetzt so viel von sich reden machen), während darin eine beträchtliche Anzahl von Stämmen aufgeführt wird, die gänzlich verschwunden und deren Namen sogar vergessen sind. Auch beruhen die Angaben der Kopfzahl zum größten Theile auf Schätzungen von Missionaren und Indianerhändlern. Immerhin ist es von Interesse, den Jefferson-Census und den entsprechenden Census des Indianer-Commissärs von 1887 hier neben einander zu stellen:

	1782 Jefferson's Census		1887 Indian Commissioners Census
Cowegatchies	100		
Connasedagoes Cohunnewagoes	300		
Orondoes	100		
Abenakies	350		
Little Alkonkins	100		
Michmacs	700		
Amelistes	550		
Chalas	130		
Nipissins	400		
Algonkins	300		
Roundheads	2500		
Missasagues	2000		
Christenaux-Kris	3000		
Assinaboes	1500	Assinaboines	1688
Blancs oder Barbus	1500		
Mohocks	160		
Oneidas	300	Oneidas	1800
Tuscarrors	200	Tuscaroras	415
Onondagoes	260	Onondagas	484
Cayugas	220	Cayugas	172
Senecas	1000	Senecas	2919
Aughguagahs	150		
Nanticoos	100		
Mohiccons	100		
Conoles	30		
Saponis	30		
Munsies	150		
Delawares oder Linnelinoples	750	Delawares	41
Summa	16 980	Summa	7519

1782 Jefferson's Census		1887 Indian Commissioners Census	
Transport	16 980	Transport	7519
Shawnees	300	Shawnees	855
Mingoes	60		
Wyandots	300	Wyandottes	264
Mwightwees	250		
Miamis	300	Miamis	58
Outanoons	300		
Plankisha	400	Plankasha	207
Sioux of the Woods, Sioux of the Eastern, Sioux	10 000	Sioux	29 716
Ajaoues	1100		
Panis, White	2000		
Panis, freckled	1700	Pawnees	998
Padoucas	5000		
Grands caux	1000		
Kansas	1600	Kansas oder Kaw	203
Osages	600	Osages	1582
Missouris	3000		
Arkansas	2000		
Caonitas	700		
Shakirs	200		
Kaskaskias	300		
Piorias	800	Peorias	144
Ponteotamies	450	Pottawatamies	1056
Ottawas	300	Ottawas, Chippewas	16 816
Chippewas	5900		
Mynonamies	550	Menominees	1306
Ouisconsings	550		
Kickapous, Otagamies, Mascoutens, Miscothins, Outimacs, Musquakies	4000	Kickapoos	567
Cherokees	3000	Cherokees	25 000
Chickasaws	500	Chickasaws	6 000
Catawbas	150		
Chacktaws	6000	Choctaws	19 000
Upper Creeks, Lower Creeks	3000	Creeks	14 000
Natchez	150		
Alihamous	600	Alabamas	297
		Nicht namhaft gemachte Stämme	125 040
Total	69 040	Total	247 761

Die Tabelle lehrt, daß die meisten der Stämme, die jetzt noch unter den alten Namen existiren, jetzt zahlreicher sind als vor 100 Jahren, was sich allerdings in einzelnen Fällen nicht bloß aus der Unvollständigkeit der Berichte Jefferson's, sondern auch aus der späteren Vereinigung mehrerer Stämme unter dem Namen des Hauptstammes erklären mag. Die Sioux, die vor 100 Jahren als einer der mächtigsten Stämme galten, sind es heute noch und zeigen eine bedeutende Zunahme. Großen Werth kann man allerdings dem Jefferson'schen Census und dem Vergleiche der beiden Tabellen nicht beilegen.

Wie steht es nun mit den Censusaufnahmen der neueren Zeit? Die folgende Tabelle giebt darüber Aufschluß:

Jahr	Indianer-Bevölkerung	Jahr	Indianer-Bevölkerung
1860	250 000	1870	289 778
1864	294 574	1871	350 000
1865	295 574	1872	265 990
1866	295 774	1873	295 084
1867	295 899	1874	275 000
1869	298 528	1875	298 963
1876	265 151	1882	259 632
1877	250 809	1883	265 565
1878	250 864	1884	265 369
1879	252 897	1885	259 244
1880	258 127	1886	247 761
1881	261 851		

Die flüchtigste Prüfung lehrt, daß auch diese Berichte unverläßlich sind und zum großen Theile auf Schätzung beruhen. Es ist z. B. undenkbar, daß die Zahl der Indianer von 1870 bis 1871 um 61 000 zugenommen und von 1871 bis 1872 um 85 000 abgenommen habe, worauf dann wieder im nächsten Jahre eine Zunahme von 30 000 folgte, während für spätere Jahre die Zahlen so wenig von einander abweichen, daß man vermuthen könnte, die verschiedenen Censusaufnehmer hätten sie von einander abgeschrieben. Die Zunahme und Abnahme an Anzahl stimmt auch nicht zu dem Census der Geburten und Todesfälle, der seit 1874 aufgenommen und folgendes Ergebniß zeigt:

	Geboren	Gestorben	Zuwachs
1874	2152	1490	662
1875	1989	1601	388
1876	2401	2215	196
1877	3442	2781	661
1878	2941	2219	722
1879	2352	2025	327
1880	3430	2020	1410
1881	2339	1959	350
1882	2998	2478	520
1883	4751	4508	243
1884	4069	3787	282
1885	4145	3754	391
1886	4419	3929	490

Dies zeigt einen fortdauernden, in keinem einzigen Jahre unterbrochenen Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle. Dabei ist bemerkenswerth, daß das Verhältniß bei den verschiedenen Stämmen verschieden ist. In 54 Agenturen zeigt sich ein Ueberschuß der Geburten, in 37 ein Ueberschuß der Todesfälle. Die Zunahme findet nach dem Berichte, dem wir hier folgen, statt bei den noch ganz wilden (d. h. nomadisirenden) Stämmen und bei denjenigen, welche die meisten Fortschritte in der Civilisation gemacht haben. Der Uebergangszustand vom Nomadenthum zur Ansässigkeit ist also den Indianern am meisten schädlich.

Was man auch von der Unverläßlichkeit des amtlichen Census des Indianer-Bureaus und dem Schätzungswerthe der alten Berichte denken mag — Beweise für das angebliche Aussterben oder gar das rasche Aussterben der Indianer liegen nicht vor. Es scheint im Gegentheil, daß sie sogar unter der Verwaltung des Indianer-Bureaus und seiner Agenten nicht zu Grunde gehen, sondern sich annähernd in ihrer bisherigen Kopfzahl behaupten — was sicherlich ein starker Beweis ihrer Lebensfähigkeit und Unverwüstlichkeit ist. Auch nach weiteren hundert Jahren werden noch Indianer reinen Blutes von den jetzt bekannten Stämmen in beträchtlicher Zahl vorhanden sein, wenn auch das Mischblut in Folge des Seßhaftwerdens der Indianer und der in nicht ferner Zeit zu erwartenden „Oeffnung" des Indianer-Territoriums für weiße Ansiedler mehr und mehr überwiegen wird.

Nekrologe.

— Bedford Trevelyan Pim, englischer Marinekapitän und Forschungsreisender, geboren in Bideford, Devon, am 12. Juni 1826, gestorben 30. September 1886. Er trat 1842 in die Marine und machte 1845 bis 1851 im „Herald" eine Reise um die Welt, während deren das Schiff Nachsuchungen nach Sir John Franklin anstellte. An solchen betheiligte er sich auch fernerhin, namentlich 1852 bis 1853 unter Sir Edward Belcher, während welcher Expedition er von dem einen der Schiffe, „Resolute" im Osten nach dem „Investigator" im Westen über das Eis hin wanderte. Dann nahm er Theil am Krim- und am chinesischen Kriege, beschäftigte sich 1859 mit der Suezkanal-Frage, später mit derjenigen einer Eisenbahn durch Nicaragua, wo er selbst 1863 Aufnahmen machte. Als er 1870 verabschiedet wurde, wurde er Jurist, saß von 1874 bis 1880 im Parlamente und reiste in den letzten Jahren viel in Amerika. Er schrieb folgende Werke: „An Earnest Appeal to the British Public on behalf of the missing Arctic Expedition" (1857); „The Gate of the Pacific" (1863); „The Negro and Jamaica" (1866); „Dottings on the Roadside in Panamá, Nicaragua, and Mosquito" (1869).

— Ernest Desjardins, Professor am Collège de France, geboren 1823, gestorben in Paris 23. Oktober 1886. Seine Hauptarbeiten bezogen sich auf die alte Geographie, wie „La Topographie du Latium", die „Géographie ancienne de l'Italie", die „Géographie de l'ancienne Gaule" und eine unvollendete Ausgabe der Tabula Peutingeriana. Seit 1861 las er an der Ecole Normale Supérieure über Geographie.

— Henri Jordan, ordentlicher Professor der klassischen Philologie in Königsberg i. Pr., geboren zu Berlin am 30. September 1833, gestorben zu Königsberg i. Pr. am 10. November 1886. Er war einer der besten Kenner des alten wie des neuen Rom und wohlbekannt als Verfasser einer noch unvollendeten „Topographie der Stadt Rom im Alterthume" (Berlin, seit 1871).

— Am 29. November 1886 starb in Singapur im 53. Lebensjahre William Cameron, Forschungsreisender und Geologe der Regierung der Straits Settlements. Dort hatte er sich nach einem wechselvollen Leben in England und Australien niedergelassen und war wegen seiner praktischen Kenntnisse in Mineralogie und Geologie, sowie seiner Reiselust mit verschiedenen Aufträgen betraut worden. Zuletzt hat er im Auftrage der Regierung unbekannte Theile der einheimischen Staaten der Halbinsel Malakka erforscht. Mit der Sprache und den Sitten der dortigen Malayen und Sakies war er sehr vertraut und hatte großen Einfluß auf dieselben.

— Sir Thomas Douglas Forsyth, englisch-indischer Staatsmann, geboren 1827 zu Birkenhead, gestorben 17. December 1886 zu Eastbourne. Unter den verschiedenen Missionen, zu welchen er verwendet wurde (nach St. Petersburg, Ostturkestan, Barma), sind geographisch die wichtigsten die beiden nach Ostturkestan gewesen, jene von 1870, wo er nur bis Jarkand gelangt, und namentlich die von 1873 bis 1874. Auf letzterer schloß er mit Jakub Beg, dem Herrscher von Ostturkestan, einen für England günstigen Vertrag; wichtiger noch aber waren die wissenschaftlichen Resultate, welche seine Begleiter (Stoliczka, Bellew, Trotter, Biddulph, Gordon &c.) über Ostturkestan, den westlichen Himalaja und Pamir heimbrachten und in dem „Report of a mission to Jarkand in 1873 etc." (Calcutta 1875) verarbeiteten.

— C. George, englischer Marinekapitän, geboren 14. September 1809 in Limehouse, starb am 2. Januar 1887. Während seiner Dienstzeit von 1828 bis 1854 war er fast beständig mit Küstenaufnahmen in Amerika, dem Stillen Ocean, China und Irland beschäftigt, zeichnete sich 1841 im chinesischen Kriege aus und trat dann 1857 als Curator der Kartenabtheilung in die Dienste der Royal Geographical Society, die er erst nach 20 Jahren wieder wegen Augenschwäche verließ. Auch durch Berechnen von Beobachtungen und Unterweisung von angehenden Reisenden machte er sich verdient, nicht minder durch Erfindung des seinen Namen tragenden doppelten Sextanten und des künstlichen Horizontes.

— Stone Pascha (Charles Pomroy Stone), geboren 30. September 1824 zu Greenfield in Massachusetts, gestorben 24. Januar 1887 zu New York. Er absolvirte die Militärakademie in Westpoint, wurde 1845 Officier und 1861 während des Secessionskrieges Brigadegeneral der Freiwilligen, wurde des Einverständnisses mit dem Feinde beschuldigt, aber im August 1862 freigesprochen. 1864 trat er aus der Armee der Vereinigten Staaten und 1870 in die Dienste des Chedive, um dessen Heer zu reorganisiren. Als Chef des Generalstabes organisirte er jene wissenschaftlichen Expeditionen, welche die ägyptische Regierung im Sudan ausführen ließ, und deren kartographische Resultate kürzlich so schmählich vernichtet worden sind. Nach den Briefen und Berichten Gordon Pascha's veröffentlichte er „Provinces of the Equator. Summary of letters and reports of His Excellency the Governor-General" (Cairo 1877); auch war er Mitbegründer und Vorsitzender der Kairiner geographischen Gesellschaft. 1883 kehrte er nach New York zurück und überwachte dort in seinen letzten Lebensjahren den Bau des Fundamentes für die Bartholdi'sche Freiheitsstatue.

— Oberst Sir John Underwood Bateman Champain, geboren 22. Juli 1835, gestorben 1. Februar 1887 in San Remo, einer der englischen Officiere, die sich um die Legung des indo-europäischen Telegraphen (durch Persien) die meisten Verdienste erworben haben.

— A. W. Moore, Sekretär im India Office, starb, 47 Jahre alt, am 2. Februar 1887 in Monaco. Er war ein großer Bergsteiger und hat im Jahre 1866 mit Douglas W. Freshfield zusammen die ersten Besteigungen des Kasbek und Elbrus ausgeführt.

— Sir Charles M. Mac Gregor, englischer Generalmajor, geboren 12. August 1840 in Agra (Indien), gestorben Anfang Februar 1887. Er trat mit 16 Jahren in das indische Heer und kämpfte während des indischen Aufstandes, in China, Nepal und Abessinien. 1875 unternahm er eine erfolgreiche Reise durch Chorassan, welche er in „Narrative of a journey through the province of Khorassan" 1879 beschrieb. Der „Globus" hat dieses Werk in Bd. 36, S. 151, 168, 183 und 200 ausführlich besprochen. 1877 erforschte er unter großen Entbehrungen mit Hauptmann Lockwood zusammen die unwirthlichen Wüsten von Balutschistan von der Küste bis zum Helmand hin und beschrieb sie in „Wanderings in Balochistan" (London 1882). 1878 bis 1880 nahm er mit Auszeichnung Theil am afghanischen Feldzuge. Sein Tod wird in militärischen Kreisen als ein schwerer Verlust für England empfunden.

— In der Nacht vom 3. auf den 4. März 1886 starb in Hamburg der erste Vorsitzende der dortigen geographischen Gesellschaft, der präsidirende Bürgermeister Dr. Gustav Kirchenpauer. Er war am 2. Februar 1808 in Hamburg geboren, studirte Jura und hat sich außer im politischen Leben namentlich durch naturwissenschaftliche Arbeiten ausgezeichnet.

Kürzere Mittheilungen.

Die Baluba und Bakuba.

Zwischen 4° und 7° südl. Br. und den Flüssen Kassai und Lomami, deren Erforschung fast ausschließlich deutschen Reisenden zu danken ist, sitzen die zuerst von Pogge und Wißmann besuchten Baluba und nördlich von ihnen die Bakuba. Ueber beide Stämme haben wir neuerdings vom Stabsarzt Dr. L. Wolf ausführlichere Mittheilungen (in den Verhandlungen der Ges. für Erdkunde zu Berlin, Bd. 14, S. 79 bis 95) erhalten, denen das Folgende entnommen ist.

Noch vor circa 15 Jahren hielten sich die Baluba, welche Wolf für „ein für die Civilisationszwecke scheinbar sehr geeignetes Volk“ erklärt, streng abgeschlossen von ihren Nachbarvölkern; sie waren als kriegerische Anthropophagen verrufen und lebten auch unter sich in Streit. Kalamba Mukenge, sein Bruder Kasongo und seine Schwester Sangula wollten jedoch mit den Nachbarvölkern in Verkehr treten und das Land dem Handel eröffnen. Alle Aelteren waren aber mehr oder weniger dagegen, und die Folge davon war ein mörderischer Bürgerkrieg, aus welchem schließlich die Jungen siegreich hervorgingen. Fast alle alten Männer und Weiber wurden erschlagen oder im Lulua ertränkt, und deshalb sieht man auffallend wenig betagte Leute. Die überlebenden Alten flüchteten auf das rechte Lulua-Ufer, und dort existirt noch jetzt südlich von Tschingange eine Niederlassung, in der ausschließlich alte Männer und Frauen leben. Kalamba trat alsbald in eifrige Handelsbeziehungen zu den Kioque und Bangala, von denen er nun für Elfenbein und Sklaven möglichst viele Gewehre und Pulver zu kaufen suchte. Er unterwarf sich mehrere schwächere Häuptlinge und begründete so sein Reich. Es wurde der Hanf- (Riamba in der Baluba-Sprache) Kultus eingeführt, und Sangula, die Schwester Kalamba's, wurde die Hohepriesterin desselben. Alle Unterthanen Kalamba's sind eifrige Hanfraucher. Der Hanf gilt als Mittel gegen alle Unbilden. Es finden sich bei den Baluba auch Anklänge an den Glauben einer Seelenwanderung. So wurden Wolf und seine Gefährten gleich bei ihrer Ankunft als früher verstorbene Häuptlinge und Verwandte Kalamba's bezeichnet und mit deren Namen belegt; die schwarze Farbe hätten sie in dem großen Wasser Kilunga, aus welchem nach ihrer Ansicht alles ihnen Unbekannte und Außergewöhnliche kommt, verloren. Diese angebliche Verwandtschaft ist den Reisenden nicht selten nützlich gewesen.

Die Baluba sind kriegerisch und eignen sich besonders für den Aufklärungsdienst. Sobald Lager bezogen wird, pflegen sich unaufgefordert gleich kleine Abtheilungen nach allen Richtungen zu zerstreuen, und vor Ablauf einer Stunde hat man genaue Berichte über die nächste Umgebung und deren Bewohner. Alle Befehle für den folgenden Tag werden in der Nacht bekannt gegeben. Der Häuptling tritt aus seiner Lagerhütte an ein großes Feuer und ruft: „Moio“, was Leben, Gesundheit bedeutet, worauf alle Anwesenden mit demselben Rufe antworten und so ihre Aufmerksamkeit zu erkennen geben. Jedes einzeln gesprochene Wort des Häuptlings wird von Allen wiederholt und dazwischen in die großen, bis 1 m Umfang messenden Riambapfeifen, die aus Kürbissen gefertigt sind, geblasen. Eine solche Scene, die sich gewöhnlich nach Mitternacht abspielt, mit den nackten, am ganzen Körper tatuirten und bemalten Gestalten, macht einen unvergeßlichen, wild kriegerischen Eindruck und verfehlt auch nicht, oft anderen Volksstämmen eine heilsame Furcht einzuflößen.

Nördlich von den Baluba sitzen zunächst, durch weite Urwälder von ihnen getrennt, die den Bakuba tributären Bakete, welche im Interesse ihres Elfenbein-Zwischenhandels zwischen beiden Stämmen eine scharfe Grenzsperre ausüben; dann folgen weiter nördlich die Bakuba, welche Dr. Wolf im December 1884 besuchte und nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten näher kennen lernte. Er blieb vier Wochen in Ibanschi bei ihrem Herrscher, der stets den Namen Lukengo führt, und verkehrte zuletzt sehr freundschaftlich mit ihm. In einer großen offenen Halle mit kunstvoll aus den Rippen der Raphiapalme gearbeitetem Dache pflegte er bei Wolf's Besuchen zwischen zwei mächtigen, schon halb verwitterten Elephantenzähnen zu sitzen, die zur Hälfte in die Erde gegraben waren. Kriegs- und Waffentänze wurden ihm zu Ehren aufgeführt und zwar gewöhnlich Mittags in der stärksten Sonnengluth, bei denen der Lukengo selbst, trotz seines Körpergewichtes von über zwei Centnern, vorzutanzen pflegte. Beim Abschiede beschenkte er Wolf reich mit Elfenbein und ethnologischen Gegenständen und lud ihn dringend ein, wiederzukommen.

Die Bakuba sind Urbilder von schön und kräftig gebauten Wilden. Ihre Bekleidung besteht ausschließlich aus einheimischen, aus Palmfasern kunstvoll gewebten Hüfttüchern, die sie ebenso wie ihre Finger- und Zehennägel roth zu färben pflegen. Allgemeines Stammeszeichen ist das Fehlen der beiden oberen Schneidezähne, die beim Eintritt der Mannbarkeit mit Holzklöppeln herausgeschlagen werden. Ihrem Lukengo zollen sie eine auch äußerlich ausgesprochene Verehrung, wie sie Wolf bei anderen Stämmen nicht gefunden hat. Beim Tode eines Familiengliedes pflegen sie Sklaven zu tödten, deren Zahl sich nach dem Stande und Reichthum des Verstorbenen richtet. Als der Vater des jetzigen Lukengo starb, sollen tausend Menschen geopfert worden sein.

Sonst stehen die Bakuba kulturlich und wirthschaftlich im Verhältniß zu ihren Nachbarvölkern auf einer hohen Stufe. Mit besonderem Geschick verfertigen sie kunstvolle Stoffe und Matten aus der Palmfaser; auch die Waffen sind mit großer Sorgfalt und Kunstfertigkeit gearbeitet, und alle ihre Sachen tragen den Stempel des Eigenartigen und Ursprünglichen. Ihre Dörfer sind regelmäßig angelegt, mit zierlichen Häusern, geraden Straßen und großen freien Plätzen; die von den Frauen bestellten Felder sind gut gehalten, das Land ist fruchtbar und dicht bevölkert, dabei aber doch reich an Elephanten, Büffeln, Wildschweinen, Antilopen, Affen und Vogelwild.

Die Ureinwohner des Landes sollen die Batua, die vielbesprochenen afrikanischen Zwerge, gewesen sein. Die Bakuba erzählen, daß sie selbst von Nordwesten her eingewandert sind, während die Baluba bestimmt von sich angeben, aus Südosten gekommen zu sein. Dadurch erklären sich denn auch die scharfen Gegensätze zwischen beiden Völkern. Die Batua wurden von den Bakuba unterjocht oder versprengt und sollen sich angeblich noch in einzelnen, zerstreut liegenden Ortschaften unvermischt erhalten haben. Wolf hat derartige Ansiedelungen besucht. Die Erwachsenen beiderlei Geschlechts hatten in einem Dorfe 140 bis 145, dagegen in einem anderen nur 130 bis 135 cm durchschnittlich größte Körperlänge und waren regelmäßig gebaut. Sie trieben keinen Ackerbau, lebten nur von der Jagd und pflegten für Fleisch andere Lebensmittel und sonstige Bedürfnisse einzutauschen. Ihre Sprache ist von derjenigen der Baluba wesentlich verschieden; ihre Bewaffnung besteht aus Bogen, Pfeilen, Speeren und Messern, in deren Handhabung sie sehr geschickt sind.

Tristan d'Acunha.

Vor Kurzem erschien ein Blaubuch, welches sich mit der Tristan d'Acunha-Gruppe beschäftigt; wie es scheint, sind die dazu gehörigen Inseln wohl mit die ablegensten Flecke der Erde. Sie liegen unter 37° 6' südl. Br. und 12° 2' westl. L. Gr. und demnach am nächsten bei Süd-Afrika, entfernt von der großen Straße der Dampfer, und nur selten werden sie von englischen Kriegsschiffen besucht, von denen sie jedoch, was ihre Proviantirung betrifft, vollständig abhängig sind. In dem vorliegenden Blaubuche wird eine über 10 Jahre sich erstreckende Korrespondenz mitgetheilt. Während dieser Zeit wurde die Gruppe sechs oder sieben Mal von Kriegsschiffen besucht, deren Kommandanten jedesmal einen Bericht einschickten.

Aus denselben ergiebt sich, daß die Bewohner in der größten Harmonie mit einander leben. Nur ein kleiner, zwischen dem Meere und den Felsen gelegener Theil der Insel ist für den Ackerbau geeignet; dieser Strich hat nur drei engl. Meilen Länge und eine Breite von 500 Yards bis ½ Meile. Dort ist auch das Dorf gebaut; der übrige Theil der Insel ist an der Küste mit steilen, durchschnittlich etwa 2000 Fuß hohen Basaltklippen umgeben, die sich oben abflachen und den Albatrossen zum Aufenthalte dienen; auf diesem Plateau erhebt sich der manchmal mit Schnee bedeckte Berg.

Da wo das Land bearbeitet wird, wächst eine Grassorte, die mit dem englischen Grase große Aehnlichkeit besitzt, sehr üppig; nur wenig Arbeit ist hier nöthig. Da die Arbeit nur leicht ist, sind die Bewohner im Stande, verhältnißmäßig große Heerden zu halten (300 Rinder, 200 Schafe) und viel Gemüse anzupflanzen. Dieses Leben, frei von schwerer Arbeit und manchmal durch den Besuch von Schiffen unterbrochen, ist für die Eingeborenen trotz der Einsamkeit ganz erträglich. Als die „Wolverene" 1876 dorthin kam, fand sie keine Streitigkeiten; Verbrechen und Störungen der Ordnung waren seit Menschengedenken nicht vorgekommen. Nur von den Bewohnern anerkannte, aber ungeschriebene Gesetze und Gewohnheiten können dies erklären. So wird z. B. das Land im Kommunalbesitze gehalten, doch wenn Jemand einen Theil desselben zu bebauen wünscht, dann hegt er diesen Theil ein, der nun als ihm und seinen Kindern gehörig betrachtet wird, so lange er ihn bepflanzt; hört er aber auf ihn zu bebauen, so wird er wieder allgemeines Eigenthum. Alle Lebensmittel und Erzeugnisse des Landes, die an Schiffe verkauft werden, sind als Eigenthum der Gemeinde zu betrachten; der Ertrag, seien es Kleider, Geld oder Lebensmittel, wird nach dem Hause Peter Green's, des ältesten Bewohners, gebracht. Dieser Peter William Green ist ein in der Nähe von Rotterdam geborener Holländer, der am 4. Oktober 1836 die Insel als Schiffbrüchiger betreten hat; er ist jetzt beinahe 80 Jahre alt und hat sein neues Vaterland nicht wieder verlassen; als ältester der Bewohner übt er über seine Mitbürger eine große Macht aus.

Um zu verhüten, daß bei der hierauf vorgenommenen Vertheilung und der Lieferung der Vorräthe der Eine oder Andere unbillig behandelt werde, kommt jede Familie hinsichtlich der Lieferung ihrer Erzeugnisse an die Reihe. Einmal ist es Jeremias Green, dann Cornelius Cotton, welcher die ankommenden Schiffe bedient. Individueller Gewinn ist jedoch nicht ausgeschlossen und darum wird manchmal ein Privatmarkt eröffnet, unter der Bedingung jedoch, daß dadurch kein Einfluß auf die für die Schiffe nöthige Menge geübt wird. Schafe, Kartoffeln, Robbenfelle, Häute von wilden Katzen u. s. w. dürfen frei verkauft werden. Wenn, was selten der Fall ist, Streitigkeiten entstehen, entscheidet Peter Green. Kommt zufällig ein Kriegsschiff in die Nähe, so wird auch Tristan d'Acunha besucht und solche Gelegenheiten werden von den Bewohnern benutzt, um die Kinder taufen zu lassen, während der Schiffsarzt über den Gesundheitszustand Bericht erstattet.

Manchmal wird Vieh nach St. Helena ausgeführt; dasselbe ist klein, aber liefert gutes Fleisch, welches für 35 Pfennige pro engl. Pfund verkauft wird. Für Schafe im Gewichte von 50 bis 60 Pfund werden nur 20 Mk., für Gänse 5 Mk. pro Stück gefordert. 1858 war beinahe die ganze Bevölkerung nach der Kap-Kolonie versetzt worden; seitdem haben die übrigen sich so vermehrt, daß 1876 schon wieder beinahe 100 Menschen auf der Insel lebten.

Die Arbeit auf derselben ist ganz freiwillig und auf zwei Tage in der Woche beschränkt (zu vier bis fünf Stunden). Wenn ein Schiff auf die Rhede kommt, hört jede Arbeit auf den Feldern vollständig auf. Ueber die Bewohner selbst und ihre Gewohnheiten, namentlich ihre Reinlichkeit, ist das Urtheil der verschiedenen Besucher sehr verschieden; der eine Kommandant urtheilt günstig, der andere sehr ungünstig.

Es ist nicht leicht für ein Boot, sich der Insel ohne Gefahr zu nähern, so daß, wenn ein Kriegsschiff dorthin beordert wird, es stets ein leichtes Boot mitnehmen muß. Doch finden solche Besuche im Allgemeinen nur selten statt. Einmal wollte die Regierung der Vereinigten Staaten den Bewohnern ein Geschenk machen in Anerkennung der guten Dienste, welche dieselben Schiffbrüchigen geleistet; doch sie mußte zur Ueberbringung des Geschenkes die Vermittelung der englischen Regierung nachsuchen. Ein anderes Mal wurde durch die Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums eine Person ausgeschickt, welche dort als Missionar und Lehrer fungiren sollte; sie mußte acht Monate auf St. Helena warten, ehe sich eine Reisegelegenheit fand. Natürlich haben unter solchen Verhältnissen die Bewohner wohl einmal Mangel an Lebensmitteln und es macht der englischen Regierung große Sorge, ihnen das Nöthige zukommen zu lassen. Man hat sogar den Vorschlag gemacht, Alle nach der Kap-Kolonie zu versetzen. Trotz alles Elendes müssen sie von Krankheiten wenig zu leiden haben, Alle werden alt und junge Kinder sterben nur selten.

Gebräuche der Aymara.

Ch. N. Zu den in Bd. 50, S. 238 erwähnten Gebräuchen der Aymara-Indianer einen kleinen Nachtrag.

Bei ihrer ausgesprochenen Neigung zu Trinkgelagen frischt die indianische Rasse, wenn während einiger Zeit Anlässe zu Festlichkeiten gefehlt haben, irgend eine selbst erdachte Ceremonie auf, um ihrer Leidenschaft fröhnen zu können. Zu derartigen Festivitäten gehört das Abschneiden der Haare der Säuglinge — die Indianerinnen säugen, nebenbei gesagt, die Kinder bis ins dritte und vierte Jahr.

Der Vorgang besteht darin, daß die Taufpathen des Kindes und sonstige Freunde und Verwandte von den Eltern auf einen bestimmten Abend eingeladen werden, wo sich Alle in der Hütte der Gastgeber versammeln; meistens nur Indianer, hier und da auch die die Dorfaristokratie bildenden Mestizen; in seltenen Fällen sogar der Ortspfarrer. In der Mitte des Raumes steht ein großer mit einem Tuch bedeckter Tisch, auf dem sich eine silberne Schale befindet. In der Schale liegt eine Scheere und daneben steht eine Flasche und ein silberner Becher.

Zum Beginn der Feierlichkeit schüttet man dem Kinde einen tüchtigen Schluck Branntwein ein. Wie begreiflich, erhebt es ein mörderisches Geschrei; dessen ungeachtet fährt man aber fort, es zu plagen und zum Kauen eines Mundvolls von Kokablättern zu zwingen. Die Eltern reichen dem Angesehensten unter den Anwesenden einen Becher voll Branntwein, damit er das Abschneiden der Haare vornehme, worauf jener nach Leerung des Bechers zuerst die Worte spricht: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, sei guter Christ, gehorsamer Sohn; sei arbeitsam und reich und besitze viele Schafe, Ochsen und Lamas." Dann schneidet er einen Büschel Haare ab und legt ihn zugleich mit einem

Geldgeschenk in die Schale. Einige das Dogma wenig respektirende Mestizen sagen: „Im Namen des Vaters, in demjenigen des Sohnes und in demjenigen des heiligen Geistes", was eine große Ketzerei ist, die von der Kirche in der Person des Arins verdammt wurde, die Jene aber gedankenlos aussprechen und dazu noch hier und da in Gegenwart von allerdings wenig gebildeten Priestern, die über einen so ungeheuren Fehler schweigend hinweggehen.

Die anderen Geladenen wiederholen die gleiche Ceremonie und bringen ihre Geldspende dar, je nach ihren Verhältnissen. Sind nun 15 bis 20 Thaler bei einander, so werden sie zu Spirituosen verausgabt. Das Endergebniß ist ein lärmendes Gelage, bei welchem unter den Klängen von Seiteninstrumenten und Pfeifen ein Rundtanz aufgeführt wird, indem sich Alle bei den Händen fassen, und der Kreis sich unter tausend Kapriolen um ein oder zwei in der Mitte tanzende Paare beiderlei Geschlechtes dreht. Aber bald bringt die Trunkenheit Unordnung in die Reihen. Die einen verirren sich in seligem Taumel auf die Straße, andere aufs Feld, ohne indeß die Labsal spendende Quelle für lange aus den Augen zu verlieren, bis Uebersättigung und der anbrechende Tag dem Treiben ein Ziel setzen.

Auch bei der Verheirathung einer jungen Indianerin wird ihr von der Pathin ein Büschel Haare auf beiden Seiten über der Stirn abgeschnitten, zum Zeichen, daß sie nunmehr in den Ehestand tritt.

In einigen wenigen Ortschaften soll auch das derecho de primera noche (le droit du Seigneur) noch aus der Inca-Zeit her gewissen Dorfältesten gebühren. — Weil gerade von der Nacht die Rede ist, so sei noch ein Aberglaube erwähnt, dem zu Folge der Indianer bei Nacht kein Zimmer, keinen Raum auskehren will, weil sonst Armuth einziehen würde. Hören sie Nachts den Schrei der Nachteule oder das klägliche Heulen eines Hundes, so stirbt Jemand im Hause.

Auch die Sympathie ist ihnen nicht unbekannt. Um Jemand von Warzen zu befreien, nehmen die Indianerinnen fünf Maiskörner, welche sie spalten und mit deren Inneren sie die Warzen fünfmal bestreichen, indem sie einen Spruch dabei hermurmeln. Die Körner werden dann in einen dunkeln Winkel vergraben, damit sie verfaulen — das Gleiche geschieht mit den den Kindern ausfallenden Zähnen; man verscharrt sie in einen Winkel, damit den Kindern schöne Zähne nachwachsen. — Zum Schluß einen hübschen Gedanken, der so recht ihr ursprüngliches Wesen zeichnet, bevor sie durch den Schnaps ihrer gegenwärtigen Degradation zugeführt wurden: werden rohe Kartoffeln zu dick abgeschält, so sagen sie: choque hachiua = die Kartoffel weint.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In jüngster Zeit sind einige Arbeiten über Theile der deutschen Sprachgrenze erschienen, auf welche wir hier kurz hinweisen wollen. Zunächst behandelt Dr. Ludwig Schlesinger in den Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde (Bd. II, Heft 1) „die Nationalitäts-Verhältnisse Böhmens" nach der Zählung vom 31. December 1880. Danach besteht die Bevölkerung Böhmens aus 37,11 Proc. Deutschen, 62,83 Proc. Tschechen und 0,05 Proc. anderen. Beide Völker leben jedes für sich in compacten Massen zusammen; es ist falsch, zu glauben, daß es ein großes Gebiet gäbe, innerhalb dessen Deutsche und Tschechen unter einander gemischt wären. Die Sprachgrenze läßt sich vielmehr überall mit scharfer Genauigkeit ziehen; neben den beiden großen, rein nationalen Gebieten kommen zwar noch einzelne Sprachzungen, Sprachinseln und gemischte Ortschaften vor, aber keine gemischte Zone. Von den 13 184 Orten in Böhmen sind rein deutsch 4304, rein tschechisch 8473, gemischt nur 407, und davon sind gemischt deutsch 299 (mit 159 299 Deutschen und 47 445 Tschechen) und gemischt tschechisch 108 (mit 62 605 Deutschen und 256 546 Tschechen). In Bezug auf Einzelheiten verweisen wir auf die kleine Broschüre selbst, die man vollständig ausschreiben müßte, wollte man alles Wichtige mittheilen; zur Illustration kann, natürlich nur im Allgemeinen, die Held'sche Sprachenkarte der westlichen Kronländer von Oesterreich (Petermann's Mitthl. 1887, Tafel 2) dienen. — Auf eigenen Beobachtungen und Wanderungen beruht „die deutsch-französische Sprachgrenze in Lothringen von Constant This" (Straßburg, J. H. Ed. Heitz), das erste Heft einer neuen Sammlung der „Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen". This nimmt als Sprachgrenze die Linie, bis zu welcher französisches Patois nach Osten reicht; Orte in der Nähe dieser Linie, in welchen kein Dialekt, sondern nur eine Art Schriftfranzösisch gesprochen wird, erklärt er für „im Keime deutsch", ob mit Recht, mag dahingestellt sein. Die Sprachgrenze, wie er sie verständiger Weise auch kartographisch darstellt, wird durch Gebirge und Höhen, große Wälder und Seen gebildet; Wasserläufe wirken dabei nicht mit, wohl aber der frühere Mangel an bequemen Verkehrswegen. Dies verfolgt der Autor ausführlich von Ortschaft zu Ortschaft, vergleicht auch seine Resultate namentlich mit den Feststellungen des elsaß-lothringischen statistischen Bureaus, beziehungsweise mit den 1872 durch die Behörden veranstalteten Ermittelungen, und giebt die wenig erheblichen Abweichungen. Das Ganze ist eine dankenswerthe, mühsame Arbeit.

— Oxford ist der Aufforderung der „Royal Geographical Society" gefolgt und hat beschlossen, eine Lectorstelle für Geographie zu errichten. Cambridge will dasselbe thun, nur daß dort die „R. Geographical Society" die Hälfte der Kosten zu tragen hat.

— In den Sitzungen der Societa española de Historia national ist ein lebhafter Kampf über die angeblich prähistorischen Bilder von Menschen und Thieren entbrannt, welche in der Höhle von Altamira bei Santillona del Mar aufgefunden worden sind. Die Kunstverständigen unter den Mitgliedern, welche die Zeichnungen an Ort und Stelle gesehen haben, sind einstimmig der Ansicht, daß sie nicht prähistorisch, sondern das Werk eines in einer modernen Kunstschule gebildeten Künstlers sind; sie haben auch den Nachweis geliefert, daß ein solcher vor einigen Jahren in einem der Höhle nahe gelegenen Dorfe Villeggiatur gehalten. Da aber einige Alterthumsforscher sehr entschieden opponiren, soll eine Kommission zur eingehenden Prüfung der Angelegenheit ernannt werden.

Asien.

— Die Nachricht über die centralasiatischen Reisen des Mr. Carey, welche der „Globus" in Bd. 50, S. 207 brachte, erfährt jetzt durch das Märzheft der „Proceedings of the R. Geographical Society" eine Bestätigung und Erweiterung. Mr. Carey ist danach indischer Civilbeamter und benutzte einen zweijährigen Urlaub zu einer Reise nach Hoch-

asien auf eigene Kosten; ihn begleiteten Andrew Dalgleish, der bekannte englische Handelspionier in Ostturkestan, ferner einige Ponytreiber und persönliche Diener. Im Mai 1885 verließ er Indien, gelangte nach Ladak in Kaschmir, von dort ostwärts an den Mangtsa-See im nördlichen Tibet und nordwärts nach Kiria in Ostturkestan. Dieser von Europäern noch nicht zurückgelegte Weg bewegte sich zumeist in Höhen von 16 000 Fuß über dem Meere und stieg in einem Passe bis zu 19 000 Fuß an. Von Kiria ging es westlich nach Chotan, wo gerade Prschewalski's Expedition auf ihrer Heimkehr lagerte; doch fand ein persönliches Zusammentreffen beider Reisenden nicht statt. Carey bildete hier eine Kameelkarawane und zog nun längs des Flusses von Chotan durch Wüsten bis zu dessen Mündung in den Tarim, längs des Tarim bis Sarik und dann wieder durch Wüsten nach Schah-jahr und Kutschar am Südfuße des Tiën-schan. Stellenweise folgte er hier Prschewalski's Routen, doch meist zog er über ganz jungfräuliches Terrain. Weiter ging es am Tarim abwärts, die Städte Kurla und Karaschar wurden besucht und zuletzt der Lob-See mit seiner elenden Bevölkerung erreicht. Februar bis April verweilte die Expedition in Tschaklik südlich des Sees, am Fuße des Nordabfalles des tibetischen Hochlandes und brach am 30. April 1886 nach Süden auf. Seitdem hat man noch nichts wieder von ihr gehört, nimmt aber an, daß sie in der guten Jahreszeit das nördliche Tibet durchwandert hat und zum Winter nach Ostturkestan zurückgekehrt ist, von wo sie zum kommenden Sommer nach Indien zurückkehren dürfte. In seinen Briefen rühmt Carey stets das freundliche Entgegenkommen der Eingeborenen, sowohl der Nomaden des nördlichen Tibet, wie der Mohammedaner in Ostturkestan, und das loyale Verhalten der chinesischen Beamten, für welche ihnen die Pekinger Regierung einen Paß ausgestellt hatte, während Prschewalski mit Eingeborenen wie Mandarinen wiederholt in Konflikt gerathen ist.

Afrika.

— In der Münchener Anthropologischen Gesellschaft sprach am 25. Februar d. J. Dr. Max Buchner über Acclimatisation in Tropengegenden. Der Vortragende besprach dieses Thema, wie wir der „Allg. Ztg." entnehmen, hauptsächlich mit Rücksicht auf das Fieber, dem gegenüber alle anderen Gefahren des Tropenklimas zurücktreten, und begründete seine Darlegungen auf seine mehrjährigen Erfahrungen in Tropenländern, hauptsächlich in Afrika. Nach einer approximativen Schätzung des Hrn. Dr. Buchner bezüglich der Verheerungen, welche das Tropenklima unter den Europäern anrichtet, würden nach dreijährigem Aufenthalte 5 Proc. todt sein, 10 Proc. wegen Krankheit nach Hause zurückkehren, 20 Proc. einen dauernden Nachtheil an ihrer Gesundheit erleiden, der Rest die Gefahren glücklich überwinden. Die Frage, wodurch das Fieber bald stärker, bald schwächer auftritt, muß mit dem Hinweise auf meteorologische Verhältnisse beantwortet werden. Der Malaria-Keim, wahrscheinlich ein Pilz, der aber noch nicht sicher festgestellt ist, scheine ebenso wie der Typhus-Keim im feuchten Boden zu gedeihen, der bei Austrocknung aber in die Luft geführt und so in den Organismus aufgenommen werde. Daher sei auch der beständige Wechsel zwischen Feuchtigkeit und Austrocknung des Bodens dem Erwachen und Gedeihen der Epidemien besonders günstig. Man hat geglaubt, daß das Fieber nur in den Niederungen herrsche, das ist aber unrichtig, es seien im Gegentheil manche Höhenlagen Afrikas berüchtigter als die Küsten. Neger seien ebenso disponirt wie die Europäer für die Erkrankung, allein die dunklen Rassen erschienen dem Vortragenden widerstandsfähiger als die hellen. Einen weiteren Einfluß auf die Erkrankungsfähigkeit im günstigen Sinne habe die Elasticität und Thätigkeit des Geistes, während niedere Klassen, namentlich Matrosen, häufig erkrankten. Daher glaubt der Vortragende, daß die Kolonisation durch Bauern ein gewagtes Experiment wäre, zumal da die Durcharbeitung des Bodens entschieden ungünstig wirke, wie dies durch den Baumwollenbau in Unterägypten gezeigt wurde. Körperliche Anstrengungen, wie die Strapazen der Reise, und namentlich ungenügende Ernährung mit frischen Viktualien, wie sie selbst in besseren Faktoreien häufig getroffen wird, haben einen entschieden schädigenden Einfluß. Ja sogar jeder Wechsel auch zu besseren äußeren Verhältnissen scheint die Disposition zur Erkrankung zu vermehren. Redner glaubt, daß mit der Hebung des Komforts auch die Gesundheitsverhältnisse sich bessern würden, und dies sei auch der Hebel für die Besserung der Verhältnisse. Das weniger geregelte Leben in den Kolonien spielt wohl eine Rolle bei der Häufigkeit der Erkrankungen, aber wohl kaum so sehr, wie gewöhnlich angenommen wird, nur der Genuß starker Alcoholica äußert ungünstige Folgen, ist aber bei dem lauen Wasser der Cisternen, die oft im Schwemmgebiete von Ebbe und Fluth liegen, kaum ganz zu meiden. Es wird also bei Berücksichtigung aller dieser Momente wohl der Einzelne im Stande sein können, sich den Tropen anzupassen, aber nie wird eine Massenacclimatisation, d. h. eine Anpassung der Rasse, möglich sein, schon deshalb nicht, weil das europäische Weib schwer unter dem Klima leidet und die Fortpflanzung aufhört. Auch Mischung mit dem Negerstamme wird keine Veränderung dieser Verhältnisse erzeugen, da der Mulatte noch geringere Widerstandskraft besitzt als jedes seiner Eltern. Der Vortragende schließt also mit dem Satze, daß es keine Acclimatisation im eigentlichen Sinne giebt.

— Mr. Last hat, wie er unter dem 6. December aus Quelimane schreibt, drei Monate auf die Untersuchung der Namuli-Berge in Ostafrika verwendet (vergl. oben S. 110). Er hat dieselben fast rings umwandert, fand es aber unmöglich, einen der beiden Gipfel des Hauptberges zu erreichen. Bergsporne von 2000 Fuß Höhe und darüber erstrecken sich nach allen Seiten, und darüber erheben sich jäh die beiden Kegel. Bevor Last das Gebiet verließ, ging er am Lukugu-Flusse hinauf bis zu dessen Quelle, welche westlich vom Namuli am Nordfuße des Berges Pilani liegt. Die ganze Gegend war wohl bewässert und fruchtbar, aber sehr spärlich bevölkert. Leider ist der Lukugu, die Hauptwasserader dieses vielversprechenden Landes, wegen seiner zahlreichen Stromschnellen und Wasserfälle selbst für Boote nicht zu befahren, und seine Mündung ist für Küstenfahrer durch eine Barre vollständig versperrt.

— Kapitän Bove's Bericht über den Congo, welchen er im Auftrage der italienischen Regierung im vorigen Jahre besucht hat, lautet keineswegs ermuthigend. Er behauptet, daß der Handel im Verfall begriffen sei, und bestätigt die schlimmsten Dinge, welche der amerikanische Konsul Tisdel früher vorgebracht hat.

— Dem Berichte des Don Francisco Quiroga über die Expedition zur Erforschung des Weges von den spanischen Posten an der Saharaküste nach der Oase Adrar (in Anales Soc. Españ. Hist. Nat. XV) entnehmen wir folgende Notizen [1]: Die Expedition verließ den Posten Rio de Oro am 16. Juni und erreichte am 10. Juli den Brunnen el-Anisch am Ostrande der Sebcha von Yyil unter 22° 28′ nördl. Br. und 9° 9′ 15″ westl. L. von Madrid. Dort trat ihnen Ahmed ben Mohammed Uld-el-Aidda, der Scheich von Adrar-et-Tmarr, entgegen und zwang sie zur Rückkehr. Auch ein Versuch, westlich durch Adrar-Suttuf vorzudringen, wurde vereitelt und die Expedition mußte in gerader Richtung durch das Gebiet der Uled-Delim, der Uled Bu Sba, der Meybzuf, der el Sidi Mohammed und der Yahia Ben Otman nach ihrem Ausgangspunkte zurückkehren. Die spanischen Forscher haben also trotz aller entgegenstehenden Behauptungen spanischer Journale das eigentliche

[1] Vergl. „Globus", Bd. 50, S. 287.

Adrar nicht besucht, noch weniger dort Handelsverbindungen angeknüpft. Dagegen sind ihre wissenschaftlichen Forschungen von großem Interesse. Rio de Oro liegt auf einer von den Arabern Dajla genannten Halbinsel, deren höchster Punkt, dicht am Atlantischen Ocean liegend, auf 29 m ansteigt, unter dem Namen Tarf l'Eserak oder Ciprès grande eine wichtige Landmarke für die kanarischen Fischer an dieser flachen Küste. Ein sandiger Isthmus von nur 2 bis 3 m Meereshöhe verbindet die Halbinsel mit dem Festlande; in ihm liegen aber einige erhöhte Stellen von derselben Beschaffenheit wie die Halbinsel. Fließendes Wasser ist nicht vorhanden, auch keine Rambla mündet in die Bucht. Das Trinkwasser wird aus dem Brunnen Taunrta bezogen, welcher auf der Höhe der Halbinsel in einer ziemlich ausgedehnten Einsenkung liegt. Der höhere Theil der Halbinsel wird von marinem Tertiär gebildet, welches stellenweise von den Resten quaternärer Schichten überlagert wird; es hat also hier eine negative Niveauveränderung in verhältnißmäßig neuerer Zeit stattgefunden. Landein erstreckt sich dasselbe Tertiär bis zum Brunnen von Terguesch temt, welcher in 73 m Meereshöhe liegt; dann folgen offenbar quaternäre Thonschichten mit zahlreichen fossilen Helices, über welche wir leider nichts Näheres erfahren; sie brechen in 166 m Höhe plötzlich ab an einer Verwerfung, welche krystallinische Schiefer an die Oberfläche bringt und offenbar den Rand des afrikanischen Kontinentes zur Tertiärzeit bezeichnet. Hier legt sich also eine 100 km breite, in neuerer Zeit gehobene Zone um das alte afrikanische Massiv, das von hier ab bis zum fernsten erreichten Punkte ausschließlich aus Granit und Gneis besteht. Der höchste Punkt erreicht 345 m. Die Sebka ist in Granit ausgetieft und senkt sich steil bis zu 150 m Meereshöhe ab. Kreideformation wurde auf der ganzen Strecke nicht beobachtet, nur an einer Stelle traten in einer Verwerfung des Granits paläozoische Schichten zu Tage, die aber sicher nicht devonisch sind. Die Sebka von Yyil, auf welche so manche Theorien und Hoffnungen gebaut wurden, ist eine ca. 150 m tiefe Einsenkung von elliptischer Form, etwa 30 km lang und 8 km breit, in welcher sich das Regenwasser sammelt und beim Verdunsten eine Salzschicht zurückläßt. Sie liegt 370 km von der Küste entfernt und scheint keine größeren Zuflüsse zu haben, auch nicht im Winter. Auch ein Zusammenhang mit anderen Einsenkungen scheint nicht zu existiren. — Flora und Fauna des durchreisten Gebietes sind ärmlich, schließen sich aber mehr an die des marokkanischen Küstenlandes an, als an die der Centralsahara; die einzige Landschnecke gehört zur nordafrikanischen Gruppe Macularia; die beobachteten Säugethiere, Meriones Shawi, Bifa lerotina, Gazella dorcas, Oryx leucoryx sind echte Saharaformen. Die in Rio de Oro gesammelten Meeresmollusken sind europäisch, doch mit starker Beimischung von Senegalformen. Ko.

Nordamerika.

— Montana hat einen schrecklichen Winter zu bestehen gehabt, und das Vieh hat furchtbar gelitten. Unterm 9. Februar wird aus Butte gemeldet: Seit 10 Tagen zeigt das Thermometer 40 bis 60° unter dem Gefrierpunkte. Aus Fort Assiniboine, sowie aus den Forts Shaw und Benton kommt die Nachricht, daß das Vieh tausendweis von der Kälte weggerafft wird. Die Berichte aus Fort Benton äußern schwere Besorgnisse bezüglich des Bedarfs an Heizholz, welches mehr und mehr rar wird; viele Familien haben jetzt schon keins mehr. Auf die Hoffnung, das Vieh zu retten, hat man ganz verzichtet; von nun an muß Alles dem Schicksale überlassen werden. Das Gras liegt unter zwei bis drei Fuß Schnee; Männer, welche ihre Viehheerden nach Tausenden zählten, und deren Vermögen sich vielleicht auf eine Million Dollars bezifferte, werden blutarm wieder ganz von vorn anzufangen haben. Auch viele Menschenleben hat diese außerordentliche Winterkälte gekostet; mehrere Postkutschen sind zu Grunde gegangen und Streifkorps sind daran, nachzusehen, ob von ihnen noch etwas gerettet werden kann. — Weiter wird aus Fort Keogh gemeldet, daß die erste Hälfte des Januar die größte Kälte seit dem Winter 1880 bis 1881 gebracht habe. Vom 7. bis 9. Januar sei das Quecksilber in den Thermometern gefroren gewesen. Am Weihnachtstage setzte ein „Blizzard" ein, der 10 Tage ununterbrochen andauerte und den feinen Schnee vor sich hertrieb, bis der Boden mit Schnee 16 bis 18 Zoll tief bedeckt war. Dann setzte eine furchtbare Kälte ein und das Quecksilber fiel von — 4° am 4. Januar auf — 58° am 9. Januar. Am 6. stand es auf — 29°, am 7. auf — 40°, am 8. auf — 53°, am 9. auf — 58°; dann kam der „Chinook", der warme Wind von der Pacific-Küste über das Felsengebirge und am 10. Januar stand das Quecksilber auf + 35°, in 24 Stunden ein Temperaturunterschied von über 90°. — Spätere Nachrichten aus den Vieh-Ranches besagen, daß die Verluste noch größer sind, als man anfangs annahm. Wie aus Butte gemeldet wird, sind mindestens 25 Menschen seit Neujahr umgekommen, und von dem Vieh sind von 50 bis 75 Proc. erfroren und verhungert. Die Counties Custer, Meagher, Chouteau und Yellowstone verlieren mindestens 300 000 Stück Vieh zum Durchschnittspreise von 30 Dollars das Stück. Die Banken in Helena werden gegen anderthalb Millionen, die sie Viehzüchtern vorgestreckt haben, einbüßen. Die Verluste der Schafzüchter sind ungeheuer. Gebr. Hay in Geyser Springs verloren eine Heerde von 40 000 Stück in einem Blizzard. Ein Hirt Namens Peterson trieb am Maple Creek eines Morgens eine Heerde von 3000 Stück aus. Ein Blizzard brach los und die Heerde flüchtete. Peterson folgte ihnen und wurde am anderen Morgen inmitten von einigen hundert Stück gefunden. Die übrigen waren umgekommen. Peterson's Hände und Füße mußten amputirt werden. In Fort Benton kosten Kohlen 50 Dollars pro Tonne, Petroleum 5 Dollars die Gallone, Mehl 10 Dollars der Sack. Kartoffeln sind nicht zu haben, und wenn man sie mit Gold aufwiegen wollte.

— Ueber eine eigenthümliche Methode, Kopfweh und Gliederschmerzen zu behandeln, berichtet Corbusier im „American Antiquarian". Wenn ein Tonto oder Apache heftigen Schmerz empfindet, wendet er sich an einen Medicinmann. Dieser nimmt eine Klapperschlange, die er dazu unterhält, faßt sie mit Daumen und Zeigefinger fest hinter dem Kopfe und wickelt sie dem Patienten um den Kopf oder um das Glied, in welchem er Schmerz empfindet, während er sie gleichzeitig durch einen bestimmten Gaumenlaut veranlaßt, ihre Klapper zu schütteln. Genügt das nicht, um den Schmerz zu beseitigen, so steckt er der Schlange eine Portion gelben Blüthenstaub in den Rachen und läßt denselben eine Zeit lang darin, während er den Bauch der Schlange streicht; dann wird der Blüthenstaub auf den schmerzenden Theil eingerieben und soll unfehlbar den Schmerz beseitigen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Nordenskiöld's Reise in Grönland 1883.

III.

Der Weg längs des Ufers wurde anfänglich ziemlich schnell zurückgelegt, doch schon nach 4 km hörte der gute Weg auf. Man kam in eine sehr unwegsame Eisregion, die von höchst eigenthümlichen schmutzfarbenen Rinnen durchschnitten wurde. Noch am 12 Juli, zwischen dem achten und neunten Lagerplatze, sah man Grashalme und Spuren anderer grönländischer Pflanzen auf der Oberfläche des Schnees; anfänglich glaubte man, sie seien aus dem Inneren des Landes dorthin geweht. Doch es zeigte sich bald, daß dies nicht der Fall sein konnte, da man östlich vom 9. Lagerplatze nie mehr Blätter antraf. Mit Ausnahme einiger Vögel, die man auf dem Rückwege sah, waren ein kleiner, auf verschiedenen Arten der Eisalge lebender Wurm, sowie einige durch den Sturm von dem Lande hierher verschlagene Fliegen die einzigen Vertreter der Fauna. Schon kurze Zeit, nachdem man den Rand des Eises verlassen hatte, fand man keine Steine mehr auf demselben; jedoch war es von ganz feinem Lehmschlamm (Kryokonit) in großer Menge bedeckt. Man erreichte schnell eine ansehnliche Meereshöhe; sie betrug am 3. Tage 332 m, am 4. 390 m, am 5. 417 m, am 6. 449 m, am 7. 533 m, am 8. 598 m, am 9. 771 m. Von hier an wurde der Horizont durch das Eis gebildet, so daß es infolge der Luftspiegelung schien, als ob man in einer flachen, schalenförmigen Senkung marschirte. Der Weg lieferte keine besondere Kennzeichen mehr, so daß die Führer sich auf dem Rückwege zu verirren fürchteten; dies erfüllte sich jedoch nicht, sie fanden vielmehr den Weg mit großer Sicherheit wieder auf. Die mit Hilfe des Schrittzählers gemessene Weglänge war um 50 bis 100 Proc. größer als die durch astronomische Bestimmung gemessenen Distanzen. Anfänglich war das Wetter sehr schön, der fortwährende Sonnenschein schädigte aber die Augen und verbrannte die Haut, welche dann abfiel. Am 12. Tage hatte man 1014 m Höhe erreicht. Am 13. Juli fing es an zu regnen und man fühlte sich glücklich, als man bei der 12. Mittagsrast ferne dunkle Bergspitzen zu erkennen glaubte; bald aber erkannte man die Täuschung, es war nur der Wiederschein kleiner, weiter östlich in der Eiswüste gelegener Seen. Die Beschreibung der folgenden Märsche gab Nordenskiöld Gelegenheit, seine Ansicht über den Ursprung des Kryokonitstaubes näher zu erörtern; hinsichtlich dieser hochinteressanten Frage erlauben wir uns auf das Buch selbst zu verweisen. In den nächsten Tagen hob sich das Eis bis zu 1261 m; es fing an ebener und der Weg besser zu werden. Die Wanderung wurde jedoch noch immer durch die zahlreichen Schmelzgruben erschwert; dagegen fingen die Flüsse an seichter und weniger reißend zu werden. Die Reisenden passirten verschiedene Seen, deren einige im Winter nicht auszutrocknen schienen, denn man sah an verschiedenen Stellen mehrere Fuß dicke Blöcke an den Ufern hinaufgeschraubt, was sich nur dadurch erklären läßt, daß noch eine bedeutende Wasserfläche vorhanden war, als die Wasseransammlungen sich mit neuem Eise bedeckten. Die Seen sind oft ringförmig, und die Ufer bildeten damals Schneemoräste, die mit beladenen Schlitten schwer zu passiren waren. Bereits am 21. Juli war die Höhe von 1510 m erreicht; anfangs war der Weg noch vortrefflich, dann aber wurde er so schlecht, daß man in einem wassergetränkten Schneebrei watete, durch

den man die Schlitten nur mit Mühe weiter bringen konnte. Schon am 21. Juli war es schwer, eine trockene Stelle für das Zelt zu finden und am 22. glückte es gar nicht mehr; in einer anderen Jahreszeit wäre der Weg hier außerordentlich gut gewesen. So sah Nordenskiöld sich genöthigt, die Weiterreise aufzugeben und nur die Lappen auf Schneeschuhen möglichst weit nach Osten vordringen zu lassen; die Leute selbst baten um die Erlaubniß, ihren Ausflug auf drei bis vier Tage ausdehnen zu dürfen. Am Ende jeder dritten Meile sollten sie dabei den Barometerstand verzeichnen, von Proviant durften sie mitnehmen, was sie wollten. Am 22., etwa um 3 Uhr Morgens, brachen die Lappen auf. Die Zurückbleibenden fanden bei vorgenommener Inventur, daß sie noch für 22 Tage Lebensmittel hatten; man sah übrigens auch ein, daß der Zustand unhaltbar wurde, und am 24. trat die Expedition den Rückweg nach dem 17. Lagerplatze an; an demselben Tage Mittags kamen die Lappen nach 57 stündiger Abwesenheit zurück, Mangel an Trinkwasser und Brennmaterial zum Schneeschmelzen hatte sie zur Umkehr genöthigt; die zurückgelegte Entfernung schätzten sie auf 230 km; der Endpunkt des Weges lag 1947 m über dem Meeresspiegel. Eine eigenthümliche Erscheinung, die an den Lappen beobachtet wurde, möge hier erwähnt sein. Nordenskiöld sagt: „Die sonst wenig lebhafte Phantasie der Lappen scheint während des Schlafes in beständiger Thätigkeit zu sein; sie sprachen oft von ihren Träumen, und Lars, der übrigens die personificirte Ernsthaftigkeit war, brach oft im Traume in lautes, gellendes Lachen aus." Am 25. Juli wurde der Rückweg angetreten; er war nicht sehr beschwerlich; die Flüsse waren meistens ausgetrocknet, die Eishügel bereiteten weniger Hindernisse, dagegen hatten die Gletscherspalten an Tiefe zugenommen. Am 31. Juli bekam man Land in Sicht, welches am 3. August erreicht wurde. Man marschirte dann unter Zurücklassung des größten Theiles der Ausrüstung nach dem Sofiahafen, wo sich die mit der Bewachung der Vorräthe betrauten Eskimos sehr erfreut zeigten. Man trennte sich nun in zwei Abtheilungen, deren eine die niedrige aber breite Landzunge überschritt, um dann nach Ikamiut und Egedesminde zu gelangen, während die andere in einem größeren Boote über Kangaitsiak zurückkehrte.

Zugordnung. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Im Anschluß an dieses Kapitel theilt Nordenskiöld den Bericht über eine eigenthümliche Episode, eine Wettfahrt auf Schneeschuhen, mit. Ihm selbst nämlich war es bedenklich vorgekommen, die Angabe, daß die Lappen in 57 Stunden 460 km zurückgelegt hätten, zu veröffentlichen, und um in dieser Sache Sicherheit zu erlangen, hatte Dr. Dickson einen Wettlauf auf Schneeschuhen vorgeschlagen. Derselbe sollte am 3. April 1884 stattfinden; die Bahn hatte eine Länge von 10,3 schwed. Meilen oder 110 km, welche im Hin- und Rückweg über größtentheils ebenes Seeeis, doch auch über verschiedene Landzungen gemacht werden mußte; es war den Bewerbern freigestellt, beliebige Ruhepausen zu machen, doch wurde die Dauer derselben nicht in Rechnung gebracht. Der Sieger hat die Bahn in 21 Stunden und 22 Minuten durchlaufen, so daß die Leistung der Lappen, welche Nordenskiöld auf seiner Grönland-Reise begleiteten, dadurch noch in den Schatten gestellt wird.

Hoch interessant ist der Bericht, welchen im sechsten und siebenten Kapitel Professor A. G. Nathorst über die Untersuchungen im Waigat und den weiter nach Norden belegenen Theilen des Landes erstattet, Untersuchungen, welche er während Nordenskiöld's Wanderungen auf dem Binneneise ausgeführt hatte. Wir müssen einen Theil desselben übergehen und nehmen den Faden der Erzählung mit der Beschreibung der Landung nördlich von Kap York wieder auf. Trotzdem Hans Hendrik, der erfahrene Lootse — der Begleiter Elissa Kent Kane's und Charles F. Hall's, der in den Berichten unrichtig Hans Christian genannt wird — vor der Annäherung warnte, beschloß Professor Nathorst den Versuch zu machen, obwohl er sich seiner schwierigen Stellung als Unterbefehlshaber vollkommen bewußt war. Nach mancher Schwierigkeit fand man jenseits der Conical Rock genannten Insel eine Bucht, die eisfrei war und sich nach Osten auszudehnen schien. Man ging daher dort vor Anker und bemerkte bald, daß man sich einer Eskimoniederlassung gegenüber befand, mit deren Bewohnern man bald Bekanntschaft machte, obwohl die Ankunft der Fremden anfangs einige Unruhe erzeugte. Bei

der Landung wurden sie von einem alten, in Bärenfell gekleideten, Koludat genannten Greise empfangen. Er lachte die Gesellschaft an, was von Hans Hendrik erwidert wurde. Das Völkchen, das man da antraf, schien noch keine Fortschritte in der Civilisation, wie Roß sie beschreibt, gemacht zu haben. Es waren braune, kräftige Gestalten, mit langem herabhängendem Haar, und bei einzelnen bemerkte man auch lange, dünngesäete Barthaare. Die Zelte der Eingeborenen waren klein und niedrig und aus Seehundsfellen zusammengenäht. Um dieselben herum waren die Hunde angebunden, welche zu Schlittenreisen und im Nothfalle auch als Nahrung gebraucht werden. Es ist wunderbar, wie diese Leute, trotz ihrer geringen Hilfsmittel, in wünschenswerthem Wohlbefinden gedeihen können. Die runden, sonnenverbrannten Backen, die starken, untersetzten Gestalten legten hinreichendes Zeugniß für ihre Stärke, Gesundheit und Ueberfluß an Lebenskraft ab. Ihre Zahl ist übrigens sehr gering und nimmt immer mehr ab.

Ansicht vom Binneneise. Auf den Strand eines Inlandsees aufgeschraubte Eisblöcke. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Während Nordenskiöld's Abwesenheit auf dem Binneneise hatte übrigens seinem Schiffe in dem nach demselben benannten Sofia-Hafen große Gefahr gedroht. Die Bemannung der „Sofia" hatte in den ersten Tagen an der Eiswanderung theilgenommen, war jedoch am 6. Juli nach dem Schiffe zurückgekehrt, um nach Godhavn zu gehen und ihre weiteren Aufträge auszuführen. Dem Schiffsjournale zufolge lichtete das Schiff am 8. Juli, nachdem die vorgeschriebenen Vorräthe an Land gebracht waren, um 10 Uhr

Abfahrt der Lappen vom 18. Zeltplatze. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Abends den Anker, um die Bai zu verlassen, aber die ganze vorliegende Bucht war voller Eis; erst gegen ein Uhr gelang es dem Schiff, sich frei zu machen. Da jedoch die Unmöglichkeit erkannt wurde, sich hier durch zu arbeiten,

hielt man es für das Räthlichste, in den Sofiahafen zurückzukehren und dort Veränderungen in der Lage des Eises abzuwarten. Jetzt erst hörte man, daß das Inlandeis in den letzten Tagen verschiedene Male gekalbt hatte, d. h. es waren größere Eisblöcke von dem Eisrande herabgefallen oder dadurch von ihm abgebrochen worden, daß das Meerwasser diese Stücke von den äußersten, in dasselbe hinausreichenden Theilen des Eises in die Höhe hob. Dies geschah auch am 8. Mittags wieder, wo eine große Fluthwelle in den Hafen eindrang und das Wasser um zwei Fuß stieg. Die Eismassen, die sich vom Inlandeis gelöst, hatten die „Sofia“ jetzt ganz eingeschlossen. Am 11. Juli kalbte das Inlandeis wieder, und das Wasser stieg diesmal um 6 bis 8 Fuß; die in das Meer hinaus sich ausdehnende Eismasse schien in der Mitte geborsten zu sein und hob sich zu einem furchtbaren Rücken empor. Am 12. Juli endlich beschloß der Führer der „Sofia“, Kapitän Nilsson, einen neuen Versuch zu machen, das Eis zu forciren. Allein nach ein paar Stunden saß das Schiff vollständig im Eise fest, und zwar nahe dem Sunde, welcher den inneren Meerbusen Tasiusarsoak mit dem Aulaitsivik-Fjord verbindet und durch welchen unglaublich gewaltsame, durch das Fluthwasser verursachte und nur zur Zeit des Stromwechsels passirbare Wirbelströme laufen. Es gelang zwar durch abwechselndes Vor- und Rückwärtsgehen durch den Sund zu kommen, aber zu spät, um den Stromwechsel benutzen zu können; das Wasser strömte bereits mit größter Geschwindigkeit aus dem Fjorde heraus und führte große Eisberge und Eisfelder mit sich, welche die „Sofia“ gegen das Land zurückdrängten. Nur ein glücklicher Zufall konnte sie aus ihrer verzweifelten Lage retten. Ein großer Eisberg riß das Eisfeld, an welchem das Schiff festsaß, mit sich fort und befreite es; die noch immer heranstürmenden Eismassen nahmen mehr und mehr ab, und um ein Uhr, 6 Stunden nach dem Aufbruche, dampfte das Schiff in fast eisfreiem Wasser dahin.

Binnensee am Rande des Inlandeises. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Am 23. August kam die „Sofia“ mit der wieder vereinigten Expedition an Bord gegenüber Julianehaab an, wo man, von der Station auf das Bereitwilligste unterstützt, die Vorräthe ergänzte und am 24. August weiter dampfte, um im Inneren des Igaliko-Fjords der Stelle einen Besuch abzustatten, wo der Hof Erich's des Rothen, Brattahlid, gelegen haben soll. Der Name Igaliko deutet schon darauf hin, daß hier eine Niederlassung gestanden haben muß; er bedeutet nämlich „Essenkochen“ oder „Kochplatz“. Die Grundmauern, welche man da fand, deuten auf ein Haus, welches kleiner ist, als die gewöhnlichen Bauernhütten in Schweden. Alterthumsreste finden sich übrigens in den meisten Fjorden des südwestlichen Grönlands. Dieselben lassen sich etwa folgendermaßen unterscheiden: a) Niedrige, häufig in dem Grasteppich verborgene Grundmauern, 4 bis 6 m breit, in der Länge aber je nach der Zahl der Wohnräume verschieden. Die Mauern sind etwa 1 m dick, ohne Mörtel zusammengesetzt, mit kleinen Thüren, und ohne Fenster; der Flur besteht aus Lehm und Schutt, auf dem man oft Holzkohlenstücke, manchmal auch Ueberreste von Brettern antrifft. b) Ueberreste von Kirchen. c) Ringförmige Mauern, gewöhnlich nur von unbedeutendem Durchmesser. d) Ringförmige Steinpflasterungen von wechselndem Umfange. e) Einfriedigungen, Steinwahrzeichen &c. f) Begräbnißplätze in der Nähe früherer Kirchen; die Leichen sind manchmal noch von Resten von Wollenstoffen umgeben und liegen oft in Holzkisten, die mit Holznägeln, manchmal auch mit eisernen Nägeln zusammengefügt sind. Solche Ruinen liegen größtentheils in den inneren, jetzt unbebauten Fjordthälern, wo allerdings bedeutendere Weideplätze gefunden werden, da doch vermuthlich der Haupterwerb der Bevölkerung in Jagd und Fischfang bestanden haben wird. Und nun zurück zu dem vermeintlichen Brattahlid.

Auf einem, aus der Ebene Igaliko sich erhebenden 45 Fuß hohen und aus einem Felsen bestehenden Hügel mit einem steilen, 2 bis $2^1/_2$ m hohen Absatze auf der nordöstlichen Seite fand man die Grundmauern eines an der äußeren Seite 16,3 m langen und 6,6 m breiten Gebäudes; die eine Wand wird von einem senkrechten Felsenabsatz gebildet, die anderen Wände sind aus kolossalen Sandsteinblöcken aufgeführt. Auf Grund dieses Befundes und unterstützt durch eine, wie Nordenskiöld meint, irrige Etymologie hat man in diesen Ruinen Brattahlid zu finden vermeint, jenen Hof, wo Erik der Rothe sich niedergelassen, wo Leif, der eigentliche Entdecker des Weinlandes und somit auch Amerikas, gewohnt und von wo später so manche der Entdeckungsfahrten ausgegangen sind, von denen die Sagas erzählen. Der Igaliko ist jedoch aus einem anderen Grunde merkwürdig; es wird hier Viehzucht und etwas Ackerbau getrieben, Gewerbe, welche den eigentlichen Eskimos vollständig fremd sind.

Auf der Rückreise nach Julianehaab beobachtete man eine eigenthümliche Erscheinung. Bei gutem Wetter und ruhiger See dampfte die „Sofia“ über den schmalen Fjord; plötzlich bemerkte man einen scharf begrenzten, etwas gelblichen Schein. Als derselbe das Schiff erreichte, sah es aus, als schwämme dasselbe in einem Meere von Feuer oder von geschmolzenem Metall; ungeachtet das Schiff 4 bis 6 Knoten Fahrt hatte, verschwand das Licht bald am Horizont. Leider war die Zeit zu kurz, es mit dem Spectroskop zu untersuchen oder eine Wasserprobe zu nehmen. Aller Wahrscheinlichkeit nach rührte der Schein nicht von der Phosphorescenz eines

am Schiffe vorbeischwimmenden Fischzuges her. Ein Nordlicht war an dem dicht bewölkten Himmel nicht zu entdecken. Die Eskimos berichteten, daß ein in der Nähe mündender Gletscherstrom eine dünne Schicht Lehmwasser an der Oberfläche des Fjord ausbreite, und sie glaubten, daß dieser Umstand mit der großartigen, nie vorher von ihnen gesehenen Erscheinung in Verbindung stehe. „Dieses merkwürdige Naturphänomen können unsere Gelehrten nicht erklären", wiederholt Nordenskiöld aus dem Schiffstagebuche der „Sofia".

Am 26. August ging die „Sofia" von Julianehaab ab und am Nachmittage warf sie im Hafen bei Friedrichsthal Anker, wo nach Aussage der Missionare europäische Schiffe nie vorher vor Anker gelegen haben.

Der Empfang durch den leider seither verunglückten, durch seine Reisen an der Ostküste Grönlands bekannten Pastor Brodbeck war sehr freundlich. Derselbe erklärte sich auch für den Fall, daß ihm die Erlaubniß dazu ertheilt werde, bereit, die Expedition zu begleiten; während dieselbe eingeholt wurde, blieb die „Sofia" in Friedrichsthal und benutzte diesen Aufenthalt, um die Kessel zu reinigen, welche Operation wie gewöhnlich durch Eskimos vorgenommen wurde. Nordenskiöld giebt an dieser Stelle seines Buches verschiedene Mittheilungen über die Niederlassungen auf der Ostküste Grönlands und erwähnt namentlich, daß die Bevölkerung nördlich vom 65. oder 66. Breitengrade zahlreich sein und einer anderen Menschenrasse angehören solle.

Der Eskimo Koludat. (Nach einer Photographie.)

Nachdem die Antwort gekommen war, daß Pastor Brodbeck die „Sofia" nach der Ostküste begleiten dürfe, und die Reisegesellschaft vereinigt war, lichtete die „Sofia" am 29. August Mittags den Anker. Bei herrlichem stillem Wetter, auf vollkommen glattem, mit zerstreuten Eisstücken bedecktem Wasser dampfte sie, anfangs ohne nennenswerthe Eishindernisse, an dem südlichsten dänischen Handelsplatz Pamiagdluk vorbei und in dem von hier nach Nordost gehenden Sunde nach der Stelle Kungmint, wo die Sunde Ikek und Ikaresak einander kreuzen. Die Natur war hier äußerst großartig. Die schmalen Sunde waren von hohen Bergen umgeben, welche zu unzähligen zackigen, jetzt nahezu schneefreien und oft ruinen- und festungsartigen Bergspitzen verwittert waren, zwischen denen hier und da die blauweiße Krone eines weiter im Lande liegenden Gletschers hervorleuchtete. Zwischen den Bergen und auf deren Abhängen sah man einzelne grünende Matten und am Fuße derselben dehnte sich die enge, spiegelblanke Wasserfläche des Sundes aus, die mit größeren und kleineren weißen, azurblauen und meergrünen Eisstücken bestreut war. Unter diesen sah man hier und da einen riesengroßen Eisberg, der durch die Strömungen in der Tiefe des Meeres in einer ganz anderen Richtung als das gewöhnliche Treibeis fortgetrieben wurde. Ein solcher zermalmte und schob alles kleinere in seinem Wege liegende Eis auf die Seite und ließ so ein eisfreies Kielwasser hinter sich, das sich jedoch da, wo das Eis dichter war, bald aufs Neue schloß. Weiterhin wurde das Eis dichter und dichter; es bestand hauptsächlich aus ziemlich grobem Meereis, zwischen dem auch hier und da ein großer Eisberg seinen eigenen Weg ging. Um jede Gefahr zu vermeiden, hielt die „Sofia" die Mitte des Fahrwassers, doch wurde das Eis bald undurchdringlich. Man suchte nun offeneres Wasser am nördlichen Strande, um, wenn das Schiff nicht weiterkommen konnte, einen einigermaßen sicheren Ankerplatz zu gewinnen, und dort eine Aenderung in der Lage des Eises abzuwarten. Dies glückte jedoch nicht. Die Sunde bei Kap Farewell sind nämlich von einem wilden, in spitzige Bergkegel zersplitterten Berglande umgeben, das bei dem Besuche der „Sofia" mit Ausnahme von einigen größeren, noch in den tieferen Thälern zwischen den Bergspitzen liegenden Schnee- und Eisfeldern schneefrei war. In das Meer sich absenkende Gletscher wurden nicht bemerkt, ebensowenig irgend welches Inlandeis, welches übrigens nach den Berichten von Lieutenant Holm in Südgrönland, wenigstens bis zur Höhe von Julianehaab, fehlt. Die Ufer der Sunde scheinen übrigens für das Ankern zu jählings in die Tiefe zu gehen, und das Ankern wird außerdem noch dadurch unmöglich, daß mit den starken Ebbe- und Fluthströmungen hier beständig große Eisstücke hin- und her-, selbst dicht an den Strandklippen vorbeitreiben. Da man also in der eingeschlagenen Richtung weder nach der Ostseite des Landes gelangen, noch auch einen sicheren Ankerplatz finden konnte, um eine Besserung der Lage des Eises abzuwarten, suchte man durch den nach Süden gehenden Sund Ikaresak wieder hinauszukommen. Doch auch hier stieß man auf Eis, und da es schon anfing dunkel zu werden, wurde es nöthig, Schutz für die Nacht zu suchen. In Er-

Das vermeintliche Brattahlid, von Nordosten gesehen. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Die Kolonie Friedrichsthal. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

mangelung eines besseren Platzes fand man denselben in der am Nordostende des Fjord gelegenen Bucht Kangerdludsiak, wo die Ufer allerdings so steil abfallen, daß man mit Mühe nur ganz in der Nähe des Landes mit 20 bis 30 Klafter Tiefe Anker werfen konnte und gleich wieder durch große, am Strande entlang treibende Eisstücke den Platz zu verlassen genöthigt war. Dies wiederholte sich mehrere Male während der jetzt völlig hereingebrochenen Nacht, wobei das Schiff jeden Augenblick Stößen der hin- und hertreibenden Eisberge, sowie der Gefahr ausgesetzt war, auf eine der im Fahrwasser liegenden Klippen zu stoßen. Doch konnte die „Sofia" bei Tagesanbruch ihre Fahrt unbeschädigt fortsetzen.

Strandpartie am Ikek-Sunde. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

II.

Bald nach Mitternacht wurde am 19. Mai der Marsch fortgesetzt. Immer dicht an dem trockenen Bette des Tokoscha hinhaltend, kam man zunächst über ein langsam aufsteigendes Terrain, auf dem die spärliche Vegetation nur aus verkümmerten Mimosen, Elephantenbäumen und halbvertrockneten Gräsern bestand. Zwei isolirte, etwa 200 m hohe Berge zur rechten Seite des Weges wiesen einen offenbar vulkanischen Charakter auf. Ihr schwarzes Gestein zeichnete sich scharf auf dem weißen Sande der Ebene ab. Während der Nachtstunden ging der Marsch ohne Beschwerden vor sich, aber am Tage, wo mit der Sonnenhitze zugleich der glühende, den heißen Sand emporwirbelnde Wind seine Wirkung that, war das Vorwärtskommen für Menschen wie Thiere eine schwere Aufgabe. An zwei Stationen, wo Wasser vorhanden sein sollte, waren die Brunnen ausgetrocknet. Nach achtstündigem Marsche war aber der Durst so groß, daß der Vorschlag des Karawanenführers, ohne weiteren Aufenthalt sogleich nach der sechs Stunden entfernten nächsten Station Danan zu gehen, auf keinen Widerspruch stieß. Mit Aufbietung aller Kräfte und, weil nur das ersehnte Ziel im Auge, in einer gleichmäßigen Ordnung, wie man sie bisher noch nicht erreicht hatte, ging die Karawane vorwärts. Endlich zeigte sich in der Ferne das üppige Grün, welches das Vorhandensein von ausreichendem Wasser verkündete, und noch ehe man an die Brunnen gekommen war, begegnete man, zum ersten Male in den fünf Tagen seit dem Aufbruche von Zeila, Eingeborenen, die mit großen Heerden von Schafen und Kameelen sich hier aufhielten. Um den bald hinter Tokoscha zurückgelassenen Nachtrab, einige Führer mit den erkrankten und den in Zeila neu angekauften Kameelen, zu erwarten, wurde beschlossen, hier ebenfalls eine längere Rast zu machen. Das Lager wurde in der Nähe einer Quelle aufgeschlagen, weit genug von den zahlreichen, halbkugelförmigen Zelten der Somali, um eine gegenseitige Belästigung vermeiden zu können. Leider nützte diese Vorsorge nicht viel. Die zuerst harmlose Neugier der Eingeborenen verwandelte sich bald in die unverschämteste Zudringlichkeit und offenbare Raublust. Die Nacht über mußten die Reisenden ihr Lager bewachen und, um die immer wiederkehrenden frechen Diebe zu erschrecken, von Zeit zu Zeit einen Schuß in die Luft abgeben. Am 22. Mai Morgens erschien sogar eine aus mehreren hundert Somali bestehende, mit Messern und Lanzen bewaffnete Bande, um Reis, Tabak und Datteln

zu fordern. Auf den Rath des inzwischen mit dem Nachtrab eingetroffenen Karawanenführers Fareh ließen sich die Reisenden auf keinerlei Verhandlungen ein, sondern traten mit ihren Dienern, jeder das geladene Gewehr mit aufgepflanztem Bajonett in der Hand, die Revolver am Gürtel, ruhig der Menge entgegen, die in der That, wie von panischem Schrecken gepackt, die Flucht ergriff. Der Pater, dem Cecchi auch zugemuthet hatte, sich, mit dem sechsten Gewehre bewaffnet, an der Vertheidigung zu betheiligen, hatte das Ansinnen so unchristlichen Thuns mit Entschiedenheit von sich gewiesen und sich in seiner harmlos kindlichen Weise damit begnügt, sein Kreuz gegen die Angreifer zu schwenken. Wie lange die glücklich bewirkte Einschüchterung der Somali andauern würde, konnte man nicht wissen; jedenfalls schien es gerathen, im Lager zu bleiben und die geplante Erforschung der interessanten vulkanischen Umgebung von Danan zu unterlassen. Wenige Kilometer nördlich von der Oase erheben sich aus einer hügeligen, von Streifen harter, schwarzer Lava durchzogenen Ebene die gewaltigen alten Krater von Gidgerasale, die mit ihren phantastischen Formen nach Antinori's und Chiarini's Schilderung zu den merkwürdigsten derartigen Bildungen gehören.

Am Morgen des 23. Mai brach die Karawane auf, um immer noch dem Bette des Tokoscha entlang mehrere Tagemärsche in südwestlicher Richtung weiter zu gehen. Die vulkanischen Hügelketten traten hier näher an das Flußbett heran, erhoben sich aber nur an vereinzelten Stellen mehr als 550 m über die langsam ansteigende Ebene, deren geologischer und botanischer Charakter hier noch keine Veränderung zeigte. Bei der Station Alehabba, wo man in der Umgebung einer kleinen Quelle trinkbaren Wassers wieder mit vielen Somali zusammentraf, wiederholten sich in vergrößertem Maßstabe die Vorgänge von Danan, die von jetzt an fast zur Tagesordnung der Karawane gehören sollten. In großen Gruppen versammelt, hielten die Somali zuerst das übliche Salam ab, um dann in gedrängten Haufen oder zur Abwechselung auch wohl einmal kriegsmäßig in Reihen geordnet, gegen das Lager vorzurücken und ihre von Drohungen begleiteten Forderungen mitzutheilen. Schlimmer als diese Belästigung, die sich einstweilen noch abwehren ließ, war aber das jetzt schon beginnende Erkranken vieler Kameele. Die neu hinzugekommenen Reservethiere waren zur Entlastung der anderen schon in Anspruch genommen. Am 24. Mai, auf dem Wege nach der Station Gollohol, fielen trotzdem einige vor äußerster Ermattung, und schweren Herzens mußten sich die Reisenden entschließen, ihr Gepäck zu vermindern, indem sie, was ihnen zunächst entbehrlich schien, längs des Weges ausstreuten. Auch dieses Mißgeschick wiederholte sich von nun an fast täglich; bald erlagen die Thiere ihrer zu schweren Belastung, bald rieben ihnen die großen, für den Kameeltransport gänzlich ungeeigneten Kisten, in denen sich ein Haupttheil der Ausrüstung befand, tiefe Wunden in den Rücken. Es währte nicht lange, so verwünschten die Reisenden aus vollem Herzen diese in Paris, London und Borgo San Lorenzo angefertigten Kästen, die, 160 an der Zahl, mit ihrer trefflichen Lackirung und dem Zinkfutter die Prachtstücke der Ausrüstung gewesen waren. Von Tag zu Tag wurde es ihnen klarer, daß bei der „wohldurchdachten" Beschaffung des Reisematerials weniger vielleicht mehr gewesen wäre. Die Leichtigkeit und scheinbare Gleichgültigkeit, mit der sie sich nun ihres Besitzes entäußern mußten, blieb natürlich nicht ohne schädlichen Einfluß auf das Verhalten der Leute. Sie hielten es für angezeigt, sich an den so gering geachteten Schätzen zu bereichern, und kleine Diebstähle und Veruntreuungen wurden immer häufiger.

Kurz vor der Station Gollohol trennt sich die Straße von dem hier nach Westen abbiegenden Flußbette. Zwischen zwei Reihen vulkanischer Hügel, die stellenweise so nahe zusammen traten, daß sie nur eben Raum für die Karawane ließen, ging es zwei Tage lang vorwärts. Dann führte der Weg stundenlang über eine steinige Hochebene nach der Station Feräb, wo man reichliches, fließendes Wasser vorfand. Zwergmimosen und Cacteen bildeten den Hauptbestandtheil der Vegetation. Das Thierleben war verhältnißmäßig reich. Gazellen der von den Somali dig-dig genannten Art, einige Hasen, und von Carnivoren die Hyäne, sowie der Canis aureus und Canis variegatus zeigten sich schon längs des Weges. Von Vögeln waren in der Oase selbst hauptsächlich Trappen, Frankolinen und Pharaohühner vertreten. Ueber eine weite Ebene, die mit ihren ausgewaschenen Schichten sich als ein rechtes Erosionsthal erkennen ließ, gelangte man am 27. Mai nach Mordali, einem der wenigen bevorzugten Punkte, die das ganze Jahr hindurch Trinkwasser und Nahrung für Kameele und Maulthiere haben. Schöne, schattenspendende Bäume wurden von den Reisenden freudig begrüßt; hatte man doch die letzte Strecke des Weges bei einer Temperatur von 43° C. zurückgelegt. Das ganze Thal des Flusses, der der Station ihren Namen giebt, ist mit großen und kleinen vulkanischen Kegeln durchsetzt, deren Oberfläche aus einer schwarzen, blasigen und löcherigen Lava besteht. Die Vegetation dazwischen ist fast üppig zu nennen; Salvadoren und Weinstöcke sind häufig. Ein reiches Vogelleben macht sich bemerkbar, und natürlich fehlt es hier auch nicht an einer zahlreichen Somali-Bevölkerung und großen Viehheerden.

In Lassarät, wo die Karawane an einem der nächsten Tage anlangte, hatte man einen ziemlich ernsthaften Zusammenstoß mit den Somali. Ein nächtlicher Angriff wurde durch die Wachsamkeit der Reisenden glücklich abgewehrt, doch ließ sich nicht verhindern, daß dabei mehrere Kameele und das Maulthier des Pater Alexis abhanden kamen. Der Heerdenreichthum, der allenthalben in dieser Gegend sich zeigte, setzte die Europäer immer von Neuem in Erstaunen. Die der großgehörnten indischen Rasse angehörenden Rinder waren gewöhnlich in Heerden von zwei- bis dreitausend Stück zusammen; Kameelheerden aber zählten meist fünf- bis sechs-, manchmal auch bis zehntausend Stück. Heerden von Ziegen und fettschwänzigen Schafen, die man auf der ersten Strecke des Weges besonders zahlreich gesehen hatte, waren hier weniger vorhanden.

Auch in den nächsten Tagen führte die Straße durch ein verhältnißmäßig reiches Gebiet, wo frische Weidegründe und dichter Wald häufig einen erfreulichen Anblick gewährten und die Jagd reichen Ertrag gab. Das Terrain fiel hier allmählich zum Flusse Abbagalla ab, dessen Ufer man am 4. Juni erreichte. Eine zahlreiche Bevölkerung, die, zum Theil ansässig, mehrere große Dörfer in der Nähe des Flusses bewohnte, belästigte die Karawane in der gewohnten Weise, und ebenso wie gegen ihre Angriffe mußte man hier auch gegen die der Hyänen auf der Hut sein, die während der Nacht in ganzen Schaaren das Lager umschlichen und außer einem Maulthiere auch einen von Martini's großen Hunden tödteten und fortschleppten.

Am 6. Juni erreichte die Karawane die Station Uaroff, die den Reisenden schon lange von den Führern wie eine Art Paradies geschildert worden war. Und in der That konnte man kaum etwas Schöneres sehen als diese Oase, die mit ihrem dichten Teppich feinen Grases, mit ihrem

Akazien- und Mimosengehölz und den hohen schattigen Waldbäumen an einen sorgfältig gepflegten englischen Park erinnerte. An der Ostseite der Oase befinden sich mehrere Brunnen, die ein gutes Trinkwasser enthalten; dicht neben ihnen sprudeln zwei heiße mineralische Quellen aus dem Boden hervor, von denen die eine schwefel-, die andere eisenhaltig ist. Ein kleiner See, der sich um sie gebildet hat, ist von üppigen Wasserpflanzen umgeben, die an einzelnen Stellen eine Höhe von 2 m erreichen.

Wenige Stunden nach der Ankunft in Uaroff, als schon wieder die gewohnte zudringliche Volksmenge vor dem Lager versammelt war, traf ein Bote bei den Reisenden ein, der sie im Namen des Sultans Ugas-Nobli, des mächtigen Oberhauptes der Isa-Somali, begrüßen und ihnen zugleich das Kommen desselben ankündigen sollte. Was eine solche Bewillkommnung zu bedeuten hatte, das wußte Martini nur zu wohl. Die Erinnerung an das Zusammentreffen der Antinori'schen Expedition mit diesem „schlimmsten Räuberhauptmann der Wüste" ließ jetzt nur den einen Wunsch in ihm entstehen, durch einen möglichst raschen Aufbruch von Uaroff der Begegnung aus dem Wege zu gehen. Er gab den Karawanenführern unverzüglich Befehl zum Abbrechen des Lagers und zum Weitermarsch, aber — Niemand gehorchte ihm. Die Leute erklärten, daß sie den Zorn des Sultans nicht auf sich laden wollten, und blieben standhaft bei ihrer Weigerung trotz alles Wetterns und Drohens des leicht aufbrausenden Martini. Die erregte Scene wurde von dem feindseligen Publikum vor dem Lager als ein belustigendes Schauspiel mit lautem Lachen und Höhnen begleitet, das bald genug auch unter den Leuten der Karawane Widerhall fand. Fast zwei Tage, während deren die lästige Menschenmenge durch immer neue Ankömmlinge auf mehrere tausend Köpfe anwuchs, wurden so in der peinlichsten Spannung verbracht. Als dann der Sultan eintraf, von einer kriegsmäßig ausgerüsteten großen Mannschaft begleitet, überstieg, was er als Tribut für das ungehinderte Passiren des von ihm beherrschten, „aber", wie er stets hinzufügte, „dem Sultan in Konstantinopel gehörenden" Landes forderte, alles Maß. Lange ermüdende Verhandlungen, die sich durch die ganze Nacht hinzogen, wollten zu keinem rechten Resultate führen. Zwar ließ er sich unter dem Vorwande, daß die Reisenden kein baares Geld mehr besäßen (und wehe ihnen, wenn er geahnt hätte, wo sie es versteckt hielten!), die zuerst verlangten 100 Thaler rundweg abschlagen — aber dafür forderte er nun an Baumwollenzeug, Glasperlen und Reis mehr als die Hälfte von dem, was die Expediton noch besaß. Schließlich riß Martini die Geduld. Sein leidenschaftliches Temperament ließ ihn alle Vorsicht und Klugheit vergessen — der friedliche Ausgang der Zusammenkunft und somit das Geschick der Reisenden hing an einem Haare. Gegen die Uebermacht der raubgierigen Somali, die sie hier umgaben und augenscheinlich nur auf ein Wort des Sultans warteten, um den Angriff zu beginnen, hätten sie trotz ihrer Feuerwaffen sich nicht lange halten können. Zum Glück kam der Karawanenführer Fareh, der vergebens bis hierher zu vermitteln gesucht hatte, noch gerade zur rechten Zeit auf den Einfall, dem erzürnten Sultan von dem Kriegsschiffe zu sprechen, das die Reisenden nach Zeila gebracht habe und noch jetzt dort im Hafen liege. Die Schilderung der großen Kanonen und der zum Schutze der Expedition bereiten Mannschaft des Schiffes verfehlte ihren Eindruck nicht. Der eben noch so hochfahrende Schwarze wurde ziemlich kleinlaut und ließ mit sich handeln. Zwar waren die 20 Stücke Baumwollenzeug und die Menge anderer Waaren, die er nun verlangte, immer noch ein schwer zu verschmerzender Verlust für die Reisenden, aber sie besannen sich doch keinen Augenblick, sich durch dieses Opfer die Erlaubniß freien Abzuges zu erkaufen.

In Arraua, einer aus wenigen Zeriben bestehenden Niederlassung am Ufer des gleichnamigen, jetzt bis auf die Brunnenlöcher ganz trockenen Flusses, traf die Karawane am 11. Juni ein. Die letzten Tagemärsche hatten den Bestand an tragfähigen Kameelen wieder so vermindert, daß man sich entschließen mußte, für den Weg bis zur Grenze des Somaligebietes noch eine Anzahl neuer Lastthiere zu miethen. In dem gewohnten langweiligen Hin und Her der Verhandlungen hierüber vergingen abermals mehrere Tage, und als endlich alles geordnet und zum Weitermarsch bereit war, trat wieder ein neues Hinderniß ein. Einer der Kameeltreiber war plötzlich schwer erkrankt. Man konnte über seinen hoffnungslosen Zustand sich nicht täuschen; die Gefährten des Kranken aber, die ihn schon ohne Erfolg durch die Anwendung des Hauptheilmittels der Somali (Seifenwasser, das durch die Nase eingezogen werden muß) gequält hatten, bestanden darauf, daß ein in Arraua wohnhafter Zauberer noch seine Kunst an ihm versuchen müsse. Diese Kunst aber, die trotz der traurigen Veranlassung die Lachlust der europäischen Reisenden erregte, gipfelte darin, daß der alte schmutzige und struppige Somalizauberer nach längerem vorbereitendem Gemurmel von unverständlichen Worten, und nachdem er eine Reihe vielleicht symbolischer Knoten in einen neuen Strick geknüpft hatte, aus frischem Kameelmist Pillen von der Größe eines Taubeneies formte, dieselben von allen Seiten bespuckte, um sie dann unter eifriger Anrufung Mohammed's eine nach der anderen dem vor ihm am Boden liegenden, schon völlig bewußtlosen Kranken in den Hals zu stopfen. Die traurige Komik dieser Scene wurde noch durch den Eifer des Pater Alexis erhöht, der, dicht neben dem Zauberer stehend und sein großes Crucifix schwingend, dem heidnischen Spuk zum Trotz für die Seele des Sterbenden betete.

Dank der vermehrten Zahl der Lastthiere ging es nach allen diesen Aufenthalten jetzt einige Tage gleichmäßig und ohne Störung vorwärts. Bald hinter Arraua führte der Weg über die große Ebene Haliagah, die, so weit das Auge reichte, mit gewaltigen Ameisenhügeln besetzt war. Vereinzelt oder auch zu zweien und dreien neben einander stehend hatte man diese, von den Somali cantur genannten Hügel schon mehrfach angetroffen; hier aber standen sie in zahlreichen Gruppen von je 50 bis 100 Stück über die Ebene verstreut, in den verschiedensten Formen emporragend, bald als rundliche Hügel oder spitze Kegel, bald als breite Thürme oder Doppelsäulen, häufig auch in Tisch- oder Pilzform, kaum eines der merkwürdigen Bauwerke unter 1,50 m hoch), gar viele aber eine Höhe von 5 bis 6 m erreichend.

In zwei beschwerlichen Tagemärschen, bei einer Temperatur von 40 und 42° C., die den Wassermangel doppelt empfindlich machte, wurden die sterilen, einförmigen Ebenen von Sangoti und Rabassa passirt und endlich auch Lalliballa erreicht, die letzte Station des Somali-Landes, das hier an das Gebiet der Afar oder Danakili grenzt. Da die Brunnen in dem trockenen Bett des Lalliballaflusses augenblicklich nur wenig und schlechtes Wasser enthielten, durfte auch hier von einem längeren Aufenthalt nicht die Rede sein. Nachdem man die Kameele getränkt und mehreren, die schon wieder erkrankt und mit Wunden bedeckt waren, ihre Lasten abgenommen hatte, wurde der Marsch über die trostlos einförmige, kahle Hochebene fortgesetzt, an deren östlichem Horizont jetzt immer deutlicher der große abgestumpfte Kegel des „Wegweisers der Karawanen", des erloschenen Vulkans Azelô, sichtbar wurde.

Bei dem Uebergange aus dem Gebiet der Somali in das der Afar that sich plötzlich ein auffallender Umschlag in der Stimmung und dem Verhalten des eingeborenen Karawanenpersonals kund. Die Somali, welche die weitaus größte Mehrzahl desselben bildeten, hatten sich bis hierher, auf ihr Recht im eigenen Lande trumpfend, fast ausnahmslos ein anmaßendes, herrisches und oft genug freches Auftreten gestattet, nicht nur den europäischen Reisenden, sondern auch den Afarleuten gegenüber, die sich bei der Karawane befanden. Jetzt verlor sich dieses Selbstbewußtsein wie mit einem Schlage, oder es ging vielmehr auf die Afar über, die, nachdem sie so lange sich hatten fügen müssen, nun mit dem Betreten ihres Landes sich als Herren der Situation zu fühlen und einen Uebermuth zu entfalten begannen, der die Somali in fast lächerlicher Weise einschüchterte. Im weiteren Verlauf seiner Reise sollte Cecchi noch oft Gelegenheit haben, dieses brutale Geltendmachen des Hausrechtes bei den einzelnen Stämmen zu beobachten, das, ohne Zweifel eine Folge der häufigen Reibereien und Feindseligkeiten zwischen den Nachbaren, zu alle den Hindernissen, die sich der Erforschung jener Länder entgegenstellen, noch eines mehr hinzufügt.

Dem in Zeila getroffenen Abkommen gemäß mußten die Reisenden in Hedeid-Harer, einer der ersten Stationen des Afarlandes, ihr ganzes bisheriges Karawanenpersonal auslohnen und entlassen. Durch das Mißbehagen der Somalileute begünstigt, die nur wünschten, bald von hier fortzukommen, ging die Sache über Erwarten schnell und friedlich von statten, und vielleicht hätte auch die Neuorganisirung der Karawane, die nun vorgenommen werden mußte, ebenso leicht und ohne großen Zeitverlust bewerkstelligt werden können, wenn Martini etwas weniger eifrig gewesen wäre. Nach jenen früheren, von Abu-Bakr sanktionirten Bestimmungen sollte mit der weiteren Führung der Karawane und zunächst mit ihrer Zusammenstellung jetzt ein angesehener Afar, Mohammed-Valî, betraut werden, der die Reisenden schon von Zeila aus begleitet hatte. Es war ein außerordentlich gewandter und schlauer, aber keineswegs ehrlicher Bursche, und die mannigfachen kleinen Diebstähle, auf denen man ihn unterwegs ertappt und deren jeder Veranlassung zu einer heftigen Scene mit Martini gegeben hatte, bewogen diesen letzteren jetzt, trotz Cecchi's Abrathen, einen anderen, ihm zuverlässiger scheinenden Mann zum Führer der Karawane zu ernennen. Wie unklug dieser Schritt gewesen war, zeigte sich schon am nächsten Tage, als alle Bemühungen, Leute und Lastthiere zu miethen, erfolglos blieben. Von dem aufs Höchste beleidigten Mohammed-Valî aufgehetzt, stellten die Bewohner von Hedeid-Harer und die Leute der Umgegend die unsinnigsten Forderungen. Unermüdlich und mit beispielloser Geduld verhandelte Cecchi tage- und wochenlang mit ihnen; glaubte er Abends mit ihnen handelseins geworden zu sein, so fand er am nächsten Morgen sie schon wieder anderes Sinnes. Selbst der Versuch einer Aussöhnung mit Mohammed-Valî, auf die dieser scheinbar einging, führte zu keinem günstigeren Resultat. Unter immer neuen Vorwänden und Lügen und durch heimliches Einverständniß mit den übrigen Afar wußte er das Zustandekommen der Karawane von Tag zu Tag hinauszuschieben. Seine unverkennbare Absicht, die Reisenden zum Verlassen des Ortes und zugleich zur Zurücklassung des größten Theils ihres Besitzes zu zwingen, scheiterte an der zähen Ausdauer Cecchi's. Aber die sechs Wochen vom 12. Juni bis zum 25 Juli, welche die Reisenden hier in der peinlichsten vielfach bedrohten Lage zubringen mußten, waren eine schwere Leidenszeit.

Persien und seine Regierung.

Von H. Vambéry.

Was die europäische Diplomatie im 16. und 17. Jahrhundert in der Türkei gethan, nämlich durch ausführliche Berichte über Land und Leute das damalige Europa mit dem nahen Osten bekannt zu machen, das ist im Laufe unseres jetzigen Jahrhunderts in Persien der Fall gewesen. Malcolm, Joubert, Ouseley, Frazer, der geniale Morier und viele Andere haben entschieden die besten Bücher über das alte und moderne Persien, über das Leben und Treiben des merkwürdigen iranischen Volkes veröffentlicht. Heute schließt sich der Reihe dieser diplomatischen Autoren ein amerikanischer Berufsgenosse an, und wir können nicht umhin, gleich von vornherein zu erklären, daß Herr S. G. W. Benjamin, der die große Republik am Hofe des Schah von Ende 1882 bis 1885 vertreten hat, hinter seinen schriftstellerischen Vorgängern in keiner Weise zurückbleibt, denn das von ihm unter dem Titel „Persia and the Persians" soeben in London veröffentlichte, herrlich ausgestattete Buch [1]) bietet nicht nur eine höchst angenehme Lektüre, sondern giebt auch ein ziemlich umfassendes, klares und in den meisten Fällen getreues Bild vom modernen Iran. Es sind dies allerdings einzelne, lose an einander gefügte Artikel, von denen einzelne schon in amerikanischen Zeitschriften, wie „Harper's Monthly", „Century Magazine" und „Manhattan Magazine" erschienen sind; doch dem großen europäischen Publikum waren sie unbekannt geblieben und die Gesammtausgabe dieser Bilder war eine um so verdienstlichere Arbeit, als wir ein echt orientalisches Land durch einen eminent praktisch begabten Yankee geschildert vor uns sehen. Ja, praktisch geschildert, aber dem ungeachtet nicht ohne den rosigen Schein poetischer Begeisterung, nicht ohne die Weihe gewisser sentimentaler Auffassung, mit einem Worte, mit all den Eindrücken, die das wunderbare, von europäischen Einflüssen am wenigsten berührte Persien auf den vom fernen Westen gekommenen Fremden ausüben muß.

Dem Inhalte nach zerfällt das Buch eigentlich in zwei Theile: 1) Reiseschilderungen und 2) Beschreibung der politischen, socialen, religiösen, culturellen und industriellen Verhältnisse des Landes. Bezüglich der ersten Abtheilung erhalten wir ein ganz anschauliches Bild von der Eisen-

[1]) Persia and the Persians. By S. G. W. Benjamin, Lately Minister of the United States to Persia. Illustrated. London, John Murray 1887.

bahnlinie, die von Batum nach Baku geht, ja von der ganzen Gegend vom Schwarzen Meere bis zur Schwelle Persiens. Die Strecke von Enzeli bis Teheran ist eingehend geschildert, ebenso auch der Ausflug von letzterwähnter Stadt nach Lar am Fuße des Demawend, wo der Autor mit seiner Familie einen Sommer zugebracht hat. Wir erhalten einen Einblick in die moderne Residenz der Kadscharen, lernen die Hauptbauten derselben, ja alle jene Merkwürdigkeiten kennen, die während der letzten Jahrzehnte ins Leben gerufen, uns den europäischen Einfluß auf die Architektur der modernen Perser so ziemlich veranschaulichen. Was den zweiten Theil betrifft, so finden wir die ethnographischen Skizzen, wenngleich hübsch, doch mitunter mangelhaft, ja auch nicht ohne Fehler, da Herr Benjamin der Landessprache nur halbwegs oder gar nicht mächtig, nur auf Hörensagen angewiesen war, und das Hörensagen ist bekanntermaßen in Persien ein sehr verfänglicher Wegweiser. Viel besser und bedeutend lehrreicher sind jene Abschnitte des Buches, in welchen die Verwaltung des Landes, das Verhältniß der Beamten zu den Eingeborenen, das Leben des Hofes, der Prinzen, der hohen Würdenträger und der diplomatische Verkehr mit den ausländischen Gesandtschaften besprochen wird. Am besten dünken uns Kapitel XIV und XVII, in welch ersterem von den Hilfsmitteln, den Produkten und dem Handel Persiens die Rede ist, während das letztere mit der allgemeinen politischen Lage des Landes sich beschäftigt.

Bei der reichen Fülle an interessanten Daten des Buches fällt es uns in der That schwer, einzelne markante Stellen vorzuführen. Wir wollen uns daher mit solchen Momenten befassen, die als außerordentliche Erscheinung auf die Anschauungen und Gesinnungen des freien Amerikaners geradezu verblüffend gewirkt haben müssen. Zu diesen gehört in erster Reihe der Zug des wilden Despotismus und der Tyrannei, welcher nicht nur den Charakter der höheren Beamten, sondern auch den des Schah selbst [1]) kennzeichnet und der in der That ein grelles, betrübendes Licht auf die Zustände des heutigen Persiens wirft. Eine Scene solcher Art ist z. B. Seite 176 geschildert, als der Schah kurz vor seiner Abreise nach Europa auf offener Straße um Gerechtigkeit gegen einige seiner diebischen Beamten ersucht wurde und wo während des Rummels zufälliger Weise ein Stein auf den Wagen des Schahs gefallen war. Der Schah, empört und erschrocken, kehrte eilends in den Palast zurück, ließ zwölf der aufs Gerathewohl gefangenen Soldaten vor sich führen und die armen, festgebundenen, todtbleichen Opfer sich stellen. Dieselben wild anstarrend, hielt er einige Augenblicke schrecklicher Erwartung stille und gab dann mit einer leisen Handbewegung das verhängnißvolle Zeichen. Sofort hatten die Henker zwölf Stricke um die Hälse der Armen geworfen, in Gegenwart des Königs aller Könige wurden die vielleicht ganz Unschuldigen ohne jegliches Verhör erwürgt und ein kräftiger Junge hauchte erst dann seine Seele aus, als man auf seiner Brust herumgetreten war. Ein anderer Zug ist der, welcher vom erstgeborenen Sohne des Schah, nämlich Massud Mirza, betitelt Zil-î-Sultan, d. h. Schatten des Fürsten, erzählt wird [2]). Dieser Zil-î-Sultan, eigentlich der Tüchtigste der Nachkommen des jetzigen Königs, der nach dem Tode seines Vaters große Wirren hervorrufen wird, weil sein jüngerer Bruder zum Thronfolger ernannt worden ist, zeichnet sich bekanntermaßen durch sein Regierungstalent und durch seine streng militärischen Eigenschaften aus. Als Musterbild der europäischen Kultur schwebt ihm Deutschland, namentlich das preußische Militärwesen, vor; er hält sich stramm, ist kurz angebunden im Sprechen, und als Zeichen seiner Sympathien trägt er eine Pickelhaube auf dem Kopfe und, wie der Leumund berichtet, soll er dieselbe selbst bei Nacht im Bette nicht ablegen. Allerdings der erste Kadscharenprinz und mohammedanische Fürst, der die deutsche militärische Kopfbedeckung liebgewonnen, ungeachtet sie zum buntfarbigen Kaftan so schlecht paßt. Heute ist der Zil-î-Sultan der gefürchtete Gouverneur von Isfahan und da er als solcher an dem Geldsäckel eines reichen Kaufmannes sich vergriff, so eilte letzterer behufs Schutzes zu dem Throne des königlichen Vaters. Nasreddin Schah nahm sich seines bedrängten Unterthanen an; als aber dieser, mit einem königlichen Schreiben nach Isfahan zurückgekehrt, sich dem Prinzen vorstellte, fuhr ihn Zil-î-Sultan folgendermaßen an: „Wohlan, du wolltest einen Prinzen mit einem königlichen Schreiben erschrecken; fürwahr, du bist ein tapferer Mann, ich hätte dir nicht so viel Muth zugetraut und du mußt wirklich ein braves, großes Herz haben! Dieses Herz muß ich sehen und muß von ihm Courage lernen!“ Hierauf wendete er sich mit lauter Stimme zu seinen Dienern, sagend: „Nehmt ihm das Herz heraus!“ Die Schergen warfen sich sofort auf den von panischem Schrecken befallenen Kaufmann, öffneten ihm auf der Stelle den Leib, rissen ihm das Herz heraus und präsentirten dasselbe dem Prinzen auf einem Teller. Andere nicht minder grauenvolle Scenen werden von dem amerikanischen Diplomaten geschildert, der aber trotz alledem nicht den Stab über den Schah und seine Würdenträger bricht, indem er die barbarische Rechtspflege der alten tyrannischen Regierungsform und der Verwilderung der in Knechtschaft auferzogenen Bevölkerung zuschreibt. Den Laien mag dies mit vollem Recht befremden, Nasreddin Schah könnte allerdings seine despotische Willkür mäßigen, doch im Grunde genommen zeichnet er sich in vortheilhafter Weise vor seinen Vorgängern aus; er hat kein schlechtes Herz, er ist aufrichtig bemüht, Persien auf die Bahn der modernen Kultur zu lenken; doch muß man das schauerliche Bild Jahrhunderte langer Tyrannei kennen, um einzusehen, wie schwer es einem asiatischen Despoten fallen muß, inmitten der alten Verkommenheit, umgeben von einer habsüchtigen, gewissenlosen Bureaukratie und in steter Gefahr vor meuchlerischen Anfällen inmitten der asiatischen Welt europäisch zu schalten.

Am interessantesten sind jedenfalls jene Theile des Buches des Herrn Benjamin, welche sich mit dem Leben des Hofes, mit den Intriguen der Minister und mit dem ewigen Ränkespiel der am persischen Hofe beglaubigten europäischen Diplomaten befassen. Wir erhalten da ein gar sonderbares Bild der verschiedensten politischen Sympathien und Strömungen, bei welchen natürlich der mehr oder minder starke Zufluß fremden Goldes den Ausschlag giebt. Dem Schah selbst ist es bisher jedenfalls gelungen, seine Neutralität strengstens zu bewahren und nur im verborgensten Winkel seines Herzens will man einige Spuren mehr englisch als russisch gefärbter Gefühle entdecken. Der gute Mann denkt wahrscheinlich: „Britannien liegt weit entfernt und Rußland steht mir schon am Nacken. Das erste kann ich, das zweite muß ich fürchten.“ Seine Söhne bekennen schon offen Farbe. Der Thronfolger Muzaffar-ed-din Mirza, der, wie üblich, in Tebris die Gouverneurstelle vertritt, hält entschieden zu Rußland. Es ist dies ein fanatischer, höchst beschränkter Mann, der aus Furcht vor seinem älteren Bruder und Rivalen noch zu Lebzeiten seines Vaters unter die Fittige des moskowitischen

[1]) Siehe dessen Bild „Globus“, Bd. 44, S. 99.
[2]) Siehe dessen Bild „Globus“, Bd. 45, S. 4.

Adlers gekrochen ist und sein zukünftiges Glück mehr von Tiflis und St. Petersburg, als von Teheran erwartet. Der früher erwähnte Zil-î-Sultan lehnt mit seinen deutschen Sympathien in politischer Beziehung sich an England an, während der dritte Sohn, Kamran Mirza, betitelt Naib-es-Saltana (Vertreter des Reiches), bisher als ganz farblos gilt. Seiner officiellen Stellung nach ist er Kriegsminister und Administrator von Teheran. Vorderhand begnügt er sich mit seiner Stellung, doch welcher Partei er sich in Zukunft anschließen wird, wäre schwer vorauszusagen. Daß diese verschiedenartigen Strömungen unter den Mitgliedern des königlichen Hauses von den Repräsentanten des Abendlandes nach Thunlichkeit ausgebeutet werden, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Jede Gesandtschaft hat ihre eigenen Privat-Prinzen, Privat-Prinzessinnen, Mirzas, Chane ꝛc., die im diplomatischen Gaukelspiele als Marionetten verwendet, den respektiven Landesinteressen zu dienen haben. Die Gesandten Englands und Rußlands stehen hier im Vordergrunde, und namentlich ist es letzterwähntes Land, welches, von jeher am stärksten engagirt, sein Scherflein zur Deckung des Haushaltes einzelner Prinzen und Minister am reichlichsten zukommen läßt. England ist schon etwas sparsamer, daher denn auch sein Einfluß geringer; denn nur unter gebieterischen und dringenden Umständen läßt John Bull sich zum Aufschnüren des Geldbeutels herbei. Höchst charakteristisch dünkt uns die Transaction Großbritanniens bezüglich des gefürchteten Rivalen Abdurrahman Chans, nämlich Ejub Chans, der nach seiner Niederlage vor Kandahar sich nach Teheran geflüchtet hat, um dort vom russischen Gesandten als eine offene Gefahr gegen die Ruhe Herats in Bereitschaft gehalten zu werden. Nach langer Rivalität zwischen Herrn Thomson und Herrn Melnikow gelang es dem Briten schließlich, die Perser dazu zu bewegen, daß Ejub unter Schloß und Riegel gebracht und von etwaigen Revolten im Nordwesten Afghanistans ferngehalten wurde. Zur Vergütung dieser den persischen Staatsschatz belästigenden Gastfreundschaft ließ der Schah sich von den Engländern für Kost und Quartier jährlich erst 6000, dann 8000 Dukaten zahlen. Später aber ging der königliche Traiteur mit den Preisen in die Höhe, und heute muß England für Viktualien und Quartier 12 000 Dukaten zahlen. Was die übrigen Gesandtschaften anbelangt, so spielen mit Ausnahme der Türkei die Vertreter Frankreichs, Deutschlands und Oesterreich-Ungarns nur die Rolle einfacher Zuschauer, obwohl sie sub titulo commercielle Interessen häufig die Eintracht zwischen den im Ernste betheiligten Staaten stören. So finden wir, daß der Autor sich namentlich über den Vertreter Deutschlands stark beklagt und ihm den Vorwurf macht, er hätte aus Feindschaft gegen die Vereinigten Staaten Amerikas ihm oft die Wege gekreuzt.

In dem letzten Abschnitte seines Buches bespricht Herr Benjamin die politische Lage Persiens, namentlich die dort stark engagirte Rivalität zwischen Rußland und England, wobei er jedoch entgegen der allgemeinen Annahme einer Feindschaft der Yankees gegen England ganz offen die Partei letzterwähnten Landes nimmt. Ja, Blut ist kein Wasser, und der amerikanische Angelsachse kann es nicht übers Herz bringen, die Lage seines britannischen Cousins durch die Machinationen des barbarischen Rußland gefährdet zu sehen. Und sein Urtheil in dieser Frage ist auch ganz gerecht. Herr Benjamin meint, derselbe Rechtstitel, dessen sich England zur Eroberung Indiens bediente, stehe auch den Russen bei ihren Plänen auf Bochara, Afghanistan u. s. w. zu. Was er aber tadelt und verabscheut, daß ist die ewige Lüge, das freche, unverschämte Betrügen, Heucheln und die ekelhaften Winkelzüge der russischen Diplomatie, die auch dann täuschen und betrügen, wenn es gar nicht nothwendig ist. Ein Russe sagte zu einem Mitgliede der Gesandtschaft der Vereinigten Staaten: „Glauben Sie nichts, was Sie betreffs der Verwickelung an der östlichen Grenze hören. Sogar wenn Sie Jemand schwören hören, daß wir Herat nicht brauchen, glauben Sie ihm nicht; sogar wenn ich schwöre, ja sogar wenn der Zar schwören würde, glauben Sie nicht! Wir brauchen Herat und wir werden es haben!" Auch das Urtheil des Autors über die zukünftigen Chancen des Rivalitätskampfes der beiden Kolose in Asien ist mehr oder weniger zutreffend. Er wirft den Engländern mit Recht schwere Irrthümer und Fehler vor und meint, es werde um seinen Stand in Indien wohl stark zu kämpfen haben. Bezüglich Persiens ist er einer Ansicht, die wir nicht ganz theilen können, indem er diesem Lande zumuthet, es werde in seinem Vertheidigungskampfe gegen den nordischen Gegner sich aufraffen und ihm kühn die Stirne bieten. Wenn es sich allein überlassen wird, so wird Persien wohl schwerlich die Kreise des russischen Zars zu stören vermögen, namentlich nicht das heutige Persien, welches jeden moralischen Haltes entbehrt, dessen Armee in verwahrlostem Zustande sich befindet und bei russischen Angriffen immer den Kürzeren gezogen hat. Persien wird nur dann eine tüchtige Defensive bieten, wenn es von England oder Deutschland unterstützt wird, und diese Unterstützung kann und darf nicht lange auf sich warten lassen.

Das Buch des Herrn Benjamin bietet noch gar viel des Interessanten und Anregenden, was auf die politischen Tagesfragen ein werthvolles Streiflicht werfen kann, und wir hätten gern noch jenen Abschnitt des Buches besprochen, welcher mit den Bodenerzeugnissen, der Industrie und dem Handel sich beschäftigt und dem Leser die Ueberzeugung beibringt, daß Persien im Verhältniß zu anderen moslimischen Ländern eines nicht unbedeutenden Grades von Wohlstand sich erfreut. Diese Aussage finden wir ganz richtig, und um unsere Besprechung nicht zu sehr auszudehnen, wollen wir mit der Bemerkung schließen, daß das Buch des amerikanischen Diplomaten zu den besten Erzeugnissen der betreffenden Fachliteratur gehört. Nur schade, daß die Transscription der persischen Wörter fast durchgehends fehlerhaft ist, obwohl Herr Benjamin sich in dieser Hinsicht nicht wenig einbildet und in der Vorrede auf zwei langen Seiten von seiner Transscriptionsmethode spricht.

Das Leben der Europäer in Manila.

Im Jahre 1885 erschien in Manila bei Chofre u. Co. ein Buch, betitelt „El Indicador del Viajero en las Islas Filipinas por D. Jaime Escobar y Tozano“, das ein sehr zu empfehlendes Nachschlagebuch nicht nur für jeden Philippinen-Reisenden, sondern auch für jene ist, die sich im Allgemeinen über die Verhältnisse jener spanischen Kolonie orientiren wollen. Eine Menge brauchbarer und recht übersichtlicher Tabellen und ein netter Plan von Manila erhöhen den Werth dieses Buches, dem nur die häßliche Uebersichtskarte des Archipels und einige krasse Irrthümer und Flüchtigkeiten im ethnographischen Kapitel (die Mohammedaner des Südens werden einfach zu Arabern gemacht!) Eintrag thun; hoffentlich wird eine zweite Auflage, die wir dem Werke von Herzen wünschen, die Fehler der primera edición ausmerzen.

Das meiste Interesse flößen die Rathschläge ein, welche der Verfasser dem nach Manila reisenden Europäer über sein Verhalten auf der Reise, Kleidungsweise, Lebensregeln rc. giebt. Das wichtigste hiervon möge an dieser Stelle mitgetheilt werden.

Der Reisende soll die Abfahrt von Europa in den Monaten Mai und Juni bewerkstelligen, um während der Monate Juni und Juli in den Philippinen eintreffen zu können, da in diesem Jahresabschnitte die starke Hitze bereits nachgelassen hat und der Eintritt der Regenzeit stattfindet, welche mit den nördlichen Winden auch kühles Wetter bringt. Auf diese Weise wird am besten der Körper an den Klimawechsel gewöhnt und überdies ist auch die Seefahrt in dieser Jahreszeit minder gefahrvoll, da Stürme seltener auftreten.

Ist der Reisende im Lande eingetroffen, so soll es seine erste Sorge sein, sich eine bequeme und gut ventilirbare Wohnung [1]) zu verschaffen. Hat es geregnet, so muß man eine Zeit hindurch die Fenster geschlossen halten, da die feuchte Ausdünstung der verdampfenden Wassermassen der Gesundheit sehr nachtheilig ist. Die Kleidung muß leicht, die Wäsche von Baum- oder Schafwolle gefertigt sein, Linnenzeug ist nicht zu empfehlen. Erwachsene, Männer wie Weiber, sollen während ihres Aufenthaltes in den Philippinen jederzeit baumwollene und ärmellose Unterjäckchen anlegen und um den Bauch eine Flanellbinde tragen, welche den Unterleib und Magen vor Erkältungen, der Landesplage, bewahren soll, denn diese arten leicht in Dysenterie und Magenkrankheiten aus, in Folge deren wieder die den tropischen Klimaten charakteristische Blutarmuth sich einstellt. Für die Erhaltung der Gesundheit ist es vor allem anderen nothwendig, daß die Transspiration nicht unterdrückt und das Gemüth nicht Erschütterungen ausgesetzt wird. Ist die Leibwäsche vom Schweiße durchnäßt, so heißt es sie zu wechseln, weil Krankheiten einen sonst leicht befallen könnten. Für Kinder gelten diese Vorschriften nicht, diese sollen in leichter Kleidung mit nackten Armen und Beinen herumlaufen. Im Hause genügt ein feines Jäckchen oder Hemdchen. Excesse im Tafeln sind gefährlich; man esse lieber öfter im Tage, aber stets wenig, als einen reichlichen Mittagstisch zu halten. Besonders im Genusse von Früchten und Grünzeug muß man vorsichtig und enthaltsam sein. Mißbrauch von alkoholhaltigen Getränken zieht auf den Philippinen gefährlichere Folgen nach sich als in Europa.

Sobald man Lust zu essen verspürt, gilt es, den Appetit sofort zu befriedigen, sonst könnte man leicht die Krankheit bekommen, die im Lande traspaso de hambre, d. h. „Uebergehen des Hungers“ genannt wird und in heftigen Magenschmerzen und völliger Appetitlosigkeit besteht. Auch gilt es in den Philippinen der Gesundheit für nachtheilig, unmittelbar nach eingenommener Mahlzeit oder in der Zeit der größten Hitze sich geistigen Arbeiten zu widmen. Ebenso muß man sich vor dem Anprall der Sonnenstrahlen, ferner vor Durchnässung von Regen und Nachtthau sorglich in Acht nehmen. Ebenso natürlich ist es, seine Geschlechtslust nicht ausarten zu lassen.

Um vor Sonnenstich sich zu bewahren, ist es angezeigt, wenn man zur Mittagszeit in der Sonne gehen muß, unter den Hut einige Blätter der Banane oder jener Pflanze, die man hier zu Lande Sambong nennt, zu stecken, dadurch bleibt der Kopf geschützt und im Kühlen. Wird man vom Regen durchnäßt, so darf man die nassen Kleider und Wäschestücke durchaus nicht am Leibe trocknen lassen, man muß vielmehr beim Erreichen des nächsten Hauses oder sonst bei der nächsten Gelegenheit die nassen Gewänder ausziehen, den Körper mit Weingeist, Rum, Cognac oder sonst einem Alkoholikum gehörig einreiben und dann trockene Kleider und Leibwäsche anziehen, sonst bekommt man leicht das Fieber. In der Nacht sind die Fenster verschlossen zu halten und ein Leibchen und Unterhosen zu tragen. Beim Gebrauch der Bäder ist zu vermerken, daß sie zu meiden sind, wenn man auch nur das geringste Unwohlsein fühlt oder gedrückten Gemüthes ist.

Die dem Klima und den Verhältnissen des Landes am meisten entsprechende Lebensweise ist die folgende:

Man stehe zwischen fünf und sechs Uhr Morgens auf, ruhe eine viertel oder halbe Stunde aus und nehme dann erst das Bad, worauf man sich ankleide und die Toilette beende, um das Frühstück einzunehmen. Die folgende Zeit bis 12 oder 1 Uhr sei den Berufsgeschäften gewidmet. Das Mittagsmahl wird am besten um 1 Uhr herum eingenommen; nach dem Essen widme man zwei Stunden der Siesta, worauf man wieder bis 6 Uhr seiner Beschäftigung nachgeht. Zwischen 6 bis 8 Uhr fällt die Zeit des Spazierengehens, dann wird genachtmahlt und um 10 oder 11 Uhr schlafen gegangen.

Was die Wohnungsverhältnisse Manilas anbelangt, so hat der Einwanderer die Wahl, entweder in den Vorstädten oder in der Stadt selbst sich einzumiethen. Die Miethe eines ganzen Hauses in der letzteren oder in den Hauptverkehrsadern der Vorstädte schwankt zwischen 35 bis 200 Pesos (1 Peso = 4 Mk.) für den Monat. Am billigsten sind die aus Rohr und Nipa-Palmen hergestellten Hütten der Vorstädte, da die Preise nur zwischen 10 bis 20 Pesos pro Monat schwanken. Ist aber das Haus aus Balken gezimmert und mit einem Metalldach versehen, dann muß man für den ersten Stock (inklusive Pferdestall und Wagenremise) 30 bis 60 Pesos monatlich zahlen, für das Erdgeschoß (mit demselben Zubehör) beträgt dann die Monatsmiethe 16 bis 30 Pesos. Die Rohrhütten bewähren sich gut bei Erdbeben, dagegen sind sie höchst feuergefährlich

[1]) Von den Wohnungsverhältnissen wird weiter unten noch eingehender gesprochen werden.

(Manila wird oft von Feuersbrünsten heimgesucht) und erliegen leicht dem Anprall der nicht allzuseltenen Wirbelstürme oder Baguios. Der Erdbeben wegen werden gewöhnlich Nachtlichter unterhalten, um bei dem plötzlichen Eintritt eines solchen leicht den rettenden Ausgang finden zu können.

Ganz eigenartig ist das Verhältniß zwischen Herr und Koch. Letzterer ist entweder ein Indier (d. i. malayischer Eingeborner) oder ein Chinese, der je nach der Größe seiner Kochkünste 6 bis 20 Pesos monatlich und überdies Unterkunft und Verpflegung erhält. Das ist aber nicht alles; denn mit dem Koch wird noch speciell folgender Vertrag abgeschlossen: für jede Person der Herrschaft erhält er einen halben Duro pro Tag, sind aber mehr als 4 Personen im Haushalte, so erhält er für jeden Kopf mehr nur 5 Reales vellon. Hierfür übernimmt er die Verpflichtung, zwei Mahlzeiten, bestehend aus Suppe, drei Gerichten und dem Nachtisch, täglich herzustellen, auch Butter, Brennholz und Alles, was er sonst für die Küche braucht, aus Eigenem zu kaufen, Brot aber und Wein wird besonders bezahlt. Wie der Koch mit seinem Taggelde auskommt, ist seine Sache; macht er billige Einkäufe, so gehört der Ueberschuß ihm, denn nie wird eine Rechnung gefordert, andererseits darf er auch keinen Zuschuß verlangen. Bei der Spielsucht der Indier kommt es freilich nicht selten vor, daß der Koch sein ganzes Marktgeld oder den größeren Theil desselben verliert, dann ist es mit dem Menu schlecht bestellt, oder der Koch brennt durch, wenn man ihm die nochmalige Auszahlung des Taggeldes verweigert, so daß man sich genöthigt sieht, im Gasthause zu speisen. Andererseits freilich kann man gewärtig sein, daß, wenn das Spiel glücklich gewesen oder die Wetten beim Hahnenkampf gut ausgefallen sind, der Koch seinen Gewinn zum Marktgelde schlägt und eine prächtige Tafel herstellt.

Dem Koch liegt es ferner ob, für den gesammten Monatsbedarf: Zucker, Thee, Kaffee, Chocolade, Schinken, Suppenkonserven, Wein, spanisches Oel, Likör, Erbsen und Petroleum einzukaufen, etwa für 16 Pesos, mitunter aber noch für eine höhere Summe.

Mit der Dienerschaft steht es auch eigen, denn die Diener wollen ausschließlich nur das thun, wofür sie angeworben sind; jede andere Dienstleistung, die nach ihrer Ansicht einem anderen Kameraden obliegt, verweigern sie rundweg; so kümmert sich der Kutscher nur um Wagen und Pferde, und die Nähterin würde um keinen Preis eine andere Dienerin des Haushaltes in ihrer Arbeit unterstützen. Die Diener, welche den Fußboden scheuern, Lampen anzünden und dergleichen Verrichtungen vornehmen, werden von den Spaniern batas genannt. Bata bedeutet zwar im Tagalischen eigentlich nur Kind, Knabe, die Spanier gebrauchen das Wort aber auch für alle jugendlichen Diener, welche im Hause selbst aufwarten und die Herrschaft bedienen. Ein solcher Bata oder eine Dienerin erhalten 3 bis 6 Pesos Monatslohn und die Kost; die Nähterinnen, welche stets außer dem Hause übernachten, bekommen monatlich 5 bis 6 Pesos und die Verpflegung. Der Kutscher bezieht einen Monatslohn von 7 bis 12 Pesos, doch wenn die Zahl der Pferde zwei oder drei übersteigt, so pflegt er um Beistellung eines Pferdewärters oder Gehilfen zu bitten, welcher nebst der Kost monatlich 4 bis 6 Pesos Lohn erhält; ist er jünger als 14 Jahre (er wird dann wie alle im Knabenalter stehenden Diener Batilla genannt), so bekommt er nur 1 bis 2 Pesos und die Verköstigung.

Die Wäsche aller Gewandstücke wird außerhalb des Hauses von berufsmäßigen Wäscherinnen vorgenommen, denen auch Chinesen Konkurrenz machen.

Viel Unkosten macht das Unterhalten einer Equipage, denn ohne eine solche ist ein „anständiger Mensch“ in Manila nicht gut denkbar. Zwar stehen Miethskutschen und jetzt auch eine Pferdebahn zur Verfügung: indeß, wem es nur einigermaßen die Einkünfte erlauben, hält sich eine Kutsche, ein Vergnügen, das mit monatlich 42 Pesos theuer genug bezahlt wird. Erwähnt sei hier, daß die philippinischen Pferde außer Heu oder Grünfutter (Zacate) auch unenthülsten Reis (Palay) zum Futter erhalten und daß ihnen unter das Wasser, das sie zu saufen bekommen, auch Honig gemengt wird. B.

Kürzere Mittheilungen.

Zur Ethnologie der deutschen Alpen.

Der beste Kenner Tirols und seiner Bevölkerung, der treffliche Dr. Ludwig Steub, der jüngst in Meran sein 75. Lebensjahr vollendete, hat einige Bücherrecensionen, einen prächtigen Vortrag in der Münchener anthropologischen Gesellschaft und sonstige Abhandlungen ethnologisch-linguistischen Inhaltes, welche er in letzter Zeit verfaßt, unter dem Titel „Zur Ethnologie der deutschen Alpen“ (Salzburg, H. Kerber, 1887) in ein Heftchen gesammelt und für Freunde der Namensforschung herausgegeben. Wer die fein humoristische Art Steub's, den M. Haupt einst unter die ersten lebenden Stylisten Deutschlands gezählt hat, kennt, weiß, daß er stets in zierlicher Schale Wohldurchdachtes bietet; er versteht es, wie kein zweiter, Belehrung mit Unterhaltung zu verbinden, ob er nun selber uns die wunderbar klingenden Namen Tirols und der Nachbarländer aus dem Romanischen erklärt oder die Erklärungen Anderer bekämpft und bessere dafür bietet, wie es in dem derb zugreifenden Abschnitte „Ein neuer Gelehrter“ der Fall ist, wo einem unberufenen Etymologen, Hrn. von Grienberger, kräftig die Leviten gelesen werden. Es handelt sich dabei um die romanischen Namen Salzburgs, welche fast ohne Ausnahme in Tirol ihre Doppelgänger oder Analoga haben, während Grienberger dieselben für älter als die tirolischen erklären möchte.

Der erste der acht Aufsätze bespricht A. Unterforcher's Arbeit über romanische Namenreste aus dem Pusterthale. Dasselbe war einst, wie Tirol, ganz romanisirt, bis im 6. Jahrhundert über den Brenner her die Bayern, an der Drau herauf die Wenden eindrangen und um das Thal kämpften. Erstere blieben Sieger, und deshalb hat das Pusterthal in seinen deutschen Namen ein althochdeutsches Gepräge, wie kein anderes in Tirol, denn Namen wie Dietenheim, Tesselberg, Greinwalden, Reiperting u. s. w. kommen sonst in Tirol nicht wieder vor. Doch setzten sich jenseits (östlich) der Toblacher Haide auch die besiegten Wenden fest, und daher giebt es dort auch wendische Namen. Romanische Namen finden sich am zahlreichsten im weltentlegenen Kalserthale, am Fuße des Großglockner, wo also eine bedeutende romanische Bevölkerung noch mit den Slaven fortgelebt haben muß.

Der weitaus längste der Aufsätze, der vierte, jener oben erwähnte Vortrag, behandelt in der anziehendsten Weise eine

Anzahl neuerer Schriften über Rätien und giebt unter anderen eine kurze Geschichte der stets mißglückten Versuche, das dem Rätischen verwandte Etruskische zu erklären. Von besonderem Interesse ist, was er über Dr. C. Pauli's „Die Inschriften des nordetruskischen Alphabetes“ sagt. Es sind deren jetzt 109 bekannt, welche in vier einander sehr ähnlichen aber doch verschiedenen Alphabeten geschrieben sind, welche Pauli nach ihren Hauptsitzen als die von Este, Bozen, Sondrio und Lugano bezeichnet. Diejenigen von Lugano sind nach ihm in gallischer Sprache abgefaßt, die von Sondrio und Bozen entschieden in etruskischer, was Steub schon vor 30 und 40 Jahren behauptet hat, die von Este in der Sprache der Veneter, also in einer illyrischen, welche nordwärts bis zur Drau in Kärnten reichte, und aus welcher der Name Venedigs und vielleicht selbst derjenige des Groß-Venedigers herrührt.

Wie sich Steub nach den in den letzten Jahrzehnten gemachten Gräberfunden die Wanderung der Etrusker von Osten her denkt, schildert er S. 55 ff. „Es scheint, daß in jenen Zeiten (vielleicht ein Jahrtausend vor Christi Geburt) aus Thracien, dem ja an Volkszahl damals nur das große Indien vorangesetzt wurde, sich Völker gleichen Stammes erhoben haben, deren Herkunft und Verwandtschaft aber nicht anzugeben ist, da ihre Sprache weder mit den europäischen noch mit den kleinasiatischen sich berührt. So viel scheint sicher, daß diese Völker die Donau als Leitfaden benutzten und an ihren beiden Seiten in breiten Bändern, in mächtigen Ausladungen, westwärts zogen. Den Winkel der früher angekommenen und bereits fest gesiedelten Veneter vom Po bis an die Drau umgingen sie, drangen aber dafür bis an den Rhein und über den Jura hinaus, über den Apennin und bis an den Tiber, wo sie also Etrusker, d. h. Turisker, genannt wurden.“ Dieses zahlreiche und kunstfertige Volk wurde später von den Kelten umringt und bedrängt, bis es in den Alpen auf Rätien allein beschränkt war. Damals ging der ursprünglich etruskische Namen „Taurisker“ auf die norischen Kelten, derjenige der „Tauriner“ auf die des oberen Polandes über. Schließlich kamen die Römer, unterwarfen 15 v. Chr. Rätien und romanisirten dessen Bewohner.

Unter den schon erwähnten Funden, wie Ringen, Nadeln, Fibeln u. s. w., zeichnen sich drei eherne Eimer (situlae) aus, von denen zwei, die von Watsch in Krain und von Bologna, mit getriebenen Figuren geschmückt sind, welche das Leben der räto-etruskischen Zeit darstellen und darum von höchstem Interesse sind. „Ueberraschend ist vorerst, daß die Männer alle ohne Kopf- und Baarthaare, sohin vollkommen kahl erscheinen. Dies erklärt auch, warum allenthalben Scheermesser gefunden werden. Die Gesichter sind schablonenartig, eines wie das andere, alle, wenigstens auf der Watscher Situla, mit aufgestülpten dicken Nasen. Das Haupt deckt entweder eine Mütze, ganz und gar wie die phrygischen, d. h. unsere Nachtmützen, oder auch ein flach aufliegender borstiger Teller, der auf allen Seiten über das Haupt hervorsteht und wahrscheinlich eine Pelzmütze darstellen soll. Bei Felsina (Bologna) hatten sie ganz niedere Hüte mit sehr breiten Krempen, wie sie früher die Meraner Bauern trugen. Den Leib verhüllt ein bis an die Knie reichender ärmelloser Rock, der die Arme nicht sehen läßt und am Rande mit Bändern ausgenäht oder gestickt ist. Auf dem Eimer der Certosa marschiren die Krieger in Parade auf, vier Waffengattungen, jede in einer anderen Uniform! Außerdem sehen wir auf dem Watscher Eimer Pferde und Wagen, letztere von geschmackvoller Bauart, erstere schön geschirrt und an Mähne und Schweif schön frisirt. Auch findet sich ein Lieblingssport der Etrusker, nämlich ein feierlicher Faustkampf, den zwei nackte Kämpfer begehen, dann eine musikalische Gesellschaft, in der sich zwei Künstler mit Leier und Hirtenflöte vergnügen, andere Landsleute, welche essen, trinken oder sich sonst beschäftigen. Das Ganze macht den Eindruck behaglicher, lebenslustiger Sitten, mäßiger Pracht und genügenden Reichthumes.“

Die Beschreibung, welche Strabo, der römische Geograph, wenigstens ein halbes Jahrtausend später von seinen Rätiern giebt, stimmt aber nicht recht zu der Anschauung, die diese Wassereimer bedingen. Er nennt sie wild, kriegerisch und arm — nur Käse, Harz, Honig und derlei Landeserzeugnisse hätten sie an die Römer verhandelt. „Sie hat das Land selbst verwildert, sagt schon Livius — wahrscheinlich ist der Stamm durch die unausgesetzten Kriege, die er mit seinen Nachbarn und etwa auch unter sich zu führen hatte, allmählich in seinem Wohlstande und seinen Sitten zurückgekommen.“

Diese, wie alle Steub'schen Schriften seien jedem Freunde des Alpenlandes, jedem Ethnologen und Geographen aufs Beste empfohlen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von den zunächst interessirten Handelskreisen wird schon seit Jahren die Schiffbarmachung des Neckars von Heilbronn bis Cannstatt oder Eßlingen angestrebt und gilt das Projekt, entgegen den früher bestehenden Ansichten, längst als gut durchführbar. Veranlaßt von der Stuttgarter Handelskammer, hat der Wasserbaumeister Klett vor Kurzem einen Plan ausgearbeitet, nach welchem die Kosten für die Strecke Heilbronn-Cannstatt auf 3 800 000 Mark, Heilbronn-Eßlingen auf 5 000 000 Mark berechnet werden. Mit dieser verhältnißmäßig nicht zu großen Summe könnte dem größten Theile des Neckarthales eine der Neuzeit entsprechende Verkehrsstraße gegeben werden, und die Residenz Stuttgart mit der größten Wasserstraße Deutschlands, dem Rhein, in Verbindung treten. Die Frage wird voraussichtlich im kommenden württembergischen Landtage zur Sprache kommen. (A. Z.)

— Der König von Belgien hatte für 1885 einen Preis von 25 000 Francs ausgesetzt für die beste Arbeit über die Mittel und Wege, um das Studium der Geographie zu popularisiren und den geographischen Unterricht in den Schulen zu vervollkommnen. Derselbe ist jetzt unter etwa 60 Bewerbern dem Professor am Augsburger Realgymnasium Anton Stauber zuerkannt worden.

— Aus Serbien kommt die Nachricht, daß längs der neuen Eisenbahnlinie, welche Belgrad über Wranja mit Saloniki verbindet, einige englische Handelsagenturen mit Niederlagen englischer Waaren und in Saloniki selbst ein sehr großes Depot von solchen errichtet werden sollen. Serbien galt bisher als eine Domäne des österreichischen Handels.

— G. N. Potanin ist am 27. Februar (10. März) in St. Petersburg eingetroffen. Seine reichlichen Sammlungen sind schon früher angelangt. Potanin beabsichtigt zuerst in der Geogr. Gesellschaft, dann in einer Reihe öffentlicher Vorträge über die Resultate seiner Reise zu berichten.

Asien.

— Vinzenz von Haardt in Wien hat mit seiner eben erschienenen „Uebersichtskarte der ethnographischen Verhältnisse von Asien“ (Wien 1887. Sechs Blatt in 30 fachem Farbendrucke. 1 : 8 000 000. Preis 30 Mark) den, man muß gestehen, kühnen Versuch gemacht, eine Sprachenkarte eines ganzen Erdtheils — und zwar des schwierigsten von allen — in größerem Maßstabe herzustellen und zunächst der Schule und der Universität ein neues Lehrmittel zu bieten. Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens liegen für jeden Fachmann auf der Hand: sie bestehen hauptsächlich in der Masse, der Zerstreutheit und Ungleichartigkeit des Quellenmaterials; während für manche Theile (z. B. Kaukasus, Kleinasien, Indien, Sibirien) brauchbare kartographische Vorarbeiten vorliegen, fehlt es für andere selbst nur an den dürftigsten Notizen. Einigermaßen wird freilich dieser Nachtheil durch die Generalisirung, welche eine Wandkarte fordert, wieder aufgehoben. Daß es aber ohne manche Irrthümer dabei nicht abgehen kann, ist klar — doch welche Karte ist davon frei? v. Haardt hat bei der systematischen Eintheilung der Völker Friedrich Müller's „Allgemeine Ethnographie“ zu Grunde gelegt, sich aber nicht mit den sechs in Frage kommenden Rassen begnügt, sondern die Mongolen durch verschiedene Färbung in zwölf, die mittelländische Rasse in acht und die Dravidas in drei Untergruppen zerlegt, während für die arktischen Völker, die Malayen und die Papuas, je eine Farbe genügte. Dadurch, daß z. B. für die Mongolen mit mehrsilbigen und für die mit einsilbigen Sprachen verwandte Farben (für jene sechs gelbe, für diese sechs grüne Töne) gewählt wurden, vermag der Beschauer der Karte mit einem Blicke das ganze Verbreitungsgebiet dieser Rasse zu umfassen. Aehnlich bei den anderen. Die einzelnen Völkernamen (über 600) sind dann in Roth eingedruckt, ihre Verbreitung durch rothe Linien umgrenzt, so gut oder so schlecht sich solche Grenzen eben angeben lassen; in sprachlich gemischten und in den von Nomaden bewohnten Gebieten wächst ja die Schwierigkeit solcher Umgrenzung oft bis zur Unmöglichkeit. Haardt's von der Wiener Akademie der Wissenschaften unterstützte Veröffentlichung bietet außer der Verarbeitung des gedruckten Materials aber auch manches Unedirte; er hatte sich dabei der Mithilfe einer Reihe angesehener Fachmänner und Specialforscher zu erfreuen, von denen hier nur Friedrich Müller, Tomaschek, Bühler, Petri, Vambery, Hickisch, Wünsch, Heinrich Müller genannt seien. So entstand in langjähriger Arbeit eine Karte, welche Ethnographen, wie Politikern, Schulen und Universitäten warm empfohlen werden kann.

— Von kundiger Seite werden wir darauf aufmerksam gemacht, daß die Berthelot'sche Hinweisung auf die Zinngruben in Drangiane, welche der Londoner „Nature“ entnommen war, nichts Neues ist, sondern daß K. E. v. Baer schon vor Jahren im Archiv für Anthropologie die Thatsachen nach Ogorodnikow und die Strabonische Angabe mitgetheilt und ausführlich besprochen hat.

Afrika.

— Eine Depesche aus Sansibar vom 14. März meldet, daß dort Nachrichten aus Uganda vom 24. Januar eingetroffen seien. Danach hat die von Dr. Junker abgefertigte Karawane Emin-Pascha glücklich erreicht. Emin befindet sich wohl. Der Bote kehrte mit Elfenbein zurück.

— Mr. Last hat, ehe er von Blantyre seine Reise nach den Namuli-Bergen antrat (vergl. oben S. 223) im Mai vorigen Jahres eine kleine Reise durch die Gebiete der Yao und Angoni südlich vom Njassa-See unternommen. Dabei sah er unweit des Ausflusses des Schire aus dem Njassa das Grab des unlängst verstorbenen Mponda (wie der Titel des Yao-Sultans am linken Schire-Ufer lautet), das größte Bauwerk dieser Art, welches er in ganz Ostafrika gefunden hat. Es steht dem Hause, in welchem er wohnte, gerade gegenüber; Styl und Einrichtung ist durchaus einheimisch, während sich in der Größe des Gebäudes ein Einfluß von der Küste her bemerkbar macht. Es ist nämlich 40 Fuß lang, 30 breit, und rings herum läuft eine 5 Fuß breite Veranda. Das Dach, dessen First etwa 25 Fuß über dem Erdboden liegt, ist mit Gras gedeckt und ganz und gar, vom Firste bis zu der Traufe, mit weißem Calico überzogen. Die Richtung ist fast ostwestlich, die Thür befindet sich am östlichen Ende. Innen besteht das Dach aus Bambu und ist mit zahllosen, etwa 1 Fuß langen und 1 Zoll breiten Wimpeln behangen. Auch die Lage des Grabes, welches nahezu nordsüdliche Richtung hat, zeigt fremden Einfluß; der Kopf liegt nach Norden, in der Richtung nach Mekka. Auch soll das Begräbniß unter den üblichen mohammedanischen Gebräuchen vollzogen worden sein. Ueber der Gruft ist ein Grabmal errichtet auf einer erhöhten Plattform, zu welcher zwei Stufen hinaufführen; dasselbe besteht aus einer etwa 4 Fuß hohen, mit Thürmen versehenen Mauer, welche am Kopfende offen ist und einen gewöhnlichen Grabhügel umschließt. Außen zu beiden Seiten des Grabes befindet sich je eine große viereckige Büchse, in welche das zur Verehrung des Todten herbeikommende Volk Rupien hineinwerfen soll. Die Seite des Grabmals, welche der Thür gegenüberliegt, ist mit runden irdenen Tellern, Becken, Brillengläsern, einer Kupferschüssel und ähnlichen europäischen Fabrikaten eingelegt und mit zahlreichen Perlenschnüren, Votivgaben von Freunden und Besuchern, behängt. Vor dieser Mauer hängt an einem Riegel etwa 6 Fuß über der Erde eine Anzahl guter Gewänder aus Maskat und einige bunte Gewänder europäischer Manufactur; diese bilden eine Art Schirm vor dem Grabmale und werden nur, wenn Besucher kommen, weggethan. Die Thür wird stets verschlossen gehalten, und die ganze Anlage steht unter einem eigenen Wächter.

— Nach den „Gold Field Times“ schreitet der Bau der Delagoa-Eisenbahn regelmäßig fort; es sind etwa 20 km davon vollendet. Längs derselben und in der Nähe der Sümpfe sind Eucalyptus angepflanzt worden. In der Nähe von Lorenzo Marques sind Kohlenschichten sowie Platin entdeckt worden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Miklucho-Maklay veröffentlicht eine Anzeige, daß die beabsichtigte Gründung einer russischen Kolonie in Neu-Guinea nicht zu Stande kommt — aus Gründen, welche er nicht nennt. Er selbst kehrt aus Gesundheitsrücksichten auf einige Zeit nach Sydney zurück.

Südamerika.

— Am 2. December 1886 hat Thouar seine neue Reise von Sucre in Bolivien durch den Gran Chaco nach Paraguay angetreten. Seine Begleitung besteht aus 40 Infanteristen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Nordenskiöld's Reise in Grönland 1883.

IV. (Schluß.)

Die weitere Fahrt war ziemlich schwierig; es wurde sogar nothwendig, um das Eis bei Kap Farewell herumzugehen und den Weg nach dem Norden an dem Eisrande entlang zu nehmen; man gelangte dadurch wieder auf die Höhe von Friedrichsthal, wo die Eskimos entlassen wurden. Das Thierleben in diesem Fahrwasser war sehr arm; während zweier Tage hatte man nur einen Walfisch, einige Seehunde und ein paar Vögel gesehen; die Ursache dürfte in der bis dicht ans Land reichenden großen Tiefe des Meeres zu suchen sein, welche es Vögeln und Seehunden unmöglich macht, ihre Nahrung vom Boden des Meeres zu holen; vielleicht hat auch der von den Eingeborenen geführte lange Ausrottungskrieg dazu beigetragen. Infolge mancher Schwierigkeiten hatte man am 1. September den 62. Breitengrad noch nicht erreicht; einmal glaubte man an die Möglichkeit, das Eis durchbrechen zu können, doch gab man den Versuch wieder auf und segelte weiter nach Norden, wobei man jedoch der Umwege und des Stromes wegen nicht schnell vorwärts kam. Etwas weiter von der Küste entfernt lief allerdings ein warmer Strom nach Norden. Die Küste bestand, so viel man erkennen konnte, aus einem wilden, von hohen, schneefreien Bergen gebildeten Alpenlande; nirgends sah man hier vom Meere aus den wagerechten Eiswall des Inlandeises. Interessant sind die Bemerkungen, welche Nordenskiöld über die dort beobachteten Eisberge macht, welche dann seiner Gewohnheit gemäß auch auf die Berichte Anderer ausgedehnt werden. Er selbst bestimmt die Höhe eines mittelgroßen Eisberges von etwa 100 m horizontalem Durchschnitt auf 35 m über dem Wasserspiegel; da derselbe wahrscheinlich sechs- bis siebenmal so weit unter das Wasser reichte, würde seine vertikale Höhe also etwa 260 m betragen haben. Doch liegen Berichte von viel größeren Bergen vor; so maß Lieutenant Hammer in der Gegend von Jakobshavn verschiedene Berge von 30 bis 60 m Höhe, einzelne erreichten auch 90 m; der größte, den er gesehen, war an der Fjordmündung gestrandet und hatte eine Höhe von 108 m. Der größte von einigen anderen, nicht einmal so hohen Eisbergen bedeckte eine Oberfläche von 63 000 qm und hatte einen Kubikinhalt von 20 Millionen Kubikmeter Im nördlichen Eismeere dürfte man in der Nähe Grönlands die größten Eisberge antreffen, während im Allgemeinen die des antarktischen Meeres größer als die des nördlichen Eismeeres zu sein scheinen. Allerdings sind von dort nur wenige wirkliche Messungen bekannt. Cook nennt die Eisberge des Südmeeres mit ganz bezeichnendem Namen Eisinseln und schätzt die Höhe derselben auf 15 bis 90 m. Nares traf am antarktischen Polarkreise Eisberge bis zu einer Höhe von 75,6 m und einem berechneten Durchschnitt von 350 m. Von „wolkenhohen“ Eisbergen darf man demnach allerdings nicht sprechen, wohl aber erreichen sie die Höhen von Scherenklippen an der skandinavischen Küste, selbst die von hohen Kirchthürmen.

Am Morgen des 4. September bekam die „Sofia“ Kap Dan in Sicht, und nun faßte Nordenskiöld den Entschluß, den Eisgürtel, welchen man etwa 20 Meilen vom Lande antraf, zu forciren, was auch ohne besondere Schwierigkeiten glückte. Geradeüber von der Stelle, wo der Durchbruch bewerkstelligt worden war, befand sich das Schiff vor einer offenen Bucht, die keinerlei Schutz gewährte,

man fand jedoch einen guten, vor Wind und Treibeis geschützten Hafen ganz in der Nähe. Es war ein schöner, in mehrere Arme getheilter Fjord, welcher nur durch eine schmale Mündung mit dem Meere in Verbindung stand und in seinem Inneren an vielen Stellen ausgezeichnete und gut geschützte Ankerplätze hatte. Dies war der „König Oscarhafen", der erste Hafen südlich vom Polarkreise, in welchem in den letzten Jahrhunderten ein Fahrzeug vor Anker gelegen hat. Nördlich vom Polarkreise ist allerdings die Ostküste Grönlands weniger vom Eise gesperrt. Bei einem Spaziergange am Lande fand man Fußspuren von Menschen, zum Theil einige Tage alt, zum Theil noch ganz frisch; wahrscheinlich waren die Eingeborenen geflohen, als sie sahen, daß ein Schiff die Eismauer durchbrach, welche ihnen bisher einen so sicheren Schutz gewährt hatte. Mehrfach fand man am Ufer ziemlich gut erhaltene Ueberreste von aus Stein und Rasen aufgeführten Eskimohäusern und allerlei anderen Spuren menschlicher Thätigkeit, wie Speckhäuser, Fuchsfallen ꝛc., die zum Theil noch Anzeichen trugen, daß sie kurz vorher im Gebrauch gewesen waren. Die Berge in der Umgegend erreichen gegen 1000 m Höhe; zwischen denselben breiten sich Binnenseen und Thäler aus, welche mit einem ziemlich dichten Grasteppich und 1 bis 2 Fuß hohem Weidengebüsch bedeckt waren. Bäume gab es hier nicht und die Zwergbirke kroch, wie auf Spitzbergen, am Boden hin. Renthierspuren glaubte einer der Jäger erkannt zu haben, vom Moschusochsen aber fand sich nichts vor. Alle Versuche, Eingeborene aufzufinden, waren vergebens, was in verschiedener Hinsicht sehr bedauert werden muß, und so verließ man schon am folgenden Tage den Ort, um wo möglich den großen, stark bevölkerten Hafen zu erreichen, welcher nördlich von Kap Dan liegen sollte. Anfänglich bereitete das Eis ziemliche Schwierigkeiten, dann aber, nördlich von Kap Dan, schien das Meer vollkommen eisfrei zu sein. Doch ließ man sich hierdurch nicht täuschen, und da der Kohlenvorrath sehr abgenommen hatte, beschloß man, nach einem möglichst bald unternommenen, aber vergeblichen Landungsversuch, den Kurs nach Reykjavik zu stellen, wo die „Sofia" am 9. September ankam. Am 16. wurde die Reise nach der Heimath angetreten und der Hafen von Gothenburg nach einer Abwesenheit von 146 Tagen am 27. September erreicht. Die Ergebnisse der Expedition, wie Nordenskiöld sie zusammenstellt, dürfen wir hier wohl übergehen, um das Schlußkapitel, welches über die Eskimos handelt, eingehender zu besprechen. Nordenskiöld hat in demselben die historische Darlegung der Auffassung der Europäer von dieser interessanten Völkerschaft und eine Darstellung ihres Charakters und ihrer Denkweise zu geben gesucht, wobei er sich jedoch auf die Polareskimos in Grönland und an der Nordküste von Amerika beschränkt.

Grönlands Ostküste südlich vom König-Oscar-Hafen. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Die Europäer kamen mit dem Polarvolke Nordamerikas, dessen Angehörige damals „Skrälingar", Zwerge, genannt wurden, zum ersten Male zur Zeit der Normannen in Berührung, und wahrscheinlich geschah dies kurz nach der Entdeckung des Landes durch Erik den Rothen. In der Erzählung des isländischen Predigers Are Thorgildson Frode über die Entdeckung von Grönland heißt es: „Das Land, welches Grönland genannt wird, wurde von Island aus entdeckt und bebaut. Erik der Rothe hieß der Mann aus Bredefjord, welcher von hier (d. h. Island) dahin zog und die Landstrecke in Besitz nahm, die später Eriksfjord genannt wurde." Er gab dem Lande einen Namen und nannte es Grönland (Grünland), indem er meinte, daß er

die Leute verlocken würde, dahin zu ziehen, wenn das Land einen guten Namen hätte. Sie fanden dort sowohl im Osten wie im Westen des Landes Wohnstätten, sowie Stücke von Booten und „Steinschmiedesachen“, woraus man sehen kann, daß dieselben Leute, welche in Weinland wohnen und welche die Grönländer Skrälingar nennen, dort herumgezogen sind. Er fing an, das Land zu bebauen, ungefähr 14 oder 15 Winter, ehe das Christenthum in Island eingeführt wurde, nach dem, was Thorkel Gellersen auf Grönland von einem Manne erzählt wurde, welcher selbst Erik den Rothen dahin begleitet hatte.“ Wenn man diese Erzählung buchstäblich auffassen darf, so fand Erik der Rothe verödete Eskimohütten an den Stellen, wo er landete und er zog später den richtigen Schluß, daß die Bewohner desselben mit den Eingeborenen des Weinlandes nahe verwandt seien. Diese und alle weiteren Erzählungen über die Polarvölker, welche den nordöstlichsten Theil der Neuen Welt bewohnten, blieben bis zum 17. Jahrhundert den Gelehrten beinahe unbekannt. Erst seitdem nach der Entdeckung Amerikas die Versuche, nördlich von diesem Erdtheile einen Weg nach Indien zu finden, zahlreicher wurden und man auch das alte Grönland aufzufinden sich bemühte, kam es zu verschiedenen, leider meistens gewaltthätigen Begegnungen mit den Eskimos.

Grönländer von der Mischrasse. (Nach einer Photographie.)

In einer Beschreibung der Grönländer von Graah heißt es: „Sie waren alle recht hübsch und hatten in ihrem Aussehen wenig Aehnlichkeit mit dem Eskimostamme. Braunes Haar war bei der Jugend ziemlich allgemein, die Farbe des Haares spielte etwas ins Röthliche. Die Männer waren gewöhnlich schlank und gut gewachsen, selbst mager. Sie hatten hübsche, ausdrucksvolle Gesichtszüge mit dichten, gebogenen, schwarzen Augenbrauen; einige hatten auch einen starken Bartwuchs.“ Es liegt hier die Erklärung nahe, daß ein Theil der Ostländer eskimoisirte Skandinavier sind; aber gerade darum haben verschiedene Anhänger der gewöhnlichen Auffassung diese Grönländer für Nachkommen der Walfischfänger gehalten, welche im Jahre 1777 in so großer Anzahl an der Ostküste Grönlands Schiffbruch litten. Dem steht allerdings die Beobachtung gegenüber, daß skandinavische Züge der Ostgrönländer schon lange vor jenem holländischen Schiffbruche bemerkt wurden.

Felsen an der Ostküste Grönlands, den König-Oscar-Hafen umrahmend, aus einer Höhe von 2000 Fuß gesehen. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Gegenwärtig hat sich im dänischen Grönland zwischen den Innuit-Frauen und den dänischen Kolonisten, Walfischfängermatrosen ꝛc. eine neue Mischrasse gebildet, welche, da die Eingeborenen den europäischen Typus hübscher finden als den ihrigen, durch die Geschlechtswahl so überhand genommen hat, daß das, was wir reine Eskimozüge nennen, anfängt, selten zu werden, wenigstens in der Nachbarschaft der Kolonien. Andererseits nehmen die Kinder aus gemischten Ehen, sofern nicht besondere Anstrengungen gemacht werden, um ihnen europäische Sitten und Sprache zu lehren, gewöhnlich schon in der ersten oder zweiten Generation vollständig Sprache, Lebensweise und Kleidertracht der Eskimos an, behalten aber ihre europäischen Züge unverändert, oder nur auf solche Weise modificirt bei, daß der nordische Typus durch die Vermischung mit den dunklen Eingeborenen ein mehr südländisches Gepräge erhalten hat. Auch auf der Küste von Labrador ist eine Mischrasse entstanden, und zwar hauptsächlich durch die Verheirathung englischer Matrosen mit Eskimo-Frauen. Dieselbe ist in vielen Beziehungen reich begabt und, wenngleich Lehrer und Schulen fehlen, des Lesens und Schreibens kundig und gewandt, aber nicht so muthig wie die Eingeborenen.

In der weiteren Beschreibung der Grönländer bringt Nordenskiöld ein sehr umfangreiches Material bei, welches wir hier auch nicht annähernd erschöpfen können; wir müssen

uns begnügen, Einzelnes hervorzuheben. Ueber die Genußmittel wird u. a. gesagt: Im dänischen Grönland ebenso wie an der Beringsstraße gebrauchen die Eskimos heute gern Tabak, und zwar sowohl zum Rauchen wie zum Schnupfen und Kauen, doch war der Gebrauch des Tabaks bei dem grönländischen Volke noch unbekannt, als die Dänen zu kolonisiren begannen. Heute sind Rauchtabak und Kaffee die vornehmsten Genußmittel der Grönländer; auch sind dieselben dem Branntwein sehr ergeben. Glücklicher Weise haben die dänischen Behörden allen Handel mit Branntwein untersagt. Das eigentlich grönländische Haus scheint mehr oder weniger der Geschichte anzugehören; die Häuser, welche Nordenskiöld gesehen, tragen mehr oder weniger den Stempel des europäischen Einflusses. Cranz gab 1765 folgende Beschreibung eines Hauses: Die Häuser sind zwei Klafter breit und vier bis zwölf Klafter lang; sie sind nicht, wie man gewöhnlich glaubt, in die Erde gebaut, sondern an einem erhabenen Orte, damit das Wasser besser abläuft. Große Steine werden ein Klafter breit aus einander gelegt und der Zwischenraum mit Erde und Rasen ausgefüllt; darüber kommen Querbalken, dazwischen kleines Holz, und dies wird mit Erde eingedeckt. So lange es friert, hält der Bau, im Sommer aber fällt er durch den Regen meistens ein. Das Haus hat weder Schornstein noch Thür. Beider Stelle vertritt in der Mitte desselben ein von Stein und Erde gewölbter, zwei bis drei Klafter langer, aber so niedriger Gang, daß man beinahe auf Händen und Füßen hinein kriechen muß. Für jede Familie, die in dem Hause Zuflucht findet, besteht eine besondere Feuerstelle. Uebrigens ist in dem Hause kein merklicher Dampf, noch weniger Rauch zu spüren. Vor Feuersnoth sind sie völlig sicher. Uebrigens ist, wie Nordenskiöld mittheilt, die Hitze und der Geruch im Inneren der Hütten oft unerträglich.

Bei den Eskimos existiren drei verschiedene Bauweisen, welche Quadrat-, Kuppel- und Zeltstil genannt werden könnten; von diesen dürfte der Kuppelstil der einzige wirklich einheimische Stil sein.

Grönländisches Mädchen von der Mischrasse. (Nach einer Photographie.)

Grönländisches Winterhaus bei Godhavn. (Nach einer Photographie.)

Wenn man von den wenigen, von Europäern nach Süd-Grönland eingeführten Hausthieren absieht, so haben die Eingeborenen keine anderen Hausthiere als Hunde. Der grönländische Hund ist oft von eigenthümlicher Rasse, welche offenbar mit der in Kamtschatka und längs der Nordküste Asiens einheimischen identisch und mit dem wenn schon etwas größeren Lappenhunde nahe verwandt ist. Gewöhnlich sind die grönländischen Hunde nur mittelgroß, in der Farbe weiß, schwarz oder schwarz mit weißen Flecken, zuweilen auch weißgelb oder bräunlich. Sie haben stehende Ohren, einen sehr dicken Pelz und buschigen Schwanz, sind nur zum Ziehen des Schlittens bestimmt und werden nicht zur Jagd im europäischen Sinne, ausgenommen die Bärenhetze, gebraucht, oder zur Bewachung des Hauses. Diese Hunde können ebenso wenig wie die der Tschuktschen und Samojeden bellen. Sechs bis acht dieser Thiere werden neben einander vor einen kurzen, vermittels Lederriemen oder Walfischbarten aus Treibholz zusammengefügten Schlitten gespannt, dessen Kufen bei denjenigen Eingeborenen, welche sich kein europäisches Eisen haben verschaffen können, oft mit einem Beschlage von Knochen versehen sind. Wenn die Kälte es zuläßt, werden die Kufen durch Uebergießen mit Wasser noch mit einem Ueberzuge von Eis versehen, wodurch die Reibung gegen den Schnee in hohem Grade vermindert wird. Mit ihren Hundegespannen machen die Eskimos im Winter weite Reisen, von dem einen Lagerplatze zum anderen und von ihrer Heimath über das Eis nach den Winterfangplätzen. Auch viele in Grönland ansässige Dänen betreiben den Hundeschlittensport mit einer wirklichen Leidenschaft.

Die Schlittenfahrten mit Hunden haben bekanntlich verschiedenen arktischen Expeditionen große Dienste geleistet; für längere Schlittenfahrten, wo man unterwegs kein Futter für die Thiere anschaffen kann und daher die nothwendige Nahrung für sie sowohl als für die Menschen mit sich führen muß, sind sie nicht verwendbar. Dagegen sind die Hunde selbst für längere Reisen zwischen bewohnten Orten nicht genug zu schätzen. Ein Hund kann

seinem Herrn mit einer Last von 10 bis 12 kg nachfolgen. Wenn der Schnee hart gefroren und scharf ist, werden die Füße der Eskimohunde durch Socken oder Schuhe geschützt; die Schnauze wird oft mit Riemen fest zusammengebunden, um den Hund zu hindern, bei Mangel an anderer Nahrung das Lederzeug zu zerkauen; auch wird während der Rast ein Vorderfuß herauf gebunden oder am Halsbande befestigt, um das Ausreißen oder die Beißereien unter den Hunden zu verhindern. Bei allen Hundefahrten wird eine Peitsche mit kurzem Stiele und einer ungeheuer langen Schmitze benutzt.

Einem freundlichen Zuge begegnen

Grönländischer Hundeschlitten. (Nach einem Originale im Ethnographischen Museum in Kopenhagen.)

Grönländischer Hundeschlitten, verfertigt aus kleineren, mit Riemen zusammengebundenen Holz- und Knochenstücken.

wir bei den Grönländern: sie sind große Kinderfreunde. Die Freiheit ihrer Kinder ist so unbegrenzt, wie nur möglich; dieselben werden niemals gezüchtigt, ja nicht einmal mit harten Worten angelassen. Die alteuropäische Erziehungsweise betrachten sie als sehr barbarisch, trotzdem muß man den Kindern das Zeugniß geben, daß sie, wenn sie ein Alter von acht bis neun Jahren erreicht haben, möglichst gut erzogen sind, wobei man natürlich von den Feinheiten der europäischen Kultur abzusehen hat. Ueber die Kinderspiele giebt uns Paul Egede (1790), der als Kind mit den Eskimokindern in Berührung gekommen, höchst interessante Nachrichten. Wenn diese Spiele auch den in Schweden gebräuchlichen

Eskimoknabe. (Nach einer Photographie von Kjellström.)

Eskimoknabe. (Nach einer Photographie.)

nicht unähnlich waren, so brach doch bei denselben hier und da die Lust der Grönländer zur Satire durch. Ein großer Theil der Zeit wird natürlich mit der Uebung in dem Gebrauche der Geräthschaften, welche ihnen einmal Nahrung verschaffen sollen, verbracht. Die Knaben werden zu diesem Zwecke von den Eltern schon frühzeitig mit Wurfspießen, Pfeilen und Kajaks, die Mädchen mit den zum Nähen und Gerben erforderlichen Dingen, alles der Größe der Kinder angepaßt, versehen. Der Knabe wird von den Eltern schon in früher Jugend in der Anfertigung und dem Gebrauche der Jagdgeräthe, vor Allem in dem wichtigen, schweren und für den Ungeübten gefährlichen Kajakrudern unterrichtet. Seine Fortschritte werden mit lebhaftem Interesse verfolgt, und wenn er als Jagdbeute zum ersten Male einen erbeuteten Seehund heimbringt, wird ein allgemeines Fest gefeiert, dessen Held der junge Jäger ist. Aus dem Knaben wird nach und nach ein Mann, der einen eigenen Hausstand gründet und sich eine Frau nimmt, der auf die Jagd geht

und seinen und seiner Familie Unterhalt verdient, der krumm wird und zusammenschrumpft, stirbt und schließlich — wenn des Meeres salzige Woge ihn nicht in ein weicheres Grab gebettet hat — unter einem Steinhaufen auf der Küste des Landes verscharrt wird, das von ihm als das Paradies der Erde betrachtet worden ist.

Die Mädchen dürfen bis zum Backfischalter müßig gehen, ohne daß sie in etwas Anderem geübt werden als im Tanzen, im Singen von Liedern und im Plaudern. Aber nach dieser Zeit fangen sie an, sich an den häuslichen Arbeiten der Mutter zu betheiligen und die grönländischen Frauenarbeiten zu lernen, den Fang herzurichten, das Essen zu kochen, zu proben und zu nähen. Im Nähen erwerben sie sich bald Geschmack und Geschicklichkeit, welche sie in erster Linie für sich selbst anwenden, um sich die zierlichen Anzüge zu verfertigen, mit denen auch in Grönland das schöne Geschlecht sich gern schmückt. Eine festlich gekleidete grönländische Schönheit mit ihrer braunen, gesunden Gesichtsfarbe und ihren glatten, vollen Wangen sieht in dem aus ausgewählten Seehundsfellen gefertigten, dicht ansitzenden Anzuge, den kleinen, eleganten, mit hohen Stulpen versehenen Stiefeln und den bunten Perlenbändern um Hals und Haar gar nicht übel aus. Ihr Aeußeres gewinnt noch durch eine stetige Heiterkeit und ein Benehmen, in dem sich eine größere Portion Koketterie geltend macht, als man bei einer Schönheit der mit Unrecht verschrieenen Eskimorasse erwarten möchte. Ein entschlossener Seehundsjäger führt das hübsche Mädchen mit milder Gewalt nach seinem Zelte. Von da an vernachlässigt die Frau ihr Aeußeres, das in der Jugend hübsche Mädchen wird bald abscheulich häßlich und schmutzig; kein Wunder, daß die Begleiter Frobisher's, welche ein altes Eskimoweib gefangen genommen hatten, es für nothwendig erachteten, zu untersuchen, ob in den Pelzstiefeln kein Pferdefuß verborgen sei und sie nicht etwa die Mutter des Teufels erwischt hätten.

Die Eskimos in Grönland werden in ihren besten Kleidern begraben; Waffen und Jagdgeräth wird den Männern, den Frauen Nähzeug und Gegenstände, die beim Gerben gebraucht werden, den Kindern endlich Spielzeug mit ins Grab gegeben; zuweilen findet man mehrere Skelette in einem Grabe, also eine Art Familiengrab. Die Gemüthsart des Volkes hat etwas Kindliches; sie sind Kinderfreunde, gutmüthig und genügsam, sie genießen den Augenblick, ohne sich viel um die Zukunft zu kümmern. In Folge dessen haben sie manchmal recht schwere Zeiten durchzumachen, welche sie mit Geduld ertragen und über einer reichen Jagdbeute mit der damit verbundenen Schmauserei, Tanz und Gesangesfreude bald wieder vergessen. Als Heiden leben sie ohne eigentliche Religion und ohne Regierung, sind gegen einander aber absolut ehrlich und gegen die Gesetze gehorsam ohne Gesetzbuch und ohne Gesetzeswächter. Dabei aber haben sie eine hohe Meinung von sich, und zwar gilt dies sowohl von den Vollbluteskimos, wie auch von den zum Eskimoleben übergegangenen Mischlingen.

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

III.

In den 40 bis 50 Hütten des Afardorfes wütheten die Pocken; um der Ansteckung und auch der allzunahen diebischen Nachbarschaft aus dem Wege zu gehen, hatte man das Lager in einigen hundert Meter Entfernung am Rande eines kleinen dichten Waldes aufgeschlagen, der, von mehreren Quellen bewässert, den ganzen Reichthum der intertropischen Flora und Fauna aufwies. Aber weder der ziemlich häufig vorkommende abessinischen Löwe, noch auch die Hyänen, die, durch den Geruch der kranken und verendenden Kameele angelockt, Nachts das Lager umstrichen, wurden hier den Reisenden so lästig, wie die unzähligen Mücken, welche ihnen die Nachtruhe nicht nur störten, sondern oft vollständig raubten. Durch die Sumpfluft des Walddickichts erzeugt, stellte sich auch bald bei Martini und bei zweien von den Dienern das gefürchtete Fieber ein; Pater Alexis erkrankte heftig an den Folgen eines Sonnenstichs, und zu all dieser Noth kam der beständige Aerger über die trotz der größten Wachsamkeit täglich sich erneuernden frechen Diebstähle. Die Umgebung des Lagers war bald in gewohnter Weise der Sammelplatz von Hunderten von Schwarzen, die bei Tage jede Bewegung der Reisenden verfolgten und oft nur mit Mühe von neugierigem Eindringen in die Zelte zurückgehalten wurden, bei Nacht aber als stets bereite Helfershelfer des „Karawanenführers“ Mohammed Bali und der beiden neubekehrten schurkischen Neger des Pater Alexis die Diebstähle ausführten. Durch französische Missionare freigekaufte abessinische Sklaven, waren jene beiden Begleiter des Paters in einer Missionsanstalt des südlichen Frankreichs „bekehrt“ und getauft worden — leider mit dem bei ihresgleichen nur gar zu häufigen Resultate gründlicher Sittenverderbniß. Denn neben der vollendetsten Heuchelei, durch die sie jetzt den Pater, wie vorher ihre frommen Lehrer, erfolgreich täuschten, hatten sie während ihres kurzen Aufenthaltes in Europa sich auch noch alle anderen Laster der Civilisation anzueignen verstanden; „undankbar, lügenhaft, diebisch, ausschweifend, feige und verrätherisch, weder Gott noch den Teufel fürchtend, waren diese neuen Christen ein gefährlicher Bestandtheil der Reisegesellschaft“.

Um das Maß der Unannehmlichkeiten für die in Hedeid-Harer festgelegte Expedition voll zu machen, wurden die Afar jetzt noch von dem gefürchteten, mächtigen Stamme der Assaimarâ mit Krieg überzogen. Mordend und sengend, unzählige Sklaven mit sich fortschleppend, drang der Feind bis in die Nähe von Hedeid-Harer, wo ein für die Afar unglücklicher Zusammenstoß der beiden Heereshaufen stattfand. Das ohrenzerreißende Angstgeheul und Kreischen der mit den Heerden und den eilig abgebrochenen Hütten flüchtenden Weiber, Kinder und Greise, ihr wahnsinniges Gebahren bei der Rückkehr der furchtbar gelichteten Schaar ihrer zum Theil schwer verwundeten Krieger, die fast alle nach dem auch bei den Somali herrschenden Brauch als scheußliche Trophäen die Genitalien eines erschlagenen Feindes an der Lanzenspitze trugen, das die ganze Nacht hindurch anhaltende Klagegeschrei, Stöhnen und Aechzen: dies alles gemahnte die Reisenden an die grausigsten Schilderungen aus Dante's Hölle. Und nicht zum ersten Male während ihrer mühevollen Reise kam ihnen dabei der Gedanke, „daß das Dante'sche Lasciate ogni speranza,

voi ch' entrate gar wohl auch für dieses Land gelten dürfte, durch welches sie hier im Namen und Auftrage Italiens der Kultur einen Eingang in den dunklen Welttheil eröffnen sollten". In der That hatte Cecchi jetzt oft seine ganze Ueberredungskunst vonnöthen, um seinen Gefährten von dem Entschlusse abzubringen, den Weitermarsch nach Schoa als hoffnungslos und unmöglich aufzugeben und unter Zurücklassung des nicht mehr fortzuschaffenden Gepäcks nach der Küste zurückzukehren.

Am 24. Juli hielt Mohammed Balî es endlich für angezeigt, der Komödie des Hinhaltens ein Ende zu machen. Er brachte 20 Kameele und eine entsprechende Anzahl Treiber, und so konnte mit diesen und den noch vorhandenen 40 eigenen Lastthieren der Reisenden das Gepäck in zwei Malen nach dem nur wenige Stunden entfernten Dorfe Hekdeta transportirt werden. Leider war damit nicht viel gewonnen. Anstatt der gehofften größeren Bereitwilligkeit der Eingeborenen fand man auch hier die nämlichen ermüdenden Schwierigkeiten, den bösen Willen und die in Erpressungsversuchen und Betrügereien unermüdliche Habgier, mit der man nun schon seit Monaten kämpfte und auch noch Monate lang zu kämpfen haben sollte.

Noch während des zehntägigen unfreiwilligen Aufenthalts in Hekdeta trat die Regenzeit ein, die an der Küste den December und Januar, hier im Inneren des Landes aber den August und September hindurch dauert. An die Stelle der bisher und zwar vorzugsweise in den frühen Nachmittagsstunden häufig gewesenen „trockenen Gewitter" mit ihrer die Nerven bedrückenden und das Athmen erschwerenden Stickluft, ihrer Temperatur von 47 und 48° C. und den ungeheuren Wirbeln des feinen, heißen, alles durchdringenden Sandes traten nun heftige, wolkenbruchartige Regengüsse, die sich gewöhnlich mehrmals an einem Tage wiederholten, jedoch nie länger als eine halbe oder dreiviertel Stunden anhielten. Von der gewaltigen Wassermasse, die dabei herabströmte, kam dem dürren Boden der Hochebene aber immer nur wenig zu gute. Ein großer Theil des Wassers verdampfte, sobald es den heißen Sand berührte; das übrige floß in den tief einschneidenden Flußbetten zusammen und bildete in kurzer Zeit breite und reißende Ströme.

Vom Fieber heimgesucht (Pater Alexis überdies an einem Rückfalle seines früheren Leidens todtkrank), mit bedenklich auf die Neige gehenden Vorräthen und im Besitze von nur noch 20 eigenen Lastthieren, von den mit größter Mühe und schweren Opfern gewonnenen Trägern und Kameeltreibern immer wieder betrogen, im Stiche gelassen und zu unerträglichen Aufenthalten gezwungen, legten die Reisenden in der Zeit vom 3. bis zum 30. August die 50 bis 60 km Weges von Hekdeta nach Karaba am Ota-See zurück. Die wenigen Dörfer und Niederlassungen der Afar, die sie auf dieser Strecke passirten, unterschieden sich nicht von den zuvor gesehenen: in den meisten herrschte jetzt neben den Pocken noch das bösartige, hier von der Regenzeit unzertrennliche Fieber, und in allen erweckte das umfangreiche Gepäck der Reisenden Raublust und feindseliges Verhalten. Auch die Landschaft bot nichts Neues dar: es waren immer dieselben felsigen Hochebenen mit dürftigem Graswuchse, Dornengestrüpp und verkümmerten Mimosen, hin und wieder von einem von Tamarisken eingefaßten, tief einschneidenden Wasserlaufe unterbrochen, oder mit großen, vollständig vegetationslosen Sandflächen abwechselnd. Zu beiden Seiten des Weges aber, den man verfolgte, und fast parallel mit demselben von ONO nach SSW hinziehend, zeigten sich am Horizonte ansehnliche Bodenerhebungen. Zur Linken, nach Süden hin, die Kette der Oborâ- und Ittu-Galla-Berge mit ihren schroffen Profilen und hohen Gipfeln; zur Rechten eine Reihe vereinzelter Hügel von seltsam abgestumpfter Form und unverkennbar vulkanischer Natur, die sich mit kurzen Unterbrechungen bis zu dem ungeheuren Vulkankegel des Azelô fortsetzen.

Mit der Annäherung an den unter 9,8° nördl. Br. und 41° östl. L. gelegenen Ota- oder Maru-See sahen sich die Reisenden plötzlich in eine vollkommen veränderte Umgebung versetzt. Zwischen kleinen, mit Bäumen und Buschwerk bestandenen Hügeln, deren ansehnlichster, der 170 m hohe Berg von Karaba, sich unmittelbar über dem Rande des Sees erhebt, breitet sich reiches, stellenweise sumpfiges Wiesenland mit über mannshohem Graswuchse aus. Ein dichter, zum großen Theil aus Tamarisken bestehender Wald umkränzt den See auf zwei Seiten; durch hohes Unterholz und Kletterpflanzen schwer zugänglich gemacht, beherbergt er unzählige Frankolinen, Pharaohühner, Trappen, Hasen und Gazellen. An den Ufern des Sees zeigten sich Schaaren von Störchen, auf dem kleinen, etwa 500 m langen und 350 m breiten Wasserbecken selbst aber wimmelte es von Tausenden von Gänsen, Enten und anderen Wasservögeln. Nach den Aussagen der Eingeborenen soll der See, der durch mehrere, von den Bergen der Ittu-Galla kommende Flußläufe gespeist wird, in der trockenen Jahreszeit fast ganz wasserlos sein; trotzdem aber scheint seine Umgebung das ganze Jahr hindurch zu den am reichsten bevölkerten Punkten des gesammten Somali- und Afar-Landes zu gehören. Während Cecchi's Aufenthalt daselbst bestand das Dorf Karaba aus einigen dreißig Zeriben, deren jede in ihrer aus dornigem Strauchwerk hergestellten Umfriedigung 10 bis 15 Hütten umschloß; die Zahl der Einwohner aber belief sich auf mindestens 2000 Seelen. Ließen die großen, nur nach Tausenden von Stück zählenden Kameel-, Rinder- und Ziegenheerden, die ringsum weideten, schon auf eine gewisse Wohlhabenheit der Bewohner schließen, so sprach für dieselbe neben dem Aussehen ihrer Hütten auch das Aeußere der durchweg kräftigen und anscheinend gut genährten Leute selber. Von Natur etwas über europäische Mittelgröße, wenngleich die Körperlänge der Somali nicht erreichend, zeichnen sich die Afar durch ein größeres Ebenmaß der Formen und durch einen außerordentlich schönen Wuchs aus. Ein wohlgebildeter, auf langem, schlankem Halse ruhender Kopf, große, lebhafte Augen, eine etwas kurze, aber wohlgeformte Nase, leicht gewölbte und fleischige, jedoch nicht wulstige Lippen und endlich verhältnißmäßig kleine Hände und Füße gehören zu dem Typus des Volkes, das sich selbst als Afar bezeichnet, während es von den Abessiniern Adali, von den Arabern der Küste aber Danakili (Sing. Dankalo) genannt wird. Verräth der Gesichtsausdruck des Afar auch keine besondere geistige Begabung, so ist er doch bei weitem intelligenter als der des Negers, und so trifft man denn auch unter den jüngeren Afar beider Geschlechter, denen allen eine gewisse Anmuth und Energie der Bewegungen eigen ist, gar häufig Individuen von auffallender Schönheit an, die trotz der schwarzen Hautfarbe und der in unzählige kleine Zöpfe und Flechten gedrehten und dick mit Butter beschmierten Haare die Bewunderung jedes Europäers erregen müssen. Die dunklen Schönen sind sich dessen auch wohl bewußt: oft genug mußte Cecchi mehrere Hundert Glasperlen geben, um eine von ihnen dazu zu bringen, ihn nur anzublicken oder zu lächeln.

In der Umgebung des Ota-Sees fanden die Reisenden zwischen dem Wiesenlande auch mehrere kleine, mit Durrha bestellte Felder: die ersten Spuren von Bodenkultur, die sie auf dem ganzen Wege von der Küste her zu Gesicht bekamen. Die Haupteinnahmequelle der Bewohner von Karaba soll jedoch in dem Vermiethen ihrer Kameele an

die von oder nach Schoa gehenden Karawanen der eingeborenen Händler bestehen. Von den italienischen Reisenden, denen hier wieder einmal sämmtliche Leute mit den Lastthieren entliefen, forderten sie freilich nach bekannter Art so hohe Preise, daß Cecchi beschloß, lieber abermals einen Theil des entbehrlicheren Gepäcks zu verbrennen, als die nothwendigen Mittel für die späteren Reisen, Baumwollenzeug und Glasperlen, jetzt für den Transport desselben hinzugeben. Diese Procedur des Verbrennens so vieler weither gebrachter Kostbarkeiten, die von Cecchi und den Dienern mit scheinbarer Gleichgültigkeit vor den Augen eines zahlreichen schwarzen Publikums vorgenommen wurde, machte indessen doch einen gewissen Eindruck auf die Leute. Schon am nächsten Morgen stellten sich, von dem Oberhaupt des Dorfes gesandt, eine Anzahl von Kameeltreibern mit ihren Thieren im Lager ein, um unter annehmbareren Bedingungen ihre Dienste anzubieten.

Zuerst noch durch hügeliges Land, dann wieder über eine einförmige, schier endlose Hochebene führte der Weg nach dem Dorfe Mulu, das, an dem Ufer des gleichnamigen, zur Zeit ungemein wasserreichen Stromes gelegen und selbst in der trockenen Jahreszeit in seinen Brunnen einen Ueberfluß an Wasser besitzend, eine wichtige Station des Karawanenweges ist. Allerdings auch eine gefürchtete Station; denn die zwei- bis dreitausend Afar, die sich hier niedergelassen haben, gehören den berüchtigten Stämmen der Assoba, Sidiabura und Arkamela an, welche nicht nur auf beständigem Kriegsfuße mit ihren Nachbaren (den Assaimarâ auf der einen und den Ittu-Galla auf der anderen Seite) leben, sondern auch unter allen möglichen nichtigen Vorwänden Streit mit den Führern der durchziehenden Karawanen suchen sollen, um dieselben ungestraft ausplündern zu können. Eigenthümlich ist das Doppelverhältniß, das zwischen diesen Afar und den Ittu-Galla besteht. Während die männlichen Angehörigen der beiden Stämme selbst bei jeder zufälligen Begegnung sich als Todfeinde mit Lanze oder Messer anzugreifen pflegen, werden die Weiber auf beiden Seiten als vollständig neutral behandelt und respektirt, natürlich nur aus Nützlichkeitsrücksichten. Denn die Weiber sind es, die den trotz aller Feindschaft ungemein regen und unentbehrlichen Tauschhandel zwischen den beiden Stämmen vermitteln müssen. Die Afar liefern den Galla ihren ganzen Bedarf an Lanzen, Messern, Schildern aus Hippopotamushaut, Baumwollenstoffe und Tücher theils europäischen, theils abessinischen Fabrikats, Arm- und Beinspangen von Kupfer und Messing, Messingdraht, Glasperlen, Muschelketten (von Cypraea moneta) und ähnliche Artikel, und erhalten dafür Getreide, Tabak, Honig, Butter, Thierfelle für die Kleidung der Weiber, Elfenbein 2c.

Am 9. August, nach längerem Marsche durch eine an guten Weideplätzen und deshalb auch an Niederlassungen reiche Gegend langte die Expedition endlich am Ufer des Hawasch, bei dem Dorfe Bonta, an. Der Fluß war zum Glück noch nicht über seine Ufer getreten; 60 m breit und 3 m tief, schoß er in reißender Strömung zwischen den $1^1/_2$ m hohen, steilen Uferwänden dahin, für die Eingeborenen auf ihren von Schläuchen getragenen Fähren passirbar, für die Reisenden ein ernstliches Hinderniß. Die Bewohner von Bonta, ebenfalls Sidiabura- und Arkamela-Afar, und ihren Ruf als gefährliches Raubgesindel bestens rechtfertigend, forderten für das Hinüberschaffen der Karawane an barem Gelde und allerhand Waaren ungefähr 400 Thaler. Es war ebenso unmöglich, auf diese Forderung einzugehen, wie dringend wünschenswerth, bald aus der Nähe von Bonta fortzukommen. Nach vielfachen vergeblichen Versuchen, eine Fähre herzustellen (das Holz der hier vorhandenen Bäume erwies sich als zu schwer), kam Cecchi auf den Gedanken, mehrere der großen wasserdichten Kisten, der so oft verwünschten, kostbarsten und hinderlichsten Gepäckstücke der Expedition, an einander zu befestigen und als Fähre zu verwenden: das Unternehmen glückte über Erwarten, und auf dem kleinen Fahrzeuge, das gut 350 kg trug, brachte Cecchi in Zeit von drei Tagen das ganze Gepäck, die Maulthiere und einen Theil des Personals seiner Karawane an das jenseitige Ufer. Eine wenige Stunden weiter oberhalb im Flusse befindliche Fuhrt wurde zum Hinüberschaffen der Kameele benutzt.

Nur drei Tagereisen trennten die Reisenden jetzt noch von ihrem Ziele, der Grenze von Schoa. Alles war zum Weitermarsche bereit, die Kameele beladen, der Zug geordnet, da fiel es plötzlich den Kameeltreibern ein, eine förmliche Revolte zu machen, unter Drohungen auf die Reisenden einzudringen und sofortige Vorausbezahlung des ausbedungenen Lohnes zu verlangen. Die überzeugende Beredtsamkeit von Cecchi's Revolver brachte sie dahin, sich einstweilen mit der Hälfte zu begnügen: sie nahmen das Geld in Empfang, forderten aber, durch diesen Erfolg ermuthigt, sogleich ansehnliche Geschenke an Waaren aller Art. Zum zweiten Male energisch abgewiesen, besannen sie sich nicht lange. Im Nu hatten sie die Kameele abgeladen und zogen mit ihnen unter lauten, frechen Verhöhnungen der Fremden auf der Straße nach Fareh von dannen.

Von allen kritischen Situationen, in denen die Expedition sich schon befunden hatte, war diese vielleicht die unangenehmste. Martini und zwei von den Dienern lagen am Fieber darnieder, Pater Alexis befand sich in einem Zustande, der stündlich seinen Tod erwarten ließ; so waren es Cecchi und der dritte Diener allein, die das Lager gegen die täglichen Angriffe der räuberischen Afar und gegen das Eindringen der aus dem nahen Walde kommenden Raubthiere schützen und vertheidigen, für Unterhalt und Pflege der Kranken sorgen, Wasser und Brennholz herbeischaffen und die wenigen ihnen noch gebliebenen Kameele und Maulthiere auf die Weide führen mußten. Es waren schwere, weil durchaus hoffnungslose Tage, die sie hier, an ihrer „letzten Leidensstation" vom 12. bis 29. September zubrachten.

Am 27. war Martini endlich so weit genesen, daß er in Begleitung des einen Dieners nach Fareh aufbrechen konnte, um Hilfe von dort herbeizuholen. Ein scheinbar zuverlässiger Afar, den er als Führer engagirt hatte, blieb im letzten Augenblicke aus, und Kompaß und unzureichende Karte vermochten ihn nicht zu ersetzen. Nach vielfältigen Irrfahrten, erschöpft und halb verhungert, langten die beiden Europäer erst am fünften Tage in Fareh an.

Für die am Hawasch Zurückgebliebenen hatte unterdessen schon die Stunde der Befreiung geschlagen. Am 29. Mittags, wenige Stunden nachdem Pater Alexis endlich von seinen qualvollen Leiden erlöst worden war, langten, von Fareh kommend und von einem Trupp abessinischer Soldaten eskortirt, die entlaufenen Kameeltreiber bei dem Lager an. Das Gerücht von einer im Afargebiete festliegenden, von Europäern geführten Karawane war bis nach Litsche gedrungen, und die Aussendung dieser von Cecchi „fast mit Küssen begrüßten" Beschützer und Befreier war von König Menilek selbst angeordnet worden.

Ohne Zeitverlust — denn es drängte Cecchi, von dem Orte fortzukommen, an dem er so viel Widerwärtiges und Trauriges erlebt hatte — wurde nun die Karawane geordnet und der Weg nach Fareh angetreten. Den malerischen Anblick des in drei mächtigen Terrassen ansteigenden abes-

sinischen Hochlandes beständig vor Augen, erreichte man nach drei kurzen Tagemärschen über eine anscheinend fruchtbare Ebene die Stadt Fareh, die mit ihrer reich angebauten Umgebung und den von hohen Euphorbien-, Mimosen- und Pisanganpflanzungen eingeschlossenen großen Hütten wie ein gelobtes Land erschien. Von Antinori, Chiarini, dem trefflichen Bischof Massaja und einem hohen schoanischen Würdenträger, dem Azage Ualda-Tzadek, schon in Fareh erwartet und freudig begrüßt, von der Bevölkerung mit Jubel empfangen, hielten die Reisenden wenige Tage später ihren Einzug in Litsche. Die ungemein ehrenvolle Aufnahme, die ihnen auch König Menilek hier zu Theil werden ließ, die behagliche Ruhe, deren sie sich in Let-Marefia, der unweit der Hauptstadt gelegenen italienischen Station, erfreuen durften, waren wohl geeignet, Cecchi und seine Begleiter die erduldeten Strapazen vergessen und ein besseres Glück für ihre späteren Unternehmungen hoffen zu lassen.

Wir haben im Vorstehenden die Schilderung der beschwerlichen Reise Cecchi's durch das Somali- und Afarland mit einer Ausführlichkeit wiedergegeben, welche durch die vor ihm schon häufig von anderen Forschern durchgemachten und auch mehrfach beschriebenen Abenteuer kaum gerechtfertigt erscheinen dürfte. Gegenüber der Hartnäckigkeit aber, mit der die italienischen Geographen sich trotz alledem noch jetzt gerade für die Route über Schoa begeistern, hielten wir es für angezeigt, ihre Theorien noch einmal durch die einfachen Thatsachen zu widerlegen. Man möge über die afrikanische Politik Italiens denken, wie man wolle, das ganze Massaua-Unternehmen heute noch, wie bei seiner Entstehung, für ein todtgeborenes Kind ansehen, oder aber an seine große Zukunft glauben: darüber, daß die Wahl des Königreiches Schoa als Operationsbasis für die italienische Afrika-Forschung ein verhängnißvoller Mißgriff gewesen ist, wird man bei einigermaßen vorurtheilsloser Betrachtung sich nicht täuschen können. Die beständigen Kämpfe und Streitigkeiten, in welche die einzelnen Theile des großen abessinischen Lehnsstaates sowohl unter einander, als auch mit den tributpflichtigen Nachbarvölkern verwickelt sind, machen einen dauernden Schutz der Fremden und eine zuverlässige Förderung ihrer Interessen und Unternehmungen fast unmöglich. Und überdies ist die aufrichtige Absicht, diesen Schutz und diese Förderung zu gewähren, bis jetzt trotz aller großen Versprechungen wohl noch bei keinem jener halbcivilisirten Herrscher wirklich vorhanden gewesen. Das Beste, was die Reisenden erwarten dürfen, wenn sie nach den tausend Plackereien des Weges glücklich und noch im Besitze der nöthigen Geschenke in Schoa anlangen, ist eine ehrenvolle Aufnahme und freundschaftliche Behandlung von Seiten des Königs. Auf die thätige und planmäßige Unterstützung in ihrem weiteren Vorhaben, zu deren Erlangung so große Opfer gebracht worden sind, werden sie bald nicht mehr rechnen und ganz zufrieden sein, wenn sie es dabei nur mit der Gleichgiltigkeit ihres hohen „Beschützers“ und nicht etwa mit feinem durch Eigennutz und eifersüchtige Bedenken hervorgerufenen, mehr oder minder passiven Widerstreben zu thun haben. Es liegt auf der Hand, daß selbst im besten Falle ein derartiges Verhältniß das freie, selbständige Vorgehen der Reisenden beeinträchtigen muß.

Gebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner bei Geburt, Taufe und Leichenbestattung.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki in Mühlbach (Siebenbürgen).

I.

Wir täuschen uns sehr, wenn wir der Meinung sind daß die moderne Wissenschaft mit ihrer alles — das größte wie das kleinste Problem — umfassenden Forschung auch schon die tiefste Lage jenes natürlichen Felsens bloßgelegt hat, auf dem alle Tempel ruhen, die von den Uranfängen der Menschheit her bis auf die allerjüngste Zeit für Opfer und Gebet errichtet worden sind. „Wenn auch der natürliche Felsen, das menschliche Herz, überall derselbe ist, und noch einige der Säulen, einige selbst der alten Wölbungen dieselben sein mögen, wo immer auf Erden Religion, Glaube und Gottesdienst sich finden, so ist die Zeit noch gar ferne, wo die unterirdischen Gemäuer aller menschlichen Religion mehr und mehr zugänglich gemacht worden sind.“ Daher müssen uns die religiösen Gebräuche, der Glaube und Aberglaube christlicher Völker, selbst solcher, die in unserer unmittelbaren Nähe oder gar unter uns wohnen, für uns von hervorragendem Interesse sein, da sie oft nicht bloß Nachklänge religiöser Anfänge sind, die sich unter dem Volke bis auf den heutigen Tag inmitten mannigfacher Wechselfälle doch erhalten haben und schon aus diesem Grunde Anspruch auf unsere Achtung erheischen, sondern uns häufig genug als Brücke, gleichsam als Verbindungsglieder zu ihren früheren Vorfahren oder auch nur Verwandten dienen und in das innerste, religiöse Leben eines Volkes einen Einblick verschaffen.

Von diesem Standpunkte aus will ich im Folgenden als kleinen Beitrag zur Volkskunde unserer transsilvanischen Zeltzigeuner die Gebräuche derselben bei Geburt, Taufe und Leichenbestattung dem Leser vorführen, so wie ich dieselben aufmerksam zu verfolgen oft genug die Gelegenheit hatte.

Zwischen Schweinen und Hunden empfangen und geboren, ist der transsilvanische Zeltzigeuner schon bei seinem Eintritte ins Leben auf „Mist und Stroh“ gebettet. Mit gewissem Stolze gedenkt er dieses Umstandes, wenn er singt:

Káná m're dáy mán kerdyás, Ná pál cero, pál ful hás; Je ákáná yon penen: Me ná som kiyá ráyen!	Mist und Stroh die Stätte war, Wo die Mutter mich gebar; Deshalb sagt es Jedermann, „Herr“ ich nimmer werden kann!
Andákode ná rováv, The me yek ráy ávává, Báçtáles ná th'ávávás, Lele mán ná kámelás?	O, das stört nicht meine Ruh'! Wär' ein Herr ich! Doch wozu? Wenn ich kein Zigeuner blieb, Hätt' mein Liebchen mich dann lieb?
Ráyes lele ná kámel, Leskre shero yoy kinel! Piráno som te o rom, — Legbáreder ráy me som!	Einen Herren liebt sie nicht, Wenn er ihr auch Gold verspricht! Bleib' ihr Liebster d'rum allzeit Und ich leb' in Herrlichkeit!

Schon in seinem achten Lebensjahre wird der junge Zeltzigeuner von seinen Eltern, wenn auch nicht vor die Thür, so doch vor das Zelt gesetzt und kann nun auf eigene

Faust hin leben, thun und lassen, was ihm beliebt. Heimlich nur steckt ihm hin und wieder sein Mütterchen einen Bissen zu, sonst muß er eben sehen, wie er sich durch das Leben schlägt. Er streicht mit den Strichvögeln durch Wald und Flur und theilt in der Nacht sein hartes Lager im Freien mit Pferden, Hunden und Schweinen, während die Mädchen bis zu ihrer Verheirathung im Zelte bei den Eltern bleiben, ja sogar das Recht haben, ihren Liebsten bei sich zu beherbergen, sobald Aussicht auf Verehelichung vorhanden ist. Deshalb ist das Eheleben das Ideal eines Unverheiratheten, denn so lange er frei und ledig ist, kann er kein Zelt, keine Höhle sein eigen nennen. Der Sommer vergeht ihm ja noch leidlich, aber der Herbst und der Winter! Hat er kein Liebchen, das ihn zu sich in die Hütte oder Erdhöhle hinein läßt, so muß er ohne Obdach, dem Wilde gleich, herumstreifen. Treffend drückt sich das zigeunerische Volkslied aus:

Párne, párne ulice,	Kalter Wind weht über's Feld,
Bute yiv hin yevende!	Schnee bedeckt die weite Welt!
Káske ná hin e romñi,	Wer jetzt frei und ledig blieb,
Jánel, the láces romñi!	Weiß nun: was bezahlt die Lieb'?
Káske ná hin piráni,	Ach, der jetzt kein Liebchen hat,
Káy jál pále brigoyi,	Schleicht einher stets müd' und matt,
Sár bigorekro jukel	Friert im Schnee und Windgetos',
Andre yiva yov çucel!	Gleich dem Hunde, herrenlos!

Liebe und Heirath sind bei dem Zigeuner fast synonyme Begriffe und entschlüpft er irgendwie der allgemeinen Wehrpflicht, die gegenwärtig auch auf ihn sich erstreckt, so findet er gar bald eine Lebensgefährtin, die er heirathet und die ihm als Mitgift die ganze Einrichtung eines zigeunerischen Heimwesens, Zelte, Wagen, Pferde, Werkzeuge und dergleichen zubringen muß. Das Zigeunerweib nimmt ihrem Gatten gegenüber eine mehr oder weniger freie, unabhängige Stellung ein. Mann und Frau arbeiten und erwerben sich unabhängig von einander das Brot, das sie dann aber auch nicht mit einander theilen. Den Zigeuner zieht zu seinem Weibe in erster Linie die Sinnlichkeit hin; dann aber ist er auf die Gnade seiner Frau als Besitzerin des Heimwesens angewiesen. Erst der Besitz von Kindern knüpft diese lockeren Bande zwischen den Eheleuten etwas fester. Kinder zu haben, ist der höchste Wunsch der Zigeunerin. Ein unfruchtbares Weib wird bemitleidet und gering geschätzt, und ihre Stellung dem Gatten gegenüber wird mit der Zeit ganz unhaltbar; denn dem Volksglauben der Zigeuner gemäß hat ein unfruchtbares Weib vor ihrer Verehelichung mit einem Vampyr Umgang gepflogen, und dies ist der Grund ihrer Unfruchtbarkeit. Deshalb suchen die Zigeunerweiber schon in den ersten Wochen ihrer Verehelichung diesem eventuellen Uebelstande — der bei Zigeunern gar selten eintrifft — im Vornhinein durch zauberkräftige Mittel abzuhelfen. Das gewöhnlichste und unschädlichste Mittel ist: bei zunehmendem Monde Gras vom Grabe zu essen, in welchem eine schwangere Frau bestattet worden ist. Beim Graspflücken wird der Spruch gemurmelt: „Zwei Theile (Seiten) hat meine . . ., zwei Eier hat sein . . .; waren beide oft ein Ganzes; wollen beide machen ein Ganzes!“ (Duy riká hin mire minc; dny yárá hin leskro kár; Avnás duy yek jelo, keren ákáná yek jeles . . . .)

Oder das Weib trinkt das Wasser, in welches der Gatte glühende Kohlen geworfen oder noch besser seinen Speichel hineingespieen hat, mit den Worten: „Wo ich die Flamme bin, sei du die Kohle; wo ich der Regen bin, sei du das Wasser!“ (Káy me yákh som, ác tu ángár; káy me brishindsom, ác tu páñi.) Bisweilen nimmt der Gatte ein Ei, macht an beiden Enden desselben je ein kleines Loch und bläst dann den Inhalt des Eies in den Mund der Gattin, die ihn hinabschluckt, worauf der Beischlaf vorgenommen wird. Solcher Mittel, die bisweilen auch gefährliche Folgen haben, kennen die Zigeuner unzählige. Der weit verbreitete Volksglaube einer sogenannten „Kunstzeugung“ findet sich auch bei den transsilvanischen Zigeunern vor, wobei die Tracht des Vaters und die Stimmung der Mutter während des Beischlafs auf den zu erzielenden Sprößling einen bedeutenden Einfluß ausüben soll [1]). Will der Zigeuner einen Sohn erzielen, so gürtet er sich mit dem Halfterzaume eines männlichen Pferdes, und umgekehrt mit dem einer Stute, will er eine Tochter erzeugen u. s. w.

Interessant als Beitrag zur vergleichenden Volkskunde ist auch die Art und Weise, auf welche sich die transsilvanischen Zigeunerinnen die Gewißheit verschaffen, daß sie in gesegneten Umständen sich befinden. Will eine Frau ihren Zustand wissen, so soll sie an neun auf einander folgenden Abenden auf einem Kreuzwege einen Hammer oder eine Axt mit ihrem Urin naß machen und daselbst vergraben. Ist das Eisen des Hammers oder der Axt am neunten Morgen verrostet, so ist die Frau schwanger. Oder sie nehme ein Ei, gieße den Inhalt desselben, ohne jedoch das Eiweiß vom Dotter zu trennen, in einen Napf und urinire darauf. Schwimmt das Ei am nächsten Morgen auf der Oberfläche des Wassers, so ist sie in gesegneten Umständen und wird, wenn das Dotter vom Eiweiß getrennt herumtreibt, einen Sohn, wenn aber beide Eibestandtheile vereinigt auf der Oberfläche schwimmen, eine Tochter zur Welt bringen. Wenn ein Weib keine Menstruation haben will, so soll sie zur Zeit der Rosenblüthe sich mit Rosenwasser waschen und dann das Wasser auf den Rosenstock gießen [2]). Sieht eine schwangere Frau das aufgesperrte Maul eines verendenden Thieres, so bekommt das Kind einen häßlichen Mund; trägt sie Hirse, Hanfsamen, Perlen oder sonstige kleinkörnige Dinge in ihrer Schürze, so bekommt das Kind einen schwer zu heilenden Hautausschlag; spritzt ihr zufällig das Blut eines abgeschlachteten Thieres ins Gesicht, so treten ihrem Kinde an derselben Stelle rothe Flecken hervor, wenn sie die angespritzte Stelle ihres Gesichtes nicht bei abnehmendem Monde mit Salzwasser einige Male befeuchtet. Ißt eine Frau zur Zeit ihrer Schwangerschaft Fische, so lernt das Kind gar spät sprechen; ißt sie Schnecken (eine Lieblingsspeise der transsilvanischen Zigeuner), so wird ihr Kind sehr schwer gehen lernen. Gähnt eine Schwangere, so muß sie ihren Mund sogleich mit der Hand zuhalten, damit nicht böse Geister in ihren Leib schlüpfen und ihre Leibesfrucht abtreiben.

Sobald die Schwangere von den Geburtswehen überfallen wird, löst man jeden Knoten an ihren Kleidern und an ihrer Umgebung. Der Mann zerlegt die Axt oder den Hammer und läßt dann vermittels eines Schilfrohres aus seinem Munde einige Tropfen Wasser in den Mund seiner Frau laufen. Bei der Geburt hilft sich die Zigeunerin gewöhnlich selbst und nur bei schweren Geburten kommen die Stammgenossinnen zu Hilfe, von denen eine jede ein Ei zwischen den Beinen der Gebärenden hindurchfallen läßt. Stirbt eine Frau im Kindbett, so werden ihr unter die Arme je zwei Eier gelegt und sie mit denselben bestattet.

Sobald das Kind zur Welt gekommen, wird die Mutter sogleich mit dem Rock oder einem anderen Kleidungsstück des Gatten oder dessen, dem die Vaterschaft zukommt, bedeckt, worauf vor dem Zelte oder der Erdhöhle ein Feuer angezündet wird, das bis zur Taufe des Säuglings ununter-

---

[1]) Vergl. Felix Liebrecht, „Zur Volkskunde“, S. 440.

[2]) Vergl. Frd. S. Krauß, „Sitten und Brauch der Südslaven“, S. 534.

brochen fortbrennen muß, damit die bösen Geister, die besonders jetzt dem Kinde nachstellen, demselben nichts anhaben können. Das Kinderpech und die Nachgeburt werden verbrannt, damit dieselben nicht von bösen Urmen (den Feen der Zigeuner) weggenommen werden können, die dann daraus Vampyre erzeugen, welche das Kind quälen und foltern. Verläßt die Wöchnerin ihr Krankenlager, so muß sie, wenn das Kind ein Sohn ist, zwischen einen entzweigeschnittenen Hahn, wenn sie eine Tochter geboren, zwischen einer entzweigeschnittenen Henne hindurchgehen, worauf das abgeschlachtete Thier verzehrt wird und zwar nur von Frauen, denn Männer könnten durch diesen Imbiß in Zwitter verwandelt werden. Stirbt ein Kind vor der Taufe oder kommt es gar todt auf die Welt, so wird ihm der Mund mit Wachs oder Pech verklebt, damit die Milch der Mutter leichter verrinne; das Grab aber wird bei abnehmendem Monde mit Regenwasser, das von der Dachtraufe einer Kirche herabfällt, neun Abende hindurch begossen, damit das Kind Ruhe in der Erde finde und nicht etwa als Vampyr seine Eltern verfolge.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß die transsilvanischen Zeltzigeuner sich mit der Taufe ihrer Kinder beeilen. Schon zwei, drei Tage nach der Geburt, sobald die Mutter ihr Lager zu verlassen im Stande ist, wird die Taufe in der nächstgelegenen Dorfkirche vollzogen, wobei eine reiche Bauersfrau sich es als besondere Ehre anrechnet, als Taufpathin zu figuriren. Bei der Benamung des Kindes einigen sich gar leicht die Eltern; gewöhnlich hat die Mutter kurz vor der Geburt von einem oder einer Bekannten — je nachdem das Kind ein Knabe oder Mädchen ist — geträumt und das Kind wird nach diesen benannt; können sich aber die Eltern nicht verständigen, so nennen sie eine Reihe von Namen, während der Aelteste der anwesenden Stammesgenossen aus einem Gefäße Wasser auströpfeln läßt, und derjenige Name, der mit dem Anhangen eines Tropfens zusammenfällt, wird als der richtige dem Kinde beigelegt, das durch Erhalten eines unrichtigen Namens sterben würde. Kurz vor dem Gange zur Taufe wird das Kind von irgend einem der Verwandten seiner Mutter entführt und in einem Strauche versteckt, worauf es die Mutter auffinden muß, im Falle sie nicht dem Finder eine entsprechende Belohnung zahlen will. Dieser Brauch hängt wohl mit dem Schöpfungsmythus der transsilvanischen Zigeuner zusammen, demzufolge die ersten Menschen aus den Blättern eines Baumes, der mitten in einem Meere stand, hervorgesprungen sind.

Das Kind vor der Taufe mit einem Namen zu belegen oder zu küssen ist nicht gut, denn es könnte gar leicht sterben, indem beim Aussprechen des Namens oder während des Küssens seine Seele aus dem Körper hervorgelockt wird. Hat eine Mutter zu viel Milch in den Brüsten, so läßt sie dieselbe von jungen Hunden aussaugen, und empfindet sie Schmerzen an den Saugwarzen, so beschmiert sie dieselben mit Hasenfett. Zum Schutze gegen das Beschreien behängt man das Kind mit allerlei Amuletten, gewöhnlich mit Muscheln, die eine Aehnlichkeit mit der weiblichen Scham haben [1]. Wird das Kind trotzdem beschrieen, so wäscht man seine Schläfen mit Kohlenwasser. Um das Zahnen zu erleichtern, hängt man an den Hals des Kindes eine Wolfskehle, und der erste ausgefallene Zahn wird in ein kleines Loch irgend eines Baumes, das man zu diesem Behufe bohrt, eingekeilt, damit das Kind nie Zahnweh bekomme. Hat ein Kind Bauchzwicken, so läßt man es auf glühende Kohlen uriniren und hält es dann über den also entstandenen Dampf. Hat Jemand dem Kinde den Schlaf „fortgetragen“, so legt man unter das Kissen einen Holzlöffel oder läßt es von einem Hunde belecken.

Es giebt noch viele hundert Mittel, die von den Zigeunern bei Kinderkrankheiten angewendet werden, die aber alle aufzuzählen zu weitläufig wäre; darunter giebt es auch Mittel, deren Kenntniß eher zu verschweigen als zu verbreiten rathsam ist.

Durch und auch ohne diese Mittel gedeiht das Zigeunerkind, dessen Leben inmitten der größten Entbehrung die Mutterliebe erhellt. Ueberraschend ist die innige Liebe, womit die Mutter und die Kinder gegenseitig einander anhängen. „Mein Blümchen“ (m're luludyi), „süßes Würmchen“ (gulo kirmoro), „Mein Aeuglein“ (m're yákhori) nennt die Mutter ihr Kind verzückt und lullt es leise ein:

Sová, sová luludyá,	Schlaf' mein Blümchen zart und klein,
Sová tu m're bokritá!	Schlaf' mein Blumensträußchen fein!
Andre tiri gule dáy	Noch in süßer Mutterhut
Hin e tiri vodye káy!	Ja dein kleines Herzchen ruht,
Bibáçt jiál ñikáná,	Sollst von Elend nie was wissen,
Delá tute de báçtá!	Nie das Glück sollst du vermissen!

Und selbst in spätem Alter beklagt der Zeltzigeuner den Tod seiner Mutter. Viele Lieder der transsilvanischen Zeltzigeuner geben dieser Trauer um die verstorbene Mutter einen rührenden Ausdruck. Ein Volkslied lautet also:

Pro e báre lime	Hier auf Erden weit und breit
Hin mánge bunepe,	Find' ich überall nur Leid, —
Hin mánge coripen:	Schmerz und Leid muß stets ich haben,
Dáyá hin meriben!	Seit ich Mütterchen begraben.
But' luludyá ávná	Schmucklos einfach war der Sarg,
Upre leskre ádyá,	Der mein Liebstes in sich barg;
Koporsovo láke	Blumen konnt' ich ihr nur geben,
Me dáv pálákode! ..	Ihr, die mir geschenkt das Leben! . . .
Shukár ñiláy jiál,	Schöner Sommer schwand dahin, —
Avel báre bárvál,	Grau die Wolken seh' ich zieh'n,
Te e mire jipe	Kalt fühl' ich den Regenschauer
Hin sár máy coripe!	Und mein Herz ist ach! voll Trauer!

[1]) Vergl. Liebrecht a. a. O. S. 361 und 401.

Kürzere Mittheilungen.

Indisches Hofleben.

(Wir entnehmen diesen Auszug aus einem Briefe eines niederländischen Beamten, welcher eine treffende Schilderung indischer Verhältnisse giebt, der „Nieuw Rotterdam Ct.“ vom 7. November 1886. Derselbe nennt aus naheliegenden Gründen weder Namen noch Ort und wollen wir hier auch keine Muthmaßung über die Scene und die handelnden Personen äußern.)

Es gelang dem Kommandanten, der die Maschine mit größerer Kraft arbeiten ließ — eigentlich sollen und dürfen die Dampfer nicht mehr als 8 Meilen Schnelligkeit haben — das Boot, noch ehe der Abend kam, in den Hafen zu bringen.

Der Repräsentant der Regierung schien sehnsüchtig nach der Ankunft des Dampfers und damit auch nach demjenigen ausgeschaut zu haben, der ihn aus seinem Exil erlösen sollte; war er doch sofort an Bord, um mich noch an demselben Abend unter sein Dach zu führen (wenn es auch nur ein Strohdach war), welches mir, Gott weiß wie lange, zur Heimath werden soll. Die Versetzungen in dieser Gegend hängen außer von den Staatsinteressen der Regierung auch noch von den häuslichen Umständen der betreffenden Beamten ab. Hat ein solcher Frau und Kinder, so wird die Wahrscheinlichkeit, aus einem Orte, der wie dieser für das Leben der Europäer wegen der meistens herrschenden Fieber sehr gefährlich ist, versetzt zu werden, um vieles größer.

Der europäische Beamte setzt Gesundheit und Leben willig aufs Spiel, wenn er überzeugt ist, daß dies zum Nutzen des Vaterlandes geschehen muß; um jedoch soweit zu kommen, muß man lange und gründlich über die Sache nachgedacht haben.

Mit mir zugleich war die Post und mit derselben drei „gelbe Briefe" eingetroffen, so genannt nach dem gelbseidenen Umschlage, in welchen Briefe für den Sultan eingewickelt werden. Von dem Eintreffen eines solchen Briefes wird dem Sultan Mittheilung gemacht, der hierauf wissen läßt, um welche Stunde er denselben empfangen will. Gewöhnlich geschieht dies gegen 8 Uhr Abends, nicht durch den Sultan selbst, sondern durch einen mit der Empfangnahme beauftragten Priester. Derselbe wird in einer Sänfte getragen, Reiter auf sehr schönen Pferden, welche zur Leibwache des Fürsten gehören, eröffnen den Zug; gewöhnlich sind es zwölf, die einer nach dem anderen an den Fuß der Treppe kommen, auf deren oberem Ende der europäische Beamte in kleiner Uniform steht. Der erste Reiter sieht den Allgewaltigen mit wunderbar wüthender Miene an, macht mit seiner Lanze eine drohende Bewegung, stößt einen unerwarteten Schrei aus, wendet dann endlich ganz ruhig sein Pferd und begiebt sich auf einen dem Hause gegenüber gelegenen Platz. Wohl war ich vorbereitet worden, doch aber erschrak ich ein wenig über die Lanzenbewegung und mehr noch über den durchdringenden Schrei, welchen der Reiter mit dem merkwürdig bösen Gesichte ausstieß. Einzelne der folgenden Reiter waren so gütig, nicht zu schreien, aber alle thaten, als ob sie mich durchbohren wollten, und dafür mußte man den Leuten noch danken und sie durch Abnehmen der Mütze höflichst grüßen. Vor der Reiterei war das Fußvolk angekommen, bestehend aus einem Officier mit goldenen Epauletten und einem Korporalsstreifen und acht Mann mit Feuersteingewehren, welche zum Theil Helme, zum Theil Grenadiermützen trugen. Die dazu gehörige Musik bestand aus einem Gong und einer Flöte. Weiter kamen noch einige Fahnenträger und ein großes Gefolge, welches den Eindruck der Feierlichkeit erhöhen sollte.

Der mit der Empfangnahme des Briefes beauftragte Priester wird am Fuße der Treppe niedergesetzt. Einige Bunis (Diener) gehen vor ihm her; er besteigt die Treppe und empfängt, oben angekommen, den Brief auf einem, mit einem großen gelbseidenen Tuche bedeckten Präsentirteller, während er selbst dann noch ganz in ein größeres Tuch eingewickelt wird. Hinter ihm stehen zwei ganz in Roth gekleidete Herren mit entblößtem Kriß; sie sollen den Priester sofort niederstechen, im Fall er den Brief fallen läßt, was allerdings nicht gut möglich ist.

Man könnte geneigt sein, diese roth gekleideten Herren für Henker zu halten; dies würde jedoch eine ganz verkehrte Ansicht sein, es sind Krieger von hohem Range, die, wie man glaubt, auch die merkwürdige Gabe besitzen, über das Wasser laufen zu können. Bei uns hat das wohl noch Niemand gethan und hier hat Niemand es gesehen; das thut aber nichts, man glaubt es eben. Sobald der Priester den Brief empfangen hat, kommt ein neuer Schrecken. Von dem Fort werden dreizehn Schüsse gelöst, die durch eine gleiche Anzahl beantwortet werden, sobald der Brief in die Hände des Sultans kommt und dort durch einen Beamten laut vorgelesen wird. Zwei (sogenannte) europäische Bürger sind dabei gegenwärtig und geben von dem, was sie gehört, dem europäischen Beamten Nachricht, der natürlich schon vorher mit dem Inhalte des Briefes bekannt ist, da der Gouverneur ihm von allen an den Sultan gerichteten Briefen gleichzeitig Abschrift zugehen läßt.

Die Uebergabe der höchsten Gewalt ging mit großem Ceremoniell vor sich. Die Vorgallerie, die nun durchaus nicht zu groß war, wurde für den Empfang Sr. Hoheit in Ordnung gebracht, d. h. alles, was nicht niet- und nagelfest war und einen gewissen Werth besaß, wurde sorgfältig in Sicherheit gebracht, und ebenso wurden Fenster und Thüren der anstoßenden Räume geschlossen, um das Gefolge Sr. Hoheit nicht in Versuchung zu bringen. An einem Ende der Gallerie wurde ein Sopha mit drei Sitzplätzen so weit von der Mauer entfernt aufgestellt, um dem unmittelbaren Gefolge Raum zu verschaffen, sich in dem Zwischenraume niederzulassen. Rechts eine Reihe Stühle für die Bürger, links eine zweite für die Minister des Sultans, dem Sopha gegenüber eine dritte Reihe für die übrigen Großen und Mächtigen.

Die Ankunft des Sultans wird durch die lieblichen Töne der Trommel angekündigt, hinter welcher die Infanterie einherschreitet; die Kavallerie mit ihrem Geschrei bleibt diesmal zu Hause. Hierauf kommt ein schönes weißes Pferd, welches nur als Zierde dient, dann kommt eine ganze Reihe von Leuten, deren jeder ein anderes Reichskleinod trägt, als da sind: Sirihbehälter, Spucknapf, Theetopf, Helme, Streitbeile, Gewehre, Fächer, Panzerhemden, Vogelbauer rc. rc. — wer kann alle diese Gegenstände behalten; es sind ihrer zu viele, um sie aufzuzählen. Endlich erscheint der Sultan selbst ziemlich hübsch gekleidet, jedenfalls prächtig geschmückt, in einer Sänfte unter einem goldenen Sonnenschirme. Ihm folgen die Mitglieder der Regierung und die Großwürdenträger mit ihrem ganzen Gefolge. Dieses ganze Personal, mehr als hundert Personen, muß in der Gallerie zugelassen werden und nach dem Adat (Gebrauch) muß man dasselbe mit Kaffee, Backwerk und Cigarren bewirthen.

Von seinem Palais muß der Sultan durch eine aus zwei Bürgern bestehende Kommission abgeholt werden; am Eingange der Wohnung des europäischen Residenten wird Sr. Hoheit von zwei anderen Bürgern empfangen, ebenso an der Treppe und oben endlich stehen die beiden europäischen Beamten, der Vorgänger mit seinem Nachfolger. Der zuerst Genannte geleitet seinen Sudarah (Bruder), den Sultan, zum Sopha, wo derselbe zwischen den beiden Europäern Platz nimmt; der abgetretene Beamte sitzt zur Rechten. Dann wird die Verfügung, durch welche die Versetzung der Beamten beschlossen wurde, vorgelesen und beide machen nun Chassez-Croisez, so daß der Neuernannte den Ehrenplatz einnimmt; beide tragen natürlich große Uniform.

Der Sultan, der etwa 20 Jahre alt zu sein scheint, darf kein Wort sprechen. Nach den von beiden Vertretern der Regierung an ihn gerichteten Reden kicherte Sr. Hoheit und brummte etwas zwischen den Zähnen. Dieses Gebrumme und Gekicher wurde durch den Bumi gleich ins Malayische übersetzt und es ergab sich, daß es eine lange Rede enthielt, so daß die Landessprache außergewöhnlich kurz und bündig sein muß. Hieran schloß sich die Vorstellung der Bürger und der hohen Beamten. Dann wurden allerlei Leckereien angeboten, von denen jedoch nur wenig Gebrauch gemacht wurde, und als der Sultan gedankt hatte, räumten die Diener alles wieder weg. Hierauf tritt der Bumi wieder vor, sagt Namens des Sultans Dank und theilt mit, daß Sr. Hoheit sich zu entfernen wünscht. Bis oben an die Treppe wird der Sultan durch den neu ernannten Beamten begleitet; das Gefolge kommt in Bewegung, alle beeilen sich, die Treppe hinunter und an ihren Platz zu kommen; Salutschüsse fehlen auch bei dieser Gelegenheit nicht.

An demselben Abende noch machten die europäischen Beamten dem Sultan einen Gegenbesuch. Die ganze hohe Gesellschaft hatte sich da zusammengefunden und den Beamten wurde eine Ehre bewiesen, welche seit neun Jahren keinen Europäer beglückt hatte; sie wurden in Gegenwart der Mutter des Sultans (Mamak) zugelassen und dieselbe sprach eigenmündig einige Worte. Der höchste Beamte (Radja bijara — der König des Gespräches) war nämlich krank und fehlte bei den Feierlichkeiten des Tages. Der Sultan hatte die Gäste oben an der Treppe empfangen und begleitete sie auch beim Abschiede bis dorthin, und die anderen Großen folgten bis zum Fuße der Treppe. Dann fielen wieder sieben Salutschüsse, die wegen eingebrochener Dunkelheit erst am folgenden Morgen vom Fort beantwortet wurden.

Der europäischen Kriegsmacht muß auch noch gedacht werden. Sie war am Morgen sowohl als bei dem dem Sultan abgestatteten Gegenbesuche unter Waffen und besteht aus einem europäischen Sergeanten, zwei Korporals (worunter ein Europäer) und 15 Mann. Wenn das Geschütz bedient werden muß, können nur acht Mann unter das Gewehr treten, vier Mann in jedem Gliede.

Feierlichkeiten, welche der eben beschriebenen ähnlich sind, kommen gewöhnlich einige Male im Jahre vor; sonst bietet das Leben des Beamten keine andere Abwechselung als die Hoffnung, einmal im Monate Briefe zu erhalten.

Thätigkeit der englischen Küstenvermessung im Jahre 1885.

Ueber die englische Küstenvermessung hat der Hydrograph der Admiralität im „Weißbuch" Nr. 4742 Bericht für 1885 erstattet. Wir ersehen aus demselben, daß die Thätigkeit der mit Vermessungen beauftragten Schiffe durch die politischen Verhältnisse einige Unterbrechungen erlitten hat, da verschiedene derselben zeitweise für andere Dienste bestimmt werden mußten. In England selbst waren ein Kriegsschiff und ein gemietheter Dampfer mit Aufnahmen beschäftigt, im Auslande und den Kolonien vier Regierungs- und ein der Regierung von Queensland gehöriger Dampfer, ein Segelschiff, und ein gemiethetes Dampfschiff, sowie ein gemietheter Schuner. Die Bemannung dieser Schiffe betrug 598 Köpfe mit 71 Officieren, wovon 47 speciell für die Aufnahme bestimmt waren.

In der Bai von Dover wurde mit Rücksicht auf die beabsichtigten Hafenanlagen eine ausgedehnte Aufnahme angeordnet; man fand im Allgemeinen eine bedeutende Abnahme der Tiefe in der Nähe des Admiralitäts-Piers, im Uebrigen waren die Veränderungen unbedeutend. Hierauf wurde das südliche Ende von Goodwin Sand untersucht, welches nach Osten hin vorgerückt war; dann kamen Pentland Firth, die Tay-Mündung und die Untiefen gegenüber Yarmouth und Lowestoft an die Reihe. Auf der Westküste von England war man namentlich an der Aufnahme des Bristol-Kanals thätig; die Zugänge bei Cardiff und Penarth wurden aufs Neue in großem Maßstabe aufgenommen und hier bedeutende Veränderungen nachgewiesen.

Auf der Südküste von Neu-Fundland und dem St. Lorenzstrom fanden verschiedene Vermessungen statt, worunter namentlich die der „Traverses" Erwähnung verdient; die Aufnahme der Kleinen Bahamabank wurde fortgesetzt.

Die für die Aufnahme im Mittelmeer bestimmte „Sylvia", welche in Simonsbai gelegen hatte, machte zunächst mit der deutsch-englischen Kommission an Bord eine Reise nach der Südwestküste Afrikas. Hierauf wurde der Ankerplatz und die Bai von Gibraltar aufs Neue vermessen und der Längenunterschied zwischen dem genannten Ort und Greenwich telegraphisch bestimmt; das Ergebniß war leider nicht befriedigend. In der zweiten Hälfte des Jahres begab sich die „Sylvia" nach dem Kanal zwischen Sicilien und Malta, um die Untersuchung der Skerkibank fortzusetzen; der Zustand derselben, sowie derjenige einiger anderen gefährlichen Punkte dort wurde genau vermessen.

Interessant sind die Mittheilungen über den Zustand der früheren Grahams-Insel, welche sich im Juli 1831 infolge eines unterseeischen Ausbruches über den Meeresspiegel erhob, bald aber durch die Wellen wieder zerstört wurde. Die hier gefundene Tiefe hat fortwährend zugenommen [1]), und bei der letzten Untersuchung fand man Felsen, so daß die jetzt gefundene Tiefe wohl nicht mehr zunehmen wird. Nachsuchungen nach den unter 36° 43' nördl. Br. und 13° 24' östl. L. vermutheten Klippen ergaben ein negatives Resultat.

Die „Myrmidon" nahm Vermessungen in der Nähe von Aden, dem Rothen Meer, im Timor-Archipel und bei Port Darwin vor; die „Rambler" untersuchte auf dem Wege nach China zunächst auf Malta die Ergebnisse der Sprengungen zwischen St. Elmo und der Einfahrt des großen Hafens und fand 31 bis 34 Fuß Tiefe, ging dann nach Suakim und Trinkitat und nach Diego Garcia, wo eine vollständige Aufnahme ausgeführt wurde. Die Arbeit an der Küste von China, welche vom Juli bis September dauerte, bezog sich hauptsächlich auf die Küste zwischen Shanghai und Hongkong und die vorliegenden Inseln; der Längenunterschied zwischen Shanghai und der Saddle-Gruppe wurde telegraphisch bestimmt. Ferner wurde die Einfahrt in den Minfluß und die vorliegenden Inseln genau aufgenommen.

Der „Flying Fish" untersuchte die Route zwischen China und Australien aufs Neue; der Zeitverhältnisse wegen mußte das Schiff, nachdem kaum die Untersuchung der Mindorostraße vollendet war, nach China zurückkehren und konnte erst nach dem 1. Juli seine Arbeit fortsetzen, welche in der Untersuchung der Banka-Straße bei Celebes und der Molukkenpassage bestand. Gegen Ende des Jahres begab das Schiff sich nach den Arru-Inseln, deren Aufnahme begonnen wurde, nachdem der Längenunterschied zwischen Dobbo und Port Darwin telegraphisch bestimmt war; im December kehrte der „Flying Fish" nach Hongkong zurück.

In Queensland wurden 133 englische Meilen Küstenlinie aufgenommen und über 2100 Quadratmiles Lothungen ausgeführt. In West-Australien machten die Messungen nur langsame Fortschritte, während man auch in Neu-Guinea der politischen Verhältnisse wegen erst nach dem 1. Juli thätig sein konnte. Die Aufnahme beschränkte sich hauptsächlich auf Port Moresby und auf die Bestimmung des Meridianunterschiedes zwischen diesem Orte, Cooktown und Sydney. Auch der „Dart" suchte die vorhandenen Aufnahmen auf der Ostküste von Neu-Guinea zu vervollständigen; über die Thätigkeit dieses Schiffes möge hier nur noch bemerkt sein, daß Bougainville-Riff nicht angetroffen wurde, während man auf 17° 22½' südl. Br. und 148° 14' östl. L. eine neue Untiefe, „Dart-Riff", vorfand. In der Malaccastraße und in Britisch Indien wurden ebenfalls die Aufnahmen fortgesetzt und auch in Kanada waren die Hydrographen thätig, die außerdem durch Mittheilungen von Schiffen aus allen Theilen der Welt unterstützt wurden.

54 neue Karten wurden veröffentlicht, 32 Blätter ergänzt, 2750 Verbesserungen auf den Platten eingetragen. Im Jahre 1885 wurden 272 115 Karten gedruckt, 11 hydrographische Notizen und 243 Notizen für Seefahrende veröffentlicht; 20 neue Segelhandbücher sind erschienen und 15 andere in Vorbereitung.

---

[1]) Sie betrug: Januar 1832: 2½ Fuß; April 1851: 16½ Fuß; December 1837: 9 Fuß; September 1863: 15 Fuß; März 1841: 10 Fuß; September 1870: 18 Fuß und September 1885: 24 Fuß.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach einer kürzlich veröffentlichten amtlichen Uebersicht hatte Island im Jahre 1881 eine Bevölkerung von 72 453, 1882 71 175, 1883 69 772, 1884 70 513 Seelen. Die Abnahme der Bevölkerung ist wesentlich durch Auswanderung verursacht; es sollen jetzt in Kanada ca. 6000 Isländer wohnen. Die Auswanderung erfolgte meistens aus den nördlichen Gegenden Islands, die während der letzten Jahre durch Mißwachs und Eishindernisse schwer zu leiden hatten. Man glaubt, daß auch im gegenwärtigen Jahre die Auswanderung nach Amerika große Dimensionen annehmen wird. Die Vertheilung der Bevölkerung auf Island war folgende:

Jahr	Nord- und Ostamt	Westamt	Südamt
1881	27 557	18 143	26 753
1882	27 310	17 457	26 408
1883	26 470	16 781	26 521
1884	26 813	16 843	26 857

— In einer der letzten Sitzungen der k. R. Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg erstatteten die Herren F. M. Istonim und F. O. Dütsch Bericht über eine Reise, welche sie in die nördlichen Gebiete Rußlands ausgeführt haben, um russische Volkslieder und Melodien zu sammeln. Die Idee einer solchen Expedition tauchte schon 1884 im Schooße der Gesellschaft auf; die Anregung dazu boten die Herren Filippow und Kapustin; die Expedition sollte die Gouvernements Olonez, Archangel, Wologda, Kostroma und Nowgorod besuchen; die beiden letztgenannten konnten indessen nicht durchforscht werden, weil die Zeit nicht mehr dazu ausreichte; doch hat schon der Besuch der drei erstgenannten Gouvernements sehr reichliches Material geliefert. Istonim hat seine Aufmerksamkeit insbesondere den ethnographischen, Dütsch dem musikalischen Charakter der Volslieder gewidmet, Istonim hat 191 Liedertexte aufgezeichnet; eine und dieselbe Melodie wird für mehrere Texte benutzt. Proben epischer Poesie wurden in der Onega-Gegend gefunden. Lieder geistlichen Inhaltes sind über den ganzen Norden verbreitet, doch vorzüglich in der Onega-Gegend. Die Volksliederdichtung ist gegenwärtig im Rückgange begriffen, denn die jetzige Bauernjugend kümmert sich nicht um das Alte, und nur die Alten bewahren das Alte. Lieder, welche in den Städten und Fabriken entstehen, verdrängen die alten. Hochzeitslieder werden fast gar nicht angetroffen; Tanzlieder ebenso wie die Reihentänze sind im Verfall. Die älteren Bauern sind sehr unwillig darüber, sie schieben alle Schuld auf die Schenke. Dort seien die Lokalgesänge ausgeartet und fremde eingeführt. Das Volk unterscheidet an jedem Liede den „Text“ und das „Motiv“. Die Sänger und Sängerinnen heißen „masteri“ und „masteriga“ und die Jungfrau, welche den Gesang begleitet, trägt den Namen der „Anführerin“. Als Beispiel eines echten russischen Volksgesanges kann ein Hochzeitslied des Gouvernements Archangel gelten. Alte Weiber bewahren die Leichen- und Rekrutenlieder. — Ein der Geographischen Gesellschaft bekannter Sänger, der einst in einer Versammlung seine Gesänge vortrug und eine kleine Jahres-Unterstützung bezog, ist jetzt alt und schwach geworden; ein anderer treuer Hüter von Volksgesängen, Rjäbinin, ist im Winter gestorben, doch sind die Gesänge auf seinen Sohn übergegangen. — Dütsch hat gegen 150 Melodien (Motive) gesammelt; einige derselben wurden zur Probe vorgetragen.

(„Nowoje Wrjema“, 1886, Nr. 3872.)

Asien.

— Von Ebers-Guthe's „Palästina in Bild und Wort“ (vergl. oben S. 78) ist mit den Lieferungen 31 bis 44 der erste Band abgeschlossen. Der Schluß enthält vielleicht die farbenreichsten und interessantesten Schilderungen des ganzen Bandes; denn er beschäftigt sich mit den fast dankbarsten und großartigsten Landschaften und Orten Syriens, mit dem Hermon, mit Damascus, Palmyra und Baalbek, deren Beschreibung durch eine Fülle der prächtigsten Abbildungen unterstützt wird. Liegen doch auch für Damascus die ausgezeichneten Schilderungen von Wetzstein und Miß M. E. Rogers vor, welche Guthe in seine eigenen Beobachtungen einflicht. Vor allem erweckt hier unser Interesse der Hinweis auf eine, vielleicht nicht allzuferne Rebellion des Araberthums gegen die Mißwirthschaft der türkischen Beamten, die gerade in und um Damascus für ihr Raubsystem den geeignetsten Boden finden. Hat sich doch z. B. Midhat Pascha, dessen „Reformpläne“ in Europa so lauten Beifall fanden, nicht gescheut, zur Brandstiftung zu greifen, um einige Bazare, die er gegen den Willen der Besitzer umgebaut zu sehen wünschte, zu beseitigen (S. 438). Die Schuldenlast von Damascus, welche sich 1872 auf 350 000 Pfd. St. belief, stieg bis 1874 um das Doppelte; und dabei ist der Zins, den die Stadt für neue Anleihen zu zahlen hat, bis auf 18 Proc. erhöht worden! Schlimmer noch sieht es auf dem Lande aus. So nimmt der Umfang des bebauten Grundes und Bodens in den Thälern des Antilibanon, und ebenso die Einwohnerzahl jährlich in Besorgniß erregender Weise ab. Der Bauer wird durch die Steuern so lange ausgepreßt, bis er genöthigt ist, auf seine Ernte oder sein Land Geld aufzunehmen, für das er maßlos hohe Zinsen zahlen muß, und wenn das Jahr herum ist, steht er den unabwendbaren und unerbittlichen Forderungen des Fiscus ebenso hilflos gegenüber wie vorher. Nun wird eine neue Anleihe, unter noch schwereren Bedingungen als bei der ersten, aufgenommen, und so fort, bis er endlich verzweifelt und sein Heil in der Flucht sucht. So kommt es, daß die Einwohner eines ganzen Dorfes, und zwar gar nicht selten in einer einzigen Nacht, verschwinden. Im Norden wie im Süden von Damascus, und auch anderen Orts in Syrien und Palästina, trifft man solche verlassene Dörfer. Bevor man aber mit den wahren Verhältnissen des Landes vertraut wird, verfällt man schwer darauf, daß diese Entvölkerung weit häufiger von den Wucherern und Steuereintreibern verschuldet wird, als von den Ueberfällen der wilden Araber, denen man sie besonders gern in die Schuhe schiebt. Dabei bleiben unbegreiflicher Weise alle Steuerrechnungen und rückständigen Zahlungen auf dem verlassenen Lande stehen und wenn es von Fremden erworben und bebaut wird, so können sie überzeugt sein, daß die Regierung die Früchte ihrer Arbeit mit Beschlag belegt, um sich für Forderungen bezahlt zu machen, die, wie sie behauptet, nicht an der Person, sondern an der Scholle haften (S. 440). — Solche Wirthschaft kann nur dazu beitragen, das von Kundigen längst vorausgesagte Zusammenbrechen der türkischen Herrschaft über die Araber zu beschleunigen.

— In einem Vortrage über seine Reisen in Arabien („Mitth. Geogr. Ges.“ Wien 1887, Nr. 1 und 2) kommt Eduard Glaser auch auf die politischen Verhältnisse Arabiens zu sprechen und behandelt dieselben von einem neuen, originellen Gesichtspunkte aus. Nach ihm erkannte, als die Durchstechung des Isthmus von Suez zur Thatsache

zu werden begann, die hohe Pforte die Nothwendigkeit, im Interesse des allseitig geschwächten Chalifats wenigstens Arabien, die Wiege und das Heiligthum des Islam, so viel als möglich an das türkische Reich zu fesseln. Zunächst wurde von Damascus und Baghdad aus das Wahhabitenreich zerstört: der jetzige Herrscher von Dschebel Schammar ist dem Sultan ergeben und hat fast das ganze Innere von Mittelarabien an sich gerissen. Gleichzeitig wurde el-Ahsa am Persischen Meerbusen besetzt und 1872 das Innere Südjemens erobert und dort ein neues, das 7. Armeecorps, errichtet. Dann kam das Großscherifat von Mekka daran; heute residirt dort ein Muschir und Wali, der vielleicht bald an der Spitze eines achten Armeecorps stehen wird. In Hadhramaut dagegen sind die Engländer den Türken zuvorgekommen; schon seit Jahren kämpfen dort mit englischem Golde bestochene einheimische Söldnerschaaren und suchen einen den britischen Interessen entsprechenden Zustand herbeizuführen. Ebenso gewinnt England fortgesetzt im Süden des türkischen Jemen an Terrain; ein Grenzdorf nach dem anderen erklärt sich für unabhängig von den Türken und „verbindet sich" mit den Engländern, welche die Einheimischen ruhig gewähren lassen. Während die Türken jede sogenannte Medschbâ, d. h. Zollhaus, zur Erhebung einer Durchgangsgebühr für das Passiren des betreffenden Stammesgebietes einfach dem Erdboden gleichmachten, unterstützt die englische Regierung, wie Glaser an sich selbst erfahren hat, in ihrem Interesse diese mittelalterlichen Raubritterburgen, die jeden Handel und Verkehr geradezu unmöglich machen. Freilich wird England damit schließlich wenig gewinnen; denn verschwindet einmal die Türkei als beherrschende Macht aus Südarabien, so hören auch die „Verbündeten" auf und es wird nichts geben, als Unsicherheit und Barbarei in den zahllosen zersplitterten Stammesgebieten. Offen spricht es Glaser aus, daß überall, wo es türkische Behörden giebt, auf Straßen und Wegen eine anerkennenswerthe Sicherheit für Person und Eigenthum herrscht, während die von der englischen Regierung controlirten Stammesgebiete in dieser Beziehung alles und jedes zu wünschen übrig lassen.

— Die Sind-Pischin-Eisenbahn, welche vom Indus nach Balutschistan hinaufführt, nähert sich ihrer Vollendung; am 14. März um Mitternacht trafen die von Sibi und Quetta auf einander zu arbeitenden Abtheilungen zusammen und konnten ihre Schienen in Verbindung setzen. — Andererseits hat der Zar befohlen, die transkaspische Eisenbahn bis Samarkand fortzusetzen.

— Es sind gerade dreißig Jahre verflossen, seit Adolf Schlagintweit in Kaschgar auf Befehl des grausamen Hadschi Wali-chan-türe enthauptet wurde, damit sein Kopf eine Pyramide anderer abgeschlagener Köpfe kröne. Die k. Russ. Geogr. Gesellschaft beabsichtigt nun auf Anregung des russischen Konsuls in Kaschgar, N. F. Petrowski, dem berühmten Erforscher Indiens ein Denkmal zu setzen. Die auf dem Platze der Hinrichtung aufzustellende Platte ist bereits in St. Petersburg fertig gestellt; sie ist aus Bronze und vergoldet und trägt folgende Inschrift: „Dem Reisenden Adolf Schlagintweit, welcher als Opfer seiner Hingabe an die geographische Wissenschaft am 14. (26.) August 1857 in Kaschgar fiel. Das Denkmal ist vom russischen Konsul Nicolai Fedorowitsch Petrowski unter Beihilfe der Mitglieder der k. Russ. Geogr. Gesellschaft im Jahre 1887 errichtet worden." Konsul Petrowski kaufte vor einigen Monaten in Kaschgar ein Thermometer nebst Futteral. Dasselbe erwies sich als ein Geißler'sches, und am Futteral war der Name „Schlagintweit" zu lesen. Der Käufer forschte nun weiter, und es gelang ihm zu ermitteln, wo die Hinrichtung stattgefunden hatte; er machte eine Aufnahme der Lokalität und zeigte den chinesischen Behörden an, daß er daselbst ein Denkmal errichten werde. Er ermittelte dann weiter, daß der Hauptanstifter bei der Ermordung Schlagintweit's, eine dem Wali-chan-türe sehr nahe stehende Persönlichkeit, kürzlich gestorben sei; er habe sich geweigert, etwas über den traurigen Hergang zu erzählen. Aus dem Hause dieses verstorbenen Mannes brachte ein Knabe das Thermometer dem Konsul zum Verkaufe, und das bot die Veranlassung zu weiteren Nachforschungen.

— In Bd. 44 des „Globus", S. 44 bis 47 und 55 bis 59, war ein längerer Auszug des wesentlichsten Inhalts von Dr. C. L. van der Burg's „De Geneesheer in Nederlandsch-Indië" unter dem Titel: „Der Arzt in Niederländisch-Indien", gegeben worden; das Buch, welches die Resultate 22jähriger Beobachtungen enthält, wurde damals als eine ethnologische Studie ersten Ranges (a. a. O. S. 44) bezeichnet. Seit jener Zeit ist das Deutsche Reich eine Kolonialmacht — leider eine tropische! — geworden, und in Folge dessen haben van der Burg's Mittheilungen über das geistige und körperliche Verhalten des Menschen, des eingeborenen wie des eingewanderten, in tropischen Breiten für uns praktische Bedeutung erhalten. Es ist darum mit Freuden zu begrüßen, daß Stabsarzt Dr. Diemer jenes Werk unter dem Titel: „Das Leben in der Tropenzone, speciell im Indischen Archipel" (Hamburg, L. Friederichsen u. Comp., 1887), deutsch bearbeitet und allen Interessenten zugänglich gemacht hat. Es finden sich darin so manche Aufschlüsse, namentlich in dem Abschnitte „Akklimatisation", die wir als junge Kolonialmacht ohne größere eigene Erfahrung auf diesem Gebiete im Interesse unseres Kolonialwesens verwerthen können. van der Burg's Ansicht ist, daß Europäer nicht im Stande sind, ihre Rasse in den Tropen auf die Dauer rein und gesund zu erhalten.

— In Niederländisch-Indien gewinnt man aus dem Safte gewisser Palmenarten Zucker, indem die Blüthenstengel, während sie noch mit dem Baume verbunden sind, mittels eines Stückchens Holz weich geklopft und dann einige Wochen später abgeschnitten werden, worauf aus der Wunde der gelbliche Saft reichlich ausfließt. Da der Eingeborene Pflanzen als mit Bewußtsein begabte Wesen betrachtet, so werden Proceduren wie die obengenannte mit ganz sonderbaren Ceremonien und erst nach Abhaltung von Gebeten und Opfern vorgenommen; das Weichklopfen geschieht erst ganz leise und wird allmählich verstärkt, und zum Auffangen des Saftes nimmt man zunächst kleine Bambugefäße, die dann allmählich an Größe zunehmen. Alle diese Fürsorgen gelten als wesentlich für eine ergiebige Ernte; wird zu hart geklopft oder zu Anfang ein zu großes Gefäß herbeigebracht, so soll der Baum erschrecken und der Ausfluß des Saftes sich vermindern. (van der Burg: „De Geneesheer in Nederlandsch-Indië".)

Afrika.

— Mehr als je wendet jetzt Frankreich seine Aufmerksamkeit dem Sultanate Marokko zu; Beweis dafür die immer wiederholten Reisen französischer Officiere und Gelehrten, welche die Gestaltung des Landes mehr und mehr aufhellen. Dies zeigt sich namentlich an dem kürzlich ausgegebenen Blatt 4 der Lannoy de Bissy'schen Karte von Afrika, welche besonders in Folge der Reisen de Foucauld's eine ganz neue, durchaus berichtigte und mit zahlreichen Stammnamen versehene Darstellung des Atlas-Gebirges giebt. Im Norden, zwischen Rabat, Meknes und Marokko war der Ingenieurmajor Le Vallois thätig; im Südosten von Meknes finden wir eine neue Route des Artilleriehauptmannes Berguin. Jetzt unternimmt es im Auftrage des Ministers des Auswärtigen Camille Douls, nach dem Sus und dem Wad Draa, welches bisher von Reisenden kaum berührt worden ist, vorzudringen. Ob dieser Durchforschung des Landes nicht über kurz oder lang Besitzergreifungen folgen werden, ist gewiß nicht ganz unwahrscheinlich.

— Der italienische Reisende Robecchi (s. oben S. 144) hat von Siwah aus Tripoli nicht erreichen können, wie schon befürchtet wurde. Er ist über Alexandrien nach Italien zurückgekehrt und hat eine Kompaßaufnahme seines Reiseweges mitgebracht.

— Professor O. Lenz (s. oben S. 110) hat vom Tanganikasee zum Indischen Ocean nicht den direkten Landweg über Tabora eingeschlagen, sondern hat den weiten südlichen Umweg über den Njassa-See, den Schire-Fluß und Quelimane gemacht, um weniger oft betretene Gebiete kennen zu lernen. Der vornehmste Grund, welcher ihn zwang, seinen ursprünglichen Plan zur Aufsuchung Emin-Pascha's aufzugeben, war nach seinen jetzt veröffentlichten Briefen („Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft", Wien 1887, Nr. 2) die Abneigung der arabischen Händler (Tippo-Tip und dessen Geschäftsfreund Mohammed ben Chalfan), einen Europäer in die nördlich vom Tanganika gelegenen Länder vordringen zu lassen. Allerdings ist es auch den Arabern nicht leicht, dorthin vorzudringen, denn Mohammed hatte es schon zweimal versucht, die Landschaft Ruanda zu erreichen, war aber jedesmal mit empfindlichen Verlusten zurückgeschlagen worden. Seinen dritten Kriegszug hatte er absichtlich wenige Tage vor dem Eintreffen der Lenz'schen Expedition von Udschidschi aus angetreten. Ein solcher Zug dauert mindestens $1\frac{1}{2}$ bis 2 Jahre, und dazu fehlten Lenz die Mittel; dazu kam die schwere Erkrankung seines Begleiters Bohndorf, und so sah sich Lenz gezwungen, nach der Küste zu eilen. Es sind das nicht gerade günstige Aussichten für die unterwegs befindliche Stanley'sche Expedition, welche allerdings über eine unvergleichlich bessere Ausrüstung verfügt.

— P. Staudinger schildert in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1887, S. 104) den Zug des Haussa-Fürsten von Saria, wie er seinem Oberherrn, dem Sultan von Sokoto, den schuldigen Tribut zu überbringen sich anschickt, folgendermaßen. Voraus kam der Kronprinz (Yarima in Haussa) mit einer Schaar Bewaffneter geritten, und es folgte nun ein langer Zug der zum Gefolge gehörigen Weiber und Sklavinnen, meistens mit Lebensmitteln gefüllte Kalebassen auf den Köpfen tragend; dann kamen viele bewaffnete Sosomänner zu Pferde und zu Fuß, hinter ihnen eine Anzahl von Lastpferden und Ochsen, sowie eine Reihe um den Hals gefesselter Sklaven, welche zum Geschenk für den Sokotokönig dienten. Ferner Träger mit Flinten und Kauris, dann die oft widerspenstigen Dromedare des Königs, kurz ein bunter Zug. Dann ertönten Trommeln und Pauken, von berittenen Musikanten geschlagen, welche das Nahen des Seriki-n-Jada (eines Sokoto-Prinzen) ankündigten. Diesen voraus gingen Schwert- und Deckenträger — im Haussalande herrscht die Sitte, daß Könige und Große immer einige Männer vor ihrem Pferde laufen lassen, welche das Schwert oder kostbare Decken über den Schultern tragen, — dann kam der Prinz selbst mit prächtigem Wehrgürtel geschmückt, Reiter mit Flinten und Lanzen bewaffnet folgten ihm. Aehnliches war bei dem ersten Minister, dem Galadima, zu sehen, bis zuletzt das Gefolge des Königs kam. Eine große Anzahl Bogenschützen sowie Flintenträger ging ihm voraus; die Menge der Trommler und Trompeter machten eine Höllenmusik. Dem Könige selbst folgten prächtig gekleidete Große und Reiter mit Wattepanzern, welche durch dieselben ein unnatürlich dickes Aussehen hatten. Im Gefolge war eine Art Hofnarr, der in wilder Tracht und mit wahnsinnigem Gebrüll den Ruhm des Königs ausschrie, sowie einige Singeweiber, welche, sobald sie die Reisenden erblickten, in der Hoffnung eines späteren Geschenkes ihre lieblichen Stimmen ertönen ließen. Den Schluß bildeten die Proviantheerden des Königs und einige Nachzügler.

Nordamerika.

— In Britisch-Columbia sind unweit der imaginären Grenze zwischen dieser Provinz und Alaska reiche Goldlager entdeckt worden. Die Regierung der Dominion hat beschlossen, eine geologische Aufnahme derselben ausführen zu lassen.

— Brinton macht in einem Berichte über die Alphabete der Mayas und der alten Mexikaner den Vorschlag, diejenige Bilderschrift, in welcher die Bilder nur die Bedeutung des Tones des dargestellten Gegenstandes haben, wie bei unseren Rebus und den Armes chantants der Ritterzeit, unter der Bezeichnung Iconomatographie (von εἰκον und ὀνομα) von der gewöhnlichen Bilderschrift, in welcher das Bild den dargestellten Gegenstand bedeutet, zu unterscheiden. Die alten Mexikaner haben von dieser Schrift vielfach Gebrauch gemacht; so schrieben sie den Namen Montezuma oder richtiger Mo-quah-zo-ma mit den Bildern einer Mausefalle, montli, eines Adlerkopfes, quali, einer Lancettnadel, zo, und einer Hand, maitl. Selbstverständlich ist eine solche Schrift viel schwerer zu deuten als eine Bilderschrift, besonders da die Azteken sich mindestens eben so große Freiheiten dabei erlaubten, wie unsere Zeitschriften in den Rebus, und sie fordert eine unbedingte Beherrschung der betreffenden Sprache. Von einer gelehrten Mexikanerin, Mrs. Zelia Nuttel Pinart, die von Kindheit auf mit dem Nahuatl vollkommen vertraut ist und die mexikanische Geschichte eingehend studirt hat, ist demnächst eine Arbeit über die wichtigsten erhaltenen mexikanischen Codices und Inschriftensteine zu erwarten, die ein ganz neues Licht auf die mexikanischen Zustände vor der Conquista werfen wird.

Polargebiete.

— S. Hansen hat die Hyperostosen des Unterkiefers, welche Danielli so häufig bei Ostjaken- und Lappenschädeln nachgewiesen, auch bei zahlreichen Eskimoschädeln im Kopenhagener Museum vorgefunden, glaubt aber in einem Briefe an den Herausgeber der „Revue d'Anthropologie" darauf aufmerksam machen zu müssen, daß ähnliche Knochenwucherungen sich bei Skorbutischen vorfinden. Es könnten somit die Hyperostosen der nordischen Völker, wenn auch nicht skorbutischer, so doch ähnlicher krankhafter Natur sein.

— Wie „Petermann's Mittheilungen" (1887, S. 94) aus Christiania gemeldet wird, ist am 9. Februar 1886 der Missionar Samuel Kleinschmidt in Godthaab in Grönland gestorben. Er war 1814 in Grönland geboren, lebte 1823 bis 1840 in Deutschland und von da an bis zu seinem Tode wieder in seinem Geburtslande, seit 1859 als Lehrer am Seminar der dänischen Mission. Er hat ein neues System der Orthographie und Grammatik der Eskimosprache aufgestellt und sich um die Geographie und Meteorologie Grönlands verdient gemacht, namentlich durch eine Gesammtkarte des Landes und Beobachtungen über das Nordlicht.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

(Von Zaisan über Charni nach Tibet und zu den Quellen des Gelben Flusses).

I.

Bereits im 45. Bande des „Globus" (Nr. 17 bis 22) ist ein kurzer Bericht über Prshewalski's dritte Reise nach Tibet enthalten; wir bringen jetzt einzelne Episoden aus dem anziehend geschriebenen und in geographischer wie ethnographischer Beziehung bedeutungsvollen Reisewerke ausführlicher und begleiten dieselben mit einer Reihe von Abbildungen, welche nach denjenigen der russischen Ausgabe hergestellt worden sind.

Am 21. März 1880 brach die Expedition vom russischen Grenzposten Zaisan auf; die Zahl der daran theilnehmenden Personen betrug 13. „Außer mir — wir lassen den Reisenden selbst reden — gehören dazu: zwei Officiere, die Lieutenants Fedor Leontjewitsch Eklon und Wsewolod Iwanowitsch Roborowski; der erstere hatte schon einmal sich als mein Reisebegleiter am Lobnor bewährt; der zweite war zum ersten Male in Centralasien. Eklon sollte das Präpariren der Säugethiere, der Vögel u. s. w. besorgen, kurz, die Sammlungen hüten, Roborowski Pflanzen sammeln, Herbarien anlegen und zeichnen. Außerdem hatten beide die Verpflichtung, mich bei allen anderen wissenschaftlichen Arbeiten während der Reise zu unterstützen. Die anderen Reisegefährten waren drei Soldaten: Nikifor Jegorow, Michail Rumänzow und Michei Urussow; fünf transbaikalische Kosaken: Dondok Irintschinow, mein getreuer Gefährte auf allen bisherigen Reisen in Centralasien, Pantelei Teleschow, Peter Kalmynin, Dshambal Garmajew und Semen Anossow; als Präparator der verabschiedete Unterofficier Andrei Kolomeitzow und als Dolmetsch für das Türkische und Chinesische ein Bewohner der Stadt Kuldscha, Abdul-Bassid-Jussupow, derselbe, der mit mir am Lobnor gewesen war.

An Geldmitteln standen uns 29 000 Rubel (ca. 60 000 Mark) zu Gebote; davon erhielt jeder Soldat und jeder Kosak außer seiner festgesetzten Löhnung noch 20 Rubel (ca. 40 Mark) monatlich, der Präparator 50 Rubel (ca. 100 Mark), der Dolmetsch 30 Rubel (ca. 60 Mark). Mir und den Officieren wurde zu dem Gehalte noch eine Zulage bewilligt, mir 1500 Rubel (3000 Mark) und jedem der Officiere 750 Rubel (ca. 1500 Mark) jährlich. Außerdem erhielten wir, d. h. die beiden Officiere und ich, besondere Reisegelder für die Strecke von St. Petersburg bis Zaisan, dem Anfangspunkte, und Kjachta, dem Endpunkte unserer Reise.

Von besonderer Wichtigkeit war uns die Menge und die Beschaffenheit der mitzunehmenden Nahrungsmittel. Wie bei den Karawanen der Eingeborenen, handelte es sich namentlich um drei Gegenstände: Schafe, welche mitgetrieben wurden, sog. Ziegelthee und Dsamba, d. i. gedörrtes Gersten- oder Weizenmehl. Letzteres mit heißem Thee, Salz, Butter oder Schaffett zu einem Brei gekocht, ersetzt das Brot; dabei hält es sich sehr gut und läßt sich bequem verpacken. Außerdem kauften wir unterwegs, so oft es möglich war, Reis und Hirse; hier und da chinesischen „Fintjäus" und „Guamjän"; das eine wie das andere ist eine Art Nudeln; Fintjäus wird aus Erbsenmehl, Guamjän aus Gerstenmehl hergestellt. Auch Gerstenmehl wurde so

oft als möglich gekauft, um davon besonders an Rasttagen in heißer Asche eine Art Kuchen zu backen. Ferner hatten wir bei uns 7 Pud (ca. 112 kg) Thee, 1 Pud (ca. 16 kg) getrockneter und gepreßter Gemüse, Cognac und Xeres, und schließlich zwei Eimer Spiritus, um die Präparate darin aufzuheben.

Konserven führten wir keine mit uns; wir hätten dann zu viel nöthig gehabt; überdies verursacht ihr Genuß starken Durst und schließlich verderben sie in Folge der großen Steppenhitze doch leicht. Auch Apparate zum Wasserreinigen sind nicht zu verwerthen. Das beste Getränk auf der Reise ist der Thee, besonders wenn man Citronensäure oder einen anderen Fruchtsaft hinzufügen kann.

Unser Küchengeräth bestand aus einer großen kupfernen Schale, in welcher sowohl Suppe als Theewasser gekocht werden konnte; aus einem kupfernen Kessel, zwei kupfernen Theekannen, einer Kasserolle, einer Bratpfanne, einer eisernen Suppenschüssel und zwei eisernen Eimern zum Wasserschöpfen. Wir führten im Sommer stets ein gewisses Quantum Wasser in zwei flachen hölzernen Tonnen mit uns. Außerdem besaß jeder von uns eine hölzerne Schale, aus welcher Suppe oder Thee genommen werden konnte; zum Zerlegen des Fleisches dienten Klappmesser; unsere eigenen Finger vertraten die Rolle der Gabel. Anfangs besaßen wir hölzerne Löffel, allein dieselben zerbrachen bald und wurden durch selbstgefertigte hölzerne Schaufelchen ersetzt.

Einer der Kosaken wurde — der Reihe nach — zum Koch bestimmt. Unser Mittags- und Abendessen war sehr einfach: es bestand aus einer Schaffleisch-Suppe, gekochtem oder gebratenem Wildpret, wie solches zu haben war; hier und da gab es auch Fische. Wir aßen alle gemeinsam; nur der Zucker zum Thee, mit welchem wir sparsam sein mußten,

Gepäckstücke und Zelte der Expedition.

wurde den Kosaken ausnahmsweise, z. B. an Feiertagen, verabfolgt. Wir hatten uns auch mit einer kleinen Apotheke versehen; da aber keiner von uns medicinische Kenntnisse besaß, so gebrauchten wir unterwegs außer Chinin und einigen Magentropfen Nichts; zum Glück erkrankte auch Niemand ernstlich.

Unsere Jagd- und Kriegsausrüstung war völlig befriedigend; ein jeder von uns hatte ein Berdan-Gewehr auf der Schulter und zwei Revolver im Sattel; dazu das Bajonnett im Gürtel nebst zwei Patronentaschen mit je 20 Patronen. Außerdem hatten wir 7 Jagdflinten; dazu 3 Pud (48 kg) Pulver und 12 Pud (192 kg) Schrot. Für das Berdan-Gewehr hatten wir 6000, zu den Revolvern 3000 Patronen. Die Patronen wurden in Zinkkästen, je 870 zusammen, geführt; das Pulver wurde in Blechbüchsen, das Schrot in Lederbeuteln aufbewahrt. Zu unseren wissenschaftlichen Arbeiten dienten uns: zwei Chronometer, ein kleines Universal-Instrument, ein Parrot'sches Barometer nebst Ersatzröhren und Quecksilber, drei Schmalkaldener Bussolen, einige Kompasse, sechs Thermometer nach Celsius, ein Hypsometer und ein Psychrometer. Dann hatten wir uns mit allerlei Werkzeugen und Mitteln versehen, welche zum Präpariren der Thierbälge und zur Konservirung der einzelnen Thiere dienen sollten. Als unser Spiritus zu Ende ging, benutzten wir starken chinesischen Branntwein.

Auf der Reise trugen wir unsere Militär-Uniformen nicht. Dennoch hatten wir sie bei uns, um sie bei Besuchen hoher chinesischer Würdenträger zu benutzen. Unsere Kosaken trugen bei solcher Gelegenheit besondere russische Gewänder aus Plüsch. Sommers trugen Alle baumwollene Leibwäsche, Hosen und eine Bluse aus Segeltuch, Winters Hosen aus Tuch oder Schaffell und kurze Pelzröcke.

Zum Uebernachten dienten uns zwei Zelte aus Segeltuch; das eine für uns, das andere für die Kosaken bestimmt; später während des Winteraufenthaltes in Tibet benutzten

Rumänzow. Garmajew. Teleschow. Irintschinow. Jegorow. Abdul-Jussupow. Anossow. Urussow. Lieut. Eklon. Kalmynin. Lieut. Roborowski. Kolomeitzew. Prshewalski.

Die Mitglieder der Expedition.

wir statt des einen Zeltes eine Filz-Jurte. Wir schliefen auf Filzdecken, welche auf den Boden ausgebreitet wurden; lederne Kissen dienten als Kopfkissen, und wir bedeckten uns der Jahreszeit entsprechend im Sommer leicht, im Winter mit Schaffellen; die Kosaken brauchten weder Decken noch Kopfkissen; ihr Kopf ruhte auf den abgelegten Obergewändern, ihr Pelz diente als Decke.

An Geschenken, deren man viel in Asien geben muß, kauften wir in St. Petersburg für 1400 Rubel (2800 Mark): Jagdflinten, Revolver, Spieluhren, Taschenuhren, Spiegel, Messer, Scheeren, Rasiermesser, Perlen, Ziehharmonikas; ferner Nadeln, Blattgold, einige Magnete, Stereoskope, Kaleidoskope, zwei kleine Elektrisirmaschinen und ein Telephon.

An barem Gelde führten wir 10 Pud (160 kg) chinesischen Silbers in großen Barren von $4^1/_2$ Pfund (1800 g) Gewicht, in kleinen Barren, sogenannten Jamben, und in zerhackten Stücken mit uns. Das Silber in Barren wie in kleinen Stücken vertritt im ganzen weiten chinesischen Reiche die Stelle des gemünzten Geldes. Als Münzeinheit gilt der Lan im Werthe von 2 Metallrubel (etwa 6 Reichsmark). Man unterscheidet übrigens 3 Lane: den Reichslan, den Marktlan und den kleinen Lan. Der zehnte Theil eines Lan heißt Tsän, der zehnte Theil eines Tsän Fyn. Die Scheidemünze heißt Tschossy oder Tschochi, besteht aus einem Gemisch von Gußeisen und Zink und hat sehr verschiedenen Werth. Die meisten Stücke sind etwa von der Größe eines alten russischen Kopeken (etwa von der Größe einer deutschen Reichsmark) und haben in der Mitte ein viereckiges Loch, damit viele derselben aufgereiht werden können. Etwa 1000 gehen auf einen russischen Metallrubel. In Peking und anderen großen Städten giebt es schon Papiergeld, doch wird solches außerhalb der Stadtmauer nicht genommen.

Kameele der Expedition.

Trotz aller Sparsamkeit und Einschränkung wog unser Reisegepäck doch gegen 200 Pud (3200 kg). Alles Gepäck wurde in 46 Ballen vertheilt, so daß damit 23 Kameele befrachtet werden konnten. Die Verpackung mußte eine möglichst sorgfältige sein ....

Es ist leicht verständlich, daß von der Beschaffenheit unserer Kameele der ganze Erfolg unserer Expedition abhing; denn auf dem Wege durch die Dsungarei und die Chami-Steppe kann man keine Kameele bekommen, und andere Saumthiere als Kameele können dort nicht verwandt werden. In jener Einöde, welche die Heimath der Kameele ist, bietet eben nur dieses dem Reisenden die Möglichkeit vorwärts zu kommen; vielleicht besser als irgend eine Maschine, denn eine solche bedarf mindestens Wasser und Heizung. Das Kameel aber sucht sich seine Nahrung auch in der unfruchtbarsten Gegend und kann Tage lang ohne Wasser sein. Man muß es nur verstehen, mit ihm umzugehen; dann schafft es, ohne etwas zu fordern, den Reisenden und sein Gepäck durch Triebsand und unfruchtbare Salzwüsten, über steinige Flächen und andere unwirthsame Gefilde. Die Nothwendigkeit, nicht nur gute, sondern ausgezeichnete Kameele zu besitzen, machte uns sehr viel Mühe. Dank der Unterstützung des Militärgouverneurs der Gebiete von Semipalatinsk, General L. T. Prozenko, und des Obersten W. F. Iljinow erwarben wir durch Kauf von den Kirgisen in Zaisan 35 ausgezeichnete Kameele. Von diesen wurden 23 beladen; acht dienten den Kosaken als Reitthiere, vier blieben als Reserve unbelastet. Außerdem befanden sich fünf Reitpferde in Gebrauch, für mich, die beiden Officiere, den Präparator und den Dolmetsch.

Als Führer diente fürs Erste ein Kirgise aus dem Bezirk Zaisan, Mirsasch Aldiarow, derselbe, der uns im

Herbst 1877 von Kuldscha nach Gutschen geleitet hatte. Mirsasch kannte den westlichen Theil der Dsungarei vortrefflich; er hatte sich daselbst jahrelang mit „Baranta", d. h. mit Pferdediebstahl, beschäftigt. Wie bekannt, ist dies Gewerbe unter den Kirgisen nicht verachtet; im Gegentheil, ein geriebener Pferdedieb, „ein Barantatsch", gilt als ein Mann, der Bewunderung und Lob verdient. Mirsasch hatte sich sogar den Beinamen eines „Batyr", d. h. eines Helden, verschafft. Er bekannte selbst, daß er im Laufe seines Lebens — er war 53 Jahre alt — mehr als 1000 Pferde gestohlen hätte; er war oft in sehr schwieriger Lage gewesen, hatte sich aber gewöhnlich daraus befreit. Eine große Narbe auf der Stirn, die Folge eines Beilhiebes, den ein Pferdebesitzer ihm beigebracht, gab Zeugniß davon, daß das Diebsgeschäft unserem Helden nicht immer gut bekommen war. Als Führer war Mirsasch sehr nützlich, doch mußte er sehr streng und fest gehalten werden.

Nachdem die Reisenden am 21. März Zaisan verlassen hatten, gelangten sie zuerst nach Kenderlyk, einem ärmlichen Grenzdorfe 25 Werst von Zaisan; von Kenderlyk führt eine fahrbare Straße bis in die Gegend von Maihabzagai und von da bis zum See Uljungur und der davor gelegenen Stadt Bulun-tochoi. Auf dem Wege dahin wurde die Expedition von einem solchen Schneesturme überrascht, wie man ihn sonst nur im Winter Gelegenheit zu erleben hat. Bei einer Kälte von 9 Grad verklebte der in feinen Staub verwandelte Schnee die Augen und der heftige Wind warf die Reisenden fast zu Boden. Nur mit großer Anstrengung konnten sie die Stelle des Nachtlagers erreichen und ihre Zelte aufrichten. Die Kameele legten sich sofort neben ihren Gepäckstücken nieder; die Pferde wurden angebunden; man durfte weder die einen noch die anderen auf die Weide treiben; die Pferde erhielten etwas Gerste, die aus Zaisan mitgenommen war. Am anderen Morgen bedeckte tiefer Schnee den Boden und das Thermometer stand 16° C. unter Null wie im Winter. Uebrigens sind solche Ueberraschungen in Mittel-Asien im Frühling gar nicht selten.

Am 21. März kam die Expedition an den See Uljungur, an welchem bereits 1252 der französische Mönch Rubruquis geweilt hatte. Die Thalebene zwischen dem See von Zaisan und dem See Uljungur, welche nach Süden zu vom Saur-Gebirge abgeschlossen wird, war somit passirt. Nach kurzem Aufenthalte am See, der 480 m über dem Meeresspiegel liegt und 130 Werst (Kilometer) im Umfange hat, setzte die Expedition ihren Weg, dem Laufe des Urungu folgend, fort. Derselbe fließt von Ost nach West in den Uljungur durch eine wüste Gegend, welche äußerst arm an vegetabilischem und animalischem Leben ist. Die Straße folgt dem Flußthale, um plötzlich 260 Werst (Kilometer) von der Mündung unter rechtem Winkel nach Gutschen umzubiegen; die Reisenden aber setzten ihren Weg nach Osten fort, um direct nach Barkul zu kommen. Etwas weiter östlich von der Stelle, wo der Weg nach Gutschen abgeht, beginnt der Oberlauf des Urungu, welcher aus drei Quellflüssen, Tschingila, Tsagangol und Bulungun, entsteht. Die Reisenden befanden sich hier im Gebiete der Ausläufer des südlichen Altai. Die Gegend hat Gebirgscharakter, hohe und zerklüftete Berge begrenzen den Strom im Süden. Das Gebirge besteht aus Granit und Gneis — Wälder giebt es keine, nur Sträucher kommen vor. Der Charakter der Gegend am Urungu und der am Bulungun ist derselbe. Am 27. April wurde der kleine See Gaschun-Nor erreicht, und dort vier Tage gerastet und auf Steinböcke Jagd gemacht.

Während der ganzen Wanderung am Bulungun trafen die Reisenden wiederholt mit nomadisirenden Turgonten zusammen, einem Volksstamme, der zu den Olüt-Mongolen gehört.

Das Gebiet, das im Norden durch den Altai, im Süden durch den Tiënschan begrenzt wird, ist öde und wüst; man kann dasselbe mit dem Namen der Dsungarischen Steppe bezeichnen. Die Vegetation ist überaus ärmlich; es finden sich gar keine Bäume, doch sind unter den Pflanzen zwei von der größten Wichtigkeit für Menschen und Thiere — sie geben der Gegend einen bestimmten, ihr eigenthümlichen Charakter — es sind der Saksaul und der Dyrissun. Beide sind charakteristisch für Central-Asien von China bis zum Kaspischen Meere. Noch oft sollten die Reisenden mit diesen „Gaben" der asiatischen Wüste zusammentreffen, deshalb mag hier Einiges über sie mitgetheilt werden.

Der Kirgise Mirsasch Aldiarow.

Der Saksaul (Haloxylon ammodendron), der Salzstrauch, gehört zu der Familie der Salzpflanzen; er hat blätterlose Zweige, welche ähnlich wie beim Schachtelhalm senkrecht stehen, und das Aussehen eines schief gewachsenen Strauches oder eines Baumes, und ist etwa 2 Sashen (etwa 4,2 m) hoch; die Dicke des Stammes an der Wurzel beträgt $^1/_2$ bis $^3/_4$ Fuß. Doch erreicht der Saksaul diese Größe nur selten und nur in günstigen Lokalitäten, wie z. B. im nördlichen Alaschan. Er wächst auf nacktem Sandboden und zwar einzeln stehend. Neben noch lebenden Exemplaren findet man verdorrte, so daß ein Saksaulwald, wenn man diese Bezeichnung gebrauchen darf, kein angenehmes Bild darbietet, auch nicht einmal in der Wüste;

Schatten giebt der Saksaul nicht. Der damit bewachsene Sandboden entbehrt jeder anderen Vegetation und ist infolge der steten Stürme uneben; der leicht bewegliche Sand ist zu Hügeln zusammen geweht, zwischen denen sich Gruben finden.

Ein Schneesturm.

Saksaulwald.

Für die Nomaden ist der Saksaul eine kostbare Pflanze: sie bietet ihnen ein ausgezeichnetes Heizmaterial und gutes Futter für das Kameel. Das Holz der beschriebenen Pflanze ist außerordentlich schwer und fest, und so spröde, daß ein

starker Stamm beim Schlage eines Beiles in viele Stücke zersplittert. Zum Bau von Wohnungen ist es nicht zu verwenden, denn man kann kein brauchbares Brett aus ihm gewinnen. Aber es brennt ausgezeichnet, selbst die frischen Zweige, obgleich dieselben, wie die vollen Salzpflanzen, sehr reich an Saft sind. Das Saksaulholz giebt wie Steinkohle viel Hitze und wenn es verbrannt ist, glüht es noch lange. Im Mai blüht der Saksaul mit kleinen, kaum bemerkbaren gelben Blumen. Die Samen sind ebenfalls klein, flach, geflügelt und grau, sitzen dicht auf den Zweigen und werden im September reif.

Die geographische Verbreitung des Saksaul in Mittel-Asien ist sehr ausgedehnt. In der Richtung von W nach O trifft man die Pflanze vom Kaspischen Meere bis zu den Grenzen des eigentlichen Chinas; ihre nördliche Grenze erreicht sie unter $47\frac{1}{4}$ Grad nördl. Br. am See Uljungur, ihre südliche unter $36\frac{1}{2}$ Grad nördl. Br. in Tsaidam; hier kommt der Saksaul noch in einer Höhe von 10 000 Fuß über dem Meeresspiegel vor. Vor Allem gehört die Pflanze der Wüste Gobi an, hauptsächlich dem nördlichen Alaschan und der Dsungarei, sowie dem russischen Turkestan, der tibetanischen Hochebene und Tsaidam. Auffallend ist, daß der Saksaul am Lobnor und am unteren Tarim nicht gedeiht, obgleich die Sandmassen denen des nördlichen Alaschan völlig gleichen; in den Sandwüsten des südlichen Alaschan giebt es ebenfalls keinen Saksaul.

Ein Saksaulstrauch und ein Zweig davon.

Die Saksaul-Gebüsche geben einzelnen Thieren der Wüste Nahrung und Zuflucht. Wölfe und Füchse verstecken sich darin, doch am meisten die Rennmäuse (Meriones), welche sich Löcher in die Sandhügel graben und darin hausen; sie nähren sich von den wasserhaltigen Zweigen und können deshalb ohne Trinkwasser gedeihen. Auch die Antilopen (A. subgutturosa), die Hasen und vielleicht noch andere Thiere fressen die Saksaulzweige. Auch Vögel nisten im Saksaul, vor Allem eine Sperlingsart und ein Häher; doch im Sommer nur wenig; nur die Wandervögel machen hier gelegentlich Halt und finden Erholung.

Die andere Pflanze, welche noch wichtiger für die Bewohner der Wüste ist, gehört zur Familie der Gräser; sie heißt mongolisch Dyrissun, kirgisisch tschij; die Botaniker nennen sie Lasiagrostis splendens. Der Dyrissun ist gleich dem Saksaul über ganz Central-Asien verbreitet; nach Norden reicht er bis zum 48. Grade nördl. Br., nach Süden bis zum 36. Grade nördl. Br., bis zum Tsaidam in einer Höhe von 13 000 Fuß. In der Mongolei wächst die Pflanze besonders reichlich im Thale des Gelben Flusses, dort, wo der Stamm der Ordos lebt. Am Tarim, in Kansu und in Nord-Tibet wächst sie nicht; am Kukunor und in Tsaidam sehr selten. Der Dyrissun liebt einen lehmig-salzigen Boden, der etwas feucht sein muß; er wächst in einzelnen Sträuchern und erreicht eine Höhe von fünf bis sechs, mitunter sogar von sieben bis neun Fuß; jeder Strauch steckt in einem Erdhügel von einem bis drei Fuß Durchmesser; von hier aus kommen im Frühling junge Schößlinge hervor. Zwischen den einzelnen Sträuchern liegt der reine Lehm. Jeder Dyrissun besteht aus vielen einzelnen Trieben, welche lang und hoch aufschießen und nach oben zu aus einander fallen, so daß der ganze Busch ein besenförmiges Ansehen gewinnt. Im Dyrissun finden ihre Zuflucht Fasanen, Rebhühner, Wachteln, Schwalben, aber auch Hasen, Füchse, Wölfe und Dachse. Für Hausthiere, d. h. das Vieh, bietet die Pflanze eine ausgezeichnete Nahrung. Aus den festen Stengeln machen die Chinesen Sommerhüte und Besen, und die Kirgisen flechten daraus dichte Matten, mit denen sie ihre Jurten und Kibitken bedecken.

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

IV.

Alle die eben geschilderten Schwierigkeiten sollten Cecchi und seine Gefährten jetzt zur Genüge kennen lernen. Als sie wenige Tage nach ihrer Ankunft dem Könige die von der italienischen Regierung übersandten Geschenke ablieferten, zeigte Menilek sich wieder ungemein freigebig mit Versprechungen. Hatte er im vergangenen Jahre bei dem Eintreffen der ersten italienischen Expedition sich für die Sicherheit der Reisenden nur innerhalb der Grenzen seines eigenen Landes verbürgen wollen, so erklärte er jetzt feierlich, daß er sie mit einer bewaffneten Eskorte, die er selbst

zu befehligen gedenke, auch sicher durch die Gallaländer bringen werde. Was es mit dieser überraschenden Bereitwilligkeit auf sich hatte, sollte sich bald zeigen. Nur mit größter Mühe und unter Anwendung von allerhand kleinen Kriegslisten hatte Antinori es bis jetzt möglich gemacht, etwa fünfzig im vorigen Jahre mitgebrachte und für die Ausrüstung der Expedition bestimmte Karabiner vor der Begehrlichkeit des Königs zu schützen. Nun wurde ihm der endlich für sicher gehaltene Schatz zur Bewaffnung für die versprochene Eskorte abgefordert, und gegen diesen klug ausgedachten Vorwand gab es kein Remonstriren.

Die oft und viel gerühmte Anerkennung, die König Menilek der europäischen Kultur zollen soll, gipfelte nach Cecchi's Schilderung damals auch schon in der höchsten Werthschätzung der europäischen Feuerwaffen und in dem unermüdlichen Bestreben, sich auf die eine oder die andere Weise möglichst viele derselben zu verschaffen. Diese zeitgemäße und bei einem Herrscher von Menilek's kriegerischen Neigungen doppelt begreifliche Vorliebe war durch das Kriegsglück des Kaisers Johannes, der im Jahre zuvor den Aegyptern 15000 Remington-Gewehre abgenommen hatte, noch bedeutend verstärkt worden. Hand in Hand mit ihr ging freilich ein kindisches Vergnügen an allerhand Spielereien und Thorheiten, die, bis sie den Reiz der Neuheit verloren hatten, den König tagelang beschäftigen und die Geduld der zur Theilnahme herangezogenen Europäer auf eine schwere Probe stellen konnten. Unter den von Cecchi überbrachten Geschenken fand neben einigen Jagdgewehren und Pistolen neuerer Systeme namentlich eine Laterna magica den höchsten Beifall, und als ganz unvergeßlich schildert der Reisende den Abend, an welchem der König vor Freude über die an der Wand erscheinenden komischen Bilder sich im Vereine mit mehreren seiner höchsten Beamten in toller Ausgelassenheit am Boden wälzte. Eine eigenthümliche Verwendung fanden die durch je ein vollständiges Exemplar repräsentirten Uniformen sämmtlicher Regimenter der italienischen Armee, die als besondere Ehrengabe „dem befreundeten Fürsten“ dargebracht wurden. Menilek ordnete ihre sofortige Vertheilung unter die höchsten Mitglieder des Klerus an, und seitdem kann man — eine treffende Illustration des bis zur Unkenntlichkeit entstellten und verzerrten Christenthums von Abessinien — die schoanischen Bischöfe und Erzpriester, als italienische Dragoner, Kürassiere u. s. w. verkleidet, mit Helm oder Käppi anstatt der Mitra auf dem Haupte, den Gottesdienst abhalten oder das Abendmahl austheilen sehen.

Während nach wenigen Tagen der Ruhe die kleine italienische Kolonie in Let-Marefiâ sich eifrig mit den Vorbereitungen für die auf das Ende des Monats festgesetzte Abreise zu beschäftigen begann, trat das erste jener langen Reihe von Hindernissen ein, die den Abgang der Expedition bis zum Mai des nächsten Jahres hinausschieben sollten. Einige der an der Südgrenze des Reiches, am Hawash, wohnenden Gallastämme waren mit einander in Krieg gerathen, das Passiren jenes Gebietes deshalb unmöglich. Um die Ruhe wieder herzustellen und zugleich den Statthalter (Ras) jener Provinz zu bestrafen, unternahm Menilek mit einem ansehnlichen Heere einen Kriegszug nach dem Hawash, von dem er nach kaum drei Wochen siegreich und mit einer Beute von fast 18000 Stück Vieh heimkehrte. Der November war inzwischen herangekommen, und von einem Tage zum anderen erwarteten nun die Reisenden von dem durch seinen Erfolg in besonders gehobene Stimmung versetzten Könige die Erlaubniß zur Abreise zu erhalten. Sie warteten vergeblich; denn in einer Weise, die dem größten Diplomaten Ehre gemacht haben würde, wußte Menilek ihren fast täglich erneuerten Bitten und Anfragen auszuweichen. Bald schien ihm das ganze Unternehmen zu gefährlich und ein weiteres Ueberlegen noch geboten, bald konnte er die Maulthiere, die er für die Karawane liefern wollte, nicht erhalten, bald wollte er das Eintreffen eines besonders zuverlässigen Begleiters für die Expedition abwarten. Zuletzt gab er sich nicht mehr die Mühe, einen Vorwand zu ersinnen, stellte sich ihren Fragen gegenüber einfach taub und sprach freundlich und scheinbar unbefangen von anderen Dingen.

Der Aerger der Reisenden war schon aufs Höchste gestiegen, als der König plötzlich am 15. November ihnen sehr entschieden erklärte, er könne seine Zustimmung zu der Expedition nur unter der Bedingung ertheilen, daß Martini noch einmal nach Italien gesandt werde, um ihm dort eine bestimmte Anzahl von Gewehren zu verschaffen. Alle Einwendungen Antinori's und des sonst von dem Könige hochverehrten Bischofs Massaja scheiterten an dem kindischen Eigensinn des Herrschers. Martini's Abreise wurde auf die ersten Tage des December festgesetzt, bis wohin der goldene Filigranschmuck, den Menilek dem Könige von Italien zu übersenden gedachte, fertig sein würde. Unmittelbar darauf sollte dann die Expedition, mit allem Nöthigen reich versehen, unter sicherem Schutze ihren Marsch nach Süden antreten, und endlich auch die Urkunde aufgesetzt werden, durch welche die Niederlassung in Let-Marefiâ mit den dazu gehörigen 95 Hektaren kulturfähigen Landes zum festen Eigenthume der italienischen Krone gemacht werden würde. Daß die Expedition durch diese Abordnung Martini's eines muthigen und unternehmenden Mitgliedes beraubt werden sollte, war ein Mißgeschick, das die Uebrigen um so schwerer empfanden, als auch Antinori durch seinen Gesundheitszustand an der Theilnahme verhindert wurde. Eine Schußverletzung an der rechten Hand, die er vor einigen Monaten sich zugezogen, hatte ihn nicht nur des Gebrauches der Hand bis jetzt gänzlich beraubt, sondern noch allerhand andere Leiden zur Folge gehabt, die in seinem Alter und bei der immerhin nur mangelhaften Pflege gar leicht jetzt schon einen ernsthaften Charakter annehmen konnten. So blieben einstweilen nur Cecchi und Chiarini für das so groß geplante Unternehmen übrig; denn auch die drei italienischen Diener, deren Reiselust durch alles bisher Erlebte gründlich abgekühlt war, zogen es vor, unter dem Schutze der militärischen Eskorte, die Martini nach Zeila begleiten und seine Rückkunft dort erwarten sollte, nach Italien zurückzukehren. Mit dem festen Versprechen, den sehr wider Willen übernommenen Auftrag möglichst rasch zu erledigen, um den Gefährten noch nachfolgen zu können, verließ Martini am 2. December Litsche. Wie zu erwarten stand, dachte Menilek auch nun nicht daran, sein Versprechen der sofortigen Ausrüstung der Expedition zu halten. Lange Verhandlungen über die von den Reisenden noch benöthigte Summe, über die Zahl der Lastthiere u. s. w. füllten die nächsten Wochen aus, und als endlich die Sache dem Abschluß nahe schien, kam abermals die Nachricht von einem Aufstande in einer der Gallaprovinzen des Königreiches. Der Statthalter dieser Provinz, Ras Maschaschâ, war ein Vetter des Königs und von diesem wegen seiner offenkundigen Absichten auf den Thron von Schoa schon einmal jahrelang gefangen gehalten worden. Jetzt konnte der Aufruhr in der ihm unterstellten Provinz ihn leicht zur Wiederaufnahme jener alten Pläne veranlassen, und um dieser Gefahr vorzubeugen, ging Menilek am 17. December wieder mit einem starken Heere nach jener Provinz ab. Durch erbarmungsloses Morden, Verwüsten des Landes und Nieder-

brennen der Hütten wurden die Aufrührer in wenigen Tagen zur Ruhe gebracht, darauf unter Abhaltung großer, in wüsten Orgien endigender Feste, der sogenannten Fokerâ, das Freundschaftsbündniß mit Maschaschâ erneuert. Aber noch vor des Königs Rückkehr nach Litsche, wo Cecchi ihn in begreiflicher Ungeduld erwartete, verbreitete sich das Gerücht von der weit ernstlicheren Kriegsgefahr, die dem Lande drohte. In großen Tagemärschen näherte sich Kaiser Johannes mit einem ungeheuren Heere der schoanischen Grenze. Die Unabhängigkeitsgelüste König Menilek's, sein im vergangenen Jahre gemachter Versuch, sich Gondars zu bemächtigen, während Kaiser Johannes durch den Krieg gegen Aegypten in Anspruch genommen war, gaben diesem jetzt den Vorwand zu dem neuen Kriegszuge, der die ganze Existenz des Königreichs Schoa in Frage stellen und ihm schließlich wieder die untergeordnete Stellung anweisen sollte, die es heute noch einnimmt. Es war eine Zeit ungeheuerster Aufregung, allgemeiner Unzufriedenheit und großen Elends, welche die Reisenden während der nächsten Monate hier mit durchlebten. Zu der Schreckenskunde von der gänzlichen Verwüstung der nördlichen Provinzen durch das übermächtige feindliche Heer, das trotz aller Anstrengungen der schoanischen Truppen schließlich bis in die nächste Nähe von Litsche vordrang, kamen bald noch die Nachrichten von einem furchtbaren Blutbade, das die in offener Empörung befindlichen Soddo-Galla im Süden des Reiches angerichtet hatten. Trotz seiner scheinbar verzweifelten Lage konnte Menilek sich nicht dazu entschließen, die demüthigenden Friedensbedingungen anzunehmen. Als er es zuletzt that, geschah es nicht aus freiem Willen, sondern lediglich, um dem vereinten Willen des Volkes und des mächtigen Klerus zu gehorchen. Am 26. März 1878 fand die mit großem Gepränge und kriegerischem Pomp vollzogene feierliche Unterwerfung Menilek's, seine Verzichtleistung auf den fortan nur noch vom Kaiser Johannes als obersten Lehnsherrn zu führenden Titel Negus-Negest (König der Könige), sowie die neue Bestimmung der Grenzen des Königreiches Schoa statt. Cecchi, der als unermüdlicher Mahner sich gerade wieder bei Menilek befunden und den königlichen Zug nach dem Lager des Kaisers begleitet hatte, wohnte dem großartigen Schauspiel bei, das mit seiner Entfaltung unerhörter Reichthümer an die Wunder orientalischer Märchen erinnerte. Wenn er auch keinerlei Grund zu besonderer Freundschaft für den König von Schoa hatte und für die Versöhnung der Fürsten, die Festsetzung der Grenzen, die Bestimmung des Kriegstributs und die übrigen Abmachungen sich nur in soweit wirklich interessirte, als sie für das endliche Zustandekommen und Gelingen seiner Expedition entscheidend sein konnten, so vermochte sich der Reisende, wie er selbst gesteht, doch dem überwältigend tragischen Eindruck nicht zu entziehen, den die mit allen Zeichen äußerer Buße in Scene gesetzte Unterwerfung Menilek's gerade inmitten dieses Gepränges hervorbrachte.

Es sollten freilich bald Wochen kommen, in denen er dem Könige aus vollem Herzen noch weit schwerere Strafen und Plagen an den Hals wünschte, als jene Demüthigung seines ehrgeizigen Stolzes gewesen war. Das alte falsche Spiel der Vorwände und Ausflüchte begann nämlich von Neuem; aber wenn Menilek, dem die ganze Sache augenscheinlich leid geworden war, vielleicht hoffte, die Fremden dadurch schließlich zu ermüden, so kannte er eben Cecchi's Zähigkeit noch nicht. Dank dieser trefflichen und im vorliegenden Falle unschätzbaren Eigenschaft errang der Reisende in der That am 12. Mai in einem letzten Wortgefechte den entscheidenden Sieg über die Schlauheit des königlichen Diplomaten: die Erlaubniß zur Abreise wurde gewährt, die ausbedungenen Transportmittel und eine freilich nicht große Summe baren Geldes geliefert. Nachdem am folgenden Tage die letzten Vorbereitungen getroffen, die längst gemietheten Leute zusammenberufen und die Reisenden in ebenso feierlicher, wie freundschaftlicher Weise vom Könige entlassen worden waren, trat die Karawane am 14. Mai Morgens ihren Marsch nach Süden an.

Hinsichtlich der bewaffneten Eskorte hatte Menilek noch zuguterletzt sein Versprechen zurückgenommen und Cecchi angewiesen, sich eine solche von dem Ras Maschaschâ mitgeben zu lassen, den er in Roggié, dem Hauptorte der von ihm verwalteten Gallaprovinz, antreffen werde. Einstweilen hatte die Karawane nur einige schum oder höhere Beamte des Königs als Begleiter, die nach Landessitte dafür Sorge tragen mußten, daß die unter königlichem Schutze Reisenden überall freie Unterkunft und Verpflegung fänden.

Nach fünftägigem Marsche über eine mäßig angebaute, im O und W durch Hügelketten begrenzte Ebene langte man am 19. in dem unter 39° östl. L. und 9° nördl. Br. belegenen Roggié, dem Haupthandelsplatze des südlichen Schoa, an. Die wenigen und unbedeutenden Wasserläufe, die man unterwegs passirt hatte, strömten alle in nordwestlicher Richtung dem Baschilô und seinen Nebenflüssen zu. Der von etwa 10000 mohammedanischen Galan-Galla bewohnte Handelsplatz Roggié liegt in der denkbar ödesten Gegend auf einem kahlen Hügel, der aus einer vollkommen baum- und wasserlosen sandigen Ebene emporsteigt. Nirgends ist eine Spur von Ackerbau zu sehen, und so macht denn die mit ihrem Wasserkonsum auf einen schmalen, zur Regenzeit sich füllenden Graben angewiesene, durch den beständig herrschenden Wind in dichte Staubwolken eingehüllte Stadt eher den Eindruck eines großen Karawanenlagers, als den einer festen Niederlassung. Ist auch auf dem wöchentlich einmal abgehaltenen Markte der Umsatz an Elfenbein, Moschus, Kaffee, Tabak, Butter und anderen Produkten der jenseit des Hawash belegenen südlichen Gallagebiete sehr bedeutend, so beruht doch die Hauptwichtigkeit des Ortes auf dem schwunghaft betriebenen Sklavenhandel. Weniger auf offenem Markte, als vielmehr in den Hütten von Roggié sollen im Jahre durchschnittlich etwa 4000 Sklaven verkauft werden, die der Mehrzahl nach aus Kaffa, Enarea, Gomma, Gera und den anderen kleinen unabhängigen Reichen jener Region kommen. Von dieser traurigen Waare gingen in den Jahren 1876 und 1877 nach Antinori's Angaben jährlich 2000 bis 2500 Stück nach der Küste, wo sie trotz der gerühmten Wachsamkeit der englischen Kreuzer verschifft wurden. Wenn inzwischen vielleicht die Zustände sich etwas gebessert haben, so dürfte dies kaum unter der Mitwirkung des Königs von Schoa geschehen sein, der für jeden in Anduodi und Roggié eingeführten Sklaven eine Abgabe von einem Thaler erhebt und dieses Verfahren bei der Ausfuhr von den Zwischenmärkten Alin-Amba bei Ankober und Abd-el-Rahasul, von denen die großen Karawanen nach der Küste ausgehen, wiederholt. Zur Zeit von Cecchi's Anwesenheit in Roggié wurde ein Knabe von 10 bis 16 Jahren mit 15 bis 20 Thalern, ein Jüngling von 20 bis 24 Jahren nur mit 12 bis 15 Thalern bezahlt. Eine nasifâ, d. i. ein durch besondere Schönheit ausgezeichnetes Mädchen, hatte einen Werth von 30 bis 48 Thalern; eine condscho, ein kräftiges, zur Arbeit im Hause zu verwendendes Mädchen, galt 17 bis 18 Thaler. Kinder beiderlei Geschlechts, im Alter von 5 bis 9 Jahren, wurden gemessen und je nach ihrer Größe mit 7 bis 10 Thalern bezahlt. Denselben Preis hatten meist die

zahlreich vorhandenen alten Männer, während eine alte Frau mit höchstens 4 bis 5 Thalern bezahlt wurde.

Die Reisenden benutzten ihren Aufenthalt in Roggié, um ihre Ausrüstung durch Ankauf der in den Galländern unentbehrlichsten Tauschartikel zu vervollständigen; dazu gehörten namentlich Kupfer in Stücken (meist aus Europa eingeführte Abfälle, Stücke von alten Kesseln u. s. w.), kleine gläserne Trinkbecher und Glasflaschen, eine bestimmte Art kleiner, henkelloser Tassen von blauer Farbe und verschiedene ähnliche Dinge. Auch das Umwechseln eines Theils ihres Silbergeldes in die unter den Galla wie in Abessinien als kleine Münze gangbaren amulié (Steinsalzstücke von prismatischer Form und genau bestimmtem Gewicht, etwa 22 cm lang) wurde hier vorgenommen.

Unter den Einwohnern von Roggié waren schon wieder allerhand beunruhigende Gerüchte über einen nahe bevorstehenden Einfall der kaum unterdrückten Soddo-Galla im Umlauf. Von allen Seiten wurde es den Reisenden als unmöglich vorgestellt, sich gerade jetzt in das südlich vom Hawash belegene Gebiet zu wagen. Um sich Klarheit darüber zu verschaffen, begaben sich Cecchi und Chiarini, von dem Oberhaupte der Stadt und einigen Dienern begleitet, nach dem etwa 15 km westlich von Roggié belegenen Dorfe Antotto, wo sich Ras Maschaschâ augenblicklich aufhielt. Durch besondere Vergünstigung Menilek's mit der Vollmacht versehen, die Grenzen seiner Provinz durch Eroberungszüge nach S und W auszudehnen, befand sich der Statthalter auch jetzt, wo er glücklich einen neuen Aufruhr in seiner unruhigen Provinz gedämpft hatte, noch an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, das aus etwa 5000 Mann Reiterei und 12 000 bis 15 000 Mann Fußvolk bestand; von den letzteren war die eine Hälfte mit alten Luntengewehren, die andere mit Lanzen bewaffnet. Die Auskunft, welche die Reisenden erhielten, war nicht tröstlich, trotzdem sie auch den Eindruck empfingen, als ob Maschaschâ absichtlich die Gefahren, denen sie entgegengingen, übertriebe, um sie überhaupt zurückzuhalten. Jedenfalls trugen seine kriegerischen Veranstaltungen (er ließ unter Anderem bei Antotto große Befestigungen aufführen) nicht dazu bei, die Galla zu beruhigen, und keinesfalls — das sahen die Reisenden ein — würden sie auf einen kräftigen Beistand seinerseits rechnen dürfen. Mit der wissenschaftlichen Aufnahme dieses am wenigsten bekannten Theiles von Schoa, mit einem Ausfluge nach dem alten Vulkangebiete des Dscherer, endlich mit einer nochmaligen Revision und bedeutenden Reduktion ihres zu umfangreichen Gepäcks vergingen einige Wochen. Zuverlässiger als die Rathschläge, die den Reisenden von dem Statthalter und den eingeborenen Bewohnern der Gegend ertheilt wurden, waren ihnen die mancherlei Warnungen und Verhaltungsmaßregeln, welche ihnen der mit den Sitten der Galla wohl vertraute französische Missionar Taurin geben konnte, der unweit Roggié auf einem von Menilek geschenkten großen Terrain die vom Volke der Umgegend Darô-Michael benannte Missionsstation errichtet, bis jetzt aber wohl mit seinen Bemühungen nur wenig Erfolg gehabt hatte. Auf seinen Rath setzten sich die Reisenden mit den Oberhäuptern mehrerer in der Nähe gelegenen Galladörfer in Verbindung, um durch sie Erkundigungen einzuziehen und sich die Wege möglichst ebenen zu lassen; denn die Unterhandlungen, die Maschaschâ in ihrem Interesse zu führen vorgab, schienen zu keinem Resultate führen zu sollen. Da nach den Aussagen jener anscheinend gutwilligen, weil durch zahlreiche Geschenke gewonnenen Leute das Passiren des Soddogebietes jetzt wenigstens möglich sein würde, und da überdies die Regenzeit vor der Thür stand, die den Uebergang über den Hawash unmöglich machen konnte, beschloß Cecchi, der verhängnißvollen Zeitvergeudung ein Ende zu machen. In einer sehr erregten Zusammenkunft im Lager von Antotto, bei der er zur Unterstützung seiner Worte den Revolver mitspielen ließ, erklärte er dem Statthalter, daß er, gleichviel, ob mit oder ohne seine Erlaubniß und seinen Schutz, in drei Tagen aufbrechen werde. Der Erfolg, den dieses energische Auftreten hatte, ließ die Reisenden bedauern, daß sie nicht vor Wochen schon zu dem einfachen Mittel gegriffen hatten. Jetzt freilich mußten sie zunächst darauf bedacht sein, den erschreckenden Eindruck durch ein möglichst reiches Geschenk zu verwischen. Auch dies gelang über Erwarten. Schon am nächsten Tage führte ihnen Maschaschâ zwei seiner Generale zu, die mit einer starken Heeresabtheilung die Karawane bis an den Hawash geleiten und sie dort im Namen des Statthalters einigen besonders angesehenen Stammesoberhäuptern zu weiterem Schutze anempfehlen sollten.

So schienen endlich die Hindernisse beseitigt, und wie im Triumph verließ die Expedition mit ihrer zahlreichen Eskorte am Morgen des 3. Juli das öde Roggié, unbekümmert um die fortgesetzten Warnungen der Kaufleute des Ortes, die in dem umfangreichen Gepäck die größte Gefahr für die Sicherheit der Reisenden sahen. Und es war in der That ein stattlicher Zug, der, von Cecchi und Chiarini zu Pferde angeführt, 25 Maulthiertreiber und Diener (drei von den letzteren mit Flinte und Revolver bewaffnet) und an vierfüßigem Bestande 27 Maulthiere und 4 Esel umfaßte. Nicht eigentlich zur Karawane gehörig, aber unter ihrem Schutze reisend, hatten eine Anzahl Guraghe-Männer und Weiber die Reisenden schon von Litsche aus begleitet. Es waren Sklaven, die Antinori von dem König als Geschenk erhalten hatte, und die nun, freigelassen, in ihre Heimath zurückkehrten.

Trotz der scheinbar günstigen Aspekten, unter denen die Reisenden solchergestalt Roggié verließen, sollten sie schon während der nächsten sechs Tagemärsche, die sie bis an den Hawash brachten, wieder eine Fülle von Widerwärtigkeiten durchzumachen haben. Die neuen Behälter für ihr gesammtes Gepäck, große, oben und unten mit hölzernen Deckeln versehene Cylinder von Rohrgeflecht, die nach Antinori's Angabe mit einem großen Aufwande von Mühe und Zeit angefertigt, aber wohl nicht erprobt worden waren, erwiesen sich als durchaus unpraktisch. Durch ihr beständiges Abgleiten von den sehr primitiven abessinischen Packsätteln verursachten sie nicht nur den Leuten der Karawane unaufhörliche und fruchtlose Arbeit, es zeigte sich auch bald, daß Rücken und Seiten der Maulthiere in bedenklicher Weise dadurch geschunden und gedrückt wurden. Als nun noch gar in mehreren Dörfern der Mietta-Galla, die man im Laufe des ersten Tages passirte, eine tolle Aufregung entstand, weil die Einwohner jene seltsam geformten Gepäckstücke für große Kriegstrommeln (negarit) ansahen, die einem feindlichen Heere vorangingen, mußten die Reisenden dem stürmischen Drängen und Drohen ihrer Leute nachgeben und ihre ganze Habe nach Art der eingeborenen Kaufleute als große Ballen in Rinderhäute verpacken. Zum Glück befand man sich in der Nähe von Anduodi und konnte die erforderlichen Ankäufe von Häuten und Stricken auf dem Markte des an trauriger Oede und Häßlichkeit mit Roggié wetteifernden „Handelscentrums“ machen.

Unmittelbar nach diesem ärgerlichen Intermezzo mußten die Reisenden sich davon überzeugen, daß sie wieder einmal durch die abessinische Tücke und Zweizüngigkeit hintergangen worden waren. War man bald hinter Roggió durch eine Gegend gekommen, wo gänzlich verwüstete Kulturen und

niedergebrannte Hütten der Mietta- und Betscho-Galla von der Unterdrückung des letzten Aufstandes erzählten, so gelangte man jetzt in einen gut angebauten, aber von den Bewohnern wie in Erwartung drohender Gefahr verlassenen Landstrich. Die fast 2000 Mann starke Heeresabtheilung, die bis hierher die Eskorte der Expedition vorgestellt hatte, begann nun den räuberischen Streifzug, zu dem sie, wie die Anführer auf Cecchi's Befragen erklärten, allein ausgesandt waren. Er galt den hier ansässigen Abu-Galla, deren nicht vollständig gezahlter Tribut durch die zu erwartende Beute ergänzt werden sollte. Ein blutiges Treffen, das am nächsten Tagen gegen einen etwa 3000 Mann starken Reiterhaufen der Galla geliefert wurde, endete, dank den Feuerwaffen der Schoaner, mit der Vernichtung des größten Theils jener Schaar, mit dem Niederbrennen der auf den Hügeln ringsum gelegenen Dörfer und mit dem Wegschleppen einer ungeheuren Zahl von Gefangenen, hauptsächlich Weiber und Kinder. Ueber die kritischen Folgen, welche dieses alle Feindschaft der Galla anschürende Kriegsunternehmen für die Expedition haben konnte, täuschten sich Cecchi und Chiarini keinen Augenblick. Jetzt kam es vor allen Dingen darauf an, sich von ihrer „Eskorte“ zu trennen und, wenn irgend möglich, die Gebiete der unabhängigen Galla zu erreichen, bevor mit der Kunde von dem abermaligen feindlichen Vorgehen der Schoaner auch dort Aufregung und Krieg entstehen würde. Als daher am Morgen nach dem Treffen (die ganze Nacht hindurch waren inmitten des Klagegeheuls der zahlreichen Verwundeten und Gefangenen die wüsten Orgien des Fokerâ im Lager abgehalten worden) das Oberhaupt eines dem Ras Maschaschâ ergebenen Stammes bei dem Anführer der Truppen erschien, um Schonung für seine am Hawash belegenen Dörfer zu erbitten, beschlossen die Reisenden, sich unter seinen Schutz zu stellen. Widerwillig und nur durch den Befehl des schoanischen Heerführes dazu veranlaßt, ging der alte Galla auf ihren Vorschlag ein, aber dank seinem Einflusse und dank auch den reichen Geschenken, mit denen die Häuptlinge der noch auf dem Wege passirten Galla-Dörfer bedacht wurden, langte die Karawane ohne weitere ernstliche Beunruhigungen am 7. Juli Mittags am Ufer des Hawash an.

Gebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner bei Geburt, Taufe und Leichenbestattung.

Von Dr. Heinrich v. Wlislocki in Mühlbach (Siebenbürgen).

II. (Schluß.)

Nach einem Leben voll Noth und Elend, Entsagung und Entbehrung tritt auch an den Zeltzigeuner der Tod heran und macht der Tragödie seines Lebens ein Ende.

An dieser Stelle will ich somit nur noch die Leichenbestattungsgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner dem Leser vorführen.

Wie im ganzen religiösen Leben der Zigeuner, so drückt sich auch in ihren Bestattungsgebräuchen die Eigenthümlichkeit des zigeunerischen Religionsgefühles aus. Es ist das der Furcht, die ja selbst bei höheren Stufen der Kultur anzutreffen ist. So trotzig der Zigeuner den sichtbaren Gefahren entgegen geht, wenn ihn die Leidenschaft treibt, so gleichmüthig er das größte Elend, die höchste Noth erträgt, so sehr ist er immerdar von Furcht und Grauen vor dem Tode erfüllt. Die Leichenbestattungsgebräuche der transsilvanischen Zigeuner weisen auf das vorherrschende Gefühl der Furcht hin, und selbst die beim Akte der Leichenbestattung in der Berauschung erregten Thränenergießungen bringen dieses Gefühl nur zu einem gesteigerten Bewußtsein. Furcht ist also — wie wir sehen werden — das einzig vorherrschende Gefühl, das sich in ihrem ganzen Todtenkultus überhaupt ausspricht, das so weit geht, daß sie selbst den Namen Verstorbener aus Furcht nicht auszusprechen wagen; eine Blume vom Grabe zu pflücken, gilt für todtbringend. So lautet ein Volkslied [1]):

Cignoro hrobosá	Auf dem Grab die Rose
Hin shukáres rosá;	Blüht so freudenlose;
Mánge lá pçágávás,	Will sie mir abbrechen, —
Dos me ná kámávás.	Mag sie sich d'rum rächen!
Besh' lás piráñáke,	Sprießt auf Liebchens Grabe,
Hrobos hin yoy mánge; —	Ich gepflanzt sie habe; —
Pçágávás, çoc jánáv	Brech' ich sie mir ab, geschwind
Pál lele àvává;	In dem Grab' ich Ruhe find';
Te me ná briginàv,	Meinem Liebchen, meiner Ruh
The me pocivináv!	Führt mich dann die Rose zu!

Wer an einer Blume riecht, die auf einem Grabe blüht, verliert seinen Geruch für immer. Todtbringend ist es auch, über den Schatten eines Kreuzes oder Denkmals überhaupt, das auf einem Grabe steht, hinwegzuschreiten. In einem transsilvanisch-zigeunerischen Volksliede sagt die Verführte also:

Cigno trusul pál hándáko,	Steht ein Kreuzlein auf dem Grabe,
Hin ádá ushályináko;	Schmach und Schand' ich nimmer habe,
The jiáv me pro ushályin,	Tret' ich über seinen Schatten,
Ayt' mánge lásávo ná hin.	Den es wirft auf grüne Matten.
Sár e práytin kád'çásárel,	Gleich dem Blatt im frost'gen Winde,
Sáve shile bárvál márel;	Stürb' die Schmach mit mir geschwinde; —
Pál lásávo te prásápe	An mein Kind, trotz Schmach und Schande
Mayd m're cáyori kámálye.	Knüpft mich doch der Liebe Bande!

Furcht ist die Triebfeder der Gebräuche, die sie selbst während des Todeskampfes ihrer Angehörigen beobachten. Haben dem sterbenden Zeltzigeuner alle geheimnißvollen

---

[1]) Aus meiner über 400 Stücke umfassenden, bislang unedirten Sammlung zigeunerischer Volkslieder. Was die Orthographie betrifft, so entspricht: c dem deutschen tsch; sh = sch; j = dsch; ñ = ny; ç = ch, y = j.

Mittel der „alten Mütter“ nicht geholfen, so wird vor allem alles Hab und Gut aus dem Zelte geschafft, damit bei Eintritt des Todes sich die den Körper verlassende Seele nicht an einen Gegenstand anstoße, wofür sie sich später an den Hinterbliebenen rächen würde. Dauert der Todeskampf zu lange, so lassen sie den Körper des aus dem Leben Scheidenden von einem weißen Hunde belecken, was ihrem Glauben nach das letzte Ringen erleichtert. Darum finden sich auch bei jeder Bande transsilvanischer Zigeuner einige weiße Hunde, denen bei Gelegenheit dieser letzte Dienst obliegt. Dies scheint ein uralter Gebrauch zu sein, den die Zigeuner wohl schon während ihrer Wanderfahrt durch Persien beobachtet haben mögen. „Als Psychopompos und Todtenbestatter erscheint der Hund gleichfalls nach altpersischer Anschauung und ebenso stirbt noch jetzt kein Parsi in Frieden, wenn seine brechenden Augen nicht auf einen Hund fallen, der ihm deshalb vorgehalten wird.“ (Liebrecht, „Zur Volkskunde“, S. 23.) Selbstverständlich ist es, daß der alte und weitverbreitete Glaube an die Weissagungsgabe Sterbender sich auch unter den transsilvanischen Zeltzigeunern vorfindet, die den letzten Aussprüchen oder Befehlen derselben nicht nur etwas vorzüglich Wichtiges und Bindendes beimessen, sondern sogar den oft unverständlichen, jedes Sinnes entrathenden Worten ihrer mit dem Tode ringenden Genossen irgend eine Prophezeihung und dergleichen unterschieben.

Ist der Tod eingetreten, so wird der Körper des Verblichenen mit Salzwasser abgewaschen, angekleidet und hierauf ins Freie geschafft; doch geschieht dies nicht durch den gewöhnlichen Ein- und Ausgang des Zeltes, sondern es wird zu diesem Behufe die eine Seitenwand des Zeltes — gewöhnlich die gegen Osten gekehrte — aufgehoben und auf diesem Wege die Leiche vor das Zelt gebracht, wo sie dann auf die Erde gelegt wird, mit dem Kopfe vor einen in den Boden getriebenen Pfahl. Auf diesen werden mehrere Schläge mit dem Lieblingsgegenstande des Verstorbenen (Geige, Pfeife und dergleichen) geführt und dann dem Todten die Frage vorgelegt: „Starbst du, weil es der große Gott so wollte?“ (Merá tu, káy báro devlá sár kámelás?) Wenn die Leiche sich dabei nicht vorwärts gegen den Pfahl zu bewegt, so gilt die Frage für bejaht, die Anwort lautet auf natürlichen Tod und die Feierlichkeit wird fortgesetzt, im entgegengesetzten Falle aber nach dem Mörder geforscht. Dieser alte Gebrauch findet sich gegenwärtig nur noch bei einzelnen kleinen Banden vor, die ihn auch immer mehr bei ihren Bestattungsfeierlichkeiten bei Seite lassen.

Nun haben die nahen und fernen Verwandten, die Stammgenossen überhaupt, die Pflicht, dem Entschlafenen Geschenke und zwar Speisen und Getränke mannigfacher Art darzubringen, welche sie neben die Leiche legen, um sie dann selbst zu verzehren. Je größer die Geschenke, desto größer die Achtung vor dem Todten. Von der Zeit an, wo die Leiche vor das Zelt oder die Hütte hinausgeschafft wird, beginnt auch das Communalessen; eine Menge Speisen werden verschlungen und der stärkste Branntwein getrunken. Bei diesem Leichenfeste zeigen sich die Zeltzigeuner als reine Wilde und keine Drohung, keine Bitte thut ihrem Wüthen Einhalt. Während meines mehrmonatlichen Aufenthaltes unter ihnen gab es zwischen mir und der Bande nur ein einziges Mal einen „Skandal“, und dieser spielte sich eben wegen und bei dem Begräbnisse einer alten, blinden Zigeunerin ab. — Unter dem Einflusse des Branntweins tanzen die Weiber schreiend, weinend und jammernd im Kreise um die Leiche herum. Bald mischen sich auch die Männer und Kinder in diese dämonische Trunkenheitsscene, welche immer wüthender wird, bis die Erschöpften vor Ermüdung zu Boden sinken. Diese Orgien dauern zwei, drei Tage lang, bis eben die Leiche weggeschafft wird, und haben dem Glauben der Zigeuner gemäß den Zweck, die Seele des Verstorbenen zu hindern, in den Körper zurückzukehren, bevor dieser nicht in die Erde gescharrt ist; denn im entgegengesetzten Falle hätte der Todte keine Ruhe und, gar häufig heimkehrend, würde er den Hinterbliebenen Unannehmlichkeiten bereiten; namentlich auch denen, welche von den während des Leichenschmauses genossenen Speisen und Getränken nicht zeitweilig ein Krümchen oder einen Tropfen auf den Boden fallen lassen, welche die herumflatternde Seele des Todten heimlich und unbemerkt genießt.

Der Todte wird endlich an einer einsamen Stelle des Dorffriedhofes oder fern vom Getümmel der Welt, am Rande eines Waldes beerdigt und die Stelle mit einem sonderbaren keilförmigen Pfosten bezeichnet, dessen oberes Ende kaum sichtbar aus der Erde hervorragt, dessen unteres aber beinahe den Kopf der Leiche berührt. Dies hängt mit dem alten — heutzutage gänzlich verschwundenen Gebrauche zusammen, daß die Verwandten den Kopf der Leiche nach einer gewissen Zeit herausnahmen, denselben an einem anderen, entfernteren Orte vergruben und den Pfosten an seiner Stelle tief in die Erde hineintrieben. Bei einigen Zigeunerstämmen Siebenbürgens besteht noch der alte Gebrauch, das Grab von außen her mit Dornen zu bestecken, „damit es kein Fremder sehe oder gar darüber hinweg schreite“ — wie mir ein alter Zigeunerhäuptling erklärte. „Viel wahrscheinlicher jedoch haben wir hier auch eine Reminiscenz des alten Brauches, Leichen mit Dornen zu verbrennen.“ (Liebrecht a. a. O., S. 270.)

Es drängt sich uns nun unwillkürlich die Frage auf: Wie steht es um den Unsterblichkeitsglauben der transsilvanischen Zeltzigeuner?

Es hat nicht an Schriftstellern gefehlt, welche die Unsterblichkeitsideen den Zigeunern absprachen, sie als jeden Glaubens entrathende Horden hinstellten, ohne dabei zu bedenken, daß es wohl Individuen gebe, denen dieser Glaube abhanden gekommen ist, aber keine Völker, nicht einmal Horden.

Nach der Ansicht der Zigeuner lebten vor Jahrtausenden die Menschen ewig; es gab eine irdische Unsterblichkeit, die die Menschen in Folge des Ungehorsams eines Weibes verloren. Der Sage nach kam nämlich einmal ein alter Mann zu einem Ehepaar und begehrte Nachtquartier. Am nächsten Tage zog er weiter, gab aber seinem Wirth in einem Gefäß einen kleinen Fisch und sagte: „Bewahrt diesen Fisch und verzehrt ihn nicht! Wenn ich nach neun Tagen zurückkehre und ihr den Fisch mir zurückgebt, so will ich euch belohnen!“ Darauf ging er von dannen; die Frau des Hauses konnte aber der Versuchung nicht widerstehen, sondern warf das Fischlein auf die Kohlen und verzehrte es. Kaum hatte sie dies gethan, da fuhr der erste Blitz auf die Erde herab und erschlug die Frau. Sie war der erste todte Mensch auf Erden. Darauf begann es ein Jahr lang zu regnen; beinahe alle Menschen gingen in der Fluth unter; die Uebriggebliebenen hatten von nun an mit Mühe und Qual zu kämpfen, wozu sich noch Krankheit und Tod gesellten. Diese Sage erzählt demnach eine Art Sündenfall, welchen Ausdruck man jedoch nur uneigentlicher Weise auf ähnliche heidnische Erzählungen überträgt. Die Naturvölker kennen eigentlich keinen Sündenfall, sondern nur einen ursprünglichen Unglücksfall, d. h. nicht durch eine bewußte Uebertretung eines göttlichen Gebotes, sondern durch ein zufälliges Ereigniß beginnt das in nothwendigem Verhältniß begründete Unglück des Menschengeschlechtes. (Vergl. Müller, „Amerikanische Urreligionen“ S. 269.)

Den Vorstellungen der transsilvanischen Zeltzigeuner gemäß ist die Unsterblichkeit jenseits nach Art des Lebens diesseits und die Seele gelangt in das eigentliche Reich der Todten, sobald kein Fleisch mehr an den Knochen des Verstorbenen ist. In früheren Zeiten mögen die Zigeuner diesen Proceß beschleunigt haben, namentlich am Kopf nach Verlauf einer gewissen Zeit nachgesehen haben, ob die Fäulniß schon stattgefunden oder nicht. Hierauf weist der erwähnte Pfahl, der gerade über dem Antlitz der Leiche in die Erde getrieben wird. — Ich kann nicht umhin, an dieser Stelle einen Kannibalismus zu erwähnen, dessen die Zigeuner gar oft, so auch in Ungarn und Siebenbürgen, beschuldigt worden sind. Sie wurden nämlich beschuldigt, Leichen zu verspeisen, und infolge einer solchen Anklage wurden z. B. in Ungarn, in Csáb, Kementze und Bat im Jahre 1782 mehr als 200 Zigeuner hingerichtet. Meiner Ansicht nach fußt diese Anklage auf dem erwähnten Gebrauch, dem zufolge die Hinterbliebenen, den Verwesungsproceß ihrer Verstorbenen beschleunigend, den Kopf nach Ablauf einer gewissen Zeit ausscharrten und an einem entfernteren Orte vergruben. Bei diesem Geschäft mögen sie ertappt und des Kannibalismus beschuldigt worden sein.

Wie wir sehen, also erst nach stattgefundener Fäulniß des Körpers treten die Seelen ihre Wanderung in das eigentliche Reich der Todten an, wo sie bloße Bilder der Menschen diesseits sind. Ein krummer Mensch ist dort eben auch krumm, ein Blinder bleibt blind, ein Lahmer lahm. Bis zur Reise ins eigentliche Todtenreich werden die Seelen in drei Abtheilungen gesondert; in Ertrunkene, deren Seelen die Wassergeister in Töpfen verschlossen halten, bis der Leib verfault; in Ermordete, deren Seelen in wilde Thiere fahren und so lange dort verweilen, bis der Mörder selbst stirbt und seine Seele in ein Thier fährt, von wo sie erst nach Jahrhunderten ins Reich der Todten gelangt — und drittens: in die in den Hütten und Zelten Gestorbenen, deren Seelen auf Erden herumirren, den Körper verlassen und wieder in denselben zurückkehren, bis er eben ganz verfault ist, wo sie dann auch die Reise ins Todtenreich antreten. Um der Seele, die in diesem irrenden Zustande ohne eigentliches Bewußtsein ist — „wie besoffen" (sàr mátyi), sagte mir ein Zigeuner — den Weg in den Körper zurück anzudeuten, wird der Leiche ein Tuch über das Antlitz gebreitet, worin gerade über dem Mund ein Loch ist, damit die Seele nach Belieben ein- und ausfliegen kann (vergl. Schwicker, „Zigeuner in Ungarn und Siebenbürgen", S. 150). — Aber die Reise ins eigentliche Todtenreich ist auch beschwerlich, voll Schrecken und Grauen. Die Seele muß bei sieben Bergen vorüberziehen, die mit einander fechten, dann vertheidigt eine Schlange den Weg und dann geht es durch zwölf Wüsten, wo ein eisigkalter Wind weht, der auf die Haut wie ein Messer schneidet. Gegen diese Kälte hilft das Feuer, daß aus dem Verbrennen der Kleider und Lieblingsgegenständen des Verstorbenen angefacht wird, welche in früheren Zeiten von den Angehörigen erst nach Monaten (wenn also der Körper verfault war!) — und nicht wie heutzutage gleich nach der Bestattung, verbrannt wurden. Gut ist es, das Feuer, worin die Gegenstände des Verstorbenen verbrannt werden, durch Hinzulegen von Schilf und Stechapfelstauden zu größerer Lohe anzufachen. (Ueber die Bedeutung des Schilfes s. Liebrecht, a. a. O. S. 400 und Bachofen, „Mutterrecht".)

Es sei mir gestattet, als Illustration zu den angeführten Gebräuchen und diesbezüglichem Glauben folgendes sinnige Märchen der transsilvanischen Zigeuner in beinahe wörtlicher Uebersetzung mitzutheilen:

Einmal lebte ein armer Zigeunerbursche, dem Vater, Mutter und auch die Geliebte im Laufe einer Woche starben. Trüben Herzens begrub er sie, konnte aber kein Todtenmahl abhalten, denn er war so arm, daß er kaum von einem Tage auf den anderen leben konnte. Eine Woche nach dem Leichenbegängniß erwachte er in der Nacht und es war ihm, als ob Jemand an seinem Zelte rüttelte. Er frug: „Wer ist da?" Darauf hörte er seinen Vater sagen: „Du hast mich begraben und mir keine Milch gegeben!" Die darauf folgende Nacht erwachte der Bursche wieder und es war ihm, als ob Jemand an seinem Zelte rüttelte. Er frug: „Wer ist da?" Darauf hörte er seine Mutter sagen: „Du hast mich begraben und mir keine Milch gegeben!" Die nächste Nacht hörte er wieder Jemanden an seinem Zelte rütteln und er frug abermals: „Wer ist da?" Darauf hörte er seine Geliebte sagen: „Du hast mich begraben und mir keine Milch gegeben!" Da wurde ihm gar schwer ums Herz und er trat vor sein Zelt hinaus. Die Nacht war dunkel und er konnte gar nichts sehen, doch hörte er seine Geliebte also sprechen: „Wenn du uns zur Ruhe bringen willst, so gehe hinauf ins Gebirge, dort findest du in einer Höhle drei Eier, diese nimm zu dir und öffne sie, wenn du es kannst, doch schwer wirst du dahin gelangen!" Darauf verschwand die todte Maid. Am anderen Tage zeitig in der Frühe machte sich der arme Bursche auf den Weg. Hoch oben im Gebirge traf er eine alte Frau an, die einen großen Sack mühsam auf dem Rücken trug. Der Bursche bedauerte sie und sprach: „Gebt her den Sack, ich will ihn euch tragen!" Die alte Frau übergab ihm den Sack, der Bursche nahm ihn auf seine Schulter und frug die Alte, was sie darin bewahre, da ihm der Sack so leicht vorkomme. „Die Seelen todtgeborener Kinder", sagte die Alte, „ich pflege dieselben hinauf in das Reich der Todten zu tragen." Kaum daß sie einige Schritte gethan hatten, blieb die Alte vor einer Höhle stehen und sagte: „Wir sind angelangt!" — „Wie so?" frug der Bursche, „so schnell?" — „Dir scheint es schnell", sagte das alte Mütterchen, „obwohl du den Sack bereits seit neun Jahren auf deiner Schulter trägst." Darauf erschrak der Bursche, die Alte aber fuhr fort: „Im Reiche der Todten vergeht die Zeit gar schnell, und Freundchen, wir befinden uns da! Wenn auch nicht im eigentlichen Reiche der Todten, so haben wir doch schon die Grenze desselben überschritten. Ich weiß auch, warum du dich herbegeben hast! Hier gebe ich dir ein Stück Fleisch, einen Krug voll Milch, einen Schlüssel und einen Strick; mit diesen Sachen kannst du deinen Weg fortsetzen und bald wirst du die Höhle erreichen, in welche du zu kommen die Absicht hast!" Hierauf übergab ihm die Alte ein Säckchen und verschwand. Der Bursche setzte seinen Weg fort und erreichte gar bald den Schlund einer dunklen Höhle. Er trat ein und kaum schritt er vorwärts, so wurde es ringsum hell und er sah nun ein großes Haus vor sich stehen. Er öffnete das Thor und trat in den Hof, aber neun weiße Hunde stürzten sich wüthend auf ihn. Er nahm aus dem Säckchen das Fleisch hervor und warf es den Hunden hin. Darauf ging er vorwärts und sah einen Brunnen, aus welchem eine Frau Wasser schöpfte, indem sie den an ihre Zöpfe gebundenen Eimer heraufzog und wieder in den Brunnen hinabließ. Er warf ihr den Strick hin, damit sie den Eimer an denselben binde und frug sie, wozu sie das viele Wasser schöpfe. „Für die Todten", antwortete das Weib, „welche ihre Verwandten ungewaschen begraben haben." Darauf ging er weiter und öffnete mit dem Schlüssel die Thür des Hauses und trat in ein Zimmer, wo er drei Eier fand. Er brach das eine auf. Da schwebte Nebel ins Zimmer und sein Vater trat vor ihn und sprach: „O, ich bin hungrig und durstig!" — „Komm in den

Hof", sagte der Bursche, „vor der Thür steht ein Krug voll Milch!" — „Ich danke dir", antwortete der Vater, „aber jetzt ist es schon zu spät; wenigstens habe ich jetzt Ruhe und kann weiter ins Reich der Todten gelangen!" Mit diesen Worten verschwand er. Der Bursche öffnete nun das zweite Ei und nun trat seine Mutter hervor und sprach: „O, ich bin hungrig und durstig!" — „Komm in den Hof", sagte der Bursche, „vor der Thür da steht ein Krug voll Milch!" — „Ich danke dir", antwortete die Mutter, „aber jetzt ist es schon zu spät; wenigstens habe ich jetzt Ruhe und kann weiter ins Reich der Todten gelangen!" Mit diesen Worten verschwand sie. Da nahm der Bursche das dritte Ei in die Hand und ging hinaus in den Hof, wo er es neben dem Kruge zerbrach. Jetzt erschien seine Geliebte und sprach: „O, ich bin hungrig und durstig!" — „Hier ist Milch, mein Lieb", sagte der Bursche und überreichte ihr schnell den Krug. Die Maid trank und wurde so schön, wie die schönste Tochter des Sonnenkönigs. Als sie die Milch ausgetrunken hatte, sprach sie also: „Geliebter, du hast mich vom Tode erlöst, nun kehre ich mit dir zurück ins Leben und werde dein!" Und so geschah's. Sie kehrten vom schrecklichen Gebirge heim und lebten nun in Glück und Zufriedenheit mit einander, bis auch sie für ewige Zeiten ins Reich der Todten übersiedeln mußten.

Der Gespensterglaube ist uralt, er ist auch bei den Zigeunern nicht erst in einer späteren historischen Zeit der Entartung entstanden; er findet sich ja überall in den primärsten Stufen menschlicher Verhältnisse, bei allen Naturvölkern. Es handelt sich bei den Zigeunern nicht um Unsterblichkeitsvorstellungen, die bloß der Seele eine Fortdauer nach dem Tode zugestehen; bei ihnen kommen die Verstorbenen in Betracht, in wie fern sie wie andere Geister einer übersinnlichen Welt auf das Geschick der Lebenden einen göttlichen Einfluß ausüben, nützen oder schaden. So glauben sie z. B., daß besonders zu Johanni die Todten, die in der Erde keine Ruhe finden können, ihre lebenden Angehörigen besuchen. Daher spannen die Zeltzigeuner, wo immer sie zu der Zeit lagern, einen Faden über das nächstgelegene Wasser, damit die Geister dasselbe passiren können; denn das Wasser bildet nach uraltem Glauben (der sich auch bei den transsilvanischen Rumänen findet) — die Grenze zwischen Leben und Tod, „Wasser entzaubert und verscheucht die Geister", welche in der Johannisnacht zu sehen nur dem vergönnt ist, der als neunter Sohn in einer durch keine Mädchen unterbrochenen Kinderreihe geboren ist; er sieht auch die Seele des Todten in ihrer menschlichen Gestalt vor dem Leichnam hergehen, wenn derselbe zur letzten Ruhestatt gebracht wird, — wie denn auch solchen Individuen bei den Zigeunern besondere Gaben und Kräfte zugeschrieben werden. Zu anderen Zeiten sehen auch andere Leute die Geister der Verstorbenen, die gar oft aus kleinen Gründen im Jenseits keine Ruhe finden, z. B. wenn sie im Leben ihre abgeschnittenen Fingernägel oder Haare nicht verbrannt haben, welche sie nach ihrem Tode mühsam zusammensammeln müssen, ehe sie Ruhe finden, welche man dem Betreffenden gar leicht verschaffen kann, wenn man das von der Dachtraufe der Kirche herunterfallende Wasser sammelt und damit sieben Tage hindurch (bei Neumond beginnend) täglich siebenmal sein Grab begießt. Gut ist es, in der Johannisnacht ein Gefäß mit Milch vor das Zelt zu stellen, damit die Todten, ermüdet von der irdischen Fahrt, sich laben können, widrigenfalls sie den Lebenden gar leicht Unheil bereiten könnten. Aus diesem Grunde feiern die transsilvanischen Zeltzigeuner jährlich auch ein Todtenfest. Ist der Winter mit allen seinen Schrecknissen außer Land gezogen, dann verläßt der Stamm sein Winterquartier — gewöhnlich Höhlen am südlichen Gelände einer Hügelreihe — schon mit dem ersten lauen Luftzuge, der über die Karpathen her durch die Thäler weht. Doch bevor er das „trauliche" Heim verläßt, um es mit dem luftigen Zelt sommerlicher Wanderfahrt zu vertauschen, gedenkt er der Hingeschiedenen, indem sich kurz vor Aufbruch der ganze Stamm vor dem Winterquartiere versammelt und jeder Einzelne am nächstgelegenen Felsen oder Baume so viel Eier zerschellt, als er Hingeschiedene zählt, an deren Tod er sich noch erinnern kann.

Die Vorstellungen der Zeltzigeuner von der Unsterblichkeit sind auch noch heutzutage sehr primitiv. Selbst der Aufenthaltsort der Todten ist kaum ein vom Diesseits verschiedenes Jenseits; denn jeder Stamm verlegt denselben in seine Provinz, so in Siebenbürgen in die südlichen Abhänge der Karpathen. Dort halten sich den Tag über die Verstorbenen in den unzugänglichen Klüften der Berge auf, des Nachts aber fliegen sie in die Thäler hinab, um sich „zu unterhalten, um zu leben" — wie sich mir gegenüber ein Zigeuner ausdrückte. Von einer sittlichen Fassung der Unsterblichkeitsidee, von einer Vergeltung im Jenseits ist bei den Zigeunern keine Rede.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Eine Reihe interessanter Ergebnisse für Kulturgeschichte, Ethnologie und älteste Geographie des Kreises Thann hat Dr. Bruno Stehle durch Untersuchung der Ortsnamen desselben gewonnen; die Arbeit erschien als Programm des Thanner Progymnasiums 1884 und in zweiter Auflage unter dem Titel „Orts-, Flur- und Waldnamen des Kreises Thann im Oberelsaß" (Straßburg, R. Schultz u. Comp. 1887). Aus den zahlreichen, von einigen keltischen Reminiscenzen abgesehen, durchweg deutschen Namen, deren älteste urkundlich nachweisbare Formen beigebracht und erklärt werden, ergiebt sich, daß in ältester Zeit das ganze in Rede stehende Gebiet mit Wald oder Sumpfwald bestanden war, ausgenommen das jetzt sterile „Ochsenfeld", eine etwa 1000 ha große Ebene, an deren Rande die Orte Alt-Thann, Sennheim, Staffelfelden, Wittelsheim, Schweighausen und Oberaspach liegen, und auf welcher in alter Zeit eine ausgedehnte Viehzucht betrieben worden ist. Das Ochsenfeld war das freie Feld im Gegensatze zu dem ungeheuren Waldkomplexe, der sich von da bis auf die höchsten Gipfel des Wasgenwaldes erstreckte. Dadurch wird erklärt, warum gerade die dem freien Ochsenfelde zunächst liegenden bewohnten Orte Waldnamen tragen, wie Uffholz, Thann, Rodern; auf der Ebene wohnten einst die Hirten, weiter nach Westen in oder auf dem Holze (Uffholz) die Wäldler oder Thanner und die Roder. Die Flurnamen geben noch heute Zeugniß von den Verhältnissen, wie sie in längst entschwundenen Jahr-

hunderten bestanden: alte Kulturstätten, von denen keine Nachricht zu uns gedrungen ist, Rechtsgebräuche, Besitzverhältnisse, Spielplätze der munteren Jugend, der von Wild wimmelnde Wald, alles lebt noch weiter in den Flurnamen, wenn auch Personen und Sachen längst nicht mehr sind. — Ein besonders merkwürdiges Ergebniß von Dr. Stehle's Untersuchungen ist, daß sich im Thanner Kreise, also im Süden des Elsaß, unzweifelhaft fränkische Namen finden, während nach der bisherigen Ansicht der Wald von Hagenau im nördlichen Elsaß als die südlichste Grenze der Franken galt. Solche fränkische Spuren sind „die Bach", das Wort „Born", verschiedene Formen von Rode, wofür der Alemanne „der Bach", „Brunnen", „Reute" sagt; ferner die Bachnamen auf sick, gesig und der Ortsname Sickert (von sigan = fließen, Fluß, Sumpf), ein Wort, das als Sick in ganz Hessen bis in die Gegend von Marburg und Fulda ungemein häufig ist, und andere mehr. Wie gelangten nun Franken, da das Elsaß doch ganz von Alemannen besetzt war, in die Gegend von Thann? Neuerdings hat Dr. Uibeleisen nachgewiesen, daß einst Franken noch südwärts von Metz und dem Quellgebiete der Saar gesessen haben, daß die fränkischen Ansiedelungen desto zahlreicher werden, je mehr man sich von Metz nach Süden und Westen entfernt, ja daß um Lunéville und Remiremont mehr als die Hälfte aller Ortsnamen fränkisch sind. Die Franken wanderten hier nach und nach im Laufe der Jahrhunderte ein, aber in geringer Zahl und als grundbesitzender Adel, welcher sprachlich sich allmählich den romanischen Leibeigenen und Bauern assimilirte und seine Nationalität verlor. Von Remiremont aus überstiegen nun nach Dr. Stehle einzelne Franken auch den Kamm der Vogesen und ließen sich in Seitenthälern (Steinbach, Ranspach, Rodern, Burbach) und besonders im Maasmünsterthale (Aue, Wegscheid, Sickert, Rimbach) nieder; in einzelnen Ortsnamen lebt ihr Gedächtniß noch heutigen Tages fort.

— Auf der von der „Société Botanique" zu Millau veranstalteten außerordentlichen Versammlung hielt Ch. Flahault einen Vortrag über die Mittelmeerflora in Frankreich, in dessen Verlauf er zu dem Schlusse kam, daß die Grenze derselben genau mit der Kultur des Oelbaumes zusammenfällt. Aus der von Durand und Flahault gezeichneten Karte (s. Bull. Soc. Bot. 1886, T. 33; Ser. 2, p. 8) geht hervor, daß der nördlichste Vorposten der Mittelmeerflora etwas östlich von Thueyts, südwestlich von Privas sich befindet, und daß sie in ihrer weitesten Ausdehnung den Flußthälern folgt, ganz besonders aber zu beiden Seiten des Rhone sich nach Norden erstreckt.

— Nach einem amtlichen Berichte hatte Italien von 1835 bis 1885 im Ganzen 18 Cholerajahre. Genauere Zahlen der Gestorbenen liegen jedoch nur für folgende sechs Jahre vor. Es starben: 1865 12 843, 1866 19 629, 1867 127 968, 1868 107, 1884 14 299, 1885 3459. Ganz cholerafrei sind während sämmtlicher Epidemiejahre nur zwei Bezirke geblieben, derjenige von Domo d'Ossola in der Provinz Novara und derjenige von Orvieto in der Provinz Perugia. Beide Bezirke zeichnen sich durch felsigen, meist unburchlässigen und dabei mit günstigen Gefällebedingungen versehenen Boden aus.

Asien.

— Die russische Bevölkerung im Süd-Ussuri-Gebiete hat jetzt schon die Zahl 12 000 erreicht; aber diese ist noch nicht genügend, um das weite Land zu bebauen. Alle Ansiedler aus dem europäischen Rußland sind jetzt bis zum 1. Januar 1891 von Kronsteuern befreit. Man beabsichtigt nun, diese Steuerfreiheit bis zum 1. Januar 1906 auszudehnen.

— Die Bewohner des ländlichen Bezirkes von Damaskus — berichtet Guthe in „Palästina in Wort und Bild" (I, S. 440) — beschäftigen sich mit Acker- und Gartenbau. In Verbindung damit hat sich bei ihnen ein merkwürdiger Sprachgebrauch erhalten, der an den uralten heidnischen Gott des Landes, an Baal, erinnert. Der Boden, der nur durch die feuchten Niederschläge des Himmels befeuchtet wird und für künstliche Bewässerung unzugänglich ist, heißt bei ihnen „Land des Baal" (ard ba'l), und alle Früchte, welche dort wachsen, Getreide, Feigen, Trauben, tragen noch heute seinen Namen. So lebt der alte syrische Himmelsgott, dessen Kultus längst ausgerottet ist, noch immer im Munde des syrischen Landvolkes fort.

— Capus und Bonvalot (s. oben S. 110) schreiben unter dem 23. Februar 1887 aus Marghilan in Ferghana, daß sie nach ihrer Ausweisung aus Afghanistan gewillt sind, Indien von Norden her auf einer anderen Route zu erreichen, und zwar über Pamir und das kleine Chanat Kundschut. Der Aufbruch soll von Gultscha in Ferghana erfolgen, wo die Reit- und Saumpferde angeschafft werden; dort wollen sich die Reisenden auch mit Lebensmitteln, namentlich in Fett gebackenem Brot für Menschen und Thiere, und mit Brennmaterial versehen. Denn ihr Weg führt durch eine menschenleere Einöde in 13 000 bis 16 000 Fuß Höhe dahin.

— Von Schlangen und wilden Thieren wurden in Vorderindien im Jahre 1886 getödtet 22 907 Menschen, während der Bericht für das vorhergehende Jahr nur 22 425 angab. Wenn die Zunahme auch auf Rechnung des verbesserten statistischen Apparates zu setzen ist, so geht doch aus diesen Zahlen hervor, daß die Bemühungen der Regierung zur Verminderung derselben bei der indolenten Bevölkerung wenig Fortschritte machen. Die traditionelle Hilflosigkeit der Eingeborenen wird am besten dadurch illustrirt, daß nicht weniger als 644 Todesfälle durch Schakale allein in der Präsidentschaft Bombay, Bengalen und den Nordwestprovinzen veranlaßt wurden. Obwohl der indische Schakal gelegentlich einen nächtlichen Wanderer angreift, so ist er doch feige, und der bloße Anschein entschlossener Vertheidigung genügt, um ihn zu verjagen. Während der letzten vier Jahre sind durchschnittlich jährlich 22 500 Menschen auf die bezeichnete Weise getödtet worden. Besonders heimgesucht waren wie gewöhnlich die Provinzen Bengalen, die Nordwestprovinzen und Oudh. Obenan stehen unter den tödtlichen Feinden des Menschen natürlich die Giftschlangen, auf deren Rechnung allein 20 142 Todesfälle kommen. Unter den wilden Thieren behauptet der Tiger den ersten Platz; Krokodile und Haifische tödteten in den bezeichneten drei Provinzen 251 Menschen. Die Zahl des im letzten Jahre getödteten Viehes beläuft sich auf 60 000 Stück; 2000 davon wurden von Schlangen gebissen, je 20 000 von Tigern und Leoparden getödtet. Andererseits wurden im letzten Jahre 1835 Tiger, 1874 Bären und 6278 Wölfe getödtet. Die entsprechenden Zahlen im Vorjahre waren: 2196, 2000, 6706. Die Zahl der vertilgten Schlangen hielt sich ungefähr auf dem Durchschnitte von 300 000 bis 400 000.

— An verschiedenen Stellen des Indischen Archipels — schreibt van der Burg in „De Geneesheer in Nederlandsch-Indië", deutsche Bearbeitung von L. Diemer — werden gewisse Erdarten als Leckerbissen genossen. Die Eingeborenen nennen die eßbare Erde mit einem allgemeinen Namen ampoh. Dieselbe ist in fast jedem inländischen Kaufladen zu haben und wird besonders von schwangeren Frauen in der Meinung gekauft, daß das noch ungeborene Kind sich darauf aufstellt; Frauen essen ampoh daher so lange, wie sie guter Hoffnung sind, und hören gleich nach der Niederkunft damit auf. Während die Dajaken die Erde in der Sonne trocknen, wird sie auf Java, besonders in Bantam, erst gebacken; in Soerabaja giebt es eine nach Salz schmeckende Art, indem hier die halbgetrockneten und von Sand befreiten Erdkuchen mit Salzwasser bestrichen werden. Durch die chemische Untersuchung dieser Erdarten wurden nur anorganische Stoffe mit theerhaltigem Thon nachgewiesen, so daß

dieselben für die Ernährung als ganz werthlos zu betrachten sind. — In den Steinkohlenbergwerken auf Borneo wird eine Art Kohlenschiefer gegessen, die zweifellos giftig wirkt und bei längerem Gebrauch den Tod zur Folge haben kann, ohne daß bisher der giftige Bestandtheil chemisch nachgewiesen wurde: manche sind diesem Genuß ebenso ergeben, wie der Opiumesser dem Opium. Nach Altheer muß der Grund für das Erdessen darin gefunden werden, daß die bituminöse Thonerde in zahlreichen Poren Luft enthält, welche einen für Liebhaber angenehmen Prickel erzeugt.

— Ueber die topographischen Arbeiten auf der Westküste Sumatras enthält die „Tydschrift Aardryksk. Genootschap“ eine Mittheilung, der wir Folgendes entnehmen: Wiewohl nur eine Brigade an der Arbeit ist, schreitet letztere doch gut fort. 1887 hofft man bereits einige Blätter veröffentlichen zu können, da man dazu übergehen will, je nachdem sie fertig werden, während man bei der Kartirung Javas damit jedesmal bis nach Fertigstellung einer ganzen Residenz (Provinz) gewartet hat. Auf den Detailblättern von Sumatra sollen die Höhenkurven braun gedruckt werden, da man glaubt, hierdurch das Lesen der Karten erleichtern zu können. Im März wird eine weitere Brigade, welche jetzt noch in der Nähe von Batavia Terrainaufnahmen für Vertheidigungszwecke vornimmt, nach Sumatra versetzt werden; als Hauptquartier wird ihr Solok angewiesen werden. Von der Aufnahme auf Borneo kann noch nicht viel gesagt werden; zunächst müssen noch einige Fixpunkte bestimmt werden und inzwischen werden die Hauptorte mit ihrer Umgebung im Maßstabe von 1 : 20000 aufgenommen. Die große Karte wird im Maßstabe von 1 : 200000 in Mercator's Projektion zusammengestellt werden. Auf dem Bureau zu Batavia hat man mit Ausnahme von Bantam alle Detailkarten beendet; die der Preanger zählt etwa 500 Blätter.

Afrika.

— Ueber die letzten Unternehmungen des Lieutenant Wißmann im südlichen Congobecken bringt Nr. 7 des „Mouvement Géographique“ einige Mittheilungen. Danach langte er mit Hrn. de Macar im Juni 1886 auf der Station Luluaburg an und beschloß, von dort einen Vorstoß nach Osten zu unternehmen, um das Land der Baluba und das Gebiet des Lubilasch oder oberen Sankuru kennen zu lernen. Die Reisenden brachen zu Anfang Juli auf und erreichten am 10. Juli das Dorf des Häuptlings Mona Tenda am Lukula, einem linken Zuflusse des Lubi. Der ganze Strich zwischen Lulua und Lukula ist ein prächtiges und sehr dicht vom Stamme der Baschilange bewohntes Land; ihre großen Dörfer mit den gut gebauten Hütten liegen meist auf den Gipfeln von Hügeln. Jenseits des Grenzflusses Lukula sitzen die Baluba, deren Land einen ganz anderen Anblick darbietet: wellige, baumlose Prärien, so weit das Auge reicht, vorläufig ohne jeden Werth, später vielleicht zur Viehzucht geeignet. Das Land treibt keinen Handel, von Sklaven abgesehen, scheint zum Ackerbau wenig geeignet, ist aber trotzdem dicht bevölkert, so daß dort beständig Hungersnoth herrscht; überall erblickt man die langen, mächtigen Dörfer, deren Bevölkerung unverschämt, ungastlich und räuberisch ist. Drei Tagereisen jenseit des Lukula besuchten die Reisenden einen Häuptling von prächtigem Wuchse, groß und stark, der in einheimische Stoffe gekleidet war und einen hohen Federschmuck auf dem Kopfe trug; derselbe erbot sich, die Expedition selber nach Osten zu geleiten, und so brach man am folgenden Tage nach dem Buschimane, einem linken Zuflusse des Lubilasch, auf. Als man aber denselben erreicht hatte, machte die Feindseligkeit der Eingeborenen dem weiteren Vordringen ein Ende; Tausende von Eingeborenen, mit Lanzen und Wurfspeeren bewaffnet, umringten die Expedition, welche gezwungen wurde, sich zu vertheidigen und schließlich den Rückzug anzutreten, ohne den Lubilasch selbst erreicht zu haben. Die Unternehmung hat etwa einen Monat gedauert. Am 16. November hat dann Wißmann von Luluaburg eine neue Expedition angetreten, und zwar nach Norden, zur Einmündung des Lubi in den Sankuru und von da in das unbekannte Gebiet, wo der Lulongo, Tschuapa und Lomami, jene von Grenfell zuerst befahrenen Flüsse, ihre Quellen haben. Dann wird er sich nach Njangwe wenden, um entweder nordwärts nach dem Albert Njansa oder südlich nach dem Landschi-See und dem oberen Lualaba vorzudringen. Ihn begleiten der belgische Lieutenant Le Marinel, der Zimmermann Buslag und über 100 Träger mit 100 Lasten und 30 Flinten, unter letzteren eine Anzahl freigekaufter Baluba.

— Am 15. Januar d. J. hat der Dampfer „Henry Read“, mit dem Hauptmann Van Gèle an Bord, Leopoldville verlassen, um einige linke Zuflüsse des Congo zu untersuchen.

Vermischtes.

— Ueber Vasco de Gama's zweite Fahrt nach Vorderindien (10. Februar 1501 bis 1. September 1503) hat sich in einem einzigen Exemplare, das sich jetzt im Britischen Museum befindet, der vlämisch geschriebene Bericht eines ungebildeten Seemannes erhalten. Ein Facsimiledruck davon kam 1877 nach Zerbst und wurde vom dortigen Gymnasialdirektor H. C. G. Stier unter dem Titel „Vlämischer Bericht über Vasco de Gama's zweite Reise 1502 bis 1503“ (Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn, 4. Ausg., 1887) in Transkription mit Uebersetzung und Erläuterungen herausgegeben. Der Zweck dieser wie späterer Fahrten war die vollständige Vernichtung des Gewürzhandels zwischen Malabar und Alexandrien, und die Streiter des edlen Königs Emanuel suchten das mit so energischen Mitteln zu erreichen, daß einem die Haare zu Berge stehen. Wäre Vasco de Gama nicht als Entdecker berühmt, so müßte er als Seeräuber und Mordbrenner berüchtigt sein. Man vergleiche S. 14, wo erzählt wird, wie die Portugiesen ein Schiff von Mekka mit 380 darauf befindlichen Männern, Weibern und Kindern zu Pulver verbrennen. Noch scheußlicher trieben es die Mordgesellen in Calecut (S. 16 und 21), obwohl dort politische Rücksichten zur Entschuldigung dienen könnten. Nichts als nackte Brutalität aber spricht aus folgendem Satze (S. 24): „Den 30. Tag im Juni fanden wir eine Insel und schlugen da wohl 300 Menschen todt und fingen ihrer viele, und nahmen da Wasser ein und fuhren von da ab den ersten Tag im August.“ Freilich handeln heute nach fast 400 Jahren manche Entdecker und Kolonisten gegenüber Eingeborenen nicht sehr viel anders.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

(Von Zaisan über Chami nach Tibet und zu den Quellen des Gelben Flusses.)

II.

Das Thierreich in der Dsungarischen Wüste ist ebenso arm wie das Pflanzenreich. Freilich ist die Fauna noch wenig untersucht. Beide Male, als Prshewalski diese Gegend durchzog, eilte er, um vorwärts zu kommen und hatte keine Muße, sich ausschließlich zoologischer Beschäftigung hinzugeben.

In der Dsungarei sind bisher, abgesehen von den Hausthieren, 27 Arten Säugethiere gefunden worden. Allein mit Ausschluß derjenigen, welche den Gebirgen im Westen und Norden angehören, sowie derjenigen des Urungu-Thales bleiben nur 13 Arten als charakteristisch für die Wüste übrig. Davon sind besonders bemerkenswerth: zwei Antilopen-Arten, „Charasulta" (Antilope subgutturosa), und „Saiga" (Antilope Saiga); zwei Arten Rennmäuse (Meriones), das wilde Kameel (Camelus bactrianus ferus), der Dschiggetai (Asinus hemionus), der Chulan (Asinus onager) und das wilde Pferd (Equus Prshewalskii). An Vögeln sind etwa 160 Arten gefunden worden, doch gehört der größte Theil dem Gebirge, besonders dem westlichen, dem See Ulungur und dem Flusse Urungu an; in der eigentlichen Wüste begegnet man nur etwa zehn verschiedenen Vogelarten.

Das wilde Pferd ist erst kürzlich von J. S. Poljäkow beschrieben und mit dem Namen Equus Prshewalskii bezeichnet worden. Dasselbe muß als eine neue Species gelten und steht zwischen dem Esel und dem zahmen Pferde; vielleicht ist es der Ahne einiger Abarten des jetzigen zahmen Pferdes. Es ist klein, der Kopf aber verhältnißmäßig groß, mit Ohren, welche kürzer sind als die des Esels, die Mähne ist kurz, aufrechtstehend, ohne Schopf, dunkelbraun; ein Rückenstreifen ist nicht vorhanden. Der Schweif ist in seinem oberen Abschnitte rauh, ohne lange Haare, im unteren Abschnitte aber bedeckt mit schwarzen, langen Haaren, wie beim zahmen Pferde. Die Farbe des Leibes ist grau, an den unteren Theilen fast weiß; die Farbe des Kopfes röthlich, die Schnauze vorn weiß, das Winterhaar ziemlich lang, leicht gekräuselt; die Beine verhältnißmäßig dick, die Vorderbeine oben weiß, unter den Knien röthlich, weiter schwärzlich und am Hufe schwarz; die Hinterbeine sind weißlich, an den Hufen schwarz; die Hufen sind rundlich und ziemlich breit. — Das wilde Pferd bietet somit einige Kennzeichen dar, welche dem Esel eigenthümlich sind, — das Fehlen des langen Haares am oberen Theile des Schweifes, das Fehlen des Haarschopfes der Mähne, die kurze aufrechtstehende Mähne, — aber steht dennoch im Allgemeinen mit Rücksicht auf den Schädel, die Hufen und das Fehlen des Rückenstreifens dem Pferde näher als dem Esel.

Die Kirgisen nennen das wilde Pferd „Kertag", die Mongolen Take. Nach Poljäkow heißt es bei den Kirgisen Surtake; diese, dem Werke Brehm's entlehnte Bezeichnung ist nicht richtig, denn mit dem Namen Surtag wird auf kirgisisch der Dschiggetai (Asinus hemionus) benannt.

Das wilde Pferd hält sich nur in den wildesten Gegenden der Dsungarischen Wüste auf: die Thiere leben hier in kleinen Heerden von 5 bis 15 Stück unter Aufsicht eines alten

PRSHEWALSKI's

REISE NACH TIBET

1879 – 1880.

Maasstab 1 : 6,500,000.

10 20 40 60 80 100 150 200 *Kilometer.*

Höhen in Metern.

—— *Prshewalski's Route 1879 – 1880.*

------ „ „ „ *frühere Routen (1873, 1876, 1877.)*

erfahrenen Hengstes. Wahrscheinlich bestehen diese Heerden nur aus Stuten. Die Thiere sind außerordentlich vorsichtig und besitzen einen ausgezeichneten Geruch, vortreffliches Gehör und Gesicht. Man begegnet ihnen nur selten. Die Jagd auf wilde Pferde ist sehr beschwerlich; man kann sie nur jagen, wenn in der wasserlosen Wüste Schnee gefallen ist — sonst könnte man in Gefahr kommen, vor Durst zu verschmachten. Doch droht dann dem Jäger die Gefahr des Erfrierens in Folge der außerordentlichen Kälte. Um sich wenigstens des Nachts zu schützen, muß er sich mit einem Filzzelte versorgen, muß überhaupt Nahrungsmittel und Proviant in hinreichender Menge mit sich führen, also eine vollständige Karawane ausrüsten, denn viele Hundert Kilometer sind zurück zu legen und Monate lang wird er unterwegs sein müssen. Prshewalski hat nur zwei Heerden von wilden Pferden zu Gesicht bekommen.

Außer in der Dsungarei kommt das wilde Pferd an anderen Orten nicht vor; die Erzählungen der Mongolen, daß es am Lobnor heerdenweise sich fände, haben sich nicht bestätigt. Somit ist das große Gebiet, auf welchem der paläontologischen Forschung zu Folge einst in Europa und Asien das wilde Pferd sich bewegte, jetzt auf einen kleinen Winkel der mittelasiatischen Wüste eingeengt.

Von der Existenz des *wilden Kameels* (Camelus bactrianus ferus) hat man bereits seit *Jahrhunderten* durch *Marco Polo* Kunde gehabt; er war der erste Europäer, der davon berichtet. Noch früher ist freilich davon in den chinesischen Annalen die Rede. Von neuen Autoren berichten darüber Du Halde und Pallas, Shaw, Forsyth, Pewzow und andere. Aber keiner von ihnen hat jemals ein wildes Kameel gesehen, und sie theilen uns nur das mit, was ihnen die Eingeborenen jener Gegenden erzählt haben. Man hat sogar ganz an der Existenz des wilden Kameels gezweifelt; Cuvier meinte, es handele sich nur um *verwilderte* Kameele. Prshewalski hat aber das Glück gehabt, das wilde Kameel in seiner Heimath in der Wüste des *Lobnor* zu sehen und zu beobachten, und hat es auch damals beschrieben. Er hat mit Sicherheit es ausgesprochen, daß jene Kameele wirklich *wilde* waren, und seine Ansicht ist durch Poljäkow auf Grundlage der mitgebrachten Exemplare, speciell der Schädel, als richtig bestätigt worden.

Wildes Pferd.

Nach Poljäkow sind die zoologischen Unterschiede zwischen dem wilden und dem zahmen (zweihöckerigen) Kameel nicht sehr groß; vor allem ist zu bemerken, daß die Höcker des wilden Kameels kleiner sind, als die der zahmen; ferner fehlen den wilden Kameelen die Schwielen an den Knien der Vorderbeine. Die Schädel der wilden Kameele bieten Unterschiede von denen der zahmen nur in Kleinigkeiten dar. Andererseits aber sind die Schädel der zweihöckerigen, sowie der einhöckerigen Kameele, sowie der an der Wolga ausgegrabene Schädel eines fossilen Kameels einander sehr ähnlich. Es ist diese Thatsache zu erklären durch die gleiche Nahrung, das gleiche Klima und den gleichen Aufenthaltsort, kurz, durch die völlig gleichen physikalisch-geographischen Bedingungen, unter denen sowohl die wilden wie die zahmen Kameele lebten und noch leben. Es ist ganz begreiflich, daß beim Fehlen verändernder Ursachen keine besondere Veränderungen im Typus des Kameels sich bilden konnten. Nur der Rücken befindet sich bei dem wilden und dem zahmen Kameele, wie Poljäkow mit Recht bemerkt, nicht unter gleichen Bedingungen: das zahme Kameel schleppt seit Jahrtausenden Lasten auf seinem Rücken; das wilde Kameel weiß nichts davon. Deshalb sind die *kleinen Höcker* der wilden Kameele und die wahrscheinlich in Verbindung damit geringer *entwickelten Fortsätze* der Rückenwirbel das wichtigste zoologische Kennzeichen. Leider existirt bisher noch kein Skelett eines wilden Kameeles in den Museen.

Man kann jetzt mit Sicherheit die Gegenden Centralasiens bestimmen, in welchen noch heute das wilde Kameel lebt. Es sind überall Oertlichkeiten, welche sich durch unzugängliche Sandmassen auszeichnen, die Wüsten am unteren Tarim, am Lobnor und die Chami-Wüste; ferner hält es sich auf in der Sandwüste der südlichen Dsungarei, nördlich von den Städten Gutschen und Manaß, im nordwestlichen Tsaidam, in der Sandwüste bei Syrtyn und am Chyytun-nor.

Die Reisenden verweilten vier Tage am See *Gaschun-Nor* und nahmen dann einen Führer, um direkt auf Barkul los zu marschiren. Der Kirgise Mirsasch, welcher von Saissan an Führerdienste geleistet hatte, kannte den weiteren Weg nicht und wurde reichlich belohnt entlassen. Der Weg nach

Süden führte über ein leicht welliges Terrain — dann gelangte man zu einem etwas höheren Bergrücken, dessen westlicher Theil Chara-syrche, dessen östlicher Theil Kuku-syrche heißt — zahlreiche Antilopen und Argalis wurden angetroffen, aber gar keine Menschen. Erst viel weiter südlich in einem, durch größeren Pflanzenreichthum ausgezeichneten Gebiete trafen die Reisenden auf seßhafte Bewohner, ackerbautreibende Chinesen. Der Torgute wußte im Gebirge keinen Weg, er wurde entlassen und ohne ihn nach den Rathschlägen der Chinesen die Wegrichtung gewählt. Bald tauchten zur Rechten die Schneegipfel des Tiën-schan auf und am 18. Mai wurde 20 km von Barkul, beim chinesischen Dorfe Sjänto-chaus, Halt gemacht. Wir lassen nun die Reisenden selbst die Erlebnisse eines Wandertages erzählen, denn dadurch gewinnen wir den besten Einblick in das einförmige, aber doch anziehende Leben und Treiben der Reisegesellschaft:

„Versetze dich, geneigter Leser, in Gedanken in die mittelasiatische Ebene in unser Biwak, verlebe mit uns einen Tag, dann wirst du ein volles Verständniß für unser Wanderleben gewinnen. Es ist Nacht, die Karawane hat sich in der Nähe eines kleinen Quells gelagert. Zwei Zelte stehen nicht weit von einander; dazwischen liegt das Gepäck, neben welchem paarweise die Kosaken schlafen. Vorn haben sich die Kameele niedergelassen; ebenda ist eine Schafheerde angebunden; nicht weit davon befinden sich die gefesselten Pferde. Alles ruht von des Tages Last und Hitze; nur selten wiehert ein Pferd oder ein Kameel stöhnt, oder ein schlaftrunkener Mensch träumt laut .... In der trockenen, durchsichtigen Atmosphäre glänzen Diamanten gleich zahllose Sterne am Himmel, scharf zeichnen sich die Sternbilder ab; die Milchstraße erscheint phosphorescirend; hier und da taucht eine Sternschnuppe auf und verschwindet spurlos. Und ringsherum ist die wilde, endlose Wüste. Nicht ein Ton stört die nächtliche Ruhe; es ist so, als gäbe es in diesen Sandwüsten und in dessen grenzenlosen Ebenen gar keine lebenden Wesen. Jetzt fängt die Morgenröthe im Osten zu dämmern an. Der wachthabende Kosak erhebt sich und hängt ein Thermometer ins Freie; dann macht er Feuer an, uns Thee zu bereiten. Sobald der Thee fertig ist, stehen auch die anderen Kosaken auf; dann erheben auch wir uns. In der frischen Morgenluft fröstelt es, aber

Wildes Kameel.

eine Schale heißen Thees erwärmt uns rasch. Das eigentliche Frühstück — gewöhnlich der Rest der Abendmahlzeit, ein Stück gekochtes Schaffleisch — wird sorgsam in der Tasche aufgehoben; die Kosaken genießen Thee mit Dsamba in reichlicher Menge; sie wissen, daß die nächste Mahlzeit erst im nächsten Biwak gehalten wird. Nun werden die Pferde gesattelt und die Kameele beladen; in der Küche und in den Zelten werden die durch einander geworfenen Gegenstände gesammelt. Jetzt sind auch unsere Kisten gepackt und die Betten zusammengelegt; nun wird das Zelt abgebrochen und in das Filzfutteral gesteckt. Die Kosaken haben bereits früher ihr Zelt zusammengeschlagen und auf ein leicht beladenes Kameel gelegt. Die Hälfte der Kameele ist bereits beladen; die andere Hälfte wird schneller beladen, weil wir, d. h. die Officiere und ich, mit helfen. „Fertig", ruft endlich einer der Kosaken. Jetzt greifen alle nach ihren bei Seite gestellten Gewehren und wenden sich noch einmal zu dem schon verlöschenden Feuer, um ihre Tabakspfeifen anzurauchen. Wir bewaffnen uns auch und besteigen unsere Pferde; die Kosaken, die Pfeife im Munde, beeilen sich, sich auf ihre Kameele zu setzen. Die Karawane formirt sich und setzt sich in Marsch; an der Spitze reite ich mit dem Lieutenant Eklon, dem Führer und gewöhnlich einem Kosaken, dann folgen in langer Kette die Kameele an einander gefesselt, ein Kameel hinter dem anderen, in drei Echelons getheilt. Je ein Echelon wird von zwei Kosaken begleitet; der eine leitet das erste Kameel, ein anderer treibt das letzte an. Der Lieutenant Roborowski folgt hinten, bei ihm befinden sich der Dolmetsch Abdul-Jussupow, der Präparator Kolomeitzew und die übrigen Kosaken. Hier hinten befindet sich auch unter Aufsicht eines Kosaken die kleine Schafheerde; bald langsam, bald schneller sich fortbewegend, machen die Thiere hier und da Halt, um etwas zu fressen. Auch einige Hunde begleiteten uns freiwillig von Zaisan ab, aber nur zwei blieben wirklich bei uns; nur ein einziger aber hielt die ganze Reise bei uns aus.

Gewöhnlich brechen wir mit Sonnenaufgang von unserem Nachtlager auf; ein Tagesmarsch umfaßt etwa 25 km, mitunter marschiren wir mehr, mitunter weniger. Das Kameel macht bei günstigem Terrain, d. h. in der Ebene, mit einer Last von 10 Pud (160 kg) im Mittel $4^1/_2$ km

Unterwegs in der Wüste.

in der Stunde; wenn man aber den nöthigen Aufenthalt unterwegs hinzurechnet, der durch allerlei Störungen in der Befestigung des Gepäcks, durch gelegentliche Terrainhindernisse und Anderes herbeigeführt wird, so kann man sechs bis sieben Stunden rechnen, um von einem Nachtlager zum anderen zu gelangen. Die ganze Strecke wird zu Pferde zurückgelegt; zur Abwechselung wird etwas zu Fuße marschirt. Während des Marsches werden Aufnahmen der Wege gemacht und die Resultate sofort in ein Notizbuch eingetragen; hier wird auch Alles aufgezeichnet, was sonst Bemerkenswerthes unterwegs gesehen wird oder was sich ereignet. Nach der Ankunft im Biwak wird hieraus das Tagebuch zusammengestellt. Unterwegs wird botanisirt, werden kleinere Thiere gefangen, größere geschossen. Die ersten zehn Kilometer des Marsches gehen schnell und unmerklich dahin; bei den folgenden zehn, namentlich zuletzt, macht sich eine geringe Müdigkeit bemerkbar, um so mehr, wenn zu dieser Zeit die Hitze steigt oder ein Sturm sich erhebt. Die Gespräche verstummen; Kameele und Pferde gehen fauler, werden apathisch; immer häufiger wird die Frage an den Führer gerichtet: „Wie weit ist es noch bis zum Anhaltepunkte?“ Und mehr als einmal wird der Führer wegen seiner unverständlichen Antworten gescholten.

Endlich zeigt sich das ersehnte Ziel, der Brunnen oder die Quelle; in der Nähe weidet eine Heerde, welche getränkt werden soll. Die Kräfte der Karawane beleben sich neu: die Kameele gehen schneller, die Hunde eilen in Sprüngen zum Wasser und ich reite im Trabe voran, um eine geeignete Lagerstelle zu suchen. Es ist darauf zu achten, daß der Platz nicht zu steinig, nicht zu sehr durch das Vieh verunreinigt und daß in der Nähe etwas Gras für die gekoppelten Pferde zu finden sei. Innerhalb einiger Minuten ist die ganze Karawane an der Quelle. In drei Reihen lagern sich die drei Echelons der Kameele; sie werden schnell von ihrer Last befreit und bei Seite geführt, damit sie anderthalb bis zwei Stunden vor der Fütterung stehen; mit den Pferden geschieht ein Gleiches. Dann werden die beiden Zelte aufgeschlagen, ein Theil des Gepäcks, Waffen und Instrumente hineingetragen, die Betten aufgestellt und alles in einmal bestimmter Weise geordnet. Unterdessen hat der als Koch fungirende Kosak Feuer angemacht und Thee bereitet. Als Heizmaterial dient, wie überall in der Wüste, der trockene Mist der Hausthiere, von den Mongolen „Argal“ genannt. Kein europäischer Feinschmecker wird mit mehr Appetit ans Mahl gehen, als wir uns daran machen, Ziegelthee zu trinken und Dsamba mit Butter oder mit Schaffett zu essen. Freilich erinnert das letztere etwas an den Geruch des Talglichtes, allein der Asienreisende darf sich darum nicht kümmern, sonst darf er nicht reisen. Während des Theetrinkens erscheinen einige Mongolen, welche sofort mit unseren Kosaken Bekanntschaft machen. Die Kosaken, welche in Transbaikalien leben, sprechen alle mongolisch und kennen die Sitten der Mongolen sehr genau. Gewöhnlich kamen die Mongolen in großen Mengen herbei, nur um uns zu sehen, wir nannten sie deshalb „die Zuschauer“; übrigens waren sie lange nicht so aufdringlich und langweilig als später die Chinesen.

Nun geht Alles — nachdem der Thee getrunken ist — an die Arbeit: ein Kosak sammelt Argal, ein anderer besorgt die Thiere, ein dritter schlachtet ein Schaf zum Mittagsmahle. Auch in unserem Zelte sind wir alle beschäftigt. Jetzt ist das Mittagsessen fertig, immer das Gleiche: Suppe aus Schaffleisch mit Reis oder Hirse, hier und da mit chinesischen Nudeln; mitunter zur Ueberraschung eine Mehlspeise. War die Jagd glücklich oder konnte gefischt werden, so giebt es Wildpret oder Fisch. Nach dem Mittagsessen wird abermals Thee getrunken und dann werden Exkursionen oder Jagdausflüge unternommen. Vor Sonnenuntergang sind alle wieder im Lager; die Thiere werden zusammengetrieben, getränkt, die Pferde gekoppelt und gefüttert; die Kameele in zwei Reihen niedergelegt. Und abermals wird Thee mit Dsamba getrunken; das ist unser Nachtessen, zu welchem hier und da etwas Schaffleisch von Mittag übrig geblieben ist. Man plaudert etwas und legt sich dann zur Ruhe. Nur ein Kosak, völlig angekleidet und bewaffnet, hält die Nachtwache, doch behielten auch alle Schlafenden stets ihre Waffen bei sich. Anfangs hört man noch Gespräche, Gelächter; allmählich wird es stiller und stiller und bald liegt alles im tiefen, festen Schlafe!“

Den kurzen Aufenthalt in Sjänto-chaus bei Barkul benutzte Prshewalski zur Verproviantirung mit neuen Vorräthen und zur Erlangung eines Führers, um nach Chami zu kommen. Unter dem Geleit von sechs chinesischen Soldaten wurde am 29. Mai der Tiën-schan überschritten und die Stadt Chami erreicht. Von Zaissan bis Chami waren 1067 Werst (Kilometer) zurückgelegt.

Zwei Kilometer vor Chami schlugen die Reisenden ihr Lager auf und verweilten daselbst bis zum 1. Juni. Wir bringen hier eine Generalansicht der Oase von Chami, sowie das Bild eines der Einwohner, eines Tarantschen und verweisen, was die Beschreibung betrifft, auf das, was wir bereits früher („Globus“, Bd. XLV, S. 268) mit-

Ein Tarantsche aus Chami.

Die Oaſe Chami.

getheilt haben. Nur einige Worte über die Stadt Chami selbst mögen hier noch Platz finden. Chami besteht in Wahrheit aus drei Städten: zwei chinesischen, einer älteren und einer neueren, und aus der Stadt der Tarantschen. Dazwischen liegen Gemüsegärten, Felder und zerstörte Wohnungen. Jede Stadt ist von einer erbärmlichen Mauer umgeben: ein Wall aus Erde und Lehm von viereckiger Gestalt; in der Ecke und in der Mitte stehen Thürme. Im Inneren der Stadt sind die Lehmhütten („Fansen") dicht an einander gedrängt; viele sind verfallen. In den beiden chinesischen Städten giebt es viele Läden, in welchen Chinesen handeln, die Waaren stammen aus Peking und sind sehr theuer. In der Stadt der Tarantschen giebt es gar keine Läden, nur einmal wöchentlich wird hier Markt gehalten. Hier wohnt in einem großen, aber halb zerstörten Gebäude die jetzige Beherrscherin der Tarantschen. In den Chinesenstädten giebt es weder Gärten noch Bäume, in der Tarantschenstadt sind einzelne Bäume, Pappeln, Weiden, auch Fruchtbäume, erhalten, nur alle Weinstöcke sind vernichtet. Hier ist auch ein berühmter Baum, Dshugalun, Neun-Drachenbaum, erhalten; eine alte Weide (Salix alba?), bemerkenswerth deshalb, weil von einer Wurzel neun am Boden kriechende, gewundene Stämme ausgehen. Ein zehnter Stamm ist abgehauen worden; als das geschah, soll schwarzes Wasser hervorgeflossen sein. Ferner wurde den Reisenden eine Merkwürdigkeit, „das bestrafte Thor", gezeigt. Durch dieses Thor drangen einst die Dunganen in die Stadt. Als dieselben fortgezogen waren, wurde das Thor zur Strafe dafür, daß es jene durchgelassen, auf immer verschlossen, und ein neuer Durchbruch durch die Mauer hergestellt.

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

V.

Nach einem beschwerlichen Uebergange über den infolge des Regens schon stark angeschwollenen und reißenden Hawash glücklich im Lande der Soddo-Galla angelangt, traten die Reisenden ohne Zeitverlust ihren Marsch nach SW an. Der Gedanke, daß jeder Schritt vorwärts in diesem noch von keinem Forscher besuchten Gebiete eine Eroberung für die Wissenschaft war, trieb sie an und ließ namentlich Cecchi des Fiebers nicht achten, das er sich in der sumpfigen Waldregion am Ufer des Flusses zugezogen hatte. Allmählich ansteigend, führte der Weg in den nächsten Tagen über eine weite, hügelige und von mehreren Wasserläufen durchschnittene Hochebene, auf der neben kleinen mit Durrha und tief (Poa abyssinica) bestellten Feldern vielfach schon ausgedehnte Anpflanzungen von Bananen (Musa Ensete) sich zeigten. Schöne Gehölze und vereinzelte kleinere Gruppen von Sykomoren, Mimosen, Akazien, Oliven, hohen Wachholder-, Kusso- und Podocarpusbäumen wechselten mit den angebauten Strecken und bald auch mit wiesenartigen Weideflächen ab und gaben der Landschaft einen anmuthigen Charakter. Weniger anmuthig war leider der Empfang, der auch hier den Reisenden von Seiten der Bevölkerung zutheil wurde. Bei jeder Gruppe von Hütten, die sie passirten, tauchten plötzlich Hunderte von Soddo vor ihnen auf, ihnen den Weg versperrend und sie als „Freunde Menilek's" in jeder Weise beschimpfend und mit Lanzen und Steinwürfen bedrohend. Von den Häuptlingen war gegen diese Angriffe kaum Schutz zu erlangen; sie waren mit wenigen Ausnahmen alle selber bestrebt, durch Forderung hoher Durchgangszölle und Geschenke die Fremden auszuplündern. Ein wolkenbruchartiger Regenguß, der am Morgen des 11. Juli niederging und das ganze Land, soweit man sehen konnte, unter Wasser setzte, brachte den Reisenden für den Rest dieses Tages Ruhe vor jenen Belästigungen. Niemand wagte sich aus den hochgelegenen Dörfern hinaus, die wie Rettungsplätze inmitten einer Ueberschwemmungsfluth erschienen, und auf viele Meilen im Umkreise waren Cecchi und Chiarini mit ihrem Gefolge wohl die einzigen menschlichen Wesen, die, eine böse Kur für das kaum beseitigte Fieber, in aller Nässe unter freiem Himmel sich befanden.

Die Soddo-Galla, deren ausgedehntes Gebiet die Reisenden auf einer Strecke von 70 bis 80 km durchmessen mußten, zeichnen sich alle durch hohen Wuchs und kräftigen, mehr starkknochigen, als muskulösen Körperbau aus. Weniger dunkel als die eigentlichen Aethiopier machen namentlich die Männer durch ihr ganzes Auftreten, ihre ungestümen Bewegungen und nicht zum mindesten auch durch die Art, wie sie ihr außerordentlich starkes, mit Butter steifgemachtes Haar um den Kopf hängen lassen, beim ersten Begegnen den Eindruck größter Wildheit. Die große, eisenbeschlagene Lanze und das im Gürtel hängende lange, etwas gekrümmte Messer sind außerhalb der Hütten ihre ebenso unzertrennlichen Begleiter, wie die breiten messingenen Armspangen, welche die Zahl der getödteten Feinde angeben. Unter den Weibern trifft man nicht selten anmuthige Gesichter mit regelmäßigen Zügen und großen lebhaften Augen, aber die von den dickbeschmierten Haaren über Gesicht, Brust und Nacken herabfließende, stinkende Butter beeinträchtigt nach europäischen Begriffen die Reize dieser Schönen auf das Widerwärtigste. Das abessinische Schammâ, von den Galla Uajâ genannt, ein etwa 5 m langes und 3 m breites Tuch, das bald mantelartig umgehängt, bald mit einem Gürtel als Obergewand getragen, beim Schlafen als Decke und manchmal auch als Vorhang benutzt wird, bildet den Hauptbestandtheil der männlichen Tracht; unter diesem Gewande, das er malerisch zu drapiren versteht, trägt der Soddo meist nur einen kurzen, an den Hüften durch einen Gürtel festgehaltenen Doppelschurz. Das weite abessinische Beinkleid kommt nur im Kriege oder bei einem langen Ritt in Anwendung. Nach einer seltsamen Sitte wird das Uajâ, das oft kunstvoll mit buntem Rande gewebt und äußerst kostbar ist, von den Vornehmen nur in Gebrauch genommen, nachdem es mehrmals mit Butter bestrichen und ganz damit durchtränkt ist. Je vornehmer der Träger ist, desto häufiger läßt er das neue Gewand salben, das dadurch nicht allein unansehnlich, schwer, schmutzig und stinkend wird, sondern auch eine gewisse lederartige Steifigkeit erhält, die dem Begriffe einer, bei den raschen Temperaturwechseln des Landes wohl wünschenswerthen, wärmenden Hülle nicht eben entspricht.

Wie alle nicht unter schoanischer Botmäßigkeit stehenden Galla leben auch die Soddo in einzelnen, von einander unabhängigen Stämmen oder Familienverbänden, die sich in mehr als einer Hinsicht mit den alten schottischen Clans vergleichen lassen. An der Spitze eines solchen Verbandes der oft zahlreichen Familien, die einen gemeinsamen Ursprung haben oder zu haben glauben, steht ein immer nur für eine bestimmte Anzahl von Jahren aus ihrem eigenen Kreise gewähltes Oberhaupt. In allgemeinen Stammesangelegenheiten, im Kriegsfalle, bei Einberufung von Versammlungen, Bestimmung und Anordnung der Feste und religiösen Ceremonien sind ihm sämmtliche Stammesangehörige zum Gehorsam verpflichtet; daneben aber bildet jede einzelne, aus drei und vier Generationen bestehende und mit den Dienern und Sklaven oft weit über 100 Personen umfassende Familie ein kleines, von dem ältesten Mitgliede patriarchalisch regiertes Reich für sich. Jede der von einer gemeinsamen Umzäunung eingeschlossenen Häusergruppen, die, manchmal bis 4 km von einander entfernt, das „Dorf" eines Stammes bilden, beherbergt eine solche Familie, die, meist in vollständiger Eintracht lebend, in allen inneren Angelegenheiten allein die Autorität des Familienhauptes anerkennt.

In Galei, einem großen Dorfe, das die Reisenden am 13. Juli erreichten, widersetzten sich die Eingeborenen ihrem Weitermarsch so entschieden, daß selbst der durch allerhand Geschenke im Voraus gewonnene Häuptling sie nicht umzustimmen vermochte. Hatte die Expedition bisher, freilich für unerhörte Preise, immer noch den nothdürftigen Unterhalt für Menschen und Thiere erlangen können, so stießen sie jetzt hier zum ersten Male auf das offenkundige Bestreben, sie auszuhungern. Erst nach mehreren Tagen furchtbaren Mangels, die der Häuptling in seinem eigenen Interesse trefflich auszunutzen verstand, und nachdem er den anfangs verweigerten Revolver glücklich erhalten hatte, wurde durch eine von ihm ins Werk gesetzte, feierliche Beschwörung der Priester der Widerstand beseitigt und der Weg nach Toli, dem großen Markte des Soddolandes, freigegeben. Was die Reisenden bei dieser wie bei mancher späteren ähnlichen Gelegenheit über die religiösen Vorstellungen der Galla zu erfahren vermochten, ist etwa Folgendes:

Neben einem, Uaka oder Uakaju genannten höchsten Wesen nehmen die Galla noch das Dasein verschiedener anderer großer Götter an, welche die Allmacht des ersteren beschränken. Da ist zunächst Saitan, der Geist des Bösen, Borentitschâ, der specielle Beschützer des Gallavolkes, Atetê, der für die Vervielfältigung des Menschengeschlechtes und der Thiere sorgt, und deshalb von den Weibern besonders verehrt wird, und noch mehrere andere gleichen Ranges. Unter ihnen stehen wiederum 20 niedere Gottheiten und 44 ajanâ oder Schutzgeister für besondere Fälle, und, damit nicht genug, gilt überdies noch jede hervorragende Erscheinung in der Natur für ein göttliches Wesen. Sonne und Mond, große Berge und Flüsse und namentlich alte und hohe Bäume sind Gegenstände der Anbetung. Die heiligen Bäume oder Fati, die neben den Hütten der Häuptlinge stehen, sind an ihren unteren Zweigen meist dicht behängt mit Weihgeschenken aller Art: kleinen Eisenstäben, ledernen Riemen, Haarbüscheln, Stücken von Kürbissen oder Bananen u. s. w. In Kriegszeiten oder wenn es sich um Erflehung des Regens für die ausgedörrten Weideplätze handelt, werden unter allgemeinem Gebet von dazu bestimmten Priestern Thieropfer dargebracht; an gewissen Tagen im Jahre opfert auch jeder Familienvater seinem ajanâ oder Schutzgeiste ein Thier seiner Heerde. Neben den eigentlichen Priestern und einer Anzahl von Priesterinnen hat auch fast jeder Stamm seine Wahrsager, die hodâ, die in hohem Ansehen stehen. Sie sagen aus den Träumen die Zukunft vorher und werden in Krankheitsfällen zu Rathe gezogen. Durch aufregende Gesänge, Trommelschlagen und gewisse, an Mesmerismus erinnernde Manipulationen gelingt es ihnen gewöhnlich, den Kranken in Krämpfe und danach in einen halb bewußtlosen Zustand zu versetzen, in dem er zu Boden fallen und angeben soll, in welchem Theile seines Körpers die Krankheit zu suchen ist.

Die Mehrzahl der Galla betrachtet den selbstgewählten Stammeshäuptling zugleich als geistliches Oberhaupt; doch giebt es auch eine streng gesonderte Sekte, die, wenn auch in der Annahme und Anbetung der Götter mit jenen übereinstimmend, als ihr Oberhaupt einen gewaltigen „Zauberer", den Abba Mudâ (Vater der Salbung), verehrt, der im Lande Ualabri, im SO von Kambat, am Flusse Omo, wohnen soll. In gewissen Perioden werden von den Dschilla, den Anhängern dieser Sekte, Wallfahrten zu dem heiligen Manne unternommen, der diejenigen der frommen Pilger, die in ihrem Leben weder geraubt noch getödtet haben, noch jemals Sklaven gewesen sind, zu Priestern salbt. Unter den vielen Pflichten, die sie mit diesem Amte übernehmen, ist eine der wichtigsten die Bekämpfung und Ausrottung der Sidama, d. h. der abessinischen und anderen Christen. Die Wallfahrer, die zum Zeichen der Demuth in Weibertracht, nur mit einem Stabe ausgerüstet, gehen und die, um ihre friedliche Gesinnung darzuthun, ein Schaf vor ihrem Zuge hertreiben, kehren erst nach 10 oder 12 Monaten in die Heimath zurück. Unterwegs müssen sie sich jeder Fleischnahrung enthalten und stets unter freiem Himmel schlafen; zur Uebung der Geduld dürfen sie im Laufe eines Tages nie mehr als einen Fluß oder Bach überschreiten, was natürlich die Veranlassung zu vielen Aufenthalten giebt. Während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit aber dürfen ihre Weiber weder die Umfriedigung ihres Hauses verlassen, noch auch eine andere Speise zu sich nehmen, als in der Asche gebackenes Brot. Von den Abenteuern, welche die Pilger auf ihrem Wege zu bestehen haben, den Ueberfällen der wilden Arussi, deren Land sie durchziehen müssen, der wunderbaren Begleitung durch Schutzgeister in der Gestalt von Löwen und Leoparden, endlich von den Wundern, die sich in der Zaubergrotte des Abba Mudâ vorfinden und zutragen, werden natürlich die seltsamsten Fabeln und Märchen erzählt; trotz dieser kindischen Ausschmückungen aber dürfen diese Wallfahrten mit ihren strengen Gesetzen wohl als sehr bemerkenswerthe Kundgebungen einer gewissermaßen asketisch-idealen Geistesrichtung unter einem halbwilden Volke betrachtet werden.

In Toli, das etwa 25 km südwestlich von Galei in fruchtbarer, reich angebauter Gegend liegt, rief die Ankunft der Europäer eine ungeheure Aufregung hervor. Nur mit größter Mühe konnten sie, nach mehrstündigem Aufenthalte auf dem großartigen, von mindestens 4000 Menschen besuchten Markte, aus dem in immer neuem Ansturme sie umdrängenden Gewühl in ihr Lager zurückkehren. Ausnahmsweise war es hier aber nicht Feindseligkeit, sondern nur zudringliche Neugier, die sie belästigte. Augenscheinlich war noch nie zuvor ein Weißer hierhergekommen, und die seltsamen Erscheinungen mit den hellen Gesichtern und Händen und den fast am meisten angestaunten und betasteten Stiefeln an den Füßen wurden von der Mehrzahl der Leute für Wesen höherer Art gehalten. Während der Tage, die man hier verweilte, um einen abermaligen heftigen Fieberanfall Cecchi's vorübergehen zu lassen, wurde es in dem Zelte kaum einen Augenblick leer von Leuten, die um corretschâ, Medicinen oder Zaubermittel, bettelten, um damit Kranke zu heilen, ihre Weiber fruchtbar zu machen,

ihren Pferden Kraft und Ausdauer, ihren Kühen reichliche Milch zu geben u. s. w.; gelegentlich kam auch wohl einer, der ein Mittel verlangte, durch das er einem Feinde irgend einen Schaden anthun wollte.

Die klimatischen Verhältnisse des Soddolandes, das eine durchschnittliche Erhebung von 2500 m über dem Meere hat, scheinen im Großen und Ganzen mit denen des Hochlandes von Schoa übereinzustimmen. Wie dort, beginnt auch hier die Regenzeit um die Mitte des Juni und dauert bis zum September. Die mittlere Tagestemperatur beträgt in dieser Periode ungefähr 18° C.; der vorherrschende Wind ist ein mäßiger SW. Beim Aufgange der Sonne sind sämmtliche Gipfel der umliegenden Berge von einem dichten Nebel verhüllt, der sich häufig senkt und das ganze Land mehrere Stunden lang in einer Weise bedeckt, daß man sich an die Küste des Kanal la Manche versetzt glauben könnte. Gegen vier Uhr Nachmittags beginnt regelmäßig der von Gewittererscheinungen begleitete Platzregen, der bis gegen sieben Uhr anhält; meist klärt sich bei vollkommen stiller Luft der Himmel dann auf, oft aber geht auch der starke Regen in einen feinen, durchdringenden über, der manchmal bis zum Sonnenaufgang anhält.

Wenige Tagemärsche brachten die Reisenden von Toli bis Hoho, an der Grenze des Soddogebietes, wo der Westrand des Hochlandes zu einem breiten, vollständig unbewohnten und wüsten Thale abfällt, welches das sogenannte moggâ, d. h. das neutrale Gebiet zwischen den hier an einander grenzenden Ländern der Soddo-, Metscha-, Betscho- und Ketschu-Galla und zugleich, wie eben jedes moggâ, das Schlachtfeld bildet, auf dem diese Nachbarn sich zu bekämpfen pflegen. Hatte von Toli bis hierher das Land, durch welches der Weg führte, fast überall einem großen, von herrlichen Baumpartien durchsetzten Garten geglichen, so gelangte man jetzt, nach SW vorschreitend, in ein von dornigem Gestrüpp und Schlingpflanzen verwobenes Walddickicht, das sich in westlicher Richtung meilenweit hin erstrecken und von zahlreichen Löwen, Leoparden, Elephanten, Büffeln u. s. w. bevölkert sein soll. Auf schmalem, oft verwachsenem Pfade, bei strömendem Regen, gelangte man glücklich an die Grenze des kleinen Reiches Kabjena, dessen Beherrscher, Imam Omar Bakſa, der Expedition eine gute Aufnahme in seinem Lande und Schutz für die Weiterreise zugesagt hatte.

Von den Söhnen des Imam in einem unweit der Grenze gelegenen Dorfe empfangen, passirte die Karawane zunächst auf einer zwischen Bäumstämmen künstlich angebrachten Brücke den 40 m breiten Uabi, einen Nebenfluß des mächtigen, bisher noch auf keiner Karte verzeichnet gewesenen Gibjé. In wenigen Stunden erreichte man dann Modschér, die unter 8° 17′ 39″ nördl. Br. und 37° 53′ 5″ östl. L., in einer Höhe von 2165 m über dem Meere belegene Haupt- und Residenzstadt des kaum 360 Quadratkilometer großen Reiches. Es war am 23. Juli, und die Reisenden rechneten bestimmt darauf, noch vor Ende des Monats ihren Weg nach Kaffa fortsetzen zu können. Leider aber machten sie diese Rechnung ohne ihren ränkevollen Wirth, den Imam, der sie durch tausend Betrügereien bis zum 30. September festzuhalten und eines großen Theils ihrer Habe zu berauben wußte. Es würde zu weit führen, hier das ganze Intriguenspiel, unter dem die Reisenden in jeder Weise zu leiden hatten, und das auch wieder nichts anderes bezweckte, als sie zur Herausgabe ihrer letzten Gewehre zu zwingen, eingehend schildern zu wollen. Unter dem Vorwande, ihnen die Erlaubniß der Könige von Dschimma und Limmu zum Passiren ihrer Reiche auswirken zu wollen, hielt dieser abenteuerliche Miniaturdespot die Reisenden in seinem Lande fest, bald ihnen schmeichelnd, wie geehrten Gästen, bald sie in vollster Ungnade wie Gefangene behandelnd; daß er dabei nicht ohne Erfolg beständig bemüht war, ihre Leute gegen sie aufzuhetzen, complicirte die Sache noch in besonders unangenehmer Weise.

Das trotz seiner Kleinheit mächtige Reich Kabjena war zur Zeit der Anwesenheit der italienischen Expedition noch eine verhältnißmäßig neue Schöpfung. Kaum 10 oder 12 Jahre war es damals her, daß der heutige Imam, ein Guraghé vom Stamme der Tschaha, nach einem mißglückten Versuche, sich durch Gewalt zum Oberhaupte dieses Stammes zu machen, aus seiner Heimath fliehen mußte. Von einigen Parteigängern begleitet, ließ er sich in dem damals noch unbewohnten Waldgebiete des heutigen Kabjena nieder und begann von hieraus mit den benachbarten Stämmen Handel zu treiben. Der Ort, den er als Markt gewählt hatte, das jetzige Modschér, mußte eine für den Verkehr trefflich geeignete Lage haben. Die Kolonie kam bald ins Gedeihen, und es währte auch nicht lange, so vermehrten sich die Unterthanen ihres Begründers durch Abenteurer aller Art, entlaufene Sklaven und Verbrecher, die von allen Seiten hier zusammenströmten. Um sich für den besonders einträglichen Handelsverkehr mit den Königreichen Dschimma und Limmu gewisse Erleichterungen zu verschaffen, nahm er schon im nächsten Jahre die mohammedanische Religion an, verlangte von allen seinen Unterthanen, daß sie seinem Beispiele folgten, und herrschte seitdem unter dem Namen Omar Bakſa als zugleich geistlicher und weltlicher Fürst über Kabjena. Durch arabische Händler in den Besitz einiger Feuerwaffen gelangt, unternahm er dann mit einer kleinen Schaar von Reitern und Bewaffneten mehrere erfolgreiche Streifzüge durch die Gebiete einiger benachbarter Stämme, aus denen er neben dem Rufe großer Tapferkeit auch eine außerordentlich reiche Beute heimbrachte. Der Sklavenhandel, der damals, wie heute noch, in Modschér blühte, vergrößerte seinen Reichthum. Zu jener Zeit ließ er die geräumigen Hütten errichten, die, mit dem pomphaften Namen Moscheen belegt, zu jeder Tages- und Nachtzeit ganze Schaaren von Gläubigen in sich vereinten, welche abwechselnd aßen, tranken, schliefen, Loblieder für Allah und seinen Propheten sangen und ihr Geheul mit Trommelschlag begleiteten. Alle Knaben von sechs oder sieben Jahren an mußten in bestimmten Moscheen im Schreiben unterrichtet werden und den Koran auswendig lernen. Die Lehrer, die Omar Bakſa hierfür anstellte, waren meist arabische Kaufleute, doch befand sich, während Cecchi's Anwesenheit in Kabjena, auch ein Afar unter ihnen.

Diese Glanzzeit der vollständigen Unabhängigkeit des kleinen Reiches währte nicht lange. Die häufigen Streifzüge der Schoaner gegen die Galla dehnten sich gelegentlich bis an die Grenzen von Kabjena aus. Dadurch beunruhigt und bedroht, beeilte sich Omar Bakſa, sich als getreuen Vasallen des Königs von Schoa zu erklären und seinen reichen Tribut selbst nach Litsche zu bringen. Der dabei gemachte Vorschlag eines gemeinsamen Raubzuges in das reiche Land der Guraghé fand bei Menilek die beste Aufnahme; im folgenden Jahre, 1876, verwüstete ein ungeheures schoanisches Heer, von Omar Bakſa angeführt, jenes blühende Land. Tausende der Bewohner wurden niedergemetzelt, Tausende als Sklaven fortgeführt; die wenigen, die zurückblieben, sahen sich aller ihrer Habe beraubt inmitten einer Wüste.

Die Stadt Modschér besteht heute aus einigen Hundert geräumigen Hütten, deren jede von einer ausgedehnten Bananenpflanzung und einem Stück gartenartig bebauten Landes umgeben ist, auf dem allerhand Gemüse, namentlich eine Art hochwachsenden Kohles, gezogen wird. In der

Umgebung der Stadt sieht man es dem Lande noch überall an, daß es vor kurzer Zeit erst dem Walde abgewonnen worden ist; kleine, mit Durrha bestellte Felder sind Alles, was sich hier von Bodenkultur zeigt. Die fünf oder sechs, von einer kunstvoll geschnitzten Einzäunung umgebenen Hütten in denen der Imam mit seinen Weibern und den höchsten Beamten wohnt, übertreffen nach Cecchi's Schilderung selbst die Behausung Menilek's. Aus Oliven- und Cypressenholz zusammengefügt, von cylindrischer Form, mit einem Durchmesser von 7 bis 8 m, haben sie ein rundum weit vorspringendes conisches Dach, das Regen und Feuchtigkeit trefflich abhält. Die schöne, oft noch mit einem zierlichen Netzwerk, von Metallfäden überzogene Täfelung der inneren Wände, der blanke Estrich des Fußbodens, und vor allen Dingen die Reinlichkeit, die in den Häusern herrscht, müssen auf Jeden, der aus Abessinien, aus den Somali- und Galla-ländern kommt, den überraschendsten Eindruck machen.

Der große Markt, der wenige Tage nach der Ankunft der Reisenden stattfand, wurde außerhalb der Stadt, auf einem rings von kleinen Hütten umgebenen weiten Platze abgehalten. Die zum Verkauf gebrachten Artikel waren ungefähr dieselben, wie schon in Toli. Butter, Tabak, Durrha und Gerste, Bananenteig, Stricke aus Pflanzenfasern, Sonnenschirme aus Bananenblättern, Hühner und Eier wurden von den Weibern der Guraghé feilgeboten. Die Männer brachten Rinder und Schafe, wenige Pferde, Elfenbein, Kaffee, das beliebte, dem indischen Kardamom verwandte Gewürz corarimâ, getrocknete Häute und endlich Sklaven und immer wieder Sklaven zum Verkauf. Es wurde hier allein mit Kupferstücken, Salzprismen und einer bestimmten Art von Glasperlen bezahlt; die Silberthaler, welche die Reisenden gegen die landesübliche Münze umwechseln wollten, wurden ihnen selbst von den in Modschér ansässigen arabischen Händlern nicht abgenommen.

Unter den verschiedenen Bevölkerungstypen, welche Cecchi in dieser aus Nah und Fern zusammengeströmten Menge studiren konnte, fielen ihm am meisten und als von allen anderen durchaus abweichend die besonders zahlreich vertretenen Guraghé auf. Von mittlerer Statur und gelblicher, oft scheinbar krankhaft bleicher Gesichtsfarbe, zeigen sie in allen Einzelheiten der Gesichtsbildung den reinen, unverkennbaren semitischen Typus. Der schnarrende Ton der Stimme, das eigenartige Lispeln beim Sprechen, die ganze Art ihres Auftretens und endlich gewisse Charakterzüge ließen Cecchi immer wieder an den römischen Ghetto und an den Markt in Aden denken, wo die semitischen Eigenschaften der Schlauheit, Gewinnsucht und des ausgebildetsten Handelsgeistes ihm stets am auffallendsten entgegengetreten waren. Daß bei den Guraghé aber neben diesen Eigenschaften auch das Gefühl der Dankbarkeit in wünschenswerther Weise vorhanden war, sollten die Reisenden selbst erfahren, als sie sich beim Verlassen des Marktes plötzlich von einer großen Schaar von Tschaha-Guraghé umringt sahen, die mit Gesängen, Tänzen und Freudengeschrei sie nach Modschér zurückgeleiteten, um dort die ganze Nacht hindurch diese Huldigungen vor der Hütte der Fremden fortzusetzen. Die Veranlassung zu dieser gutgemeinten Ovation hatte eine der von Antinori freigelassenen und in ihre Heimath zurückgesandten Sklavinnen gegeben, die, als Verkäuferin auf den Markt gekommen, in den beiden Europäern ihre Beschützer wiedererkannt und diese Entdeckung den in großer Menge anwesenden Stammesgenossen sogleich mitgetheilt hatte.

Um die qualvoll langen Tage des Wartens nach Möglichkeit auszunutzen, unternahmen die Reisenden häufig Ausflüge zur wissenschaftlichen Aufnahme der Umgegend. Leider konnten sie bei den schwierigen Verhältnissen, in denen sie sich befanden, sich nie auf länger als einen Tag von Modschér und ihrem Gepäck entfernen. So beschlossen sie denn, um von dem südlich von Kabjena sich ausdehnenden großen Gebiete der Guraghé wenigstens etwas kennen zu lernen, sich für einige Wochen von einander zu trennen. Cecchi blieb in Modschér zurück, während Chiarini, von einigen Dienern begleitet, am 15. September seine Reise antrat.

Das im W vom Ghibjé, im O vom Uairâ begrenzte Land der Guraghé, an das sich nach S das Königreich Cambat anschließt, hat nach Chiarini's Annahme eine Ausdehnung von etwa 4000 Quadratkilometern. Es ist ein ziemlich einförmiges, aber von zahlreichen Wasserläufen durchschnittenes Hochland, auf dem als fast ausschließliche Kulturpflanze die Banane üppig gedeiht. Unter den Bäumen tritt häufig die Dattelpalme auf, deren hier im September reifende Früchte den Eingeborenen die einzige Abwechselung in der beständigen Bananenkost liefern. Schöne Cypressen, Erica arborea, und Cassia waren ebenfalls in den Gehölzen vielfach vertreten. Seit dem Raubkriege der Schoaner und des Imam von Kabjena hatte das Land sich noch nicht wieder erholt. Weite Strecken waren vollkommen unbewohnt; die gesammte Bevölkerung des großen, fruchtbaren Gebietes sollte jetzt etwa aus 40 000 Seelen bestehen, d. h. aus ungefähr einem Viertel der früheren Zahl. Merkwürdiger Weise bekennt sich das seit lange zwischen heidnischen und mohammedanischen Nachbarn eingeschlossene Volk noch heute, wie die Abessinier, zu dem alten monophysitischen Christenthum des Frumentius. Dieselben Entstellungen und Auswüchse der ursprünglichen Lehre finden sich hier wie dort. Auch die meist in dichten Sykomorenhainen stehenden Kirchen der Guraghé zeigen ganz die nämliche Bauart und Einrichtung mit den vier, ein Kreuz bildenden Thüren, wie die abessinischen. Eine weitere Uebereinstimmung findet sich ferner in dem Titel Negus, den die Oberhäupter der zahlreichen Guraghéstämme führen: freilich nur in dem Titel; denn in ihrer Stellung dem Volke gegenüber gleichen sie eher den Stammeshäuptlingen der Galla als den abessinischen Herrschern.

Die Kolanuß.

Von M. Eckardt.

Unter den zahlreichen Handelsartikeln der Bewohner Westafrikas nimmt die Kola-, auch Guro- oder Ombeme-Nuß genannt, einen hervorragenden Platz ein. Seltsamer Weise ist derselben, resp. deren Verwendbarkeit in Europa, bisher wenig Beachtung geschenkt worden, weshalb denn auch bis jetzt keinerlei Import derselben stattgefunden hat, obschon die Frucht sicher dereinst von Bedeutung für den Welthandel werden wird.

Schon vor einigen Jahren wurde von Herrn John Hertz ausführlicher über die Kola berichtet („Mittheil. d. Geogr. Gesellschaft" zu Hamburg, 1882), inzwischen sind aber mehrfach neue Beobachtungen gemacht worden, die ebenso auch neue Perspektiven für die Verwerthung derselben eröffnen. Auch in dem Folgenden werden einige weitere Beiträge gegeben; selbstverständlich muß jedoch auch das bisher Bekannte kurz wiederholt werden.

Die rothe Kolanuß ist die Frucht eines schönen, 10 bis 12 m hohen Baumes, einer Sterculia, des Stinkbaumes, der im Aeußeren unserem Kastanienbaume etwas ähnlich sieht, und fast an der ganzen Westküste Afrikas, vom Senegal bis nach Angola hinunter, gefunden wird, vorwiegend jedoch in Sierra Leone, Liberia, in den Flußgebieten des Nuñez und Geba, in Aschanti und dem Quellgebiete des Niger; durchschnittlich scheint seine Verbreitung nicht über 150 bis 200 engl. Meilen von der Küste aus landeinwärts zu gehen. Im Osten erwähnt Schweinfurth sein Vorkommen im Monbuttulande und nördlich davon bis ca. 5° nördl. Br. Buchner traf ihn in Muata-Jamwo's Reiche, v. Francois am Kassai u. s. w. Er liebt feuchtheißes Küstenklima, Länder, die nicht mehr als 200 bis 300 m über dem Meere liegen; im Alter von 10 Jahren giebt er eine überaus reiche Ernte, gegen 120 engl. Pfund, und da er meistens zweimal im Jahre blüht, kommt es vor, daß Früchte und Blüthen zu gleicher Zeit auftreten. Jeder Blüthe folgen bis zu fünf Schoten. Diese Schote, resp. Hülse, im frischen Zustande von gelbbrauner Farbe und etwa 10 cm groß, enthält in ihrem Inneren 2 bis 10 Stück, in Größe und Farbe der Kastanie ähnliche Nüsse, deren zwei- bis dreitheiliger Kern von weißer oder rosarother Farbe ist. Letztere, die rothe Kolanuß (Sterculia acuminata), ist bei den Eingeborenen die beliebtere. Die Sterculia macrocarpa, die weiße Nuß, ist zwar häufiger, jedoch kleiner und in Bezug auf ihre innere Beschaffenheit und ihren Nährwerth durchaus nicht mit der rothen gleichzustellen. An der Goldküste heißt der Baum Bisé, mit einem Zusatze, der der Art gilt. Sua bisé ist die weiße „Affenkolanuß", die dort sehr häufig ist und zur Erzeugung eines Oels dient, das die Eingeborenen zu verschiedenen Zwecken benutzen.

Die echte Kolanuß wird in Stücke geschnitten und gekaut, ihr Geschmack ist anfänglich bitter, hinterläßt jedoch einen süßlichen Nachgeschmack. Bei dem Mangel an Thee und Kaffee in jenen Ländern und dem doch vorhandenen Bedürfniß nach anregenden Mitteln spielt dieser Luxusartikel natürlich eine große Rolle, so daß jährlich viele Millionen Nüsse in den Handel gebracht werden, die bei dem verhältnißmäßig sehr hohen Preise eine bedeutende Werthsumme repräsentiren und den Händlern oft einen großen Gewinn abwerfen, da die Einkaufspreise in den Produktionsländern wesentlich von den Verkaufspreisen in Kano, Timbuktu, Sokoto u. s. w. abweichen. Von diesen Stapelplätzen aus, deren Zufuhr ganz bedeutend ist, — in Kano allein kommen alljährlich etwa 500 Eselladen von je 500 bis 600 Nüssen an, — werden die Nüsse dann neben den beiden anderen Haupt-Handelsartikeln, Gold und Salz, weiter verbreitet. Je weiter im Inlande, je schwieriger also der Transport, desto werthvoller die Nuß, desto größer die Anstrengung, das kostbare Genußmittel zu erwerben. Verhinderten gar Mißwachs oder Krieg jegliche Zufuhr, so wird Alles daran gesetzt, sich des Leckerbissens zu bemächtigen. Nachtigal erwähnt, daß es in Kano durchaus nicht selten ist, daß der Kanuri zu diesem Zweck sein Pferd oder seine Bett-Sklavin, also seine größten Schätze, dafür verkauft. Rohlfs erwähnt, daß, nachdem in Kuka die Karawanen längere Zeit ausgeblieben waren, für eine Nuß 1000 Kauris (4000 Kauris = 1 Maria-Theresia-Thaler) gezahlt wurden.

Der Handel mit diesen Nüssen ist ein sehr alter, denn schon 1591 erwähnt desselben ein Autor Namens Clusius (Exoticor. lib. III, Cap. 7, p. 65, mit Abb.) und 1727 berichten Prevost und La Harpe in der Histoire générale des voyages über diesen Konsumartikel bei den Negern von Sierra Leone wie folgt: „Diese Frucht ersetzt die Scheidemünze und das Land kennt keinen anderen derartigen Tauschartikel. Man schätzt sie bei den Negern so hoch, daß 10 Stück ein des größten Königs würdiges Geschenk zu nennen sind. Nachdem man davon gegessen hat, schmeckt das gewöhnlichste Wasser wie Weißwein mit Zucker versetzt; sogar der Tabak nimmt ein eigenthümliches Aroma an!" Weitere Aufschlüsse gab Palisot-Beauvois in seiner Flore d'Oware; er sagt: „Nach meiner Erfahrung essen die Neger von Oware die Samen der Kola wegen der merkwürdigen Eigenschaft, daß, wenn man davon gekaut hat, man alle Speisen und Getränke wohlschmeckend findet. Wenn man vor dem Genusse von schlechtem, salzigem Wasser ein Stück Kolanuß kaut, so nimmt das Wasser im Munde einen angenehmen, erfrischenden Geschmack an. Natürlich dauert die Wirkung nur so lange, als der Mund mit dem Magma ausgekleistert ist."

Diese Eigenschaft, daß sie den Geschmack des Wassers verbessert, bestätigt auch u. a. H. Zohlenhofer im Archiv f. Pharmacie 1884, der Wasser, das mehrere Tage im Zimmer gestanden hatte, nach dem Genusse eines Stückchens Kola so erfrischend wie das beste Quellwasser fand. Lenz erwähnt in seinem Reisewerke „Timbuktu", daß nicht nur die Eingeborenen, sondern auch zahlreiche in jenen Ländern lebende Europäer die Kolanuß hoch schätzen und sich an den Genuß derselben bald gewöhnen. Für Solche, welche längere Zeit Reisen durch wenig oder gar nicht bevölkerte Gegenden machen, ist die Kolanuß sehr werthvoll, da sie satt macht und die Lebensgeister anregt, wie das ja auch z. B. von dem lange nicht genügend gewürdigten Reiseproviant, der Chokolade, gilt. Diese anregende Eigenschaft erklärt sich aus dem Gehalte an Theïn und Theobromin. Außerdem ist sie bei den Negern ein bewährtes Mittel gegen Unterleibskrankheiten, Durchfall u. s. w.; auf den Magen wirkt sie stärkend. Die Kola dient ferner als Liebesmittel; ihr Einfluß auf den Geschlechtstrieb soll nicht unwesentlich sein. Auch bei den nächtlichen Festen der Neger trägt sie dazu bei, die Theilnehmer wach zu halten. Güßfeldt hielt sich während seines Aufenthaltes in Afrika, als Chef der Loango-Expedition, bei anstrengenden, erschöpfenden Märschen zuweilen tagelang ausschließlich durch den Genuß der Kola aufrecht, die er nebst einem Stückchen rohen Ingwer kaute; letzterer übt bekanntlich eine erwärmende Wirkung auf den Magen aus.

Bei längerem Genuß färben sich die Lippen roth; irgend welche nachtheilige Folgen auf den Organismus äußern sich nicht.

Bei dem Werthe und den Eigenschaften, den die Kola besitzt, ist es nicht zu verwundern, daß sie im Sudan, Senegambien u. s. w. im Verkehre mit den Eingeborenen eine große Rolle spielt. Sie dient zu Gastgeschenken, bei Ceremonien u. s. w. Freunde, die von einander scheiden, essen erst noch eine Kolanuß. Beim Schwur beobachtete Zweiffel (Voyage aux sources du Niger), daß die rechte Hand auf eine Kolanuß gelegt und dann von derselben gegessen wurde. Wird dem Fremden bei seiner Ankunft in einem Orte im Gespräche mit den Bewohnern eine Kolanuß geboten, dann kann er für seine Sicherheit ziemlich

ruhig sein. Bei allen Zeichen des Wohlwollens wird die weiße Nuß gegeben; mit der rothen verbindet man den entgegengesetzten Sinn, den des Uebelwollens, der Ablehnung, der Kriegserklärung. Besitzt man nur rothe, so bittet man, sie als weiße anzusehen.

Afrika selbst ist vorläufig der Hauptkonsument dieses Genußmittels; ziemliche Mengen werden jedoch auch alljährlich nach Brasilien, Westindien u. s. w. exportirt, wo sie von den afrikanischen Negern begierig gekauft werden; insbesondere geschieht das von Porto Novo (Dahome) und Ambrizette (südlich von der Congomündung) aus.

Sierra Leone ist ein Hauptplatz für die Kola. In der Zeit nach der Ernte im Januar nehmen die von hier nach den Häfen Senegambiens, namentlich Bathurst, gehenden Dampfer ganze Decksladungen von in großen Bastkörben verpackten Kolanüssen mit, die von den Mandingohändlern als Deckspassagiere begleitet werden. Bei allen sind die Keime sorgfältig herausgeschnitten, um zu verhindern, daß sie in Senegambien angepflanzt werden. 45 kg der Frucht, denn in Sierra Leone werden sie nach dem Gewichte verkauft, kosten je nach der Saison und Nachfrage 50 bis 150 Francs. Schon in Gorée steigt der Werth der von Sierra Leone dorthin gebrachten frischen Nüsse um 50 Proc., und je weiter nach dem Inneren, desto bedeutender der Werth. Von den Küstenländern Futa-Djallon, Koranko, Timisso, Sangara und dem Domar Busie-Lande, wo sie, speciell die weißen, massenhaft wild wachsen (zwischen den Flüssen Rio Grande und St. Paul), werden sie von den Mandingo gegen Salz, Native — Baumwollenstoffen ꝛc. eingetauscht und auf den Köpfen ihrer Sklaven in Lasten von 3500 Stück auf die Märkte von Kankan, Sambatikila, Timé und Tangrera gebracht, wo ein Marktzoll von 20 Kolas per Last erhoben wird. Dort werden sie von Händlern aus Yamina, Segu und Djenne am oberen Niger gegen von da mitgebrachtes Salz und Baumwollenstoffe eingetauscht. Dieses Salz, in Stücken von 10 Zoll Länge bei 3 Zoll Breite und Dicke, stammt aus Taudeni in der Sahara, nördlich von Timbuktu und Arauan, während die in den genannten Nigerstädten zu Stoffen verarbeitete rohe Baumwolle von den Bambarres an der Nordwestseite des Niger producirt und in jene Städte gebracht wird. Die beste Versandtzeit fällt in die Frühlingsmonate, die Zeit der Reife der Nüsse. Bei dem Transporte während der heißen Monate müssen die Nüsse des Oefteren aus ihrer Umhüllung genommen werden, strenge ausgesucht, die schadhaften entfernt, die anderen gezählt, abgewaschen und wieder in frische, angefeuchtete Blätter gelegt werden. Geschieht dies monatlich mindestens einmal, so kann man sie 8 bis 10 Monate frisch erhalten und versenden. Die Art der ersten Verpackung seitens der Händler der Küste ist folgende: Zuerst werden die Samen völlig vom Gehäuse getrennt und in große Blätter gewickelt, dann in Körbe, nagha genannt, verpackt, die aus vier mit gegerbter Ochsenhaut bezogenen Holzstäben zusammengesetzt werden. Ist der Behälter gefüllt, so wird auf die Nüsse ein vierfach zusammengelegter Sack, „gherara“, gelegt, den man mit einer Schnur an den vier Holzstäben befestigt.

Von Djenne und Segu werden die Kolas dann in Nigerbarken nach Timbuktu gebracht und zwar kommen hierher nicht nur die weißen (vorwiegend von Tangrera), sondern besonders auch die werthvolleren rothen, die besonders von Selgha (Salaga), der bekannten, am Volta-Flusse gelegenen Stadt, kommen. Barth erwähnt, daß man in Timbuktu drei Arten der weißen Nuß unterscheide, je nach der Jahreszeit, in der man sie sammelt: die Tino-uro, die Siga und die Fara-Fara, von der rothen gar vier, nämlich die beste, gurije genannt, dann marsakatu, sara-n-waga und menu. Zu seiner Zeit schwankte der Preis einer Nuß zwischen 10 bis 100 Schnecken, je nach der Größe und Güte; Lenz bezahlte nie unter 100 Kauris für dieselben. In dem Hauptmarktplatze des früher bis dorthin ausgedehnten Aschanti-Reiches, Selgha, das nach der Züchtigung durch die Engländer sich von dem blutgierigen Herrscher fast losgemacht und wesentlich an Bedeutung gewonnen hat, kommen die Händler aus Bornu, Haussa, Mossi, Yoruba, Timbuktu, ja auch aus Marocco mit großen Karawanen zusammen, um in den dortigen reichen Bazars alle Arten einheimischer und europäischer Artikel einzutauschen. Vorwiegend versorgen sie sich hier jedoch mit Kolanüssen, die Ende der 70er Jahre mit 12 000 Kauris pro Last (28 Francs an Werth) bezahlt wurden. Neben den Kauris kursirt dort übrigens Geld aus allen europäischen Ländern, u. a. auch preußische Thaler. Von dem rechtzeitigen und genügenden Eintreffen der rothen Kolanüsse aus Aschanti resp. dem Hinterlande von Accra, ferner hinreichenden Transportmitteln, hier Eseln (ein Esel kostet in Selgha 15 000 Kauris oder 35 Francs, in Haussa nur 5000 Kauris, derselbe trägt eine Last von 6000 Nüssen oder 200 Pfund), und dem Zustande der Wege resp. den politischen Verhältnissen hängt natürlich Alles ab.

Von Selgha werden die Nüsse nun theils durch die Mossihändler über Yendi und Kulfela nach Sinder, Gagho und Timbuktu am Niger gebracht, theils von den Haussa-Händlern nach Sokoto, Kano und Bornu, von wo sie über Kuka weiter nach Norden gelangen, sogar bis Fezzan, wo Rohlfs noch in Murzuk von einem Tibbufürsten mit frischer Guronuß bewirthet ward, dort eine große Seltenheit, da sie dort fast nur in trockenem Zustande vorkommt und dann ebenfalls Kola heißt. Weiter nach Norden scheint sie nicht gebracht zu werden, ebenso nicht weiter östlich der Straße Kuka-Murzuk. In Wadai ist sie ebenfalls nicht angetroffen worden, dagegen in Baghirmi, hier jedoch die geringere, aus Adamaua kommende gelbe Nuß. Schweinfurth fand sie, wie erwähnt, bei den Monbuttu, wo sie in den Pausen beim Rauchen gekaut wurde. Vielleicht steht der Verbreitung nach Norden die trockene Hitze der Sahara im Wege.

Erwähnt sei hier, daß die Nuß in den verschiedenen Ländern verschiedene Namen besitzt, südlich vom Niger und Bennë Kola, in Segu, Timbuktu, den Haussa-Staaten, Bornu und nördlich davon Goro oder Guro, wenn sie in frischem Zustande, Kola oder Kauda, wenn sie getrocknet ist, am Kuilu likandi-likasu, im Reiche des Muatiamwo und bei den Ambakisten (den Eingeborenen Angolas) im Sing. di-geß, Plur. ma-geß, bei den Niam-Niam ßono, in der Mandingosprache Urau.

In Kuka werden die rothen Nüsse schon pro 100 mit 2 bis 10 Maria-Theresia-Thalern, à 4000 Kauris, bezahlt, also das Stück mit 240 Kauris. Die weißen Nüsse sind in den Hafenplätzen der Küste billig; für einen Dollar erhält man ca. 3000 Stück, die rothen kosten dort etwa das Fünffache.

Erwähnt sei hier noch, daß die Nachfrage in Afrika eine steigende ist; nach den Berichten des englischen Konsulats betrug die jährliche Einfuhr in Gambia 1860 etwa 150 000 englische Pfund, 1870 schon 416 000 und 1879 stieg sie bis auf 743 000 Pfund. Was die Stellung resp. den Werth der Kolanuß als Nahrungsmittel anlangt, so steht sie etwa zwischen Kaffee und Kakao. Die Analysen zeigen, daß sie mehr Theïn als die besten Kaffeesorten enthält und zwar in freiem, nicht wie beim Kaffee, mit einer organischen Base gebundenem Zustande, ferner ein nicht unbedeutendes Quantum Theobromin, das Alkaloid des

Kakao und der Glykose, das die Wirkung des Kaffeïn verstärkt, und daß sie dreimal mehr Stärke als der Kakao enthält, ferner wenig Fette, worin sie sich wesentlich vom Kakao unterscheidet, und eine Art Tannin, das sich in seiner Zusammensetzung der Kaffeetanninsäure nähert. Schließlich besitzt sie einen harzähnlichen braunen Farbstoff in den äußeren Zellreihen der Fruchtgehäuse, der dem von Payen kakaoroth genannten ähnelt. Nach den Untersuchungen eines englischen Chemikers (vergl. Semler, Tropische Agrikultur, I.) ist die Analyse die folgende:

Wasser	13,65	Proc.
Theïn	2,13	"
Eiweißstoffe	6,33	"
Stärke	42,00	"
Gummi und Zucker	10,67	"
Fettes Oel	1,52	"
Rohfaser	20,00	"
Asche (nähere Zusammensetzung wäre erwünscht)	3,20	"
Verlust	0,50	"
	100,00	Proc.

Selbst bei verdorbenem Samen fanden sich noch 2,2 Proc. Coffeïn, so daß dieser Stoff durch Schimmeln oder Fäulniß keine Zersetzung erleidet. Prof. Dr. Sadebeck, Direktor des botanischen Museums zu Hamburg, hatte die Güte, mir folgende Analyse mitzutheilen:

Wasser	11,909	Proc.
Proteïnstoffe	6,761	"
Fett	0,585	"
Theobromin	0,023	"
Coffeïn	2,348	"
Zucker	2,875	"
Stärke	33,754	"
Gummi	3,040	"
Cellulose	29,831	"
Farbstoffe }	2,561	"
Kolaroth }	1,290	"
Tannin	1,618	"
Asche	3,395	"

Es liegt immerhin nahe, daß die Kolanuß, vielleicht mit Beimischung von etwas Kakao, sich zu einer ordinären Chokolade verarbeiten läßt; jedenfalls eignet sie sich hierzu besser, als die häufig gebrauchten Erdnüsse.

Auch in der Arzneikunde ist die Kola zur Anwendung gekommen. Der französische Arzt Monnet bezeichnet sie, nach langen Beobachtungen in der Praxis, wegen des in ihr enthaltenen Coffeïns als vorzügliches Tonikum für das Herz, dessen Kraft es hebt, seine Schläge vermehrt. Auch die Pulsationen werden regulirt, gleichmäßige und kräftige Bewegungen erzielt. Bei Herzkrankheiten mit Hydrops ist dieselbe daher mit Nutzen anzuwenden; ebenso auch bei Anämien, in chronischen Schwächezuständen und besonders für Rekonvalescenten nach schweren Krankheiten. Von wohlthätigem Einfluß ist sie ferner auf den Magen, der oft hartnäckige Ekel vor Speisen wird gehoben, die Verdauung geregelt und schließlich ist sie als ein Antidiarrhoicum zu bezeichnen (Bullet. génér. de Thérapeutique, 1885, Janv. 15). Die Präparate, die für diese Zwecke hauptsächlich gebraucht werden, sind u. a. das Fluid-Extrakt (von dem Dresdener Hause Gehe hergestellt) und ein spirituöser Extrakt.

Schon vor einigen Jahren wurde die Gartenverwaltung von Kew in England veranlaßt, in ihren Gewächshäusern Versuche mit der Züchtung der Kola zu machen und zwar mit großem Erfolge, so daß bereits Pflanzenmaterial an die botanischen Gärten von Calcutta, Cambridge (Nordamerika), Ceylon, Demerara, Mauritius, Sydney und Zanzibar abgegeben werden konnte.

Es würde sich sicher bezahlt machen, wie vom Kaffee und Kakao, so auch Stinkbaumplantagen anzulegen; Afrika bietet ein sicheres Absatzfeld und in Europa und Nordamerika ließe die Frucht sich in der Form und Verarbeitung von Chokolade leicht einführen. Müssen wir ein Reizmittel haben, so sollten wir doch denen den Vorzug geben, die zugleich Nährmittel sind, wie das hier der Fall ist.

Nähere Erfahrungen müssen wir jedoch zuvor noch sammeln, namentlich über die zweckmäßigste Art der Kultur u. dergl. Afrika bietet dem Europäer in jeder Hinsicht noch viel des Unbekannten, und noch vieles Neue wird durch seine Erschließung dem Handel zugeführt werden; hoffen wir, daß sich darunter auch bald die Kola befinde, daß ihre Bedeutung erkannt und verwerthet werde.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Sektion Breslau des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins stellt aus Anlaß der Feier ihres zehnjährigen Bestehens folgende Preisaufgabe: Die Vergletscherung der Oesterreichischen Alpenländer. Es wird erwartet eine genaue, durch Karten und Profile belegte Feststellung der Ausdehnung der diluvialen Eisströme und eine Untersuchung ihrer Wirkungen auf die Gestaltung der Erdoberfläche mit besonderer Rücksicht auf die allgemeinen Probleme, welche gegenwärtig die Glacialgeologie beschäftigen. Der Preis beträgt 3000 Mk.; die deutsch abgefaßten Bearbeitungen sind bis zum 1. Mai 1890 an den ersten Vorsitzenden der Sektion Breslau einzusenden; Preisrichter sind die Professoren Zittel in München, Hann in Wien und Partsch in Breslau. Weiteres finden Interessenten in den Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, 1887, Nr. 7. (München 1. April.)

— Alexander Ziegler, Reiseschriftsteller, geboren 20. Januar 1822 zu Ruhla in Thüringen, starb 8. April 1887 in Wiesbaden. Er studirte in Jena, bereiste 1846—47 Nordamerika und Westindien, später Spanien, den Orient, Nordafrika und Nordeuropa; zuletzt lebte er, vielfach gemeinnützig thätig, in seinem Geburtsorte. Von seinen Schriften nennen wir „Skizzen einer Reise durch Nordamerika und Westindien" (Leipzig, 1848); „Reise in Spanien" (Leipzig, 1852); „Neuestes Reisehandbuch für Thüringen" (1864 und 1871).

Asien.

— Jerusalem erweitert sich nach der „Warte des Tempels" (1887, Nr. 15) mehr und mehr nach Westen; der Höhenzug, welcher vom Jaffathore aus in dieser Richtung zieht, bedeckt sich mehr und mehr mit Neubauten, welche schon jetzt einen größeren Raum einnehmen als die alte Stadt innerhalb

der Stadtmauern. Dort wurde auch am 29. Juni v. J. der Grundstein zu einer abessinischen Kirche gelegt, welche Kaiser Johannes selbst bauen läßt. Die Abessinier glauben nämlich, daß sie und die Russen allein den reinen wahren Glauben der christlichen Religion besitzen und deshalb schließlich die Erde beherrschen werden. In der Ebene Saron werden die Heere der beiden Reiche sich vereinigen, die beiden Kaiser mit einander das Abendmahl nehmen und dann die Welt unter sich theilen, um sie dem wahren Glauben unterthan zu machen. Um seinen Plan auszuführen, sandte Johannes den Priester Wold es-Somajat (Sohn der Himmel) mit einer schönen Summe Geldes ab; derselbe wußte sich rasch in Konstantinopel die Bauerlaubniß zu verschaffen und entwarf den Plan zu der Kirche mit Hilfe des Baurathes Schick; dieselbe wird ein Rundbau mit drei Thüren und soll genau den Kirchen in Abessinien selbst entsprechen, auch in der Ausmalung, welche abessinische Künstler besorgen. Auch ein Bau für die Priester, deren mindestens fünf erforderlich sind, für Mönche und Pilger, Kirchensänger, Gehilfen u. s. w. wird errichtet, und zum Unterhalte dieser ganzen Kolonie hat Johannes die Einkünfte einer großen Provinz seines Reiches bestimmt. — Uebrigens hat sich Wold es-Somajat wegen Ausbleibens der Gelder kürzlich zu einer Reise nach der Heimath entschließen müssen, und er ist es wahrscheinlich, den die Italiener in Massauah verhafteten, um ihn als Geißel behufs Auslieferung des gefangenen Savoiroux zu verwerthen.

— In einer Zuschrift vom 2. April an die „Times" macht Prof. Vambéry die Mittheilung, daß die russische Regierung im Begriff stehe, auf Antrag des Generals Rosenbach den Sitz des Generalgouverneurs von Turkestan von Taschkend südwärts nach Samarkand zu verlegen. Der Zweck dieser Maßregel sei, die längst geplante Annektion Bucharas zu erleichtern und durchzuführen und die russischen Vorposten bis Tschardschui und Kilif vorzuschieben, worauf das altbekannte Intriguenspiel in Afghanistan seinen Anfang nehmen soll.

— In der Sitzung der k. Russischen Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg am 20. Januar machte N. A. Sokolow Mittheilungen über einige physikalisch-geographische Eigenthümlichkeiten des russischen Altai. Sokolow hat, um insonderheit die Gletscher des Altai zu studiren, schon im Jahre 1882 das Gebirge bereist. Er betrat es von Bijsk her; die ersten sicheren Spuren von alten Gletschern fand er an einem Bergsee. Dann zog er den Fluß Katun abwärts und überzeugte sich, daß der früher hier befindliche Gletscher allmählich weiter in das Thal des Flusses herabgerückt sei. Der Bericht berührte auch die lokalen klimatischen Verhältnisse der Gegend. Die Seen sind kleiner geworden, einige sind vollständig verschwunden. Man könne die Spuren der früheren größeren Ausdehnung der Seen noch heute feststellen: die Flora des Altai-Gebirges deutet darauf hin, daß das Klima früher feuchter war. Sehr charakteristisch ist der Befund im Thal von Buchtarminsk.

— Von Wilhelm Joest's drastischer Reisebeschreibung „Aus Japan nach Deutschland durch Sibirien" ist jetzt bei M. Du Mont-Schauberg in Köln eine zweite billigere (4,50 Mk.) Ausgabe erschienen, welche sich durch Wegfall der Lichtdrucke und der Karte, durch Ausmerzung vieler Fremdwörter und durch Hinzutreten eines Index von der ersten (vergl. „Globus", Bd. 42, S. 366) unterscheidet. Joest bemüht sich, über Sibirien und was er dort gesehen hat, die Wahrheit zu sagen; kein Wunder, daß sein Buch in Rußland verboten ist. Aber vielleicht trägt dieser Umstand gerade dazu bei, daß es in Deutschland um so mehr gelesen wird. — Wir geben als Probe die merkwürdige Stelle über die sibirischen Juden. „Es ist im höchsten Grade auffallend — schreibt Joest —, daß hier im Herzen Asiens russische und polnische Juden und deren Abkömmlinge die Vertreter des Deutschthums sind, während man diese in unserem lieben Vaterlande nicht als Deutsche gelten lassen will. Ich möchte jedem enragirten Antisemiten rathen, einmal die Tour durch Sibirien zu machen, und wenn sein Gemüth nicht ganz verknöchert ist, so wird er, zumal wenn er selbst kein Russisch spricht, mir zugestehen müssen, daß auch ihn die Laute unserer Muttersprache, deren fast jeder Jude hier mächtig ist, aufs Angenehmste berührt haben. Natürlich spricht man kein Hochdeutsch, sondern „Jüdsch", ein ziemlich korrumpirtes Gemisch von Deutsch, Russisch, Polnisch und einigen Brocken Hebräisch, das für den Uneingeweihten anfangs schwer verständlich, durch einige Uebung aber leicht zu erlernen ist. — Ich selbst wurde, bevor ich jüdeln konnte, auch stets verstanden, wenn ich ganz langsam Hochdeutsch sprach, und später hat mir Jüdisch oft aus der Verlegenheit geholfen, wenn ich mit meinem Russisch zu Ende war. — Die russische Regierung, die gern ein Auge zudrückt, wenn die Juden im europäischen Rußland ausgeraubt, mißhandelt oder todtgeschlagen werden, protegirt dieselben dafür einigermaßen in Sibirien: während Juden bekanntlich, mit Ausnahme der Kaufleute erster Gilde, in russischen Städten nicht länger wie drei Tage sich aufhalten dürfen, genießen dieselben in Sibirien alle bürgerlichen Rechte mit geringen Beschränkungen, wie sie z. B. nicht mit Branntwein handeln dürfen, nicht Officiere werden können und dergleichen. Es wandern daher viele Juden aus Rußland und Polen nach Ostsibirien aus; während des letzten polnischen Aufstandes wurden auch manche hierher verschickt, die von der späteren Amnestie keinen Gebrauch machten und im Lande blieben; ihre Zahl ist jährlich im Wachsen begriffen. — Es sind ehrliche, fleißige Menschen, Handwerker und Kaufleute, die durch ihre Intelligenz und Mäßigkeit selbst den Chinesen Konkurrenz machen und sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen; auch die deutschen Kaufleute versicherten mir, sie machten lieber Geschäfte mit den Juden wie mit Russen. Sie sprechen meistens nur schlecht Russisch, ihre Muttersprache ist eben Deutsch-jüdisch; Hebräisch verstehen nur die Rabbiner. — Gastfreiheit ist eine specifische Tugend der Sibiriaken, der Juden sowohl wie der Russen, und beinahe in jedem jüdischen Hause wurde ich gebeten, näher zu treten, „ä Schnäpsche ze mache" oder „än Warmes ze esse". Es sah übrigens recht wenig nett aus in den Interieurs dieser Häuser, die dumpfe Luft war zum Ersticken und die Frauen und Töchter, die gestern noch in Sammet und Seide einherwandelten, liefen heute barfuß mit leichtem Unterrock und ungekämmtem Haar herum, sahen aber dennoch oft recht hübsch aus."

Afrika.

— In ansprechendster Weise führt uns in den „Erinnerungen an Gustav Nachtigal" (Berlin, Gebrüder Pätel, 1887) die mit dem unvergeßlichen Reisenden befreundete Frau Dorothea Berlin dessen Lebensbild, seinen prächtigen Charakter, seine Entwickelung und seine Reisen in Afrika vor Augen. Vor allem bringt sie uns ihn als Menschen näher und zeigt uns in seiner Liebenswürdigkeit, seiner Aufopferungsfähigkeit und Hingabe diejenigen Eigenschaften, denen er seine großen Resultate hauptsächlich verdankte. Die zahlreich eingeschalteten Briefe Nachtigal's geben theilweise ein weit anschaulicheres Bild von seinen Leiden und Erlebnissen und von seinem prächtigen Humor, als sein Reisewerk, worin er seine Persönlichkeit viel mehr zurücktreten läßt. Schade nur, daß gerade für den letzten Abschnitt seiner großen Reise (Wadai und Darfur) Briefe fehlen; es scheint, daß dieser Theil für die Welt ganz verloren sein soll, denn an der Vollendung der Beschreibung desselben hinderte ihn die unselige Mission nach Westafrika, welcher er sich nur ungern unterzog. — Nachtigal stand als Mensch und als Gelehrter hoch über den meisten „Afrikareisenden" unserer Tage; sein Lebensbild ist es wohl werth, von recht vielen gelesen zu werden. Nur

möge man sich nicht durch die vielen entstellten Ortsnamen stören lassen.

— Die ägyptische Regierung rüstet jetzt, wie den „Times" aus Suakin gemeldet wird, gekaperte Sklaven-Dhaus zu Kreuzern gegen Skaven und Schmugglerschiffe aus. Die britische Flotte hat im Rothen Meere nur zwei Schiffe, deren eines fast beständig vor Suakin liegen muß — und das ist natürlich zu wenig für den jetzt zunehmenden Sklavenhandel; es wären mindestens vier erforderlich. Denn die eigens zur Sklavenschiffsjagd eingerichteten türkischen Kanonenboote verlassen den Hafen von Dschiddah selten, wie auch die türkische Regierung keinerlei Maßregeln gegen Sklavenhandel und Schmuggel mit dem Sudan ergreift. Beides ist zwar durch Irades des Sultans verboten, wird aber im Geheimen — und darin liegt die Wurzel alles Uebels — von den türkischen Behörden begünstigt, wie denn auch die Kommunen von Mekka und Dschiddah mit der Rebellenregierung und den Sklavenhändlern im Sudan große Sympathien haben.

— Natal hat im ersten Vierteljahre 1887 für etwa 500000 Pfd. St. Waaren importirt, d. h. für 150000 Pfd. St. mehr, als in dem entsprechenden Zeitraume von 1886. Der Export belief sich auf 260000 Pfd. St., d. h. um 70000 Pfd. St. höher, als in demselben Quartale des Jahres 1886.

— Stanley hat, wie er unter dem 9. März an die „Times" schreibt, in Sansibar mit Tippu-Tip, dem schlauen Großhändler, zwei verschiedene Verträge abgeschlossen, den einen im Interesse seiner Rettungsexpedition, den anderen im Namen des Congo-Staates und König Leopold's. Tippu-Tip war sofort bereit, Stanley zu unterstützen, für den seine Hilfe übrigens nicht unbedingt erforderlich war; denn es giebt vom Congo nach Wadelai, wo Emin-Pascha sich befindet, vier Wege, von denen Tippu-Tip nur zwei zu verschließen im Stande ist. Aber es lag Stanley daran, die von Emin gesammelten 75 Tonnen Elfenbein im Werthe von 60 000 Pfd. St. zu retten; denn dadurch würde es möglich, nicht allein die von Aegypten der Expedition vorgestreckten Summen zurückzuzahlen, sondern noch einen netten Ueberschuß zu erzielen. Für diesen Transport stellt nun Tippu-Tip 600 Träger, wofür er für jede Reise von den Stanley-Fällen nach Wadelai und zurück pro Mann 6 Pfd. St. erhält. Da jeder Mann 70 Pfund trägt, so wirft jede Reise dem Expeditionsfonds (? das Elfenbein gehört doch Emin, resp. der ägyptischen Regierung) 13200 Pfd. St. ab. — Ferner unterzeichnete Stanley mit dem Schwarzen einen Vertrag, wodurch letzterer zum Gouverneur (Wali) der (zerstörten) Station Stanley-Fälle ernannt wird und ein vom britischen Generalkonsul in Sansibar auszahlbares Monatsgehalt von 30 Pfd. St. bezieht. Er soll besonders sein Gebiet im Namen des Congo-Staates gegen Araber und Eingeborene vertheidigen und darf Sklavenhandel weder treiben noch dulden (!!). Zu seiner Ueberwachung wird ihm ein europäischer Beamter als Resident beigegeben. Bei Bruch des Vertrages hört die Gehaltszahlung auf. — Wir glauben, daß Tippu-Tip, wenn anders die Ueberwachung ernst genommen wird, nicht viele Monatsgehalte beziehen wird; ist er doch der Anführer jener Araber, welche, wie Stanley selbst (Der Congo, II, S. 151) schildert, auf einem Raubzuge, um 5000 Sklaven zu erbeuten, 33000 Menschen abschlachteten! Glück auf zu solchem Vertreter des Congo-Staates!

— Eine fühlbare Lücke in unserer Kenntniß vom Laufe des Quango ist Ende vorigen Jahres durch den thätigen Missionar Grenfell mit Hilfe seines Dampfers „Peace" ausgefüllt worden; derselbe hat den ganzen Unterlauf des Flusses von seiner Einmündung in den Sankuru oder Kassai bis aufwärts zur Steinbarre Kingundschi, wo einst Major von Mechow umkehren mußte, befahren und erforscht. Zwar hatte inzwischen (1885) Dr. Büttner den Quango etwa einen halben Grad weiter nach Norden verfolgt, als von Mechow, aber er hatte die Frage nach dem Unterlaufe des Quango nicht gelöst, vielmehr noch mehr complicirt. Der Strom hat, von der Steinbarre angefangen, die Richtungen Nord, Ost und Nordost; die nördliche Richtung behält er bis $4^{1}/_{2}{}^{0}$ südl. Br. bei, wie das auch Büttner bereits erforscht hat; dann wendet er sich nach Osten. Die ca. 1 m hohe Steinbarre ist für Dampfer unpassirbar, doch ließe sich vielleicht mittels Booten ein Verkehr zwischen dem oberen und unteren Quango herstellen. 10 km vor seiner Mündung in den Sankuru nimmt der Quango einen mächtigen von Südosten kommenden Zufluß, den Dschuma, auf, welchen Greenfell fast für den Hauptstrom zu halten geneigt ist. Es ist das offenbar die Vereinigung der von Kund und Tappenbeck weiter südlich überschrittenen Ströme Wambu, Inzia und Kuilu. — Gegen Ende Mai wird übrigens Grenfell mit seiner Gemahlin in England zurück erwartet.

— Ein königliches Decret in der Madrider officiellen „Gazette" vom 7. April stellt die ganze Küste der Sahara zwischen den Kaps Blanco und Bojador und das Land weit landeinwärts (Adrar, das keines Spaniers Fuß betreten, eingeschlossen) unter den Generalkapitän der Canarischen Inseln. Der Untergouverneur des afrikanischen Gebietes soll ein Officier der Armee sein und den Titel als politischer und militärischer Untergouverneur von Rio de Oro führen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Rev. W. G. Lawes schreibt unter dem 20. Januar aus Port Moresby auf Neu-Guinea, daß unter der Leitung des Mr. Bogan, Curators des Museums in Auckland, eine Expedition ausgerüstet wird, welche sofort nach Schluß der Regenzeit beabsichtigt, das südöstliche Neu-Guinea von Freshwater Bay nach dem Huon-Golf zu durchkreuzen.

Polargebiete.

— Der Nordpolwanderer Gilder, welcher sein Ziel mit Schlitten zu erreichen versuchte (vgl. „Globus", Bd. 50, S. 384), ist bereits wieder im Bereiche der Civilisation angelangt, um seine Reise im nächsten Jahre wieder aufzunehmen. Er erreichte infolge schlechten Wetters Fort Churchill zu spät für das Schiff, welches ihn von dort nach der Insel Nottingham bringen sollte. Inzwischen hat er einen Nachahmer gefunden, den früheren Beamten der Hudson-Bai-Gesellschaft, Alexander Macarthur, welcher mit nur einem Begleiter am 20. März von Winnipeg nach Norden aufgebrochen ist. Seine nächsten Ziele sind Boothia Felix, Somerset und Devon-Land, die Reisedauer ist auf drei Jahre berechnet; vielleicht kommt er aber ebenso rasch zurück, wie Gilder.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

(Von Zaisan über Chami nach Tibet und zu den Quellen des Gelben Flusses.)

III.

Am 1. Juni mit Sonnenaufgang wurde Chami verlassen und der Marsch durch die Chami-Wüste angetreten. Eine Fahrstraße geht von Chami bis zur Stadt An-si, doch mußten die Reisenden, um nach Sa-tschëu zu gelangen, eine Strecke vor An-si nach rechts abbiegen. Nachdem sie etwa 40 km von Chami zurückgelegt hatten, betraten sie die eigentliche Chami-Wüste; bis dahin hatten sie noch einige chinesische Dörfer passirt und hier ein gutes Futter für die Kameele angetroffen; jetzt aber befanden sie sich in der schrecklichen Chami-Wüste, welche nach Norden vom Tiën-schan, nach Süden vom Nan-schan begrenzt wird und welche nach Westen in die Wüstenei des Lob-nor, nach Osten in die große Gobi sich fortsetzt.

Die Chami-Wüste hat an der Stelle, wo die Reisenden sie durchschritten, von Chami bis Sa-tschëu, eine Ausdehnung von etwa 346 km, sie erhebt sich an ihrer höchsten Stelle etwa in der Mitte gegen 5000 bis 5500 Fuß über den Meeresspiegel. Nach Norden hin zum Tiën-schan ist die Ebene leicht wellig, aber ganz unfruchtbar; ebenso liegt nach Süden hin eine große, leicht sich senkende Ebene, welche erst ganz allmählich in die Vorhöhen des Nan-schan-Gebirges (3700 Fuß) übergeht. Auf einer solchen hohen Ebene vor dem Nan-schan liegt die Oase Sa-tschëu. Die Entfernung von Chami bis dorthin legte die Expedition in 14 Tagen, zwei Ruhetage darin eingeschlossen, zurück.

Am dritten und vierten Tagemarsche hinter Chami zeigte sich die Wüste in ihrer erschrecklichen Wildheit: eine leicht wellige Ebene, in welcher hier und da Gebilde aus Löß in Form von Mauern, Säulen und Thürmen hervorragen; der Boden ist bedeckt mit Kieselsteinen und Kiessand. Von Pflanzen keine Spur, auch keine Thiere sind zu sehen, nicht einmal Eidechsen oder Insekten. Auf dem Wege liegen aber viele Knochen von gefallenen Pferden, Mauleseln und Kameelen. Ueber dem erhitzten Boden schwebt eine trübe, wie mit Rauch gefüllte Atmosphäre; kein Windzug bringt Kühlung. Aber oft erheben sich heiße Wirbelwinde und treiben Säulen des salzigen Sandes vor sich her. Vor und zu den Seiten des Wanderers treten Luftspiegelungen auf oder die heiße, unterste Luftschicht bewegt sich, so daß die Umrisse der entfernten Gegenstände zittern und sich oft verändern. Am Tage ist die Hitze fast unerträglich. Die Sonne brennt von ihrem Aufgange bis zu ihrem Untergange; der entblößte Boden erhitzt sich bis auf 62,5° R.; um die Mittagszeit im Schatten konnten mindestens 35° beobachtet werden. Auch die Nächte sind nicht kühl; gegen Abend erhebt sich gewöhnlich ein Wind aus Osten, aber dadurch wird die Atmosphäre nicht abgekühlt. Um bei Tage etwas Kühlung zu finden, bedecken die Reisenden ihr Zelt mit feuchten Filzteppichen und gießen Wasser auf den Boden, alles vergeblich. Das Mittel hilft nur auf ganz kurze Zeit, das Wasser verdunstet in der außerordentlich trockenen Luft der Wüste schnell, und später macht die Hitze sich nur noch stärker fühlbar, nirgends kann man sich bergen, weder Tag noch Nacht. Um sich vor den glühenden Strahlen der Sonne zu schützen, welche es den Menschen wie den Thieren vollkommen unmöglich machten, zu marschiren, wan-

derte die Karawane meistentheils Nachts und am frühen Morgen. Um Mitternacht erhob sich Alles vom Lager, um 2 Uhr wurde aufgebrochen und bis 10 Uhr marschirt, dann hielt man Rast. Bei den nächtlichen Wanderungen war eine Aufnahme der Marschroute nicht gut möglich; am Tage mußte die Aufnahme im Geheimen stattfinden, damit die begleitenden chinesischen Soldaten davon nichts merkten.

Zweimal brachen die Reisenden schon Abends auf, weil sehr starke Märsche ihnen bevorstanden, um die kleinere Hälfte noch vor Mitternacht, den größeren Abschnitt danach zurück zu legen. Besonders erinnerlich ist ihnen ein solcher Nachtmarsch, der vierte hinter Chami, zwischen der Station Jandun und Kufi, geblieben. Die Entfernung beträgt ca. 52 km, kein Tropfen Wasser, keine Pflanze ist zu finden. Abends 8 Uhr, sobald die Sonne untergesunken war, wurde aufgebrochen; es waren noch 32,5° Wärme und aus Osten blies ein scharfer Wind, welcher aber keine Kühlung brachte, sondern nur die untere erhitzte Schicht der Luft in Bewegung setzte und dadurch eine große Schwüle hervorrief. Anfangs gingen alle stramm vorwärts; man hörte Gespräche und das Lachen der Kosaken, die eingetretene Dunkelheit ließ nicht sehen, was am Boden war, der Wind hatte den Staub vertrieben, am wolkenlosen Himmel glänzten Millionen Sterne. Nach dreistündigem Marsche war vollständige Finsterniß eingetreten, vollkommene Stille herrschte, weder hörte man die Kosaken sprechen, noch die Kameele schreien; nur die schweren Tritte der Lastthiere ertönten. Alle waren bereits müde, alle sehnten sich nach Erholung; aber der

Die Wüste von Chami.

Marsch ist lang, es sind noch 10 km zurück zu legen. Je näher zur Mitternacht, um so lästiger wird die Schläfrigkeit, die Reiter steigen von ihren Pferden und gehen etwas zu Fuß; immer häufiger und häufiger wird ein Streichholz angezündet, um nach der Uhr zu sehen, ob noch nicht die ersehnte Minute zum Halten da sei. Endlich ist die Station erreicht; innerhalb einiger Minuten sind die Kameele entlastet, die Pferde gefesselt — alles geht schneller, ein Jeder sehnt sich nach Ruhe. Nach Verlauf einer halben Stunde schlafen alle. Aber die Erholung ist nur von kurzer Dauer — bald muß der Weitermarsch beginnen.

Nach vierzehntägiger Wanderung, nachdem zuletzt noch der Fluß Bulungir überschritten war, traf die Expedition am 15. Juni in der Oase von Sa-tschëu ein und bezog einige Kilometer von der eigentlichen Stadt ihr Lager.

Sa-tschëu (oder Scha-tschëu) ist eine der schönsten Oasen in Mittel-Asien; sie liegt am Südrande der Chami-Wüste und am Nordabhange des gewaltigen Gebirges Nan-schan, am Ufer des schnell dahinrauschenden Flusses Dan-che. Das trübe Wasser wird durch viele Kanäle auf die Felder und Gärten geleitet und ermöglicht dadurch Ackerbau und Gartenkultur. Die Oase, 3700 Fuß (1128 m) hoch über dem Meeresspiegel gelegen, mißt etwa 25 km von Norden nach Süden und 20 km von Osten nach Westen; die ganze Fläche wird von dicht gedrängt sitzenden Chinesen bewohnt. Die Hütten (Fansen) derselben stehen einzeln, umgeben von schattigen Bäumen, Weiden, Ulmen, Pappeln. In der Nähe der Stadt selbst giebt es zahlreiche Gärten, in denen Aepfel, Birnen und Aprikosen gezogen werden; Pfirsiche und Weinstock gedeihen nicht. In den Zwischenräumen

zwischen den einzelnen Fansen liegen regelmäßig angeordnete Ackerfelder gut bearbeitet, von Bäumen umgeben und durch Kanäle bewässert. Auf den Feldern wächst Weizen und Gerste, ferner Flachs und Erbsen; seltener Reis, Mais, Linsen, Bohnen,

Die Oase Sa-tschëu.

Sandhügel von Sa-tschëu.

Hanf, Melonen und Arbusen (grüne Wassermelonen). Unmittelbar an die Hütten selbst schließen sich kleine Gemüsegärten.

Die Flora und Fauna der Oase ist trotz ihrer Fruchtbarkeit nicht sehr reich und zeigt gar nichts Charakteristisches;

nur eine neue Fasanenart, welche dem Phasianus torquatus verwandt ist, wurde beobachtet.

Die Bevölkerung der Oase besteht ausschließlich aus Chinesen; Prshewalski ermittelte, daß 10 000 männliche Chinesen, darunter 2000 Soldaten, vorhanden seien; über die Anzahl der Frauen und Kinder konnte er nichts in Erfahrung bringen. Früher soll die Volkszahl bedeutender gewesen sein, aber die Dunganen haben zweimal (1865 und 1872) hier gewüthet. Ihrem Typus und ihrer Sprache nach scheinen die Chinesen sich nicht von ihren Volksgenossen in Nord- und Mittel-Asien zu unterscheiden. Die Umgebung der Oase ist vollkommen wüst. Im Süden, etwa 4 bis 5 km von den grünen Gärten und Feldern, befindet sich eine Reihe von Hügeln, welche aus lockerem Flugsande bestehen. Die Hügelreihe erstreckt sich weiter nach Westen, wie weit, ließ sich nicht ermitteln; Prshewalski vermuthet, daß sie sich bis an den Lob-nor hinzieht und somit der östliche Ausläufer des Kum-tag ist, welchen er im Jahre 1877 kennen lernte. Damals war er nur etwa 300 km von Sa-tschëu entfernt, aber es gelang ihm nicht, einen Führer zu bekommen, und deshalb mußte er nach Kuldscha zurückkehren, um von dort wieder vorzudringen, also einen Umweg von etwa 3000 km machen. Vom Lob-nor kann man sicher nach Sa-tschëu gelangen; in alter Zeit führte der Karawanenweg von Chotan nach China über jene Orte. Marco Polo wanderte 1272 diesen Weg und 150 Jahre später kehrte eine Gesandtschaft Schach Rok's, des Sohnes Tamerlan's, auf diesem Wege von China nach Herat zurück. Noch vor Kurzem, etwa vor 10 Jahren, marschirten einige Dunganenabtheilungen von Sa-tschëu zum Lob-nor; der Anführer einer Abtheilung fuhr sogar in einem zweiräderigen Wagen, der nur an einigen schwierigen Stellen aus einander genommen und durch Kameele fortgeschleppt werden mußte.

Nach sechstägigem Aufenthalte in Sa-tschëu, während dessen die Chinesen alles aufboten, um die Expedition zurück zu halten, wurde am 21. Juni unter Geleit eines chinesischen Officiers und einiger Soldaten der Marsch gen Süden angetreten, unter dem Vorwande, nur einen Ausflug zu unternehmen. Doch hatte Prshewalski den Aufenthalt gut benutzt, um sich gehörig zum Weitermarsche nach Tibet zu verproviantiren, wobei der chinesische Officier aus Chami sich sehr gefällig und verständig zeigte. Unter der Anleitung dieses Chinesen mahlten die Reisenden sich selbst aus gedörrtem Weizen gegen 35 Pud (gegen 560 kg) Dsamba, weil dieses wichtige Nahrungsmittel fertig nicht in Sa-tschëu zu haben war.

Bald nachdem Sa-tschëu im Rücken der Reisenden lag, that sich ihnen eine Schlucht auf, durch welche ein hübscher Bach dahinfloß. Man war zu einer heiligen Stätte, Tschen-fu-dun (1000 Höhlen), gelangt. Prshewalski glaubte anfangs, er sei der erste Europäer, welcher diese Stätte betrat, aber später erwies es sich, daß schon Graf Szechenyi von Sa-tschëu aus diesen Ort besucht hatte. Es sind hier eine Unzahl von Höhlen durch Menschenhände in die abschüssigen Ufer der Schlucht gegraben worden; meist in zwei, am südlichen Ende sogar in drei Reihen über einander. Treppen verbinden die einzelnen Reihen mit einander. Die ganze Reihe der Höhlen zieht sich etwa 1 km hin; es sind mindestens 1000 an der Zahl. Nur wenige sind vollständig erhalten; viele sind durch die Dunganen zerstört worden. Eine einzelne kleine Höhle hat etwa eine Länge von 8,5 bis 10,5 m, eine Breite von 6,3 bis 8,4 m und eine Höhe von etwa 8,4 m. Gegenüber dem Eingange ist in einer Vertiefung der Wand eine Buddha-Statue in sitzender Stellung errichtet. Die größeren Höhlen sind etwa doppelt so ausgedehnt, ebenso die Götzenbilder größer, als die in den kleinen Höhlen.

Der Da-fu-jan.

Beachtung verdienen namentlich zwei kolossale Idole, welche in einem besonderen Raume sich befinden. Das eine, Da-fu-jan genannt, welches auf der beigegebenen Abbildung dargestellt ist, hat eine Höhe von 25,2 bis 25,4 m und eine Dicke von 12,6 bis 14,7 m, die Länge des Fußes ist 6,3 m, der Abstand zwischen den großen Zehen beider Füße 12,6 m. Die Figur ist leider von den Dunganen stark beschädigt worden. Die zweite Figur, Dsha-fu-jan, ist nur halb so groß als die erste. In zwei anderen Höhlen befinden sich liegende Götzenbilder, ein Mann und eine Frau. Alle Figuren, große wie kleine, sind aus einem Gemisch von Lehm und Rohr angefertigt.

Ein geheimnißvolles Dunkel herrscht besonders in den großen Höhlen und die Gesichter der kolossalen Figuren gewinnen dadurch einen eigenthümlichen Ausdruck. Es ist

begreiflich, wie das auf die Gemüther der einfachen Leute wirken muß, wenn dieſelben in Menge ſich hier verſammeln, um ihr Haupt vor der heiligen Stätte zu beugen.

Beim Weitermarſche gerieth die Expedition, von ihrem chineſiſchen Führer abſichtlich irre geführt, in ein gebirgiges Terrain, wo dann nur mit Mühe der Ausweg gefunden wurde. Zwei zufällig angetroffene Mongolen mußten die Expedition auf den richtigen Weg nach Tzaidam geleiten und den Uebergang über das Nan=ſchan=Gebirge zeigen. Sobald Prſhewalski ſich in Bezug auf das Weiterkommen geſichert ſah, machte er Halt, um ſeinen Leuten und Thieren die nöthige Ruhe zu gönnen, denn die Strapazen des Herumirrens in den Bergen hatten alle ſehr ſtark angegriffen. Es mußten alle Kräfte zum Eindringen in Tibet geſammelt werden. Prſhewalski hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß man ihn chineſiſcherſeits direkt daran hindern wollte. Man vermuthete, daß er und ſeine Begleiter Gold ſuchten, und Gold iſt in jenen Vorbergen des Nan=ſchan zu finden; man meinte, ſie wollten nur den Weg in das ferne Tibet erkunden, das durfte aber nicht geſchehen, denn Tibet iſt den Chineſen nicht ganz unterworfen.

Im Jahre 1876 entdeckte Prſhewalski in der Nähe des Lob=nor die gewaltige Gebirgskette des Altyn=Tag; damit war ein bisher unbekanntes Verbindungsglied zwiſchen dem Kuën=lün und dem Nan=ſchan gefunden und die Beſchaffenheit der nördlichen Begrenzung des geſammten tibetaniſchen Hochlandes wurde in ihren Grundzügen klar. Tzaidam erwies ſich als ein abgeſchloſſener, hochgelegener Keſſel und der berühmte Kuën=lün, welcher ſich von Jarkand aus in das Innere Chinas hinein erſtreckt, begrenzt ſomit nur in ſeinem weſtlichen Theile das tibetaniſche Hochplateau und zwar gegen die niedrig gelegene Tarim=Wüſte hin. Weiterhin werden die tibetaniſchen Hochebenen von dem neu entdeckten Altyn=Tag begrenzt, indem dieſer ſich nach Weſten durch den Tugnsdaban mit dem Kuën=lün, nach Oſten hin direkt mit dem Nan=ſchan vereinigt, welcher letztere ſich von Sa=tſchëu bis zum Gelben Fluſſe

Der Kukujaman.

hinzieht. So erhebt ſich eine ununterbrochene gigantiſche Gebirgsmauer von dem Oberlaufe des Hoang=ho bis zum Pamir, welche im Norden die Hochebene von Mittel=Aſien begrenzt; gleichzeitig theilt ſie Mittel=Aſien in zwei ſcharf von einander zu ſcheidende Abſchnitte, in die mongoliſche Wüſte im Norden und das tibetaniſche Hochplateau im Süden. Wohl nirgends auf der Erde wird man in einer ſolchen Ausdehnung zwei neben einander liegende Gegenden antreffen, welche ſich ſo ſcharf von einander unterſcheiden; die Gebirgskette, welche beide Ländergebiete von einander trennt, hat an einigen Stellen nur eine Breite von etwa 10 km, aber trotzdem liegen hüben und drüben Gegenden, welche ſowohl in ihrer geologiſchen Bildung als in ihrem topographiſchen Relief, ſowohl in ihrer abſoluten Höhenlage als in ihrem Klima, ſowohl in ihrer Flora wie in ihrer Fauna und ſchließlich auch in Bezug auf die Abſtammung und das hiſtoriſche Schickſal der daſelbſt lebenden Völker ſich ſcharf von einander unterſcheiden.

Der Nan=ſchan erſtreckt ſich vom Oberlaufe des Hoang=ho nach Weſten; er beſteht aus mindeſtens drei einander parallel laufenden Gebirgszügen und bildet ein Alpengebiet, das ſich vom Kuku=nor am meiſten nach Norden und Nordweſten verbreitert. An einzelnen Stellen iſt daſſelbe mit ewigem Schnee bedeckt. Von der Kuku=nor=Kette iſt der Nan=ſchan durch das Thal der Buchain=gol getrennt.

Im Meridian der Oaſe von Sa=tſchëu verſchmälert ſich das Nan=ſchan=Gebirge bis auf 40 oder weniger Kilometer, ehe es ſich an die ſchneebedeckten Berge des Anembar=ula ſchließt. Kurz vor der Verſchmälerung, etwa 90 km öſtlicher von den genannten Schneebergen erhebt ſich im Nanſchan ein mit ewigem Schnee bedeckter koloſſaler Gebirgszug, welcher eine Ausdehnung von etwa 100 km in der Richtung Weſt=Nordweſt nach Oſt=Südoſt hat. An das öſtliche Ende dieſes Gebirgszuges ſtößt von Süd=Südweſt faſt unter rechtem Winkel ein anderer ebenfalls mit ewigem Schnee bedeckter Gebirgszug von etwas geringerer Länge. Prſhewalski giebt dem erſten Gebirge den Namen Humboldt's, dem zweiten den Namen Ritter's. Einzelne Gipfel des Humboldt=Gebirges erreichen die abſolute Höhe von 19000 Fuß. Das ſüdliche Ende des Ritter=

Gletscher des Humboldt-Gebirges.

Gebirges reicht bis in die Wüste des nördlichen Tzaidam und den See Ische-Tzaidamin. Die in jenen Gegenden lebenden Völker kennen weder für das eine, noch für das andere der beiden Gebirge einen allgemeinen Namen, sie bezeichnen nur die einzelnen Theile oder einzelne Gipfel mit besonderen Namen.

Die mittlere Zone des Nan-schan bei Sa-tschëu hat fast den Charakter der Wüste. Die Flora ist arm, weil an vielen Orten Wassermangel herrscht und weil das Klima trocken ist; nur dort, wo Flüßchen sich gebildet haben, ist der Pflanzenwuchs mannigfaltig. Ebenso arm ist die Fauna, nur der Chulan (Asinus Kiang) ist sehr zahlreich, der Charasulta (Antilope) dagegen selten; außerdem giebt es viele Hasen und Wölfe. Die Alpenzone des Nan-schan umfaßt alle Berge, welche höher als 11 000 Fuß sind; sie läßt drei charakteristische Gebiete unterscheiden: das der Alpenwiese, das des Steingerölls und das Gebiet des ewigen Schnees. Auch hier ist das Thierleben nicht reich; im Vergleiche zur Fauna, speciell zur ornithologischen Fauna der Kukunor-Berge oder im Vergleiche zu derjenigen des nördlichen Tibet, ist das Thierleben der Alpenregion des Nan-schan bei Sa-tschëu geradezu als arm zu bezeichnen. Aber im Nan-schan zeigen sich bereits die Vertreter jener Säugethiere, welche ausschließlich in Tibet vorkommen; sie haben hier wie im Altyn-Tag am Lob-nor die nördliche Grenze ihrer geographischen Verbreitung. So finden sich hier der Kukujaman (Pseudovis Nahoor) und der wilde Jak (Poëphagus mutus n. sp.) Der Kukujaman hält sich ausschließlich in den Steingefilden auf und läßt sich an kleinen Plätzen ärmlichen Pflanzenwuchses genügen. Die wilden Jaks dagegen, welche stets eine kühle Temperatur lieben, steigen im Sommer hinauf zur Region des ewigen Schnees und im Winter hinab in die wärmere und schneearme mittlere Zone. Ferner lebt auf der Alpenwiese der Arkar (Ovis sp.), doch gelang es nicht, ein Thier zu tödten, um dasselbe näher zu bestimmen. Hier in der Alpenregion hält sich auch trotz des herrschenden Waldmangels der Maral, eine neue Hirschart (Cervus albirostris) auf. Ebenso lebt eine Bärenart hier, die sich zum Theil von Murmelthieren nährt; es gelang leider nicht, ein Exemplar davon zu tödten. Das Klima des Nan-schan bei Sa-tschëu ist trotz der bedeutenden Höhe des Gebirges durch Trockenheit ausgezeichnet.

Der Maral.

An einer kleinen Quelle im Bereiche einer schön grünenden Wiese hatte die Expedition ihr Lager aufgeschlagen; man gab ihr den Namen „Klutsch blagodatnaj", d. h. die wohlthätige Quelle. Von hier aus wurden der Dolmetsch Abdulla und zwei Kosaken mit sieben Kameelen nach Sa-tschëu zurückgeschickt, um noch Dsamba, Reis und Weizenmehl zu holen, was zur weiteren Ausrüstung unumgänglich nothwendig war. Nach Verlauf einer Woche kehrten sie mit dem neuen Proviant zurück. An der Quelle führte die Expedition ein ruhiges Leben und gab sich den Freuden der Jagd hin. Zwei Marale wurden geschossen; der eine wurde, weil die Beute nicht sofort ins Lager geschafft werden konnte, in der Nacht von Wölfen beschädigt, der andere aber konnte kunstgerecht zerlegt werden; der Balg desselben ziert jetzt die Sammlung der St. Petersburger Akademie. Das Fleisch wurde in dünne Scheiben geschnitten, gesalzen und getrocknet, um den Proviantvorrath zu vermehren. Der Maral zeichnet sich vor anderen Hirschen dadurch aus, daß die Schnauze bis hinunter zur Kehle weiß ist; danach benannte eben Prshewalski den Hirsch Cervus albirostris. Er ist nicht besonders groß und mißt von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel 7 Fuß; die Höhe am Rist beträgt 4 Fuß 3 Zoll. Der Leib ist im Sommer mit rothbraunen Haaren bedeckt; jedes einzelne Härchen ist dunkelbraun mit röthlicher Spitze. Auf dem Rücken nimmt vom Rist ab nach hinten zu die Haarlänge zu, so daß eine Art Sattel gebildet wird. Der Schwanz ist 5 Zoll lang, bedeckt mit hellgelben Haaren. Die Brust und der Bauch sind weiß-röthlich. Die Beine sind in ihrem oberen Theile von außen so gefärbt wie der Leib, von innen so wie der Bauch; in ihrem unteren Theile sind sie röthlich-braun. Die Nase, beide Lippen, das ganze Kinn bis hinab zur Kehle sind weiß; auch an den Augen finden sich einzelne weiße Haare; am hinteren Augenwinkel liegt ein kleiner weißer Fleck; die Ohren sind dunkelbraun. Das Geweih der beschriebenen, im Juli getödteten Exemplare war noch blutreich und noch bedeckt mit schmutzig-grauer Wolle. Solche nicht völlig ausgewachsene blutreiche Geweihe der

asiatischen Marale haben in China, wo man sie zur Bereitung erregender Heilmittel benutzt, einen großen Werth. Für ein Paar Geweihe mit fünf oder sechs Enden zahlen die Chinesen 80 bis 100, ja sogar 150 Rubel (160 bis 300 Mk.); kleinere sind billiger und werden mit 10 bis 50 Rubel (20 bis 100 Mk.) bezahlt.

Der Maral, welcher in Mittel-Asien wie in Sibirien den europäischen Hirsch (Cervus elaphus) ersetzt, wird nicht nur in waldigen Gebirgsgegenden, z. B. im Tiënschan, Muni-ula, Alaschan-Gebirge, im östlichen Nan-schan und in den Waldschluchten am Oberlaufe des Gelben Flusses angetroffen, er kommt auch in vollkommen waldlosen Bergen, so im Nan-schan bei Sa-tschëu, im Schuga-Gebirge und im nördlichen Tibet vor. Aber auch in Waldgebirgen steigt er nicht selten in die waldlose Alpenregion empor. Auch im Thale des Tarim ist der Maral nicht selten; hier lebt er im Schilfe mit Wildschweinen und Tigern, oder verbirgt sich mit den Charasult-Antilopen in den Tamarinden-Gebüschen der Wüste. Er ist vorsichtig und äußerst wachsam; seine Lebensweise richtet er nach den Bedingungen der Gegend: im Tarimthale nährt er sich von den jungen Trieben des Schilfs und der Tamarisken, in den Alpenregionen weidet er auf prächtigen Wiesen und in den Wäldern des Tiënschan genießt er mit den Bären und Wildschweinen zusammen Aepfel.

Nach vierzehntägigem Aufenthalte im Nan-schan, zum Theil an der wohlthätigen Quelle, zum Theil höher in der Alpenregion, wurde endlich weiter gewandert und schließlich der etwa 13 200 Fuß (4030 m) hohe Paß über den Nan-schan überschritten. Die Expedition befand sich nun auf der Hochebene Syrtyn in Tzaidam.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Auffindung des alten Kolophon.

Von Prof. Heinrich Kiepert.

Von den zwölf Städten des antiken ionischen Bundes an der Westküste Kleinasiens war bis vor kurzem nur die Lage gerade einer der bedeutendsten, des als kriegsmächtig, als Eroberer des altäolischen Smyrna berühmten Kolophon nicht genau ermittelt, wenn man es auch im allgemeinen aus den Angaben der alten Schriftsteller als unmittelbar nordwestlich an Ephesos grenzend kannte. Dort aber findet sich an der Küste, an der alle übrigen Ionierstädte liegen, keine ausgebreitete Ebene, wie sie die Nachbarstädte besaßen, kein Raum für eine auch nur mittelgroße Stadt; nur in der von den Alten angegebenen Entfernung von Ephesos in der Mündung eines schmalen Thales eine kleine Stadtruine, in welcher man längst die kolophonische Hafenstadt Notion mit Recht vermuthet hatte, während die englische Seekarte von 1837, in welcher sie zum ersten Male genau verzeichnet steht, ihr nach einer unbegründeten Hypothese des zu jener Zeit in Kleinasien reisenden französischen Architekten Texier den Namen Klaros, d. h. der im Alterthume berühmten Orakelstätte bei Kolophon, beilegte. Der vor ein paar Jahren von zwei Smyrnaer Lokalgelehrten, den Herren Fontrier und Weber, in dem griechischen Jahrbuche des dortigen Museums gemachte Versuch, hierin die wirkliche Stätte der Altstadt Kolophon zu erweisen, fiel durchaus ungenügend aus. Die Aufklärung dieses zweifelhaften Punktes gehörte zu den Aufgaben, welche ich mir bei meiner vorjährigen Reise in diese Gegenden gestellt hatte, ohne daß sogleich die Lösung des Räthsels gelingen wollte. In Begleitung des Herrn Dr. Schuchhardt, Stipendiaten des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts, unternahm ich am 1. November die Durchwanderung jenes, von den bisherigen Reisenden (Chandler, Arundell, Texier, Fontrier) nur zu oberflächlich beschriebenen Thales, das in seinem ganzen unteren Theile nirgend ausreichenden Raum, noch weniger Spuren einer antiken Stadtanlage zeigte; die in dem nur eine starke halbe Stunde thalauf gelegenen griechischen Dorfe Gjaurköi [1]) eingezogenen Erkundi-

Die Lage des alten Kolophon.

[1]) Diese so überaus häufige Benennung ist bekanntlich gar kein Eigenname, sondern der vulgär türkische Ausdruck für ein von „Ungläubigen“, d. i. Christen, bewohntes Dorf; der darin liegende, wenn auch ursprünglich gar nicht beabsichtigte Schimpf wird aber von dem erstarkten griechischen Nationalbewußtsein jetzt so allgemein empfunden, daß man überall solcher Namen sich durch Umnennungen zu entledigen sucht, wie denn die Bewohner des hier

gungen wiesen auf einige in der bergigen Umgebung versteckte und bisher ununtersucht gebliebene Baureste des Alterthums, die unter kundiger Führung mit dem Opfer einiger Stunden Kletterns zwischen Buschwerk und Felsgestein erreicht wurden, sich aber nur als Reste massiver Wachtthürme erwiesen[1]). Der Rückweg von diesen Höhen nach Dewelüköi, der nächsten Station der Smyrnaer Eisenbahn, führte in das allmählich breiter werdende Thal zurück, das sich endlich etwa vier Stunden von der Küste ganz in die große nördlich bis dicht vor Smyrna, südöstlich bis zum Kayster reichende Ebene öffnete, ohne daß es gelang, auf den umgebenden Höhen irgend welche Spur von Mauerwerk zu erspähen oder bei der überaus spärlichen Bevölkerung Nachricht darüber einzuziehen. Gleichwohl blieb ich überzeugt von der Wahrscheinlichkeit, daß am Rande dieser Ebene — auf welcher allein die Reiterei, wegen deren Kolophon im Alterthum berühmt war, der sie sogar ihr Münzwappen entlehnte, hinreichenden Raum zu ihrer Entwickelung hatte finden können, durch deren Besitz allein sich überdies der von den Alten mit Sybaris verglichene üppige Reichthum der Stadt, sowie der von ihr ausgehende einverleibende Vorstoß auf Smyrna erklärt — die Stätte, welche wir suchten, gefunden werden müßte und nur die Kürze der Zeit bis zur nahen Abreise von Kleinasien erlaubte mir selbst nicht die weitere Verfolgung. Desto dringender empfahl ich meinem jüngeren Gefährten die Wiederaufnahme des für diesmal unbefriedigt gebliebenen Suchens und er hat sich das, noch kurz bevor er selbst Asien verließ, angelegen sein lassen und zu meiner großen Freude mehr Glück gehabt.

berührten Dorfes dasselbe durchaus mit halb griechischer, halb türkischer Wortform Christianköi genannt wissen wollen, während ein anderes, viel bedeutenderes Giaurköi in der fruchtbaren Ebene von Magnesia im vergangenen Jahre bei der türkischen Verwaltung die Erlaubniß erkauft hat, sich zu Ehren des regierenden Sultans in Hamidîe umzutaufen; dieser Name steht denn auch an der zugehörigen Station der Smyrna-Magnesia-Eisenbahn in allen vier üblichen Sprachen und Schriftarten (türkisch, griechisch, armenisch, französisch) groß angeschrieben, während die Fahrpläne und Billets der englischen Eisenbahncompagnie ruhig das alte Giaour-kieuy beibehalten.

[1]) Wir fanden die erste Substruction eines Quaderthurmes auf unserem Bergwege von der Kaysterebene her (deren sumpfige Beschaffenheit uns zu dem weiten Umwege bis zur Flußmündung und dann auf der Sanddüne weiter genöthigt hatte) kurz oberhalb der Ruinen von Notion, drei andere am Wege zur sogenannten Göl-owa „See-Ebene“ (auf die uns schon Herr Fontrier in Smyrna wegen der dortigen, von ihm selbst noch nicht besuchten Ruinen aufmerksam gemacht hatte), einer hochgelegenen, im Winter mit Regenwasser erfüllten Mulde zwischen den Waldbergen, deren östlicher höchster Rand mit steilem Felsabsturze den sogenannten Alamán-Bogház („Raubzug-Schlund“) überragt, d. i den tiefen Einschnitt, welcher das Gebirge hier in nordsüdlicher Richtung durchsetzt und den kürzesten Verbindungsweg zwischen den Ebenen von Smyrna und Ephesos herstellt, mit einer so geringen Ansteigung in der Mitte (Sattelhöhe kaum 200 m), daß vor dem Ausbau der bestehenden Eisenbahn die Idee bestand, die Bahn diese kürzere Linie entlang zu führen, daher dieselbe auch auf Mr. Purser's Anordnung genau vermessen wurde. Der am weitesten östlich vorgeschobene unter den erwähnten alten Wachtthürmen, auf jener westlichen Felskante des Alamán-Bogház gelegen, beherrschte sowohl jenen Paß vollkommen, als auch die Aussicht südlich über die Mündungsebene des Kayster und die Stadt Ephesos, nördlich über die große Ebene unter dem Tachtalü-Dagh bis in die Nähe von Smyrna. Zwei ähnliche Thürme haben später die Herren Schuchhardt und Wolters in der Umgebung von Klaros aufgefunden, zwei andere, westlich von dem Hauptthal auf den Küstenbergen gelegene, sind schon in der 1837 aufgenommenen englischen Seekarte verzeichnet; weitere Untersuchungen werden außer diesen sieben in unserer Skizze verzeichneten vermuthlich noch andere auffinden lassen; es scheint in der That das ganze kolophonische Gebiet systematisch mit einem solchen Netz von Vertheidigungsposten umgeben gewesen zu sein.

Der geradeste Weg von Smyrna resp. Dewelüköi nach dem oben erwähnten Gjaurköi geht über die leichten Anhöhen, welche die Westseite des genannten Querthales begrenzen und zwar über die türkischen Dörfer Tratscha und Tschille, welche wir von unserem Wege über die östlichen Höhen aus hatten visiren können, welche überdies Herr Fontrier bei seiner Untersuchung der Lage von Kolophon selbst passirt hatte, ohne dort genaueres über größere alte Stadtreste zu ermitteln. Von der anderen Seite hatte ich früher (am 18. Oktober), von Dewelüköi aus einen westlicheren Weg durch das wildromantische Felsenthal des Tachtalü-tschai zum Meere hinab einschlagend, ostwärts hoch hinauf das türkische Dörfchen Deïrmenderessi („Mühlenthal“) liegen sehen, ohne daß unser griechischer Begleiter, obwohl in der Nähe ansässig, etwas bemerkenwerthes davon, das zum Besuche hätte veranlassen können, zu melden gewußt hätte.

Als die Herren Schuchhardt und Wolters in der zweiten Januarwoche diese Gegend von neuem besuchten, waren sie also in Bezug auf den engeren zu durchsuchenden Raum schon besser orientirt; sie hatten überdies das Glück, in Malkadjik, dem Landgute des holländischen Konsuls Herrn van Lennep (als ich es im Oktober passirte, stand es leer und bei dem Besitzer in Smyrna hatte ich die gehoffte Auskunft nicht erhalten), nicht nur den Herrn an Ort und Stelle zu treffen, sondern auch sogleich auf die gesuchte Stadtruine direkt hingewiesen zu werden. Die kurze Mittheilung, welche mir mein früherer Reisegefährte sogleich brieflich über den gelungenen Fund machte, gestattete bereits eine ungefähre Orientirung, eben hinreichend, um in einigen in diesen Wochen veranstalteten neuen Auflagen von Karten zur alten Geographie bereits Kolophon aus der hypothetischen an die richtige Stelle zu versetzen: aber im Augenblicke, da ich die Begründung zu diesen Aenderungen auf Grund der mir zugegangenen Notizen auch hier dem geographischen Publikum vorlegen wollte, geht mir aus Athen die ausführliche Darstellung des Herrn Schuchhardt im Schlußhefte des Jahrganges 1886 der Mittheilungen des kaiserlich deutschen archäologischen Instituts zu und erlaubt etwas genauere Angaben, sowie Vervollständigung des von mir aufgenommenen Kärtchens der Gegend durch die von Herrn Schuchhardt gemachte Planskizze.

Danach füllt die antike Stadtlage fast den ganzen Raum zwischen den oben genannten hochgelegenen[1]) Dörfern Deïrmenderessi und Tratscha in der Ausdehnung von ungefähr einem Quadratkilometer; von der südwestlich sich an die höheren Berge anschließenden Akropolis zieht sich mit wenigen Unterbrechungen die alte Stadtmauer im Umfange von fast 5 km über mehrere umliegende Höhenrücken, überall eine Stärke von über 2 m und, mit geringen Ausnahmen, regelmäßigen Quaderbau der besten griechischen Zeit zeigend, stellenweise nach außen durch halbrunde Thürme verstärkt. Im Inneren des von ihm umschlossenen und noch von zwei parallelen Bachthälern durchfurchten Raumes dagegen ließen sich unter der dichten Vegetation von Oliven, Eichen, Oleandern, Lorbeeren nur einzelne Grundmauern, keinerlei deutliche Gebäudereste, nicht einmal ein Theater auffinden. Auch die Ausbeute an Inschriften war geringfügig und fast inhaltsleer, die von den türkischen Bauern zum Kauf angebotenen Münzen aber größtentheils kolophonische. Die Gebirgslandschaft südlich und westlich von den Mauern zeigte sich erfüllt von dichtem Fichtenwald, dessen Harzpro-

[1]) Nach Schätzung mit dem Augenmaße etwa 100 bis 150 m über der Ebene, welche selbst hier ungefähr 80 m Meereshöhe hat; genauere Bestimmung fehlt noch, da die Herren vergessen hatten, von Smyrna ein Barometer mitzunehmen.

dukt, das bekannte Kolophonium, allein das Andenken der altberühmten Stadt bis in die Gegenwart herüber gerettet hat.

Schließlich ist es den beiden jungen Archäologen, die natürlich das ganze zum Meere abwärts führende Thal bis zu der Ruine von Notion durchwandert haben, noch gelungen, die Stätte des berühmten Apollon-Orakels von Klaros in einem östlichen Seitenthal aufzufinden, dessen waldüberdeckte Felswände und Höhlen mit ihrem unterirdischen Quellenreichthum den Schilderungen völlig entsprechen, welche das Alterthum über jene vielbesuchte Stätte uns hinterlassen hat.

Die einzige noch überbleibende Schwierigkeit betrifft die alten Namen der Gewässer des kolophonischen Gebietes. Die unmittelbar an der Stadt vorbei und durch dieselbe fließenden wasserreichen Bäche (darunter der des obengenannten „Mühlenthales") gehen nördlich nach nur halbstündigem Laufe in den einzigen größeren Fluß der Umgegend, der noch im Spätherbste, als alle übrigen Thalrinnen seit Monaten trocken lagen, reichliches Wasser führte, da er eben aus dem hohen, Smyrna östlich überragenden Gebirge herabkommt, wahrscheinlich dem lydischen Olympos des Alterthums, der jetzt nur unter dem türkischen Namen Tachtalü-Dagh („Bretterberg") bekannt ist, daher denn auch der Fluß selbst Tachtalü-tschai, in seinem unteren Laufe aber gewöhnlich nach dem von ihm berührten Dörfchen Malkadjik-tschai genannt wird. Wohl nur dieser bedeutende Wasserlauf, der einzige zwischen Kayster und Hermos, welcher die Bezeichnung Fluß verdient, kann unter dem Hales verstanden werden, der nach einer Angabe des Periegeten Pausanias unter allen Flüssen Ioniens das kälteste Wasser haben sollte, und nicht, wie die Herren Fontrier und Schuchhardt meinen, der südlich von den Ruinen Kolophons abfließende Bach Awdji-tschaï („Jägerfluß"), der überhaupt nur einen sehr kurzen Verlauf haben kann, da die südliche Fortsetzung seines Thalbettes bei Gianrköi, wo wir es am 1. November berührten, keinen Tropfen Wasser enthielt und deshalb die Leute dort auf Befragen für das nur selten bei Winterregen wasserführende Kiesbett überhaupt keinen eigenen Namen wußten [1]).

Daß man aber allgemein bisher Kolophon an einer Stelle suchen und auf Karten verzeichnen konnte, wo, wie uns an Ort und Stelle der erste Blick auf die Lage von Gianrköi lehrte, überhaupt nie eine alte Stadt liegen konnte, verschuldet die einzige, aus dem Alterthum aber offenbar falsch überlieferte Distanzangabe [1]). Aus den Berichten über kriegerische Vorgänge auf diesem Terrain: Unterstützung der flüchtigen Kolophonier in Notion durch die athenische Flotte, während die Binnenstadt von einem persischen Corps besetzt ist, im peloponnesischen Kriege; Belagerung der Hafenstadt durch König Antiochos von Syrien ohne Betheiligung der Binnenstadt — konnte man eigentlich schon im allgemeinen auf eine größere, der nunmehr ermittelten Wirklichkeit entsprechende Entfernung beider Städte schließen, als die zwei römischen Millien (duo ferme milia passuum), welche Livius in dem Berichte über den letzten Vorgang angiebt; es liegt jetzt auf der Hand, daß dafür zwölf Millien (entsprechend den 17 bis 18 km, welche die Construction unserer Routen ergiebt) zu lesen ist. Es ist das ein neuer Fingerzeig auf die beschränkte Glaubwürdigkeit solcher isolirter Angaben der alten Schriftsteller und die eingehendste Lokalforschung als einzige zuverlässige Methode zur sicheren Begründung der historischen Topographie.

---

[1]) Es ist das also eine archäologische Frage, die schließlich durch das Thermometer wird entschieden werden und es schon sein könnte, wenn Herr Schuchhardt ein solches bei sich geführt, oder wenn ich selbst, als ich bei einem früheren Ausfluge am 18. Oktober den Tachtalü-tschai durchritt — damals freilich ohne eine Ahnung von der möglichen Beziehung desselben zu Kolophon — an ein Messen der Wassertemperatur gedacht hätte. Daß ich damals in nur etwa halbstündiger Entfernung die Ruinen der wiederholt gesuchten alten Stadt vorbeipassiren konnte, war eine leidige Folge der entsetzlichen Entvölkerung dieser im Alterthume so dicht bewohnten schönen Küstenlandschaft; während des ganzen fünfstündigen Rittes von Dewelüköi durch jenes überaus großartige Felsenthal des Tachtalü-tschai bis zum Meere und wieder während des dreistündigen Rückweges am 1. November von der Göl-owa nach Dewelüköi, wo wir auf der anderen Seite bei Kolophon kaum ein Stündchen weit vorbeikamen, trafen wir jedesmal nur ein Juruken- (Nomaden-) Weib, das natürlich von alten Mauern nichts wußte, und weiterhin, außer einem Pferdeknechte auf dem sonst leer stehenden Landgute des Engländers Whitall, keinen Menschen an, den man hätte ausfragen können.

[1]) Die Angaben der Entfernung nach Lebedos westlich, Ephesos östlich längs der Küste bei Strabon beziehen sich nämlich auf die Hafenstadt Notion, auf welche in römischer Zeit nach dem Verfalle der Binnenstadt der Name Kolophon völlig übergegangen war. Zu dieser Verödung der Altstadt paßt es auch, daß in derselben keine Spuren von Bauwerken römischer Zeit gefunden wurden.

Neufundland und seine Fischereien.

Von **Ernst von Hesse-Wartegg.**

I.

Unter den zahlreichen über den ganzen Erdkreis zerstreuten Kolonien Englands ist Neufundland die dem Mutterlande am nächsten liegende und älteste, und dennoch ist sie so unbekannt, verlassen und vergessen, als wäre sie die entfernteste, in irgend einem Winkel des Stillen oder des Antarktischen Oceans versteckt. Sie liegt auf halbem Wege zwischen Europa und Amerika, und doch kennt man wohl jeden Hügel, jedes Flüßchen auf dem Kontinente, aber Neufundland ist unerforscht geblieben. Tausende von Dampfern mit Hunderttausenden von Menschen fahren jährlich an ihren Küsten entlang auf der Reise von Kontinent zu Kontinent, aber die allerwenigsten berühren Neufundland selbst, es sei denn, daß sie im Nebel den Kurs verloren haben, oder daß irgend ein Unglücksfall sie zwingt, einen der naheliegenden Neufundländer Häfen aufzusuchen. Im Laufe des Jahrhunderts wurden zahllose Expeditionen zur Erforschung Grönlands, sowie der unwirthlichen, unbewohnbaren und werthlosen Polarregionen ausgesandt; die meisten fuhren an Neufundland vorbei, aber keine berührte die große einsame Insel, dieses östlichste Vorwerk des nordamerikanischen Kontinents. Englische Reisende durchforschen alljährlich die entlegensten Länder des Erdballs, sie erklimmen die höchsten Gipfel des Himalaja, sie dringen bis ins Innerste des dunklen Erdtheils, sie schildern die

trostlosesten Felseninseln des Stillen Oceans, aber sie kümmern sich nicht um Neufundland, eine der größten Inseln unseres Planeten, mit 42000 engl. Quadratmeilen Flächeninhalt und etwa zweihunderttausend Einwohnern kaukasischer Rasse, ihren englisch-irischen Stammesbrüdern. Die englischen Bibliotheken enthalten ganze Schränke voll geographischer Werke über jedes einzelne, noch so kleine und unbedeutende Land, aber Neufundland ist nur durch ein oder zwei Bücher vertreten, die noch dazu von Leuten geschrieben wurden, welche das Land in ihrem Leben niemals gesehen haben.

Ja sogar der Name dieses Stiefkindes unter den britischen Kolonien wäre vielleicht vergessen, hätte nicht eine Hundegattung diesen Namen in aller Welt verbreitet. Eine seltsame Ironie will es indessen haben, daß man in Neufundland selbst von den berühmten Neufundländer Hunden kaum etwas weiß, und daß achtenswerthen Quellen zufolge die wenigen dort vorhandenen Hunde dieser Art aus England stammen. Neufundland liegt, wie gesagt, auf halbem Wege zwischen England und den großen atlantischen Seehäfen Amerikas. In den letzten Jahren wurden alle nur erdenklichen Mittel angewandt, die Seereise, wenn auch nur um einige Stunden, zu verkürzen; aber auf das naheliegendste Mittel, die Schiffe in dem großen sicheren Hafen der Hauptstadt Neufundlands, St. Johns, anlaufen zu lassen, und eine Eisenbahn quer durch die Insel zu erbauen, verfiel Niemand. Und doch würde diese Route nicht nur die geographisch kürzeste sein, sondern auch die Seereise um vier bis fünf Tage verkürzen, gleichzeitig aber auch der größten Gefahr der atlantischen Seereisen, den berüchtigten Neufundländer Nebeln, ausweichen.

Ein seltsames Verhängniß scheint über Neufundland zu lasten. In keiner Kolonie Englands fristet die Bevölkerung ein so elendes, zwischen freudlosem Leben und dem Hungertode schwebendes Dasein längs der felsigen, eisumgürteten Küsten, während im Inneren dieses an Ausdehnung ganz Süddeutschland übertreffenden Landes weite fruchtbare Strecken, große Wälder, bedeutende Erzlager, fischreiche Seen und Flüsse zu finden sind. Merkwürdig genug, sechs englische Meilen landeinwärts von der Küste ist der ganzen Ausdehnung des Landes nach auch nicht eine einzige Ansiedelung vorhanden. Große Heerden von Renthieren und Hirschen, zahlreiche Biber, Füchse und andere Pelzthiere hausen im Inneren, und dennoch liegt die Jagd ausschließlich in den Händen einiger Indianer. Die Urbevölkerung des Landes ist ausgestorben; der letzte Abkömmling derselben, eine Indianerin Namens Schawnadithit, wurde von den aus Neuschottland eingewanderten Rothhäuten getödtet, und diese letzteren, vom Stamme der Mikmaks, etwa hundert Köpfe zählend, sind die einzigen Bewohner des Inneren von Neufundland.

Meine eigenen Reisen in Neufundland beschränkten sich auch nur auf einen kurzen Besuch der Hauptstadt St. Johns, und die nachstehenden Mittheilungen beruhen hauptsächlich auf dem, was ich dort von den gastlichen Einwohnern, sowie von Officieren der englischen Kriegsschiffe erfahren habe, welche dort stationirt sind und in jedem Jahre eine Kreuzfahrt um die ganze Insel herum unternehmen. Neufundland ähnelt mit seinen zahlreichen weit in die See vorspringenden Halbinseln, den tief ins Land einschneidenden Fjorden, mit seiner Küstenentwickelung und beinahe auch im Charakter des Landes lebhaft der nördlichen Hälfte Großbritanniens. Es ist ein zweites, vor die Mündung des großen St. Lorenz-Stromes gesetztes Schottland, ohne jedoch den Bodenreichthum und die Fruchtbarkeit desselben zu besitzen. Den größten Theil der wie gesagt an 42000 englische Quadratmeilen umfassenden Insel bilden kahle, aller Vegetation bare Felsen, die im südlichen Theile bis zu 1600 Fuß emporsteigen und gegen Norden hin allmählich abfallen. Aehnlich ist auch der Charakter der Küsten. Im Süden und Osten umgürten die Insel graurothe, fast senkrecht ins Meer abstürzende Klippen von 500 bis 600 Fuß Höhe, vielfach durchschnitten von tief eindringenden Meeresarmen, die mit furchtbarer Gewalt ihre Brandung an diesem natürlichen Festungswalle emporsenden. Gegen Westen und Norden fallen die Küsten weniger steil ab, und werden an der Nordspitze längs der Meerenge von Belle Isle flach und sandig. Zahlreiche Inselgruppen sind besonders der Nordostküste vorgelagert, während an der Südküste nur zwei Inseln von einiger Bedeutung zu finden sind, St. Pierre und Miquelon, die einzigen Ueberreste der französischen Herrschaft, welche sich im vorigen Jahrhundert nicht nur über ganz Kanada, sondern auch über Neufundland erstreckte. Heute bildet Neufundland eine autonome, englische Kronkolonie, deren Unabhängigkeit von Seiten Englands nur durch einen vom Mutterlande eingesetzten Gouverneur und durch ein paar im Hafen von St. John's stationirte Kriegsschiffe eingeschränkt wird. Frankreich wahrte sich bei der Abtretung der Insel nur das Recht der Fischerei an der ganzen Nord- und Nordwestküste vom Kap St. John im Nordosten, um die Nordspitze der Insel herum bis zu dem, die Südwestspitze der Insel bildenden Kap Ray. Dieser Theil Neufundlands findet sich deshalb auch noch auf manchen Karten als zu Frankreich gehörig angegeben, und in der That übt Frankreich, gestützt auf die unklaren Verträge, dort bis auf sechs Meilen Inland Hoheitsrechte aus, was zu unausgesetzten Streitigkeiten Anlaß gab.

Längs dieser Nordwestküste und an den großen Seen und Flußläufen im Inneren des Landes befinden sich sporadisch einzelne fruchtbare Länderstrecken, deren Ausdehnung jedoch nur auf ein Zehntel des ganzen Flächenraumes der Insel geschätzt wird. Der südöstlichste Theil Neufundlands, die Halbinsel Avalon, wird durch zwei von Nord und Süd tief ins Land schneidende Buchten fast vollständig von dem Reste der Insel abgetrennt. Auf dieser Halbinsel wohnen zwei Drittel aller Einwohner Neufundlands. Der Rest vegetirt zerstreut in elenden kleinen Ansiedelungen längs der Küsten bis auf etwa fünf Meilen landeinwärts.

Zu sagen, daß diese Küsten, in einer Ausdehnung von nahezu 2000 englischen Meilen, felsig sind, ist nicht hinreichend. Die ganze Insel ist nichts weiter als ein gewaltiger Felsen, bald ein Hochplateau bildend, bald zu kühnen Felsnadeln und Thürmen emporschießend, aber fast durchweg allen Erdreichs und demzufolge auch aller Vegetation bar. Wo sich Mulden und Senkungen zeigen, finden sich Sümpfe mit Moos und spärlichen Zwergpflanzen, und nur längs der tiefen Fjorde wie an den Stromläufen und Binnenseen trifft man auf Wälder und Vegetation. Große Strecken im Inneren sind noch vollständig unerforscht, und wer von irgend einem Punkte der Küste sich landeinwärts wendete, käme schon nach wenigen Meilen in ein Gebiet, das der Fuß des Weißen noch niemals betreten hat. Allerdings scheint dies gar nicht, es sei denn nur im Interesse der geographischen Wissenschaft, der Mühe werth zu sein. Der Werth Neufundlands beschränkt sich auf die großartigen Stockfisch- und Robbenfischereien in den umliegenden Gewässern, und diese Fischereien bilden auch die einzigen Interessen, die einzigen Erwerbsquellen und den einzigen Lebensunterhalt der 200 000 Bewohner seiner Küsten. Flotten von mehreren hundert Schiffen und mit Zehn-

tausenden von Fischern fahren jährlich aus den französischen, schottischen und amerikanischen Häfen aus, um längs der Nordostküste Neufundlands in den Frühjahrsmonaten Robben, längs der Südküsten in den Sommermonaten Stockfisch zu fangen, und diese Flotten kehren stets reich beladen nach ihren heimathlichen Häfen zurück. Der jährliche Werth der Fischereien in den Gewässern Neufundlands kann getrost auf 20 Millionen Dollars angeschlagen werden, wovon auf die neufundländischen Fischer allein etwa acht Millionen Dollars entfallen. Die Bevölkerung der großen Insel bestand bisher fast ausschließlich aus Fischern, die mit ihren ganzen Interessen auf die See hingewiesen waren, und da diese letztere ihnen hinreichende Beschäftigung und Erwerb gab, fanden sie es unnöthig, sich auch im Inneren ihrer Heimathsinsel umzusehen. Bei der stetigen Zunahme der Bevölkerung reichten jedoch in den letzten Jahren die Fischereien nicht mehr aus, und ein Theil der Bewohner muß sich ernstlich nach anderem Erwerb im Binnenlande umsehen, soll er nicht im größten Elende zu Grunde gehen.

Obschon Neufundland mit seiner Südwestspitze von der Nordostspitze Neuschottlands nur etwa 60 Seemeilen entfernt ist, kann man einen Besuch der Hauptstadt der Insel doch nur mittels eines der alle 14 Tage von Halifax nach St. John's abfahrenden Dampfer der Allan-Linie ausführen, will man sich nicht einem Fischerboote anvertrauen, das vielleicht einen Monat Reisezeit bedarf. Auch die Dampfer brauchen mitunter ein oder zwei Wochen Zeit, denn die Südküste Neufundlands ist fast in ewigen Nebel gehüllt, was die Schiffahrt ungemein erschwert, ja an manchen Tagen fast unmöglich macht. Man sieht also, die Nachbarinsel ist von Amerika aus viel schwerer zu erreichen als von Europa.

Die Ursache dieser berüchtigten Neufundländer Nebel liegt in der Begegnung des kalten Polarstromes mit dem warmen Golfstrome an der Südküste der Insel.

Das ganze Jahr über hängen die dichtesten Nebel an und über den Felsenklippen der Süd- und Ostküste, und weit hinaus über dem Ocean selbst. Hunderte von großen Schiffen wie von kleineren Fischerbooten fahren, durch die dunklem Rauch gleichenden Nebelwolken irre geleitet, auf die Klippen auf, um daran zu zerschellen; viele Tausende von Seeleuten verloren durch sie ihr Leben. Eine der gefährlichsten Stellen an der Küste, etwas westlich von Kap Race, ist „Mistaken Point", eine Klippe, die in der ewigen Dunkelheit hier häufig für das Kap selbst angesehen wird und den Schiffen den Untergang bringt. Gerade vor zehn Jahren gingen hier innerhalb weniger Tage zwei große Dampfer „Washington" und „Cromwell" mit ihrer ganzen Bemannung unter. In jedem Jahre werden eine Anzahl großer Fischerbarken auf den Neufundland südöstlich vorgelagerten Bänken von den großen transatlantischen Passagierdampfern über den Haufen gerannt, und gehen mit Mann und Maus unter, ohne daß in der ewigen Dunkelheit irgend welche Rettung möglich wäre.

Von den Schrecken und Gefahren der Reise durch diese auf Tausenden von Quadratmeilen lastenden Nebel kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Der Dampfer, auf welchem ich, noch dazu im Sommer, die Fahrt nach St. John's unternahm, hatte nur während der ersten zwei Tage klares Wetter. Für den Rest der Fahrt, während fünf Tagen, mußten wir uns so zu sagen durch die weiße Finsterniß hindurchtasten. Es sah aus, als wäre unser Schiff vollständig in lose weiße Watte gehüllt. Wir konnten selbst Mittags nicht fünf Schritte vor uns hin sehen, und von der Kommandobrücke aus war der Bug des Schiffes gar nicht zu entdecken. — Man kann sich vorstellen, welche Gefahren uns hier in jedem Augenblicke durch das Zusammenstoßen mit einem anderen Dampfer drohten; denn in solchen Fällen gehen nicht selten beide Schiffe unter. Die Wachen wurden verdoppelt, um Tag und Nacht über „look out" zu halten. Auf den Masten ergänzten elektrische Lichter, die Geschwindigkeit des Dampfers wurde auf die Hälfte vermindert und alle zwei bis drei Minuten ertönte die „Sirene", das Nebelhorn, dessen schauerliche, Mark und Bein durchdringende Töne auf weite Entfernungen andere Schiffe warnen, dabei aber auch natürlich uns Passagieren die Nachtruhe gänzlich verleideten. Zuweilen hörten wir ganz aus unmittelbarer Nähe das Nebelhorn eines anderen Schiffes, ohne auch nur das Geringste davon zu sehen, ein entsetzlicher Moment für uns alle — für Kapitän, Mannschaft und Passagiere.

Von den Küsten Neufundlands, in deren unmittelbarer Nähe wir uns befanden, sahen wir nicht die geringste Spur, ebenso wenig wie von den zahlreichen Eisbergen, die sich leider nicht durch elektrische Lichter und Nebelhörner anmeldeten.

Unter solchem Wetter fuhren wir um das berüchtigte Kap Race bis zur Haseneinfahrt von St. John's, der auf der Halbinsel Avalon gelegenen Hauptstadt Neufundlands, der bedeutendsten Fischerei-Metropole der Welt. Erst hier lichtete sich, durch einen tüchtigen Nordwind aus seinem trägen Schlafe aufgerüttelt, der Nebel, und wir konnten zum wenigsten die prächtige Lage der Stadt, die östlichste der neuen Welt, wahrnehmen. Graurothe kahle Klippenmauern steigen fast senkrecht mehrere hundert Fuß hoch aus dem stets heftig bewegten Meere empor, anscheinend ohne die geringste Unterbrechung, so daß uns beinahe der Athem benommen wurde, als wir unser Schiff direkt auf die Klippen lossteuern sahen.

Erst ganz unmittelbar unterhalb der Felsen gewahrten wir die enge Einfahrt in den Hafen, die eine englische Meile lang zwischen den sich bis auf wenige hundert Meter einander nähernden Felsmauern hindurchführt. Fast schien es uns, als bewegten sich die beiden Felsen auf uns zu, wie weiland Scylla und Charybdis, ohne daß wir in dem kalten Lande des Nordens eine Taube gehabt hätten, uns durch List von der Umarmung zu befreien. Früher befanden sich auf den Felsen dieses amerikanischen Gibraltar mit Kanonen gespickte Batterien, Festungswerke und Kasematten, welche jedem feindlichen Schiffe die Einfahrt geradezu unmöglich gemacht hätten. Heute sind diese Festungswerke aufgelassen. Die englische Garnison wurde schon vor Jahren aus Neufundland gerade so wie aus ganz Kanada zurückgezogen und die Militärmacht der Insel, obschon dieselbe Süddeutschland an Größe erreicht, besteht aus 100 Konstablern, von welchen 50 in der Hauptstadt stationirt sind und die Leibwache des Gouverneurs bilden. Die Kavallerie der Insel besteht aus — zwei berittenen Konstablern, wohl die verhältnißmäßig kleinste Militärmacht irgend eines Landes des Erdballes.

Die Expedition zur Erforschung der neusibirischen Inseln.

Die Mitglieder der Expedition zur Erforschung der neusibirischen Inseln sind kürzlich nach St. Petersburg zurückgekehrt; außer dem Chef, Dr. med. A. Bunge, einem jüngeren Sohn des bekannten Botanikers Bunge, betheiligten sich der Kandidat der Naturwissenschaften, Baron E. Toll, zwei Kosaken und einige Eingeborene, Jakuten und Tungusen, daran. Die Expedition ist glücklich beendigt und wissenschaftliches Material reichlich gesammelt worden.

Die Reise wurde auf Veranlassung der k. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg ausgerüstet und vom Kaiser Alexander wurden 26 000 Rubel (etwa 52 000 Mk.) dazu angewiesen. Zweck derselben war eine allseitige Erforschung der Gruppe der neusibirischen Inseln des Eismeeres. Das Unternehmen begann 1885. Vor Allem mußte in Hinblick auf die wüsten, abgelegenen Inseln, welche eine besondere geheimnißvolle Welt für sich bilden, für eine sehr gründliche Verproviantirung gesorgt werden. Nahrungsmittel, Mehl, Spiritus, Zucker, Thee, etwa 700 Pud (ca. 1000 kg) Fische und Pulver wurden bereits im September an die Mündung der Lena geschafft und von da zum Theil mittels Renthieren, zum Theil mittels Hunden weiter transportirt. Die Mitglieder der Expedition folgten nach. Ein halbjähriger Winteraufenthalt wurde unter 71 Grad nördl. Br. in der Ortschaft Kasatschje genommen. Dieselbe liegt 30 Werst (Kilom.) südlich von Ustjänsk an der Einmündung der Jana in das Eismeer und hat 150 Einwohner, welche in etwa 20 Jurten leben; nur ein einziges, mit vieler Mühe gebautes Haus existirt daselbst. Der Winteraufenthalt blieb nicht ohne Gewinn: es wurden nämlich 270 Werst von Kasatschje entfernt die Reste eines Mammuts entdeckt. Ende März 1886 begab sich Dr. Bunge bis zum Vorgebirge Swätoj Noß; von hier aus sollte der eigentliche Marsch mit 240 Hunden angetreten werden. 19 Schlitten (Narten) mit je 12 Hunden bespannt führten die Expedition vom Festlande über das gefrorene Eismeer längs hoch aufgethürmten Eismassen (sog. Torossen). Ohne unangenehme Zufälle, ohne schwere, aufregende Momente ging es dabei nicht ab. Die im Voraus abgefertigten Jakuten kehrten nicht zurück. Man mußte annehmen, daß der Weg nicht passirbar sei, daß vielleicht bei den Inseln keine Eisdecke vorhanden sei. Endlich, in der zweiten Hälfte des April, kehrten die Jakuten mit den Narten zurück und meldeten, daß die Fahrt glücklich beendet sei. Die Kälte stieg zu jener Zeit bis zu — 32° R. Dr. Bunge widmete seine Aufmerksamkeit insbesondere der Ljächow-Insel, während Baron Toll nicht nur die Kotelnij-Insel, sondern auch Neu-Sibirien besuchte. Im Mai befanden sich beide Theilnehmer am Medweshji-(Bären-) Vorgebirge, der Südspitze der Insel Kotelnij.

Die Ljächow-Insel hat eine sehr eigenartige, aber rauhe Physiognomie; ihr Umfang beträgt 300 Werst (Kilom.), die Oberfläche ist uneben und hügelig. Die daselbst herrschenden Winde sind Ost- und Westwinde. Außerordentlich heftig und schädlich wirkend ist der Westwind; er bringt anfangs Regen, dann aber Frost. Der Tunguse fürchtet ihn sehr, weil es vorgekommen ist, daß unter seinem Einflusse sogar im Sommer einzelne Menschen erfroren. Das Ende des Winters, der ununterbrochenen Fröste und Schneegestöber hat, etwa um die Mitte Juni (alten Stils) statt, obgleich keineswegs der Sommer ganz frei von Schnee, Nebel, Sturm u. s. w. ist. Große gewaltige Haufen von ewigem Eise schließen die Insel ein, ein einziges Mal konnte Dr. Bunge ein eisfreies Gebiet im Meere wahrnehmen. Von den Kotelnij-Inseln kann man bei klarem Wetter in nördlicher Richtung Land sehen, welches nur etwa 150 Werst (Kilom.) entfernt zu sein scheint. Dem Erreichen dieses Landes würde der Umstand günstig sein, daß wahrscheinlich infolge warmer Strömung in einer bestimmten Richtung das Meer gar nicht zufriert. Die höchste auf der Ljächow-Insel beobachtete Temperatur betrug nur 8° Wärme (Reaumur). Anfang Juni schmolz der Schnee und Mitte Juni wurde das erste Blümchen gefunden. Unter dem Einflusse der wunderbar belebenden Kraft des Polarsommers beginnt die bisher unter der Schneedecke begrabene Tundra sich mit einer Menge origineller nordischer Pflanzen zu bedecken; am Boden der kleinen Seen erscheinen Insekten und das bis dahin todte nordische Reich ist nach kurzer Zeit nicht mehr wieder zu erkennen. Es giebt auf jenen Inseln wilde Renthiere, Wölfe, Eisfüchse, Mäuse, an Vögeln Dompfaffen, Möven, Schnepfen und andere. Sehr selten kommen Füchse und Hasen hier vor. Abgesehen von den Mäusen sind alle Thiere auf der Insel nur Gäste; sie überwintern alle auf dem Festlande. Das Bild der Thierwelt wird durch die Bewohner des Wassers vervollständigt; neben Fischen kommen Robben (Seehunde) vor. Das, was die Menschen heranzieht, ist das Suchen nach Mammutzähnen.

Die Rückkehr Bunge's zum Festlande fand unter sehr ungünstigen Umständen statt. Auf jedem Schritte stellten sich neue Hindernisse entgegen. Wassermangel und in Folge dessen Durst quälte die Reisenden; weil kein Holz vorhanden war, konnte auch kein Eis geschmolzen werden. Endlich nach vielen Mühen war das Festland erreicht; die Expedition langte in Ustjänsk an und nach Zurücklegung von 870 Werst traf Dr. Bunge in Werchojänsk ein. Zum Theil mittels Renthieren, zum Theil mittels Pferden wurden die 1000 Werst bis Jakutsk durchmessen, und von da begab sich Bunge über Irkutsk und Tomsk nach St. Petersburg.

Die Resultate der Expedition bestehen in einer gründlichen Erforschung der bisher fast ganz unbekannten neusibirischen Inseln; Vermessungen sind angestellt, Beobachtungen verschiedener Art gemacht, beträchtliche Sammlungen herbeigeschafft; die Geologie der Inseln und das angrenzende Gebiet ist untersucht, eine Anzahl urweltlicher Thiere bestimmt worden.

(„Nowoje Wrjemä", April 1887, Nr. 3971.)

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— In der Berliner Gesellschaft für Erdkunde sprach am 5. März 1887 Dr. Snouck Hurgronje aus Leyden, welcher unter der Maske eines mohammedanischen Rechtsgelehrten Dank seiner vorzüglichen Kenntniß der arabischen Sprache und der Satzungen des Islam sechs Monate lang unerkannt in Mekka zugebracht hat, über seine dort gesammelten Erfahrungen. Ueber die 15 Quartiere, in welche die Stadt zerfällt, berichtete er (Verhandl. d. Ges. f. Erdk., Bd. 14, S. 151 f.) Folgendes: Obgleich sich dieselben weder durch Grenzzeichen noch durch die Herkunft ihrer Bewohner von einander unterscheiden, weiß jeder Mensch, sogar jeder Hund, zu welchem Quartier er gehört. Die Leute der unteren Klassen, die „Söhne des Stadtviertels", zanken sich aus dem nichtigsten Anlasse mit ihren Grenznachbarn; oft herrscht jahrelang zwischen zwei Stadtvierteln ein Verhältniß, das an die altarabischen Stammesfehden mahnt. Beschimpfungen und Quälereien schüren die Feindschaft, bis die Parteien einander in der südöstlich von der Stadt gelegenen Ebene mit Knitteln und Messern eine förmliche Schlacht liefern. Nachher muß das Saldo der Rechnung an Todten und Verwundeten entweder nach dem jus talionis oder durch Zahlung des Blutgeldes gesühnt werden. Mitunter gelingt es den Vorstehern und Aeltesten der Viertel, in anderer Weise einen Friedensschluß herbeizuführen. Es finden sich dazu Vertreter der beiden Parteien an einem bestimmten Orte ein; der Schuldige schlägt nun sich selbst mit der Faust oder verwundet sich mit einer Waffe, bis die Gegner ausrufen, es sei genug. Darauf begrüßen alle einander freundlich und genießen zusammen eine Mahlzeit, deren Kosten der Schuldige bezahlt. Ein solches Abkommen wird naqa genannt. Wie tief diese Dinge im Volksleben wurzeln, wurde dem Reisenden recht klar bei einem Besuche, den er während der Festtage, welche den Fastenmonat beschließen, von einem frommen, aber ungebildeten Sohn Mekkas empfing. „Die Weise, wie man jetzt das Fest begeht", sagte er ihm, „zeugt davon, wie unser Wohlstand im Rückgange begriffen ist. Langweilige Feierlichkeit ist an die Stelle der früheren Ausgelassenheit getreten." Er erläuterte dies mit Beispielen und rief schließlich mit betrübter Stimme: „Wie hätte man sich früher solche vier Feiertage denken können, ohne daß einmal in der Ebene eine tüchtige Schlägerei (hôscha) zwischen zwei Stadtvierteln stattgefunden hätte!"

— Nach der Zeitung „Kaspi" fand am 3. Februar in Usun-Ada in Gegenwart des Chefs des transkaspischen Bezirks eine Versammlung der Vertreter aller Dampfschiffs- und Handelsgesellschaften statt, wobei berathen wurde, ob Krasnowodsk, wohin man jetzt die transkaspische Bahn verlängern will, oder Usun-Ada den Vorzug als Handelshafen verdiene[1]). Alle sprachen sich einstimmig für Usun-Ada aus: es ist als Hafen zugänglicher; Platz zum Aufbau von Lagerhäusern ist ebenso vorhanden wie in Krasnowodsk; die klimatischen Verhältnisse aber sind noch etwas günstiger. Ueberdies würde der theure Bau der Linie bis Krasnowodsk die Frachtkosten bedeutend erhöhen, was keineswegs wünschenswerth ist. Die Vertreter beschlossen eine Denkschrift einzureichen und um Einrichtung eines Hafens in Usun-Ada zu bitten.

— Die holländische Regierung beabsichtigt die Erbauung einer Eisenbahn auf Sumatra, von Muara Kalabau nach der Brandewyns-Bai an der Westküste über Fort de Kock, dem Sitze der Regierung, um die Kohlenlager am Ombilin-Flusse auszubeuten. Deren Produkt soll die beste englische Kohle noch übertreffen und der Ertrag wird auf 200 Millionen Tons geschätzt. Der Bau der Eisenbahn soll sechs Jahre dauern und 16 Millionen Gulden kosten. Der Abbau der Kohlenfelder wird, wie man glaubt, einen jährlichen Nutzen von 630 000 Gulden abwerfen und Niederländisch-Indien hinsichtlich seines Kohlenbedarfes unabhängig machen.

[1]) Vergl. die Karte im „Globus", Bd. 49, S. 296.

Afrika.

— Wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird Marokko in nicht allzu langer Zeit in das Getriebe der europäischen Kolonialpolitik hineingezogen werden; für das alsdann entstehende Bedürfniß nach litterarischen Hilfsmitteln ist in deutscher Sprache wenig gesorgt, und darum verdient das Buch des früheren Konsulatssekretärs in Tanger, Victor J. Horowitz, „Marokko. Das Wesentlichste und Interessanteste über Land und Leute" (Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1887) Beachtung, weniger wegen der kurzen, schematischen Angaben über die Geographie, als wegen der ausführlichen Mittheilungen über die Bewohner, welche der Verfasser gründlich kennen zu lernen offenbar Gelegenheit gehabt hat, über deren Lebensweise, Sitten und Gebräuche, Religion, Gewerbe und Handel, Regierung u. s. w. Die Zukunft dieser Nordwestecke Afrikas — und mit dieser Ansicht steht Horowitz nicht allein da — bezeichnet er in industrieller und commercieller Beziehung als eine glänzende. „Früher oder später wird die afrikanisch-mohammedanische Mißwirthschaft ein Ende nehmen und geregelten Zuständen Platz machen. Mit der eintretenden Sicherheit der Person und des Eigenthums wird die gegenwärtig dort herrschende Indolenz einer allgemeinen Thätigkeit Platz machen. Die weiten brachliegenden Ackerfelder werden bebaut werden, die ausgedehnte, leicht zugängliche Küste zweier Meere wird sich mit Schiffen bedecken, die vielen schiffbaren Flüsse, die das Land nach allen Richtungen durchziehen, werden regulirt und befahren, die erzreichen Berge werden ausgebeutet, die mächtigen Waldungen ausgenutzt werden und industrielle Unternehmungen verschiedener Art an allen Orten erstehen und immer mehr Produktionskräfte in das so reiche und unausgebeutete Land hereinziehen."

— Nach einem Berichte des englischen Generalkonsuls Playfair hat sich die Halfa-Ausbeute der franco-anglotunesischen Gesellschaft sehr entwickelt. In Kira, gegenüber den Kerkenah-Inseln, ist ein Depot angelegt und eine 30 km lange Eisenbahn landeinwärts erbaut worden. Indessen erhebt die Regierung des Bey einen Ausfuhrzoll von 12 Sh. per Tonne, während in Algerien und Tripolitanien der Export frei ist; vielleicht wird der Gesellschaft dadurch die Konkurrenz unmöglich gemacht.

— Der Verlust der nur handschriftlich vorhandenen Karten des Sudan, welchen wir oben S. 160 erwähnten, wird uns in einer Zuschrift aus England anders dargestellt, als es im „Mouvement Géographique" nach einer französischen Quelle geschehen ist. Danach ist Lieutenant Mantell ein sehr sorgsamer Mann, den keine Schuld trifft. Die werthvollen Sudankarten verschwanden zur Zeit der Besetzung Kairos im Jahre 1882; die englischen Militärbehörden hatten zwar Verdacht auf eine bestimmte Person, konnten aber dafür nie einen Beweis erbringen und mußten sich in den Jahren

1884 bis 1885 anderer Sudankarten bedienen, welche in England bearbeitet worden waren. — Englische Reisende und Officiere haben bisher so viel für die Erforschung der Erde gethan, daß, selbst wenn jener Verlust durch Schuld eines Engländers eingetreten wäre, dies ihren Ruhm und Verdienst nicht schmälern könnte. Aber darum bleibt es nicht minder zu bedauern, daß die englischen Militärbehörden so zahlreiche und werthvolle Aufnahmen, namentlich aus Asien, der Oeffentlichkeit vorenthalten.

— Aus Anlaß der jüngsten Ereignisse bei Massauah veröffentlicht das Blatt „Marina e Commercio“ den am 3. Juni 1884 zwischen England und Abessinien geschlossenen Vertrag. Von Interesse sind darin folgende Bestimmungen: Art. 1. Für alle Waaren, Waffen und Munition eingeschlossen, welche in Abessinien ein- oder von dort ausgeführt werden, wird freie Durchfuhr unter britischem Schutze zugesichert. Art. 2. Vom 1. September 1884 an wird das als Bogosland bekannte Gebiet dem Negus zurückgegeben, und sobald die Truppen des Chedive Kassala, Amideb und Sennahit (Keren) verlassen haben werden, sollen die im Besitze des Chedive befindlichen Forts mit allem Proviant und Munition dem Negus als Eigenthum übergeben werden. Dieser Vertrag soll nach Art. 7 von der Königin von England und dem Chedive ratificirt werden. — Art. 1, die Waffeneinfuhr betreffend, ist jedenfalls — allerdings aus guten Gründen — von Italien nicht beobachtet worden; vielleicht rührt daher das feindliche Vorgehen Abessiniens.

— Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, welche am 27. März d. J. die Rechte einer juristischen Person verliehen erhalten hat, hat eine Expedition von nicht weniger als 24 Personen (Kaufleute, Landwirthe, Ingenieure, Techniker) unter dem Dr. Peters nach ihren Besitzungen abgeschickt. Dieselbe hat vor Allem den Zweck, Verkehrswege, d. h. Fahrstraßen und einzelne schmalspurige Eisenbahnen, anzulegen und vier neue Stationen zu errichten, und soll versuchen, den Handel des Gebietes in ihre Hände zu bekommen. Die Seelen der Neger zu gewinnen, werden eine evangelische und eine katholische Mission in Wettbewerb treten. Die am 15. September 1886 gebildete Plantagengesellschaft wird sich zunächst besonders mit dem Bau von Tabak und Baumwolle befassen; letztere, aus den südlicheren Gebietstheilen stammend, erzielte kürzlich in Bremen pro Ballen angeblich 53 Mark, $1\frac{1}{2}$ Mark mehr, als die beste amerikanische Waare.

— Die Frage, wie die Grenze zwischen dem Congo-Staate und den französischen Besitzungen in der Nähe des Aequators zu ziehen sei, ist in freundschaftlicher Weise zu Gunsten Frankreichs entschieden worden; wie es heißt, ist diesem das rechte Ufer des Flusses Mobangi zugesprochen worden. Dagegen hat die französische Regierung der Erwartung des Congo-Staates, daß sie 80 Millionen Franken von dessen Congo-Loosen an der Pariser Börse zulassen würde, entsprechen müssen.

— Dr. Zintgraff, welcher im Dienste des Reiches das Innere der Kamerun-Kolonie zu erforschen hat (vergl. „Globus“, Bd. 50, S. 352), hat im November und December v. J. die Wapaki-Berge zwischen dem unteren Mungo- und dem Yabiang- (Abo-) Flusse bereist. Der wahre Name derselben ist indessen Bakossi. Im Februar gedachte er von Victoria aus über das große Kamerun-Gebirge hinweg nach Norden zu gehen und die Stromschnellen des Calabar-Flusses zu erreichen, um dann für kurze Zeit nach Europa zurückzukehren. — Im Auftrage des Auswärtigen Amtes soll sich in nächster Zeit auch Lieutenant Kund, der Congo-Reisende, in das Hinterland von Kamerun begeben.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie früher („Globus“, Bd. 50, S. 160) berichtet wurde, ging Henry Ogg Forbes mit dem Plane um, den 4025 m hohen und schwer zugänglichen Mount Owen Stanley auf Neu-Guinea zu ersteigen. Als er 105 km landeinwärts bis Kadawir, einem Dorfe der Eingeborenen, vorgedrungen war, sah er sich, weil ihm die Geldmittel ausgegangen waren, zur Rückkehr gezwungen. Die Geographische Gesellschaft in Melbourne hat nun auf einer am 16. Februar 1887 abgehaltenen Versammlung beschlossen, das Projekt wieder aufzunehmen. Das Parlament der Kolonie Victoria hatte derselben 1000 Pfd. St. für wissenschaftliche Forschung im Gebiete der Geographie überwiesen, und diese Summe soll jetzt auf die Ausrüstung einer Expedition zur Ersteigung des Mount Owen Stanley verwendet werden. Das dann noch Fehlende wird die Gesellschaft auf sich nehmen. Die Leitung der Expedition ist nicht dem Mr. Forbes, wie dieser erwartete, übertragen worden, sondern dem bewährten Missionar an der Südostküste von Neu-Guinea, dem Rever. James Chalmers, welcher mit Land und Leuten dieser Insel genau bekannt ist.

— Kapitän John Strachan, welcher im Juni vorigen Jahres von Sydney aus eine Entdeckungsreise nach Neu-Guinea unternahm, auf welcher er die südwestliche Küste des zu Holland gehörigen Gebietes erforschen wollte, ist Anfang März dieses Jahres wieder in Australien eingetroffen. Er fuhr in den Mc Cluer-Golf in 2° 30′ südl. Br. und 132° 30′ östlich von Gr. ein und entdeckte, daß derselbe durch eine schmale Wasserstraße mit der Geelvink-Bai an der Nordküste in Verbindung steht. Es würde also der nördlich vom Mc Cluer-Golf gelegene Theil eine besondere Insel bilden. Außerdem ergab sich, daß ein großer Theil der Küste, welcher auf den Karten als zum Festlande gehörig angegeben wird, aus Gruppen von Inseln besteht.

— Wie die „Mail“ vom 8. April d. J. meldet, ist zu den beiden großen, kürzlich im Stillen Ocean entdeckten Inseln eben eine dritte gefunden worden, weniger als 100 Seemeilen von der Nordküste von Neu-Guinea entfernt. Dieselbe erhielt den Namen Allison Island, ist fast 3 Meilen lang, 100 bis 150 Fuß hoch und hat viel Holz. Wenn auch die Karten des Stillen Oceans mit Inseln, die dicht bei einander zu liegen scheinen, wie übersäet sind, so können Schiffe doch wochenlang zwischen denselben hindurchsegeln, ohne je Land zu erblicken. A. R. Wallace, der weit im Stillen Oceane herumgekommen ist, hat sich dahin ausgesprochen, daß es dort noch so manche Inseln giebt, welche ein weißer Mann niemals zu Gesichte bekommen hat. Ab und zu findet auch ein Kaufmann irgend eine neue oder wenig bekannte Insel und fängt mit deren Bewohnern Handel an. Als die Woodlark-Inseln vor einiger Zeit erforscht wurden, stellte es sich heraus, daß eine australische Firma den Archipel schon mehrere Jahre vorher sorgfältig hatte aufnehmen lassen und dort in aller Stille Handel getrieben hatte, ohne daß die anderen Pacific-Firmen davon eine Ahnung gehabt hätten.

Südamerika.

— Dr. Wilhelm Breitenbach ist ein unermüdlicher Vorkämpfer für die, auch von uns für richtig erkannte und vertretene Idee, daß eines der geeignetsten Ziele für die deutsche Auswanderung die beiden südlichsten Provinzen Brasiliens sind, und daß es zu bedauern ist, daß die Regierung der Auswanderung dort immer noch fast feindlich gegenübersteht. Auch in seiner neuesten Arbeit „Die deutsche Auswanderung und die Frage der deutschen Kolonisation in Südbrasilien“ (Leipzig, Duncker und Humblot, 1887) erörtert er den Verlust, den die deutsche Auswanderung nach den Vereinigten Staaten uns zufügt, und führt den Beweis, wie geeignet dagegen Südbrasilien ist, unseren Ueberschuß an Menschen aufzunehmen. Denn es liegt im gemäßigten Klima und gestattet Deutschen dauernd schwere Arbeit, Fortpflanzung ihres Geschlechts,

Bewahrung ihrer Nationalität und ein Prosperiren binnen wenigen (vier bis fünf) Jahren. Zudem würden die dorthin Auswandernden Käufer deutscher Industrieprodukte bleiben, wie es die Ansässigen schon jetzt sind. Allerdings würde es sich empfehlen, jährlich nicht mehr als etwa 8000 Kolonisten dort anzusiedeln, da es an Wegen im Lande selbst, an Verbindungen mit dem Auslande und an vermessenem Lande noch fehlt. Dagegen thäten Kolonisationsgesellschaften gut daran, bei Zeiten Land aufzukaufen, um den sich rasch entwickelnden italienischen Kolonien (vergl. „Globus", Bd. 47, S. 334) zuvorzukommen. Daß in Zukunft das deutsche Element in Südbrasilien auch politisch von maßgebender Bedeutung werden könnte, hält Breitenbach für keineswegs ausgeschlossen.

— Im Frühjahr ist Don Ramon Lista von seiner Fahrt nach Feuerland, welche der Untersuchung der Häfen und Flußmündungen an der Ostküste galt (vergl. „Globus", Bd. 50, S. 368), nach Buenos Ayres zurückgekehrt. Die zahlreichen Karten und Pläne, welche er aufgenommen hat, sollen in französischer und englischer Sprache von der argentinischen Regierung herausgegeben werden. Als geeignetsten Punkt für die Anlage einer Küstenwache scheint er die Bai Buen Suceso in der Straße Le Maire (zwischen Feuerland und der Staateninsel) anzusehen; dieselbe liegt nämlich unmittelbar an der Route, welche die um das Kap Hoorn segelnden Schiffe einschlagen — und deren Zahl beträgt jährlich nicht unter 800. Die Errichtung eines Leuchtthurmes auf Kap St. Vicente (nahe dem Ostende von Feuerland) und einer Küstenwache in der benachbarten Thetis-Bai könnten gleichfalls viele Schiffsunglücke und Verluste an Menschenleben auf der, auch durch die Wildheit ihrer Bewohner verrufenen Ostküste von Feuerland verhüten.

— Die Expedition, welche im Auftrage der chilenischen Regierung den Rio Palena im Laufe des heurigen Sommers untersuchen sollte und vom Kommandanten Serrano befehligt war, ist am 12. Februar wieder in Puerto Montt eingetroffen, nachdem sie glücklichere Erfolge erzielt hat, als ihre beiden Vorgänger. Diesmal sind die Entdecker viel weiter vorgedrungen, erst auf dem Flusse, nachher zu Lande auf Wegen, die erst durch den dichten Wald geschlagen werden mußten. Sie sind bis auf die patagonische Hochebene gelangt und haben dort Indianer angetroffen und mit diesen verkehrt. Der Fluß ist viel länger, als es die Karten anzeigen, und reicht fast bis zur Mitte des Kontinents. Erst ist Herr Serrano zwischen den Bergen der Vor-Anden, welche durch die einzelnen vulkanischen Kegel des Osorno, Calbaco, Hornopiren, Coreovado, Melimoyu und andere bezeichnet werden, hindurchgekommen, dann nach Durchkreuzung einer außerordentlich weit ausgedehnten Ebene an eine zusammenhängende, an vielen Stellen mit ewigem Schnee bedeckte Kette, die der mittleren Anden, gelangt. Der Fluß durchbricht diese Mauer in einem engen Thale und wird von da aufwärts sehr reißend. Der Wald wird dann lichter, und die Bäume treten mehr gruppenweise zwischen Grasebenen auf. Das Klima ist trocken und die Vegetation eine von der Küstenvegetation verschiedene. Die Quila (bambusartiges, aber stark verästeltes Rohr des Geschlechtes Chusquea) verschwindet. In dieser Gegend trafen die Entdecker die Indier, welche sich aus der Gegend des Nahuelhuapi-Sees hierher gezogen haben und noch jetzt eifrigen Verkehr mit ihren Stammgenossen im Departement Osorno unterhalten. Sie sind vor den Argentinern, welche die gesammten Pampasindianer so grausam niedergemetzelt haben, geflohen, besitzen viel Vieh und machen auf die zahlreichen Heerden verwilderter Rinder Jagd. Diese stammen wahrscheinlich aus alten aufgegebenen oder verlassenen potreros (Viehweiden) der Einwohner der gegenüberliegenden Insel Chiloë. Es wurden ausgezeichnet schöne Bestände einer Art Nadelholz gefunden, welche ein nordamerikanischer Matrose der Expedition Cedern (cedro) nannte, die aber wahrscheinlich die Cordillerencypresse (Libocedrus andina) sind. Die Stämme waren fast alle schnurgerade und vollkommen gesund.

Dr. R. A. Philippi.

Vermischtes.

— Kobelt macht (im „Nachrichtenblatt der Deutschen malacozoologischen Gesellschaft" 1887, Nr. 34) darauf aufmerksam, daß die heutige Molluskenfauna der atlantischen Inseln in ihrem Charakter eine sehr bedeutende Aehnlichkeit mit der Fauna der unter- und mittelmiocänen Schichten Mitteleuropas bietet. Alle die heute für diese Inseln charakteristischen Gruppen und Gattungen finden sich auch im Horizonte der Helix Ramondi. Schwächer ausgeprägte Spuren der Miocänfauna haben sich auch im westlichen Europa, am Ostende der Pyrenäen, in Süd-Spanien und Nord-Marokko erhalten. Kobelt sieht übrigens auch in den Glandinen und Cyclostomiden der europäischen Fauna nicht Einwanderer aus West-Indien, sondern direkte Nachkommen der europäischen Miocänfauna, von welcher freilich auch die westindischen Arten dieser beiden und einiger anderer Gruppen ebenfalls abstammen.

— Joseph Hampel: Alterthümer der Bronzezeit in Ungarn. (Mit 127 Tafeln. Budapest, F. Kilian. 1887.) Bekanntlich ist kein Land Europas reicher an Objekten der Kupfer- und Bronzezeit, als das von der Natur so reich gesegnete Ungarn. Nachdem nun Prof. Pulsky eine Uebersicht über die Kupferzeit in Ungarn gegeben hat, erscheint es als eine ebenso zeitgemäße wie verdienstliche Publikation, wenn der Conservator am Nationalmuseum zu Budapest in genauen Zeichnungen die typologischen Formen der ungarischen Bronzezeit wiedergiebt. Nach der Methode Lindenschmit's beschränkt sich der Verfasser auf Sammlung, Sichtung und Darstellung des reichen Materiales, welches er aus 41 Sammlungen Ungarns, in erster Linie aus denen des Nationalmuseums zu Budapest, gewann. Von einem raisonnirenden Text zu den einzelnen Typen und zur ganzen Erscheinung der Bronzezeit an der mittleren Donau sah der Verfasser mit Recht ab. Die Schlüsse kann sich jeder Archäologe aus dem dargebotenen Materiale selbst ziehen. Die Tafeln 1 bis 85 gewähren eine Uebersicht über die hauptsächlichsten Typen von Werkzeugen, Waffen, Schmucksachen, Gefäßen der Bronzezeit. Besondere Beachtung verdienen die Figuren der Thongefäße, Tafel 67 bis 76, weil sie den lokalen Zusammenhang herstellen mit analogen Erscheinungen an den Küsten Kleinasiens und im Nordosten Europas. Die Tafeln 86 bis 126 enthalten 20 Gesammtfunde, unter welchen Anspruch auf besondere Beachtung die zahlreichen Gußstätten mit ihren Kelten, Sicheln, Ringen, Dolchen, Werkzeugen, Schmucksachen ꝛc. machen. Diese zahlreichen Gegenstände liefern den thatsächlichen Beweis, daß die meisten Bronzeobjekte, wohl unter Anregung vom Südosten her, im Lande selbst von einheimischen Handwerkern hergestellt wurden. Von Ungarn aus reichten damals dann die Handelsbeziehungen der Bronzezeit weit nach dem Westen und dem Norden Europas, mit Sicherheit bis an die obere Donau und den Südrand der Nord- und Ostsee. — Für das Verständniß der prähistorischen Kulturentwickelung Mitteleuropas bildet dieser übersichtliche Bilderatlas Hampel's ein ebenso unentbehrliches wie zuverlässiges Hilfsmittel.

C. M.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Eine Reise nach Merw.

(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

I.

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Mit einem Passe versehen, der ihm die Erlaubniß zum Betreten der transkaspischen Provinzen ertheilte und den er nur der besonderen Fürsprache des Generalgouverneurs Fürsten Dondukow-Korsakow verdankte, verließ E. Boulangier am 2. September 1886 auf einem Dampfschiffe der Gesellschaft „Kawkas i Merkur“ den Hafen von Baku. Solcher Ueberfahrten nach dem asiatischen Ufer des Kaspischen Meeres finden bis jetzt nur zwei in der Woche statt, was sich wohl bald ändern wird, ebenso wie die Güte der Schiffe, welche einstweilen noch manches zu wünschen übrig lassen. Namentlich das Deck bietet in dem bunten Durcheinander seiner Passagiere, Armenier, Kaukasier, Perser, bucharischer Juden, Männer, Weiber und Kinder, die bei Nacht, in ihre bunten Decken gehüllt, jeden Fuß breit Raumes mit ihren Leibern bedecken, zwar einen fesselnden Anblick, aber durchaus keinen beneidenswerthen Aufenthalt. Speisesaal und Mahlzeiten genügen, vermeiden aber jedes Zuviel. Zum Glücke dauert die nur 350 km weite Ueberfahrt nicht lange, höchstens 20 Stunden; doch genügen dieselben mitunter, um die Passagiere weidlich zu schütteln, denn auf diesem großen See bringen die kurzen, unregelmäßigen Wellen das Schiff gleichzeitig zum Stampfen und zum Schlingern. Die russischen Seeleute erklären das Schwarze Meer für bösartiger als das Mittelländische, und das Kaspische für noch schlimmer als das Schwarze. Andererseits dauern aber, besonders im Herbst, Stürme nicht lange, und erfahrungsmäßig hält die Bewegung der Oberfläche um so kürzere Zeit an, je kleiner das Wasserbecken ist. So war es auch diesmal; am Tage vor Antritt der Fahrt hatte in Baku ein geradeswegs aus den sibirischen Tundren herkommender eisiger Nordost geweht und von den letzten Ausläufern des Kaukasus solche Staubmassen in die Luft getrieben, daß die Sonne dadurch verdunkelt wurde. Aber am nächsten Tage war die Wellenbewegung nur noch eine ganz beschränkte.

Mit Anbruch des 3. September näherte das Schiff sich Krasnowodsk. Die Küste zeigte sich in der Ferne als flache, hellgelbe Linie, welche das dunkelblaue Meer und den azurnen Himmel scharf von einander trennte. Wenn das Schiff sich mehr nähert, sieht man auf allen Seiten, so weit der Blick nur reicht, Sanddünen und weiter nichts als Sanddünen, nicht einmal Felsen. So zeigte sich vor etwa acht Jahren das Land den russischen Generalen, als sie an das für unausführbar erachtete Werk der Eroberung der Turkmenenwüste gingen, das dann Skobelew zum glücklichen Ende führte.

Aber das Dampfboot, welches seinen Gang wegen der abnehmenden Wassertiefe verlangsamt hat, fährt nicht nach Krasnowodsk, welches vielmehr zur Linken, im Hintergrunde einer von ziemlich hohen Bergen umrahmten Bucht liegen bleibt. Der Ort mit seinen 300 Einwohnern und dem kommandirenden Oberst ist neuerdings ebenso wie die wichtige Eisenbahnstation Michailowsk zu Gunsten eines

neuen Hafens aufgegeben worden, welcher in ökonomischer Hinsicht und für die Zwecke der Seeschiffahrt größeren Anforderungen genügt: zu Gunsten von Uzun-ada (vergl. über diesen Gegenstand O. Heyfelder's Aufsatz „Die Michael-

Der Hafen Uzun-ada.

bucht am Kaspischen Meere“ und die dazu gehörige Karte im „Globus“, Bd. 49, S. 294 ff.). Ein kleiner Dampfer bringt die Passagiere von Krasnowodsk an Bord des größeren, welcher dann vorsichtig durch ein Gewirr sandiger Inseln der voransfahrenden Dampfschaluppe eines Lotsen folgt. Drei Stunden später erblickt man bei einer Biegung des

Häuser von Eisenbahnbeamten.

Fahrwassers plötzlich eine mit Schiffen wohlbesetzte Rhede, eine kleine, lebhafte Ortschaft, eine Eisenbahnstation und pustende Dampfmaschinen: das ist Uzun-ada. Der Meeresarm, welchem das Schiff bis hierhin gefolgt ist, ist

wohl noch 30 bis 40 km länger, aber er wird nach Osten hin, je mehr er sich der Station Michailowsk nähert, immer schmaler, gewundener und seichter. Bei Michailowsk selbst ist er nur 7 bis 8 Fuß tief, bei Uzun-ada dagegen zwischen 10 und 12 Fuß, was für die größten Schiffe des Kaspischen Meeres genügt. Die größten Tiefen trifft man stets zur Sommerszeit an, und alsdann zeigt auch der Handel das größte Leben, weil der Astrachaner Hafen eisfrei, also zugänglich ist. Das beträchtliche Sinken des Meeresspiegels im Winter rührt zum Theil von der geringeren Wasserzufuhr durch die Flüsse, besonders aber von den Winden her. Diese kommen im Sommer meist aus Südosten, im Winter aus Nordwesten und vermögen das Seewasser an bestimmten Punkten derart aufzustauen, daß man vorsorglicher Weise die Holzhäuser von Uzun-ada auf meterhohe Pfeiler gesetzt hat.

Um Mittag legte unser Dampfer an einer schönen, mit mehreren Schienengeleisen versehenen Lände neben einem großen Transportdampfer an, der dicht mit Soldaten besetzt war, die nach zweijährigem Grenzdienste in Asien ihrer Heimath wieder zugeführt werden sollten. Am Lande warteten einige telegraphisch benachrichtigte Officiere auf den Reisenden, nahmen ihn in Empfang, lasen seinen Paß und stellten sich ihm zur Verfügung, bis der täglich einmal verkehrende Zug abging.

Wohin man in Uzun-ada blickt, nichts als Sand und wieder Sand, dazu eine kleine, mit dunkelblauem Wasser gefüllte, anscheinend rings geschlossene Bai, ein fast tropischer Himmel und die brennende Sonne. Am Ufer geräumige Landeplätze, wo etwa ein Dutzend großer und kleiner Schiffe vor Anker liegen; große Holzbaracken, die mehreren Hunderten russischer und eingeborener Arbeiter zum Obdach dienen; etwa 20 nicht unelegante Häuser, gleichfalls von Holz, für die Eisenbahnbeamten und die Agenten der Dampfschiffgesellschaften; ein Gasthaus für Reisende, ein ziemlich großer Bahnhof und ein anderes Gebäude daneben, welches als Wartesaal dient, schließlich Post- und Telegraphenamt, alles in einzelnen numerirten Stücken aus Rußland herbeigeschafft und mit großer Sparsamkeit an Ort und Stelle zusammengesetzt: alles das hat der Wille eines energischen Mannes in wenigen Wochen in einer wasserlosen Wüste zu Stande gebracht. Man staunt weniger über die Leistung an sich, als über die Schnelligkeit, mit welcher es vollbracht wurde. Der Wille eines Mannes, des Generals Annenkow, welcher sich des Vertrauens seiner Regierung erfreute, genügte; er bestimmte einen Tag für die Vollendung der Arbeiten, und dieselben wurden bis dahin fertig gestellt, der Hafen existirt, die Eisenbahn geht, die Verbindung zwischen Europa und Asien ist hergestellt und damit das Verhältniß zwischen Rußland und England in Asien vollkommen verändert worden.

Die ersten Arbeiten an der transkaspischen Eisenbahn gehen bis zum Jahre 1880 zurück, als das russische Heer unter den Wällen des fast uneinnehmbaren Göktepe eine Schlappe erlitten hatte. Die räuberischen Turkmenen der Achal-Teke-Oase trieben ihre Kühnheit so weit, daß sie nicht vor Piraterie auf dem Kaspischen Meere, einem durchaus russischen Meere, auf welchem den Verträgen gemäß sich nicht einmal die persische Flagge zeigen darf, zurückschreckten. Um sie zu züchtigen, wurde eine Expedition unter den Generalen Lazarew und Lomakin ausgeschickt, konnte aber aus Mangel an Wasser, an Transportmitteln und Proviant ihren Zweck nicht erreichen und mußte einen verlustreichen Rückzug antreten. General Skobelew wurde beauftragt, diese Scharte auszuwetzen, faßte den Plan, eine strategische Eisenbahn zu seiner Verproviantirung zu erbauen und betraute damit den General Annenkow. Damals also wurde die erste, ca. 225 km lange Strecke der Bahn von Michailowsk am Kaspischen Meere bis Kizil-Arwat am Westende der Achal-Teke-Oase erbaut; von den Schwierigkeiten, welche dabei zu überwinden waren, mag es einen Begriff geben, daß sich auf einer zusammenhängenden Strecke von 160 km kein Wasser fand; die später gegrabenen Brunnen lieferten nur wenig brackiges Wasser, so daß man zu destillirtem Meerwasser seine Zuflucht nehmen mußte. Als sich dann zwei Jahre nach dem Falle Göktepes Merw „freiwillig“ unterwarf (1883), tauchte allmählich der Plan auf, die Bahn zu verlängern, und heute ist sie im Begriffe, den Amu-darja zu überschreiten.

General Annenkow.

Drei Glockenschläge geben das Zeichen für die Abfahrt des Zuges nach Merw. Vor 10 Jahren noch hätte es einer zweiwöchigen und nicht ungefährlichen Reise bedurft, um jenes Ziel zu erreichen; heute braucht man 40 Stunden dazu und erfreut sich mannigfacher Bequemlichkeiten, eines Restaurationswagens, eines Schlafplatzes, eines Waterclosets und einer Waschgelegenheit, selbst wenn man nur ein einfaches Billet zweiter Klasse hat. Den Luxus der großen russischen Eisenbahnen findet man allerdings nicht.

Bald verschwinden die Häuschen von Uzun-ada hinter den Sanddünen, welche der Zug in 5 bis 10 m tiefen Einschnitten kreuzt. Von mancher Seite wurde befürchtet, daß

letztere durch Stürme verweht und völlig zugeschüttet werden könnten, wie Aehnliches auch beim Suez-Kanal vorausgesagt wurde. Aber dort ist nichts dergleichen eingetreten, und hier hat General Annenkow außerdem vorgesorgt und der Bahnlinie parallel weitgeflochtene Zäune auf den Dünen aufstellen lassen, wie sie im nördlichen Rußland gegen Schneeverwehungen im Gebrauch sind. Dieselben sind nur 1 m hoch und durch Pfähle im Abstande von 8 bis 10 m in dem Boden befestigt; so zerbrechlich sie aussehen, so vortrefflich erfüllen sie doch ihren Zweck.

In wenigen Minuten kreuzt die kleine Lokomotive von 32 Tonnen mit den angehängten 25 Wagen die Insel Uzun-ada und erreicht den 1200 m breiten Meeresarm, welcher dieselbe vom Festlande trennt. Ein durch Faschinen und Steingrund geschützter Damm von 1 bis $1\frac{1}{2}$ m Höhe führt hinüber; auf dem Festlande angelangt, fährt der Zug am Meeresufer entlang und steigt mühsam auf die sandige Hochebene hinauf, welche sich 50 km landeinwärts ausdehnt. Einschnitte und Dämme von 4 bis 5 m folgen sich ohne Unterlaß. Die Dämme sind mit einer dünnen Lage von Thonerde bedeckt, welche mit Salzwasser begossen wird, und leisten in Folge dessen selbst den heftigsten Stürmen Widerstand. Ab und zu zeigt sich noch zur Rechten das Meer, dann verschwindet es ganz und man befindet sich in der Sandwüste, einer Sahara im Kleinen. Ueberall erheben sich kleine Hügel von 15, 30, höchstens 40 m Höhe, mit einer dürftigen, von Sand überdeckten Vegetation bestanden. Dieselbe besteht vorzüglich aus dem Saxaul, dessen Wurzeln die Dünen des kaspischen Gestades zum Stillstande gebracht haben; er ist also für den Eisenbahnbauer ein werthvoller Bundesgenosse und es ist schade, ihn zum Brennholz herabzuwürdigen. Leider hat man das Geheimniß seiner Vermehrung noch nicht entdeckt.

Wir nähern uns der Station Michailowsk, dem früheren Landeplatze, welcher 25 Werst von dem jetzigen Uzun-ada entfernt ist. An verschiedenen Stellen bemerkt man zu beiden Seiten der Eisenbahnlinie Senkungen mit ebenem Boden, welche wie ausgetrocknete Teiche aussähen, wenn sie

Dünen mit Schutzzäunen gegen Sandverwehung.

nicht auf ihrer Oberfläche weiße Flecken von Seesalz trügen, Reste der einstigen Meeresbedeckung. Um 4 Uhr 56 Min. Ankunft in Michailowsk, 1 Stunde 6 Minuten nach der Abfahrt von Uzun-ada; dieser Abschnitt der Linie ist erst seit wenigen Tagen vollendet, und man ist noch damit beschäftigt, einzelne Verbesserungen anzubringen; der Zug muß also langsam fahren. Hier findet sich ein großer Bahnhof, große Vorräthe von Maschinen und ein mächtiger Destillirapparat, welcher alle 24 Stunden 500 cm süßen Wassers zu liefern im Stande ist. Dort landete auch Skobelew. Die Lage ist nicht weniger öde als die von Uzun-ada, die Dünen sind sogar noch höher, aber der Hafen ist leer bis auf einige sich schaukelnde Barken: Michailowsk wird wohl bald von den Karten verschwinden müssen.

Nach dreiviertelstündigem Aufenthalte nimmt der Zug seinen Marsch durch den Sand wieder auf und steigt fortwährend, aber sehr allmählich zwischen den Dünen empor, deren Höhe mehr und mehr abnimmt. Sie reichen noch einige Kilometer über die nächste Station, Molla-Kary, hinaus und sind mit Saxaul bedeckt, welche man bei einigem guten Willen für kleine Bäume halten könnte; bei ihrem langsamen Wachsthume müssen es hundertjährige Gewächse sein.

Bei sinkender Sonne gewährt das große Balkan-Gebirge, welches sich nördlich von der Bahn und dem Usboi erhebt, und dessen westliche Fortsetzung die Bai von Krasnowodsk im Norden umzieht, einen prachtvollen Anblick. Der Sand dehnt sich bis zum Fuße desselben aus. Unweit von Molla-Kary liegt der höchste, zu 1634 m ansteigende Gipfel; nach Westen stürzt er in senkrechten Schroffen ab, nach Osten hin wird der Kamm rasch niedriger und verliert sich zuletzt unter der Oberfläche der Wüste.

Molla-Kary dachte man eine Zeit lang zum Ausgangspunkte einer Zweigbahn nach Krasnowodsk zu machen. Aber es wäre damit nicht viel gewonnen gewesen; man hätte 80 km Schienen legen müssen, darunter 15 an dem steinigen Abfalle des Gebirges entlang und hätte damit die Seefahrt nur um ein unbedeutendes Stück abgekürzt. Annenkow zog deshalb die Anlage des Hafens von Uzun-ada vor; wenn sich die Meerestiefen dort beständig erweisen, so wird

Turkmenisches Dorf.

auch Uzun-ada seinen provisorischen Charakter bald abstreifen und die 300 Einwohner von Krasnowodsk müssen sich damit trösten, daß sie für einen nationalen Zweck geopfert worden sind.

Der Aufenthalt in Molla-Kary (60 m über dem Kaspischen Meere) reichte gerade hin, um einen nahen kleinen Salzsee zu besuchen, dessen röthliches Wasser so dick ist, daß ein Mensch, er mag wollen oder nicht, darin schwimmt. Der Boden ist hier bis in große Tiefen mit Salz durchsetzt: ein artesischer Brunnen giebt noch auf 100 m Tiefe brackiges Wasser. Was mögen nur die Eingeborenen hier trinken? Und solcher giebt es hier, die ersten, seitdem man das Ufer des Kaspischen Meeres verlassen hat. Zur Linken der Station zeigt sich ein turkmenisches Dorf, bestehend aus 20 bis 30 kreisrunden, mit einem flachen Dache bedeckten Zelten aus dunklem Filze. Es sind Nomaden, welche jährlich zwei- oder dreimal ihre Wohnplätze ändern und mit ihren Schafen und Kameelen, Hunden, Weibern und Kindern weiterziehen. Doch entfernen sie sich niemals weit vom Kaspischen Meere; in der Richtung auf Astrabad gehen sie bis zur persischen Grenze, unterhalten aber mit den seßhaften Turkmenen der Achal-Teke-Oase keine Verbindung. Ihre Volkszahl wird sich wohl niemals genau ermitteln lassen; man schätzt sie auf 50 000 Seelen. Rußland erwartet von ihnen nichts und gestattet ihnen, nach Herzenslust herumzuwandern.

Turkmenenzelt.

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

VI.

Am 23. September kehrte Chiarini von seiner Tour durch das Land der Guragé nach Modschér zurück. Vierzehn Tage später, am 7. Oktober, verließ die von dem Imam nach Kräften ausgeplünderte und durch das abermalige Entlaufen von vier Leuten auch in ihrem Personale bedenklich reducirte Expedition das Gebiet von Kabjena. Wie nach dem ganzen Verhalten des Imam zu erwarten gewesen war, hatten seine angeblichen Verhandlungen mit dem König von Dschimma das für die Reisenden ungünstigste Resultat gehabt. Das Reich Dschimma und damit der kürzeste und verhältnißmäßig einfachste Weg nach Kaffa blieb ihnen verschlossen, und da ihre Leute sich entschieden weigerten, ihnen durch das Gebiet der Guragé und Kambat zu folgen, so mußten sie wohl oder übel sich dazu entschließen, mit weitem Umwege zunächst in westlicher Richtung nach dem Königreich Limmu oder Enarea zu gehen, um von dort dann durch die weiter südlich gelegenen Reiche Gomma und Gera nach Kaffa vorzudringen.

Mit einer kleinen Eskorte von Leuten des Imam, die Cecchi noch im letzten Augenblick vor dem Aufbruche durch energisches Drohen mit der Rache Italiens zu erlangen gewußt hatte, wurde am Morgen des 7. die Westgrenze des „verhaßten Gefängnisses von Kabjena" überschritten. Eine unabsehbare, mit scharfem, über mannshohem Grase und stacheligem Strauchwerke bedeckte Ebene, weglos und öde, breitete sich das neutrale M o g g â vor den Blicken der Reisenden aus. Brennende Sonnengluth und gänzlicher Wassermangel machten den zweitägigen Marsch durch dieses Gebiet zu einem wahren Martyrium. Aengstlich, mit blutenden, wunden Füßen und in steter Furcht, eines der hier zahlreich vorhandenen Raubthiere von seinem Lager aufzuscheuchen, wand sich die kleine Karawane durch das

hohe, jeden Umblick hindernde Grasdickicht, in dem selbst die voranschreitenden, ortskundigen Kabjenaführer mehr als einmal die einzuhaltende Richtung verloren. Auch schließlich war es mehr einem günstigen Zufalle als ihrer Führung zu verdanken, daß die zum Tode erschöpften, verdursteten Reisenden noch eben zur rechten Zeit am Ualgâ, einem Nebenflusse des Gibjé, anlangten. Ein mehrstündiger Marsch längs des linken (südlichen) Ufers dieses Flusses ließ sie am folgenden Tage das Gebiet der Tadallié-Galla erreichen, ein zum größten Theil aus Weideplätzen bestehendes, nur hin und wieder, und dann zwar ausschließlich mit Durrha bebautes, fruchtbares Tiefland. Das einzige Dorf des kleinen Stammes, das in einem zum Theil ausgeholzten Mimosenwalde über ein weites Terrain sich hinzieht, unterscheidet sich durch die primitive Bauart seiner Hütten wesentlich von den Dörfern der anderen Galla. Eine ohne jedes Bindematerial trocken aufgesetzte, kreisrunde Mauer von großen Steinen trägt das konische Dach, das, aus einem Gerüst von dünnen Akazienzweigen und einer leichten Strohbedeckung hergestellt, nur wenig Schutz gegen den Regen gewähren kann. Als Mittelstütze dient ihm ein in den Boden eingegrabener Baum, an dessen zum Theil stehen gelassenen Aesten das schwache Gerüst mit Stricken befestigt wird. Der hierdurch noch beengte Innenraum, der einen Durchmesser von nur 10 bis 12 m hat, beherbergt außer der Familie des Besitzers auch seinen ganzen Viehstand an Kühen, Schafen und Ziegen. Das Material zu dem rohen Mauerwerk liefert das schwarze vulkanische Gestein (Nephelinbasalt), das hier, wie überhaupt in dem ganzen Gebiete von Hawash bis Kaffa, vorherrschend auftritt.

Während die Tadallié in physischer Hinsicht von den übrigen Galla sich nicht unterscheiden, machen sie doch durch ihre Indolenz und Armuth, sowie durch ihr scheues, unintelligentes und fast wildes Wesen einen durchaus anderen Eindruck als die Mehrzahl ihrer energischen, selbstbewußten Stammesverwandten. Wohl nicht mit Unrecht schreibt Cecchi diese auffallende Wandelung des Volkscharakters der fortwährenden Beunruhigung und Bedrückung zu, welche die Tadallié seit Jahren schon von ihren gewaltthätigen Nachbarn, den Kabjena, zu erleiden haben. Wie groß die Abhängigkeit des dem Namen nach einstweilen noch unabhängigen Stammes schon war, erfuhren die Reisenden, als sie sich hier mit den für die nächsten Tage nothwendigen Lebensmitteln versehen wollten. Sie mochten an barem Gelde, Salz und den verlockendsten Tauschwaaren bieten, was sie wollten, die Leute waren nicht zu bewegen, ihnen auch nur ein wenig Durrha oder Milch, geschweige denn ein Stück Vieh, abzulassen. Ein Verbot des Anführers der Eskorte, der die Fremden so lange als möglich für sich auszunutzen gedachte, hinderte sie daran.

Schwierigkeiten anderer, ernsthafterer Art waren es, welche die Expedition wenige Tage später im Lande der westlichen Nachbarn der Tadallié, der Botor-Galla, zu bestehen hatte. Der Uebergang über den Gibjé, der in einem abgrundtiefen, von undurchdringlichem Walddickicht erfüllten Thale zwischen steilen, 70 bis 80 m hohen, felsigen Ufern seine ungeheure Wassermasse dahinwälzte, war ein Erlebniß, an das Cecchi, wie er selbst sagt, „noch Jahre lang später nie ohne Schaudern zurückdenken konnte“. Ohne die Unterstützung der im ersten Botordorfe gemietheten 50 Eingeborenen, die, von mehreren Häuptlingen geführt, mit Aexten und Messern den Weg bahnten und das den Maulthieren abgenommene Gepäck die schroffe Thalwand hinabschleppten, wäre die Karawane wohl nie an den Fluß gekommen. 10 Stunden lang, bis tief in die Nacht hinein, hatte man dann mit dem Hinüberschaffen der Thiere und Sachen zu thun. Nur durch immer neue Versprechungen ließen sich die vor Frost zitternden, übermüdeten Leute dazu bewegen, das aufregende Werk zu Ende zu führen. Aber wenn sie auch ihre Schläuche mit bewundernswerther Geschicklichkeit über den 60 m breiten, schäumenden Fluß zu dirigiren verstanden, zwei Maulthiere und manch werthvolles Stück des Gepäcks wurden doch von den Fluthen weggerissen; daß unter dem Schutze der Dunkelheit auch vieles von den Eingeborenen über Seite gebracht wurde, verstand sich von selbst. Bis auf die Haut durchnäßt und vom heftigsten Fieber geschüttelt, nahmen Cecchi und Chiarini, als der ungeduldig erwartete Tag endlich anbrach, auf einer weit in den Fluß hineinragenden Felsplatte ein Inventar ihres abermals verminderten Besitzes auf. Von den acht Maulthierlasten, die, ein elender Rest der von Zeila mitgenommenen 115 Kamellasten, noch vorhanden waren, enthielten fünf die persönliche Habe der Reisenden, eine die wissenschaftlichen Instrumente, zwei die Tauschwaaren. Ohne die 600 bis 700 Thaler baren Geldes, welche die Reisenden unter ihren Kleidern verborgen noch bei sich führten, wäre ihre Lage schon jetzt durchaus hoffnungslos gewesen. Daß sie aber auch unter diesen Umständen nur mit einer gewissen Bitterkeit an jene überreiche Ausrüstung zurückdenken konnten, ist begreiflich. „Hätte man uns den Betrag der ganzen lästigen Bagage in barem Gelde mitgegeben, wie viel besser wäre es uns ergangen!“ ruft Cecchi aus.

Der Gibjé, den die Expedition hier als ein so böses Hinderniß auf ihrem Wege kennen lernte, ist nach Cecchi's Dafürhalten nächst dem Zambese der wichtigste unter den dem Indischen Ocean zugehenden Wasserläufen Ostafrikas. Ungefähr unter 37° östl. L. und 9° 20′ nördl. Br. im Lande Lagamarâ entspringend, nimmt er auf seinem zunächst vorwiegend nach S gerichteten Laufe eine Anzahl bedeutender Flüsse auf, die seinen Wassergehalt rasch vermehren. Unter den von O kommenden linken Nebenflüssen erwähnt Cecchi den Ualgâ und den von der Expedition entdeckten wasserreichen Dumb, der die Nordgrenze des Landes der Guragé bildet und dasselbe von Kabjena und vom Gebiete der Tadallié scheidet. Als rechte Nebenflüsse nennt er den Gibjé von Limmu, den vom Botorgebirge kommenden Temsa, den Gibjé von Dschimma, den Kasaro und endlich den Godscheb, „der durch die verschiedenen Hypothesen der Geographen über seinen Lauf und Verbleib eine weit größere Berühmtheit erlangt hat, als ihm nach seiner untergeordneten Bedeutung in der Hydrographie jener Region zukommt“. Nach dem, was Cecchi über ihn in Erfahrung gebracht hat, entspringt der Godscheb ungefähr unter 7° 30′ nördl. Br. und 36° östl. L. in den Geschabergen; zuerst nach O, dann nach SO fließend, geht er durch das Gebiet von Kankati und trennt dann die Galla-Reiche Gera und Dschimma im N von den Sidama-Reichen Kaffa und Kullo im S. Bei seiner Vereinigung mit dem Gibjé bildet er eine seeartige Erweiterung, in deren Mitte eine große Insel liegen soll. Von den Bewohnern dieser Insel, einem aus wenigen hundert Mitgliedern bestehenden Gallastamme, wird erzählt, daß sie, sobald bei Hochwasser ihren Hütten Gefahr droht, zur Ablenkung derselben und zur Versöhnung des bösen Geistes ein Kind in den Strom werfen.

Was nun weiter den Gibjé anbetrifft, so soll derselbe bald nach seiner Vereinigung mit dem Godscheb im Lande der Uarrata oder Dauarro den Namen Omo oder Umo annehmen, unter diesem Namen zunächst bis etwa 6 Grad nördl. Br. nach SW fließen, dann, durch die Aufnahme zahlreicher anderer von W kommender Flüsse (Hadia

Avoita u. v. a.), zu einem breiten, mächtigen Strome vergrößert, nach SO gehen, um schließlich (und diese Identität hält Cecchi für durchaus zweifellos) als der Dschuba der Somali sich in den Indischen Ocean zu ergießen.

Das Land der Botor, in dem die Expedition, durch Krankheit zurückgehalten, bis zur Mitte des November verweilen mußte, ist eine von W nach O, d. h. vom Gibjé zum Botorgebirge ansteigende, hügelige und ungemein fruchtbare Ebene, auf der gut bebaute Felder und üppige Wiesenflächen in anmuthiger Weise mit kleinen Wäldern von Sykomoren und Akazien (Acacia gummifera) abwechseln. Der von den Botor wenig geschätzte, überaus reiche Gummiertrag der letzteren würde, wenn richtig geerntet und in den Handel gebracht, einen bedeutenden Werth repräsentiren.

Durch die günstige Lage ihres Landes vor der Berührung mit überlegeneren Stämmen geschützt, erschienen die Botor den Reisenden als die ersten im wahren Sinne des Worts unabhängigen Galla, mit denen sie überhaupt zusammentrafen. Die alten nationalen Institutionen der Gallavölker fanden sich demnach auch bei ihnen noch in ihrer ursprünglichen Gestalt vor, und die charakteristische, zugleich patriarchalische und republikanische Form des Zusammenlebens zeigte sich, durch den natürlichen Reichthum des Landes begünstigt, hier von einer so vortheilhaften Seite, daß Cecchi jede Aenderung dieser Zustände, selbst die durch eine von Europa zu importirende „höhere Gesittung“ für durchaus nicht wünschenswerth erklärt. Der schroffe Gegensatz, der zwischen dem arbeitsvollen Leben der Aermeren und zahlreichen Sklaven und dem dolce farniente der reichen Häuptlinge besteht, „die in dem Besitze ihrer großen Heerden, ihres Pferdes und ihrer Weiber ein Paradies auf Erden finden“ und ihre Tage mit Tabakrauchen, Kaffeetrinken und Schwatzen hinbringen, dieser Gegensatz wird, wie Cecchi anschaulich schildert, wesentlich abgeschwächt durch die vollständige Gleichstellung von Reich und Arm, die überall eintritt, wo es sich nicht um private, sondern um Stammesangelegenheiten handelt: bei Begehung der großen nationalen Feste, im Kriegsfalle u. s. w. Daß diese zeitweise Gleichheit auch für die Zwischenzeiten den Erfolg haben kann, die Aermeren gegen Uebergriffe und Unbill zu schützen, ist wohl denkbar.

Es gehörte Cecchi's außerordentliche Objektivität dazu, um sich unter den Verhältnissen, in denen sich die Expedition hier befand, ein so günstiges Urtheil über die Botor zu bilden. Denn den Reisenden gegenüber zeigten sich die Häuptlinge und das Volk mit wenigen rühmlichen Ausnahmen gerade ebenso habgierig, plünderungslustig und mitleidslos wie die Soddo. Auch ohne Fieber und Dysenterie, die in 10 Tagen sechs von den Leuten der Expedition hinwegrafften und erst Chiarini, dann Cecchi Wochen lang heimsuchten, wäre der Aufenthalt hier schwierig gewesen — jetzt war er eine beständige Qual. Trotz der gänzlichen Verlassenheit, in der sie sich wähnten, mußte das Gerücht von ihrer traurigen Lage sich aber schließlich doch über die Grenzen der Botor hinaus verbreitet haben. Am 6. November traf ein Abgesandter des Abbâ Gommoli, des Königs von Limmu (Enarea) bei ihnen ein, um ihnen den Schutz und die Gastfreundschaft seines Herrn anzubieten. War ein derartiges Entgegenkommen des hinterlistigen Herrschers, den die Reisenden aus Bischof Massaja's Schilderungen seiner Erlebnisse in Limmu schon zur Genüge kennen gelernt hatten, auch kein besonders gutes Zeichen, so erklärten sie sich doch sofort bereit, der Aufforderung zu folgen. Einige Tage mußten freilich noch vergehen, bis sie mit ihren geschwächten Kräften die Reise antreten konnten, und so langten sie, nachdem sie am 18. unter unsäglichen Anstrengungen den 2700 m hohen Kamm des Botor-Gebirges überschritten und während der nächsten Tage das Gebiet der Tschorâ-Galla und das weite Moggâ zwischen demselben und Limmu passirt hatten, erst am Morgen des 23. November an der östlichen Grenze von Limmu an. Ein mehrstündiger Marsch durch eine reich bewässerte, mit Durrha, Mais und tief bebaute Ebene, auf der die einzelnen Felder durch hohe Hecken von Euphorbien und dornigen Pflanzen von einander geschieden waren, brachte sie am Abend des nämlichen Tages nach Saka, der Hauptstadt des Landes. Auf mehreren Hügeln und nach Art aller Gallaniederlassungen in vielen einzelnen Gruppen angelegt, macht Saka schon von weitem den Eindruck eines wichtigen, volkreichen Centrums. Das maserâ, der königliche Wohnsitz, liegt in der Mitte auf einer die anderen Hügel weit überragenden Anhöhe. Mehrere aus kunstvollem Schnitz- und Flechtwerk hergestellte Umzäunungen, deren jede nur ein breites, von sechs bis acht Wächtern bewachtes Thor hat, umschließen die etwa 30 Häuser, die von dem Könige mit seinem Hofstaate, seinen zahlreichen Weibern und den höchsten Beamten bewohnt werden. Von dem Luxus und der Eleganz, den schönen architektonischen Verhältnissen dieser geräumigen, hohen Gebäude hatten sich Cecchi und Chiarini trotz aller Schilderungen keine Vorstellung gemacht. Die feinste Ausführung jeder, auch noch so unwichtigen und kaum sichtbaren Einzelheit im Inneren wie im Aeußeren der Hütten wies auf orientalischen Einfluß hin. Einen eigenartigen Schmuck bildeten die auf der Mitte der konischen Dächer angebrachten Straußeneier; was aber die Bewunderung der Reisenden in fast ebenso hohem Maße erregte wie die Architektur der Häuser, das war der dem schönsten englischen Rasen gleichkommende, sammetartige Grasteppich, der sich, von zierlich geschlängelten, sauber gehaltenen Wegen durchschnitten, zwischen den einzelnen Umzäunungen und rings um die Häuser des Maserâ ausbreitete.

Der König oder Imam (denn er stellt auch das geistliche Oberhaupt seines Volkes vor) Abbâ Gommoli, ein kräftig gebauter Mann von einigen 50 Jahren, auf dessen Gesicht alle Leidenschaften und Laster ihren Stempel hinterlassen hatten, empfing die Reisenden in beängstigend freundlicher Weise. Freilich hatte er sie vorher Stunden lang in einem geräumigen Vorgemach warten lassen, und wenn er damit vielleicht bezweckt hatte, ihnen durch den Glanz und die Pracht seines Hofes zu imponiren, so hatte er diesen Zweck vollständig erreicht. Die nach abessinischer Art, aber in glänzendere Farben gekleideten Beamten, Häuptlinge, Diener und Eunuchen, die, wohl 100 an der Zahl, hier versammelt waren, lauter kräftige, wohlgebaute Gestalten vom reinsten Gallatypus, aber richtigem, bald kriechendem, bald hochfahrendem Höflingswesen, waren in der That eine stattliche Schaar. Alle trugen die nur in Limmu übliche originelle Kopfbedeckung, eine etwa 20 cm hohe, spitze Mütze aus schwarzem Ziegenfell, die, weit in die Stirn gesetzt, unter ihrem Rande nur einen schmalen Streifen des rundgeschnittenen, dick mit Butter gesalbten Haares sichtbar werden ließ.

Unter dieser geräuschvollen Versammlung, welche an „den Weißen mit den Eselsfüßen“ augenscheinlich ebenso Anstoß nahm wie das Volk, das sie schreiend und schimpfend zum Maserâ geleitet hatte, befanden sich, der Befehle des Herrschers gewärtig, auch eine Anzahl Sklavinnen. Es waren sämmtlich schlanke Gestalten von schönen Formen und ausdrucksvoller Physiognomie, mit großen, lebhaften Augen, schönen Zähnen und üppigen Lippen; eine wahre

Schönheitsgallerie, trotz der braunen oder bräunlichen Hautfarbe und der seltsamen, bald in Form eines Turbans, bald als Mitra hoch geflochtenen und gekräuselten Frisur ihres reichen Haares. Sehr abweichend von den weißen buntverzierten Mänteln, den seidenen, mit Metallknöpfen reich geschmückten Hemden und den breit gefransten, bunten Schärpen der männlichen Tracht war das einzige Kleidungsstück, das diese Sklavinnen trugen, eine weich gegerbte, dünne Rinderhaut, die, auf der einen Achsel zusammengenommen, die andere frei lassend, bis auf die Füße hinabreichte und durch einen ledernen Gürtel fest um den Leib geschlossen wurde. Dieses einfache Gewand, das den Oberkörper nur zum Theil bedeckte und an der über einander geschlagenen Seite beim Gehen oft ein schön geformtes Bein sichtbar werden ließ, das gänzliche Fehlen von Perlenketten und Armringen und vor Allem auch das Fehlen der Butter in dem kunstvoll aufgethürmten Haar ließen die eigenartige Schönheit der Mädchen zur vollsten Geltung kommen.

Als die Reisenden endlich bei dem Könige vorgelassen wurden, saß derselbe in überreicher Kleidung, einen breiten, mit Gold gestickten, scharlachrothen Kragen über dem Mantel, die ganzen Arme mit goldenen Spangen bedeckt, das Haar in lauter einzelnen, nach oben spitz zulaufenden Büscheln strahlenförmig um das Haupt stehend, auf seinem nach Art eines Beichtstuhls eingerichteten Throne. Der Sessel stand zwischen zwei hohen Holzwänden eingeklemmt, deren jede in der Höhe des fürstlichen Ohres mit einem kleinen, kreisrunden Ausschnitte versehen war. Durch diese Oeffnung mußten die Häuptlinge und Beamten, ohne ihn durch ihren Anblick zu belästigen, ihm ihre Meldungen und Fragen vortragen. Ein strenges Gesetz befahl ihnen, bei diesen Unterredungen stets die Hand vor den Mund zu halten, damit ihr Athem das Haupt des Fürsten nicht berühre.

Die erste Audienz verlief in wünschenswerthester Weise. Die Geschenke der Reisenden, ein Pfund des hier über Alles geschätzten schwarzen Pfeffers, einige Ellen rothes Tuch, eine alte italienische Uniform und endlich ein kleines Fernrohr, von dem sich Cecchi nur höchst ungern trennte, wurden von Abbâ Gommoli gut aufgenommen und durch einen reichlichen Vorrath von Lebensmitteln erwidert. An die besten Wünsche und Rathschläge für ihre vollständige Genesung knüpfte der König das Versprechen, sie aus seinem Reiche zu entlassen, sobald sie die nöthigen Kräfte zur Reise wieder erlangt haben würden. Nach wenigen Tagen folgte natürlich auf dieses Vorspiel die schon bekannte Tragikomödie, in der indessen diesmal die Tragik bedeutend überwog. In einer weder wind- noch regenfesten Hütte untergebracht, ungenügend und schlecht beköstigt, oft mehrere Tage lang ohne jede Nahrung gelassen, mußten die bald von Neuem am Fieber erkrankten Reisenden mehr als einmal ihre ganze Habe nach dem Maserâ bringen und dort vor den Augen des Königs zur Auswahl ausbreiten. Waren sie zu krank, um selbst zu kommen, so wurde die Procedur, die nur bezweckte, ihren bis jetzt mit Glück verheimlichten Vorrath an barem Gelde zu entdecken, in ihrer eigenen Hütte vorgenommen; bald bei Nacht, bald bei Tage, je nachdem es der Willkür des freundlichen Herrschers beliebte. Es blieb den Reisenden nichts übrig, als den schweren, mit den großen Thalerstücken gefüllten Gurt, den sie bisher nur in Stunden besonderer Gefahr auf dem bloßen Leibe getragen hatten, jetzt beständig an sich zu haben, und dieser „Bußgürtel", wie Chiarini den unbequemen Begleiter oft im Scherze genannt hatte, wurde durch seine Schwere und den Druck, den er ausübte, jetzt zu einer wirklichen Pein und Buße für die Kranken. Der November ging zu Ende, December und Januar verstrichen, ohne daß sich die Lage der Reisenden änderte. Nur Abbâ Gommoli's bis jetzt immer noch erfolgreich getäuschte Geldgier wandelte sich allmählich in das übliche Verlangen nach den Gewehren der Fremden um; „erhielt er diese, so wollte er ihnen ohne Verzug die Erlaubniß zur Weiterreise ertheilen, anderenfalls blieben sie seine Gefangenen".

Die einzigen, einigermaßen erfreulichen Vorkommnisse in dieser schweren Zeit waren die Briefe, welche die Reisenden von dem seit Jahren schon im Reiche Gera thätigen französischen Missionar Pater Léon des Avanchers erhielten. Freilich konnte derselbe auch nichts Anderes thun, als sie zur Geduld ermahnen und ihnen versprechen, sich bei der Königin von Gera für sie zu verwenden; aber war dies auch nicht viel, so war doch das Bewußtsein, hier nicht ganz verlassen und von jedem möglichen Zusammenhange mit einem civilisirten Menschen abgeschnitten zu sein, für alle Fälle ein gewisser Trost.

Was Cecchi über die natürlichen und politischen Verhältnisse des Reiches Limmu mittheilt, ist in Kürze etwa Folgendes:

Das heutige Limmu oder Enarea ist nur ein kleiner Theil des großen, gleichnamigen Reiches, das sich zur Zeit des alten äthiopischen Kaiserthums zwischen den Flüssen Abai und Hawash ausbreitete und auch das heutige Kaffa mit umschloß. Ein Vorfahr des jetzigen Herrschers von Limmu, ein Häuptling der hier wohnenden Metscha-Galla, der, wie die Sage geht, von einem Weißen abstammte, ließ zu Anfang unseres Jahrhunderts sich und seine Stammesgenossen durch arabische Händler und Abenteurer zum Islam „bekehren". Der geistlichen Oberherrschaft, die er durch seine Ernennung zum Imam erlangte, fügte er bald auch die weltliche Königswürde hinzu, dem hierdurch gegründeten Reiche den alten Namen Limmu gebend. Seinem Beispiele folgten in kurzer Zeit noch einige andere Häuptlinge benachbarter Gallastämme, und so entstanden allmählich neben Limmu die ebenfalls mohammedanischen Reiche Gera, Guma, Gomma und Dschimma, in denen allen heute die starrste despotische Autokratie und eine ebenso sinnlose, wie strenge Befolgung der rein äußerlichen Vorschriften des Islam zu finden ist.

Das heutige Königreich Limmu hat eine Ausdehnung von ungefähr 2930 qkm. Seine mittlere Erhebung über dem Meere beträgt 1760 m. Das gebirgige Terrain weist eine Menge fruchtbarer, von größeren und kleineren Wasseradern durchströmter Thäler und Senkungen auf; dazwischen theils dicht bewaldete, theils bebaute Hügel und mehrere kleine zusammenhängende Bergzüge. Der bedeutendste dieser letzteren, der in einigen seiner Gipfel bis zu 2500 m Höhe ansteigt, durchzieht das Land beinahe in der Mitte von N nach S und bildet hier die Wasserscheide zwischen dem Gebiete des Gibjé im O und dem des mächtigen und wasserreichen Diddesa im W. Das Klima von Limmu ist im Großen und Ganzen ungesund, und dies nicht nur für den Europäer, sondern auch für die Eingeborenen selber. Die im Verhältniß zu seinen weiteren Umgebungen niedrige Lage des Landes, seine tiefen Flußthäler, die angrenzenden großen Grassteppen und nicht zum mindesten auch die von den Winden herbeigeführten Miasmen der nach der Regenzeit sumpfigen Uferstriche des Gibjé und Diddesa tragen zu diesem Umstande bei. Fieber und Dysenterie, die vorherrschenden Krankheiten, grassiren namentlich in den Monaten November, December und Januar, also in dem auf die Regenzeit folgenden Vierteljahr, in mörderischer Weise. Fauna und Flora des Landes tragen den rein tropischen Charakter. Neben einer großen Zahl anderer Kulturpflanzen, Mais, Sorgho, Bataten, tief, Lein, verschiedenen

Hülsenfrüchten, Zwiebeln und Knoblauch wird namentlich in den Niederungen viel Baumwolle und Kaffee gebaut. Der mit ziemlich primitiven Werkzeugen betriebene Ackerbau bildet die Hauptbeschäftigung der Einwohner, deren Zahl sich einschließlich der Sklaven auf etwa 40 000 Seelen beläuft. Die Viehzucht steht erst in zweiter Linie, und das auch hier vorzugsweise gehaltene Rindvieh (Zebu) ist von auffallend kleiner Rasse. Zum Betriebe der Jagd in den an allen tropischen Raubthieren sowie an Antilopen, Büffeln und Elephanten ungemein reichen Wäldern bedarf es einer besonderen Erlaubniß des Königs, der von ihrem Ertrage wie von allen übrigen Produkten des Landes hohe Abgaben erhält. Das Fleisch der wilden Thiere wird gänzlich verachtet, selbst das der Antilope nur selten einmal von den Sklaven oder dem ärmeren Volke gegessen. Löwen-, Leoparden- und Tigerfelle sind von vornherein Eigenthum des Königs, der sie verkauft oder auch gelegentlich seinen Günstlingen schenkt; von jedem erlegten Elephanten muß ihm ein Zahn, von jedem Büffel ein Horn und die Hälfte des Werthes der Haut gegeben werden — immer vorausgesetzt, daß der über Tod und Leben, wie über das Eigenthum seiner Unterthanen verfügende Herrscher in der Laune ist, sich mit so Wenigem zu begnügen.

Bei der strengen Beobachtung aller von dem mohammedanischen Kultus vorgeschriebenen Uebungen, der häufigen Waschungen und Gebete war den Reisenden das Fehlen aller diesen Zwecken gewidmeten Versammlungsorte höchst auffallend. Jeder Einwohner verrichtete seine Andacht, wo er sich eben befindet, und wie es keine Moscheen giebt, so ist auch kein Muezzîn vorhanden, der die Stunde des Gebets ankündigt; man richtet sich, so gut man es vermag, nach dem Stande der Sonne. Nur der König hat in seinem Maserâ ein als Moschee dienendes Gebäude, in dem er mit seinen vornehmsten Häuptlingen und Beamten mehrmals am Tage unter allerhand an gymnastische Uebungen erinnernden Armbewegungen und Körperverrenkungen Stunden lang zu beten pflegt. Von allen religiösen Uebungen, wie überhaupt von der Religion selbst, sind die Frauen gänzlich ausgeschlossen.

Neufundland und seine Fischereien.

Von **Ernst von Hesse-Wartegg.**

II. (Schluß.)

Doch hier liegt St. John's gerade vor uns, amphitheatralisch im Hintergrunde des felsumschlossenen Hafens bis an den Gipfel der Höhen emporsteigend und gekrönt von dem größten Gebäude der Stadt, der katholischen Kathedrale mit ihren zwei hohen Seitenthürmen. Unten längs des schönen sicheren Hafens stehen in langer Reihe Lagerhäuser und Fabriken und strecken lange Werften ihre hölzernen Arme weit ins Wasser hinaus. Auf der Ostseite des Hafens sieht man die terrassenförmig längs der Anhöhe sich hinziehenden Trockendächer für den großen, allumfassenden Stapelartikel Neufundlands: den Stockfisch, auf einer Seite an die Felswand gelehnt, auf der anderen von Holzpfeilern getragen, sieht man hier ein solches Dach über dem anderen, jedes mit Reisig überdeckt, ein neufundländisches Seitenstück zu den schwebenden Gärten der Semiramis, nur daß sich hier statt herrlicher Blumen Tausende und Abertausende von Stockfischen zum Trocknen ausgebreitet befinden. Dem entsprechend sind auch die Wohlgerüche in diesen Stockfischgärten verschieden von jenen Babylons, aber dafür sind sie ebenso kräftig und anhaltend. Eine Nase voll Terrassenluft wiegt die ganze vierzigtägige Fastenzeit in Neapel auf.

St. John's ist keine schöne Stadt und schon nach mehrstündigem Aufenthalt in dem elenden Hotel wie in den ärmlichen, von hölzernen Häusern besetzten Straßen kam ich zur Ueberzeugung, daß es sich aus der Ferne am allerschönsten zeige. Nur in den Hauptstraßen der Stadt, in der Water-Street, sieht man eine Anzahl aus Stein gebauter, bemerkenswerther Geschäftshäuser. Die Kaufläden sind ärmlich ausgestattet, die Straßen schmutzig, die Häuser ziemlich verwahrlost und die moderne Civilisation ist noch nicht so weit vorgeschritten, daß man in St. John's eine gute Mahlzeit einnehmen oder in einem reinlichen Bette schlafen könnte. Nur eine kleine Anzahl wohlhabender Familien, die Aristokratie, oder vielmehr die Kabljaukratie des Landes, hat sich in einem eigenen Viertel im obersten Theile der Stadt, nahe der Kathedrale, zusammengefunden — und diese wenigen Familien versuchen allerdings durch die weitgehendste Gastfreundschaft und größte Liebenswürdigkeit dem fremden Besucher eine günstigere Meinung von ihrem Heimathslande beizubringen.

Wenn St. John's mit seinen verhältnißmäßig nahen Städteschwestern in Neuschottland und Neubraunschweig nicht gleichen Schritt hält, so ist dies in seiner großen Abgeschiedenheit zu suchen. Die Ankunft des vierzehntägigen Postdampfers ist stets ein Ereigniß, welches die ganze Stadt in Aufregung versetzt und die Bevölkerung nach dem Hafen herunterlockt. Bei unserer Landung wurden wir wenigen Passagiere mit einer Verwunderung begafft, die uns recht deutlich die große Abgeschiedenheit und Entlegenheit Neufundlands vor Augen führte. Gleichzeitig mit uns wurde ein seltsames Cargo an Land gebracht: Hunderte von Kisten und Fässern mit edlem europäischen Wein, der zu dem ärmlichen, um nicht zu sagen erbärmlichen Aussehen der Stadt gewiß im Widerspruche stand. Erst nachträglich erfuhren wir, das elende Klima von St. John's wie überhaupt von Neufundland wäre dem Weine ungemein zuträglich und würde ihn verbessern — ein anderer Beweis für die Wahrheit des englischen Sprichwortes: „an ill wind, that blows nobody good."

Auch St. John's ist nahezu das ganze Jahr über in dichten, kalten, schwarzen Nebel gehüllt, und nur an wenigen Tagen im Juli und August ist die Stadt gänzlich nebelfrei. Kaum irgend eine Stadt der Welt dürfte ein schlimmeres Klima besitzen als St. John's, und was man von Schottland sagt, könnte in noch höherem Maße auf den Südosten Neufundlands Anwendung finden: „Wenn es hier nicht regnet, so schneit es." Der Sommer ist kurz und nur mäßig warm, der Winter sehr kalt und von starkem Schneefalle begleitet, welcher Seen, Flüsse und Wege gänzlich verweht und allen Verkehr zwischen den entfernteren An-

siedlungen unterbricht. Auf unseren kleinen Ausflügen landeinwärts sahen wir hohe Telegraphenstangen, aber ohne Drähte, längs einzelnen Pfaden aufgepflanzt: sie bezeichnen im Winter die Richtung der letzteren, und die monatlich einmal abgesandten Postboten gehen dann auf großen kanadischen Schneeschuhen den Stangen entlang über den Schnee hinweg.

Unter solch ungünstigen Verhältnissen ist es in der That nicht zu verwundern, daß Neufundland und seine Bevölkerung so weit zurückgeblieben sind. Von den 200 000 Einwohnern sind drei Viertel in Elend darbende Fischer, unwissend und roh, unter den Völkern anglosächsischer Rasse wohl auf der tiefsten Stufe stehend. Was an Kultur überhaupt zu finden ist, hat in der Hauptstadt seinen Sitz, aber auch hier ist das Leben, besonders im Winter, eher ein Vegetiren, weder durch Theater, noch durch Musik, geistige oder gesellige Unterhaltung erhellt. Die langen Winterabende werden auch in der besten Gesellschaft hauptsächlich mit Kartenspiel verbracht, und die Damen der Neufundländer Gesellschaft sind in Amerika als vorzügliche Poker-Spieler bekannt. Um 10 Uhr Abends geht hier alles zur Ruhe und die Grabesstille der Stadt zur Nachtzeit wird nur durch den Nachtwächter gestört, der hier, ein Ueberbleibsel früherer Jahrhunderte, mit Hellebarde und Horn versehen, die Straßen durchstreift, ohne jemals irgend eine andere Obliegenheit seines Berufes ausüben zu können, als das Ausrufen der Stunden.

Was die Bewohner von St. John's mit ihrem nebeligen, einförmigen Dasein vielleicht einigermaßen versöhnen mag, ist das billige Leben, und wohl auch die vollständige Abwesenheit irgend welcher Steuern oder Abgaben. Die gesammten Staatsausgaben, ja sogar jene für den Schulunterricht, werden aus dem fünfzehnprocentigen Einfuhrzoll gedeckt, der von allen Waaren erhoben wird. Eine Staatsschuld ist überhaupt nicht vorhanden.

Die Haupterwerbsquelle der Bevölkerung ist, wie gesagt, die Robben- und Kabljau-Fischerei. Würde die gut christliche Bevölkerung jemals zum Heidenthume zurückkehren, ihr vornehmster Götze und Hauptgegenstand ihrer Anbetung müßte der — Stockfisch werden. Schon jetzt kann der Kultus, der mit dem Stockfische getrieben wird, wahrhaftig keinen größeren Umfang mehr annehmen. Die Neufundländer haben ihn in ihr Wappen aufgenommen; sein Bild ziert die Banknoten und auf den Münzen findet sich auf einer Seite das Bild der Königin, auf der anderen jenes des Stockfisches aufgeprägt. Am Stockfisch hängt, nach Stockfisch drängt sich Alles, ja, er wird mitunter sogar an Geldes Statt angenommen, so daß man sich beinahe fürchten muß, beim Wechseln einer neufundländischen Banknote unter dem Kleingeld ein paar geräucherte Stockfische zu bekommen. Als ich in St. John's meinen ersten Brief auf dem mit dem Stockfischwappen gezierten Postamte aufgab, erhielt ich für mein Stockfischgeld Briefmarken, auf welchen statt dem Bilde der Regentin der Stockfisch prangte. Auf den Knöpfen der Konstabler-Uniformen Stockfisch, in den Köpfen der Geschäftsleute nichts als Stockfisch, in den Nasen aller Besucher von St. John's auf Meilen in die Runde — Stockfisch. — Das Panorama der Stadt wird eingeschlossen von Trockendächern für den Stockfisch. Aber in der That sind auch alle Theile dieses nützlichen Thieres, dem eine große Insel ihre Bevölkerung, und diese Bevölkerung ihre Existenz verdankt, benutzbar. Das Fleisch ist uns allen ja wohlbekannt; aber auch der Kopf wird gebacken, die Zunge gebraten, die Haut zu Leim verwendet, die Gräten werden zerstampft und dienen als Viehfutter, der Laich ist ein beliebter Köder für Sardinen. — Alles lebt, ernährt sich und bereichert sich vom Stockfisch.

Mit dem Steigen der Bevölkerung hält aber der Stockfischfang nicht gleichen Schritt. Die Neufundländer wurden durch den Stockfisch so sehr verwöhnt, daß sie alle anderen Erwerbszweige vernachlässigt haben. Ihr Leben und Streben ist der See allein zugewendet. Sie haben Ackerbau und Viehzucht verlernt, und bleibt der Stockfisch in einem Jahre zufällig aus, so herrscht Hungersnoth und das größte Elend, das übrigens auch in guten Jahren längs der Küsten zu Hause ist. Kapitän Kennedy, der einige Jahre mit einem englischen Kriegsschiffe in St. John's stationirt war, und mehrere Male sämmtliche an den Küsten zerstreute Städtchen und Ansiedlungen besuchte, weiß davon viel zu erzählen. Kennedy ist einer der sechs bis acht gebildeten Ausländer, welche überhaupt alle Theile Neufundlands aus eigener Anschauung kennen. Toulinquet ist die zweitgrößte Stadt Neufundlands, auf einer kleinen Insel an der Nordostküste gelegen und etwa 4000 Einwohner zählend, die elend ihr Dasein fristen; weiter nördlich liegt das Städtchen Greenpond mit 1400 Einwohnern, von denen 1100 alljährlich auf den Fischfang ausziehen, aber auch nur so wenig heimbringen, daß sie sich kaum am Leben erhalten können. In der Umgebung der Stadt versuchen die Weiber etwas Gemüse zu ziehen, aber der Boden ist so unfruchtbar und spärlich, daß sie ihn mit zahllosen faulen Fischen, dem einzigen vorhandenen Düngemittel, bestellen müssen. Dieser Dünger hat auch der Insel, auf welcher die Stadt gelegen ist, zu dem Namen der Stinkinsel verholfen, und wenn man erfährt, daß der Gestank dieses eigenthümlichen Düngemittels von vorbeifahrenden Schiffen auf vier englische Meilen Entfernung wahrgenommen wird, so kann man sich eine kleine Vorstellung von dem Dasein der Bewohner Greenponds machen. Auch weiter gegen Norden finden sich kleinere Fischerdörfer von 10 bis 20 Häusern, und selbst an der nördlichsten Spitze der Insel, nahe der Straße von Belle Isle, trifft man auf elende kleine Ansiedlungen, die verlassensten Außenposten anglosächsischer Civilisation. Das Wetter hier oben längs den nordwestlichen Küsten ist wohl Dank der größeren Entfernung vom warmen Golfstrome und der vielen Stürme wegen viel klarer. Nebel sind seltener, aber darum ist das Dasein der verdummten, im größten Elende schmachtenden Fischerleute nicht besser als an der nebeligen Südküste. Die größeren Ansiedlungen werden monatlich von einem Postdampfer berührt, der mit dem Postschiffe der Labradorküste in Battle Harbour zusammentrifft, indessen giebt es Ansiedlungen, welche Jahre lang von keinem Schiffe besucht werden und vollständig von der Außenwelt abgeschlossen sind. Längs der ganzen Nordost- und Nordwestküsten, oder vielmehr in der etwa 30 000 Quadratmeilen umfassenden nördlichen größeren Hälfte Neufundlands giebt es weder Richter, noch Magistrat, noch irgend eine Regierungsbehörde. Kein Priester tröstet die Leidenden, kein Arzt ist da, ihnen zu helfen. Wo immer englische Kriegsschiffe auf ihren Kreuzfahrten anlegen, kommen Kranke und Leidende viele Meilen weit angesegelt, um vom Schiffsarzte behandelt zu werden. Die Officiere der Kriegsschiffe sind als Magistratspersonen eingeschworen und vertreten in diesem elenden Lande die Regierung, Justiz, Standesamt und die sonstigen Behörden eines civilisirten Landes. Kapitän Kennedy äußert sich über diese Ansiedler Neufundlands folgendermaßen:

„Auf unseren Touren um die Insel haben wir Elend gesehen, daß uns krank machte, daß wir uns schämten, diese in der größten Verkommenheit hinsiechenden Geschöpfe als Unterthanen der Königin und Landsleute anerkennen zu müssen. In vielen Theilen Neufundlands verhungern zahlreiche Menschen während des Winters, obschon man in der

fernen Hauptstadt über derlei Thatsachen, als übertrieben, lächelt. Ich kann nur sagen, daß wir dies aus eigener Anschauung wissen, und jeder, welcher die Reise um die Insel gemacht hat, wird meine Behauptung bestätigen müssen. — So lange die Bevölkerung ausschließlich vom Fischfange abhängig bleibt, ist auf Besserung nicht zu rechnen. Man muß die Leute im Schafezüchten unterrichten, den Weibern lehren, wie zu spinnen und zu weben ist, damit sie wenigstens in den langen Wintermonaten die nöthigsten Kleidungsstücke herstellen können und ihre Kinder nicht während des strengsten Winters halbnackt herumlaufen lassen müssen. In jeder Ansiedlung, die wir besuchten, bat fast die ganze Bevölkerung unseren Doctor um Rath und Arzneien, obschon ihren Krankheiten fast durchweg Mangel an Bekleidung und an Lebensunterhalt zu Grunde lag."

In gewisser Hinsicht ist der unglaubliche Reichthum der Fischereien Neufundlands der Fluch seiner Bevölkerung, denn die letztere hat allmählich alle anderen Erwerbszweige verlernt, alle Selbständigkeit verloren. Die Fischer verdienen in manchen Jahren wohl hinreichend, allein sie werden dieses Gewinnes durch das grausame Truck-System der St. Johnser Rheder und Handelsherren beraubt. Ganz wie die Neger in den Südstaaten der amerikanischen Union sind die Fischer schon von Anfang jedes Jahres an tief verschuldet. Sie erlangen Vorschüsse in Form von Lebensmitteln, Kleidern u. s. w., die von den Handelsfirmen um den doppelten Werth hergegeben werden. Kommen die Fischer von den Fischzügen zurück, so wird ihnen die Beute um ein Spottgeld abgekauft, und sie bleiben nach wie vor Schuldner der St. Johnser Herren, so daß sie zu diesen in einer Art Leibeigenschaft stehen.

An die Besiedelung des einförmigen, größtentheils unfruchtbaren Inneren der Insel ist kaum zu denken. Zunächst ist, wie früher bemerkt, nur ein Zehntel der Insel überhaupt kulturfähig, aber daß auch dieses Zehntel noch gar lange Zeit des Pfluges harren dürfte, das erfuhren wir selbst gelegentlich unserer Ausflüge in die Umgebung von St. John's. Wolkenweise fielen Moskitos über uns her, so daß wir mit schmerzhaften kleinen Wunden bedeckt nach der See zurückkehrten. Weht der Wind vom Lande her, so ist auch an der Küste im Freien kaum zu bestehen. Während des Sommers vom Juni bis Oktober sind die Moskitos absolute Herren der Insel, und Kennedy versichert, die wenigen Felder Neufundlands könnten nur dann bestellt werden, wenn heftige Regengüsse oder starke Stürme die Moskitos vertreiben. Bei schönem Wetter können die von der Küste etwas entfernter Wohnenden die Häuser kaum verlassen.

Erst in neuester Zeit wurde der Versuch gemacht, zur Erschließung des Landes eine Eisenbahn von St. John's quer durch die Insel bis zu den französischen Ansiedelungen an der Südwestküste, also eine Strecke von 340 Meilen Länge, zu erbauen, allein die Gesellschaft wurde schon nach Vollendung der ersten 86 Meilen bankerott, obschon die Regierung Subventionen ertheilte, die Zinsen der Obligationen garantirte und der Gesellschaft für jede Meile 5000 Acker des angrenzenden Landes zusprach. Die Eisenbahn würde entschieden zur Aufschließung anderer Hilfsmittel des Landes, zunächst zur Ausbeutung der Wälder und der Kupferminen, beitragen, überdies als Bestandtheil einer raschen und direkten Verbindungslinie zwischen England über St. John's und Kap Breton nach Halifax große politische Wichtigkeit besitzen. Vielleicht würde sie mit der Zeit sogar einen großen Theil des atlantischen Passagier-Verkehrs an sich ziehen, da durch eine solche Bahn vier Tage Seefahrt erspart würden. Aber diese Vortheile und Vorzüge sind Spatzen auf dem Dache — d. h. fraglich und unsicher. Merkwürdig bleibt es bei den geschilderten Verhältnissen Neufundlands, wie sich Leute dazu hergeben können, für die Besiedelung der Insel durch europäische Auswanderer Propaganda zu machen und Opfer anzulocken. Es bedarf nach dem Vorstehenden wohl keiner besonderen Warnung, den von englischen Feder-Söldlingen ausgestreuten Anpreisungen keinen Glauben zu schenken. Diese Herren würden besser thun, ihre Feder dem Dienste des unglückseligen Volkes zu widmen, das an den öden Küsten Neufundlands vollständig verdummt und verkommen dahinsiecht. England, das kranken Hunden Spitäler baut und alten dienstuntauglichen Pferden Altersversorgungshäuser errichtet, würde gewiß mit Freuden sein Scherflein dazu beitragen, die Lage dieser unglücklichsten aller Unterthanen Ihrer britischen Majestät zu lindern. Es ist seltsam, daß diese Zustände seit einem Jahrhundert andauern konnten, ohne daß die öffentliche Aufmerksamkeit auf sie gelenkt wurde. Den englischen Stockfischessern wäre die Lektüre eines Kapitels über Neufundland gewiß im Interesse der guten Sache anzuempfehlen.

Kürzere Mittheilungen.

Potanin's Expedition nach China.

Wie bereits berichtet, ist **Potanin** am 27. Februar (10. März) nach St. Petersburg zurückgekehrt; damit ist die Expedition als beendigt anzusehen und es ist nun nicht ohne Interesse, einen Ueberblick über die ganze, etwa drei Jahre umfassende Reise zu gewinnen.

G. N. **Potanin** unternahm dieselbe in Gemeinschaft mit seiner Gattin, dem korrespondirenden Mitgliede der geographischen Gesellschaft, A. M. **Skassi**, und dem Präparator M. M. **Beresowski**. Die Ausgaben der auf drei Jahre berechneten Expedition sollten durch eine Zahlung von Seiten der geographischen Gesellschaft im Betrage von 12 000 Rubel (ca. 24 000 Mk.), sowie durch eine Beisteuer von Seiten des Stadthauptes von Irkutsk, W. P. Sukatschew, im Betrage von 17 000 Rubel (ca. 35 000 Mk.) gedeckt werden. Potanin verließ im Herbst 1883 St. Petersburg, reiste nach Odessa und von da zu Schiffe nach Tiën-tsin und Peking, woselbst er einige Wochen verweilte. Von dort ging er zunächst nordwestlich über die Handelsstadt **Kukuchoto** in der Mongolei, dann südwestlich durch das Wüstengebiet Ordos zum Oberlaufe des Gelben Flusses. Im Gebiete von Ordos besuchte der Reisende drei heilige Orte, welche von den Bewohnern der Gegend mit Tschingis-chan in Verbindung gesetzt werden und welche deshalb alljährlich viel Volk zu Opferdarbringungen heranziehen. Potanin verbrachte den ersten Winter 1883 bis 1884 in einem Dorfe zwischen den Städten **Lan-tschen-fu** und **Si-ning-fu** unter dem Volksstamme der **Dalden**, welche Prschewalski gewissermaßen entdeckt hat. Dieselben sprechen einen besonderen mongolischen Dialekt und beschäftigen sich vorzüglich mit Gartenbau. Während des Sommers 1884 führte er verschiedene Exkursionen aus. Den zweiten Winter (1884 bis 1885) verlebte er in dem außer-

ordentlich interessanten Kloster Gu-mbum, welches, 28 Werst (Kilom.) von Si-ning-fu entfernt, mit seinen vielen Gebäuden und seiner großen Bevölkerung (2000 Lamas) den Eindruck einer Stadt macht. Das Kloster wird von zahlreichen Pilgerschaaren besucht. Hier sammelte Potanin während des Winters allerlei Nachrichten. Dann besuchte er die Provinz Gan-su und wanderte nach Süden bis in das Gebiet von Sz-tschuan, wo kolossales Bambusrohr und Palmen gedeihen, Baumwollstauden und Reis wachsen. Den Rückweg wählte er in folgender Weise: zum nördlichen Ufer des Kuku-nor, dann über das Gebirge Nan-schan bis zum Meridian der Stadt Su-tschöu, weiter stromabwärts längs dem Flusse Edsingol zum Satscho-nor, durch die Wüste Gobi, weiter über die östliche Fortsetzung des Altai zum Fuße des Changai zum Kloster des Lamen-Gegene am Oberlaufe des Flusses Tunin-Gol; schließlich über Urga nach Kjächta und Irkutsk. Bei Gelegenheit dieser Marschroute durchwanderte die Expedition ein Gebirgsland, welches das Stromgebiet des Gelben Flusses von den Ebenen der Südmongolei trennt, und passirte dabei drei Gebirgszüge und zwei Thäler. Der Weg ging über Höhen fort, auf denen die Natur, trotzdem daß es im Mai war, dennoch im Winterkleide sich befand. Mancherlei Hindernisse stellten sich den Reisenden entgegen. Auf dem Wege nach Su-tschöu kamen sie in eine sehr bedenkliche Lage; die im Kloster Gumbum angekauften Kameele erwiesen sich als zu schwach; sie litten auf dem hohen Gebirgsplateau von der Kälte und der schneidenden Luft; die ermüdenden und anstrengenden Paßübergänge schwächten die Thiere so sehr, daß einige nicht mehr gehen konnten. Hier leistete dem Reisenden besondere Hilfe das Volk der Schira-Jeguren. Der in Schira-Jeguren und Chara-Jeguren getheilte Volksstamm war bisher unbekannt; seine Entdeckung im Nan-schan-Gebirge ist eins der wichtigsten Resultate der Expedition. Bis zum Dunganen-Aufstande waren sie sehr zahlreich, doch während desselben haben sie außerordentlich gelitten und gegenwärtig sind nur noch 800 Familien vorhanden. Die Schira-Jeguren sprechen mongolisch, die Chara-Jeguren türkisch. In ihrem Gebiete giebt es sieben Klöster. Gleichsam um ihre Dankbarkeit zu beweisen dafür, daß Potanin sie entdeckte, empfingen und begrüßten sie den Reisenden mit Wärme. In einigen Gegenden machte das Volk auf Potanin einen angenehmen Eindruck. Aeußerst quälend war aber die langweilige Neugier der Chinesen. Die chinesischen Beamten benahmen sich infolge der ihnen aus Peking zu Theil gewordenen Vorschriften sehr aufmerksam gegen Potanin. Sehr feierliche Audienzen und Darbringungen von Geschenken fanden statt. Unter den vielen Merkwürdigkeiten, welche Potanin sah, ist der kolossale smaragdgrüne Wasserfall zu erwähnen. Springbrunnen, kleine Bäche, Seen, smaragdgrün gefärbt, gaben ein entzückendes Panorama. Ferner ist bemerkenswerth eine kolossale, 8 Sashen (16,8 m) hohe Statue, welche in einen Felsen eingehauen ist. Eine Hauptaufgabe Potanin's waren ethnographische Forschungen und Untersuchungen über die Lebensweise und Sprache der Bevölkerung; nach dieser Richtung hin hat er bedeutende Resultate gewonnen. Auch die Arbeiten seines Begleiters Skassi, der mehr als 60 Punkte astronomisch bestimmte und eine topographische Aufnahme in einer Ausdehnung von 6000 Werst gemacht hat, sind sehr wichtig. Von bemerkenswerthen Gegenden und Volkstypen wurden Photographien genommen; Bücher und Handschriften, allerlei andere Gegenstände, 1500 Pflanzenarten, 15 000 Käfer und viele andere Insekten gesammelt.

Einer der Begleiter Potanin's, der Präparator Beresowski, ist noch nicht zurückgekehrt, weil er seinen Aufenthalt in China noch über ein weiteres Jahr ausdehnen will. Er reist ruhig und ungefährdet, nur von einem Führer begleitet, trotzdem er Chinesisch nur wenig versteht, wie er auch bisher seine Touren größtentheils allein, von der übrigen Reisegesellschaft getrennt, ausgeführt hat. Er hat namentlich sehr viele Thierbälge gesammelt und bereits vor einiger Zeit 700 Stück derselben nach St. Petersburg befördert.

(„Nowoje Wrjemä“, Nr. 3954 und 3959.)

Die Sprache der Jahgan auf Feuerland.

Ch. N. Die Sprache der unter dem Namen Jahgan bekannten feuerländischen Indianer ist, nach Mittheilung des Rev. F. Brydges im „Buenos Ayres Standard“, erstaunlich biegsam und reich an Verbindungen, obwohl dieser Stamm zu den ärmlichsten gehört, die man kennt. Sie überragt, was Struktur und Wortreichthum anbelangt, ganz bedeutend die Sprachen vieler anderer Indianerstämme, welche in Kunstfertigkeit und häuslichem Komfort weit über den Jahgans stehen. So entsteht z. B. aus dem Zeitworte iúa beißen iúta packen, wie ein Hund seine Beute packt; iúasheata abbeißen oder entzwei beißen; iúagámata: 1) im Vorbeigehen beißen, 2) statt dem, das beißen, d. h. am falschen Orte beißen, 3) leicht mit den Zähnen packen, d. h. wie ein Hund ein Thier packt und wieder entwischen läßt; iúaiala gehen lassen, 1) wie ein Fisch den Köder versucht und nicht nach seinem Geschmack gefunden hat, 2) leicht anbeißen, 3) noch einmal anbeißen; iúacuru: 1) was gebissen werden kann, 2) beißlustig, 3) im Stande sein zu beißen; iúagámata, von dem oben die Rede war, bedeutet noch: auf etwas beißen, dessen man sich nicht versehen hat und sich dabei wehe thun, z. B. auf eine fremde Substanz beim Essen; ist diesem Verb „muni“ vorgesetzt, so bedeutet es: öfters beißen, oder hier und da, oder wiederholt; iúama beim Beißen zerfetzen; iúashi: 1) zur Austheilung in Stücke zerschneiden, 2) in Stücke zerbeißen; iúalashu zerreißen, beim Beißen schwer verwunden.

Indessen besitzt das Jahgan nicht allein durch vielfältige Zusammensetzung einen so großen Wortreichthum, sondern auch seine Stammwörter sind sehr zahlreich. Für verwandtschaftliche Beziehungen giebt es 61 Ausdrücke, welche für jeden Grad ein gänzlich verschiedenes Wort darbieten und nicht, wie bei uns, durch beschreibende Bezeichnung, wie älter, jünger, Oheim von väterlicher, von mütterlicher Seite u. s. w. erläutert werden müssen. So haben die Schalen der Schalthiere, welche ihnen zur Nahrung dienen, besondere Bezeichnungen, die von dem Namen des Thieres gänzlich verschieden sind; z. B. téllash sind die großen Schalen eines „Kaiaiim“ genannten Schalthieres, gálluf die Schale der Tschamunna-Muschel, lapa die Schale der Catschouin-Muschel, lapash die Schalen von Schalthieren im Allgemeinen, lacash die Schalen von Eiern, Krebsen, Nüssen u. s. w., dashan Haufen verbrannter Schalen, cusimara Schalen, die um die Hütten herum aufgehäuft sind. Dieses letztere Wort ist eine Zusammensetzung. cusi bedeutet wie lapash Schalen von Schalthieren im Allgemeinen; das Wort mára hat bloß in diesem Falle die Bedeutung von Haufen oder Hügel.

Das Jahgan hat viele Doppelbenennungen: so lum und ustecas für Sonne, annúca und hunian für Mond, ouwálakipa und cupapataguua für Vollmond; janumatia heißt Neumond.

Aus atama, essen, entsteht atuyélla, nochmals essen, wieder anfangen zu essen; folgt auf dieses Wort „yeca“, so bedeutet es ein wenig essen oder nur kurze Zeit essen; tatuyella ungegessen lassen oder nicht alles essen, dann auch angebrochenes Nahrungsmittel oder Ueberbleibsel eines Mahles; atuyellun nach dem Essen, atuyinun vor dem Essen; atungámata: 1) eine Sache statt einer anderen essen, 2) statt einem Anderen essen, 3) den unrichtigen Gegenstand essen oder zur unrechten Zeit oder am unrechten Orte essen. Wenn „muni“ vorgesetzt ist, gelegentlich essen. Wenn eine auf das Gehen bezügliche Vorsilbe mit atungámata verbunden wird, so entsteht „unterwegs essen“ daraus; tantugámata zwei Sachen zusammen essen; tatamálagana: 1) zu essen anbieten, 2) zu essen versuchen, 3) kosten (das Essen); tuátama: 1) füttern, 2) zu essen geben; tayigu füllen, hineinthun; tayikyella

mehr hineinthun, frisch auffüllen; tstayikyella unausgefüllt lassen, wie z. B. Löcher beim Kartoffelpflanzen, daher tstayikyellaki, was übrig geblieben ist, von Kartoffeln z. B., die ein Korb nicht mehr fassen kann; tayikgámata eine Sache statt einer anderen einlegen oder einfüllen, wenn das eine herausgenommen und durch das andere ersetzt wird, oder vorsätzlich einen unrichtigen Gegenstand hineinthun; aber tstayikgámata bedeutet füllen, indem zu einer Sache eine andere als Zusatz zu derselben eingefüllt wird, und tstayikgámataki Sachen, die mit anderen eingefüllt, aufgehäuft worden sind.

Participien ersetzen häufig die Nennwörter; so camúcandecwiatacun die Linie oder Grenze; cuparriniátacun die Linien, Streifen, Grenzen, wenn sie parallel mit einander laufen; catugiátacun die Küste; cupágutecan die Ostküste; cutágutecan die Südküste; cucutécan die Westküste u. s. w.

Es kommt aber auch vor, daß die gleichen Wörter, je nachdem sie im Gespräch angewendet werden, eine verschiedene Bedeutung haben. mára, das weiter oben mit Haufen, Hügel übersetzt ist, bedeutet als Zeitwort „hören", als Eigenschaftswort „scharf zugespitzt"; alagana schauen, Hauptwort Aussehen; aia die Galle, willig, nähen, Rindenbecher, Fischspeere an die Schäfte binden. Es sind das alles in der That verschiedene Wörter, obwohl sie sich im Klange gleich bleiben. Verschiedene Zeitwörter liefern den Beweis hierfür, indem sie je nach dem Grade der Betonung eine andere Handlung ausdrücken: anna hatak heißt sowohl ich habe gegeben, von tagu geben, als ich habe herausgenommen, wie man gebratene Kartoffeln mit einem Stocke aus der Asche herausnimmt, von acu herausnehmen. — Was über die Schalen gesagt ist, gilt auch für die Blätter und das Laubwerk der Bäume und anderen Pflanzen. Die Jahgans machen auch zwischen den verschiedenen Arten von Haar Unterschied; ushia ist das Haar auf dem Kopfe oder am Schwanze und den Füßen der Pferde u. s. w., während achéla das kurze Haar der Pferdehaut oder des menschlichen Körpers ist. hallush ist dagegen das Haar, mit dem sich die Muscheln an den Felsen befestigen.

An Eigenschaftswörtern ist die Sprache nicht arm, wie aus Nachstehendem hervorgeht: lasi, bundasuitschi, mátancos = wenig; diese Ausdrücke sind nicht gleichbedeutend, sondern drücken verschiedene Mengengrade aus. moagu, wurru, yella, moashaia = viel; mára scharf gespitzt, matu scharf wie ein Rand, yif scharf wie ein Gebirgsgrat; mallu stumpf wie ein Rand, dtamulla stumpf wie eine Spitze; húlu groß, dick, yamatschi räumlich groß; ispi, iscula, waiagula = gekrümmt.

An Fürwörtern herrscht großer Ueberfluß. Außer den gewöhnlichen ich, du, er und sie mit ihren Wendungen je nach Fall und Zahl besitzt das Jahgan noch eine Fülle anderer, welche die örtliche Stellung der Personen anzeigt, von welchen gesprochen wird oder zu welchen man spricht. So die Wörter: antschin, cundshin, siuan, inga, ura, ush, sha, hoagu, scu, hoamatu, simatu, singilla, hoamatschi, simatschi, kitschicillu, scapu, scagu, kitschicagu und viele andere noch bedeuten alle er oder sie, beziehen sich aber auf die Nähe oder Entfernung verschiedener Punkte oder Richtungen, höheren oder niedrigeren örtlichen Standpunkte, innerhalb oder außerhalb u. s. w. Ferner haben sie den Ausdruck meam für selbst, kitu er oder sie selbst, mit der Paarzahl kipai und Mehrzahl kiuan; auch das zueignende Fürwort kitschin und kitschina, das seinige, das ihrige. Die hinweisenden und fragenden Fürwörter sind ebenfalls zahlreich. Wie im Deutschen und Spanischen haben sie zwei Ausdrücke für dieser und jener: siuan und sanchin.

Nicht minder groß ist der Reichthum an Zeitwörtern. Für viele derselben giebt es kein Aequivalent in anderen Sprachen; z. B. hatámisanude ich dachte so, wenn die Voraussetzung richtig war, dagegen hayengude ich dachte so, wenn sie falsch war. Die beiden Wörter hamisana und yenga, denken, haben sehr verschiedenen Sinn; für yenga haben wir kein Aequivalent. — agúri will besagen gehen, in der Hoffnung ein Geschenk zu erhalten; linganana heißt so viel als so zu handeln, um sich eine Gunst oder ein Geschenk dadurch zuzuwenden, oder sich nothleidend stellen, um Mitleid zu erregen; mamilapinatapai einander ansehen in der Erwartung, daß jeder sich anbieten wird, etwas zu thun, was beide Theile sehr wünschen, aber nicht gern thun; macánana „ähnlich wie ein anderer leiden"; mamacananapai zwei Personen, die vom gleichen Leiden heimgesucht sind; yicu ein Leder schaben, um es geschmeidig zu machen; gára Riemen schneiden; ashágu Haar, Gras oder andere Sachen schneiden; itschicama schneiden (Schmarre, Wunde); wiaca einen Baum umhauen; tuashágu sägend schneiden; ashágata wegschneiden; weagata abschneiden, entzwei schneiden. Des weiteren giebt es im Jahgan eine ziemliche Anzahl von Zeitwörtern, bei welchen die Mehrzahl von der Einzahl sehr abweicht. So heißt ikimu eine Sache hineinlegen, in der Mehrzahl „taiyigu" = mehr als zwei Sachen hineinlegen; uteca eine Sache aus der Hand legen wird in der Mehrzahl wasella, mehr als zwei Sachen weglegen; utushu ist die Mehrzahl von cataca gehen; alu die Mehrzahl von cána auf dem Wasser sein.

Zu den reflexiven Zeitwörtern, welche Stammzeitwörter sind, gehören: dápa sich eine Jacke oder Gewand anziehen, während tudapa den gleichen Gegenstand einer anderen Person anziehen bedeutet; magu sich etwas um den Hals hängen; tumagu die gleiche Sache einem anderen umhängen; miatu seinen Mund öffnen, dagumiatu den Mund einer anderen Person öffnen.

Noch auf mancherlei Art vervielfältigen sich die Zeitwörter in ganz außerordentlicher Weise, aber schon aus den hier angeführten Beispielen geht hervor, daß das Jahgan eine Sprache ist, die durch ihren Umfang überrascht.

Ueber das Volk selbst mag noch beigefügt werden, daß es keinen gleichartigen Typus repräsentirt. Die einen sind schlank, andere klein von Statur; es giebt Jahgans mit schlichtem, andere mit gekräuseltem Haar. Den Tod heißen sie cogagula, was „hinaufgehen und fliegen" bedeutet. Dieser Hinweis auf ein zukünftiges Leben ergiebt sich auch aus ihrem Glauben, daß Sternschnuppen todte Zauberer sind; wie die patagonischen Tehueltschen hinter den bösen Geistern gestorbene Quacksalber vermuthen. Die Jahgans entfalten viel Geschicklichkeit, um Gänse, Enten und andere Wasservögel zu fangen. Die Weiber kochen, fischen und handhaben die Ruder mit großer Ausdauer; die Männer jagen, bessern die Bote aus und sammeln Brennmaterial. Das Princip der Rechte des Weibes wird geachtet; das Weib verfügt nach Gutdünken über die Fische oder Schalthiere, die es über den Bedarf der Familie hinaus erbeutet. Die Jahgans sind so leidenschaftliche Botfahrer, daß sie Reisen von 200 km zur See nicht scheuen. Beinahe unglaublich aber klingt die Behauptung, daß, während die Weiber ausgezeichnete Schwimmer seien, die Männer nicht schwimmen können. Die Krankheiten, welchen sie vorzugsweise und häufig ausgesetzt sind, sind Lungenleiden und die Blattern. Mangel an Kleidung mag zum Theil schuld daran sein, denn die Zahl der Guanacos ist beschränkt, Felle sind daher nicht mehr leicht zu beschaffen, und zum Ankauf anderer Kleidungsstoffe fehlen den Eingeborenen die Mittel.

Eine Eigenthümlichkeit der Jahgans ist, daß sie nicht über drei zählen können und zu solch unbändigen Lachausbrüchen geneigt sind, daß eine ernsthafte Person dabei in Verzweiflung gerathen könnte.

Der Hauptkontinent des Feuerlandes wird von den Eingeborenen Onisin genannt und ist sein Klima um ein Bedeutendes angenehmer, als dasjenige von Island, den Falklandsinseln und selbst gewissen Distrikten Canadas.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die „Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft (für Thüringen) zu Jena" (Herausgeber G. Kurze und Dr. F. Regel), von denen uns der 5. Band (für 1886) vorliegt, pflegen besonders das Gebiet der Missionsgeographie und, wie dies ja recht eigentlich Sache der provinziellen Gesellschaften ist, die Landeskunde ihres engeren Gebietes, also Thüringens. Erstere ist durch die Schilderung einer Congofahrt von Augouard und eine solche der Süd-Sakalaven nach Röstvig und Walen vertreten, letztere durch eine Abhandlung von L. Hertel über die Greizer Mundart und zwei über Höhenänderungen in Jenas Umgebung. Auch eine kurze Abhandlung über physikalische Geographie und Geologie Brasiliens nach Orville A. Derby mit zwei Kartenskizzen enthält der Band.

— Einen durch landschaftliche Schönheit wie geschichtliche Erinnerungen hervorragenden Strich Landes, den „Mont Cenis" und die nach ihm benannte Bahn, beschreibt V. Barbier, selbst ein Savoyer, in dem neuesten Bändchen (Nr. 117 bis 120) der „Europäischen Wanderbilder". Wie mannigfacher Stoff sich hier dem Führer und Schilderer bietet, das zeigt die Fülle von Mineralquellen und Badeorten, welche auf savoyscher Seite längs der Bahn liegen, wie das anmuthige Aix-les-Bains, Marlioz, Challes-les-Eaux, Ernet, Coise; hier liegt Chambéry, die alte Stadt, aus welcher die italienische Dynastie hervorging, und zahlreiche Ritterschlösser, zum Theil in Ruinen. Die frühere Art und Weise der Passage über den Mont Cenis wird besprochen, die Arbeiten bei der Durchbohrung des Fréjus, die Befestigungen auf beiden Seiten des Tunnels, Susa mit seinem Römermonumente u. s. w. Unter den 78 prächtigen Abbildungen befinden sich auch einige ethnographisch interessante Trachtenbilder.

— Die französische Regierung hat den Ingenieur de Launay zu geologischen Forschungen nach Lesbos, Thasos und Samothrake, und Herrn René Minoret zu ethnographischen und naturhistorischen Studien nach Sumatra, Tahiti und Neuseeland abgesandt.

— Eine bisher noch relativ sehr wenig behandelte Frage ist die nach der ethnographischen Bedeutung gewisser Hausthierrassen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß in den älteren Zeiten jeder größere Stamm seine charakteristischen Hausthierformen hatte, zwischen denen eine Vermischung in Friedenszeiten kaum stattfand; sie begleiteten aber das Volk auf seinen Wanderungen und die Feststellung der Rassen, wie sie vertheilt waren, ehe die große Vermischung in der Neuzeit begann, hat darum ein ganz bedeutendes ethnographisches Interesse. Ein paar Beiträge dazu liefert Dr. Lafite in „Revue d'Anthropologie", p. 243. Er hält die großen langhaarigen Pyrenäenhunde für Nachkommen der mit den Gothen ins Land gekommenen Wolfshunde, eine nahe verwandte Rasse lebt noch in den früheren Sitzen der Gothen an der unteren Donau; eine Zweiglinie sind die Neufundländer, die mit den Normannen nach Neufundland kamen und sich dort, wenn auch verkümmert, nach dem Aussterben ihrer Herren erhielten, bis sie neuerdings durch die Zucht wieder zu ihrer alten Größe und Schönheit zurückveredelt wurden. Eine andere charakteristische Hunderasse Südostfrankreichs bilden die kolossalen glatthaarigen Doggen, welche die Metzger in Bordeaux früher allgemein als Ziehhunde verwendeten, bis das durch ein Gesetz verboten wurde. Schon ihr Name „Allans" erinnert an die Alanen, mit denen sie ins Land gekommen sind, und deren Nachkommen heute vielleicht noch in den von allen Nachbarn verschiedenen Bewohnern von Aunis und Saintonge leben. Sie züchten noch die eigenthümliche Muraichins genannte Rinderrasse, welche dem ungarischen Steppenvieh am nächsten steht. Aehnliche Beispiele ließen sich wahrscheinlich noch vielfach beibringen und es wäre die höchste Zeit, daß man ernstlich ans Sammeln ginge, ehe die alles nivellirende Neuzeit die letzten Spuren der einstigen Lokalrassen verwischt hat.

Asien.

— Ueber die mohammedanische Sklaverei hat sich Dr. Snouck Hurgronje aus Leiden, ein vorzüglicher Kenner der arabischen Sprache und des Islam, vor der Berliner Gesellschaft für Erdkunde in folgender beachtenswerthen Weise ausgesprochen. Die öffentliche Meinung über die muslimische Sklaverei — sagt er (Verh. der Ges. f. Erdk. 1887, S. 150 ff.) — hat sich in Europa durch Verwechselung amerikanischer und orientalischer Zustände irre führen lassen, daher erfreuen sich die englischen Maßregeln zur Hemmung des Sklavenhandels eines unberechtigten Beifalles. Sobald die afrikanischen Stämme den Werth des Lebens und der Freiheit zu schätzen im Stande sind, ist die Sklavenjagd zu Ende. Wie die Dinge jetzt liegen, gereicht die Wegführung den meisten Sklaven zum Segen. Fast alle Sklaven, welche Dr. Snouck Hurgronje in Mekka versuchsweise zu einer Reise nach ihrer Heimath einlud, stimmten nur unter der Bedingung zu, daß er sie wieder nach Mekka zurückführen würde. Sie werden in die Familie ihrer Herren, und, nach einigen Jahren Dienstleistung, meistens als freie Männer in die Gesellschaft aufgenommen; sie selbst sind überzeugt, daß die Sklaverei erst Menschen aus ihnen gemacht hat. Die Concubinen, namentlich abessinische, werden von den Mekkanern aus verschiedenen Gründen höher geschätzt als ihre freien Gattinnen; das Verhältniß ist durch Religion und Sitte als völlig legal anerkannt. Die Kinder der Sklavin sind den anderen gleichberechtigt und sie selbst wird fürs ganze Leben unüberträglich, sobald sie ihrem Herrn ein Kind geboren hat. Ihre Verbindung mit ihrem Gebieter ist daher viel fester als das leicht lösbare mohammedanische Eheband. Alles in Allem sind dem Dr. Snouck Hurgronje, da er die Sachlage kennt, die Antislavery-Bestrebungen im höchsten Grade unsympathisch.

— Im vergangenen Jahre haben drei Engländer, der indische Civilbeamte H. E. M. James, der Kavallerieofficier F. E. Younghusband und H. Fulford, Konsulatsbeamter in China, eine ausgedehnte Reise durch die Mandschurei ausgeführt, Aufnahmen gemacht, Vögel und Pflanzen gesammelt und sonstige Beobachtungen angestellt. Sie verließen die Hauptstadt Mukden am 29. Mai und reisten zuerst nach den Quellen des Sungari und dem Berge Pei-schan an der Grenze Koreas, unweit dessen auch der Ja-lu-kiang, der Grenzfluß zwischen China und Korea, und der Tumen entspringen. Der Pei-schan ist ein erloschener Vulkan, dessen Krater ein klarer blauer See erfüllt; die höchste Zacke des Kraterrandes wurde zu 7525 Fuß (2293 m) bestimmt, während die Höhe des Berges bisher zu 10 000 bis 12 000 Fuß angenommen worden war. Der Name „Weißer Berg" rührt nicht vom Schnee her, der nur in Klüften das ganze Jahr über liegen bleibt, sondern von dem zersetzten Bimsstein, aus welchem die steilen Abhänge bestehen. Am Fuße des Berges liegt eine Hochebene, 4500 Fuß hoch, die sich zur Sommerzeit mit einer prächtigen Vegetation von scharlachnen und gelben

Lilien, blauen Iris und orangefarbenen Butterblumen bedeckt und selbst die Wiesen Kaschmirs an Schönheit übertrifft. Weiter unten finden sich Rhododendren, Azaleen, Heidekraut u. s. w.; auch eine warme Quelle von 142° F. entspringt dort. Vom Pai-schan ging die Reise am Sungari abwärts, bei zahlreichen Goldgräbereien vorbei, nach Kirin, wo sie drei Wochen durch Regen festgehalten wurden, dann nordwestlich nach Tsitsichar und südöstlich nach Hulan. Unweit letzterer Stadt liegen Pe-tun-lin-tzu und Pa-jen-schu-schu, jedes von über 25 000 Einwohnern und ständig anwachsend, da das umliegende fruchtbare Land weit und breit unter den Pflug genommen wird, und selbst im Winter Kolonisten in großen Schaaren aus dem Süden herbeiziehen. Die ganze Mandschurei ist zwar wegen ihrer Räuber berüchtigt, diese Gegend aber wimmelt geradezu von solchen. Da die Beamten sich bestechen lassen oder unfähig und die Mandschu-Soldaten feige sind, so nimmt das Unwesen trotz beständiger und massenhafter Hinrichtungen noch immer zu; Ueberfälle, Entführungen wohlhabender Leute und selbst Plünderungen ganzer Städte sind an der Tagesordnung. Die Hauptthätigkeit dieser Gegend ist in den Brennereien concentrirt, welche das billige Getreide in Schnaps verwandeln; sie sind alle stark befestigt mit hohen Mauern, Thürmen und eisenbeschlagenen Thüren und zuweilen selbst mit kleinen Kanonen ausgerüstet. — Die Reisenden folgten dem Sungari abwärts bis San-seng, wo die Chinesen ein mit Krupp-Kanonen armirtes Fort errichtet haben, und bogen dann südlich in das Thal des Hurka oder Mutan-tschiang ab, in welchem zahllose Lachse, die im Oktober zum Laichen flußaufwärts steigen, gefangen werden, während die Ufer von Fasanen, Berghirschen und Birkhühnern wimmeln. Ueber Ninguta erreichten die Reisenden den russischen Posten Nowokijewsk am Possiet-Hafen, wo sie von den dortigen Officieren herzlich aufgenommen wurden. Von der nahen chinesischen Stadt Hun-tschun reiste der eine von der Reisegesellschaft auf einem geraden Wege durch das Gebirge, die beiden anderen mit dem Umwege über Ninguat nach Kirin und von da nach der Küste des Golfes von Liau-tung, wo sie sich trennten. Auf der ganzen Reise, welche mehr als 3000 engl. Meilen lang war, fanden sie die Bevölkerung fast ausnahmslos freundlich und gefällig, aber fast überall von Räubern geplagt. Es ist hohe Zeit, daß die Chinesen in dem an Gold, Silber, Eisen, Kohle, Pelzwerk, Seide und Opium reichen Lande Ordnung schaffen und mit den Mandschu-Beamten und -Einrichtungen aufräumen. Uebrigens verlieren die Mandschu ihre eigene tungusische Sprache und Schrift sehr schnell; das Vertauschen eines einfachen Alphabets mit einem System höchst complicirter Hieroglyphen ist ein nationaler Rückschritt, der in der modernen Zeit ohne Beispiel dasteht.

Afrika.

— In den zoologischen Jahrbüchern liefert Noack eine sehr interessante Bearbeitung der von Böhm und Kaiser gesammelten Säugethierausbeute, von welcher leider nur relativ geringe Reste durch Paul Reichard nach Europa gelangt sind. Glücklicher Weise hat Böhm ein ausführliches Tagebuch geführt und von vielen Arten sorgfältige kolorirte Skizzen ausgeführt, so daß die Noack'sche Arbeit doch ein erschöpfendes Bild der Fauna des Gebietes von der Ostküste Afrikas bis zu den Quellflüssen des Congo bietet. Das Hochland um den Tanganika, die Wasserscheide zwischen Nil, Congo und Zambesi bildet gleichzeitig den Knotenpunkt, wo die Faunen dieser drei Hauptabtheilungen Innerafrikas sich begegnen. In dem wasserreichen, durchschnittlich mehrere tausend Fuß hohen, von höheren Gebirgen durchzogenen Plateaulande, in welchem dichter Urwald in den Flußthälern, lichter Buschwald und Savannen auf den Höhen abwechseln, konnten alle Thierformen zusagende Plätze finden und viele haben sich hier zu regionalen Unterarten ausgebildet. Am ärmsten ist das Gebiet zwischen Tanganika und Ukerewe, ein ziemlich schlecht bewässertes, flaches, mit einförmigem, lichtem, schattenlosem Hochwalde bedecktes Land; die Fauna wird um so reicher, je mehr man sich dem Gebiete der Congoquellflüsse nähert, wo die Bedingungen für sie am günstigsten sind und zugleich der Einfluß der Feuerwaffen sich noch am wenigsten geltend macht. Die Nilländer bilden eine Brücke von diesem Gebiete nach Nordafrika, aber in die mediterrane Region dringen nur solche Gattungen und Arten ein, für welche entweder die Sahara kein Hinderniß bildet, wie manche Nager (und Gazellen), oder welche bis vor die Bildung der großen Wüste, welche Noack in die Tertiärzeit setzt, zurückreichen. Hyaena striata wird südlich der Nilseen nicht mehr gefunden. Die madagassische Säugethierfauna hat mit der afrikanischen gar nichts zu thun; nur unter den Chiropteren finden sich gemeinsame Arten. Ko.

— Wie „Le Mouvement Géographique" (1887, p. 35) mittheilt, hat Major Zboïnski, welcher 1884 und 1885 am Congo sich aufhielt, an dessen linkem Ufer, in der Gegend der Fälle, und zwar in der Nähe von Manyanga-Sud, ein mit Quarzitsplittern bedecktes Feld aufgefunden. Fünf von den Splittern, welche er nach Belgien mitbrachte, sind dort als künstlich bearbeitet nachgewiesen worden; es kommen darunter die in Europa so häufigen Formen der Schaber und Bohrer vor. Andere Steinwerkzeuge hat Zboïnski beim Hospitale von Mossamedes und 40 km östlich davon aufgefunden. Es sind somit zwei neue afrikanische Fundorte von solchen nachgewiesen worden — eine Uebersicht der früher bekannten gab R. Andree in Bd. 41 des „Globus", S. 169 und 185; dieselbe ist übrigens ungleich vollständiger, als diejenige des belgischen Blattes.

— Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt: In Artikel 2 des seiner Zeit dem Bundesrath und dem Reichstage vorgelegten Protokolls vom 24. December 1885, betreffend die deutschen und französischen Besitzungen an der Westküste von Afrika und in der Südsee, war bestimmt worden: „Die Grenze zwischen dem deutschen und dem französischen Gebiete an der Sklavenküste soll an Ort und Stelle durch eine gemischte Kommission festgesetzt werden. Die Grenzlinie wird von einem an der Küste zu bestimmenden Punkte zwischen den Gebieten von Klein-Popo und Agué ausgehen. Bezüglich des Laufes dieser Linie nach Norden wird auf die Grenzen der einheimischen Stämme Rücksicht genommen werden." Nachdem die von der deutschen und der französischen Regierung ernannten Kommissäre Anfangs Februar dieses Jahres an Ort und Stelle die erforderlichen Untersuchungen vorgenommen haben, ist als Grenzlinie der Meridian festgesetzt, welcher, von der Küste ausgehend, die Westspitze der kleinen Insel Bayol (in der Lagune zwischen Agué und Klein-Popo etwas westlich von dem Dorfe Hillakondji gelegen) trifft und nach Norden verlängert wird bis zu dem Punkte, wo er den neunten Grad nördl. Br. erreicht. Dieses Uebereinkommen hat die Zustimmung der betheiligten Regierungen gefunden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Eine Reise nach Merw.

(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

II.

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Einige Minuten nach der Abfahrt von Molla-Kary verschwindet plötzlich der Sand des kaspischen Ufers und macht dem Alluvium Platz; man sieht weder Dünen, noch den geringsten Hügel, nur eine unendliche, flache Einöde, traurig und todt, nur hier und da von weißlichen Flecken Seesalzes unterbrochen, die Wüste Karakum. Zur Linken der Bahnlinie erhebt sich noch der große Balkan, zur Rechten eine niedrigere Kette, vereinzelt in der Wüste, wie eine Insel im Meere, der kleine Balkan. Beide Bergketten bilden zusammen eine Art Gasse, in welche sich der Nordost zuweilen mit unerhörter Heftigkeit hineinstürzt. Unglücksfälle waren bis dahin auf der transkaspischen Eisenbahn noch nicht vorgekommen; aber ein solcher Wind hat doch schon Züge von der einen Station auf die andere getrieben oder sie unterwegs völlig zum Stillstande gebracht. Uebrigens richtet General Annenkow in Michailowsk eine meteorologische Beobachtungsstation ein, welche die Geschwindigkeit dieser Stürme wird messen können; dieselbe wird wohl nicht unter 170 km in der Stunde betragen, wenn man von dem Mistral schließen darf, der im Roussillon weht und zwischen Perpignan und Narbonne schon mehrere Züge umgestürzt hat.

An jenem Tage brachte nicht der geringste Hauch von Norden Kühlung, und doch blieb die Lokomotive plötzlich stehen. Was giebt es? Soldaten steigen ab und gehen nach vorn — aber es droht kein feindlicher Angriff. Nur ein Zug Kameele, eines hinter dem anderen, läuft zwischen den Schienen und sucht sich beim Nahen des Zuges zu flüchten, aber ohne sich von dem Bahndamme zu entfernen; diese Thiere sind von einer wunderbaren Dummheit, nicht minder aber auch ihre eingeborenen Treiber. Es ist denselben nicht klar zu machen, daß die Eisenbahn keine Karawanenstraße ist. Die Soldaten müssen den Trupp bei Seite jagen, und erst dann kann die Lokomotive weiter dampfen. Aber trotz aller Vorsicht kommt es dennoch häufig vor, daß dieselbe ein Kameel zermalmt. Als die Dunkelheit anbrach, befand sich der Zug beim 66. Werst, beim Kosakenposten Kutol, dessen Luginsland seit der Pacification verlassen dasteht. Bald darauf fühlt man in allen Wagen einen heftigen Stoß: die Maschine hat zwei große Dromedare niedergeworfen, und der ganze Zug rollt über die Körper derselben hin. Bestürzt, die Arme in die Luft gestreckt, steht der Eigenthümer derselben dabei; Entschädigung wird er nicht erhalten, und er darf noch froh sein, wenn er die Beschädigungen an der Lokomotive nicht zu bezahlen braucht, deren Wiederherstellung auf der nächsten Station, Bala-ischem, anderthalb Stunden in Anspruch nahm.

Weder hier, noch vorher in Molla-Kary, giebt es süßes Wasser; erst 180 km vom Meere entfernt, in der winzigen Oase Kazandschik findet sich eine kleine Quelle trinkbaren Wassers. Auch in dieser Hinsicht hat die Erbauung der transkaspischen Bahn beträchtliche Schwierigkeiten verursacht und eine ungewöhnliche Willenskraft erfordert. Dagegen

hat man 32 km südwestlich von Bala=ischem Petroleum entdeckt; ein 300 m tief gebohrter Brunnen liefert in 24 Stunden etwa 4000 Pud (zu 16 kg) Mineralöl, und eine kleine Eisenbahn nach dem System Decauville schafft dasselbe nach der Station, durchschneidet auch auf der Hälfte ihrer Erstreckung ein Lager vortrefflichen Salzes und dient nebenbei noch zur Ausbeutung eines Hügels, der einen natürlichen Asphalt, Kir genannt, enthält.

In der Nacht passirte der Zug bis Kizil=Arvat hin die Stationen Aïdin, Perewal, Achtscha=Kuima, Kazandschik, Uzun=su und Uschak, alle, vielleicht mit Ausnahme von Kazandschik, entsetzliche Verbannungsplätze, ohne Wasser, ohne eine Spur von Grün und ohne einheimische Bewohner. Noch vor Anbruch des Tages erreichte man am 4. September Kizil=Arvat, 242 Werst vom Kaspischen Meere, bis wohin die Bahn im Jahre 1880 vollendet worden war; hier verließ Skobelew's Heer die Waggons und trat den Marsch zur Erstürmung Gök=tepes an. Heute zählt Kizil=Arvat, eine Station zweiter Klasse, schon 2000 Einwohner, Russen, Perser und Turkmenen, und hierher verlegt man den Beginn der Oase Achal=Teke, jenes Schlupfwinkels muthiger Räuber, welche so heldenmüthig für ihre Unabhängigkeit gekämpft haben. Bei dem Worte Oase darf man aber nicht an Bäume, Bäche, Berieselungsgräben oder gar Palmen denken — letztere kommen hier wegen der sehr strengen Winter nicht fort und erreichen erst fünf Breitengrade südlicher die Nordgrenze ihrer ständigen Verbreitung. Die Ebene von Kizil=Arvat zeigt nur einen kleinen Bach,

Teke=Kinder.

dessen Wasser nur im filtrirten Zustande trinkbar ist, Getreidefelder, gelbe Wiesen, ziemlich magere Weiden und einige verkümmerte Gebüsche, aber keine Bäume. Eine scharfe Grenze zwischen Oase und Wüste giebt es nicht; letztere fängt unmittelbar da an, wo die Bewässerung aufhört.

Um 6 Uhr, gerade als die Sonne über dem Horizonte erschien, nahm der Zug seine Fahrt wieder auf; die Bahn führt im Abstande von wenigen Kilometern am Fuße jener geradlinigen Gebirgsmauer dahin, welche die weite, meeresähnliche Steppe begrenzt und die erste Erhebung des iranischen Hochlandes bildet. Diese Berge, 500 bis 1000 m hoch, führen die Namen Kuren= und Kopet=Dagh und bestehen aus Kalk, wie die beiden Balkane; darüber liegt eine dicke Thonschicht, in welche die Gewässer eine Menge sich rautenförmig schneidender Schluchten gerissen haben, die einen malerischen Anblick gewähren. Diese Berge gehören noch ganz zu Rußland, die persische Grenze, erst vor Kurzem neu festgestellt, verläuft weiter im Süden.

Auf der kleinen Station Kodsch (268 Werst) wird ein leerer Güterzug gekreuzt, der nach Uzun=ada am Meere fährt, um von Astrachan eingetroffenes Eisenbahnmaterial zu laden. Bald zeigt sich das erste große Turkmenendorf mit zahlreichen zweihöckerigen Kameelen; neben den Zelten am Bergesabhange erhebt sich eine viereckige Befestigung mit Thürmen an den vier Ecken. Zehn Minuten weiter hin ein neues ansehnliches Dorf, gleichfalls am Fuße des Gebirges, mit einem großen gut erhaltenen Fort und einem

Wälle von Gök-tepe.

kleinen in Ruinen; etwas später zwei weitere verlassene Befestigungen. Dann erreicht man die Station Bami (293 Werst), wo der Weg vom Atrek-Flusse her einmündet; links ein Turkmenendorf mit einem Fort, rechts ein russischer Militärposten, europäische Häuser, wie in Kizil-Arvat, und wahrhaftige Bäume. Es fließt hier ein kleiner Bach, mit dessen Wasser man die Felder bewässerte; General Annenkow aber hat die Quelle oben im Gebirge fassen und in gußeisernen Röhren zu Thale leiten lassen; für die Turkmenen ein unerhörtes Ding. Nun schwimmt man im Ueberflusse und kann sich Luxus erlauben, wie das steinerne Becken neben den Bahnhofe und den 10 m hohen Springbrunnen darin, worin sich die Enten der Teke tummeln und die Kinder erstaunt plätschern.

Um 7½ Uhr geht es weiter. Nicht eine einzige Wolke steht am Himmel und die Klarheit der Atmosphäre ist so groß, daß das Auge auf weite Entfernungen hin alle Einzelheiten an den zerrissenen Abhängen der Bergkette erkennen kann. Die Staffage bleibt sich stets gleich: große Zeltlager fern in der Ebene, am Gebirge eine gut im Stande befindliche Festung, dann ein befestigtes Dorf, viel Lämmer und Hammel, dann die Station Artschman, wo die Lokomotive durch eine Röhrenleitung aus dem Gebirge gespeist wird. Weiterhin neue Forts und Zeltlager, zahlreiche Grabhügel und die steinerne Wohnung eines reichen Turkmenen inmitten eines gepflegten Baumgartens. 9 Uhr Station Suntscha (345 Werst), unzählige Schafheerden längs der Bahn, ein zerstörtes Fort. Viel Eingeborene, auf kleinen Eseln sitzend, ziehen friedlich durch die Landschaft dahin. So geht es weiter, eine Befestigung der anderen folgend, über die Stationen Bachar-Sen und Kelata, bis der Zug um Mittag in dem berühmten Gök-tepe hält.

Turkmenen.

Die Bahn führt ganz dicht, auf 100 oder 150 m höchstens, bei den Mauern des Ortes vorbei; die Zinnen derselben erheben sich 10 bis 12 m über der Ebene und ihr Umfang scheint, so weit man es mit dem Auge abschätzen kann, nicht unter 6 km zu betragen. Von Zeit zu Zeit springen wie wahrhaftige Bastionen Thürme vor, und die Dicke steht im Verhältniß zur Höhe. Was konnten Kanonenkugeln wohl gegen so riesige Erdmassen ausrichten? Denn diese ganzen gewaltigen Wälle bestehen ausschließlich aus der lehmigen Erde der Oase. Die mit Mühe herangebrachte russische Artillerie vermochte diesen primitiven und doch so wirksamen Verschanzungen nichts anzuhaben; die Granaten schlugen ein wie in Butter und ihre Wirkung war gleich Null. Bresche zu schießen, war also unmöglich, und zur Belagerung fehlte es an Truppen, so daß Skobelew seine Zuflucht zum Minengraben nahm. Diese den Turkmenen unbekannte Art des Angriffes glückte vollständig. Sie hörten die unterirdischen Arbeiten, glaubten, die Russen würden schließlich neben der unterminirten Bastion einer nach dem anderen aus der Erde heraussteigen, und standen Tag und Nacht mit dem Säbel in der Hand bereit, ihnen den Kopf abzuschlagen. Aber sie flogen nebst den Wällen in die Luft, worauf die russische Infanterie zum Sturm schritt. Hinter der Umwallung waren 40 000 Mann, davon ein Viertel Reiter, versammelt, alle entschlossen, bis auf den Tod zu fechten. Ihr Widerstand war heldenmüthig, aber die Verwirrung in Folge der Explosion entschied den Kampf zu Gunsten der Russen. Das Blutbad war schrecklich; 15 000 Eingeborene sollen bei diesem Sturme ihr Leben verloren haben.

Turkmenen aus Merw.

Heute herrscht an diesem Orte tiefes Schweigen; ruhig reiten Turkmenen bei dem neuen Bahnhofe vorbei, während andere ohne Mißtrauen oder Rachsucht neben den Soldaten des Zaren arbeiten. Die Pacifikation ist vollständig durchgeführt, aber das Andenken an jenen 14. Januar 1880 wird sobald nicht erlöschen, ebenso wenig wie die Erfahrung, daß die Sieger nach der Eroberung ebenso gut waren, wie schrecklich im Kampfe.

Jenseit Gök-tepe wird die Oase sehr frisch grün, namentlich an der Bergseite, wo es an Wasser nicht fehlt; das Land ist durchweg gut bestellt und Bäume giebt es in ziemlicher Anzahl. Um $1\frac{1}{2}$ Uhr ist Aschabad, der Hauptort des transkaspischen Bezirkes, erreicht. Auch hier stehen die beiden Kulturen noch unvermittelt neben einander: links von der Bahn ein turkmenisches Fort, neben der neuen, von etwa 8000 Seelen, die Garnison eingerechnet, bewohnten Stadt ein unlängst errichtetes russisches Lager. Mehrere Baumreihen, von Staub ganz weiß, verbergen die Wohnungen der Europäer, das persische Quartier, den Bazar und das Haus des Generals Komarow, welchem der Bezirk untersteht. Jenseit des großen Bahnhofes kommt man wieder bei zwei zerstörten Forts und mehreren Zeltdörfern, dann bei einer großen Zahl kleiner, nur 2 bis 3 m hohen Thürmen aus Lehm vorbei. Dieselben können höchstens drei bis vier Menschen fassen, haben eine sehr niedrige, enge Thür und dienten den Achal-Teke-Turkmenen als Zufluchtsorte bei den Einfällen der Merwer Reiter, gleichzeitig auch als Beobachtungsposten für Späher,

Ruine einer Moschee bei Aschabad.

welche das Herannahen des Feindes meldeten. Die Kriege und Raubzüge zwischen den einzelnen Stämmen der Turkmenen nahmen rücksichtslos ihren Fortgang; das hinderte nicht, daß, als die Russen 1880 erschienen, 6000 Merwer an der Vertheidigung von Gök-tepe theilnahmen. Einige Tage vor dem Sturme fielen sie freilich ab und kehrten in ihre Oase zurück.

20 Minuten jenseits Aschabad hört die üppige Vegetation, Bäume und Gärten plötzlich auf, und man fährt durch zwei, zusammen 13 km breite Sandzungen; am Fuße des Gebirges dagegen liegen bestellte Felder. 12 Werst von Aschabad zeigen sich zur Rechten große Ruinen einer alten Stadt, die schönsten im Lande und über $1\frac{1}{2}$ km ausgedehnt; man erkennt darunter eine Citadelle mit hohen Wällen, einen centralen Thurm und einen mit Emailleziegeln geschmückten Portikus, der einer Moschee angehört zu haben scheint.

Jenseit Annau folgt ein Stück Wüste ohne jede Spur von Leben, ohne Zelte, ohne Heerden, in schier endloser schnurgerader Linie ziehen sich die beiden Schienen dahin — eine dieser Strecken ist über 30 km lang —, bis sie am Horizonte zusammenlaufen. Bei der Station Gjaurs (479 Werst) bietet das persische Gebirge — etwa von Aschabad an verläuft die russisch-persische Grenze auf dem Kamme des nördlichsten, unmittelbar an die Ebene anstoßenden Gebirgszuges — einen prächtigen Anblick dar: ein breites grünes Thal schneidet hier in das Bergmassiv ein und gestattet einen Durchblick auf dahinterliegende hohe

Gipfel in Persien. Dort windet sich ein Saumpfad hindurch, welcher nach dem wichtigen Meschhed führt; tritt an dessen Stelle erst einmal eine Fahrstraße, so wird dieselbe von großer strategischer Wichtigkeit werden; denn dort liegt der einzige Paß, über welchen ein englisches Heer vom iranischen Hochlande in die Ebene hinuntersteigen und die Verbindung zwischen Merw und dem Kaspischen Meere unterbrechen könnte.

Bald kehrt nun auch Pflanzenwuchs und Leben zurück; links von Gjauars liegen die ausgedehnten Ruinen einer turkmenischen Festung, aus welchen noch sechs hohe Thürme herausragen, rechts hübsche Oasen mit einem zweiten Fort, einem großen Dorfe und zahlreichen Schaf- und Ziegenheerden. Das Alluvium bedeckt sich mit einem ziemlich dichten Pflanzenwuchse; selbst bestellte Felder zeigen sich. Im Süden steigt das Gebirge Syry-Kuh 400 bis 500 m hoch in unzugänglichen Klippen empor und zeigt statt einer glatten Kammlinie eine Reihe zackiger Schroffen, wie die Zinnen einer kyklopischen Mauer. Bei der kleinen Station Aksu (496 Werst) befindet man sich wieder in der Wüste; während Gjauars wenigstens noch etwas, wenn auch schlechtes und schlammiges Wasser besitzt, hat Aksu nicht die geringste Quelle. Baba-Durmas dagegen (517 Werst) besitzt wieder eine Quelle, aber sie ist salzig und schlecht, während Artyk reichliches und ziemlich gutes, nur ein wenig salziges Wasser hat. Von Baba-Durmas ab sind die persischen Grenzberge wohl um ein Drittel niedriger geworden und haben den Charakter des Mauerartigen verloren; zahlreiche Seitenäste zweigen sich von der Hauptkette ab und bilden Querthäler, in welchen kleine, immer fließende Bäche den Ackerbau gestatten. Hier, wo die Oase Atek beginnt, brach die Nacht herein, und als die Reisenden am 5. September erwachten, lag Atek bereits hinter ihnen. Es ist das ein schmaler Streifen Landes am Fuße des Gebirges, nicht so lang wie Achal-Teke, auch nicht so bevölkert — er zählt etwa 50 000 Einwohner — aber grüner und mehr mit Bäumen bestanden; er beginnt hinter Baba-Durmas und reicht bis Duschak. Doch ist die unweit des ersteren gelegene Stadt Lütfabad, obwohl sie in der Ebene, also außerhalb der natürlichen Grenzen Persiens liegt, von der Grenzkommission bei diesem Lande belassen worden, weil sie ausschließlich von Persern bewohnt wird. In Folge dessen wird sie auch von der Eisenbahn in einem Abstande von mehreren Kilometern umgangen. Duschak (606 Werst) ist als südlichster Punkt, den die Bahn berührt, von Wichtigkeit; von dort wird sich später, wenn es die politischen Verhältnisse erlauben oder fordern, eine Bahn nach Herat, Kandahar und dem Bolan-Passe abzweigen, die vielleicht im Thale des Tedschend sich hinaufziehen wird. Jenseit Duschak vertauscht die Eisenbahn plötzlich ihre bisherige südöstliche Richtung gegen eine nordöstliche; gleichzeitig tritt wieder Alluvium auf, welches sich bis zu dem wichtigen Flusse Tedschend hinzieht, der im Hazarenlande auf dem Kuhibaba entspringt und als Heri-rud bei Herat vorbei fließt. Die Bahn überschreitet ihn auf einer provisorischen Brücke aus Balkenwerk, welche bald durch eine eiserne ersetzt werden soll. Am Flusse wird die Station Karabent (653 Werst) erbaut, inmitten einer kleinen Oase, welche leicht eine größere Ausdehnung erfahren wird, wenn erst die Gewässer des Tedschend, anstatt sich nutzlos im Sande der Wüste Karakum zu verlieren, durch Stauwerke gesammelt und durch Berieselungsgräben über das anliegende Land vertheilt werden.

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

VII.

Die ersten Tage des Februar 1879 brachten den Reisenden endlich die ersehnte Befreiung aus dem Gewahrsam des Königs von Limmu. Wochen lang vorher, seitdem sie, ihre Krankheit vorschützend, sich geweigert hatten, ihn auf einem Kriegs- oder Raubzuge gegen die Nonnô-Galla zu begleiten, hatten sie unter der zunehmenden Ungnade des erbitterten Herrschers schwer zu leiden gehabt und sich schließlich glücklich geschätzt, als sie durch das Opfer eines ihrer Gewehre und eines Revolvers wenigstens die ihrem Leben drohende Gefahr abwenden konnten. Trotz dieser Geschenke aber, die ihn wesentlich milder stimmten, hätte Abbâ Gommoli zur Weiterreise der Fremden wohl nie seine Zustimmung ertheilt, ohne die durch den Pater Léon veranlaßten wiederholten Botschaften der Königin von Gera, die dringend ihre Freilassung forderten.

Von Saka, das nach Cecchi's Angabe unter 36° 58′ 18″ östl. L. und 8° 12′ 50″ nördl. Br. liegt, hatte man bis zur Kellâ Berô, der südwestlichen Pforte des Reiches Limmu, eine Strecke von 40 bis 50 km zum großen Theil über gebirgiges Terrain zurückzulegen. Heftiges, mit häufigem Erbrechen verbundenes Fieber begleitete die Reisenden auch noch auf diesem ganzen Wege und machte ihnen namentlich das Passiren der oft steilen Höhen und der schluchtartig engen, dicht bewaldeten Thäler zu einer entsetzlichen Qual. Unweit des Passes von Dschidschilla, über den man am zweiten Tage in den zum Dibdesa abfallenden, westlichen Theil des Landes gelangte, traf die kleine Karawane der Expedition mit einer großen abessinischen Handelskarawane zusammen, die, aus dem Reiche Dschimma-Abadschifar kommend, auf dem Rückwege nach Baso in Godschem begriffen war. Die Waaren, die sie dorthin brachte, Gold, Elfenbein und Zibeth, im Ganzen für etwa 10 000 Thaler, waren nach der Angabe des Führers für den Agenten eines europäischen Handlungshauses in Massaua bestimmt.

In der hügeligen, ziemlich waldreichen, aber verhältnißmäßig spärlich angebauten Ebene, über welche die Straße nun in der Richtung nach SW führte, trat wieder das schwarze vulkanische Gestein vielfach zu Tage. Häufig waren hier auch die von den Eingeborenen Hambuô genannten und als Heilmittel für Menschen und Thiere von ihnen hoch geschätzten Mineralquellen. Die in der Nähe eines Hambuô wohnenden Galla-Hirten und Heerdenbesitzer pflegen ihre Thiere jeden Morgen an die Quelle zu treiben, damit sie, ehe sie auf die Weide kommen, „sich den Magen reinigen".

Außer wenigen, vereinzelten Hirtenhütten passirte man auf dem ganzen Wege bis zur Grenze nur zwei, freilich

auch weit ausgedehnte, eigentliche Ortschaften, Tobô und Sappa, in deren jeder sich ein königliches Maserâ befand. In Sappa hatten die Reisenden noch einmal mehrere Tage voll leidenschaftlicher Aufregung und Angst durchzumachen. Mit einer Hartnäckigkeit ohne gleichen suchte der König, der ihnen hierher vorausgegangen war, sie abermals zurückzuhalten. Daß er dies Vorhaben schließlich nicht ausführte, war nur der Dazwischenkunft eines Häuptlings oder vornehmen Beamten zu verdanken, den Chiarini schon in Saka durch eine glückliche Kur sich verpflichtet hatte. Derselbe wußte dem Könige einen Krieg mit den verbündeten Reichen Gera und Kaffa als eine ebenso unausbleibliche, wie furchtbare Folge des Festhaltens der „Freudschi" darzustellen, und die Bedenken, die er hiermit wachrief, führten zum gewünschten Ende. Sichtlich abgekühlt und mit der freundschaftlichen Ermahnung, ihm in den benachbarten Reichen „die Ohren nicht zu verderben", d. h. nichts Böses über ihn zu reden, entließ der König die Reisenden; freilich nicht, ohne Cecchi zuvor noch im Geheimen eingeschärft zu haben, daß er „den anderen Königen" keine Feuerwaffen zu schenken brauche. „Eine Glasflasche und ein wenig schwarzer Pfeffer würden für sie genügen; er selbst aber (Abbâ Gommoli) wolle durch seine Gesandten den Fremden bezeugen lassen, daß sie nichts Besseres mehr schenken könnten, da sie ihre kostbaren Waaren alle beim Uebergange über den Gibjé eingebüßt hätten."

Höchlichst ergötzt durch diesen neuen Beweis der raffinirten Schlauheit des schwarzen Burschen und doch in beständiger Angst, daß er sie nochmals zurückrufen könnte, legten die Reisenden die wenigen Meilen, die sie noch von der Grenze trennten, in wahrem Eilmarsche zurück. An den großen königlichen Kaffeemagazinen, speicherartig eingerichteten Bambuhütten, vorbei, gelangte man bald in einen von nur schmalem Pfade durchschnittenen Wald, der aus einem üppigen Durcheinander von Euphorbien, Mimosen, Sykomoren, Gardenien, Lorbeer- und Sorbusbäumen bestand, zwischen denen Rosen und Jasmin, sowie hohe Kaffee- und Orangensträucher herrlich gediehen. Von der Pracht eines solchen Waldes und von dem unvergleichlichen Wohlgeruch, der, den zahllosen Blüthen entströmend, ihn erfüllt, kann sich, wie Cecchi sagt, der Europäer keine Vorstellung machen. Allerdings wurde hier an einzelnen Stellen durch die Nähe des schon häufig vorkommenden Zibeththieres (Viverra civetta) der Wohlgeruch bis zur athembeklemmenden Unerträglichkeit gesteigert.

Dank ihrer Begleitung durch zwei Häuptlinge, die als Lammi oder königliche Gesandte und Begleiter fungirten, gelangten die Reisenden unangefochten durch die von einer Abtheilung Bewaffneter bewachte Pforte des Reiches in das angrenzende ausgedehnte Moggâ. Ebenso wie die nach unseren Begriffen äußerst schwachen und primitiven Pallisadenbefestigungen aus stachlichten Euphorbienzweigen, mit denen diese kleinen Reiche an allen irgend zugänglichen Stellen abgegrenzt sind, bieten auch die eigentlichen Pforten oder Hellâ gegen einen ernsthaften Angriff keinerlei Sicherheit. Die hohen hölzernen, oft auch mit Euphorbienzweigen bewehrten Doppelthore verschließen die „großen Straßen" nach den benachbarten Reichen gewöhnlich an einer besonders schmalen, durch Abgrund oder Felswand eingeengten Stelle. Der Abbâ kellâ (Vater der Pforte) oder oberste Thorwächter gehört zu den vornehmsten Häuptlingen des Reiches. Er hat neben der Pforte meist noch einen auf vier hohen Pfählen errichteten, wachtthurmartigen Bau, von dem er Ausschau über das Moggâ zu halten pflegt. Bei der neutralen Wüste zwischen Limmu und Gomma, welche die Reisenden jetzt zu passiren hatten, konnte von einem weiten Ausblick freilich nicht die Rede sein. Das Moggâ war hier keine Grassteppe, sondern ein von unzähligen Wasseradern durchschnittenes Sumpfland, auf dem der hohe dichtverwachsene Wald nur an einigen Stellen größere, mit hohem Schilfgras bestandene Moräste und Sumpflachen frei gelassen hatte. Diesem Charakter des Gebiets entsprechend waren unter den auch hier in ungeheurem Reichthum vorhandenen Thieren besonders zahlreich die Reptilien und unter ihnen wiederum vorzugsweise die großen Tigerschlangen vertreten.

Das Königreich Gomma, das mit seiner Ausdehnung von kaum 600 qkm das kleinste unter allen kleinen Reichen der Metscha-Galla ist, weist in Bezug auf Bodengestalt und Bodenbeschaffenheit, klimatische Verhältnisse u. s. w. eine fast vollständige Uebereinstimmung mit Limmu auf. Das Land, das vor der Besitznahme durch die Galla von christlichen Amhara oder Sidama bewohnt gewesen sein soll, besitzt in den Ueberresten einer uralten koptischen Kirche, die neben einem noch heute „Golgatha" genannten Berge am Ufer des Diddesa sich vorfinden, einen unwiderleglichen Zeugen für jene Tradition. Die etwa 15 000 Einwohner des heutigen Gomma sind zwar ihrer Meinung nach strenge Mohammedaner, wurzeln aber mit ihrem ganzen Wesen noch so tief in den nationalen Vorstellungen und Anschauungen der Gallavölker, daß trotz des mit Eifer betriebenen Koranlernens und Koranlehrens weder der Glaube an die alten Götter, noch die Anbetung von Bäumen, Bergen u. s. w. von ihnen aufgegeben worden ist. Die zahlreichen arabischen Abenteurer und Kaufleute, die sich mit besonderer Vorliebe in diesen kleinen Reichen als Koranlehrer einzunisten scheinen, bemühen sich natürlich nicht, an dieser sonderbaren Verquickung von Heidenthum und Islam etwas zu ändern. In einer Beziehung aber zeichnet sich das Königreich Gomma vor den größeren Nachbarreichen aus: seine Einwohner sind nicht so weit Eigenthum des Herrschers, daß er sie als Sklaven verkaufen dürfte. Einer Sage zufolge, die Cecchi schon in Limmu erzählt wurde, soll der Gründer des kleinen Reiches, ein „wunderthätiger" Somali-Häuptling aus Magdischu, auf eine den Sklavenhandel berührende Frage geantwortet haben: „Wenn ich meine Unterthanen verkaufte, blieben mir nur die Affen zu beherrschen." Diese Ansicht, die auch bei allen seinen Nachfolgern gegolten hat, läßt die Leute von Gomma in den Augen ihrer Nachbarn besonders bevorzugt erscheinen.

Von einem glücklichen Zustande des Lebens, ja nur von dem Leben der Einwohner überhaupt, bekamen Cecchi und Chiarini in Gomma allerdings wenig genug zu sehen. Zu beiden Seiten der breiten, von Euphorbienhecken eingefaßten Straße, die von der östlichen Pforte des Reiches 10 bis 12 km weit nach der Hauptstadt Sadschio führte, lag das Land gänzlich verödet und ausgestorben, eine große, dürre Wüste. Nirgends war etwas von bestellten Feldern oder von menschlichen Niederlassungen zu sehen; von Thieren zeigten sich nur hin und wieder einige große Aasgeier. Ein schwerer, bleigrauer Himmel, schwüle, ermattende Luft und dichte Staubwolken, die jeder Schritt von der Straße aufwirbelte, vollendeten das trostlose Bild. Nach der Angabe der aus Limmu mitgenommenen Begleiter sollte seit mehreren Monaten schon eine furchtbare Epidemie und, in ihrem Gefolge auftretend, entsetzliche Hungersnoth im Lande herrschen. Zwei Drittel der Bevölkerung sollten bereits der Plage erlegen sein, die Uebrigen aber sich in die Nähe der Hauptstadt gezogen haben, um aus dem dortigen Maserâ mit Nahrungsmitteln versorgt zu werden.

Diese Erzählung, die Cecchi anfangs für stark übertrieben hielt, wurde, je näher man der Hauptstadt kam, von

der ringsum sichtbaren schrecklichsten Wirklichkeit noch übertroffen. Nackte, oft schon in Verwesung übergegangene Leichen lagen längs der Straße und vor den Hütten, an die man jetzt kam. Kranke und Sterbende, die Augen in den abgezehrten, verzerrten Gesichtern weit aufgerissen, wälzten sich schreiend und stöhnend im Staube; neben einigen Hütten sah man noch die kaum zugeschütteten Gruben, welche die Opfer der vergangenen Tage aufgenommen hatten, an anderen Stellen hatte man es augenscheinlich längst aufgegeben, die Todten zu bestatten. Durch die Aasgeier, die hier in großen Schwärmen sich sammelten, durch Hyänen, Schakale und halbwilde Hunde zerfleischt und zerrissen, verpesteten die traurigen Ueberreste die Luft in weitem Umkreise. Wenn eine Steigerung dieser Schrecknisse überhaupt noch möglich war, so zeigte sie sich in den im Maserâ von Sadschiô herrschenden Zuständen. Zu den Hunderten von Kranken, Sterbenden und Todten, die unter den Bäumen innerhalb der einzelnen Umfriedigungen lagen, gesellten sich hier noch die Schaaren der Halbverhungerten, die seit mehreren Tagen vergebens auf die anfangs vertheilten Nahrungsmittel warteten. Aus Furcht vor Ansteckung hielten sich der junge, etwa zwölfjährige König und seine Mutter in der mittelsten Hütte des Maserâ verborgen, und mit ihrem Rückzuge schien jede Sorge für das hungrige Volk draußen aufgehört zu haben.

Nach einer unter freiem Himmel außerhalb des Maserâ zugebrachten Nacht wurden die Reisenden in der ersten Morgenfrühe zum Könige geführt, den sie von etwa dreißig Häuptlingen umgeben fanden. Die Ueberreichung der Geschenke, die üblichen Fragen und Antworten nach Zweck und Ziel der Reise, die Bewirthung mit einer Tasse des mit Butter zubereiteten und außerordentlich wohlschmeckenden „königlichen“ Kaffees wurden in möglichster Kürze abgemacht. Zwar stießen die Angaben Cecchi's, daß er nach Gera gehen wollte, nur um seinen Bruder, Abbâ Lion, zu begrüßen, und dann weiter nach Kaffa, um den mächtigen König kennen zu lernen, auf den entschiedensten Unglauben aller Anwesenden. Man hielt sie hier, wie schon so oft vorher, für Spione Menilek's, und nicht zum ersten Male hörten die Reisenden auch in den auf sie bezüglichen Reden und Berathungen der Häuptlinge den Namen Hadschi Haman wieder und immer wieder nennen. Dieser Hadschi Haman aber war, wie sie bald durch Pater Léon erfahren sollten, ein ägyptischer Emissär, der schon mehrere Monate vor der Ankunft der italienischen Expedition in Schoa die Kunde nicht nur in den mohammedanischen Gallareichen, sondern auch bei den unabhängigen Stämmen gemacht hatte, um im Auftrage des Chedive vor den Frendschi zu warnen, die als abessinische Spione binnen Kurzem versuchen würden, sich Eingang in jene Länder zu verschaffen.

Noch ehe die Reisenden in das Moggâ zwischen Gomma und dem Königreiche Gera gelangten, führte der Weg in SSW-Richtung durch einen ausgedehnten Wald, der mehr noch als alle bisher gesehenen den Charakter des tropischen Urwaldes trug. Die Höhe und der Umfang der Bäume, das dichte Netzgewebe von prächtigen, mit phantastisch geformten Blüthen überladenen Orchideen und anderen Schlinggewächsen, der ganze Reichthum dieses aus der Ueberfülle des Vergehenden sich immer neu und immer üppiger erzeugenden Pflanzenlebens riß Cecchi und seinen Gefährten auch zu immer neuen Ausrufen des Staunens und der Bewunderung hin. Nach mehrstündigem Marsche durch das von 2 bis 3 m hohem Grase bedeckte Moggâ am Ufer des Anane angekommen, glaubten sie in der aus Baumstämmen fest zusammengefügten und mit Flechtwerk, kleinen Steinen und Kies bedeckten Brücke über diesen Strom schon das erste Anzeichen „jener höheren Kultur und Gesittung“ zu finden, von der sie hier alles Gute für sich erwarteten. Ahnungslos, daß es das Thor des letzten und längsten ihrer „afrikanischen Gefängnisse“ war, das sich hinter ihnen schloß, passirten sie gleich darauf die Kellâ Filô, die nördliche Pforte des Königreiches Gera. Gut angebaute Felder, der Mehrzahl nach mit Gerste und Weizen bestellt, und schöne Wiesen, auf denen große, augenscheinlich gut gehaltene Heerden weideten, zeigten sich an den zu beiden Seiten des Weges ansteigenden Hügeln. Am Ende der Straße aber, am südwestlichen Horizont, erschien bald die Anhöhe, auf der über einem dichten Hain von Bananen, Kaffee- und Orangenbäumen das stattliche Maserâ der Hauptstadt Tschalla emporragte. Die Straußeneier auf den hohen Mittelpfosten der Dächer erglänzten im hellen Sonnenschein; was man beim Näherkommen von den Hütten sehen konnte, gab einen hohen Begriff von dem Schönheitssinn, dem architektonischen Verständniß und dem Kunstfleiße der Einwohner.

Der ehrenvolle Empfang durch einen Häuptling, der sie im Namen des Königs Abbâ Nagô in seinem Lande willkommen hieß, wich von der schmachvollen Behandlung, die sie so lange erduldet hatten, so auffallend ab, daß selbst der Anblick der verfallenen und widerlich unsauberen Hütten, die ihnen derselbe Würdenträger zum Quartier anwies, sie in dem Glauben nicht irre machen konnte, daß man sie hier als willkommene Gäste betrachte. So verlief denn auch die erste Zusammenkunft mit dem jugendlichen Könige ganz nach Wunsch. Ihre Beschwerde über die mangelhafte Unterkunft wurde mit dem Versprechen erwidert, die nöthigen Ausbesserungen vornehmen zu lassen; die Ueberreichung der Geschenke wurde auf die nächste feierliche Audienz im Beisein der Genné-fâ (Königin-Mutter) verschoben, und schließlich ward auch noch die Zusage, für den Unterhalt der Fremden sorgen zu wollen, wenigstens an diesem ersten Abende durch eine überreichliche Lieferung von allerhand auch nach europäischem Geschmack guten Dingen erfüllt. Nicht weniger als dreißig Sklavinnen hatten mit der Herbeischaffung der für die Reisenden und ihre vier Diener bestimmten Abendmahlzeit zu thun. Große Krüge des trefflichsten Meth, feines weißes Brot aus Weizen- und Tiefmehl, Käse in kleinen ledernen Säcken, Senf mit Butter gemischt und endlich die verschiedenen pikanten Brühen, mit denen der Galla wie der Abessinier das rohe Fleisch zu verzehren pflegt: Pfeffer-, Knoblauch- und Gewürzbrühen aller Art: dies waren die Herrlichkeiten, über deren durch die ganze Nacht ausgedehnten Genuß die eingeborenen Diener alles erlittene Ungemach vergaßen. Daß unter diesen kulinarischen Genüssen die Fleischspeisen gänzlich fehlten, hatte seinen Grund in der Annahme, daß den Fremden, ebenso wie den abessinischen Christen, das nach mohammedanischer Vorschrift geschlachtete und zerlegte Thier ein Greuel sein müsse. Auf Pater Léon's besonderen Wunsch, der bei seiner kleinen Schaar bekehrter Christen streng auf alle derartigen äußeren Unterscheidungen hielt, aßen Cecchi und Chiarini denn auch während der ersten Zeit nur Fleisch von den Thieren, die sie durch ihre Diener oder durch einen von des Paters Leuten schlachten lassen konnten. Sehr lange dauerte es allerdings nicht, bis Hunger und Noth sie zeitweise dazu zwangen, mit Aufgebung aller religiösen oder anderen Bedenken dankbar alles überhaupt Eßbare, selbst rohes und keineswegs frisches Fleisch, zu genießen.

Durch Krankheit in seiner etwa 10 km von Tschalla entfernten Station Afallô zurückgehalten, konnte Pater Léon erst nach mehreren Tagen die Reisenden willkommen

heißen. Seit neun Jahren war er mit keinem Europäer mehr zusammengekommen, seit drei Jahren hatte er weder von seinem Orden, noch von den Missionsanstalten auch nur die kleinste Unterstützung erhalten. Die Verbindung mit der abessinischen Mission war durch die beständigen Kämpfe mit den Soddo-Galla abgeschnitten; wenigstens fand unter den Leuten des Paters sich keiner mehr bereit, die Reise zu unternehmen, nachdem die Soddo zweimal seine Boten getödtet hatten. Der Versuch einer Missionsanlage in Kaffa, für die er Jahre lang unermüdlich gewirkt und geworben hatte, war nach einem kurzen, scheinbaren Gelingen vollständig gescheitert, der dortige Missionar, Pater Coccin, den Anstrengungen und Leiden seines schweren Berufes erlegen. Aber weder diese größte Enttäuschung, noch seine eigenen furchtbaren Erlebnisse in Dschimma und Limmu, wo er sich nur mit genauer Noth durch die Flucht hatte retten können, weder die beständigen Entbehrungen und verhältnißmäßig geringen Erfolge seines jetzigen Lebens, noch das unaufhörliche und ermüdende Laviren im Verkehr mit der gewaltthätigen Genné, die ihm schon mehr als einmal mit der Vernichtung seiner Mission gedroht, hatten bis jetzt den Muth des siebzigjährigen Paters zu brechen vermocht. Trotz häufiger Heimsuchung durch Krankheit unterzog er sich mit größter Geduld und stets mit einem gewissen Humor den sehr verschiedenartigen Aufträgen, welche die Königin ihm zu ertheilen pflegte. Ohne die geringsten technischen Vorkenntnisse hatte er vom ersten Tage seines Aufenthaltes in Gera an bald als Baumeister, bald als Schmied oder Tischler Dienste thun müssen. Jetzt war er wieder mit der Anfertigung von zwei Thronsesseln beschäftigt, die, für besonders feierliche Gelegenheiten bestimmt, auf den ausdrücklichen Wunsch der Genné etwas noch nie Dagewesenes an Pracht werden sollten. Und ihres Gleichen hatten die seltsamen kastenartigen Geräthe, die unter seinen Händen entstanden, gewiß auch nirgends auf der Welt. Die runden gedrechselten Füße waren stark genug, um ein Dach tragen zu können; von dem oberen Rande der hohen steilen Rückwand ragten sechs oder acht Straußenfedern empor; worauf aber der Pater ganz besonders stolz war, das waren die in das Holzwerk eingelassenen kleinen Spiegelscherben, die in anmuthiger Weise mit aufgeklebten Sternen und Streifen von Goldpapier und allerhand Etiketten und Fabrikzeichen europäischer Waaren abwechselten. In der That fand das Kunstwerk, das durch seine fragwürdige Gestalt Cecchi's Lachlust erregte, sobald er es zu Gesicht bekam, den höchsten Beifall der Herrscher; aber die Hoffnung des armen Paters, daß es ihm auch die in letzter Zeit bedenklich verloren gegangene Huld der Königin wieder verschaffen sollte, ging nicht in Erfüllung.

Auch die außerordentliche Gnade und das freundliche Entgegenkommen, das die Genné den Fremden zu Theil werden ließ, war weder aufrichtig gemeint, noch von langer Dauer. So lange die Reisenden sich noch über die eigentlichen Absichten der Königin in Betreff ihrer täuschen, so lange sie ihren Aufenthalt in Gera noch als vorübergehend betrachten konnten, erschien ihnen das Studium dieses „in seiner Verworfenheit großartigen Frauencharakters" ungemein interessant. Es währte aber nicht lange, bis sie die gefährliche Intriguantin von ganzer Seele haßten. Durch Nichtsthun und Ausschweifungen aller Art trotz seiner siebzehn Jahre schon körperlich und geistig fast zu Grunde gerichtet, war der junge König eine vollständige Null neben seiner Mutter. Nur bei Gelegenheit eines Kriegs- oder Jagdunternehmens verließ ihn hin und wieder seine Schlaffheit. Die Regierung, die in ihrer Willkür sogar Alles übertraf, was die Reisenden in Limmu gesehen hatten, wurde von der Königin in Gemeinschaft mit drei Häuptlingen geführt, mit deren Hilfe sie durch die übliche Hinwegräumung aller anderen Verwandten des verstorbenen Königs auch schon auf den Thron gelangt war. An Stelle der Liebesintriguen, die nach Pater Léon's Erzählungen sie in früheren Jahren vielfach beschäftigt und zu immer neuen Verbrechen geführt hatten, waren jetzt politische Intriguen getreten. Nicht zufrieden damit, ein Gegenstand zitternder Furcht für jeden einzelnen ihrer Unterthanen zu sein, versuchte sie ihre Macht weiter zu erstrecken. Aufreizung der Nachbarherrscher gegen einander, geheime Bündnisse mit einem gegen alle anderen und ähnliche Kunststücke waren ihre „Specialität". Auch die wichtigen Verhandlungen mit dem König von Kaffa, „nach deren Erledigung sie erst für die Weiterreise der Fremden und für ihre gute Aufnahme bei jenem Herrscher Sorge tragen wollte", betrafen wieder ein geheimes Bündniß gegen Dschimma und Guma. Es erscheint fast überflüssig, hier noch besonders zu erwähnen, daß sie nach dem Abschluß jener Verhandlungen ebenso, wie schon vorher, mit bestem Erfolge alles that, was sie thun konnte, um die Reisenden in ihrem Gewahrsame zu behalten. Daß schon unmittelbar nach der ersten Audienz die systematische letzte Ausplünderung der Expedition ihren Anfang nahm, ist ebenso selbstverständlich.

Das Reich Gera, das, Dank seiner gefürchteten Genné, eine besondere Machtstellung unter den Gallareichen einzunehmen scheint, hat eine Ausdehnung von etwa 2670 qkm. Ein großes, auf drei Seiten von reichbewaldeten Bergen umgebenes Becken, das aber in der Mitte eine ansehnliche Bodenerhebung zeigt, fällt das Land auf seiner vierten, südlichen Seite zum Godscheb ab, der hier zugleich die natürliche Grenze gegen das Reich Kaffa bildet. Einzelne kleine Höhenzüge und eine bedeutende Anzahl kleiner Flüsse und Bäche, die alle dem Hauptflusse des Landes, dem zum Godscheb gehenden Naso, zuströmen, tragen, wie zur Fruchtbarkeit, so auch zu der außerordentlichen landschaftlichen Schönheit des Reiches Gera bei. Die Hauptstadt Tschalla, die eben auf jener mittleren Bodenerhebung liegt, darf für verhältnißmäßig gesund gelten. Im Großen und Ganzen sind aber die klimatischen Verhältnisse des Landes die denkbar ungünstigsten. Neben den raschen Temperaturwechseln (in Tschalla fand Cecchi zwischen dem Maximum und Minimum eines Tages sehr oft einen Unterschied von 18 bis 20° C.) trägt auch hier die beckenartige Senkung des wasserreichen Landes zu seiner Ungesundheit bei. Endemische Krankheiten, bald stärker, bald schwächer auftretend, herrschen demzufolge das ganze Jahr hindurch und decimiren namentlich den ärmeren Theil des Volkes in furchtbarer Weise. Daß trotz der ungeheuren Sterblichkeit in besonders ungünstigen Jahren das normale Verhältniß zwischen der Bevölkerungszahl und den Subsistenzmitteln des Landes sich doch immer bald wieder herstellt, giebt einen Begriff von der erstaunlichen Fruchtbarkeit jener Volksklassen.

Die Wichtigkeit und Verbreitung der Eukalypten.

S. Daß die Geographie nicht nur als „dienendes Glied“ sich an „ein Ganzes“, an den gesammten Wissensstoff der Gegenwart anschließt, sondern auch mehr und mehr mit Recht Anspruch machen darf auf den Ehrentitel einer Universalwissenschaft, dies beweist neuerdings die Eukalyptenlitteratur, welche uns in letzter Zeit besonders auf dem französischen Büchermarkte werthvolle Beiträge zur Pflanzengeographie spendete, Beiträge, die auch der Botanik und Nationalökonomie interessanten Stoff zum Nachdenken und tieferem Forschen bieten dürften. Im germanischen Europa hat die Eukalyptenfrage im Laufe weniger Decennien verschiedene Stadien durchlaufen, und nachdem sich die zu nüchternen und zu enthusiastischen Ansichten etwas ausgeglichen haben und abgeklärt erscheinen, ist es wohl billig, daß wir solche mit den praktischen Resultaten der im kleineren und großen Maßstabe von den Franzosen betriebenen Eukalyptenkultur vergleichen, um praktisch wichtige Resultate unserer Studien einzuheimsen.

Bewundernd blicken wir auch jetzt noch, wie vor bald einem Jahrhundert L'héritier, Labilliardère und andere Botaniker, auf zu diesen Riesenbäumen Australiens und Tasmaniens, von denen viele in ihrer Heimath (Myrthen- und Lorbeer-Zone) bei einem Stammumfang von 29 m eine Höhe von 150 m zeigen und vermöge ihres zähen Holzes, ihrer ätherischen Oele und ihrer klimatologischen Bedeutung einen enormen Gewinn bringen.

Unter den 150 Arten dieser Myrthaceen gedeihen die meisten in Victoria, viele in Neu-Südwales und Queensland und wenige in Süd- und Westaustralien. Tasmanien dagegen weist trotz seines rauheren Klimas mehrere Arten auf, die sonst nirgends vorkommen. Auch auf Timor hat man diese majestätischen Bäume als einheimische Pflanzen getroffen. Geradezu zum Nationalreichthum einer Kolonie sind sie erst in Australien geworden, von wo aus geschätztes, zähes „Eisenholz“ in kolossalen Quantitäten exportirt wird und wo auch, wie z. B. in der Nähe von Melbourne, aus den grünen Pflanzentheilen sehr viel Eukalyptenöl producirt wird, seitdem Botaniker ersten Ranges, z. B. Baron Frd. von Müller im Verein mit Geographen und Nationalökonomen wie Ramel, Lambert, Naudin und Sahut oder Joly, dessen officinelle Bedeutung in Wort und Schrift hervorgehoben haben und seitdem ferner Eukalyptusalkohol, -Syrup, -Essenz und besonders das Eukalyptol in der Medicin mehr bekannt und geschätzt wird.

Den ausgedehntesten Handel mit Eukalyptenpräparaten und -Produkten überhaupt treibt England; dies hat auch die letzte Kolonialausstellung bewiesen, in welcher die Eukalypten einen wesentlichen Bestandtheil bildeten.

Was aber den „australischen Mützenbäumen“ von ihrer Heimath aus so schnell in Nordafrika und Süd-Frankreich, später alsdann auch in Spanien und Italien, im Kapland und in Amerika Eingang verschaffte, das war besonders die ihnen inne wohnende Kraft, Feuchtigkeit in enormen Quantitäten durch ihre ausgedehnten, tief gehenden Wurzeln anzuziehen und dadurch und durch ihre Kronen die Umgegend zu desinficiren und trocken zu legen, oder — nach Joly — aus den unteren Schichten der ausgetrockneten Sandebenen, gleich viel verzweigten artesischen Brunnen, das noch vorhandene Wasser hervorzuzaubern und so die todte Wüste allmählich zu beleben. Ramel machte daher im Verein mit Frd. von Müller erfolgreiche Propaganda für die Verpflanzung dieser nützlichen Bäume nach den französischen Kolonien in Nordafrika. Dort fanden sie gleichsam eine zweite Heimath. Man studirte ihre physiologischen Lebensbedingungen selbst in ungünstigeren Verhältnissen, in basalt-, granit- und kalkhaltigem Boden etwas genauer und suchte die künstliche Bewässerung und Düngung allmählich erfolgreicher zu machen. In geschützten Lagen wurden nun auch in zweckentsprechendem Erdreich an der gegenüberliegenden Küste des Mittelländischen Meeres Experimentirfelder angelegt. Die Regierung von Italien benutzte die Eukalypten zur Trockenlegung der sumpfigen Gegenden, z. B. der Campagna. Dies wirkte. Die Spanier thaten dasselbe und der gute Ruf des wohlthätigen „Fieberbaumes“ fand auch in der Neuen Welt ein freudiges Echo. Indessen machte die Pflanzengeographie riesige Fortschritte. Die überzeugenden, auf Beobachtung und Erfahrung beruhenden Worte des kompetentesten Botanikers v. Müller in Melbourne hatten auf viele Gelehrte und besonders auf manche praktische Nationalökonomen die günstigste Wirkung ausgeübt. Die Eucalyptographia und andere literarische Produkte wurden zur Basis neuer, einläßlicher Studien und zur Grundlage für die praktische Klassifikation der 150 Arten nicht nur nach äußeren Merkmalen, sondern auch nach ihrem Vorkommen und ihren geologischen Anforderungen. So wurde besonders der botanische Garten zu Antibes zum maßgebenden Experimentirfeld, und Sahut publicirte neulich im Bulletin de la Société Languedocienne de Géographie sechs äußerst gediegene Artikel, in welchen er unter Anderem auch diejenigen Arten einer genauen Prüfung und Besprechung würdigte, welche (nach Naudin und anderen Autoritäten) selbst in einem kälteren Klima noch fortkommen könnten, wie z. B. Eucalyptus amygdalina (vera), welche in Intra (am Lago Maggiore) sehr gut gedeiht, und zwar in stattlichen Exemplaren mit schnellem Wachsthum, E. diversicolor, die bis 122 m hoch wird und in Vitoria und Tasmanien häufig ist,

E. fissilis
E. gunnii } („Diamant der Wälder“),
E. risdoni

mit welchen in kälterem Klima schon etliche Versuche gemacht worden sind.

Von anderen Arten weiß man ebenfalls, daß sie in ihrer Heimath, 1800 m über dem Meere, vorkommen und in Tasmanien z. B., „wo der Schnee oft fällt“, und wo die Temperatur sehr tief sinkt, schon außergewöhnlichen Frost ohne Schaden ausgehalten haben. Sahut's Vergleichung des Klimas in Tasmanien mit demjenigen Südfrankreichs mit Bezugnahme auf die Pflanzenzonen ist ebenso interessant als praktisch wichtig vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus. So sagt er (a. a. O. Tome IX, I, p. 110): „Der Sommer ist in Tasmanien nicht so warm, um Olivenfrüchte zur Reife zu bringen oder Trauben zu zeitigen, in einer Region, wo jedoch die Eukalypten sehr gut gedeihen und sich fortzupflanzen vermögen“ (und p. 117): „Da diese Insel viel weiter vom Aequator entfernt ist als Australien, ist ihr Klima auch viel weniger heiß; es ist sogar ganz gemäßigt, wie dasjenige Südeuropas.

Es entspricht also dem Klima südwärts von Montpellier, Tolouse, Bayonne 2c."

Er citirt nach diesen klimatologischen Vergleichungen ferner Eucalyptus coccifera, als alpine Eukalyptusart; Eucalyptus pauciflora (coricea), welche 1250 m hoch noch gedeiht und 122 m Höhe erreicht, Eucalyptus deatbata und andere Objelte genauerer Beobachtungen.

Als Kosmopolit im wahren Sinne des Wortes erscheint die Eucalyptus globulus, da sie die weiteste Verbreitung von Süden nach Norden hat. Ein Exemplar des botanischen Gartens in St. Gallen wuchs im verflossenen Sommer im Freien 1 m hoch. In Wien, in London und selbst in Edinburgh soll diese Art schon im Freien gezogen worden sein und sich allmählich abhärten lassen.

Einen wichtigen Beitrag zur Pflanzengeographie bietet Sahut, indem er durch folgende Klassifikation mehr Licht in die geographische Verbreitung und Widerstandsfähigkeit vieler Arten in rauhem Klima und wenig geeignetem Erdreich bringt:

1. Arten von gigantischer Höhe.
2. Bäume mittleren Umfangs.
3. Zwergeukalypten (Büsche und Sträucher bildend).

4. Arten, welche feuchtes Erdreich vorziehen.
5. Gegentheilige.
6. Alpine Eukalyptenarten.

7. Solche, welche sehr empfindlich sind gegen die Kälte.
8. Widerstandsfähige Arten, welche selbst am sandigen Meeresufer noch gut fortkommen.

Auffallend ist bei der letzten Gruppe die Erscheinung, daß Arten, welche granit- oder basalthaltigen Boden vorziehen, in Gegenden mit ganz verschiedenem Klima üppig gedeihen, woraus die Thatsache klar hervorgeht, daß die chemischen Bestandtheile des Standortes eine noch viel wichtigere Bedingung zum Fortkommen bilden als seine klimatologischen Verhältnisse.

Seit einem Jahrzehnt ungefähr schmücken nun Eukalyptenwälder in großer Zahl die reizenden Ufer des Mittelländischen Meeres von Gibraltar an bis Rom, ja auch viele Gegenden, die von da aus weit nach Norden liegen, bis Montpellier z. B., und es ist zu hoffen, daß Eukalypten in späteren Generationen schon insoweit naturalisirt seien, daß sie bei sorgsamer Pflege und zweckmäßiger Auswahl des Bodens wie viele andere Kulturpflanzen noch stets weiter verbreitet werden, zum Segen nicht nur ferner europäischer Kolonien, sondern auch im Interesse eines lebhafteren Handels.

Die neuesten Berichte, Privatkorrespondenzen von Seite der ersten Autoritäten auf pflanzengeographischem Gebiete entnommen, lassen diese Hoffnung durchaus nicht als eine sanguinische erscheinen. So berichtet uns eine maßgebende Persönlichkeit in Norditalien, Fürst Trubetzkoy, von einem stattlichen Exemplar des Eucalyptus amygdalina vera, das im Jahre 1876 als Same gepflanzt, im verflossenen Jahre bei 2,1 m Umfang schon 25 m Höhe hatte und in seiner Besitzung in Intra unweit der schweizerischen Grenze alle Lebensbedingungen erfüllt sieht. Einige vor Kurzem gepflanzte, viel versprechende Exemplare ertrugen Temperaturen von — 8 bis — 10°, machten Schosse von mehreren Metern und trugen Blüthen und Früchte ähnlich wie in ihrer zweiten Heimath in Antibes. Andere Exemplare dieser stattlichen Bäume, deren Samen vor zwölf Jahren nach Dr. Guillaud aus Australien bezogen worden sind, trugen vom sechsten Jahre an keimfähige Samen und erreichten schon im elften Lebensjahre eine Höhe von 25 m. Im Winter von 1879/80 trotzten sie einer Kälte von beinahe — 10°.

Der Fürst Trubetzkoy schreibt unter Anderem: „Seit 14 Jahren, seitdem ich mich mit der Eukalyptenkultur beschäftige, hatten wir nie, bis anhin, während drei Wochen alle Nächte diese niedrige Temperatur von — 9,05° C. Die Eucalyptus amygdalina allein konnte derselben widerstehen. Dies ist darum der Baum par excellence, nicht nur für die Region der Orangen, sondern auch für nördlichere Gegenden; denn M. Lnuaret schreibt mir von Montpellier aus, daß kleine Pflänzlinge, welche ich ihm dorthin gesandt habe, eine Kälte von — 11° ertrugen 2c."

Ein heikler Punkt ist bei all diesen Versuchen wohl zu beachten: die leicht mögliche Verwechslung der Namen schon von der Bezugsquelle aus. So wollte man obige, die Eucalyptus amygdalina vera, die Fürst Trubetzkoy mit so besonders großem Erfolge kultivirte, von kompetent sein sollender Seite aus als Eucalyptus riminalis (Lab.) erklären. Allein dieser Irrthum wurde bald erkannt. Er scheint seine Ursache in der Verwechslung von aus Australien importirten, in den Handel gebrachten Samen gehabt zu haben.

Ferner scheiterten die Versuche in der Verpflanzung neuer Species sehr oft auch aus Mangel an tiefer gehenden geologischen Kenntnissen und Untersuchungen. Wenn das Erdreich (basalt-, granit- oder kalkhaltiger Boden) den Anforderungen einer besonderen Art nur theilweise oder gar nicht entspricht, so muß um so mehr Sorgfalt auf die Pflege, die künstliche Bewässerung und Düngung verwendet werden. So mißlangen die von Mr. Correvon im Kanton Wallis unweit Martigny in vorzüglichster Weise geleiteten Versuche im Jahre 1883 wahrscheinlich in Folge mangelhafter Pflege der jungen Schosse und Pflänzlinge. Sehr wahrscheinlich werden daselbst sowie im Kanton Tessin in Bälde neue Versuche gemacht werden, welche von ermuthigendem Erfolg gekrönt sein dürften [1]).

Ueberraschende Resultate zeigten sich mit verschiedenen anderen, oben genannten Arten. So gedeiht in England, nach Rev. Gildas (in Devon), seit einigen Jahren ein nahezu 20 m hohes Exemplar von Eucalyptus coccifera im Park des Grafen von Devon vorzüglich; es blüht alle Jahre. Seine Heimath ist der botanische Garten von Antibes.

Im Südwesten Englands, in Exeter, sowie in der Umgegend Londons ziert die Eucalyptus polyanthemos die sie schützenden Mauern und in Pau (Frankreich) widerstand die Eucalyptus coriacea, wie auch die schon genannte Eucalyptus viminalis der außergewöhnlichen Kälte von — 8, — 12, ja bis — 14° des Winters 1877/78 und erlag erst drei Jahre später (15./16. Januar 1881) derselben, als im Thal der Garonne sogar Weinreben erfroren. Wäre der Besitzer des heroischen Repräsentanten dieser bevorzugten Gattung nicht wegen Krankheit verhindert worden, durch Veredeln der noch verschonten Treibaugen die letzten entscheidenden Rettungsversuche zu machen, so hätte er, wie M. Alb. Piche mit Mr. Tourasse sicher annimmt, der Nachwelt als Zeuge einer bewunderungswürdigen Acclimatisationsfähigkeit erhalten werden können.

Nach Prof. Balfour ist die Biographie eines Eucalyptus viminalis in Haddington bei Edinburgh sehr interessant. Er hatte, 18 bis 19 Jahre alt, 15 m Höhe und 2,5 m Stammumfang, litt furchtbar durch die Kälte der verflosse-

[1]) Im April d. J. haben in der That im Kanton Wallis Anpflanzungsversuche mit Eucalyptus amygdalina vera und Eucalyptus rostrata stattgefunden, deren Samen Sahut in Montpellier geliefert hatte.

nen Jahre, büßte deshalb seine stattliche Krone ein und wurde 2 m über dem Boden abgesägt, aber zum größten Erstaunen seines Besitzers verjüngte er sich nochmals und trieb wieder Aeste, welche heute schon ihre Vorgänger an Ausdehnung übertreffen. Nach zwei bis drei Generationen dürfte wohl nach übereinstimmenden Ansichten von pflanzengeographischen Autoritäten diese widerstandsfähige Eukalyptusart sich auch im geschützteren Norden vollständig abgehärtet und eingebürgert haben.

Alle diese übereinstimmenden Thatsachen fließen zu der volkswirthschaftlich außerordentlich wichtigen Schlußfolgerung zusammen, daß die Verbreitung der überaus wichtigen Mützenbäume in weiten Gebieten der Alten und Neuen Welt, wohl nach bestimmten Gesetzen, einen normalen Verlauf genommen hat, und wie voraus zu sehen ist, noch nehmen wird, so daß ihre officinelle Bedeutung, ihr klimatologischer Einfluß und ihr commercieller Werth je länger je mehr geschätzt und ausgebeutet zu werden vermag — zu Gunsten der fieberkranken Ureinwohner Australiens so gut wie im Dienste der redlich im Kampf ums Dasein ringenden Kolonisten. Freuen wir uns besonders der nun auch (selbst durch Privatbriefe von Naudin, Sahut und Trubetzkoy) erlangten Gewißheit einer möglichst erfolgreichen Naturalisation mehrerer Eukalyptenarten in nördlichen Gegenden! Suchen wir aber hauptsächlich auch mit Rücksicht auf ihre Verwendung als desinficirende Zimmerpflanzen von sehr zweifelhaftem Werth je länger je mehr Wahres von Falschem und Gewisses von bloß Problematischem zu unterscheiden, um die Fortschritte der Wissenschaft gebührend würdigen zu können!

Kürzere Mittheilungen.

Die südafrikanischen Reisen und Sammlungen des Dr. Hans Schinz.

Wir entnehmen dem Feuilleton der „Neuen Züricher Zeitung“ vom 4. Mai 1887 auszugsweise folgende interessante Mittheilungen über die Arbeiten des im „Globus“ bereits mehrfach erwähnten Schweizer Gelehrten Hans Schinz.

Seine Reise dauerte vom August 1884 bis zum Februar 1887. Bis zum 20. März 1885 stand er im Dienste der Lüderitz-Expedition, die ihn als Botaniker engagirt hatte; von da an reiste er auf eigene Faust.

Zunächst wurde von Angra Pequena aus das Lüderitzland, auf das man so große Hoffnungen gebaut hatte, untersucht; wie wenig sich dieselben realisirten, ist aus der vernichtenden Kritik zu ersehen, die Herr Pohl, der Leiter der Lüderitz-Expedition, in Petermann's Mittheilungen an dem Unternehmen übt [1]). Dann zog Schinz quer durch Groß-Namaland bis zum Westrande der Kalahari, wo ihm das Mißgeschick passirte, von den Hottentotten völlig ausgeraubt zu werden.

Nachdem er sich in Angra Pequena wieder mit allem Nöthigen versehen, wandte er sich im April 1885 nach Norden, durchzog Groß-Namaland seiner ganzen Länge nach, ebenso Damaraland, das Gebiet der Herero, und betrat dann das noch wenig bekannte Ovambo-Land. Außer von Missionaren, Jägern und Händlern ist es nur einmal von Europäern betreten worden und zwar von Galton und Andersson, wovon der letztere speciell die Vogelfauna studirte, aber sonst keine wissenschaftliche Sammlungen mitbrachte, so daß die Schinz'sche Sammlung in dieser Beziehung als Unicum dasteht.

In Olukanda, einer Station der finnischen Mission, hielt sich Schinz vom August 1885 bis Februar 1886 als Gast des Missionars auf, und benutzte diese Zeit zur gründlichen allseitigen Erforschung von Land und Leuten, machte auch, neben zahlreichen kleineren, eine größere Exkursion nach dem portugiesischen Fort Humbe am Kunene-Fluß.

Beinahe hätte ihn hier das Schicksal ereilt, als Märtyrer der Wissenschaft fern der Heimath, in Afrikas Erde, sein Grab zu finden. Die photographischen Hantirungen, das eifrige Sammeln und Notiren, das der „kleine Weiße“ betrieb, der sich sogar im Interesse seiner Skeletsammlung Gräberschändungen zu Schulden kommen ließ: das Alles erregte den Unwillen der Häuptlingsfamilie, und es wurde die Ermordung des unbequemen Gastes geplant. Durch schleunige Flucht rettete er sich, freilich nicht ohne vorher, trotz der drohenden Gefahr, das Corpus delicti, einen Omundonga-Schädel, in Sicherheit gebracht zu haben, der nun eines der werthvollsten Stücke seiner Sammlung bildet.

Nachdem er noch in der Nähe der Etosa-Pfanne einige Wochen verweilt, begab er sich zu einer versprengten Boeren-Familie in Grootfontein (Südost-Ovamboland) am Rande der Kalahari. Dorthin wurden ihm von seinem getreuen Freunde, dem finnischen Missionar, seine glücklich geretteten Sammlungskisten nachgeschickt.

Im Juni 1886 durchkreuzte Schinz die Wüste Kalahari bis zum See Ngami, der ungefähr in der Mitte von Südafrika liegt. Eine eigentliche „Wüste“ ist dieses Gebiet übrigens nicht: es hat eine Regenzeit und in Folge dessen reichlichen Pflanzenwuchs, der als eine Parklandschaft (Savanne) die weite Hochfläche überzieht. Nur fehlt das oberirdische Wasser der Flüsse und Seen; der Reisende muß das Grundwasser ergraben, um sich vor dem Verdursten zu retten.

Der König Mosemi vom Stamme der Batowana beherbergte unseren Reisenden drei Wochen lang am Ngami-See. Entgegen den auf Hörensagen beruhenden Angaben Pechuel-Lösche's fand er dieses Bassin noch gefüllt, allerdings stark im Abnehmen begriffen.

Im Juli 1886 kehrte Schinz auf einer weiter südlich gelegenen Route nach Damaraland (Okahandja) zurück. „Diese Tour“, schrieb er an Prof. Ascherson, „bildet das dunkelste Blatt in meiner Explorations-Erfahrung. Fieber und Dysenterie, Hunger und Durst machten mich zu jeder wissenschaftlichen Arbeit unfähig. Als ich wieder in Damaraland einrückte, fühlte ich mich um Jahre gealtert.“

Von Okahandja aus holte Dr. Schinz in Grootfontein die unterdessen dort aus Olukanda angekommenen Kisten; dann durchkreuzte er noch einmal das Damaraland bis zur Walfischbai, wo er im December 1886 eintraf. Eine vierwöchentliche Segelschiffahrt brachte ihn von dort nach Kapstadt und im Februar 1887 kehrte er in sein Vaterhaus zurück.

Die Sammlungen, die Dr. Schinz mitgebracht, umfassen in erster Linie botanische und ethnographische Objekte, dann auch zoologische und mineralogische. Er hat weiterhin über Sitten und Gebräuche der besuchten Stämme zahlreiche Notizen gemacht, Vokabularien ihrer Idiome angelegt, meteorologische

[1]) Auch Schinz hat in ganz übereinstimmender Weise die Aussichtslosigkeit der Kolonialbestrebungen in Groß-Namaland dargethan in einem Berichte an die ostschweizerische geographische Gesellschaft in St. Gallen.

Beobachtungen angestellt, zahlreiche photographische Aufnahmen und geographische Ortsbestimmungen gemacht.

Die längeren Aufenthalte an einzelnen Orten und die vielen Kreuz- und Querzüge, die ihn oft zwei- bis dreimal an denselben Ort brachten, erlaubten ihm eingehendere Studien, als sie dem rasch Durchreisenden möglich sind, so daß wir von dem Reisewerke, mit dessen Bearbeitung der junge Gelehrte in den nächsten Jahren sich beschäftigen wird, viel erwarten dürfen.

Der botanische Theil der Sammlungen umfaßt neben zahlreichen Früchten und Samen 22 Fascikel getrockneter Pflanzen, die etwa 1000 Arten enthalten dürften, darunter zweifellos zahlreiche neue. Dr. Schinz wird dieselben zunächst am botanischen Museum des eidgenössischen Polytechnikums bearbeiten, unter Mithilfe von dessen vielerfahrenem Direktor, Herrn J. Jäggi; da aber die dortigen Hilfsmittel (Herbarien und Litteratur) zur definitiven Feststellung namentlich der neuen Arten nicht ausreichen, wird die Vollendung der Arbeit an einem botanischen Centrum (Kew bei London) vor sich gehen müssen.

Das ethnographische Material besteht aus zwei nahezu vollständigen Sammlungen, deren eine das ackerbautreibende Volk der Oudonga (zur Banturasse gehörig, also mit den Kaffern, Zulus und Zanzibarleuten verwandt) in seinen Kleidern und Geräthen repräsentirt, die andere den Viehzucht treibenden Stamm der Herero (die Bewohner des Damaralandes). Auch die Kalaharibuschleute und die Hottentotten sind durch eine Anzahl ethnographischer Objekte vertreten.

Die Oudongas zeichnen sich namentlich durch ihre Kunstfertigkeit in Eisen- und Kupferarbeiten aus. Sie verstehen aus den Erzen ihres an Metallschätzen reichen Landes diese Metalle zu gewinnen; das Feuer ihrer Schmelzöfen fachen sie mit einem zweistiefeligen, grob aus Holz geschnitzten Blasebalg an. Das Princip dieses Instruments scheint von mehreren wilden Völkern erfunden worden zu sein; aus Madagaskar bildet Ellis ähnliche Blasebälge ab und Wallace beschreibt solche von der Insel Lombock im malayischen Archipel, dort freilich aus Bambus hergestellt. Das Kupfer schmieden sie zu mächtigen Ringen aus, die von den Frauen als Zierrath um die Knöchel getragen werden. — Von ihren Kleidern sind die aus gegerbten Ochsenmagen hergestellten Schürzen der Männer erwähnenswerth. Die Frauen tragen Leibchen aus — Straußeneiern, d. h. aus der dicken Schale derselben werden Ringe geschnitten, an Schnüre gereiht und diese Ketten dann vielfach um den Leib geschlungen. Selbstgeschmiedete Waffen und Ackergeräthe zeugen von der Geschicklichkeit der Oudongas. Ihre mächtige Kriegstrommel verfertigen sie aus einem ausgehöhlten, lederüberspannten Palmstamme.

Einen ganz anderen Charakter tragen die Geräthe der viehzüchtenden Herero. Dieser jetzt unter deutschem Schutze stehende Stamm führt ein nomadisirendes Leben; sein Hauptreichthum besteht aus enormen Heerden von Rindvieh, das auf den weiten Grastriften des Damaralandes seine Nahrung sucht. Eine Hauptrolle spielt daher das Leder in ihrer Bekleidung: die Schürzen der Männer setzen sich aus Lederstreifen zusammen, die den Verheiratheten zugleich als Familienbuch dienen: jeder Sprößling wird durch einen Knopf bezeichnet, der Altersunterschied durch den Abstand der Knöpfe angedeutet; stirbt ein Kind, so wird der Knopf wieder aufgelöst.

Originell ist der Kopfschmuck der Hererofrauen: einem Merkurhelme nicht unähnlich, aber mit drei statt zwei Schwingen, und mit langen schweren Eisenketten behangen. Ein Hereroweib in voller Toilette trägt nach einer Wägung von Dr. Schinz über 50 Pfund Eisen an sich; also selbst weit hinten in Afrika seufzt das Weib unter dem Scepter der Mode!

Die großen aus Akazienholz geschnitzten Milchgefäße der Herero lassen deutlich erkennen, daß die Zeit für diese Naturkinder keinen Werth besitzt: sie sind mit lauter kleinen Messerschnitten ausgearbeitet; jedes erforderte Monate zu seiner Herstellung. Das erinnert an die durch zahllose Feuersteinhiebe zugehauenen Pfeilspitzen unserer Pfahlbauer.

Ihre Waffen kaufen sie sich von den Oudongas, denn das Eisen verstehen sie nicht zu bearbeiten. — Ihre aus einem mit Lehm beworfenen Holzgerüst bestehenden bienenkorbähnlichen Hütten sind in Dr. Schinz' Sammlung durch ein Modell repräsentirt.

Die Hottentottenobjekte zeigen deutlich, wie sehr dieser Stamm von europäischer Kultur angekränkelt ist: eine Hottentottenguitarre hat einen Resonanzboden nicht aus einer Kalebasse oder aus Schildkrötenschale, sondern aus einer alten Konservenbüchse! Es ergeht dem Reisenden hier wie dem Engländer Forbes auf Sumatra, der gern die einheimische Methode des Feueranmachens kennen gelernt hätte, aber überall, bis mitten im Urwalde, schwedische Zündhölzer antraf. . . . .

Gletscherwirkungen an der Westküste von Washington Territory.

Ueber die Gletscherwirkungen an der Westküste von Washington Territory veröffentlicht G. F. Wright einen sehr interessanten Bericht in der Märznummer des „American Naturalist". Von ganz besonderer Wichtigkeit sind die Erscheinungen am Puget Sound, dem südlichsten Theile des großen Wasserbeckens, welches von 47° nördl. Br. ab das Längenthal zwischen Cascade Range und der Küstenkette erfüllt und sich als Georgia-Gulf bis zum Queens Charlotte Sound erstreckt, aber mit einigen Unterbrechungen bis zur großen Umbiegung der Bergketten bei Unalaschka nachweisbar ist. Puget Sound wird im Westen von den über 10 000 Fuß hohen Olympian Mountains flankirt, im Osten von den Abfällen der Cascade Range mit dem kaum minder hohen Mount Baker, mehr nach Südosten hin erhebt sich der kolossale, heute noch vergletscherte Mount Rainier. Die bis zu 200 Fuß aufragenden Steilufer der unzähligen Fjorde des Puget Sound, sowie der in ihm liegenden Inseln sind auf den ersten Blick als Moränenbildungen zu erkennen. Nirgends finden wir eine Spur von anstehendem Felsgestein, überall den bunten Wechsel geschichteter und ungeschichteter Ablagerungen, wie sie für Endmoränen charakteristisch sind; Blöcke von lichtgrauem Granit und schwarzem vulkanischem Gestein, mitunter von kolossalen Dimensionen, liegen dicht beisammen. Die Buchten und Straßen von Puget Sound haben ihre Richtung fast sämmtlich von Süden nach Norden, parallel der Achse des Hauptthals, und dasselbe gilt von den zahlreichen Süßwasserseen, welche sich unmittelbar an sie anschließen und nur durch Moränenwälle von ihnen getrennt sind; auch sie charakterisiren sich ganz entschieden als Moränenseen.

Weiter nördlich sucht man nirgends vergeblich nach Gletscherspuren; am Norduser der Fucastraße, dem Südende der Vancouverinsel, sind allerdings ähnliche Moränenmassen nicht vorhanden, wohl aber finden sich Gletscherschliffe bis zu den Gipfeln der Victoria umgebenden Hügel hinauf und dicht am Hafen giebt es prachtvoll entwickelte Roches moutonnées. Die Gletscherbewegung erfolgte hier zweifellos von Norden nach Süden; der Gletscher kam von den Bergen der Insel selbst, welche sich bis zu 7000 Fuß erheben, aber er tauchte an der Fucastraße, die sich dadurch als eine sehr alte Bildung charakterisirt, ins Meer und bildete darum keine Stirnmoräne. Auch an den zahllosen Seitenbuchten von Georgia-Sound finden sich Gletscherschliffe bis hoch hinauf; sie laufen der Thalrichtung parallel und sind von kleineren Gletschern hervorgebracht, welche früher von Cascade Range herabkamen und deren letzte Ueberreste fast in jeder Schlucht noch erkennbar sind. Die eigentliche Erklärung für die Phänomene an Puget Sound finden wir aber erst weiter nördlich, wo die Gletscher heute noch bis zur Küste herabsteigen. Die ersten, welche sich dem Meere nähern, fand Wright am

Stikinefluß. Hier treten etwa 30 Miles von der Küste entfernt zwei mächtige Eisströme von Norden und von Süden an den Cañon heran, in welchem der Fluß den Fuß der Cascade Range durchbricht, eine geringe Zunahme würde sie zusammenstoßen lassen und den Cañon in einen ungeheuren Tunnel verwandeln, wie es nach den Traditionen der Indianer zur Zeit ihrer Vorfahren der Fall gewesen ist. Weiter nördlich enthält jedes Thal seinen Gletscher, in Holcomb Bay und Tabu Inlet erreichen die ersten das Meer und liefern die zahllosen kleinen Eisberge, welche Stevens Passage erfüllen. In Glacier Bay bilden die Stirnwände von vier mächtigen Gletschern fast die ganze Küstenlinie. Ein ganz besonderes Interesse bietet aber der Muir-Gletscher, auf dessen genauere Erforschung Wright längere Zeit verwendete. Er tritt an die Küste heran durch ein tiefes Thal von etwa 2 Miles Breite, das er ganz ausfüllt, erweitert sich aber schon in ganz geringer Entfernung von der Küste zu einem förmlichen Eissee, in welchen nicht weniger als neun große Gletscher einmünden. Aus der Eisfläche ragen zahlreiche Felseninseln auf; alle tragen an ihren Abhängen und auf ihren Gipfeln so frische Gletscherspuren, daß sie zweifellos erst in neuester Zeit vom Eis befreit worden sind. Genau ebenso verhalten sich die Felseninseln im Meere vor der Gletscherstirn, und an den Küstenbergen reichen frische Moränentrümmer bis zu 2000 Fuß, Schliffe bis zu 3700 Fuß hinauf. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Gletscher erst in neuerer Zeit auf seine heutigen Dimensionen reducirt worden ist, und daß bis dahin ein ungeheurer Eisstrom die ganze Bucht bis zu ihrer 25 Miles entfernten Mündung in Croß Sound ausfüllte.

Hier haben wir also noch fast ganz den Zustand, wie er zur Zeit, wo die Moränen sich bildeten, auch um Puget Sound existirte. Eine ganz geringe Temperaturerniedrigung würde in diesen regenreichen Gegenden genügen, um nicht nur Glacier Bay wieder mit einer geschlossenen Eismasse zu füllen, sondern auch die Gletscher von den Bergriesen um Puget Sound herum, die heute auf die Bergspitzen und einige schattige Schluchten beschränkt sind, wieder unten am Meere zusammentreffen zu lassen, wie es früher der Fall gewesen ist. Die Gletschererscheinungen an der Westküste sind ganz unabhängig von denen in den Felsengebirgen und müssen gesondert von ihnen studirt werden.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Von Mr. Carey, dem englischen Reisenden in Inner-Asien (vergl. oben S. 222) ist das lange erwartete Lebenszeichen, ein vom 16. November 1886 aus Chami am Tiën-schan datirter Brief, in Calcutta eingetroffen. Carey stand damals im Begriffe, nach Jarkand zu gehen, um dort zu überwintern. Nach den neuesten Nachrichten verließ er am 7. März d. J. Jarkand, überstieg den hoch mit Schnee bedeckten Paß Tschang-la und hat glücklich Leh erreicht.

Afrika.

— Die spanische Regierung beabsichtigt auf der ostafrikanischen Küste (angeblich im Rothen Meere) durch Vermittelung spanischer Marineofficiere ein Gebiet zu erwerben, um dort einen Hafen mit Kohlenniederlage und Handelsniederlassung zu errichten, welcher für die spanischen Dampfer nach und von den Philippinen als Anlegehafen dienen soll.

— Das Ziel der Teleky'schen Afrika-Expedition (s. oben S. 128) ist, wie aus Briefen des Grafen hervorgeht, das Land der Massai und schließlich der bisher nur von Hörensagen bekannte Samburu-See. Derselbe soll etwa unter 4° nördl. Br. liegen und bildet das Centrum eines großen, noch gänzlich unbekannten Gebietes, welches vom Aequator, dem Nil, den Schoa tributären Gallaländern und dem Dschub umschlossen wird. An der Grenze des Massailandes hatte die Expedition übrigens schon einen blutigen Kampf zu bestehen.

— In einer Zuschrift an „Le Mouvement Géographique" (1887, Nr. 10, S. 43) erklären Lieutenant von François und Dr. Ludwig Wolf, daß es nach ihrer Ansicht richtiger wäre, für den großen, bei Kwamouth in den Congo mündenden Strom den Namen Kassai beizubehalten, während bekanntlich Lieutenant Kund (vergl. „Globus", Bd. 50, S. 112) ihn lieber mit den Eingeborenen Sankullu nennen möchte. von François und Wolf führen für ihre Ansicht an, daß nach den Messungen von Wißmann und Grenfell der Kassai etwa 25 km oberhalb des Zusammenflusses mit dem Sankuru 6000 cbm Wasser in der Sekunde herabbringt, der Sankuru aber 6 km oberhalb des Zusammenflusses nur 1700 cbm. Außerdem ist (wie wir auch schon a. a. O. bemerkten) der Kassai der längere von beiden, und auch seine Thalbildung, welche der des Congo sehr ähnelt, zeigt, daß er der Hauptfluß ist. — Für den Namen Kassai spricht demnach die größere Wassermasse, die größere Länge und die Thalbildung des südlicheren Stromes, für den Namen Sankuru oder Sankullu der Gebrauch der Eingeborenen und die weiter aufwärts reichende Schiffbarkeit des nördlicheren Armes.

— Ueber Kamerun ist in den letzten Jahren schon viel geschrieben worden — schade, daß das beste und wahrste Buch über dieses Thema, Max Buchner's „Kamerun" (Leipzig, Duncker u. Humblot, 1887), so spät kommt. Glücklicher Weise ist es noch nicht zu spät, und wir hoffen zuversichtlich, daß es dem interessanten, oft pessimistisch angehauchten, aber auf ernsten und eindringlichen Studien beruhenden Werkchen nicht so gehen wird, wie G. A. Fischer's „Mehr Licht im dunkeln Welttheil", von welchem Buchner S. 206 schreibt: „Da dasselbe ruhig, vernünftig und ohne schwindelhafte Aufschneiderei geschrieben worden ist, hat sich natürlich das Publikum wenig darum gekümmert." Schon im Vorwort räumt Buchner mit den Phantasien und Schwindeleien der Afrikaschwärmer gründlich auf, mit dem „Reichthum an unbekannten Schätzen", dem „ungeheueren Absatzgebiete", der „Konsumtionsfähigkeit ungezählter Millionen von Negern", der „großen Fruchtbarkeit des afrikanischen Bodens"; das Alles existirt entweder nicht, oder wir wissen davon noch zu wenig, um uns ein Urtheil erlauben zu dürfen. Kamerun an sich, das Land, ist nach Buchner kein schlechter Erwerb; aber es hat einen großen Nachtheil: das ewige Fieber, von dem man sich seine schönste Arbeitskraft und Arbeitslust immer wieder unterbrechen und zerstören lassen muß. Für jetzt gehört unser Besitz entschieden zu den ungesunderen Plätzen der Erde; aber er ist nicht ungesunder, als Brasilien oder Ostindien zur Zeit der ersten Entdecker waren, und es ist zu hoffen, daß mit zunehmendem Komfort auch dort die Gesundheitsverhältnisse sich heben werden. Schlimmer steht es mit den Menschen, den faulen Dualla, etwa 20 000 an der Zahl, über welche der erste der drei Abschnitte vortreffliche ethnographische Beobachtungen in Menge enthält. Den wirthschaftlichen Zustand Kameruns skizzirt Buchner S. 165 folgendermaßen: „Der Handel ist gering, die Produktion gleich Null, die Bevölkerung in Faulheit und Spitzbüberei ver-

kommen, die Arbeit unerschwinglich theuer und trotzdem schwer zu beschaffen. Zugleich sind die Bande der altangestammten Ordnung bedenklich gelockert, die Unterthanenverhältnisse halb anarchisch. Das Land selber jedoch ist gut und leistungsfähig. Die letztere Eigenschaft zur Geltung zu bringen und von den Schlacken der Verkommenheit zu reinigen, das ist nun unsere Pflicht." Buchner, dem genügende Erfahrung zur Seite steht, kritisirt aber die Zustände nicht nur, sondern er entwickelt auch einen Plan zur Nutzbarmachung des Landes, bei welcher hauptsächlich drei Aufgaben zu lösen sind: 1) Hinwegdrücken der nicht producirenden, sondern nur vermittelnden Dualla aus dem Handel mit dem Inneren; 2) Anknüpfung direkten Handels mit den Producenten des Inneren und 3) Bekehrung der Dualla zur Produktion, zur Arbeit. Gelingt es, diese drei Dinge durchzusetzen, wobei natürlich Gewaltmaßregeln nicht umgangen werden können, so werden wir es dahin bringen, daß sich unsere Kolonie „bezahlt" macht, d. h. daß sie ihren Regierungsapparat selbst bestreitet. Mehr erhofft Buchner nicht (vergl. S. 174 u. 201), und auch das erst nach längerer Zeit und nach einem ernsten Kampfe. „Nicht die Schaaren unserer Europamüden werden wir in Afrika absetzen können, wohl aber werden wir dort die so nöthigen Uebungsplätze besitzen für weitere umfangreiche Thaten." — Wir wünschen Buchner's vortrefflicher Schrift zahlreiche Leser; sie zerstört viele Einbildungen und falsche Vorstellungen und setzt an deren Stelle die Wahrheit — und die bleibt zuletzt doch immer die Siegerin.

— Wie die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin (1887, S. 225) mittheilen, ist Premierlieutenant R. Kund (vergl. o. S. 303) zum Leiter der im Kamerungebiet zu errichtenden wissenschaftlichen Station ernannt worden. Ihm werden ein Arzt und ein Botaniker beigegeben werden. Neben der Anstellung von regelmäßigen meteorologischen Beobachtungen werden die botanische Erforschung der näheren und weiteren Umgebung der Station, deren Oertlichkeit übrigens noch nicht ausgewählt ist, und Vorstöße in die unbekannten Hinterländer von Kamerun die wesentlichen Aufgaben des Unternehmens bilden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Wie aus Prof. Kirk's Bericht ersichtlich ist, liefert die sogenannte Kauri-Fichte, Agathis (Dammara) australis, auf Neu-Seeland einen bedeutenden Export-Artikel. Das Holz ist als Bau- und Nutzholz äußerst gesucht. Es wurden z. B. im Jahre 1885 nicht weniger als 28439013 Fuß gesägten Holzes von dort exportirt, im Werthe von 141355 Pfd. St.; hiervon lieferte allein der Bezirk Auckland 25694997 Fuß im Werthe von 127463 Pfd. St. Der Export von Kauri-Harz im selben Jahre betrug 5875¾ Tonnen im Werthe von 299762 Pfd. St. Professor Kirk behauptet, daß bei diesem jährlich zunehmenden Export in 15 Jahren sämmtliche Kauri-Waldungen von Auckland erschöpft sein werden.

Südamerika.

— Die Abnahme der Tartaruga-Schildkröte (Podocnemis expansa) am Amazonas wird nach Prof. Göldi von Jahr zu Jahr auffallender, und geschehen nicht bald Schritte zum Schutze der in Frage gestellten Existenz, so werden Habsucht und Unverstand in Kurzem eines der nützlichsten Geschöpfe Südamerikas vom Erdboden vertilgt haben. Als Faktoren, die am meisten zur Decimirung der Thiere beitragen, sind anzusehen die Verarbeitung der Eier zu „Manteiga" (Schildkrötenöl) und der Mangel eines strengen Reglements über Zeit und Art der gesetzlichen Jagd. Die Tartaruga könnte für sich allein die doppelte Bevölkerungszahl ernähren, würde nicht alles sich die Hand reichen, um diesen Schatz verschwinden zu machen. Eine einzige Schildkröte von 1 m Länge, welche im Amazonas-Gebiete zu 1½ bis 2 Milreis angeschlagen wird, genügt während dreier Tage für eine aus sechs Köpfen bestehende Familie. Außer dem Fleische, welches wohlschmeckender und gesunder ist als Schweinefleisch, liefert eine Schildkröte etwa 5 Pfund Fett. Da von letzterem das Pfund an Ort und Stelle 400 Reis gilt, so ist der Betrag dafür schon 2 Milreis und entspricht dem Ankaufspreise. Das Fleisch geht somit in den Kauf. Um 24 Pfund Manteiga zu erhalten, braucht man 3000 Eier. Das Verbot dieser Fabrikation müßte der erste Schritt zur Verhütung der Gefahr der Ausrottung des nützlichen Thieres sein. Daran müßen sich dann weitere Maßregeln zur Aufzucht der jungen Thiere und Verhinderung der Jagd vor der Brüteperiode anschließen.

Polargebiete.

— Der kühne Nordpolwanderer Macarthur, dessen Unternehmen oben auf S. 288 angekündigt wurde, hat sich noch schneller als sein Vorgänger Gilder eines Besseren besonnen und ist von der Faktorei York an der Hudsonsbai, welche noch fast 33 Breitegrade vom Nordpol entfernt ist, in den Schoß der Civilisation zurückgekehrt.

Vermischtes.

— Im vorigen Jahre ist in diesen Blättern schon einmal der Bestrebungen der Diaspora-Conferenz Erwähnung gethan worden. Es handelt sich für den genannten Verein darum, eine Verbindung unserer im Auslande lebenden, kirchlich noch unversorgten Landsleute, besonders aber der schon bestehenden evangelischen Gemeinden und ihrer Geistlichen mit der heimischen evangelischen Kirche, zu schaffen und ihnen in Bezug auf die Befriedigung ihrer kirchlichen Bedürfnisse mit Rath und That beizustehen. Während der Gustav-Adolf-Verein seine Thätigkeit auf die Länder Europas und die Evangelischen in der katholischen Diaspora beschränkt, will die Diaspora-Conferenz die Evangelischen unterstützen, welche in überseeischen Ländern in fremder Nationalität und Sprache leben, um sie nicht allein der evangelischen Kirche, sondern auch dem deutschen Vaterlande, deutscher Sprache, Sitte und Bildung zu erhalten. Vor uns liegt das „Protokoll über die am 4. und 5. Oktober 1886 zu Magdeburg abgehaltene Jahresversammlung der Diaspora-Conferenz. Leipzig 1887". Die in diesem Protokoll gegebenen Mittheilungen aus den eingegangenen Begrüßungsschreiben führen in das kirchliche Leben einer großen Zahl deutscher Gemeinden der verschiedensten Länder ein, insbesondere orientiren Missionsdirektor Dr. Wangemann über die deutsche evangelisch-lutherische Kirche in Südafrika, Pastor Dr. Borchard über die deutsche evangelische Kirche in Südamerika, Superintendent Dr. Zschimmer über die deutsche reformirte Kirche in Nordamerika. Das reiche und sichere Material dieser Berichte und Mittheilungen, die ferner gemachten Angaben über die deutsche evangelisch-kirchliche Presse in den überseeischen Ländern, über die Auswanderer- und Seemannsmission in den norddeutschen, belgischen und holländischen Hafenstädten, über Auswanderer-Behörden und -Schiffe, Auswanderer- und Seemannshäuser und dergleichen dürften auch für den Geographen vieles Interessante bieten.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1887.

Eine Reise nach Merw.

(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

III.

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Jenseit des Tedschend tritt wiederum das Alluvium auf und reicht 70 Werst weit bis zur Oase Merw. Die beiden folgenden Stationen Gök-Sugar (675 Werst) und Dschudschukli (700 Werst) erhalten ihr Wasser durch eine Röhrenleitung aus dem Tedschend und durch den vom Murghab abgezweigten Alichanow-Kanal; Dortchuin (723 Werst) dagegen liegt in einer vollständigen Wüste, wo es weder einen Tropfen Wasser, noch Einwohner giebt. Mit Sonnenaufgang fuhr der Zug in die Oase von Merw ein; inmitten dichten, undurchdringlichen Gestrüpps zeigte sich die erste Hütte. Hier ist ein gelobtes Land für Jäger; Fasanen giebt es in solcher Menge, daß sie kaum den Schuß Pulver werth sind. Dann kam man bei einem Lager von Soldaten vorbei, welche beschäftigt waren, eine Telegraphenleitung zu legen; die alte Linie, welche aus der Zeit der ersten Besetzung des Landes herrührt, genügte dem General Annenkow nicht, und so werden in Zukunft Merw, Tschardschui, Buchara und Samarkand durch zwei Drähte mit dem russischen Reiche verbunden sein. Annenkow hat seine Leitung für sich allein, und sie reicht bis in sein Arbeitszimmer, damit er von dort aus den Bau seines großartigen Werkes zu leiten im Stande ist.

Beim Beginn der Oase sind die Sanddünen noch keineswegs ganz verschwunden, aber je mehr man sich dem Murghab nähert, um so mehr herrscht das Alluvium vor und wird die Vegetation reicher; grüner Rasen überzieht die Ufer der künstlichen Bäche, der letzten Reste jener großen Arbeiten, welche um das Jahr 1000 der berühmte Sultan Sandschar, dessen Grabmal wir später noch kennen lernen werden, anlegen ließ. Hier und da stößt das abgeleitete Wasser auf sandigen Boden, sickert in denselben ein, läuft eine Strecke lang unterirdisch und tritt dann wieder zu Tage. Filzzelte, Laubhütten und zahlreiche Tekes zu Pferde beleben die Landschaft, welche nach der langen durchfahrenen Wüste wie ein Paradies erscheint. Aber Bäume, echte, gerechte Bäume, zeigen sich noch nicht.

Um 8 Uhr 40 Minuten ist die letzte Station vor Merw, Karibata (745 Werst), erreicht. Es befindet sich dort ein großes Soldatenlager, zahlreiche Strohhütten der Eingeborenen und Zelte; unter Aufsicht der russischen Soldaten legen turkmenische Arbeiter die letzte Hand an die Bahnlinie. Jenseits der Station verschwindet die Vegetation plötzlich und es tritt wieder Sand auf; aber es ist nicht Wüste, was man da sieht, nur ein Theil der Oase, welcher nicht mehr bewässert wird. Ringsum sieht man Wachtthürme; sie dienten früher dazu, das Herannahen der Turkmenen von Achal-Teke zu entdecken, wenn dieselben ihren Merwer Brüdern einen unwillkommenen Besuch abzustatten gedachten.

9 km weiterhin (754 Werst) wird die Vegetation schöner, als sie je gewesen, und die Dörfer zahlreicher; große Heerden stattlicher Rinder weiden friedlich, ohne nach dem

Zuge auch nur den Kopf umzuwenden; selbst ein Reh bleibt auf 150 m Entfernung ruhig stehen. Beim 758. Werst beginnen rechts und links wieder Felder und es treten die ersten Bäume auf. Dorf stößt an Dorf, und kein Zollbreit Landes liegt brach; Erdwälle scheiden die einzelnen Besitzungen von einander, in denen die Baumgärten besonders reichlich bewässert sind. Und doch ist jetzt die Zeit des niedrigen Wasserstandes des Murghab. Zahlreich sind Pferde und einhöckerige Kameele, während in den früher passirten Oasen die kräftigeren und ausdauernderen Dromedare überwogen. Beim 764. Werst rechts ein großes Dorf mit einem zweistöckigen, viereckigen Thurme, der 20 bis 25 m Höhe haben mag; die Lehmhäuser tragen domförmige Dächer. Bäume treten jetzt in Masse auf. Bald darauf zeigen sich links, etwa 800 m entfernt, die Lehmmauern einer großen Festung, an deren Fuße ein schöner Fluß dahinfließt: wir befinden uns in Merw.

Als Boulangier dort anlangte, waren nur 52 Tage verflossen, seitdem der Bahnhof in diesem, noch vor Kurzem so geheimnißvollen Räuberneste der Teke eingeweiht worden war; aber obwohl den Truppen nach dieser Feierlichkeit eine wohlverdiente sechswöchentliche Ruhepause bewilligt worden war, so waren doch die Bauten an der Station, wie in der Stadt schon beträchtlich vorgeschritten. Ueberall wurde mit einer Art Wuth gearbeitet und gebaut.

Als der Zug hielt, übergab Boulangier sein Gepäck persischen Lastträgern; öffentliches Fuhrwerk gab es damals in Merw noch nicht. Aber mit dessen Einführung wird

Eingang in die Festung von Merw.

es nicht lange dauern; in Aschabad ist es schon vorhanden. Uebrigens ist der Weg auch nicht weit, denn die neue Stadt stößt unmittelbar an den Bahnhof. Entsetzlich ist freilich der Staub, in welchen man bis zu den Knöcheln einsinkt, und den man in vollen Zügen einathmen muß; in dichten Wolken umgiebt er den Fußgänger. Dieser Zustand, der für die öffentliche Gesundheit verderblich ist — das übermäßige Einathmen des sandigen Staubes scheint hier wie in Aschabad Brustkrankheiten und selbst Lungenschwindsucht zur Folge zu haben — ist offenbar nur vorübergehend; denn die Russen haben noch nicht Zeit gefunden, dem abzuhelfen. Unter Führung eines jungen deutsch sprechenden Polen, der den Dolmetsch macht, ging es zum ersten Hotel des Ortes — es war gefüllt; durch breite Straßen, in welchen noch kein Baum Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen gewährte, begab man sich zum zweiten, zum dritten u. s. w., aber alle fünf waren mit Officieren und Beamten gefüllt. Endlich im sechsten, das erst vor einigen Tagen eröffnet worden war, und an welchem Maurer noch arbeiteten, erhielt Boulangier ein winziges Zimmer zu ebener Erde — sämmtliche Häuser in Merw sind nur einstöckig. Ein Bett, ein ungestrichener Tisch und zwei strohgeflochtene Stühle bilden die ganze Ausstattung. Das Bett besteht aus einem Brett und einer dünnen harten Matratze; als der Reisende die Decke aufhob, fiel ein Tausendfuß heraus und verschwand in einer Ritze des Erdbodens; eine Dielenlage war noch nicht vorhanden. Man mag aus diesen Einzelheiten ersehen, wie entbehrungsreich

Merw bei Hochwasser des Murghab.

das Leben der russischen Beamten in den Grenzländern ist, welche Widerstandskraft und Energie sie entwickeln müssen. Uebrigens nahte sich das Ende der heißen Zeit; der letzte Nordoststurm hat den plötzlichen Uebergang vom Sommer zum Herbste bezeichnet; aber nur acht Tage früher hielt sich das Thermometer Tag und Nacht zwischen 40 und 45° C., und damals gab es Skorpione, Tausendfüße und ähnliche giftige Kriechthiere in Menge. Jetzt aber haben sie sich unter die Erde verkrochen, und ehe sie im nächsten Jahre wieder hervorkommen, wird ihnen die Rückkehr durch Dielen versperrt sein.

Nach einem keineswegs einladenden Frühstücke machte sich Boulangier auf, den General Annenkow zu besuchen. Dazu mußte er den Murghab auf einer provisorischen Holzbrücke von 50 m Länge, welche die Eisenbahn benutzt, überschreiten. Die Handelsstadt, wo sich sein Gasthof befindet, liegt auf dem linken Flußufer; die schnurgeraden, sich rechtwinkelig schneidenden Straßen lassen sich endlos in die Oase hinein verlängern. Sie sind bereits mit Bäumen bepflanzt und werden mit der Zeit prächtige Boulevards werden. Auf dem anderen Flußufer liegt die Beamtenstadt, deren Kern etwa zehn große ansehnliche Häuser aus Ziegeln bilden; dieselben sind für die Regierungsbeamten und die Angestellten der Eisenbahn bestimmt. Auf derselben Flußseite befindet sich auch die große turkmenische Festung, deren von der Eisenbahn durchschnittene Erdmauern die zukünftige russische City umgeben werden, so daß dieselbe von der Kaufmannsstadt, in welcher das einheimische Element, Tekes, Perser und Bucharen, überwiegt, vollkommen unabhängig ist. Ob diese Theilung eine Vorsichtsmaßregel für die Zukunft ist?

Nach einem ziemlich langen Wege in der Sonne war gegen zwei Uhr Nachmittags das einfache niedrige Wohnhaus des Generals erreicht, und der Franzose wurde sofort

Eine Straße in Merw.

vorgelassen und mit großer Freundlichkeit empfangen. Das hinderte aber nicht, daß Annenkow plötzlich nach dem Passe fragte, und als derselbe vorgewiesen wurde, sagte: „Ah, um so besser. Alles in Ordnung. Ich habe nämlich bestimmte Befehle und wäre untröstlich gewesen . . . Haben Sie Komarow in Aschabad gesehen? Nein? Dann müssen Sie sich heute dem Obersten Alichanow vorstellen, dem berühmten Alichanow, Gouverneur von Merw, und dem Obersten Liniewitsch, Befehlshaber der Truppen. Warten Sie nicht erst, bis sie Ihnen Ihre Papiere abfordern. Ich gebe Ihnen meine Ordonnanz mit und lade Sie für heute Abend zum Essen ein, in meinem Eisenbahnzuge. Seit 15 Monaten habe ich kein anderes Hotel."

Unter Führung eines mit dem Georgskreuze geschmückten Kosaken durchwanderte nun Boulangier weitläufige militärische Anlagen, welche an beiden Ufern des Murghab oberhalb der Kaufmannsstadt errichtet sind; auch hier belästigte ihn fortwährend ein entsetzlicher Staub. Die beiden Officiere, welche vom General Annenkow, der nur mit dem Bau der Eisenbahn beauftragt ist, unabhängig sind, empfingen den Franzosen so freundlich, als es ihnen, wie er sagt, bei ihrer unvollkommenen Kenntniß des Französischen möglich war; ein kräftiger Händedruck mußte die mangelhafte Unterhaltung vervollständigen. Glaublich ist es wohl, daß man sich in einem so weltabgelegenen Orte wie Merw aufrichtig freut, Fremde begrüßen zu können.

Alichanow, welcher heutigen Tages im russischen Heere fast ebenso berühmt ist, wie seiner Zeit Skobelew, wohnt in einem riesigen Zelte — dasselbe steht rechts neben der russischen Kapelle, welche unsere vierte Abbildung zeigt — das er mit persischen Tapeten, russischen Teppichen und Trophäen orientalischer Waffen geschmückt hat; mit seinem hohen Wuchse, dem prächtigen blonden Barte und dem schönen Antlitze sieht er aus, wie der König des Landes.

Und er ist es auch in der That. Aus dem Kaukasus stammend, von Geburt lesghischer Chan mit Namen Ali — daher sein heutiger Name mit der russischen Endung — ist er es, der die Tekes zur Ruhe gebracht hat, wobei ihm seine Eigenschaft als Mohammedaner von wesentlichem Nutzen war. Von Seiten der Tekes führte eine Frau, die Wittwe des letzten Chans von Merw, diese Unterhandlungen und bestimmte ihre Landsleute zur Unterwerfung; dieselbe lebt noch zurückgezogen in einem Landhause. Bei seinen Glaubensgenossen erfreut sich Alichanow eines ganz außergewöhnlichen Ansehens, die ihm um so lieber gehorchen, als sie dabei der Skrupeln überhoben sind, einem Christen gehorchen zu müssen. Dabei umgiebt ihn der Ruf großer Tapferkeit. Er war schon einmal Oberst gewesen, wurde aber wegen eines unglücklichen Duells, das im russischen Heere streng verboten ist, zum gemeinen Soldaten degradirt und hat sich dann in wenigen Jahren seine Epauletten wieder verdient. Sein letztes Gefecht war Kutska, wo er unter den Augen seines Befehlshabers Komarow den Afghanen, welche sich bis dahin für unbesiegbar gehalten hatten, eine so derbe Lektion beibrachte. (Die Siege englischer Truppen über Afghanen haben deren Glauben von der eigenen Unbesiegbarkeit keineswegs vernichtet; denn jene hatten in ihren Reihen stets eine Anzahl afghanischer Stämme, und deren Mitwirkung wurde dann ausschließlich der Grund der afghanischen Niederlagen beigemessen.) Und

Militärbauten in Merw.

nun ist Alichanow mit 35 Jahren zum zweiten Male Oberst, Gouverneur des Bezirks von Merw und Chan aller Chane der großen Oase.

Inzwischen war die Stunde des Essens, 7 Uhr, herangekommen, natürlich ohne Damen, wie das bei Annenkow seit 15 Monaten die Regel ist. Selbst während der Mahlzeit arbeitet der General an seinem großen Werke; bei der offenen Tafel, die er hält, liebt er es, seine Officiere und Ingenieure auszufragen, sich über die kleinsten Details zu unterrichten und ihren Eifer anzustacheln. Sobald der Kaffee servirt ist, zieht er sich zurück und läßt seine Gäste sich selbst unterhalten. Gewöhnlich geht man frühzeitig zur Ruhe, um am nächsten Tage mit Sonnenaufgang die Arbeit wieder aufzunehmen. Wunderbar ist der Bahnzug, in welchem Annenkow seine Gastfreundschaft ausübt; derselbe umfaßt fünf Wagen, nämlich einen zweistöckigen als Wohnung für den General, seinen Adjutanten, den Privatsekretär und die Ordonnanzen; einen zweiten für die Mahlzeiten, in welchem zwanzig Personen bequem Platz nehmen können; einen für die Küche, den vierten für das Archiv, die Karten u. s. w. und als Arbeitsraum für den Adjutanten, endlich einen offenen Wagen mit leichtem Dache und Vorhängen, von wo aus man den Bahnkörper bequem inspiciren kann, und wo an schönen Tagen gespeist wird. Diese Behausung des Generals, so klein und zierlich sie auch ist, ist dabei auch überaus bequem; es ist, als wohnte er in einem sleeping-car. Abends beim Zubettegehen giebt er den Befehl, um Mitternacht oder um zwei oder um fünf Uhr Morgens abzufahren, und ohne daß er sich um irgend etwas zu kümmern braucht, ist er zur gewohnten

Aufstehenszeit mit allen seinen Akten, Plänen und Büchern an der gewünschten Stelle. Als der General seinen Gast verließ, lud er ihn noch für den zweitnächsten Tag zu einer Eisenbahnfahrt ein über Merw hinaus in der Richtung auf den Amu-darja.

Im vorigen Jahrhundert war die Oase von Merw wegen ihrer Ausdehnung (600 000 ha) und ihrer Fruchtbarkeit berühmt; der Klee brachte dort sieben Schnitte im Jahre und das Getreide das hundertfache Korn. Ein altes Sprichwort sagte, daß die Merwer für einen ausgesäeten Scheffel deren hundert ernteten. Das hat sich in Folge der unaufhörlichen Kriege, welche die kampflustigen Tekes mit allen ihren Nachbarn führten, zwar geändert; aber nichts steht dem entgegen, daß die Russen dem Lande seinen einstigen Wohlstand wieder schaffen, wozu sie schon durch Wiederherstellung der alten Dämme und Berieselungsgräben den Anfang gemacht haben. Sie hoffen Merw wiederum zur Kornkammer von diesem Theile Asiens zu machen.

Am nächsten Morgen empfing Boulangier den Gegenbesuch des Obersten Liniewitsch, darauf den von Annenkow. Obwohl es noch ziemlich heiß war, hatte doch ersterer seine Uniform von grünem Tuche anlegen zu müssen geglaubt, während der General neben seinen blauen Hosen den weißen Zwillichrock trug, eine Kleidung, welche in warmen Gegenden für die russischen Soldaten ihren großen Nutzen hat. Selbst die Mützen sind für Winter und Sommer verschieden, bezw. von grünem Tuche und weißem Zwillich; nur das Schuhzeug ist für alle Jahreszeiten und Klimate dasselbe.

Markt in Merw.

Als Boulangier den General zurückbegleitete, zog, von dem üblichen Esel angeführt, eine Karawane schwer beladener Kameele vorbei, begleitet von zwei Turkmenen in ihrem langen zerrissenen Schlafrocke und mit der hohen Fellmütze, die sie gegen jeden Sonnenstich schützt. Ihr Anblick bereitete dem General aufrichtige Freude; denn sie kamen aus Buchara. Seit 10 bis 12 Monaten belief sich damals die Ausfuhr von dort nach Merw an Baumwolle, Wolle, Seide und Hölzern auf fünf Millionen Pud oder 80 000 Tonnen, unzweifelhaft ein hübscher Anfang, in Folge dessen der Bazar von Merw schon eine gewisse Wichtigkeit erhalten hat. Zweimal wöchentlich versammelt sich auf einem freien Felde bei der Stadt eine große Menge Volkes, um Markt abzuhalten, dem es wahrlich nicht an Lokalkolorit fehlt. Indessen sind die Tekes in ihrem Aufputze gewiß keine Schönheiten. Boulangier sah ihrer eine große Anzahl zu Fuß und zu Pferde vorbeikommen; aber schöne Typen waren nur wenig darunter zu finden. Was mag aus den stolzen Kriegern geworden sein, von welchen frühere Reisende sprechen, und denen Elisée Reclus „stolze, martialische Haltung und ein Auge, das Blicke schleudert wie die Pfeile“ nachrühmt? Sie haben eine breite Stirn, kleine, etwas schief gestellte Augen, etwas platte Nase, ziemlich dicke Lippen, vom Kopfe abstehende Ohren, schwarzen dünnen Bart und dicke, kurze Haare; dazu eine von der Sonne gebräunte Gesichtsfarbe, muskulösen Körper, hohen Wuchs und größere Kraft, als im Durchschnitt die Occidentalen. Aber mit

wenigen Ausnahmen ist ihr stattliches Ansehen zu sehr gerühmt worden, und sie kommen darin z. B. den algerischen Arabern nicht gleich. Vielleicht ist die ursprüngliche Rasse durch die Vermischung mit iranischem Blute schlechter geworden; wenn Merw auch weit von der persischen Grenze entfernt ist, so dehnten sich doch die turkmenischen Raubzüge weit aus, und es ist bekannt, daß die Russen nach der Besetzung Merws dort eine Menge persischer Sklaven befreiten. Hier, wie in Atek, Achal-Teke und im Atrek-Gebiete hat die Kreuzung mit den gefangenen Perserinnen den ursprünglichen türkischen Typus zu verändern vermocht, und die Turkmenen selbst waren sich bewußt, daß diese Veränderung nicht eine solche zum Besseren war. Konnte doch ein unbewaffneter Turkmene sechs kräftige Perser in die Gefangenschaft schleppen, indem er ihnen befahl, sich selbst an den Strick zu binden, dessen eines Ende an seinem Sattel befestigt war. Und wenn eine Gefangene ihn durch ihre Schönheit reizte, so brachte sie doch nur entartete Mischlinge zur Welt. Nach Elisée Reclus halten die Stämme des Inneren von den gekreuzten Turkmenen an der persischen Grenze nicht besonders viel, und diese selbst geben im Allgemeinen zu, daß die Blutmischung für sie eine Entartung bedeute. Jeder berühmte Krieger hält sich für verpflichtet, mindestens eine Frau von reiner turkmenischer Rasse zu haben, und den Kindern, welche diese gebärt, schreibt man einen edleren Ursprung zu als den anderen.

Cecchi's Reisewerk: Von Zeila bis an die Grenzen von Kaffa.

VIII. (Schluß.)

Die zu etwa einem Drittel aus Sklaven bestehende Bevölkerung des Königreichs Gera unterscheidet sich wesentlich von derjenigen der benachbarten Reiche Guma, Gomma, Limmu und Dschimma. Anstatt des dort vorherrschenden reinen Gallatypus macht sich hier eine starke Mischung desselben mit fremden Elementen (theils abessinischen Ursprungs, theils Kaffa oder den südlicheren Negerreichen entstammend) in unvortheilhafter Weise bemerkbar. Mit Ausnahme der Häuptlingsfamilien, in denen die Würde der Abbâ Corô, d. i. Heerführer und Befehlshaber der Provinzen, erblich ist, erscheint das Volk von Gera fast durchweg als ein ungewöhnlich häßlicher Menschenschlag von wenig kräftigem Körperbau. Daß es dabei aber eine nicht unbedeutende Intelligenz, emsigen Fleiß und zähe Ausdauer bei der Arbeit und ein gewisses technisches Geschick besitzt, zeigt sich, mehr noch als in der trefflichen Bodenkultur und der sorgfältigen Pflege der Heerden, in der verhältnißmäßig hohen Entwickelung einer mannigfaltigen Industrie. In erster Linie steht dabei die Gewinnung und Bearbeitung des Eisens, das sich als oxydisches Erz von außerordentlicher Reinheit an vielen Stellen des gebirgigen Landes vorfindet. Die Darstellung des Roheisens in kleinen, unweit der Gruben an Berghängen angelegten Hochöfen wird mit überraschendem Sachverständniß betrieben, und die Lanzenspitzen und Messerklingen, die einfachen Ackergeräthe und anderen Werkzeuge, zu denen es verarbeitet wird, sind auf den Märkten der Galla wegen ihrer Vortrefflichkeit ganz besonders gesucht. Unter den aus Kupfer, Messing, Büffelhorn, Elfenbein oder Silber hergestellten Griffen der großen, meist gekrümmten Messer finden sich oft schön gearbeitete Stücke von wirklichem Kunstwerth, und dasselbe gilt auch von den freilich nicht selten nach arabischen Mustern angefertigten Schmucksachen in Kupfer und Silber, den breiten Arm- und Beinspangen und den hier vorzugsweise getragenen zierlichen Nadeln, Ketten und Gehängen von feinem Filigran. Goldenen Schmuck zu tragen ist in Gera, wie in den anderen Gallareichen auch, ausschließliches Vorrecht des Königs, der Königin und des Thronerben. Ein strenges Gesetz, dessen Uebertretung als Majestätsverbrechen mit Sklaverei bestraft wird, untersagt jedem anderen Einwohner des Landes nicht nur den Besitz selbst des kleinsten Stückes von dem „königlichen Metall", sondern auch den Handel mit demselben. Von den fremden Kaufleuten, die sich oft Monate lang in dem Mandér, dem unweit der Hauptstadt gelegenen Markte, aufhalten, tauscht der König in höchsteigener Person und zwar meist im Geheimen Gold und Goldwaaren gegen Elfenbein, Zibeth und kostbare Thierfelle ein.

Angesichts des äußerst unvollkommenen Werkzeuges, dessen sie sich allein bedienten, einer rohen Axt mit einer Schneide von 5 bis 6 cm Länge, erschienen Cecchi auch die Leistungen der eingeborenen Zimmerleute bemerkenswerth; nicht zum Mindesten die Gewandtheit und Sicherheit, mit der sie unter Zuhilfenahme einiger Steinkeile lange und bis 1 m starke Baumstämme in Bretter von 6 bis 7 cm Dicke zu zerspalten pflegten. Die Thüren, zu deren Herstellung diese Bretter nach vorheriger sorgfältiger Glättung verwendet wurden, wiesen an den Häusern des Maserâ und an denen der vornehmen Häuptlinge oft hübsche Verzierungen in kunstvollem Schnitzwerk auf. Außerordentlich zierliche Arbeiten in den zum Theil schön gefärbten Hölzern der einheimischen Wälder waren auch bei den in Tschalla zahlreich vertretenen Drechslern zu finden. Der hübsch geformten hölzernen Salbenbüchsen und Schalen, in denen die Weiber das unentbehrliche Cosmeticum der Butter aufzubewahren pflegen, der kelchförmigen Kaffeebecher und der großen Trinkgefäße aus Büffelhorn hätte sich kein europäischer Handwerksgenosse schämen dürfen.

Trotzdem nur zwei Drittel der Bevölkerung sich in gewebte Stoffe kleideten (die Sklaven beiderlei Geschlechts trugen auch hier nur weichgegerbte Rinderhäute), stand zur Zeit von Cecchi's Anwesenheit in Gera die Weberei und mit ihr im Zusammenhange das Gewerbe der Schneider und Sticker in Blüthe. Europäische Stoffe schienen wenig begehrt zu sein. Man begnügte sich damit, in einheimischem Fabrikat Luxus zu treiben, und die in bunten Baumwollenfäden mit Holz- oder Hornnadeln ausgeführten Arabeskenstickereien gaben der Kleidung der Wohlhabenderen in der That ein ebenso reiches, wie oft phantastisches Ansehen. Demselben, anscheinend durch das ganze Volk gehenden Verschönerungs- und Luxusbedürfniß diente auch die Kunst der viel beschäftigten Perrückenmacher, die aus langem, auf einigen Märkten käuflichem Menschenhaar die täuschendsten „Haartouren" in Mitra-, Turban- oder Chignonform anfertigten.

Bei Erwähnung dieser Haarkünstler erzählt Cecchi als Probe der bizarren Einfälle der Königin-Mutter auch ein

drolliges Erlebniß, das ihn während der ersten Wochen seines Verweilens schon fast einmal in Konflikt mit der reizbaren Herrscherin gebracht hätte. Die Veranlassung dazu gab ein Stück seines wollenen Unterzeuges, eine schon ziemlich viel getragene, hellblaue Jacke, welche ihm die Königin mit dem Bemerken, daß sie eine bessere Verwendung dafür wisse, dringend abgefordert hatte. Ungern, aber mit guter Miene hatte er sich von dem nützlichen Stück getrennt, und wie zur Belohnung für seine Gefälligkeit hatte ihn dann die Genné einige Tage später in ihre Gemächer geführt und ihm dort triumphirend einen ganzen Haufen hellblauer Wollenfäden, die Reste des mühsam aufgelösten Gewebes, gezeigt, aus denen ein Sklave jetzt mit bewundernswerther Geschicklichkeit auf einem Holzkopfe die seltsamste Perrücke für sie herstellen mußte. Auf Cecchi's erstaunte Frage, ob es denn möglich sein werde, mit diesem Kunstprodukt den eigenen starken Haarwuchs der Königin zu verdecken, hatte diese in höchstem Zorn erwidert, daß er sich darum nicht zu kümmern habe, und daß sie jedenfalls die einzige Frau in ihrem Lande sein werde, die Haare von der Farbe des Himmels aufweisen könne.

Während im Volke selbst die erwähnten Gewerbe, wie auch die der Gerber, Sattler und Färber, fast nur von freien Leuten betrieben, zu den Feldarbeiten, der Besorgung des Viehes und auch zum Bau der Hütten aber meist Sklaven verwendet werden, hat der König im Maserâ der Hauptstadt große Werkstätten aller Art, in denen ein beträchtlicher Theil der zu seinem Hofe gehörigen 3000 Sklaven vom Morgen bis zum Abend für ihn arbeitet. Als eigentliche Hausindustrie ist fast durch das ganze Land nur noch die Anfertigung der Thongefäße im Gange, die ausschließlich Sache der Weiber ist. Die ohne Drehscheibe aus freier Hand geformten und geglätteten großen Schalen, Krüge und Töpfe, die über einem schwachen Feuer von trockenem Kuhmist leicht gebrannt werden, übertreffen nach Cecchi's Schilderung die Töpferwaaren der anderen Galla sowohl an Schönheit, wie an Regelmäßigkeit der Formen.

Zur Bestellung der königlichen Felder, wie auch gelegentlich zur Errichtung neuer Hütten im Maserâ sind alle Unterthanen verpflichtet, und es ist Sache der einzelnen Häuptlinge (Abbâ Corô), sie zu dieser Pflicht heranzuziehen oder die reichlich bemessenen „Geschenke" entgegenzunehmen, mit denen die Wohlhabenden sich und ihre Sklaven von der Zwangsleistung zu befreien lieben. Auch in der von der Königin-Mutter persönlich verwalteten Rechtspflege spielen derartige Geschenke an Produkten der Landwirthschaft, an Butter, Honig und namentlich an für diesen Zweck besonders gemästetem Vieh eine wichtige Rolle. Es darf als allgemeine Regel gelten, daß hier der ärmere auch stets als der schuldige Theil befunden und in summarischem Verfahren mit den Strafen belegt wird, die, je nach der Größe des Delikts und der Laune der Entscheidenden, sich von einer kleinen Geld-, d. h. Salzbuße bis zu den unmenschlichsten, durch Monate und Jahre sich hinziehenden Folterqualen steigern.

Wie in allen Gallaländern, findet sich auch im Volke von Gera die Blutrache als herrschende Sitte vor, freilich in beschränktem Maße und allein auf den Mörder und seine Söhne und männlichen Enkel sich erstreckend. Gelingt es diesen, für eine Frist von neun Tagen sich gegen die Rache der Angehörigen des Ermordeten zu sichern (als geheiligte Zufluchtsorte für die Verfolgten gelten dabei die Wohnungen der Häuptlinge und eine bei den Grabstätten der Könige am Maserâ von Tschalla gelegene und mit dem stolzen Namen Moschee bezeichnete Hütte), so können sie die Vermittlung der Königin für sich in Anspruch nehmen. Durch dieselbe gelingt es ihnen in der Regel, mittels einer größeren oder geringeren Buße an ihrem Besitzstande und nach Absolvirung einer feierlichen symbolischen Reinigung in dem warmen Blute eines frisch geschlachteten Thieres Vergebung und Frieden zu erlangen.

Es ist daher eine eigenthümliche Erscheinung, daß weder bei dieser Sühne, noch bei irgend einer anderen der zahlreichen symbolischen Handlungen und Feiern, mit denen die Bewohner von Gera alle wichtigeren Momente des Familien- oder öffentlichen Lebens zu kennzeichnen pflegen, auch nur je von einer Mitwirkung der Priester die Rede ist. Das hier auch von den Weibern streng beobachtete mohammedanische Gesetz erscheint wie durch eine tiefe Kluft getrennt von den im Wesen der Galla begründeten und mit der Natur ihres Landes und den Lebensbedingungen in demselben innig zusammenhängenden nationalen Gebräuchen. Es ist wohl bemerkenswerth, daß vorzugsweise bei freudigen Veranlassungen die alten Traditionen ihr Recht behaupten. Das nur alle acht Jahre stattfindende Buttâ, eine Art symbolischen Bitt- und Dankfestes für das Gedeihen der Heerden, wird unter Lobgesängen auf die guten Götter, unter Darbringung von Opfern zur Versöhnung der bösen, nach heidnisch-patriarchalischem Brauche allein unter der Leitung der Familienväter gefeiert. Festliche Umzüge und Tänze der mit grünen Zweigen geschmückten jüngeren Familienglieder und große, von reichlichen Bier- und Methlibationen begleitete Schmausereien wechseln während mehrerer Tage mit alten, zum Theil tief bedeutungsvollen Ceremonien ab, unter denen die wichtigsten und feierlichsten die der Zusammenbringung eines großen Haufens Kuhmist neben der Hütte und die Segnung einer Schale Milch durch den Hausvater sind. Auch bei zufälligen freudigen Ereignissen, wie z. B. bei einem besonders glücklichen Jagderfolge des Königs, hatte Cecchi oft Gelegenheit, gut heidnische Symbolik zu bewundern — in einer Zeit großer Kalamität aber, als die aus allen zum Waffentragen fähigen Männern bestehende Streitmacht des Landes einem überlegenen Feinde gegenüberstand, kamen Allah und sein Prophet zu ihrem Rechte. Tag und Nacht ertönte ohne Aufhören das widerliche Geplärr der in der Hauptstadt zusammengeströmten und um die Priester versammelten Weiber.

Die persönlichen Erlebnisse Cecchi's und Chiarini's waren während der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Gera nur eine ärgerliche Wiederholung des in Limmu Durchgemachten. Daß von einer gutwilligen Freilassung durch die Königin unter diesen Umständen nicht die Rede sein würde, war ihnen nach wenigen Wochen klar. Eine Möglichkeit zur Flucht war nicht abzusehen, und was hätte ihnen, krank und schwach und aller Hilfsmittel beraubt, wie sie es waren, auch die Flucht aus diesem in ein anderes Gefängniß genutzt? Seit ihrem Verlassen von Litsche war jetzt gerade ein Jahr vergangen; während der ganzen Zeit war ihnen keine Nachricht von dort zugekommen und der Gedanke lag nahe, daß auch ihre eigenen Briefe mit der wiederholten Bitte um die so nothwendige Unterstützung ihr Ziel nicht erreicht haben würden. War die Verminderung ihres kleinen geheimen Baarvorrathes, den sie, theils zur Unterstützung des Pater Léon und seiner aus etwa 20 Neubekehrten, Gehilfen und Sklaven bestehenden „Familie", theils für sich selbst häufig angreifen mußten, schon eine tägliche Sorge, so mußte das Abnehmen ihres Vorrathes an Medikamenten, namentlich an dem unentbehrlichen Chinin, ihnen doppelt bedrohlich erscheinen. Der einzig mögliche Ausweg, auf den sie nach langem, fruchtlosem Ueberlegen kamen, kostete sie einen schweren Entschluß, und

schwer war es auch, die Königin zur Ertheilung ihrer Erlaubniß zu bewegen. Endlich gelang es aber doch, und so machte sich Chiarini am 2. Mai 1879 von zwei neugekauften Sklaven und einigen Lammî des Königs begleitet, auf den Weg nach Limmu, um von dort nordwärts durch Ljeka und Godschem nach Schoa zurückzukehren, und auf eine oder die andere Weise Hilfe und Unterstützung vom König Menilek herbei zu schaffen. Cecchi, der, von einem neuen heftigen Fieberanfall kaum genesen, als Bürge für die Rückkehr des Gefährten in Gera bleiben mußte, hatte von vornherein nicht allzu viel Hoffnung auf ein glückliches Gelingen des Unternehmens. Und leider täuschte er sich nicht. Nach unsäglichen Schwierigkeiten am 24. Mai in Ljeka, dem Lande der Tschahô-Galla, angelangt, wurde Chiarini auch hier als „Spion Menilek's" am Weitergehen gehindert und mehrere Tage in strengem Gewahrsam gehalten. Schließlich noch durch einen Lanzenstich des zu seinem Wächter bestellten Sklaven in der Seite verwundet, mußte er wohl oder übel sich zur Umkehr nach Gera entschließen. Krank und gänzlich von Kräften kam er in der Hauptstadt von Limmu an, und aus der mehrtägigen Rast, die er hier zu halten gedachte, wurde abermals eine mehrwöchentliche Gefangenschaft bei Abbâ Gommoli. Die Vermittelung der Königin von Gera, die Cecchi durch das Geschenk des letzten Reservegewehrs gewonnen hatte, befreite ihn endlich, und so traf er am 24. Juni müde und enttäuscht und an einer glücklicheren Zukunft verzweifelnd, wieder in dem alten Gefängniß von Tschalla ein, wo sich inzwischen die Dinge auch nicht zum Besseren geändert hatten. Zwar war es Cecchi mehrmals gelungen, bald als Jagdgenosse des Königs, bald unter dem Vorgeben, daß er in den Bergen des Landes nach den „ohne Zweifel vorhandenen" Gold- und Kupferminen suchen wolle, weitere Ausflüge in nördlicher, westlicher und südlicher Richtung bis an die Grenzen des Landes zu machen, aber die Erfolglosigkeit seines Suchens, die ihn freilich wenig überraschte, hatte die Königin so gegen ihn aufgebracht, daß in der That zu befürchten stand, sie werde mit nächstem die schon oft geäußerte Drohung wahr machen und die beiden Fremdschi lieber mit ihren Sklaven zu anderen Arbeiten verwenden. Verlangte sie doch ohnedies beständig von ihnen die Mittheilung aller europäischen „Künste und Geheimnisse", trotz Cecchi's wiederholter Betheuerungen, daß sie nur gelehrte Männer oder Abbâ kitâba (Väter des Buches) seien, wie ihre Scheichs, und deshalb auch keinerlei Künste gelernt hätten.

Bei seinen Exkursionen, die ihm eine ziemlich genaue Kenntniß der oro-hydrographischen Verhältnisse des Gebietes von Gera eintrugen, gelang es Cecchi mehr als einmal, über die Grenzen des Landes hinauszugehen, ungeachtet aller Entrüstung und Furcht seiner eingeborenen Begleiter. So überschritt er am 9. Juni den die Südgrenze des Landes bildenden Godscheb und drang, nur von einem Sklaven begleitet, eine gute Strecke weit in das Land seiner Sehnsucht, das Königreich Kaffa, ein. Während am nördlichen Ufer des Godscheb, in Gera, ein mehrere Kilometer breiter dichter Waldstreifen sich hinzieht, zeigte sich längs des südlichen Ufers eine weite, vielfach sumpfige Ebene, die sich bis an das mit dem Godscheb fast parallel laufende Hauptgebirge von Kaffa zu erstrecken schien. Wenn auch kein eigentliches Moggâ, so war doch trotz des Schutzes durch den 40 bis 60 m breiten Fluß dieses ganze Ufergebiet unbewohnt.

Ein weiteres Vordringen, als in das gefürchtete Kaffa, war dem Reisenden an der Westgrenze möglich, wo sich jenseit des ansehnlichen Höhenzuges der Setscha-Berge zuerst ein ausgedehntes, hügeliges und mit dichtestem Walde bedecktes Moggâ hinzieht, aus dem man nach W über das Gescha-Gebirge in das Königreich Motscha, nach S in das Gebiet der Schankalla, nach N aber in das der Nonnô-Ilu gelangen soll. Die ganze Konfiguration des westlich vom Moggâ sich ausdehnenden Landes, über das Cecchi von einem Gipfel der Gescha-Berge einen weiten Ueberblick erhielt, ließ ihm das Vorhandensein noch eines unbekannten, großen, von S nach N strömenden Wasserlaufes als durchaus unzweifelhaft erscheinen. Seine eingeborenen Führer bestätigten diese Vermuthung und nannten den nach ihrer Schilderung außerordentlich breiten und wasserreichen Fluß Gabbâ oder Baro.

Nach der Rückkehr Chiarini's versuchte Cecchi immer von Neuem, bald durch nach Norden ziehende Kaufleute, bald durch besondere Abgesandte, Nachrichten über das Schicksal der Expedition nach Schoa gelangen zu lassen. Es war ein vergebliches Bemühen. Gewöhnlich wurden die Boten schon von der Königin, die jeden Schritt der Fremden überwachen ließ, in Gera zurückgehalten, und wenn es einmal durch einen glücklichen Zufall gelungen war, ihr Mißtrauen zu täuschen, so traf sicher nach einigen Tagen schon aus Gomma, Limmu oder Kabjena die Kunde ein, daß die Briefsendung sammt ihrem Träger dort gestrandet sei. Die Lage der Reisenden selbst verschlimmerte sich inzwischen von Tage zu Tage. Das Gerücht von einem bevorstehenden neuen Kriegszuge der Schoaner rief bei sämmtlichen Herrschern der kleinen Gallareiche Unruhe und Bestürzung hervor. Abgesandte aus Limmu und Gnma, die in den ersten Tagen des Juli in Tschalla eintrafen, forderten im Namen ihrer Herrscher die Bestrafung der beiden Europäer, die, wie man bestimmt zu wissen glaubte, König Menilek herbeigerufen hätten. Zum Glück kam bald darauf die Nachricht, daß die schoanischen Truppen wieder über den Hawasch zurückgegangen seien, und so wurde das über dem Haupte der Fremden schwebende Unheil noch einmal abgelenkt. Dafür brachte die auf ihrem Höhepunkte befindliche Regenzeit ihnen wieder die alte furchtbare Plage des Fiebers, von dem namentlich Cecchi diesmal ärger heimgesucht wurde denn je zuvor. Von einem Verkehr mit Pater Léon, dem der unerklärliche plötzliche Haß der Königin schon seit Wochen den Besuch der Hauptstadt untersagt hatte, konnte unter diesen Umständen nicht die Rede sein. Nur durch seine beiden eingeborenen Gehilfen, Abbâ Matiôs und Abbâ Domenikôs, erfuhren die Reisenden hin und wieder etwas über den in der kleinen Gemeinde von Afallô herrschenden Mangel, der durch die Entziehung des von der Königin so lange gewährten Ackerlandes sammt der darauf befindlichen Ernte hervorgerufen worden war. Der wohl lange überlegte Hauptstreich der Genné gegen den Pater sollte indessen jetzt erst zur Ausführung kommen. Am 23. Juli ohne ersichtliche Veranlassung nach dem Maserâ berufen, wurde Pater Léon, als sei nichts vorgefallen, auf das Freundlichste empfangen und nach einer längeren Unterredung, in der die Königin bereitwillig auf seine Wünsche einzugehen schien, zum Abschiede mit einem Becher Meth bewirthet. Zwei Tage darauf starb er nach entsetzlichen Leiden unter allen Anzeichen der Vergiftung, und im Maserâ, wie von allen Häuptlingen und Scheichs wurde sein Tod als „Befreiung des Landes von einem mächtigen Feinde der Religion" mit lauten Freudenbezeigungen begrüßt.

War aber die Königin bisher immer noch durch eine gewisse Scheu vor dem Pater von allzu hartem Vorgehen gegen die Reisenden abgehalten worden, so ließ sie dieselben jetzt ihre Macht doppelt schwer empfinden. Täglich wurden neue unerhörte Anforderungen an sie gestellt; bald sollten

sie Gewehre, bald Schießpulver anfertigen, bald Teppiche weben, und um ihren vermeintlichen Widerstand zu brechen, wurde ihnen die Nahrung entzogen. Oft genug sah sich Cecchi genöthigt, Nachts an die Hütte eines freundlich gesinnten Einwohners von Tschalla zu klopfen, um ein Stück tief- oder Maisbrot und ein wenig Milch zu erbitten. Bei Tage war jeder Verkehr mit ihnen untersagt. Etwas besser wurde ihre Lage, wenigstens die Verpflegung etwas reichlicher, als um die Mitte des August die Königin ihnen einen Auftrag ertheilte, den sie auszuführen im Stande waren. Aus zwei kleinen Glasscheiben, den Ueberresten einer arabischen Laterne, sollten sie Spiegel anfertigen, welche die Königin zu einem Geschenk für die Tochter des Königs von Kaffa, die zukünftige Gattin ihres Sohnes, bestimmt hatte. Mit dem Quecksilber aus Cecchi's künstlichen Horizonten und etwas von einem Kaufmanne aus Godschem erhaltenen Zinn brachten sie in der That zwei spiegelähnliche Gegenstände fertig, mit denen die Königin sich zufrieden erklärte.

Am Tage der Hochzeitsfeier, die die Hauptstadt, wie das ganze Land mit tollem Jubel erfüllte, und an der auch Cecchi auf Befehl des Königs theilnehmen mußte, trat eine Verschlimmerung in Chiarini's bisher unbedenklichem Fieberzustande ein. Fünf Tage darauf, am 5. Oktober 1879, starb er, seinen unglücklichen Gefährten in einem an Verzweiflung grenzenden Zustande zurücklassend.

Ueber die letzte, scheinbar endlose Zeit, die er nach diesem härtesten Schlage noch in Gera zubringen mußte, geht Cecchi kurz hinweg. Zeitweise, wenn das gegen die unabhängigen Galla zu Felde gezogene schoanische Heer sich den Grenzen der kleinen Königreiche näherte, wie ein Verbrecher behandelt und mit dem Tode und der schrecklicheren Folterqual des Ghindô bedroht, mußte er hart gegen die Versuchung ankämpfen, diesem elendesten Dasein durch einen Pistolenschuß ein Ende zu machen. Mehrere Wochen lang mußte er trotz seiner hinfälligen Gesundheit schwere Schmiedearbeit thun; dann wieder sandte ihn die Königin unter einer Eskorte nach dem Thale des Godscheb, um nach Salpeter und Schwefel zur Bereitung von Schießpulver zu suchen. Als er ohne das Verlangte zurückkam, wurde er zu einer vierwöchentlichen harten Gefängnißstrafe verurtheilt. Eine verhältnißmäßig leichtere Zeit begann, als er im April des nächsten Jahres auf den glücklichen Einfall kam, anstatt der beständig von ihm verlangten Teppiche zur Bekleidung der Wände in den königlichen Gemächern Papiertapeten zu malen. Der schon längst im Besitze der Königin befindliche Malkasten Chiarini's und sein ganzer Vorrath an Zeichnenpapier wurden ihm in seine Gefängnißhütte gebracht, wo er, der nie einen Versuch zu zeichnen, geschweige denn zu malen gemacht hatte, jetzt mit einer Kühnheit, die ihn trotz seiner verzweifelten Lage oft zum Lachen brachte, in möglichst grellen Farben die abenteuerlichsten Blumen- und Arabeskenmuster ausführte. Daß er die Arbeit, bei der ihm die Königin voll Bewunderung oft stundenlang zusah, nach Möglichkeit in die Länge zog, versteht sich von selbst.

So war er denn auch mit dem eigenthümlichen Kunstwerk noch beschäftigt, als im Anfang Juli durch einige abessinische Kaufleute ihm die erste Nachricht über seine bevorstehende Erlösung zukam. Er wagte kaum, an eine solche Möglichkeit zu glauben, aber schon wenige Tage später traf in einem eigenhändigen Schreiben des Fürsten von Godschem, Ras Adal, an den König von Gera die officielle Bestätigung jenes nicht mehr gehofften Glückes ein. In kurzen, aber eindringlichen Worten forderte Ras Adal die Freilassung des in Gera zurückgehaltenen Weißen, zugleich volle Straflosigkeit für alle demselben vielleicht zugefügte Unbill versprechend. Wie der Ueberbringer des Schreibens, ein alter amharischer Kaufmann, Cecchi mittheilte, war es ein seit mehreren Monaten in höchster Gunst des Fürsten von Godschem stehender Europäer (Bianchi) gewesen, der Ras Adal zu diesem Schritte veranlaßt hatte.

Erst nach langem Bedenken und wiederholten Versuchen, durch plötzliche Gunst- und Ehrenbezeigungen Cecchi zurückzuhalten, entschloß sich die Genné, dem Wunsche des Fürsten von Godschem zu entsprechen. Als sie dann endlich am 4. August den vielgeprüften Reisenden entließ, gab sie ihm mit den nöthigen Mitteln zur Reise und werthvollen Geschenken für den König von Italien als Wichtigstes den Auftrag mit, bei den Herrschern von Schoa und Godschem zu ihren Gunsten zu sprechen und dieselben zu veranlassen, ihr zunächst zur Unterjochung des feindlichen Dschimma behilflich zu sein und schließlich ihren Sohn, Abbâ Ragô, zum Könige über sämmtliche Gallareiche zu machen. Gegen Cecchi's ernsthaftes Versprechen, ihren Auftrag ausführlich zu übermitteln und die Vorschläge nach Kräften zu unterstützen, ließ er sich von ihr „bei den Gebeinen ihrer Väter“ schwören, daß die Station von Afallô und die kleine Christengemeinde daselbst bis zur Ankunft eines neuen abessinischen Vorstehers unverletzt bleiben solle. Den einen der eingeborenen Gehilfen des Pater Léon nahm Cecchi mit sich nach Schoa, da die Königin allem Anschein nach ihren Haß gegen den Pater auf ihn übertragen hatte.

Mit diesem Begleiter und einer kleinen Karawane von sechs Sklaven, zwei Reit- und drei Lastthieren gelangte Cecchi jetzt ungefährdet durch die Reiche Gomma und Limmu nach Ljeka, dem Lande, wo Chiarini im vergangenen Jahre so Böses erlebt hatte, das aber in der Zwischenzeit durch schoanische Truppen eingenommen und tributpflichtig gemacht worden war. Hier wie in Lagamarâ war der Name seines Befreiers Ras Adal jetzt schon genügender Schutz. Am 10. September in Gudru, der südlichen Grenzprovinz von Godschem, angelangt, erfuhr Cecchi von dem Statthalter, daß der Abai noch so angeschwollen sei, daß voraussichtlich für mehrere Wochen an eine Fortsetzung der Reise nicht zu denken sein werde. Es verhielt sich in der That so — aber dieser letzte unfreiwillige Aufenthalt wurde durch eine reiche Briefsendung aus der Heimath und aus Schoa und durch das Eintreffen der beiden inzwischen nach Schoa gekommenen Italiener, des Grafen Antonelli und des Ingenieurs Ilg, bedeutend verschönt. Mit Bianchi, seinem eigentlichen Befreier, konnte Cecchi einstweilen sich nur einmal aus der Ferne, von Ufer zu Ufer des breiten, tosenden Flusses, begrüßen. Aus den Briefen Antinori's, denen auch ein aus schönen Redensarten bestehendes Schreiben König Menilek's beigefügt war, ging hervor, daß die erste Nachricht von der Reisenden Gefangenhaltung in Gera schon vor sechs Monaten nach Schoa gelangt, daß aber König Menilek in seiner wohlbekannten Art nicht zu bewegen gewesen war, ernstliche Schritte zu ihrer Befreiung zu thun. —

Am 20. Oktober konnte der Abai endlich passirt werden; am 24. langte Cecchi mit seinen Begleitern in Monkorór, der Hauptstadt von Godschem, an, wo er als freundlich aufgenommener Gast Ras Adal's mehrere Wochen verweilen mußte. Während dieses Aufenthaltes war es, wo ihm der Fürst von seinem Plan, eine Brücke über den Abai zu bauen, Mittheilung machte und ihm zugleich den Wunsch aussprach, zur Ausführung des großen Werkes durch Vermittelung der italienischen Regierung einen Ingenieur und mehrere Oberarbeiter zugesandt zu erhalten. Diesem Wunsche Ras Adal's wurde im Jahre 1883 durch die Entsendung des Ingenieurs Grafen Salimbeni entsprochen, dessen

Name bei Gelegenheit der jüngsten italienisch-abessinischen Verwickelungen so häufig genannt worden ist.

Nach einem von Ras Adal für durchaus nothwendig erklärten Besuche am Hofe des Kaisers Johannes in seiner Hauptstadt Samerâ konnte Cecchi endlich am 6. Februar 1881 den Weg nach Schoa antreten. Vier Wochen später, am 6. März, langte er in Let-Marefiâ an, von seinem väterlichen Freunde Antinori auf das Wärmste willkommen geheißen. Unter der Pflege desselben und in dem ruhigen Leben der inzwischen zu einer kleinen Musterwirthschaft aufgeblühten Station erholte sich Cecchi bald von den Strapazen seiner Reise- und Gefängnißzeit, daß er schon im Mai in Begleitung Antinori's wieder einige weit ausgedehnte Excursionen in das südliche und westliche Schoa machen konnte. Durch allerhand Zwischenfälle verzögert, konnte aber die sehnlichst herbeigewünschte Rückkehr nach Europa erst im Spätherbst erfolgen. Am 3. November verließen Cecchi, Antonelli und der Franzose Labatut mit ihren Dienern und einer aus etwa 30 Kameelen und ebenso vielen Leuten bestehenden und von einer bewaffneten Eskorte begleiteten Karawane die Grenzstadt Faré. Trotz des weiten Umweges über Harar, das Cecchi gern kennen lernen wollte, und trotz eines fast 14tägigen Aufenthaltes in der interessanten Handelsstadt, langte die Reisegesellschaft doch schon am 13. December in Zeila an, durch diese letzten günstigen Erfahrungen noch in der Ansicht bestärkt, die Cecchi auf Grund seiner bösen Erlebnisse schon als die allein richtige vertrat und heute noch vertritt: daß nämlich zu dem Gelingen einer afrikanischen Expedition eine bewaffnete Eskorte die erste Bedingung ist.

Bimbia und Victoria.

Von Dr. Pauli.

Nachdem die Verhandlungen Deutschlands mit England und seiner Baptistenmission in der Weise zum Abschluß gekommen sind, daß Victoria nunmehr deutschem Protectorat unterstellt wurde, ist das Interesse für diese Gegend am Kamerungebirge aufs Neue in den Vordergrund getreten. Als ich am letzten März 1885 von Kamerun aus — bekanntermaßen Collectivname für die Negerorte Bell-, Aqua-, Dido-, Hickorystadt — in westlicher Richtung durch die mannigfach gewundenen Creeks nach Bimbia fuhr, war letzteres schon deutschem Gebiete einverleibt, jedoch gehörte das in den folgenden Tagen von mir besuchte Negerdorf Victoria mit seiner Missionsstation damals noch der englischen Krone [1]).

Da die Fluthmarken weit in das Land hineinreichen, so ist das Gebiet der Mangroven, die aus dem fettigen Schlamm- und Sumpfboden entspringen, ein weites, ödes und einförmiges. Kletternder Rotang, stacheliger Pandanus, der auf seinem Stamme eine kandelaberähnliche Krone trägt, stammlose Raphia-Palmen mit stolzen Zweigen gleich Wedeln treten nur vereinzelt auf.

Ueber der meist trüben Wasserfläche nahe dem Mangrovegebüsche streichen im schnellen Fluge bunte Eisvögel und zierliche Brachschwalben, auf kahlen Sandbänken haben flinke Strandläufer, schwerfällige Pelikane und schlanke Reiher ihren vorübergehenden Aufenthalt. Vereinzelte fliegende Fische (Exocoetus), die sich mit der Kraft ihrer Schwanzflosse über das Wasserniveau schleudern, mochten wohl der Grund sein, daß ein ihnen nachjagender gefräßiger Delphin aus dem Ocean in das Gebiet des Brackwassers gekommen war. Das immergrüne Mangrovelaub überwölbt einen in das Dickicht führenden Kanal, für jetzt ein sicherer Zufluchtsort einer von uns aufgescheuchten Seekuh [2]).

Hoch über der Vegetation der Sümpfe schwebt majestätisch der schwarzgeflügelte Geierseeadler.

Mit der Ankunft bei Nikolls Island und den auf dem Festlande liegenden Negerorten Debolu und Dokolu haben wir das Creeksystem und damit das Gebiet der Ricophoren glücklich überwunden, um bei Bimbia sofort vulkanischen Boden, bestanden von großartigem tropischem Hoch- und Buschwalde, zu betreten. Unmittelbar vom Meeresgestade aus beginnt das Kamerungebirge anzusteigen, aber nur allmählich, nicht so schroff wie bei Victoria. Um von Kamerun aus hier an den Fuß des Gebirges zu kommen, gebrauchten wir mit einem kleinen Dampfer sechs Stunden, im Ruderboote würden mindestens zwölf Stunden vergangen sein.

Die Hütten der Bimbia-Neger liegen sehr zerstreut bergan — ähnlich wie viele Fandörfer auf den Hügeln am Ogowe — im Schutze von mächtigen Bäumen: Fikusarten, Dracänen, Baumwoll- und Affenbrotbäumen, welche man die Elephanten unter den Gewächsen nennen kann, so kolossal und massig sind diese Stämme. Mit großen, glänzenden, tief fingerförmig getheilten Blättern steht der Baobab da, an Schlankheit überragt ihn der Bombax. Auffallend kleine Blätter an unregelmäßigen Zweigen mit rauher Rinde weist der hier und noch mehr landeinwärts wachsende Mungongibaum auf. Einzelne Riesenbäume sind umschlungen von wildem Wein, Pfefferreben und Lianen,

---

[1]) cf. Karte: „Globus“ 1884, Bd. XLV, Nr. 3, S. 44.

[2]) Das Fleisch der atlantischen Seekuh (Manatus atlanticus) ist äußerst wohlschmeckend und bietet zweierlei Nüancen, ein dunkles und ein helles Fleisch ähnlich unserem Schwarzwilde. Die Dualla nennen dieses pflanzenfressende Säugethier Manga. Der älteste Sohn des Königs Bell, welcher drei Jahre in England erzogen wurde, zu Hause aber wieder zu den Sitten der Väter zurückgekehrt ist, heißt Manga Bell; der obstinate Bruder des Königs Aqua, welcher durch ein deutsches Kriegsschiff deportirt wurde, führte auch den Namen Manga Aqua. Die Maße eines von uns bei anderer Gelegenheit erlegten Thieres, dessen Skelett Dr. Passavant dem Baseler (oder Tübinger) zoologischen Institut zustellte, waren:

Länge	214 cm
Schwanzbreite	46 „
Umfang des Bauches	147 „
Breite des Kopfes	35 „
Umfang der Schnauze, unterhalb der Augen	45 „
„ „ „ hinter den Ohren	110 „
„ vor dem Schwanze	66 „

Die Augen waren wie ein silbernes 20-Pfennigstück groß. Die Länge der Ohren betrug 30 cm. Die Haut war 3 cm dick, so daß sich aus diesem Material ebenso vorzügliche Riemen schneiden lassen, wie aus der Haut der Flußpferde. Indem man das eine Ende der Riemen noch in zwei oder drei Theile spaltet, drehend dieselben zusammenflechtet und trocknen läßt, erhält man das beste Mittel, lässige Schwarze zur Arbeit zu ermuntern oder analog unserem Ochsenziemer zur Strafe auf ihrem Rücken tanzen zu lassen.

auf schwammigen Auswüchsen gedeihen roth schillernde, aber übel riechende Orchideen. Gleich langen Bärten hängen zarte Moose in feinen Fransen herab. Im sicheren Schutze der zu einer unlösbaren Masse verstrickten Pflanzen und Zweige hausen grüne Aeffchen (Cercopithecus sabaeus) und Paviane (Cynocephalus), sowie Eichhörnchen ganz nahe dem Treiben der Menschen; freistehende Bäume sind belebt von Finken, Weber- und Wittwenvögeln. Nur vereinsamt hört man früh Morgens das Gekreisch eines Pfaues aus den Gipfeln der Bäume.

Schon am Fuße des Kamerungebirges, noch mehr aber in seinen höheren Regionen kriecht die blüthenreiche, betäubend duftende Kautschukranke (Landolphia florida), deren Milch als Gummi von den zu unserer Zeit am Berge botanisirenden schwedischen Herren exportirt wurde, allerdings nur in geringen Quantitäten, da die Eingeborenen gemäß alter Tradition nur Palmöl und Kerne, sowie Elfenbein den Weißen zum Verkaufe bringen. Irrationell, wie sie auch die kleinsten Elephanten niederschießen, die nur wenige Pfund schwere Zähne liefern, betreiben sie auch den Gummigewinn, falls sie sich überhaupt dazu entschließen. Statt die Ranken einzuschneiden und den milchigen zähen Saft allmählich zu gewinnen, schlagen sie dieselben ab, so daß der Stamm sich verblutet.

Wo nicht Riesenfarne, Gräser, Tomaten, Portulac und Malaguettapfeffer dem Boden entsprießen, erscheinen die durch Verwitterung hervorgerufenen braunrothen Töne des Gneißgebirges, untermischt mit Glimmer- und Thonschiefer. Außer den durch die Neger angepflanzten Pisangbeständen umgeben wildwachsende dornlose Holzgewächse, Mimosen, Jasmin und Akazien die nachlässig gebauten Hütten der Schwarzen.

Denn höchstens der Schlafraum bietet einigen Schutz gegen Regen und Sonne: sonst guckt überall des Himmels Firmament hinein. Bei seiner sorglosen Lässigkeit und grenzenlosen Faulheit denkt der Eingeborene nicht an eine Reparatur seines Heims. Allerdings passen derartige zerfetzte Häuser sehr gut in die zerklüftete, barocke und groteske Gegend, in der man über Wurzel und Fels in schmaler Rinne hinwegschreiten muß, obschon solches nach Negerbegriffen Pfade und Wege zu nennen sind. Uns Weißen, die wir gewohnt sind, seitlich auszuschreiten, wird das Gehen in schmaler Furche, wie es der Neger beliebt, indem er einen Fuß vor den anderen setzt, äußerst schwer und ermüdend.

Vor dem Hause des Dorfhäuptlings, gemeinhin König genannt, stand der unlängst eingesetzte schwarz-weiß-rothe Pfahl. Das Haus des Schulzen zeichnete sich in keiner Weise vortheilhaft vor den Hütten seiner Untergebenen aus.

Ueberhaupt kommen bei einem Vergleiche mit den Kamerunnegern, denen die Bimbianeger sonst in Sitten und Gebräuchen sehr nahe stehen, die letzteren weniger gut fort: sie behaupten ein Zweig der Dualla zu sein, sprechen einen dem Dualla ähnlichen Dialekt, nennen sich aber Isubu. Ihre Schädel erscheinen groß, ihre Gesichtszüge plump; die Hände sind breit, die Fußsohlen platt. Unsauber ist ihr Körper, die ihre Hüften umgebenden Lendenzeuge strotzen von Schmutz. Ihre Unreinlichkeit trägt dazu bei, daß eine bedeutende Anzahl unter ihnen an Hautkrankheiten leidet.

Nach unseren Begriffen ist Schönheit bei dem schwatzenden, schreienden, kreischenden, weiblichen Geschlecht erst recht nicht ein Erbtheil, so sehr sind sie aller Waffen des Cupido bar.

Vorübergehende Beschäftigung finden die dortigen Neger in Jagd und Fischfang, wobei sie sich sehr großer, geflochtener Fischkörbe bedienen, welche den Eindruck machen, als ob sie ihren Zweck nicht erfüllten. Doch habe ich die Schwarzen leidlich geschickt damit hantiren und Beute ergattern sehen. Zwischen den Bergvölkern und den Weißen vermitteln sie den Handel, versorgen auch den wöchentlichen Markt in Victoria mit Früchten und Hausvieh: Hühnern, Enten, Schafen, Ziegen, Schweinen und Rindvieh, welch letzteres nicht sehr groß, aber in Kamerun eine Seltenheit ist.

Bei meinen Streifereien habe ich an jagdbaren Thieren nur Ringel- und Wildtauben, Antilopen und Wildschweine getroffen. Wilde Büffel sind mir hier nicht zu Gesicht gekommen, wie ich auch außer frischen Spuren einen lebenden Elephanten nicht gesehen habe; doch ist hier zweifellos das Gebiet jener für Afrika charakteristischen Thiere.

Wie ein Lauffeuer ging das Gerücht, daß ich Arzt sei; eine Menge Hautkranker, Verwachsener und durch Geschwüre im Gesicht entstellter Schwarzer erschienen, um meine Hilfe zu beanspruchen. Doch sah ich mich durch die Unverschämtheit Einzelner veranlaßt, mich den ärztlichen Verpflichtungen durch die Erklärung zu entziehen, daß ich keine Medicin bei mir habe. Jodoform, was uns bei Wunden der Neger aller Art ausgezeichnete Dienste geleistet hat, war mir auch wirklich zu Ende gegangen. Ging doch ein frecher Kerl so weit, zu sagen: „Du bist Arzt, also mußt du mir helfen.“ Der Schwarze von heut zu Tage wird auf die Dauer nur demjenigen lebhafteres Interesse abgewinnen, der nicht gezwungen war, häufig die Trägheit und Theilnahmlosigkeit, Listigkeit und Verschlagenheit der dortigen Neger zu seinem Nachtheile kennen zu lernen.

Trotz der nahen See, trotz feuchter und angenehm kühler Gebirgsluft muß auch Bimbia — gleich Kamerun im Mangrovegebiet — ungesund sein, denn das frühere Missionsgebäude steht verlassen und verfallen; nur Leichensteine weisen noch auf einstige Spuren vom Dasein weißer Menschen hin. Oder haben frühere Missionare bei der Indolenz der Bimbianeger überhaupt nur wenig Erfolg ihrer Mühen gesehen!

Auch darf man sich meines Erachtens von einem Sanatorium für Weiße in der Höhe bis zu 1000 m am Kamerunberge nicht zu viel Erfolg versprechen, denn von den beiden Schweden, welche mit zwei weißen Dienern dort lebten, wurde einer schwer fieberkrank, während ein Diener dem Klima zum Opfer fiel.

Das Kamerungebirge, welches mit seinem vulkanischen Terrain etwa 10 000 qkm bedecken wird, breitet sich mit den Rumbi-Bergen am Rio del Rey wohl über das Doppelte aus. Wie es vielleicht einer späteren Zeit vorbehalten ist, aus den reichbewaldeten Kamerunbergen — nur der große Kamerunberg mit seinen Kratern ist kahl — mit seinen Eben-, Eichen-, Eisen- und Tekhölzern oder aus der Kultur von Kaffee, Cacao, Citronen, Guaven, Limonen, Mangofrüchten und Orangen Nutzen zu ziehen, so kann man auch aus dem Gebiete der Sümpfe die Mangrove zur Holzindustrie zu verwerthen hoffen, denn Stämme, die an Schlankheit mit unseren Tannen wetteifern, sind durchaus keine große Seltenheit.

Da von Bimbia nach Victoria zu Lande nur ein beschwerlicher Weg führt, den ich auf meinen Streifzügen öfters benutzt hatte, so zog ich es vor, an der Küste in dem Theile des Busens von Guinea hinzufahren, welcher nach einer kleinen vor Victoria liegenden Insel — auch Ndami genannt — die Ambasbay geheißen wird, zumal schönes Wetter an einem Aprilmorgen besonders lohnend für die Aussicht zu sein versprach. Denn anerkannter Maßen ist die Durchfahrt zwischen Fernando Poo mit seinem über 3100 m hohen Clarencepik und zwischen dem Festlande,

wo der kleine Kamerunberg Mango-ma-Etindeh sich ganz bewaldet und steil in Pyramidenform bis zu 1774 m erhebt, der große Mango-ma-Lobah aber zu 4194 m ansteigt, einer der großartigsten auf der Erde, würdig, der Passage zwischen Maui und Hawai auf den Sandwichinseln oder der Straße von Bab-el-Mandeb an die Seite gestellt zu werden. Man fährt an den romantischen Man of war-Bay vorbei, wo unerschrocken die Felsen dem Andrange der schäumenden Gischt des brandenden Wogenschwalles trotzen. Wenn ich schon von Kamerun aus die schroff abfallenden Felspartien, die 27 Krater, deren Lava sich von ungefähr NO nach SW ergoß, sehr gut und besonders bei Sonnenaufgang mit dem Fernrohr erkennen konnte, so bieten sich doch hier bei Bimbia und Victoria die mächtigen Abfälle, die zerklüfteten Schluchten, die wildromantischen Thäler besonders schön dem staunenden Auge von der See aus dar.

Wie es die Rotation der Erde bei der vulkanischen Eruption seiner Zeit mit sich brachte, springen noch vor Victoria viele Felseninseln — Pirate Rocks — aus der See vor, so daß man nur weit vom Ufer landen kann. Steiniger Untergrund und Felsen lauern unter der Wasseroberfläche, einst auch dem Ragocinsky'schen Fahrzeug „Lucie Marguerhite" verderblich, dessen Wrack düster aus den Fluthen ragt. Der Uferstrand fällt im Gegensatz zum sonstigen Meeresgestade von Oberguinea, welches gelben Küstensand aufweist, durch seine dunkle Farbe auf. Von der See aus treten vortheilhaft die Missionsgebäude mit Kirche, sowie auf einem anderen Hügel ein damals leer stehendes Gebäude für den englischen Konsul hervor. Dieser wohnte mit seiner Frau zu jener Zeit auf Mandoleh, einer zweiten Insel in der Ambasbay, die sich Ragocinsky als Aufenthaltsort gewählt hatte. Er hatte sich auf dem schroff aus dem Meere empor steigenden lieblich grün bewaldeten Eiland ein kleines Blechhaus eingerichtet.

Die Häuser sind von den Eingeborenen ohne die Subtilität und Sorgfalt gebaut, wie in Kamerun, obschon ihnen die Natur prächtiges Material an Stein und Holz bietet. Jedes Haus der Victorianer ist von einem freien Platze umgeben, der aber nicht als Garten bebaut wird; eine grüne Hecke oder auf einander gelegte Steine bis zu Mannshöhe zäunen den Komplex ein. Die Schwarzen in Victoria sind meist sogenannte Christen, die ihre Bildung in der Baptistenmission genossen haben. Indem sie Rechnen, Lesen, Schreiben lernten, halten sie sich für perfected (coloured) gentlemen, die, wenn man sie auf ihre Viertelbildung aufmerksam macht, uns Europäern höchstens die Concession machen, daß sie schwarz, wir aber weiß seien; darin beruhe der ganze Unterschied. Was ihnen von der christlichen Religion bequem ist, haben sie sich angepaßt. Der frühere Sklave fühlt sich frei, doch ist es eine Freiheit ohne Ordnung. Nach dem christlichen Grundsatz, daß vor Gott alle Menschen gleich sind, fühlt sich der hiesige Afrikaner auf neutralem Boden gehoben, beansprucht Rechte, aber ohne Pflichten dafür zu erfüllen. So sehen wir das männliche Geschlecht in Hosen, nach Stutzermanier Pfeifen rauchen, palavriren und faullenzen, indessen die Weiber sich die verschiedensten Röcke über den Kopf anziehen, froh, nicht mehr wie ihre Genossinnen vom Berge mühsam arbeiten zu müssen, Lasten zu tragen oder das Opfer eines brutalen Ehemannes zu sein.

Die Bergstämme, da sie aus dem Walde (Kwiri = Busch) kommen, werden Bakwiri genannt; besonders an Markttagen, deren im Monat drei bis vier abgehalten werden, erscheinen sie zahlreich, um am Strande Yams, Plantanen, frische Oelkerne, Grundnüsse &c. feil zu bieten. In Tragkörben, ähnlich unseren Kiepen, tragen sie die Landesprodukte die steilen, beschwerlichen Pfade herab zum Strande, wo in der Regel der Tauschhandel stattfindet. Große, aus rohem Bast geflochtene Hüte schützen sie hier gegen Regen oder Sonnenschein, denn mehr wie einen Meter beträgt oft der Durchmesser des sehr soliden Flechtwerkes. In direkten Verkehr mit der einzigen in Victoria vorhandenen deutschen Faktorei treten die Bergbewohner nicht, das ist das Monopol der Victoria-Neger, welche gar sehr auf ihren Vortheil bedacht sind. So waren zu unserer Zeit die Vornehmeren unter ihnen zusammengetreten, um als englische Untergebene von dem deutschen Agenten für die Einfuhr von Rum einen erheblichen Zoll — wenn ich mich recht erinnere, 25 Proc. — zu erheben, welchen sie unter sich zu theilen dachten. Der Deutsche nahm die Hilfe des englischen Konsuls in Anspruch und die Schwarzen beschieden sich, besonders da sie einsehen mußten, daß diese Steuer nicht ihnen, sondern der englischen Regierung zufallen mußte.

Alles in Bezug auf die Natur von Bimbia Gesagte trifft in großartigerem Maßstabe auf Victoria zu: Der Wechsel zwischen Berg und Thal ist schroffer und das Urwüchsige tritt noch lebhafter zu Tage. Das prachtvolle Grün der bis zum Meere herabreichenden Wälder, dessen Zweige in das Wasser tauchen, die dunkle Färbung der Klippen, die hochwogende blaue See, die ständig aufspritzende, weiß schimmernde Brandung zu Füßen eines Gebirges, dessen höchste Spitze in Afrika nur noch vom Kilimandscharo überragt wird, erfüllen gar mächtig die Seele des Reisenden und heben sie zu staunender Bewunderung empor. In dieser Umgebung, wo das Klima weniger mörderisch zu sein scheint, Nahrungssorgen dem Europäer nicht drohen, kühles und klares Gebirgswasser im munteren Bach zu Thale kommt, dürfen wir hoffen, daß sich für die von Deutschland herausgeschickten Sendboten der Mission ein angenehmes und erfolgreiches Feld ihrer Thätigkeit entwickele.

Kürzere Mittheilungen.

Glaciale Erscheinungen im Hartgebirge.

Von Dr. C. Mehlis.

III [1]).

Zu den oben geschilderten Anhaltspunkten für die ehemalige Vergletscherung des Hartgebirges kommen noch andere von nicht geringerer Beweiskraft. An den Hängen und auf der Diluvialebene des vorderen, östlichen Hartgebirges finden sich Quarzitblöcke, welche von einem Gesteine herrühren, welches in der Pfalz bekanntlich lagerhaft nicht vorkommt. Solche Blöcke fand der Verfasser auf der rechten Thalwand der Isenach, auf einem unmittelbar westlich der Limburg bei Dürkheim gelegenen Bergkegel, in einer Meereshöhe von ca. 250 m, etwa 120 m über dem Spiegel der Isenach. Dieser erratische Block ist walzenförmig, hat ca. 80 cm Länge und

[1]) Vergl. „Globus", Bd. L, S. 173 bis 174 und 317 bis 318.

ist auf den Längsseiten abgeschliffen, als ob er im Wasser gerollt worden wäre, sonst scharfkantig. Auf der gegenüberliegenden Seite, wo sich die Ringmauer (299 m) und der Teufelstein (318 m) befinden, hat der Verfasser mehrfach prähistorische Mahlsteine, welche die Gestalt eines halben Sphäroides, also eines der Länge nach durchschnittenen Eies haben, aufgefunden. Dieselben bestehen in zwei Fällen gleichfalls aus dichtem, körnigem, weißgelbem Quarzit. Auf der Diluvialebene zwischen Kirchheim a. d. Eck und Klein-Karlbach fand der Verfasser einen weiteren Quarzitblock. Derselbe hat folgende Dimensionen: Länge 1,3 m, Breite 0,36 m, Höhe 0,50 m. Auf einer Längsseite ist dieser Sphäroid vollständig glatt abgerieben. Das Gestein entspricht in Struktur und Farbe den obigen Blöcken. Der Block liegt in einer Höhe von ca. 180 m über dem Meere.

Dieser Reihe von erratischen Quarzitblöcken schließen sich zwei von Dr. Leppla in seiner Schrift: „Die pfälzische Moorniederung und das Diluvium" [1]) erwähnte, bei Grünstadt unmittelbar nördlich von Kirchheim und bei Lembach im Unterelsaß an. Limburg-Ringmauer, Kirchheim und Grünstadt besitzen die Analogie, daß sie Oertlichkeiten sind, welche auf alte Flußterrassen schließen lassen. Am deutlichsten tritt dies Verhältniß bei Limburg-Ringmauer hervor. Hier bilden die Höhen und Terrassen von 250 bis 300 m Seehöhe deutlich eine trompetenförmige Einbuchtung, über welche sich im Westen, Süden und Norden langgestreckte Kuppen von 400 bis 500 m Höhe erheben. Das zerklüftete Hochplateau, welches am südlichen Isenachufer niedriger erscheint, hat offenbar die Thätigkeit des Wassers oder Eises gebildet und so entstand diese oberste Flußterrasse der Isenach, welche sich später 120 bis 170 m tiefer ihr Bett eingegraben hat. Die Quarzitblöcke aber, welche auf diesem alten Hochufer lagern, kann nur die Ablagerung von Eismassen hingetragen haben und zwar von Westen her. Die Ränder des alten Tertiärmeeres spülten am Ostrande der Hart nur bis zu den von Dürkheim nördlich gelegenen, 150 bis 180 m hohen Kalkklippen des Michels-, Spiel- und Herrenberges [2]). Herein aber in das reine Buntsandsteingebiet erstrecken sich weder tertiäre Meeresletten, noch tertiäre Cerithien- und Litorinellenkalke. Auch von einer alten Tertiärbedeckung, wie sie z. B. Uhlig für Galizien annimmt, können diese Quarzite nicht herrühren; denn in Kirchheim und Grünstadt lagern sie auf den Tertiärschichten, ja bei Kirchheim a. d. Eck ist dieser Quarzitblock noch davon getrennt durch diluviale Kies- und Thonlager [3]). Der Kirchheimer Block beweist demnach zur Evidenz, daß diese erratischen Geschiebe mit den Erscheinungen des Tertiären nichts, wohl aber mit dem Ende des Diluviums zu thun haben. Da nun die vier Lokalitäten als alte Hochuferterrassen zu bezeichnen sind, so kann ihre Bildung gleichmäßig nur in die Eiszeit fallen und diese Blöcke sind als Geschiebereste aus der Zeit zu deuten, als entweder mächtige Ablationsgewässer an der Stelle der Isenach, des Leininger Baches und der Eis wirksam waren, oder als die Gletscherzungen bis an den Rand des jetzigen Hartgebirges herab reichten. Der Unterschied zwischen den vier Lokalitäten ist nur der: Bei den Limburg-Ringmauer-Blöcken ist dieser Zusammenhang aus dem ganzen geologischen Aufbau des Landschaftsbildes zu erschließen. Bei Kirchheim und wohl auch bei Grünstadt weist auf die Zeit der Ablagerung die Lage der Blöcke selbst hin. —

Woher aber gelangten diese Quarzitblöcke fremden Ursprunges hierher auf die 250 bis 300 m hohen Halden des Hartgebirges? — Nur von Westen her nach den obigen Ausführungen.

[1]) München 1886, aus den Verhandlungen der Münchener Akademie der Wissenschaften, S. 178.

[2]) Vergl. Laubmann im XXV. bis XXVII. Jahresbericht der Pollichia, mit Karte, S. 84 bis 109.

[3]) Vergl. Laubmann's angeführte Karte.

Dr. Leppla hat nun in der oben erwähnten Schrift den Beweis geliefert, daß die Kaiserslauterner Senkung in diluvialer Zeit das Bett eines mächtigen Stromes bildete, dessen vom Hundsrück kommender Oberlauf wahrscheinlich von den Eismassen dieses Gebirges damals gespeist wurde [1]). Leppla nimmt demnach für den Hundsrück die Vergletscherung als höchst wahrscheinlich an. Leppla erwähnt aber ferner von dem Muschelkalkplateau der Südwestpfalz herrührende zahlreiche, mit dem Höhenlehm in Verbindung stehende Quarzitblöcke und quarzitische Konglomerate, deren Aussehen genau übereinstimmt mit den genannten erratischen Blöcken von der Vorderpfalz. Leppla kann ihr Vorkommen in der Westpfalz nicht erklären. Der Höhenlehm steigt an den Hochufern der Blies zwischen Blieskastel und Zweibrücken bis zu einer Höhe von 390 m hinauf; fast eben so hoch hinauf reichen die Quarzitblöcke bei Pirmasens und Rüschweiler, nämlich bis zu 375 m Seehöhe. Nun beträgt aber die Scheide zwischen West- und Ostpfalz im mittleren Hartgebirge in ihren Pässen bei Hochspeyer nur 305 m, über der Frankenstiege bei Frankenstein, wo der Speyerbach zunächst an die Isenach grenzt, nur 346 m, zwischen Alsenborn 210 m und Enkenbach 209 m einerseits und Ramsen im Eisthale 212 m steigt der Sattel am Stempelbrunnen nur bis zu einer Höhe von 310 m. Von der Isenach zum Leiningerbach geht ferner eine Thalverbindung durch das Wolfersthal und Hollerthal und ebenso zwischen Kieskautberg und Leuchtenberg hindurch, welche nicht höher als bis zu 320 m ansteigt; auch vom Eisthale zum Leiningerbach reichen über den Lauberhof Trancheen von höchstens 350 m Seehöhe. Daraus geht zur Evidenz hervor, daß irgend eine tragende Kraft diese Quarzitblöcke von dem 370 bis 390 m hohen Muschelkalkplateau der Westpfalz oder vom Oberlaufe des alten Bliesstromes durch die Kaiserslauterner Senke und über die 300 bis 350 m hohen Pässe zwischen West- und Osthart getragen haben muß hinab in die Thalungen des Speyerbaches, der Isenach, der Eis und des Leiningerbaches, an deren alten Ausgangsstellen aus dem Gebirge und zwar auf den früheren Hochgestaden genannter Gewässer sich diese räthselhaften Quarzitblöcke vorfinden. Diese Kraft mußte diese Rollsteine aus Quarzit ebenso gut nach Süden ins Bliesthal bei Blieskastel und nach Südosten bis Pirmasens, wie nach Osten nach Dürkheim, Kirchheim, Grünstadt und im Südosten nach Lembach getragen haben. Diese Kraft muß ferner das Vermögen in sich gehabt haben, von der Kaiserslauterner Mulde aus, welche im Durchschnitte 240 m Seehöhe hat [2]), die Blöcke aus Quarzit über die Pässe und Sättel des Hartgebirges, welche eine Höhe von 300 bis 350 m Seehöhe haben, hinüber an den Ostrand des Hartgebirges zu transportiren. Selbst wenn wir starke Stauungen des alten Seebeckens, welches zwischen Homburg und Kaiserslautern liegt, annehmen, so ist doch der Transport solcher viele Centner schwerer Blöcke auf dem bloßen Wasserwege unmöglich. Einen solchen Transport kann nur das Eis zu Wege gebracht haben! Bedenkt man, daß die Niveauverhältnisse der Thalungen damals andere waren, daß Speyerbach, Isenach um 100 bis 120 m höhere Flußbetten haben mußten, daß auch die Kaiserslauterner Senke ein damals höheres von Eis und Wasser später ausgespültes Bett besaß, so gewinnt dieser Bezugsweg an Wahrscheinlichkeit. Bekannt ist ja ferner, daß die Eismassen an Hindernissen emporsteigen und Kessel bis zum Ueberfließen ausfüllen [3]).

Und wo lag die treibende Kraft für solche Eisströme, welche vom Westen der Pfalz diese Blöcke bis an den Ostrand des Hartgebirges einst fortbewegten? Dr. Leppla selbst giebt die Antwort darauf: Er sieht sie (S. 165 und 180 bis 181) in gewaltigen Wassermassen, welche von dem damals vergletscherten Hunsrück hernieder kamen und als Strom von

[1]) Vergl. Leppla a. a. O., S. 165, ferner 176 bis 181.

[2]) Vergl. Leppla, S. 139.

[3]) Vergl. Heim: „Handbuch der Gletscherkunde", S. 189.

mehreren Kilometern Breite längs der Thalung der oberen Blies in den Buntsandstein bei Wellesweiler eintraten. — Die Linie der größten Flußgeschwindigkeit war zuerst nach OSO, dann nach O gerichtet. Waren aber Vogesen, Schwarzwald und Hunsrück damals vergletschert, so steht nichts im Wege, diese Vergletscherung auch auf die innere Hart auszudehnen und anstatt eines Wasserstromes einen tragenden Gletscherstrom anzunehmen — wenigstens für den Anfang dieser Periode — welcher mit einem ausgedehnten Inlandeis in Verbindung stand. Dieser Eisstrom bewegte dann sowohl in der Linie Neunkirchen—Zweibrücken—Pirmasenz seine Schotter-, Kies- und Lehmmassen, wie in der zweiten Neunkirchen—Homburg—Kaiserslautern, und zwar je nach der Stärke seiner Eismassen und nach dem durch Bergplateaus verminderten Widerstande. In ersterer Linie finden wir den Höhenlehm und in ihm abgelagerte Quarzite als Reste des Gletscherniederschlages, in zweiter Linie die Quarzite vom vorderen Hartgebirge und die theilweise denudirten Lößmassen am Rande der Ostwand, welche den Lößbildungen östlich des Lauterthales sowie im oberen Alsenz- und Speyerthale entsprechen [vergl. Leppla, S. 162 bis 163 [1])]. Durch solche Annahme wird auch das Vorkommen von erratischen Quarzitblöcken bei Lembach im Sauerbache, an der Südgrenze der Pfalz, erklärlich. Ein sekundärer Gletscherstrom transportirte ohne wesentliche Hindernisse Geschiebe, worunter auch Quarzitblöcke, von der Pirmasenzer Höhe zwischen „Erlenkopf" und „Rad" hindurch in die oberen Trancheen des Sauerbaches und nach Lembach. — Das Gestein aber selbst? Es stammt offenbar vom Hunsrück her und zwar nach Struktur und Aussehen von den südöstlichen Hängen des Hochwaldes bei Birkenfeld und Otzenhausen, welche 700 bis 800 m und darüber ansteigen. Wenn nach Grebe [1]) solche Quarzitknollen auch im Höhenlehm im Trierschen Gebiete lagern, so beweist dies, daß der Hunsrück auch nach Nordwesten seine Gletscherzungen in der Diluvialzeit ausgesandt hat. — Des Hunsrücks Quarzite und die Quarzitblöcke am Rande des Hartgebirges stehen demnach mit einander in ursächlichem Zusammenhange, der bedingt ist durch die Erscheinungen der ersten allgemeinen Glacialzeit während des Diluviums [2]). Eine andere Erklärung, welche die gegebenen geologischen Faktoren in logischer Reihe zusammenbringt, wird wohl kaum möglich sein.

[1]) Darüber ausführlicher in einem vierten Artikel.

[1]) Vergl. Leppla a. a. O., S. 178, Anm. 3.
[2]) Vergl. Partsch: „Die Gletscher der Vorzeit in den Karpathen ꝛc.", S. 161 bis 163.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 2. Mai starb in Bern in seinem 93. Lebensjahre der bekannte Professor der Geologie Bernhard Studer, geboren 21. August 1794 zu Büren im Kanton Bern. Er war zuerst Gymnasiallehrer in Bern, dann studirte er in Göttingen und Paris und wurde 1825 Professor. Seine Arbeiten galten fast ausschließlich den Schweizer Alpen; wir nennen von denselben „Geologie der westlichen Schweizeralpen" (Bern 1834); „Die Gebirgsmasse von Davos" (Bern 1837); „Lehrbuch der physikalischen Geographie und Geologie" (Bern 1844 bis 1847, 2 Bände); „Geologie der Schweiz" (Bern 1851 bis 1853, 2 Bände); „Geschichte der physikalischen Geographie der Schweiz" (Zürich 1863); „Ueber den Ursprung der Schweizer Seen" (Genf 1864); „Zur Geologie der Berner Alpen" (Stuttgart 1866) und die in Gemeinschaft mit Escher von der Linth bearbeitete „Carte géologique de la Suisse" (4 Blätter, Winterthur 1853, 2. Auflage 1870).

— K. D. Nossilow, welcher früher drei Jahre lang für Herrn Sibiriakow den nördlichen Ural behufs Auffindung eines leichten Verbindungsweges zwischen Petschora und Ob bereist hat, hat sich nach Nowaja Zemlja begeben, um dort geographische, hydrographische und meteorologische Forschungen zu machen. Auch will er Thiere und Pflanzen sammeln und an den dort wohnenden Samojeden anthropologische und ethnographische Beobachtungen anstellen.

— Karl Penka: Die Herkunft der Arier. Neue Beiträge zur historischen Anthropologie der europäischen Völker. (Wien und Teschen 1886. 8⁰. 182 S.) — Der Verfasser bringt eine ganze Anzahl neuer Gründe für seine Hypothese, daß die Arier aus Skandinavien stammen, und daß die blonden Dolichocephalen des Nordens die einzigen sind, welche den arischen Typus rein bewahrt haben. Sowohl die prähistorischen Bewohner Skandinaviens wie die Mitteleuropas sind ihm echte Arier, allerdings schon damals gemengt mit braunen Brachycephalen, welche die arische Sprache angenommen haben und im Süden nach und nach zum Uebergewicht gelangt sind. Penka sucht nachzuweisen, daß der Kulturzustand der mitteleuropäischen neolithischen Menschen ganz dem Bilde entspricht, welches uns das Studium der den arischen Sprachen gemeinsamen Ausdrücke entrollt, und daß die allen diesen Sprachen gemeinsamen Namen für Thiere und Pflanzen ausschließlich solche Arten betreffen, die in Skandinavien vorkommen. Letzterer Beweis läßt allerdings vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus etwas zu wünschen übrig; auch darf man nicht außer Acht lassen, daß nichts sich so leicht überträgt, wie Thier- und Pflanzennamen auf einigermaßen ähnliche Formen in anderen Ländern; daß Buche, Lachs und Aal in einigen arischen Sprachen verwandte Namen haben, kann kaum als Beweis dafür gelten, daß die Arier aus dem Gebiete stammen, in welchem Buche, Lachs und Aal heute vorkommen. Wohl aber verdient die Schlußfolgerung Beachtung, daß, wenn die neolithischen Mitteleuropäer Arier sind, auch die paläolithischen schon zu diesen zu rechnen sind und wir somit Arier in Mittel- und Nordeuropa auf einer viel niedrigeren Kulturstufe finden, als sie bei ihrem angeblichen Ausbruch aus ihren Ursitzen besessen haben müssen. Das einzige Gebiet aber, in welchem die sonst überall scharf geschiedenen beiden Epochen der Steinzeit allmählich in einander übergehen, ist Dänemark. Hier liegt der Kernpunkt der Ausführungen des Verfassers. Wenn wir ihm zugeben, daß die blonden Dolichocephalen allein typische Arier sind, und daß die Dolichocephalen von Cannstatt und Engis zu ihnen und nicht zu den Iberern gehören, kann von einer Einwanderung der Arier aus Centralasien keine Rede mehr sein. — Dem Einwurf, daß Skandinavien nicht Menschen genug für die arischen Wanderungen hätte liefern können, begegnet Penka in schlagender Weise durch die Auswanderungsziffern der neuesten Zeit; Norwegen allein hat von 1836 bis 1875, also in 40 Jahren, über 150 000 Auswanderer geliefert und dabei doch noch seine Bevölkerung um zwei Drittel wachsen sehen; es kann also früher, wo der ganze Ueberschuß aus Mangel an Subsistenzmitteln auswandern mußte, recht gut in jeder Generation einen ganzen Stamm ausgesandt haben. Die Stammessagen der Gothen, Gepiden, Heruler, Skiren, Rugen, der Jutten oder Juthungen, der Longobarden und vieler anderer deut-

scher Stämme, die alle auf den Norden als ihre Heimath hinweisen, sind somit wahrscheinlich besser begründet, als die Geschichtsschreiber gewöhnlich annehmen.

Asien.

— Vom Kaspischen Meere kommen Klagen aus Uzun-ada (s. oben S. 306), dem westlichen Endpunkte der transkaspischen Eisenbahn, daß es an Schiffen fehlt, um die dort aus Buchara und Merw angelangten Waaren, darunter etwa 100 000 Pud für die Messe in Nischni-Nowgorod bestimmter Baumwolle, nach Europa und Kaukasien weiter zu befördern. Man scheint zu fürchten, daß die mangelhaften Einrichtungen der kaspischen Schiffahrtsgesellschaften auch die Leistungsfähigkeit der transkaspischen Eisenbahn in Mißcredit bringen könnten.

— Grum-Grshimailo hat in Gesellschaft seines Bruders, der Gardeartillerieofficier ist, des Ingenieurs Spaßki und von sechs Kosaken eine neue Forschungsreise nach dem Hochlande Pamir angetreten, welches er von Ferghana aus über Alai erreichen will.

— Die von Seite der Regierung von Indien unter der Leitung von H. H. Risley in Angriff genommene anthropologisch-ethnographische Untersuchung der dortigen einheimischen Bevölkerung wird gegenwärtig in Bengalen, den Nordwestprovinzen und Oudh durchgeführt und soll später auf die Centralprovinzen und das Pandschab ausgedehnt werden. Schon aus den bisher vorgenommenen Messungen ergiebt sich, daß die vorarische Urbevölkerung Indiens keineswegs, wie man bisher vielfach angenommen, brachycephal war und in keinem Zusammenhange stand mit den Rassen, die gegenwärtig an der Nordostgrenze des Landes gefunden werden. In Betreff der niederen Kasten und Stämme des westlichen Bengalens haben die von Risley vorgenommenen Messungen zu folgenden Hauptergebnissen geführt: a) Dieselben sind sehr dunkel; b) dieselben sind mesocephal; es kommen aber auch gelegentlich Fälle von Dolichocephalie, doch nie einer von Brachycephalie vor; c) durch ihren Nasal-Index nähern sie sich der negritischen Rasse. Die Ansicht von dem nordöstlichen Ursprunge der Kolhstämme erscheint auf Grund dieser Ergebnisse als nicht weiter haltbar.

K. P.

— In einer der letzten Sitzungen der k. russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg hielt der russische Konsul Balkaschin einen Vortrag über das westliche China, und zwar speciell über die Provinz Tarbagatai, welche er von seinem Konsularsitze in Tschugutschak während einer Zeit von fünf Jahren zu erforschen vielfach Gelegenheit hatte. Die Provinz, welche theils von dem Bezirke Semipalatinsk, theils vom Bezirke Tiën-schan begrenzt wird, ist noch sehr wenig bekannt. Das Klima ist sehr trocken; große Kälte und Schneestürme sind sehr häufig, ebenso wie große Hitze, über 40° R. im Sommer. Fieber und Pocken wüthen alljährlich. Einige Gegenden der Provinz sind sehr geeignet zur Viehzucht. Hier und da sind interessante Alterthümer vorhanden, so z. B. eine alte Befestigung aus der Zeit Tschengis-Chan's. Nachgrabungen sind bisher aber noch nicht gemacht worden. Der wichtigste Ort ist Tschugutschak; hier endigt die sogenannte Bogdychen-Straße, welche sich bis zur Großen Mauer hinzieht. Tschugutschak wurde im vorigen Jahrhundert gegründet; in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts hatte es mehr als 20 000 Einwohner; im Jahre 1864 aber wurde es zerstört und allmählich erst durch Sarten und Tataren wieder aufgebaut. Die Häuser und Kasernen für das chinesische Militär sind aus ungebrannten Ziegelsteinen erbaut; in der Nähe der Stadt befindet sich eine der chinesischen Krone gehörige Fabrik, welche ausgezeichnete Ziegel herstellt. Die russischen Unterthanen haben ihren eigenen Stadttheil. Man rechnet jetzt nur 4500 Einwohner, darunter 1000 Russen. Russische Waaren, namentlich allerlei Zeuge und Stoffe aus Moskau, werden viel eingeführt und sind sehr gesucht, weil sie billiger sind als die chinesischen. Der Werth der in einem Jahre eingeführten Waaren beträgt mehr als eine Million Rubel (ca. zwei Millionen Mark). Die Tataren und Sarten haben die Neigung, sich mit Gartenbau, Gemüsezucht und Ackerbau zu beschäftigen. Die Bevölkerung des ganzen Bezirks Tarbagatai beträgt etwa 64 000 Seelen; davon leben 5000 Kibitken (etwa 25 000 Menschen) nahe der Stadt Tschugutschak. Des Volkes Religion ist der Buddhismus. Außer chinesischen Silberbarren ist russisches Papiergeld im Verkehre. In den Februar fallen große Feiertage, welche durch Theatervorstellungen gefeiert werden.

(„Nowoje Wrjemä" 1887, Nr. 3952.)

Afrika.

— Dr. K. W. Schmidt, welcher im Oktober 1885 sich behufs geologischer Forschungen nach Deutsch-Ostafrika begeben hatte, ist kürzlich mit werthvollen mineralogischen Sammlungen nach Berlin zurückgekehrt. Nach Fertigstellung seines Berichts gedenkt er nach Afrika zurückzukehren.

— Wie mit anderen Mächten in anderen Theilen Afrikas, so hat Großbritannien jetzt auch mit Frankreich über die Abgrenzung der beiderseitigen Besitzungen und Machtsphären am Meerbusen von Aden sich verständigt. Die Grenze zwischen beiden Mächten soll das Vorgebirge Dschebuti, der südöstliche Abschluß des Golfs von Tadschura, sein; westlich von demselben ist französisches, östlich englisches Gebiet. Danach fällt das streitig gewesene Dungareta an England, welches andererseits die bisher inne gehabten Muschah-Inseln an Frankreich abtritt.

— Am 8. Mai hat der Dampfer „Vlanderen" von der Linie Walford u. Co. mit der größten belgischen Expedition, welche bisher nach dem Congostaate abgesandt worden ist, Antwerpen verlassen. Sie besteht aus etwa 50 Belgiern, meist Ingenieuren und Eisenbahnarbeitern, welche die Vorstudien und Vorarbeiten für die geplante Eisenbahn längs der unteren Congo-Fälle ausführen sollen.

— Die in Liverpool ansässigen British and African Steam Navigation Co. und African Steam Ship Co. werden vom 25. Mai ab alle Monate zweimal einen Dampfer von Antwerpen direkt nach dem Congo und der afrikanischen Südwestküste laufen lassen. Es ist das die zweite von Antwerpen ausgehende Linie nach dem Congo, welche das Bestreben der Engländer deutlich erkennen läßt, den afrikanischen Handel durchaus in der Hand zu behalten. Belgien kann sich das schon gefallen lassen.

Polargebiete.

— Hr. A. Gamel in Kopenhagen, welcher 1882 die Dijmphna-Expedition ausrüstete, soll damit umgehen, im kommenden Sommer eine Expedition unter Lieutenant Hovgaard nach der Nordostküste von Grönland auszusenden. Man hofft, daß dieselbe eine höhere Breite als Lieutenant Holm im Jahre 1884 erreichen und den Sund entdecken wird, welcher nach Angabe der Ostgrönländer etwa unter 78° nördl. Br. von der Ost- zur Westküste Grönlands sich erstrecken soll.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Eine Reise nach Merw.

(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

IV.

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Immer dem rechten Ufer des Murghab folgend, am Fuße der Erdwälle der turkmenischen Festung entlang, welche wenigstens ebenso groß ist, als diejenige von Gök-tepe, gelangte Boulangier zu einer ziemlich ansehnlichen Anzahl von Zelten, einer wahren Teke-Stadt, welche neben der, zu einem großen Theile von bucharischen Juden erbauten und bewohnten Kaufmannsstadt sich erhebt. Gern hätte er diese günstige Gelegenheit benutzt, um einmal eine Kibitka eingehend zu besichtigen, die Teppiche und Tapeten, ihren einzigen Schmuck, zu bewundern und turkmenische Frauen, welche in den Straßen Merws nur durch ihre gänzliche Abwesenheit auffallen, kennen zu lernen. Aber wilde Hunde, welche das Lager umschwärmten, nöthigten ihn, sich in achtungsvoller Entfernung zu halten; es sind mittelgroße, langhaarige Thiere, anscheinend von derselben Rasse wie die kaukasischen, die nur ihre turkmenischen Herren kennen und jeden Europäer, der sich zu nähern wagt, wüthend anfallen. Soll es doch auf der Straße von Wladikawkas nach Tiflis vorgekommen sein, daß ein russischer General seinen Wagen verließ, um allein und unbewaffnet ein Stück Weges zu Fuß zurückzulegen, und dabei von einer Schaar Hunde zerrissen wurde.

Der Reisende kehrte also in die Stadt zurück, um Kaufläden zu besichtigen — doch ist dies Wort vielleicht zu anspruchsvoll, denn es handelt sich nur um Kramläden, orientalische Buden, wie man sie in den maurischen Vierteln algerischer Städte trifft. Es sind aus Ziegelsteinen aufgeführte Hütten, welche nur aus einem Erdgeschosse bestehen, welches außer dem Laden nur noch einen Raum hinter demselben enthält. Ein einfaches flaches Dach bedeckt die Behausung, welche später vielleicht noch um ein weiteres Stockwerk erhöht wird. Da der Grund und Boden nichts kostet, so wird so rasch und so billig wie möglich gebaut. Die Händler sind zum größten Theile bucharische Juden und Perser. Unter den Landeserzeugnissen, welche sie feilhalten, sind besonders die Teppiche der Teke zu nennen, die sich durch feines Gewebe, sehr sorgfältige Zeichnung und dauerhafte Farben auszeichnen; sie sind Werke der Frauen, namentlich der alten, sind aber seit der Ankunft der Russen sehr selten geworden. In diesen Buden kann man wohl auch einige alte Vertreterinnen des schönen Geschlechtes zu sehen bekommen; sie verhüllen ihr Gesicht nicht, denn die Bewohner der Turkmenen-Steppen sind zwar sunnitische Mohammedaner, aber besitzen nicht den geringsten Fanatismus. Ist man mit einem Chane der Umgegend bekannt oder befreundet, so gestattet er es wohl, daß man junge Mädchen reiner Abstammung in ihrem gewöhnlichen Anzuge, einem langen seidenen Hemde, bewundern kann, oder selbst in ihrem Feiertagsschmucke, der aus einer Schärpe von gelber oder rother Seide, weichen Stiefeln, Armbändern, Halsbändern, Ohrringen, tscherkessischen Patronenbehältern auf der Brust und dem gewaltigen Kopfputze

Mauern der Festung von Merw.

besteht. Von letzterem schreibt Elisée Reclus: „Münzen, farbige Steine, echte oder unechte, Verzierungen von Gold und Silber hängen an ihrem Kopfschmucke, der mitunter so groß ist, daß das davon eingefaßte Gesichtchen einem Heiligenbilde in seiner Kapelle gleicht.“

Dem Kaufmannsstande ziehen die Teke den Ackerbau vor und seit Ankunft der Russen betheiligen sie sich auch lebhaft an dem Bau der Eisenbahn. Dabei haben sie sich als vorzügliche, sehr fleißige und sehr gewissenhafte Arbeiter gezeigt, so daß General Annenkow ihrer bis zu 22 000 auf einmal bei den Erdarbeiten verwendet hat. Diese Ziffer giebt auch eine Idee von der Rührigkeit, welche die Russen entfaltet haben. Für einen anscheinend ziemlich kargen Lohn, monatlich 18 bis 20 Rubel (36 Mark), haben die Teke mehr geleistet, als die besten persischen Erdarbeiter; selbst fünfzehnjährige Kinder wurden wie Erwachsene angenommen und mit demselben Lohn bezahlt, leisteten aber auch dasselbe, wie jene.

Am 7. September Morgens 8 Uhr bestieg der Reisende den zur Abfahrt bereit stehenden Zug des Generals Annenkow, und zwar, da die Sonne heißer herabbrannte, als am Tage vorher, den hinten befindlichen offenen Wagen. Soldaten und Civilarbeiter waren schon längst an der Arbeit; sobald der General bei einer Gruppe Soldaten vorbeifuhr, rief er ihnen mit lauter Stimme ein „Guten Tag, meine Kinder!“ zu, und jene ließen ihre Arbeit liegen, richteten sich militärisch auf, die kleinen Finger an der Hosennaht, und schrien im Chor: „Wir wünschen Eurer Excellenz gute Gesundheit!“ Auf den Reisenden machten diese familiären Begrüßungen, die zugleich von straffer Disciplin Zeugniß ablegten, einen gewaltigen Eindruck.

Die Schienen, auf welchen der Zug dahin rollte, waren erst in den letzten Tagen gelegt worden, nämlich seit der Wiederaufnahme der Arbeiten, welche durch die große Hitze eine Unterbrechung erfahren hatten. Trotzdem fuhr die Lokomotive mit einer Schnelligkeit von 20 km in der Stunde,

Pflügende Tekes.

nur die großen Arbeitszüge, welche bis 50 Waggons umfassen, fahren nicht schneller als 15 km.

Nachdem die alte turkmenische Citadelle, in welcher sich kein einziges Filzzelt mehr befand, passirt ist, wendet sich die Bahn nach Nordosten und durchschneidet einen zwar bewässerten, aber wenig bewohnten Theil der Oase. Einige Kilometer hinter Merw kommt man über einen ziemlich ansehnlichen Arm des Murghab, der gerade in Folge seiner vielfachen Zertheilung und Verästelung nicht viel weiter nördlich in dem Sande der Wüste Kara-kum sein Ende erreicht. Die über jenen Arm führende eiserne Brücke näherte sich damals schon ihrer Vollendung; der General prüfte sogleich ihre Leistungsfähigkeit, indem er den Zug mit der doppelten Geschwindigkeit darüber fahren ließ, eine Probe, welche sie zur Zufriedenheit bestand.

Zwei Stunden nach der Abfahrt erreichte man den berühmten „Lege-Zug“, welcher bis 1500 Mann in sich aufnehmen kann und täglich ein Stück weiter nach Osten vorrückt. Boulangier zählte im Ganzen 34 Wagen, nämlich vier mit je zwei Stockwerken, unten für die Officiere, darüber für deren Burschen, einen, wo die Officiere speisen, einen als Officiersküche, drei Küchenwagen für die Soldaten, einen als Lazareth, einen für den Telegraphen, einen als Schmiede, einen für den Proviant, einen Reservewagen für Bolzen und andere Gegenstände, so viel man bei der Schienenlegung für eine Strecke von 2 km Länge braucht, und 20 zweistöckige Wagen für die getrennt von einander untergebrachten 600 russischen Soldaten und 300 einheimischen Erdarbeiter. Ein russischer Wagen ist 7 m lang, 3 m breit und bietet in jedem Stockwerke Raum für 25 Mann, welche auf über einander befindlichen Pritschen zu liegen kommen. Ehe der Bahnhof Merw eingeweiht war, bestand der Zug aus 45 Wagen und beherbergte 1500 Soldaten und Arbeiter, weil man damals Gründe hatte, sich zu beeilen, die jetzt in Wegfall gekommen sind. Oestlich von Merw verliert die transkaspische Bahn nämlich einen großen Theil ihrer strategischen Wichtigkeit; ihr hauptsächlichster und unmittelbarer Zweck war, die Pacification der turkmenischen Oasen sicherzustellen — und der war am 14. Juli 1886 erreicht.

Um 10 Uhr Morgens stieg der General und seine Begleitung zu Pferde, um die Inspection zu beginnen. Längs des Legezuges waren trotz der vorgerückten Stunde noch

zahlreiche Soldaten gelagert, die einen sich ausruhend, andere Thee kochend. Die auffällige Erscheinung so vieler Müßiggänger war rasch erklärt. Um in einem ermattenden Klima eine Monate lang fortgesetzte Arbeitsleistung zu erzielen, muß man nothgedrungen die Kräfte der Arbeiter schonen; deshalb sind die Soldaten in zwei gleich starke Brigaden getheilt, deren jede täglich nur sechs Stunden arbeitet, die eine von 6 Uhr Morgens bis Mittag, die andere von da an bis zum Abend. Zwei Eisenbahnbataillone, die sog. transkaspischen, sind mit der Erbauung und dem Betriebe der Linie betraut. Das erste, welches ursprünglich das erste Reservebataillon des russischen Heeres war, hat 1880 die Linie bis Kyzyl-Arwat gebaut und versieht jetzt den Betrieb und den Telegraphendienst, während das zweite ausschließlich das Legen der Schienen, den Bau des Telegraphen und alle sonstigen Arbeiten, welche man den Eingeborenen nicht anvertrauen kann, besorgt. Dasselbe ist von ganz jungem Ursprunge und wurde in den 20 Tagen vom 10./22. Mai bis zum 1./13. Juni 1885 unter den besonders dazu geeigneten Soldaten des stehenden Heeres rekrutirt. Seitdem dann die Schienen bis Merw gelegt sind, wird ein Theil des zweiten Bataillons gleichfalls zum Betriebe verwendet und nur noch 600 Mann zum Schienenlegen

Alle Erd- und Mauerarbeiten werden von Eingeborenen unter Leitung von Ingenieuren ausgeführt, so daß die mit Blusen und weißen Mützen bekleideten Soldaten, welche unter Aufsicht ihrer zu Pferde daneben haltenden Officiere so schnell mit den Schienen hantiren, weder Hacke noch Schaufel zu berühren brauchen; den Bahnkörper finden sie fertig vor. Diese vollständig durchgeführte Arbeitstheilung verhindert jede Reibung zwischen Militär und Civil. Sobald die Pläne von den Ingenieuren ausgearbeitet und vom General gebilligt worden sind, so führt eine oft ziemlich

Altes Teke-Weib.

Turkmenen im russischen Dienste.

starke Abtheilung von Turkmenen die Erdarbeiten aus; Hauptsache ist dabei, daß sie stets einen Vorsprung vor dem die Schienen legenden Bataillon hat. Diesem sind einheimische Arbeiter beigegeben, welche den russischen Soldaten jede unnütze Arbeit ersparen. Sobald die Schienen gelegt sind, machen sich andere Ingenieure daran, nachzubessern und die Arbeit zu vollenden; auch haben sie für die Instandhaltung zu sorgen. Daß bei dem raschen Vorgehen nicht sofort Alles im besten Zustande sich befindet, ist wohl erklärlich; immerhin war bis dahin noch kein Unfall vorgekommen.

Vorn, am äußersten Ende des Geleises, schieben Turkmenen unter Aufsicht eines Soldaten auf den eben gelegten Schienen ein leichtes Wägelchen vorwärts, auf welches 12 bis 20 Schienen geladen sind. Am Ende der letzten Schiene stehen vier Soldaten, zwei auf jeder Seite, bereit, packen mit Zangen zwei Schienen und legen sie auf den Bahndamm, worauf sie andere Soldaten in die richtige Lage bringen und mit je drei Hammerschlägen festnageln; dann wird das Wägelchen von seinen Leuten, die der Bedienungsmannschaft eines Geschützes zu vergleichen sind, um 7 m vorgeschoben, zwei neue Schienen abgeladen, und gleich darauf hat die Bahn einen weiteren Fortschritt von 7 m gegen Osten gemacht. Diese Arbeit geht mit fast mathematischer Genauigkeit vor sich.

Das für zwei Werst nöthige Material an Schienen und Schwellen wird zweimal alle 24 Stunden durch einen langen Zug von 45 bis 50 Wagen herangeschafft, Nachts für die erste Brigade, Morgens für die zweite. Bis Mittag sind, wenn nicht ungewöhnliche Schwierigkeiten vorliegen, zwei Kilometer fertig; dann rückt der Lege-Zug um diese Strecke vor und bringt den Soldaten ihr Mittagessen, und gleichzeitig macht sich die zweite Brigade an die Arbeit und stellt bis zum Abend auch seine zwei Kilometer fertig. Auf solche Weise ist das für unüberwindlich gehaltene Hinderniß der Turkmenen-Wüste bewältigt worden. Und das trotz

der zahlreichen mohammedanischen Festtage, an welchen die Tekes, so wenig fanatisch sie auch sonst sind, doch gern einmal der Ruhe pflegen, so daß sie die Arbeit mitunter im Stiche ließen, wenn man sie am nöthigsten brauchte, und trotzdem daß die Stürme des Kaspischen Meeres und das Zufrieren des Astrachaner Hafens oft die Heranschaffung des Materials verzögern. Von Anfang an war nämlich für große Reservelager gesorgt worden, zu denen man in solchen Fällen seine Zuflucht nimmt, und die dann, sobald es angeht, wieder ergänzt werden. Wenn schon der Europäer über diese Leistung erstaunt, so ist der Teke darüber geradezu verdutzt; der Bau der Eisenbahn hat ihn, mehr als alles andere, von der Macht der Russen und der Nutzlosigkeit jeden Widerstandes gegen dieselben überzeugt.

Das Frühstück nahm General Annenkow mit seinen Gästen auf dem offenen Wagen ein, von wo man einen Ueberblick über die ausgedehnte Ruinenstätte Baïram-Ali hatte; dort erhob sich auf einer höher gelegenen und den Ueberschwemmungen des Murghab weniger ausgesetzten Stelle Alt-Merw. Zu beiden Seiten der Eisenbahn ziehen sich in dieser, jetzt fast unbewohnten Gegend drei bis vier Kilometer weit die Reste von Mauern, viereckigen Thürmen, Befestigungen rc. hin und gewähren einen fesselnden Anblick; besonders ruht das Auge auf der Kuppel eines Bauwerkes, eines Grabes, welche derjenigen des Pantheon kaum an Größe nachzustehen scheint. Die Einheimischen wissen von zwei uralten Städten zu erzählen, deren Reste sie auch zeigen und deren Erbauung sie Zoroaster und Alexander dem Großen zuschreiben; sie nennen sie Giaur-Kala (Festung der Ungläubigen) und Iskander-Kala (Festung Alexander's). Nun ist es zwar sicher, daß Merw oder, wie es vor 3000 Jahren hieß, Mōuru, im Vendidad genannt wird, und daß Alexander die Stadt berührt hat, aber ob die alle Zeit rege orientalische Phantasie mit den Städtegründungen Recht hat, ist fraglich. Die Russen werden es wohl später nicht an Nachgrabungen fehlen lassen, welche mehr Licht in die älteste Geschichte der Gegend bringen werden.

Besser bezeugt ist die Existenz von Sultan-Sandschar-Kala, der Stadt des Sultans Sandschar, der vor etwa acht Jahrhunderten als Statthalter des Chalifen von Baghdad hier lebte und so viel that, um die Gewässer des Murghab zur Förderung des Ackerbaues auszunutzen. Den Todesstoß erhielt diese mit Samarkand rivalisirende Stadt im fünfzehnten Jahrhundert, als Dschengis-Chan ihre gesammte Bevölkerung — dieselbe soll 700 000 Seelen stark gewesen sein — ausmorden ließ. Ein viertes Merw, das persische, das den Namen Baïram-Ali trug und dessen Trümmer ihn noch heute tragen, erstand unweit der Ruine von Sandschar's Stadt; nach seiner Ausdehnung zu schließen, muß es mehrere Hunderttausend Einwohner gezählt haben. Die Dämme des Murghab wurden wieder hergestellt, Wohlstand kehrte von Neuem zurück; aber 1787 besiegte Maazum-Chan, Emir von Buchara, die Merwer, zerstörte ihre Häuser und den von Sultan Sandschar aufgeführten Damm, der den Murghab aufstaute, führte die Einwohner in die Sklaverei und machte den größten Theil des Landes zu einer Wüste. Zu jener Zeit wurde die Seidenindustrie in Buchara eingeführt, und noch heute bewohnen die Tekes dort ihr eigenes Quartier.

Die Ruinen von Alt-Merw.

Nun blieb die Oase eine Zeit lang unbewohnt, bis sich Saryk-Turkmenen von Pendschdeh darin festsetzten, welche 1856 von den ursprünglich dort ansässigen Tekes wieder vertrieben wurden. Diese wurden nun unter der Anführung des berühmten Kriegers Kauschut-Chan der Schrecken aller ihrer Nachbaren und schlugen nach einander Chiwaner, Perser und selbst Russen. 1855 nahm Kauschut-Chan den Emir von Chiwa gefangen, schnitt ihm den Kopf ab und sandte denselben zur Warnung an den Schah von Persien. 1861 schlug er die Perser und nahm ihnen gegen 30 Kanonen ab, die sich noch in Merw neben dem Zelte des Obersten Alichanow befinden. 1873 baute er binnen 40 Tagen, um sich gegen einen Angriff der Russen zu schützen, die große Citadelle von Merw, deren Umfang nicht weniger als 8 km beträgt. Jener Angriff fand aber erst 1879 statt und traf Kauschut-Chan nicht mehr unter den Lebenden; sein Ausgang ist bekannt.

Inzwischen waren Pferde gesattelt und ein in russischen Diensten stehender Turkmene, der als Führer zu den Ruinen dienen sollte, herbeigeholt worden. Es sind elegante Thiere, die turkmenischen Pferde, mit langem, stolz getragenem Kopfe, schmaler Brust, aber eisenfesten Beinen; sie leisten mehr als arabisches Vollblut: Hundert Kilometer täglich eine volle Woche hindurch macht ihnen nichts. Sie gehen auch im Paß, was den Reiter weniger ermüdet, und sind ungemein sanft. Wachsen sie doch unter dem Zelte mit den Kindern der Familie zusammen auf und werden von den Frauen gehätschelt; öfters kann man in einer zerfetzten Kibitka den Besitzer und seine Familie in Lumpen gekleidet sehen, während das Pferd in guten Filz gehüllt ist.

Ruinen einer Moschee in Alt-Merw.

In Sultan-Sandschar-Kala, das man zuerst erreichte, stehen nur noch die wichtigsten Bauwerke aufrecht, während die gewöhnlichen, meist nur aus Lehm aufgeführten Häuser der Länge der Zeit zum Opfer gefallen sind. In den jüngeren Ruinen von Baïram-Ali verhält es sich nicht anders. Wo soll man auch in der endlosen Steppe Steine hernehmen? Das lehmige Erdreich aber trocknet in der Sonne gut und gestattet die Aufführung von Mauern von mehreren Metern Höhe und dabei geringer (40 bis 50 cm) Dicke. Dagegen ist das Brennen von Ziegeln stets kostspielig gewesen und ist es auch heute noch, so daß man nur selten dazu greift. Nichts gleicht dem Erstaunen, in welches man beim Anblicke dieser großen Gebäude, zu denen kein einziger Stein verwendet ist, geräth; man wundert sich über ihre gute Erhaltung, denn mit einem Fußtritte kann man eine solche Lehmmauer über den Haufen werfen. Bei einem formlosen Erdhaufen vorbei, welcher einst die Umfassungsmauer gebildet zu haben scheint, gelangt man zunächst zu zwei großen, in gedrücktem Spitzbogen gewölbten Vorhallen, deren Hintergrund reich mit glasirten Ziegeln geschmückt ist; offenbar sind es die Reste einer Moschee. Gegenüber diesen Hallen befinden sich zwei Sarkophage, gleichfalls von Ziegeln, und darin zwei Särge aus gebrannten Steinen, die mit einer weißen Marmorplatte bedeckt sind und noch uneröffnet zu sein scheinen. Wen sie bergen, weiß man nicht; sie erscheinen wie neu, sollen aber nach Angabe des Führers schon mehrere Jahrhunderte alt sein.

Sitten und Bräuche der Ilocanen auf Luzon[1]).

(Nach dem Spanischen des Don Isabelo de los Reyes (Los Ilocanos und Folklore ilocano.)

Von Prof. F. Blumentritt.

I.

Fast alle Schriftsteller, die von den Indiern, d. h. den civilisirten Malayen der Philippinen, zu berichten haben, pflegen so zu sprechen, als ob es eben nur eine einzige Stammesart gäbe, nämlich die Tagalen, oder sie übertragen die Sitten, Bräuche und Eigenarten dieses bekanntesten philippinischen Volksstammes einfach auf die übrigen Stämme der Indios civilizados, d. h. als ob die Tagalen, Pampangos, Vicóls, Visayas ꝛc. sich eben nur durch die Sprache unterschieden. In ihrem Aeußeren gleichen nun allerdings die Ilocanen, mit denen wir uns hier beschäftigen wollen, den übrigen „Indiern“: sie sind im Durchschnitt 5′ (die Weiber) bis 5′2″[2]) (die Männer) hoch. Ihr Gesicht ist oval geformt, das Hinterhaupt etwas abgeplattet, das Kopfhaar schlicht, stark und von schwarzer Farbe, die Lippen sind etwas dick, wenngleich der Mund sonst nichts Außergewöhnliches zeigt. Die bräunliche Hautfarbe spielt nur bei Mischlingen in einen gelben Ton über. Im Allgemeinen hat der Ilocane schlankere Körper- und gefälligere Umgangsformen als der Tagale.

Man kann die Ilocanen als die fleißigsten und arbeitsamsten Eingeborenen der Philippinen bezeichnen, und man hat sie nicht mit Unrecht die „gallegos filipinos“ genannt; denn wie in Galicien, lebt in Ilocos eine dichte, thätige und betriebsame Bevölkerung, die zum Theil sich genöthigt sieht, ihren Lebensunterhalt in der Ferne zu suchen. Es hat einigen Schriftstellern gefallen, sie als indolent und stumpfsinnig hinzustellen, was aber vollständig unrichtig ist, denn Schmerz und Zorn wirken auf sie ebenso gut ein, als auf alle anderen Menschen. Wenn aber ein Autor sich bis zu der Behauptung versteigt, daß selbst die furchtbarsten Naturereignisse den Ilocanen nicht aus seinem Gleichmuthe aufzurütteln vermögen, so ist dies eine Erfindung: man soll nur das Geschrei mit anhören, das beim Eintritte eines Erdbebens allenthalben ausgestoßen wird. Wenn ja einmal bei irgend einem gräßlichen Ereignisse die Ilocanen in Stillschweigen verharren, so ist dies eben kein Zeichen ihres Stumpfsinnes, sondern der Ausdruck der Furcht und des Entsetzens, wo die Zunge gleichsam vor Schreck gelähmt erscheint.

Die Gastfreundschaft dieses friedfertigen und gutmüthigen Volkes ist im ganzen Archipel berühmt und beinahe sprichwörtlich geworden. Die ohnehin schon im Volkscharakter liegende Güte ist naturgemäß seit der Christianisirung der Ilocanen (16. Jahrhundert) noch mehr hervorgetreten. Sie rühmen sich denn auch in der That, gute Christen zu sein, was sich wohl nicht in Zweifel ziehen läßt, wenn sich gleich noch eine Menge heidnischer Bräuche erhalten haben, eine Erscheinung, die ja auch in Europa wiederkehrt. Sie sind eines sanguinischen Temperamentes, leben gern in einer Welt von Illusionen, ohne bei der Ernüchterung irgendwie zu verzweifeln. Von Natur aus sind sie eher zur Feigheit geneigt, doch bringt ihr ungeheurer Respekt, den sie vor allen Vorgesetzten hegen, sie oft dahin, als Held oder Wagehals sich auszuzeichnen.

Die Sinnlichkeit beherrscht sie weniger, als wir dies bei den Tagalen finden, von denen sie sich auch noch durch eine mindere Entfaltung von Luxus bei Kirchen- und Familienfestlichkeiten unterscheiden. Da sie selbst wahrheitsliebend sind, so glauben sie leicht, was man ihnen erzählt. Ihr Gruß lautet: „Wohin gehst Du?“ oder „Woher kommst Du?“, doch gilt diese Formel nur, wenn sich gute Freunde begegnen, bei Höhergestellten pflegt man anders zu verfahren: Der an Rang Niedrigere entblößt sein Haupt und ruft „Guten Tag, Herr!“ Verbeugungen zu machen, wie dies bei den Tagalen der Fall zu sein pflegt, ist hier nicht üblich.

Da hier von Höheren und Niederen die Rede ist, so erscheint es angezeigt, von den Kasten der Ilocanen zu sprechen, denn bei keinem anderen civilisirten Stamme der Philippinen treffen wir so schroffe Standesunterschiede wie bei diesem hochbegabten Volke Luzons. Die höchste Klasse, gleichsam die Aristokratie, wird von den Babacnang, d. h. den Reichen, gebildet, obwohl nicht allein der Reichthum, sondern auch eine höhere Bildung und persönliche hervorragende Eigenschaften gleichsam adeln. Wie überall in der Welt, so bedenkt sich auch die herrschende Klasse der Ilocanen

---

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 48, S. 183 und 200.

[2]) Spanisches Maß.

mit einem volltönenden Titel: wie bei den Griechen die Aristokraten, bei den Römern die Optimaten die Beherrschung und Ausnutzung der Niederen und Deklassirten mit ihrem schönen Titel maskirten, so nennen die Babacnang sich auch amaen ti-ili, d. h. Väter des Volkes (oder „Väter des Ortes“?), sie bezeichnen sich also als echte „Patricier“. Die zweite Klasse umfaßt die sogenannten Cailian, das sind gleichsam die Plebejer der Städte und Dörfer, während die letzte Kaste von jenen Leuten gebildet wird, welche fern von den dicht bevölkerten Ortschaften in einsamen Gehöften und Weilern wohnen; diese führen den Namen Catalonan, über dessen Bedeutung ich mich weiter unten aussprechen werde.

Beschäftigen wir uns zunächst mit den Patriciern. Diese unterscheiden sich schon durch ihre körperliche Konstitution von den übrigen Klassen, denn sie sind von zarterem und schwächlicherem Bau als jene. In noch höherem Grade zeichnen sie sich durch ihr größeres Wissen und feinere Umgangsformen aus. Leider entbehrt dies Bild nicht der Schattenseiten: Sie sind meist Abkömmlinge der alten Häuptlinge, die vor Ankunft der Spanier ihre Hörigen auf eine herzlose Weise preßten und drückten; dies hat sich zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten. Noch in der Gegenwart ertragen die Cailianen, ohne einen Widerstand zu versuchen, den Despotismus ihres Adels, der im Besitze aller (dem Gesetze nach Jedem zugänglichen) Gemeindeämter sich befindet und diese Macht nur dazu benutzt, sich durch den Schweiß der Armen schamlos zu bereichern. Insbesondere wissen jene Gemeindefunktionäre, welche Cabezas de Barangay genannt werden, die ihrer Gewalt unterworfenen Cailianen zu zwingen, für sie ohne Entgelt oder für einen lächerlich geringen Lohn zu arbeiten, ja sie mißbrauchen ihre Macht und ihren Einfluß dahin, daß sie die armen Plebejer nöthigen, bei ihnen ihre Einkäufe zu machen, wobei natürlich die Cailianen für eine geringe Waare hohe Preise zu zahlen haben. Die Geduld, mit welcher diese armen Leute die Paschalaunen ihres Adels ertragen, ist wahrhaft bewunderungswürdig. Ich glaube, Herr Reyes wird mir Recht geben, wenn ich sage, daß eben diese Adelsherrschaft wohl der Hauptanlaß der Zunahme der ilocanischen Auswanderung ist: wenn wir von der Insel Bohol absehen, so giebt es keinen Landstrich der Philippinen, der eine so starke Auswanderungsziffer aufzuweisen hätte, als das so fruchtbare und noch nicht übervölkerte Ilocos. Die Ilocanen haben besonders seit dem Beginne des Jahrhunderts eine förmliche Verschiebung der Völkergrenzen des westlichen Luzon bewirkt; heute finden wir ihre Ansiedlungen bis in der Provinz Zambales und an den Ufern des Stillen Oceans: Alles eine Folge der traurigen socialen Verhältnisse dieses Landes, das man cum grano salis das „Mecklenburg“ der Philippinen heißen könnte.

Aber nicht allein Herrschsucht und Mißbrauch der Amtsgewalt gegen ein in angeborenem Knechtssinn ersterbendes Volk sind es, die uns die ilocanische Aristokratie in keinem schönen Lichte erscheinen lassen, auch die Neigung zum Spiel wird den Patriciern zugeschrieben. Da ihre Hauptbeschäftigung der Müßiggang ist, so spielen Klatschereien in ihrem Leben eine bedeutende Rolle, und es sind besonders die „Damen“, welche durch ihren losen Mund nicht allein Zänkereien hervorrufen, sondern auch den Gerichten zu thun geben, zumal in Ilocos es durchaus nicht an jenen passionirten Denuncianten mangelt, welche mit dem tagalischen Namen mabibig gekennzeichnet und gebrandmarkt werden.

Die gewöhnliche Tracht der ilocanischen Patricier besteht aus Hemd, Hosen, Schuhen und Hut. Ersteres ist aus Leinwand (?), sogenanntem Lienzo Canton oder dem Coco genannten Baumwollenzeug verfertigt und mit Manschetten versehen. Die Beinkleider weisen die gewöhnliche Pantalonform auf; der Stoff, aus dem sie gearbeitet werden, ist Landesprodukt, Namens Guingon, ein sehr festes Baumwollzeug von dunkelblauer Farbe. Strümpfe werden selten, am allerwenigsten von älteren Leuten getragen, der nackte Fuß steckt entweder in einem aus Elephantenhaut verfertigten Schuh oder in jenen auf allen Inseln des philippinischen Archipels gebrauchten Pantoffeln, die unter dem Namen Chinelas bekannt sind. Die Hüte sind entweder europäischen Ursprunges und europäischer Façon oder gehören in die Klasse jener landesüblichen Hüte, deren Name Salacot[1]) ist; letztere pflegen mit einem Gold- oder Silberbeschlage verziert zu sein, wie denn auch die Hemdknöpfe nicht selten aus Gold verfertigt sind. Die jungen Elegants der ilocanischen Aristokratie wenden natürlich mehr Toilettenkünste auf, legen Strümpfe an, tragen weiße oder Tuchhosen 2c., dagegen laufen die Buben bis zu dem Alter von sieben bis acht Jahren ohne Hosen herum.

Was hier über die Tracht der ilocanischen Patricier gesagt wurde, gilt selbstverständlich nicht für die Hauptstadt von Ilocos, Vigan, wo viele sich nach europäischer Mode kleiden, wenn sie auch der unter den philippinischen Eingeborenen herrschenden Sitte folgen, das Hemd über den Hosen zu tragen.

Die Cailianen oder Plebejer reduciren ihre Bekleidung auf eine weiße oder gestreifte Unterhose und baumwollene, gleichfalls gestreifte Hemden; Schuhe werden gar nicht getragen, wer nicht barfuß geht, nimmt ein Paar nicht gerade sauberer Chinelas, von denen wir schon gesprochen haben. Zur Kopfbedeckung dient der Salacot, seltener ein Hut. In Ilocos Norte pflegen viele barhäuptig auszugehen, wenn sie die Kirche besuchen wollen.

An Wissen und Bildung stehen sie den Patriciern nicht allzu sehr nach, wie sie denn auch deren Vorliebe für das Spiel Juego de naipes theilen; sie bilden auch die Mehrzahl des Publikums, das die Hahnenkampf-Arenen füllt. Diese Bevölkerungsklasse liefert das Kontingent zu den Malern, Musikern, Schmieden, Steinmetzen, Bildschnitzern, Goldschmieden und anderen Arbeitern, deren Handwerk mit der Kunst in einem gewissen Zusammenhange steht.

Die Malerei wird überhaupt auf den Philippinen sehr fleißig gepflegt, freilich nur handwerksmäßig betrieben. Der katholische Gottesdienst mit seinem reichen Bilderschmuck hat natürlich hauptsächlich zu der Blüthe der (ich wiederhole es: handwerksmäßigen) Malerei und Schnitzkunst beigetragen. Die spanische Regierung begünstigt diese lobenswerthen Regungen eines fast in jedem Indier schlummernden Kunstsinnes auf alle Weise; so hat sie in Manila eine Zeichen- und Malerschule errichtet, die bei allen Mängeln ihrer Organisation und manchen Fehlgriffen doch schon viel Gutes geleistet hat. Ein ausgesprochenes Talent für die Künste der Malerei und Skulptur wird Niemand dem philippinischen Malayen absprechen können. Daß die Mehrzahl der ilocanischen Maler nur das Niveau der Mittelmäßigkeit erreicht hat, ist nicht ihre Schuld; es fehlt weder an Wollen noch Können: der Mangel einer gediegenen Vorbildung, noch mehr die Unmöglichkeit, entsprechende Vorbilder und Modelle aufzutreiben, sind die Hauptursachen des niedrigen Standes der ilocanischen Malerei. So mancher Leser dieser Zeitschrift wird auf den Ausstellungen zu Madrid und Paris oder doch in den Abbildungen diverser illustrirter Blätter

[1]) Abbildungen dieses einer Futterschwinge ähnlichen Hutes findet man in: F. Jagor, Reisen in den Philippinen. Berlin 1873, und A. B. Meyer, Album von Philippinentypen, Dresden 1885.

die großartigen Gemälde Luna's bewundert und denselben seines Namens wegen für einen Spanier gehalten haben; Luna ist aber ein Vollblutindier und zwar ein Ilocane. Dieser Meister beweist, was aus dem ilocanischen Indier werden kann, wenn er Gelegenheit findet, sich an Kunststätten (Luna lebt in Paris) heranzubilden.

Die hervorragende Befähigung und Vorliebe für die Musik, welche die Ilocanen mit allen Malayen des ostindischen Archipels theilen, kann aus demselben Grunde, wie die Malerei, nicht zu gehöriger Geltung gelangen, da es an entsprechenden Musikschulen und Lehrmeistern mangelt. Schädlich ist auch die Ungeduld der Ilocanen, welche sich nicht erst mit dem Erlernen der Noten abplagen wollen; sie vertrauen lieber ihrem guten Gehör und spielen nach demselben ohne Noten und jegliche Vorlagen. So giebt es nur wenige Musiker, die Noten lesen, und noch weniger, welche dieselben schreiben können. Die Dörfer aber sind gezählt, die nicht ihre Musikbande besäßen, und manche dieser Corps spielen nicht schlecht.

Die Schlosser und Schmiede liefern nur mittelmäßige Arbeiten; von ihnen gilt dasselbe, wie von anderen ilocanischen Handwerkern: als Gesellen unter der Leitung eines europäischen Meisters leisten sie Vorzügliches, auf eigenen Füßen vermögen sie nicht zu stehen, weil sie selbst nur nachahmen [1]) können.

Auch die Hartnäckigkeit, mit der sie an ihren alten unbeholfenen Werkzeugen festhalten, schadet einem Aufblühen des ilocanischen Handwerkes. Von ihren plumpen Messern (bolo), Sägen ꝛc. wollen sie nicht lassen; die Handwerker sind selten, welche mit zweckentsprechenden Werkzeugen europäischen Ursprunges arbeiten. Gleichwohl muß man oft über die Geschicklichkeit staunen, mit der sie vermittels so primitiver Hilfsmittel ganz respektable Leistungen zu liefern im Stande sind.

[1]) Uebrigens können auch unsere europäischen Handwerker nichts Neues erfinden; auch sie kopiren nur alte Muster. Ausnahmen finden sich höchst selten und würden, wenn man in Ilocos den ganzen Apparat von Gewerbemuseen ꝛc. wie in Europa hätte, dort ebenso anzutreffen sein wie hier.

Der amerikanische Mais.

Von B. Ewerbeck.

Nach eigenen Erfahrungen während meines Aufenthaltes in Nordamerika in den fünfziger und achtziger Jahren.

Unter den Gewächsen Nordamerikas giebt es wohl keins, welches durch seine vielseitige Benutzung für den Farmer eine so hohe Bedeutung erlangt hat und zu so mancherlei Fabrikationszwecken dient, wie der Mais, gewöhnlich nur Korn genannt, oder Pferdezahn — der Aehnlichkeit des Korns mit einem Zahn halber. Diese interessante Pflanze entwickelt ihre herrlichen Eigenschaften nur in wärmeren Ländern, verkümmert aber in kälteren Gegenden, wo sie niemals ihre Reife erlangt, sondern nur im grünen Zustande als beliebtes Viehfutter verwendet wird.

Als im Jahre 1620 die ersten englischen Auswanderer unter dem Namen der „Pilgerväter" Religionsstreitigkeiten halber ihr Vaterland verließen und im November im heutigen Staate Massachusetts landeten, fanden sie bei dem Suchen nach Lebensmitteln große Quantitäten indianischen Korns von verschiedenen Farben in Aehren oder Kolben in fein geflochtenen Körben unter Erd- und Sandhaufen verborgen.

Für die Pilgerväter war diese Frucht eine ganz neue Erscheinung; sie nahmen einen Theil zum Auspflanzen für das kommende Frühjahr und gewannen dann eine über Erwarten reiche Ernte. Von dieser Zeit an datirt eigentlich die Bekanntschaft und Verbreitung des indianischen Korns in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Für jene Länder mit ihrem heißen trockenen Klima scheint der Mais ganz besonders geschaffen und paßt sich in verschiedenen Spielarten einem jeden Staate an; auf den an Güte und Fruchtbarkeit oft sehr wechselnden Landstrecken kommt er im Ganzen besser fort, als alle anderen Getreidesorten.

Wir treffen den Mais oder das indianische Korn an den äußersten nördlichen Grenzen der Union, wo die Sonne den Erdboden nur wenige Monate von den Fesseln des Eises befreit, wie in den kalten Strichen des oberen Missouri, wo die wenigen frostfreien Tage dem Zwergkorne kaum erlauben, sich einen Fuß hoch büschelartig über den Boden zu erheben. Obwohl hier nur ein Stiefbruder seines mächtigen südlichen Verwandten, thut er doch sein Bestes und bringt den genügsamen Indianern schon im September seine vollen Bündel voll kleiner aber fester Körner dar. Je näher wir den wärmeren Gegenden kommen, je vollkommener und mächtiger finden wir unseren Mais entwickelt, bis uns in den Golfstaaten mit ihrem subtropischen Klima diese Riesenpflanze wenig Aehnlichkeit mit ihrem kleinen nördlichen Verwandten noch zu haben scheint.

Die Verbreitung des Mais erstreckt sich von den nördlichsten Staaten Neuenglands über zweitausend englische Meilen westwärts über die Prärien hinaus bis zum Felsengebirge und südlich bis zum Stillen Ocean und dem Mexikanischen Meerbusen. Eine hohe Vollkommenheit erreicht das indianische Korn in den Staaten, welche der „Korngürtel" genannt werden, in Illinois, Indiana, Iowa, Missouri, Kansas und Nebraska, welche sechs Länder allein im Jahre 1884 gegen 1090 351 000 Buschel Korn erzeugten [1]). Diese eine Ernte würde auf Eisenbahnwaggons verladen, den Wagen mit 500 Buschel befrachtet, von Boston aus eine fortlaufende Linie über New-York, den Ocean, quer durch Europa bis fast durch Asien hindurch bilden, bevor der letzte Waggon beladen auf den Schienen stände. Wenn

[1]) Nach A. Supan, Archiv für Wirthschaftsgeographie I, (Petermann's Mitth. Erg. Nr. 84), S. 9 waren die wichtigsten Maisländer der Union im Censusjahre 1880 folgende: Illinois 114,8, Iowa 96,9, Missouri 71,4, Indiana 40,7, Ohio 39,5, Kansas 37,2, Kentucky 25,7, Nebraska 23,1, Tennessee 22,1, Pennsylvania 16,2, Wisconsin 12,1, Michigan 11,4, Virginia 10,3 und Texas 10,2 Millionen Hektoliter. Vergl. überhaupt daselbst S. 6 bis 9.

der Farmer da, wo er nur zehn Kornkolben erwartete, jedesmal deren elf erhielte, so würde dieser Mehrertrag obiger Ernte, den Buschel zu 50 Pfund gerechnet, und nach heutigem Chicagoer Durchschnittspreise mit 24 Cent (annähernd eine Mark) bezahlt, allein einen Werth von 44 Millionen Dollar repräsentiren.

Der Mais liebt humusreichen, gemischten Boden, welcher nicht zu sandig sein darf, weil die Hitze und oft anhaltende Dürre dem leichten Boden die Feuchtigkeit zu bald entzieht, indeß schweres Land selbige länger zurückhält. In den sogenannten alten Staaten, wo das Klima rauher und das Feld mehr ausgenutzt ist, erzielt man ohne gute Düngung keine besondere Ernte — man rechnet hier für den Acre zwölf mäßige Wagenladungen Dünger. Das Land wird im Herbst einmal umgebrochen und im Frühjahr im März und April nochmals sorgfältig durchgepflügt. Ein Mann mit einem Pferde und einem Knaben zum Leiten kann mit der Pflanzmaschine in einer Stunde einen Acker mit Korn bepflanzen, was einer Ausgabe von etwa zwei Mark gleich kommt. Jede 22 bis 30 Zoll Entfernung, je nach der Stellung, läßt die Maschine vier Körner in die Furche fallen und scharrt sie zu; die einzelnen Reihen liegen 3 bis $3^1/_2$ Fuß weit aus einander. Das Saatkorn nimmt man gern aus der Mitte des Saatkolbens, wo es vollkommener ist, wie an beiden Enden. In den nördlichen Staaten beginnt die Saatzeit im Juni, in den südlichen kann man Anfang März, ja im Februar schon pflanzen. Eine Woche nach dem Setzen tritt bereits das kräftige Keimblatt zusammengerollt aus dem lockeren Erdboden und hat nach unten starke Wurzeln getrieben. Im folgenden Monat verlangen die üppigen, fußhohen Maisbüschel eine Auflockerung des Bodens und einige Regenschauer und werden darauf verdünnt, so daß nur ein Stock stehen bleibt, welcher nach jeder Seite hin mit dem Pfluge umarbeitet werden kann. Dies geschieht bis zum Eintritt der Blüthezeit noch zweimal, um den Erdboden vom Unkraute zu säubern und ihm freien Zutritt von Luft, Licht und Wärme zu verschaffen; ohne fleißige Bearbeitung kommt sonst kein Korn — und dieses weiß der Farmer wohl. Sobald der Mais eine Höhe von fünf bis sieben Fuß erreicht hat, treten ganz unten am Stamme zwei Ringe von Saugadern hervor, die sich aus einer Höhe von drei bis neun Zoll allmählich in den Boden senken, zu Wurzeln ausbilden und neue Nahrung zuführen, zugleich aber auch eine Stütze des jetzt hoch aufschießenden Kornstockes werden. Anfangs Juli zeigen sich auf den 10 bis 14 Fuß hoch gewordenen Stöcken gelbliche, handlange und strahlenförmig abstehende Blüthenbüschel und vier Fuß tiefer sind zwischen dem Stamme und einem Hauptblatte ein, auch zwei bis drei Fuß lange, drei Zoll dicke grüne Fruchtkolben ausgetreten, aus deren fünffacher Deckblattumhüllung glänzend weiße oder gelbliche und röthliche Staubfäden büschelartig heraushängen, wie Seide schimmernd. Jetzt löst sich allmählich der Blüthenstaub der oberen Blumenkrone und bedeckt die Pflanze und den Boden in solchen Mengen, daß alles wie gelb beschneit erscheint und starker Wind den Samen bisweilen viele englische Meilen weit anderen Kornpflanzungen zutreibt und dadurch verschiedene Spielarten im Mais hervorbringt. Im August, dem Monat der größten Erdwärme, hat nun in den mittleren Staaten die Pflanze ihr Wachsthum beendet; ihre schlanke Blüthenkrone schimmert, ihre breiten, vier bis sechs Fuß langen Blätter rauschen schon bei leisem Winde weithin hörbar. Das dunkle Grün derselben beginnt nach und nach zu erblassen und einem fahlen Gelb zu weichen — das Blatt schrumpft zusammen. Die bis zu Armsdicke angeschwollenen Fruchtkolben, bisweilen bis zu 1000 Körner zählend, durch lederhart gewordene Umhüllungen geschützt, haften noch fest am Stamme und widerstehen jedem Unwetter bis weit ins Frühjahr hinein. Je nach Zeit und Bedürfniß werden die hart wie Holz gewordenen Stangen mit einem Beile am Boden abgehackt, zu Hundert in Haufen zusammengestellt und gelegentlich heimgeholt. Nachlässige Farmer lassen auch wohl den Stamm sammt Frucht bis tief in den Winter hinein im Felde stehen; obwohl dann die äußerlich schon grau gewordenen Kornkolben noch ganz gesundes Korn bergen, so wird dies doch leicht eine Beute der vielen Eichhörnchen, Dachsarten, Waschbären und anderer Nagethiere. Die entweder schon im Felde oder zu Hause von den Kornstöcken gelöste Fruchtähre wird theils enthülst, theils mit ihren Deckblättern in luftigen Scheunen (corn-cribs) aufgeschüttet.

Die Indianer pflegen das reife Korn in den Hülsen, die Spitzen nach unten gekehrt, in sandigen Erdhaufen aufzubewahren; letztere werden zum Schutze gegen Raubthiere mit einer Wand von Pfahl- und Flechtwerk wie einem Holzdache versehen.

Kein Getreide kommt dem Mais an Werth als Nahrungsmittel für Menschen und Vieh gleich. Pfund für Pfund hat es nahezu fast denselben Nährwerth als Weizen, obschon es selten halb so viel kostet. Letzterer liefert nur wenige Jahre auf demselben Boden Haupterträge, verliert dann aber ohne Fruchtwechsel bedeutend. Ferner unterliegt er, wie auch das übrige Getreide, dem Insektenfraß und verschiedenen Krankheiten oft sehr stark, während das indianische Korn seit 250 Jahren fortwährend gesund geblieben ist und nie durch Rost und Brand oder Käfer, Fliegen und Würmer zu leiden brauchte. Der Farmer macht schon im Juli einen Anfang mit der Ernte für Viehfutter, indem er die unteren Blätter der mächtigen Pflanze abstreift, trocknet und in Bunde bindet, die eins der gesundesten Nahrungsmittel bilden, von Pferden und Rindern gern gefressen und am Markte stets gut bezahlt werden. Der Acker liefert durchschnittlich vier Tonnen (gleich achttausend Pfund) trockenes Grünfutter zu einem Preise von zehn Dollar für die Tonne. Das am Ende dieses Monats ausgewachsene, aber noch sehr weiche Korn selbst wird ebenfalls in großen Mengen in den Städten verkauft. Die von den Hülsen entblößten Kornkolben kocht man nämlich in Wasser und Salz und versetzt sie vor dem Essen mit Butter und Gewürz; ein sehr beliebtes und gesundes Gericht. Werden die Körner reifer, ohne ganz hart zu sein, so werden sie abgeschält und in Milch oder Bouillon gekocht genossen. In Blechbüchsen eingemacht, geht diese Frucht unter dem Namen Zuckerkorn nach allen Staaten Amerikas zum Verkauf. — Das reif und hart gewordene Korn giebt zu einem gelblichen Mehl vermahlen ein sehr nahrhaftes Gebäck, welches mit Weizenmehl vermischt das tägliche Brot des Farmers bildet; seines hohen Stickstoffgehaltes wegen ist es namentlich in der kälteren Jahreszeit ein passendes, Wärme erzeugendes Lebensmittel. Das Kornbrot wird am schmackhaftesten, wenn es Abends mit Buttermilch und etwas Hefe angemengt, des Morgens mit Schmalz, Eiern und Gewürz durchknetet, rasch gebacken und warm genossen wird. Zu Gries oder Grütze vermahlen, dient das Mehl zu Suppen, Klößen und Puddingen, — vor allen beliebt sind die daraus gebackenen, kleinen Pfannkuchen oder die nach mexikanischer Manier laubdünnen, hart gerösteten Maiskuchen, tortillas genannt.

Die Indianer rösten das Korn in heißer Asche, zerkleinern es in einem steinernen Troge mittels eines Steinschlägels zu grobem Mehl und kneten dies vor dem Gebrauch mit Wasser zu einem Teige aus, der theils roh,

theils geröstet genossen wird. Noch heutigen Tages kommen bisweilen beim Aufbrechen des Erdbodens solche steinerne Geräthe zu Tage.

Als Viehfutter hat der Mais nicht seines Gleichen; er bildet meistens die Grundlage des Wohlstandes der Farmer in den wärmeren Ländern. Die Pferde und Maulthiere fressen ihn begierig und gewinnen viel Kraft, doch bleibt für jüngere Thiere ein Zusatz von Hafer rathsam, weil das Korn allein die Blut- und Fettbildung zu sehr befördert. Ein vorzüglicheres Mästungsmittel für Rinder, Schafe und ganz besonders für Schweine giebt es wohl kaum als der geschrotene oder gekochte Mais. Für letztere genügen die bloß abgehülsten Kornkolben, wie sie der Farmer täglich viermal aus dem Kornspeicher den Thieren vorwirft; ohne Zusatz reicht diese Frucht allein hin, um die Schweine je nach ihrem Alter nach einer Mastung von sieben bis acht Wochen auf ein Gewicht von 300 bis 600 Pfund zu bringen.

Das grüne vor der Blüthe stehende Korn wurde früher in den Zuckersiedereien ausgequetscht und zu Syrup oder Molasse eingekocht, sowie man es auch vielfach zur Essigfabrikation mit in Gebrauch genommen hat. In reifem Zustande dient das Korn in ungezählten Quantitäten zur Bereitung von Spirituosen, sowie ein großer Theil zur Stärkefabrikation benutzt wird; außerdem verwendet man einen im Mais enthaltenen Stoff in den Brauereien als Zusatz zum Bier unter dem Namen glucose.

Ferner hat man seit fünfzehn Jahren die leeren, abgekörnten Kolben zur Fabrikation von Pfeifenköpfen gebraucht und große Geschäfte damit gemacht. Diese Pfeifenköpfe zeichnen sich durch große Leichtigkeit, Billigkeit und angenehmen Geschmack beim Gebrauch vor allen anderen aus, halten ziemlich lange und sind in ganz Amerika bekannt und beliebt; man verkauft sie gewöhnlich unter dem Namen „Missouri-Meerschaum“. — Die auf den Maiskolben, zunächst den Körnern liegenden sehr feinen Deckblätter nimmt man in den südlichen Staaten in großer Menge zur Fabrikation von Cigarettenhülsen, wodurch dem Tabak ein gewisses Aroma gegeben wird. Eine große Rolle spielt das Maisstroh bei der Papier- und Pappfabrikation; große wie kleine Haushaltsgeräthe, Eimer und größere Kübel werden daraus gepreßt, nachdem ein Zusatz von Holzfasern hinzu gemischt worden ist.

Der Farmer gebraucht die trockenen Kornstangen mit den daran sitzenden graugelb gewordenen Blättern als Winterfutter für sein sämmtliches Vieh, die Schweine ausgenommen; in nachlässig betriebenen Farmwirthschaften bleibt es auch für das Rindvieh die einzige Nahrung in den kalten Monaten, wobei die Thiere aber sehr häufig abmagern. Die holzharten unteren Enden der Kornstöcke liefern ein vorzügliches Material zum Feueranmachen in den Farmerhäusern, — die Asche aus denselben wird ihrer Bestandtheile halber gern zur Pottasche genommen.

Der auffallendste Gebrauch des Maiskorns besteht hin und wieder noch jetzt in dem fernsten Westen, wo auf den großen Hochebenen Holzarmuth herrscht und ein Buschel Steinkohlen den doppelten Werth des dort in gewaltigen Massen gezogenen billigen Korns hat. An diesen von den großen Verkehrsstraßen abgelegenen Plätzen verwendet man die vollen Maiskolben mit sämmtlichen Körnern daran in strengen Wintern zum Heizen der Stubenöfen, und es ist eine bekannte Thatsache, daß den Predigern solcher waldarmen Gemeinden eine bestimmte Anzahl Wagen voll Kornkolben als Deputatbrand geliefert werden. Die Körner sollen eine intensive Hitze entwickeln, aber mit ziemlichem Geräusch verbrennen. Wenn einst mehr Wald angepflanzt ist, wie solches schon seit Jahren gepflegt worden, und wenn in nicht zu ferner Zeit die unbilligen hohen Frachtsätze der Bahnen den Austausch der Waaren und Produkte erleichtern, wird auch der leidige Mißbrauch eines solchen Brandes ganz aufhören.

Wie schon bemerkt, beträgt der Durchschnittspreis eines Buschel Maiskorns je nach der Entfernung vom Hauptmarkte 20 bis 30 Cent, geht in den fernen westlichen Staaten auf 15 und $12^1/_2$ Cent zurück, steigt dagegen in den östlichen Plätzen bis zu einem halben Dollar und darüber. Die Ernte von 1886 belief sich auf 1650 Millionen Buschel. In nicht mehr ferner Zeit wird die Durchschnittsernte der Vereinigten Staaten 2000 Millionen Buschel betragen.

Blicken wir nun noch einmal zurück auf den Lebenslauf dieser interessanten Pflanze und sehen sie zuerst an einem Frühlingsmorgen ihre kräftigen, gelbgrünen, tulpenförmig gewundenen offenen Spitzen in langen Reihen die braune Erde durchbrechen, bis zum Rand gefüllt mit dem klaren funkelnden Thau der Nacht. Drei Monate später zeigt sich dieselbe aber schon in hoher Entwickelung im vollen Sonntagskleide, aufgeschossen bis zu 14 Fuß Höhe, zu beiden Seiten die vier bis fünf Fuß langen Blätter, die Spitze mit dem gelblichen Federbusch in Blüthe und in Brusthöhe am Stamme die zwei mächtigen etwas abstehenden Fruchtkolben, aus denen silberglänzende oder röthliche Staubfäden handlang in Büscheln heraus hängen, — das Kind einer südlichen Sonne in voller Pracht und Herrlichkeit.

Besuchen wir jetzt in thauigen, mondhellen Nächten, wo die Hitze den Farmer vom Lager treibt, wo kein Lüftchen eine Lichtflamme im Freien bewegt und jedes Geräusch verstummt ist, ein Kornfeld und betreten die hohen dämmernden Reihen, die sich wie Alleen über uns wölben und ganz von dem starken aromatischen Dufte des Blüthenstaubes angefüllt sind, so hören wir zeitweise deutlich ein Knistern, Schleifen und leises Rascheln, verursacht durch das Dehnen der Blätter und das Schieben der aufbrechenden Hülsen an den schwellenden Kolben; wir dürfen sagen, „wir belauschen hier gewissermaßen das Wachsen der mächtigen Pflanze“.

Einen schönen Anblick gewährt schließlich das Enthülsen der Fruchtkolben im Herbst, wenn der Kornstock seine ganze Kraft den Körnern abgegeben hat. Jetzt deckt eine lederharte, etwas ölige Kapsel die äußeren Lagen der darunter liegenden, immer feiner werdenden Deckblätter, deren letztes dünn wie Seidenpapier die glänzenden Doppelreihen der bunten Körner durchschimmern läßt, so sauber und dicht darüber gefaltet, wie kein Mensch es vermöchte. Die Anzahl der Körner steigt in den einzelnen Reihen von 75 bis gegen 90 und darüber, so daß es nicht selten vorkommt, daß große Kolben gegen tausend einzelne Körner herbergen. Kurz nach ihrer Reife schimmern alle in glänzenden Farben, vom hellen Weiß bis zum dunkeln Gelb, in leuchtendem Karmin, in Violett oder prächtigem Braun, bisweilen gar gesprenkelt oder gescheckt in zwei bis drei Farbenmischungen; — man kann kaum abwarten, bis die festen Hüllen der Maiskolben gelöst sind, um eine neue, wo möglich noch schönere Färbung der reichen Frucht aufzudecken.

Kürzere Mittheilungen.

Ernstes und Heiteres aus Japan.

W. J. Durch den Besuch des Prinzen Komatsu und in Folge der freundschaftlichen Beziehungen, die derselbe mit den europäischen Höfen angeknüpft hat, sind die Söhne des Reiches der aufgehenden Sonne gegenwärtig einmal wieder in aller Welt Munde. Wir lesen sogar, daß ein deutscher Konsul und Kammerherr seinen Posten in Petersburg aufgab, um als Ceremonienmeister Sr. Majestät des Mikado nach Tokio überzusiedeln, während seine Gemahlin den Damen des dortigen Hofes europäisches Tanzen und das Tragen von Korsets und Schleppkleidern beibringen soll. Während Sullivan's „Mikado" in Europa Furore macht, sind dagegen europäische und amerikanische Missionare in Japan ihrerseits damit beschäftigt, alles original Japanische möglichst zu europäisiren.

Ein Verzeichniß der in Japan bestehenden Missions-Anstalten dürfte manchem Leser interessant sein. Es hat aus mancherlei Gründen Mühe gekostet, dasselbe zusammenzustellen. Daß in keinem „heidnischen" Lande die Missionare aller Nationen und aller Bekenntnisse so verschwindend wenige Proselyten machen, dabei aber ein ungemein angenehmes und sorgenloses Dasein führen wie gerade in Japan, darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden.

Es „arbeiten" also in Japan: 1) Die American Baptist Missionary Union (in Tokio, Yokohama, Kobe, Choshin, Sendai); 2) die American Bible Society; 3) Amer. Board Mission (Kobe, Osaka, Kiyoto, Okayama, Niigata); 4) Amer. Episcopal Mission (Tokio, Osaka); 5) Amer. Presbyterian Mission (Tokio, Yokohama, Osaka, Kobe, Kanazawa, Hakodate, Söul [Korea]); 6) Amer. Tract Society; 7) Baptist Missionary Society (englisch); 8) British and foreign Bible Society (Tokio); 9) Christ Church; 10) Christ Church School; 11) Church Missionary Society (Tokio, Osaka, Nagasaki, Hakodate); 12) Cumberland Presbyterian Mission (Osaka); 13) Evangelical association of North America (Tokio); 14) Female Education Society (Osaka); 15) General evangelical protestant society (Tokio); 16) London religious tract society; 17) Methodist Episcopal Church (Tokio, Yokohama, Nagasaki, Fukuoka, Hakodate, Sendai, Söul [Korea]); 18) Methodist protestant mission (Yokohama); 19) Mission of the United States Reformed Church (Tokio); 20) Mission of the Methodist Church of Canada (Tokio); 21) Mission of the Reformed (Dutch) Church (Tokio, Yokohama, Nagasaki); 22) Christian Church Mission; 23) National bible Society of Scotland; 24) Roman Catholic Mission (in 14 Orten); 25) Russian Ecclesiastical Mission (Tokio); 26) Seamen's Mission (Yokohama); 27) Sisters of Charity (in sieben Städten); 28) Society for the propagation of the gospel (Tokio, Kobe); 29) Society of friends (Tokio); 30) Southern presbyterian Church (Yokohama); 31) Union Church (dito); 32) Union presbyterian Church of the Scotland Mission (Tokio); 33) Woman's union missionary Society of America (Yokohama)! Hierzu kommt dann noch das deutsche Pfarramt in Tokio, dessen Verwalter in Yokohama und der Hauptstadt Gottesdienst abhält und dessen Thätigkeit in solchem Maße in Anspruch genommen zu sein scheint, daß man ihm noch einen Gehilfen zugesellen will.

Wahrlich, der Japaner hat es nicht leicht, sich die Facon auszuwählen, nach der er selig werden will. Die Regierung legt ihm dabei nicht die geringsten Schwierigkeiten in den Weg und gerade hieraus dürfte der Mißerfolg der christlichen Mission in Japan zu erklären sein. Am meisten besucht sind die Mädchenschulen: die Backfische lernen dort neben Handarbeiten die englische Sprache und finden nachher leichter als Freundinnen und Gesellschafterinnen ein Unterkommen bei unverheiratheten Europäern.

Die christliche Religion paßt nicht für Ostasien, ebensowenig wie der Lackstiefel oder der Cylinderhut. Der Japaner hat nun einmal andere Anschauungen wie der Europäer. Dinge, die uns ganz selbstverständlich erscheinen, berühren den Japaner auf das Peinlichste, während wiederum Vieles, was in Japan alltäglich, für Europa einfach unmöglich ist. So fand mein Dolmetscher kürzlich in einer der bedeutendsten Zeitungen Japans folgende Annonce: „40 Sen (1,20 Mark) Preis für Prostituirte I. Klasse. Umsonst wird verabreicht: Ein Stück Odai (Tisch mit gekochtem Fisch u. s. w.), $1\frac{1}{2}$ Pfund besten Reisbranntweins. Dieses Haus ist Tag für Tag von Herren begünstigt worden, denen wir dafür unseren besten Dank sagen. Deshalb haben wir den Preis der Freudenmädchen gegen früher herabgesetzt und bieten außerdem eine Portion Fisch, wie oben angegeben. Wir hoffen, daß Herren in doppelter Anzahl wie früher nach unserem Hause kommen werden. Wir zeichnen als ergebenste Diener. Kinseki-ro (Name des Hauses), Yokohama, Takashima-cho."

Ich brauche wohl nicht zu betonen, daß das erste, was der von dem modernen Kulturdrange angehauchte Japaner erstrebt, die Erlernung der englischen, oder — seit einigen Jahren — der deutschen Sprache ist. Die Regierung unterstützt diese Bestrebungen in freigebigster Weise. Hunderte von Jünglingen werden auf Staatskosten nach Europa gesandt und sind bemüht, ihrem Staate recht viel zu kosten, und auf der Universität in Tokio z. B. hören von 467 immatrikulirten Studenten 244 Vorlesungen in englischer, 204 in deutscher und 40 in französischer Sprache; die verschiedenen deutschen Professoren der Medicin dociren sämmtlich in ihrer Muttersprache. Ob die Studenten nun, mit einigen Ausnahmen, viel von dem Vorgetragenen verstehen, möchte ich bezweifeln. Was zuerst die englische Sprache betrifft, so erschien im vorigen Jahre ein Lehrbuch derselben, verfaßt von einem Japaner, der nach mehrjährigem Aufenthalt in London nach Tokio zurückgekehrt war, unter folgendem köstlichen Titel: „The letters book in english language." Es wird manchen Leser interessiren, den Titel einiger Kapitel nebst kurzen Sätzen aus denselben kennen zu lernen, um sich davon zu überzeugen, in welch nutzbringender Weise der Verfasser seine Zeit in England zugebracht hat und in welch anerkennenswerther Art er den jungen Japanern die Erlernung der englischen Sprache erleichtert. Nr. 30 lautet: Jastice of Pace (d. h. Justice of peace): „I did the received your, begs wihch you pleased to me, yesternight, and I will go to Justice of peace to-morrow." Nr. 34. The ambrera (d. h. umbrella): „Would in sold in some compeny, that umbrera, which you wish to bouy?" Nr. 55. The Exhevition (d. h. Exhibition): „The Exhivition is to te performed frome to day; and I parpose to sec the there form with you."

Man könnte beinahe glauben, der Verfasser bezw. Verbrecher dieser Grammatik sei Lehrer des japanisch-europäischen Dr. med. gewesen, der kürzlich an einen meiner Bekannten folgenden Brief richtete: „To the teacher of doctor Esgr. I beg to forward to you my statement and I communicate my truth, I am doctor of japan . . . I treat patients and I cure them few doctors know how to cure them (!) by the help of the heavenly father" (der Schreiber ist also anscheinend Christ, bezw. er thut wenigstens so). „Here are now several dangrous patients, I intend to summon doctor of religion

(Missionar?) to save them, but I could not come . . . if you would save patients to the world with the help of god, you pity my heart on Sunday, you will take walk to my place, and then I will see you at first and ask your help or heaven's father." Der Schreiber scheint trotz des guten Fußes, auf dem er mit dem heavenly father steht, wenig Zutrauen zu seiner eigenen Weisheit gehabt zu haben.

Englisch ist denn auch heute die Sprache, die neben Japanisch bei allgemeinen Bekanntmachungen der Regierung ꝛc. in Verwendung kommt. So hat man in Tokio eine meteorologische Station errichtet, von welcher allabendlich Signale nach Yokohama telegraphirt werden. Der japanische Neumeyer veröffentlicht z. B. Folgendes in Englisch: „Wind wird stark von Norden kommen, da aber ein anderer Sturm sehr stark von Süden bläst, wird es heute Abend stark blasen, aber die Richtung hat man noch nicht ausfinden."

Am Eingange der großen Ausstellung in Tokio im Jahre 1881 stand auf einer Tafel in Englisch: „Regenschirme, Stöcke, Reisetaschen und andere geistige Getränke dürfen nicht in die Ausstellung mitgebracht werden."

Wie oben erwähnt, herrscht die „Germanomanie" noch nicht lange in Japan. Als ich dort lebte, gab es nur einen einzigen Friseur in Tokio, der ein Schild mit deutscher Aufschrift vor seinem Laden befestigt hatte; dieselbe lautete: „Hieb Haar wie Deutsches." Damals gelang es auch dem deutschen Gesandten, eine junge Dame aus Heidelberg von dem leichtsinnigen Schritte, einen Japaner in Japan zu heirathen, zurückzuhalten, trotzdem letzterer unaufhörlich versicherte, „er riebe seine Raura schon so range".

Erst im vorigen Jahre erhielt ich Zuschriften wie die folgende in vollkommen flüssiger und gefälliger deutscher Handschrift: „Geehrter Herr! Es ist mir sehr dankbar, daß Sie der Ueberbringer gesehen zu haben. Will ich Sie wieder bitten, wenn Sie jetzt noch ein Japaner haben wollen, ihn von seiner Gedächtniß Handschrift ꝛc. zu examiniren, ich glaube, daß er von englischer Seits nicht so gelehrter wie chinesische Sprache ist. Was Gehalt betrifft, will er nicht so viel kriegen. Mit bestem Gruße R. Kaga."

Trotz der barocken Schreibweise ahnt man doch, was der Schreiber will, und dürfte es wohl keinen Europäer in Japan geben, der im Stande wäre, einen solchen Brief in japanischer Sprache und Schrift zu verfassen.

Etwas schleierhafter sind die Zeilen eines Herrn Kawoshima, der auf einer Korrespondenzkarte schreibt — ebenfalls in hübscher deutscher Schrift: „Hochgeehrter Herrn. Habe ich Ihnen etwas benachrichtigen. Ich war zum Museum gewesen. Dort gestellte Noshi hat . . . gemacht. Also ging ich zum Büleau (sic) von Museum und fragte Ihre Wohnung. Sondern war er schon gestorben und ihr Nachkommen ist noch jung, und bis heute ging ich nach und nach um Noshiferfertiger zu sehen. Sondern ich zwang zu meinem Bekannter, als Ihr dem berühmten Sittenlehrer Herr Ogasawara den Ferfertiger zu bitten ꝛc. Ergebenster K. K."

Interessant dabei ist die Schreibweise „Buleau". Der Japaner wußte, daß er und seine Landsleute kein „l" aussprechen können und dafür — gerade umgekehrt wie die Chinesen — ein „r" eintreten lassen (vgl. oben „umbrera, Raura" ꝛc.). Bei dem ihm fremden Wort „Bureau" vermuthet er auch wieder so einen Lapsus und macht zum Beweis seiner Bildung flugs ein „Buleau" daraus.

Was zum Schluß die Einführung europäischer Hofsitten u. s. w. betrifft, so findet auch diese getheilte Beurtheilung. „We understand many persons belonging to the aristocratic classes contemplate the compulsory use of car — rings by their ladies" schreibt ohne weiteren Commentar als etwas ganz Selbstverständliches der „Choya Shimbun", während einer der besten Kenner Japans und der Japaner — nähere Andeutungen darf ich nicht machen — mir in diesen Tagen schreibt: „Hier in Japan wird immer noch hastig darauf los reformirt. Neuerdings geht die Nachäfferei ins Aschgraue. Die Tanzwuth hat Japan erfaßt: man sieht Staatsminister und alte Daimios vor Backfischen in Cotillontouren niederknien, damit dieselben durch gnädiges Zunicken eine Walzertour bewilligen! Und jetzt fangen gar die Weiber an, europäische Kleider zu tragen. Sie können sich denken, wie dieselben aussehen. Da lob' ich mir doch die Würde und Selbstachtung des Chinesen!"

Uebrigens sollten wir Deutsche als solche nicht klagen. Das Deutschthum hat kolossal Oberwasser — man weiß nur nicht, wie lange es dauert.

Vorgeschichtliche Alterthümer der Provinz Sachsen.

Das Werk „Vorgeschichtliche Alterthümer der Provinz Sachsen und angrenzenden Gebiete. Herausgegeben von der historischen Kommission der Provinz Sachsen" (1. Abth., Heft 1 bis 8. Halle 1883 bis 1887. Druck und Verlag von Otto Hendel. Imperialformat), welches sich durch vornehme Ausstattung und wohlausgeführte Zeichnungen auszeichnet, liegt in der ersten Abtheilung vollendet vor. An der Abfassung betheiligten sich die Herren Prof. Dr. Klopfleisch in Jena (Heft 1 bis 2), Direktor H. v. Borries in Halle (Heft 3 bis 4) und Dr. Jakob in Römhild (Heft 5 bis 8).

In der Einleitung giebt Prof. Klopfleisch, der wohlbekannte Vertreter der prähistorischen Archäologie in Thüringen, eine Uebersicht über das Arbeitsgebiet der Urgeschichte, ferner über die technischen Anfänge von Architektur, Plastik und Malerei. Im zweiten Theile der Einleitung behandelt er die Entwickelungsgeschichte des Ornamentes und dessen Bedeutung als Unterscheidungsmerkmal. In einem weiteren Abschnitte wird die Methode der Ausgrabungen klar gestellt. Hierauf werden die prähistorischen Fundstellen der Provinz Sachsen in chronologischer Reihenfolge behandelt. Zuerst die von Prof. Liebe untersuchte Lindenthaler Hyänenhöhle, dann die Diluvialfunde von Taubach, die Funde in den Uferterrassen bei Jena, endlich die neolithische Keramik in Sachsen. Er stellt den Charakter dieser Kunst fest, indem er in Form und Ornamentik stets Rücksicht nimmt auf die Keramik Aegyptens und des Nilthales, womit jedoch eine Identität oder ein direkter Zusammenhang beider Formenreihen nicht behauptet werden soll. Eine besonders ausführliche Behandlung erhält das berühmte „Merseburger Grabdenkmal", über dessen Bedeutung Referent kurz im „Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" 1882, Nr. 7 berichtet hat. Klopfleisch vergleicht dies monolithische Denkmal mit dem Steindenkmal von Gavs'innis bei Carnac. Die Beschreibung geht hierauf über zu einem Thüringischen Steingrabe von Allstedt bei Weimar. Daran schließt sich eine fast zu ausführliche Darstellung der stich- und schnittverzierten Keramik der neolithischen Periode in Sachsen. Auch Tupfen, Quadrate, Bänder, Winkel, Mäander, Voluten, Warzen, Prismenreihen ꝛc. kommen in ihrer ornamentalen Verwendung zur sachgemäßen Darstellung. —

Direktor v. Borries giebt kurze Berichte über die neolithischen Funde bei Rößen a. d. Saale, wobei er den verdienten Archäologen Nagel, dem die Wissenschaft die erste Kunde und Darstellung dieser Gräber dankt, mit Unrecht in schiefes Licht zu setzen den Versuch macht. Daran schließt sich eine Skizze über neolithische Funde bei Kuckenburg und Obhausen im Kreise Querfurt. Theilweise ungenügend erscheint der Bericht über die Ausgrabungen bei Giebichenstein; ein wahres Muster von Unklarheit ist hier S. 15, Abschnitt 3 von oben zu finden. Eine totale Unbekanntschaft mit den Ergebnissen der prähistorischen Archäologie verräth der Verfasser, wenn er S. 16 folgende Behauptung aufstellt:

„In sofern die alten germanischen Volksstämme, wie auch Tacitus berichtet (!! wo ??), in dem 1. und 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung sich vornehmlich bron-

zener (!!) Geräthe und Waffen bedient haben sollen, so erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß die genannten Fundorte germanischen Ursprungs sind." — Solche Velleitäten sollten im Jahre 1886 in einem wissenschaftlichen Organe nicht mehr gedruckt werden! — Die Fortsetzung der Borries'schen Berichte giebt eine kurze Beschreibung des Urnenfeldes (Buckelurnen!) bei Döllingen im Kreise Elsterwerda. Auch hier fehlt S. 20 jeder Anklang an die vorhandene, besonders in den Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie publicirte Literatur. Ebenso unzureichend sind die Ergebnisse der Ausgrabung einer Grabhügelgruppe bei Schkölen im Kreise Weißenfels (Osterland!) behandelt. Es wäre wünschenswerth gewesen, daß die historische Kommission die Behandlung dieser Funde einem wirklichen Fachmanne anvertraut hätte. So ist der Gewinn für die Wissenschaft sehr zweifelhaft! —

Die dritte Arbeit rührt aus der Feder des bekannten Erforschers der Gleichberge bei Römhild, Dr. Jakob, her und behandelt eben diese Ringwälle, deren Erforschung der Verfasser den besten Theil seines Lebens gewidmet hat. Nachdem derselbe früher schon die Ergebnisse seiner Forschung im „Archiv für Anthropologie", Bd. X, zusammengestellt, auch eine eigene populäre Schrift darüber verfaßt hat, vertieft er jetzt seine Aufgabe, indem er an den Funden innerhalb der Wälle nachweist, daß die Gleichberge Kulturstätten der la-Tène-Zeit Mitteldeutschlands sind. An der Hand der reichen Einzel- und Depotfunde (von S. 11 an), besonders an zahlreichen Vogelkopffibeln, eisernen Hohlmeißeln, eisernen Aexten, Deichselbeschlägen, Ha'cken, ferner der Bronzeringe mit Buckelverzierung, sowie der häufigen Quetschersteine, welche sich in Dr. Jakob's Sammlung finden, gelingt ihm der Beweis vollständig, daß sich hier auf den Gleichbergen in allen Stadien der la-Tène-Zeit und schon vorher zur sogenannten Bronzezeit ein von einem umwohnenden gallisch-germanischen Volksstamme errichtetes und in Zeiten der Noth vertheidigtes und bewohntes Refugium befand. Auffallender Weise ist die Hallstatter Zeit gar nicht vertreten (S. 25), woraus zu schließen ist, daß erst in der ersten la-Tène-Zeit eine stärkere Benutzung dieses Refugiums eingetreten ist. Mit Recht giebt Jakob S. 35 bis 42 eine ausführliche Behandlung der Keramik. Eine Zusammenstellung der erzielten Resultate schließt die für die Erkenntniß der la-Tène-Zeit in ihrer Ausbildung epochemachende, auch im zeichnerischen Theile vortrefflich behandelte Schrift Dr. Jakob's. In der Nähe der Gleichberge fanden sich bisher (vergl. S. 47, Anmerkung) nur zwei Grabstätten, welche zeitlich mit der Hauptperiode der Gleichberge korrespondiren, ein Grabhügelfeld bei Miersdorf und ein Urnenfeld bei Leimbach. Möge es dem wackeren Forscher gelingen, in der Zukunft den organischen Zusammenhang seines Fundgebietes durch neue Grabungen noch sicherer nachzuweisen! — Jedenfalls gehört Dr. Jakob's Arbeit zu den gehaltvollsten der ganzen Abtheilung [1]).

Dr. C. Mehlis.

[1]) Bei dieser Gelegenheit sei darauf hingewiesen, daß auch das Land nö[r]dlich des Thüringer Waldes zahlreiche La-Tène-Grabfelder enthält, so das erst kürzlich bei Cröbern südlich von Leipzig entdeckte; vergl. Korrespondenzblatt für Anthropologie ꝛc. 1887, April, S. 33 bis 34.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein frisches Leben und Rührigkeit, wenn auch in engeren Grenzen, herrscht in der Geographischen Gesellschaft zu Greifswald, wie deren zweiter Jahresbericht, Theil II (für die Jahre 1883 bis 1886), zeigt. Während der erste Theil zwei werthvolle Beiträge zur Landeskunde von Vorpommern und Rügen brachte, berichtet der zweite über die Vereinsthätigkeit und die Vorträge, die von einer ganzen Reihe namhafter Reisenden und Geographen gehalten wurden, und unter denen wir namentlich die anziehende pflanzengeographische Skizze über die Palmen und Nadelhölzer von Dr. Goeze hervorheben. Ein eigenartiger Zug im Vereinsleben zu Greifswald, der anderwärts Nachahmung verdiente, sind die gemeinsamen Exkursionen, bei denen vielseitige Belehrung ebenso zu ihrem Rechte kommt wie die Wanderlust; solcher Ausflüge werden zwei geschildert, nach den dänischen Inseln Bornholm und Möen.

— Die Bevölkerung des Departements Landes setzt sich nach Lapeyrère aus zwei gut verschiedenen Rassen zusammen, zwischen denen seit unvordenklicher Zeit eine gewisse Animosität besteht. Die eine, welche die thonigen Hügel des Binnenlandes bewohnt, ist brachycephal, gedrungen, muskelstark, mit braunem, mitunter auch blondem, aber nur selten mit schwarzem Haar, die andere Rasse bewohnt das sandige und kieselige Plateau zwischen Adour und Meer, ist hochgewachsen, mager, dolichocephal mit ausgesprochenem Prognathismus und meist schwarzem Haar. Nach der Tradition sind die letzteren spätere Eindringlinge, vielleicht Saracenen. Außerdem finden sich noch einzelne Familien von echt englischem Typus und mit englischem Namen, Nachkommen von Engländern, welche zur Zeit des schwarzen Prinzen ins Land gekommen sein mögen und sich unvermischt erhalten haben.

— Auf Kosten der finländischen zoologischen und botanischen Gesellschaft begiebt sich im Sommer dieses Jahres eine wissenschaftliche Expedition in das Innere der Halbinsel Kola. An derselben werden sich betheiligen die Botaniker Dr. phil. Brotens und der Docent der Helsingforser Universität Dr. phil. Willmann, die Zoologen Professor Dr. Palmen und Cand. med. Enwald, der Geologe Mag. Ramsay und der Topograph Stud. Petrelius. Außerdem wird der Kapitän der Handelsflotte Sjöstrand die Expedition begleiten. (Reg.-Bote.)

Asien.

— Ueber die Dolmen des Kaukasus berichtet Ernest Chantre in Materiaux pour l'histoire primitive etc. (3) vol. 2. Sie bilden zwei Gruppen, eine am Schwarzen Meer, die andere am Kuban; die erstere ist noch wenig untersucht und hat bis jetzt noch keine nennenswerthe Ueberreste geliefert, die letztere dagegen ist in neuerer Zeit genauer erforscht worden. Ihre Dolmen lassen sich in vier Untergruppen sondern, eine am Atakhum, die zweite zwischen den Flüssen Abin und Khable, die dritte am Zusammenfluß des Dako und der Belaya, die vierte am Zusammenfluß des Khodz und des Gurmai. An letzterem Punkte kennt man durch die Forschungen von Felitzin jetzt 29 Dolmen, davon nur sieben noch intakt; wahrscheinlich ist ihre Zahl in dem schwer zugänglichen Lande aber erheblich größer. Die meisten sind viereckige Steinkästen, viele mit Erde bedeckt, die nach Süden gerichtete Platte häufig mit einem Loch. Nur zwei fanden sich noch unberührt; der eine lieferte einen ganzen Schädel, einem Brachycephalen mit sehr dicken Knochen angehörend.

Außerdem fanden sich Spinnwirtel aus Thon, eine blaue Glasperle und Trümmer eines cylindrischen Gefäßes, über welches leider nichts Genaueres gesagt wird. Jedenfalls haben die Dolmen am Südabhange des Kaukasus die größte Aehnlichkeit mit denen der Krim. Um aber mit Sicherheit bestimmen zu können, ob sie der Steinzeit angehören oder nicht, wären genauere Untersuchungen und methodische Ausgrabungen nöthig.

— Die Chinesen dringen, wie die „Sibirische Zeitung“ meldet, allmählich in Transbaikalien ein. Der Theehandel daselbst ist fast ganz in ihren Händen; in Tschita befinden sich 18 chinesische Theeläden. Es giebt kaum ein Dorf, wo nicht ein chinesischer Händler wäre. In Bargusin, einer Stadt von 7000 Einwohnern, giebt es acht chinesische Läden. In Tschita haben die Chinesen einen jährlichen Umsatz von 300 000 Rubel (gegen 600 000 Mark). Wie bekannt, kaufen die Chinesen außerdem unter der Hand Gold auf und man verkauft es ihnen gern, weil sie gute Preise zahlen.

— Der „Globus“ brachte auf S. 363 des 48. Bandes die Nachricht, daß auf Java Kuli-Anwerbungen für Queensland stattgefunden hätten, und knüpfte hieran eine Bemerkung über die mögliche Bedeutung der mitgetheilten Thatsache für die Kolonisation im Stillen Ocean. Durch die eingelaufenen Klagen hat sich jedoch der General-Gouverneur von Niederländisch-Indien im Januar dieses Jahres veranlaßt gesehen, die Anwerbung von Kulis für einen außerhalb des niederländisch-indischen Gebietes gelegenen Ort zu verbieten. Wer dieses Verbot übertritt, soll mit Gefängniß von sechs Monaten (resp. für Eingeborene einem Jahr Zwangsarbeit) bestraft werden, für Beamte und Häuptlinge tritt eventuell Verdoppelung der Strafe ein. Die Hoffnung, für die in der Nähe der niederländisch-indischen Besitzungen gelegenen Niederlassungen Arbeiter aus dem Archipel zu erlangen, ist hierdurch leider zerstört, wenn das Gesetz allerdings auch einen gewissen Spielraum läßt, da in besonderen Fällen die Werbung mit Erlaubniß des General-Gouverneurs erlaubt ist. In Holland hat man die getroffene Maßregel namentlich im Interesse der westindischen Besitzungen bedauert, da man die Auswanderung dorthin zu leiten hoffte; man hat jedoch die Versicherung erhalten, daß die Regierung nichts in den Weg legen würde, wenn sich bei der eingeborenen Bevölkerung Lust zur Auswanderung dorthin zeigte. Allerdings ist es auch richtig, daß man noch Stellen genug im Archipel selbst findet, wo der Ueberschuß der Bevölkerung von Java willkommen sein würde.

Afrika.

— Von Emin-Pascha sind zu Anfang Mai d. J. außer Karten, wissenschaftlichen Aufsätzen 2c. verschiedene Briefe in England und Deutschland eingetroffen, welche zum Theil schon recht alten Datums sind. Darunter befindet sich aber auch ein solcher vom 26. Oktober 1886 an Dr. Robert W. Felkin in Edinburgh, in welchem Emin über seine Erforschung des Albert Nyanza, wohin er drei Exkursionen unternommen hat, berichtet. Auch eine Karte des Sees hat er aufgenommen, will dieselbe aber noch verbessern und sendet sie deshalb noch nicht mit. Seine Hauptentdeckung betrifft einen ansehnlichen neuen Fluß, welcher auf den Usongora-Bergen entspringt und in das südliche Ende des Sees mündet. Er heißt bei den Wasongora „Kakibbi“, bei den Wamboga „Bueru“, und ist wegen seiner vielen Katarakte sehr schwierig zu befahren, führt dem See aber das ganze Jahr hindurch eine bedeutende Menge Wasser zu. Etwas stromaufwärts von seiner Mündung liegt die Stadt Hamgurko, wo viel Salz von guter Beschaffenheit gefunden wird. Der Fluß bildet die Grenze zwischen dem zu Unjoro gehörigen Bezirke Muenge (östlich) und der Landschaft M'boga (westlich). — Auch im Südwesten soll ein großer Strom fließen, an dessen Ufern eine Kolonie von Akkas lebt, die sich selbst „Betua“ (offenbar mit Batua, Watwa 2c. der Congo-Reisenden identisch) nennen. — Außerdem spricht Emin von seinen zoologischen und zoogeographischen Forschungen, denen er große Bedeutung beimißt, und erwähnt, daß er eine vollständige Karte seiner letzten Reise zu den Monbuttu, durch welche Junker's Aufnahmen vervollständigt würden, nach Gotha geschickt habe.

— Die französische Kolonialverwaltung hat zu Anfang dieses Jahres den Ingenieur Sunis mit der Untersuchung des Assal-Sees beauftragt, jenes Salzsees, der von der Spitze des Golfes von Tadschurah etwa 18 km entfernt liegt und 174 m unter dem Meeresspiegel liegen soll. Ob diese Untersuchung bereits abgeschlossen ist, wissen wir nicht; doch meldet jetzt die „Gazette Géographique“, daß die Ausbeutung der dortigen Salzlager vom April 1888 an auf 50 Jahre einem M. Chefneux überlassen worden sei gegen eine jährliche, an die Kasse der Kolonie Obock zu zahlende Pachtsumme von 60 000 Francs. Die „Gazette“ meint, daß nun der Bau einer kleinen Eisenbahn nach dem See sich als nöthig herausstellen werde, und sieht dieselbe im Geiste schon bis zum Aussa-See und nach Schoa hin verlängert, Obock als das Centrum eines großartigen Handelsverkehrs u. s. w. Bis dahin hat es aber wohl noch gute Wege!

— In der Unterhaussitzung vom 13. Mai d. J. erklärte der Staatssecretär für die Kolonien, Sir H. Holland, daß sich die Zulu-Häuptlinge in die Abmachung zwischen Engländern und den Boern (vergl. „Globus“, Bd. 50, S. 368) gefügt haben. Danach bleibt den letzteren der westliche Theil des bisherigen Zulu-Landes als „Neue Republik“ überlassen, während England den Rest, welcher die Zulu-Reserve und das sogenannte östliche Zulu-Land umfaßt, unter seinen Schutz und seine Souveränetät stellt. Der Gouverneur von Natal wird zugleich zum Gouverneur von Zulu-Land ernannt werden, wird dort Residenten anstellen und das Recht haben, Gesetze zu erlassen und Gerichtshöfe einzusetzen.

— Nach dem „Mouvement Géographique“ (IV, Nr. 1 ff.) hatte die Ausfuhr des Congo-Staates im letzten Quartale 1886 einen Werth von 2017942 Francs 52 Centimes betragen. Die wichtigsten Exportartikel waren Kaffee (657 488 Francs), Elfenbein (444 100 Francs), Kautschuk (520 810 Francs), Palmöl (171 481 Francs) und Palmkerne (129 416 Francs).

— Der im Dienste des Congo-Staates stehende schwedische Lieutenant Håkansson hat in Gemeinschaft mit dem Prof. v. Schwerin im November vorigen Jahres den einige Tagereisen unterhalb des Stanley-Pools von Süden her in den Congo mündenden Inkissi-Fluß untersucht und denselben etwa 90 km weit aufwärts, bis in die Gegend des großen Ortes Mnala (420 m hoch), verfolgt. Es ist das die erste größere Expedition, bei welcher sich Europäer von der gewöhnlichen, durch öde Gebiete führenden Karawanenstraße am Südufer des Congo landeinwärts entfernt haben, wenigstens so weit das Gebiet des Congo-Staates in Betracht kommt. Dem „Mouvement Géographique“ (IV, Nr. 11) zufolge hat die kleine Reise den Erfolg gehabt, daß weniger öde, mehr bewaldete und bevölkerte Gebiete aufgefunden wurden. Schon zwei Tagemärsche vom Congo entfernt ändert sich die Natur des Landes; nach fünf Tagen aber gelangten die Reisenden auf die Hochebene, zu zahlreichen, volkreichen Dörfern, die von gut bestellten Feldern umgeben, von einer friedlichen und gastfreundlichen Bevölkerung bewohnt und durch Handelswege mit einander verbunden sind. Vielleicht entschließt man sich, die projektirte Eisenbahn Matadi-Léopoldville statt am Strome entlang durch diese mehr verheißende Hochebene zu legen.

— Eine interessante Gegenüberstellung englischer und französischer Missionare findet sich in Buchner's „Kamerun“ (S. 196 ff.). „Nirgends — schreibt er — gedeiht die Herrschsucht der Pfaffen besser als unter britischer Flagge, und über die Anmaßung englischer Missionare kann man

allenthalben auf der ganzen Erde klagen hören. Durch ihren auffallenden Mangel an Demuth, ihre Neigung, sich in Alles einzumischen, ihr bequemes Wohlleben, das sie sich mit den Gaben heimischer Mildthätigkeit zur Heidenbekehrung gestatten können, Erfolgen gegenüber, die kaum den allerbescheidensten Erwartungen entsprechen, haben sie sich überall geradezu verhaßt gemacht. Speciell in Westafrika bestehen ihre bedeutenderen Kräfte häufig genug aus jungen Leuten, die den Eindruck machen, daß sie, nur um reisen zu können, in die Dienste der reichen englischen Missionsgesellschaften eintraten. — Sehr viel anders lauten die Urtheile, die man ebenso allgemein auf der ganzen Erde über die Wirksamkeit der katholischen französischen, dem Jesuitenorden angehörenden Missionare vernimmt. Ueber den selbstlosen, opferwilligen Eifer dieser wahren Apostel der christlichen Liebe herrscht allenthalben nur das größte Lob, und die Erfolge derselben sind bei ungleich geringeren Mitteln viel größer als die der gemästeten englischen Bonzen. Die katholischen französischen Missionare erwerben sich aber auch das unschätzbare Verdienst, bei ihren Schülern von Anfang an eine Erziehung zur Arbeit und Arbeitslust anzustreben, statt sie bloß zum Herplappern von Gebeten und Bibelversen, zum Singen thörichter Lieder, zum Hochmuth und Fanatismus abzurichten, wie jene thun."

Nordamerika.

— Von Seiten Canadas wird in diesem Sommer durch den Geologen G. M. Dawson und Mr. W. Ogilvy eine genauere Untersuchung des oberen Yukon und seiner Zuflüsse ausgeführt werden. Die eine Hälfte der Expedition unter Dawson soll den Stikeen-Fluß aufwärts gehen, die Rocky Mountains etwa unter 59° nördl. Br. überschreiten, am Liard-Flusse das Gebiet des Mackenzie berühren und den Pelly abwärts nach Fort Selkirk ziehen, wo sie sich mit der anderen Abtheilung unter Ogilvy, die vom Lynn-Busen her ihre Wanderung antreten soll, vereinigen wird. Ogilvy beabsichtigt, in Selkirk zu überwintern und im Sommer 1888 seine Forschungen im „Nordwest-Territorium" fortzusetzen.

— Nachdem die Hudsonsbai-Gesellschaft im vorigen Jahre den Bau eines Dampfers für den Großen Sklavensee beendet hat, wird derselbe seine Fahrten nunmehr auch auf den unteren Mackenzie bis zum Peel-River ausdehnen.

— Auf dem Schützenplatze zu Charleston in Süd-Carolina entdeckten die Beamten eine merkwürdige Verschiebung, die sich während des letzten Erdbebens zugetragen haben muß. Die Umfriedung nach dem Schießstande, an beiden Seiten der Schießlinie, 600 Fuß lang, ist kürzer geworden, als ob die Erde eingeschrumpft wäre, und beträgt die Distanz an sechs Fuß weniger als vorher. Die Latten an den Pfählen der Umfriedung sind theilweise gebogen und manche sind losgerissen und stehen auf 20 Fuß mehrere Zoll über. Man wird die Sache so lassen, damit Jedermann sich von dieser merkwürdigen Verschiebung überzeugen kann. Es ist dasselbe, nur in größerem Maßstabe, wie das Zusammenschrumpfen der Erde zwischen Charleston und dem 34 km entfernten Summerville, wo die Eisenbahnschienen an manchen Stellen wie eine Schlange gebogen waren, und man entdeckte, daß die Strecke um mehrere Fuß kürzer geworden war.

Südamerika.

— Chaffanjon beabsichtigt, nachdem er in der That bis zu den Quellen des Orinoco vorgedrungen ist und den Berg, aus welchem dieselben entspringen, nach F. de Lesseps getauft hat, vor seiner Rückkehr nach Frankreich die Quelle des Essequibo (Britisch-Guaiana) zu besuchen und über die Minen von Caratal nach Ciudad Bolivar am Orinoco zurückzukehren. — Ein anderer französischer Reisender, H. Coudreau, wird seine Forschungen in Französisch-Guaiana wieder aufnehmen und zunächst das die Südgrenze der Kolonie bildende Gebirge Tumuc-Humac erforschen, welches Crevaux seiner Zeit nur überschritten, aber nicht näher untersucht hat.

— Neue Provinzen in Chile. Durch Gesetz vom 12. März 1887 sind die beiden neuen Provinzen Malleco und Cautin geschaffen, und damit der Rest des Araucanerlandes in Beziehung auf Verwaltung, Rechtspflege ꝛc. dem übrigen Chile gleichgestellt worden. Die Provinz Malleco hat zur Hauptstadt Angol und besteht aus drei Departementen: Angol, Collipulli und Traiguen; die Provinz Cautin hat zur Hauptstadt Temuco und besteht aus den beiden Departementen Temuco und Imperial. Vergebens sucht man die Städte, welche den Departementen den Namen geben, die seit mehreren Jahren bereits existiren und eine Bevölkerung von 3000 bis 4000 Einwohnern und darüber haben, in den letzten im Auftrage der Regierung von Herrn Pissis im Jahre 1885 herausgegebenen Karten. Traiguen liegt am Flusse gleichen Namens, der sich in den Rio Lumaco, einen nördlichen Zufluß des Rio Cautin oder Imperial, ergießt; Collipulli liegt am Flusse Malleco, der sich unterhalb Angol mit dem Regue vereinigt und mit diesem den Rio Vergara bildet; Temuco und Imperial liegen beide am Flusse Cautin, und zwar Imperial an der Mündung des Lumaco in diesen Strom, Temuco etwa 35 km aufwärts. — Die Eisenbahn von Angol über Sauce nach Traiguen, 65 bis 70 km, wird Ende des Jahres vollendet sein; die andere Eisenbahn, welche Santiago mit Osorno verbinden wird, wird bis Collipulli befahren, wo das tief eingeschnittene Thal des Malleco auf einer 98 m hohen, eisernen Brücke zu überschreiten ist, welche im November oder December erwartet wird. Von Collipulli geht sie über die Ortschaften Victoria (am Traiguen), Lautaro, Temuco, Freire, Pitrusquea am Toltenflusse, Quinchilca am Flusse Callecalle (der bei Valdivia vorbeifließt), La Union, Osorno. Südlich von Collipulli wird bereits fleißig am Bahnkörper gearbeitet, und soll die Bahn bis La Union binnen sechs Jahren fertig sein.

Vermischtes.

— Geographisch-statistisches Weltlexikon. Herausgegeben von Emil Metzger. (Stuttgart, Verlag von Felix Krais. Vollständig in 18 Lieferungen.) Aus dem ungeheuren geographisch-statistischen Materiale ist hier eine passende Auswahl, die für die meisten Fälle vollkommen genügen wird, zusammengestellt. Namentlich die Orte, welche Verkehrsanstalten besitzen, sind in möglichster Vollständigkeit berücksichtigt. Im Allgemeinen ist nach der vorliegenden ersten Lieferung zu urtheilen das Buch fleißig bearbeitet; daß ein solches Werk, namentlich in erster Auflage, nicht fehlerlos sein kann, liegt auf der Hand; stärkere Versehen dürften bis zum Schlusse des Werkes Berichtigung finden, und werden wir nach vollständigem Erscheinen näher auf den Inhalt des Buches eingehen. Der Umstand, daß durch die zweckmäßige Auswahl viele andere Nachschlagebücher überflüssig werden, sowie der im Verhältniß zu dem gebotenen Materiale sehr niedrige Preis (9 Mark für 54 Druckbogen) machen das Weltlexikon auch für weitere Kreise empfehlenswerth und werden demselben eine weite Verbreitung sichern.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LI. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Eine Reise nach Merw.

(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

V. (Schluß.)

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Weiterhin erreicht man eine Art von Festung, die auf einer leichten Erhöhung liegt; ihre Mauern sind außen mit senkrechten Strebepfeilern versehen, welche einen ganz eigenthümlichen Anblick gewähren. Sie gleichen riesigen Würsten, die neben einander gestellt sind. Die Festung, an welche sich eine Sage knüpft, führt den Namen „Haus des jungen Mädchens“. Von dort gelangt man zu der größten Ruine der ganzen Gegend, zum Grabmale des Sultans Sandschar, gleichfalls auf einem Hügel gelegen, in Folge dessen man sich aus größerer Entfernung über die wahre Höhe des Denkmals täuscht. Es ist ein viereckiges Gebäude von 18 bis 20 m Seitenlänge und darüber eine Kuppel, die sich 25 m über den Erdboden erhebt; das Ganze besteht aus Ziegeln, die durch einen so festen Cement mit einander verbunden sind, daß an manchen Stellen selbst Stahl ihn nicht zu ritzen vermag. Zwei kleine, einander gegenüber liegende Thüren gewähren Zutritt zu dem Inneren, sind aber so niedrig, daß einer von Boulangier's Begleitern, der hochgewachsene Fürst Gagarin, sich die Wirbelsäule zu zerbrechen fürchtete. Innen muß man 2 bis 3 m hinabsteigen, um zum Erdboden zu gelangen. Wo sich der Sarg Sandschar's befindet und ob er überhaupt noch existirt oder von Dschengis-Chan's Horden zerstört worden ist, vermag Niemand zu sagen. Vielleicht geben die geplanten Ausgrabungen darüber Auskunft.

Nun zu der persischen Stadt Baïram-Ali, welche von der Eisenbahn durchschnitten wird; dort ist noch eine Anzahl Privathäuser, die wohlhabenden Leuten oder Häuptlingen gehört haben können, gut genug erhalten, um verspäteten Reisenden zum Obdache dienen zu können. Dieselben sind fast alle nach demselben Muster erbaut und haben in der Mitte einen viereckigen, 6 bis 10 m hohen, zweistöckigen Thurm; den unteren Raum betritt man durch eine enge, niedrige Thür, aber in den oberen, die letzte Rettung bei feindlichen Ueberfällen; führt keine Treppe; er muß nur durch eine Leiter zugänglich gewesen sein. Eine etwa $2^1/_2$ m hohe, nur mit einer einzigen Thür versehene Umfassungsmauer umgiebt den Hof, innerhalb dessen die Wohnräume für den Besitzer und seine Familie gelegen haben; außerhalb der Mauer erhebt sich, jener Thür gegenüber, noch ein kleines Gebäude, welches man sich als Wachstube für Soldaten oder Aufenthaltsort von Sklaven zu denken hat. Alle diese Häuser bestehen aus Lehm und enthalten nur sehr wenige gebrannte Ziegel; ersteres Material ist nicht allein billiger, sondern macht die Räume auch kühler. General Annenkow hat während der großen Sommerhitze Temperaturunterschiede von 10 bis 12° C. im Inneren von Häusern aus Lehm und aus Ziegelsteinen beobachtet und diese Erfahrung beim Bau der Bahnhöfe verwerthet.

Das größte Bauwerk in Baïram-Ali ist die Citadelle, deren mit halbrunden, nahe bei einander liegenden Thürmen besetzte Mauern an den Kreml erinnern. Die Umwallung ist von rechteckiger Form und mag an 3 km lang sein;

besonders interessant sind die Ruinen ihrer Thore. Fürst Gagarin beabsichtigte damals, alle merkwürdigen Punkte in diesen Ruinen zu photographiren, und andererseits kann Oberst Alichanow mittels der turkmenischen Ueberlieferungen, die ihm allein zugänglich sind, vielleicht manche dieser Bauwerke erklären.

Es war schon die Nacht hereingebrochen, als Boulangier und seine Gefährten im Trabe nach dem 3 km entfernten Eisenbahnzuge des Generals zurückjagten — oder jagen wollten; denn diese Ruinenstätten sind von tiefen Gräben durchschnitten, welche noch obendrein durch den dichten, sie erfüllenden Pflanzenwuchs bei Dunkelheit schwer zu unterscheiden waren, so daß sie mit großer Verspätung ihr Ziel erreichten.

Die folgende Nacht, vom 7. zum 8. September, war im Gegensatze zum vorhergehenden Tage in Folge eines Nordwindes außerordentlich kalt; solche plötzliche Temperaturwechsel, die vollkommen genügen, um Fieberanfälle hervorzurufen, machen das Klima zu einem schwer zu ertragenden. Nach den beiden Monaten Juli und August mit ihrem tropischen Sommer setzt plötzlich ein Nordwind ein, welcher den Beginn des bis in den November dauernden Herbstes bezeichnet; die Bäume verlieren ihre Blätter und das Aussehen der Oase ändert sich vollständig. Darauf folgt ein Winter mit strengem Froste — das Thermometer sinkt auf 15 bis 20° C. unter Null — und beständigen Nordoststürmen. Der Frühling, welcher die Monate April und Mai umfaßt, ist vielleicht die einzige gute

Das „Haus des jungen Mädchens" in Alt-Merw.

Jahreszeit, weil dann etwas Regen die Hitze mildert und die Atmosphäre ein wenig feuchter macht. Uebrigens sind die Vorkehrungen, welche auf Annenkow's Befehl in hygienischer Hinsicht für die Truppen und die eingeborenen Arbeiter getroffen wurden, von gutem Erfolge gewesen: nur im Sommer 1885, als die Arbeiten mit äußerster Eile betrieben wurden, sind einige Typhusfälle vorgekommen. Die eine Abtheilung des ärztlichen Dienstes sorgt für die Auswahl passender Biwakplätze, prüft und reinigt das Trinkwasser, desinficirt Lager und Waggons ꝛc., während der anderen die Krankenpflege zufällt; letztere verfügt über zwei Hospitäler für die beiden Bataillone russischer Truppen und über acht Ambulancen von 251 Betten für die Eingeborenen. Außerdem hat man in 700 m Meereshöhe im Gebirge an der persischen Grenze ein Sanatorium für den Sommer eingerichtet.

Baïram-Ali liegt 795 Werst vom Anfange der Bahn entfernt, welche sich am 8. September 1886 schon der 815. Werst nähert, wo die kleine Haltestelle Kurban-Kala angelegt werden sollte. Hier hat die Oase bereits ihr Ende erreicht, und man befindet sich in der Sandwüste, welche sich, nur ab und zu von ödem Alluvium unterbrochen, bis zum Amu-Darja erstreckt. Diesen Strom wird die Bahn bei dem 1005 Werst von Uzun-Ada entfernten Tschardschui, einer bucharischen Stadt von 30 000 (?) Einwohnern, überschreiten. Am 8. September 1886 waren also noch nahezu 200 Werst bis zum Oxus zu erbauen. Diese Strecke, die schwierigste der ganzen Linie, wurde bereits am

30. November desselben Jahres vollendet, d. h. 19 Monate nach Erscheinen des Ukas, welcher den Bau anordnete, und 17 Monate nach Legung der ersten Schiene. In wenigen Stunden durchkreuzt man heute eine Wüste, welche man früher, wie es Boulangier that, nur in drei bis vier Tagen durchziehen konnte, belästigt, ja geblendet von dem durch Stürme aufgewirbelten Sande. Glücklicher Weise bietet — oder bot — der Weg sonst keine Schwierigkeiten dar und wäre auf den ersten 100 Kilometern sogar für Wagen fahrbar gewesen.

Damals hatten die turkmenischen Erdarbeiter in der That einen gewaltigen Vorsprung vor dem Lege-Train; denn unter ihren riesigen Lammfellmützen können sie den ganzen Sommer hindurch den Sonnenstrahlen Trotz bieten und die Arbeit fortsetzen. In ihrer Gesellschaft befinden sich zahlreiche Ingenieure und Bahnmeister zum Beaufsichtigen

Grabmal des Sultans Sandschar.

der Leute und um die letzten Verbesserungen an der Linie anzubringen; dieselben wohnen in Lagern, welche 25 bis 30 km von einander entfernt sind, und auf ihre Gastfreundschaft war der Reisende von nun an angewiesen. Sie wurde ihm von diesen weltabgeschiedenen, jeden Komforts beraubten Leuten, von denen einer sogar seine Frau bei sich hatte, in der herzlichsten Weise gewährt. Dabei haben sie sich nicht begnügt, nur die eine Linie auf Tschardschui abzustecken; nein, die turkmenische Wüste war im Jahre 1885 so wenig bekannt, daß man sich jenseits Merw so zu sagen nur tastend vorwärts bewegen konnte. Es wurden dort zwei Linien vermessen, diejenige nach Tschardschui, welche gewählt wurde, weil sie auf dem rechten Ufer des Amu weniger Sandwüste und dafür den bevölkertsten Theil von Buchara durchschneidet, und eine zweite, welche den Strom bei Burdalik an der afghanischen Grenze trifft. Von Askabad bis Samarkand, auf einer Strecke von 913 Werst (977 km), wurden alle Studien, mit welchen der Chefingenieur Danilow betraut

war, in der Zeit vom Mai bis zum December 1885 beendet; die Varianten eingeschlossen umfaßt die gelieferte Arbeit eine Strecke von mehr als 1300 km, eine Leistung ohne Gleichen, wenn man die Schwierigkeiten des Aufenthaltes in einer wasserlosen Wüste bedenkt.

Zwischen Merw und dem Amu-Darja liegen neun Stationen: Baïram-Ali (795 Werst von Uzun-Ada), Kurban-Kala (815 Werst), Keltschi (839 Werst), Ravina (862 Werst), Utschadschi (887 Werst), Peski (912 Werst), Repetek (936 Werst), Eschek-Rabat (959 Werst) und Selim (982 Werst). Alle diese Stationen mit Ausnahme der ersten, welche von einem ziemlich wasserreichen Bache getränkt wird, liegen in der Wüste; kein einziges Dorf, Selim ausgenommen, unterbricht die Einöde; überall fehlt es an Wasser, abgesehen von den mittelmäßigen Brunnen von Kurban-Kala, Repetek und Selim, und nicht einmal Saxaul bedeckt die Sanddünen — kurz eine schaurige Gegend, welche trotzdem einst blühende Dörfer getragen haben soll. (Seitdem haben sorgfältige Untersuchungen das Vorhandensein von unterirdischen Wasseradern, welche wohl vom Amu herrühren, nachgewiesen und zur Entdeckung einiger neuer Brunnen geführt.) Einige Kilometer vor der Station Ravina treten die Dünen auf und erstrecken sich ohne Unterbrechung über eine Strecke von etwa 65 km, welche für den Bahnbau die schwierigste war. Die Dünen sind vielleicht nicht viel höher als diejenigen am Ufer des Kaspischen Meeres, aber dafür sind sie noch nicht durch natürlichen Pflanzenwuchs befestigt. Bei starkem Winde, welcher mehrere Tage hinter einander aus derselben Richtung weht, schieben sie sich um 1 bis 2 m vor. Ihre Befestigung wird also hier viel größere Arbeit verursachen als am Kaspischen Meere, aber es wäre thöricht, gleich an eine drohende Verschüttung der Bahnlinie zu glauben. Denn sollte dieselbe auch einmal trotz der errichteten Schutzzäune streckenweise verweht werden, so werden doch stets einige Stunden genügen, um das Hinderniß zu beseitigen. Für Frankreich übrigens ist das genaue Studium dieser Verhältnisse von um so größerem Interesse, als dasselbe sich im südlichen Algerien und Tunesien und eventuell bei dem Bau des „Transsaharien", von welchem es allerdings jetzt still geworden ist, ähnlichen Schwierigkeiten gegenüber befindet.

Aus den Ruinen von Alt-Merw.

Jenseit dieser Dünen erstreckt sich die Wüste ununterbrochen bis zum Amu-Darja; sie besteht theils aus Alluvium, theils aus sandigen Hochebenen, die aber keine Gefahr darbieten, weil sich ihre Oberfläche nicht bewegt. Bei Tschardschui hat der Amu-Darja eine Breite von über $1^1/_2$ km und fließt zwischen 8 bis 10 m hohen Steilrändern von sandigem Thone hin. Eine Ueberbrückung würde also sehr theuer zu stehen kommen; vielleicht wird man sich mit einer Dampffähre zu helfen suchen. Die weiteren 355 Werst bis Samarkand werden dann viel leichter zu bauen sein, denn nur die erste Strecke von 54 Werst bis Karakul ist eine wasserlose Wüste, und weiterhin wird die Bahn dem Laufe des Zerawschan folgen.

Am 15. September kehrte Boulangier nach Merw zurück, das ihm jetzt fast wie ein irdisches Paradies erschien. Sein Hôtel fand er in der kurzen Zeit seiner Abwesenheit bereits verändert: es hatte sich darin ein Café chantant aufgethan, zusammengesetzt aus einem jämmerlichen Klavier und einer unwiderstehlichen Sängerin. Boulangier will bemerkt haben, daß Russen und Franzosen, wie in manchen anderen Neigungen, so auch in ihrer Vorliebe für diese Art von Lokalen übereinstimmen.

Der Murghab, welcher schon zu Anfang September sehr niedrig war, ist seit den letzten zehn Tagen noch mehr gesunken und zeigt seine trockenen Lehmufer, welche noch vier Monate vorher, im Juni, nicht genügt hatten, das Hochwasser des Flusses zu fassen. Alljährlich, wenn in den afghanischen Bergen der Schnee schmilzt, verheert eine Ueberschwemmung die Oase von Merw; doch ist das erst der Fall seit der Zerstörung der von den alten Sultanen errichteten Dämme. Die Hochfluth von 1886 erreichte eine ungewöhnliche Höhe und forderte die ganze Energie der Russen zu ihrer Bekämpfung heraus. In aller Eile wurden Dämme erbaut, und zwar nach der Art der Eingeborenen, welche darin besteht, daß man riesige Würste aus Flechtwerk mit Erde füllt, dieselben in die Dammbrüche oder an

die natürlichen Depressionen wälzt und sie dort mittels starker, in den Boden getriebener Pfähle befestigt. In dieser Art Arbeiten sind die Tekes wahre Meister [1]). Trotz dieser Vorkehrungen aber verursachte das Hochwasser beträchtlichen Schaden, und deshalb war das Erstaunen in St. Petersburg groß, als dort die Nachricht eintraf, daß am 2./14. Juli der Bahnhof in Merw eingeweiht worden sei. Es war gelungen, die Fluthen zu bändigen und am genannten Tage die Bahn bis Merw vorzuschieben; ein Generalmajor und kaiserlicher Adjutant kam eigens angereist, um sich von dem geschehenen Wunder zu überzeugen. Man hofft, daß seine Berichte dazu beitragen werden, daß die Wiedererrichtung der Dämme und die Anlage von Kanälen zur Verhütung solcher Ueberschwemmungen, kurz die Wiederherstellung der Oase in ihrem alten Umfange möglichst rasch in Angriff genommen werde.

In General Annenkow's eigenem Zuge durfte der Reisende am 16. September die Rückfahrt nach Uzun-Ada antreten. Nach neunstündiger Fahrt traf er am folgenden Tage Morgens in Askabad ein und begab sich zu Wagen — hier halten schon, wie in Europa, bei Ankunft der Züge Miethswagen am Bahnhofe — zu General Komarow. Denn die Stadt liegt ziemlich entfernt, 1500 m, vom Bahnhofe, und der Weg dorthin ist mit einer dicken Lage Staubes bedeckt. Askabad hat vor Merw hinsichtlich seiner Bauten und seines Handelsverkehres einen Vorsprung von mehreren Jahren voraus, den es aber voraussichtlich bald wieder einbüßen wird.

Merw im Winter.

Komarow bewohnt ein sehr schönes Haus, wie es Merw überhaupt noch nicht besitzt; die inneren Räume sind sehr groß, wie es in warmen Gegenden üblich ist, nur müssen sie dort im Winter entsetzlich kalt sein. Der General empfing den Reisenden mit großer Liebenswürdigkeit, erzählte ihm von seiner letzten Reise an der persischen Grenze, im Atrek-Thale, und zeigte ihm seine reiche Sammlung von Photographien und Alterthümern, welche er zum Theil durch Ausgrabungen erworben hatte. Seine Studien und Erfahrungen gedenkt er später in einem Werke über den Kaukasus und Vorderasien niederzulegen und zu veröffentlichen. Die Gattin des Generals war entgegenkommend genug, den Fremden auf den Bazar zu begleiten, wo es namentlich prächtige persische Teppiche zu sehen gab; auch Erzeugnisse aus Merw, Afghanistan und Buchara lagen zum Verkaufe aus. Alles war nicht theuer, aber trotzdem muß man ein Kenner sein, um nicht übervortheilt zu werden.

Der Rest des Tages wurde mit Gastereien ausgefüllt und um 2 Uhr Nachts die Fahrt fortgesetzt. Am 18. September 9 Uhr Morgens traf der Zug in Kizil-Arwat ein, wo Annenkow die Arbeiten an dem neuen Bahnhofe besichtigte, fuhr um Mittag weiter und erreichte um 4 Uhr

[1]) Vergl. übrigens über die Ethnographie der Tekes, die Geographie ihres Landes 2c. die Aufsätze von Dr. O. Heyfelder, ihrer Zeit die ersten über jene Gebiete, in „Globus“, Bd. 40, S. 8, 26, 154 und Bd. 41, S. 58, 154, 283 und 348. Ueber die Murghab-Ueberschwemmung siehe „Globus“, Bd. 51, S. 105.

den Endpunkt Uzun-Ada, das sich inzwischen sehr zu seinem Vortheil verändert hatte. Von dort trat Boulangier am folgenden Tage die Rückfahrt nach Baku an, auf dessen weiter und wohlgeschützter Rhede sein kleiner Dampfer nach zweiundzwanzigstündiger Ueberfahrt zwischen einem Hundert anderer Schiffe Anker warf; von der transkaspischen Bahn und ihrem thatkräftigen Erbauer hatte er aus Asien die günstigsten Eindrücke mit sich hinweggenommen.

Turkmenischer Chan.

Die Kosten dieses erstaunlichen Baues betragen für die Werst (1067 m), Stahlschienen und rollendes Material mit eingeschlossen, nicht mehr als 32 000 Rubel (64 000 Mark), was in Anbetracht der Entfernung und der Schwierigkeit des Lebens in der turkmenischen Wüste als gering bezeichnet werden muß. Es sind verschiedene Ursachen, welche mitgewirkt haben, die Erbauung der Bahn zu verbilligen, namentlich die emsige Aufsicht des Generals, die Verwendung von Officieren und Soldaten sowohl beim Bau, als auch beim Betriebe, die Heranziehung der leicht zufriedenzustellenden einheimischen Arbeiter und die sofortige Inbetriebsetzung der Bahn, sobald nur die Schienen liegen, ohne erst die Vollendung der Bahnhöfe und sonstiger Nebendinge abzuwarten. In Folge der letzteren Maßregel hat sich sehr rasch ein gewisser Handels- und Personenverkehr entwickelt, dessen Erträge die Baukosten verringern. So haben schon Tausende von Mohammedanern, welche alljährlich aus dem westlichen Persien und den schiitischen Provinzen des Kaukasus zum Grabe Imam-Riza's in Meschhed pilgern, sich der transkaspischen Bahn bedient. General Annenkow hat für diese Art Passagiere besondere Wagen herrichten und eigens eine persisch abgefaßte Broschüre drucken lassen, um ihnen die Vortheile der neuen Route, die Ersparniß an Zeit und Geld, aus einander zu setzen. (Daß zwischen Askabad und Meschhed der Bau einer Pferdebahn geplant wird, hat der „Globus“ schon früher, Bd. 51, S. 191, berichtet.) Außerdem haben Handelsagenten, welche gleichzeitig nach Nischni-Nowgorod und nach Buchara und anderen Städten Turkestans gesandt wurden, es durchgesetzt, daß ein Theil der Waaren, welche bisher über Orenburg gingen, nun den Weg über die transkaspische Bahn einschlugen. Schon damals, im September 1886, hatten sich in Tschardschui ganze Ladungen von Wolle, Seide, getrockneten Früchten

Turkmenischer Kaufmann auf dem Bazar von Askabad.

Gesammtansicht von Baku.

und namentlich Baumwolle angesammelt. Besonders der letzte Artikel ist für die russische Manufactur von hervorragender Wichtigkeit; wir haben schon oben S. 143 darauf hingewiesen, wie die transkaspische Bahn im Verein mit der Ausdehnung des bewässerten Bodens und damit des Baumwollenbaues im russischen Turkestan die Unabhängigkeit der russischen Baumwollfabrikation vom amerikanischen Markte zur Folge haben wird.

Sitten und Bräuche der Ilocanen auf Luzon.

(Nach dem Spanischen des Don Isabelo de los Reyes (Los Ilocanos und Folklore ilocano.)

Von Prof. F. Blumentritt.

II. (Schluß.)

Schon in den Zeiten der „Conquista“ besaßen die Ilocanen nicht nur eine eigene Litteratur, sondern auch ein eigenes Alphabet [1]). Das Christenthum und die spanische Amtssprache haben auf die eigenartige Entwickelung der ilocanischen Nationallitteratur keinen günstigen Einfluß ausgeübt. Die poetischen Erzeugnisse der modernen Ilocanen athmen eine glühende Phantasie und gemahnen mit ihrem reichen Bilderschmucke und ihrem gesammten Tone an den sogenannten orientalischen Stil, doch scheint es, als ob die Poetik der Ilocanen einer gesicherten Basis entbehrte, wie denn auch ihre Bilder und Tropen manchmal hinken, wie z. B.: „Glänzende Sonne, berausche mich mit deinem süßen Dufte!“ Gleichwohl erinnern Liebesgedichte und Liebesbriefe mitunter an den römischen Dichter der Liebe, Ovid; freilich Rythmus und regelrechte Reime wird man in den Erzeugnissen der ilocanischen Poesie vergebens suchen. Die Gedichte sind immer in vierzeilige Strophen eingetheilt, die Verse jeder Strophe besitzen nur einen einzigen Reim, also z. B. aaaa, bbbb, cccc 2c. Was als Reim im Ilocanischen gilt, erscheint dem deutschen Ohre oft befremdlich, z. B. bassit und ladiñgit. Ein bestimmtes Metrum kennt der ilocanische Dichter nicht: El oido del compositor es el único rimador y su gusto el metro, sagt Don Isabelo de los Reyes. Das Ilocanische kennt daher keine Sonetten, keine Terzinen, keine Stanzen. Von der spanischen Litteratur finden bei den Ilocanen die Idyllen-Dichter die meiste Sympathie. Sehr verbreitet sind bei ihnen jene Reime und Sprüche, die bei den Spaniern den Namen acertijos führen; diese bestehen in der Regel aus zwei Versen, die sich (nach ilocanischer Manier) reimen, z. B.

Baboy ni Juan
Agogaog no mañgan,

d. h. „Das Schwein des Juan stöhnt, wenn es frißt“, was so viel zu bedeuten hat, daß die Zuckermühlen beim Zerquetschen des Zuckerrohres stöhnen. Don Isabelo de los Reyes führt noch eine Reihe anderer acertijos an, die ich füglich übergehe.

Von der Litteratur der Ilocanen zu deren Volksarzneikunde [2]) überzugehen, ist zwar ein weiter Sprung, wir wollen ihn aber wagen. Vor den graduirten Aerzten haben die Ilocanen eine heilige Scheu, sie betrachten diese als Gehilfen des Todes, sie suchen lieber Rath und Hilfe bei den Kräutersammlern und Geisterbeschwörern und Mediquillos, d. h. den eingeborenen Quacksalbern, welche mit Laudanum, Opium und Arsenik verwegen hantiren. Es giebt verschiedene Kategorien solcher Mediquillos; manche sind eben verbummelte Hörer der medicinischen Facultät der Hochschule von Manila, die Mehrzahl derselben aber „arbeiten“ mit abergläubischem Hokuspokus, den sie gewöhnlich dem Vater und Großvater abgelernt haben. Auch die ziemlich zahlreiche Klasse der Kräutersammler befaßt sich mit Heilkuren, die mitunter (nicht zufällige) Erfolge aufzuweisen haben. Besonderes Aufsehen erregte einmal die Heilung einer von den graduirten Aerzten bereits aufgegebenen Frau eines vornehmen Spaniers. Diese Kräutersammler heilen Magenschmerzen mit der Rinde des Lomboy (Calyptranthes Jambolana, Blanco) in folgender Weise: Die Rinde wird eingeweicht, mit Salz gekocht, dann noch warm in Zeug gehüllt als Umschlag auf die Magengrube gelegt. Hierauf nimmt der Patient chinesischen Thee oder den schon erwähnten Basi-Wein zu sich, dem ein Pulver hinzugefügt wird, das von Isabelo de los Reyes polvos de abutra genannt wird. Fieber und Krämpfe werden mit den kleingestoßenen Wurzeln des Marungay oder Moringay bekämpft, und zwar geschieht dies ebenfalls in Form von Umschlägen, die gewöhnlich an die Fußsohlen oder sonst an andere Körperstellen gelegt werden, ausgenommen Kopf, Hals und Achselhöhlen. Sobald der Umschlag durch die Körperwärme erwärmt ist, legt man ihn auf eine andere Körperstelle des Patienten. Seitenstechen wird mit Bacong (Liliaceae), äußerlich angewandt, vertrieben.

Manche dieser Mediquillos oder Curanderos geben an, daß sie sich bei ihren Kuren der Beihilfe gewisser Geister, der sogenannten Sangsangcabagíes, erfreuten. Leider kann ich über diese Unholde nicht so ausführlich berichten, als es wünschenswerth wäre, denn die Nummer 23 des Folklore ilocano des Herrn Don Isabelo de los Reyes, wo er die Haupteigenschaften des Sangsangcabagí bespricht, ist nicht in meine Hände gelangt und so gut wie gar nicht mehr zu erlangen. So muß ich mich denn mit jenem begnügen, was in Nr. 24 und 25 enthalten ist. Die Gunst der Sangsangcabagíes läßt sich nicht erwerben, sondern sie wird einem von freien Stücken zu Theil; sie erscheinen um Mitternacht bei dem Auserwählten, wecken ihn und lassen ihn in das Barañgay genannte Boot einsteigen. Auf diesem durchfliegt der Günstling eines Sangsangcabagí die Luft in beliebiger

---

[1]) Man vergl. E. Jaquet, Considérations sur les Alphabets des Philippines, Paris 1831 und T. H. Pardo de Tavera, Contribución para el estudio de los antiguos Alfabetos filipinos, Losana (Lausanne), Jaunin Hermanos, 1884.

[2]) Man vergl. T. H. Pardo de Tavera, La Médicine á l'ile de Luçon („Journal de Médecine de Paris“, 4e Année, T. VI, Nr. 22). Eine (abgekürzte) deutsche Uebersetzung veröffentlichte ich unter dem Titel: „Die medicinischen Kenntnisse der Eingeborenen der Insel Luzón“ in dieser Zeitschrift, Bd. XLVII, Nr. 20.

Richtung und so blitzschnell, daß man zwischen Mitternacht und Morgengrauen die ganze Erde umschiffen kann. Auch hier ist es wieder ein Name, der mir besonderes Interesse einflößt und zwar ist es jener der Barañgays. So wurden die Kriegsboote der Eingeborenen in den Zeiten der „Conquista" genannt, so hießen auch die Dörfer der philippinischen Malayen, und man erklärt sich letztere Namenanwendung so, daß man annahm, daß die Mannschaft eines jeden Barañgays beim Landen im Archipel (denn die Malayen sind ja Einwanderer und keine Autochthonen [1]) eine Niederlassung begründete [2]). Noch heute wird eine Unterabtheilung der Gemeinden Barangay genannt und zwar, weil die Spanier die Eingeborenen zwangen, ihre kleinen Barangay-Dörfer zu verlassen und in großen Pueblos sich zusammenzusiedeln [3]). Sollte die Verbindung der Sangsangcabagíes mit dem Namen jener Boote, auf denen die Urahnen der Ilocanen nach Luzon gekommen, wirklich nur eine zufällige sein? Ich glaube nicht; ich bin vielmehr der Meinung, daß diese Sangsangcabagíes mit dem Ahnenkultus oder Anito-Glauben der philippinischen Malayen in einen gewissen Zusammenhang zu bringen sind. Dafür spricht auch der Umstand, daß die Bauern der Provinz Ilócos Norte, bevor sie zum Mittagstische oder sonst zu einer Mahlzeit sich anschicken, ein wenig Morisqueta und Salz ausstreuen, wobei sie laut ausrufen: „Wohlan, gehen wir essen!"; dies thun sie, damit die Unholde nicht die Speise wegnehmen. Derartige Opfer, denn einen anderen Namen kann man der Sache nicht beilegen, finden wir bei dem Ahnenkultus verschiedener Stämme der Philippinen [4]). Es spricht auch für den heidnischen Ursprung des Sangsangcabagí-Glaubens, daß diese Dämonen eine besondere Abneigung gegen alles, was an das Christenthum erinnert, hegen. So verbieten sie ihren Günstlingen, Rosenkränze zu tragen, der Meßandacht beizuwohnen, sich zu bekreuzen u. s. w., da sie sonst, wie sie sagen, dem Curandero sich nicht nähern dürfen. Deshalb pflegen die Bauern, wenn sie zur Nachtzeit fern von ihrer Hütte im Walde [5]), den Bergen [5]) und einsamen Thälern [5]) die Nacht zubringen müssen, sich Kreuze an die Brust, den Seiten und den Füßen anzulegen, damit die bösen Sangsangcabagíes ihnen nichts anhaben können. Auch wenn sie im Freien eine provisorische Unterkunftsstelle zum Uebernachten, z. B. eine Baracke, errichten, wird ein Kreuz an der Thür befestigt oder am Eingange angebracht, alles in der Absicht, den Sangsangcabagíes den Eintritt zu verwehren.

Diese Dämone sind im Austheilen ihrer Gunst nicht wählerisch, im Gegentheil sie erscheinen vielen, von denen aber nicht alle sich den Sangsangcabagíes unterwerfen. Diese Unholde rächen sich dann durch verschiedenen Schabernack; so werfen sie den Schlafenden aus dem Bette auf den Erdboden und schleppen ihn dort herum, oder entführen ihn im Schlafe nach einem anderen Orte. Sie können aber noch empfindlicher strafen, indem sie dem Schlafenden die Leber aus dem Leibe ziehen und in die so entstandene Körperhöhlung Kräuter stopfen. Ich erinnere bei dieser Gelegenheit daran, daß der Dämon Osuang oder Asuang der alten Tagalen ebenfalls Eingeweide dem menschlichen Körper (freilich nur neugeborenen Kindern 2c.) entzog, doch will ich gleich hinzufügen, daß den Sangsangcabagíes die sonstigen Eigenschaften jenes tagalischen Unholdes abgehen. Die Sangsangcabagíes besitzen überhaupt die Eigenschaft, durch die Haut des Menschen die Eingeweide und Weichtheile des Leibesinneren genau zu sehen. Die Sangsangcabagíes übergeben ihren Günstlingen ein Buch, das seinem Besitzer die übernatürliche Kraft verleiht, augenblicklich an jene Stelle im Fluge versetzt zu werden, wohin er gebracht zu werden wünscht; er braucht nur den Ort zu nennen. So wird erzählt, daß ein alter Bauer des Pueblos Sarrat (Ilócos Norte) seine Einkäufe auf dem Markte des eine Legua entfernten Laoag mit Hilfe der Sangsangcabagíes zu machen pflegte; in vier Minuten kehrte er mit der gekauften Waare von Laoag nach Sarrat zurück. Von diesen Geistern empfangen die Curanderos Wurzeln, die augenblicklich und schon durch bloße Annäherung jede noch so schwere Krankheit heilen. Dafür werden diese Dämonen von ihren Schutzbefohlenen mit üppigen Tafeln regalirt: die aufgesetzten Speisen verschwinden von den Tellern, ohne daß man die Esser zu Gesicht bekommt. Die Bauern haben vor den Sangsangcabagíes eine große Furcht, denn ihrem Zürnen schreiben sie es zu, wenn Termiten und Insekten ihre Ernten vernichten. Deshalb fehlt bei ländlichen Festen selten der Curandero, welcher den Sangsangcabagíes den ilocanischen Basí-Wein als Opfer darbringt: im Angesichte der Umstehenden verschwindet durch eine Taschenspielerkunst des Beschwörers der Wein aus den Gefäßen. Zu erwähnen ist, daß diese Geister keinen Geschmack am Salz finden, gesalzte Speisen werden von ihnen verschmäht.

Die Sangsangcabagíes pflegen, wenn sie erscheinen, sich an der Fensterbrüstung oder sonst einer Wandöffnung zu zeigen; leider wird in den mir vorliegenden Folklore-Nummern nicht gesagt, in welcher Gestalt sie sich offenbaren, oder ob sie am Ende nicht unsichtbar sind. Ihre Stimme gleicht dem Rollen des Donners. Zum Schlusse sei mitgetheilt, daß es nicht bloß männliche, sondern auch weibliche Quacksalber giebt, die mit den Sangsangcabagíes in Verkehr stehen; solche Weiber dürfen keine Ohrringe tragen und müssen sich aller frommen Werke enthalten.

---

[1]) Man vergl. die Einleitung zu meinem „Versuch einer Ethnographie der Philippinen" (Ergänzungsheft 67 von Petermann's geographischen Mittheilungen).

[2]) Man vergl. meine Abhandlung „Ueber die Staaten der philippinischen Eingeborenen in den Zeiten der Conquista". Mittheil. der k. k. geogr. Ges. Wien, XXVIII, 1885, S. 49 bis 82.

[3]) Man vergl. meinen Artikel: „Die Gemeindeverfassung der unter spanischer Herrschaft stehenden Eingeborenen der Philippinen." „Globus", Bd. XL, Nr. 4 und 5.

[4]) Man vergl. meine Abhandlung: „Der Ahnenkultus und die religiösen Anschauungen der Malayen des Philippinen-Archipels." Mittheil. der k. k. Wiener geogr. Ges. 1882, Nr. 2 bis 5.

[5]) Es ist bemerkenswerth, daß nach dem Glauben der alten Tagalen die Anitos gerne in solchen Oertlichkeiten ihren Wohnsitz oder Aufenthalt nahmen.

Die Insel Réunion.

Von Dr. C. Keller.

Der ostafrikanische Archipel wird verhältnißmäßig wenig besucht, da er zu weit von den großen Verkehrsstraßen abliegt, und dennoch bietet er landschaftliche Scenerien, welche fast unvergleichlich genannt werden dürfen. In landschaftlicher Hinsicht bietet wohl die kleine Insel Réunion die großartigsten Erscheinungen dieser tropisch-afrikanischen Inselwelt dar und beherbergt ein so originelles Volksleben, daß die nachfolgende Schilderung manchem Leser nicht ganz unerwünscht sein wird.

Von Aden aus wird dieser weit in den Indischen Ocean vorgeschobene Posten je nach der Beschaffenheit des Meeres mit den großen Dampfern der französischen Australienroute in acht bis neun Tagen erreicht. Nur selten genießt man vom Meere aus einen freien Ausblick auf die ganze Insel; man sieht gewöhnlich nur die ziemlich steil abfallenden Gehänge, während die höchsten Regionen fast stets in Nebel gehüllt sind. Nähert man sich der Küste, so wirkt das Grün der verschwenderischen Tropenvegetation auf das Auge, das Tage lang nichts als Himmel und Meer zu genießen hatte, außerordentlich wohlthuend. Die kecken Formen und die furchtbar zerrissenen Bergabhänge verrathen schon aus der Ferne den vulkanischen Ursprung der zwischen dem 20. und 21. Grade südl. Br. liegenden Insel.

Ist das Meer nicht zu bewegt, so erfolgt die Landung gewöhnlich bei der Hauptstadt St. Denis im Norden der Insel. Natürliche Häfen besitzt die Küste nicht, man ankert auf offener Rhede. Diejenige von St. Denis ist die abscheulichste, welche ich kenne; der ruhelose Indische Ocean bewegt auch die gewaltigsten Dampfer fortwährend hin und her, und das Landen wird zur eigentlichen Qual. In Zukunft dürfte diesem Uebelstande jedoch abgeholfen sein, da im Nordwesten ein künstlicher Hafen mit großen Kosten erstellt wurde.

Die Stadt St. Denis ist das Centrum des Lebens der französischen Kolonie Réunion und giebt daher ein ziemlich getreues Bild derselben. Obschon sie eine ansehnliche Ausdehnung besitzt und ziemlich genau 30 000 Einwohner zählt, vermag sie keinen bedeutenden Eindruck zu machen. Ihre Bauart ist zu einförmig, zudem ist sie halb versteckt in einem Meer von Grün. Sie ist so zu sagen verborgen in einem tropischen Garten, dessen Ueppigkeit und Massenhaftigkeit der Pflanzenformen dem Beschauer imponirt, aber nur langsam eine Orientirung zuläßt. Sie erhebt sich auf einer mäßig geneigten und nicht sehr ausgedehnten Ebene, welche im Westen durch das Bett eines größeren Flusses (Rivière de St. Denis) schluchtenartig eingeschnitten ist und dann durch die gewaltigen Basaltmassen des Kap Bernard vollständig gegen die westliche Ebene von St. Paul abgeschlossen erscheint. Im Osten ist die Abgrenzung weniger scharf, die Ebene von St. Denis geht unmerklich in die sanft ansteigenden Gehänge von St. Suzanne über.

Die Ufergrenze wird, so weit das Auge reicht, durch eine schöne geschwungene weiße Linie bezeichnet, es ist die Strandzone, in welcher sich die Wogen auch an den ruhigsten Tagen brechen. Zusammenhängende Riffbildungen fehlen, dagegen kommen einzelne kleinere Bänke von gelbbraunen Milleporen vor. Der Hintergrund ist großartig und wird von stark zerrissenen Lavamassen gebildet, welche im Brulé de St. Denis zu einer Höhe von 1000 m ansteigen. An wolkenfreien Tagen, am ehesten in der Frühe des Morgens, kommt auch die höher gelegene Plaine des Chicots zum Vorschein, welche ihrer außerordentlich reichen Farrenflora wegen berühmt ist.

Die Häuser der Stadt sind meist einstöckig und von leichter Bauart. Da es an Kalk fehlt, um Mörtel zu bereiten, Nutzhölzer dagegen im Ueberfluß vorhanden sind, so findet man vorzugsweise Holzhäuser mit steiler Bedachung. Die besseren Wohnungen sind von geschmackvollen Gartenanlagen umgeben und mit einer geräumigen Veranda versehen, welche durch Bambusmatten abgeschlossen werden kann. Hier verbringt der Kolonist eine große Zeit des Abends im Kreise der Freunde und der Familie.

An der Peripherie der Stadt liegen die schattigen Villen der besser situirten Plantagenbesitzer und gegen die Rivière du Butor hin die ärmlichen Quartiere der Indier und Mulatten. Die Straßen sind schnurgerade und schneiden sich unter rechten Winkeln. Die öffentlichen Gebäude sind wenig bemerkenswerth. Das Palais des Gouverneurs ist nur bescheiden, die Kirchen sind in architektonischer Hinsicht unbedeutend, hübsch nimmt sich dagegen das Stadthaus (Hôtel de Ville) an der breiten Hauptstraße aus.

Eine rühmende Erwähnung verdient dagegen der geschmackvoll angelegte botanische Garten, ein wahres botanisches Paradies, das an Festtagen als Sammelplatz der weißen und farbigen Bevölkerung dient. Seine Aufgabe ist weniger eine rein wissenschaftliche, als vielmehr eine auf die praktischen Zwecke der Kolonie gerichtete. Er ist Acclimatisationsgarten. Damit verbunden ist ein naturhistorisches Museum, welches ein rühmliches Zeugniß für die geistige Rührigkeit in der Kolonie ablegt. Es ist in dem früheren Sitzungsgebäude des Kolonialrathes untergebracht und recht zweckmäßig eingerichtet. Einen besonderen wissenschaftlichen Werth erhält es dadurch, daß in demselben die eigenartige Fauna der Mascareninseln und der großen Insel Madagascar sehr vollständig vertreten ist. Es enthält Stücke von großem Werth, so die Reste des in historischer Zeit ausgestorbenen Dodo, ein tadelloses Ei des ebenfalls ausgestorbenen madagassischen Riesenstraußes (Aepyornis maximus), die in Europa immer noch seltene Pintsala (Cryptoprocta ferox) und eine vollständige Lemurensammlung.

In ethnographischer Hinsicht bietet die Hauptstadt wie die ganze Insel eine höchst bunte Musterkarte dar, und namentlich das Treiben auf dem Bazar oder in den volksreichen Vorstädten ist höchst originell. Die Bevölkerung wird von Kreolen gebildet, worunter man Alles versteht, was von freien Eltern abstammt, in der Kolonie geboren wurde und für Frankreich optirt hat. Es giebt daher neben französischen Kreolen auch indische, afrikanische und madagassische. Der Kreole im engeren Sinne, der französische Kreole, ist nicht ohne Originalität, hat einige recht gute Seiten, daneben aber auch große Schwächen. Er liebt die Geselligkeit, ist sehr gastfrei und im Verkehr sehr gewinnend. In gemüthlicher Hinsicht ist er nicht selten reich angelegt. Dagegen ist sein Horizont eng. Seine

Insel hält er für das vollkommenste Land der Welt, die dortigen Zustände für mustergültig. Auf den Europäer sieht er fast mitleidig herab. Diese Hast im Kampfe ums Dasein, dieser Ehrgeiz und Egoismus, welcher den Europäer in allen Formen quält, dieser Mangel an Gemüth wird von ihm belächelt und verurtheilt und er hat in vielen Punkten nicht ganz Unrecht. Ueber Kunst und Wissenschaft spricht er nicht selten ab, als ob diese nur auf der Insel Réunion zu Hause wären, und wird durch seine alberne Ueberschätzung nicht selten unbescheiden. Seine Bösmäuligkeit artet nicht selten in Klatschsucht aus. Obschon geistig begabt, hat der Kreole von europäischer Abkunft an Energie und Beweglichkeit bedeutend eingebüßt. Er ist etwas matt und schlaff geworden. Dieser Zug spricht sich schon in der Sprache aus.

Es wird zwar überall ein ziemlich reines Französisch gesprochen, das aber viele orientalische und madagassische Elemente aufgenommen hat und daneben für den Europäer unverständliche kreolische Wendungen enthält. Diejenigen Laute, welche physiologisch etwas verwickelt gebaut sind, wie r, werden einfach eliminirt und j und ch überall durch s ersetzt, was sich zuweilen etwas kindisch ausnimmt. So spricht der Kreole sambe anstatt chambre, seu statt jeu, swal statt cheval u. s. w. Einige Wortconstructionen sind geradezu bedenklich, wie Ça-même und Comme-ça-même, womit er seinen lebhaften Beifall ausdrückt, un morceau d'eau für etwas Wasser u. s. f. Ein unregelmäßiges Verbum regelmäßig zu conjugiren, verursacht ihm nicht das mindeste Bedenken.

Ein ausgesprochener Familiensinn ist eine lobenswerthe Seite des Kreolen und das Glück der Familie wird von ihm über Alles geschätzt, findet sich auch unzweifelhaft in mancher bescheidenen Wohnung. Auf den äußeren Schein legt der Kreole großen Werth; seiner Frau und seinen Kindern gestattet er einen weit getriebenen Luxus, auch wenn er zu Hause darben muß. Seine Lebensweise ist im Ganzen höchst einfach, Curry mit Reis erscheint täglich zweimal auf der Tafel, bildet aber auch ziemlich die Hauptnahrung. Als Zuspeise liebt er Gewürze, welche möglichst energisch auf die Geschmacksnerven einwirken, und ohne das aus Pfefferschoten zubereitete Rougail fühlt er sich unglücklich. Hat der Kreole Geld, so giebt er es meist für seinen Haushalt und Vergnügungen aus. An Ersparnisse denkt er nicht. Auf den Kaffee- und Zuckerpflanzungen ist es ihm zu lange gut gegangen, der Handel hat ihm Gewinn gebracht, so daß er sorglos den Gedanken an eine spätere Krisis vergaß. Daher hat in Réunion sowohl wie in Mauritius, wo ganz ähnliche Verhältnisse bestehen, der Verfall der tropischen Agrikultur und Industrie viele Familien schwer betroffen.

Ein hervorstechendes ethnographisches Element in Réunion bildet der Indier, welcher meistens von der Malabarküste stammt. Er ist sehr rührig, verdingt sich für einige Zeit auf die Pflanzungen, ist Bedienter oder Koch, wird häufig französischer Unterthan und nachdem er sich eine kleine Summe erspart hat, betreibt er Handel oder erwirbt sich ein kleineres Grundstück. Die Malabarbevölkerung ist auffallend dunkel, oft völlig schwarz. Der Wuchs ist durchschnittlich klein, der Kopf aber sehr ausdrucksvoll, bei den Frauen oft mit prachtvoller Modellirung. Letztere lieben Schmuck in auffallender Weise. Ohr, Nase, Finger und Zehen sind mit Zierrathen oft überreich bedeckt und an den Armen prangen massive Goldreifen von unverfälschtem Metall. Die vollen und glänzend schwarzen Haare pflegen sie zu einem dicken Chignon aufzudrehen, welcher bald auf der rechten, bald auf der linken Seite des Hinterkopfes sitzt. Der Indier ist fleißig und sparsam, und ein großer Theil des Handels und des kleinen Grundbesitzes, sowie in den größeren Städten der Lebensmittelmarkt beinahe ausschließlich sind in seine Hände übergegangen.

Ein drittes Element bildet der Madagasse, welcher auf den Pflanzungen sich sehr brauchbar erweist und im Ganzen gern gesehen wird. Sein Geschick für Flechtarbeiten verwendet er zur Herstellung der aus Pandanus gearbeiteten Säcke, welche zum Verpacken der für den Export bestimmten Waaren dienen. Ferner sind die Volkselemente von der ostafrikanischen Küste reichlich vertreten. Der französische Kreole findet es nicht für nöthig, feinere ethnographische Unterschiede aufzustellen und nennt sie in Bausch und Bogen „Kaffern“. Es finden sich darunter echte Kaffern, daneben auch Leute von Mozambique, von Zanzibar und von der Somaliküste. Viele dieser Schwarzen sind häßlich wie die Nacht, ihre Frauen oft wahre Vogelscheuchen, aber als tüchtige Arbeiter auf den Pflanzungen werden sie geschätzt.

Endlich hat das chinesische Element in den Vorstädten eine starke Zunahme erfahren. Der Chinese gehört zur Staffage des Straßenlebens. Er trägt einen breitkrämpigen, in den Nacken gedrückten Strohhut, eine braune oder blaue Blouse und weite Hose von derselben Farbe. Diplomatisch schreitet er durch die Straßen, um seine Einkäufe auf dem Markte zu machen. Er ist meist Butiker und verkauft Viktualien und Getränke. Wo der schlaue Chinese in so großer Zahl sich einnistet, da darf man annehmen, daß in der Kolonie nicht alles ist, wie es sein sollte.

Sehr wesentlich greift der Mischling, der Mulatte, in den Gang des Koloniallebens ein. Mit Rücksicht auf seinen physischen Charakter läßt sich kein allgemein verbindliches Bild von demselben entwerfen. Er zeigt alle Nüancen vom Dunkelbraun bis zum blendenden Weiß und variirt je nach der Menge von europäischem Blut; dann finden sich vielfach Beimengungen von madagassischem, indischem und selbst chinesischem Blute, so daß die Abstammung oft nur schwer bestimmbar wird. Vom Standpunkte der Vererbung aus sind diese Mulatten höchst interessant und liefern nebenbei den interessanten Beweis, daß die schlechten Eigenschaften sich viel leichter vererben als die guten. Viele Mulatten sind geistig wenig beweglich, andere wiederum äußerst begabt, aber dann über alle Maßen eitel und ehrgeizig. Die Mulattenmädchen werden durch ihre affenartige Sucht, die Europäerin nachzuahmen, geradezu zur Karrikatur, sind aber in ihren Sitten nicht selten äußerst locker. Die guten Kreolenfamilien vermeiden daher eine Berührung mit dem Mulattenelement; mag es auch wohlhabend oder gar reich geworden sein; so wird ein Kreole, der noch auf gesellschaftlichen Rang irgend etwas hält, niemals eine Mulattin heirathen, eine solche würde in der Familie nicht geduldet werden. Um so demonstrativer tragen die wohlhabenden Mulattenfrauen ihren Goldschmuck zur Schau, um so vornehmer stolziren sie durch die Gassen, um so koketter entfalten sie ihre Tournüre. Politisch gehört der Mulatte zur republikanischen Partei und in maßloser Selbstüberschätzung blickt er blasirt auf den Gang der Dinge in Europa herab, da seiner Meinung nach der einzig vernünftige Politikus sich nur im Mulatten der Insel Réunion vertreten findet.

Das geistige Leben in der Kolonie hat naturgemäß in St. Denis seinen Mittelpunkt. Die Verhältnisse sind besser, als man in einer so weit entfernten Kolonie erwarten sollte. Es giebt öffentliche und private Bildungsanstalten in großer Zahl. Das Lyceum in St. Denis wird von etwa 500 Zöglingen besucht und der Unterricht liegt nicht mehr in den Händen von Geistlichen, sondern es wirken an demselben weltliche Lehrkräfte, welche ihre Bildung in Europa genossen

haben. In der Stadt wie auf dem Lande, selbst in den entfernteren Gegenden ist überall für den Elementarunterricht gesorgt.

Die Litteratur ist nicht arm und, so viel mir bekannt, sind zwei oder drei Kreolen Mitglieder der französischen Akademie. Ich fand vielfach geistig wenig durchgebildete Kolonisten, aber auch Männer, welche sich durch solide Kenntnisse auszeichnen. Ein recht hübsches litterarisches Erzeugniß ist das von A. Roussin immer noch fortgesetzte Album de l'Ile de la Réunion; der kreolische Arzt Dr. August Vinson ist durch seine naturwissenschaftlichen Arbeiten in weiteren Kreisen bekannt geworden, neben ihm haben Andere werthvolle Beiträge zur Kenntniß der Insel geliefert. Ein „Bulletin de la Société des Arts et des Sciences" wird von der kreolischen Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft herausgegeben. Ein im vorigen Jahre gegründetes Unternehmen ist die „Revue Bourbonaise", welche den Kolonisten die Fühlung mit den wichtigsten Erscheinungen der Kunst und Wissenschaft, den Fortschritten der Technik und Agrikultur vermitteln will. Die Tagespresse wird durch mehrere Journale vertreten, unter welchen der täglich erscheinende „Créole" wohl am meisten Einfluß besitzt.

Von St. Denis aus ist es nicht schwer, sich ein Bild der Insel zu verschaffen, da diese Stadt mit den hauptsächlichsten Küstenorten in reger Verbindung steht und seit 1882 ein fest geschlossener Eisenbahngürtel dem Küstensaume parallel läuft; auch nach dem Inneren kann man leicht gelangen, da dasselbe theilweise von Kreolen besiedelt ist. Die Gesammtform der Insel ist eine Ellipse, deren großer Durchmesser 71 Kilometer lang ist und in der Richtung von Süd-Ost nach Nord-West liegt. Der kleinere Durchmesser beträgt 50 Kilometer, die Küstenentwickelung etwas über 200 Kilometer.

In den beiden Brennpunkten der Ellipse liegen gewaltige Erhebungen; im Süden der 2625 m hohe Piton de Fournaise, im nördlichen Theil der Piton des Neiges, dessen kecker Gipfel bis zu 3069 m Höhe ansteigt und im Juli und August zuweilen mit Schnee bedeckt ist. Um den letzteren Berg gruppiren sich ungeheure Kessel, die Reste ausgebrannter Krater; der Piton de Fournaise brennt fort und läßt von Zeit zu Zeit Lavamassen austreten. Im Jahre 1861 und 1864 flossen die Lavaströme sogar bis zum Meere hinab und zerstörten die Gürtelstraße. Die Insel ist vollkommen vulkanischer Natur, sedimentäre Bildungen sind nirgends vorhanden. Die Uferzone ist selten steil abfallend, wie beim Kap Bernard, meist bildet sie einen ebenen Gürtel von wechselnder Breite und einer verschwenderischen Fruchtbarkeit. Derselbe steigt mäßig an, um dann rasch sich in bedeutende Höhen zu erheben. Die Abhänge sind oft schluchtartig eingefurcht, eine Wirkung des erodirenden Wassers. Die Flüsse sind zahlreich, der Boden gut bewässert, die Ufer voll von Geschiebe und mächtigen, gerundeten Basaltblöcken. In der Höhe liegen wiederum ansehnliche Ebenen, welche eine großartige Farrenvegetation aufweisen und mit schwindelnder Steilheit gegen die Krater abfallen.

Die vertikale Erhebung ist so bedeutend, daß verschiedene Vegetationszonen zum Ausdruck gelangen. Die dem Meere zunächst gelegene, meist gut bebaute Ebene kann als Kulturzone bezeichnet werden. Sie reicht an den Gehängen hinauf bis zu 300 m. In dieser Zone finden sich die meisten Ansiedelungen der Menschen, ebenso die ausgedehnten Anpflanzungen von Zuckerrohr, Mais, Kaffee, Tabak, Maniok u. s. w. Viele Nutzpflanzen sind aus Indien oder aus anderen Tropengebieten hierher verpflanzt worden.

An den Wegen starren uns die dolchförmigen Blätter der Agaven entgegen oder Gruppen stacheliger Opuntien. Der Mangobaum (Mangifera indica) mit seinen dunkeln, gerundeten Kronen verleiht diesem Gürtel zum nicht geringen Theil das landschaftliche Gepräge; nicht minder charaktervoll treten die Jackbäume (Artocarpus integrifolia) auf, deren Kronen noch dichter und massiger sind. Der Stamm liefert das hellgelbe und sehr dauerhafte Jackholz, welches für Möbelarbeiten sehr gesucht ist. Die monströsen Früchte von Melonengestalt sitzen bald an den Aesten, bald unten am Stamme. Ihr süßlicher Aasgeruch ist mir stets widerlich vorgekommen. Junge Früchte lassen beim Anschneiden eine dickliche Milch austreten, welche einen ausgezeichneten Vogelleim liefert. Der nahe verwandte schlitzblätterige Brotfruchtbaum (Artocarpus incisa) wird in allen Gärten gepflanzt, ist im Habitus aber völlig verschieden und erinnert an den Melonenbaum (Carica papaya), dessen schmackhafte Früchte kurzgestielt sind und dem Stamme dicht aufsitzen. Die stolzen Kokospalmen ragen überall zwischen den Laubkronen hervor, an Wegen begegnet man den zierlichen Fächerpalmen (Latania borbonica). An den Gehängen und auch in der Nähe der Uferzone sind ausgedehnte Bestände von Kasuarinen vorhanden, welche aus der Ferne an unsere Lärchenbestände erinnern.

Auch der Vacoabaum (Pandanus utilis) mit seiner Schraubenkrone von dolchförmigen Blättern und seinen kopfgroßen, kugeligen Früchten bildet ein schönes landschaftliches Element.

In der Höhe treten die Aloes an den steileren Gehängen auf. Ihr Gelb-Grün macht sie schon aus weiter Entfernung erkennbar. Ihre 6 bis 7 m hohen und mit lockeren Blüthen oder Brutzwiebeln versehenen Blüthenschäfte werden vom Winde stets bewegt. Die Mulatten benutzen diese Stangen zum Aufbau ihrer Hütten. Die faserigen Blätter werden zu Stricken verarbeitet. Bei 600 m beginnen die Farren und Bärlappgewächse allgemeiner aufzutreten. Das in den Tropen so weit verbreitete Lycopodium cernuum bildet ausgedehnte Wiesen, die Mertensien, Polypoden und anderen Gattungen ein fast undurchdringliches Buschwerk. An den Bäumen schmarotzt Asplenium nidus mit meterlangen, unzertheilten Blättern. Es beginnen die ausgedehnten Waldungen mit zahlreichen und werthvollen Nutzhölzern. Eine baumartige Nachtschattengattung mit hellblauen Dolden (Solanum auriculatum) ist außerordentlich häufig. Besonders auffallend wird in der Höhe der von Bory de St. Vincent entdeckte Bergbambus (Nastus borbonicus), welcher zur Aesthetik der tropischen Landschaft außerordentlich viel beiträgt und Gruppen von graciösen Blättermassen bildet, welche an Schönheit mit den Beständen der Palmen wetteifern. An feuchten Orten wuchern die Begonien und werden beinahe mannshoch. Auf Réunion trifft man gerade in der Bergregion eine erstaunliche Fülle von Pflanzenarten, wie sie wohl von wenigen Punkten der Erde übertroffen wird. Es ist ein im Winde unaufhörlich wogendes wahres Meer von Grün, dem aber ein reicher Blumenschmuck fehlt. Dies ist eine Erscheinung, welche uns in den Tropen und besonders auf den oceanischen Inseln auffallen muß. Es hängt dies zum Theil mit der Armuth der Insektenwelt zusammen, da ja diese als Vermittlerin der Kreuzbefruchtung die Blumen erzeugt hat. Hier wehen Jahr aus, Jahr ein die Passatwinde und viele Pflanzen werden daher ausreichend durch die Winde befruchtet, bleiben sogenannte Windblüthler. Bei solchen pflegen aber die Blüthen sehr wenig auffallend zu sein.

Der ganze Zauber einer tropischen Inselnatur wird

aber erst im Inneren entfaltet, und da seit längerer Zeit großartige Kunststraßen angelegt sind und sich nach und nach menschliche Ansiedelungen dort erhoben, so ist ein Vordringen nach dem Inneren nicht mehr mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Die großartigsten Landschaftsbilder entfalten sich in den drei ungeheuren Kesseln, welche sich um den gewaltigen Piton des Neiges gruppiren und nach denen schluchtartige Zugänge von der Küste aus führen. Es sind dies die Kessel von Salazie, von Cilaos und von Mafate. Diese Namen klingen fremdartig, es sind madagassische Bezeichnungen, denn sie dienten einst als unzugängliche Schlupfwinkel der entlaufenen Schwarzen der Insel Madagascar, der sogenannten nègres marrons. An Großartigkeit dürfte der Kessel von Cilaos obenan stehen; was Lieblichkeit der landschaftlichen Scenerien anbetrifft, darf das Bergland von Salazie wohl als unvergleichlich bezeichnet werden, und wenn der Kreole von demselben nur mit Entzücken spricht und Salazie als die kreolische Schweiz bezeichnet, so hat er meiner Ansicht nach ein vollkommen zutreffendes und nicht übertriebenes Bild gewählt. Die gewaltigen Gebirgswände, die keck aufsteigenden Berge, die ungeheuer hohen Wasserfälle, welche gleich Silberfäden durch Waldungen von Farren und Palmen herunterstürzen, die lieblichen Kraterseen lassen sich in der That mit der Hochgebirgslandschaft des Engadin oder von Südtyrol vergleichen. Bei solchen natürlichen Reizen wird es begreiflich, daß sich in diesen Bergen ähnlich wie in unseren Alpen eine Fremdenindustrie entwickelte, da namentlich während der heißen Monate Januar und Februar die kühle Luft erfrischt. Diese Industrie könnte noch gesteigert werden, da die jetzigen Einrichtungen etwas primitiver Natur sind.

Aber Salazie und Cilaos sind nicht allein als Luftkurorte geeignet, sondern sie besitzen natronhaltige Thermen, deren Heilkräfte von großem Rufe sind. Die Regierung hat daher Militärhospitäler für kranke Officiere und Soldaten eingerichtet. Fieberkranke finden baldige Heilung in diesen reichlich fließenden Thermen.

Am besten bebaut und am meisten bewohnt ist der Kessel von Salazie, welcher von St. André aus leicht zugänglich ist und gegenwärtig mehrere Dörfer mit ungefähr 5000 Bewohnern beherbergt. Die Bevölkerung treibt vorwiegend Gemüsebau, Getreide und Kaffeekultur und etwas Viehzucht. Eine eigenartige Strohindustrie hat der Gegend eine gewisse Berühmtheit verschafft, indem die kreolischen Frauen aus den Stengeln des Chouchou (Sechium edule) ein blendend weißes Stroh gewinnen und dasselbe zu sehr geschmackvollen Phantasieartikeln verarbeiten.

Wenn die Pflanzenwelt von Réunion ein Bild echt tropischer Ueppigkeit gewährt, so ist die Thierwelt der Insel außerordentlich arm. Einheimische Säugethiere waren vielleicht, mit Ausnahme der Fledermäuse, gar nicht vorhanden. Die Vogelfauna war einst reich und originell, wie uns die älteren Berichte verschiedener holländischer und französischer Reisenden mittheilen; Réunion besaß einzelne große Formen, welche zum Theil geistig reducirt waren und ihr Flugvermögen eingebüßt hatten. Aber die Dronten, die blauen Wasserhühner, der Riesenvogel von Bourbon (Gallinula Gigantea) mußten dem Andringen des Menschen weichen und sind in historischer Zeit untergegangen. Von den Küsten sind die zahlreichen Lamantine längst verschwunden und einzelne Arten, welche sich noch bis in die Gegenwart hinein erhalten haben, gehen dem langsamen Aussterben entgegen. Dafür sind aus anderen Regionen der Erde Thiere hier eingeführt worden und haben sich vollständig acclimatisirt. Die Indier haben von den Malabarküsten Hasen (Lepus nigricollis) eingeführt, welche sich ziemlich stark vermehrt haben. Unser Sperling, im Jahre 1848 durch Zufall in die Stadt St. Denis importirt, hat sich massenhaft über die ganze Insel verbreitet und ist ebenso dreist wie in Europa, neigt aber auffallend stark zum Albinismus hin. Die Philippenstaare (Acridotheres tristis) sind von Poivre im Jahre 1755 eingeführt worden, um die Heuschreckenschwärme zu vernichten, und bilden heute die Lieblinge der Bourbonesen. Von niederen Thieren werden die gewaltigen Spinnen (Epeira nigra und Epeira opuntiae) ganz besonders auffällig, da sie in allen Gärten ihre aus gelben Fäden bestehenden umfangreichen Netze anlegen. Der Viehstand der Insel ist unbedeutend, daher wird der Mangel an Fleischkost für den Europäer im Anfang etwas empfindlich. Das Zeburind ist nur vereinzelt anzutreffen. Es wird der Bedarf an lebendem Fleisch von Madagascar bezogen, welches einen außerordentlich reichen Viehstand besitzt.

Die Kolonie Réunion besteht seit mehr als $2^1/_2$ Jahrhunderten, ihre Geschicke wechselten und sie hatte auch ihre Kinderkrankheiten durchzumachen. St. Paul an der Westküste ist die älteste Niederlassung, aber schon 1667 erstand das Quartier von St. Suzanne und 1669 dasjenige von St. Denis. Rührige Gouverneure, wie Mahé de la Bourbonnais und Andere, verstanden die Kolonie einem erfreulichen Aufblühen entgegenzuführen, und heute ist die Bevölkerung auf etwa 170000 Seelen angewachsen.

Das Land eignet sich für alle tropischen Kulturen und die wichtigsten Ausfuhrartikel sind Kaffee, Vanille, Zucker und Rum. Letzterer geht fast ausschließlich nach der Ostküste von Madagascar, wo er unter den Eingeborenen starke Verwüstungen angerichtet hat. In den vierziger und fünfziger Jahren gewann der Kreole reichlichen Ertrag aus seinen Kaffee- und Zuckerpflanzungen, das Geld floß in Fülle nach der kleinen, aber blühenden Kolonie. Der sorglose Bourbonese glaubte, dies werde immer so bleiben und vergaß häufig genug, sich durch Ersparnisse auf eine eintretende Krisis vorzubereiten. Allein heute ist die Lage der Insel eine höchst gedrückte, es geht ihr wie so vielen Kolonien mit Zuckerplantagenbetrieb — die Runkelrübe der norddeutschen Ebene hat diesem fernen Eilande beinahe den Todesstoß versetzt. Der Kolonialzucker vermag die Konkurrenz des deutschen Rübenzuckers nicht mehr auszuhalten, die Pflanzungen haben sich vermindert und sind verschuldet. Dazu kommen noch andere Schwierigkeiten. Die Engländer, welche in kolonialen Fragen ihren Nachbaren immer in neidischer Weise Verlegenheiten zu schaffen wissen, haben im Interesse von Mauritius die Einwanderung der indischen Arbeiter erschwert; dann hat die Bohrraupe, welche die Zuckerrohrstengel ruinirt, namentlich in der Gegend von St. Suzanne vielen Schaden gestiftet. Immerhin werden per Jahr etwa 25 Millionen Kilogramm Zucker und 1000 Hektoliter Rum exportirt. Die Kaffeestaude liefert ein vortreffliches Produkt, aber der Kaffeepilz (Hemileja vastatrix) hat in neuerer Zeit viele Zerstörungen angerichtet. Am einträglichsten gestaltet sich immer noch die Vanillekultur, wenn sie auch viele Sorgfalt erfordert. Die Lage der Kolonie ist jedoch derart, daß sie nach neuen Kulturen greifen muß und eine Zunahme der Bevölkerung nicht verträgt.

Die Kreditverhältnisse der Kreolen lassen sehr zu wünschen übrig und der Mangel an gemünztem Gelde ist jedenfalls keine gesunde Erscheinung. Die Kolonie ist mit Papiergeld überschwemmt und man giebt Banknoten bis zu 50 Centimes herab aus, als Zahlungsmittel nimmt man sie aber schon in Mauritius nicht mehr an. Um den größten Uebelständen etwas abzuhelfen, hat das Mutter-

land namhafte Opfer gebracht, in neuester Zeit eine Eisenbahn gebaut, um die größeren Ortschaften zu verbinden und einen großartigen Hafen herstellen lassen, um den Schiffsverkehr zu heben. Aber das sind nur Palliativmittel. Entweder lassen sich neue und lohnende Kulturen auffinden oder die Bevölkerung muß theilweise nach dem benachbarten Madagascar abströmen, wo größere Kolonialunternehmungen nur noch eine Frage der Zeit sind.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Wir machen heute auf einige Führer für deutsche Badeorte aufmerksam, denen vielleicht manche Leser ihre Beachtung schenken, nämlich erstens auf die vierte Auflage des Fils'schen „Bad Ilmenau und seine Umgegend" (Hildburghausen, Kesselring'sche Hofbuchhandlung), welche sich, abgesehen von ihrem praktischen Theile, durch eine interessante Einleitung über alle möglichen Verhältnisse Ilmenaus auszeichnet, über die Geschichte des Ortes, namentlich auch den früher dort betriebenen Bergbau, sein Klima, das vorzüglich reine Wasser, die trefflichen Gesundheitsverhältnisse, das gänzliche Fehlen endemischer Krankheiten, die Waldwirthschaft, die überraschend mannigfaltige Industrie, die emsig betriebene Fischzucht rc. Hier und in den statistischen und anderen Tabellen findet auch der Geograph vieles Brauchbare. — Mehr praktischer Natur ist „Bad Cudowa" (Nr. 121 bis 122 der „Europäischen Wanderbilder"); an ihm seien die schönen Illustrationen, die Darstellung der Eigenschaften und Wirkungen des Cudower Brunnens und die Zusammenstellung der Litteratur hervorgehoben.

— Dr. Alexander Ecker, der berühmte Anthropologe und Professor der Anatomie in Freiburg i. Br., geboren 10. Juli 1816 ebenda, starb daselbst am 20. Mai 1887. Er docirte in Freiburg, Heidelberg, Basel und seit 1850 wiederum in Freiburg. Seit 1866 hat er in Gemeinschaft mit L. Lindenschmit und später mit diesem und J. Ranke das „Archiv für Anthropologie" herausgegeben. Für den „Globus" schrieb der Verstorbene im Jahre 1878 „Ueber abnorme Behaarung des Menschen, insbesondere über die sogenannten Haarmenschen" (Bd. 33, S. 177 und 221) und „Das europäische Wildpferd und dessen Beziehungen zum domesticirten Pferd" (Bd. 34, S. 8, 23 und 39).

— Am 31. Mai 1887 hat in München der berühmte Reisende und Naturforscher Moritz Wagner seinen schweren Leiden durch Erschießen ein Ende bereitet. Geboren 3. Oktober 1813 zu Baireuth, wurde er Kaufmann, studirte dann aber in Erlangen, später in Paris Zoologie, bereiste 1836 bis 1838 Algerien, seit 1844 Vorderasien (Kaukasus, Armenien, Persien, Kurdistan), dann Nordamerika, 1857 bis 1859 Centralamerika. Ueber diese ausgedehnten Wanderungen hat er eine Reihe von 14 Bänden veröffentlicht (namentlich „Reisen in der Regentschaft Algier" 1840; „Der Kaukasus und das Land der Kosaken" 1848; „Reise nach dem Ararat und dem Hochland Armenien" 1848; „Reise nach Kolchis und den deutschen Kolonien jenseits des Kaukasus" 1850; Reise nach Persien und dem Lande der Kurden" 1852 bis 1853; „Reisen in Nordamerika" 1854; „Die Republik Costarica" 1856 und „Naturwissenschaftliche Reisen im tropischen Amerika" 1870). Seit 1860 Honorarprofessor in München und Direktor des ethnographischen Museums pflegte er vorzüglich die Biologie und den Darwinismus, den er zu modificiren suchte. Nach ihm ist es nicht die Auslese im „Kampfe ums Dasein", durch welche die Artbildung wesentlich gefördert wird, sondern er meint, daß als Wesentlichstes dabei der Umstand mitwirkt, daß einzelne Individuen lange Zeit hindurch von ihren Artgenossen getrennt in anderen Gegenden leben.

— Dr. C. Abbo giebt [Revue d'Anthropologie (3) II, p. 257] die Resultate der in Norwegen südlich von Throndhjem vorgenommenen Schädelmessungen. Gemessen wurden 5000 bis 6000 Personen. Scharfe Grenzen der verschiedenen Gruppen finden sich nur, wo ausgedehnte Wälder und schwierige Paßübergänge die Distrikte trennen; die Hochebenen haben sich fast nirgends als Hinderniß der Vermischung erwiesen. Die Dolichocephalen sind meistens auch blond und hochgewachsen; sie zeigen sich auch geistig hervorragend und sind in politischer Hinsicht aristokratisch und konservativ; sie berühren auffallender Weise die Küste nur an einer einzigen kurzen Stelle bei Krageroe am Skiensfjord. Ihr Gebiet bildet zerstreute Inseln, die von Mesocephalen umgeben werden. Nur im Süden und Westen mischen sich auch Brachycephalen zu; außer im Küstengebiete von Kristiansund bis Haugesund finden wir sie noch einmal nördlich vom Sogne-Fjord bis zum Nord-Fjord und in einer isolirten Insel am Innenende des Sogne-Fjord; von hier aus haben sie sich nördlich der Küste entlang bis nach Throndhjem verbreitet. Auch die Brachycephalen sind der größeren Anzahl nach blond, doch dunkler als die Dolichocephalen und Mesocephalen. Die Hauptmasse des norwegischen Volkes wird von den letzteren gebildet.

Asien.

— Der bekannte finische Archäolog Aspelin veröffentlicht im „Insi-Suometer" einen Aufsatz über die vorgeschichtlichen Inschriften im Gebiet von Minussinsk. Auf Grund eingehender Studien kommt er zu sehr interessanten Ergebnissen. Er glaubt behaupten zu können, daß jene Inschriften der finisch-ugrischen Sprache oder einem Vorläufer derselben angehören und in die Zeit von 2000 vor Chr. zu setzen sind. Aspelin fordert die finisch-archäologische Gesellschaft auf, rasch eine besondere Expedition nach Minussinsk zu senden, um jene Inschriften zu studiren, zu kopiren und herauszugeben. (Oestl. Rundsch. 1887, Nr. 1314.)

— Der Zeitung „Sibir" wird aus der Stanitza Kaidalowa telegraphisch gemeldet: An der kleinen Tura an der Mündung der Solongowa, nicht weit von Turino-Poworotnaja sind reichliche Goldlager entdeckt worden. Die Bewohner der benachbarten Dörfer lassen ihre häuslichen Arbeiten im Stich, und eilen in das neue Kalifornien; eine Anzahl Spekulanten, welche die Goldfelder ausbeuten wollen, ist gleichfalls hingegangen. Das Goldfieber hat Alle ergriffen. Es müssen in Bälde Mittel dagegen ergriffen werden, um ähnliche Vorgänge wie an der Sheltuga zu verhindern.

— Die „Sibirische Zeitung" hört, daß zur Fortsetzung der Arbeiten am Ob-Jenissei-Kanal im laufenden Jahre 1887 250 000 Rubel (500 000 Mark) angewiesen worden sind. In Folge dessen hat man am 28. März begonnen, in Tomsk Arbeiter zu miethen; 150 sind nach der Baustelle befördert worden, woselbst bereits 200 beschäftigt sind.

— Der Generalgouverneur von Ost-Sibirien, Graf Ignatjew, rüstet eine Expedition aus, um einige Gegenden der Mongolei, welche an Sibirien grenzen, untersuchen zu lassen. Es sollen topographische Aufnahmen stattfinden im Bereiche des Sajan-Gebirges, der Seen Kosso-

gol und am Oberlaufe des Jenissei. Die Expedition, welche Anfang Mai Irkutsk verlassen und fünf Monate unterwegs sein soll, besteht aus dem Generalstabsobersten Boby, einem Astronomen und einigen Topographen; ferner soll ein junger Geolog Makerow daran Theil nehmen, dessen Aufgabe es sein wird, die Gletscher des Sajan-Gebirges bei Munku-Sardyk zu erforschen und die Lagerstätten von Graphit und Nephrit zu untersuchen.

(Oestliche Rundschau 1887, Nr. 17.)

Afrika.

— Dr. Hamy führt augenblicklich in Gesellschaft von Errington de la Croix eine wissenschaftliche Reise im südlichen Tunesien aus, während welcher er die Uled-Zenati, die Beni-Zelten und andere Gebirgsstämme von mehr oder weniger reiner Berberrasse besucht hat. Aber keiner dieser Stämme kommt an Interesse den Matmatas gleich, Troglodyten, welche in einer Anzahl von mehreren Tausenden Räume bewohnen, die sie im Thon aushöhlen, und dort ein wunderbar alterthümliches Leben führen. Die Reisenden haben über sie reichliche Notizen gesammelt, Photographien und Pläne aufgenommen &c. und verheißen der wissenschaftlichen Welt etwas ganz Neues und höchst Merkwürdiges in ihrer zu veröffentlichenden Arbeit.

— Dr. Collignon giebt [„Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris“ (3) IX, p. 620] die vorläufigen Resultate von etwa 1300 anthropologischen Messungen in Tunesien. Unter den Arabern unterscheidet er neben dem echten Typus einen gröberen, welchen er mit den auf den assyrischen Monumenten dargestellten Stämmen in Beziehung bringt, und einen mongoloiden mit straffem Haar, dreieckigen Augen und platter Nase. Die Berber zeigen außer den hier und da einzeln auftretenden Blonden vier gut verschiedene Typen, drei dolichocephale, darunter ein kleinerer mit kurzem, breitem Gesicht, der ganz mit den neolithischen Schädeln von Sordes und l'Homme-Mort stimmt und hauptsächlich im Gebiete der megalithischen Monumente vorkommt, und einen brachycephalen, dem besonders die Dscherâbis auf der Insel Dscherba angehören, der aber auch im Norden um Biserta u. s. w. vertreten ist. Die Rassen sind natürlich vielfach gemischt; wo sich Berber und Araber mischen, überwiegt fast immer das berberische Element. Letzteres bestätigen auch viele andere französische Forscher, und besonders Topinard nimmt an, daß selbst für rein arabisch geltende Beduinenstämme, wie die Uled Sidi Scheikh, kaum über 10 Proc. Männer mit arabischem Typus aufweisen.

— In London hat sich ein Verein gebildet zu dem Zwecke, die Verbindung mit Chartum wieder zu eröffnen. Gleichzeitig beabsichtigen zwei englische Afrikareisende, Montagu Kerr und John F. Keane, die gefahrvolle Reise nach Chartum, jeder besonders für sich, auf eigene Kosten zu unternehmen.

— Am 15. Mai ist die Handelsexpedition der Deutsch-Westafrikanischen Compagnie unter Führung des Freiherrn von Steinäcker von Walfischbai nach dem Kaoko-Felde aufgebrochen; ihr Zweck ist, im Owambo-Lande eine feste Handelsstation zu errichten und das Gebiet zwischen Cunene und Zambesi zu erforschen. Anfang Oktober wird eine Abtheilung mit drei Ochsenwagen nach Walfischbai zurückkehren, während die andere im Owambo-Lande zurückbleibt. Im Juli wird sodann eine zweite Expedition von Hamburg abgehen, um an dem in den Ngami-See mündenden Okawango (Cubango) eine zweite Station zu errichten.

— Im Jahre 1884 begab sich Dr. J. Chavanne im Auftrage der „Association Internationale du Congo“ zum Zwecke topographischer Aufnahmen nach dem unteren Congo. Viel Freude und Erfolg haben ihm diese, mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpften Arbeiten nicht eingebracht; denn er fand von Brüssel aus, wo man wissenschaftlichen Arbeiten keineswegs günstig gesinnt war, nur sehr geringe oder gar keine Unterstützung, so daß er nach einem Jahre in den Dienst eines Antwerpener Hauses trat, um Plantagen anzulegen und das Land nach Mineralien zu durchsuchen. Als Frucht dieses Aufenthalts in Westafrika veröffentlichte er kürzlich „Reisen und Forschungen im alten und neuen Congostaate in den Jahren 1884 und 1885“ (Jena, H. Costenoble, 1887), einen starken, mit 25 Bildern und zwei Karten geschmückten Band, welcher bei aller Breite der Behandlung von persönlichen Erlebnissen doch auch darin stets den wissenschaftlichen Ernst und die wissenschaftliche Grundlage erkennen läßt. Die drei letzten Kapitel des Buches sind dagegen ausschließlich wissenschaftlich; sie behandeln die „Geophysik des Landes am unteren Congo“, die „Eingeborenen“ und die „Handelsverhältnisse im Congo-Staate“ und sind ein sehr werthvoller erster Beitrag zu der gründlichen Durchforschung des Landes, welche Chavanne mit Recht als das erste Erforderniß zur geplanten Civilisirung betrachtet. Seine Darstellung erweckt volles Vertrauen; man glaubt es ihm, auch wenn keine anderen Stimmen sich erhoben hätten, wenn er (S. 502) das Land am unteren Congo ein ausgesprochenes Lateritgebiet nennt, wenn er S. 420 bestreitet, daß der Congo-Staat ein zweites Indien sei, den angeblichen Elfenbeinreichthum für Fabel erklärt. Bis jetzt ist nur etwa ein Zehntel des Staats dem Handel der Westküste erschlossen, die übrigen neun Zehntel gravitiren einstweilen anderswo hin, und die Grundlage des Handels ist nicht Elfenbein oder Metalle, sondern lediglich die Oelpalme (S. 431). Ja, Chavanne glaubt (S. 446), daß der Handel an der Westküste seinen Höhepunkt bereits erreicht, wenn nicht schon überschritten hat, und betrachtet das Vorschieben von Faktoreien nach dem Inneren, wie es jetzt stattfindet, als ein Zeichen dafür. Kommt die Eisenbahn nach dem Stanley-Pool zu Stande, so wird sie das wichtigste Agens in der commerciellen Erschließung Inner-Afrikas werden. Wir empfehlen namentlich dieses 11. Kapitel, das auf reichem Quellenmaterial beruht und mit großem Verständnisse geschrieben ist, Jedem, der sich für die afrikanischen Probleme interessirt, recht nachdrücklich. — Es fehlt auch dem Buche an aufregenden und anziehenden Schilderungen aus dem Menschen- und Thierleben nicht; wir nennen z. B. die Flußpferd- und Krokodilsjagden (S. 148 und 169); die aus Brasilien eingeschleppte Pest der Sandflöhe (S. 190); die praktische Einrichtung der rasch auf- und abzuschlagenden Negerhütten (S. 118), die Mißgriffe, ja Brutalitäten, welche sich der als Entdecker von Chavanne hoch anerkannte Stanley hat zu Schulden kommen lassen (S. 107, 238, 242); den flotten und einträglichen Sklavenhandel, welchen die portugiesische Regierung trotz alles Ableugnens betreibt (S. 68); die unnützen Grausamkeiten, welche auf den Stationen gegen die Arbeiter und die Eingeborenen verübt worden sind (S. 141 und 245), deren Schuld jedoch die Leitung in Brüssel nicht trifft. Beachtenswerth ist namentlich, was S. 123 und 135 über die Verträge der Association mit den Eingeborenen gesagt wird. Als die Häuptlinge der Umgebung von M'boma über die wahre Bedeutung der Verträge, durch welche sie in ihrem eigenen Namen, sowie in demjenigen ihrer Thronerben und Nachkommen ihre Hoheitsrechte an die Association abgetreten hatten, aufgeklärt wurden, protestirten sie heftig dagegen und erklärten einstimmig, daß sie von dem Dolmetscher der Association getäuscht worden seien, daß sie nie in solche Abtretung gewilligt hätten und willigen könnten, da eine solche durch ihre Landesgesetze verboten sei; die empfangenen Tauschwaaren hatte man ihnen als Geschenke übergeben, um sie zur Aufstellung neuer Gesetze zu bewegen, und deren Annahme war durch die Drohung erzwungen worden, anderenfalls ihre Dörfer zerstören zu lassen! So werden Kolonien gegründet. — Das Buch ist vortrefflich ausgestattet, so daß es zu bedauern ist, daß bei der letzten Revision so manche

schlechte Wendungen, falsche Interpunktionen und Druckfehler stehen geblieben sind.

Australien.

— Den Messrs. Chaffey Brothers aus Toronto in Canada, welche in der Berieselung wüster Gegenden glänzende Erfolge erzielt haben, ist von der Regierung der Kolonie Südaustralien ein Areal von 250 000 Acres oder 18½ deutschen Quadratmeilen als freies Eigenthum überwiesen worden. Dasselbe besteht aus einer an den Murray-Fluß stoßenden und mit Mulga Scrub (Acacia aneura) bestandenen sterilen Wüste, in welcher sich nur Kaninchen und wilde Hunde aufhalten. Messrs. Chaffey verpflichten sich, das Areal vom Gestrüpp zu säubern, zu planiren und durch Berieselung in fruchtbares Land umzuwandeln und müssen darauf im Verlaufe von 20 Jahren mindestens 300 000 Pfd. St. verwenden. Sie werden, um ihre Auslagen zu decken und weiteren Nutzen zu ziehen, das kulturfähig gemachte Land in kleinen, 32 bis 64 ha im Umfange haltenden Grundstücken verkaufen. Die Arbeiten sollen ohne Verzug in Angriff genommen werden. Ein ähnlicher Vertrag wurde am 2. März 1887 auch von Seiten der Regierung der Kolonie Victoria mit den Messrs. Chaffey abgeschlossen. Das von ihnen durch Berieselung kulturfähig zu machende Land zieht sich elf Miles oder 18 km östlich von der Mündung des Darling in den Murray (in 34° 5′ südl. Br. und 141° 56′ östl. v. Gr.) an letzterem Flusse hin und besteht aus dem werthlosesten Scrub- und Sandhügelland, bekannt unter dem Namen „Mildura-Run".

Inseln des Stillen Oceans.

— Frankreich hat kürzlich die aus 12 kleinen Inseln bestehende Gruppe Uea, welche unter 13° 24′ südl. Br. nördlich des Tonga-Archipels liegt, unter seinen Schutz gestellt, nachdem es schon 1842 mit derselben einen Handelsvertrag abgeschlossen hatte. Die Inseln wurden 1767 von Wallis entdeckt, dessen Namen sie auch mitunter tragen, sind meist hoch, bergig und vulkanischen Ursprungs, deshalb auch sehr fruchtbar und werden von etwa 3500 katholischen Polynesiern, die in Sitten und Sprache den Tonganern sehr nahe stehen, bewohnt. Früher zum Staate Tonga gehörig, stehen sie jetzt unter einem eigenen Könige; sie produciren hauptsächlich Kokosöl.

— Ein Drittel der Schiffahrt von San Francisco dient nach Dr. Arning (Verh. der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, 1887, S. 195) dem Handelsverkehr mit Hawaii, von wo jährlich über 40 Millionen Mark Werth hawaiischer Produkte, darunter allein 150 000 Tons Zucker nach San Francisco gelangen, und von wo andererseits jährlich für 16 Millionen Mark amerikanischer Produkte nach jenem Inselreiche verschifft werden. Man hört in San Francisco Hawaii oft erwähnen, meistens einfach als die „Inseln", wie umgekehrt auf Hawaii von San Francisco als „der Küste" gesprochen wird. Viele wohlhabende Familien San Franciscos haben den Inseln Besuche abgestattet, und manche verwandtschaftliche Beziehungen sind zwischen den Bewohnern Californiens und Hawaiis geknüpft worden.

Nordamerika.

Der Muir-Gletscher in Alaska, welcher in die Glacier Bay unter 58° 50′ nördl. Br. mündet, rückt nach den Messungen von Wright im August durchschnittlich um 40 Fuß täglich vor und bringt mit einer Fronthöhe von 250 Fuß und in einer Breite von einer Mile 516 Fuß tief ins Meer ein. Die täglich abbrechenden Eismassen betragen ungefähr 140 Millionen Kubikfuß. Das Amphitheater, in dem er seine Eismassen aus neun selbständigen Gletschern sammelt, schwankt in seinem Durchmesser zwischen 30 und 40 Miles. Von den Gletschern, welche den Mount Elias umgeben, schätzt Seton Karr die Oberfläche des Agassiz- und des Guyot-Gletschers auf mindestens 1800 Quadratmiles; der an der Südwestseite des Berges gelegene Tyndall-Gletscher ist noch größer. Der Jones River scheint nur diesen Gletschern seinen Ursprung zu verdanken, wenigstens konnte Karr, der circa 1000′ höher gelangte als Schwatka, keine Senkung in der Gebirgskette erkennen, aus welcher er hätte kommen können. Karr's Positionsbestimmungen ergaben übrigens, daß der Eliasberg nicht auf 141° liegt, sondern westlich davon, also ganz auf kanadischem Gebiet. Die Vereinigten Staaten haben somit ihren Anspruch auf die Ehre, den höchsten Berg nördlich von Mexiko zu besitzen, aufzugeben.

— Gegen die Echtheit des Menschenschädels, welcher im vorigen Jahre bei Worcester in Massachusetts mit Mammuthknochen zusammen gefunden wurde, haben sich schwere Bedenken erhoben, welche nach an Ort und Stelle angestellten Nachforschungen wahrscheinlich begründet sind. Die Fälschung ist übrigens mit großem Geschick ins Werk gesetzt gewesen.

— Lieutenant Danenhower von der Marine der Vereinigten Staaten, einer der Theilnehmer an der berühmten Polarexpedition der „Jeanette", hat am 20. April in einem Anfalle von Geistesstörung in der „Naval Academy" zu Annapolis Selbstmord begangen.

— Dr. Hamy glaubt nach einer dem „Anthropological Institute of Great Britain" gemachten Mittheilung einen neuen Beweis für die Herkunft der centralamerikanischen Kultur aus Ostasien gefunden zu haben. Er hält nämlich einen skulpirten Stein, eine Halbkugel, umgeben von einem geperlten Reifen mit einer runden Vertiefung auf der Höhe, von welcher zwei einander entgegengesetzte Bogenlinien zum Rande laufen, für eine Nachbildung des als Tai-Ki bekannten heiligen Zeichens der Chinesen, des Symbols des Anfangs aller Dinge. Nach Hamy ist dieses Zeichen erst unter der Dynastie Song oder Sung im zwölften Jahrhundert in China allgemeiner eingeführt worden; wenn das Monument in Copan wirklich ein Tai-Ki ist, was anwesende Kenner der chinesischen und amerikanischen Alterthümer freilich entschieden bestritten, könnte die Verbindung zwischen China und der Westküste von Centralamerika nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert stattgefunden haben.

Berichtigungen.

S. 60, Spalte 1, Z. 8 von oben lies „Na té našé s Hané". S. 60, Spalte 2, Z. 10 von oben lies „INKŽ" (statt INRŽ). S. 60, Spalte 2, Z. 28 von oben lies „med a mliko" (statt meda mliko). S. 61, Spalte 2, Z. 9 von oben lies „šroub" (statt sroub). S. 61, Spalte 2, Z. 11 von oben lies „pekař" (statt pecař).

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Globus.

LII. Band.

Globus.

Illustrirte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Zweiundfünfzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1887.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Australien.

Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Polargebiete.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Vom Büchertische.

Mitarbeiter.

Todesfälle und Nekrologe.

Verzeichniß von Autoren, Reisenden u. s. w.

Illustrationen.

Asien.

(Prshewalski's Reise in Centralasien.)

Kaukasien (Baku).

China.

Kleinasien.

Persien.

(Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.)

Afrika.

Tunesien.

Congo.

Tenerife.

Azoren.

Obock.

Nordamerika.

Yucatan.

Karten und Pläne.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

IV. [1])

Mit dem Namen Tzaidam wird ein Gebiet bezeichnet, welches die erste Terrasse der tibetischen Vorberge darstellt; dasselbe liegt nicht weit westlich vom Kuku-Nor. Im Norden wird es von den Bergen des Nan-schan und Altyn-tag begrenzt, im Süden bilden die gewaltigen vom Burchan-budda nach Westen sich hinziehenden Gebirgsmassen die Grenze; die westlichen Grenzen sind unbekannt, im Osten aber erheben sich Berge, welche als die westlichen Ausläufer der Gebirge am Ursprung des Hwang-ho angesehen werden. Die Ausdehnung des Gebietes von Tzaidam beträgt in der Richtung von Osten nach Westen etwa 800 Werst (Kilom.); die Breite dagegen, welche im Osten nur etwa 100 Werst mißt, wird in der Mitte sehr beträchtlich; die Erhebung über die Meeresfläche beläuft sich auf etwa 9000 bis 11000 Fuß (2700 bis 3300 m). Man kann das ganze Tzaidam in zwei scharf von einander geschiedene Theile zerlegen: den südlichen, welchen die Mongolen insonderheit Tzaidam nennen, und welcher unzweifelhaft einst der Boden eines weit ausgedehnten Salzsees war, ist eben, reich an Salzmorästen und Sümpfen und bedeckt mit Salzgewächsen; der nördliche Theil ist höher gelegen, bergig, mit unfruchtbarem sandigem Boden und wird hier und da von Salzmorästen und kleinen Bergketten durchzogen.

Tzaidam ist — abgesehen von wenigen den östlichen Theil bewohnenden Tanguten — von Mongolen bevölkert, welche gleich den Bewohnern von Kuku-Nor zu den Oljuten gehören, die ihren eigentlichen Typus vielfach verloren haben. Man stößt oft auf Mischlingsformen zwischen Tanguten und Mongolen, und ebenso oft auf chinesische Physiognomien.

Ueber den Charakter und die moralischen Eigenschaften der Tzaidam-Mongolen läßt sich wenig Gutes sagen. Sie sind faul und apathisch wie alle ihre Mitbrüder, daneben sind sie große Spitzbuben und Betrüger, vor allen diejenigen, welche sich in häufiger Berührung mit Tanguten und Chinesen befunden haben. Hier wie in anderen Grenzgegenden der Mongolei zeigt sich der fremde Einfluß auf die Nomaden vor allem darin, daß sie moralisch verdorben werden. Die Tzaidam-Mongolen stehen in geistiger Beziehung noch niedriger als die Chalcha-Mongolen, obgleich auch diese letzteren schon sehr gleichgültig sind gegen Alles, was nicht ihr tägliches Leben betrifft.

Zur Kleidung gebrauchen die Tzaidam-Mongolen gewöhnlich ihre eigenen gewirkten Filze. Sie fertigen sich daraus lange schlafrockähnliche Gewänder, welche in gleicher Weise von Männern wie Frauen getragen werden. Leibwäsche, wie Hemden und Unterkleider, ist nicht im Gebrauch; der Körper selbst wird nie gewaschen und die Tzaidam-Mongolen sind daher äußerst schmutzig. Hosen aus Schaffellen werden nur Winters getragen, ebenso Schafpelze. Im Winter bedecken sie den Kopf mit einer Mütze aus Schaffell, im Sommer mit einem rothen turbanartig zusammengelegten Tuche. An den Füßen tragen sie chinesische

[1]) Fortsetzung von S. 296 des vorigen Bandes.

Stiefel oder eigenfabricirte, welche sie Gutulen nennen. Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich im Allgemeinen nicht von derjenigen der Männer; bei Männern wie bei Frauen herrscht die den Tanguten entlehnte Sitte, den Pelz oder das Gewand von der rechten Schulter herabzulassen, so daß der rechte Arm und ein Theil der Brust entblößt ist. Es geschieht das nicht nur zu Hause, sondern auch unterwegs, wenn die Kälte nicht zu groß ist; in Anwesenheit einer älteren Person oder im Gespräche mit einer solchen ist jene Freiheit aber nicht gestattet.

Die Tzaidam-Mongolen beschäftigen sich mit der Viehzucht und besitzen Schafe, Rindvieh, Pferde, mitunter auch Jaks und Kameele, doch sind die Kameele klein und schwach, da das Klima und die Lokalität ihnen nicht zuträglich ist; auch die Pferde sind klein und häßlich. Alle Heerden werden Sommers, um der Hitze und den Insekten zu entgehen, in die Gebirge getrieben. — Wegen der bedeutenden Entfernung Tzaidams von dem kultivirten Theile Chinas und wegen der dadurch bedingten Schwierigkeit, sich jederzeit Getreide zu beschaffen, haben die Tzaidam-Mongolen angefangen, selbst Ackerbau zu treiben; am See Kurlyk-Nor und am Flusse Nomochun-gol konnte sich Prshewalski selbst von der Existenz der Getreidefelder überzeugen. Die Art der Bearbeitung ist sehr kläglich, denn der Ackerbau ist den Mongolen, wie allen Nomaden, nicht genehm.

In administrativer Beziehung ist Tzaidam dem Wan von Kuku-Nor untergeordnet; Tzaidam wird in fünf Choschune getheilt: Kurlyk-beisse und Kuku-beile im Norden,

Mongolen von Tzaidam. Der Führer Tan-to.

Barun-sassak im Osten, Dsun-sassak im Süden, Taidshiner-choschun im Westen. Ueber die Anzahl der Bewohner Tzaidams konnte Prshewalski nichts Sicheres ermitteln: nach einigen Angaben sollen es im Ganzen etwa 1000 Jurten sein, nach anderen etwa 2000 [1]).

Die Tzaidam-Mongolen leben nicht ruhig. Fast alljährlich werden sie in einem oder dem anderen Choschun von den Charatanguten oder den Golyken, einem tangutischen Stamme am Flusse Murssu in Nordtibet, überfallen. Diese Räuber werden unter dem allgemeinen Namen Orongyn zusammengefaßt. Zum Schutze gegen sie haben die Tzaidam-Mongolen in jedem Choschun einen Platz mit einer Lehmmauer umgeben; eine solche äußerst primitive Befestigung bezeichnen sie mit dem Namen Chyrma, d. h. als Festung. Hier werden Nahrungsmittel und Vorräthe aufbewahrt und bei einem drohenden Ueberfall die Viehheerden zusammengetrieben. Hier wohnen jederzeit 20 bis 30 mit Säbeln, Lanzen und bisweilen mit Luntenflinten bewaffnete Mongolen. Da die Mauern einer Chyrma etwa 3 Sashen (6,3 m) hoch und jede Seite des Quadrates etwa 30 Sashen (60 m) hoch ist, so ist der Platz für die Tanguten uneinnehmbar.

Freilich können nicht alle Bewohner in der Chyrma Schutz finden; solche, welche entlegen wohnen, schützen sich in anderer Weise, sie graben ihre Vorräthe ein und flüchten

[1]) Etwa fünf Menschen auf eine Jurte gerechnet, giebt das 5000 bis 10 000 Individuen.

sich und ihr Vieh in die Tamarisken- und Charmyk-Gebüsche. Aber die Räuber finden solche Verstecke bald, und Widerstand wird nicht geleistet. Wie sollten sie auch — die Armen müssen nämlich für jeden getödteten Räuber der Familie desselben eine bedeutende Strafe entrichten. So hat es der Amban von Sinin (der chinesische Gouverneur) bestimmt, der selbstverständlich einen Theil der Beute erhält.

Die Bewohner der Ebene Syrtyn bewiesen sich im Allgemeinen recht liebenswürdig gegen Prshewalski und lieferten gegen Bezahlung Milch, Butter und Schafe. Ein Führer fand sich auch, doch wagte er nicht, die Reisenden auf geradem Wege nach Tibet zu geleiten, sondern es sollte nur auf einem Umwege über den Sitz des Fürsten von Kurlyk geschehen.

Am 13. August wurde die Weiterreise angetreten. Der neue Führer Tanto (s. die erste Abbildung) war ein sehr brauchbarer und in gewissem Sinne civilisirter Mongole; er wusch sich täglich, reinigte seine Zähne und trug seine Kleider ordentlich, dabei war er dienstfertig und gutmüthig. Als er später abgelohnt wurde, beschenkte man ihn entsprechend seinen Neigungen mit Seife, Scheere, Perlen und ähnlichen Kleinigkeiten.

Der Marsch ging nach Osten, dann nach Süd-Osten durch eine ebene Wüste und sehr wasserarme Gegend; an einem Tage wurde eine Strecke von 65 Werst zurückgelegt, ohne daß man auf Wasser traf. Der Boden war kahl, lehmig, und hier und da mit kleinen Kieselsteinen bedeckt. Man durchwanderte die Ebene von Syrtyn, überschritt einen 12 400 Fuß (3780 m) hohen Paß, setzte über den Fluß Oregyn-gol, weiter über den Fluß Boshin-gol und gelangte zu einem großen Salzsee Iche-tzaidamin-Nor (d. h. der große See von Tzaidam). Derselbe liegt 10 800 Fuß (3240 m) hoch und hat einen Umfang von etwa 35 Werst (Kilom.). Nicht weit davon befindet sich noch ein zweiter kleinerer Salzsee, Baga-tzaidamin-Nor, 10 500 Fuß (3150 m) über dem Meeresspiegel gelegen, an welchem die Expedition gleichfalls vorübermarschirte. Auf der Strecke zwischen den beiden Seen ragte im Osten das Ende des

Salzsümpfe in Tzaidam.

gewaltigen Ritter-Gebirges, auch hier noch 16 000 Fuß (4800 m) hoch, empor. Nachdem der Baga-tzaidamin-Nor passirt war, wurde eine völlig östliche Marschrichtung eingeschlagen, um zu dem Standquartier des Fürsten von Kurlyk am gleichnamigen See zu gelangen. Am Ufer eines kleinen von Westen in den Kurlyk-Nor einmündenden Flüßchens Balgyn-gol wurde Halt gemacht; hier gab es eine große Seltenheit: bebaute Ackerfelder in einer Ausdehnung von etwa 50 Dessjätinen (Hektar). Das Wasser dazu wird mittelst Kanälen aus dem Balgyn-gol herzu geleitet.

Die Gegend am Balgyn-gol ist sehr reich an Charmyk (Nitraria Schoberi), einem Strauche aus der Familie der Faulbäume (Rhamneae), welcher über ganz Centralasien vom Kaspischen Meere bis nach China verbreitet ist. (Doch kommt der Strauch auch im südlichen Rußland und in Australien vor.) In Tibet wächst der Charmyk nicht, ebenso nicht am unteren Tarim und am Lob-Nor. Sein eigentliches Reich sind die weit ausgedehnten Salzmoräste des südlichen Tzaidam; doch kommt er ebenfalls sehr reichlich vor in Alaschan, Ordos und in der mittleren Gobi; je weiter nach Norden, um so spärlicher wird er: höher als über 47° nördl. Br. geht er in der Gobi nicht hinaus. Der Charmyk wächst auf feuchtem, lehmig-salzigem Boden, häufiger vereinzelt als in dichten Büschen; er ist 2 bis 3 Fuß (0,60 bis 0,90 m) hoch, verkrümmt und dicht belaubt, in Tzaidam und im Thale des oberen Hwang-ho erreicht er mitunter eine Höhe von 5 bis 7 Fuß (1,5 bis 2,10 m) und sieht dann stattlicher aus. Er blüht gewöhnlich im Mai, die kleinen weißen Blüthen stehen in Trauben dicht bei einander. Ebenso zahlreich sind auch später die Beeren, welche Ende August oder Anfang September reif werden, aber lange am Strauche hängen bleiben. Die Farbe der Beeren, welche in Gestalt und Färbung etwa an die schwarzen Johannisbeeren erinnern, ist dunkelroth bis schwarz; ihr Geschmack süßsalzig, doch ist der Salzgehalt je nach der Lokalität, wo der Strauch gestanden, sehr wechselnd. Die Bewohner Tzaidams benutzen die sehr saftigen Beeren als Zusatz zu ihrer Speise; sie sammeln dieselben im Herbst und kochen sie. Man mischt sie mit Dsamba und kocht sie; auch trinkt man eine süß-salzige

Abkochung derselben. Auch die Kameele lieben die Beeren des Charmyk, nicht minder die anderen Säugethiere, wie Wölfe, Füchse, Bären und ebenso die Vögel und Eidechsen. Die Bären wandern sogar im Herbst aus Tibet in das südliche Tzaidam und verbringen hier einen oder zwei Monate, um sich dem Genuß der Charmykbeeren hinzugeben.

Ein anderer ebenso reichlich im südlichen Tzaidam vorkommender und für Centralasien charakteristischer Strauch

Charmyk- und Tamarisken-Hügel.

ist die Tamariske, von den Mongolen Suchai-moto genannt. Am häufigsten kommt unter allen Arten Tamarix Pallasii (Abbildung derselben siehe in der folgenden Nummer) vor. Sie gedeiht auf lehmigem Lößboden, doch auf nicht so salzigem und feuchtem als der Charmyk, und ist ein stattlicher Strauch von 5 bis 7 Fuß (1,5 bis 2,1 m), ja

Der Bajan-gol.

mitunter bis 10 Fuß (3 m) Höhe. In Tzaidam und im Thale des oberen Hwang-ho erreicht sie sogar eine Höhe von 20 Fuß (6 m); an der Wurzel hat der Stamm eine Dicke von 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß (0,30 bis 0,45 m). Die hellgrünen Blätter und die rosigen Blüthen im Juni gewähren einen sehr angenehmen Anblick. Der Stamm selbst giebt ein sehr gutes Heizmaterial ab und die Blätter werden von den Kameelen sehr gern gefressen. Die Tamariske wächst einzeln oder an sehr günstigen Plätzen auch in Büschen. Dort, wo der Boden aus lockerem Löße und Lehm besteht, treibt der Wind den Boden in die Höhe und bedeckt damit einzelne benachbarte Sträucher. Dadurch wird

allmählich an der Stelle, wo die Tamariske steht, der Boden erhöht und es bilden sich hier beträchtliche Hügel, auf welchen dann die folgenden Geschlechter der Tamarisken sich festsetzen. Aehnliche Hügel werden bisweilen auch durch die Charmykbüsche gebildet, sie sind mitunter am unteren Tarim, in Ordos, Alaschan und in Tzaidam sehr zahlreich.

Am Balgyn-gol kam der Karawane der Fürst von Kurlyk, ein Beisse, d. h. ein Fürst fünften Ranges, entgegen, um zu vermeiden, daß man ihn in seinem Lager aufsuchte. Er verweigerte anfangs mit Entschiedenheit einen Führer, doch als Prshewalski, statt freundlich gegen ihn zu sein, ihn recht grob behandelte und ihn schließlich aus dem Zelte jagte, zeigte er sich willfähriger und williger darin, wenigstens bis zum nächsten Fürsten, bis Dsun-sasak, einen Wegweiser zu geben. Ferner ließ er sich bewegen, eine Reihe sehr nothwendiger Gegenstände, Schafe, gedörrtes Mehl, und vor Allem eine Filzjurte zu verkaufen.

Der Führer war freilich fast als Idiot zu bezeichnen, allein nichts desto weniger geleitete er die Expedition am Kurlyk-Nor und am Toso-Nor vorbei in südlicher Richtung durch eine fast wasserlose Gegend bis an den Fluß Bajan-gol.

Vorher wurde der Fluß Bulungir (d. h. der Trübe) überschritten; er kommt aus einem Sumpfe Irgitzyk und strömt in den Bajan-gol. An der Stelle, wo der Bulungir passirt wurde, hat er eine Breite von 3 bis 4 Sashen (6,3 bis 8,4 m) und ist 1 Fuß (0,30 m) tief: seine Ufer sind gänzlich frei von Pflanzenwuchs. Um so erfreulicher war der Anblick des Bajan-gol, des schönsten und größten Flusses in ganz Tzaidam, mit seinem verhältnißmäßig üppigen Pflanzenwuchse. Der Bajan-gol (d. h. reiche Fluß) entspringt nach den Aussagen der Mongolen aus einem See Toso-Nor an der Grenze Tzaidams in den tibetischen Bergen, strömt dann gegen 250 Werst (km) in nordwestlicher Richtung und fällt in einen flachen Salzsee, dessen Name nicht zu ergründen war. In seinem mittleren und unteren Verlaufe zieht der Fluß mitten durch den östlichen Theil jener ausgedehnten Salzebenen, an welchen Tzaidam so reich ist. Die Ebenen bestehen nur aus vollkommen unfruchtbaren, leicht welligen Salzmorästen, die stellenweise mit einer zollhohen Salzschicht bedeckt sind, aber auch aus Plätzen, welche mit Tamarisken und Charmyk-Gebüschen bestanden sind; hier und da finden sich quellenreiche und sumpfige Gegenden, in welchen Schilf, Riedgras und andere Sumpfgräser gedeihen, den Heerden gutes Futter liefernd. Die Ufer des Bajan-gol sind dicht bewachsen mit Sträuchern verschiedener Art, darunter viel Charmyk und Tamarisken, außerdem mit Schilfgräsern, und reichlich bevölkert von Vögeln, darunter eine schon 1872 beschriebene Fasanen-Art (Ph. Vlangali). Füchse gab es gleichfalls sehr viel.

Chyrma Dsun-sasak.

Der Bajan-gol wurde bequem durchschritten und bald war die Festung (Chyrma) Dsun-sasak, der Ort, wo Prshewalski bereits auf seiner ersten Reise geweilt hatte, erreicht. Drei Werst östlich vom Chyrma wurde das Lager aufgeschlagen und bald erschien der Besitzer Kamby-lama, um Prshewalski als seinen alten Freund zu begrüßen. Von ihm erfuhr Prshewalski allerhand Neuigkeiten, wie den Tod des jungen Wan von Kuku-Nor, womit das Geschlecht der Fürsten Tzin-chai-wan von Kuku-Nor ausgestorben ist. Bis zur Wahl und zur Bestätigung eines neuen Wan regierte ein Tossalaktschi, der Gehilfe des verstorbenen Wan. Sechs Tage lang verweilte der Reisende beim Chyrma unter fortwährenden Verhandlungen mit dem Fürsten Dsun-sasak, welcher dem Fortkommen der Reisenden allerlei Schwierigkeiten in den Weg stellte. Endlich wurde ein Führer bewilligt; nun wurde ein Theil des Gepäcks dem alten Freunde Kamby-lama zur Aufbewahrung übergeben, dem Fürsten Dsun-sasak eine Summe Geldes abgeliefert, das Gepäck aufs Neue geordnet und am 12. September frohen Muthes der Marsch gen Tibet angetreten.

Die Karawane bestand aus 34 Kameelen, von denen aber nur 22 beladen waren, und 5 Pferden; zu den Mitgliedern der Expedition war nur der neue Führer hinzugekommen. Die Mongolen in Tzaidam hatten alles

Das Burchan-Budda-Gebirge und der Nomochun-gol.

Mögliche gethan, um Prshewalski zurückzuhalten, sie hatten von dem zu erwartenden starken Schneefalle, von drohender Krankheit, von Räubern gesprochen. Sie erzählten aber auch, daß die Tibeter eine Heeresabtheilung an der Grenze aufgestellt hätten, um die Fremden nicht in die Residenz hereinzulassen.

Vor den Reisenden lag der gewaltige Bergrücken der Burchan-budda, der überschritten werden mußte. Um einen bequemen Uebergang zu finden, wurde ein kleiner Umweg nach Westen bis zum Flusse Nomochun-gol gemacht, um dann, diesem folgend, das Gebirge zu passiren. Am Nomochun-gol trafen die Reisenden abermals auf Ackerfelder, welche den Mongolen zweier Choschune, von Dsun-sasak und Taidshiner, gehörten; es waren ungefähr 20 Dessjätinen (Hektar) mit Gerste bebaut; das Wasser wurde aus dem Nomochun hergeleitet; die Aecker selbst lagen auf kleinen von Tamarisken freigemachten Stellen. In der Nähe der bearbeiteten Felder steht ein Chyrma, welcher seiner Größe wegen den Namen einer Stadt, Nomochun-chota, erhalten hat; die Festung ist wie gewöhnlich viereckig; jede Seite hat eine Länge von 130 Sashen (ca. 273 m), die Höhe der Mauer ist 23 Sashen (ca. 5 m) und die Dicke etwa $1\frac{1}{2}$ Sashen (3 m); der obere Rand der Mauer ist zackig. Auffallender Weise aber war die Festung unbewohnt. Hier am Nomochun-gol wurde übernachtet; der Fürst Dsun-sasak bemühte sich nochmals, die Reisenden durch allerlei Vorspiegelungen aufzuhalten. Prshewalski aber ließ sich nicht irre machen, sondern marschirte weiter.

Kamby-lama. Der Tossalaktschi. Prinz Dsun-sasak und Gefolge.

Der Nomochun-gol wird durch kolossale scharfspitzige Felsmassen aus feinkörnigem Grünstein eingeengt. Weil der Weg im Engpasse des Flusses hinführte, so mußte der Fluß sehr oft durchwatet werden, und das war für Kameele und Pferde sehr beschwerlich und ermüdend. Der Weg über das eigentliche Gebirge Burchan-budda war auch nicht bequem, das Gebirge sehr wild und durchaus unfruchtbar. Am 18. September war dasselbe endlich überschritten; die Expedition befand sich in Dynsy-obo[1]) in einer Höhe von 13100 Fuß (3930 m), auf der letzten Stufe, welche zum eigentlichen Hochplateau Tibets hinauf führt.

[1]) Auf der Karte („Globus" Bd. 51, S. 274) steht fälschlich „Dsun-obo".

Baku.

(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

I.

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Wenn der Dampfer, von Asien kommend, die östlichste Spitze der Halbinsel Apscheron passirt hat, fährt er an der Südküste derselben noch zwei Stunden entlang, ehe er die Rhede von Baku erreicht. Ganz im Süden ragen die spitzen Gipfel der Berge von Lenkoran, in denen man Schwefel gewinnt, in den nebeligen Himmel hinein; dann erblickt man die Etablissements der russischen Marine, die persische Stadt mit ihren Zinnenmauern, die russische oder weiße Stadt mit ihren geraden, grauen Häuserreihen, die sogenannte schwarze Stadt („Tschorni Gorod“) und die Rauchwolken, in welchen sie fast erstickt. Schließlich legt der Dampfer an dem etwa 100 m in das Meer vorspringenden, aus Mauerwerk bestehenden Molo der Zollbehörde an, wo die transkaspischen Waaren visitirt werden. Außerdem giebt es noch an 20 andere Landebrücken, die aus Holz bestehen und auf Pfählen ruhen; manche davon sind bis 200 m lang, und meist gehören sie privaten Gesellschaften. Sie liegen längs des sich krümmenden Ufers, welches nur zum Theil, aber doch auf eine Strecke von etwa 2 km, mit Quais versehen ist. Diese Ziffern geben einen Anhalt für die commercielle Wichtigkeit Bakus, welches jetzt der zweite, bald vielleicht aber der erste Hafen des Kaspischen Meeres sein wird. Seine Bevölkerung soll sich in den letzten 20 Jahren versechsfacht und von 10 000 auf 60 000 Seelen gestiegen (?) sein [1]). Aus der unbedeutenden Residenz unbekannter Chane ist unter der russischen Verwaltung (die Russen nahmen Baku erst im Jahre 1806 endgültig in Besitz), Dank der klugen Ausbeutung des Petroleums, eines der reichsten Industriecentren auf der Erde geworden.

Boulangier erfreute sich in Baku der Führung und Unterstützung des dortigen französischen Konsuls, M. Thyß, der 20 Jahre seines Lebens in Rußland zugebracht hat und eine Stelle in der bekannten Petroleum-Firma Nobel inne hatte, seitdem aber, 72 Jahre alt, sich nach Paris zurückgezogen hat. Er konnte sich keinen besseren Begleiter zum Besuche der Naphtaquellen, der Fabriken, wo die verschiedenen Oele, Schwefelsäure, Kerosen, Vaselin u. s. w. hergestellt werden, des Feuertempels und der sonstigen sehenswerthen Punkte wünschen. Nach einem raschen Frühstück in einem trefflichen europäischen Hotel, dessen einziger Fehler — für den es aber auch nicht die Schuld trägt — der ist, daß es bis in die entlegensten Winkel und selbst bis in die Küche hinein von einem durchdringenden Petroleumgeruche erfüllt ist, führte ein hübscher Phaeton den Reisenden rasch nach der französischen Konsularagentur, der Villa Petrolia, welche ungefähr 3 km von der „weißen Stadt“ entfernt ist. Der Weg dorthin durchschneidet die schwarze Stadt in ihrer ganzen Länge. Auf die schönen, geraden, gut gepflasterten und ziemlich lebhaften Straßen der russischen Stadt folgt eine kleine Sandwüste von 300 bis 400 m Breite, in welcher die Pferde nur mit Mühe vorwärts kommen. Dann erreicht man wieder festen Boden von röthlicher Farbe; rechts und links Pfützen voll einer Flüssigkeit, welche dem Leberthrane gleicht. Dieselbe ist der Rückstand bei der Destillation des natürlichen Naphtas und verleiht auch dem Boden, welcher mit ihr durchtränkt ist, seine röthliche Färbung. Regen fällt in diesem Theile des kaspischen Uferlandes so selten, daß man die Straßen Bakus nicht fortgesetzt mit süßem Wasser besprengen kann, sondern sich dazu des Petroleumrückstandes bedient. Daß das Wasser hier knapp ist, sieht man vornehmlich auch an den Wasserträgern, die zwischen Krügen oder Schläuchen auf Pferden und Eseln sitzend den Haushaltungen das nöthige Naß zuführen. Alles ist hier von Naphta erfüllt; selbst die Bürgersteige bestehen aus einem Asphalt, welcher aus Naphta hergestellt wird, der aber in der Sonne so weich wird, daß man in ihn wie in halbtrockenen Schlamm einsinkt.

Berittener Wasserverkäufer.

Inzwischen ist die „schwarze Stadt“ erreicht, ein Durcheinander von großen und kleinen Fabriken, welche um die Wette ihren schwarzen Rauch ausstoßen, abgesehen von dreien oder vieren, den bedeutendsten und am besten geleiteten, welche Europäern gehören und ihren Rauch selbst verzehren. Die meisten aber werden von Armeniern geleitet, die sich nicht scheuen, die Luft ringsum mit Strömen unreinen und unathembaren Gases zu verpesten. Aus allen Kräften peitscht der Kutscher, um diese Strecke zu überwinden, seine

[1]) 1879 zählte Baku nach officiellen Angaben erst 15 604 Einwohner. Red.

Gäule einen Hügel hinauf, den drei gewaltige, den Gasometern ähnliche Reservoire für Naphta krönen. Dort oben herrscht reinere Luft, denn der Wind treibt den Rauch nach rückwärts, und man genießt eine freie Umschau über die Bucht von Baku und die öden Küsten von Apscheron. Nur am Fuße des Hügels, unten am Meeresstrande, zeigt sich eine Art halbgrüner Oase, einige hübsche geräumige Häuser in einer Sandwüste. Dieselben führen den Namen Villa

Der Gouverneur-Palast mit dem Michaelgarten und der Thurm des jungen Mädchens in Baku.

Petrolia und gehören den Herren Nobel, welche dieselben für die Oberbeamten ihrer Fabriken erbauten; in Folge des Vorherrschens südöstlicher Winde athmet man dort eine viel bessere Luft, als in der weißen Stadt. Nachdem Boulangier seine junge Bekanntschaft mit M. Thyß erneuert und den Besuch der Naphtaquellen für den folgenden Tag verabredet hatte, wurde beschlossen, den Nachmittag für den persischen Stadttheil zu verwenden, wohin man alsbald zurückkehrte. Eine Wanderung durch Alt-Baku ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Man braucht nicht nach Persien zu reisen, um sich einen Begriff von der persischen Baukunst zu verschaffen, denn Baku nebst dem östlichen Transkaukasien ist noch nicht so lange in russischem Besitze, daß es sein äußeres Gepräge schon ganz verloren haben sollte. Seit einem Jahrhundert hat sich in diesen engen, gewundenen und schmutzigen Gäßchen, an ihren weißen Häusern mit den flachen Dächern, den fast stets geschlossenen Thüren und ihren unsichtbaren Bewohnern nichts

Lände in Baku mit tatarischen Wäscherinnen.

geändert; ihr unentwirrbares Durcheinander bedeckt noch immer den Abhang desselben steilen Hügels, es sind noch immer dieselben Minarets, dieselben kleinen Kuppeln über den Baderäumen, aus Lehm und Schmutz aufgeführt und mit Kalk geweißt. Dann findet man dort einen Bazar, der weniger merkwürdig wegen seiner Kleinheit, als wegen der dort herrschenden Stille ist. In ihren elenden Buden hocken dort persische Krämer und bieten dem Fremden verschiedene Sammlungen falscher Edelsteine, namentlich Türkisen, an; der Türkis ist in diesem Lande zu Hause, also muß man sich hier und in Tiflis besonders vor Betrügereien hüten. Auch findet man schöne persische Teppiche, die billiger sind als in Askabad.

Die einzigen bemerkenswerthen Bauwerke dieser Altstadt, welche vielleicht doch bald verschwinden wird, sind der „Thurm des jungen Mädchens“ und die Burg oder der Palast der Chane. Der erstere, 30 m über das Meer sich erhebend, zeichnet sich von weitem so gut aus, daß die Russen auf ihm ein Semaphor und ein Hafenfeuer errichtet haben. Die Legende erzählt, daß ein Chan von Baku einst seine über die Maßen schöne Tochter zu einer ihr widerstrebenden Heirath habe zwingen wollen, und daß diese schließlich nur eingewilligt habe unter der Bedingung, daß ihr Vater einen hohen Thurm erbaue; als derselbe vollendet gewesen, sei sie hinaufgestiegen und habe sich von oben hinabgestürzt.

Auf der Burg ist ein Thor besonders interessant und gut erhalten; unsere vierte Abbildung stellt es dar. Die Mauern der Burg sind gewaltig hoch und obendrein mit Schießscharten für Kanonen versehen; letztere aber haben die Russen bei ihrer Belagerung Bakus wenig gehindert und ihnen wenig Schaden zugefügt; denn ihr einziger, wirklich fühlbarer Verlust war ihr General Zizianow, welcher im Augenblicke, als die Schlüssel der Burg überliefert wurden, von einem sogenannten Fanatiker meuchlings niedergestoßen wurde. Ein Denkmal wurde seinem Andenken errichtet, und seine Ermordung war für Rußland der Grund zur Annexion Bakus.

Am Fuße der alten Burg liegt heute ein geräumiger Garten, dessen staubige Gebüsche und verkümmerte Bäume ziemlich jämmerlich dreinschauen; denn sie werden eben nicht alle Tage begossen. Das ist der Michael-Garten. Dort sind die Wege nicht mit Sand bestreut, denn dann wäre es an einem windigen Tage nicht auszuhalten, sondern wie die gewöhnlichen Bürgersteige mit Bitumen bedeckt. Sämmtliche Alleen steigen unmerklich zu einer großen Terrasse an, von welcher man eine prächtige Aussicht genießt; dort liegt der Krushok, eine treffliche, viel besuchte Restauration.

Unterhalb der Neustadt ziehen sich am Meere breite Quais entlang; der Fuß der dieselben stützenden, senkrechten Mauern wird durch mächtige Blöcke geschützt, an denen sich die Wellen brechen. Wie manche französische Hafenstädte — meint Boulangier — und keineswegs die am wenigsten bekannten, wären glücklich, ähnliche Anlagen zu besitzen. Wenn die Sonne hinter den Hügeln im Westen der Stadt, auf welchen sich die persischen Begräbnißplätze ausdehnen, verschwindet, so beginnt sich hier reiches Leben zu entfalten, und die Spaziergänger strömen herbei, um die Abendbrise zu genießen. Dann sieht man viele Uniformen und viele hübsche Toiletten. Auch das einheimische schöne Geschlecht ist dann an dieser Stelle vertreten, aber nicht oben auf dem Quai, sondern etwas tiefer, am Meeresstrande, wo auf dem Sande und den Felsblöcken tatarische Frauen hocken und Wäsche reinigen: ein malerisches Bild, dem es an Komik nicht gebricht; denn alle sind mehr darauf bedacht, ihre Gesichter zu verhüllen, als ihre keineswegs verführerischen Waden.

Das Thor der Chane in Alt-Baku.

Die Burjaten[1].

Von Gymnasiallehrer Otto Genest in Halle a. S.

Die Burjaten oder Buräten, welche dem eigentlich mongolischen Zweige der mongolischen Race angehören, sind nach Rittich[2]) etwa 200 000 Köpfe stark. So lange sie bekannt sind, d. h. seitdem sie sich um die Mitte des 17. Jahrhunderts ohne nachhaltigen Widerstand den von Norden her vordringenden Kosaken unterworfen haben, bewohnen sie dieselben Gegenden, welche noch heute ihre Sitze bilden[3]). Ihr Gebiet, welches sich in einem großen Halbkreise um das Südende des Baikalsees herumzieht, gehört zu etwa vier Siebenteln dem Gouvernement Irkutsk, mit seinem Reste aber Transbaikalien an. Im Norden reicht es bis an den 55., im Süden bis an den 50. Parallel, während es sich von Westen nach Osten über 17 Längengrade (99° bis 116° östl. Gr.) erstreckt und so gleichzeitig dem Gebiet des oberen Jenissei und seiner rechten Nebenflüsse sowie dem des oberen Amur angehört[4]). Im Allgemeinen ist das Land sehr gebirgig; besonders gilt dies von dem Bezirke zwischen dem Ostufer des Baikal- und dem westlichen Abhange des Jablonowoi-Gebirges[5]), während dagegen das Gebiet nördlich und nordwestlich von Irkutsk auf beiden Seiten der Angara von Jacobsen als eine mit zahlreichen niedrigen Hügeln bedeckte Gegend bezeichnet wird. Hier fand der Reisende auch weit ausgedehnte Roggen- und Weizenfelder, sowie zahlreiche Dörfer, deren aus Russen und Burjaten gemischte Einwohnerschaft den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit machte.

Die Burjaten sind nicht mehr, wie ihre nächsten Verwandten, die altajischen Bergkalmüken, durchweg Nomaden, sondern sie beschäftigen sich auch ziemlich viel mit dem Ackerbau, wenn es auch ganze Distrikte giebt, in welchen die alte Lebensweise noch heute die Regel ist. Als eine Folge dieses Fortschrittes ist es auch anzusehen, daß ein großer Theil der Burjaten nicht mehr in den früher allgemein üblich gewesenen Jurten wohnt, sondern dieselben durch Blockhäuser ersetzt hat. Die Blockhäuser, welche in den von Jacobsen besuchten Dörfern die Regel bildeten, sind aus starken Balken gezimmert, deren Gefüge demjenigen ähnlich ist, welches die russischen Bauernhäuser zeigen, aber sie verrathen durch ihre äußere Form wie durch manche Eigenthümlichkeiten ihrer Einrichtung noch deutlich genug, daß sie aus der Jurte hervorgegangen sind. Ich will mich hier auf die Anführung von zwei Merkmalen beschränken, welche besonders charakteristisch für den bezeichneten Uebergang sind. Einmal nämlich sind die burjatischen Blockhäuser durchgängig achteckig und entsprechen so der runden oder polygonen Gestalt der Jurten, und ferner besitzen sie keine Oefen, sondern nur eine etwa die Mitte des Fußbodens einnehmende, offene Feuerstelle, deren Rauch wie in den Jurten durch ein Loch in der Decke entweicht, während man in den feststehenden Winterwohnungen der Golden und anderer Amurvölker mächtige Oefen und Schornsteine findet, welche den Rauch nach einer Seite des Hauses ableiten.

Vor der Thür findet sich fast stets eine kleine laubenartige Vorhalle, während sich rechts vom Beschauer ein Flügelanbau an das Haus lehnt, welcher zur Aufbewahrung der Milch, des Proviantes und einiger Hausgeräthe dient. In nächster Nähe des Wohngebäudes liegen die Viehställe, welche meistens zum Schutze gegen Diebe oder reißende Thiere mit einem hohen Bretterzaun umgeben sind. Im Inneren des Hauses steht gerade dem Eingange gegenüber die Bettstatt, welche durch einen Vorhang den Blicken des Eintretenden entzogen wird. Links von dieser erblickt man eine mehr oder weniger große Anzahl von Kisten, welche den Reichthum des Hausherrn bergen und so den zu gleichem Zwecke benutzten Fellsäcken der altajischen Bergkalmüken entsprechen. Diese Kisten sind häufig sehr reich und nicht ohne Geschmack bemalt und enthalten namentlich kostbare Felle und Zeuge, sowie den in Sibirien viel gebrauchten Ziegelthee, in welchem der Burjate seinen Reichthum besonders gern anlegt. Rechts von der Bettstatt befindet sich die Küche, in welcher auf dem Fußboden und an den Wänden Gestelle zur Aufnahme von Milch- und Eßgefäßen angebracht sind. Die Feuerstelle liegt, wie schon oben bemerkt, etwa in der Mitte der Hütte in einer Vertiefung des Erdbodens, während sich rings um sie ein Bretterfußboden zieht, der bis an die Wände heranreicht.

Die Kleidung der burjatischen Männer ist dort, wo Jacobsen sich aufhielt, der russischen sehr ähnlich, während sie zwischen dem Baikalsee und dem Jablonowoi-Gebirge mehr der chinesischen Mode folgt. Früher freilich hatten die Burjaten eine Reihe eigenthümlicher Kleidungsstücke und Waffen, welche aber jetzt nur noch als Kuriositäten aufbewahrt zu werden pflegen. Dieselben sind für die Völkerkunde insofern von Wichtigkeit, als sie für die Kunstfertigkeit und die Prachtliebe der Burjaten ein deutliches Zeugniß abgeben. Ich nenne hier zunächst die eigenthümlichen Gürtel, welche früher durchweg von ihnen getragen wurden, heute aber nur noch selten im Gebrauch sind. Dieselben bestehen aus einem etwa handbreiten Lederriemen, dessen eine Seite mit rothem Wollzeuge überzogen und mit reichem Silberblechbeschlage verziert ist. Dieser Beschlag zeigt ziemlich mannigfaltige Muster. Bald erscheint er in Gestalt von größeren, runden Scheiben, bald von Rechtecken, bald auch von in Reihen oder anderen Figuren geordneten kleinen Scheibchen. An der rechten und linken Seite des Gürtels ist je ein starker Metallring eingelassen,

---

[1]) Mit dem nachfolgenden Aufsatze beginnt die Veröffentlichung einer Reihe von Arbeiten, welche unter Benutzung der vorhandenen Litteratur eine Darstellung der Resultate geben wollen, die in völkerkundlicher Beziehung durch die Reise des Kapitäns Adrian Jacobsen erzielt worden sind. Diese Reise wurde im Auftrage des Königlichen Museums für Völkerkunde in Berlin in den Jahren 1884 und 1885 unternommen und erstreckte sich auf Rußland, Sibirien, das Amurland, Nordkorea, Japan und Nordwestamerika. Die reichen Sammlungen, welche der Reisende dem Museum zuführen konnte, sind mit gütiger Erlaubniß des Herrn Geh. Raths Bastian von dem Referenten eingehend studirt und ausgiebig verwerthet worden; sie bilden neben dem Reisetagebuche Jacobsen's und anderen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen desselben die Unterlage für diesen und die folgenden Aufsätze.

[2]) Ethnographie Rußlands. Ergänzungsh. zu Peterm. Mitth. 54, S. 24. Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde, Erg.-Heft zu Peterm. Mitth. 35, S. 36, giebt nach Wenjukow die Zahl der Burjaten auf 260 000 an.

[3]) Peschel-Kirchhoff, Völkerkunde, S. 381 (5. Aufl.).

[4]) Peterm. Mitth. 1877, Tafel 1.

[5]) Generalstabskarte von Russisch-Asien in 8 Blatt, Nr. VII.

an welchen der Köcher und der Bogenbehälter befeſtigt zu werden pflegten, ſo lange die Burjaten ſich dieſer Inſtrumente für Jagd und Krieg noch durchweg bedienten; denn jetzt beſitzen ſie faſt ſämmtlich Gewehre, die ſie recht gut zu gebrauchen wiſſen. Die Bogenbehälter, welche in ähnlicher Weiſe wie die Gürtel verziert ſind, haben die Geſtalt einer langen, von oben nach unten ſich verjüngenden Taſche und nehmen den Bogen etwa zur Hälfte in ſich auf, ſo daß derſelbe jederzeit leicht herausgezogen und in Benutzung genommen werden kann. Die Köcher ſind den Bogenbehältern faſt gleich an Geſtalt, doch ſtehen ſie ihnen an Größe natürlich nach. Uebrigens dienen beide dem zu Pferde ſitzenden Burjaten gewiſſermaßen als Panzer für die Oberſchenkel, über welche ſie herabhängen.

Die Unterſchenkel und Füße werden mit Stiefeln aus ſtarkem Leder, die mit hübſcher Stickerei verziert ſind, bekleidet. Die Schäfte derſelben ſind weit genug, um die ebenfalls geſtickten Lederhoſen aufzunehmen. Der Oberkörper iſt im Sommer mit einem Kittel aus ruſſiſchem, chineſiſchem oder auch einheimiſchem Zeuge bedeckt, an deſſen Stelle während des Winters ein langer Pelz tritt, der je nach dem Wohlſtande des Beſitzers koſtbarer oder minderwerthig iſt und nicht ſelten mit der rauhen Seite nach außen getragen wird. Man verwendet zu dieſen Pelzen beſonders Ziegen- und Schaffelle, die dann häufig mit den Bälgen der ſibiriſchen Pelzthiere verbrämt ſind. Der Kopf iſt während der guten und rauhen Jahreszeit mit einer Pelzmütze bedeckt, welche auch im Inneren der Häuſer nicht abgeſetzt wird. Uebrigens ſcheinen die Burjaten des Udinsker Kreiſes nicht wie die transbaikaliſchen Zöpfe zu tragen; wenigſtens ſah Jacobſen ſolche nur bei zwei Schamanen.

Die hölzernen Bogen der Burjaten ſind etwa 2 m lang und mit ſtarken Darmſehnen verſehen. Die Pfeile beſtehen nicht aus Rohr, ſondern aus Holz mit einem Hornaufſatze, in welchen eine rhombenförmige Eiſenſpitze eingelaſſen iſt. Der Hornaufſatz iſt häufig durchlöchert, ſo daß die Pfeile beim Fliegen ein pfeifendes Geräuſch verurſachen, um dem Jäger auch im Dunkeln die Richtung, nach welcher ſie geflogen und den Punkt, an welchem ſie niedergefallen ſind, anzuzeigen. Sonſt dienen noch als Waffen Meſſer von oft ſehr ſchöner einheimiſcher Arbeit, welche in hölzernen oder ledernen Scheiden in den weiten Stiefelſchäften getragen werden, in denen übrigens auch die Tabakspfeifen Platz finden. Dieſe letzteren erſcheinen in den mannigfaltigſten Formen und beſtehen theils aus Holz, theils aus Metall, ſind aber nur ſehr ſelten eigenes Fabrikat der Burjaten, ſondern werden vielmehr entweder von den Chineſen oder von den Ruſſen bei ihnen eingeführt. Ein eigenthümliches Exemplar einheimiſcher Pfeifeninduſtrie, welches Jacobſen mitgebracht hat, liefert den Beweis, daß die Burjaten in dieſer Beziehung hinter den von ihnen hervorgebrachten Leiſtungen auf anderen Gebieten des Handwerks weit zurückgeblieben ſind. Dieſe Pfeife beſteht nämlich aus zwei der Länge nach getrennten Theilen, welche durch einen mehrfach herumgewundenen Lederriemen zuſammengehalten werden, aber natürlich nicht ſehr feſt an einander ſchließen.

Die Kleidung der Frauen ähnelt ſehr derjenigen der Männer, nur iſt ſie zierlicher als jene und bei den Angehörigen reicherer Familien geradezu koſtbar. So ſind die Pelze häufig mit werthvollen Zeugen, wie Sammet und Seide, überzogen, die Stiefel mit mühſamer Stickerei bedeckt, und die Gürtel mit langen Streifen verziert, welche nach Art der oben erwähnten Männergürtel reich mit Silber verziert ſind und an den Seiten herabhängen. Mit Schmuckgegenſtänden ſind wohlhabendere Burjatinnen reich verſehen. Da finden ſich Arm- und Halsbänder aus Kupfer, Perlen und Korallen, Silber-, Gold- und Kupfermünzen mit fein gearbeiteter Metalleinfaſſung als Kopf-, Bruſt- und Rückenſchmuck, Meſſingröhrchen und Ringe aus demſelben Stoffe, welche über die Zöpfe gezogen werden und, indem ſie in der Nähe der Ohren liegen, wie Ohrringe erſcheinen oder, am unteren Ende der Zöpfe angebracht, zum Schmucke der Bruſt dienen, bis zu welcher die Zöpfe der Frauen herabreichen. Uebrigens ſind auch hier zum Erſatz für den Mangel an eigenem Haarreichthum falſche Zöpfe im Gebrauch, deren Fülle man noch dadurch zu verſtärken ſucht, daß man neben ihnen Zengſtreifen anbringt, welche eine Nachahmung der oben erwähnten Gürtelgehänge im kleineren Maßſtabe ſind. Uebrigens kommen alle die Kleidungs- und Schmuckſtücke, welche als dem weiblichen Geſchlechte eigenthümlich eben genannt ſind, nur den Hausfrauen zu, während die jungen Mädchen in ihrem Anzuge den jungen Männern faſt vollſtändig gleichen.

Die Burjaten ſind, wie ihre Verwandten im Altai, ausgezeichnete Reiter und ſetzen ihren Stolz in eine ſchöne Ausrüſtung ihrer Pferde, von denen reiche Männer ſtets mehrere zu ihrem perſönlichen Gebrauche bereit ſtehen haben. Daher ſind denn auch die burjatiſchen Sättel häufig wahre Kunſtwerke. Die Stirn- und Rückſeite derſelben beſteht nämlich aus Eiſen mit oft höchſt geſchmackvoller, eingelegter Arbeit in Silber, ſo daß ihr Werth ein ganz beträchtlicher iſt. Dabei ſei gleich erwähnt, daß dieſe Kunſtwerke faſt durchweg aus den Händen einheimiſcher Schmiede hervorgehen, deren Arbeiten in ganz Oſtſibirien wegen ihrer Trefflichkeit berühmt ſind und auch von den ruſſiſchen Anſiedlern viel gebraucht werden. Dieſe Sättel werden auf Filzdecken gelegt und mit breiten Bauchriemen aus Pferdehaaren befeſtigt. Aus demſelben Material pflegen auch Zügel und Schwanzriemen zu beſtehen, während das Kopfgeſchirr aus Leder hergeſtellt wird, das häufig mit Silberplättchen reich und geſchmackvoll verziert iſt. Wie groß das Intereſſe des Burjaten an ſeinem Pferde iſt, beweiſt unter anderem auch der Umſtand, daß das am häufigſten erſcheinende Kinderſpielzeug aus einem Holzpferde in voller Rüſtung beſteht, neben welchem dann in zweiter Linie kleine Bogen und Pfeile ohne Spitze vorkommen.

Als Unterlage beim Schlafen dienen Decken, die meiſt aus Ziegen- oder Schaffellen hergeſtellt werden, in reichen Häuſern aber auch aus den Beinfellen der Pferde beſtehen. Als Decken benutzt man ſowohl im Winter wie im Sommer die Pelz- oder Wollkleider, welche am Tage auf dem Leibe getragen werden. Eigenthümlich ſind die Kopfkiſſen der Burjaten. Ein Fellſack, deſſen Länge die Breite etwa um das Doppelte übertrifft, wird mit Stroh angefüllt und dann an beiden Enden durch eine rechteckige Metallplatte geſchloſſen, damit er mehr Feſtigkeit erlangt. Faſt in jedem burjatiſchen Hauſe findet ſich nahe am Kopfende des Bettes ſtehend ein Behälter für die Pfeile des Hausherrn. Dieſe Behälter beſtehen aus einem Holzgeſtell, welches mit Leder überzogen und mit reichen Verzierungen in Stickerei und Metallbeſchlag geſchmückt iſt. Vier lange Stäbe, welche nach unten hin ein wenig divergiren, bilden das Holzgeſtell. Zwiſchen ihnen ſind Stücke von Ochſenhaut als Wände angebracht, ſo daß das Ganze einer ungleichſeitigen, abgeſtumpften Pyramide ähnelt, deren nach vorn gekehrte Seitenfläche die größte Breite beſitzt. Dieſe Vorderſeite iſt mit langen Lederſtreifen, mit Seidenſtickereien und mit Silberplättchen in ſehr geſchmackvoller Weiſe dekorirt. Noch reichere Ornamentirung zeigt der Deckel des Behälters. Derſelbe iſt an einem beweglichen Querholz befeſtigt, welches

zwei der vertikalen Stäbe an ihrer Spitze verbindet, und fällt ſchräg über die obere Oeffnung hinweg. Da dieſes Geräth bei den Burjaten allgemein ſehr hoch geſchätzt wird, ſo konnte Jacobſen es nur mit Aufwand vieler Mühe und verhältnißmäßig großen Koſten erhalten.

Die Erfahrungen, welche Jacobſen in Beziehung auf den Charakter der Burjaten machte, gereichen denſelben im Allgemeinen nicht gerade zur Empfehlung. Allerdings ſind ſie, wie überhaupt die meiſten Eingeborenen Sibiriens, gaſtfrei und geben gern, was ſie haben, zur Bewirthung Fremder her. Daneben aber ſind ſie im höchſten Grade mißtrauiſch, wenn man von ihnen etwas zu kaufen wünſcht, und begegnen allen derartigen Anträgen mit feindſeliger Verſchloſſenheit. Ja ſelbſt ſchon verkaufte Gegenſtände mit Liſt oder Gewalt wieder in ihren Beſitz zu bringen, ſind ſie nicht abgeneigt, wie denn zum Beiſpiel in einem Burjatendorfe eine Frau verſuchte, einen von Jacobſen ihrem Manne abgekauften Sattel von dem Wagen des Reiſenden wieder wegzunehmen und in ihre Hütte zurückzubringen, ſo daß es nur unter Anwendung von Gewalt und durch eine beträchtliche Erhöhung der ſchon gezahlten Kaufſumme gelang, ihrem Verfahren Einhalt zu thun. Gegen die von der ruſſiſchen Regierung eingeſetzten Beamten in den einzelnen Dörfern zeigen ſie ſich häufig ungehorſam und ſtörriſch, während ſie den Befehlen ihrer Stammhäuptlinge, welche übrigens zum Theil verhältnißmäßig gebildete Leute ſind, willig nachkommen. Dem Tabaksgenuſſe ſind beide Geſchlechter faſt jeden Alters leidenſchaftlich ergeben; kleine Kinder, welche kaum auf den Füßen feſtſtehen gelernt haben, rauchen ſchon den abſcheulichen, mit Baumrinde gemiſchten Tabak, der bei ihnen allgemein im Gebrauch iſt. Vom Trunke ſcheinen ſie nicht in ſo hohem Grade beherrſcht zu ſein, wie ihre Stammverwandten im Altai; immerhin aber ſpielt bei allen ihren Feſtlichkeiten der Genuß des Milchbranntweins eine ſehr bedeutende Rolle und es iſt wohl möglich, daß ſie denſelben nur deshalb nicht in gleich großen Quantitäten trinken wie die Kalmüken, weil er bei ihnen beträchtlich ſchwerer iſt als bei jenen. Auch ihre Habſucht hatte der Reiſende Gelegenheit genügend kennen zu lernen; für die werthloſeſten Gegenſtände forderten ſie von ihm ganz exorbitante Preiſe. Ob der Vorwurf hochgradiger Sinnlichkeit gerechtfertigt iſt, welchen Albin Kohn[1]) beſonders den Burjatinnen macht, von denen er behauptet, daß ſie ohne Unterſchied bereit wären, für Geld Jedem ihre Reize preiszugeben, wage ich nicht zu entſcheiden; immerhin zeugt es nicht von einem Ueberfluſſe an Schamgefühl, wenn Jacobſen berichtet, daß der polniſche Schreiber in einem der von ihm beſuchten Dörfer mit einem ganz jungen Ehepaare die Wohnung getheilt habe, ohne daß die Frau daran den geringſten Anſtoß genommen hätte. Füge ich endlich noch hinzu, daß die Burjaten ſehr unreinlich in Beziehung auf Kleidung, Speiſen und Getränke ſind, ſo wird das Angegebene genügen, um das zu Anfang dieſes Abſchnittes ausgeſprochene Urtheil zu begründen.

Was aber den Verkehr mit den Burjaten am meiſten erſchwert, iſt die abergläubiſche Geſinnung, von welcher ſie in ebenſo hohem Grade beherrſcht ſind, wie die übrigen Stämme Sibiriens. Denn wenn man auch weſtlich des Baikalſees von ruſſiſcher Seite die Einführung des Chriſtenthums verſucht hat und noch verſucht, ſo ſind doch bis heute dieſe Bemühungen wie faſt alle anderen ruſſiſchen Civiliſationsbeſtrebungen unter dieſem Volke ſo gut wie unfruchtbar geblieben; beſonders hängen die cisbaikaliſchen Burjaten noch mit ſtarrer Zähigkeit am Schamanismus feſt. Dieſer Mißerfolg liegt wohl zum großen Theil daran, daß die Träger des Chriſtenthums und der ruſſiſchen Civiliſation, die Popen und die ungebildeten, ja häufig genug aus Verbrecherkreiſen hervorgegangenen Anſiedler, keineswegs die für den angegebenen Zweck geeigneten Perſönlichkeiten ſind; einen großen Theil der Schuld aber trägt auch die Abneigung der Eingeborenen gegen alles, was einer Aufgabe ihrer alten religiöſen Ueberlieferungen ähnlich ſieht. Wenigſtens geht das deutlich daraus hervor, daß auch die Prieſter des Buddhismus, welcher aus China in das transbaikaliſche Burjatenland eingedrungen iſt, aller Anſtrengungen ungeachtet ebenſo wenig im Stande geweſen ſind, den Schamanismus zu verdrängen, wie die Ruſſen.

Die Erfahrungen, welche der Reiſende über die religiöſen Anſchauungen und Gebräuche der Burjaten während ſeines Aufenthaltes unter ihnen zu ſammeln vermochte, will ich hier, ergänzt durch einige Zuſätze aus anderen Berichten, im Folgenden zuſammenſtellen. Wie bei allen dem Schamanismus huldigenden Völkerſchaften iſt auch bei den Burjaten der Glaube an gute und böſe Geiſter vorhanden. Die erſteren ſind in Abbildungen in allen Häuſern vorhanden. Schon ehe man die Hütte des Burjaten betritt, gewahrt man an der Außenſeite derſelben dicht neben der Thür kleine Holzkäſtchen mit einem Schieberdeckel von 10 bis 16 cm Länge und 3 bis 8 cm Breite, welche für die Behauſung des Altatá gehalten werden, dem der Hausherr den Schutz über ſeine Hütte, ſeinen Hof, ſein Vieh und ſonſtiges Beſitzthum anvertraut. Dieſe Käſtchen werden auch wohl durch Gehänge aus zuſammengebundenen Lederſtreifen und Zeugläppchen erſetzt, wie ſie auch am Amur als gottesdienſtliche Geräthe wiederkehren. Als Opfergaben für den Altatá findet man überall neben ſeiner Behauſung kleine Stückchen aus Filz, welche denſelben Namen wie der Gott führen und in der Vorſtellung der Burjaten wohl bisweilen mit jenem völlig in Eins zuſammenfließen mögen. Im Inneren des Hauſes finden wir links vom Eingange ebenfalls mehrere Götzenbilder, welche aus einem Holzreif beſtehen, in deſſen Mitte ein paar elende Zeuglappen befeſtigt ſind[1]); nur ſelten tritt an die Stelle der letzteren ein bis zur Unkenntlichkeit roh und kunſtlos gefertigtes Menſchenbild. Trotzdem ſtehen dieſe Götzenbilder in hohen Ehren, denn ſie ſtellen diejenige überirdiſche Macht dar, welche den Frauen Fruchtbarkeit verleiht und die Kinder des Hauſes unter ihren beſonderen Schutz nimmt, indem ſie die böſen Geiſter mit Pfeilen, welche mit Seidenfäden umwickelt ſind und dicht neben dem Bilde hängen, abwehrt. Der Name dieſes Götzen iſt Tunurſchin-chobún-ſcheſchín-bará.

Daß von den Burjaten auch ein Gott des Feuers verehrt wird, iſt ſchon daraus zu ſchließen, daß ſie die Gewohnheit haben, von jedem Schälchen Milchſchnaps, der übrigens hier ebenſo wie bei den Altajern Taraſſun heißt, ein paar Tropfen als Spende in das Herdfeuer — wenn dieſer Aus-

---

[1]) Sibirien und das Amurgebiet. Leipzig, Spamer, 1876, Bd. I, S. 72, 78, 89. In einzelnen Punkten ſcheint mir der genannte Schriftſteller zu hart über die Burjaten zu urtheilen; ſo beſonders, wenn er ihnen alle Induſtrie abſpricht, S. 79. Vielmehr ſind die Schmiedearbeiten der Burjaten in ganz Sibirien geſucht, und auch ſehr gute und dauerhafte Böttcherarbeiten eigener Fabrikation hat Jacobſen bei ihnen gefunden. Vergl. übrigens Rittich a. a. O. Andererſeits trifft die Beurtheilung, welche ihnen in Peſchel-Kirchhoff's Völkerkunde S. 381 zu Theil wird, auch nicht das Richtige, denn die Burjaten neigen eher zur Gewaltthat als zur Gutartigkeit.

[1]) Ganz ähnliche, aber bei weitem ſorgfältiger und kunſtvoller gearbeitete Götzenbilder findet man auch in den Jurten der altajiſchen Bergkalmüken, während ſie bei den Amurvölkern gänzlich fehlen.

druck hier erlaubt ist — zu gießen. Außerdem aber wurden Jacobsen im Irkutsker Museum zwei Zeugpuppen in einem Filzfutterale gezeigt, welche als eine getreue Nachbildung des sogenannten Feuerherrn der Burjaten und seiner Frau bezeichnet wurden. Dem Reisenden selbst gelang es in keinem der von ihm besuchten Häuser, ein Original dieses Götzenbildes zu Gesicht zu bekommen, woraus doch wohl hervorgeht, daß dasselbe von den Burjaten besonders hoch gehalten und mit großer Sorgfalt den profanen Blicken Fremder entzogen wird. Damit würde sehr gut übereinstimmen, daß es die Burjaten ebenso wie die Golden am Amur für einen schweren Frevel halten, einen Brand von ihrem Feuer in ein anderes Haus hinüberzutragen oder ihr Herdfeuer auszulöschen [1]). Nach dunklen Andeutungen, welche dem Reisenden gemacht wurden, aber durch andere Berichte bestätigt werden [2]), nehmen Himmel und Erde unter den guten Göttern der Burjaten die erste Stelle ein; ihre höchste Gottheit trägt den Namen Tengeri oder Tengri, d. h. Himmel [3]).

Die Art der Gottesverehrung ist eine doppelte. Einmal besteht sie im Gebet, welches der Burjate mit gen Himmel gerichtetem Gesichte zu verrichten pflegt, und zweitens in Opferungen mannigfacher Art. Die Opfer für den Altatá und die Libationen für den Feuerherrn sind schon erwähnt. Wenn schon in den letzteren die den Opfern im Allgemeinen zu Grunde liegende Anschauung von einer Nahrung, welche den Göttern dargebracht wird, hervortritt, so ist das noch viel mehr der Fall bei der Verehrung, die man dem Tumurschín-chobán-scheschin-bará zollt. Derselbe wird nämlich häufig mit dem Fett geschlachteter Schafe bestrichen [4]) und starrt in Folge dessen, und da sich auf ihm auch der Rauch des Herdfeuers niederschlägt, förmlich von Schmutz. Größere Opferfeste finden jährlich zweimal, und zwar im Frühling und im Herbst statt. Sie werden auf freiem Felde abgehalten und geben dem Volke Veranlassung zu lauter Fröhlichkeit. Die Opferthiere sind entweder Hammel oder Pferde, seltener Rinder oder Ziegen. Nachdem dieselben geschlachtet worden sind, befestigt man den Schädel, die Knochen und die Haut ähnlich wie bei den Altajern und ihren östlichen Nachbarn, den Teleuten, derartig auf einem Gestelle von Birkenholz, daß die Formen des lebenden Thieres noch zur Geltung kommen. Das Fleisch wird sodann an Ort und Stelle von der Opferversammlung verzehrt, und während des Mahles werden Gebete gesprochen und Libationen von Tarassun dargebracht, die jedenfalls dem Tengeri gelten. Bei diesen Libationen benutzt man große Holzkannen mit einem Deckel und einem Ausgusse, welche für so heilig gehalten werden, daß sie ein Burjate auch für den höchsten Preis, den man ihm bietet, nicht herausgiebt. Natürlich spielt bei diesen Opferfesten auch der Genuß des Milchbranntweins eine große Rolle, wenn auch nicht so wüst getrunken wird wie bei den Altajern. Auch von den einzelnen Hausherren werden, besonders bei wichtigen Familienereignissen, Opfer, bestehend in Schafen und Pferden, dargebracht, bei denen man ähnlich wie bei den großen Opferfesten verfährt. Als Zeichen dafür, daß das Opfer ordnungsmäßig vollzogen ist, pflanzt der Hausherr vor seiner Wohnung einen Birkenstrauch auf, so daß von Jacobsen vor manchen Häusern förmliche Gehölze dieser Art bemerkt wurden. Hier und da findet man in dem Gebiete der Burjaten auch Gerüste, die hohen Tischen nicht unähnlich sind. Sie dienen dazu, um vom Blitze erschlagenes Vieh auf ihnen niederzulegen. Vermuthlich ist auch das eine Art von Opfer oder doch wenigstens ein Ausdruck dafür, daß der Burjate das Recht der Himmelsgottheit anerkennt, sich durch ihren Boten, den Blitz, ein Stück seiner Heerde anzueignen, das damit für den Genuß von Seiten der Menschen unbrauchbar wird. Da man sich um die getödteten Thiere nicht weiter kümmert, so werden sie natürlich bald eine willkommene Beute der Vögel.

Die höchste Autorität in allen religiösen Angelegenheiten besitzt der Schamane. Er verfertigt die Götzenbilder und verkauft sie seinen Landsleuten für Geld oder Vieh, er vollzieht gegen gute Bezahlung und Bewirthung die Privatopfer, er enthüllt als Prophet die verborgene Zukunft, er heilt als Arzt die Krankheiten seiner Volksgenossen, ja er soll sogar von den Burjaten bei ihren Rechtsstreitigkeiten noch immer lieber zum Richter aufgerufen werden als die russische Obrigkeit [1]). Bei seiner Thätigkeit als Arzt geht er von dem Gedanken aus, der dem Schamanenthum in allen seinen Verbreitungsgebieten eigenthümlich ist, daß jede Krankheit wie überhaupt jedes Uebel die Folge der Feindschaft eines bösen Geistes ist, dessen Zorn der Betroffene auf sich gezogen hat, und daß es darauf ankommt, den Teufel zum Ablassen von seinem Opfer zu zwingen. Dieser Zweck wird natürlich am gründlichsten dadurch erreicht, daß der Schamane den sich verborgen haltenden bösen Geist ausfindig macht und dann tödtet. So besteht denn die Heilmethode der burjatischen Schamanen fast durchweg darin, daß sie Beschwörungen murmelnd in der Hütte herumlaufen und den Quälgeist suchen, der denn endlich auch regelmäßig in Gestalt einer von ihnen selbst in einem Winkel heimlich vorher versteckten Zeug- oder Papierpuppe entdeckt wird. Indem nun dieser Geist mit dem Pfeile durchschossen wird, verliert der von ihm ausgehende Zauber seine Kraft, und der Kranke wird gesund oder — auch nicht. Tritt der erstere Fall ein, so fällt natürlich das Verdienst der Heilung dem Schamanen zu, der sich übrigens auch bei dieser Arbeit schon vor ihrer Verrichtung seines Lohnes zu versichern weiß; stirbt hingegen der Kranke, so fällt es trotzdem Niemandem ein, die Kraft des Zauberpriesters in Zweifel zu ziehen, sein Ansehen ist und bleibt unantastbar.

Die Tracht der burjatischen Schamanen ist im Allgemeinen dieselbe wie die ihrer kalmükischen Zunftgenossen. Sie besteht aus einer ledernen Jacke mit daran anschließendem Unterrocke aus demselben Stoffe. Beide sind mit Thierfellen und Zeugstreifen dicht besetzt, und zu diesem Schmucke kommen noch eine Menge von Kupferschnitzelchen, welche wohl dazu dienen sollen, die Glocken, die sonst bei den Schamanen Sibiriens gebräuchlich sind, zu ersetzen. Mütze und Trommel spielen natürlich auch hier eine hervorragende Rolle; doch scheint die letztere einfacher gearbeitet zu sein als die kalmükische. Während nämlich diese einen geschickt geschnitzten Griff hat, der ein männliches Wesen vorstellen soll, zeigt die burjatische nur ein einfaches Kreuz aus zwei Eisenstäben. Der auch bei anderen Völkern gebräuchliche Schamanenstab hat hier eine eigenthümliche Form. Er erscheint nämlich in der Gestalt eines hölzernen Pferdebeines,

[1]) A. Bastian: Besuch bei schamanischen Burjaten. Ausland 1866, S. 534.

[2]) A. a. O., S. 534 und W. Radloff: Das Schamanenthum und sein Kultus. Leipzig, T. O. Weigel, 1885, besonders S. 6 und 7.

[3]) Ebenda.

[4]) Diese Art der Verehrung erinnert lebhaft an die bei den Golden gebräuchliche Bestreichung des Mundes der Fischgötter mit Fischblut und -Fett, welche sowohl vor als nach dem Fischfange eintritt, vorausgesetzt, daß derselbe günstig gewesen ist.

[1]) Vergl. A. Kohn a. a. O. S. 77. Ich bin auf die eigenthümliche Stellung der Schamanen mit Absicht nicht näher eingegangen, verweise aber für diesen Gegenstand außer auf Peschel-Kirchhoff, Völkerkunde, S. 261 ff. auf A. Bastian's und W. Radloff's oben angeführte Arbeiten.

an dessen Gelenken Glocken und lang herabhängende Felle von Eichhörnchen und anderen Pelzthieren befestigt sind, während bei den Golden lange und ziemlich starke Stöcke mit geschnitzten Knäufen üblich sind.

Auf sein Verlangen wurde Jacobsen eine Schamanenhandlung [1]) vorgeführt, die ich hier nach seinem Berichte beschreibe. Der Schamane, ein noch junger Mann, trat in seiner gewöhnlichen Kleidung auf, nur trug er auf dem Kopfe einen großen russischen Filzhut mit lang herabhängenden bunten Bändern. Zunächst trat er zu einer links von der Thür seines Hauses stehenden Lade und nahm aus derselben zwei der eben beschriebenen Stäbe heraus, die er dann mit langsamen und feierlichen Bewegungen auf den Boden niederlegte. Dann entnahm er aus demselben Kasten eine Hand voll des heiligen Krautes Gangá, und, langsam an das etwa in der Mitte des Fußbodens brennende Feuer herantretend, warf er die trockenen Stengel in die Flammen. In den sich entwickelnden Rauch hielt er dann die Stäbe und ließ auch, indem er sich weit vornüber beugte, seinen Oberkörper von demselben umziehen, als ob er sich zu der bevorstehenden heiligen Handlung weihen lassen wollte [2]). Nachdem er darauf die unteren Enden seiner Stäbe in die Asche des Krautes gestoßen hatte, trat er mit geschlossenen Augen und mit hoch erhobenen Stäben von der niedriger gelegenen Feuerstelle auf den etwas höheren Bretterfußboden des Hauses zurück und nahm in der linken Hälfte desselben — von dem Eintretenden aus gerechnet — seine Stellung ein. Noch immer die Augen geschlossen haltend, begann er einen ziemlich melodischen Gesang, der zunächst eine nicht unangenehme Stimmung ausdrücken zu sollen schien. Während dieses Gesanges hatte Jacobsen den Eindruck, als ob die zahlreich gegenwärtigen Burjaten sich in sehr wenig erfreulicher Stimmung befänden, der sie auch durch das mehrmalige Ausstoßen dumpfer Laute, die wie von halbunterdrücktem Schmerze ausgepreßt klangen, Ausdruck gaben. Nach und nach jedoch wurde der Gesang des Schamanen immer dumpfer und wilder, seine Geberden wurden immer unruhiger und rascher wechselnd. Die Stäbe wanderten ohne Unterbrechung von einer Hand in die andere, und während der Schamane die mit beiden zeitweilig bewaffnete wie beschwörend in die Höhe hob, fuhr er mit der anderen konvulsivisch über die Stirn und durch das in langen Strähnen von seinem Haupte herabhängende schwarze Haar. Je trauriger und wilder nun der Gesang des Schamanen wurde, der allmählich in ein fortwährendes Stöhnen und Schluchzen, untermischt mit unheimlich klingenden Gurgellauten, überging, desto mehr hellten sich die Mienen seiner Landsleute auf, und zuweilen unterbrachen die letzteren den Beschwörer durch ein kurzes und höhnisches Lachen, so daß es den Anschein hatte, als ob sie den zu lösenden Zauber schon als machtlos geworden betrachteten und nicht mehr unter seiner beängstigenden Einwirkung ständen.

Uebrigens ließ sich der Schamane durch das Benehmen seiner Landsleute durchaus nicht in seiner Thätigkeit stören, sondern er schritt unaufhörlich mit geschlossenen Augen und unter fortgesetztem Aufheben und Schütteln der Stäbe vorwärts und rückwärts. Aber dabei blieb es nicht; vielmehr stellte er sich in regelmäßigen Pausen zwei- oder dreimal mit dem Gesichte ganz nahe vor die Wand des Hauses und stieß unter heftigem Kopfschütteln und wie in furchtbarem Schmerze sich krümmend ein gräßliches Gebrüll aus, das einem gutturalen Grrr glich und im höchsten Grade unheimlich und beängstigend wirkte. Indem er dabei die Arme mit den Stäben nach hinten ausstreckte und heftig schüttelte, vermehrte der Klang der Glocken noch den ohnehin schon herrschenden Lärm, der für europäische Ohren fast unerträglich war. Als er zum dritten Male an die Wand herantrat, schien sich der Zauber, unter welchem der Schamane gestanden hatte, plötzlich zu lösen. Er flog, wie von einer unsichtbaren Hand gestoßen, mitten in das Haus zurück und wurde nun ruhiger, so daß auch der Reisende, welcher während des letzten Theiles der Vorführung in höchster Erregung gewesen war, wieder frei aufathmete. Dann plötzlich die Augen öffnend und an die oben erwähnte Lade herantretend, legte der Schamane die Stäbe nieder und trocknete den von seiner Stirn herabströmenden Schweiß ab, welcher von der gewaltigen Kraftanstrengung Zeugniß ablegte, die ihm dieser Auftritt verursacht hatte. Obgleich diese ganze Schamanenhandlung nur den Zweck hatte, Jacobsen eine Vorstellung von dem bei den Opferfesten und Beschwörungen üblichen Verfahren zu geben, so machte sie doch einen tiefen Eindruck auf ihn und ließ es ihm begreiflich erscheinen, daß sich russische Ansiedler in Sibirien dem von ihrer Umgebung gepflegten Schamanismus ebenfalls hingeben.

Diese Erscheinung tritt nämlich nicht nur bei völlig Ungebildeten ein, sondern auch bei solchen, von denen man nach ihrer Stellung und geistigen Entwickelung voraussetzen sollte, daß sie die Fähigkeit hätten, derartigen Versuchungen zu widerstehen. So erzählte zum Beispiel der Konservator am Irkutsker Museum, Herr Wittkofsky, Jacobsen folgende Geschichte, für deren Wahrheit er sich in aller Form verbürgte. Ein russischer Geistlicher, der als Missionar unter den Burjaten lebte, eiferte besonders heftig gegen das Treiben eines alten, im Volke sehr angesehenen Schamanen, den er mit den verächtlichsten Ausdrücken zu belegen nicht müde wurde. Da geschah es, daß er plötzlich schwer erkrankte, und seine ganze Umgebung war nun fest überzeugt, daß seine Krankheit nur ein Racheakt des beleidigten Schamanen sei. Das war nun zwar nichts Auffallendes, wunderbar aber war es, daß sich auch der Missionar sehr bald dieser Meinung anschloß und sich beeilte, seinen Gegner dadurch zu versöhnen, daß er ihn zu sich rufen ließ und an ihn die Bitte richtete, ihm die Krankheit durch seinen Zauber wieder abzunehmen. Natürlich war der Schamane, welcher schlau genug war, einzusehen, daß die Erfüllung dieser Bitte mehr als alles andere zur Erhöhung seines Ansehens beitragen würde, sogleich zur Beschwörung bereit, und der Missionar ließ nun alle die Gebräuche, welche er früher als Erfindungen des Teufels geschmäht hatte, ruhig über sich ergehen, in der Hoffnung, daß er durch ihre Anwendung von seiner Krankheit befreit werden würde. Wirklich genas er von seinem Leiden, und seit dieser Zeit stand in der Hütte des christlichen Missionars neben den Bildern des heiligen Iwan und Michael friedlich und im Genusse gleicher Verehrung das Götzenbild der Burjaten, der Tunurschín-chobún-scheschín-bará.

Während die Burjaten im Allgemeinen ihre Todten begraben, werden die Leichen der verstorbenen Schamanen verbrannt. Diese Verbrennung geschieht in eigens dazu bestimmten kleinen Birkenwäldchen, die man in der Nähe der burjatischen Dörfer häufig antrifft. Da bei diesen Feuerbestattungen alle Geräthe des Schamanen, wie seine Anzüge, Waffen, Zauberstäbe und Anderes in dem Wäldchen niedergelegt werden, so gäbe ein solches Gehölz für einen Sammler völkerkundlicher Gegenstände eine reiche Ernte, wenn ein Europäer es überhaupt wagen dürfte, dasselbe zu

[1]) Die Schamanenhandlung trägt bei den Burjaten den Namen Bolchó, während der Schamane selbst Bo heißt.

[2]) Ich vermuthe, daß der Rauch dieses Krautes eine Art von betäubender Wirkung auf den Schamanen ausübt, welche die nöthige Ekstase herbeiführen hilft; übrigens war ich nicht im Stande, den Ursprung dieses heiligen Krautes zu ergründen.

betreten. Das ist jedoch durchaus unmöglich, denn die Burjaten pflegen es unausgesetzt zu bewachen und würden sicherlich jeden fremden Eindringling tödten. Diese Birkenwäldchen sind die Wohnsitze der Geister der verstorbenen Schamanen. Deshalb wird hier an ihrer Grabstätte ihr Lieblingspferd geopfert; deshalb hängt man hier auch an einem in den Boden gesteckten Pfahle ein Kästchen mit Thee, Zucker und anderen Dingen auf, welche dem Verstorbenen als Nahrung dienen sollen und jedes Jahr erneuert werden müssen. Von den Bäumen eines solchen Wäldchens darf keine profane Hand ein Blatt oder gar einen Zweig abbrechen; vielmehr hat nur der Schamane dieses Recht, das er zu einem einträglichen Handel benutzt, da ja jeder Burjate, wie oben bemerkt, die Vollziehung seiner Privatopfer durch einen vor seinem Hause aufgepflanzten heiligen Birkenstrauch dokumentiren muß. Uebrigens wird, wie unter den Bäumen die Birke, so unter den Thieren der weiße Hase von den Burjaten für ebenso heilig gehalten wie von den altajischen Bergkalmüken.

Ueber die Eheschließung bei den Burjaten berichtet Jacobsen auf Grund der Erkundigungen, die er von einem ihrer Häuptlinge einzog, Folgendes. Wenn ein Mädchen von einem jungen Manne zur Frau erkoren und der übliche Kalym oder das Brautgeld an die Eltern desselben bezahlt ist, so wird die Verbindung der zukünftigen Gatten durch ein großes Gelage gefeiert, bei welchem die Dorfgenossen von Seiten der feiernden Familie zahlreiche Geschenke erhalten. Danach kehrt das Mädchen wieder auf ein Jahr in das Elternhaus zurück, damit ihr während dieser Zeit die vorher kurz geschorenen Haare lang wachsen, ehe sie in den Ehestand tritt. Ist dieses Jahr um, so führt der Mann sein junges Weib in das eigene Haus ein, ohne daß eine besondere Feierlichkeit diesen Akt begleitete. Natürlich hat auch dann das Haar noch keine beträchtliche Länge erreicht, kann aber doch schon in eine Menge kleiner Zöpfe geflochten werden, welche rings herum von dem Kopfe herabfallen und mit Behängen von Gold- und Silbermünzen, mit Korallen und ähnlichen Schmuckgegenständen verziert werden. Auf dem Kopfe trägt die jung verheirathete Burjatin eine herzförmig gestaltete Silberplatte mit einem silbernen Stirnstreifen, die jedoch beide fortwährend durch ein großes Kopftuch verdeckt werden, weil ihr Anblick anderen Männern als dem eigenen nicht gewährt werden darf. Sobald jedoch die Burjatin ihr erstes Kind geboren hat, legt sie diesen Kopfschmuck ab und flicht ihr Haar in zwei Zöpfe, die je nach Geschmack über die Brust oder den Rücken herabfallen. Uebrigens ist es dem Burjaten durch die Sitte seines Volkes und durch das russische Gesetz gestattet, mehrere Frauen zu heirathen; doch wird von dieser Erlaubniß meist nur dann Gebrauch gemacht, wenn die erste Gattin sich als unfruchtbar erwiesen hat, da Kinderlosigkeit für die größte Schande des burjatischen Hauses gilt. Wie dem Reisenden mitgetheilt wurde, nimmt in neuerer Zeit die Unfruchtbarkeit der burjatischen Frauen immer mehr zu, und man darf wohl schon aus diesem Grunde das Verschwinden auch dieses verhältnißmäßig zahlreichen Volkes in absehbarer Zeit voraussagen, ohne sich einer falschen Prophezeiung schuldig zu machen. Immerhin aber werden sich die Burjaten, da sie durch die Berührung mit Russen und Chinesen, wenigstens zum großen Theil, von der nomadischen Lebensweise zur Seßhaftigkeit, von der Jagd und Viehzucht zum Ackerbau übergegangen sind, noch lange genug erhalten, um in ihrer nationalen Eigenthümlichkeit noch eingehender erforscht werden zu können, als das bisher der Fall gewesen ist.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Edouard Dupont, Direktor des naturgeschichtlichen Museums in Brüssel begiebt sich auf ein halbes Jahr nach dem unteren Congo, um die Geologie des südlichen Ufers zwischen Boma und dem Stanley-Pool zu studiren. Namentlich will er suchen, die Epoche zu bestimmen, während welcher der Congo sich durch die Küstenkette Bahn gebrochen hat, ebenso das Alter der Küstenkette, und Höhlen untersuchen, wo er Spuren früherer Bewohner zu finden hofft. Auch mit der landwirthschaftlichen Geologie jenes Gebietes will er sich beschäftigen.

Nordamerika.

Die Einwanderung von 1886 in New York. Die New Yorker Einwanderungs-Commission hat soeben ihren Jahresbericht veröffentlicht, dem Folgendes entnommen ist: Von 321814 im Jahre 1886 eingewanderten Personen waren 73 099 Deutsche, 59 335 Engländer, 29 312 Italiener, 23 987 Russen, 21 905 Schweden, 10443 Norweger, 15 772 Oesterreicher, 18 135 Ungarn, 4222 Böhmen, 8001 Dänen, 5531 Schweizer, 4998 Franzosen, 3323 Holländer, 2461 Rumänier, 1704 Belgier u. s. w. Die deutsche Einwanderung blieb gegen das Vorjahr um 25 012 zurück, während die Einwanderung aus Oesterreich, Ungarn und Böhmen um 9082 zunahm; auch in der Einwanderung aus England und Irland war ein Zuwachs zu verzeichnen. Von den Eingewanderten gaben 109 554 ihren Bestimmungsplatz als New York an, doch verblieb nur eine Minorität dort. Nach Pennsylvania reisten 42 103, nach Illinois 25 502, Minnesota 12 317, Ohio 9202, New-Jersey 10 432, Michigan 9682, Massachusetts 10161, Wisconsin 9145, Iowa 7886, Connecticut 8023, California 5633, Missouri 5286, Nebraska 4993, Dakota 4536, Kansas 4327 und Texas 3001. Die Uebrigen vertheilten sich auf die anderen Staaten und Territorien. Auf Ward's Island fanden während des Jahres 1886 2354 Einwanderer Zuflucht und es kamen 102 Todesfälle und 68 Geburten daselbst vor. In der dort befindlichen Irrenanstalt wurden 147 Patienten behandelt, von denen 61 nach Europa zurückgesandt wurden, 8 starben, 21 nach anderen Instituten transportirt und 27 als geheilt entlassen wurden. Die Ausgaben der Einwanderungs-Commission beliefen sich im Jahre 1886 auf 125 700,80 Dollars. Der Staat trug hierzu nichts bei, sondern die Ausgaben wurden von den Kopfgeldern bezahlt, die für jeden Eingewanderten von der betreffenden Dampferlinie an die Bundesregierung entrichtet werden mußten. Im Lazareth in Castle Garden fanden 2295 Patienten temporäre Aufnahme, 640 wurden auf längere Zeit verpflegt, 2310 erhielten ärztlichen Rath und Medicin, 13 Personen starben daselbst und 3 Geburten kamen vor.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

V.

Nach Ueberschreiten des Burchan-budda und mit der Ankunft in Dynsy-Obo war die Expedition auf dem Hochplateau von Tibet angelangt. Der Charakter der Gegend und der Natur hatte sich plötzlich geändert: die Reisenden sahen sich in eine ganz andere Welt versetzt, in welcher sie vor Allem der außerordentliche Reichthum der großen Thiere in Erstaunen brachte. Und die Thiere scheuten sich gar nicht vor den Menschen; ganz nahe dem Lagerplatze weideten Heerden von Chulans, lagen oder wanderten wieder Jaks, standen männliche Orongos, hüpften und sprangen die kleinen Ada-Antilopen umher. Die Begleiter Prshewalski's, welche dieses Leben und Treiben zum ersten Male beobachteten, konnten sich nicht genug darüber wundern.

Nach zweitägigem Aufenthalt in Dynsy-Obo wurde der Weitermarsch angetreten. Die bedeutende absolute Höhe der Gegend machte sich unangenehm fühlbar durch Athembeschwerden, Herzklopfen, schnelle Ermüdung, Schwindel und allgemeines Schwächegefühl, erst allmählich gewöhnte man sich daran. Dazu kam, daß die Witterung sich plötzlich änderte: es begann zu stürmen, zu schneien und zu hageln, es wurde nicht allein Nachts, sondern auch Tags recht kalt. Vor einer Woche hatten die Reisenden sich in der brennenden Sonne Tzaidams kaum zu schützen vermocht; jetzt mußten sie schon Morgens ihre Pelze und dicken Handschuhe anziehen.

Endlich war der Paß über das Schuga-Gebirge, 15 200 Fuß (4560 m) hoch, erreicht und wurde überschritten; der Abstieg in das Thal des Schuga-Flusses ist etwas steil, aber immerhin noch gut passirbar. Das Schuga-Gebirge zieht dem Burchan-budda parallel und setzt sich nach Osten in dem Gebirge Urundusch i fort, nach Westen reicht es bis an den Schuga-Fluß. Trotzdem es noch früh im Herbst war, war doch die Nordseite der Schuga-Berge schon mit mehr Schnee bedeckt, als Prshewalski im December 1872 und Januar 1873 hier vorgefunden. Das Thal des Flusses Schuga, in welchem stromabwärts weiter gewandert wurde, hat Wiesencharakter — es ist unbedingt die beste Lokalität in Nordtibet. Hoch in seinem mittleren Theile hat es eine Breite von 6 bis 8 Werst; die das rechte Ufer begrenzende und mit dem Flusse parallel laufende Bergkette ist das Schuga-Gebirge; das am linken Ufer sich hinziehende ist von Prshewalski als das Marco-Polo-Gebirge bezeichnet worden.

Die vortrefflichen Weideplätze im Thale des Schuga-Flusses locken eine große Menge pflanzenfressender Thiere herbei: ununterbrochen wurden bei der Wanderung Chulans, Jaks und Antilopen gesehen. Mit Verwunderung und Neugier blickten die Thiere auf die Karawane, ohne sich zu scheuen. Die Chulanheerden gingen nur wenig zur Seite, um die Karawane vorbei zu lassen, mitunter folgten sie sogar eine Zeit lang den Kameelen. Die Antilopen (Orongo und Ada) weideten in Ruhe, die schwerfälligen Jaks gaben sich gar keine Mühe aufzustehen, sie blieben ruhig liegen. Es schien, als seien die Reisenden in das ursprüngliche Paradies gekommen. Dieser friedliche Zustand, den das beigegebene Bild veranschaulichen soll, wurde aber durch die Jagdlust der Reisenden bald zerstört. Die Mitglieder der Expedition gaben sich der ungetrübten Jagdfreude hin, wenngleich dieselbe hier und da mit Gefahren verbunden war.

Die pflanzenfressenden Säugethiere im Thale des Schuga-gol.

Nachdem die Expedition dem Flusse eine Strecke weit gefolgt war, wurde das Marco-Polo-Gebirge im Passe Tschum-tschum überschritten. Der Uebergang, obschon 16300 Fuß (4890 m) hoch, ist sehr bequem, der südliche Abhang ist nur kurz. Jetzt endlich befanden sich die Reisenden auf dem eigentlichen Hochplateau von Tibet; bei der Weiterwanderung wurde eine geringere Höhe als 14000 Fuß (4200 m) nicht mehr beobachtet.

Aber ungastlich empfing die Reisenden das mächtige Gebirgsplateau! Heftiger Sturm aus Westen, eine bis auf die Knochen dringende Kälte, schwere Schneewolken und die weinerliche, trübe Physiognomie des Führers — alles das verkündigte nichts Gutes. Und nun erklärte der Mongole, weiter kenne er den Weg nicht; es seien schon 15 Jahre her, daß er ihn gewandert sei; er rathe zur Umkehr, sonst würden alle untergehen. Da aber derselbe Mongole früher stets versichert hatte, er kenne den Weg nach Lhassa sehr genau, so traute Prshewalski ihm nicht. Es wurde ihm eine beständige Wache beigegeben und ihm angedroht, daß man ihn bei nächster Gelegenheit erschießen würde, sobald er die Reisenden irre führen würde. Jetzt verlor der ängstliche Mongole aus Furcht wirklich den Weg. Nach vielem Hin- und Herirren kamen die Reisenden an ein kleines Flüßchen, welches der Vermuthung Prshewalski's nach in den Naptschitai-ulan-muren, einen Zufluß des Mur-ussu, strömte. Diesem Flüßchen entlang marschirte man und stieß auf die Spuren des Nachtlagers einer Kameel-Karawane; hieraus konnte man schließen, daß eine Pilgerkarawane dort gerastet hatte, denn Handelskarawanen benutzen zum Transport keine Kameele, sondern Jaks. Da nun alle Pilger entweder von Lhassa kommen oder dahin gehen, so war jene Spur ein sicheres Zeichen, daß die Expedition sich auf der richtigen Fährte befand.

Tamariskenstrauch (Tamarix Pallasii). (Vgl. oben S. 4.)

Aber die Unbill der Witterung steigerte sich und Menschen und Thiere hatten viel zu leiden. Frisch gefallener Schnee bedeckte den Boden und ließ die Kameele nicht das Futter, die Leute nicht immer den Argal finden, und der gefundene Argal war feucht und brannte schlecht. Und doch wollte man sich vor der strengen Kälte, welche bis —23° R. stieg, schützen. Zwei Tage verblieb die Expedition auf einem Fleck, eine Besserung des Wetters abwartend — dann wurde weiter marschirt. Der Himmel hellte sich freilich auf, aber das brachte neues Ungemach mit sich, indem in Folge des Glanzes die Augen der Reisenden und der Kameele erkrankten.

Ungeachtet aller Leiden und Strapazen wurde die Wanderung in der Richtung nach Süden zum Kuku-schili-Gebirge fortgesetzt — der Weg führte über eine stark wellige Ebene, wie solche für das nördliche Tibet charakteristisch sind. Der Boden ist lehmig, hier und da mit Kiesel bedeckt, selten sandig, jedoch überall unfruchtbar; nur hier und da waren Spuren einiger Gräser sichtbar. Charakteristisch aber sowohl für die eben betretene Ebene, wie für ähnliche in Nordtibet, ist der Ueberfluß an Wasser: es giebt viele kleine Seen, Quellen und von den benachbarten Gebirgen herabströmende Flüßchen.

Nach drei Tagemärschen war das Kuku-schili-Gebirge erreicht; obgleich die Kälte Nachts —20° R. betrug, so war es Tags, wenn die Sonne schien, recht behaglich. Das Kuku-schili-Gebirge ist die directe nach Westen gerichtete Fortsetzung des Gebirges Bajan-chara-ula und soll sich vom Fluß Naptschitai-ulan-muren an etwa 600 Werst nach Westen hinziehen; es ist etwa 16000 Fuß (4800 m) hoch, aber wegen der außerordentlichen Höhe der ganzen Ebene ragt der Kamm des Kuku-schili nur etwa 1000 bis 2000 Fuß (300 bis 600 m) über der Ebene hervor. Die Vegetation ist hier äußerst dürftig; auch die Fauna bietet nichts Besonderes bis auf einen neuen Bären, welcher von Prshewalski mit dem Namen Ursus lagomyarius benannt worden ist, weil er sich vor allem von Pfeifhasen nährt. Der tibetische Bär hat die Größe des gewöhnlichen braunen Bären, unterscheidet sich aber von ihm durch den Pelz und die Färbung. Beim Männchen ist die hintere Hälfte des Rumpfes dunkelbraun mit einem Anfluge von Grau, der Widderist fast schwarz, die Brust rothweiß, der Kopf hellroth, die Schnauze noch heller, das Kinn braun, die Ohren dunkelbraun. Die Beine sind braun, die Pfoten weiß. Das Fell trägt lange, dicht stehende Haare.

Der mongolische Führer leitete die Karawane schließlich in ein enges Thal des Kuku-schili-Gebirges und erklärte, den Weg nicht weiter zu kennen — zum Lohn dafür wurde er körperlich gezüchtigt und fortgejagt. Nun übernahm Prshewalski selbst die Führung. Nach einigem Suchen gelangte man in ein Seitenthal und aus diesem ohne besondere Schwierigkeit an die Südseite des Kuku-schili-Gebirges. Vor den Reisenden breitete sich eine weite Ebene aus, welche abermals von Gebirgsmassen, dem Dumbure, begrenzt war. Dieselbe war bald durchwandert, ein Uebergang über das Dumbure-Gebirge rasch gefunden und einem nach Süden strömenden Flusse, dem Dumbure-gol, folgend, gelangte die Expedition in das Thal des großen Flusses Mur-ussu, eines Nebenflusses des Blauen Flusses; hier war Prshewalski bereits einmal im Januar 1873, nur etwas weiter nordöstlich, gewesen; doch hatte er damals nicht weiter vordringen können und mußte umkehren.

Die Expedition marschirte nun längs des Mur-ussu hin, dessen Thal reich an Wiesen ist und viel Thierleben zeigt. Demnach gab es hier wenig Strapazen; vier Kameele und ein Pferd mußten als unbrauchbar zurückgelassen werden. Schließlich erreichte man eine Fuhrt im Flusse und fand deutliche Spuren einer kürzlich hier durchgezogenen Karawane.

Der Mur-ussu, 14 000 Fuß (4200 m) hoch, hatte hier eine Breite von 30 Sashen (63 m) und eine Tiefe von nur $2\frac{1}{2}$ Fuß (75 cm); offenbar war nur zufällig der Wasserstand so niedrig; jedenfalls war der Fluß leicht zu passiren. Nachdem am Ufer des Mur-ussu ein zweitägiger Halt gemacht worden war, den man zu Jagdausflügen benutzte, wurde auf der Tanla-Ebene weiter marschirt. Die Witterung war anhaltend kalt und unfreundlich, die Reisestrapazen sehr groß. Einen traurigen Anblick gewährte die Leiche eines offenbar verunglückten mongolischen Pilgers; große Raubvögel saßen auf und neben ihr, um sie zu verzehren.

Das Plateau vor dem Tanla-Gebirge ist etwa 17000 Fuß (5100 m) hoch, das Tanla-Gebirge selbst etwa 19000—20000 Fuß (5700 bis 6000 m). In Folge dieser bedeutenden Höhe ist das Klima hier noch viel ungünstiger als in den anderen Thälern: im Winter stetige Stürme und heftige Kälte. Prshewalski beobachtete Anfangs November bei Sonnenaufgang — 30° C., Mitte December — 31,5° C.; im Sommer giebt es ununterbrochen Regen, Hagel oder Schnee. Die Vegetation ist äußerst ärmlich und die Fauna bietet gar nichts Charakteristisches dar.

Obgleich hiernach das Tanla-Plateau für den Menschen so unwirthlich als nur möglich ist, so traten hier dem Reisenden dennoch seit Tzaidam zum ersten Male wieder Eingeborene entgegen. Es waren das Jegräer und Golyken, zwei zu den Tanguten gehörige Volksstämme. Beide sind roh und ein Theil jener nordtibetanischen Nomadenstämme, welche unter dem Namen Sok-pa bekannt sind. Die Jegräer nomadisiren beständig im Tanla-Gebirge, indem sie je nach dem Futterreichthum der Gegend ihren Aufenthaltsort wechseln. Die Golyken dagegen nomadisiren im Thale des Mur-ussu, dort, wo der Naptschitai-ulan-muren in denselben einmündet. Letztere kamen der Expedition gar nicht zu Gesicht; die Jegräer aber stießen mit ihr bei ihrem Uebergange über das Tanla-Gebirge zusammen.

So weit Prshewalski die Jegräer beobachten konnte, unterscheiden sie sich nicht viel von den Tibetern, welche südlich vom Tanla nomadisiren. Es werden gewiß Unterschiede bestehen, aber für den flüchtigen Beobachter sind diese nicht auffindbar. Der in der Abbildung hier vorgeführte Jegräer glich in seinem Gesichtsausdrucke nicht ganz seinen Mitbrüdern.

Von den Tibetern wird später die Rede sein — fast Alles, was dort gesagt werden wird, bezieht sich auch auf die Jegräer. Die zu letzteren gehörigen Leute haben lange, mähnenartig auf die Schulter herabhängende, schwarze Haupthaare; Schnurr- und Kinnbart sind schwach; das Gesicht niedrig, ebenso der Kopf; die Hautfarbe dunkelgelb; ihre Kleidung ist sehr schmutzig; bewaffnet sind sie mit Säbel, Luntenflinte und Lanze; so sitzen sie zu Pferde. Durch die beständige Unterwürfigkeit der mongolischen Pilger verwöhnt, haben sie ein sehr zuversichtliches, fast freches Auftreten, doch sind sie ebenso feige, wie überhaupt alle Asiaten. Die Jegräer leben, den Tibetern gleich, in schwarzen, aus groben Wollgeweben angefertigten Zelten, die an den Lagerplätzen nicht dicht beisammen stehen, sondern nur zu je zwei oder einigen bei einander. Die Jegräer beschäftigen sich insonderheit damit, die von Norden her nach Lassa ziehenden Karawanen, besonders die Pilger, anzugreifen und zu berauben — mitunter ein sehr lohnender Beruf. Sie bewachen den Weg und den Paß über den Tanla so streng, daß nicht eine einzige Karawane ihnen entgehen kann, nehmen den Reisenden einen Theil des Geldes und des Gepäckes ab und lassen sie dann weiter ziehen. Ist die Karawane sehr zahlreich und wird sie gut bewacht, so stehen die Jegräer von ihrem Vorhaben ganz ab oder sie vereinigen sich mit den Golyken zu einem gemeinsamen Ueberfall, um so ihren Zweck sicher zu erreichen. Im Jahre 1874 überfielen 800 Mann die Karawane des von Lassa nach Peking zurückkehrenden Residenten, welcher außer seinem Eigenthum noch gegen 30 Pud (480 kg) Gold mit sich führte. Die aus 200 Mann Soldaten bestehende Schutzwache des Residenten wurde aus einander getrieben, das Gold und andere Kostbarkeiten geraubt; zur Strafe für den geleisteten Widerstand zertrümmerten die Jegräer die Tragbahre des Residenten, so daß dieser, der des Reitens fast unkundig war, gezwungen wurde, bei der Fortsetzung seiner Reise sich eines Reitthieres zu bedienen.

Ein Jegräer.

Die Jegräer ernähren sich neben ihren Räubereien von den Erträgnissen der Jagd und der Viehzucht; trotz des schlechten Klimas und der schlechten Weiden steht es mit ihren Viehheerden recht gut. Sie züchten Jaks, Schafe und auch Pferde, welche sehr ausdauernd und vortrefflich die steilen Berge zu erklettern im Stande sind. Man rechnet gegen 400 Zelte, was, fünf Individuen auf ein Zelt angenommen, etwa 2000 Individuen beiderlei Geschlechtes giebt. Sie bilden einen Aimak und sind dem Häuptlinge der Golyken untergeordnet; sie zahlen ihm alljährlich einen

Flucht der Jegraïer.

sehr geringen Tribut: 2 Gin (ca. 500 g) Butter und ein Lammfell von jedem Zelt.

Die Golyken sind viel zahlreicher. Sie bilden drei Aimak mit 1500 Zelten, sind also etwa 7500 Personen beiderlei Geschlechtes stark. Sie leben am Blauen Flusse, etwas unterhalb der Einmündung des Naptschitai-ulan-muren, treiben Viehzucht, beschäftigen sich mit der Jagd, aber auch mit Goldwaschen am Mur-ussu. Sie sind eben solche Räuber wie die Jegräer, doch dehnen sie ihre Raubzüge weiter aus als jene, z. B. bis nach Tzaidam. Sie berauben aber auch die mongolischen Pilger und die tibetischen Kaufleute, welche mit ihrer Waare von Lhassa nach Donkyr oder Sinin und zurück ziehen. Sowohl die Golyken, wie die Jegräer sind (rothe) Buddhisten [1]). Sie erkennen zwar weder die chinesische noch die tibetische Oberhoheit an, doch besuchen Abgeordnete beider Stämme nicht selten Lhassa; ihr Chef Artschumbum überreicht dann dem Dalai-Lama Geschenke, und ebenso erhalten die chinesischen Beamten in Sinin ihre Gaben.

Das Ueberschreiten des Tanla-Gebirges kostete acht Tage. Die Expedition marschirte langsam; Thiere wie Menschen waren ermüdet und fühlten sich in der bedeutenden Höhe sehr unbehaglich. Der Weg, ein Saumpfad, war schlecht, dazu kamen Futtermangel, heftige Nachtfröste und starke Winde.

Hier im Tanla-Gebirge traf Prshewalski zu wiederholten Malen auf kleinere und größere Haufen von Jegräern. Die ersten waren über die fremden Leute sehr verwundert, doch waren die Beziehungen anfangs sehr freundschaftlich; es konnte sogar ein kleiner Handel, der Ankauf einiger Schafe und einiger Gin Butter, mit ihnen abgeschlossen werden; doch hielten sie sich dabei stets etwas zurück. Allmählich aber wurden sie dreister; am Tage, als die Expedition die Paßhöhe des Tanla überschritten hatte, am 7./19. November 1879, folgten etwa sieben berittene Jegräer derselben, und sobald etwa 11 Werst südlich vom Kamme das Lager aufgeschlagen worden war, verschwanden sie. Jetzt erschienen etwa 15 bis 17 Jegräer unter dem Vorwande, Butter zu verkaufen. Während des Handelns stahl einer dem Dolmetscher Abdul Jussupow ein Messer aus dem Gürtel. Als Abdul dasselbe zurückforderte, zog der Jegräer seinen Säbel und schlug damit auf den linken Arm Abdul's, ohne jedoch mehr als den Pelz und das Gewand zu verletzen. Ein anderer Jegräer warf sich mit seiner Lanze gleichzeitig auf

Obo auf dem Gipfel des Berges Bumsa.

Abdul. Glücklicher Weise gelang es dem dabei stehenden Lieutenant Roborowski, die Lanze zu erfassen und sofort zu zerbrechen. Jetzt griffen einige Jegräer nach ihren Lanzen, Säbeln und Schleudern, andere zündeten die Lunten ihrer Flinten an und eilten hinter den nächsten Felsen, offenbar um von da auf die Russen zu schießen; wieder andere wurden mit den Kosaken handgemein. Alles war in einer Minute geschehen, so daß die Russen kaum nach ihren Gewehren greifen konnten. Jetzt begannen die Jegräer aus ihren Verstecken heraus zu schießen und mittelst ihrer Schleudern wohlgezielte Steine zu werfen. Nun kommandirte Prshewalski Feuer — Schnellfeuer: bei der ersten Salve schon begannen die Jegräer zu fliehen — weitere Salven begleiteten sie: vier Räuber waren todt, einige verwundet; die übrigen flüchteten in die Berge.

Die Nacht ging ohne Störung vorüber. Am anderen Morgen wurde die Karawane so geordnet, daß die drei Echelons neben einander marschirten, während die Glieder der Expedition alle bei einander vorn an der Spitze waren. Alle waren bis aufs Aeußerste bewaffnet. So wurde bis zum Eingange einer Schlucht marschirt: die Jegräer standen mit ihren Pferden davor, offenbar daselbst Wache haltend; eine andere Abtheilung hatte am Abhange eines Berges Platz genommen und eine dritte sammelte sich im Rücken der Karawane. Zwei Werst wurden so unter steter Aufsicht der Jegräer gemacht, die Karawane war jeden Augenblick eines Ueberfalles gewärtig: die Entfernung zwischen ihr und den Jegräern verringerte sich allmählich. Prshewalski's Geduld war am Ende: er kommandirte auf 600 Schritte Feuer und 12 Kugeln schlugen in den nächsten Haufen der Jegräer, und ehe diese sich besinnen konnten, folgte eine zweite und dritte Salve. Die Feinde flogen aus einander, so schnell sie konnten — einige Salven wurden ihnen nachgesandt — Prshewalski kümmerte sich nicht viel darum, ob es Todte und Verwundete gegeben, sondern eilte, nur aus dem Engpasse herauszukommen. Die Jegräer waren verschwunden.

[1]) In Tibet bestehen drei Hauptsekten des Buddhismus: die Sekte Pön-bo ist die älteste; sie scheidet sich streng von der Sekte der rothen Buddhisten, deren Lamas rothe Kleidung tragen. Die Sekte der rothen Buddhisten, im VII. oder VIII. Jahrhundert gegründet, ist im östlichen Tibet, Nepal, Butan u. s. w. verbreitet. Die dritte Sekte ist die der gelben Buddhisten, nach der gelben Kleidung der Lamas so genannt; sie wurde im XIV. Jahrhundert durch den großen Reformator Don-Kaba gestiftet und ist die zahlreichste, jetzt vorzüglich in Tibet und der Mongolei verbreitete. Charakteristisch für die Sekte der gelben Buddhisten ist die Ehelosigkeit der Lamas.

Beim Weitermarsche stieß man auf heiße Mineralquellen, bei denen früher Zelte gestanden hatten, weil Kranke aus Lhassa hier Heilung suchten; jetzt war aus Furcht vor dem Räubergesindel Niemand hier.

Eine kurze Strecke ging der Weg längs einem Flüßchen Tantschu, welcher in den Santschu einmündet. Der Santschu heißt bei den Mongolen Bugyn-gol, strömt nach Südosten und ergießt sich in den Nap-tschu oder (mongolisch) Chara-ussu. Am Santschu begegneten den Reisenden die ersten wirklichen Tibeter, welche am Tantschu nomadisiren, aber nicht dem Dalai-Lama, sondern den Chinesen in Sinin unterstehen. Von nun wurden die Niederlassungen häufiger und die Bewohner kamen den Reisenden überall entgegen, um Schafe, Butter und andere Dinge zum Verkaufe anzubieten.

Zwei Tagereisen vom Santschu kamen der Karawane drei Mongolen entgegen, von denen der eine Dadai, ein alter Bekannter aus Tzaidam, die beiden anderen Lamas waren, und theilten Folgendes mit: Die Tibeter seien entschlossen, die Russen nicht nach Tibet hereinzulassen, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, man wolle den Dalai-Lama rauben. In der Residenz desselben schreie Alt und Jung: „Die Russen kommen, um unsere Religion zu vernichten; wir lassen sie nicht herein, erst müssen sie uns alle tödten, dann können sie in unsere Stadt gelangen!“ Um die Russen vom weiteren Vordringen abzuhalten, seien militärische Posten von dem Grenzdorfe Nap-tschu bis zum Tanla-Gebirge errichtet worden, nur jetzt während des Winters seien dieselben eingezogen.

Bald trafen die Reisenden auch mit den vorausgeschickten tibetischen Beamten zusammen; letztere benahmen sich sehr anständig, schrieben Namen und Zahl der Begleiter Prshewalski's auf, prüften seinen chinesischen Paß und baten schließlich, die Karawane solle nicht weiter vorgehen, sondern Nachrichten aus Lhassa abwarten. Eine Erholung that den Mitgliedern der Expedition sehr noth — mit Gewalt konnte nichts ausgerichtet werden, folglich fügte sich Prshewalski und ließ am Fuße des Berges Bumsa das Lager aufschlagen.

Der Berg Bumsa, 17 000 Fuß (5130 m) hoch, war der südlichste Punkt, bis zu welchem er vordringen konnte; trotz seiner bedeutenden absoluten Höhe erhebt er sich nur 1600 Fuß (480 m) über das Plateau, auf welchem die Expedition lagerte. Der Gipfel ist ziemlich flach und trägt einen sogenannten Obo, wie solche an verschiedenen Stellen der Mongolei und Tibets angetroffen werden. Ein solcher Obo besteht aus pyramiden- oder kegelförmigen Steinhaufen, zwischen denen Stäbe oder Stangen in den Erdboden eingetrieben sind; an Seilen, welche zwischen den Stangen ausgespannt sind, hängen kleine mit Gebeten beschriebene Lappen. Dazwischen liegen auf dem steinbedeckten Boden Schädel wilder und zahmer Jaks. Es ist das ein buddhistisches Heiligthum; jeder Buddhist, der einen solchen Ort betritt, bringt eine Gabe dar, einen Knochen oder einen Stein; wenn er gar nichts zur Hand hat, so reißt er wenigstens seinem Pferde oder seinem Kameele ein Büschel Haare aus und legt es daselbst nieder.

Der Berg Bumsa erreicht die Schneelinie nicht, auch jetzt am Ende des November war sein Gipfel frei von Schnee; sogar Spuren von Pflanzen fanden sich zwischen den Steinen. Vom Gipfel ist nach Süden zu der schneebedeckte Gebirgszug Samtyr-Kansyr, nach Norden zu die Höhe des Tanla-Gebirges deutlich sichtbar; nach Westen und Osten zieht sich das wellige Terrain bis zum Horizont hin.

Baku.

(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

II.

[Die Abbildungen nach Photographien.]

Das Gebiet, auf welchem Naphta vorkommt, beschränkt sich nicht auf den Kaukasus allein; es beginnt im Westen bei Kertsch, umfaßt die beiden Abfälle des Gebirges, wo man noch in 2750 m Höhe Petroleum erbohrt hat, bis Baku hin und erstreckt sich quer durch das Kaspische Meer, in welchem an verschiedenen Stellen Gase und Oel emporsteigen, über die Insel Tscheleken bis zum Balkan-Gebirge, wie wir gesehen haben. In dieser weiten Zone ist aber das weitaus wichtigste Gebiet die Umgegend von Baku, wo auch die unterirdische Thätigkeit ihr Maximum erreicht. Der Boden ist dort an vielen Stellen mit thätigen Schlammkratern bedeckt und verändert fast beständig seine Oberfläche; aus Spalten entweicht brennbares Gas, welches man durch einen Funken in Brand stecken kann. Steigt man in einer ruhigen Nacht auf den Thurm des jungen Mädchens, so kann man leicht die ganze Halbinsel Apscheron mit phosphorescirenden Lichtern bedeckt sehen. Im Jahre 1886 stieß einer der Schlammvulkane eine 300 Fuß hohe Gassäule aus, welche in der Nacht in Brand gerieth und den Himmel mit phantastischem Roth färbte; aber schon nach einer Stunde hörte das Feuer ebenso plötzlich, als es begonnen hatte, wieder auf, zur großen Freude der geängstigten Einwohner.

Wenn schon im 19. Jahrhundert solche Erscheinungen die skeptischsten Geister fesseln, so begreift man, daß sie den abergläubischen Völkern des Alterthums als etwas Uebernatürliches erscheinen mußten. Darum hat von Urzeiten an bis auf unsere Tage Baku den Anhängern der Lichtreligion für einen heiligen Ort gegolten, wohin sie von Persien aus gepilgert sind. Und daran haben weder die Befehle des Kaisers Heraclius, welcher das von den Parsipriestern unterhaltene Feuer auslöschen ließ, noch die Verfolgungen der Persien erobernden Araber etwas zu ändern vermocht — nur daß sich die Zahl der Gläubigen gewaltig verringert hat. Der Tempel ist stehen geblieben und wird noch heute von Parsis besucht, welche die Fahrt über den Indischen Ocean nicht scheuen.

Das brennbare Gas ist nichts als Petroleumdämpfe, welche durch den hohen Druck innerhalb der unterirdischen Spalten und Höhlungen nach oben getrieben werden. Ueber die Entstehung des Petroleums sind die Geologen dagegen noch nicht einig; die einen halten die dunkelbraune, fast opalisirende Flüssigkeit des natürlichen Naphta für ein Destillationsprodukt der Kohle und führen für diese Behauptung die täuschende Aehnlichkeit des Naturerzeugnisses

mit demjenigen an, welches man in den Laboratorien auf künstlichem Wege durch solche Destillation erhält. Andere — und deren Zahl ist größer — glauben, daß es durch langsame Zersetzung von Thieren und Pflanzen, die an den Gestaden vorweltlicher Meere lebten, entstanden ist. Durch die Gährung dieser Stoffe entstanden Gase, welche sich in den unterirdischen Hohlräumen zusammen mit dem Petroleum und Salzwasser eingeschlossen finden. Damit sind aber die Erklärungsversuche noch keineswegs erschöpft.

Eine besondere Eisenbahn verbindet Baku, wo sich nur die Destillerien befinden, mit den in Ausbeutung befindlichen Petroleumquellen; dieselben liegen etwa 14 km nordöstlich von der Stadt auf dem etwa 200 Fuß über das Meer sich erhebenden Plateau von Balachani-Sabuntschi. Man stelle sich einen Circus von 3 bis 4 km Durchmesser vor, der von niedrigen Kalksteinhügeln umgeben ist, und dessen Grund aus Sanden, die mit Schichten harten Mergels abwechseln, besteht. In diesen Boden hat man über 400 [1]) Brunnen eingesenkt, welche fast alle gute Resultate gegeben haben; dicht neben einander gedrängt finden sich hier die Anlagen, welche theils Gesellschaften, theils Privatpersonen gehören, 48 im Bezirke von Balachani und 31 in Sabuntschi. Hat der Zug nach 38 Minuten sein Ziel erreicht, so erblickt man 200 bis 250 Kasten aus schwarzem Holz, die großen Fabrikschornsteinen gleichen, vor sich. Aus einer Entfernung von 8 bis 10 km könnte man sie wohl für große dunkle

Ansicht von Balachani und eines Naphtasees.

Bäume halten, die eine Oase in dieser Wüste bilden, und das um so mehr, als man in Folge von Luftspiegelung öfters am Fuße dieser angeblichen Bäume Wasserflächen erblickt. Jeder dieser Holzthürme, im Russischen Wischka genannt, überdeckt einen artesischen Brunnen, welche zur Aufsuchung des Mineralöls in verschiedene Tiefen getrieben sind. Die schönen Zeiten, wo man bloß die Erde aufzukratzen brauchte, um die kostbare Flüssigkeit hervordringen zu sehen, sind längst vorüber; heute muß man 100, 200 m und darüber in die Tiefe bohren, und auch dann findet man sie nicht immer. Wenn die pennsylvanischen Bohrlöcher, welche bis 2000 Fuß hinabgehen, oft gewaltige Kosten verursachen, so kommen andererseits doch auch diejenigen von Balachani mitunter theuer zu stehen. M. Thyß zeigte dem Reisenden ein 300 m tiefes Bohrloch, welches 60000 Mk. gekostet und eine einjährige Arbeit erfordert hat, ohne bisher irgend einen Ertrag gegeben zu haben. Bei einem anderen Brunnen versucht man seit einem Vierteljahre vergeblich, eine einzige Terrainschicht zu durchbohren; der Grund davon soll der gewaltige, bis 150 Atmosphären betragende Druck sein, welchen die in den petroleumhaltigen Sanden eingeschlossenen Gase ausüben, und in Folge dessen sich das vom Bohrer hergestellte Loch immer sofort wieder schließt.

Ueber solche Fragen, wie die besten Stellen für neue Anlagen oder die wahrscheinliche Tiefe der petroleumführenden Schichten, hat man noch keine Daten und Anhaltspunkte; alles ist dem Zufall überlassen. Da man im Ueberflusse

[1]) Im Jahre 1885 waren es 344 mit einer durchschnittlichen Tiefe von 147 m.

Die große Fontaine Nobel.

schwamm, dachte man nicht an die Zukunft und unterließ es, Beobachtungen namentlich wissenschaftlicher Art anzustellen oder auch nur Buch zu führen über die bei den Bohrungen gemachten Erfahrungen. Nur so viel ist bestimmt nachgewiesen, daß das Erdöl nicht gleich dem Grundwasser sich in einer horizontalen, zusammenhängenden Schicht vorfindet. Wie wäre es sonst möglich, daß nur wenige Meter von einander entfernte Brunnen die verschiedensten Resultate ergeben, daß der eine ein sehr ergiebiges Reservoir erschließt, während der andere gar nichts liefert. So gehen vier benachbarte Brunnen resp. bis zu 78, 168, 85 und 105 m hinab; so erzielte neben einem alten, noch immer ertragreichen Bohrloche von 20 m Tiefe ein neu angelegtes erst bei 126 m Ergebnisse. Auch kommt es vor, daß ein produktiver Brunnen infolge der Anlage eines zweiten in nächster Nähe versiegt. Alle diese Erscheinungen erklären sich, wenn man annimmt, daß das Petroleum in Hohlräumen sich befindet, welche unregelmäßige Gestalt haben und unregelmäßig im Erdboden vertheilt sind; dieselben enthalten zu unterst Salzwasser, auf welchem das Petroleum schwimmt; über letzterem wiederum befinden sich Gase. Der Bohrer kann solchen, etwa in schräger Richtung von oben nach unten sich erstreckenden Hohlraum treffen oder auch dicht daran vorbeigehen; er kann ihn in seinem oberen Theile treffen, und dann strömt aus dem Bohrloche nur Gas aus, oder in seinem mittleren, petroleumhaltigen oder auch ganz unten. Ist im ersten Falle das Gas mit Heftigkeit entwichen, so tritt zwischen dem unterirdischen und dem atmosphärischen Druck schließlich das Gleichgewicht ein, und man muß das Oel durch Pumpen heraufschaffen. In den beiden anderen Fällen steigt das mit Salzwasser und Sand gemischte Petroleum plötzlich mit Macht herauf, was sich durch ein betäubendes Geräusch ankündigt; dann müssen die Arbeiter schleunigst flüchten, denn der Andrang ist so mächtig, daß die Flüssigkeit den ca. 300 kg schweren Bohrer nebst Gestänge und dem Obertheile des Thurmes hoch in die Luft schleudert. Die Höhe solcher Springbrunnen ist sehr wechselnd; man hat schon Strahlen bis zu 90 m Höhe gemessen, welche in 24 Stunden bis acht Millionen Kilogramm lieferten, genug, um eine Stadt wie Paris ein ganzes Jahr lang zu erleuchten. Anfangs, als man auf solche Ereignisse noch nicht vorbereitet war, wurde der Besitzer eines solchen kostbaren Springbrunnens durch denselben keineswegs immer zum reichen Manne, sondern verarmte zuweilen in Folge der aufgewendeten Kosten. Jetzt legt man vorsichtiger Weise rings um jedes Bohrloch Kanäle an, in welche der Petroleumregen hineinfallen kann; diese leiten die Flüssigkeit in große Gräben, wo sie eine Zeit lang bleibt, um den Sand abzusetzen, worauf sie von Dampfmaschinen in eiserne Behälter gepumpt wird.

In seinem Buche „The region of the eternal fire" beschreibt Ch. Marvin als Augenzeuge den Ausbruch der Fontaine Drushba, welcher große Verwüstungen anrichtete. Das Getöse war auf mehrere Stunden in der Runde zu vernehmen. Es war ein wahrhaft imposantes Schauspiel .... Der Springbrunnen traf den oberen Theil der 20 m hohen Wischka, riß die Bretter aus einander und stieg noch über 60 m höher auf, rundete sich dann zu einem gefälligen Bogen und fiel unter dem Andrange des Windes in einer dichten Wolke zu Boden. In den ersten 24 Stunden des Ausbruches hatte sich der aus dem Bohrloche ausgeworfene Sand bis zu den Dächern der Magazine und Schuppen angehäuft; in einem Umkreise von 50 m waren die umliegenden Wischkas 2 bis $2^1/_2$ m hoch davon bedeckt, und am Mundloche des Brunnens hatte sich eine 6 m hohe Sandmasse aufgehäuft. — Hier und da waren Arbeiter aufgestellt, welche die Kanäle um den Brunnen herum in Stand halten und vertiefen mußten, um der Flüssigkeit freien Abfluß zu gewähren; ihre Beschäftigung war weder gefahrlos noch angenehm; Kopf und Schultern trieften ihnen von Petroleum und Sand, und sie mußten sich zuweilen sehr in Acht nehmen, um nicht in den Wirbel der Fontaine hineingerissen zu werden .... Das Petroleum erfüllte zuerst zahllose Kanäle, überschwemmte dann die Niederungen und verwandelte sie in Seen, deren manche groß und tief genug waren, um einem Boote freie Fahrt zu gewähren. Endlich traten diese Seen aus und ergossen sich in das Kaspische Meer. Der Strahl der Drushba behielt mehrere Wochen lang seine Gewalt bei, und die Petroleumüberschwemmung wurde so bedrohlich, daß von Petersburg zwei Ingenieure abgesandt wurden, um die Quelle zu fassen. Die Gesellschaft hatte von dem Ereigniß nicht nur keinen Vortheil, sondern wurde durch die Entschädigungssumme, welche sie ihren Nachbaren zahlen mußte, ruinirt.

So etwas kommt heute nicht mehr vor, zuerst weil man Fontainen von solcher Stärke nicht mehr findet, sondern nur kleinere, welche in 24 Stunden 900 000 bis 1 500 000 kg liefern, sodann weil für Anlage von Kanälen und Teichen genügend Vorsorge getroffen ist, und schließlich weil man jetzt, sobald man durch das unterirdische Geräusch gewarnt wird, sofort auf der Röhre eine mit einem Hahne versehene eiserne Kappe befestigt, mittels deren man den Ausfluß nach Belieben regeln kann. Nur ausnahmsweise, wenn das Petroleum zu rasch und heftig austritt, läßt sich die Kappe nicht anbringen oder sie wird zerschmettert, wie das bei der großen Fontaine Nobel der Fall war. Diese lieferte in 24 Stunden bis 16 Millionen Kilogramm Petroleum, die sorgfältig gesammelt werden konnten und einen täglichen Ertrag von 240 000 Mk. abwarfen. Leider hörte diese „Goldgrube„ nach 31 Tagen auf zu existiren.

Meist dauert dieser freiwillige Austritt des Oels nicht länger als zwei Monate, und dann muß man zum Pumpen seine Zuflucht nehmen, welches oft nur eine tägliche Ausbeute von 48 000 bis 64 000 kg liefert. So unbedeutend dieselbe gegenüber den kolossalen Erträgen der Springbrunnen erscheint, so genügt sie doch, um den Betrieb zu einem lohnenden zu gestalten.

Es kommen auch intermittirende Quellen vor, deren eine Boulangier besuchte. Dieselbe wurde in 280 m Tiefe erschlossen und lief einen Monat lang, und zwar so, daß sie immer eine Minute floß, dann sechs Minuten ruhte, dann wieder eine Minute floß u. s. f. In dieser Abwechselung, welche mit dem Chronometer verfolgt und gemessen wurde, fand keine Aenderung auch nur um eine Sekunde statt. Woher sie rührte, vermag man nicht zu sagen. Daß sich der Druck des unterirdischen Gases vermindern muß, wenn sich der Hohlraum leert, liegt auf der Hand; aber wie kommt es, daß er wieder eintreten kann, und namentlich mit solcher mathematischen Periodicität?

Kürzere Mittheilungen.

Dr. Jelissejew's Reise durch Kleinasien.

Dr. med. A. W. Jelissejew hat, wie bekannt, vor Kurzem auf Veranlassung der k. Russischen Geographischen Gesellschaft eine Reise durch Kleinasien gemacht, um ethnographische und anthropologische Forschungen daselbst anzustellen. Die orthodoxe Palästina-Gesellschaft benutzte diese Gelegenheit und schlug dem Dr. Jelissejew vor, den vom Kaukasus nach dem heiligen Lande führenden und mitunter von russischen Pilgern betretenen Weg zu untersuchen. Jelissejew hat auch nach seiner Ende Februar erfolgten Rückkehr sowohl in der Palästina-Gesellschaft (23. Februar), als auch in der Russischen Geographischen Gesellschaft einen Vortrag über seine Reise gehalten; den kurzen darüber in der „Nowoje Wrjema" (Nr. 3951 und 3957) erschienenen Berichten entnehmen wir Folgendes.

Der nächste Weg, welcher von russischem Gebiet aus nach Jerusalem führt, geht über Erzerum nach Charput und von hier über Malatia, Aintab, Aleppo, Hamah und Höms nach Damaskus, von wo man einerseits leicht nach Beirut und Sidon, andererseits nach Nazareth und Tiberias gelangen kann. Die an der kurdischen Grenze herrschenden Unordnungen bestimmten aber den Reisenden, nicht vom Kaukasus aus nach Süden, sondern in umgekehrter Richtung von Süden her nach dem Kaukasus zu reisen.

Jelissejew schiffte sich daher in Konstantinopel ein und landete in Alexandrien, woselbst auch die Pilger das Land betreten. Von dort geht der Weg über Beilan nach Antakieh (Antiochia) auf einer Chaussee; er ist an einer Stelle nicht ungefährlich, obgleich man im Allgemeinen sich scheut, einen Europäer zu berauben. Von Antiochia bis Aleppo zieht sich der Weg durch ein Thal (wohl die Mulde el-Amk mit dem See Ak-Deniz) hin, wo im Frühling und Sommer schreckliche Tod bringende Fieber herrschen. Hinter dem Dorfe Jeni-schar wird der Weg in Folge der räuberischen Ueberfälle der Tscherkessen gefährlich. Dr. Jelissejew zog von Aleppo aus mit einer Karawane unter dem Geleite einiger Zapties weiter nach Norden. Mit Hilfe der letzteren erhielt er unterwegs Quartier in schmutzigen, kurdischen Hütten, wo kaum eine Matte zu finden war. In jedem kleinen Dörfchen eröffnete er sofort ein Ambulatorium und lieferte den Kranken die Arznei umsonst; häufig konnte er dabei unter der Form der Krankenuntersuchung anthropologische Messungen machen. Der Uebergang über den Berg ist sehr schwer: keine gebahnte Straße, sondern nur ein Pfad, auf dem viele Stein- und Basaltstücke liegen. Aintab ist bemerkenswerth durch seine amerikanische Kolonie, durch eine kleine medicinische Schule und eine Menge gebildeter Armenier, welche hier den Russen angeblich nicht abgeneigt sind, ebenso wenig als die Mohammedaner. Eine der ersten an Jelissejew gerichteten Fragen war: „Kommen die Russen bald hierher?" Auf dem Weitermarsche nach Malatia gelangte der Reisende an den schwierig zu passirenden Kara-Dagh; der Paß führt anfangs durch eine niedere Bodenschlucht, dann steigt er sehr stark an und zieht sich über ein Waldplateau, welches von Wölfen, Bären und Wildschweinen bewohnt sind; hier finden oft Beraubungen statt. Der Abstieg vom Gebirge ins Thal des Kara-su ist gleichfalls schwierig. Weiter geht es wieder über Berge und den Kizil-Dagh, dann steigt man durch einen schönen Hohlweg Burnugei hinab. Das unterwegs berührte Dorf Sürghy ist bemerkenswerth, weil hier bis 10 Häuser unter einem gemeinschaftlichen Dache vereinigt sind. Die nahen zackigen Gebirge gewähren einen prachtvollen Anblick.

Hier beginnen schon die Streifereien der Kizil-baschen, eines sehr räthselhaften Volkes, das persisch spricht und dessen Religion ein Gemisch von Mohammedanismus und Christenthum ist. Der Reisende muß hier sehr auf der Hut sein, da die Kurden und Kizil-baschen ohne Rücksicht auf die Gastfreundschaft sogar diejenigen berauben, welche bei ihnen übernachteten.

Ist man nach Malatia gelangt, so befindet man sich in einer Villenstadt, jedes Häuschen steht im Grünen. Die Bevölkerung besteht vorzüglich aus Armeniern, doch sind Beraubungen sehr häufig. In einem Winter wurden in der Stadt und Umgegend nicht weniger als 29 Menschen getödtet. Von dort bis Charput beträgt die Entfernung etwa 100 Werst (km); dort ist etwa die Hälfte der Einwohnerschaft christlich. Eine besondere Merkwürdigkeit der Stadt ist eine alte in den Felsen eingehauene Kirche. In Charput führte Dr. Jelissejew anthropologische Messungen aus, machte Ausflüge in die Umgebung und suchte nach Alterthümern. Von Malatia aus wandte sich Jelissejew in nordwestlicher Richtung zum Schwarzen Meere: unterwegs besuchte er Ansiedelungen der Tscherkessen, welche einst den Kaukasus verließen und sich jetzt dahin zurück sehnen; er wurde von denselben warm empfangen. Unterwegs glückte es ihm, einige interessante archäologische Funde zu machen, doch wurde er dreimal beraubt. Freilich wurde ihm Vieles wieder erstattet, aber ein Theil der Sammlungen wurde dabei zerstört und ging zu Grunde; Schädel und Knochen wurden ihm confiscirt; man behauptete, der Giaur habe Gräber der Gläubigen geplündert. Mit vieler Mühe gelangte er nach Siwas, wo ihm andere Unannehmlichkeiten bevorstanden: der dortige türkische Beamte vermuthete in ihm einen militärischen Spion, und so mußte er eine Stunde Weges als Gefangener unter dem Geleit türkischer Gendarmen, welche ihn keinen Augenblick verließen, zurücklegen. In Tokat wollte der Polizeimeister mit ihm nach der Strenge des Gesetzes verfahren; seine Koffer wurden erbrochen und eine Anzahl Schriftstücke fortgenommen. Endlich langte er in Samsun am Schwarzen Meere an und reiste von hier über Sinob nach Konstantinopel, woselbst er eine Klage über die ihm zu Theil gewordene Behandlung einreichte. Von hier aus machte er noch einen Ausflug an den See Mainos, wo er eine Ansiedelung von Nekrassew-Kosaken besuchte.

Was die ethnographische Aufgabe Jelissejew's betrifft, so bestand sie hauptsächlich darin, russische Kolonien, von denen man wiederholt geschrieben hatte, zu suchen; die Gerüchte über das Bestehen von Kosaken-Ansiedelungen in Anatolien haben sich bis jetzt ungestört erhalten. In Folge seiner Reise und der vielfachen Nachfragen ist Jelissejew zur Ueberzeugung gelangt, daß jene Gerüchte bedeutend übertrieben sind. Außer der Ansiedelung Moinos und einigen vorübergehenden Lagerplätzen von Kosaken-Fischern an den Mündungen einiger Flüsse giebt es, wenigstens auf der Linie, welche Jelissejew kennen lernte, keine russische Ansiedelungen in Kleinasien.

Die anthropologischen Untersuchungen Jelissejew's gelangten glücklich zur Ausführung: der Zirkel, mit welchem er seine Messungen anstellte, übte einen magischen Einfluß aus.

Ein kurdischer Aga bot z. B. dem Reisenden zehn Ochsen für die Zaubermaschine. — Jelissejew behauptet, daß die türkische Bevölkerung in Kleinasien auszusterben beginnt. (Ein Gleiches behaupten Kenner des Landes, wie Humann, für das westliche Anatolien. Red.) Statt der türkischen Dörfer findet man große Begräbnißplätze hier und da an den Straßen, an den Bergabhängen, inmitten grüner Felder. Das Aussterben der türkischen Rasse wird bedingt durch häufige Hungersnöthe, starke Steuerauflagen und durch das Haremsleben. Uebrigens verlieren die Türken Kleinasiens ihren reinen Typus immer mehr in Folge der Mischehen mit den Töchtern Grusiens, Albaniens, den Inseln des Archipels und anderen. Sehr verbreitet sind in Kleinasien die Armenier, welche im Gegensatz zu den Türken ihre Nationalität streng bewahren. Auch die Kurden haben ihre Selbständigkeit sich erhalten. Außer den schon genannten Kizil-baschen und Jeziden traf Jelissejew Griechen, Araber, Maroniten, Syrier, Tscherkessen und Juden an.

Eine Reihe archäologischer Beobachtungen machte Dr. Jelissejew auf dem Wege von Antakieh nach Aleppo und weiter von hier nach Aintab. In einer Höhle entdeckte er ein menschliches Skelett, einen Haufen verbrannter Reste, einen großen Sarkophag und viele alte Inschriften.

Sievers' Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta.

Dr. W. Sievers, unseren Lesern bereits durch Beiträge zum „Globus" bekannt, hat in seinem eben erschienenen Buche „Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta" (Leipzig, Greßner und Schramm, 1887) seine auf Kosten der Berliner Karl-Ritter-Stiftung unternommene Erforschung jenes Gebirges, die dort gewonnenen Eindrücke und Erlebnisse für ein größeres Publikum geschildert, und das mit vielem Glück. Die wissenschaftlichen Resultate behält er sich vor, an anderer Stelle zu veröffentlichen, hier will er nur unterhalten, was ihm trefflich gelungen ist. Aber es ist ein trauriges Bild, was er vor uns aufrollt: die Schwerfälligkeit im Handel, der allgemeine Verfall, der Mangel an Wegen, die Gesetzlosigkeit, die Faulheit und Unzuverlässigkeit der Bevölkerung, das Beamtenproletariat, die Aussichtslosigkeit der colombianischen Zustände, speciell des Staates Magdalena, all das geht noch über die Verhältnisse hinaus, die wir für die Türkei als typisch anzusehen uns gewöhnt haben. „Colombia ist, besonders auch neuerdings durch die Revolution von 1885 (durch welche auch die Souveränetät der einzelnen Staaten aufgehoben wurde) in einen ganz verzweifelten Zustand gerathen, aus welchem sich herauszuarbeiten schwer fallen dürfte; es ist gar nicht abzusehen, auf welche Weise das Land jemals wieder auf einen grünen Zweig kommen könnte" (S. 215). Daß mit der Anlage von Straßen und Eisenbahnen und mit der Einrichtung von Dampferlinien hier zu helfen sei, ist eitele Hoffnung, denn vor allem fehlt es an Geld und zweitens producirt der Staat Magdalena fast nichts, was irgend welchen Ausfuhrwerth haben könnte (S. 213). Abgesehen von Villanueva (S. 160) am Fuße der Anden-Cordillere, wo in Folge des dort aufblühenden Kaffeebaues Lebhaftigkeit und geschäftiges Treiben herrscht, sind sämmtliche Städte im Verfall und verwandeln sich allmählich in Dörfer mit Strohdächern (S 153). Von Produkten giebt es nur einige Häute und Felle, während das völlig entwerthete Brazilholz nicht einmal die Frachtkosten decken könnte. Dividivi (Coulteria tinctorea), eine Schotenfrucht, die als Farbstoff benutzt wird, kann in größeren Quantitäten und besseren Qualitäten an der Goajiraküste gesammelt werden; Bananen und andere Früchte bezieht Rio Hacha besser und billiger von Dibulla und Camarones als von dem Inneren, Chinarinde guter Qualität giebt es nicht; Cacao wird erst neuerdings gebaut, Tabak existirt nicht, und Zucker lohnt die Ausfuhr nicht mehr; Erze giebt es nicht, obwohl jeder seine Gold- und Silberminen haben will; kurz, es ist nicht ersichtlich, womit die Kosten der Anlage eines guten Verkehrsweges gedeckt werden sollten, und wozu überhaupt ein solcher angelegt werden müßte.

Klingt es nicht wie Hohn, daß Dr. Sievers im ganzen Staate Magdalena, abgesehen von den Brücken der kurzen Eisenbahnstrecke, nur eine einzige von den Colombianern erbaute, nämlich die über den Manzanares bei Santa Marta, gefunden hat, während die Arhuacos-Indianer in der Sierra Nevada deren sieben besitzen (S. 142)?

Man lese ferner Folgendes über die Beamten (S. 118). Die Beschäftigung aller augenblicklich Stellenlosen ist — Trinken. Andererseits trinken diejenigen, welche eine Stelle besitzen, erst recht, weil sie sie besitzen; die anderen aber trinken, weil sie sie nicht besitzen, sie aber gerne haben möchten. Die vorzügliche Verfassung, welche alle zwei Jahre einen Wechsel aller Beamten vorschreibt, erzieht auf diese Weise ein politisches Proletariat, welches natürlich auf die erste beste Gelegenheit wartet, um eine Revolution zu machen und sich Brot und Stellung zu verschaffen. Ist dann die augenblicklich am Ruder befindliche Partei gestürzt, so bildet diese wieder ihrerseits ein politisches Proletariat, welches dieselbe Laufbahn durchmacht; es ist also ein übler circulus vitiosus.

Als Hauptkrebsschaden der südamerikanischen Republiken bezeichnet Sievers (S. 166), daß ein jeder thut, was er will; die Gesetze an und für sich sind ganz vorzüglich, sie scheinen aber nur dazu da zu sein, um übertreten zu werden. Von allen Zweigen der Verwaltung liegt wohl die Justizpflege noch am meisten im Argen; stand doch auf Mord in Venezuela und Colombia (bis 1885) als höchstes Strafmaß eine Zuchthausstrafe von 10 Jahren, und konnten doch die Zuchthäusler überzeugt sein, daß sie bei der ersten besten Revolution von der Gegenpartei befreit wurden, wie es thatsächlich 1884 in Trujillo in Venezuela und 1885 in Pamplona im Staate Santander in Colombia geschah. Dr. Sievers erzählt mehrere Beispiele höchst laxer Justiz, von welchen nur Folgendes angeführt sei. Als vor Jahren einmal in Rio Hacha ein Eingeborener einen Franzosen erschoß, verurtheilte man ihn zu fünf Jahren Zuchthaus und schickte ihn nach Santa Marta; hier jedoch gestattete man ihm, sich einen kleinen Laden anzulegen und nach Herzenslust seine Geschäfte zu betreiben, nur Nachts mußte er in die Strafanstalt zurückkehren. Als er auf diese Weise seine fünf Jahre abgesessen hatte, kehrte er mit einem kleinen Vermögen nach Rio Hacha zurück!

Freilich verdient es das Volk nicht, von seinen Beamten besser behandelt zu werden; Faulheit und Unzuverlässigkeit sind seine am meisten hervorstechenden Eigenschaften (S. 168), und kaum glaublich ist die beim Handel entwickelte Schwerfälligkeit, worüber man S. 67 ff. nachlesen möge.

Mit den ursprünglichen Bewohnern des Landes, den Indianern, steht es in vieler Hinsicht nicht besser; die Arhuacos, vielleicht Reste verschiedener Stämme, welche sich vor den Spaniern in die Sierra Nevada gerettet haben und dort in einer Anzahl von etwa 3000 Seelen leben, bezeichnet wenigstens Dr. Sievers als wenig gastfreundlich, körperlich und geistig schwerfällig und überaus träge. Das 6. Kapitel, welches von diesen Arhuacos eingehend handelt, ist eines der interessantesten im ganzen Buche.

Eigenthümlich ist bei ihnen die Sitte der scharfen Trennung der Geschlechter (S. 84). In Folge derselben stehen die Häuser meist zu zweien einander gegenüber, eines für die Frau und Kinder, das andere für den Mann. Die Geschlechter dürfen nicht in demselben Hause sein; diese Sitte wird streng eingehalten, und Dr. Sievers sah oft, daß, sobald die Frau

in das Haus trat, der zufällig anwesende Mann sofort herauskam. Zwischen beiden Häusern befindet sich ein Stein; auf diesen setzt die Frau eine Schale mit Essen für den Mann; hier verzehrt derselbe seine Mahlzeit und unterhält sich mit seiner in der Thür stehenden Ehehälfte, bei Regenwetter eine wenig beneidenswerthe Lage. Daher kommt es auch (S. 90), daß die ehelichen Pflichten niemals im Hause ausgeübt werden, weil eben die Geschlechter nicht zusammen in demselben Hause weilen dürfen; die Arhuacos begeben sich daher zu genanntem Zwecke auf das Feld oder in die Bananenpflanzungen. Selbst auf die Kultur der Cocapflanze, deren Blätter als unentbehrliches, anregendes und hungerstillendes Mittel von den Indianern mit pulverisirten Muschelschalen zusammen ständig gekaut werden, erstreckt sich diese Trennung. Das Pflücken der Blätter geschieht ausschließlich durch die Frauen — dieselben dürfen zu jeder Jahreszeit, jedoch nur einzeln, gesammelt werden — während die Arbeit des Säens nur von Männern vollzogen werden kann. Aus der angeblichen Kunst des Säens, das zu allen Zeiten, besonders aber im März bis Mai, stattfindet, machen sie ein großes Geheimniß, indem sie behaupten, daß, wer es nicht verstehe, die Pflanze richtig zu säen, sterben müsse. Den Männern fällt dann wiederum die nach dem Pflücken eintretende Zubereitung, nämlich das Rösten, zu (S. 84 ff.).

Sonst scheint die Stellung der Frauen bei den Arhuacos derjenigen der Männer in vielen Beziehungen ebenbürtig zu sein; wenigstens haben sie starken Einfluß auf den Kauf. Häufig kann eine Verabredung nicht als gesichert gelten, wenn man versäumt hat, die Zustimmung der Frau einzuholen. Auf allen seinen Wegen wird der Arhuaco von seiner Frau begleitet, und zwar geht dieselbe stets vor ihm her, so daß, wenn man mit indianischen Führern im Gebirge herumzieht, stets die Frauen dabei sind und den Vortrab bilden; dann folgen die Männer, hierauf die Reisenden. Im Uebrigen liegt der Frau alle Hausarbeit ob, und auch die Bearbeitung der Anpflanzungen ist ihre Aufgabe.

Außer dem Kapitel über die Arhuacos enthält das Sievers'sche Buch noch ein zweites ethnologisches über die Goajiros; da indessen der „Globus" schon früher (Bd. 49, S. 155 f.) nach Simons über dieselben berichtet hat, so gehen wir hier nicht näher darauf ein.

Der geographisch wichtigste Theil der Reise betraf das Hochgebirge der Sierra Nevada, mit welchem sich hauptsächlich das 7. und 14. Kapitel beschäftigen; genauer werden wir dasselbe freilich erst kennen lernen, wenn des Autors Karte in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin erschienen sein wird [1]).

Der höchste Theil des Gebirges, das Hauptziel des Dr. Sievers, bildet einen ziemlich regelmäßigen Kamm von etwa 4600 bis 4800 m, über welchen sich einzelne Gipfel von zum Theil schroffen Formen erheben, einige mit dem weißen Schneemantel völlig bedeckt, andere nur zum Theil in Schluchten, Spalten und Rinnen Schnee führend, da die steilen Abstürze zuweilen dem Schnee verwehren, liegen zu bleiben. Im Ganzen zählt man etwa 8 bis 10 große und kleine Schneegipfel, von denen besonders zwei hervorragen; sie liegen sämmtlich in einer von W nach O streichenden Linie, und zwischen ihnen breiten sich Schneefelder und auch ein kleiner Gletscher aus. Das ganze Gebirge macht im höchsten Grade den Eindruck des Verlassenen und Verödeten, und wenn das schon für die Trockenzeit gilt, so in noch weit höherem Maße an Regentagen. Im Allgemeinen gilt die Regel, daß die Nordabhänge des Gebirges bewaldet sind, die Südabhänge kahl, offenbar eine Folge der Vertheilung und Menge der Niederschläge: die dem Meere und den feuchten Seewinden zugekehrte Seite ist mit frischer, üppiger Vegetation bedeckt, die dem Meere abgewendete Seite leidet an Wassermangel; hier trocknen die Flüsse im Césarthale ein, dort stößt man auf die ungeheure Wasserfülle und Vegetation des Nordabhanges, wie sie uns das Titelbild vor Augen führt. Diesem Nordabhange galt der letzte Theil der Reise, und hier lernte Sievers den Urwald in seiner vollen Großartigkeit, aber zugleich auch mit seinen entsetzlichen Plagen, den Mosquitos, Zancudos, Je-jén, Fliegen, Skorpionen, Tausendfüßen, Mosquitowürmern und Zecken zur Genüge kennen.

„Wer einen solchen echt tropischen Urwald nicht gesehen hat, — schreibt Sievers S. 267 — vermag sich durchaus keinen Begriff davon zu machen; die ungeheure wandartige Pflanzenmasse, die sich zu beiden Seiten des sogenannten Weges ausdehnt, das domkuppelartige Gewölbe riesiger Palmen aller möglichen Arten, welche im Verein mit einer Unzahl von anderen Bäumen und Schlingpflanzen von beispielloser Wucherung ein undurchdringliches Laubdach bilden, ruft gänzliche Abgeschlossenheit hervor; kaum ein Strahl der Sonne dringt in diese in einander verschlungenen Kronen, in diesen unentwirrbaren Wust von Vegetation hinein; ungeheure Wurzeln, die eine bis zur Brust eines ausgewachsenen Mannes reichende Höhe besitzen, spannen sich auf dem Boden aus, so daß die Thiere häufig nur mit Mühe über sie hinweg schreiten können; von oben herunter hängen Ranken und Bogen der Luftwurzeln und Lianen bis zur Dicke der größten Schiffstaue; häufig entgeht man nur mit knapper Noth der Gefahr des Aufhängens . . . . Baumstämme in unendlicher Zahl ragen über den Weg; bald stößt man zur Rechten an einen Stumpf, bald reißen die Dornen von links das Gewand entzwei; bald muß man sich bis auf den Hals des Thieres bücken, um unter einem quer über den Weg in der Brusthöhe des Reiters liegenden Stamm hindurchzuschlüpfen . . . . . Papageien der großen, rothen Guacamayo genannten Art, sowie auch die grünen Loros und die kleinen grünen Pericos kommen in Menge vor; sie turnen auf den Kronen der Bäume, oder fliegen in Schaaren vorbei, oder sitzen nahe am Wege und schwatzen ihre seltsamen Laute; Affen erfüllen plötzlich mit ihrem Geschrei die todte Stille des Waldes, in welchem man sonst nur das Echo des Hufschlags, das Athmen der Pferde und das Brechen und Knacken der Zweige vernimmt, die man mit seinem eigenen Körper zerbricht. Grauenhaft großartig ist diese Ruhe; man erhält den Eindruck, als sei man in eine andere Welt versetzt; und trotz der Strapazen und Mühen bei Durchschreitung derartiger Wälder bilden diese Stunden doch fast die schönsten Erinnerungen der Reise."

---

[1]) Das Fehlen einer, wenn auch einfachen Uebersichtskarte erschwert das Verständniß des Buches sehr; nur wenige Leser dürften im Besitze der Simons'schen oder Codazzi'schen Karten sein, und nur diese erlauben es bis jetzt, der Route des Autors zu folgen. So vorzüglich die acht dem Buche beigegebenen Abbildungen von Prof. A. Göring auch sind, so hätten wir doch lieber auf eine oder die andere derselben verzichtet, als auf eine Karte.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 8. December des vorigen Jahres feierte der Frankfurter Verein für Geographie und Statistik, der zweitälteste im Deutschen Reiche und der vierte Europas, sein 50jähriges Stiftungsfest mit Festreden seines Vorsitzenden von Oven und des Prof. Th. Fischer (Die Fortschritte und die Entwickelung der geographischen Wissenschaft in den letzten 50 Jahren) und Ernennung zahlreicher Ehrenmitglieder. Jene lesenswerthen Reden bringt der 50. Jahresbericht für 1885 bis 1886 (Frankfurt a. M., Gebr. Knauer), welcher außerdem einen Nekrolog auf den um Frankfurt hochverdienten Dr. G. Varrentrapp, Bemerkungen zur Litteratur über die Ethnologie Amerikas von Prof. Gerland, welcher nachdrücklich auf die großen Fortschritte in diesem Wissenszweige hinweist, und einen Aufsatz P. Scheitweiler's über „Die Rhön und ihre wirthschaftlichen Verhältnisse" (auch im Separatabdruck, ebenso wie die Fischer'sche Festrede, erschienen) enthält. Letzterer giebt eine kurze Schilderung der natürlichen Beschaffenheit und der Bewohner des zwischen vier deutschen Staaten getheilten Gebirges und weist an der Hand der Statistik nach, daß die sprichwortlich gewordene Armuth der Rhön im großen Ganzen nicht vorhanden, daß sie wohl in einzelnen Dörfern zu finden ist, aber nicht am ganzen Gebirge haftet. Es giebt vielmehr in Deutschland Gegenden, die zweifellos erheblich ärmer sind als die Rhön, z. B. das Usinger Land im Taunus und besonders die am nördlichen Fuße des Feldberges belegenen Dörfer, deren Steuererträgnisse noch hinter denen der Rhön zurückbleiben. Außerdem aber sind in neuerer Zeit von Sachsen-Weimar, Bayern und Preußen vier Eisenbahnlinien zum Theil bereits ausgeführt, zum anderen Theil gesetzlich genehmigt, welche das Gebirge aufschließen und seine wirthschaftlichen Verhältnisse verbessern werden. Sie sollen eine Verwerthung seiner immerhin mäßigen Bodenschätze erst ermöglichen, eine Ausnutzung des Waldes, in welchem das Holz heutzutage fast werthlos ist, gestatten, den Viehexport erleichtern und umgekehrt die zahlreichen Bedürfnißartikel, wie Getreide, Kolonialwaaren, Eisen 2c., die von außen her in die Rhön eingeführt werden müssen, verbilligen. So ist Hoffnung vorhanden, daß auch dieses Gebiet zu einem wirthschaftlich starken Theile unseres Vaterlandes emporgehoben wird.

— Am 11. Mai 1887 starb in Paris im 86. Lebensjahre der Chemiker und Südamerika-Reisende Jean Baptiste Joseph Dieudonné Boussingault. Geboren 2. Februar 1802 in Paris, studirte er auf der Bergbauschule in St. Etienne, ging dann, wenig über 20 Jahre alt, im Auftrage einer englischen Minengesellschaft nach Kolumbien und blieb 10 Jahre im nördlichen Südamerika, wo er Beobachtungen über Geologie, Erdmagnetismus, Meteorologie, Höhenverhältnisse und Botanik anstellte und mit welchen er A. v. Humboldt's ganzen Beifall erwarb. Auch während der Feldzüge, in denen er den General Bolivar als Oberst begleitete, fuhr er damit fort und bereiste außer Kolumbien noch Venezuela, Ecuador und Peru. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde er Professor der Chemie in Lyon, 1839 Mitglied des Instituts in Paris. Die eine Hälfte des Jahres lebte er in Paris, die andere auf seinem elsässischen Gute Bechelbronn, wo er das erste landwirthschaftliche Laboratorium einrichtete. Seine Schriften beziehen sich hauptsächlich auf Agriculturchemie.

— Eine philologische Untersuchung, welche für Geographen und namentlich Statistiker nicht ohne großes Interesse ist, ist Professor J. Beloch's Buch: „Die Bevölkerung der griechisch-römischen Welt" (Leipzig, Duncker & Humblot, 1886). Die Quellen und die Daten, auf welchen sich dieselbe aufbaut, sind freilich ganz andere als die, mit welchen Geographen und Statistiker sonst hantiren: zerstreute Angaben der Klassiker, namentlich über Heeresstärke und Getreideverbrauch, Inschriften und Inschriftenfragmente u. dergl., und sie sind spärlich genug, aber vielleicht nicht spärlicher, als sie uns heute für einen großen Theil der Erde zu Gebote stehen, für welchen man dennoch versucht, Areal- und Bevölkerungsziffern zu construiren. Beloch behandelt als Erster die ganze hierher gehörende Ueberlieferung nach philologischer und statistischer Methode im Zusammenhange und wendet in mühsamer Rechnung die Regeln und Gesetze, welche für ein wohlbekanntes Gebiet festgestellt worden sind, auf andere unbekannte an. So gelangt er, oft im scharfen Gegensatze zu Autoritäten wie Böckh und Mommsen, zu merkwürdigen Resultaten, welche den kolossalen Bevölkerungsziffern früherer Gelehrten diametral gegenüberstehen. So schlug Justus Lipsius die Bevölkerung des kaiserlichen Rom auf 4 Millionen an, Isaak Vossius gar auf 14 Millionen und noch Riccioli hält eine Bevölkerung von 410 Millionen für das römische Reich unter Augustus für wahrscheinlich. Selbst Montesquieu bebehauptete, es gäbe zu seiner Zeit auf der Erde nur noch den zehnten Theil der im Alterthum vorhandenen Menschenzahl. Diesen Uebertreibungen trat 1752 David Hume entgegen, der aber von der Aufstellung bestimmter Zahlen absieht; seitdem haben die einschlägigen Fragen wohl manche Förderung im einzelnen erfahren, aber keine umfassende Behandlung, wie sie Beloch bietet. Natürlich ist hier nicht der Ort, seinen Untersuchungen im Detail zu folgen; einige Hinweise müssen genügen. So findet er, daß Athen im Jahre 431 nur 110 000 bis 115 000, ganz Attika 235 000, ganz Griechenland mit Einschluß von Macedonien 3 051 000 Einwohner (darunter etwa 1 Million Sklaven) gehabt hat. Für Rom ermittelt er auf drei verschiedene Weisen für die ersten drei nachchristlichen Jahrhunderte, während welcher seine Bevölkerung nur wenig geschwankt hat, eine Zahl von 800 000 Seelen, für Sulla's Zeit etwa 400 000, und für das ganze römische Reich bei Augustus' Tode ein Areal von 3 339 500 qkm und eine Bevölkerung von 54 Millionen, wovon 23 Millionen auf Europa (6 Millionen auf das festländische Italien, 1 100 000 auf die italischen Inseln, 6 Millionen auf Spanien, $1^1/_2$ Millionen auf die Narbonensis, 3 400 000 auf die drei Gallien, 2 Millionen auf die Donauländer, 3 Millionen auf die griechische Halbinsel), $19^1/_2$ Millionen auf Asien und $11^1/_2$ Millionen auf Afrika entfallen würden.

Asien.

— Am 17. Mai hat sich in Brüssel die Belgisch-persische-Eisenbahngesellschaft constituirt und hat dann sofort ihren Delegirten in Teheran beauftragt, die erste der zu erbauenden Strecken zwischen Teheran und dem 10 km entfernten Wallfahrtsorte Schah-Abdul-Azim in Angriff zu nehmen. Am 5. Juni haben die Arbeiten in der That begonnen. Jene kurze Strecke soll nach der Absicht der Gesellschaft das Anfangsglied einer, ganz Persien vom Kaspi-

schen Meere bis zum Persischen Meerbusen durchschneidenden Eisenbahn werden.

— Die in Moskau lebenden sibirischen Kaufleute haben eine Ausstellung von Waaren, welche aus Kamtschatka ausgeführt sind, veranstaltet (vergl. „Globus", Bd. 51, S. 191). Ueber die leitenden Gründe dabei, sowie über die Lage des russischen Handels in Kamtschatka schreibt man der Zeitung „Sibir", 1887 (Nr. 14 bis 15). Die Ausstellung umfaßt Proben und Muster verschiedener Waaren, sowohl russischer wie fremder, wie solche gegenwärtig in Kamtschatka verkauft werden. Dieselben sind zum Theil in Petropawlowsk in Kamtschatka, zum Theil auf der Kupfer- und Bering-Insel eingekauft. Zweck der Ausstellung ist, die Moskauer Fabrikanten und Händler dafür zu interessiren, daß sie ihre Produkte nach Kamtschatka auf den Markt bringen, daß sie aber auch in Kamtschatka selbst vor allen Rauchwaaren einkaufen sollen. Kamtschatka ist reich an solchen, und Eichhörnchen (Beh), Fuchs, Zobel, Eisfuchs und viele andere Pelzthiere giebt es dort in Menge; daneben kann auch Fischbein eingehandelt werden. Daß der Verkehr mit Kamtschatka jetzt der freiwilligen Flotte übergeben worden ist, wurde schon früher mitgetheilt; es sollen jährlich zwei Reisen gemacht werden, eine nach Wladiwostock und Petropawlowsk, die andere eine Küstenfahrt, um alle Küstenorte zu berühren. Die Fracht beträgt von Moskau bis nach Kamtschatka oder irgend einem Ochotsker Hafen etwa 1 Rubel 60 Kopeken bis 2 Rubel 20 Kopeken (3 Mk. 20 Pfg. bis 4 Mk. 40 Pfg.) für das Pud (16 Kilo), die Versicherungsgebühr etwa 2 Proc. Als Dauer des Transportes können von Moskau bis an die äußersten Punkte Kamtschatkas etwa 70 bis 75 Tage gerechnet werden. Die Beförderung von Waaren hat schon so zugenommen, daß im vorigen Jahre ein Schiff mit voller Ladung von Nikolajewsk und Wladiwostock nach Kamtschatka ging; in diesem Jahre werden zwei Schiffe befrachtet werden.

— Von dem Reisenden Carey (vergl. „Globus", Bd. 51, S. 222 und 335) sind Briefe aus Leh in Ladak eingegangen, worin er sein zweites Reisejahr in Centralasien beschreibt. Am 30. April 1886 war er von seinem Winterquartier Tschaklik im Süden des Lob-Nor aufgebrochen, um die wenigen Sommermonate zur Erforschung des nördlichen Tibet zu verwenden; er überschritt die aus Prshewalski's Berichten bekannten Gebirge Altyn Tagh und Tschamen (Tschiman) Tagh und gelangte an den Fuß einer hohen Gebirgskette, welche er für den Kwen-lün erklärt; es ist das wohl dieselbe, deren einzelnen Theilen Prshewalski auf seiner letzten Reise die Namen Marco-Polo-, Columbus- und Moskau-Gebirge beigelegt hat (vergl. „Globus", Bd. 48, S. 27). Hier gelang es seinen Führern nicht, einen Paß zu finden, der so früh im Jahre zugänglich gewesen wäre, und so mußte er durch eine öde und unwegsame Gegend ziemlich weit nach Osten reisen, bis zuletzt ein Weg über das Gebirge gefunden wurde, welcher südlich in das Thal des Ma-tschu, d. h. eines Quellflusses des Jang-tse-kiang, führte. Diesem folgte man, wie es scheint, abwärts, bis man die große Straße, welche den Kuku-Nor und Lhassa verbindet, erreichte; hier zwang Mangel an Proviant und Futter die Expedition, nach Norden zurückzugehen und den Kwen-lün auf Pässen wieder zu überschreiten, die uns bereits aus den Berichten Prshewalski's und des Pandíten A . . . k bekannt sind. Carey befand sich nun in Tzaidam, ließ seine Karawane zu ihrer Erholung in Golmo zurück und unternahm selbst eine interessante Rundreise durch die Gegend, während welcher er vielfache Berührungen mit den dort hausenden nomadischen Kalmüken und Mongolen hatte. Dieselben waren friedlich, aber wenig gastfreundlich gesinnt und weigerten sich öfters, Lebensmittel oder Korn gegen Geld herzugeben. Im Herbste machte Carey schließlich noch eine zweite Reise über den Kwen-lün und zog dann quer durch Tzaidam und die Gobi nach Chami und Urumtsi, der am Nordabhange des Tiën-schan gelegenen Hauptstadt von Chinesisch-Turkestan. Dort nahm ihn der chinesische Statthalter freundlich auf und entließ ihn nach Jarkand, wo er im Anfange des laufenden Jahres eintraf und von wo er am 7. März nach Ladak aufbrach. Die Hauptschwierigkeiten, mit denen er auf seiner kühnen Reise zu kämpfen hatte, waren Schnee, Mangel an Futter und die Widerspenstigkeit seiner Pony-Treiber. Von Tschaklik am Lob-Nor bis zu dem Punkte, wo er im Juli die Lhassa-Straße erreichte, war er 83 Tage unterwegs, ohne daß er während dieser ganzen Zeit einem einzigen Menschen begegnete. Ein großer Theil seiner ausgedehnten Reiseroute führte durch bisher unbekanntes, jungfräuliches Gebiet.

— Wie dem „Neuen Rotterdamer Courant" aus Batavia geschrieben wird, hat auf Ceram Folgendes stattgefunden: Vor etwa acht Monaten befand sich während einer Epidemie, die man fälschlich für Cholera hielt, zu Klein-Keffeng (Ceram Kee) eine junge, von Key stammende Frau, die man für eine Hexe erklärte und der man die Epidemie, welche so viele Opfer forderte, zuschrieb. Die ganze Bevölkerung flüchtete, die der Hexerei beschuldigte Frau natürlich auch, da sie für ihr Leben fürchten mußte. So kam sie, indem sie bei Fluthzeit in den Bäumen Schutz suchte, bei Ebbe sich am Strande entlang bewegte, ohne Nahrung oder irgend welche Erleichterung zu erhalten, zu Ernanan (Regentschaft Kwaos, Insel Groß-Ceram) an. Auch da wurde sie für eine Hexe (swangie) erklärt. Von dem Imam (Priester) und einigen Leuten des Dorfes wurde ein Floß aus Zweigen der Sagopalme verfertigt, die Frau mit langen Stangen auf dasselbe befördert und hierauf das Floß durch ein Boot an einem langen Strick ans Schlepptau genommen und in das offene Meer hinausgeführt, wo man das Tau los machte, damit die Frau durch die Wellen oder durch Hunger ihren Tod fände. Glücklicher Weise befindet sich in der Nähe die ziemlich lebhafte Passage zwischen der kleinen Insel Gesser und Groß-Ceram. Die Frau, die von Kälte und Hunger sehr gelitten hatte, wurde von der Bemannung eines Schiffes bemerkt und aufgenommen. Sie wurde vor den damaligen Posthalter von Waru gebracht, der jedoch erklärte, die Sache nicht verfolgen zu können, da Beweise fehlten. Was muß nun, fragt der Korrespondent, in solchen Fällen, die in jener Gegend ziemlich häufig vorkommen — so wurde die Papua-Frau Abis lebendig begraben, doch die Sache wurde nicht verfolgt, da nach der Ansicht des Vorsitzenden im Landrath zu Banda nur Theilnehmer an der Handlung, aber keine Zeugen derselben anwesend waren — geschehen, da ja so ein Mord straflos bleibt und die Ceramer ermuthigt werden, allerlei Vorwände zu erfinden, um sich ihrer Feinde zu entledigen?

— Der „Allgemeinen Zeitung" wird aus Tokio geschrieben, daß die „Canadian Pacific Line", welche im Anschlusse an die canadische Pacific-Eisenbahn die Dominion of Canada mit Ostasien und im Besonderen Victoria auf Vancouver mit Yokohama verbinden soll, am 29. Mai von Yokohama aus ihre Fahrten beginnen wird. Die Dampfer sollen solche ersten Ranges sein (4000 Tonnen mit einer Schnelligkeit von 13 bis 14 Knoten) und in Zwischenräumen von 20 Tagen abgehen. Die neue Linie wird die amerikanische Linie zwischen Tokio und San Francisco zu bedeutender Concurrenz anspornen, und man darf daher hoffen, daß die Zeit von etwa 35 Tagen, welche ein Brief von Japan über San Francisco nach Deutschland bisher brauchte, in Zukunft sich noch um einige Tage verkürzen wird.

Afrika.

— Die Forschungen Collignon's in Südtunesien haben einen überraschenden Reichthum an Feuersteinwerkzeugen ergeben, sowie eine Menge alter Arbeitsstätten. Es ist von großem Interesse, daß die letzteren fast ausschließlich an Stellen liegen, denen es auch heute noch nicht an Wasser fehlt, an ausdauernden Brunnen oder am Abhange von Thälchen, in welchen nur im Sommer das Wasser verschwindet. Es scheint also seit der Steinzeit der Zustand des Landes sich nicht wesentlich geändert zu haben. Die Werkzeuge entsprechen theils dem type chelléen, zum größeren Theile aber dem type mousterien, oder sie sind neolithisch. Mit dem Vorschreiten nach Norden werden sie immer seltener; nördlich und östlich von Sbeïtla und Scherischera wurden keine mehr gefunden. Das Gebiet der megalithischen Monumente bildet einen unregelmäßigen Fleck an der Nordgrenze der Feuersteinzone; die Dolmen bilden vier Hauptgruppen, eine große geschlossene um Ellèz, eine zweite bei Tebursuk, eine dritte bei Sbeïtla, die letzte und bekannteste in der Domäne Enfida. Bei Gafsa finden sich Steinbeile in einem quaternären Konglomerat, das nur durch einen Fluß von ziemlicher Bedeutung gebildet worden sein kann.

— Am 14. Mai haben englische Unternehmer mit der Trockenlegung des Abukir-Sees im Osten von Alexandrien begonnen, und hoffen den größten Theil der Arbeit, durch welche ein Gebiet von 18 000 bis 20 000 Feddans für den Ackerbau gewonnen werden soll, bis zum Ende dieses Jahres fertig zu stellen. Es werden dadurch nicht allein die gesundheitlichen Verhältnisse von Ramle und selbst von Alexandrien gebessert werden, es ist auch dadurch für mehrere Tausende Arbeiter Beschäftigung auf längere Zeit geschaffen, es werden etwa 4000 Familien neu angesiedelt werden können, und schließlich hofft man auch noch auf bessere Erträge der Eisenbahnlinie Alexandria-Rosette.

— In einem Artikel über die Bewohner der Umgegend von Suakin erwähnt D. A. Cameron, daß die echten Suakiner von den umwohnenden Arabern Hadareb genannt werden; daraus schließt er auf ihre Abstammung von den Bewohnern von Hadramaut in Südarabien, welche Hadraun genannt werden. Es ist das wieder ein Beweis, mit welcher Leichtfertigkeit Conjecturen gemacht und in die Oeffentlichkeit gebracht werden. Genau mit demselben Rechte könnte Herr Cameron auch die nordafrikanischen Mauren zu Kolonisten aus Hadramaut machen, denn Hadár, Hausbewohner, heißt der Stadtaraber überall in arabischen Ländern im Gegensatz zu dem zeltbewohnenden Nomaden, dem Hal bit eschschâr oder Rahhala, dem Umherschweifenden, der bei Suakin nach Cameron mit dem Namen Orban belegt wird.

Ko.

Australien.

— Die Kolonie Südaustralien hatte am 28. December 1886 ein Alter von fünfzig Jahren erreicht. Sie wird es durch eine am 20. Juni 1887 in der Hauptstadt Adelaide zu eröffnende internationale Industrieausstellung feiern. Den Fortschritt der Kolonie in diesem Zeitraume constatiren in Kürze die nachfolgenden statistischen Angaben, welche sich auf den Schluß des Jahres 1886 beziehen. — Südaustralien umfaßt jetzt einen Flächeninhalt von 42 501 deutschen Quadratmeilen. Davon entfallen 17 875 auf die Kolonie im engeren Sinne, also auf den südlichen Theil, und die übrigen auf den nördlichen oder das Northern Territory. In Privatbesitz waren 4 410 617 ha übergegangen und davon 1 114 843 unter Kultur gebracht. Die Hauptfrucht ist Weizen. Es standen darunter 797 200 ha mit einem Ertrage von 10 835 000 Buschel (36,34 Liter). — Die Bevölkerung belief sich auf 318 610. Die City of Adelaide zählte 45 333 Seelen und mit den Vorstädten 57 610. Die Finanzen der Kolonie sind zur Zeit in sehr schlechtem Zustande. Die Einnahmen im Jahre 1886 betrugen 1 975 269 Pfd. St., die Ausgaben erforderten 2 234 395 Pfd. St. Unter Hinzurechnung der Unterbilanzen in den Vorjahren bestand ein Deficit von 1 043 248 Pfd. St. Die Haupteinnahmen flossen aus den Eisenbahnen, den Eingangszöllen, dem Post- und Telegraphenwesen, der Einkommensteuer und dem Verkaufe von Kronland. — Die öffentliche Schuld war auf 19 203 300 Pfd. St. oder 60 Pfd. St. $5^1/_2$ Sh. (1206 Mark) pro Kopf der Bevölkerung angewachsen und ist jährlich mit 796 224 Pfd. St. zu verzinsen. — Die Einfuhr im Jahre 1886 hatte einen Werth von 4 862 760 Pfd. St., wovon aber im Betrage von 1 666 870 Pfd. St. wieder ausgeführt wurde. Auf Großbritannien und dessen Besitzungen entfielen 4 546 693 Pfd. St. und auf andere Staaten nur 316 067 Pfd. St. (auf Deutschland 43 986 Pfd. St. gegen 38 966 Pfd. St. und 61 727 Pfd. St. in den Vorjahren). Die Ausfuhr ohne die Wiederausfuhr nach Großbritannien und dessen Besitzungen bewerthete 2 616 433 Pfd. St. und nach anderen Staaten 205 705 Pfd. St. (nach Deutschland 4740 Pfd. St. gegen 580 Pfd. St. und 2286 Pfd. St. in den Vorjahren). Zu den wichtigsten Exportartikeln zählten 127 540 Ballen Wolle zu 1 447 971 Pfd. St., Mehl mit 544 476 Pfd. St., Weizen mit 82 134 Pfd. St., Kupfer mit 230 868 Pfd. St., Häute und Felle mit 125 322 Pfd. St., Gold mit 32 535 Pfd. St., Wein mit 23 731 Pfd. St. u. s. w. — Der Viehstapel der Kolonie bestand in 168 420 Pferden, 389 726 Rindern, 6 696 406 Schafen und 163 807 Schweinen. — Die Kolonie besaß 1950 km fertiger Eisenbahnen, deren Bau 8 590 384 Pfd. St. gekostet hatte. Das Telegraphennetz besaß 8603 km Länge. Die Zustände der Kolonie liegen zur Zeit sehr ungünstig. Die schwache Bevölkerung ist nicht im Stande, die gewaltige Schuldenlast zu verzinsen; die Auswanderung steigert sich in bedenklicher Weise; der Grundbesitz sinkt immer mehr im Werthe; Noth und Elend ist allgemein und Bankerott an der Tagesordnung. Der Grund liegt in den niedrigen Preisen der Stapelprodukte (Wolle, Getreide und Kupfer), in den häufigen schlechten Ernten und in der großen Schuldenlast, welche um so schwerer ins Gewicht fällt, als die Hälfte der Staatsschuld für nicht produktive Zwecke verwendet wurde.

Vermischtes.

— O. Hübner's statistische Tafel ist soeben für den Jahrgang 1887 erschienen (50 Pfennig-Ausgabe in Taschenformat, gebunden 1 Mark). Diese ungemein praktische, wegen ihres reichen Inhalts, ihrer Gründlichkeit und Uebersichtlichkeit allgemein eingebürgerte Tabelle hat wiederum eine sehr bedeutende Umarbeitung erfahren. Sie giebt nach streng amtlichen Mittheilungen über tausenderlei, den ganzen Erdball umfassende Dinge Auskunft. Die Tafel ist daher jedem Zeitungsleser zur Anschaffung sehr zu empfehlen, denn sie bringt die neuesten Zahlen nicht allein über Industrie und Handel, sondern auch über die Heeres-, Bevölkerungs- und Münzverhältnisse etc. aller Länder.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

VI.

Während Prshewalski mit seiner Karawane am Fuße des Berges Bumsa, auf Antwort aus Lhassa wartend, verweilte, hatte er Gelegenheit, sich mit den nomadisirenden Tibetern, welche in nächster Nähe lagerten, bekannt zu machen.

In ihrem äußeren Ansehen haben die Tibeter viel Aehnlichkeit mit ihren Stammesbrüdern, den Tanguten. Tibeter wie Tanguten sind weder den Mongolen, noch den Chinesen ähnlich, am ehesten erinnern sie noch an die russischen Zigeuner; doch macht ihr Gesicht oft den Eindruck, als handele es sich um ein Gemisch aus Mongolen und Zigeunern. Der Wuchs der Männer ist im Allgemeinen ein mittlerer, selten ein hoher, die Brust etwas flach, wie eingefallen, der Körperbau nicht kräftig; die Hautfarbe dunkelgelb, wie heller Kaffee; der Schädel länglich von der Seite zusammengedrückt, so daß das Gesicht vortritt; die Stirn flach; die Nase meistens gerade und fein; die Wangenhöcker wenig vorspringend, das Auge groß, schwarz, nicht schief gestellt und nicht tiefliegend; die Ohren von mittlerer Größe, nicht abstehend, die Lippen mitunter dick. Das Kinn vortretend; die vorderen (Schneide-) Zähne, durch weite Zwischenräume von einander getrennt, ragen mitunter aus der Mundöffnung vor. Der Bartwuchs ist sehr schwach; oft werden die Haare ausgerupft. Die Haupthaare sind schwarz, lang und liegen bündelweise beisammen, wie die Schweifhaare eines Jak. Dieselben werden nie gekämmt und nie geschnitten, sondern fallen in Unordnung auf die Schultern herab; hinten werden sie zu einem Zopf geflochten. Die Lamas scheeren und rasiren den Kopf. Der Zopf wird mit seidenen Fäden umschlungen und mit knöchernen Ringen, rothen Perlen, kupfernen und knöchernen Plättchen verziert. Außerdem tragen die Männer nicht selten im linken Ohrläppchen sehr große silberne Ohrringe und an den Fingern Ringe.

Die Frauen der Tibeter sind klein, schmutzig und im Allgemeinen häßlich, nur hier und da sieht man angenehme Physiognomien. Die Gesichtsfarbe ist heller, die Vorderzähne sind regelmäßiger als bei den Männern. Die Haare werden vorn gescheitelt und seitlich wie hinten in viele kleine Zöpfchen geflochten, welche sowohl auf der Höhe der Schulter, als auch weiter unten an ihren Enden durch zwei breite Querbänder zusammengehalten werden; die Bänder sind je nach der Wohlhabenheit mit Perlen, Steinen, kleinen Schellen, silbernen und kupfernen Plättchen, sogar mit chinesischen Kupfermünzen geschmückt. Von der Mitte des oberen Querbandes fällt hinten ein langes, breites, ebenso verziertes Band oft bis auf den Fußboden herab; auch die Frauen tragen Ringe in den Ohren und an den Fingern.

Die Winterkleidung der Männer wie der Frauen besteht aus einem langen Schafpelz, der bei Wohlhabenden mit Dalemba oder einem rothen Wollstoff überzogen ist. Der Pelz wird durch einen Gürtel so zusammengehalten, daß oberhalb des Gürtels ein Beutel entsteht; der rechte Aermel wird bei den Männern meist herabgelassen und der Arm bleibt oft auch in kalter Jahreszeit entblößt. Hemden und Hosen sind nicht im Gebrauch, statt der Hosen werden Kniestücke aus Schaffell über die Knie gezogen. Die Stiefel sind aus grobem Wollstoff gefertigt und mit grünen und rothen Längsstreifen verziert; die Schäfte reichen bis zum Knie, die Sohlen sind aus Leder. Strümpfe sind unbekannt. Als Kopfbedeckung werden Mützen aus Schaf- und Fuchsfell getragen; oft aber bleibt auch bei strenger Kälte der Kopf unbedeckt.

Die Männer tragen im Gürtel einen Säbel, dessen Klinge sehr schlecht ist, dessen Griff und Scheide aber reich mit Silber, Türkisen und rothen Korallen verziert sind. Außerdem tragen sie im Gürtel eine lange Pfeife, ein Messer und ein Beutelchen mit verschiedenen Kleinigkeiten. Der durch den Gürtel gebildete Sack ihres langen Pelz-Rockes beherbergt eine hölzerne Schale, ein Tabaksbeutelchen u. s. w. — mitunter auch ein Taschentuch, das wirklich gebraucht wird. Die Frauen tragen ebenfalls am Gürtel ein Messer und ein Säckchen mit Kleinigkeiten, mitunter auch Schlüssel und aufgereihte chinesische Kupfermünzen. — Einzelne Männer tragen auf der rechten Schulter viele kleine Fetzen von Zeug oder Tuch, welche mit Türkisen oder Korallen besetzt sind — es sind das Talismane, welche gegen Krankheit und anderes Ungemach schützen sollen; ihre Wirksamkeit erhalten sie von den Lamas.

Die Wohnung der Tibeter ist Sommers wie Winters ein schwarzes Zelt; das Material dazu liefert ein grober, aus Jakhaaren angefertigter Wollenstoff. Die Form des Zeltes ist fast viereckig; die Höhe diejenige eines großen Mannes; der Flächenraum ist verschieden, je nach der Größe der Familie und der Wohlhabenheit des Besitzers. Als Stützen des Zeltes dienen drei hölzerne Pfähle, von denen einer im Mittelpunkte steht, die beiden anderen dagegen an den Seiten des fast flachen Daches. Von der oberen Ecke des Zeltes und von der Mitte jeder Seitenwand gehen Stricke aus, welche an dem Erdboden mittels Pflöcken befestigt sind. Aber fast in der Mitte des Daches ist eine Oeffnung, damit Licht hereindringt und der Rauch einen Ausgang findet. Unter dieser Oeffnung in der Mitte des Zeltraumes ist ein viereckiger Herd aus Lehm erbaut, in welchem Winters stets Argal brennt; hier wird in einem flachen eisernen Kessel Thee und Essen zubereitet. Neben dem Herde sind Schaf- und auch Wolfsfelle ausgebreitet, auf ihnen sitzt man Tags und schläft Nachts. An der einen Fläche der Seitenwände der Zelte sind ringsum Massen von getrocknetem Argal aufgehäuft, mitunter bedeckt mit grobem Wollstoff; auf die so gebildete Unterlage stellt man die Vorräthe an Speisen, Hausgeräth und Geschirr; hier bewahrt man auch die Kleider. Das Geschirr ist sehr einfach; es besteht außer einigen Töpfen und Schalen für jedes einzelne Familienglied aus nicht großen hölzernen Gefäßen, in denen saure Milch gehalten wird, ferner aus thönernen Krügen oder aus leeren Jakhörnern, in denen frische Milch aufbewahrt wird. — Um jedes Zelt wird mit Argal ein Raum abgegrenzt, in welchem die Schafe die Nacht verbringen.

Das Innere eines tibetischen Zeltes.

Einige Zelte, zehn oder mehr oder weniger, sind zu einem Lager vereinigt. Der Ort wechselt je nach der Jahreszeit und dem Vorrath an Futter für das Vieh. Bei sehr reichlichem Viehbestande muß der Lagerplatz sehr oft gewechselt werden.

Die Hauptnahrung der nomadisirenden Tibeter ist Schaf-, selten Jakfleisch; oft wird dasselbe roh gegessen. Die Ursache dafür liegt wohl darin, daß es im Sommer äußerst schwierig, oft ganz unmöglich ist, den durch Regen völlig durchnäßten Argal in Brand zu bringen. Es ist kein angenehmer Anblick, die Tibeter um den Herd herumsitzen und essen zu sehen. Der Hausvater wirft jedem Familienmitgliede oder auch den anwesenden Gästen ein Stück rohen Fleisches vor, als wären es Hunde. Jeder empfängt sein Antheil, zieht sein Messer heraus und ißt gierig das blutige Fleisch. Außerdem kochen sie sich von Zeit zu Zeit eine Suppe aus zerschlagenen Schaf- oder Jak-Knochen, welche zu diesem Zwecke drei bis vier Monate lang gesammelt worden sind. Man meint, daß der Genuß einer solchen Knochenabkochung der Gesundheit sehr zuträglich sei. Neben dem Fleisch genießen die Tibeter Thee, welchem sie getrockneten Quarkkäse zusetzen; außerdem thun sie zum Thee noch Milch und Butter. Eine besonders beliebte Speise ist der Taryk, das ist gekochte und dann gesäuerte Milch.

Die nomadisirenden Tibeter beschäftigen sich ausschließlich mit der Viehzucht und kennen nichts Anderes; sie züchten Jaks und Schafe, hier und da Pferde und Ziegen; das gewöhnliche Hausrind giebt es hier gar nicht.

Der Jak hat in Tibet seine eigentliche Heimath; hier auf den hochgelegenen Ebenen, welche von Bergen durchzogen werden, findet er alles, was er braucht: Wasser, kühle Luft und weite Weideflächen. Die tibetischen Jaks liefern eine ganz ausgezeichnete Milch, aus welcher vortreffliche Butter, Quark

Tibetisches Lager.

und Taryk hergeſtellt wird. Ferner verſieht er ſeinen Herrn mit Fleiſch, Knochen und grober Wolle und wird ſchließlich in ganz Tibet als Laſt- und Reitthier benutzt, wie das Kameel in der Mongolei. Er klettert ſehr geſchickt, läuft auch gut auf gefrorenem Boden oder über Eis. Seine Haarfarbe iſt gewöhnlich ſchwarz, ſehr ſelten kommen weiße Exemplare oder ſchwarze mit weißem Schweiſe vor, welche letzteren in Indien und China ſehr geſchätzt ſind.

Intereſſant iſt, was Prſhewalski über den Charakter der Tibeter mittheilt. Unter allen Nomaden Mittelaſiens, welche er geſehen, ſeien die Tibeter in moraliſcher Beziehung die ſchlechteſten. Die alle Mongolen in gleicher Weiſe charakteriſirende Gaſtfreundſchaft und Gutmüthigkeit iſt den Bewohnern des nördlichen Tibet völlig fremd; in Bezug auf Schlauheit, Geldgier, Betrügerei und Scheinheiligkeit können ſie mit erfahrenen Großſtädtern ſich meſſen. Prſhewalski überzeugte ſich wiederholt in Folge der häufigen Berührung mit den Tibetern davon, daß die Leute völlig gewiſſenlos, meiſt Betrüger waren. Hiermit ſtimmte auch das Urtheil überein, welches die Mongolen ſelbſt über die Tibeter in Lhaſſa und in ganz Tibet fällten: Ihre Seele iſt ſo ſchwarz wie Ruß! Einen anderen, namentlich einen Fremden, zu beſtehlen oder zu betrügen, gilt in der Reſidenz des Dalai-Lama faſt für ehrenvoll, ſagten die Mongolen. Außerdem iſt ein ſehr charakteriſtiſcher Zug der Tibeter, wie aller Nomaden — ihre Faulheit.

Die Tibeter bekennen ſich zum Buddhismus und zwar, ſo weit es ſich ermitteln läßt, zum rothen. In Erfüllung ihrer Religionsgebräuche ſind ſie ſehr peinlich und eifrig. Immerfort und überall murmeln ſie Gebete, deren Bedeutung ſie nicht verſtehen; dabei drehen ſie in der linken Hand einen kleinen Cylinder, welcher mit Gebeten beſchriebene Papierfetzen enthält. Am Halſe tragen ſie beſondere Amulete, kleine Käſtchen, welche Idole, verſchiedene Reliquien,

Vergiftete Geier.

aufgeſchriebene Gebete und Beſchwörungsformeln enthalten. Die Lamas haben einen unbegrenzten Einfluß auf das gemeine Volk; ihre Worte ſind für die Menge Geſetz.

Die Tibeter ſind neugierig und redſelig, unterthänig gegenüber Reichen und Mächtigen; im Geſpräche mit älteren Perſonen, vor allem mit Beamten, gebraucht der Tibeter häufig das Wort „laken“ als Zeichen der Bejahung. Durchaus anders benimmt er ſich aber ihm untergeordneten oder von ihm abhängigen Perſonen gegenüber. — Loben kann man an ihm nur, daß er im Allgemeinen etwas energiſcher als der Mongole iſt; doch iſt er ebenſo feig wie der letztere.

In Bezug auf das Familienleben iſt ein Zug hervorzuheben, der ſchon von anderen Reiſenden unter den Bewohnern des ſüdlichen Tibets, Butan und Ladak, beobachtet worden iſt, nämlich die Vielmännerei (Polyandrie). Zwei, drei, ſogar vier Männer haben eine gemeinſchaftliche Frau, mit welcher ſie ohne Eiferſucht und ohne Streit zuſammen leben; nur die ſehr Wohlhabenden halten ſich ihre eigene Frau, bisweilen ſogar zwei. Als Grund der ſonderbaren Erſcheinung wurde angeführt, es geſchehe das, um billiger zu leben, weil die Frauen beſondere Abgaben zu zahlen hätten. Die Frauen ſelbſt ſind ſehr leichtfertig, verſchenken gern ihre Gunſt gegen Geld, ſogar mit Wiſſen der Männer. Hieraus kann für das Familienleben nicht viel Gutes hervorgehen; überdies bringen die unverheiratheten Lamas auch nur allerlei Sittenverderbniſſe in das Volk.

Nach der Ausſage des bei Prſhewalski befindlichen mongoliſchen Dolmetſchers reden diejenigen Tibeter, mit welchen Prſhewalski in Berührung kam, dieſelbe Sprache, wie das Volk in Lhaſſa, dagegen ſei dieſe Sprache eine ganz andere, als die der Tanguten am Kuku-Nor.

Von den Sitten ſei nur Einiges hier angeführt: Bei gegenſeitigen Beſuchen wechſeln ſie keine Karten, ſondern ſog. Chatak, kleine Tücher oder Handtücher von weißem oder grünlichem Seidenzeug; derſelbe Gebrauch iſt auch bei

den südlichen Mongolen und den Tanguten zu finden. Bei der Begrüßung und beim Abschied nimmt der Jüngere vor dem Aelteren die Mütze ab, neigt das Haupt und — — zeigt etwas die Zunge. Alle, Männer wie Frauen, rauchen sehr gern, aber trinken keinen Branntwein. Die Trunksucht ist überhaupt ein in Centralasien fast unbekanntes Laster. Jedermann besitzt seine eigene Trinkschale; Speise oder Trank aus einer fremden Schale zu nehmen, gilt als große Sünde.

Die Todten werden nicht begraben, sondern einfach aufs Feld geworfen, den Wölfen, Raben und Geiern zur Beute; nur die Lamas werden bestattet. In Lhassa selbst wird das Schicksal der Todten vom Urtheil der Lamas abhängig gemacht: dieselben bestimmen, ob die Leichname verbrannt oder in den Fluß geworfen, oder eingegraben, oder den Raubthieren vorgeworfen werden sollen. Das Andenken der Todten wird heilig geachtet.

Alle nomadisirenden Tibeter sind in administrativer Beziehung nicht dem Dalai-Lama, sondern dem chinesischen Gouverneur von Sinin untergeordnet. So begreift der Bezirk Sinin das kolossale Gebiet Kuku-Nor, Tzaidam und das nordöstliche Tibet bis an die Grenze der Besitzungen des Dalai-Lama, d. h. bis zur Provinz Ui. Der Bezirk Bumsa befindet sich nur etwa 10 Werst von der tibetisch-chinesischen Grenze. Die Kopfzahl der zu Sinin gehörigen Tibeter beträgt etwa 7000.

Achtzehn Tage hielt sich die Expedition im Bezirke Bumsa auf, stets in der Erwartung einer Antwort aus Lhassa. Die Zeit wurde ausgefüllt mit Ausflügen in die nächste Umgebung, mit Ordnen der Kleidung und des Gepäcks, mit der Jagd auf verschiedene Thiere, insonderheit auf Lämmer- und Schneegeier. Die großen Vögel waren außerordentlich zutraulich; die Lämmergeier setzten sich unmittelbar neben die Küche, oft nur 20 bis 30 Schritte entfernt von den Kosaken, welche mit der Zubereitung der Speisen beschäftigt waren. Die Schneegeier oder Greife (Gyps himalayensis s. nivicola Sewertzowii) waren etwas vorsichtiger. Es war sehr eigenthümlich zu beobachten, wie die Lämmergeier, diese kolossalen Vögel, welche mit ausgebreiteten Flügeln 10 Fuß (3 m) messen, die Jurte umkreisten und sich ganz nahe niedersetzten; es wurden einige mittels Schüssen erlegt. Den Greifen war schwerer beizukommen, sie konnten weder im Fluge noch sonst geschossen werden; um sie zu erlegen, wurde schließlich Gift angewandt. Es wurden die Eingeweide eines Schafes mit Cyankali bestreut und an den Ort gebracht, wo die Greife zu sitzen pflegten; allein die Vögel schienen Verdacht zu haben. Gegen 30 bis 40 Stück versammelten sich und umkreisten die Beute, ohne sie zu ergreifen. Endlich machte sich ein Vogel daran, sofort folgte die ganze Schaar — aber kaum hatte der letzte sich niedergelassen, so flogen alle wieder auf und davon. Sechs hatten indessen von dem Fleische genossen und das Gift wirkte so schnell, daß sie sofort todt niederstürzten.

Nachdem Prshewalski eine Woche vergeblich gewartet, schickte er, als einst die tibetische Wache gewechselt wurde, einen Kosaken und den Dolmetscher mit der abziehenden, um in Naptschu, dem ersten tibetischen Dorfe, Einkäufe zu machen und verschiedene Erkundigungen einzuziehen. Allein man ließ sie nur bis zur Grenze, dann mußten beide umkehren.

Eine Abwechselung brachte die Ankunft einer Handelskarawane, welche auf dem Wege von Lhassa nach Sinin im Bezirke Bumsa Halt machte. Dieselbe bestand aus 200 beladenen Jaks, einigen Kameelen und 22 Menschen. Sie führten Tuch, Räucherkerzen und andere Gegenstände des Kultus, heilige buddhistische Schriften, Arzneimittel, Süßigkeiten, Zucker u. s. w. mit sich. Alle diese Waaren gehen zum Theil über Sinin ins Innere von China, zum Theil in die Mongolei. Von Sinin nach Lhassa werden chinesische Waaren, Seidenzeug und andere Zeugstoffe, allerlei Geschirre, Sättel, eiserne Schalen, Stiefel, Feuerzeuge, Messer, Pfeifen u. a. m. ausgeführt. Die Kosten des Transportes sind sehr gering; denn die Lastthiere, die Jaks, sind sehr genügsam und die zum Transport nöthige Zeit hat, wie für alle Asiaten, nur einen geringen Werth.

Mit der Handelskarawane kehrten auch jene drei Mongolen zurück, welche Prshewalski bereits früher getroffen; zwei von ihnen, welche gut tibetisch redeten, wurden als Dolmetscher und Führer angeworben und erwiesen sich als äußerst nützlich.

Endlich am 30. November langten zwei Beamte aus Lhassa in Begleitung des Chefs von Naptschu im russischen Lager an; sie erzählten, daß in Naptschu ein Gesandter, (Gutzaw) Nomun-Chans, des Beherrschers von Tibet, nebst Gefolge eingetroffen sei; er könne nicht herkommen, weil er erkrankt sei. Doch hätte er die Weisung Nomun-Chans mitgebracht, den Russen nicht zu gestatten, nach Lhassa zu gehen. Auf die Frage Prshewalski's, was der chinesische Resident in Lhassa dazu gesagt hätte, wurde geantwortet, die Tibeter hätten selbst darüber zu entscheiden, sie hätten mit den Chinesen nichts zu thun. Prshewalski ließ den beiden Beamten verkünden, er wünsche selbst den Abgesandten zu sprechen; er verlange, daß man dem chinesischen Residenten Mittheilung mache und er drohe, falls der tibetische Gesandte nicht zu ihm käme, dann ginge er zu ihm nach Naptschu.

Am anderen Tage erschien der Gesandte mit seiner Begleitung; kurz vorher waren in der Nähe des russischen Lagers zwei Zelte aufgeschlagen worden; hier kleideten die Tibeter sich um und dann erst kamen sie zu Prshewalski. Der Gesandte hieß Tschigmed-Tschoitschor und war einer der bedeutendsten Würdenträger Tibets, vielleicht einer der vier Gehilfen Nomun-Chans. Bei ihm befanden sich die Oberen dreier bedeutender Klöster und die Vorgesetzten von 13 Aimaks (Bezirken) der Besitzungen des Dalai-Lama.

Der Gesandte selbst war mit einem kostbaren Zobelpelz, dessen Haare nach außen gekehrt waren, gekleidet; seine Begleiter trugen einfache Gewänder. Der Gesandte fragte zunächst, ob die Ankömmlinge Russen oder Engländer seien. Als ihm die Frage beantwortet worden war, sprach er in längerer Rede sich darüber aus, daß Russen noch niemals in Lhassa gewesen seien, daß von Norden her nur Mongolen, Tanguten und Chinesen kämen — schließlich, daß sowohl der Beherrscher von Tibet, Nomun-Chan, als der Dalai-Lama selbst, wie auch das ganze Volk die Russen nicht in Tibet hinein lassen wollten. Alle Einwände und Entgegnungen Prshewalski's waren durchaus vergeblich. Die Tibeter wiederholten nur dasselbe, dabei fügten der Gesandte, wie die Begleiter die Hände auf der Brust zusammen und baten in innigster Weise ganz unterthänigst, Prshewalski solle nicht weiter vordringen. Von irgend welchen Drohungen war keine Rede; ja der Gesandte erbot sich, alle Reisekosten zu decken, sobald die Russen nur umkehrten.

Obgleich Prshewalski sich schon allmählich mit dem Gedanken, unverrichteter Sache umkehren zu müssen, vertraut gemacht hatte, so fiel es ihm schließlich doch schwer, das entscheidende Wort zu sprechen. Das so nahe geglaubte Ziel wurde wieder in weite Ferne gerückt; aber mit Gewalt war gar nichts auszurichten — er mußte sich der Nothwendigkeit fügen und — umkehren.

Er erklärte sich also bereit, zurückzukehren; die Bezahlung der Reisekosten lehnte er ab und erbat sich nur ein Schriftstück mit Auseinandersetzung der Gründe, warum man ihn

Der Geſandte des Dalai=Lama und ſeine Begleiter.

nicht in die Residenz des Dalai-Lama hineingelassen habe. Der Gesandte bedauerte, ein solches Schriftstück nicht ausliefern zu dürfen, dazu sei er nicht bevollmächtigt. Darauf ließ Prshewalski ihm sagen, sobald man ihm das erbetene Schriftstück ausliefere, wolle er abziehen, wenn nicht, so marschire er sofort nach Lhassa. Nun versprach der Gesandte das Schreiben; zuletzt ließ ihm Prshewalski sagen, er reise nun schon viele Jahre umher, aber so schlechte und ungastliche Leute, wie die Tibeter, habe er nirgends angetroffen; er werde darüber etwas schreiben und die ganze Welt solle es dann erfahren; früher oder später käme der Europäer doch zu ihnen und würde sich den Zugang mit Gewalt erzwingen.

Am anderen Morgen mit Sonnenaufgang erschien der tibetische Gesandte nochmals und überbrachte das betreffende Schreiben; es wurde verlesen, aus dem Tibetischen ins Mongolische und aus dem Mongolischen ins Russische übersetzt, dann vom Gesandten untersiegelt und Prshewalski eingehändigt, welcher nun befahl, das Lager abzubrechen und fortzumarschiren. Er that es mit schwerem Herzen — zum vierten Male mußte er umkehren, ohne sein Ziel, Lhassa, erreicht zu haben; allein es war nicht anders möglich!

Baku.

(Nach dem Französischen des M. Edgar Boulangier.)

III.

[Die Abbildungen nach Photographien.]

Das rohe Erdöl wird, wie schon erwähnt, in Behältern aus Eisenblech gesammelt, ehe es in den Raffinerien von Baku verarbeitet wird; daran ist nicht zu denken, es an Ort und Stelle zu reinigen, wegen der Feuersgefahr. Ist es doch nicht einmal erlaubt, dort eine Cigarette zu rauchen. Gußeiserne Röhren, die halb in der lockeren Erde versenkt sind, dienen dazu, die Flüssigkeit nach den Raffinerien zu leiten, und um ihre Geschwindigkeit zu vergrößern, sind in den Röhren Kolben angebracht, welche durch Druckpumpen in Bewegung gesetzt werden. Der Stoß dieser Kolben gegen das Oel klingt wie das Aufschlagen eines Rammklotzes, und dieses Geräusch pflanzt sich auf der ganzen Länge der Leitung, welche 9 bis 10 km beträgt, fort. An einem der Nobel'schen Reservoirs zählte Boulangier sieben solcher Röhrenleitungen, jede von 15 cm Durchmesser. Die Legung dieser eisernen Röhren, welche den Amerikanern nachgeahmt wurde, fand erst vor kaum 12 Jahren statt und war mit großem Verdruß verknüpft, wenn sie auch andererseits viel einbringt. Vor Anbringung dieser Verbesserung wurde das rohe Erdöl in Fässern auf tatarische Arbas (Wagen) verladen, welche leicht, schmal und so großräderig waren, daß sich unter dem Kasten in der Höhe der Achsen noch ein zweites Faß aufhängen ließ. Diese sonderbaren Wagen waren vortrefflich für jene sandige Gegend und ihre Petroleumschlammlöcher, bewegten sich ohne Unterlaß zwischen den Quellen und dem Meeresufer hin und her und verdienten im jährlichen Durchschnitt wohl 200 000 Mk. Die Röhrenleitungen machten diesem Erwerbszweige mit einem Schlage ein Ende, so daß man es leicht begreift, daß die zahlreichen ruinirten Wagenbesitzer sich, besonders durch Beschädigung der Röhren, zu rächen versuchten.

Tatarische Arba.

Die Eisenbahn Baku-Balachani geht noch über den letztgenannten Ort hinaus bis Surachani, von dessen Quellen jetzt nur noch wenige ausgebeutet werden. Eine einzige Röhrenleitung genügt, um das dort gewonnene Petroleum nach den Raffinerien in Baku zu leiten, so daß der Ort eines Besuches nicht werth wäre, befände sich daselbst nicht der Tempel der sogenannten Feueranbeter, ein kleines viereckiges Bauwerk, von einer Kuppel mit einer Anzahl ganz kleiner Schornsteine bedeckt und geschmückt mit Spitzbogen, Zinnen u. s. w., umgeben von einem Hofe, den eine, an den fernen Orient erinnernde Mauer einschließt. Aus allen jenen Schornsteinen leuchtete einst brennendes Gas heraus, und zahlreiche Gläubige verrichteten ihre Andacht vor dem ewigen Feuer. Heute aber bewachen nur zwei elende Parsis den heiligen Ort, denen die Quellenbesitzer der Nachbarschaft aus Erbarmen etwas von ihrem gewonnenen Gase abgeben, und seit mehreren Jahren haben sie keine anderen Pilger zu Gesicht bekommen, als neugierige Europäer. Keiner derselben versäumt es, mit einem Streichholze die Gase, welche aus Erdspalten hervordringen, anzustecken und die Flamme nachher wieder auszublasen, womit er wider Willen ein Sakrileg begeht, indem er das reine Element mit seinem unreinen Athem vermischt.

Wie die Ausbeute und die Lage der ganzen Industrie sich gegenwärtig stellt, zeigt folgende Tabelle:

	Balachani	Sabuntschi
Erschöpfte Brunnen	37	18
Aufgegebene Brunnen	49	11
Angehaltene Brunnen	11	6
Brunnen, die vertieft werden	8	9
In Bohrung begriffene Brunnen	74	13

	Balachani	Sabuntschi
Projektirte und in Vorbereitung befindliche Brunnen	11	8
In Ausbeutung befindliche Brunnen	99	46
Springbrunnen	4	46
Tägliche Ausbeute in kg	4 700 000	2 500 000 [1])

Am nächsten Tage wurden die Raffinerien der „schwarzen Stadt“ besucht; die kleineren daselbst sind in ihrer Einrichtung ziemlich ursprünglich, während die großen, im Besitze der Herren Nobel, Boulfroy, Rothschild u. s. w., den besten amerikanischen Fabriken nicht nachstehen. Das Rohöl, welches Tag und Nacht aus den Röhren sich in ein isolirtes, feuersicheres Gebäude ergießt, wird in einer Reihe von Retorten verschiedenen Hitzegraden (von 15 bis 400° C.) ausgesetzt und verliert darin allmählich seine flüchtigen Elemente; natürlich bedarf es dabei großer Vorsicht. Die zwischen 15 und 180° gewonnenen Produkte bilden die sogenannten Petroleumessenzen (Petroleumäther, Benzin u. s. w.); bei 180 bis 250° gewinnt man die Brennöle, deren Dichtigkeit zwischen 0,800 und 0,820 variirt; bei 250 bis 400° destillirt man das Paraffin, und dann bleiben die „schweren Oele“, welche zum Fetten von Maschinen dienen, übrig. Die letzten Retorten endlich enthalten Rückstände, welche auf den russischen Eisenbahnen, Dampfern und selbst in Privathaushaltungen als Brennmaterial Verwendung finden, nicht minder auch in den Raffinerien, so daß also das Petroleum sich durch sich selbst raffinirt. Heutigen Tages werden täglich 8000 cbm Rohöl in den Raffinerien behandelt. Die Arbeit dauert jährlich etwa 200 Tage; die meisten Fabriken feiern nämlich während der fünf Wintermonate.

Der Herstellungspreis des gereinigten Petroleums ist 48 Kopeken (knapp 1 Mark) für 100 kg; die zur Heizung verwendeten Rückstände kommen auf 0,36 Mark für 100 kg, das Maschinenöl auf 7,20 Mark zu stehen. Beachtenswerth

Tempel der Feueranbeter bei Baku.

hierbei ist die große Billigkeit der Rückstände, welche keinen Rauch, dafür aber ebenso viel Hitze erzeugen, wie die dreifache Menge Kohlen. In Rußland ist man deshalb auch damit beschäftigt, diese Rückstände auf den Dampfern zu benutzen, weil sie nicht nur billig sind, sondern dadurch auch bedeutender Raum für Waaren, welchen bisher die Kohlenvorräthe eingenommen haben, gewonnen wird.

Begiebt man sich von den Raffinerien nach der Meeresküste, so lernt man eine andere zweckmäßige Einrichtung der Gebrüder Nobel kennen, die Cisternen-Schiffe. Früher wurde das gereinigte Petroleum in Fässern transportirt, jetzt läßt man es durch Röhren über die hölzernen Molen hinweg unmittelbar in Dampfschiffe laufen, welche 75 m lang und 8,5 m breit sind, vorn und hinten Reservoire und

---

[1]) Wir fügen einige Daten nach C. Engler (das Erdöl von Baku) hinzu, welche wir Petermann's Mittheilungen 1887, Litteraturbericht Nr. 212, entnehmen. Danach sollen die gesammten kaukasischen Petroleumfelder einen Umfang von etwa 31 000 qkm haben, während die in Ausbeutung begriffene Fläche auf der Halbinsel Apscheron nur etwa 12 qkm umfaßt. Die Produktion betrug in Tonnen (zu 1000 kg):

	Rohöl	Raffinirtes Erdöl
1863 bis 1865	23 100	—
1866 bis 1870	93 700	—
1871 bis 1875	283 000	107 100
1876 bis 1880	1 546 000	490 200
1881 bis 1885	4 736 000	1 398 050

Im Vergleiche mit der amerikanischen Produktion (1881 bis 1885: 17 640 000 Tonnen Rohöl) ist die von Baku freilich noch gering; aber schon im Jahre 1885 war erstere nicht mehr ganz doppelt so groß, als die in Baku (29,09 gegen 16,36 Millionen Tonnen). Die Zahl der auf den amerikanischen Oelfeldern erbohrten Quellen betrug 1885 21 950, die der Apscheron-Quellen nur 344; aber die Ergiebigkeit der letzteren soll bedeutend größer sein. Das Bakuer Petroleum ging bis jetzt fast ausschließlich nach Rußland.

Bottiche zur Aufnahme des Oels und in der Mitte die Kessel und ihre mit Rückständen geheizten Maschinen haben. Ein solcher Dampfer kann im Ganzen 225 000 Gallonen fassen und in $4\frac{1}{2}$ Stunden gefüllt werden; seine Schnelligkeit beträgt 10 Knoten und bei einer Fahrt von 460 Seemeilen verbraucht er nur 30 Tonnen Heizmaterial. An der Wolgamündung muß der Inhalt freilich in kleinere Schiffe übergepumpt werden, welche das Petroleum bis Tzaritzyn, 364 Seemeilen vom Kaspischen Meere entfernt, bringen; dort ist ein Centraldepot von 22 Millionen Liter, aus welchem das ganze europäische Rußland versorgt wird. Da die Wolga aber vier Monate hindurch gefroren ist, so mußten noch andere Reservoire angelegt werden, und zwar 36, deren vor Beginn des Winters gefüllte Bassins zusammen 163 Millionen Liter fassen. Auf den Eisenbahnen wird das Oel in Cisternenwagen transportirt, deren die Gesellschaft Nobel 1500 besitzt. 20 bis 25 Wagen werden in einer Stunde gefüllt, und 60 Petroleumzüge sind beständig auf den russischen Eisenbahnen unterwegs.

Der Export auf der Bahn Baku-Poti resp. Batum ist verschwindend gegenüber demjenigen nach der Wolga. Uebrigens scheint Rußland auch gar nichts daran zu liegen, wenigstens vorläufig, daß dies Produkt, welches es so nöthig braucht, in Masse ausgeführt wird, und außerdem ist der Export zu Schiffe über das Mittelmeer, namentlich zur Sommerszeit, bei der großen Entzündbarkeit des leicht verdampfenden Petroleums ungemein gefährlich. Sind doch schon mehrmals auf der transkaukasischen Bahn in der heißen Jahreszeit ganze Petroleumzüge in Brand gerathen.

Von der Gesammtproduktion an raffinirtem Petroleum werden jährlich etwa $\frac{7}{10}$ in Rußland verbraucht, während $\frac{3}{10}$ für die Ausfuhr verfügbar bleiben. Aber wird die augenblickliche Ausbeute auch von Dauer sein und nicht über kurz oder lang, und währte es auch ein paar Jahrhunderte, abnehmen oder ganz aufhören? Eine Actiengesellschaft lebt nicht lange, aber für ein Volk sind ein paar Hundert Jahre wenig. Und selbst die Gesellschaften und einzelnen Industriellen sind über die Zukunft keineswegs beruhigt; auch fehlt es an wissenschaftlichen Daten, um die Frage nach einer etwaigen Erschöpfung der Brunnen beantworten zu können. Nur so viel steht fest, daß man nach jedesmaliger Gewinnung von 160 Millionen Kilogramm die Brunnen um ein Saschen (2,13 m) tiefer machen resp. neue, um so viel tiefere anlegen muß. Aber auch über die Frage, wo man am besten Bohrversuche macht, ist man durchaus im Dunkeln; der Eine ist voller Zuversicht, der Andere sieht schwarz in die Zukunft. Wer Recht hat, das kann nur die Zeit lehren.

Der Bahnhof von Baku.

Mit Bedauern kehrte Boulangier schließlich der interessanten Stadt den Rücken und ließ sich von M. Thyß nach dem originellen, aber allen Anforderungen eines regen Verkehrs entsprechenden Bahnhofe der transkaspischen Eisenbahn begleiten, um über Tiflis und das Schwarze Meer nach Europa zurückzukehren.

Am Ogowe.

Von Dr. Pauli.

I.

Von Kamerun aus waren Dr. Passavant und ich, um Träger zu engagiren, nach dem Süden gefahren. Doch hörten wir schon in Gabun, daß wir unseren Zweck nicht erreichen würden, weil die südlich vom Aequator wohnenden Küstenstämme in Stanley's Diensten üble Erfahrungen gemacht hatten [1]).

Da wir zur Regenzeit ohne Träger im unbekannten Hinterlande von Kamerun, dem weißen Fleck, doch wenig hätten erreichen können, benutzten wir das uns von Herrn Stein aus Klein-Elobi gemachte Anerbieten, im Juni und Juli 1884 den Unterlauf des Ogowe bis nahe Njole zu befahren.

Brazza, der aufs Neue hinausgegangen ist, als commissaire général de la Republique die französischen Interessen im Ogowe-Congogebiete zu wahren, befand sich damals auf seiner dritten Reise in Aequatorialafrika. Die Ansichten über seine Intentionen waren zu jener Zeit getheilt: denn abgesehen von seinen Forschungen meinte man, er verfolge französische Handelsinteressen, andererseits sprach man von militärischen, resp. politischen Absichten. Wie dem aber auch sein mochte, auffallend blieb, daß zu unserer Zeit der Handel auf dem Oberlaufe des Ogowe außer den Franzosen anderen Weißen verschlossen war, so daß ein deutsches Handelshaus lange Zeit den von ihm auf dem oberen Flusse angekauften oder eingetauschten Gummivorrath nicht in seinen Besitz bringen konnte.

Obgleich nur wenige Breitengrade von Kamerun entfernt, sind doch die Witterungsverhältnisse am Ogowe andere. Für die dortige Gegend hatte eben die große trockene Zeit begonnen, die sich von Mai bis September erstreckt. Besonders das Grün der Büsche und Gräser erschien erheblich gelb, wie auch am 18. Juni Abends, als wir in der Kap-Lopez-Bai vor Anker lagen, zwei große ausgedehnte Brände, die weithin sichtbar waren, den Beweis für die Trockenheit in der Savanne gaben. Oktober bis Mitte März umfaßt die große Regenzeit, die in der Regel im Januar circa drei Wochen lang von der kleinen Trockenzeit unterbrochen ist. März bis Mai wird die kleine Regenzeit genannt. Auffallend soll sein, daß in der kleinen trockenen Zeit der Himmel sehr viel mit Wolken bedeckt ist, ohne daß Niederschläge fallen.

Während unseres Aufenthaltes war es Tags über sehr warm, Nachts leidlich kühl — die von uns gemessene Temperatur-Amplitude war 20,5° C. bis 33,0° C. — so daß wir Nachts hätten schlafen können, wenn nicht die blutsaugenden und stechenden Weibchen der Mosquitos, vor allem aber auch Sandfliegen, deren Stiche erst anderen Tags heftig juckten, uns die Ruhe geraubt hätten. Ich für meine Person litt hier gar sehr unter einem lästigen Hautausschlag, dem sogenannten rothen Hund (prickly heat der Engländer, boutons de chaleur der Franzosen, als lichen tropicus in der Medicin bekannt), wie sonst nie wieder während meines nahezu $1^1/_2$jährigen Aufenthalts in Afrika. Da der Ausschlag näßt und juckt, fühlte ich mich nur wohl im Wasser, was mir zwar Linderung verschaffte, aber das Leiden selbst verschlimmerte. Auch ein anderes Uebel sollten wir noch kennen lernen trotz all unserer Vorsichtsmaßregeln, die Spuren des Sandflohes [1]).

Das etwa 500 Meter hohe Gebirgsland, welches von Kamerun aus südlich in circa 50 km Entfernung parallel der Küste zieht und bisher das Hinterland vom belebenden Elemente abgeschlossen hat, so daß jenes Gebiet, der weiße Fleck, noch immer der Erforschung harrt, wird nur stellenweise von einzelnen barocken, würfel- und pyramidenförmigen Spitzen [2]) überragt, so daß man sie als Gneisgranit ansprechen kann, tritt aber an dem Unterlaufe des Ogowe nach dem Inneren zu zurück. Ist von Kamerun aus der Saum der Bay von Biafra (wie dieser Theil des Meerbusens von Guinea genannt wird, ohne daß man aber selbst mit Hilfe der Eingeborenen von Batta und Batanga [3]) eine Erklärung für diesen Namen beibringen könnte) von tropischem Urwald eingefaßt, so behalten innerhalb der Gezeiten in den vielen Lagunen und Creeks des Ogowe die immergrünen Mangroven auf dem sumpfigen Schlammboden, wie auch bei anderen Mündungen westafrikanischer Flüsse in erster Linie den Vorrang; erst flußaufwärts kommen Pandanus und Raphiapalmen hinzu, deren Erscheinen dafür bürgt, daß man bald mehr festeres Land sehen werde. Da jene Rizophoren mit ihrem weitverzweigten Geflecht und Netzwerk von Wurzeln und Luftwurzeln vorzügliche Landbildner sind, indem sie die festen Bestandtheile des Flußwassers in ihrem Laufe hemmen, so entstehen in kürzester Frist an den verschiedensten Orten Untiefen (Colmatirung).

Dazu kommt noch, daß allein bei Tage der erfahrene Seemann sein Schiff durch das labyrinthische Gewirr der Wasserwege zu führen vermag. Wir mußten daher bei Kap Wézé auf die erst am nächsten Morgen eintretende Fluth warten, konnten aber einerseits den hier häufig vorkommenden, sehr schmackhaften, besonders aber durch Farben-

---

[1]) Nach ihrer Aussage hatten sie zu viel Prügel, zu wenig Bezahlung und zu schlechte Verpflegung erhalten. Beiläufig will ich erwähnen, daß die im November 1884 von Dr. Passavant an der Sklavenküste aus Lagos gewonnenen 80 Träger, zum Theil Haussa, ausdrücklich ausmachten, später nicht zum Congo von uns geführt zu werden, besorgt gemacht durch Mittheilungen der von dort zurückkehrenden Landsleute. Zwei Weiße, die während Passavant's Anwesenheit in Lagos Leute für Stanley zu werben suchten, mußten damals unverrichteter Sache zum Congo zurückkehren.

[1]) Bekanntlich soll 1872 durch die Mannschaft des englischen Schiffes „Thomas Mitchell" von Südamerika her dieses Insekt nach Afrika verschleppt sein, wenn es nicht, wie Skripitzin meint, schon früher hier heimisch gewesen wäre. Das Weibchen des Sandflohes (Sancopsylla, Dissoux, Jicker resp. Jigger) bohrt sich selbst durch Stiefel unter die Zehennägel mit dem Kopfe und legt dort seine Eier, die gleich dem Echinococcus in einem Sacke bis zu Erbsengröße wachsen und unbeachtet zu Vereiterungen führen, wie man selbst bei nachlässigen Weißen beobachten kann. In Kamerun habe ich viele Kinder der Schwarzen angetroffen, denen sämmtliche Nägel auf diese Weise weggeeitert waren. Merkt der Neger bald sein Leiden am eigenen Körper, so weiß er es ganz geschickt mit einer Nadelspitze zu beseitigen. Sandflöhe und Sandfliegen sind Thiere von Sandkorn- und Stecknadelkopfgröße.

[2]) Die Namen „der Elephant", „die Brüste" bezeichnen sehr gut ihre Form.

[3]) Batanga, wie Kamerun, auch Kollectivname für die Orte Mawihli, Bakoko, Bungaheli.

pracht und eigenartige Zeichnung sich hervorthuenden Papageifisch (Scarus) schätzen lernen, andererseits Jagd machen auf die hier im Brackwasser viel ihr Wesen treibende Seekuh [1]).

Etwa einen Breitengrad dehnt sich südlich vom Aequator das Mündungsdelta des Ogowe aus, der nicht nur zur Zeit des Anschwellens von seiner Hochebene und seinen Flußufern gelben Lehm und Mergel, sowie viele pflanzliche Bestandtheile, besonders Algen, mit sich führt. Unter dem Mikroskop erkennt man in dem trüben, gelben Wasser neben Chlorophyll auch öfters kleine Felstrümmer, Sphärosiderit, von den Katarakten hergetrieben. Denn wie die bei Kamerun mündenden Flüsse und wie der Congo, hat auch der Ogowe als Plateaustrom seine Wasserfälle. Er entspringt von der Binnenseite des westafrikanischen Randgebirges und sein etwa 900 km langer Lauf liegt im Bereiche des Calmengürtels, etwa entsprechend der Länge des Rheins.

Zur Einfahrt in den Ogowe wählten wir den für Fahrzeuge bis zu 3 m Tiefgang zulässigen als Nazaret-River bekannten und zumeist befahrenen Arm. Rechts und links, vorn und hinten scheint man bald in den Mangrovewaldungen verirrt zu sein; nur vereinzelte Wasser- und Sumpfvögel beleben die monotone Landschaft. Aeußerst selten sieht man tief aus dem Dickicht eine Flaggstange mit französischer Tricolore ragen als Zeichen, daß dort einzelne armselige Fischerhütten mit ihren Bewohnern Brazza nicht unbemerkt blieben. Ueberall am Ogowe hat dieser Forscher in den einzelnen Ortschaften, die weiter stromaufwärts, abgesehen von ihrer Namensführung in der Eingeborenensprache, an deutlich kennbaren Pfählen fortlaufende Nummern tragen, die französische Flagge gehißt mit dem Bemerken, daß sein großer Vater ihn gesandt habe, die sich gutwillig unterwerfenden Schwarzen zu schützen.

Erst bei Ngola wird die Scenerie eine andere. Wir mußten an diesem Orte halten, damit der hier stationirte französische Zollbeamte die Passagiere des Schiffes und auch unsere Bescheinigung musterte. Denn damit wir auf dem Ogowe gute gezogene Gewehre mitführen durften, hatten wir in Gabun die Erlaubniß des dortigen Kommandanten Cornut Gentil einzuholen, die uns in liebenswürdigster Weise gewährt wurde.

Es bestand bis dahin nämlich ein Verbot, welches sowohl den Weißen der verschiedenen dort Handel treibenden Nationen, als auch den Schwarzen untersagte, gezogene Gewehre zu besitzen, um nicht erhebliches Blutvergießen bei den öfteren Reibereien zwischen Eingeborenen und Weißen herbeizuführen, sondern das Vorrecht guter Waffen allein der französischen Militärmacht vorzubehalten, die damals auf dem Ogowe der durch seine interessante Abkunft bekannte französische Marineofficier Felix als Kommandant auf dem kleinen Kanonenboote „Basilik“ zur Unterstützung der Brazza'schen Expedition und Aufrechterhaltung der Ordnung unter den rebellischen Negern in den Händen hatte.

Jedoch ein Jahr später, nachdem von den die Ufer bewohnenden Schwarzen ein kleiner deutscher Dampfer energisch attackirt war, so daß der deutsche Kapitän mit mehreren seiner Besatzung verwundet, ein Kru selbst getödtet wurde, ist diese eigenartige Bestimmung für die Weißen aufgehoben worden.

Auch mußten wir auf unserem deutschen Schiffe ebenso wie im Hafen von Gabun die französische Flagge hissen, weil unter anderer als französischer Flagge segeln eine erhebliche Geldstrafe nach sich zieht. Als unserer Weiterfahrt seitens der Douane keine Schwierigkeiten mehr im Wege standen, konnten wir diesen Dampfer nur noch bis zum Kama-Creek benutzen, da das Wasser an jenem Tage erheblich fiel ($^1/_3$ m). Jenes oben erwähnte Kanonenboot „Basilik“ sahen wir bei unserer Auffahrt in der Nähe von Chingagano auf den Grund gekommen, in Folge dessen es erst nach den Mühen einiger Tage wieder flott wurde. Das ist übrigens kein seltenes Vorkommniß, welches aber besonders verhängnißvoll zur trockenen Zeit ist, weil die Wasser mehr und mehr abfließen. Zur Hochwasserzeit, wo das Wasser durch den andauernden Regen 4 m und höher steht, können den Fluß größere Schiffe noch weiter hinauf befahren.

Durchschnittlich ist der Ogowe 300 m breit: wo anstehendes Gestein zur Erscheinung tritt, wie in der Nähe der Azzangué-Berge, die sich am Horizont, weit über den Hochwald hinaus, mit ihren vielen Kuppen prächtig ausnehmen, ist der Fluß eingeschnürt; wo er verbreitert ist, haben sich Sandbänke gebildet, in dieser trockenen Zeit der Lieblingsaufenthalt von Pelikanen, Flammingos, grauen Reihern und weißen Störchen. Das schlammige Wasser fließt zwischen den Ufern hin, die bestanden sind von Hochwald, Buschwald und Busch. Des Oefteren treten die Uferwaldlinien zurück, um Gräsern von hohem Wuchs Platz zu machen. Ueber letztere hinweg sieht man dann bis zu einer halben Stunde weit landeinwärts die majestätischen Galeriewälder als Hintergrund, so daß der Landschaft ein ganz eigenartiger Stempel der Abgeschlossenheit aufgedrückt wird. Wald und Busch besteht der Hauptsache nach aus den Vertretern, wie sie am Kamerunberge [1]) angetroffen werden. Nur wird von hier viel eifriger Ebenholz und Gummi durch die Eingeborenen exportirt. Zur Regenzeit fließt hier die rosig weiße Milch aus den in die Kautschukranken gemachten Einschnitten sehr reichlich.

Die blätterreichen Zweige der Bäume selbst und die anmuthig sich rankenden Schlingpflanzen hängen über das Wasser herab, so daß man oft bei der weitverzweigten Dichtigkeit des Laubwerkes dahinter Böschungen oder Gebäude vermuthen könnte, wie an den Geländen und grün bewachsenen Ruinen unseres Rheins. Doch ein leichter Windstoß belehrt uns eines Besseren.

Des Oefteren reißt die Gewalt des Stromes des Urwaldes Riesenbäume mit sich fort, die dann schwer zu beseitigen sind und der Schiffahrt unüberwindliche Hindernisse entgegensetzen, oder unterwühlt die Lehmufer, welche abgerissen als kleine Inselcomplexe den Fluß herabgetrieben werden.

Wo die Ufer von der Savanne aus steil ab zum Wasser fallen, dehnen sich oft weite Papyrosbestände [2]) aus mit grünen, kugelrunden, zarten Büschelkronen auf den graziös wogenden Schaften. Wo immer Papyros auftritt, ist gutes Fahrwasser.

Frische Schüttungen des gelben Lehmufers sind stellenweise die Spuren von Flußpferden, die sich ebenso gern vermöge ihrer Schwere ins Wasser gleiten lassen, als sie vom flachen Ufer hineintapsen. Ueber den Fluß fliegen weißköpfige, dunkelbraune Adler, blaue Schwalben, schwerfällig sich bewegende Eisvögel, ein schwarz und weißgestreifter [3]), sowie der farbenprächtige Königsfischer. Aus dem undurchdringlichen Hochwalde tönen die Stimmen krächzender Riesenhelmvögel, weiß und schwarzer Hornvögel, bunter Kukuke, schlanker Lach- und anderer in allen Farben schillernder Tauben. Nur selten sah man Affen: ihr Geschrei — was uns auch häufig Nachts störte und äußerst unangenehm klingt, so daß wir blinde Schüsse abgaben, sie zu verscheuchen — das Rauschen der Zweige, das Brechen der Sparren nach ihren kühnen Sprüngen gaben Kunde von ihrem wechselnden Aufenthalte.

---

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 51, S. 347. Anm. 2.

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 51, S. 347 und 348.
[2]) Vergl. „Globus“, Bd. 49, Nr. 16 das in meinem Artikel „Porto Novo“ über Papyros Gesagte.
[3]) Cerule rudis.

Glücklicher Weise wurden wir gelegentlich eines Streifzuges auf dem Lande eines Chimpansen[1]) habhaft; vom Gorilla erwarben wir Schädel nur durch Kauf von den Schwarzen in dem Gebiete, wo einst du Chaillu und Koppenfels jagten.

Als weitere Vertreter der hiesigen Fauna möchte ich noch aus dem eigenartigen Helldunkel des tropischen Waldes dicke schwarze Giftschlangen und fußlange Skorpione nennen, die jedoch nur, wenn sie gereizt oder aus Unvorsichtigkeit von dem Menschen getreten sind, gefährlich werden. Weder hier, noch bei Kamerun ist mir je ein Fall von Vergiftung durch Schlangen berichtet worden, obwohl unsererseits oft genug danach gefragt wurde. Prachtvoll grün gezeichnete Baumschlangen ringeln sich an dünnen Aesten. Eidechsen und Kröten stellen Insekten und Gewürm nach. Wanzen, Fliegen, Spinnen, Mücken, Schnacken, Gnitzen — letztere Arten den Menschen scheinbar nur zur Plage geschaffen — werden Beute des farbenwechselnden Chamäleons. Von uns in der Gefangenschaft gehaltene Chamäleons zeigten nicht die gleichen Farbentöne so deutlich, ebenso wenig wie die herrlichen sammetfarbenen Schmetterlinge[2]) nur annähernd noch im Tode ein wahres Bild ihrer Pracht geben können, wenn sie im unregelmäßigen Fluge, in den wechselnden Lichteffekten, in den feucht-moderigen Niederungen die Blumen umgaukeln, oder wie der Schildkäfer (Cassida), welcher im Leben in prächtigen Metallfarben schillert, todt aber fade gelb erscheint[3]).

An einzelnen Orten hatten Hunderte von Graupapageien ihren Sitz: es ist ein ohrenzerreißender Lärm, den sie verursachen. Ihre Anzahl ist so groß, da sie im Mai Brutzeit hatten. Nicht so scheu wie diese Thiere sind die immer nahe den Negerortschaften lebenden afrikanischen Sperlinge und Schwalben, sowie die schön gefiederten Singvögel, wie Glanzstaare, Finken, Feuerweber und Paradieswittwen.

Mit viel Glück haben wir erfolgreiche Jagd auf Krokodile gemacht, da dieselben, entgegengesetzt den Beobachtungen anderer Forscher, gar nicht scheu und wachsam waren. In der Mittagssonne konnten wir den auf einem aus dem Flusse hervorragenden Baumstamme oder im Uferschlamme schlafenden Sauriern im Boote sehr nahe kommen und ihnen die tödtliche Kugel senden. Wir haben nie die Beobachtung gemacht, daß Expansionskugeln oder aus dem Vetterligewehre geschossene Munition vom Schuppenkleide abgeschlagen sei. Doch nur ein Schuß durch Schulterblatt und Herz, so daß sie sich völlig überschlugen, brachte sie in unseren Besitz, was stets einen großen Jubel der Neger zur Folge hatte; angeschossen verscharren sie sich im Uferschlamm in gleicher Weise, wie ungeschickt und auf zu weite Entfernung von uns getroffene Flußpferde, von denen wir allein eines habhaft wurden, weshalb wir diese Jagd nur unter den günstigsten Bedingungen getrieben haben.

Wie man erst nach und nach das Auge schärfen lernt, um die plumpen Leiber der Krokodile von dem fast gleichfarbigen Lehmboden oder Baumstämmen zu unterscheiden, so wurden wir auch erst allmählich gewahr, daß, wenn scheinbar kleine zackige Spitzen oder runde Erhabenheiten aus den Fluthen emportauchten, solches die spitzen Ohren und die Rundungen der Mäuler von Flußpferdköpfen sind. Und dennoch entdeckten die Luchsaugen der Kru viel früher als die unserigen den Standort der Thiere. Unser Bemühen, gelegentlich Nachts auf einer Flußinsel zuzubringen, wo häufig die Nächte vorher Flußpferde gesehen wurden, ist uns niemals belohnt worden. Sie waren sehr scheu und vorsichtig. In Heerden bis zu 15 Stück haben wir die Hippopotamen sich tummeln sehen. Besonders frech erschien eines Tages ein alter Bulle, der sich von seiner Heerde absentirt hatte. Alle 4 bis 5 Minuten kam er hoch, schnob, so daß das Wasser weiß schaumig erschien, um dann mit Hinterlassung großer Ringe auf der Wasseroberfläche wieder zu verschwinden. Aus dem Fell, in dem man oft gehacktes Blei oder Eisenstücke antrifft, die von den Schüssen der Schwarzen herrühren, schneidet man Peitschen, die der Weiße als Seele der Nationalökonomie bei den Schwarzen gelten läßt, wie ich es unlängst beschrieb[1]). Das Fleisch schmeckt trocken und zähe, wird aber in größeren Stücken von den Eingeborenen gedörrt und aufbewahrt.

Die an der Flußmündung wohnenden Eingeborenen verfertigen aus den fußlangen Eckzähnen der Dickhäuter Haarpfeile (Itondo), welche ihre Frauen tragen. Man schätzt die aus Hippopotamuszähnen geschnitzten Haarnadeln höher als die aus Elfenbein hergestellten, weil erstere nicht gelb werden. An die lange Spitze setzt sich ein breiterer Schaft an, der durchbrochen ist, auch Ebenholzeinlagen zeigt. Doch ist das Angebot dieser ausgezeichnet geschmackvollen Toilettengegenstände nicht der Anfrage entsprechend, da die schwarzen Industriellen zu faul in der Anfertigung sind. Will ein Weißer einige Itondo erwerben, so stellen sie besonders unverschämte Preise. —

Eine scharfe Trennung der einzelnen Völkerstämme, welche am Ogowe wohnen, ist jetzt noch möglich, wird aber mit der Zeit immer schwerer werden, da ein mächtiges, kriegerisches, afrikanisches Volk von NW her auf der Wanderung und im Drängen nach der Küste zu begriffen ist. Es ist der Stamm der Fan oder Fan-Fan, auch Fam, Mpangue oder Oscheba geheißen. Wie am Ufer des Ogowe selbst ihre Dörfer auf Rufweite von einander entfernt urplötzlich aus der Erde emporzuwachsen scheinen, so trafen wir auch schon südlich von Kamerun bei Batta versprengte Vorläufer der Fan. Ihr Streben ist, direkt mit den Weißen in Handelsverbindungen zu treten, ohne Zwischenhandel mit anderen schwarzen Stämmen zuzulassen: sie wollen sich selbst erfreuen an den von Europäern gebrachten Waaren. Dann gleitet wohl über ihr sonst starres Gesicht ein befriedigtes Lächeln.

Der Name wird hergeleitet von fa = Messer oder fana = Wald. Stets sieht man die erwachsenen Männer mit meistens zwei Messern bewaffnet einhergehen, und ihr Hervorbrechen in großen Schaaren aus den dichten Wäldern Aequatorialafrikas beobachteten wir selbst.

In der Gegend von Nedevolo, auf dem rechten Flußufer gelegen, sind wir vielfach mit diesem Volke in Verkehr getreten, dem man nachsagt, daß es die Anthropophagie übe. Ich kann mich dabei nur auf die Aussagen eines, aus kaufmännischen Interessen hier weilenden Mulatten berufen, der mit dem Häuptling eines Fandorfes in besonders enge Berührung gekommen war und sogar Blutsfreundschaft in der Weise mit ihm getrunken hatte, daß etwas Blut aus einem Ritz am Arme des Schwarzen von den Lippen des Mulatten weggesogen wurde und umgekehrt. Die auf diese Weise gefestigte Freundschaft, die im Beisein vieler Stammesgenossen seitens der Fan noch durch unbedeutendere Cere-

[1]) Von Dr. Passavant dem Baseler Institut gesandt.

[2]) Dem Tübinger Institut gesandt. Außer dem Papilio Antimachus war besonders ein kleiner blauer oder blauweißer Falter interessant durch je zwei lange Schwingen, welche von jedem der beiden hinteren Flügel gleich Fasanenschweifen nach rückwärts abstehen. Letzterer Schmetterling ist für Afrika besonders charakteristisch.

[3]) An der Goldküste zeigte man mir eine todte handlange Eidechse, welche in bunten Farben schillerte. Die Akkra sagten, das sei im Leben nicht der Fall, sondern nur im Tode. Ich hielt es nur für eine Leichenerscheinung resp. einen Fäulnißproceß und kann für die Wahrheit der Behauptung nicht einstehen. Die Eidechse wurde von den Goldküstennegern Lisêt genannt.

[1]) Vergl. „Globus“, Bd. 51, S. 347.

monien, wie Tanz und Sang, bekräftigt ward, konnte eine Versicherung für den Mulatten sein, daß er ungefährdet unter den Fan weilen könne. Jede Beleidigung oder gar Mord des Mulatten würde bitter durch jenen Blutsfreund, den schwarzen Häuptling, gerächt werden. Eine Bestätigung für die Existenz des blutigen Eidschwurs wurde mir durch einen Theilnehmer der Brazza'schen Expedition, Fourchel.

In Bezug auf den Kannibalismus habe ich persönlich als Anhalt nur zwei Punkte. Zunächst sah ich in der Umgebung von Sakuma und Gualaka, wo damals zwei sehr rauflustige Häuptlinge Jugudemba und Femme hausten, und bei Memedika, wo Gulendame Häuptling war, mehrere kräftige Männer, welche besonders kriegerisch sein sollten, als Halsband auf Fäden gezogene Menschenwirbel tragen, da nach ihrer Meinung solches stark mache. Dieser Umstand entsprach auch ihrer sonstigen Auffassung, daß sie als Fetisch oder Amulett Felle oder Stücke von Thierfellen an einem Riemen über die Schulter trugen, um dadurch hervorragende Eigenschaften jener Thiere, wie Schnelligkeit, Klugheit oder Kraft, zu erwerben. Nur einmal habe ich in der Hütte eines Fan einen Menschenschädel entdecken können. Ob er von einem sonst verspeisten Feinde herrührte? Jedenfalls haben wir weder im Dorfe selbst, noch in größerer Entfernung Beinhäuser angetroffen, doch kann es sein, daß bei ihrem Wanderungstrieb die Bewohner eines Dorfes sich überhaupt derartige Trophäen vom Feinde nicht sammeln wie anderorts, um nicht bei ihrem Vorrücken unnöthigen Ballast mitzuschleppen.

Andererseits machte man uns auf einige Schwarze aufmerksam, welche, nachdem sie gar sehr dem Genuß von Menschenfleisch gehuldigt haben sollten, besonders am Rumpf des Körpers runde, erhabene, rauhe Flecke von der Größe eines silbernen Zwanzigpfennigstücks zeigten — Mabara von ihnen genannt. Doch möchte ich bei der Kürze der jeweiligen Beobachtung und der sonstigen Unreinlichkeit der Fan eher an den Beginn einer schuppenartigen Flechte [Ringwurm = engl. ringworm (hepes tonsurans) oder Krätze (craw-craw)] denken, auch nicht behaupten, daß die Menschenfresserei unter den Fan unmittelbar ein Ausdruck ihres thierischen Wesens sei, obgleich der erste Eindruck, den ich von ihnen gewann, ein keineswegs günstiger war.

Stieren Blickes, fast diabolisch, wenn die sonst weiße Hornhaut ins Gelbliche schimmert, und offenen Mundes mit spitzgefeilten Zähnen starren uns die Männer an, wie schon erwähnt mit kriegerischem Schmuck und Fellen behangen. Nur wenn wir längere Zeit diese Schwarzen intensiv fixirten, wichen sie mit ihrem Blick oft lachend und achselzuckend uns aus, als ob sie sagen wollten: „Was wollt ihr weißen Fremdlinge unter uns?" Außerhalb ihres Wohnorts könnte man, abgesehen von ihrer relativen Nacktheit, behaupten, daß sie bis an die Zähne bewaffnet gingen, weil ein europäisches Gewehr — am Lauf in der Hand gehalten, während der Kolben über die Schulter herausragt — mehrere einheimische Speere und Schwerter ihre Ausrüstung vervollständigen.

Unter dem weiblichen Geschlecht scheinen besonders die Dicken und Fetten mit wulstigen Lippen und langen Brüsten ästimirt zu sein.

Die Kinder gehen in der Regel bis zum zehnten Jahr nackend. Einige Fantribus üben an den Knaben die Beschneidung. Die Erwachsenen tragen aus Bast geflochtene Lendenschürzen, welche die Scham nur nothdürftig decken, indem von einer um die Hüften laufenden stärkeren Schnur etwa handbreite, doppelt so lange Zipfel fransenartig herabhängen. Beide Geschlechter schätzen Kettenschmuck aus Perlen oder Ringen sehr. Mit großer Vorliebe durchflechten sie die Haare mit Glasperlen oder ziehen auf die zu Berge stehenden Haarsträhne Perlen auf, wie uns auch besonders ein Mann auffiel, der einen Kinnbart in einzelne Zöpfe ausgezogen und diese mit Perlen bezogen hatte, so daß der Bart durch ein paar Perlenschnüre markirt wurde. Mit nicht wenig Stolz trug er diesen eigenartigen Putz zur Schau, denn nur selten traf man Männer mit Barthaaren an. Die Fan-Negerinnen behalten für gewöhnlich ihre Haare in wüster Unordnung auf dem Kopf. Die Männer rasiren denselben häufig kahl, auch lassen sie gleich der altbayerischen Helmraupe eine einzige centimeterbreite Haartour als Kamm vom Nacken bis zur Stirn laufen oder nur zwei concentrische Haarwülste über jedem der Ohre stehen oder conserviren nur einzelne Büschel auf dem sonst kahlen Schädel. Die Ohrläppchen der Frauen sind oft gespalten und lang gezogen. Am Oberarm und Unterschenkel werden mit Vorliebe vom weiblichen Geschlecht fingerdicke, runde, aber hohle Messingringe getragen, auf deren Glänzen mehr Werth als auf körperliche Sauberkeit gelegt wird; oft sind die Weiber mit rother, gelber und weißer Farbe betüpfelt, die nicht jeden Tag frisch aufgetragen zu werden scheint. Manches Mal habe ich an dem einzelnen Unterschenkel von den Ringen bis zu 12 Stück gezählt. Aber bei beiden Geschlechtern ergreift der Genius der Reinlichkeit entsetzt das Hasenpanier, denn mehr wie einmal haben wir die dortigen Negerinnen zum Flußufer oder an kleinere Bäche ziehen sehen, um mit Sand ihren schweren Schmuck zu bearbeiten, ohne den übrigen Partien des Körpers den gleichen und doch so wünschenswerthen Vorzug angedeihen zu lassen. Es stehen diese Völker Innerafrikas betreffs der Reinlichkeit in auffallendem Gegensatze zu den Küstenbewohnern, wie Kru- und Kamerun-Negern. Elfenbeinringe, respective Elfenbeinmanschetten sahen wir nur vereinzelt, die Männer scheinen diesen kostbaren Artikel lieber in europäische Waaren umzusetzen, als ihre Frauen damit geschmückt zu sehen.

Tragen die Frauen ihre minderjährigen Kinder nicht rittlings auf den Hüften, so sitzen die letzteren in einem aus Bast geflochtenen handbreiten Bandelier, welches über eine Schulter gehängt, einen Querriemen als Stütze für den Rücken des Kindes darbietet. Tatuirungen auf Brust und Arm beobachtet man, doch ist der Umfang der Zeichnungen, welche geschlängelte und gerade Linien, Vierecke mit eingestreuten Flecken und Punkten darstellen, kein sehr großer. Frauen jedoch, deren Brüste reichlicher mit Tatuirungen bedeckt waren, schienen sich für genügend bekleidet zu halten, insofern ihr Lendenschurz in diesem Falle kaum der Erwähnung werth war.

Die Sitte der Sklaverei und Vielweiberei bringt es mit sich, daß das Weib das Lastthier des Mannes ist. Eine Hauptbeschäftigung der Frauen und Kinder ist der Fischfang, zu dem die Männer außerordentlich haltbare Netze aus geklopftem Baumbast (Pisangrinden) herstellen, wie sie auch geschickt Körbe und Matten flechten. Ueberhaupt sahen wir die Männer verhältnißmäßig weniger unthätig, was bei ihrem sonstigen kriegerischen Sinne hervorzuheben ist. So sind sie leidenschaftliche Jäger, bauen sich kleinere, wenn auch plumpe Kanoes und schälen von den Riesenstämmen des Urwaldes die Borke ab, welche in geraden Platten die Seitenwände ihrer Hütten ausmachen.

Die Art zu rudern ist bei den schon längere Zeit am Wasser domicilirenden Fan eine eigenartige. Sie stehen im Kanoe und führen sehr langschaftige Ruder, die an ihrem Ende nur kleintellergroß und etwas oval sind. Bei schärferen Wendungen auf dem Wasser nöthigen sie uns durch ihr Geschick, mit dem sie Balance halten, Bewunderung ab. Die Knaben fordern sich gegenseitig zu Wettfahrten heraus, wobei sich diese Buben sehr couragös benehmen. Doch fahren sie nur an Orten, wo der Fluß

Ausbuchtungen macht, da sonst die Stromgeschwindigkeit eine große ist, die uns gelegentlich beim Baden leider einmal selbst in der unangenehmsten Weise fühlbar wurde. Es tröstete uns aber bei dieser Gelegenheit die ausgelassenste Freude der Eingeborenen, denn abgesehen davon, daß die weiße Farbe unseres ganzen Körpers sie in Erstaunen setzte, erregte die Kunst, daß wir auf dem Rücken schwammen, ihre besondere Verwunderung.

Kürzere Mittheilungen.

Russische Kosaken in Abessinien.

Vor einiger Zeit war ein russischer Kosak Aschinow mit einer Anzahl Genossen in Begleitung eines Herrn A. P. Magnus in Abessinien. Was die eigentliche Veranlassung zu dieser Expedition gewesen, darüber ist nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen. Aschinow's Begleiter Magnus hat nun am 16. (28.) Mai d. J. in der ethnographischen Sektion der k. Russischen Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg über seine Reise und die auf derselben gesammelten Eindrücke berichtet. Einem kurzen Auszug aus seinen Mittheilungen, welche die „Nowoje Wrjema" [1887, 18. (30.) Mai, Nr. 4028] gebracht hat, entnehmen wir Folgendes. Ueber die Motive zur Reise, über seine Beziehungen zum Kosakenführer Aschinow, über die Zahl der Theilnehmer u. s. w. sagt der Auszug nichts, sondern giebt nur eine Beschreibung der Reise. Die russische Karawane hatte sich reichlich mit Waffen, Pulver und allerlei Kirchengeräthen versehen und betrat in Massauah den afrikanischen Boden. Nachdem die Erlaubniß des Herrschers von Abessinien zur Weiterreise eingelaufen war, traten die Russen theils zu Kameele, theils zu Pferde dieselbe an. Die Nachricht von ihrem Kommen verbreitete sich mit großer Schnelligkeit im ganzen Lande: überall wurden sie von den Abessiniern mit großer Freude und vielen Ehrenbezeugungen begrüßt. Unter militärischer Begleitung rückten sie allmählich vor. Die Kosaken, um sich dankbar zu erweisen, beschenkten die abessinischen Beamten mit Waffen, geistlichen Geräthen, Heiligenbildern und Kreuzen. Unter Gesängen und frohen Muthes erreichten die Russen endlich Asmara, den Aufenthaltsort des Vicekönigs Ras-Alula, des Befehlshabers aller abessinischen Truppen und des Chefs der Provinz. Der eigentliche Herrscher, gleichzeitig das geistliche Oberhaupt, der Negus, nennt sich wohl König der Könige des äthiopischen Landes, hat aber in gewisser Beziehung nur nominelle Macht. Als die Kosaken sich Asmara näherten, wurden sie von einer großen Militär-Abtheilung empfangen, mit Willkommenrufen, mit Gesang und Tanz begrüßt. Der Anführer der Heeresabtheilung verneigte sich drei Mal und berührte mit der Hand den Erdboden; er wandte sich zu den Kosaken wie zu lang erwarteten Gästen, zu Glaubensbrüdern. Diese erschienen vor dem Vicekönig; er nahm sie freundlich auf und umarmte sie. Reichliche Geschenke wurden ihnen zu Theil. Etwa zehn Tage verweilten die Kosaken in Asmara, und wurden von Seiten des königlichen Hofes reichlich verpflegt. Dann begaben sie sich zum Negus, welcher sie ebenso freudig empfing wie Ras-Alula. Die Kosaken knüpften schnell freundschaftliche Verbindungen mit dem abessinischen Volke und mit dessen Herrschern an, lebten eine Weile im Gebirge und verbrachten die Zeit, indem sie Löwen und Leoparden jagten.

Magnus beobachtete dabei die Abessinier und sammelte mancherlei Erfahrungen über ihre Lebensweise.

Als Kleidungsstück dient ein großes, weißes, mantelartiges und ärmelloses Tuch, „Schama" genannt. Alle gehen barhäuptig, sogar der Negus und die übrigen Heerführer — sie begründen diese Sitte damit, daß der Heiland einst unbedeckten Hauptes gewandelt sei. Die Männer tragen die „Schama" mit rothen Streifen; die Frauen außerdem lange gestickte Hemden mit Kreuzen auf dem Rücken und der Brust. Die armen Leute gehen übrigens vollkommen nackt oder tragen Felle, auf denen sie Nachts schlafen. Die Frauen lieben es, sich mit wohlriechenden Oelen, Balsam und Moschus einzureiben. Die Männer tragen Ringe an den Armen und an den Beinen zum Schmuck; die Frauen haben Ohrgehänge mit kleinen Kreuzen, tragen Kreuze an der Stirn und den Schläfen, Armbänder an den Armen und Ringe an den Beinen.

Die Haut ist an verschiedenen Stellen tatuirt: Kreuze, Figuren u. s. w. sind dargestellt. Diejenigen, welche in Jerusalem waren, haben auf ihren Händen eine Abbildung des Kreuzes oder der Mutter Gottes.

Die aus Rohr oder aus Bambus errichteten Wohnungen haben eine kegelförmige Gestalt, spielen aber im Allgemeinen keine große Rolle im Leben der Abessinier, weil dieselben fast die ganze Zeit unter freiem Himmel zubringen. Die Wohnungen der Herrscher sind stattlicher, und man bemerkt an ihnen den Einfluß der europäischen Architektur. Die Abessinier sind kriegerisch, wild, rachsüchtig — dabei äußerst abergläubisch; fast alle tragen Waffen, Lanze, Schild aus Nashornhaut und Säbel; sie haben auch viel Remington-Gewehre, welche zum Theil den gefangenen und erschlagenen Aegyptern abgenommen, zum Theil von den Engländern erworben sind. Obgleich das Volk moralisch nicht hoch steht, so werden Sitten und Gebräuche doch sehr streng beobachtet. Man sieht viele Leute, welche für verschiedene Vergehen und Verbrechen verstümmelt worden sind: das Tabakrauchen wird mit dem Abschneiden der Nase und der Zunge bestraft.

Eine sehr hohe Bedeutung hat die Geistlichkeit. Die Geistlichen stehen in großem Ansehen, sind sehr reich und von allen Abgaben befreit. Die religiösen Gebräuche und der Gottesdienst zeigt viel Auffallendes: Beim Gottesdienste sind Trommeln und Schellen in Thätigkeit; die Kirchendiener singen durch die Nase und schlagen mit Stöcken auf den Fußboden. Jeder Geistliche wird von Dienern begleitet, welche einen Sonnenschirm über ihm tragen und mit einer Glocke klingeln; die Vorübergehenden fallen vor ihm auf die Knie. Kirchen und Klöster sind nach derselben Weise erbaut, wie die übrigen Wohnungen, nur sind sie viel geräumiger und mit einem achtspitzigen Kreuze geschmückt. Die Klöster stehen gewöhnlich auf Berggipfeln. Der Negus und das ganze Volk ist den Russen, sowie allen orthodoxen Christen sehr zugethan.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Von dem F. von Hellwald'schen Prachtwerke „Frankreich in Wort und Bild" (s. „Globus" Bd. 51, S. 143) hat die Verlagsbuchhandlung Schmidt und Günther in Leipzig jetzt eine Textausgabe unter dem Titel „Frankreich. Das Land und seine Leute" (Preis 6 Mark) veranstaltet. Neu durchgesehen und auf das Sorgfältigste verbessert, wird sie sich hoffentlich recht viele neue Freunde erwerben. Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand mit unverkennbarer Liebe, die Schilderungen sind äußerst lebendig und können nicht verfehlen, das höchste Interesse des Lesers zu erwecken. Hellwald war selbst Officier, und sein Urtheil über die militärischen Einrichtungen verdient hohe Beachtung. Das Werk darf als die gelungenste geographische Arbeit des Verfassers, der Frankreich durchaus kennt, bezeichnet werden.

— Die Permische Gouvernements-Zeitung meldet: Die neu errichteten Schulen, in welchen die Tscheremissen-Kinder mit Russen gemeinsam unterrichtet werden, üben einen sehr wohlthätigen Einfluß. Weder die mohammedanischen Tataren, noch die russischen Sektirer haben jetzt noch den Einfluß auf die Tscheremissen, den sie bisher gehabt haben. Seit 1878 sind die jungen Tscheremissen schon im Stande, ein Examen zu bestehen, um gewisse Vortheile bei der Ableistung der Wehrpflicht zu erreichen. Die Tscheremissen fangen sogar an, auf ihre eigenen Kosten Schulhäuser zu erbauen. Im Dorfe Nishne Potam ist kein Knabe, der nicht die Schule besucht; ja mitunter sieht man auch fast erwachsene Tscheremissen in die Schule gehen; hier und da kommen sogar die Eltern der Knaben zum Unterricht, um zu hören, was der Lehrer erzählt.

— Ein junger finländischer Naturforscher W. Heinrichson ist in Begleitung zweier Gehilfen und eines Photographen für eigene Rechnung nach Nowaja Semlja gereist, um daselbst faunistische und geologische Studien zu machen.

— Der jüngst verstorbene Iwan Semenowitsch Poläkow (Poljakow) wurde 1846 in der Stanitza Tsurnchaituisk im Bezirke Nertschinsk in Transbaikalien als Sohn eines armen Kosaken und einer Burjätin geboren. Nachdem er in Irkutsk eine Volksschule besucht, trat er als Kosak in die Armee, doch nur für kurze Zeit. Durch Vermittelung P. A. Krapotkin's wurde er vom Militärdienste befreit und 1865 als Lehrer an der Militär-Elementarschule und Aufseher am Gymnasium in Irkutsk angestellt. Hier begann er seine zoologischen Studien. Aber schon 1866 gab er beide Stellungen auf und betheiligte sich als Naturforscher an einer Expedition nach dem Olekma-System, welche gute Resultate, vor allem eine Karte des Olekma-Witimer Gebirgslandes, lieferte; Poläkow selbst sammelte Thiere und Pflanzen in großer Menge. Im nächsten Jahre 1867 brachte er aus dem östlichen Sajanischen Gebirge gleichfalls reiche Beute heim. Bei der Bearbeitung des gesammelten Materials empfand er die Lücken seines Wissens und das Bedürfniß, gründliche Studien zu machen. Deshalb ging er nach St. Petersburg, später nach Charkow, bestand hier endlich das Maturitätsexamen, studirte in St. Petersburg und erhielt dort den Grad eines Kandidaten der Naturwissenschaften. 1871 unternahm er als Mitglied der k. Russischen Geographischen Gesellschaft eine sechsmonatliche Reise an das Ostufer des Onegasees, hauptsächlich in zoo-geographischem Interesse; der Bericht darüber ist unter dem Titel: „Untersuchungen über die Steinzeit im Gouvernement Olonetzk" und in den Schriften der Geographischen Gesellschaft, Bd. IX, gedruckt. 1873 führte er eine zweite Reise in das Gouvernement Olonetzk aus; das Resultat war die „Physisch-geographische Beschreibung des südöstlichen Theils des Gouvernements Olonetzk". 1874 untersuchte er die Umgegend der Stadt Ostaschkow mit besonderer Rücksicht auf die Wasser- und Landstraßen und wurde dann als Konservator am zoologischen Museum der Akademie angestellt. Im Jahre 1876 wurde Poläkow von der Akademie der Wissenschaften zu zoologischen und ethnologischen Forschungen an den Ob geschickt; die Resultate veröffentlichte er in „Briefe und Berichte über die Reise in das Ob-Gebiet" 1877. 1877 reiste er nach Kusnezk (Bezirk Mariinsk), um eine angeblich daselbst gefundene Mammuthleiche zu besichtigen, und besuchte auf der Rückreise das westliche Altai-Gebirge, sowie die Seen Achakul und Balkasch. 1878 war Poläkow in Helsingfors und arbeitete daselbst im zoologischen Museum, später unternahm er eine Reise ins Innere des Russischen Reiches, um im Auftrage der Moskauer Anthropologischen Gesellschaft an verschiedenen Stellen Ausgrabungen zu veranstalten. Die Resultate dieser, sowie einiger früheren Reisen sind in den Schriften der Moskauer Gesellschaft für Anthropologie erschienen. In der zweiten Hälfte des Jahres 1878 machte er eine wissenschaftliche Reise nach Deutschland, Dänemark, Paris und der Schweiz und arbeitete überall in den zoologischen Museen. Im Jahre 1879 bereiste er abermals einige Gegenden von Süd- und Central-Rußland, um vorgeschichtliche Archäologie zu treiben. Die Resultate dieser bis zum Fuße des Ararat ausgedehnten Expedition wurden 1880 in St. Petersburg veröffentlicht. Die letzte größere Reise nach Sachalin trat er 1881 an; er war drei Jahre unterwegs, besuchte Sachalin, Japan und das südliche China und konnte noch einen vorläufigen Bericht über seine Reisen abschließen. Dann aber erkrankte er schwer, suchte im Frühling 1886 auf dem Lande bei Moskau vergeblich Heilung, kehrte nach St. Petersburg zurück und starb daselbst am 5./17. April des laufenden Jahres im Marien-Hospital.

Asien.

— In Samarkand sind für die Beamten Unterrichtskurse in der Landessprache eröffnet worden. Der dortige Generalgouverneur hat diese wichtige und nützliche Angelegenheit Herrn Kahl, einem früheren Zögling der St. Petersburger Universität, der daselbst den Kursus in der Fakultät für orientalische Sprachen beendigt hat, übertragen. Die erste Vorlesung hielt Herr Kahl am 17. März im dortigen Militär-Klub; die Zahl der Zuhörer betrug 60 bis 70. Es werden wöchentlich drei Vorlesungen stattfinden. Gleichzeitig mit diesem Sprach-Unterricht sollen Vorträge über die Geschichte des Islam gehalten werden, um dadurch ein Verständniß für viele Eigenthümlichkeiten im Leben der Eingeborenen bei den russischen Beamten zu erzielen.

— Von dem Leben in Kamtschatka entwirft die Zeitung „Wladiwostock" kein günstiges Bild. Das Leben der Eingeborenen wie der Russen ist schwer und bedauernswerth. Noch im Jahre 1739 sprach Steller von Kamtschatka wie von einem goldenen Boden, in welchem unberührte Schätze liegen; er lud thätige und aufgeklärte Männer ein, um die Eingeborenen über die Verwendung der Naturschätze zu belehren.

Aber Steller's frommer Wunsch erfüllte sich nicht — Kamtschatka ist im Zustande der Erstarrung geblieben bis auf den heutigen Tag. Auch die allerbescheidensten und beschränktesten Bedürfnisse der Landbewohner können nicht erfüllt werden; die allereinfachsten Bequemlichkeiten des Lebens fehlen. Der größte Theil der Bewohner besteht aus Jägern; der Jagderwerb ist das einzige Mittel, um sich eine Existenz zu schaffen, aber es ist nicht ausreichend. Im Jahre 1885—1886 wurden 4000 Zobel zu 16 Rubel, also im Werth von 64 000 Rubel (128 000 Mark), 1000 Füchse zu 3 Rubel für 3000 Rubel (6000 Mark), 200 Ottern zu 8 Rubel für 1600 Rubel (3200 Mark) und Bären und andere Pelzthiere für 1400 Rubel (2800 Mark) erlegt, demnach im Ganzen für 70 000 Rubel (140 000 Mark). Man zählte etwa 10 000 Einwohner auf der Halbinsel, demnach kommen auf jeden einzelnen etwa 7 Rubel (14 Mk.). Der Jagdbetrieb währt im Ganzen $4\frac{1}{2}$ Monate, vom 15. Oktober bis zum 1. März; die erworbenen Geldsummen sind während dieser Frist auch verbraucht; wovon die Leute während der übrigen Zeit des Jahres leben, ist ein Räthsel. Ueberdies kommt der Jagderwerb allmählich in Verfall, zum Theil, weil die Pelzthiere sich allmählich vermindern, zum Theil, weil von den Pelzwaaren ein hoher Zoll erhoben wird, zum Theil, weil auf den europäischen Märkten die Rauchwaaren sehr im Preise gesunken sind. — Das Land birgt in seinem Inneren reiche mineralische Schätze, welche unberührt daliegen; alljährlich werden 10 000 Renthierfelle, aus denen das schönste Leder bereitet werden könnte, als unbrauchbar fortgeworfen; der Tschawitscha (Oncorhynchus orientalis Pall.), der herrlichste Seefisch der Welt, wird nicht ausgeführt. Man sehnt sich danach, daß die Regierung endlich Maßregeln ergreife, den Handel zu heben und die ökonomische Lage der Eingeborenen zu bessern.

— Ein in Chami lebender russischer Kaufmann N. M. Tjustin hat dem russischen Konsul in Kaschgar mitgetheilt, daß eine von Sava Morosow ausgerüstete Karawane am 26. December 1886 in einer Entfernung von 70 Werst (km) Chami passirt und glücklich Lan-tschön-fu erreicht hat. Der Handel in Chami ist vortheilhaft; er würde noch besser gehen, wenn die chinesischen Behörden nicht so oft dabei hinderlich wären. Die russischen Waaren kommen von Biisk über Kosch-agatsch, den chinesischen Posten Chak, die Stadt Kobdo, durch einen Theil der Wüste Gobi, Suchaita genannt, über San-to-chu, die Stadt Barkul und den Paß Nan-sjän-chu nach Chami.

— Die Sammlung von Mineralien, welche Potanin von seiner Reise heimgebracht hat, ist dem Professor der Geologie an der Petersburger Universität Inostranzew zur Bearbeitung übergeben worden. Die zooologischen und botanischen Sammlungen werden von Mitgliedern der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften bestimmt und untersucht werden, die übrigen ordnet er selbst und wird dann in Irkutsk das Amt eines Geschäftsführers der ostsibirischen Abtheilung der k. Russischen Geographischen Gesellschaft übernehmen.

Australien.

— Am 21. u. 22. April dieses Jahres wurde eine an der Nordwestküste von Westaustralien, in der Ninety-mile Beach in 20° südl. Br. und 119° östl. v. Gr., mit Perlfischerei beschäftigte Flottille von einem der furchtbarsten Orkane überfallen. Sie bestand aus meist nach Sydney gehörigen 20 Schonern und 100 Luggers, und davon wurde über die Hälfte total vernichtet und der Rest stark beschädigt. Von der Besatzung verloren 300 Mann ihr Leben in den Fluthen. Die Zeit der gefährlichen Orkane an der Nordwestküste beginnt im December des Jahres und pflegt sonst gegen Ende März aufzuhören. Während dieser Zeit suchen dann die für Perlfischerei engagirten Schiffe in dem 95 km südwestlich von der Ninety-mile Beach gelegenen Port Headland Schutz.

Inseln des Stillen Oceans.

— Aus Queensland wird Mitte Mai telegraphisch gemeldet: „Die Victory Expedition nach Neu-Guinea erzielte bedeutende Erfolge. Zwei neue große Flüsse wurden entdeckt, welche der Dampfer „Victory" auf mehr als 100 Miles (161 km) hinauffahren konnte. Man stieß auf fünf besondere Stämme der Eingeborenen. Was bisher als Aird-Fluß galt, ist nichts weiter als eine der vielen Mündungen eines der neu entdeckten beiden Flüsse, welcher nunmehr den Namen Douglas erhielt. Der andere große Fluß wurde Jubilee benannt und fließt östlich vom Douglas." Man kannte, fügen wir hinzu, vom Aird bisher nur dessen Mündung, welche in 7° 45' südl. Br. und 144° 15' östl. von Gr. auf der Höhe des Papua-Golfes liegt. Die diesem für Schiffe sehr gefährlichen Golfe anliegende Küste ist noch immer wenig bekannt. Der obige Fluß wurde zu Ehren des Honor. John Douglas, Special Commissioner des englischen Neu-Guinea, Douglas benannt. — Es sollten in Australien drei besondere Expeditionen zur Erforschung des englischen Neu-Guinea in verschiedenen Richtungen ausgerüstet werden; die eine in Queensland, die zweite in Neu-Seeland und die dritte von der Geographischen Gesellschaft in Melbourne.

— Der Stand der englischen Kolonie der Fidschi-Inseln mit einem Flächeninhalt von 378 deutschen Quadratmeilen war Ende 1885 folgender. Die in Parenthese beigefügten Zahlen beziehen sich auf das Vorjahr. Die gesammte Bevölkerung zählte 127 279 (— 1 244). Unter Kultur befanden sich 15 515 ha (+ 1 108) Land. Der Viehstapel bestand aus 650 (+ 40) Pferden, 5 953 (+ 1 353) Rindern, 6 350 (+ 481) Schafen und 50 000 Schweinen. Die Einnahmen ergaben Pfd. St. 76 669 (— 14 854), die Ausgaben betrugen Pfd. St. 92 209 (— 6 259), und im Jahre 1887 resp. Pfd. St. 72 169 und Pfd. St. 73 607. Die öffentliche Schuld belief sich auf Pfd. St. 264 025 (+ 10 000). Der Import bewerthete Pfd. St. 294 585 (— 139 937), der Export Pfd. St. 326 750 (— 18 594). Die wichtigsten Exportartikel bildeten Zucker mit Pfd. St. 211 729 (— 6 495), Kopra mit Pfd. St. 67 077 (— 2 565), Früchte mit Pfd. St. 23 905 (+ 4 195), Mais mit Pfd. St. 3 132 (+ 588) u. s. w. Es liefen 124 Schiffe (— 26), darunter sieben deutsche, mit einem Tonnengehalte von 54 056 (— 9 190) ein und 135 (— 9) mit einem Tonnengehalt von 55 892 (— 8 839) aus.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Prshewalski's dritte Reise in Central-Asien.

VII.

Die ersten Tage des Rückmarsches erschienen den Reisenden ganz besonders langweilig. Lhassa war ihnen unerreichbar gewesen — und nun lagen wieder viele Hunderte von Kilometern schwierigen Weges durch Nordtibet vor ihnen in der Eiseskälte des tiefen Winters! Dabei drohten auf dem Tanla die Jegräer und der Zustand der Karawane war bei weitem nicht mehr befriedigend. Trotz aller Anstrengungen hatten an der Quelle Nier-tschungu nur 10 Pferde gekauft werden können; von den Kameelen waren nur noch 26 Stück brauchbar, und darunter war fast die Hälfte sehr schwach. An Nahrungsmitteln hatte man außer einigen Schafen, sowie etwas Butter, nur 5 Pud (80 kg) Dsamba und 8 kg sehr schlechten Ziegelthees beschaffen können. Schließlich waren die Reisenden durch das Ausbleiben aller Nachrichten aus der Heimath verstimmt worden; sie hatten die an sie gerichteten Briefe von Peking nach Lhassa befördern lassen, aber die tibetischen Gesandten weigerten sich mit Entschiedenheit, für dieselben zu sorgen; sie erklärten, daß, falls der chinesische Resident in Lhassa wirklich Briefe aus Peking erhalten hätte, dieselben wiederum nach Peking zurückgeschickt werden würden. Und so geschah es wirklich.

Als Führer diente der Expedition der schon genannte Mongole aus Tzaidam, Namens Dadai; er war ein Neffe des Mongolen Tschutun-dsamba, welcher bereits 1872 und 1873 Führerdienste geleistet hatte. Dadai kannte den Weg ausgezeichnet; bereits acht Mal hatte er mit Pilgern oder Kaufleuten die Wegstrecke von Tzaidam bis nach Lhassa zurückgelegt. Er erhielt eine Bezahlung von 40 Lan (etwa 240 Mark); außerdem mußte Prshewalski ihm ein Reitpferd liefern und ihn verpflegen.

Dadai war ein vortrefflicher Führer: unter seiner Beihilfe wurden einige Nahrungsmittel und noch vier Reitpferde erworben. Er verrieth den Reisenden auch, daß hinter ihnen etwa in einer Entfernung von einer Tagereise eine Abtheilung von 30 berittenen tibetischen Soldaten folge; dieselben hätten die Verpflichtung, täglich nach Naptschu zu berichten, was die Expedition mache; unterdeß blieben die Gesandten an Ort und Stelle, um abzuwarten, bis Prshewalski den Tanla überschritten hätte.

Der Rückmarsch wurde anfangs auf demselben Wege, wie der Hinmarsch, gemacht, dann aber wurde etwas abgewichen, um den Tanla an einer anderen Stelle zu überschreiten und dadurch den Jegräern aus dem Wege zu gehen. Drei Tage wurde am Flusse Santschu gerastet, dann folgte man dem Flusse Tantschu, allmählich zum Tanla heransteigend. Der Weg ist gut — von den Jegräern war nichts zu sehen; so konnte der Paß des Tanla-Gebirges, auf dessen Höhe sich ein „Obo" befand, in Ruhe überschritten werden. Dabei erzählte der Führer Dadai zwei Legenden, welche an jene Gegend anknüpfen. Die erste lautete:

In alten Zeiten lebte auf jenen Bergen nahe am Paß ein böser Geist, welcher den vorbeiziehenden Karawanen nur Unannehmlichkeiten bereitete. Durch keinerlei Opfer ließ er sich versöhnen. Da legte sich ein tibetischer Heiliger, welcher von Lhassa nach Peking reiste, ins Mittel; er brachte mittels seiner Gebete und Beschwörungen den bösen Teufel so weit, daß dieser sich zum Buddhaglauben bekehrte und in einen guten Geist („Burchan") verwandelte, der nun die Wanderer beschützte. Seit der Zeit ist es hier viel sicherer als früher.

Die zweite Sage erzählt: Vor vielen Jahren, als noch alle Buddhaheiligen nach Tibet kamen, machte sich Galdsuabute, der Chan der Chalcha, mit einem Kriegsheere auf den Weg, um den Dalai-Lama zu rauben und ihn in seine

eigenen Besitzungen zu schaffen. Die Tibeter konnten mit offener Gewalt die Mongolen nicht zurückhalten, aber die Heiligen von Tibet bewirkten es, daß ein Steinhagel vom Himmel fiel und den größten Theil des feindlichen Heeres vernichtete; ein Theil wurde von den wilden Jaks zu Grunde gerichtet. Aber Galdsu-abute marschirte mit einem ihm gebliebenen geringen Reste von 16 Mann nach Lhassa, bemächtigte sich eines der vornehmsten Heiligen (des Chubilgon) und schleppte ihn in seine Heimath nach Urga. Seit jener Zeit lebt daselbst der große Kutuchta. Die damals vom Himmel gefallenen Steinmassen aber liegen noch heute am Nordabhange des Tanla am Ursprung des Flusses Temtschu. Später wurde den Reisenden wirklich an einem kleinen von den westlichen Bergen herabkommenden Flüßchen ein Ort gezeigt, wo große Haufen von Steinkugeln von Haselnuß- bis Wallnußgröße lagen; es waren das offenbar Kalkconcremente, welche aus dem Löß ausgewaschen und durch die starken Frühlingswässer weiter getragen worden waren. Die schlauen mongolischen Lamas sammeln ganze Ladungen dieser Steine und bringen sie nach Chalcha, um sie dort zu ihrem Vortheil zu verkaufen.

Beim Herabsteigen vom Tanla-Gebirge verloren die Reisenden einige Kameele und verließen endlich das ungastliche Gebiet, wo die Winterkälte mit allen ihren Schrecken und Gefahren sie begleitet hatte. Sie folgten dem Flusse Mur-ussu bis zum Gebirge Tzagon-obo, woselbst ein Aufenthalt von vier Tagen genommen wurde, weil einer der Kosaken, Garmajew, schwer erkrankt war. Dabei klagte der Führer Dadai stets darüber, daß er unwohl sei; zu reichliche Fleischnahrung schien die Ursache seiner Krankheit zu sein; er litt außerdem durch Ungeziefer, obwohl er täglich massenweise die in seiner Kleidung steckenden Parasiten vernichtete. Auffallend war es, daß weder Prschewalski noch seine Begleiter von Ungeziefer zu leiden hatten, trotzdem daß alle äußerst schmutzige Wäsche trugen, an deren Reinigung gar nicht gedacht werden konnte. Die Mongolen haben übrigens die Ansicht, daß ein Mensch ohne Ungeziefer Gott nicht wohlgefällig sei.

In den Bergen Tzagon-obo wurde fleißig gejagt; insbesondere wurden tibetische Rebhühner (Ullar genannt, Megaloperdie thibetanus) und Kukujamans, und von Prschewalski's eigener Hand ein großer Bär erlegt.

Lager der Karawane am Tanla.

Vom Tzagon-obo-Gebirge aus wurde ein Weg gewählt, der etwas östlicher lag als derjenige, welchen die Expedition auf dem Hinmarsch eingeschlagen hatte; er lief anfangs bis zum Paß über den Kukuschili dem alten fast parallel. Das Dumbure-Gebirge (Paßhöhe 4800 m) wurde glücklich überschritten. Hier schoß der Kosak Kalmykin ein ausgezeichnetes Exemplar des Askars oder des weißbrustigen Argalis (Ovis Hodgsoni?). Das schöne hier abgebildete Thier kommt im ganzen Gebiete von Nordtibet in großer Menge vor.

Viel hatten die Reisenden und ihre Lastthiere von Schneestürmen zu leiden; im Marco-Polo-Gebirge trat in Folge eines sehr heftigen und andauernden Schneesturmes Futtermangel ein, so daß Kameele und Pferde zwei Tage lang ohne Nahrung blieben. Die Kameele sind an solche Hungertage gewöhnt, die Pferde eigentlich nicht; doch erwies sich hierbei das tibetische Pferd außerordentlich leistungsfähig und sehr genügsam. Einige fraßen sogar bereitwillig Fleisch. Als die Noth am höchsten war, wurden alle 14 Pferde zusammengetrieben und ihnen eine Masse von etwa 30 kg Chulan-Mist vorgeworfen, der unterwegs gesammelt worden war. Die hungrigen Pferde warfen sich mit Begierde darauf und fraßen alles auf — den folgenden Tag mußten sie wieder einen anstrengenden Marsch machen. Das dem Marco-Polo-Gebirge sich anschließende Thal ist durchaus unfruchtbar, am Nordabhange des Gebirges befinden sich weit ausgedehnte Gletscher. Im Juli ist das Thal sehr belebt: Hierher strömen von allen Seiten die weiblichen Orongo-Antilopen zusammen, um ein Junges zu werfen, während die Männchen an den alten Standplätzen zurückbleiben; den Weibchen folgen aber Bären, Wölfe und große Raubvögel, um während der etwa einen Monat andauernden Wurfzeit sich der leichten Beute bemächtigen zu können. Später ziehen die Weibchen mit ihren Jungen wieder zurück an die heimischen Plätze. Was die Antilopen zu dieser Wanderung veranlaßt, ist unbekannt. — Der Führer erzählte eine Lokalsage, welcher zufolge alle in Tibet befindlichen Orongo-Antilopen eine Hochzeitsgabe der Tochter eines Geistes seien, der im Gebirge Amne-matschin am Ursprung des Gelben Flusses haust. Die nun verheirathete Tochter lebt jetzt auf dem Berge Baldyn-dordsh; am Fuße dieses Gebirges versammeln sich alljährlich alle Orongo-Antilopen zur Musterung.

Im Flußthale des Naidschin-gol begegneten der Karawane endlich Mongolen, denen Nahrungsmittel und Lastthiere abgekauft werden konnten. Die Zahl der Kameele war auf 17 zusammengeschmolzen; die Lasten wurden auf Jaks vertheilt. Das Gebirge, ein westlicher Ausläufer des Burchan-Budda, wurde im Paß Kukutom überschritten und nun befand sich die Expedition abermals in der weiten Tzaidam-Ebene. Der Weg wendete sich nach Osten; am 31. Januar 1880 wurde die Festung (Chyrma) Dsun-sasak erreicht. Von 37 Kameelen, mit welchen die Karawane von hier abgezogen war, kehrten nur 13 zurück, die übrigen waren den Reisestrapazen, und besonders dem Futtermangel erlegen. Die Reisenden selbst waren ermattet und abgezehrt. In Dsun-sasak wurde deshalb gerastet, um mit

Weißbrüstiger Argali (Ovis Hodgsoni?).

frischen Kräften auf schon bekanntem Wege den Marsch zum Kuku-Nor beginnen zu können.

Alles in Dsun-sasak zurückgelassene Gepäck, alles Silber wurde den Reisenden zurückgeliefert, aber auch — ihre Briefe. Als Prshewalski auf der Heimreise Dsun-sasak passirte, übergab er dem Fürsten daselbst Briefe, welche über

Ein Obo auf dem Tanla-Paß.

Sinin nach Peking zur Weiterbeförderung nach Rußland geschickt werden sollten. Bis Sinin kamen dieselben, der dortige Gouverneur (Amban) beförderte sie aber nicht weiter, sondern schickte sie nach Dsun-sasak zurück, wo man sie der Expedition wieder einhändigte. Der Weitermarsch der Karawane zum Kuku-Nor durch den östlichen Theil von Tzaidam bewegte sich auf derselben Route, welche Prshewalski bereits in den Jahren 1872 und 1873 genommen hatte. Ueber den Fluß Bajan-gol hinüber am Sumpfe Irgitzyk vorbei wanderten die Reisenden durch das Kuku-Nor-Gebirge, woselbst der lange nicht genossene Anblick von Bäumen sie hoch erfreute, und gelangten glücklich an den Kuku-Nor.

Dieser, der Blaue See, spielte einst in der Geschichte vieler Nomaden in Centralasien eine bedeutende Rolle. Er liegt hart an der Grenze, wo chinesisches Kulturleben und mongolisches Nomadenthum, wo Mongolen, Chinesen und

Tanguten zusammenstoßen, auf dem Wege von China nach Tibet; an ihm befinden sich ausgezeichnete Weideplätze, welche die Nomaden stets anlocken; so war der See mit seiner Umgebung seit Alters her ein Schauplatz für Ueberfälle, Eroberungen und Räubereien, — den guten Bissen wollte Jeder haben. Das Resultat war einerseits ein stetes Wachsen der Nomadenbevölkerung an den Seeufern, andererseits das stete Bestreben Chinas, jene Nomaden sich zu unterwerfen. Das gelang den Chinesen schließlich am Ende des 17. und am Anfang des 18. Jahrhunderts unter der Regierung des Kaisers Kansi, eines Zeitgenossen Peter's des Großen. Für die Ureinwohner dieser Gegend kann man die Tanguten halten, welche unter dem Namen Fan oder Sifan bekannt sind; aber als die herrschende Bevölkerung gelten die Mongolen, welche in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts unter Anführung Guschi-chans hierher kamen und das Land sich unterwarfen. Jene Mongolen gehörten zum Stamme der Choschoten; zu ihnen stießen später ihre Stammesgenossen, die Torgouten, Choiten, Tschorossin und einige Chalcha-Mongolen. Alle insgesammt waren in 29 Choschune (Fahnen) getheilt; ihre Fürsten wurden als erbliche bestätigt. Aber trotzdem wurde es am Kuku-Nor nicht ruhig. Zuerst erhob sich ein gewisser Lobzsan-Danzsin, welcher aber bald unterdrückt wurde. Dann fielen die Dshungaren ein und abermals gab es neue Unordnung. Jetzt wurden die Ueberfälle der Tanguten immer häufiger, weil sie nicht davon lassen konnten, den Kuku-Nor als ihren Besitz anzusehen. Eine Bande von Tanguten vernichtete zu Beginn des jetzigen Jahrhunderts fast alle Mongolen. Endlich ergriff die chinesische Regierung energische Maßregeln zur Beruhigung des Landes: die Räuberhorden wurden auseinandergesprengt, und alle Tanguten an das Süduser des Oberlaufes des Hwangho übergesiedelt. Zeitweilig herrschte nun Ruhe am Kuku-Nor. Aber der Dshungaren-Aufstand brachte den dortigen Mongolen neues Leid. Abwechselnd fielen die Sininschen Dshungaren und die Tanguten über sie her. Dabei hat das tangutische Element in den letzten Jahren entschieden am Kuku-Nor ein gewisses Uebergewicht über die Mongolen gewonnen.

Von den Tanguten, welche bei den Mongolen Chara-tanguten heißen, wird später Näheres berichtet werden; hier nur die Bemerkung, daß sie durch ihre eigenen „Aeltesten“ regiert werden und die chinesische Oberhoheit nur in geringem Maße anerkennen.

Nach kurzem zweitägigem Aufenthalte am Seeufer wurde der Marsch nach Sinin fortgesetzt, der Fluß Aragol überschritten und bald war die kleine Stadt Donkyr erreicht, von wo eine Eskorte von 15 chinesischen Soldaten die Karawane nach Sinin, dem Sitze des chinesischen Gouverneurs, geleitete; kurz vor der Stadt bezog die Karawane ein Lager. Der chinesische Beamte in Sinin machte anfangs viele Schwierigkeiten, endlich aber ließ er sich bewegen, die Weiterreise zum Oberlaufe des Gelben Flusses zu gestatten.

Die Umgebung von Sinin ist hügelig und bergig; die Stadt selbst, sowie die Ebene, ist sehr dicht bewohnt von Angehörigen folgender Stämme: Chinesen, Dunganen, Tanguten, Dalden, Mongolen und Kirgisen.

Die Chinesen sind das herrschende Element; ihre Zahl wird seit der Niederwerfung der Dshungaren und in Folge des Zuzugs aus dem Inneren Chinas immer größer. Ihrem Berufe nach sind sie hier Ackerbauer und unterscheiden sich gar nicht von ihren Stammesgenossen; doch giebt es auch viele chinesische Kaufleute in Sinin und anderen Städten der Provinz Gansu.

Die Dunganen nehmen der Zahl nach die zweite Stelle in der Sininschen Bevölkerung ein: es sind zum Mohammedanismus bekehrte Chinesen, die von den eigentlichen Chinesen mit dem Namen Choi-choi bezeichnet werden. Die siegreichen Chinesen richteten ein furchtbares Blutbad unter ihnen an, aber ungeachtet dessen ist ihre Zahl recht groß; man rechnet in Sinin und Umgebung gegen 50000 bis 60000 Familien, etwa 250000 bis 300000 Individuen beiderlei Geschlechtes. Die Dunganen gehören zur Sekte der Schiiten; in ihrem Aeußeren gleichen sie den Chinesen keineswegs, sondern erinnern eher an die russischen Tataren. Sie selbst erzählen auch, daß sie vor 400 Jahren aus der Umgebung Samarkands unter der Leitung eines Imam Rabbane hierher nach Sinin gekommen seien. Sie halten an ihrer Religion sehr fest und beharren in ihrem Hasse gegen die Chinesen, doch sonst sind sie den Chinesen ganz gleich. Sie haben genau dieselbe Kleidung wie die Chinesen, nur tragen sie ein kleines Käppchen (eine Calotte); sie rasiren das Haupt und lassen am Hinterhaupte einen Zopf stehen. Ebenso sind ihre Weiber in ihren Kleidern und Haartracht von den Chinesinnen durchaus nicht zu unterscheiden. Alle Dunganen sprechen jetzt chinesisch; beim Gottesdienste bedienen sie sich aber der arabischen Sprache. Sie bereiten sich ihre Speise ganz wie die Chinesen, nur das Schweinefleisch verschmähen sie. Ihrem Charakter nach sind sie etwas energischer als die Chinesen, dabei sehr fleißige und gute Ackerbauer; dann haben sie auch große Neigung zum kaufmännischen Geschäfte und verstehen es gut, Geld zu verdienen.

Die Zahl der in der Nähe von Sinin lebenden Kirgisen ist nicht sehr groß; sie leben nomadisirend nahe bei der Stadt, in der Umgebung von Donkyr und zum Theil am Kuku-Nor. Ihre Muttersprache haben sie fast ganz vergessen; nur einige wenige Greise kennen sie noch, die Jugend

Orongo-Antilopen.

nicht mehr; dieselbe spricht nur mongolisch, tangutisch oder chinesisch. In ihrer Kleidung tragen sie sich wie die Dunganen. Sie sind ihrem Typus nach ohne Weiteres als Kirgisen zu erkennen; ihren mohammedanischen Glauben halten sie fest. Sie erzählen, daß sie 500 Familien stark unter der Anführung eines Taidshi-achun vor etwa 200 Jahren nach China eingewandert seien; der größere Theil zog in das Gebiet Alaschan, der kleinere blieb in der Umgebung von Sinin. Während des letzten Dunganen-Aufstandes wollten die Kirgisen nach Samarkand zurückziehen, aber weil ihnen dazu die materiellen Mittel fehlten, mußten sie in China bleiben.

Die Tanguten, von den Chinesen Si-fan genannt, bewohnen in beträchtlicher Menge sowohl die Umgegend von Sinin, als auch einige Orte der Provinz Gansu. Sie werden von den Chinesen unterschieden in Bei-fan, d. h. gelbe, und Chei-fan, d. h. schwarze Tanguten. Die gelben, welche ihren Namen wahrscheinlich nach der gelben Tracht der Lamas haben, sind den Mongolen schlechthin als Tanguten bekannt; sie wohnen in der Ebene von Sinin und in den Gebirgen, welche sich zu beiden Seiten des Flusses Tetunggol hinziehen. Ein Theil dieser Tanguten ist seßhaft und lebt bei Sinin in chinesischen Häusern (Fansen) mitten unter Dalden und Chinesen und beschäftigt sich mit Ackerbau. Die anderen in den Bergen am Tetung lebenden treiben keinen Ackerbau, bauen sich hölzerne Hütten und halten nur Vieh. Wieder andere Tanguten ziehen nomadisirend in den Bergen umher und bewohnen schwarze Zelte.

Chara-Tanguten am Kuku-Nor.

Die eigentlichen schwarzen Tanguten oder mongolischen Charatanguten, welche sich in ihrem Aeußeren von allen ihren Stammesgenossen unterscheiden, bewohnen das Gebiet des Oberlaufes des Gelben Flusses und theilweise die Gegend am Kuku-Nor. Sie zerfallen in viele Geschlechter und erkennen zum Theil die chinesische Oberhoheit nicht an. Von diesen schwarzen Tanguten wird später noch mehr die Rede sein. Der kleinere Theil der Charatanguten sitzt an den Ufern des Gelben Flusses südlich und südwestlich von Sinin und beschäftigt sich mit Ackerbau; der größere Theil nomadisirt. Außerdem leben im Bezirke Che-tschen, südöstlich von Sinin, jenseits des Hwangho, die Salyr-Tanguten, welche Mohammedaner sind. Sie machten während des Aufstandes mit den Dunganen gemeinsame Sache gegen die Chinesen, sind aber jetzt, wie es scheint, ruhig und der chinesischen Macht unterthänig.

Nicht weit von Sinin im Norden lebt das kleine, aber interessante Völkchen der Dalden oder Dolden, von den Tanguten Karlun, von den Chinesen Tun-shen genannt. Das Gebiet, welches sie inne haben, fängt am Abhange der Tetung-Berge in der Nähe der Städte Ujam-bu und Mubaischinta an. Sie leben theils in diesen beiden Städten, theils in Dörfern gemischt unter Chinesen und Tanguten und treiben Ackerbau; ihre Zahl mit Sicherheit zu erfahren, war unmöglich; Prshewalski schätzt sie auf etwa 10 000 Individuen beiderlei Geschlechts.

Die Männer der Dalden gleichen in ihrem Aeußeren den Chinesen und zum Theil den Mongolen; sie tragen chinesische Kleidung, rasiren sich den Schädel und lassen nur am Hinterkopfe einen Zopf stehen. Die Frauen dagegen unterscheiden sich gänzlich von den Chinesinnen und erinnern am ehesten an russische Bäuerinnen, sowohl in ihren Ge-

Männer und Frauen der Dalden.

sichtszügen, als in ihrer Kleidertracht und ihrem eigenthümlichen Kopfputz. Letzterer besteht aus einer großen, dem russischen Kokoschnik ähnlichen Kappe, welche aber vorn mit Fransen versehen ist, welche die Stirn fast vollständig bedecken. Hinten sind die Kappen durch einen breiten Streifen blauen Zeuges (Dalemba) bedeckt, welches bis zum Gürtel herabreicht. Ferner wird oben an der Kappe ein dicker, aus rothen, baumwollenen Fäden zusammengeflochtener Strang befestigt, welcher rechts und links zum Halse herabfällt, dabei aber durch zwei große, zwei bis drei Zoll im Durchmesser haltende Ringe hindurchgeht. Diese aus Kupfer bestehenden Ringe werden wie Ohrringe getragen, sind aber nicht in die Ohrläppchen eingehängt, sondern werden durch Bänder am Kopfe befestigt. Die rothen Schnürchen am Halse sind mit falschen Korallen verziert; überdies wird ein großer eiserner Ring, der mit rothem Stoffe überzogen und mit knöchernen und thönernen Plättchen behängt ist, um den Hals getragen.

Die Haare am Kopfe einer Daldenfrau werden in der Mitte gescheitelt und durch ein Band gehalten; die seitlich herabfallenden Haare werden hinten auf ein kleines Hölzchen gebunden, so daß eine Art Chignon entsteht. Sehr selten wird eine Frisur wie die der Tangutenfrauen gemacht, d. h. die Haare werden in der Mitte gescheitelt und seitlich zu einer Unzahl kleiner Zöpfchen zusammengeflochten, deren Enden, an ein Stück Zeug genäht, vorn auf die Brust herabhängen. Die Kleidung der Frauen besteht aus einem dunkelblauen Dalembagewand ohne Aermel, einem Hemde mit bunten Aermeln, dunkelblauen Dalembahosen und chinesischen Schuhen. Das Obergewand wird durch einen Dalembagürtel mit bunten Enden zusammengehalten.

Die Männer sind von mittlerer Größe, die Frauen meistens klein. Die Sprache der Dalden besteht aus einem Gemisch von mongolischen, tangutischen und chinesischen Worten mit ihrer eigenen ursprünglichen Muttersprache. Die Dalden bekennen sich zum Buddhismus und werden von Mongolen und Chinesen wegen ihrer Arbeitsamkeit und ihren geistigen Fähigkeiten sehr geschätzt. Ueber ihre Abstammung wissen sie selbst nichts, auch die Chinesen konnten oder wollten nichts darüber mittheilen. Bei den Ordos-Mongolen hat sich dagegen die Tradition erhalten, daß die Dalden ein den Mongolen stammverwandtes Volk seien, das nur zufällig an den jetzigen Wohnort gekommen sei. Die Sage lautet: Als Tschingis-Chan in Ordos verweilte, besaß er ein ausgezeichnetes Roß, mit welchem er in einem Tage bis zum Kuku-Nor reiten konnte. Einst nahm er einen seiner Helden und eine Kriegerschaar mit sich auf die Jagd; auf der Rückkehr verirrten sich die Krieger und blieben bei Sinin. Von ihnen aber stammen die Dalden, welche von den Ordos-Mongolen den Namen der weißen Mongolen (Tzagan-Mongol) erhalten haben. Daß das Volk der Dalden ein von Westen oder Norden nach Sinin verzogener Stamm ist, scheint richtig zu sein — woher sie stammen, haben die Dalden längst vergessen. Der Typus der Frauen scheint dafür zu sprechen, daß das Volk eher der arischen, als der mongolischen Rasse angehört hat.

Schließlich leben bei Sinin Mongolen, welche wahrscheinlich vom Kuku-Nor hierher übergesiedelt sind. Ihre Zahl ist nicht bedeutend; sie wohnen im Norden von Sinin bei den Klöstern Altyn und Tscheibsen und führen ein halb nomadisirendes Leben.

Nachdem Prshewalski in Sinin mit dem daselbst residirenden Gouverneur sich abgefunden hatte, traf er die nöthigen Reisevorbereitungen, um sobald als möglich in die Berge am Gelben Flusse abzumarschiren.

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Am Ogowe.

Von Dr. Pauli.

II.

(Schluß.)

Die Dörfer am Ogowe nahe der Meeresküste werden rechterseits von den Mpongnevölkern, besonders den Orangu, linkerseits vom Kama-, Galloa- und Akellestamm bewohnt. Diese Ortschaften liegen unmittelbar nahe dem Flußufer, so daß die Hütten der Eingeborenen — trotz der sie schützenden riesengroßen, hellgrünen, saftigen Blätter der Bananen und Pisangs, welche hier vor Winden durch den umgebenden Wald mehr geschützt und daher weniger eingerissen sind — doch leicht vom Flusse aus erkannt werden. Jedoch weiter stromaufwärts heben sich malerischer die Fandörfer am Ogowe hervor, weil sie mit Vorliebe auf bewaldeten und zerklüfteten Hügeln an Stellen aufgebaut sind, wo man den Fluß zu übersehen vermag. Besonders die Gegend bei Nedevolo ist ungemein reizvoll. Hier liegen auf beiden Ufern die aufsteigenden Ortschaften einander gegenüber. Ich wurde in gewisser Weise an die Lage von Andreasberg im Harz erinnert.

Zu unserer Zeit sahen wir mehrfach Dörfer entstehen. Eine Anzahl großer Bäume war gefällt, das Unterholz abgehackt, verdorrt und verbrannt, einzelne Rüstern noch im Glimmen und Rauchen begriffen. Viel abgeholztes Gestrüpp hatte man in den Fluß gewälzt in der Erwartung, daß später die Fluthen des Hochwassers dasselbe fortspülen würden. Augenblicklich konnten an diesem Orte nur mühsam die stromaufwärts kommenden Kanoes sich dazwischen durch bewegen, da menschliche Kräfte nur nahe am Ufer, nicht aber mitten im Strome gegen das Wasser ankommen können.

Man kann bei den berganliegenden Ortschaften der Fan deutlich eine gerade Straße unterscheiden; abseits liegende Hütten sind erst von Nachzüglern angelegt worden.

Die Hütten sind im Viereck gebaut. Vier in die Erde gesetzte dicke Pfähle bilden das Grundgerüst und tragen das überhängende Dach. Dieses letztere wird in der Regel aus über einander gelegten Palmwedeln und langen Gräsern hergestellt; wenigstens bemerkt man nur äußerst selten geflochtenes Dachwerk, wie in Kamerun. Sobald sich eine Lücke zeigt, werden neue Zweige zur Aushilfe gelegt, so daß schließlich eine ziemliche Dicke durch die bedeckende Schicht ausgemacht wird. Damit nun nicht vom Winde das Dach, welches bei der Leichtigkeit des Materials dieser Gefahr ausgesetzt ist, fortgeführt wird, sind lange, schwere Stämme in bunter Anordnung darüber gelegt. Eine gewisse Kunstfertigkeit legen die Fan bei dem Bau der Seitenwände ihrer Hütten an den

Tag, die, wie ich oben erwähnte, aus der borkigen Rinde großer Waldbäume construirt sind. Diese oft mannshohen und meterbreiten Stücke werden nämlich abwechselnd mit der rauhen oder der inneren glatten Seite nach außen gestellt und befestigt. Dabei sind die glatten Seiten künstlich mit dem Messer schrassirt, oder zwei eingekerbte Diagonalen gezogen, oder überhaupt schräge Linien, so daß Oblonge entstehen. Eine Thür, welche nur schwer sich in dem als Angel dienenden Bast oder Rotang dreht, führt in die Hütte und ist die einzige Ventilation, denn Fenster oder deren Stelle vertretende Klappen kennen die Fan nicht. Aus der Hütte, welche, abgesehen von einer primitiven Bettlade für den Herrn des Hauses, ein paar Kisten, einem europäischen Koffer, aufgespeichertem Ebenholz, Elfenbein, Gummi und Palmöl in Flaschenkürbissen oder flachen großen Holzschalen, nichts Nennenswerthes enthält, dringt ständig dicker Qualm. Denn losgebrochene Stücke von Termitenbauten sind außer Holz ihr beliebtes Brennmaterial, welches sich sehr lange glimmend erhält. Die Einfuhr von Zündhölzern scheint hier noch eine geringe zu sein. Ich habe des Oefteren erst nach langem Hin- und Herpalavriren irgend eine Negerin aus dem Nachbarhause mit einer glühenden Kohle herauskommen sehen, woraus ich schloß, wie hoch die betreffende es anzuschlagen habe, daß ihr Feuer geschenkt sei; andererseits scheinen die Fan nur wenig mittheilsam unter einander zu sein, wie man es sonst gelegentlich beobachten kann bei den Kru von der Pfefferküste, welche beim Essen und Trinken sich gegenseitig gern aushelfen.

Beim Betreten der Hütte, was uns nicht immer gestattet, oft geradezu versagt wurde, müssen wir uns bücken, um nicht das weit übergreifende Dach zu streifen. Ueberfällt, wie es wohl vorgekommen war, eine Dorfschaft die andere, so schleicht man sich Nachts in den zu plündernden Ort, bohrt in die Seitenwände heimlicher Weise Löcher und schießt nun munter darauf los, um auf gut Glück die Insassen zu tödten. Am Ogowe sollen besonders in Birmingham gefertigte Steinschloßgewehre als Exportartikel viel begehrt sein. Stellenweise trifft man noch auf Pisang- und Bananenbestände zwischen frisch aufstrebendem dichtem Unterholz, ein Beweis, daß hier noch vor Kurzem ein Dorf gestanden hat, weil Musaceen nur ein Naturgewächs sind. Die Bewohner sind getödtet oder als Sklaven fortgeführt, das Vieh, europäische Waaren, sowie Landesprodukte erbeutet, die Hütten verbrannt.

Ich erinnere zum Schluß noch an ein Spiel der dortigen Fankinder. Den armdicken, rundlichen, weichen Schaft der Musa paradiciaca oder sapientium, der mit seinen Früchten den Bewohnern der Tropenländer unsere Kartoffel ersetzt — denn diese entarten, wie ich an verschiedenen afrikanischen Plätzen beobachtet habe, zu großen wässerigen süßen Knollen — schneiden sie in zolldicke Scheiben. Eine Partei rollt dieselben über einen freien Platz zu dem Gegenüber; in der Mitte stehen Buben mit federkieldicken, einen halben Meter langen spitzen Stöckchen bewaffnet und suchen damit die rollenden weichen Scheiben zu treffen, so daß sie umfallen, was stets einen großen Jubel der kleinen schwarzen Schaar zur Folge hat. Wie unsere Kinder mit Holzpferden und Wagen spielen, schneiden sich die dortigen aus Holzstücken kleine Schiffe, die sie auf dem Lande an Ranken über den Grund hinziehen oder auf dem Wasser schwimmen lassen. Ebenso oft treiben sie sich aber auch mit den dortigen Hausthieren, Hunden, Ziegen, Schafen, Schweinen, Enten und Hühnern, umher; derartige Thiere zu quälen, verstehen sie leider sehr gut. Allein sie sehen nichts Besseres von den Erwachsenen, die dem Federvieh, abgesehen davon, daß man ihm die Flügel stutzt, die Zehen oder den Lauf abschlagen, damit solches nur humpelnd und langsam sich fortbewegen und sich nicht leicht im nahen Walde verlaufen kann. Bei Kamerun bindet man den Hühnern zu diesem Zweck schwere Klötze an.

Ueber Lambarene, eine Etappenstation, von Brazza's dritter Expedition herrührend, und den Ngunie, den größten Nebenfluß des Ogowe, sind bislang die Fan noch nicht nach dem Süden und Südosten vorgedrungen, weshalb sich hier der Strom der Akelle noch völlig rein erhalten hat.

Bis hierher sind auch von Gabun aus die frères de la congrégation du St. Esprit et du St. Coeur de Marie gegangen, welche mit viel Eifer und nicht ohne Geschick den Negern das praktische Christenthum zu bringen sich bemühen, indem sie kranken Schwarzen Hilfe leisten, ihnen Unterricht im Handwerk und Ackerbau ertheilen und sie nur gelegentlich im Gegensatz zu der auch hier ansässigen amerikanischen Baptistenmission zu beten und zu singen anhalten. Gleichfalls gehen von Gabun aus Nonnen von der unbefleckten Empfängniß von Castres in die Wildniß, um den Schwarzen in werkthätiger Liebe beizustehen. Allerdings accommodiren sich die Mitglieder der Jesuitenmission mehr als nach einer Richtung hin den dortigen Verhältnissen. Im unbequemen Kanoe sahen wir eines Tages einen ihrer Genossen, der mehrere Monate dort gewirkt hatte, seine Rückreise zur Küste antreten.

Von Lambarene erwähne ich noch, daß man etwa faustlange und zollbreite, stellenweise sogar größere, knorpelige, aber noch grünlich aussehende Sägen zeigte, die von hier gefangenen Sägefischen herrühren sollten. Mehrere Weiße behaupteten dieses mit apodictischer Sicherheit; doch möchte diese Angabe wohl mit Vorsicht aufzunehmen sein, da hier gerade von derselben Seite gleichzeitig die Aeußerung gethan wurde, wenn man ein halbes Jahr in Afrika sei und verstehe nicht kühn zu combiniren, so solle man nur nach Hause gehen.

Im Gebiete der Akelle liegt auch der romantische, sagenreiche Jonanga-See, rings von Berg und Wald umschlossen, mit drei Ausflüssen in den Ogowe. Sein ruhiges klares Wasser, aus dem einzelne Klippen vorragen, seine Abgeschlossenheit, in welcher mit aufgehendem und sinkendem Tagesgestirne sich die hier vorkommenden Thiere ein Rendezvous geben, wie 14° nördlicher am Tschadsee, haben die dortigen Schwarzen zu einem gewissen Naturalismus geführt, so daß sie ihn als heilig verehren.

Auch das kleinste Dorf in unserem Vaterlande möchte eine Post, einen Telegraphen, eine Eisenbahn besitzen, um aller Vortheile der Kultur möglichst schnell theilhaftig zu werden. In gleicher Weise geht der Ehrgeiz der Schwarzen am Ogowe dahin, eine Faktorei zu besitzen, d. h. ein Waarendepôt seitens des weißen Händlers. Gewöhnlich setzt der europäische Kaufmann an einem solchen Orte einen sogenannten christlichen Neger ein, zu dem er ein gewisses Vertrauen hat, das indessen, da ein solcher Schwarzer meistens zu sehr auf seinen Gewinn erpicht ist, nicht zu weit gehen darf. Jedoch kann der Weiße nicht immer dem Wunsche der Eingeborenen am Ogowe willfahren; einerseits ist die Ausfuhr an Landesprodukten aus dem Orte zu gering, andererseits giebt das Ansehen des Dorfältesten oder Häuptlings, mit Vorliebe König genannt, nicht genügend Sicherheit für ein solches Risiko. Denn es kommt auch vor, daß ein von dem Weißen eingesetzter schwarzer Faktorist nächtlicher Weile in seinem Magazine überfallen, bestohlen oder gar ausgeräubert wird, er selbst aber froh sein kann, wenn er das Leben rettet. Als nun Herr Stein auf unserer Reise an einem Orte, der sich durch Ebenholzlieferungen auszeichnete, dem Wunsche der Eingeborenen nachkam und

einen Corisco-Neger als Händler mit den nöthigen Waaren zum Austausch einsetzte, war des Jubels Tags über und in der kommenden Nacht kein Ende; Johlen, Lärmen, Schreien, gar laute Gewehrsalven (die für die nicht gerade sehr soliden Gewehre zu viel Pulver enthielten, so daß uns, die wir am Orte nächtigten, aus diesem Grunde öfters für unsere Existenz bangen mußte) dauerten bei übermäßigem Gelage von Rum die ganze mondscheinhelle Nacht hindurch.

Leider war zu unserer Zeit ein westlich vom Jonanga-See regierender Häuptling Rengua gestorben. Weiße Kaufleute hatten in gutem Einvernehmen mit ihm gestanden, Reisende hatte er in ihrem Fortkommen unterstützt und ihnen Freundschaftsdienste erwiesen. Nach dem Berichte eines glaubwürdigen amerikanischen Missionars Menkel lebte in diesem Gebiete ein zweiter Negerfürst Renoki, der, um geistig besser zu sehen und seine Untergebenen berathen zu können, sich beide Augen mit siedendem Wasser blind machen ließ. Ein solcher Neger wird uns mehr Achtung abnöthigen, als ein anderer Häuptling im Mündungsgebiete des Ogowe, der seine Hüften mit buntem Firlefanz umhangen hatte, darüber einen schwarzen Rock und auf dem Kopfe einen Cylinder trug. Beim Gehen wurden die Knie sichtbar, bis wohin Strümpfe reichten. Da die Füße in Schuhen mit Hacken steckten, ging er nur schwerfällig. Denn erst in letzter Zeit schien er, der sonst barfuß lief, sich in der Weise europäisirt zu haben. An den Fingern saßen viele silberne Ringe; in der linken Hand trug er einen langen Spazierstock, dessen blanker Knopf durch umgewickelte Lappen verdeckt war.

Doch nochmals zurück in das Gebiet der Akelle oberhalb des Ngunie! Hier befand sich ein Handelsplatz Nbomi auf dem linken Ogowe-Ufer, dessen Charakterisirung uns einen Einblick in das Leben vom Stamme der Akelle giebt. Sie sind wesentlich von den Fan verschieden. Ihre Häuser sind besser gebaut, die Wohnungen und sie selbst reinlicher. Außer einer Thür haben die Hütten Fensterklappen. Die Gesichter der Männer sind milder und intelligenter als die der Fan, die der Weiber sympathischer. Haarputz und Toilette mit europäischen Lendentüchern erinnern an die Küstenneger. Das weibliche Geschlecht schien mehr Achtung zu genießen und nicht so sehr zu Sklavinnen bestimmt zu sein. So hatte sich eine Schaar Männer um eine Gruppe von vier jungen Mädchen gesammelt, die an einem primitiven Tische auf leeren Ginkisten saßen, Pfeifen rauchten und — mit französischen Karten spielten. Angeblich sollten sie drei Variationen des Kartenspiels kennen. Dasjenige, was wir beobachteten, kam unserem einfachsten Spiele gleich, in dem derjenige Sieger resp. Gewinner des Stiches ist, dessen Karten die meisten Augen oder den höchsten Werth aufweisen. Drollig war es für uns zu beobachten, wie weibliche Schalkheit und Gewinnsucht sie mehr als ihre eigenen Karten ansehen ließen, ein Umstand, der von den Gegnerinnen ernst gerügt wurde. Ob eine der Spielerinnen, welche ledergelb war, ohne jedoch Mulattin zu sein, einstmals im Verkehr mit Europäern das Spiel erlernt hatte, weiß ich nicht. Wir mußten nämlich etwas Derartiges vermuthen, weil sie auf der Innenseite des rechten Unterarmes bis auf einen Buchstaben, welcher das kleine lateinische b repräsentirte, mit großen lateinischen Lettern das Wort WAEb eintatuirt hatte neben anderen blauen Tatuirungen von Arabesken auf Oberarm und Rumpf. Auf französische, englische und portugiesische Anrede reagirte sie nicht, womit unser Latein zu Ende war. Den Eindruck großer mädchenhafter Schüchternheit machte sie keineswegs.

Aeltere Männer und Frauen rauchten aus einem zwei Faust großen Pfeifenkopfe — wie wir ein Exemplar dort aus getrocknetem Mergel schneiden und aushöhlen sahen — in der Weise, daß derselbe mit einer nahezu zwei Meter langen Weinpalmenrippe, welche gleich spanischem Rohr porös ist, in Verbindung gebracht war, durch dieses wurde der Rauch eingesogen. Dabei sah man, wie Jeder hinzuging und mehrere tiefe Inspirationen machte, um dann einem Nachfolger Platz zu machen, sich selbst aber meist in hockender Stellung im Kreise zur Beobachtung der mit großer Würde dem Genusse des Rauchens obliegenden Person hinzusetzen. Der Pfeifenkopf selbst war in den Boden eingescharrt. Unter einem spitzen Winkel stand das dicke Rohr davon ab, welches die Raucher oder Raucherinnen zwang, den Mund gehörig weit aufzureißen.

Außer einem rothen Pulver aus Rothholz, das sie mit Wasser zu einem Brei anrührten, bereiteten alte Negermütter eine gelbe Schmiere, beides, um die Gesichter damit zu bemalen, oder auch, wie man uns sagte, sie im trockenen Zustande als Medicin zu verwenden. Andere bereiteten Odika, eine pflaumenartige Frucht, zu einer Paste von Billardkugelgröße oder noch voluminöseren Inhaltes. Diese Masse wird getrocknet, um später mit Oel und rothem Pfeffer besonders Fischspeisen zugesetzt zu werden. Ein solches Gericht sieht nicht sehr ästhetisch aus, zumal wenn es in grünlich blauen Blättern, mit Bast umwickelt, so daß das gelbe Oel davon abträufelt, wenig elegant von einer älteren Negerin servirt wird. Allein die Speise schmeckt sehr aromatisch und angenehm; der Geschmack erinnert unter anderen entfernt an Cacao.

Aus einer Jagdbeute erzielten wir noch ein anderes eigenartiges Gericht. Von ganz jungen Krokodilen, welche jedoch nicht länger als ein halbes Meter sein dürfen, kocht man Schwanz und Füße zu einem Stew, das Kalb- und Hühnerfleisch nicht unähnlich schmeckt. Die übrigen Theile sowie das Fleisch von älteren Krokodilen schmecken unangenehm terpentinartig und thranig, wurden aber doch von unseren Kru verspeist. Beide Gerichte — wie überhaupt die der Eingeborenen, wohin ich vor allen das mit Palmöl, Palmkernen, rothem Pfeffer, Salz und Yams zubereitete Fleisch der Hausthiere rechne, das palm-oil-shop — mundeten mir auf die Dauer besser, als die meist nüchtern bleibenden Konserven, was aber wohl zum Theil daran liegt, daß unser schwarzer Koch sie nicht mit der nöthigen Sorgfalt behandelte.

Die hiesigen Kanoes waren zwar aus einem Stück geschnitten, aber liefen hinten in einen Kiel aus, woran ein selbständiges Steuer saß.

Als wir das Dorf durchgingen, wo es viele Hausthiere gab, kamen wir am Ende des Ortes durch ein Gemeindehaus, von welchem nach beiden Seiten hin eine Einfriedigung um ganz Nbomi auslief. Etwa 100 m weiter in ebenem Terrain kamen wir zwischen Yams-, Maniok-, Coco-, süßen Kartoffel-, Bohnen- und Erbsenpflanzungen hindurch auf schmalem Pfade zu einem neuen Gemeindehause, von welchem aus gleichfalls nach beiden Seiten eine Umzäunung auslief und einen anderen Ort umgab. Die Vegetation bringt es mit sich, daß frisch eingesteckte Stöcke meistentheils Wurzel schlagen und so eine lebende Einfriedigung bilden, welche ursprünglich nur ein Zaun sein sollte. Das Innere der Gemeindehäuser, welche äußerlich (wie die Juju-Häuser in Bakundu nordöstlich vom Kamerungebirge oval, aus Lehm gebaut, mit festem hohem Dach versehen) nicht besonders auffallen, enthalten innerhalb von Vergatterungen seitlich vom Durchgange Speere, Messer, Kopfschmuck, Trommeln und einige Schädel. Für Nbomi war das Gemeindehaus der einzige Durchgang nach dem Hinterorte, der seinerseits wieder sein Gemeindehaus von dieser Seite als alleinige Passage hatte. Zu Palavern sammelt man sich um dieses Haus, da sein Inneres kaum für mehr als 20 Männer Gelaß bieten würde.

Der Sohn des Oberſten aus dem Unterorte von Nbomi ſchenkte uns eine Ziege, angeblich aus Freude, daß wir Weißen gekommen ſeien, ſeines Vaters bedeutenden Ort anzuſehen, im Stillen aber hoffend und erwartend, daß wir ihm ein mehr als gleichwerthiges Gegengeſchenk machen ſollten. Uebrigens mochte dieſer Ort etwa 200 Einwohner haben und wurde uns vom Häuptlingsſohne natürlich weit über Nbomi hervorgehoben.

Bei dem Verladen des Gummis war die Art des Zählens ſeitens der Akelles merkwürdig. Das Gummi, welches aus den Schnitten der armdicken Ranken der wilden Apocynaceen in zähen, verſchiedenen, bis klein kindskopfgroßen, unregelmäßig runden oder länglichen Ballen fließt, iſt urſprünglich roſig-milchig, wird dann grau und erſt ſpäter, wenn es in Gruben aufbewahrt wird, dunkelt es noch nach. Man könnte mit einem friſchen Stück ſofort radiren. Das Gummi wird hier nun nach Stückzahl verkauft, indem man eine große und eine kleine Kollektion von vornherein geſtattet. Nachdem nun der Akelleneger 10 Stück aus der Grube in einen Korb geworfen hat, bricht er einen Span Holz ab und legt ihn abſeits, was ſich nach jeden weiteren 10 Gummiballen wiederholt. Schließlich wurden dieſe Holzſtäbchen, die jedes eine Dekade repräſentirt, auch wieder abgezählt, indem jedesmal eines bei Seite gelegt wird. Der Neger weiß ganz genau, wie viel Nullen er nach unſeren Begriffen hinter die bleibende Anzahl Holzſtäbchen zu ſetzen hat, um zu ſeinem Verdienſt zu kommen.

Nachdem alles Gummi aus der Grube genommen war, wurden vom Verkäufer vom letzten Korbe ein paar Stück zurückgenommen und in die Grube zurückgeworfen, „damit das Glück nicht fortgehe", entſprechend unſerem Heckpfennig!

In gleicher Weiſe ſahen wir an vielen Orten von den Eingeborenen Scheithauſen von 100 Stück Klafterholz aufſpeichern, welches ſie an die vorüberfahrenden Dampfer des franzöſiſchen Gouvernements, oder die engliſchen, deutſchen und franzöſiſchen Faktoreien verkaufen. Oft befand ſich als Heizmaterial geſchlagenes Rothholz (Camwood) an ſolchen Orten auf Lager, deſſen Einfuhr nach Europa ſich gegenüber von Cochenille, Fernambukholz oder der billigen Herſtellung von Anilinfarben nicht mehr rentirt.

In lebhafter Erinnerung iſt mir Nbomi auch noch, da ich hier (am 4. Juli) zum erſten Male das eigenartige Schauſpiel der Nachdämmerung genoß. Bekanntlich folgen am Aequator Tag und Nacht raſch auf einander, eine eigentliche Dämmerung giebt es nicht nach dem Sinken des Tagesgeſtirns. Wir beobachteten damals unſere niedrigſte Temperatur (20,5° C.), in Folge deſſen uns der Abend empfindlich kalt erſchien. Es erfolgten bei reiner klarer Luft reichlich feuchte Niederſchläge.

Die Nachdämmerung beſteht nun darin, daß etwa 15 bis 30 Minuten nach eingetretener Dunkelheit noch einmal der Himmel im ganzen Weſten aufleuchtet. Ich habe auch ſpäter in Kamerun bei abgekühlter Luft und vielem Niederſchlag von Waſſerdünſten dieſes prachtvolle Phänomen geſehen, das bis zu einer halben Stunde andauert, ſchnell erliſcht und dem Schatten der Nacht weicht.

Kapitän Jacobſen's Beſuch bei den Koreanern.

Von Gymnaſiallehrer Otto Geneſt.

I.

In den erſten Tagen des März 1885 fuhr Jacobſen von Chabarowka aus den Uſſuri aufwärts, welcher noch immer völlig mit ſtarkem Eiſe bedeckt war, verließ denſelben dann am 6. März und bog in das Thal ſeines linken Nebenfluſſes Sungatſcha ein, welcher aus dem Chanka-See auf deſſen Oſtſeite hervorſtrömt. Indem er dann dem Oſtufer dieſes großen Waſſerbeckens folgte und den von Süden her ihm zuſtrömenden Lefu überſchritt, gelangte er nach der Endſtation der Amur-Uſſuri-Dampferlinie, Kamennyi Nybolow, d. h. der ſteinerne Fiſcher, ſo genannt von einem großen, früher aufrecht ſtehenden, jetzt aber umgeſtürzten Steine, welcher die Geſtalt eines Fiſchers haben ſollte. Dieſer Ort liegt an der Südweſtecke des Chanka-Sees und iſt zugleich eine Station an der großen Straße, welche von der mandſchuriſchen Stadt San-ſing am Sungari zuerſt in ſüdöſtlicher und dann in faſt ſüdlicher Richtung nach Wladiwoſtók an der Bai Peters des Großen führt. Indem Jacobſen dieſer Straße nach Süden folgte, gelangte er am Abend des 7. März in die ruſſiſche Niederlaſſung Nikolskoi in der Nähe des Fluſſes Suifun, welcher ſich unfern von Wladiwoſtók in das Japaniſche Meer ergießt. In der Umgebung dieſer Anſiedlung, etwa 25 bis 30 km von ihr entfernt, liegt eine Anzahl von koreaniſchen Dörfern auf ruſſiſchem Gebiete. Ihnen beſchloß der Reiſende einen Beſuch abzuſtatten, um auch hier eine Sammlung völkerkundlicher Gegenſtände zu veranſtalten. Bei dieſem Ausfluge, der vom 9. bis 11. März ſtattfand und von gutem Erfolge gekrönt war, diente Jacobſen ein koreaniſcher Dolmetſcher als Führer, der vielleicht damals der einzige Angehörige ſeines Volkes war und wahrſcheinlich auch heute noch iſt, welcher Europa geſehen hat; er war mit einer deutſchen Familie in der Schweiz geweſen und zeichnete ſich durch Intelligenz und ein wirklich feines Benehmen aus. Nachdem Jacobſen von dieſer Expedition, welche ihn in die Dörfer Korſakowski und Kronowski führte, nach Nikolskoi zurückgekehrt war, reiſte er am 12. März nach Wladiwoſtók und von hier nach dem ſüdweſtlich davon gelegenen Poſſiet-Buſen, in deſſen Nähe er am 18. März ein ebenfalls auf ruſſiſchem Gebiete gelegenes Koreanendorf Namens Jensjike beſuchte. Gern hätte er die nahe gelegene koreaniſche Grenze überſchritten, doch verzichtete er auf die Ausführung dieſer Abſicht, als ihm von Kennern der Gegend erklärt wurde, daß er dort nicht viel Erfolg für ſeine Zwecke zu erwarten habe, da die Dörfer auf koreaniſchem Gebiete viel armſeliger wären als die auf ruſſiſchem. Zum dritten und vierten Male trat er dann auf koreaniſchem Boden ſelbſt mit dem merkwürdigen Volke in Verkehr, indem er auf der Reiſe von Wladiwoſtók nach Nagaſaki am 22. April in dem Hafen Gen-ſan an der Broughton-Bai und am 24. in Fu-ſan an der Korea-Straße an Land ging [1]). Es verſteht ſich von ſelbſt, daß

[1]) Beide Orte ſind bekanntlich japaniſche Vertragshäfen; erſterer ſeit Mai 1880, letzterer ſeit Anfang 1877 geöffnet. Siehe Petermann's Mittheilungen, Bd. 26, 1880, S. 235, 317, 366 ff. Uebrigens ſcheinen auch die Ruſſen zur Zeit von Jacobſen's Anweſenheit mit Erfolg in Korea eingegriffen zu haben; wenigſtens traf er in Gen-ſan mit einem ruſſiſchen

dieser im Ganzen nur sechstägige Verkehr mit den Koreanern nicht ausreicht, um das Material zu einem einigermaßen abgerundeten Bilde von dem Charakter, dem Leben und Treiben des Volkes zu geben; trotzdem aber glaube ich, daß bei dem Dunkel, welches noch immer über dieser Station liegt, jeder Beitrag erwünscht ist, der dazu dienen kann, auf diesem Felde mehr Licht zu verbreiten. Von diesem Gesichtspunkte sind die nachfolgenden Ausführungen zu betrachten, welche ältere Nachrichten theils bestätigen, theils ergänzen, hier und da aber auch mit ihnen im Widerspruche stehen.

Ehe ich zu dem eigentlichen Gegenstande meiner Ausführungen übergehe, sei es mir gestattet, mit wenigen Worten das Land zu charakterisiren, welches Jacobsen zwischen dem Chanka-See und dem Japanischen Meere bereiste. Die Umgebung des Sees ist nach Osten und Süden durchaus flach; während aber in ersterer Richtung das Land ziemlich unfruchtbar ist und darum fast gar keine russischen Ansiedlungen aufweist, besitzt der Boden auf der Südseite eine hohe Ertragsfähigkeit und ist daher in den letzten Jahren von zahlreichen russischen Auswanderern besiedelt worden. Dieselben erhalten während des ersten Jahres ihres dortigen Aufenthaltes von Seiten der Regierung eine Unterstützung durch Geld, Vieh und Sämereien, werden aber nachher sich selbst überlassen. Da der Boden fast durchweg für den Anbau der europäischen Getreidesorten und Gemüse wohl geeignet ist, so erfreuen sich diese russischen Niederlassungen eines gewissen Wohlstandes, und dasselbe gilt von den ebendort angesiedelten Koreanern. Eigenthümlicher Weise giebt es südlich vom Chanka-See wenig Wald, während das Ussurithal nördlich des Sees fast überall einen herrlichen Baumwuchs aufweist. Wahrscheinlich hat das seinen Grund darin, daß die früher in diesen Gegenden nomadisirenden Mandschu und Koreaner durch ihre Unvorsichtigkeit viele Gras- und Waldbrände verursacht und damit den Boden für den Waldwuchs verdorben haben. Je mehr man sich der Küste nähert, desto unebener wird das Land und desto schlechter werden auch die Wege, so daß man in der Gegend zwischen Wladiwostók und Possiet es kaum mehr wagen kann, im Wagen zu reisen, sondern fast stets reitet. Dabei ist aber zu beachten, daß im Hintergrunde der Bai Peters des Großen sich eine tiefe Senkung zwischen die südlichen Ausläufer der Suhota Alin und die koreanische Küstenkette einschiebt, welche die beste Straße vom Japanischen Meere in das Innere gewährt. Das Klima des von Jacobsen durchreisten Landstriches ist nicht überall ein gleiches. An dem Ausflusse des Sungatscha aus dem Chanka-See überraschte den Reisenden am Nachmittage des 6. März ein heftiger Schneesturm bei beträchtlicher Kälte, während am Südwestende des Sees kaum noch so viel Schnee vorhanden war, daß man mit einem Schlitten vorwärts kommen konnte, und alles schon den nahenden Frühling verkündete. Mit der Zunahme der Bodenerhebung wächst nach der Küste zu auch die Ungunst der Temperaturverhältnisse, die am Strande selbst am allerschlimmsten ist. So bleibt der Hafen von Wladiwostók etwa bis Mitte April vom Eise geschlossen, und wenn auch der von Possiet etwas früher aufzugehen pflegt, so war doch auch hier noch im letzten Drittel des März die Eisbedeckung des Meeres und der Küstenbäche so stark, daß man sie wohlgemuth mit Wagen und Pferden überschreiten konnte. Die Thierwelt ist besonders in der gebirgigen Küstengegend sehr zahlreich. Tiger, Panther

Baron zusammen, der von der Hauptstadt Seul aus das Land behufs einer Untersuchung durchkreuzt hatte. Nicht bloß Jacobsen, sondern auch andere in Gen-san anwesende Europäer hielten ihn für einen Agenten der russischen Regierung.

und Leoparden sind häufig, ebenso Rothwild und Fasanen[1]). Seeadler sah Jacobsen im Possiet-Busen in ganzen Schaaren auf dem Eise sitzen und an offenen Stellen auf emportauchende Fische warten, die sowohl im Meere wie in den Flüssen in großen Mengen vorhanden sind. Die Bevölkerung dieses Landstriches besteht aus russischen Einwanderern, Mandschu und Koreanern, welche von der russischen Regierung eifrig herangezogen werden. Die Einwanderung derselben in die Küstenprovinz muß jährlich Tausende betragen, denn Jacobsen begegnete in der kurzen Zeit, welche er dort zubrachte, zahlreichen Zügen derselben, welche auf Ochsenwagen ihr Hab und Gut mit sich führten, sich also jedenfalls auf einen bleibenden Aufenthalt auf russischem Boden einrichteten. Besonders strömen sie nach Wladiwostók, wo sie im verkehrreichen Sommer als Arbeiter sehr gern gesehen sind. Auffallend war es dem Reisenden, daß sich unter den ihm begegnenden koreanischen Auswanderern nur sehr wenige Frauen befanden. Diese starke Auswanderung sowie die Bemerkung Jacobsen's, daß er die ganze Ostküste von Korea, an deren Saum er vorbeifuhr, sehr dicht bevölkert fand, lassen vielleicht den Schluß zu, daß die Halbinsel noch dichter bevölkert ist, als gewöhnlich angenommen wird[2]).

Im Folgenden will ich zunächst versuchen, auf Grund von Jacobsen's Mittheilungen ein Bild von dem Charakter der Koreaner zu entwerfen. Nicht nur auf russischem Gebiete, sondern auch in Gen-san und Fu-san zeigten sie sich dem Fremden gegenüber zur Offenheit und Vertraulichkeit geneigt. Während am Amur der Eintritt des Reisenden in ein Dorf oder ein Haus häufig nur unter Protest der Bewohner hatte erfolgen können, kam man ihm hier sehr freundlich entgegen und erlaubte ihm mit Ausnahme der Frauengemächer alle Räume des Hauses zu besichtigen. Stets war er von einer Schaar von Dorfbewohnern umgeben[3]), welche sich in lebhaftester Weise ihre Bemerkungen über ihn mittheilten, und in Gen-san umdrängte ihn das Volk, ohne doch zudringlich zu werden, so dicht, daß ein ihm zum Schutze mitgegebener Soldat mehrmals mit dem Schafte seiner Lanze Platz schaffen mußte. Auch auf dem Dampfer, mit welchem er von Gen-san nach Fu-san fuhr, befanden sich eine Anzahl von Koreanern, welche ihm auf seine Einladung ohne Scheu in seine Kabine folgten und die Bedeutung der gesammelten Gegenstände erklärten, während die Amurbewohner zu letzterem Dienste stets nur nach langer Weigerung bereit waren. Der beste Beweis aber dafür, wie wenig mißtrauisch sie sind, liegt darin, daß sie alle ihre Habseligkeiten bereitwillig verkauften, wenn sie nur einen guten Preis erhielten, während dagegen die Amurvölker sowie die Burjäten und Altaikalmüken nur mit der größten Mühe dazu bewogen werden konnten. Allerdings sind sie stets darauf bedacht, möglichst hohe Preise im Handel mit Fremden zu erzielen, aber trotzdem darf man sie nicht unehrlich nennen, denn sie nannten dem Reisenden häufig den Preis, welchen sie selbst für die Waaren gezahlt hatten, und die Summe, welche sie an ihnen verdienen wollten. Auch

[1]) Diese werden fast nie geschossen, sondern in Schlingen gefangen und sind daher sehr wenig scheu.

[2]) Behm und Wagner (Bevölkerung der Erde, Jahrg. VII, Ergänzungsheft zu Petermann's Mittheilungen S. 32) geben die Größe der Halbinsel auf 236 784 qkm, die Bevölkerung auf 8 500 000 Einwohner an, so daß die Bevölkerungsdichte sich auf 35,9, d. h. etwa gleich der Pyrenäischen Halbinsel stellen würde.

[3]) Nur die Frauen waren scheu und wichen ihm aus, wo sie ihm begegneten. So ging einmal eine Koreanerin, welche er auf dem Wege antraf, weit von der Straße ab, obgleich das Land neben derselben mit tiefem Schnee bedeckt war, und wandte das Gesicht so lange ab, bis sie glaubte, von ihm nicht mehr gesehen zu werden.

darin bewiesen sie ihre Ehrlichkeit, daß sie sich nicht abgeneigt zeigten, Jacobsen Waaren im Werthe von 50 Rubeln auf Kredit zu überlassen, da ihm das Kleingeld ausgegangen war und sich Niemand fand, der ihm seine Hundertrubelscheine hätte wechseln können[1]). Auch von großer Gutmüthigkeit erwiesen sich die Koreaner dort, wo Jacobsen Gelegenheit hatte, mit ihnen zu verkehren. Obgleich es verboten ist, ein koreanisches Haus zu betreten, dessen Herr abwesend ist, that der Reisende dies doch mehrmals, ohne je zurechtgewiesen oder beleidigt zu werden. Die Stöße, welche der ihn begleitende Soldat in Gen-san austheilte, nahm das Volk ruhig hin, obgleich sie durchaus nicht sanft ausfielen; es grollte darüber weder dem Kriegsknechte noch ihm, der doch die indirekte Ursache dieser Mißhandlungen war, sondern setzte sich mit irgend einer witzigen Bemerkung darüber hinweg. Auch die Dolmetscher, welche den Reisenden begleiteten, waren nicht dazu zu bewegen, für die ihm geleisteten Dienste Bezahlung zu nehmen, während sonst die Koreaner, wie schon gesagt, den Werth des Geldes wohl zu schätzen wissen. Weiterhin sind sie sehr gastfrei, wenigstens gilt das für die auf russischem Gebiete wohnenden. Sie waren stets bemüht, dem Reisenden das Beste, was sie besaßen, vorzusetzen und konnten nie bewogen werden, dafür Bezahlung anzunehmen. Die Speisen waren appetitlich zubereitet, wie sich denn überhaupt die Koreaner, mit welchen Jacobsen in Berührung kam, durch Reinlichkeit auszeichneten und sich in dieser Beziehung höchst vortheilhaft von den Chinesen und den vorher besuchten Amurvölkern, aber auch den Russen unterschieden, in deren Mitte sie wohnten. Auch machten sie auf den Reisenden den Eindruck, als ob sie in geschlechtlichen Dingen viel strengere Grundsätze hätten als die benachbarten Völker, und dieser Eindruck wurde dadurch bekräftigt, daß ihm Kenner des Volkes mittheilten, daß die Ehen zwar sehr früh geschlossen würden, aber die eheliche Treue nie verletzt zu werden pflege[2]). Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß die Nordkoreaner von den Russen in Wladiwostók und anderen Orten der Küstenprovinz als Arbeiter sehr gesucht werden, weil sie fleißig, ausdauernd und genügsam sind und auch über bedeutende Körperkräfte verfügen, die sie namentlich zu Lastträgern tauglich machen.

Fasse ich das Gesagte noch einmal zusammen, so ergeben sich eine ganze Anzahl von guten Eigenschaften, die man den Koreanern auf Grund von Jacobsen's Erfahrungen zuschreiben kann. Sie sind offen und ohne Mißtrauen gegen Fremde, auf ihren Vortheil bedacht, ohne jedoch unehrlich zu werden, gutmüthig und gastfrei, reinlich, sittenstreng und arbeitsam. Es ist charakteristisch, daß der Reisende in seinem Tagebuche auch nicht ein einziges Mal Gelegenheit findet, etwas zu erzählen, das geeignet wäre, auf die Koreaner ein schlechtes Licht zu werfen. Natürlich fehlt es aber nach den Berichten anderer Reisenden dem Charakter des Volkes nicht an Schattenseiten. Es wird den Koreanern starke Neigung zum Trunk und zum Uebermaß im Essen vorgeworfen; auch beschuldigt man sie der Feigheit und der Grausamkeit, doch glaube ich, daß die letztere Anklage mehr die grenzenlos despotische frühere Regierung trifft als das Volk. Der schwerste Fehler des Volkes liegt, wie mir scheint, in der großen Geringschätzung, mit welcher man dem weiblichen Geschlechte begegnet, welche sich außer in der starren Absperrung der Frauen von dem Verkehr mit der Außenwelt auch in der Vielweiberei zeigt, die zwar nicht häufig geübt wird, aber doch durchaus gestattet ist. Damit hängt auch zusammen, daß die koreanischen Kinder fast ohne Zucht aufwachsen, da die Mutter eine solche nicht üben darf und der Mann sie nicht üben will, und es ist sehr zu bewundern, daß unter solchen Verhältnissen noch derartige Charaktereigenschaften sich entwickeln können, wie sie vorher namhaft gemacht sind.

Ueber ihre Sitten und Gebräuche sowie über ihre religiöse Stellung hat Jacobsen bei der Kürze seines Aufenthaltes leider keine belangreichen Nachrichten sammeln können. Nur eins will ich hier erwähnen. Es ist ihm gelungen, eine Trommel zu erstehen, welche nach der Aussage des Verkäufers von den Priestern bei Krankenheilungen benutzt werden soll, sonst aber auch zur Begleitung des Gesanges bei Gelagen dient. Auf den ersten Blick scheinen diese beiden Bestimmungen des Instrumentes einander auszuschließen: wenn man aber bedenkt, daß sich größere Gelage meist an die Opfer anschließen und dadurch gewissermaßen einen religiösen Charakter erhalten, so erscheint die Jacobsen gewordene Mittheilung schon glaubhafter. Wir haben es hier auf jeden Fall mit einem Ueberbleibsel des auch früher bei den Koreanern oder den vor ihnen in der Halbinsel befindlichen Ureinwohnern herrschend gewesenen Schamanismus zu thun, der wenigstens ä u ß e r l i c h jetzt durch die Religion des Buddha und die Lehre des Konfucius verdrängt ist. Uebrigens macht sich der Einfluß Chinas bei den auf russischem Gebiete wohnenden Koreanern nicht bloß in religiöser Beziehung geltend, er zeigt sich auch in vielen Stoffen und Geräthen, die entschieden chinesischen Ursprungs sind, wenn auch ihre Besitzer behaupten, sie selbst gefertigt zu haben. Dagegen scheint die russische Kultur bisher ganz spurlos an ihnen vorübergegangen zu sein.

In dem äußeren Habitus konstatirt Jacobsen einen nicht unbedeutenden Unterschied zwischen den Chinesen und Amurvölkern einerseits und den Koreanern andererseits. Er bezeichnet die letzteren als im Allgemeinen hoch gewachsene und kräftige Leute mit gewandten Bewegungen und vergleicht sie in letzterer Beziehung mit den Japanesen. Im Süden des Landes schienen ihm die Leute kleiner zu sein als die auf russischem Gebiete angesiedelten, immerhin aber zeigten sie sowohl im Körperbau als auch in den Gesichtszügen eine beträchtliche Verschiedenheit von den Chinesen. Der Ausdruck der Gesichter entspricht im Allgemeinen dem offenen Charakter des Volkes; die verhältnißmäßig hohe geistige Bildung, welche den Koreanern eigen ist, spiegelt sich auch in ihren Zügen wieder, welche nicht selten an die von Angehörigen der mittelländischen Rasse erinnern. Ein besonders charakteristischer Unterschied zwischen Chinesen und Koreanern besteht darin, daß letzteren nicht bloß viel früher der Bart sproßt, sondern daß er sich auch viel kräftiger, namentlich viel länger entwickelt als bei jenen. Auch die Frauen der Koreaner haben viel angenehmere Züge als die Chinesinnen; in Fu-san sah Jacobsen auf der Straße eine Anzahl von Frauen, welche an Lieblichkeit den japanischen Schönheiten nichts nachgaben, vor ihnen aber noch das voraus hatten, daß sie sich nicht die Zähne schwarz gefärbt hatten, wie das in Japan die verheiratheten Frauen zu thun pflegen.

Die Koreaner sind vorwiegend Viehzüchter und Ackerbauer, während der Handel trotz der wahrscheinlich großen Zahl einheimischer Produkte infolge der bisherigen Abgeschlossenheit der Halbinsel nach außen und der Unwegsamkeit des inneren Landes noch wenig entwickelt ist. Da-

---

[1]) Freiherr v. Richthofen (Zeitschr. für Erdk., Berlin 1870, S. 324) berichtet im Gegensatze zu dem im Texte Gesagten, daß die an dem Thore von Korea mit den Chinesen verkehrenden Einwohner der Halbinsel nichts auf Kredit verkaufen, dagegen alles auf Kredit von jenen entnehmen. Ich wage nicht zu entscheiden, ob dieses Verfahren dem Charakter der chinesischen Händler seinen Ursprung verdankt oder nicht.

[2]) Jacobsen begegnete in Gen-san einem Knaben in dem üblichen Bräutigamsanzuge — weißer Hut, rothes Wams mit grünem Ueberwurf und weiße Beinkleider — der nicht älter als acht Jahre war. Natürlich tritt das Zusammenleben der Verheiratheten erst mit Beginn der Geschlechtsreife ein.

gegen ist die Fischerei an den Küsten in hohem Grade lohnend. Unter den in Korea gezüchteten Thieren nimmt das Rind die erste Stelle ein. Es ist zwar nicht sehr groß, aber außerordentlich kräftig und sehr gut zur Mast geeignet. Man genießt sein Fleisch und seine Milch, benutzt es aber auch als Zug- und Reitthier. Leider ist es sehr scheu und kann vor allem den Anblick fremder Pferde nicht vertragen, durch den es, wenn es der Leiter an Aufmerksamkeit fehlen läßt, leicht zum Durchgehen bewogen wird. Jacobsen erlebte es selbst, daß fast ein ganzer Zug von koreanischen Auswanderern, der ihm begegnete, auf diese Weise aus der Ordnung gebracht wurde; die meisten der Reiter wurden in den Schmutz der Landstraße geschleudert. Neben dem Rinde spielt das Pferd eine untergeordnete Rolle; dagegen werden überall im Lande zahlreiche, meistens schwarze Schweine gehalten. Ihr Fleisch genießt man besonders gern zu einem Gericht, das den italienischen Maccaroni ähnlich ist. Hunde werden ebenfalls in allen Dörfern in Menge gefunden. Sie gleichen den Eskimohunden an Größe und Gestalt und sind außerordentlich bissig. Ihr Fleisch wird mit vielem Vergnügen verzehrt. Schafe züchtet man fast gar nicht: Jacobsen erwähnt nicht, daß er auch nur ein einziges in einem der von ihm besuchten koreanischen Orte gesehen hätte. Federvieh hingegen findet man überall in Menge, und die Eier desselben bilden ein wichtiges Nahrungsmittel der ärmeren Klassen.

Trotzdem die Halbinsel sehr gebirgig ist, hat sie doch, besonders in den Thälern, fruchtbaren Boden, und die Feldmarken der auf russischem Gebiete gelegenen koreanischen Dörfer zeichnen sich durch bedeutende Ertragsfähigkeit aus. Das wichtigste Erzeugniß ist im Süden und in den mittleren Landschaften der Reis, den man sogar nach Japan ausführt, während im Norden unsere Getreidearten und mehrere Gemüse, besonders Hülsenfrüchte, ausgezeichnet gedeihen. Die Bewohner der koreanischen Dörfer bei Wladiwostók und Possiet versorgen zum Beispiel diese beiden und noch andere Städte mit Ackerfrüchten fast vollständig und behalten doch noch immer genug für den eigenen Bedarf übrig. Zur Auflockerung des Bodens verwendet man Hacke und Pflug. Erstere besteht aus einer spatenförmigen Klinge und einem nur 50 cm langen Stiel, so daß der sie benutzende Arbeiter eine sehr gebückte Stellung einnehmen muß. Die Pflüge bestehen oft nur aus Holz ohne Eisenbeschlag. Sie sind in der Konstruktion von den unseren ganz abweichend. Das Hauptstück derselben bildet eine im stumpfen Winkel gebogene Stange, welche am unteren Ende in eine sich allmählich zuspitzende Pflugschar ausläuft, am oberen Ende aber ihren Abschluß in einem Querholze findet, das als Handgriff für den Lenker des Pfluges dient. Die Pflugschar ist der Breite nach von zwei Stäben durchbohrt, an deren Enden parallel mit den Seiten der Pflugschar laufende und nach der Spitze derselben hin konvergirende Stäbe befestigt sind, die dazu dienen sollen, das Zurückfallen der aufgewühlten Erde in die Furche zu verhindern. Ob mit der Hand oder mit Ochsen gepflügt wird, weiß ich nicht anzugeben; nach der Bauart des Pfluges scheint mir das erstere wahrscheinlicher. Höchst eigenthümlich sind die von den Koreanern benutzten Harken. Sie bestehen aus einer Anzahl — das mitgebrachte Exemplar aus 10 — etwa 90 cm langen, an der Spitze hakenförmig gekrümmten und zugespitzten Wurzeln, welche durch Trocknen ihre Elasticität verloren haben. Sie sind so zusammengelegt, daß sie einander in der Mitte ihrer Länge kreuzen. Um ihnen die nöthige Festigkeit des Zusammenhaltes zu geben, sind sie an dieser Stelle mit einem in der Längsrichtung der Stäbe verlaufenden Bastbande verknüpft, und ein gleiches Band umschlingt sie in der Querrichtung dicht vor ihrer hakenförmigen Biegung. Die freien Enden der Stäbe sind durch eine nochmalige Krümmung einander derartig genähert, daß man sie mit einer Hand umfassen kann. Ein eigenthümliches Instrument benutzen die Koreaner zum Säen des Kornes und der Hirse. Eine etwa $1\frac{1}{2}$ cm im Durchmesser haltende ziemlich lange Holzröhre wird durch einen Kürbis gesteckt, welcher an einer Seite offen ist, um die Saat in sich aufzunehmen. Ist dieselbe hineingeschüttet, so wird die Oeffnung mit einem Strohpfropfen oder einem Tuche fest verschlossen. Am unteren Ende der Holzröhre befindet sich ein längliches Loch, ähnlich dem einer Orgelpfeife. Indem nun der Säende dieses Ende nach unten kehrt, fällt der Samen in die Ackerfurche hinab. Geht dies zu schnell, so stopft man etwas Stroh in das Loch.

Die Lasten werden entweder auf Wagen und Schlitten oder auf dem Rücken der Menschen fortgeschafft. In letzterem Falle wird ein Trageholz verwandt, welches große Aehnlichkeit mit den in Norddeutschland gebräuchlichen Wassertragen hat, doch wird dasselbe nicht einfach über die Schultern gelegt, sondern die beiden Hebel sind an einem starken Brette befestigt, welches nach Art eines Tragkorbes oder Tornisters auf den Rücken geschnallt wird. Ob es richtig ist, was einige Schriftsteller berichten, daß es im Inneren der Koreanischen Halbinsel wegen der Unebenheit des Terrains keine Wagen gebe, bedarf wohl noch einer eingehenderen Untersuchung; bei den Koreanern auf russischem Gebiete waren sie in jedem Gehöfte vorhanden. Sie ruhen auf zwei Rädern, die ziemlich groß und häufig aus verschiedenen Holzarten zusammengesetzt sind, je nachdem der Wagenbauer bei dem in jener Gegend herrschenden Holzmangel das Material hat erhalten können. An dem Wagen selbst ist das Holz nach Möglichkeit gespart. Die Leitern sind mit Bast durchflochten, der Boden aber besteht nur aus drei starken Latten, welche über der Axe liegen und vorn und hinten von einem Querbalken getragen werden, die auch den Leitern als Stütze dienen. Die Scheerendeichsel des stets einspännigen Karrens ist vorn durch eine Querstange geschlossen, so daß sie den Zugthieren von oben herab über den Kopf heruntergezogen werden muß. Das Geschirr gleicht ungefähr dem unseren; die Zugochsen tragen aber alle Nasenringe. Die Schlitten, welche den bei uns auf dem Lande üblichen gleichen, dienen besonders zur Herbeischaffung des Holzes aus dem Gebirge.

Die Mazamorra in Bolivien.

Von Chr. Nusser.

Die geologische Beschaffenheit der in Bolivien zwischen den West- und Ostcordilleren der Anden auf Hunderte von Stunden sich erstreckenden Hochebene ist öfters an besonders ausgesetzten Punkten, d. h. da, wo tiefe Rinnsale die Hochebene durchschneiden, Ursache von Terrainveränderungen, welche in eigenthümlicher Gestalt auftreten. In ihren Wirkungen sind diese Erscheinungen den Bergstürzen ähnlich, die in jüngster Zeit in den schweizerischen Gebirgen Verheerungen angerichtet haben, in ihrer Form weichen sie von jenen aber ganz bedeutend ab.

Wenn man z. B. den ungeheuren Einschnitt untersucht, durch welchen sich unter 16° südlicher Breite die Quellen des La Paz-Flusses winden, so sieht man auf den ersten Blick, daß die Hochebene durch eine Anschwemmung von Sand, Thon und Kieseln entstanden ist, in welche große, oft viele Centner schwere Rollsteine eines sehr glimmerreichen Granits eingebettet sind. Dieses Alluvium, welches an dem erwähnten Punkte wohl eine Mächtigkeit von 1500 Fuß hat und wahrscheinlich auf einer Unterlage von metamorphischen Gesteinsarten ruht, ist unstreitig von den Fluthen zwischen den die Gebirgsketten bildenden plutonischen Formationen abgelagert worden. Da Schichtung gar nicht vorhanden oder nur schwach angedeutet ist, so ist man zu der Annahme berechtigt, daß die Ablagerung sich beinahe ohne Unterbrechung vollzogen hat. Das Gefüge dieses Alluvialbodens ist übrigens sehr schwach und der Regen durchnagt ihn fortwährend an abschüssigen Stellen. An vielen Punkten sind daher die oberen Partien der Einschnitte auf die sonderbarste Weise zerklüftet und zeigen unzählige Aushöhlungen oder Vorsprünge, letztere oft in Form von riesigen Stalaktiten.

Bemerkenswerth ist, daß ausgedehnte Nester von reinem oder mit feinem Sand gemischtem Thon, und zwar mehr in den unteren Lagen, zwischen hineingeschoben sind, die von einer Menge von Blasen und Hohlräumen durchzogen werden. Werden diese Nester zufälliger Weise bloßgelegt, so entsteht durch die Abspülungen der atmosphärischen Niederschläge ein Terrain, das den Anblick größerer oder kleinerer Kessel bietet. Diese Formation ist im Gegensatz zu dem sehr lockeren Alluvium wasserdicht, und das sich in ihr ansammelnde Wasser verschwindet, wenn es offen zu Tage steht, nur durch Verdunstung.

Es ist möglich, daß von derartigen, zwischen dem lockeren Alluvium steckenden Wasserbehältern die Naturereignisse herrühren, von welchen oben die Rede war.

Hat sich in den Bergabhängen in Folge innerer Brüche oder Durchwaschungen oder einer sonst durch die Natur herbeigeführten Hemmung der Ablauf und die gewöhnliche Sickerung der atmosphärischen Wasser gestaut und das Terrain vollgesogen, so entsteht an dem schwächsten Punkte eine Bewegung, ein langsamer Rutsch der aufgequollenen Erdmassen, und diese letzteren sind es, die man eine Mazamorra (Brei) nennt. Selten stürzen die aus dem Gleichgewicht gekommenen Berglehnen mit Heftigkeit zu Thal, aber unaufhaltsam schieben sie sich unter dem Gewicht der nachrückenden Abbröckelungen vorwärts, bis endlich der von oben kommende Druck nachläßt. Wenn die Mazamorra also zufälliger Weise bei einem Dorfe oder Landgute hervorbricht, können sich die Leute, je nach der Ausdehnung der durchweichten Strecke, wohl sagen, daß sie innerhalb einer gewissen Zeit, die manchmal ein paar Jahre betragen kann, ihres Grundbesitzes beraubt sein werden. In der Thalschlucht von Mecapaca umfluthete die Mazamorra die Kirche, so daß man durch die Fenster ins Innere gelangen konnte, und von einem prächtigen, viel Wein producirenden Landgute fraß sie mehr als die Hälfte.

Einer Katastrophe dieser Art, die aber urplötzlich hereinbrach und manches Menschenleben kostete, wohnte ich im Jahr 1873 in La Paz bei.

An der südöstlichen Seite der Stadt dehnen sich in ansteigender Richtung weithin die Felder und Behausungen der Indianer bis an den Fuß des mindestens tausend Fuß hohen Abhanges der alluvialen Hochebene aus. Am 31. August Morgens konnte man trotz der großen Entfernung mit bloßem Auge einen ungeheuren, durch seine helle Farbe von der übrigen Bergwand abstehenden Fleck unterscheiden, der auf einen dort stattgefundenen Absturz hindeutete. Ohne das geringste Geräusch war um 3 Uhr Morgens eine Tausende von Tonnen haltende, im Rutschen zerbröckelnde Erdmasse herabgeglitten und hatte zwei Indianeransiedelungen, Llojeta und Tembladerani, zerstört. Fünf Hütten mit den aus achtundzwanzig Gliedern bestehenden Familien verschwanden mit sammt dem bei den Wohnungen eingefriedigten Vieh spurlos unter dem von der Wand sich ablösenden Geröll, das, selbst unterminirt, die Mazamorra, welche sich wahrscheinlich schon seit lange unter den Indianerhöfen gebildet hatte, auf vier Kilometer Erstreckung zum Ausbruch und Aufquellen brachte; denn von der Absturzstelle senkt sich das Terrain längs der Wand hin in einer sehr flachen Rinne noch etwa um weitere 300 Fuß ab, bis in die Nähe tiefer, zerrissener Nebenschluchten des La Paz-Flusses.

Nicht weit von den Ansiedelungen waren seit undenklichen Zeiten Teiche, welche in der Regenzeit von den von der Bergwand herabschießenden Wassern gespeist wurden und im Sommer zur Bewässerung der niedriger gelegenen Aecker dienten; sie waren verschwunden bis auf zwei, welche oberhalb der Unglücksstätte angelegt waren, und für deren Entwässerung sofort gesorgt werden mußte, um einer viel größeren Kalamität vorzubeugen, da auf einem weiten Umkreise das unterirdische Fundament ins Wanken gekommen zu sein schien.

Es ist erklärlich, daß die Bestürzung allgemein war, denn man befürchtete den Ruin der größeren Hälfte der auf der rechten Flußseite gelegenen, mit Kulturen und Indianerhütten bedeckten Ländereien. Diese Furcht war für ängstliche Gemüther wohl gerechtfertigt, wenn man sich dem Schauplatz der Katastrophe näherte. Schon von weitem, auf eine Distanz von $1\frac{1}{2}$ Kilometern, stieß man auf lange, tiefe, oft einen Fuß aus einander klaffende Erdspalten, die in einen Halbkreis ausstrahlten, dessen Mittelpunkt die einstigen neben einander liegenden Dörfer Llojeta und Tembladerani waren. Oefters aber noch waren die Risse geschlossen, das heißt, die eine Hälfte des geborstenen Bodens hatte sich um einen oder zwei Fuß gesenkt, so daß treppenartige Absätze entstanden, die so scharfkantig waren, wie wenn sie mit einem Messer getrennt worden wären. Es war ein wunderlicher Anblick, bepflanzte Felder zu

sehen, welche durch Senkung in drei oder vier Streifen von verschiedener Höhenlage getheilt worden waren. War es schon unheimlich, über diesen noch keineswegs zur Ruhe gekommenen Boden zu schreiten — obwohl die Neugierde viele Besucher aus der Stadt herbeiführte — so war es noch weniger räthlich, sich dem Rande der eigentlichen Mazamorra zu nähern, denn einerseits konnte ein unvorhergesehenes Weiterfressen der Mazamorra stattfinden, andererseits rieselte das Geröll ununterbrochen von der Bergseite herab. Hart neben diesem letzteren Punkte, ein wenig oberhalb desselben, standen noch einige Indianerhütten, deren Insassen, wie man von weitem wahrnehmen konnte, unruhig ein- und ausgingen, unschlüssig, ob sie den Platz räumen sollten oder nicht, während ein Geistlicher mit mehr Unerschrockenheit als Klugheit sich davor postirt hatte und, Weihwedel und Rauchpfanne schwingend, das Unheil durch das Salve und den Rosaris zu beschwören suchte. Leider mußte dem Pfarrer in der Presse zu Gemüthe geführt werden, daß es seines Amtes nicht sei, die unwissenden Indianer durch unsinnige Behauptungen, wie z. B. die Gringos (Ausländer) seien an dem Unglücke Schuld und dergleichen Albernheiten mehr, zu fanatisiren.

Außer den fünf spurlos verschwundenen Hütten fielen noch fünfzig andere zusammen, deren Insassen sich aber retten konnten, weil der Absturz nicht bis zu ihnen reichte. Dagegen war der größte Theil ihrer Felder vernichtet, d. h. für viele Jahre hinaus war die Mazamorra, in welche sich die Ackerkrume hinein verloren hatte, nicht anbaufähig. Längs der Bergwand nämlich zog sich, wie früher erwähnt, eine Rinne oder Einsenkung hin, die aber so unbedeutend angedeutet war, daß man von Thalbildung nicht sprechen konnte. In dieser Einsenkung, die 4 km von Tembladerani in einem tiefen Kessel endet, lagen die Kulturen, die nun in einen mit Wasser gesättigten Mergel umgewandelt waren.

Jener Kessel selbst machte aber auf den Beschauer einen beängstigenden Eindruck, denn hier offenbarte sich die unberechenbare, unglaubliche Gewalt der Naturkräfte in ungeahntester Weise. Eine der ihn umgebenden Anhöhen ist mit einer niedlichen Kapelle gekrönt, von der aus man einen herrlichen Ausblick auf die hier sich kreuzenden Hochthäler und den Illimani hat. Von der Kapelle führte ein steiler Pfad in den mit gelbblühenden Sträuchern bewachsenen Kessel hinab, um sich ebenso steil an der gegenüberliegenden Anhöhe hinaufzuwinden. Zur gleichen Stunde, zu welcher die beiden Ansiedelungen zerstört wurden, füllte sich dieser ungeheure Raum zur Hälfte mit Mazamorra, die aber nicht zugeflossen, sondern nur das Ergebniß des 4 km davon entfernten Druckes der Geröllablösung war. Die ganze Vegetation, die, so ärmlich sie auch war, in dieser geschützten Vertiefung den steinigen, harten Alluvialboden schmückte, war verschwunden.

Unter dem Boden des Kessels mußte das Alluvium von den keinen Abfluß mehr findenden Wassern erweicht und nun in die Höhe gehoben worden sein. Mit einem Worte, es sah aus, als ob ein Teig durch die Hefe zum Aufgehen gebracht worden wäre. Nach einem Vierteljahre war die Oberfläche wieder trocken und es führte ein neuer, nunmehr sehr abgekürzter Pfad über die erhärtete Masse. Während 20 Tagen dauerte an verschiedenen Punkten das Aufquellen (la ebullicion) der Erde, und es bildeten sich selbst kleine Teiche. — In den dreißiger Jahren löste sich die Hälfte eines am Nordrande der Stadt gelegenen Alluvial-Kegels von der anderen ab und glitt zum Schrecken der Einwohner während einiger Zeit langsam dem dortigen Stadtviertel zu, kam aber glücklicher Weise noch rechtzeitig zum Stillstand. Auch schon von früheren Zeiten her existiren Ueberlieferungen über Ortschaften, die durch Mazamorras zerstört worden sind. Im Jahre 1600 verschwand z. B. das Dorf Achocalla unter den gleichen Umständen wie Llojeta und Tembladerani, mit welchen es damals in der gleichen Höhe gelegen war. Später entstand wieder eine Ortschaft an derselben Stelle, aber bedeutend unter dem Niveau der beiden genannten Orte. 33 Jahre vorher hatte sich ein ähnlicher Fall ereignet. Ein altes Manuskript berichtet darüber: „Im Jahre 1567 existirte auf die Entfernung von einer Legua von Chuquiapo (heute La Paz) ein Anco-anco genanntes Indianerdorf, in welchem die Sittenverderbniß allgemein war; in dem gleichen Jahre strafte es Gott wie die verruchten Städte (Sodom und Gomorra), denn die Erde verschlang es und seine Stelle war nun von einem sumpfigen Teiche bedeckt.“ Es ist wohl möglich, daß das alte Anco-anco mit Tembladerani identisch ist, welches seit jener Zeit diese Bezeichnung getragen zu haben scheint, denn Tembladerani stammt unstreitig aus dem Spanischen und mag mit „die Stelle, die zittert“ übersetzt werden. Llojeta ist hingegen ein echtes Aymara-Wort, welches „Zusammengestürzter Ort“ bedeutet.

Im vorliegenden Falle war der Gürtel, der die Mazamorra umschloß, noch zu stark, um durchbrochen zu werden; das bleibt aller Wahrscheinlichkeit nach späteren Zeiten vorbehalten.

Die Indianer haben für alle diese Vorkommnisse, Erdbeben u. s. w. nur eine Erklärung: „Die heilige Jungfrau steht auf einer Schlange. Wenn die Schlange ihren Schwanz bewegt, so zittert die Erde.“ Die nächste Wirkung, welche die Katastrophe auf die davon betroffenen Indianer hervorbrachte, war, daß sie sich in einen Zustand fortwährender Betrunkenheit versetzten und weder zur Vernehmung noch zum geordneten Empfang der für sie eingegangenen milden Spenden herbeigezogen werden konnten. Man möchte beinahe glauben, diese Rasse sei zu ewiger Knechtschaft und Unwissenheit verdammt.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Capus und Bonvalot, die französischen Reisenden, welche das kühne Wagstück unternommen haben, im Winter das Pamir-Plateau zu überschreiten (vergl. „Globus“, Bd. 51, S. 271), sollen unterwegs zweimal angefallen und ausgeplündert worden und ohne Mittel in Tschitral angelangt sein. Die englische Regierung hat ihnen Hilfe gesendet.

Afrika.

— Ueber die ehelichen Verhältnisse in Kamerun erzählt Dr. M. Buchner in seinem „Kamerun“ (S. 31 ff.) wie folgt. „Je nach dem Reichthum des Mannes richtet sich die Anzahl der Frauen, die er besitzt. King Bell soll, soviel ich weiß, deren 80 haben, doch dürfte die gewöhnliche Ziffer sich zwischen 2 und 8 bewegen. Die Weiber sind das Kapital des Mannes, und die Kinder, die er aus ihnen zu erzielen hofft, sind seine Zinsen. Unfruchtbare werden daher

ihrem früheren Eigner, sei das der Vater oder ein ehelicher Vorgänger, gegen Erstattung des Kaufpreises zurückgegeben. Denn alle, auch die vornehmsten Gattinnen, werden gekauft. Um das zarter auszudrücken, könnte man vielleicht meinen: „Der Bräutigam bringt seine Braut durch eine Morgengabe, die er der Familie entrichtet, in seinen Besitz.“ Daß dabei vorher schmählich geschachert wurde, braucht ja der Feinfühlige nicht zu wissen. In Weibern werden auch alle größeren Zahlungen, von einem Palaver auferlegte Strafen z. B., geleistet, wobei je nach dem Stande erhebliche Werthunterschiede in Betracht kommen. Eine Häuptlingstochter kann bis zu 6000 Bars (nominell 6000 Schilling) kosten, eine gewöhnliche Freie bis zu 2000, Sklavinen bis zu 800 Bars. — Will ein Häuptlingssohn eine ebenbürtige Frau nehmen, so kauft er sich von einem befreundeten Häuptling eine Vollbluttochter. Der Preis, den ein solches Verheirathungsgeschäft dem Vater einbringt, dient dann gewöhnlich dazu, dem auf die verkaufte Tochter folgenden Sohn ein standesgemäßes Ehegespons zu erwerben. In Kamerun ist es also von Vortheil, Töchter und Schwestern zu haben. Im schlimmsten Fall, bei einer ideal gleichmäßigen Gruppirung der Geschlechter in beiden Familien, müssen sich Ein- und Ausgaben schließlich decken, aber die Väter behalten dann doch noch die angenehme Erinnerung an das schöne Schachervergnügen oder vielleicht das noch süßere Bewußtsein einer gelungenen Uebervortheilung. Es scheint, daß allmählich die Unsitte eingerissen ist, für das gekaufte Weib immer nur die Hälfte anzuzahlen und die andere Hälfte auf unbestimmte Zeit schuldig zu bleiben. Eine Menge Klagen und Streitigkeiten entsprangen aus dieser Ursache. Zwar bestand ein Gesetz, daß jedes Frauenzimmer der „Half- and Half“-Klasse (Sprößlinge von Freien und Sklavinnen) 800 Bars kosten und nicht eher an den Bewerber ausgehändigt werden sollte, als bis der ganze Preis erlegt sei. Aber kein Mensch kehrte sich daran. Die Mädchen werden nicht selten lange vor Eintritt der Reife vergeben, ohne deshalb sogleich zu ihrem zukünftigen Gatten zu ziehen. Manchmal aber ist dieser mißtrauisch und nimmt seine Errungenschaft, die ihm sonst etwa wieder entgehen könnte, so bald als möglich in Beschlag. Eine Frau aus allererster Familie wird natürlich höher gehalten, als andere Weiber geringerer Abkunft. Sie hat ihre eigenen Dienerinnen, braucht nicht zu arbeiten und ist niemals von der Gefahr bedroht, veräußert zu werden, es müßte denn sein, daß ihr Mann in einem Kriege vernichtet würde. Aber auch die Stellung der Weiber im Allgemeinen, bis der Sklavin mitgerechnet, ist trotz des Gekauftseins und trotzdem, daß ihnen die ganze, übrigens nicht sehr bedeutende Feld- und Hausarbeit obliegt, durchaus keine so gedrückte und niedrige, wie man denken möchte, und es wohnt hier in diesen uns so sehr befremdenden Verhältnissen viel mehr wahres Menschenglück als in Europa. Wenn auch die Sklavin dutzendmal ihren Herrn wechselt, es macht ihr das bei ihrer glücklichen, heiteren Gemüthsart viel weniger Kummer als unseren Dienstmädchen das Antreten einer neuen Stelle. Die Negerin läßt sich nicht so leicht zum willenlosen Werkzeug niederbeugen, dazu hat sie einen viel zu selbständigen, der Opposition geneigten Sinn. Auch die Weiber ganzer Dorfschaften thun sich gelegentlich zusammen, um zu striken. So sollen vor etwa 20 Jahren die sämmtlichen Dualla-Weiber eines schönen Tages ausgezogen sein und sich irgendwo im Freien ein Separatdorf gebaut haben, um ihren Männern eine Vergrößerung des ihnen bis dorthin nur sehr dürftig zugemessenen Hüftentuches abzutrotzen, und der Erfolg soll glänzend gewesen sein. Die Negerin ist überhaupt ein stark veranlagtes, gern resolut auftretendes Wesen. Gynokration ist in Afrika ziemlich häufig, und oft genug findet man auf Handelsstationen Weiber postirt, die Interessen ihrer Gatten wahrzunehmen und zu vertreten. — Eine eigentliche freie Prostitution existirt nicht, da es ja keine Frauenzimmer giebt, die nicht in festen Händen wären. Dieselbe wird dadurch ersetzt, daß die Männer ihre Weiber an die Europäer als Concubinen vermiethen. Aus solchen unsauberen Verhältnissen entspringen nicht selten Situationen von einer Gemeinheit, die jeder Beschreibung spottet.“

— G. A. Krause, welcher von Akkra an der Goldküste nach Timbuctu aufgebrochen war (vgl. „Globus“, Bd. 51, S. 110), hat einen nicht unbedeutenden Erfolg erzielt, indem er quer durch eines der unbekanntesten Gebiete Afrikas, nämlich das vom Niger in weitem Halbkreise umflossene Land, wirklich bis in die Nähe von Timbuctu vorgedrungen ist. Zuerst erreichte er das einst berühmte Königreich Mossi, wohin die Portugiesen im 16. Jahrhundert eine Gesandtschaft schickten, die aber ihr Ziel nicht erreichte. Am 26. Oktober 1886 verließ Krause Wago-dugu (Woghodogho unserer Karten), die Hauptstadt von Mossi und gelangte im November nach Banban im Reiche Massina, dessen König er in seiner Hauptstadt Bandschagara aufsuchte. Aber er erhielt den Befehl, zurückzukehren und mußte etwa 250 km vor Timbuctu umkehren. Am 24. April 1887 befand er sich in der Handelsstadt Salaga, wohin er über Mossi und durch das nördliche Asante gelangt war, und wollte von dort nach Togo-Land reisen.

— In Folge eines Streites zwischen Frankreich und dem Sultan von Badibu (am nördlichen Ufer des Gambia-Flusses, 44 km oberhalb von dessen Mündung bei der englischen Stadt Bathurst) ist in Badibu die französische Flagge gehißt worden. Frankreichs Grenzen sind dadurch um einen halben Breitengrad nach Süden vorgeschoben worden. Frankreich unterhandelt gleichzeitig mit Großbritannien über die Abgrenzung des beiderseitigen Einflusses in jenen Gegenden, wie es früher mit Portugal unterhandelt und dieselben festgestellt hat.

— Der vom Oberstlieutenant Galliéni geleitete Feldzug des letzten Winters hat dem französischen Senegalgebiet, für welches schon der Name „Sudan français“ vorgeschlagen wird, einen gewaltigen Zuwachs gebracht. Man hatte es mit drei Gegnern zu thun, dem Marabut Mahmadu Lamin am oberen Senegal, dem Sultan Ahmadu von Segu Sikoro am Niger und mit dessen Nebenbuhler Samory am linken Ufer des oberen Niger, und gegen alle drei war man glücklich. Mahmadu Lamin wurde verjagt und trat auf englisches Gebiet über, die beiden anderen erkannten die französische Oberherrschaft an, welche nun gegen Südwesten vom Senegal bis an den Gambia, zwischen 9° und 11° n. Br. bis an das Meer und weiter südlich bis an die englische Kolonie Sierra Leone und die Republik Liberia heranreicht und außerdem auf dem rechten Ufer des Niger noch einen Theil des Landes Segu umfaßt. — Auf dem Niger schwimmen jetzt schon zwei Kanonenboote, der „Niger“, der zu Anfang Juni Kabara, den Hafen von Timbuctu, besuchen wollte und der an Ort und Stelle aus afrikanischem Holze erbaute „Mage“.

— Der im Auftrage des französischen auswärtigen Ministeriums reisende Camille Douls (s. „Globus“, Bd. 51, S. 255), welcher bei Kap Bojador landete und, wie es scheint, von da nach Timbuctu wandern wollte, wurde sehr bald von den Eingeborenen geplündert und mußte umkehren. Eine Karawane brachte ihn über Tenduf nach Ogilmim, von wo er nach Marakesch geschafft und ins Gefängniß geworfen wurde, aus welchem ihn erst die Dazwischenkunft des englischen Ministerresidenten befreite.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XIII.[1])

Wir hatten die Reisenden verlassen, als sie die Ruinenstätte Kasserin verließen, um in nordwestlicher Richtung über die Berge hinweg diejenige von Haïdra zu erreichen. Eine Stunde nach dem Aufbruche überschritten sie das Wed el-Hathob und rasteten kurze Zeit bei der Kubba des Sidi-bu-el-Aaba, gleichfalls einer Stelle, wie Kasserin, wo der Kaïd der Fraischisch gern seine Smalah aufschlägt, wenn ihn Mangel an Weideplätzen und Ueberfluß an Flöhen in den Zelten von seinem bisher eingenommenen Standorte vertreibt. In Bu-el-Aaba hat er sich sogar einige Häuser bauen lassen, die aber schon wieder verfallen sind, und eine Art oben offenen Bades, das niemals vollendet wurde. Diese Nomaden des inneren Tunesien sind eben so wenig an Häuser gewöhnt, daß, wenn sie aus Laune oder Eitelkeit sich ein solches errichten lassen, dasselbe meist gar nicht fertig oder so oberflächlich gebaut wird, daß es bei der ersten Gelegenheit wieder zusammenstürzt.

Jenseits Bu-el-Aaba gelangt man, dem Wed el-Hathob aufwärts folgend, in eine ausgedehnte Ebene, Bahirt Fussana genannt, zu deren Durchkreuzung die Reisenden einen vollen Tag gebrauchten; nach den zahlreichen Dorfruinen, welche sie trägt, muß sie einst sehr gut angebaut gewesen sein. Die Namen auf den Leichensteinen dieser Orte sind in der Mehrzahl römisch, in der Minderzahl einheimisch, woraus sich die Herkunft der hier einst angesiedelten Bauern klar ergiebt. Aehnlich stand es übrigens im ganzen römischen Afrika, wo das phönikische und libysche Element vor den römischen Eroberern und Kolonisatoren in die Gebirge zurückwich. Alle diese Dörfer, Henschir el-Gallal, Henschir Ktöf u. s. w. besitzen zahlreiche Reste von Oel- und Weinkeltern, und wo sich solche finden, kann man sicher sein, daß man den Wiederanbau von Oelbäumen und Reben mit Erfolg versuchen kann. Ebenso geben die Stauwerke und Dämme, welche man vielfach noch in Ruinen antrifft, einen Hinweis darauf, wie und wo man am besten durch Ansammeln von Wassern und Anlage von Berieselungsgräben der Landwirthschaft zu Hilfe kommen kann. Die Dörfer in der Fussana-Ebene, welche die Reisenden berührten, liegen z. B. vom Wed el-Hathob ziemlich weit entfernt, aber ihre Felder wurden durch die Bäche, welche von den Bergen im Norden (Dschebel Bireno) herunterkommen, getränkt; im Wed Gergur z. B. wurde dicht unterhalb der Berge das Wasser durch einen $2^1/_2$ m dicken Damm aufgestaut und durch jetzt nicht mehr vorhandene Leitungen über die tiefer gelegenen Felder vertheilt. Daß in dieser Ebene in alten Zeiten reges Leben und ein gewisser Wohlstand geherrscht haben muß, das beweisen außer den Dorfruinen die Wein- und Oelpressen, sculptirte Gesimse, Kapitäle aus christlicher Zeit und zahlreiche steinerne Sarkophage, die herumliegen.

Die Nacht brachten die Reisenden in einem gastfreundlichen Duar beim Henschir (Ruinenstätte) Zuaïruhn am Nordrande der Ebene zu; dicht vor sich hatten sie dort die bewaldeten Berge, welche sie zu überschreiten hatten, um auf dem kürzesten Wege Haïdra zu erreichen. Die Landschaft wird von da ab eine vollständig andere; statt der kahlen, schattenlosen Ebenen bergiges Terrain, zum Theil bedeckt mit hohen Bäumen, dichtem Buschholz oder Gestrüpp, in welchem noch ab und zu Löwen und Panther vorkommen. Dieselben waren einst so zahlreich, daß die Beys von Tunis

[1]) Fortsetzung von Band 51, S. 36.

dem dort hausenden Stamme der Uled-Sidi-bu-Ghanem die Steuern erließen unter der Bedingung, daß er sich von Löwenfleisch nähre; die Felle der erlegten Bestien mußten sie dem Bey abliefern. Sie haben denn auch gründlich mit denselben aufgeräumt, so daß nur wenige oder gar keine Exemplare noch vorhanden sein mögen; doch da das Waldgebiet bis an die algerische Grenze reicht, so kann aus der Provinz Constantine, wo die Zahl der reißenden Thiere immerhin noch beträchtlicher ist, wohl hin und wieder eines übertreten. Um so zahlreicher sind Hasen und Rebhühner,

Auf dem Wege nach Haïdra. (Nach einer Skizze Saladin's.)

von denen eine ziemliche Anzahl erlegt wurde; auch sonst war der Ritt zwischen den Felsen und Bäumen hin unterhaltend genug, nur daß der bedeckte Himmel nichts Gutes versprach. Und in der That, als am Abend die Zelte kaum aufgeschlagen waren, begann es zu schneen, erst unmerklich, dann aber immer stärker und stärker, so daß es unmöglich

Gesammtansicht von Haïdra, von Osten aus gesehen. (Zeichnung nach der Natur von H. Saladin.)

war, das Abendessen im Freien zu nehmen. Die Pferde wurden, so gut es ging, unter den dichtesten Fichten untergebracht, und die Leute, welche in ihren kleinen Zelten zu erfrieren fürchteten, zogen es vor, die Nacht bei einem großen Feuer wachend zu verbringen und sich mit den wunderbarsten Geschichten gegenseitig anzulügen. Sie waren trotzdem am nächsten Morgen so durchfroren, daß sie sich gern über das Verbot des Propheten hinwegsetzten und durch eine Branntweinspende erwärmen ließen.

Noch ein Tagesritt über Berge und Hügel und durch

Triumphbogen des Septimus Severus in Haidra. (Zeichnung nach der Natur von H. Saladin.)

Wald, und Haïdra war erreicht, das antike Ammaedara, an der großen Straße von Carthago nach Theveste (Tebessa) und Lambäsis (Lambèse) und unweit der heutigen Grenze zwischen Tunesien und Algerien, schon im Flußgebiete des Medscherda gelegen. Zuerst erblickten sie die byzantinische Citadelle, deren dicke und zum großen Theil noch aufrecht stehende Mauern sich zu dem im Süden der Ruinenstätte vorbeiziehenden Wed hinabziehen, dann nach Ueberschreitung desselben ringsum Reste des Alterthums und moderne arabische Häuser, in deren einem, das während des letzten Krieges theilweise niedergebrannt war, oder vielmehr in dessen Hofe sie sich einrichteten. In dem einzigen, mit einer Decke versehenen Zimmer desselben wohnte nämlich der Vorsteher des Zollpostens, welchen der Bey hier an dem Hauptverbindungswege zwischen Tebessa und dem nördlichen Tunesien errichtet hatte. Die Erhebung des Zolles von Waaren aller Art geht im Allgemeinen viel ruhiger und friedlicher von statten als in Europa; überdies trägt der Einnehmer, dem nur ein Schreiber und ein Diener beigegeben ist, als Zeichen seiner Würde einen langen Stock, den er gegebenen Falles wohl auch zum Dreinschlagen benutzen würde. Vor dem Hause sind einige Zelte von Arabern aufgeschlagen; dieselben sollen den Einnehmer beschützen und etwaige Defraudanten am Entkommen verhindern.

Haïdra war früher sehr unsicher, so daß die Vorgänger von Cagnat und Saladin immer nur wenige Stunden dort verweilt haben. So besuchte Léon Renier auf seiner großen archäologischen Reise durch Algerien 1852 mit zahlreicher Geleitsmannschaft von Tebessa aus die Stätte; aber kaum hatte man Abends die Feuer ausgelöscht, als von jenseits des Wadi ein Schuß abgegeben wurde und eine Kugel in die Zeltstange schlug, so daß man die Nacht hindurch scharfe Wache halten mußte. Zehn Jahre später wagte Guérin nicht, die Nacht über dort zuzubringen, sondern durfte die Ruinen nur bei Tage, in Begleitung von fünf wohlbewaffneten und berittenen Scheichs, besuchen. Jetzt ist aber Alles so ruhig, daß unsere Reisenden den prächtigen Ruinen wenigstens eine volle Woche zu widmen im Sinne hatten.

Grabstein aus der Nekropole von Haïdra. (Zeichnung von H. Saladin nach der Natur.)

Ammaedara wird in der Geschichte wenig genannt; aus seinen Inschriften aber erfahren wir, daß dort in der Epoche der Flavier, vielleicht durch Vespasian, eine Kolonie errichtet wurde. Unweit der Stadt, halbwegs nach Tebessa hin, wurde im Jahre 398 der Tyrann Gildon von Mascazil, dem General des Kaisers Honorius, besiegt. Justinian endlich machte nach der Angabe des Prokop die Stadt zu einer der festesten in Afrika, und das wird durch die noch vorhandenen Ruinen der Citadelle, die zu den größten und imposantesten des Landes gehören, vollauf bestätigt. Von welcher Seite man sich ihnen auch nähern mag, stets ist man von dem Anblicke überrascht. Kommt man von Süden, so übersieht man schon von weitem die ganze, an einem Hügel sich hinaufziehende Stadt, rechts den Triumphbogen und geradeaus die halb zerfallenen, gelblichen Burgmauern; nähert man sich von Tebessa aus, so fällt der Blick zuerst auf eine gewaltige Säule, die fast an einen Fabrikschornstein erinnert; erst beim Näherkommen erkennt man, daß es die letzte, über 10 m hohe Säule eines zusammengestürzten Tempels ist. Von Osten dagegen gesehen zeigt sich in der Mitte der Triumphbogen, zur Linken ein schönes Mausoleum und dahinter Mauertrümmer von jeglicher Form und Gestalt. Folgt man diesem von Carthago herkommenden Wege weiter bis zu den Ruinen selbst, so bewegt man sich auf einer mit großen Platten gepflasterten Straße, die schon anderthalb Jahrtausende besteht; dieselbe führt geradeswegs zu dem Hause, in welchem die Reisenden wohnten.

Die Stadt wird in westöstlicher Richtung von einem Flusse, dem alten Ardalio, durchströmt, der stets von einer starken Quelle gespeist wird und stellenweise hübsche Kaskaden bildet; in den Felslöchern unterhalb derselben halten sich zahlreiche, leicht zu fangende Barben auf, deren schwerste ein halbes Pfund wiegen. Im Medscherda giebt es zwar zehnmal schwerere, aber leider schmecken sie nach dem schlammigen Grunde des Stromes. Die Citadelle, wie gesagt, ein Werk

Römisches Mausoleum in Haïdra. (Zeichnung von H. Saladin nach der Natur.)

Justinian's, bildet ein mächtiges, unregelmäßiges Viereck von etwa 200 zu 110 m Seitenlänge; im Osten und Westen sind die Umfassungsmauern auf ganze Strecken hin eingestürzt, im Norden sind sie vor etwa 20 Jahren von der tunesischen Regierung, welche sich hier ein Bollwerk gegen die Einfälle algerischer Stämme schaffen wollte, wieder aufgerichtet worden. Doch blieb das Werk unvollendet liegen. Tritt man von der Flußseite her durch ein noch vollständig erhaltenes Thor ein, so gelangt man über mächtige Haufen von Bausteinen zu einer verfallenen Treppe, welche auf den Mauerrundgang hinaufführte, der noch jetzt stellenweise erhalten ist. Weiter stößt man auf die Apsis einer kleinen Kirche, vor welcher zwei schöne Cipolinsäulen stehen, deren eine noch ihr Kapitäl aus weißem Marmor trägt; die Apsis war mit sieben runden Nischen geschmückt, die von Säulchen mit Kapitälen getragen wurden. Zwei Oberschwellen der mittelsten Nische, welche am Boden liegen, tragen noch die Worte: Gloria in excelsis Deo in terra pax hominibus bonae voluntatis. Manche der Architekturstücke zeigen deutlich, daß sie älteren heidnischen Bauten entlehnt sind, die wohl in den Vandalenkriegen zu Grunde gegangen waren. Sonst bietet das Innere der Burg, von einer noch erhaltenen Cisterne abgesehen, deren es indessen mehrere gegeben haben muß, wenig mehr als wirre Steinhaufen. Natürlich aber verwandten beide Reisenden, der Archäologe wie der Architekt, einen großen Theil der Zeit, welche sie in Haïdra zubrachten, auf diese, der Zeit ihrer Erbauung nach genau bekannte Burg, maßen, zeichneten, klatschten lateinische Inschriften ab, welche in die Mauern verbaut waren u. s. w.

Aus der römischen Kaiserzeit rühren verschiedene Denkmäler her, der schon erwähnte und ein zweiter verfallener Triumphbogen, ein fast bis zur Unkenntlichkeit entstelltes Theater, ein sechsfensteriges Gebäude, das im Inneren mit zahlreichen Säulen von buntem Marmor geschmückt war, und zuletzt mehrere Mausoleen. Der Triumphbogen von Haïdra ist einer der schönsten, welche in Tunesien noch existiren. Der Inschrift zufolge wurde er unter Septimius Severus errichtet. Die innere Höhe des Bogens beträgt 5,75 m, die Tiefe etwa 6,37 m; auf beiden Seiten springen zwei Vorbaue, deren jeder aus zwei korinthischen Säulen mit vollständigem Getäfel besteht, vor dem eigentlichen Bogen vor. In byzantinischer Zeit hatte man das Denkmal in eine kleine Befestigung verwandelt und es in vier Mauern eingeschlossen, welche glücklicher Weise jetzt zum größten Theil eingestürzt sind und die Umgebung des Bogens, sowie die Thoröffnung hoch mit ihren Trümmern bedecken.

Mausoleen oder deren Reste finden sich fast nach allen Richtungen, denn nach antikem Gebrauche zogen sich die Begräbnißplätze von Ammaedara längs der großen Straßen hin, also in der Richtung nach dem heutigen Tunis, Tebessa, Kef und Gafsa. Manche Grabmäler sind noch an Ort und Stelle, und man brauchte nur 2 m tief zu graben, um das Grab selbst noch unverletzt zu finden; andere wurden bei dem Baue der Befestigungswerke und sonstigen Gebäude verwendet, wie denn eine Basilika nahe dem großen Triumphbogen fast ausschließlich aus Grabsteinen errichtet ist. Die Gräber sind von zweierlei Art; die einen bestehen aus großen, sechseckigen Cippen (Halbsäulen), welche unten und oben mit Gesimsen verziert sind und an den Seiten Grabschriften nebst Blumengewinden oder Basreliefs tragen; diese weichen von den sonst im römischen Alterthum üblichen Grabcippen fast gar nicht ab. Die andere Art dagegen ist für das römische Afrika charakteristisch; es sind Halbcylinder, welche auf der Durchschnittsfläche oder auf einem Parallelepipedon von demselben Durchschnitte ruhen; in der Anbringung der Inschriften und Leichensteinattribute herrscht dagegen die größte Verschiedenheit. Oft sind über dem Halbcylinder noch kleine Altäre angebracht, deren Vorderseite allein mit einem Relief versehen ist; manchmal nehmen drei oder vier solcher Altäre, jeder mit einer Grabschrift geschmückt, die ganze eine Seite des Denkmals ein. Andere Denkmäler sind mit mehr oder weniger sorgfältig ausgeführten Basreliefs bedeckt, wie solches unsere Abbildung zeigt. Die Leichen selbst wurden, wie die Reisenden sich überzeugten, in Leintücher und Binden gehüllt und in ein mit Kalk gefülltes Grab gelegt, letzteres mit Erde zugeschüttet und darauf der Grabstein gesetzt. Von Sarkophagen fanden sich nur die kurz und klein geschlagenen Trümmer eines prächtigen Exemplars von weißem Marmor, darunter Füße, Hände und Gewandfalten von ziemlich guter Arbeit; Grabstelen sind in den Ruinen östlich der Citadelle erhalten, aber es geschieht nichts, sie und ähnliche werthvolle Reste vor dem Vandalismus der Eingeborenen zu schützen, während es doch so leicht wäre, dieselben in einem der besser erhaltenen Gebäude zu einem kleinen Museum zu vereinigen.

Endlich giebt es noch Mausoleen, darunter besonders zwei schöne, ein sechseckiges und eines in Form eines Tempels, dessen Abbildung wir geben. Schätzesuchende Araber haben in den Unterbau, welcher die eigentliche Grabkammer bildete, ein Loch gebrochen, während er ursprünglich wohl unzugänglich war. Die Bildsäulen, welche ohne Zweifel die darüber befindliche Cella enthielt, sind verschwunden; eine große, wenigstens zum Theil in Hexametern abgefaßte Inschrift, die auf dem Unterbau angebracht war, ist jetzt fast vollständig verwischt. In diesen Mausoleen, wie in den Thürmen der Citadelle nisten Schaaren wilder Tauben, welche sich Tags über am Flusse und in den Gerstenfeldern der Umgegend aufhalten und für gewöhnlich von Niemandem in ihren Schlupfwinkeln gestört werden.

Die christliche Kunst ist in Haïdra durch mehrere Kirchen vertreten, wovon zwei, diejenige in der Burg und die Basilika neben dem Triumphbogen, schon erwähnt wurden; vier andere liegen nördlich von der Burg. Eine derselben, an welche ein Kloster anstieß, scheint von den Arabern nach der Eroberung zu einem Pferdestalle umgewandelt worden zu sein. Bei einer anderen besteht das Pflaster des Fußbodens fast ganz aus Grabsteinen, darunter einige interessante; einer derselben, welcher vom 14. Jahre des Vandalenkönigs Thrasamund datirt ist und also etwa aus dem Anfange des 6. Jahrhunderts herrührt, gestattet einen Schluß auf das Alter des Bauwerks.

Ehe die Reisenden ihren ziemlich ausgedehnten Besuch der Ruinen von Haïdra abgeschlossen, statteten sie noch dem Berge Kalaa es-Senân, von welchem man ihnen eine verlockende Schilderung entworfen hatte, einen Besuch ab.

In Begleitung ihres Dieners Mohammed und eines eingeborenen Führers ritten sie zunächst $2^1/_2$ Stunden lang in nördlicher und nordnordwestlicher Richtung auf einem schmalen und schwierigen Pfade durch ein dicht mit Thuyas und Fichten bestandenes Gebiet und erreichten dann Aïn Saffaf, die Pappelquelle, von wo aus sie in einer Entfernung von etwa 12 km jenseit einer Aufeinanderfolge niedriger Hügel zuerst die fast horizontal abgeschnittene, tischförmige Masse des 1452 m hohen Kalaa es-Senân, die sich gelb von dem tiefblauen Himmel abhob, erblickten. Sie erreichten den Fuß des Berges über eine, im Südosten desselben befindliche, ansteigende Ebene, über welche sich mindestens 50 m hoch eine senkrechte Felswand erhob, welche man auf einem steilen, steinigen Wege umgehen muß. An der Ostseite waren Gräber im Felsen ausgehöhlt, kleine viereckige Kammern von $3^1/_2$ m Seitenlänge, wie sie sich im nördlichen Tunesien in Menge finden, und die vorrömischen numidischen Ursprunges sein sollen. Endlich erreichte man die ostnordöstliche Seite des Berges, ließ die Pferde

unter Aufsicht eines Eingeborenen zurück und begann den Aufstieg, zuerst auf einer roh in den Felsen gehauenen Treppe, welche bis zu einem, mit einem Holzdache überdeckten Absatze führt. Dort ändert sie ihre Richtung und wird schwieriger; oben erhebt sich ein viereckiger Thurm, von welchem Kinder neugierig herabschauen. Frauen aus den Duars der Ebene in ihren schönsten, grellen, buntgeblümten Kleidern kommen von oben herab; denn es ist Freitag und man hat die Moschee besucht. Auch Esel und Maulthiere begegnen den Reisenden, welche Mühe haben, sich auf der engen Treppe bei ihnen vorbei zu drücken. Zuletzt hören die Stufen auf und man klimmt über sehr ausgetretene Felsplatten zum Gipfel, dessen Zugang durch eine Nachts verschlossene Thür gebildet wird. Dort wurden die Reisenden von dem Scheich und den vornehmsten Einwohnern des Dorfes freundlich empfangen; aber von den Wunderdingen, welche da oben vorhanden sein sollten, war nichts zu sehen, statt der Ruinen von angeblichen Palästen

Aufstieg zur Kalaa es-Senân. (Nach einer Skizze Cagnat's.)

und Prachtgebäuden verfallene Hütten, Schmutz und Unrath, statt einer schönen Moschee eine elende Zauïa des Sidi Abd-el-Daud, unregelmäßig aus kleinen Steinen aufgeführt. Jenseits des Dorfes dehnt sich ein weites, vegetationsloses Felsplateau aus, in welches etwa zehn viereckige große Bassins von 3 bis 4 m Breite und 50 (?) m Tiefe eingegraben sind, die allem Anschein nach weder arabischen, noch römischen Ursprunges sind. Offenbar hat dieses schwer zugängliche Adlernest zu allen Zeiten Leuten von unabhängigem Sinn oder bösem Gewissen als Zufluchtsort gedient; das beweisen unter anderem eine punische Stele und eine römische Grabschrift, welche die Reisenden in dem Dorfe fanden.

Prachtvoll ist der Blick von dem Rande des Felsens gegen West auf die Berge der Provinz Constantine, gegen Norden und Osten über die Ebenen und Höhen von Tunesien und ganz fern am Horizont auf den hohen Hügel, der die Stadt Kef trägt. Bei dem schönen Lichte der afrika-

nischen Sonne waren selbst die kleinsten Terrainwellen deutlich zu erkennen.

Erst spät nach Sonnenuntergang trafen die Reisenden wieder in ihrem Lager ein und brachten dann diesen letzten Abend ihres Aufenthaltes in Haïdra bei dem Zollbeamten zu, der ihnen zu Ehren eine Anzahl Gerichte nach seinem Geschmacke, d. h. Hammelfleisch mit Oel in allen möglichen Gestalten, hatte zubereiten lassen. Aber der durch den weiten Ritt erzeugte Hunger war die beste Würze des Mahles.

Kapitän Jacobsen's Besuch bei den Koreanern.

Von Gymnasiallehrer Otto Genest.

II.

Die Dörfer der Koreaner unterscheiden sich von denen der Russen, mit welchen sie in der Gegend von Nikolskoi und Possiet zusammen wohnen, gleich auf den ersten Blick dadurch, daß die einzelnen Gehöfte nicht zu Straßen vereinigt sind, sondern abgesondert von einander daliegen, ohne daß irgend eine Regelmäßigkeit in ihrer gegenseitigen Lage zu bemerken wäre [1]). Die koreanischen Dörfer erinnern in dieser Beziehung lebhaft an die mancher niederdeutscher Gegenden. Jedes einzelne Gehöft ist mit einem dichten Gehege von Weidengeflecht umgeben, das rund herum läuft und eine Höhe von etwas mehr als 2 m hat. Gestützt wird dieses Gehege durch starke in den Boden eingerammte Pfähle, die ihm eine bedeutende Festigkeit verleihen. Wenn man ein solches Gehege aus der Ferne betrachtet, so gewährt es den Anblick eines umgekehrten Fischkorbes ohne Boden.

Auf der einen Seite des Zaunes befindet sich eine ziemlich breite Thorfahrt, welche auf den Hof führt. Dieser ist fast vollständig von Gebäuden umgeben. Gerade dem Eingange gegenüber liegt das Wohnhaus, je nach der Wohlhabenheit des Besitzers ein mehr oder weniger großer Bau. Es ist wie alle übrigen Gebäude aus Lehmziegeln erbaut, welche an der Sonne getrocknet werden, und weiß getüncht. Uebrigens besitzen die koreanischen Wohnhäuser stets nur ein Stockwerk und sind ebenso wie die übrigen Gebäude mit Stroh oder Ziegeln gedeckt. Wenn man in die Thür eintritt, so gelangt man zunächst in einen weiten Vorraum, der fast die Hälfte des ganzen Hauses einnimmt und als Küche benutzt wird. Rechts von diesem Raume befindet sich ein kleineres, mit einem besonderen Eingange vom Hofe her versehenes Gelaß, in welchem die zum Reiten und Fahren benutzten Ochsen ihren Platz finden. An der Wand zwischen diesem Raume und der Küche sind die Krippen befestigt, welche aus ausgehöhlten Baumstämmen bestehen. Hinter dem Ochsenstalle liegt ein zweiter kleiner Raum, welcher gewissermaßen als Speisekammer dient, denn in ihm werden außer den Hand- und Fußmühlen, die zum Zerstampfen der Maiskörner dienen, auch Speisen in irdenen Töpfen aufbewahrt. Beinahe die Hälfte der Küche ist von einem mächtigen Ofen eingenommen, der etwa 1 m über den Erdboden emporragt und dessen Oberfläche den beliebtesten Aufenthalt der Hausbewohner bildet. Man steigt auf einer an der Vorderseite des Ofens angebrachten kleinen Treppe hinauf, muß aber, ehe man die Plattform betritt, die Schuhe ausziehen, um die Matten, welche dort ausgebreitet sind und als Lagerstätte dienen, nicht zu beschmutzen. In der Frontseite des Ofens befinden sich gewöhnlich zwei Oeffnungen zur Aufnahme des Brennholzes; man gelangt zu ihnen durch ein paar stark vertiefte Gänge. Ueber derjenigen Feuerungsöffnung, welche der Hausthür am fernsten liegt, sind zwei eiserne Kessel von chinesischer Arbeit in den Ofen eingelassen, welche zur Zubereitung der Speisen dienen. Selbst für den Fall, daß in kleineren Häusern nur eine Feuerungsöffnung vorhanden ist, sind doch diese Kessel stets paarweise zu finden. Die Größe des koreanischen Ofens hat wohl vor allen Dingen darin ihren Grund, daß durch denselben nicht nur die Küche, sondern das ganze Haus erwärmt werden soll. Man erreicht dies, indem man von dem Ofen aus Holzröhren in alle Zimmer leitet, durch welche die Wärme fortgepflanzt wird. Damit diese Röhren nicht gesehen werden und auch den Platz in den Wohnräumen nicht verengen, werden sie unter den Fußboden der Zimmer gelegt, der dieselbe Höhenlage hat, wie die Plattform des Ofens. Durch ein anderes Rohr wird, wie in den Häusern der Chinesen und Amurvölker, der Rauch bis an die eine schmale Wand des Hauses geleitet, wo er durch einen etwa $1\frac{1}{2}$ m hohen ausgehöhlten Baumstamm, welcher als Schornstein dient, ins Freie geführt wird. Die Plattform des Ofens dient übrigens auch als Standort irdener und metallener Gefäße sowie der kleinen Eßtischchen, welche später noch Erwähnung finden werden.

Die zweite Hälfte des Hauses wird von vier Zimmern eingenommen, welche durch ziemlich starke Wände von einander getrennt sind und als Arbeits- und Schlafgemächer dienen. Die Fußböden derselben, welche ungedielt sind, werden mit dicken Matten belegt, und die Fensteröffnungen sind mit chinesischem Papier überzogen [1]). Rings um diese Zimmer ziehen sich an den Wänden hohe Bänke entlang, welche je nach der Wohlhabenheit des Hausbesitzers mit einer größeren oder geringeren Menge von oft recht kunstvoll gearbeiteten Kisten und Kasten besetzt sind. In diesen Behältern ist ebenso wie bei den Burjäten der Vorrath an Kleidungsstücken und der übrige werthvolle Besitz der Familie aufgestapelt. Eins dieser vier Gemächer gehört dem Hausherrn besonders und dient neben anderen Zwecken auch zur Aufbewahrung der Hutschachteln, in welchen die zahlreichen und mannigfachen Kopfbedeckungen untergebracht sind, die von den Koreanern gebraucht werden und später noch zur Besprechung kommen. Ein anderes Zimmer, und zwar dasjenige, welches von der Thür am weitesten entfernt ist, dient zum Aufenthaltsort für die im Hause vorhandenen jungen Mädchen, wenn Fremde das Gehöft besuchen, denn die Koreaner lieben es nicht, ihre jungen Mädchen den Blicken nicht zum Hause gehöriger Leute auszusetzen.

Links von dem Wohnhause — wenn man nämlich auf letzteres blickt — steht ein kleineres Gebäude, in welchem

---

[1]) Im südlichen Theile der koreanischen Ostküste jedoch finden sich auch zusammenhängende Dörfer mit durchgehenden Straßen; es fehlen dort auch die umgebenden Gehege. Uebrigens sind die Häuser der auf russischem Boden wohnenden Koreaner bedeutend größer als die an der Ostküste vorhandenen.

[1]) Glas ist in Korea ganz unbekannt.

die Getreidemühle des Gehöftes aufgestellt ist. Dieselbe ist in Nordkorea meist von mandschurischer Arbeit und zeigt eine sehr einfache Konstruktion. Sie besteht nämlich aus zwei Steinen, von denen der untere, horizontal liegende feststeht, während sich der obere auf ihm um eine Welle dreht. Die Drehung wird wie bei den in meiner niederdeutschen Heimath noch viel gebräuchlichen Oelmühlen durch ein Pferd bewerkstelligt, das an einer mit dem oberen Steine zusammenhängenden horizontalen Stange befestigt ist und mit verbundenen Augen die Maschine umkreist. Dem Wohnhause gegenüber steht ein Stall, in welchem alles Vieh außer den Ochsen untergebracht wird. Zugleich wird derselbe, soweit er von dem Vieh nicht in Anspruch genommen wird, als Aufbewahrungsort für Heu und andere Produkte des Landes benutzt. Die vierte Seite des Hofes endlich wird durch ein kleineres Vorrathshaus begrenzt, in welchem das eingeerntete Korn, Ackergeräthe, Fischnetze und viele andere Dinge aufbewahrt werden, während der große viereckige Hofraum mit Wagen, Schlitten und dergleichen angefüllt zu sein pflegt. Uebrigens findet man in Nordkorea in der rechten Ecke jedes Gehöftes zwischen Vorrathshaus und Thoreinfahrt einen mächtigen, kegelförmigen Haufen gespaltenen Brennholzes, der auf den Höfen in den südlicheren Gegenden der Ostküste nicht vorhanden ist.

Wenn ein Fremder den Hof betritt, so hat er zunächst zu fragen, ob der Hausherr zugegen ist. Ist dies nicht der Fall, so hat der Besucher den Hof wieder zu verlassen, denn es gilt den Koreanern als unanständig, das Haus ohne die ausdrückliche Erlaubniß des Besitzers zu betreten. Ist der Hausherr aber in seiner Wohnung und ertheilt er die Erlaubniß, dieselbe zu betreten, so geht der Besucher nicht durch die in den Vorraum führende Thür, sondern durch eins der Fenster, welche sich nach außen öffnen. Deshalb liegt auch vor jedem dieser Fenster ein großer Holzklotz, der als Stufe dient; ebenso gelangt man mit Hilfe eines solchen Klotzes in die Hausthür. Da die Fenster nur etwa 160 cm hoch und 1 m breit sind, so ist der Weg durch sie etwas unbequem, aber er hat den Vortheil, daß er den Besucher sogleich in eins der Wohnzimmer führt.

Die Kleidung der koreanischen Männer besteht meistens aus weißen Stoffen, wenn auch Ueberjacken aus blauer, grüner und violetter Seide bei vornehmeren Männern und an Festtagen auch bei ärmeren vorkommen, während dagegen, wie dem Reisenden mitgetheilt wurde, die Benutzung rother Stoffe für die Männerkleidung verboten sein soll [1]). Ein Hemde ist weder bei Männern noch bei Frauen gebräuchlich, vielmehr tragen jene an Stelle eines solchen im Sommer eine dünne, mit langen Aermeln versehene Unterjacke aus weißem Zeuge [2]), welche an ihrem unteren Ende um die Hüften herum durch Bindebänder geschlossen wird. Diese Jacken sind jedoch fast nur bei den wohlhabenderen Klassen im Gebrauch, während die Arbeiter allerdings ganz gleich geformte, aber aus sehr grobem, grauem Drell bestehende Unterkleider tragen. Da diese Dreljacken durch den bei der Arbeit sich entwickelnden Schweiß leicht an dem Körper festkleben, so pflegen die Koreaner unter denselben ein hemdartiges Unterkleid aus Wurzel- oder Bambugeflecht mit sehr weiten Maschen zu tragen, das nach Art der von den mittelalterlichen Herolden getragenen Ueberwürfe ohne Aermel ist und in der Mitte ein Loch hat, durch welches man den Kopf steckt. Es bedeckt auf diese Weise nur Brust und Rücken und bleibt an den Seiten des Körpers ohne Verschluß. Ueber die Unterjacken werden Oberkleider gezogen, die, wie schon erwähnt, aus bunter Seide oder auch aus weißem Stoffe bestehen und sehr weite Aermel haben. Bisweilen zeigen sie eine sehr eigenthümliche Form. Sie gleichen nämlich in ihrem oberen Theile vollständig den Unterjacken und werden um den Hals herum mit Bändern befestigt. Oberhalb der Hüftengegend aber theilen sie sich in drei Theile, von denen einer über den Rücken, die beiden anderen an den Seiten nach Art der Frackschöße herabhängen. Um die Hüften wird dieses flatternde Gewand durch einen seidenen Gürtel zusammengehalten, der oft nur aus einer mit an den Enden herunterhängenden Quasten versehenen dünnen Schnur besteht. Daran schließen sich weiße Beinkleider entweder aus demselben leichten Stoffe, der zu den Unter- und Ueberkleidern für den Oberkörper benutzt wird, oder aus Drell an. Dieselben reichen bis zur Mitte der Brust herauf und sind außerordentlich weit; die von Jacobsen mitgebrachten und im Museum in Berlin aufbewahrten messen am unteren Rande 70 cm und an den Oberschenkeln sogar einen Meter an Umfang für jedes Bein. Die Füße sind mit sehr plump geformten Strümpfen von ebenfalls weißer Farbe bekleidet, die sehr dick gefüttert sind und nur wenig über die Knöchel hinaufreichen. Die Schuhe sind in den mannigfaltigsten Formen vertreten. So sind für den Winter starke Holzschuhe im Gebrauch, deren Spitzen stark nach oben gebogen sind und deren Sohlen auf zwei hohen Stöckeln ruhen. Da letztere fast vollständig unter der hinteren Hälfte des Fußes liegen, so erschweren sie jedem Ungeübten das Gehen ganz außerordentlich. Ferner trägt man im Winter starke Schuhe aus Rindleder, die zwar im Uebrigen den bei uns gebräuchlichen gleichen, aber wie die Holzschuhe nach oben gebogene Spitzen haben. Ihre dicken Sohlen sind mit zahlreichen starken Eisennägeln beschlagen, welche ihnen ein ziemlich bedeutendes Gewicht verleihen. So lange diese Schuhe nicht angezogen werden, steckt man in sie Leisten hinein, um zu verhindern, daß sie ihre Form verlieren. Diese Leisten bestehen nicht wie die unserigen aus Holz, sondern aus einem dicken Schilfstengel, der in Gestalt eines menschlichen Fußes gebogen, mit dickem Bast umwickelt, und dann getrocknet ist. Bei größeren Wanderungen im Winter, besonders aber bei der Besteigung der Berge zum Zwecke der Versorgung mit dem nöthigen Holze, begnügt man sich nicht mit diesen ledernen Schuhen, sondern trägt noch ziemlich hohe dreizackige Eissporen, welche mit starken Lederriemen an den Füßen befestigt werden. Im Sommer ist die Fußbekleidung bei weitem leichter. Da tragen alle Männer ohne Unterschied des Standes pantoffelartige Schuhe aus Bindfaden oder Bast. Die Kappe dieser Schuhe besteht aus einem runden und dünnen Hölzstäbchen, welches sich von einer Seite der Sohle bis zur anderen um den Hacken herumzieht und auf demselben ruht. Um ein Heruntersinken dieses Stäbchens zu verhindern, wird es durch ein zweites am Ende des Schuhes vertikal stehendes gestützt, so daß also der Hacken des Fußes im Großen und Ganzen von dem Schuh unbedeckt bleibt. Da das Oberleder — wenn von demselben hier überhaupt gesprochen werden kann — so kurz ist, daß es kaum die Zehen bedeckt, so ist es nothwendig, die Schuhe über dem Spann mit Bändern zu befestigen, damit sie namentlich beim Reiten nicht vom Fuße heruntergleiten. — Der Kopf wird mit Mützen und Hüten bedeckt, deren Stoff und Form nicht nur nach der Jahreszeit, sondern auch nach den persönlichen Verhältnissen des Besitzers einem Wechsel

---

[1]) Den Grund für dieses Verbot konnte Jacobsen nicht erfahren. Die verschiedene Farbe der Oberkleider soll übrigens auch ihre Bedeutung für die Unterscheidung der Stände haben, wie wir das später noch bei einem anderen Kleidungsstücke erfahren werden, doch sind die Mittheilungen, welche über diesen Gegenstand gemacht wurden, zu unbestimmt, als daß sie hier eingehender erwähnt werden könnten.

[2]) Das Zeug wird von den Koreanern selbst hergestellt und ähnelt an Feinheit und Durchsichtigkeit am meisten der Barége.

unterworfen ſind. Gewöhnlich tragen die Männer einen Kopfring aus Baſt, über dieſem eine fezartige ſchwarze Mütze aus Pferdehaar und über dieſer wieder einen breitrandigen Hut aus Stroh, Baſt oder dünnen Holzſtäbchen, der mit langen Bändern oder Perlenſchnüren unter dem Kinn befeſtigt wird. Dieſe Hüte erſcheinen meiſt in der dachförmigen Geſtalt, wie ſie bei den Chineſen üblich iſt, doch kommt auch die europäiſche Form nicht ſelten vor. Bei regneriſchem Wetter ſchützt man die Hüte durch einen Ueberzug von Oelpapier, der der Form jener vollſtändig angepaßt iſt. Bei dieſer Gelegenheit ſei gleich erwähnt, daß das Oelpapier auch ſonſt bei den Koreanern eine wichtige Rolle ſpielt. So fertigen ſie aus ihm ihre Regenmäntel, die allerdings in hohem Grade primitiv ſind. Sie beſtehen nämlich nur aus einem rechteckigen Stück von etwa 2 m Länge und 1,5 m Breite, das um die Schultern geſchlagen und mit der Hand über der Bruſt zuſammengehalten wird. Merkwürdiger Weiſe ſind die Mäntel vollſtändig mit Schriftzeichen bedeckt, und daſſelbe gilt von den aus Oelpapier hergeſtellten koreaniſchen Reiſeneceſſärs und Tabaksbeuteln. Im Winter werden die Hüte durch ſehr große, gefütterte Mützen von eigenthümlicher Form erſetzt. Dieſelben ähneln am meiſten einer Kapuze, deren hintere Seite Kopf und Genick umhüllt und ziemlich tief auf den Rücken herabfällt. Ihr unterer Rand legt ſich kragenförmig um die Schultern und den Hals und wird vorn zugebunden. Für das Geſicht iſt ein Ausſchnitt vorhanden, dagegen iſt die Stirn mit einem ſchmalen Streifen bedeckt, welcher jedoch kurz über ihr aufhört, ſo daß die Mütze auf dem Scheitel offen iſt. Im Allgemeinen beſtehen dieſe Kopfbedeckungen aus weißem Leinenzeuge mit dicker Fütterung; vornehmere Männer aber benutzen auch andere Farben und Stoffe und pflegen den unteren Rand der Mütze mit koſtbarem Pelz zu verbrämen.

Grundriß eines koreaniſchen Gehöftes.

A A Gehege. B Wohnhaus. a Vorraum und Küche. b Ofen. c Ochſenſtall. d Speiſekammer. e Zimmer des Hausherrn. f und h Schlafgemächer. g Frauengemach. C Mühlengebäude. D Viehſtall. E Vorrathshaus. F Holzſtoß. G Thoreinfahrt. H Hofraum.

Oben wurde ſchon angedeutet, daß gewiſſe perſönliche Verhältniſſe der Koreaner ſich durch die von ihnen getragene Kopfbedeckung documentiren. So zeichnen ſich die Soldaten, die Lehrer, die Kutſcher und manche andere Stände durch beſondere Formen von Hüten und Mützen aus; ſo wird aber auch die Trauer um verſtorbene Familienglieder durch die wechſelnde Geſtalt der Kopfbedeckungen ausgedrückt. Am auffallendſten durch Größe und Form ſind die Hüte, welche während der angeblich zweijährigen Trauerzeit um den Tod des Vaters getragen werden. Sie haben einen Durchmeſſer von mehr als 60 cm und gleichen den chineſiſchen Hüten bis auf den unteren Rand, welcher nicht rund iſt, ſondern vier halbkreisförmige Ausbuchtungen zeigt. Damit der ziemlich hohe Hut nicht zu tief in das Geſicht hinabſinkt, iſt in ſeinem Inneren ein Geſtell von dünnen Stäben und ein Ring aus Baſt befeſtigt, welcher feſt auf dem Kopfe liegt. Ein ähnlicher, aber weit kleinerer Hut von weißer Farbe wird bei der Trauer um die Mutter getragen, doch konnte Jakobſen nicht mit Sicherheit erfahren, wie lange dieſe Verpflichtung dauert. Dieſelbe Unſicherheit iſt vorhanden in Bezug auf die Trauerzeit bei dem Tode eines Oheims oder Bruders oder auch einer Schweſter, wenn ſie noch unverheirathet iſt, denn auch hier ſchwankten die Angaben der Koreaner ſehr. Die Kopfbedeckung iſt während dieſer Zeit eine fezartige Mütze von grauweißer Leinwand [1]).

Während unverheirathete Männer das Haar in der Mitte ſcheiteln und am Hinterkopfe in einen Zopf zuſammenflechten, raſiren die verheiratheten die Mitte des Kopfes und wickeln den Zopf auf dieſer kahlen Stelle zuſammen, indem ſie ihn gleichzeitig mit Nadeln aus Silber und Knochen befeſtigen. Um auch das Stirnhaar nach der Mitte des Kopfes zu drängen, werden Stirnbänder von ſchwarzem Pferdehaar angelegt, welche ihren Zweck ſo vollſtändig erfüllen, daß kein Haar über ſie in das Geſicht hinabhängt. An dieſem Stirnbande pflegen vornehme Männer ein halbmondförmiges Stück Bernſtein zu tragen, das vielleicht die Bedeutung eines Amulets hat. An dem Gürtel werden mancherlei Geräthe befeſtigt. So ein aus Holz oft recht kunſtvoll geſchnitzter röhrenförmiger Behälter für Ohrlöffel, Zahnſtocher u. ſ. w., ferner in einem Futteral ein Meſſer mit Eßſtäbchen, welche bei wohlhabenderen Männern häufig aus Silber hergeſtellt ſind, die Pfeife und der Tabaksbeutel. Weiterhin trägt jeder Koreaner am Gürtel einen ſeidenen Geldbeutel, und wenn er auf Reiſen iſt, ſo ſteckt er ein ganz flaches hölzernes Trinkſchälchen hinein. Zum Schluſſe ſei noch erwähnt, daß im Sommer weiße Manſchetten aus Pferdehaar gebräuchlich ſind, ſowie daß nur die Männer Fächer tragen, die in den mannigfaltigſten Formen erſcheinen und häufig ſtark parfümirt ſind. Brillen mit plumpen Horngeſtellen ſind beſonders bei den koreaniſchen Gelehrten häufig anzutreffen; doch ſpricht Jacobſen die Meinung aus, daß ſie chineſiſches Fabrikat ſind [2]). Fingerringe nahm Jacobſen bei Männern gar nicht wahr.

Die Kleidung der Frauen beſteht zunächſt aus einer weißen, braunen oder blauen Jacke, welche vorn ſo kurz iſt, daß ſie den Buſen unbedeckt läßt, der überhaupt von den koreaniſchen Frauen im Allgemeinen nicht mit einer Hülle verſehen zu werden pflegt. Der Reiſende bemerkt ausdrücklich, daß die Brüſte der Koreanerinnen meiſt recht voll und wohlgebildet ſind und ſelbſt bei älteren Frauen ſelten ſchlaff herunterhängen, wie das bei den Gilden, Giljaken und anderen Völkern Oſtſibiriens die Regel iſt. Wenn Fremde zu Beſuch kommen, ſo wird unterhalb der Brüſte eine gefütterte Binde von weißem Zeuge, die etwa 1 m lang und 25 cm breit iſt, um den Leib gelegt, um den Unterleib und die untere Bruſt zu ſchützen, doch iſt auch ſie nicht im Stande, den Buſen ganz zu verbergen. Die Beine ſind mit doppelten Hoſen bekleidet, von denen die unteren etwa

[1]) In Beziehung auf die Trauerzeit für den Vater waren Jacobſen's Berichterſtatter ziemlich einig; die Angaben über die Trauer bei dem Tode der Mutter ſchwankten zwiſchen 14 und 3 Monaten, die für den dritten Fall zwiſchen 6 und 3. Da nicht anzunehmen iſt, daß die Koreaner über dieſe Dinge ſelbſt im Ungewiſſen waren, ſo liegt die Vermuthung nahe, daß ſie dem Reiſenden die Wahrheit nicht ſagen wollten; vielleicht geſchah das aus religiöſen Gründen.

[2]) Jacobſen erwähnt auch, daß in Korea Brillen aus „Edelſtein“ getragen würden, und daß er ſelbſt derartige geſehen habe. Ich kann mir den Ausdruck des Reiſenden nicht recht erklären; vielleicht meint er Bergkryſtall.

bis an die Hälfte der Wade reicht und wie ein Unterrock geformt ist. Erst ganz nahe am unteren Rande theilt sie sich durch eine Abnaht in zwei etwa $1\frac{1}{2}$ m weite Beinlinge; auch ist sie dadurch von den Beinkleidern unserer Frauen verschieden, daß sie keinen Schlitz hat. Das Zeug zu diesem Kleidungsstücke ist je nach dem Wohlstande der Besitzerin von größerem oder geringerem Werthe und je nach der Jahreszeit stärker oder dünner. Ueber diese Unterhose ziehen die koreanischen Frauen eine zweite von weißem Zeuge, welche bis an die Knöchel reicht und hier ganz eng anschließt, im Uebrigen aber den in Europa gebräuchlichen Frauenhosen gleicht. Die Beinkleider nun werden wiederum bedeckt durch einen etwa 1 m langen weißen Rock, welcher um die Hüften mit Bändern befestigt wird. Derselbe ist wie eine Schürze hinten offen, aber von einer derartigen Weite, daß die Enden so weit über einander greifen, daß das Sichtbarwerden der darunter liegenden Kleidungsstücke selbst bei starkem Winde nicht möglich ist. Die Strümpfe der Frauen gleichen vollkommen den bei den Männern gebräuchlichen, und dasselbe gilt auch von den Schuhen, die sich nur durch zierlichere Arbeit und buntfarbigen Zeug- und Lederbesatz von denen jener unterscheiden.

Die Haare werden in zwei Zöpfe geflochten und, wenn sie schwach sind, durch falsche ersetzt. Beide werden vom Genick aus, wo man auch die falschen zu befestigen pflegt, oberhalb der Ohren nach vorn gelegt und auf dem Vorderkopfe in eine Rosette zusammengesteckt, welche im Allgemeinen den einzigen Kopfschmuck der Koreanerinnen bildet. Denn nur die Bräute pflegen an ihrem Hochzeitstage einen etwa 65 cm langen und 20 cm breiten Streifen aus schwarzem, dünnem Zeuge, der in einfachster Weise mit weißen Perlen benäht ist, vermittels einer Hornnadel in den Haaren zu befestigen, so daß derselbe auf dem Rücken herunterhängt. Uebrigens kommt bei derselben Gelegenheit auch noch ein anderer Kopfschmuck zum Gebrauch, der aus einem kleinen weißen Zeugkissen besteht. Dasselbe ist ebenfalls mit weißen Perlen benäht und trägt in der Mitte ein kleines viereckiges Holzstückchen, welches roth gefärbt ist. Mit ähnlichen Kopfbedeckungen sind auch die kleinen Kinder versehen, doch weichen sie von den vorher genannten dadurch ab, daß sie noch an den Seiten eine Reihe von bunten Zeugstreifen tragen, welche längs der Backen herabhängen. Damit diese Streifen nicht zu sehr flattern und namentlich nicht die Augen verletzen, werden sie durch querlaufende Bänder, die man darüber näht, festgehalten. Der ganze Schmuck gewährt einen mehr wunderlichen als schönen Anblick[1]).

Da jeder Koreaner Soldat ist, so sind sie auch alle mit Waffen versehen. Jacobsen sah bei ihnen neben alten Gewehren und ziemlich plumpen Lanzen besonders Bogen und Pfeile. Die ersteren, welche keine bedeutende Länge haben, bestehen aus Horn und sind mit Bast umwickelt; als Sehnen dienen entweder Darmsaiten oder Stricke. Dort, wo der Pfeil aufliegt, zeigt sich der Bogen beträchtlich verdickt, wohl um fester in der Hand des Schießenden zu ruhen. Die Pfeile bestehen aus Holz und Rohr mit angelartiger Spitze. Sie werden in röhrenförmigen Köchern aufbewahrt, welche nach dem fein polirten Holze, aus welchem sie bestehen, und nach dem ziemlich kunstvollen Metallbeschlage, mit welchem sie verziert sind, zu urtheilen, chinesisches Fabrikat zu sein scheinen. Köcher und Bogen pflegt man in Ueberzüge aus starkem Leinenzeug zu stecken, um sie vor schädlichen Witterungseinflüssen zu schützen.

In der Korbflechterei sind die Koreaner außerordentlich geschickt. Als Material dazu dient ihnen Bast und die Rinde des Bambu, die in feine Streifen geschnitten wird. Den Produkten ihrer Kunst geben sie die mannigfaltigsten Formen. Bald sind die Körbe viereckig, bald rund; bald sind sie mit Deckeln versehen, bald oben offen; bald sind sie nicht ohne Geschmack bunt bemalt oder mit nach japanischer Art lackirtem Papier überzogen, bald haben sie ihre Naturfarbe behalten; immer aber legen sie Zeugniß von der nicht gewöhnlichen Fertigkeit und dem Schönheitssinn ihrer Schöpfer oder Schöpferinnen ab. Dasselbe darf man behaupten von den in den mannigfaltigsten Formen erscheinenden muldenartigen Holzschalen, welche sie zum Aufbewahren und Auftragen der Speisen oder auch als Trinkgefäße benutzen, und ferner auch von den bemalten Holzkisten, welche ihnen, wie oben bemerkt, zur Aufbewahrung ihrer Habseligkeiten dienen.

Die Speisen werden in größeren Quantitäten für den ganzen Haushalt in den großen Kesseln des Ofens zubereitet; für die Zubereitung kleinerer Portionen benutzen sie einen tragbaren Herd eigenthümlicher Art. Derselbe besteht aus einem mächtigen irdenen Topfe mit Zuglöchern an den Seiten, der mit Kohlen gefüllt und dann an der Oberfläche mit einem Deckel geschlossen wird. Auf dieses Gefäß, das sich sehr schnell erwärmt, werden dann in kleineren Metallschalen die Speisen gestellt und zum langsamen Kochen gebracht. Eigenthümlich ist es, daß jede einzelne Person ihr Mahl an einem besonderen kleinen Tischchen einnimmt. Diese Tischchen sind etwa 30 cm hoch und bestehen aus einer runden, oft recht hübsch verzierten Platte, welche auf vier kunstvoll geschnitzten Füßen ruht. Zu jedem dieser Tische, an denen sich die Essenden auf den Boden niederkauern, gehören sieben bis acht flache Metallschüsseln, welche so gearbeitet sind, daß eine immer in die andere nächst größere hineinpaßt. Jede derselben hat einen Deckel, um die Speisen warm zu halten. Man ißt entweder nach chinesischer Manier mit Eßstäbchen, welche, wie oben bemerkt, jeder Mann in einem Behälter am Gürtel trägt, oder auch mit Löffeln. Die Hauptnahrung bildet der Reis; die bei den von Jacobsen besuchten Koreanern in der Gegend von Nikolskoe beliebteste Speise war jedoch eine aus vegetabilischen Stoffen bereitete Suppe, die gar nicht übel schmeckte und, wie es ihm schien, in ganz besonderem Maße als ein Gericht angesehen wurde, das man seinen Gästen vorsetzen dürfe; wenigstens wurde es öfters angeboten. Auch ein stark gewürzter Fischsalat mit pikanter Sauce spielte bei seinen Wirthen eine bedeutende Rolle; ärmere Leute begnügen sich meistens mit Hirse und Eiern anstatt des Fleisches.

Von weiterem Hausrath der Koreaner führe ich hier noch Folgendes an. In jedem Hause findet man Staubbesen aus Fasanenfedern und ein röhrenförmiges Gestell zur Aufnahme der Schreibpinsel. Zu diesem gehört als weiteres Schreibgeräth ein rechteckiger, oben etwas eingetiefter Stein und ein kleines Töpfchen. Auf dem ersteren wird die Tusche zerrieben, welche man zum Schreiben verwendet, nachdem man in die Vertiefung aus dem Töpfchen etwas Wasser gegossen hat. die Schreibkunst ist übrigens ebenso wie das Lesen fast allen Koreanern völlig geläufig; die Volksbildung steht auf einem viel höheren Standpunkte als in einigen europäischen Staaten[1]). Beim Rechnen bedienen sich die Koreaner einer Anzahl von kleinen Stäben, welche in bestimmte Figuren zusammengelegt werden, die dann Zahlen bedeuten. Eigenthümlich ist ein Geräth, welches die Koreanerinnen zum Plätten der Kleider gebrauchen. Dasselbe hat eine Länge von etwa 40 cm und besteht aus einem hippenartig gekrümmten Stück Eisen, das in einen Hohlgriff

[1]) Die koreanischen Frauen scheinen nicht sehr auf den Putz bedacht zu sein; die einzigen Schmuckgegenstände, welche Jacobsen bei ihnen sah, waren Fingerringe, deren jede Koreanerin zwei trug.

[1]) Die vornehmeren Koreaner beherrschen übrigens fast sämmtlich auch die chinesische Sprache.

eingelassen ist. Die Außenseite des eisernen Bogens wird in glühenden Kohlen erhitzt und dann nach Art unserer Plätten benutzt.

Das Möblement der koreanischen Wohnungen ist sehr ärmlich. Tische existiren nur in der Form der Eßtischchen, Stühle fehlen gänzlich, da man sich auf den mit Matten bedeckten Fußboden meist in hockender Stellung niederläßt; ja selbst eigentliche Betten scheinen nicht vorhanden zu sein. Soweit Jacobsen in dieser Beziehung sich unterrichten konnte, schläft man auf häufig recht kunstvoll gefertigten Matten, die auf den Fußboden gebreitet werden, und benutzt als Decken Filzteppiche, die aber vielleicht nicht eigenes Fabrikat sind. Hier will ich noch ein bettschirmartiges Gestell erwähnen, welches nach Jacobsen's Berichte in jedem wohlhabenden Hause vorhanden ist und sich durch recht geschmackvolle Malerei auszeichnet, nach den Andeutungen des Reisenden aber eine Bedeutung im Kultus zu haben scheint. Dieser Schirm wird halbkreisförmig aufgestellt und zwar je nach der betreffenden Gelegenheit so, daß einmal die eine Seite desselben den inneren Bogen des Halbkreises bildet, im zweiten Falle die andere. Er kommt zur Verwendung, wenn die junge koreanische Hausfrau am Tage nach ihrer Hochzeit von älteren Frauen ihrer Bekanntschaft besucht und in aller Form in den Kreis der Frauen aufgenommen wird. Dann nimmt die Gesellschaft, welche außer der jungen Ehefrau nur fünf Personen zählen darf, innerhalb des Bogens Platz, der in diesem Falle seine Bilder freundlichen Inhalts ihnen zukehrt, womit vielleicht den guten Wünschen für die neue Ehe Ausdruck gegeben werden soll. Die andere Seite des Schirmes kommt zur Geltung, wenn Vater oder Mutter gestorben sind. Die Leichen werden dann drei bis vier Tage in den durch den Schirm gebildeten Halbkreis gestellt, welcher auch nach ihrer Entfernung noch längere Zeit — vermuthlich während der oben schon angegebenen Trauermonate — als Aufenthaltsort der Verstorbenen angesehen wird. Das geht aus dem Umstande hervor, daß die Hinterbliebenen dorthin die Kleider der Todten bringen und täglich Tabak, Pfeifen, Speisen und Getränke dort aufstellen.

Die Erleuchtung des koreanischen Hauses wird durch Oellampen und Kerzen bewerkstelligt. Erstere, den antiken in der Form ähnlich, haben ihren Platz besonders in dem großen Vorraum des Hauses und stehen dort auf einfachen Holzgestellen. Die Kerzen sind nicht wie die unseren vertikal gestellt, sondern horizontal. Sie bestehen aus einem dünnen Holzstabe, der mit Werg umwickelt ist. Um denselben an dem Holze festzuhalten und wohl auch um sein zu schnelles Verbrennen zu hindern, wird er mit einem Teige aus Hirse belegt. Bei dem Scheine dieser primitiven Beleuchtung spielen die koreanischen Männer nach gethaner Arbeit am Abend Domino oder Karte — diese sind aus Oelpapier hergestellt — oder unterhalten sich mit Brettspielen und Rauchen, bis sie zum Theil in den Schlafzimmern, zum Theil auf dem großen Ofen ihr Lager aufsuchen.

Die Lückenhaftigkeit der vorstehenden Mittheilungen, welche Niemand deutlicher empfindet als der Verfasser selbst, wird in Jedem, der ein lebhaftes Interesse für völkerkundliche Fragen besitzt, den Wunsch rege machen, daß es bald gelingen möge, Korea, das noch immer „ein verschlossenes Land" ist, dem Verkehr der europäischen Völker und damit der Wissenschaft zu öffnen, für welche hier noch ein weites Feld der Forschung bereit ist.

Die Kolonisationsversuche in Madagascar.

Von Dr. C. Keller.

I.

Die ostafrikanischen Gebiete, welche lange Zeit hindurch in Europa wenig beachtet wurden, dafür aber seit alter Zeit die Aufmerksamkeit der Araber in hohem Maße in Anspruch nahmen, treten in der Gegenwart in den Vordergrund der kolonialen Interessen Europas. Auf dem Festlande hat Deutschland begonnen, sich in größere Unternehmungen einzulassen, auf der ostafrikanischen Inselwelt, insbesondere in Madagascar, hat Frankreich einen erneuten Kolonialanlauf genommen. Das alte Europa, dessen Gewand vielfach zu eng geworden, versucht sich hier auszudehnen, sich hier neue Absatzgebiete zu verschaffen und günstige Produktionsgebiete zu erwerben.

Betrachten wir die Seite ganz nüchtern, ohne Schwärmerei, aber auch ohne unmotivirten Pessimismus, so werden Schwierigkeiten und zeitweise Enttäuschungen nicht ausbleiben — eine Kolonie wird nicht von heute auf morgen geschaffen, mag man eine Ackerbaukolonie oder eine bloße Handelskolonie im Auge haben. Geschick und Ausdauer, vor allen Dingen auch materielle Opfer sind unerläßlich; eine Kolonie muß oft auch ihre Kinderkrankheiten durchmachen, bis sie erstarken kann. Dennoch steht für mich fest, daß die ostafrikanischen Gebiete einen Aufschwung nehmen müssen. Dies wird namentlich auch von dem noch so wenig bekannten Inselland Madagascar gelten, über welches wir in Europa noch sehr ungenaue Vorstellungen besitzen. Wer das Land aus eigener Anschauung kennt, wird kaum begreifen, warum dieses werthvolle Besitzthum bisher noch so wenig gewürdigt wurde, obschon bereits gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts seine Kolonisation ernstlich in Angriff genommen und seither die Versuche immer wieder erneuert wurden. Nur die Geschichte giebt uns hierüber einen richtigen Aufschluß, und wenn man dieselbe durchgeht, so ist sie höchst lehrreich. Sie hat gerade in der Gegenwart ein erhöhtes Interesse, nicht weil die Kolonisationsversuche in Madagascar immer mustergültig waren, sondern weil sie im Gegentheil zeigen, wie schwer sich die Mißgriffe und Fehler bei der Kolonisation rächen können.

Es war im 15. und 16. Jahrhundert, als die seefahrenden Nationen Europas ihre Unternehmungen in den indischen Gewässern anbahnten. Vasco de Gama hatte die Südspitze von Afrika erreicht und den Seeweg nach Indien gefunden. Da konnte die große im Südosten Afrikas gelegene Insel nicht mehr lange verborgen bleiben. Zwar hatte man schon durch Marco Polo Kunde von derselben erlangt und die arabischen Handelsschiffe hatten schon längst deren Küsten besucht, aber die eigentliche Entdeckung erfolgte erst 1506 durch die Portugiesen. Trotz der glänzenden Schilderungen, welche die Seefahrer von Madagascar entwarfen, begnügten sich dieselben, sie San Lorenço zu taufen; Kolonien legten sie nicht an. Die Welt war damals noch

nicht vertheilt, man griff nur nach den besten Bissen, es entstanden damals noch keine Händel wegen ein paar Inselchen, der Papst hatte noch nicht als Schiedsrichter wegen einem liliputanischen Archipelchen zu fungiren — und so gab man Madagascar den Holländern preis, welche sich indessen nur vorübergehend ansiedelten, so daß mit Beginn des 17. Jahrhunderts die Insel bereits verlassen war. Sie blieb es bis zum Jahre 1642. Unter der Herrschaft Ludwig's XIII. richteten die Franzosen ihre Blicke auf dieselbe.

Das System der Kolonisation war damals ein anderes als heute, wo die Regierungen von Anfang an einen gewissen Verwaltungsapparat einsetzen und entweder eine militärische oder eine bürgerliche Einrichtung herstellen. Man überließ damals die Kolonisation mehr der Initiative privater Gesellschaften, welche Ländereien für kürzere oder längere Dauer zugesichert erhielten und auf eigene Rechnung und Gefahr Kolonien gründen und nach Belieben Vortheile aus ihren Unternehmungen ziehen konnten. So bildete sich denn unter Kapitän Rigault eine französische Gesellschaft, welcher der Kardinal Richelieu das Recht verlieh, für 10 Jahre ausschließlich die Reichthümer der Insel auszubeuten unter der Bedingung, von derselben im Namen des Königs Besitz zu ergreifen.

Die Leitung des Unternehmens wurde einem Agenten, einem gewissen Pronis, übertragen, welcher mit 12 Franzosen im März die französische Küste verließ und im September in Madagascar ankam. Er setzte sich im Süden der Insel, in Mangasia, fest und erhielt bald nachher noch 70 weitere Kolonisten. Man ging alsdann an die Erbauung des Fort Dauphin.

Der große Nachtheil, den eine private Gesellschaft bei einer Kolonialunternehmung hat, beruht in dem Umstande, daß so zu sagen alle Gewalt in den Händen eines Agenten ruhen muß, und die Auswahl eines solchen nicht immer mit der Umsicht geschehen kann, wie es einem staatlichen Verbande möglich ist. Gerade für den Anfang ist große Umsicht, Energie, aber auch humanes Wesen gegen Angehörige wie Eingeborene unerläßlich. Die Gesellschaft Rigault hatte in der Wahl ihres Agenten entschieden kein Glück. Pronis war ein Taugenichts und roher Mensch zugleich. Schon nach kurzer Zeit ging in dem Fort Dauphin alles darunter und darüber. Die Kolonisten litten Mangel und die Eingeborenen nahmen eine drohende Haltung an. Der Madagasse ist von Natur ein gutmüthiger Mensch, verlangt aber vor allen Dingen eine gerechte und schonende Behandlung. Welche unerhörte Treulosigkeit aber Pronis gegenüber den Eingeborenen beging, beweist folgender Vorfall: Eines Tages kam der Gouverneur von Mauritius, Vandermester, nach Madagascar hinüber und verlangte von Pronis eine Anzahl Sklaven für die damals holländische Besitzung. Der herzlose Agent ließ einfach die Madagassen, welche im Fort Dauphin arbeiteten oder Lebensmittel brachten, aufgreifen und lud nachher die Eingeborenen der Umgebung in das Fort ein unter dem Vorwande, er wolle ihnen Geschenke an Fleisch verabreichen, sperrte sie dann ein und ließ sie auf das holländische Schiff bringen. Daß dieser Vorfall die Eingeborenen aufs Tiefste empören mußte, liegt auf der Hand. Die Aufführung des Agenten war derart, daß seine eigenen Leute revoltirten, ihn gefangen nahmen und in Fesseln schlugen. Erst dem Kapitän eines später ankommenden Schiffes gelang es, ihn wieder zu befreien.

Unterdessen hatte man in Frankreich Kunde über den Gang der Dinge in Madagascar erhalten und 1648 sandte die Gesellschaft Flacourt ab, um den bisherigen Agenten zu ersetzen. Flacourt war ohne Zweifel eine wackere Natur und ein Mann von tüchtiger Bildung. Das von ihm hinterlassene Werk über seine Erfahrungen in Madagascar im Jahre 1661 veröffentlicht, gehört heute noch mit zu dem Besten, was über jenes Land geschrieben wurde, und verräth eine ungewöhnliche Gabe der Beobachtung. Er scheint aber mehr Theoretiker als Praktiker gewesen zu sein und verstand es nicht, die Eingeborenen zu gewinnen. Er ging von dem Grundsatz aus, daß eine militärische Disciplin und eine unerbittliche Strenge gegenüber den Eingeborenen am sichersten zum Ziele führe. Allein dieser Grundsatz wird bei allen primitiven Völkern nur abstoßen, und geht man seine Berichte durch, so kehren die fortwährenden Klagen über die Unzuverlässigkeit der Madagassen immer und immer wieder; er schildert seine fortwährenden Kämpfe und Kriege und läßt in zwei Jahren 50 Dörfer zerstören. Also immer noch permanenter Kriegszustand. So waren die 10 Jahre der Concession abgelaufen, die Gesellschaft Rigault hatte kein greifbares Resultat erlangt und die Eingeborenen verwünschten die Weißen.

In Frankreich hatte dies derart verstimmt, daß der bisherigen Gesellschaft keine neue Concession gegeben wurde; es bildete sich eine andere. Sie betraute einen gewissen Champmorgon mit der Leitung des Unternehmens in Madagascar und dieser trat anfänglich mit dem richtigen Takte auf, schloß mit den angesehensten Häuptlingen der Umgebung Friedens- und Freundschaftsverträge, bei welchen ein seit Jahren im Lande ansässiger Franzose, Namens Lacase, gute Dienste leistete.

Unglücklicher Weise tauchte später die Idee auf, eine möglichst schnelle Christianisirung, welche auch Flacourt in seinem Reiseberichte empfahl, vorzunehmen. Es erschien der Pater Etienne, ein Lazarist und fanatischer Kopf, welcher die Bekehrungsversuche ebenso naiv wie temperamentsvoll betrieb. Er hatte es zunächst auf den einflußreichen Häuptling Dian-Manong abgesehen, reiste in sein Dorf, drang in sein Haus ein, stellte ihm Himmel und Hölle vor, warf seine Götzenbilder gleich altem Plunder ins Feuer und wollte ihn taufen. Man braucht nicht Madagasse zu sein, um zu begreifen, daß eine solche Hintansetzung aller Rücksichten auf das Hausrecht damit endigte, daß der Diener der Kirche etwas unsanft an die Luft gesetzt wurde. Der Häuptling gerieth derart in Wuth, daß er den Pater auf seinem Heimwege angriff und erwürgte. Die unerquicklichsten kriegerischen Ereignisse waren die unmittelbarsten Folgen dieses Zwischenfalles, blutige Scenen folgten, die Kolonisten hatten Unglück und wurden im Fort Dauphin eingeschlossen.

Trotzdem schien Madagascar auf einen Schlag einer großen Zukunft entgegen gehen zu sollen. Unter dem Minister Colbert bildete sich 1664 eine große ostindische Kompagnie mit einem Kapital von 15 Millionen Franken, für die damalige Zeit eine ganz hübsche Summe. Diese große ostindische Kompagnie sollte im großen Stile vorgehen und gleichsam zwei Fliegen mit einer Klappe treffen. Sie sollte in Indien und China große Handelsoperationen ausführen und gleichzeitig Madagascar kolonisiren. Die Insel lag ja auf halbem Wege nach Indien, sie konnte zur Verproviantirung der Schiffe dienen, es ließen sich großartige Handelsdepots auf derselben anlegen und nebenbei versprachen die natürlichen Hilfsquellen des Landes reichen Gewinn. Als Sitz der administrativen Vertretung war Fort Dauphin ausersehen. Man fand sich mit der bisherigen Madagascar-Kompagnie ab. Zwar kam der Vorfall mit dem Pater Etienne etwas ungelegen, aber die Beziehungen mit den Eingeborenen ließen sich ja mit einigem Geschick wieder in das richtige Geleise bringen.

Schon 1665 ging die Vorhut der großen ostindischen Expedition nach Madagascar ab, die Verwaltungsbeamten

richteten sich in Fort Dauphin ein und nahmen mit richtigem Takt die Beziehungen zu dem erzürnten Dian-Manong wieder auf. Er sowohl als zahlreiche andere eingeborene Fürsten ließen sich für diesmal noch besänftigen, glaubten an die Ehrlichkeit der Weißen und leisteten den Eid der Treue. Die friedliche Eroberung von Madagascar war auf besten Wegen, die Hauptexpedition mit dem Generalgouverneur war eingetroffen. Alles war dazu angethan, eine sichere Etappe nach Indien zu begründen, aus Madagascar eine blühende Kolonie zu schaffen, und niemals vereinigten sich so viele günstige Umstände zu einem gemeinsamen Ziele. Hätte man dieses Ziel verfolgt, so hätte Frankreich einen reichen Gewinn gezogen und die späteren Verlegenheiten wären ihm erspart geblieben.

Unglücklicher Weise machte sich im Schooße der ostindischen Gesellschaft immer mehr die Anschauung geltend, man solle das Kolonisationsprojekt in Madagascar fallen lassen und sich auf rein commercielle Unternehmungen in dem reichen Indien einlassen, damit keine Zersplitterung der Kräfte erfolge. Die Regierung trat darauf ein und begnügte sich, den Admiral La Haye als Kommandanten nach dem Fort Dauphin zu schicken, um die französischen Interessen zu überwachen. Dieser verfuhr als Soldat, behandelte die Leute mit rücksichtsloser Strenge und verwickelte sich in neue Händel mit der eingeborenen Bevölkerung. Unter der letzteren entstand eine derartige Gährung, daß der Kommandant mit Rücksicht auf seine Sicherheit zur Abreise genöthigt wurde. Die zurückgebliebenen Unterbeamten suchten friedliche Unterhandlungen anzubahnen, allein die Eingeborenen erklärten, daß sie fortwährend zum Besten gehalten worden, und schlugen jede Versöhnung aus. Sie belagerten das Fort Dauphin, stürmten 1672 die Festung und erwürgten sämmtliche Europäer. So hatten also die Fehler in der Behandlung des eingeborenen Elementes, die Mißgriffe in der Verwaltung und die Unklarheit in den zu verfolgenden Zielen ein vollständiges Fiasko herbeigeführt. Die Kolonisationsversuche waren nach der kurzen Periode von 30 Jahren gescheitert und damit auch für lange Zeit unmöglich gemacht.

Indessen ganz ohne Früchte blieben diese Bestrebungen nicht, wenn sie auch ein jähes und klägliches Ende nahmen. Die Aufmerksamkeit war einmal auf jene Meeresgebiete gerichtet worden und sowohl Pronis als Flacourt hatten bereits die Ostküste, dann auch die benachbarten Mascareneninseln gelegentlich besucht. Als unter der Gesellschaft Rigault eine Meuterei ausbrach, wurde ein Dutzend der Empörer nach dem benachbarten Mascarenhas, der späteren Insel Bourbon oder dem heutigen Réunion, in die Verbannung geschickt. Die heruntergekommenen Kolonisten fanden ein fruchtbares Land mit herrlichem Klima vor, in welchem sie sich bald erholten. Später kamen neue Elemente und siedelten sich zunächst an der Westküste an. Nachdem die Holländer ihre Niederlassungen auf der Insel Mauritius aufgegeben hatten, nahmen die Franzosen von derselben Besitz und die beiden Inseln wurden nach und nach zu aufblühenden Kolonien.

Mit dem verlassenen Madagascar, in welchem sich nur vereinzelte Abenteurer ab und zu gehalten hatten, wurde auf dem Wege des Tauschverkehres wieder Fühlung gewonnen. Mit der Zunahme der Bevölkerung von Bourbon und Mauritius mit den immer ausgedehnteren Pflanzungen mußte der Bedarf an Fleisch von außen bezogen werden, da diese Inseln verhältnißmäßig wenig Weideland besitzen, und Madagascar mit seinen reichen Viehheerden war die natürliche Bezugsquelle. Es entwickelte sich jener Verkehr mit der Ostküste, wie er heute noch von den kreolischen Händlern geübt wird. Damit fand allerdings auch der Alkohol in verderblicher Weise seinen Weg nach Madagascar und, wenn man die Berichte von Flacourt liest, welcher sich über das Volk der Betsimisaraka außergewöhnlich günstig ausspricht, so sieht man nur zu deutlich, wie furchtbar rasch dieses Volk durch ihn heruntergekommen sein muß. Daß der Handel ziemlich schwunghaft betrieben wurde, geht daraus hervor, daß durch königlichen Erlaß im vorigen Jahrhundert den Kreolen wiederholt in Erinnerung gebracht wurde, daß die Regierung sich ausdrücklich die Handelsrechte an der Küste von Madagascar wahre.

Ein Jahrhundert war bereits über die traurige Katastrophe von Fort Dauphin hinweggegangen, als Frankreich wiederum daran dachte, sich auf Madagascar in neue Kolonialunternehmungen einzulassen. Hatten die Versuche der Periode von 1642 bis 1672 nach anfänglichen Mißgriffen schließlich einen ernsthaften Charakter angenommen, so wurde in der neuen Periode ein anderer Weg betreten, welcher vom eigentlichen Schwindel verzweifelt wenig abwich — es begann die Aera Beniowsky. Dieser Name ist heute noch nicht vergessen, und man weiß, daß Graf Beniowsky eine der merkwürdigsten und abenteuerlichsten Figuren im vorigen Jahrhundert war. Maßlos eitel und aufgeblasen, von der Sucht besessen, stets von sich reden zu machen, war dieser Mann andererseits wieder von einer erstaunlichen Gewandtheit im Verkehr nicht nur mit hohen und höchsten Personen, sondern beherrschte durch sein fascinirendes Wesen auch primitive Menschen mit derselben Leichtigkeit. Er ist ein seltsames Gemisch von Genie und Aventurier. Er hat heute noch seine Vertheidiger, wenn auch nüchterne Naturen oft schonungslos über ihn urtheilen mußten.

Beniowsky, erst in Ungarn lebend, verwickelte sich in eine russische Verschwörung und wurde nach Kamtschatka verbannt. Seine Intelligenz und seine weltmännische Bildung verschafften ihm dort ein erträgliches Loos, er wußte sich beim Gouverneur einzuschmeicheln, erhielt dessen älteste Tochter zur Frau und benutzte dieses außerordentliche Zutrauen, um einen Fluchtversuch zu bewerkstelligen. Er bemächtigte sich eines Schiffes und brannte mit seinen Gefährten durch. Ohne nautische Kenntnisse zu besitzen, gelangte er in die chinesischen Gewässer; der Kapitän eines französischen Handelsschiffes nahm ihn an Bord, war aber froh, als er die Gesellschaft auf den Mascarenen los wurde. In der Kolonie trat er anmaßend auf und reiste bald nach Frankreich, wohin ihm sein Ruf vorausgegangen war. In Paris, wo man eine pikante Persönlichkeit immer mit Sympathie aufnahm, wußte er sich zum Tagesgötzen zu machen und hatte vielfach Beziehungen zu gouvernementalen Kreisen.

Er heckte nichts Geringeres aus, als die Idee der Kolonisation von Madagascar und er erhielt in der That die officielle Mission, dieses Unternehmen in Ausführung zu bringen. Man versprach ihm 300 Mann Truppen mitzugeben und ihm Jahr für Jahr 120 Kolonisten, ferner Waffen, Munition und Waaren zum Tauschverkehre zu schicken. Er bereitete sich zur Abreise vor und wenige Stunden vor derselben übergab man ihm ein Schriftstück zur Legitimation gegenüber dem Gouverneur von Mauritius und Bourbon. Vorsichtiger Weise war darin die bisher verschwiegene Klausel enthalten, daß die nöthigen Mittel von der Administration dieser Inseln gebilligt werden müssen. Da der Graf gegen diese Klausel Einsprache erhob, beruhigte man ihn mit der Versicherung, der Gouverneur werde durch eine besondere Verfügung angewiesen, die Bestrebungen Beniowsky's zu unterstützen. Sei es aber, daß man im Ministerium dem Landfrieden nicht traute, sei es, daß die Sache vergessen wurde — diese Verfügung ging niemals nach Mauritius.

Am 22. September 1773 landete Beniowsky in Mauritius. Da seine Persönlichkeit dort bereits nicht mehr ganz unbekannt war, bereitete man ihm keineswegs einen glänzenden Empfang. Der Gouverneur Ternay erklärte, er sei ohne Instruktionen von Paris und zog den Grafen mit ausweichenden Bescheiden hin. Die Anhänger von Beniowsky haben dieses Verhalten als kleinlichen Neid ausgelegt. Allein wer die Verhältnisse in Bourbon und Mauritius näher kennt, muß sofort gestehen, daß es den Kolonisten dieser Insel, welche heute noch vielfach von Madagascar abhängig sind, durchaus nicht gleichgültig sein konnte, was auf dieser großen Insel unternommen wurde. Angenommen, eine europäische Kolonie in Madagascar hätte Erfolge erlangt, sich aber der Verwaltung von Bourbon und Mauritius unfreundlich gegenüber gestellt, so wäre es ihr möglich geworden, die bereits bestehenden Kreolen-Kolonien zu lähmen oder gar zu ruiniren. Es hätte ein Gouverneur von Madagascar ganz einfach die Viehausfuhr, die Ausfuhr von Arbeitern und den Eintritt kreolischer Händler verbieten können. Es war daher ganz natürlich, daß die Administration, die Händler und die Pflanzer mit aller Macht gegen ein unabhängiges Vorgehen von Beniowsky, dessen Geriebenheit zu fürchten war, zu stemmen begannen.

Dessenungeachtet ging derselbe nach Madagascar und setzte sich 1774 in der großen Bucht von Antongil fest und gründete dort an einer möglichst ungesunden Stelle die Niederlassung **Louisbourg**; aber die Fieber machten seine Leute alsbald krank. Im Verkehr mit den Eingeborenen von einer nicht gewöhnlichen Gewandtheit, wußte er mit den übrigens sehr gutmüthigen Küstenstämmen sich in gutes Einvernehmen zu setzen, die Sakalaven jedoch, damals die Beherrscher der Insel, nahmen eine feindselige Haltung an und bedrohten die Unternehmung, wobei das Glück Beniowsky günstig war. Nach den Schilderungen eines Augenzeugen muß es damals an der Antongilbai originell genug ausgesehen haben. Die Stadt Louisbourg muß sich bei näherer Betrachtung auf eine sehr bescheidene Anlage einiger Bauten beschränkt haben; die Kolonisten sahen elend und zerlumpt aus; Beniowsky war umgeben von einer Schaar phantastisch herausgeputzter Soldaten; der Geschäftsgang soll bei der Kontrole sehr zu wünschen übrig gelassen haben; die Verwaltung von Mauritius behauptete, die Mittel würden verschlendert; Beniowsky seinerseits behauptete, seine Angestellten hätten ihn betrogen. Wer Recht hat, soll unentschieden gelassen werden; so viel ist aber sicher, daß das ganze Unternehmen auf unsolider Basis beruhte und daher vom Mutterlande aus auch nicht mehr unterstützt wurde. Die Komödie war zu Ende und man verabschiedete den Grafen mit dem wohlfeilen Ehrensäbel, den man für solche Fälle in Bereitschaft hat.

Einem Phantasten wie Beniowsky mußte aber dieses Ende eines Abenteuers zu prosaisch vorkommen. Er wandte sich an die Eingeborenen; eine alte Madagassin, die den Namen Susanne erhalten, wurde gewonnen; sie mußte den Eingeborenen die Idee beibringen, daß Beniowsky von einer alten fürstlichen Madagassenfamilie abstamme; es wurde eine große Volksversammlung, ein madagassischer Kabar, veranstaltet und Beniowsky zum Könige ausgerufen. Man hat daraus folgern wollen, daß er damit ein eminentes Meisterstück vollführte und in seltenem Grade die Gunst der Eingeborenen erwarb. Aber man vergißt, daß das weiße Blut in Madagascar von jeher in großem Ansehen stand; in ähnlicher Weise hat früher ein französischer Korporal ein Königreich begründet und noch zu Anfang dieses Jahrhunderts war ein Mulatte König von Tamatave. Diese Leistung ist also keineswegs staunenswerth.

Im Jahre 1776 reiste der Graf nach Frankreich, um sein Königreich gleichsam auf dem Präsentirteller zu überreichen. Aber in Paris hatte man längst einem anderen Tagesgötzen zugejubelt und das Ministerium in Paris blieb kühl. Nach diesem Mißerfolge wandte er sich nach Oesterreich und England, um sein Königreich anzubieten, aber ohne Erfolg. Es ist kaum begreiflich, daß die Vertheidiger des Aventuriers, welche heute noch voll Bewunderung für Beniowsky's Thaten sind, niemals eingesehen haben, daß in diesem Schritte eine Rechtsverletzung der allergröbsten Art vorlag. Beniowsky hatte kein Königreich in Madagascar an eine fremde Regierung zu verschenken; es konnte ihm so wenig als den Ministern, mit denen er unterhandelte, unbekannt sein, daß Frankreich sofort gegen einen derartigen Eingriff in herkömmliche Rechte Protest erheben werde. Der Graf wandte sich schließlich nach Amerika und kehrte 1784 nach Madagascar zurück, wo seine Haltung gegenüber der Verwaltung in Mauritius eine feindselige wurde. Die Kreolen verlangten energische Maßregeln; man schickte eine kleinere Truppenabtheilung nach der Antongilbai — eine Kugel machte dem edlen Grafen ein Ende. Damit hatte die zweite Kolonisationsära, welche schon bei ihrem Beginne den Stempel des Schwindels an ihrer Stirne trug, ihren regelrechten Abschluß gefunden.

Ganz vergessen blieb Madagascar jedoch nicht. In der Folge kamen zahlreiche Kreolen von den Mascarenen herüber und begründeten an der Küste Handelsniederlassungen und Pflanzungen. Dieselben blühten derart auf, daß eine besondere Agentur errichtet werden mußte, welche der Verwaltung von Mauritius unterstellt war.

Das Aufblühen von San Diego in Süd-Californien.

Unter den Städten Süd-Californiens hat San Diego, wie die dort erscheinende „Süd-California Deutsche Zeitung“ schreibt, während der letzten zwei Jahre einen wunderbaren Aufschwung genommen. Die Bevölkerung der Stadt, welche sich im Jahre 1870 auf 2300, in 1880 auf 2600, im April 1886 auf 6300 Seelen belief, beträgt jetzt nach der im März dieses Jahres abgehaltenen Zählung über 11 300.

San Diego liegt an der Bai gleichen Namens, in der südwestlichen Ecke von Californien, unter 32° nördlicher Breite und 117° westlicher Länge, 480 englische Meilen südlich von San Francisco und 15 Meilen nördlich von der mexicanischen Grenze. Der Hafen resp. die Bai von San Diego ist circa 14 Meilen lang (25 Quadratmeilen Flächeninhalt) und variirt in der Breite von einer Meile vor der Stadt bis zu $2^1/_2$ Meilen gegenüber **National City**, der 4 Meilen weiter südlich liegenden und an das Stadtgebiet von San Diego fast angrenzenden Schwesterstadt.

Die Bai wird durch eine Landzunge gebildet, welche dieselbe vom Meere trennt; die Einfahrt in dieselbe liegt zwischen dieser Landzunge und einem hohen Vorgebirge und ist den größten Seeschiffen zugänglich, weil selbst zur Ebbezeit die Tiefe des Wassers noch 23 Fuß auf der Barre beträgt. Da das Wetter fast stets klar ist und das Meer vor der Einfahrt nur einen sehr geringen Wogenschlag hat, so ist das Einlaufen in den Hafen ein ganz gefahrloses. Die Bai hat überall sicheren Ankergrund, keine verborgenen

Klippen und ist einer der wenigen natürlichen Häfen an dieser Küste. Schiffe liegen darin vor allen Stürmen vollständig geschützt, und selbst der kleinste Kahn kann beim heftigsten Sturme ungefährdet von Ufer zu Ufer fahren.

An der langgestreckten Küste von San Francisco bis Acapulco in Mexico giebt es außer dem vorzüglichen Hafen von San Diego keinen zweiten von nur irgend welcher praktischen Bedeutung, und nächst der Metropole am Goldenen Thore ist diese Stadt durch ihre äußerst günstige Lage unzweifelhaft dazu berufen, die zweitgrößte Handelsstadt an der Küste des Stillen Meeres zu werden.

Warum nun San Diego nicht schon früher zu seinem ihm gebührenden Range in der Reihe der Städte gelangte, hat seinen Grund darin, daß es bis vor wenigen Jahren ganz vom Verkehre abgeschlossen war und erst seit ganz kurzer Zeit durch eine direkte Ueberlandbahn mit dem Osten verbunden worden ist. Zwar beabsichtigte man schon zu verschiedenen und viel früheren Zeiten, Eisenbahnen dorthin zu erbauen, wie die „Memphis-El Paso- und Pacific-Bahn“. Nachdem diese vor mehr denn 20 Jahren zu Grabe getragen, folgte ihr die „Texas und Pacific“, von deren Fertigstellung San Diego Großes erhoffte, und welche sie daher durch bedeutende Landschenkungen unterstützte; aber außer dem Erbauen einiger Meilen Erddämme und Nivelliren nach Fort Yuma wurde am Pacific-Ende nichts weiter gethan. Diesem Projekte folgte das der „Atlantic und Pacific“, welche von St. Louis aus nach San Diego und auch nach San Francisco eine direkte Verbindung herstellen wollte, welcher aber bald das Geld zum Bauen ausging. Endlich erschien der Retter in der Noth! Die „Atchison-, Topeka- und Santa Fe“, deren Eisenbahnnetz schon von Missouri über Kansas und Colorado bis nach New Mexico reichte, beschloß ihren Endpunkt bis an das Stille Meer vorzuschieben, und erkor San Diego als ihren Port. Bei Ausführung dieses Vorhabens wurden der Gesellschaft jedoch viele Hindernisse in den Weg gelegt, so daß es erst im November 1885 gelang, San Diego direkt mit dem Osten zu verbinden. Im Jahre 1881 war es dieser Gesellschaft nun gelungen, eine 126 Meilen lange Linie unter dem Namen „California Southern“ von Colton, an der von San Francisco nach New Orleans führenden Southern Pacific-Bahn, bis San Diego zu erbauen.

Bis zu der Zeit war die Stadt von allem Verkehr fast ganz abgeschlossen und stand auf dem Landwege nur durch elende Stagekutschen mit Santa Ana, auf der Route nach Los Angeles, in Verbindung, während zu Wasser es sich wegen Mangel an Transit-Handel für die großen, zwischen San Francisco und Central-Amerika laufenden Dampfschiffe nicht lohnte, in San Diego einzulaufen. Deshalb beschränkte sich der Seeverkehr nur auf die Dampfer der süd-californischen Küstenlinie, welche den Verkehr mit der Außenwelt herstellte.

Heute steht aber San Diego zu Lande mit Kansas City (Missouri) und Los Angeles durch zwei tägliche Züge in Verbindung. Verschiedene neue Bahnen sind zur Zeit im Bau begriffen, nämlich von Santa Ana nach San Diego sowohl durch die Atchison-, Topeka- und Sante Fe, als auch die Southern Pacific, ferner die „San Diego Central“. In Kürze wird auch eine 150 Meilen lange Bahn von Puente, einer Station in der Nähe von Colton, über South Riverside, Niagara und Elsinore nach San Diego erbaut, welche die „Los Angeles-, Niagara- und San Diego-Eisenbahn“ genannt wird, sowie noch vor dem Herbst mit dem Bau einer Bahn von San Diego über Ensenada nach der Bai von San Quentin (Mexico) begonnen werden soll.

Zur See hat San Diego alle vier Tage per Dampfer der Pacific-Küsten-Dampfer-Linie Verbindung mit San Francisco, sowie zweitägig mit Ensenada in Mexico; ferner werden in Kürze eine Dampferlinie nach den Häfen in Central-Amerika ihre Fahrten beginnen und wahrscheinlich die großen Dampfer der Panama-San-Francisco-Linie dort einlaufen.

Die Bai von San Diego liegt der Westküste von Mexico, Central- und Süd-Amerika 500 englische Meilen näher als San Francisco; Australien, Neu-Seeland und die Südseeinseln haben eine kürzere Entfernung von 300 Meilen, und China und Japan von 100 Meilen. Die Ueberland-Entfernung nach New York ist fast 500 Meilen kürzer als dorthin von San Francisco, welches jetzt allen Handel mit diesen überseeischen Ländern von der Pacific-Küste aus betreibt. Die Atchison-Gesellschaft, welche sehr reich und eine der bedeutendsten Eisenbahn-Gesellschaften in den Vereinigten Staaten ist, wird gewiß versuchen, wenigstens einen Theil des Handels mit besagten Ländern dorthin zu leiten, denn es ist kaum anzunehmen, das diese Gesellschaft aus anderen Gründen San Diego als den westlichen Ausgangshafen ihrer Transkontinental-Linie auserwählt hat.

Während nun San Diego bis vor wenigen Jahren ein fast verschollener Platz war, hat sich das Bild desselben im Lauf des letzten Jahres gewaltig verändert. Mit der Fertigstellung der Ueberlandbahn war diese Stadt erst im Stande, ihr Haupt-Produkt, nämlich ihr Klima, in den Markt zu bringen, denn es giebt auf dem weiten nordamerikanischen Kontinente keine andere Stadt, wo dasselbe das ganze Jahr hindurch so vorzüglich wie dort ist. Dieses wunderschöne Klima ist das eigentliche Großkapital von San Diego und hat im letzten Sommer und Winter Tausende aus den östlichen Unionsstaaten dorthin gelockt, um sich vor großer Hitze und Schneestürmen zu flüchten. In sanitärer Beziehung wird San Diego von keiner Stadt auf dem Erdenrunde übertroffen, weshalb Tausende dorthin strömen, theils um dauernd dort zu leben, theils um Genesung zu suchen.

Folgende Zahlen geben die Durchschnittstemperatur von San Diego für jeden Monat im Jahre und zwar für die wärmste Tageszeit, d. i. um 5 Minuten vor 2 Uhr des Nachmittags, von der „United States Signal Service“ in der Stadt angegeben: im Januar 64°, Februar 59°, März 62°, April 65°, Mai 65°, Juni 57°, Juli 74°, August 74°, September 70°, Oktober 68°, November 66°, December 60° Fahrenheit. Die mittlere Temperatur für die Frühlingsmonate beträgt 60°, für den Sommer 68°, für den Herbst 63° und für den Winter 54° Fahrenheit.

Der Regenfall in San Diego beträgt durchschnittlich 10 Zoll im Jahre. Der geringste, den man für ein Jahr verzeichnet hat, betrug 2 3/8 Zoll und der höchste 17 Zoll. Daraus ergiebt sich, daß die Stadt eine gesunde und trockene Atmosphäre hat. Man hat keinen plötzlichen Temperaturwechsel; dieselben Kleider genügen für Sommer wie Winter, und die Abende im Freien bieten den höchsten Genuß.

Als Kurort steht San Diego ohne Gleichen da, und wenn es schwächlichen und kränklichen Naturen nicht gelingt, unter diesem sonnigen, ewig blauen Himmel und bei den erfrischenden Seewinden zu gesunden, dann dürfte die Welt für sie verschlossen sein. Die Bai und der nahe Meeresstrand bieten den besten Badegrund von reinstem Sande, die Temperatur des Seewassers ist fast stets dieselbe wie die der Luft, und deshalb beinahe das ganze Jahr hindurch zum Baden zu benutzen.

Während vor wenigen Jahren die Bevölkerung der Stadt sich noch hauptsächlich aus dem spanisch-mexikanischen Elemente rekrutirte und einen dem entsprechenden Charakter trug, ist heute dieser Typus schon ganz in den Hintergrund getreten. In erster Linie stehen heute die Amerikaner oben an, denen sich die Deutschen und Irländer zunächst anreihen.

Das Stadtgebiet von San Diego nimmt einen Flächen-

raum von 43 000 Acres ein, wovon 1 400 Acres, inmitten der Stadtgrenzen, für einen öffentlichen Park reservirt sind. Vermöge seiner günstigen Lage auf einem sich gegen den Hafen sanft abhebenden wellenförmigen Terrain genießt man von den meisten Punkten aus nicht nur eine prachtvolle Aussicht auf die reizend gelegene Bai und die das Westufer derselben bildende Landzunge, welche die Scheidewand vom Stillen Ocean herstellt, sondern auch noch darüber hinweg, auf das Meer selbst und die dasselbe begrenzenden Höhenzüge und Gebirgsketten, wie auch der auf Point Loma am Eingange zur Bai errichtete Leuchtthurm (450 Fuß hoch und der zweithöchste auf der Erde) eine große Anziehungskraft ausübt.

Die Auslegung der Stadt ist quadratmäßig rechtwinkelig mit Straßen von 80 bis 100 Fuß Breite, wovon die im Geschäftstheile von Norden nach Süden laufenden numerirt und die dieselben kreuzenden alphabetisch geordnet sind. Der Plan der Auslegung der Stadt ist für die Aufnahme von wenigstens einer halben Million Menschen berechnet und umfaßt einen Raum von 10 englischen Quadratmeilen.

Was an städtischen Einrichtungen zum Nutzen, Gedeihen und zur Annehmlichkeit der Bewohner gethan werden konnte, wurde nicht unterlassen, und haben dieselben mit dem Wachsthume der Stadt gleichen Schritt gehalten. Die Stadt besitzt eine freie Bibliothek, organisirte Feuerwehr, Gas- und elektrische Beleuchtung, ausgedehnte Telephonverbindungen, eine gute Wasserleitung und wird in Kürze mit dem Bau der Kanalisation (Sewers) begonnen werden, wofür 400 000 Dollar verausgabt werden sollen. Wenn man des Abends die Hauptgeschäftsgegend, die Fünfte Straße, durchwandert und das Leben und Treiben in derselben beobachtet, dann kommt man in die Versuchung, zu glauben, man befinde sich in einer der Hauptgeschäftsstraßen einer Stadt von mindestens der dreifachen Bevölkerung, wie sie San Diego zu verzeichnen hat. Die Stadt hat gute Volksschulen, sowie höhere Bildungsanstalten; zwei Theater, verschiedene Fabriken und viele Hotels, wovon einige eine Zierde der Stadt sind.

An Verkehrsmitteln ist kein Mangel, denn außer den verschiedenen Pferdebahnen wird zur Zeit an der Vollendung einer Dampfstraßenbahn mit voller Kraft gearbeitet, welche National City und Otay mit San Diego verbinden wird. Mit dem Bau von zwei elektrischen Bahnen wird in Kürze begonnen werden, sowie auch eines „Dry Docks“ und „Marine Railway“ (Trockendocks) und großen Central-Bahnhofgebäudes. Die Bundesregierung hat San Diego zum Hafenplatz für den Eingang von zollpflichtigen Waaren bestimmt und demgemäß ein Zollamt hier errichtet.

Unter den verschiedenen religiösen Gemeinden befinden sich auch eine deutsche Methodisten- und eine evangelisch-reformirte Gemeinde. Logen und Vereine sind zahlreich vertreten und steht unter den letzteren als Repräsentant des Deutschthums der San Diego-Turnverein oben an.

Folgende Zeitungen erscheinen dort: „San Diego Union“ und „The Bee“, sowie seit Kurzem „The Daily News“ (Morgenblätter), „The Daily Sun“ und „The Daily San Diegan“ (Abendblätter), „Golden Era Magazine“ und „Semi Tropic Planter“ (monatlich), sowie die „Süd-California Deutsche Zeitung“ (wöchentlich).

Die Zukunft der Stadt ist eine glänzende und wird sich die Einwohnerzahl jedenfalls von Jahr zu Jahr verdoppeln. San Diego wird ohne Zweifel eine Großstadt und bedeutender Mittelpunkt des Handels werden. Die Bai und der an der östlichen Grenze des Countys entlang laufende und für Dampfer fahrbare Colorado-Fluß, sowie die verschiedenen Eisenbahnen bieten der Stadt ausgezeichnete Transportwege zu Wasser und zu Lande. Das County enthält 15 000 Quadratmeilen Land, welches zum Anbau von Weizen, Gerste, Hafer, Kartoffeln, Gemüse, Orangen, Citronen, Oliven, Wein, Rosinen, Birnen, Pflaumen, Aepfeln, Kirschen, Wallnüssen, allen Arten Beeren u. s. w., sowie für Schaf- und Bienenzucht ausgezeichnet ist.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Wie langsam sich der Orient verändert, wie fest er an mancher alten Sitte hält, dafür finden wir in Guthe's „Palästina in Wort und Bild“ einige interessante Beispiele, zunächst in einem Hochzeitsbrauche der lateinischen Christen in Sidon (Bd. II, S. 66). Die Braut wird von allen geladenen Männern und Frauen zu dem Hause des Bräutigams geleitet, und in den Straßen, die der Zug berührt, sprengt man als freundliche Begrüßung Orangenwasser auf die Theilnehmer. Aber nur zögernd darf sich die Braut ihrer zukünftigen Wohnung nähern; mehr als einmal setzt sie den Fuß, wenn sie zwei Schritte vorwärts gethan hat, wieder zurück und stößt dabei einen lauten Seufzer aus, als ob sie das nahe Ziel nicht herbei wünsche, sondern fürchte. Sobald sie die Thür des Hauses erreicht hat, klebt sie eine Hand voll Teig und einen Granatapfel darüber. Jeder übt gewissenhaft diesen Brauch, aber Niemand vermag ihn zu deuten. Uns ist die Verwendung der Granate sofort verständlich: dieser Apfel, das Symbol der Fruchtbarkeit, war der lebengebenden Astarte heilig. — Aehnliches hat sich im Libanon erhalten (I, S. 504; II, S. 24). Etwa eine Stunde vom Dorfe Radschar am südlichen Abhange des Hermon stehen nahe bei einander vier oder fünf große Bäume, die von den nusairischen Einwohnern „Schadscharat el-Aschara“ oder „Bäume der Aschara“, d. h. der semitischen Göttin und Genossin des Baal, genannt werden und zu der Gattung der in Syrien nur selten vorkommenden Acacia albida gehören. Auch die Muslimen halten diese Bäume heilig. Daß unter Aschara wirklich eine Göttin zu verstehen ist, beweist eine andere Aussage der Einwohner von Radschar, wonach jene Bäume „lis-Sitt il-Kebiri“, „der großen Frau“, gehören. Eine zweite Gruppe solcher Bäume findet sich in der Nähe des auf Befehl des Kaisers Konstantin zerstörten Venustempels beim Dorfe Afka, an dessen Stelle ursprünglich ein Heiligthum der phönikischen Astarte gestanden hatte. Diese „Sitt el-Kebiri“ oder „große Frau“ findet man überall im Libanon wieder. Die Einwohner, selbst Christen, weihen ihr noch Gelübde und hängen als deren Zeichen Tücher, Lappen und Lampen an den Bäumen auf, die ihr geheiligt sind. Das sind Reste des alten Dienstes der weiblichen Göttin, die neben dem Baal angebetet und unter verschiedenen Namen (bei den Phönikiern Astarte, Baalat oder Baaltis, im südlichen Kanaan Aschera) bei den Völkern Syriens verehrt wurde.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XIV.

Am nächsten Morgen wurden alle Sachen zusammengepackt, was kein kleines Geschäft war, und dann verließen die Reisenden Haïdra, um auf der alten Römerstraße, welche einst Carthago mit Theveste verband, sich nach Kef zu begeben. Bald begegneten sie einem ganzen Zuge von Fuhrleuten, vor denen zwei Europäer ritten, Ingenieure, welche zwischen Tebessa und Gafsa in Hinsicht auf zukünftig zu erbauende Eisenbahnen Terrainstudien machten. Weiterhin trafen sie auf einen alten Mann, der eine hellgelbe Gandura (ärmelloses Hemd) und in der Hand einen großen Rohrstock trug und auf einem Maulthiere ritt; hinter ihm ein Diener, der mit den Beinen seinem Esel gemächlich an die Flanken trommelte. Von ihnen erfuhr man, daß der Steueraufseher von Haïdra nach einem anderen, nicht so weit von Tunis entfernten Posten versetzt worden war, wonach er schon längst sehnliches Verlangen trug, und daß der Greis in der Gandura sein Nachfolger sei.

Der Zollbeamte von Haïdra. (Nach einer Skizze Saladin's.)

Zu beiden Seiten der Straße liegen meist zerbrochene

Meilensteine, mitunter drei bis vier an derselben Stelle, von denen einer die Zeit der Erbauung der Römerstraße, die anderen die der jedesmaligen Ausbesserung angaben. Es sind große, bis 3 m hohe Cylinder, die nicht in die Erde selbst, sondern in steinerne am Boden befestigte Rahmen eingelassen waren und jetzt meist umgestürzt sind, wodurch es öfters unmöglich gemacht ist, ihre Inschriften zu lesen; denn es fehlte den Reisenden an Werkzeugen, um die schweren Steine umzudrehen.

Etwa nach einer Stunde Reitens gelangte man auf eine mit buschigem Grase bedeckte Ebene, auf welcher die Hunde alle Augenblicke ein Stück Wild aufjagten. Die Reisenden, welche ringsum keine Ruinen erblickten, die ihre Thätigkeit hätten in Anspruch nehmen können, gingen also der Jagd nach; kaum aber war der Erste abgestiegen und gab den ersten Schuß ab, als sein Pferd im Galopp davonjagte. Zwei Diener eilten ihm nach, aber alle verschwanden bald hinter den nächsten Anhöhen. Als man nun überlegte, was zu thun sei, stellte es sich heraus, daß das entlaufene Thier von einem Bewohner des Fleckens Thala, der etwa 20 km östlich von Haïdra liegt, gekauft war, daß es die Richtung nach dieser seiner alten Heimath eingeschlagen habe, und daß es darum das Beste sei, ihm zu folgen und die nächste Nacht in Thala Station zu machen. Man überschritt also zuerst den Wed Haïdra, dann eine Reihe niedriger Wellenhügel, die Gerstenfelder trugen, und erreichte bald das Ziel, wo sich das ganz mit Schweiß und Schaum bedeckte Pferd und seine beiden Verfolger richtig vorfanden.

Theater in Medeïna. (Nach einer Skizze Saladin's.)

Thala (1017 m) ist eine antike Ortslage, welche ihren Namen unverändert aus dem Alterthum in die Jetztzeit hinübergerettet hat; doch ist es nicht jene Stadt, in welcher Jugurtha der Erzählung Sallust's zufolge seine Schätze aufbewahrte, und welche weiter im Süden des Landes zu suchen ist. Dieses Thala spielt vielmehr eine Rolle unter Kaiser Tiberius; die Römer hatten dort einen Militärposten errichtet und kämpften hier gegen den Rebellen Tacfarinas, jenen großen Feind der Römerherrschaft im damaligen Afrika. Die ziemlich niedrigen und wie stets verfallenen Häuser des heutigen Ortes stehen zu beiden Seiten einer gepflasterten Straße, welche sich im Grunde eines kleinen, vom Dschebel Schar herabkommenden Thales hinzieht. Kaum zwei oder drei sind besser gebaut als die übrigen, und selbst das des Kaïd, in welchem die Reisenden übernachteten, war schlecht im Stande gehalten und starrte von Schmutz. Die alte Stadt war viel größer, als die jetzige, denn ihre Ruinen umgaben letztere von allen Seiten, und mit Wasser war sie vortrefflich versehen: die Quelle mitten in Thala ist eine der schönsten in ganz Tunesien und trotz der grenzenlosen Vernachlässigung und Verunreinigung durch die Araber noch immer von bemerkenswerther Klarheit. Der Suk oder Bazar des Ortes, welcher die beiden Hauptstraßen einnimmt, genießt eines gewissen Rufes und ist auch verhältnißmäßig gut versehen; die Reisenden konnten dort Kaffee, Zucker, Datteln, getrocknete Trauben und selbst einen Spiegel einkaufen.

Der Weg, welcher von dort nach Medeïna führt, ist ziemlich einförmig; zuerst passirt man ein großes Gebüsch von Feigenbäumen, in dessen Mitte sich einst der Bordsch

des Kaïd-el-Arbi erhob, der aber heute schon viel mehr verfallen ist, als die umliegenden Römerbauten. Dann steigt man in eine weite, angebaute Ebene hinab, welche sich bis an den Fuß des 1268 m hohen Dschebel Bu-Hanesch, des „Vaters der Schlangen", ausdehnt, umgeht denselben an seiner Westseite, wo das Land unangebaut und fast vegetationslos ist, und erreicht endlich das ziemlich fruchtbare Thal des Wed-el-Halluf, wo man die Nacht lagerte. Am nächsten Morgen ging es, soweit es die Gestaltung des Bodens erlaubte, in gerader Linie weiter nach Norden, resp. Nordosten vorbei am 1070 m hohen Kef Gurraïa; die Marabuts von Sidi-Barsata, die fast den Einsturz drohen, blieben etwas zur Linken, dann zeigte sich etwa 2 km vor den Ruinen von Medeïna auf einem Hügel links vom Wege ein einzelner Dolmen, wie sie auch in der Umgegend von Thala, besonders aber im Centrum der Regentschaft, zwischen Medeïna und Keruan, vorkommen, einem bergigen Gebiete, wo das eingeborene Element festen Fuß behalten, den Eindringlingen widerstehen und selbst nach der Eroberung seine Ueberlieferungen bewahren konnte.

Medeïna ist das antike Althiburus, von welchem die Geschichte absolut nichts zu melden weiß; auch die dort gefundenen Inschriften sind in dieser Hinsicht inhaltsleer. Die interessanteste unter denselben ist eine dem Baal geweihte, punische, welche in einem arabischen Hause an einer schwer zugänglichen Stelle eingemauert war, von dem verstorbenen Straßburger Professor Willmanns aufgefunden und später von dessen Führer Malaspina, einem wenig ehrenwerthen und jetzt ganz heruntergekommenen Italiener, an die Antikensammlung des Louvre verkauft wurde.

Triumphbogen in Medeïna. (Zeichnung H. Saladin's nach der Natur.)

Die Ruinen von Althiburus liegen in einem ziemlich engen Thale am Zusammenflusse zweier Bäche, welche den Wed Medeïna bilden; dieser, durch zahlreiche kleine Zuflüsse verstärkt, fällt in den Wed Melleg. In Folge der guten Bewässerung ist der Boden dort sehr fruchtbar und es giebt dort schöne Gärten; der ganze Thalgrund und selbst die Abhänge der umgebenden Hügel sind mit üppigen Gerstenfeldern bedeckt, auf denen das Auge im Frühjahr mit Vergnügen weilt. Leider sind die dortigen Einwohner wenig gastfreundlich, diebisch und selbst gegen ihren Kaïd ungehorsam, so daß der Civilcontroleur in Kef, M. Roy, scharfe Saiten gegen sie hat aufziehen müssen, um sie etwas zur Vernunft zu bringen.

Der größte Theil der Ruinen liegt auf dem rechten Ufer des Wed Medeïna; die bedeutendste gehört einem Theater an, welches etwa 60 m im Durchmesser mißt; die Scene ist etwa 35 m breit und 10 m tief. Leider ist das ganze Bauwerk fast bis zur Höhe der Arkaden des Erdgeschosses mit Erde und Schutt überdeckt; einige der am wenigsten verschütteten haben die Araber an der einen Seite mit Aesten geschlossen und benutzen sie als Viehställe. Aber da sie sich nicht die Mühe nehmen, den Mist herauszuräumen, so werden die Räume in wenigen Jahren vollkommen verstopft und ausgefüllt sein. Das obere Stockwerk des Theaters ist zu zwei Dritteln schon herabgestürzt, aber im Inneren sind noch einige der Stufen an ihrer Stelle — kurz das Gebäude ist so weit erhalten, daß man sich leicht eine Vorstellung davon machen kann, wie es

einst ausgesehen haben muß. Leider ist es viel schwieriger, sich von den dort aufgeführten Lustspielen und Tragödien einen Begriff zu machen; diese ganze dramatische Litteratur der Provinz ist für immer verloren.

Unweit des Theaters liegt der Tempel, dessen Porticus von vier korinthischen Säulen ebenso wie die hintere Cella-Mauer vollständig zusammengestürzt ist, während die Thür noch ziemlich gut erhalten ist. Der aus später Zeit herrührende Triumphbogen ist von ziemlich roher Bauart, bietet aber ein hübsches Bild dar am Eingange zu den Ruinen. Auf dem Hügel im Westen der Stadt steht ein kleines Denkmal in Tempelform mit einer kleinen viereckigen Apsis und einer jetzt verschwundenen Säulenhalle, welches die Araber Ksar Ben Annun nennen; man hält es gewöhnlich für ein Mausoleum, doch ist es wahrscheinlich ein wirkliches Tempelchen, denn vor der Thür liegt noch jetzt ein gewaltiges Fußgestell, welches eine Weihung an den Silvanus trägt und nicht dorthin verschleppt sein kann. Die Reisenden waren in guter Gesellschaft da hinaufgestiegen: Si Chader, der Kaïd der Wartan, die südöstlich von Medeïna sitzen, hatte von ihrer Ankunft gehört und war, um M. Roy, der sie warm empfohlen hatte, eine Freude zu bereiten, mit einer Anzahl gut berittener Scheichs zu ihrer Begrüßung herbeigekommen. Er hatte sein Zelt neben dem ihrigen aufschlagen lassen und begleitete sie nun, damit sie nicht ihre Arbeiten zu unterbrechen brauchten, durch die Ruinen, so schwer es ihm auch fiel, in seinen dünnen, rothledernen Stiefeln durch die Felder und über Felsen und Trümmer sich durchzuarbeiten. Ueber seine Untergebenen führte er heftige Klage und bat die Reisenden, allen ihnen begegnenden bürgerlichen und militärischen Beamten gegenüber ihn rühmend zu erwähnen; dann zog er sich zurück, um die Fremden ihre Tagesarbeit vollenden zu lassen, indem er ihnen versprach, sie am nächsten Tage nach den Dörfern

Araber bringen den Reisenden Kuskus. (Nach einer Skizze Saladin's.)

Ksur und Ebba zu begleiten. Bald darauf erschienen gravitätisch einige Araber im Lager, und Chader, bescheiden die Augen niederschlagend, erklärte, daß es seine Diener seien, welche die Abendmahlzeit brächten. In seinen langen Burnus gehüllt, hielt jeder der Leute in der einen Hand eine Schüssel, in welcher, reichlich mit verschiedenen Gewürzen und Oel übergossen, Stückchen Hühnerfleisch, Hammelrippchen und allerlei Gemüse schwammen; zuletzt erschien der übliche Kuskus. Wie diese Gestalten so in der Dämmerung voll Würde und edlen Anstandes dahinschritten, hätte man sie für fremde Gesandte, die kostbare Geschenke überbringen, halten können.

Am nächsten Morgen wurden die Reisenden schon bei Tagesanbruch durch Tamburin und Oboe geweckt, die vom Zelte des Kaïd herübertönten, der zu Ehren der Reisenden ein Fest veranstalten wollte. Rings herum standen die Pferde des Kaïd und der Scheichs, mit bunten Schabracken geschmückt, die Kopf, Rücken und Kruppe bedeckten und auf beiden Seiten bis zur halben Höhe der Beine herabreichten. Dieselben erinnern an den Pferdeschmuck des Mittelalters, sind von Seide, halb grün, halb roth oder halb gelb, halb blau und tragen an den Zipfeln kleine Schellen. Das Zaumzeug ist mit Gold gestickt und nimmt sich trotz seiner Abgenutztheit schön aus. Natürlich ist das Pferd des Kaïd besser im Stande und reicher angeschirrt, als die übrigen. Als die Reisenden erschienen, bestieg letzterer sein Thier und schickte sich mit demselben zu einem durchaus charakteristischen Tanze an. Zwei Araber traten vor ihn hin und spielten auf Oboe und Tamburin einen einförmigen Rythmus, aus ein paar mehrfach wiederholten Tönen bestehend, auf welche jedesmal als Abschluß zwei Tamburinschläge folgten. In dem Augenblicke, als die Melodie, wenn man das Geräusch so nennen darf, begann, hob der Kaïd sein Pferd am Zügel auf, so daß es sich leicht auf die Hinterbeine stellte, dann sich auf die Vorderfüße fallen ließ, wieder bäumte und so fort, bis Musiker, Reiter und

Reitertanz in Medeïna. (Nach einer Skizze Saladin's.)

Pferd müde waren, was bei dem immer schneller werdenden Tempo der Musik nicht lange auf sich warten ließ, so daß das Thier kaum Zeit behielt, mit den Vorderfüßen den Erdboden zu berühren.

Als auch die Scheichs in gleicher Weise ihre Künste gezeigt hatten, wurde von Medeïna nach dem 9 km in östlicher Richtung entfernten Ksur aufgebrochen: voran auf Eseln die Musikanten, dann die Reisenden, deren Thiere durch den ungewohnten Lärm aufgeregt waren und nicht mehr den für Archäologen geziemenden langsamen Schritt inne halten wollten, dann der Kaïd mit seinem Gefolge, das nicht müde wurde, seine Reiterkünste im Jagen, Springen über Gebüsche und Gräben und in beliebtem Fantasia-Reiten mit dem dazu gehörigen Flintengeknalle zu zeigen.

Ksur ist ein kleines Dorf am Südrande der weiten Ebene Bled Zuarin, mit schlechten Häusern, aber fruchtbaren Gärten, welche dem Ganzen doch ein freundliches Aussehen verleihen. Allwöchentlich findet dort ein großer Suk (Markt), einer der bedeutendsten in der ganzen Regentschaft, statt, zu welchem alle Araber der Umgegend zusammenströmen; der Pächter der von den Marktbesuchern zu erhebenden Steuern zahlt dem Schatze dafür jährlich 25 000 Piaster oder ungefähr 12 400 Mark.

Beim Suchen nach Antiquitäten stießen die Reisenden hier auf Reste der vorrömischen Zeit: in dem Boden ausgehöhlte Grotten, welche jetzt mit Mist fast vollgestopft sind, ein konisches Pilasterkapitäl, welches noch Spuren rother Bemalung aufweist und einer ganz eigenen Kunstrichtung angehört, und schließlich auf lybische Inschriften, welche in die Häuser vermauert waren.

Saladin benutzte hier die Gelegenheit, von der Tracht einer arabischen Frau eine Aquarelle zu entwerfen; auf Befehl des Kaïd hatte sie ihren ohnehin durchsichtigen Schleier entfernt, so daß es den Reisenden möglich war, ihren Kopfputz und ihr Feiertagsgewand genau im Einzelnen zu mustern. Das braune, schwarz und weiß gestreifte Obergewand ließ den oberen Theil des Untergewandes sehen, eines langen, halb gelben, halb rothen Hemdes, dessen Halsausschnitt mit Stickereien und Goldborten bedeckt war. Die in Zöpfe geflochtenen Haare hängen zu beiden Seiten des Gesichtes ziemlich weit herab, und eine kegelförmige Mütze von gesticktem Sammet sitzt auf dem Haupte, festgehalten von einer Art Turban, der aus einem Tuche von roth-grün-gelber Seide besteht. Eine Reihe von Goldstücken dient als Stirnband, Ohrringe und Ketten, an denen handförmige Zierrathe, sogenannte Fatma-Hände, hängen, rahmen das Gesicht ein, und der Haupt und Schultern bedeckende Schleier ist von Goldbrochen, die durch eben solche Ketten verbunden werden, an dem Obergewande befestigt. Diese Tracht ist in der That kleidsam und zierlich und steht einem hübschen Gesichte ganz vortrefflich.

Um 2 Uhr brachen die Reisenden nach dem nächsten Dorfe Ebba auf, welches ebenso weit (9 km) in nordwestlicher Richtung von Ksur entfernt ist, als dieses in östlicher von Medeïna; die gerade Entfernung Ebbas von letzterem dagegen kaum 6 km in nördlicher Richtung. Heute ist Ebba sehr herabgekommen und menschenleer, aber das muß früher anders gewesen sein, da arabische Schriftsteller, wie el Bekri und Ibn Haukal, rühmend von ihm sprechen. Aber der Safran und die Datteln, welche nach ihrer Angabe dort in Fülle gedeihen sollen, sind verschwunden, ebenso die Lehmmauer, von welcher es einst umgeben war, und ob die Lebensmittel dort noch immer besonders billig sind, konnten die Reisenden nicht feststellen, da in dem Flecken kein einziger Laden vorhanden war. Nur die Quelle, welche Ibn Haukal erwähnt, sprudelt noch reichlich in ein aus antiken Bautrümmern errichtetes Becken, das aber nach der leidigen Gewohnheit des Landes arg verunreinigt ist. Der Araber, dem seine Religion Reinlichkeit zur Pflicht macht, findet nichts Anstößiges darin, dicht neben einer Stelle, wo eben Frauen Wäsche gereinigt oder Glaubensgenossen ihre Abwaschungen verrichtet haben, selbst zu trinken oder sein Pferd saufen zu lassen. Alle Vorstellungen gegen solche Unsitte haben bisher nichts gefruchtet; vielleicht daß der wachsende französische Einfluß darin etwas Wandel schafft.

Araberin von Ksur.
(Nach einer Aquarelle Saladin's.)

Von alten Bauwerken hat sich in Ebba so gut wie nichts erhalten, nur einzelne Architekturstücke, darunter ein Thürsturz, der zwischen zwei Halbmonden eine strahlende Sonnenscheibe, beides phönikische Embleme, aber außerdem noch zwei Lotusblumen, d. h. ein ägyptisches Motiv, zeigt; letzteres kehrte auch auf einem Gesimstrümmer in den Ruinen der alten Stadt wieder. Es ist das ein Beweis mehr für den Einfluß, welchen Aegypten auf die phönikische Kunst ausgeübt hat.

Im Gespräche mit dem Kaïd erfuhren die Gelehrten hier, daß man von Ebba aus über das französische Lager bei Suk el-Dschema leicht das etwa 50 km nordöstlich gelegene Dorf Dshama, die Stätte des antiken Zama, wo sich Carthagos Geschick erfüllte, besuchen könnte, und so beschlossen sie sofort, den größten Theil ihres Gepäcks in Ebba unter der Obhut des Kaïd zurückzulassen, jene historisch so merkwürdige und erst in jüngster Zeit aufgefundene und identificirte Stätte zu besuchen und nach einigen Tagen zurückzukehren.

Ihr Weg führte sie zunächst wieder nach Ksur zurück, wo gerade Markttag war und lebhaftes Treiben herrschte, und trat dann in die Berge, welche, je weiter man kam, desto höher wurden. Der Pflanzenwuchs, den sie tragen, ist nicht gerade üppig, aber trotzdem ist die Gegend nicht so kahl und öde, wie so häufig tunesische Landschaften. Fichten, Wachholder und andere harzige Pflanzen faßten den Weg zu beiden Seiten ein und verbreiteten in der heißen Sonne aromatischen Duft. Die Duars, bei welchen man ab und zu vorbei kam, lagen wie ausgestorben da; denn die Männer befanden sich sämmtlich auf dem Markte und die Weiber hielten sich versteckt, bis die Reisenden vorbeigeritten waren; dann aber vermochten sie nie ihrer Neugierde zu widerstehen und guckten ihnen schwatzend nach. Etwa halbwegs stießen sie auf ein großes Mausoleum von 8 m Seitenlänge, das mit korinthischen Pilastern verziert war und eine rechteckige Apsis besaß; innen enthielt es drei Nischen zur Aufnahme von Statuen. Die Ortschaft, zu der es gehörte,

lag dicht dabei auf einem Paß. Nach zwei Stunden erreichten sie über ansteigende Terrassen den Fuß des Berges Kalaa es-Suk (1275 m), wo das Lager Suk el-Dschema sich befindet. Mit Kalaa, welches eigentlich „Festung" bedeutet, werden hier gewisse Berge bezeichnet, welche, wie die Sandsteinmassive der Sächsischen Schweiz, oben eine tafelförmige Fläche und senkrecht abstürzende Seitenwände haben und oft bedeutende Höhe erreichen. Den Zunamen es-Suk aber führt der in Rede stehende Berg, weil an seinem Fuße Freitags ein Markt abgehalten wird.

Die Kolonisationsversuche in Madagascar.

Von Dr. C. Keller.

II. (Schluß.)

Mit Beginn dieses Jahrhunderts kam jedoch ein Moment hinzu, das bis in die Gegenwart alle ernsten Unternehmungen auf der großen Insel lahm gelegt hat, indem England in den Gang der Dinge einzugreifen begann. Ueber die Kolonialpolitik Englands kann Niemand im Unklaren sein, welcher die Geschichte eingehender betrachtet. England hat zweifellos eine hohe Begabung in kolonisatorischer Hinsicht an den Tag gelegt. Dieses Faktum zu leugnen, hieße eine Unwahrheit aussprechen. Allein in der Wahl der Mittel, seine Herrschaft in außereuropäischen Gebieten zu sichern, war England niemals wählerisch und schreckte unter Umständen vor der rohesten Gewalt nicht zurück. Auf verwandte Bestrebungen anderer Nationen war es stets eifersüchtig und die Annahme ist nicht zu gewagt, daß auch Deutschland, welches in die Reihe der Kolonialmächte einzutreten begann, gelegentlich noch recht unliebsame Erfahrungen mit seinem englischen Nachbar machen wird. Dieselbe Rolle wurde früher und auch heute noch Frankreich gegenüber gespielt.

Die wichtige Etappe nach Indien, welche auf den Mascarenen erlangt wurde, war England ein Dorn im Auge. Im Jahre 1810 nahm es bekanntlich mit Gewalt die schöne Kolonie Mauritius mit Beschlag und der erste englische Gouverneur dieser Insel, Sir Robert Farquhar, erkannte mit großem Scharfblick die geeigneten Wege, welche den französischen Einfluß im ostafrikanischen Archipel am sichersten vernichten mußten. Seine Taktik war entschieden eine großartig angelegte. Erst versuchte er die Gewalt und ließ einige Punkte Madagascars einfach militärisch besetzen, indem er sich auf den vielleicht etwas unklaren Artikel 8 des Pariser Vertrages von 1815 stützte, wonach Frankreich Mauritius mit einigen zugehörigen Gebieten an England abtreten mußte. Spätere Auseinandersetzungen beider Kabinete ergaben, daß Madagascar nicht unter den abzutretenden Gebieten verstanden sein konnte, also mußte ein Umweg eingeschlagen werden, um Einfluß in Madagascar zu erlangen, und damit beginnt eine Kette trauriger, zum Theil blutiger Ereignisse, welche als letzte Ursache immer die Rivalität zwischen Frankreich und England im Hintergrunde erkennen lassen.

Ungefähr zu gleicher Zeit, da England sich in Mauritius festgesetzt hatte, erfolgten in Madagascar unter den eingeborenen Stämmen starke politische Umwälzungen. Ein Malayenstamm im Inneren von Madagascar begann immer mehr an Macht zu gewinnen. Es waren dies die Howa, von denen man früher kaum eine dürftige Kenntniß hatte. Spät in Madagascar von Osten her eingewandert und vielfach verfolgt, hatten sie sich auf die Hochplateaux von Central-Madagascar geflüchtet; ihre Intelligenz und Energie verschaffte ihnen nach und nach ein Uebergewicht über die übrigen Madagassenvölker, welche seit langer Zeit von Afrika herüber gekommen waren. Anfänglich zersplittert, bildeten sie mit Beginn dieses Jahrhunderts ein geeinigtes Volk mit dem begabten Fürsten Radama I. an der Spitze.

Sir Robert Farquhar faßte den großartig angelegten Plan, diesen Fürsten mit seinem Volke gegen die französischen Bestrebungen auszuspielen und den englischen Einfluß auf diesem Umwege zur Geltung zu bringen. Unter der harmlosen Form einer wissenschaftlichen Expedition wurde eine Abordnung an den Howafürsten geschickt, um auf ihn einzuwirken. Mit Unterstützung der Engländer sollte er König von ganz Madagascar werden; Geschenke und Versprechungen waren dazu angethan, den eingeborenen Fürsten zu blenden. Es wurden mit ihm wiederholt Freundschaftsverträge abgeschlossen, ohne daß man in Frankreich unterichtet war. Den Engländern wurden gewisse Vortheile eingeräumt. Der gewandte Agent Hastie war am Hofe Radama's die Seele einer Reihe von Reformbestrebungen und Neuschöpfungen. Hastie gewann Einfluß auf die Leitung der inneren Angelegenheiten im Howareiche, er schuf eine Armee nach europäischem Muster, Waffen und Munition wurden von England importirt. In Frankreich hatte man in unglaublicher Sorglosigkeit keine Idee von diesen Vorgängen erlangt.

Der Howafürst begann nun mit seiner Armee Eroberungen auszuführen, seine Herrschaft über das Howagebiet hinaus auszudehnen. Die Howa erschienen an der Ostküste, ihre Armee wurde geleitet von Hastie, dem allmächtigen Rathgeber Radama's. Die Franzosen wurden von den Punkten, welche sie an der Küste besaßen, einfach verjagt. Sogar ihre Besitzung auf der Insel St. Marie wurde bedroht. Der Plan Farquhar's war also vollkommen gelungen; was er nicht mit Hilfe englischer Kriegsschiffe wagen durfte, hatte er, welcher natürlich im Einverständniß mit dem Ministerium handelte, mit Zuhilfenahme der mächtig gewordenen Howas gewonnen, der französische Einfluß an der Küste Madagascars war so gut wie vernichtet. Frankreich war also in einem kurzen Zeitraume faktisch durch englischen Einfluß rechtlos und besitzlos auf der Insel geworden. Hätte es früher seine Rechte dadurch geltend gemacht, daß es einige größere Gebiete auf solider Basis kolonisirt hätte, so wären ihm alle folgenden Verlegenheiten wahrscheinlich erspart geblieben. So aber hatte es sich durch seine Unachtsamkeit in England einen Gegner groß gezogen, der sich geschickt hinter die Howa zu verstecken verstand. Direkt konnte es daher seinem Rivalen gar nicht beikommen, sondern mußte auf den gleichen Umwegen die Eingeborenen zu gewinnen suchen oder mit Anwendung von Waffengewalt den Einfluß der Howa zu brechen suchen.

Der erstere Weg ist nicht die starke Seite des Franzosen, er besitzt hierfür selten die nothwendige Zähigkeit, und es wurden bald militärische Actionen nothwendig, da

die Besitzung St. Marie im höchsten Grade gefährdet wurde. Die Howa verhinderten von der neu eroberten Küste aus die Ausfuhr von Lebensmitteln und untersagten die Auswanderung von eingeborenen Arbeitskräften. Um die hartbedrängte Besitzung nicht räumen zu müssen, erschien 1829 der Admiral Gourbeyre in den Gewässern von Madagascar, besetzte an der Ostküste den kleinen Ort Tintingue, beschoß die Hafenstadt Tamatave und ließ seine Truppen in dem etwas weiter im Norden gelegenen Foulpointe landen. Die Howatruppen, welche sich in der Nähe verschanzt hatten, brachten den Franzosen jedoch eine empfindliche Schlappe bei, welche auf die Eingeborenen naturgemäß einen großen Eindruck machen mußte. Es wurden vom Mutterlande Verstärkungen verlangt, inzwischen brach aber die Revolution von 1830 aus, Madagascar lag zu weit weg, als daß man sich in ernstere Unternehmungen eingelassen hätte. Es wurde zunächst völlig verlassen. Daß das Selbstgefühl der Howa dadurch mächtig gehoben wurde, daß eine europäische Macht von der Küste verjagt war, mußte die rege Phantasie dieses primitiven Volkes gewaltig gefangen nehmen.

Inzwischen bereiteten sich im Howareiche gewaltige Umwälzungen vor. Radama war todt und schon seit 1828 hatte die energische und rücksichtslose Königin Ranavalo den Thron bestiegen. Die Engländer hatten das Land vorwärts gebracht, die von Hastie geschaffene Armee hatte sich unerwartet gut bewährt, die Mission hatte sich stark auszubreiten vermocht — aber die Howa begannen bald genug einzusehen, daß die Thätigkeit der Engländer keine ganz uneigennützige war, ihre Macht wurde beunruhigend. Schon Radama zeigte ihnen gegenüber oft genug sein Mißtrauen — als der beinahe allmächtige Hastie auf die Herstellung einer fahrbaren Straße von der Küste nach der Hauptstadt drang, versagte dies der eingeborene Fürst rundweg und erklärte, er wolle den Engländern nicht den Weg ins Innere bahnen. Es folgten unter Ranavalo eine Reihe von Maßregeln gegen die europäischen Elemente und mit der Vertreibung der Franzosen verschärften sich dieselben immer mehr. Die Howa hatten sich als Werkzeug gegen den französischen Einfluß gebrauchen lassen, aber es geschah dies mit der reservatio mentalis, sich bei passender Gelegenheit der Engländer auch gründlich zu entledigen.

Im Jahre 1845 erließ die Howaregierung ein Gesetz, wonach die Europäer im Lande den Eingeborenen völlig gleich gestellt wurden, d. h. Frohndienste zu leisten hatten, unter Umständen als Sklaven verkauft werden konnten, sich in gerichtlichen Fällen der in Madagascar üblichen Giftprobe zu unterziehen hatten und in commerciellen Dingen vollkommen vom Willen der Regierung abhingen. Das war natürlich nur eine Form, sämmtliche Europäer aus dem Lande zu schicken, denn solchen drakonischen Bestimmungen konnte sich Niemand unterziehen. Um den angethanen Schimpf zu rächen, wurde Tamatave, welches als Küstenstadt den Schlüssel zu Madagascar bildet, von englischen und französischen Kriegsschiffen bombardirt und niedergebrannt. Aber die versuchte Besetzung dieses Platzes verlief unglücklich und nur mit Mühe vermochten sich die Soldaten auf ihre Schiffe zurückzuziehen. Der Rückschlag folgte auf dem Fuße nach.

Im Inneren entstanden die berüchtigten Niedermetzelungen der zum Christenthume übergetretenen Eingeborenen und nach außen war das Land so gut wie hermetisch abgeschlossen; England, welches die Howa groß zog, hatte mit einem Faktor nicht gerechnet — mit der Energie und Klugheit der Howa, welche in der Verfolgung ihrer Ziele vor barbarischer Grausamkeit nicht zurückschreckten. Aber die europäischen Interessen blieben für lange Zeit hinaus schwer geschädigt. Die Kulturanläufe, welche die Insel unter englischem Einflusse genommen, erlitten einen verhängnißvollen Rückschlag und machten der rohesten Barbarei Platz.

Inzwischen hatte Frankreich einen Weg eingeschlagen, welcher unter obwaltenden Verhältnissen der einzig richtige war. Es begann mit den Sakalaven der Westküste bessere Fühlung zu gewinnen. Das Sakalavenvolk ist noch viel zu wenig bekannt; man sagt ihm wenig Gutes nach. Allein die über dasselbe bekannt gewordenen Urtheile sind nicht immer zuverlässig. Wenigstens die Nordsakalaven haben neben Schwächen, welche der ganzen Negerrasse eigenthümlich sind, wiederum eine Reihe guter Eigenschaften. Einige Stämme sind als Krieger tapfer, sie sind tüchtige Reisbauer und Viehzüchter. Ihre Abneigung gegen die Howabevölkerung ist die denkbar größte — eine richtige Politik mußte dazu kommen, die Sakalavenstämme, welche ohnehin stark bedrängt wurden, gegen den herrschenden Stamm der Howa auszuspielen. Die Bourbonesen drängten zu einer Action und Admiral Hell schickte daher 1839 das Kriegsschiff „Colibri“ unter dem Befehl des Kapitäns Passot nach den Gewässern von Westmadagascar, um die Gesinnung der dortigen Stämme zu erforschen. Die Sakalaven waren gerade damals in Noth, da die Howa bis nach dem Norden der Insel vorgedrungen waren. Sie hatten sich unter der Anführung der Königin Tschomeku in großer Zahl nach der Insel Nossi-Be geflüchtet und den Sultan von Zanzibar um Schutz angegangen. Derselbe sagte seine Hilfe zu, ließ jedoch die Sakalaven im Stiche. Die Franzosen erschienen als die Befreier und schon 1840 wurden die Inseln Nossi-Be und Nossi-Cumba an Frankreich abgetreten. Die Königin wurde mit einer Pension von 1200 Franken abgefunden, starb aber schon 1843. Nachher folgte die Erwerbung der Komoreninsel Mayotte, deren Bevölkerung zum großen Theil aus Sakalavenelementen besteht, auch größere Gebiete der Westküste von Madagascar kamen unter Frankreichs Schutzherrschaft, obschon diese eigentlich nur eine nominelle war.

Mit Beginn der fünfziger Jahre begannen die Howa dem europäischen Elemente gegenüber wieder eine freundlichere Haltung anzunehmen. Einige Franzosen, insbesondere der unternehmende Laborde, erlangten am Hofe in Antananarivo einen großen Einfluß und gründeten eine Reihe von industriellen Etablissements in der Centralprovinz. Diese Thatsache ist in Anbetracht des mißtrauischen Charakters der Königin und ihrer Umgebung bemerkenswerth und beweist, mit welcher Gewandtheit diese Unternehmungen in die Hand genommen wurden. Sie wird theilweise auch erklärt durch die Habsucht der Herrscherin, welcher stets ein bestimmter Gewinnantheil dieser Schöpfungen eingehändigt wurde. Zu jener Zeit war Frankreich auf dem besten Wege, wieder Einfluß auf der Insel zu gewinnen, wenn nicht ein gewisser Lambert das Spiel gänzlich verdorben hätte.

Die Königin war bereits alt und der Prinz Rakoto hatte baldige Anwartschaft auf die Regentschaft. Nach allen Schilderungen, die wir von Augenzeugen besitzen, war dieser Prinz eine höchst sympathische Erscheinung, voll kühner Pläne und von dem besten Willen beseelt, sein Reich der europäischen Civilisation entgegen zu führen. Aber die sprichwörtliche Klugheit seines Stammes fehlte ihm. Für die beiden Franzosen Laborde und Lambert besaß er eine unbegrenzte Verehrung. Der Prinz wurde für einen von Lambert ausgeheckten Plan gewonnen, welcher darin bestand, Madagascar förmlich unter französisches Protektorat zu stellen und einer großen europäischen Gesellschaft die agricole, industrielle und commercielle Ausbeutung zu überlassen. Mit dieser Zusage reiste Lambert nach

Paris, wo er sogar von Napoleon III. mit großer Auszeichnung empfangen wurde. Da dieser jedoch aus politischen Gründen England in möglichst guter Laune erhalten wollte und durch einseitiges Vorgehen die Empfindlichkeit des Londoner Kabinets wachzurufen fürchtete, hielt Napoleon es für das Rathsamste, die zu gründende Madagascar-Gesellschaft, gleichsam eine neue Auflage jener verkrachten „Compagnie Rigault“, zwar zu unterstützen, aber zur Hälfte aus Engländern, zur Hälfte aus Franzosen zusammen setzen zu lassen. Sollte man sich mit diesem Vorschlage in London einverstanden erklären, so würde er das Protektorat übernehmen.

Ausgerüstet mit jener fabelhaften Naivität, welche gleichsam zur Signatur des Abenteurerthums gehört, verfügte sich Lambert nach London, um sein Projekt dem Minister des „Foreign Office“ zu unterbreiten. In der Meinung, daß von Widerstand gar keine Rede sein könne, kramte er alle seine Geheimnisse, seine vertraulichen Abmachungen mit dem Prinzen Rakoto, die Idee des französischen Protektorates und der großen Madagascar-Gesellschaft vor Lord Clarendon aus. Hätte er nur einmal sich bemüht, die Rolle Englands unter Radama I. sich erklären zu lassen, so hätte er selbst sich die Antwort geben können, ohne nach London zu reisen. Aber dieser Beniowsky Nr. II hatte eben nicht die Geriebenheit seines Vorbildes. Den Engländern war auffallender Weise die erneute Thätigkeit der Franzosen in Madagascar entgangen; mehr Glück konnte das Ministerium unmöglich haben, als daß die natürlichen Rivalen im Foreign Office erschienen, um ihre Geheimnisse auszuplaudern. Lord Clarendon wußte sofort, was er zu thun hatte. Er beauftragte unmittelbar nach dem seltsamen Besuch den einflußreichen Methodistengeistlichen William Ellis mit einer Mission nach Madagascar. Ueber diese Episode und deren Folgen besitzen wir bekanntlich von Ida Pfeiffer eine sehr lebendige Darstellung.

Ellis enthüllte der Königin die Abmachungen und am Hofe in Antananarivo entstand eine außerordentliche Verwirrung. Den Schluß des ganzen Abenteuers konnte man bei der bekannten Rücksichtslosigkeit der Herrscherin voraussehen. Die Europäer wurden ausgewiesen, die zum Christenthum übergetretenen Eingeborenen massenhaft ermordet. Zum Glück starb die Königin schon 1861 und der Prinz Rakoto gelangte als Radama II. zur Herrschaft. Seine Verehrung für die beiden Franzosen Laborde und Lambert hatte die Krisen überdauert, er rief seine alten Freunde sofort ins Land zurück. Nie war die Gelegenheit günstiger als jetzt, um den französischen Einfluß zu befestigen; hätte man einen ernsthaften und besonnenen Charakter wie Laborde als alleinigen Leiter der Angelegenheiten gehabt, so wären die Kulturfortschritte auf der Insel wohl gesichert gewesen. Aber der geschäftige Lambert mußte die Sache neuerdings verpfuschen. Er war einfacher Intriguant ohne tieferen Gehalt und seine Kopflosigkeit und Dummheit, welche bereits Schaden genug gestiftet, stürzte bald genug den wackeren und hoffnungsvollen Prinzen Rakoto ins jähe Verderben. Man hatte dem unerfahrenen Herrscher mit allen möglichen und unmöglichen Reformplänen den Kopf voll gemacht. Er gewährte die Concession für eine französische Madagascar-Gesellschaft, er schaffte in seinem Reiche die Frohndienste ab, die Douane wurde aufgehoben, die Priester durften ungehindert ihr Bekehrungswerk ausüben, Straßen und Kanäle sollten im Lande erstellt werden u. s. w.

Aber die Engländer ließen es diesmal an Wachsamkeit nicht fehlen. Kaum hatte man von dem Wechsel der Dinge Kunde erhalten, so erschien der geriebene Reverend William Ellis wieder auf der Bildfläche, um auf die madagassische Politik den allergrößten Einfluß zu gewinnen. Der conservative Howaadel war im höchsten Grade unzufrieden mit den Neuerungen, da er namentlich auch in ökonomischer Beziehung eine empfindliche Einbuße zu erleiden hatte. Ellis verband sich mit allen unzufriedenen Elementen und wurde ihr geistiges Oberhaupt. Im Mai 1863 brach die offene Empörung aus, der junge Herrscher wurde in seinem Palaste gefangen, man verlangte, daß er die Concessionen an die Franzosen zurücknehme und seine Freunde vernichte. Radama II. blieb Ehrenmann und wollte seine Freunde nicht preisgeben. Damit war sein Schicksal besiegelt, er wurde in seinem Palaste erwürgt. Es ist notorisch, daß in jenen Wirren stündlich die Parole bei einem Diener des Evangeliums, bei einem Apostel des Friedens und Glaubens, bei dem schon genannten Reverend Ellis eingeholt wurde. Indirekt hat derselbe auch den Untergang des hoffnungsvollen, aber unklugen Prinzen Rakoto verschuldet.

England hatte damit sein nächstes Ziel erreicht. Der Einfluß der alten Howapartei war wieder hergestellt und die tonangebende Familie Reniharo, aus welcher bis auf den heutigen Tag die allmächtigen Premierminister entnommen worden sind, beherrschte wieder die madagassische Politik. Die Thatsache, daß der Audienzsaal dieses Premierministers mit kostbaren Geschenken englischer Geistlichen über und über gefüllt ist, bildet wohl einen deutlichen Hinweis, welche europäische Nation am meisten Einfluß am königlichen Hofe hatte, zumal die ersten Minister stets die gerade herrschenden Königinnen zur Frau nahmen. Die Abmachungen mit Frankreich wurden einfach aufgehoben, die concessionirte Madagascar-Gesellschaft mit einer unbedeutenden Summe abgefunden. Die englischen Missionare gewannen den günstigsten Boden und, was die Hauptsache war, der nicht unbeträchtliche Handel gelangte vorwiegend in englische Hände. Frankreich that nichts, um seine Scharte auszuwetzen, der deutsch-französische Krieg stand vor der Thür, die Howa interessirten sich im höchsten Grade für die in Europa stattfindenden Ereignisse und die Katastrophe von 1870 gelangte bald genug zu ihrer Kenntniß — Deutschland hatte indirekt das Prestige der Franzosen in Madagascar so gut wie vernichtet.

Es blieb noch ein letzter Schritt zu thun übrig, welcher denn auch nicht zu lange auf sich warten ließ. Frankreich hatte noch Beziehungen mit den Stämmen der Westküste und gewisse Anrechte auf einige Gebiete der Sakalaven, der natürlichen Feinde der Howa. Auch diese Beziehungen durften nicht fortbestehen. In den siebenziger Jahren erschienen, natürlich in ganz harmlosem Gewande, englische Emissäre im Gebiete der Sakalaven, um die Bevölkerung zu sondiren. Einzelne angesehene Häuptlinge wurden in die Howaresidenz eingeladen, um der Königin ihre Aufwartung zu machen. Man behandelte dieselben mit Auszeichnung, und sie kehrten später in Begleitung von Howaofficieren an die Küste zurück. Letztere pflanzten einfach die Howaflagge in den französischen Schutzgebieten auf, ja sie wagten sich sogar auf die benachbarten Inseln Nossi Foly und Nossi Mitsiu hinüber.

Dazu kam noch ein Fall, welcher recht deutlich illustrirte, bis zu welchem Grade die französischen Ansprüche vernichtet wurden, ein Fall, welcher vielleicht am meisten zur gewaltsamen Lösung des beginnenden Konfliktes beigetragen hat. Der früher genannte Konsul Laborde hatte sich auf Madagascar in große industrielle Unternehmungen eingelassen. Er hatte auf rechtlichem Wege in der Nähe der Hauptstadt ausgedehnte Ländereien erworben, welche bei mäßiger Schätzung den Werth einer Million Franken überstiegen. Er starb im Jahre 1878 und setzte testamentarisch seine beiden Neffen, Eduard Laborde und Campan, zu Erben seiner Hinterlassenschaft ein. Als die Erben im Begriffe waren, auf

dieser Besitzung ein Haus zu erbauen, erklärte der Howaminister, daß der Bau zu unterbleiben habe. Proteste halfen nichts und Campan mußte sich im Interesse seiner Sicherheit sogar nach Réunion flüchten. Die Erben brauchten Geld und wollten die Besitzung veräußern. Sie gingen sogar auf 300 000 Franken herab. Der Premierminister verlangte Einsicht in die Rechtstitel. Man schickte ihm beglaubigte Kopien ein, allein die Howaregierung wollte erst in eine Ablösung dieser Laborde'schen Besitzungen eintreten, wenn man ihr die Originaltitel einsende, stützte sich übrigens auf einen Artikel des madagassischen Gesetzes, wonach Fremde kein Landeigenthum besitzen können. Das war deutlich genug.

Frankreich mußte die Rechte seiner Angehörigen schützen, da wiederholte und offene Vertragsverletzungen begangen worden waren und die Howaregierung erklärte, sie werde nur mit Gewalt zur Anerkennung der erhobenen Reclamationen gebracht werden. Admiral Pierre wurde nach den madagassischen Gewässern entsendet und bombardirte die beiden Küstenstädte Majunga und Tamatave im Jahre 1883. Die Howaregierung antwortete durch Vertreibung sämmtlicher Franzosen. Die Howaarmee wurde unter die Waffen gerufen, und an ihre Spitze trat der englische Oberst Willoughby. Die Herren Howageneräle mit ihren Dreimastern und Theaterfräcken bildeten in der Umgebung des englischen Generalissimus einen buntscheckigen und phantastisch herausgeputzten Generalstab. Der englische Dampfer „Normandy“ hatte vollauf zu thun, um Kanonen, Gewehre und Munition vom Kap her nach der madagassischen Küste zu führen. Die Howaforts wurden armirt. Große Kriegsthaten hat dieser Feldzug nicht zu verzeichnen. Frankreich war in Tonkin zu sehr engagirt, als daß es in Madagascar eine kräftige Action hätte entfalten können. Es beschränkte sich vorwiegend darauf, die Küste zu blockiren und die Howa zu ermüden. Das einzige größere Treffen bei Farafate in der Nähe von Tamatave war ungeschickt geleitet und endigte mit einer Schlappe für die Franzosen.

Indessen begannen die Howa nach und nach einzusehen, daß die Engländer sie in eine unangenehme Situation verwickelt hatten, und von dieser Nation keineswegs alles Heil zu erwarten sei. Die bisherige Königin starb und die junge Ranavalo III. übernahm die Regierung, gleichzeitig auch den Premierminister als Gatten. Sie neigte zum Frieden und schloß Ende 1885 einen neuen Vertrag mit Frankreich ab, versammelte im Februar 1886 die Unterthanen zu einer großen Volksversammlung, einem allgemeinen Kabar, in welchem dem Volke eingeschärft wurde, die Fremden gut zu behandeln und die Franzosen als Verwandte zu betrachten. Der Howageneralissimus Willoughby reiste ab; in den Herzen der Madagassen hat er sich nicht gerade einen Ehrenplatz erobert, dagegen hat er ein recht gutes Geschäft gemacht. Der Vertrag vom 17. December 1885 hat den Franzosen im Grunde mehr eingebracht, als sie auf Grund ihrer Waffenerfolge in Madagascar erwarten konnten. Sie dürfen, wie der damalige Ministerpräsident Freycinet vor der Kammer mit Recht hervorhob, vollauf zufrieden sein.

Ist in dem Vertrage das französische Protektorat über Madagascar auch nicht formell festgestellt, so ist doch das faktische Verhältniß von einem solchen sehr wenig entfernt. Ein Generalresident in der Hauptstadt überwacht die Leitung der auswärtigen Beziehungen; ohne seine Einwilligung darf die Howaregierung keinerlei Verbindlichkeiten nach außen eingehen, dagegen ist sie in ihren inneren Angelegenheiten frei. Ländereien können von Fremden zwar nicht als Eigenthum erworben werden, aber für eine genügend lange Zeitdauer, wie sie für größere agrikole und industrielle Unternehmungen wünschbar sein muß, gemiethet werden. Durch vollständige Abtretung der sicheren Bai von Diego Suarez hat Frankreich einen genügenden militärischen Stützpunkt gewonnen.

Auf alle Fälle ist der europäische Einfluß nunmehr genügend consolidirt, um das Land endlich der Kultur zu öffnen. Raum ist noch für Millionen vorhanden, ohne daß der Eingeborene beeinträchtigt wird. Der herrschende Stamm der Howa, geistig geweckt und arbeitsam, ist europäischer Kultur in hohem Grade zugänglich und nimmt sie ohne Schaden auf. Die natürlichen Hilfsquellen des Landes sind bedeutend, der Verkehr ist nicht unbeträchtlich. Da nunmehr regelmäßige Dampferverbindungen errichtet sind und in Bälde auch im Inneren der Insel bessere Verkehrswege errichtet werden dürften, hat der Handelsverkehr eine bessere Zukunft. Nach den vielen fruchtlosen Versuchen, nach den zahllosen Intriguen, welche die Europäer zu ihrem eigenen Schaden im Lande angezettelt haben, dürfte endlich die Zeit des Abenteurerthums vorbei sein und sich die Blicke ernsthafter Unternehmungen auf dieses ostafrikanische Gebiet werfen.

Polyandrie und Polygamie.

Von Dr. Emil Jung.

I.

Die Vielmännerei, so spärlich sie heute auch auf der Erde verbreitet erscheint, ist doch eine Sitte, welche bei vielen Völkern früher sich vorfand. Cäsar[1]) berichtet von den alten Briten, daß zehn oder zwölf ein Weib in Gemeinschaft besaßen, besonders Brüder mit Brüdern und Väter mit ihren Söhnen, und wenn aus solchen Vereinigungen Kinder hervorgingen, so sah man sie als die Nachkommen derjenigen an, welche zuerst mit der Frau in eheliche Gemeinschaft traten. Dio Cassius sagt von den Schotten dasselbe; er läßt zugleich eine britische Frau in Vertheidigung ihrer Landsmänninnen einer Römerin erwidern, daß sie offen mit Ihresgleichen das thäten, was die Römerinnen im Geheimen mit unter ihnen Stehenden. Die Richtigkeit dieser Angaben ist von englischen Schriftstellern der Jetztzeit bestritten worden, insbesondere von Vaughan[1]), der sich auf das Zeugniß des Pomponius Mela beruft, wonach die britischen Frauen in hohem Ansehen standen, ferner an die Thatsache erinnert, daß Frauen (Boadicea, Cartismandua) in Ermangelung männlicher Erben den Thron besteigen konnten, und darauf aufmerksam macht, daß sowohl Diodorus als Strabo nichts über diese Sitte sagen. Indeß ist Vaughan im Irrthum, wenn er meint, daß durch das Zusammenleben

[1]) Cäsar de Bello Gallico, lib. V, cap. 14.

[1]) Vaughan, Revolutions in English History, p. 97 ff.

einer Frau mit mehreren Männern dieselbe nothwendig an Achtung einbüßen mußte. Gerade im Gegentheil schätzten die Weiber von Atropatia, dem jetzigen Aserbeidschan, ehe der Islam dort Eingang fand, die Höhe ihrer socialen Stellung nach der Zahl von Männern, deren sie sich rühmen durften [1]).

In dem indischen Heldengedicht Mahabharata wird erzählt, wie Ardschuna, der dritte von fünf Pandava-Prinzen, bei einem Wettschießen mit Bogen am Hof von Drona als Siegespreis des Königs Tochter Draupadi zum Weibe erhielt, und daß diese damit zugleich die Frau aller anderen vier Brüder wurde. Als der König Drupada, der Vater Draupadi's, seine Unzufriedenheit darüber aussprach, hielt ihm Yudischthra, der älteste der Brüder, entgegen, daß Dschatila aus der Familie Gautamas, eine vortreffliche Frau, mit sieben Heiligen zusammengelebt habe, und daß Warkschi, die Tochter eines Muni (d. i. eines heiligen Gelehrten) mit zehn Männern verheirathet gewesen sei, sämmtlich Pradscheta, d. i. Männern, deren Seelen durch Büßungen geläutert wurden. Hier war also die Polyandrie eine von der Sitte durchaus gebilligte Institution, wie sie das in manchen Theilen Indiens und seiner Nachbarländer, im hohen Norden Asiens, in Amerika, Afrika und Australien anerkannter Maßen auch heute noch ist.

Auf Nukahiwa, einer der Markesasinseln, wo es mehr Männer als Frauen gab, war Polyandrie nicht selten und namentlich vornehme Frauen hatten zwei Männer, deren einem sie schon in früher Jugend vermählt wurden; beide nahm dann ein reiferer Liebhaber ins Haus. Die Männer lebten ohne Eifersucht in voller Eintracht neben einander [2]). Auch auf Neuseeland soll nach Mac Lennan, der zum Beleg eine von Sir George Grey erzählte Legende citirt, Polyandrie bestanden haben. Danach sollen zwei Brüder, Namens Ihuatamai und Ihuwareware, die durch die Meeresbrandung an den Strand von Wairarawa gespülte Hinauri gefunden, sie mit Freuden angeschaut und mitsammen zum Weibe genommen haben. Indessen scheint dieser vereinzelte Fall, wie Sir John Lubbock [3]) hervorhebt, mehr auf eine Gemeinschaftsehe als auf eine Polyandrie zu passen, besonders wenn man die Schlußworte der Sage näher erwägt. Auch sprechen andere Sagen der Neuseeländer ganz entschieden dagegen. Für den Australkontinent ist die Polyandrie für die Eingeborenen am unteren Murray von Angas, für die an der Moretonbai von Lang, für die bei Port Lincoln von Wilhelmi nachgewiesen worden; ich selbst habe sie während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Inneraustralien weder am Murray, Murrumbidschi oder Darling, noch am Cooper und im Seendistrikte mit Sicherheit finden können. Eine Art beginnender Vielmännerei bestand auf Hawai durch Zufügung eines Cicisbeo, Punula genannt, zum Manne; die Ehe führte hier den Namen Hao, Versuch [4]). In Melanesien werden Anklänge an Polyandrie zu einer gar nicht seltenen Erscheinung. So ist es auf den Neuen Hebriden bei der Wittwenschaft eine Art Uebereinkommen, daß zwei Wittwer mit einer Wittwe leben; sie gehört beiden, ebenso die Kinder [5]).

In Südafrika soll die Polyandrie nach G. Fritsch [6]) bei den Herero aus Armuth bisweilen vorkommen, wogegen nach Büttner eine gewisse Gemeinsamkeit der Frauen herrscht, nicht zwischen allen Stammesgliedern, sondern nur zwischen Angehörigen gewisser durch einen engen Bund geschlossenen Gemeinschaften, der Oma-Pange. „Möglicher Weise", sagt Büttner, „betrachten sich die auf gleicher gesellschaftlicher Stufe Stehenden schon von Natur als Oma-Panga" [1]).

In Westafrika tritt die Vielmännerei in anderer loserer Form bei reichen und vornehmen Frauen auf. So leben nach Monrad [2]) in Akra reiche Mädchen mit wem sie wollen, ohne daß ihre Unbeständigkeit Anstoß giebt. Die Königin Zinga von Congo, welche um 1640 lebte, soll sich viele Männer gehalten und diesen gestattet haben, sich zugleich wieder zu verheirathen, jedoch unter der Bedingung, daß die Kinder aus diesen Ehen umgebracht würden. Eine zwar nicht simultane, vielmehr successive Vielmännerei herrscht noch heute in Congo und Loango, wo sich Weiber aus fürstlichem Geblüt den Mann wählen, mit dem sie leben wollen, und den sie nach Willkür wieder verstoßen und durch einen anderen ersetzen.

In Amerika kommt Vielmännerei vereinzelt vor. Bei den Eskimo, die sonst Polygamisten sind, haben zuweilen aus Armuth zwei Männer ein Weib zusammen, und bei den Konjagen, Koloschen und Aleuten pflegte die Frau früher einen Nebenmann zu haben, der zu mancherlei Diensten verpflichtet war und in Abwesenheit des Mannes diesen vertrat [3]). Sonst werden von Mac Lennan noch die Eingeborenen vom Orinoco als Polyandristen aufgeführt und Lubbock fügt der von jenem gegebenen Liste noch einige irokesische Stämme hinzu [4]).

Die weiteste Verbreitung hat die Polyandrie ohne Zweifel in Asien gefunden, sie ist in manchen Gegenden eine vollkommen geregelte, obschon dies wohl nur ausnahmsweise der Fall ist und wohl nur da, wo bei ursprünglich herrschender Monogamie ein großer Mangel an Frauen herrscht.

Nach Tennant [5]) herrschte im ganzen Inneren von Ceylon Polyandrie, vornehmlich bei den wohlhabenderen Klassen, bis dieser Sitte 1860 durch den derzeitigen Gouverneur, Sir Henry Ward, ein Ende gesetzt wurde. Häufig hatte eine Frau drei bis vier Ehemänner und bisweilen sogar sieben. Nach Valentya hatte der König von Kotta, Wijaio Bahu VII., in dessen Regierung die Erbauung des ersten portugiesischen Forts zu Colombo fiel, mit seinem Bruder eine Frau gemeinsam, aber der Einfluß der Portugiesen und Holländer genügte, um in dem Küstenstrich wenigstens die Bewohner zum Aufgeben dieser Sitte zu bestimmen. Ein alter Häuptling, welcher vor der Eroberung von Kandy durch die Engländer unter drei Königen nach einander gelebt hatte, theilte Sir J. Tennant mit, daß die Sitte der Vielmännerei aus der Feudalzeit stamme, wo der Zwang zu persönlichen Dienstleistungen bei dem Könige und den Großen des Landes die verheiratheten Männer zu häufiger langer Abwesenheit nöthigte und ohne diese Einrichtung die Felder unbebaut geblieben wären. In neuerer Zeit hat man die Sitte damit entschuldigt, daß so die zu große Zertheilung des Grundbesitzes verhindert werde. In der Regel waren die gemeinschaftlichen Ehemänner Glieder derselben Familie, gewöhnlich Brüder.

Gegenwärtig kommt Polyandrie in Ceylon nur noch bei den singhalesischen Kandyan vor, einer kräftigen Rasse, welche im gebirgigen Inneren der Insel wohnt und bis in die jüngste Zeit sich nie mit der Bevölkerung der Ebenen vermischte. Hier besitzen alle Brüder einer Familie eine Frau gemeinschaftlich, aber nur der älteste derselben wird von den Kindern Vater genannt. Doch kann der Mann auch einen

[1]) Porter's Travels, cap. 1, p. 143.
[2]) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker, Bd. 6, S. 128.
[3]) Lubbock, Entstehung der Civilisation, S. 117.
[4]) Ratzel, Völkerkunde, Bd. 2, S. 188.
[5]) Derselbe, Bd. 2, S. 276.
[6]) Fritsch, Die Eingeborenen Südafrikas, S. 227.

[1]) Ratzel, Völkerkunde, Bd. 1, S. 343.
[2]) Monrad bei Waitz, Bd. 2, S. 108.
[3]) Waitz, Anthropologie, Bd. 3, S. 308, 313 und 314.
[4]) Lubbock, S. 116.
[5]) Sir J. D. Tennant, Ceylon.

anderen, nicht mit ihm verwandten, an seinen ehelichen Rechten theilnehmen lassen; in der That kann der erste Ehemann seiner Frau so viele zuführen, als diese als Ehemänner anzunehmen geneigt ist.

In Südindien herrscht Polyandrie im Tributärstaat Travancore und in den beiden Provinzen Malabar und Kanara der Präsidentschaft Madras, und zwar allein bei den Stämmen, welche das Neffenerbrecht haben, das hier Marumakayatam heißt, und wohl gerade als eine nothwendige Folge der Polyandrie bezeichnet werden muß. Die Hindukasten, bei welchen hier Vielmännerei herrschte, waren die Nair, die Tiyer in Nordmalabar und ein Zweig der Sklavenstämme, die Kallady. Die fünf Handwerkerklassen Malabars, die Zimmerleute (Ascharie), Gerber (Tol Kollen), Gelbgießer (Muschali), Goldschmiede (Tattan) und Grobschmiede (Perunkollan) sind polyandrisch; heirathet der älteste Bruder, so wird seine Frau zugleich die seiner jüngeren Brüder; will aber einer von diesen eine Frau für sich haben, so ist ihm dies gestattet und er mag einen eigenen Hausstand bilden, doch können etwaige noch jüngere Brüder als er selber in sein Haus ziehen und ihre Rechte an seiner Frau beanspruchen. Von diesen Kasten, Kummalarkasten genannt, sollen die Iduver, Iuver oder Tiyer, die Toddybereiter, eine sehr niedrige Kaste, welche ursprünglich aus Ceylon stammt, nach einem Aufsatz des Distriktsrichters Kukel Kelu, eines Nairs, im Journal der Madras Literary Society[1]), diese Sitte angenommen haben. Auch bei ihnen sind die gemeinsamen Gatten immer Brüder, nur in den Taluks Nidunganad, Kuttanad, Tschaugad, theilweise in Wettutsnad und an einigen benachbarten Orten von Südmalabar finden wir bei den Nair die Sitte, daß zwei oder drei Männer, die nicht Brüder, auch überhaupt nicht verwandt sind, eine Frau gemeinschaftlich besitzen. Indessen verschwindet die Sitte der Polyandrie hier doch mehr und mehr.

In Kurg herrschte früher ganz allgemein eine Sitte, die weniger Polyandrie als vielmehr Weiberkommunismus genannt werden muß, indem die Frauen der Brüder einer Familie Gemeingut innerhalb der Familie waren. Die Kurgs begründen diese Sitte mit der oben angeführten Erzählung von der Prinzessin Draupadi und ihren fünf Männern. Die Familienverhältnisse waren infolge dieser Sitte in Kurg höchst traurig und Zwistigkeiten, nicht selten mit tödtlichem Ausgange, waren in den großen, zuweilen 70 bis 80 Seelen aus drei Generationen enthaltenden Familien an der Tagesordnung. Gegenwärtig ist die Polyandrie in Kurg nicht mehr wie früher eine nationale Institution, kommt aber vereinzelt immer noch vor[2]).

Ueber die Toda haben wir von Metz[3]) eingehende Nachrichten. Die Frau gehört den Brüdern einer Familie gemeinschaftlich; die Kinder werden nach der Reihenfolge ihrer Geburt den Brüdern vom ältesten abwärts zugeschrieben. Daher herrscht wenig Sympathie zwischen Vater und Kind. Von den Mädchen, die geboren werden, wird nur eins am Leben gelassen. Die Frau wird gegen Erlegung einer bestimmten Summe Geldes gekauft. Die Hochzeitsfeierlichkeit besteht darin, daß man die Braut in das Haus ihrer zukünftigen Ehemänner bringt, wo sie sich niederbeugt, damit jene der Reihe nach ihr zuerst den rechten und dann den linken Fuß auf den Kopf setzen. Dann macht sie sich auf, Wasser zum Kochen zu holen und tritt damit in die Rechte und Pflichten der Hausfrau ein. Seitdem die Engländer den Kindesmord untersagt haben, bekennen sich die Toda allmählich zur Monogamie. Mantegazza kannte auch einige unter ihnen, welche der Polygamie huldigten[1]).

Bei den dravidischen Stämmen, welche die Nilgiriberge in Südindien bewohnen, war die Polyandrie, sowie der Mädchenmord ganz allgemein verbreitet; heute ist die letztere Sitte durch die Anstrengungen der englischen Regierung so ziemlich ganz unterdrückt worden und als polyandrisch werden nur noch die Toda und die Kurumba bezeichnet. Es sind hier wieder Brüder, welche eine gemeinsame Ehe schließen. Der Frau ist übrigens die größte Freiheit in Bezug auf ihren Verkehr mit anderen Männern gestattet, von Eifersucht findet man hier keine Spur. Auch bei den weit über die vorderindische Halbinsel verstreuten tiefstehenden Tschamar, den Lederarbeitern, sowie bei einigen anderen Pariahkasten ist Vielmännerei noch immer, wenn auch nicht allgemein, im Schwange.

Weit allgemeiner ist die Vielmännerei im nördlichen Indien. In Sirmore, einem Tributärstaat des Pandschab im Himalaya, thun sich mehrere Brüder zusammen, um eine Frau zu kaufen, die dann Gemeingut wird. Von diesen Gatten sind in der Regel mehrere abwesend, um verschiedenen Erwerbszweigen nachzugehen; der älteste bleibt gewöhnlich daheim. Die Kinder sind hier nicht des Aeltesten ausschließliches Eigenthum, vielmehr fallen sie den einzelnen der Reihe nach zu. Das erstgeborene Kind gehört dem Aeltesten, das zweite dem Nächstalten u. s. w.

Bei den Sikh, sagt Masson[2]), war es nichts Ungewöhnliches, daß sämmtliche Brüder einer Familie eine Frau gemeinschaftlich hatten, und er erzählt, daß eingeborene Soldaten der britisch-indischen Armee um Urlaub einkamen, weil ihre Brüder eine Reise gemacht hätten und ihre Frau allein sei. Die englische Armeeverwaltung erkannte eine solche Forderung immer als vollkommen berechtigt an.

Oberst Dalton schreibt[3]), daß die Padam oder Bor Abor in Assam Polyandristen sind, und daß es nichts Ungewöhnliches für eine Abor-Frau ist, mit zwei Brüdern als Ehemännern zusammen zu leben. Ebenso sagt er, daß bei den den Abor verwandten Miri und Daphla zwei Brüder sich vereinigen, um eine Frau zu kaufen. Dagegen sehe ich im Report on the Census of Assam for 1881 in dem Kapitel Castes and Tribes par. 158, daß diese Stämme eine derartige Insinuation mit Abscheu zurückwiesen und behaupteten, daß auf ein solches Verhältniß Todesstrafe gesetzt sei. Im Journal of the Asiatic-Society of Bengal IX, p. 834 finden wir aber die Angabe, daß Vielmännerei sowohl in Sylhet als in Katschar, zwei von vielen verschiedenen Stämmen bewohnten Distrikten Assams, vorkomme.

Daß diese Sitte in mehreren Thälern des Himalaya, in Kaschmir und in Tibet, wie vor Jahrhunderten, so auch noch heute im Schwange ist, wird von allen Reisenden behauptet, die dorthin vorgedrungen sind. Lieutenant Samuel Turner, der 1783 als Gesandter nach Tibet ging und nach seiner Rückkehr in England einen Reisebericht veröffentlichte unter dem Titel: Embassy to the Court of the Teshu Lama in Tibet, containing a narrative of a journey through Bhutan and part of Tibet (London 1800), erzählt, daß die Frauen von Tibet mit ihren drei oder vier Ehemännern ebenso eifersüchtig wären, wie ein mohammedanischer Polygamist es auf seine Weiber ist. Er sah eine Frau, welche fünf Gatten hatte, alle Brüder, von denen aber der eigentliche Ehemann der älteste war. Bei den

---

[1]) Madras Literary Society Journal cf. 1850, p. 52—54.
[2]) Hunter, Imperial Gazetteer 1885, vol. IV, p. 35.
[3]) Metz, die Stämme der Nilgiris, S. 46.

[1]) Mantegazza, Indien, S. 120.
[2]) Masson, Journeys in Baluchistan, Afghanistan and the Panjab, vol. III, p. 87 ff.
[3]) Dalton, Ethnology of Bengal, p. 33.

Bhutia von Sikkim ist die Polyandrie eine sociale Einrichtung, die aber leicht in freie Liebe ausartet[1]).

A. Cunningham, der, wie sein älterer Bruder sehr werthvolle Beiträge zur Geographie und Ethnologie Nordindiens und des Himalayagebietes geliefert hat, sagt, daß bei den Bhoti von Ladakh Polyandrie auf Brüder beschränkt ist. Jede Familie von Brüdern hat nur eine gemeinschaftliche Frau. In der Regel sind es zwei, aber auch vier und fünf Brüder, die so zusammen leben. Indessen gilt dies nur von den ärmeren Klassen, die Reichen sind, wie im Orient überhaupt, gewöhnlich Polygamisten und haben, je nach ihren Verhältnissen, zwei oder mehr Frauen[2]). Er fügt hinzu, daß diese allgemeine Polyandrie das Haupthinderniß einer stärkeren Volksvermehrung ist, erklärt aber, daß diese unser Sittlichkeitsgefühl beleidigende Maßregel durch die beschränkten Produktionsverhältnisse des armen Landes geboten sei. Daß dies richtig ist, beweist die sofortige Errichtung besonderer Hausstände selbst im lamaïtischen Tibet, sobald sich die Erwerbsverhältnisse durch den Aufschwung von Handel und Verkehr irgendwie günstiger stellen. Auch das Vordringen des Islam macht der Vielmännerwirthschaft mehr und mehr ein Ende[3]).

Schließlich sei einer hübschen Anekdote gedacht, die uns der schon erwähnte Dalton in seinem werthvollen Werke Descriptive Ethnology of Bengal, Seite 36, giebt. Ein sehr niedliches Dolphamädchen kam einst zur Station Lackimpur, warf sich Oberst Dalton zu Füßen und flehte ihn in poetischen Ausdrücken um seinen Schutz an. Ihr Vater habe sie einem Manne zugesagt, erzählte sie, dem sie keine Neigung zuwenden könne, und daher sei sie mit ihrem Geliebten entflohen. Dies klang interessant und romantisch. Der Oberst Dalton ließ die Sache untersuchen und der Hauch der Romantik entfloh. Sie war mit zwei jungen Männern auf und davon gegangen!

In seinem Werke Hunting in the Himalaya bemerkt Dunlop, daß wo immer Polyandrie auftritt, sich auch ein außerordertlich starker Unterschied in dem Verhältniß der Geschlechter geltend mache. So fand er in einem solchen Dorfe auf mehr als 400 Knaben nur 120 Mädchen. Er glaubt auch, daß der Verdacht des Mädchenmordes hier nicht aufkommen könne, da eine Frau mit schwerem Gelde von ihren Eltern erkauft werden müsse. Und er bringt zugleich Garhwal zum Vergleich, wo Polygamie herrscht, und ein starker Ueberschuß von Mädchen vorhanden ist. Der hier wie auch von anderer Seite schon oft ausgesprochene Satz, daß bei Polygamie die weiblichen, bei Polyandrie die männlichen Geburten vorwalten sollen und die Natur sich gleichsam den örtlich herrschenden ehelichen Satzungen anbequeme, ist aber bereits von Oskar Peschel überzeugend widerlegt worden[1]).

Irrthümlich hat man bisweilen die Polyandrie verwechselt mit der Gemeinschaftsehe, dem Hetärismus, wobei die Frauen einer Horde Gemeingut aller Männer sind und ein eheliches Zusammenleben gar nicht existirt. Ein solcher Zustand soll früher bei vielen Völkern geherrscht haben, in China bis zu Buddha's, in Griechenland bis zu Kekrops' Zeiten. Nach Herodot kannten weder die Massageten noch die äthiopischen Ausen eine Einzelehe. Strabo bestätigt Herodot's Angabe hinsichtlich der Massageten und stellt wie Solinus die nämliche Behauptung von den Garamanten, einem anderen äthiopischen Stamme, auf. In Kalifornien vereinigten sich nach Baegert beide Geschlechter ohne jede Förmlichkeiten, auch fehlte den Bewohnern in ihrem Vocabularium das Wort „Heirathen". Garcilasso de la Vega versichert, daß bei einigen peruanischen Stämmen vor der Zeit der Inca kein Mann eine ihm allein gehörende Frau besessen habe. Bei den Andamanen traf jedes Weib, welches irgend einem Stammesgenossen die ehelichen Rechte vorzuenthalten suchte, eine harte Strafe. Von den Eingeborenen der Königin-Charlotte-Inseln wird behauptet, daß ihnen ursprünglich die Satzungen der Ehe völlig fremd waren und daß die Frauen fast sämmtliche Männer ihres Stammes als Gatten betrachteten, dabei aber gegen alle Fremde sich äußerst zurückhaltend benahmen. Lubbock[2]), der diese und andere Angaben verschiedener Schriftsteller anführt, glaubt, daß wir allen Grund zu der Annahme haben, daß die niedrigsten Rassen in einem ehelosen Zustande lebten; wogegen Peschel die Annahme eheloser Vorzeiten des Menschengeschlechts als häßlich und unglaubwürdig bezeichnet, indem wir schon bei Thieren eine strenge Paarung finden, nämlich bei Affen, bei Raubthieren, Hufthieren, Wiederkäuern, bei Sing-, Hühner- und Raubvögeln.

[1]) Mantegazza, Indien, S. 193 nach Hooker, Himalayan Journals.
[2]) Balfour's Cyclopaedia, vol. III, p. 245.
[3]) Vergl. Moorcroft, Travels in the Himalayan Provinces II, p. 321.

[1]) O. Peschel, Völkerkunde, S. 231.
[2]) Die Entstehung der Civilisation, S. 17.

Kürzere Mittheilungen.

Prof. Heim's Gutachten über die Katastrophe in Zug.

Gegenüber den vielfachen phantastischen Vorstellungen über die Ursachen der Katastrophe vom 5. Juli am Zuger See veröffentlicht der wohlbekannte Kenner derartiger Erscheinungen, Prof. Alb. Heim, in der „N. Züricher Ztg." ein einem weiteren Leserkreise bestimmtes Gutachten, dem wir Folgendes entnehmen. Hiernach erstreckte sich der Zuger See in längst verflossenen Zeiten weiter gegen Norden, wohl bis in die Gegend von Baar und wurde allmählich zurückgedrängt durch die Schuttablagerungen zahlreicher Bäche, sowie derjenigen der Lorze. Die Altstadt Zug liegt auf dem gröberen Bachschutt, die Vorstadt, das Bahnhofsgebiet und die ganze Fläche bis zu der Moräne von Cham werden durch das Lorze-Delta gebildet. Bei Legung des Röhrennetzes für die Wasserleitung und bei anderen Gelegenheiten beobachtete man im Gebiet der äußeren Vorstadt stets unter $1/2$ bis 1 Meter Humusboden feinen Sand, dann in 2 bis 6 Meter unter der Oberfläche Seeschlamm, Seekreide mit Resten von Pfahlbaupfählen und Pfahlbaufundschichten. Das Gleiche läßt sich am jüngsten Abrißrand vom 5. Juli beobachten. Gegen den inneren und nördlichen Theil der Vorstadt wird der feine Sand gröber und geht in Kies über, der weiche Seeschlamm liegt tiefer oder fehlt gänzlich. In noch größerer Tiefe folgt festerer Seeschlamm, vielleicht oftmals unterbrochen von eingelagertem Sand oder Kies. Dieser in seiner Zusammensetzung wechselnde Schuttboden mag wohl bis 60 Meter Tiefe reichen. Wirklicher Fels mag erst tiefer folgen oder an den Gehängen des Zuger Berges im Hintergrunde der Altstadt anzutreffen sein. Bezüglich der Ursachen der Katastrophe vom 5. Juli ist nun noch Folgen-

des vorauszuschicken. Sämmtliche Seen lagern bekanntlich stets einen feinen Schlamm an ihrem Boden ab, theils durch die Zuführungen seitens der Bäche, theils aber auch durch den Kalkniederschlag des Seewassers selbst, wie durch die im See lebenden und absterbenden Organismen. Diese „Seekreide“ wird nun überlagert durch den Schuttkegel eines in den See mündenden Baches oder Flusses, wodurch der Seeschlamm zusammengepreßt und theilweise befestigt wird; theilweise aber weicht er der auf ihn drückenden Last aus und wird ausgequetscht und zwar ruckweise, wobei der ausgepreßte Seeschlamm über das Gehänge am Seegrunde abfließt und an flachen Stellen desselben sich anhäuft. Manchmal bleiben weiche Seeschlammmassen lange Zeit gefangen, tragen auch größere Lasten, dann aber genügt eine geringe Störung des Gleichgewichts, um eine Katastrophe herbeizuführen. Derartige Abrutschungen sind vielfach, selbst am Zuger See, beobachtet worden, wo 1435 ein Theil der Altstadt und 1591 ein Theil der Vorstadt versank. Bereits im Frühsommer 1884 wurden bei Gelegenheit der neuen Quaibauten Risse in den anliegenden Gebäuden bemerkt und Fachleute, unter denen sich auch Professor Heim befand, mit einer Untersuchung des Untergrundes betraut. Dieselben bezeichneten schon damals die Lage als äußerst gefährlich, da aber die Bauten schon zu weit gediehen waren, so konnte man nur ein äußerst vorsichtiges Weiterbauen, veränderte Fundation der Quaimauern zwecks geringerer Belastung des Bodens und Ableitung des landeinwärts angestauten Grundwassers anrathen. Eine direkte Schuld ist aber den Quaibauten nicht ohne Weiteres zuzumessen, denn gerade an den vollendeten Stellen hat keine Abrutschung stattgefunden, sondern nur an den begonnenen Stellen, an denen gepfählt und neu angeschüttet war. An Rissen in den Gebäuden hatte es auch nie gefehlt und waren solche Risse nicht nur Jahrzehnte, sondern Jahrhunderte lang unverändert geblieben, so daß es schwierig war, zu unterscheiden, ob diese Risse nur eine Folge des festen und normalen Zusammensitzens des Ausfüllungsmaterials oder von tieferen gefährlichen Bewegungen abhängig waren. Der Absturz am 5. Juli erfolgte vertical derart, daß sich das betroffene Gebiet um 7 bis 8 Meter senkte, während der unten ausgequetschte Seeschlamm schon in 250 Meter Entfernung vom Ufer eine Erhöhung des Bodens gegen früher bewirkte. Daß wirklich eine Seewärtsbewegung des Schlammes stattfand, zeigten die in demselben steckenden Pfähle des Quai, welche mit dem Schlamm in den See hinausrutschten und erst in 100 bis 300 Meter Entfernung vom Ufer frei wurden und an die Oberfläche emporschossen. Neben dieser durch Menschenhand nicht zu vermeidenden Ursache, nämlich dem Auspressen des Seeschlammes durch die belastenden Oberschichten, kommen natürlich noch weitere veranlassende Momente in Betracht. Durch Arbeiten, wie Kanalisation, Wasserleitung &c. wurde der feste Zusammenhang der oberen Schichten vielfach gelockert und die Abtrennung einzelner Theile befördert. Dazu kam weiter, daß, wie schon in den Vorjahren, der Seespiegel tiefer stand als das vom Lande drängende Grundwasser, so daß ein Ueberdruck von der Landseite entstand, der gerade Ende Juni und Anfang Juli relativ hoch war. Nur durch die Erschütterung bei der Pfählung und durch allmähliche Mehrbelastung des Bodens mag die Quaianlage nicht ohne Wirkung geblieben sein. Jedoch ist hervorzuheben, daß bereits seit 1880 alles gethan wurde, das Niveau des Seespiegels mit dem des Grundwassers durch tief gelegte Drainage in Uebereinstimmung zu bringen. Vom 6. Juli Morgens hat sich noch keine Fuge wieder gerührt. Was aber kommen wird, da der Seeschlamm sich noch weiter landeinwärts erstreckt, ist nicht vorauszusehen, möglich ist nur, daß vielleicht der jüngste Einsturz und die Quaianlage den rückliegenden Seeschlammm gefangen hält und konsolidirt, jedoch ist dies eben nur möglich, nicht sicher.

Expedition nach Neu-Guinea.

Die unter ihrem Vorstande, dem Baron Ferdinand von Müller, sehr rührige „Royal Geographical Society“ in Melbourne hat von Neuem die Aussendung einer Expedition nach Neu-Guinea beschlossen. Es handelt sich dies Mal um die Erforschung des hohen Tafellandes, welches sich zwischen Hood Bay in 10° 7′ südl. Br. und 147° 45′ östl. v. Gr. und Dyke Acland Bay in 8° 58′ südl. Br. und 148° 31′ östl. v. Gr. ausbreitet und bis 14 000 engl. Fuß (4267 m) ansteigt. Es soll vor Allem untersucht und festgestellt werden, ob das Klima dieses Hochlandes gesund genug ist, um eine permanente Ansiedlung von Europäern zu gestatten. Die Leitung der Expedition ist dem Mr. W. R. Cuthbertson übertragen worden, während Mr. W. Sayer aus Queensland als Botaniker, Zoologe und Sammler engagirt ist. Mr. Cuthbertson ist Feldmesser und mit Neu-Guinea nicht unbekannt. Er legte um Mitte vorigen Jahres, im Auftrage des Oberkommissairs Mr. John Douglas, in der unmittelbaren Nähe von Port Moresby zwei nur eine englische Meile von einander entfernte Plätze zu Städten, genannt Granville East und Granville West, welche für europäische Ansiedlung bestimmt sind, an, sowie eine 16 km lange Landstraße von Port Moresby nach dem Laloki-Flusse und einen Kirchhof, auf welchem, aus Gesundheitsrücksichten, die Eingeborenen in Zukunft ihre Todten beerdigen sollen. Mr. Cuthbertson wird, außer von Mr. Sayer, nur noch von einem Europäer, welcher die Motu Motu-Sprache der Eingeborenen kennt und als Dolmetscher dienen soll, begleitet sein. Dieser wird erst in Port Moresby engagirt werden. Gelangt die Expedition in einen Distrikt, wo die Motu Motu-Sprache nicht mehr geläufig ist, so muß ein neuer Interpreter gewonnen werden, welcher sich mit den Häuptlingen über die Bedingungen wegen Durchzugs durch ihr Gebiet verständigen kann. Es ist unter den Eingeborenen von Neu-Guinea allgemeiner Gebrauch, daß ein Fremder, welcher sich ihrem Gebiete in friedlicher Absicht nähert, an der Stelle, wo er es betreten will, einen Speer und einen Schild niederlegt. Geschieht dies nicht, so bedeutet das Feindschaft und Fehde. Mr. Cuthbertson hat in der ersten Juni-Woche Melbourne verlassen und hoffte am 28. Juni Thursday Island, die bekannte, nur 130 km von der Küste Neu-Guineas entfernte Hauptinsel in der Torresstraße, und am 2. Juli Port Moresby, an der gegenüberliegenden Südostküste von Neu-Guinea, zu erreichen. Nachdem hier ein Dolmetscher gefunden und 40 Eingeborene als Packträger und für andere Dienste gedungen worden, wird Mr. Cuthbertson seine Reise ohne Verzug antreten. Die Gesammtkosten der Expedition glaubt man mit den 1000 Pfd. St., welche die Regierung der Kolonie Victoria der Geographischen Gesellschaft in Melbourne vor einiger Zeit für wissenschaftliche Zwecke überwies, decken zu können. Man hat dies Mal von Mr. Henry Ogg Forbes als Leiter Abstand genommen, weil man mit dem langsamen Fortschreiten der im vorigen Jahre von ihm geleiteten Expedition, welche zuletzt resultatlos verlief, unzufrieden war. (Vgl. Globus, Bd. 50, S. 160.) Greffrath.

Einiges über die Galtschas.

Ueber die unter dem Namen Galtschas bekannten Bergbewohner in Kohestan giebt Ujfalvy in den Bulletins der Pariser „Société d'Anthropologie“ einen eingehenden Bericht, der sich wenigstens theilweise auf eigene Beobachtungen und Messungen stützt; er ist gleichzeitig eine Probe aus seinem im Drucke begriffenen Werke „les Aryens au nord et au sud de l'Hindou Kouch“. Die Existenz der Galtschas

ist neuerdings überhaupt bestritten worden; noch mehr ihre Brachycephalie. Ujfalvy führt zunächst ein reichliches litterarisches Beweismaterial für die Existenz der Galtschas überhaupt ins Feld, der Name ist nach der gewöhnlichen Angabe von ihrer Fußbekleidung abgeleitet; er findet sich als Calcia schon 1603 in dem Reiseberichte des portugiesischen Jesuiten de Goës, aber unter dem Namen werden zwei ganz verschiedene Völkerstämme zusammengeworfen. Die echten Galtschas sprechen einen Pamir-Dialekt, aber man nennt auch Bergstämme so, welche zweifellos persischen Stammes sind, Tadschiks, welche in die Berge gedrängt worden sind. Ihre Sprache ist ein von türkischen und arabischen Beimengungen freies Persisch, sie sind also schon in ihre heutigen Sitze an den Quellflüssen des Serafschan gedrängt worden vor den Einbrüchen der Türken. Seitdem wohnen sie dort als Ackerbauer und Hirten, in halb in die Erde versenkten Häusern aus Stein und Cypressenholz, deren Dächer gegen die Stürme des Hochgebirges mit Steinblöcken beschwert sind. Ihre Felder bewässern sie mit Hilfe von Wasserleitungen, die in schwindelnder Höhe an den Bergwänden hinziehen; sie bauen Weizen, Gerste, Hirse, Flachs und Bohnen, und um ihre Wohnungen pflanzen sie Aprikosen- und Maulbeerbäume, welche eine wichtige Rolle für die Ernährung spielen. Auch Kirschen- und Nußbäume sind häufig und tragen trotz der langen strengen Winter reichlich. Die Grundlage der Ernährung bildet übrigens die Milch in den verschiedensten Formen; das Lieblingsgetränk ist saure Milch (aïran), das Nationalgericht humoch, eine Art Suppe aus Dickmilch mit Mehlklößen. Der Ackerbau drängt sich auf die Monate Juni bis September zusammen. Von Wichtigkeit ist für sie auch das Erträgniß der Jagd, deren Gegenstand hauptsächlich eine Wildziege bildet.

Die Galtschas sind ziemlich hoch gewachsen, mit weißer, aber von der Sonne gebräunter Haut, stark behaart, mit schwarzem oder kastanienbraunem Haupthaar, nur die Fan sind häufig blond und selbst auch roth, die Augen sind braun oder blau, die Nase lang, leicht gebogen, meist schön geformt, die Lippen fein, die Zähne klein, aber meist vom Essen der getrockneten Früchte angegriffen, die Stirn hoch, etwas zurückliegend, die Augenbrauen stark vorgewölbt, der Raum zwischen den Augen nur klein. Das Hinterhaupt zeigt eine ganz eigenthümliche charakteristische Abflachung. Sie zerfallen in fünf Stämme: Maghian, Kschtut, Falgar, Matscha und Fan; die häufig auch hierher gerechneten Yignôb reden eine ganz andere Sprache. Jeder Stamm wohnt in einzelnen Dörfern, deren jedes seinen Vorsteher hat, aber sich ganz demokratisch regiert; in früheren Zeiten hatte auch jeder Stamm seinen Fürsten, der sich allerdings der Oberhoheit von Buchara, Chokand oder Karategin fügen mußte, da diese Staaten ihm jeder Zeit die Lebensmittelzufuhr abschneiden konnten, aber doch eine ziemliche Macht besaß. Die heutigen Galtschas sind nur die verkommenen Reste eines einst mächtigen Volkes.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

—. Grandhomme, Der Kreis Höchst a. M. in gesundheitlicher und gesundheitspolizeilicher Beziehung einschließlich einer geschichtlichen und geologischen Beschreibung desselben (Frankfurt 1887. 8⁰. 193 S.), ist ein dankenswerther Beitrag zur Lokalforschung, welcher sich zwar wesentlich mit den hygienischen Verhältnissen des betreffenden Kreises beschäftigt, aber auch ein vollständiges Bild der gegenwärtigen Zustände bietet und auch die Bodenbeschaffenheit ziemlich eingehend berücksichtigt. Aehnliche Monographien wären für alle deutschen Kreise zu wünschen; sie würden für spätere Zeiten eine werthvolle Grundlage für das vergleichende Studium der Entwickelung der einzelnen Gaue Deutschlands bieten. Ko.

— Die Russische Regierung hat jüngst beschlossen, an den Universitäten des Reiches Lehrstühle für Geographie einzurichten. Die erste Professur wird im Herbst dieses Jahres die Universität zu St. Petersburg erhalten.

Asien.

— Ueber das Erdbeben, welches am 9. Juni die Stadt Wjernoje in der Provinz Semirjetschensk (Sibirien) heimsuchte, liegen Nachrichten vor, aus denen Folgendes hervorgeht. Das Erdbeben erstreckte sich auf einen Umkreis von etwa 1000 km und trat am stärksten in Wjernoje auf, das sammt den dabei liegenden zahlreichen Kosakendörfern gänzlich vernichtet wurde. Gegen 800 Leichen hat man aus den Trümmern entfernt und zahlreiche Risse und Spalten der Oberfläche deuten auf die Erregtheit des Inneren. Die Katastrophe brach, indem mehrere Stöße in kurzen Intervallen einander folgten, um 4 U. 35 M. (Ortszeit von Wjernoje) herein. Da in Taschkent um 4 U. 18 M. (Ortszeit von Taschkent) an demselben Morgen eine flache Erdbebenwelle verspürt wurde, durch welche aufgehängte Gegenstände in Bewegung geriethen, so ergiebt sich unter Berücksichtigung der Entfernung beider Orte und der Zeitdifferenz, daß die Welle in der kurzen Zeit von $13\frac{1}{2}$ Minuten eine Strecke von 400 Meilen (miles) und zwar in diagonaler Richtung die ganze Westhälfte des Thian-Schan durchlief. Das Merkwürdigste und nahezu ein Räthsel für die Wissenschaft ist das Auftreten des Erdbebens gerade in diesem Gebiete, denn alle wissenschaftlichen Theorien stimmen, wenn auch abweichend im Einzelnen, im Allgemeinen doch darin überein, daß die Nähe des Meeres eine hervorragende Rolle bei den Erdbebenerscheinungen spielt. Alle Erdbeben finden gewöhnlich in gebirgigen Gegenden in der Nähe des Meeres statt. Gebirgig ist nun allerdings das Gebiet um Wjernoje, aber das Meer fehlt, da man doch den kleinen Issyk-Kul im Süden oder den größeren, aber weiter entfernten Balchasch-See im Norden nicht für dies Erdbeben verantwortlich machen kann. Möglich kann jedoch sein, daß von dem Meere, welches im Tertiärzeitalter das nördliche Eismeer mit dem Kaspischen Meere verband und die sibirische Tiefebene überfluthete, Wassermassen durch Infiltration in das Erdinnere gelangt sind und hier unterirdische Wasserbassins gebildet haben, so daß sich dieses Erdbeben etwa durch Einstürze, die in diesen Hohlräumen stattgefunden haben, erklären ließe. Zur genauen Erforschung der Ursachen dieses Erdbebens, dessen Dauer noch nicht aufzuhören scheint, indem am 20. Juni durch einen erneuten Stoß von 10 Sekunden Dauer die wenigen Reste von Wjernoje noch größtentheils zerstört wurden, hat die Russische Gesellschaft für Geographie eine Specialexpedition an Ort und Stelle entsandt, an deren Spitze Muschketow steht.

— Wie der „Allgem. Ztg." aus Leipzig berichtet wird, beabsichtigt der durch seine Reisen namentlich auf den Sandwich-Inseln und in Australien bekannte, aus Livland stammende Graf Aurep-Elmpt demnächst eine größere Reise nach dem noch gänzlich unerforschten Hochplateau von Annam zu unternehmen. Seine Aufmerksamkeit will der genannte Reisende hauptsächlich auf die ethnographischen Verhältnisse des Landes richten und hierauf einen Zeitraum von zwei

Jahren verwenden, um dann durch Siam und Tibet die Rückreise anzutreten. Ganz besonders wird es sich Graf Anrep angelegen sein lassen, Sammlungen ethnographischer Gegenstände anzulegen, welche unsere Kenntnisse der Völkerschaften jener Gebiete wesentlich bereichern würden.

Afrika.

— Wie dem „Mouvem. Géographique" aus sicherer Quelle aus Kairo berichtet wird, sind daselbst Nachrichten eingelaufen, laut welchen Lupton-Bey und Slatin-Bey, die ehemaligen Gouverneure der Provinzen Bahr-el-Gazal und Darfur, noch am Leben sind und sich in Gefangenschaft in Chartum oder Omdurman befinden. Ist schon dies eine glückliche Nachricht, die beiden verdienten Forscher am Leben zu wissen, so lebt hiermit auch die Hoffnung auf, Mittel ausfindig zu machen, um sie ganz zu befreien, obwohl die Aussichten hierzu nicht gerade glänzende sind. Denn wenn es schon schwierig ist, vom Congo aus nach Wadelai vorzudringen und Emin-Pascha sowie Casati zu befreien, so ist es doch noch etwas gewagter, den Nil hinauf zu fahren und mit den sudanesischen Rebellen zu verhandeln oder etwa gar um die Befreiung der beiden Gefangenen zu kämpfen. Hoffen wir nur, daß sich Mittel finden lassen, diese beiden Männer der Freiheit und der Civilisation wieder zu geben.

— Wie „Le Mouvement Géographique" berichtet, ist jüngst durch den Kapitän Van Gèle der Lopori, dessen Mündung in den Lulongo Grenfell und von Francois bei der Erforschung des letzteren (vergl. „Globus", Bd. 49, S. 78) nur flüchtig studiren konnten, mit dem Dampfer „Henry Reed" befahren worden. An der Mündung hatte hiernach der Lopori eine Breite von 500 m und eine Tiefe von $2^1/_2$ m, auch war seine Befahrung an dieser Stelle wegen vieler Sandbänke schwierig, und die Ufer wegen ihrer Flachheit sowie ihrer Steilheit an den Stellen, wo auf der linken Seite eine Hügelreihe an den Strom tritt, wenig bevölkert. Fischereianlagen, versteckte Kähne, zahlreiche Wege vom Flusse in das Innere sowie die Marktplätze, an denen sich die Bewohner beider Ufer treffen, sind jedoch Zeugnisse genug, daß das Innere dichter bewohnt ist. Die Kriegstrommel, welche die Ankunft eines Fremden oder Feindes auf dem Flusse meldete, wurde während der ganzen Fahrt gehört. Nach einer Fahrt von sechs Tagen begannen sich häufiger Dörfer zu zeigen, deren Bewohner jedoch jede Landung verhinderten, auch war in diesem Theile der Flußlauf sehr gewunden und das Fahrwasser durch abgestorbene Baumstämme verengt. Ungefähr bis zum Meridian von Upoto behält der Lopori seine Richtung aus NO bei, findet aber hier, wo er sich dem linken Congo-Ufer bis auf einen Tagemarsch genähert hat, auf seinem rechten Ufer eine Hügelreihe, die ihn plötzlich seine Richtung zu ändern nöthigt. Van Gèle befuhr ihn noch ein Stück bis zum Dorfe Ikengo, woselbst der Fluß noch eine Breite von 60 m, eine Tiefe von $3^1/_2$ m und eine mittlere Sekundengeschwindigkeit von $^3/_4$ m besaß. Die Dörfer auf dem linken Ufer gehörten dem Stamme der Ngonzi an. Interessant ist auch hier wieder der Parallelismus des Congo mit seinen Hauptzuflüssen, der zur Genüge die schon früher ausgesprochene Vermuthung von der Abwesenheit links- und rechtsseitiger Nebenflüsse in diesem Theile seines Laufes erklärt. Elephantenheerden zeigten sich vielfach während der Fahrt, auch schlugen die Häuptlinge der am Lulongo wohnenden Stämme, mit denen Van Gèle bei seiner Rückfahrt Tauschhandel zu treiben in der Lage war, denselben vor, Handelsstationen bei ihnen einzurichten (!).

Australien.

— Der russische Reisende N. Miklouchо Maclay ist wieder in Sydney eingetroffen, um seine dort gelassene Frau und Kinder abzuholen, ist aber am 24. Mai mit demselben Dampfer, dem Bremer Reichsdampfer „Neckar", mit Familie nach Europa zurückgekehrt. Die rheumatischen Leiden, welche er sich auf seinen Forschungsreisen in Neu-Guinea und in der Südsee zugezogen, gestatten ihm den Aufenthalt im nördlichen Europa nicht mehr. Er beabsichtigt ungefähr zwei Jahre in Italien zu verleben, will in dieser Zeit ein größeres Werk über seine Reisen in russischer und englischer Sprache herausgeben und dann mit seiner ganzen Familie nach Australien (Sydney) für immer zurückkehren. Weitere Forschungsreisen gedenkt er nicht wieder zu unternehmen.

Vermischtes.

— C. S. Devas, Studien über das Familienleben. Ein Beitrag zur Gesellschaftswissenschaft. (Autorisirte Uebersetzung aus dem Englischen von Paul Maria Baumgarten, Jur. utr. Dr. Paderborn und Münster, Schöningh, 1887, 8°, 256 S.)

Wir haben es hier mit einem interessanten Seitenstück zu Schneider's in demselben Verlage erschienenen Naturvölkern (vgl. „Globus" Bd. 50, S. 112) zu thun, dem Versuche, nachzuweisen, daß nur das Christenthum resp. die von ihm eingeführte Art der Ehe mit ihrer Einheit, Heiligkeit und Unauflöslichkeit, also richtiger nur die katholische Ehe, eine Familie im wahren Sinne schaffen könne. Das Buch zerfällt in drei Abtheilungen, welche die vorchristliche, die christliche und die nachchristliche Familie schildern; letztere Abtheilung umfaßt nicht nur die mohammedanische Familie, sondern der Autor erkennt an, daß die civilisirteren Völker mit ganz geringen Ausnahmen heute kein christliches Familienleben mehr haben, am wenigsten natürlich in dem doch so gut kirchlichen Amerika, wo allerdings die Schule der Kirche völlig entzogen ist, aber auch in Frankreich und selbst in dem frommen England; den englischen Arbeiter auf dem Lande sowohl wie in den Städten und den kleineren Handwerker rechnet Devas ganz entschieden zu den Nach-Christen und stellt sie tief unter die Iren. Das Kapitel über die christliche Praxis nimmt nur 10 Seiten ein; es scheint dem Verfasser schwer gehalten zu haben, passende Beispiele aufzufinden. Auch die Verherrlichung des Cölibates, welches dem Laien ein erhebendes Beispiel von Enthaltsamkeit giebt (!), und ihm beweist, daß er sich mit einer Frau begnügen kann, wird wohl nur in ganz frommen Kreisen einen überzeugenden Eindruck machen. Durch das ganze Buch zieht eben das Bestreben, das uns auch in Schneider's Naturvölkern entgegentritt, alle Lichtseiten der Civilisation dem Christenthum zuzuschreiben, alle Schattenseiten dem Abfall von ihm. — Sehen wir aber von dieser Tendenz ab, so müssen wir anerkennen, daß das Buch des Oxforder Professors einen reichen Schatz von geschickt gruppirten Thatsachen beibringt, die auch für den Gegner seiner Richtung beherzigenswerth sind, und daß es in anziehender und anregender Weise geschrieben ist. Auch die Uebersetzung ist recht gut und die Ausstattung macht dem Verleger alle Ehre. Ko.

Berichtigungen:

S. 56, Sp. 1, Zeile 26 von unten lies Kulturgewächs statt Naturgewächs.

S. 56, Sp. 2, Zeile 9 von oben lies Stamm statt Strom.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XV.

Das Lager von Suk el-Dschema ist eines der gesundesten und bestgelegenen in der ganzen Regentschaft und, obwohl auf einem Berge gelegen, doch gegen die heftigen Winde geschützt. Die Temperatur ist stets, selbst im Sommer, niedrig, im Winter sogar zu kalt, denn es fällt oft reichlich Schnee. Krankheiten sind deshalb selten und Epidemien treten weniger heftig auf, als in anderen tunesischen Garnisonen. Außerdem besitzt es eine prächtige Quelle, welche zur römischen Zeit durch einen noch ziemlich gut erhaltenen Aquadukt von 5 bis 6 km Länge nach der nahen Stadt Mactar, deren Trümmer den alten Namen in der Form bis heute bewahrt haben, geleitet wurde. Diesen Ruinen galt der nächste Ritt unserer Reisenden. Kurz ehe sie dieselben durch einen der beiden vorhandenen Triumphbogen erreichten, stießen sie auf ein Oelbaumwäldchen, in welchem einige kleine, mit Aesten bedeckte Lehmhäuser standen. In diesem Theile des Landes ist die Bevölkerung nämlich nur halbnomadisch und flüchtet sich zur Winterszeit in solche Hütten, welche immerhin wärmer sind, als die Zelte aus Ziegen- und Kameelshaaren. Kommt der Frühling, so muß das reichlich vorhandene Vieh gehütet werden; man schlägt also sein Zelt auf einer Hochebene oder in irgend einem Thale der Nachbarschaft auf und bleibt dort so lange, bis das Vieh kein Futter mehr findet, um dann weiter zu ziehen und erst im Herbst Zuflucht in den Lehmhütten zu suchen. Sobald man diesen Oelbaumhain hinter sich hat, bemerkt man den schon erwähnten einen Triumphbogen, dessen Fundamente durch den vorbeifließenden Bach und die Regengüsse bloßgelegt sind. Es ist ein großer, mit vier Pilastern geschmückter Bogen; die zu je zwei und zwei angeordneten Pilaster tragen ein korinthisches Getäfel, und zwischen ihnen befinden sich halbrunde flache Nischen. Die vor ihnen frei stehenden Säulen sind jetzt verschwunden. Weiterhin stößt man auf ein, aus antiken Steinen errichtetes Heiligengrab, dem Sidi Amor geweiht; solcher Kubbas giebt es in und bei den Ruinen drei, welche das Grab eines Vaters und seiner beiden Söhne, Sidi Ali ben-Ahmar, Sidi Amor und Sidi Amru, umschließen. Alle drei stehen bei dem Stamme der Uled-Ajar in so hohem Ansehen, daß man ihnen je ein Grabmal errichtete, anstatt, wie arme oder geizige Stämme thun, alle drei in einem zu vereinigen. Neben Sidi Amru liegt das Amphitheater, das durch seine Kleinheit gegenüber denen viel unbedeutenderer Städte auffällt und außerdem schlecht erhalten ist.

Unweit davon erhebt sich zur Linken das weithin sichtbare Mausoleum der Julier, welches über der Thür einen Opferzug in Basrelief von guter Erhaltung, aber fast barbarischer Arbeit trägt. Auf dem oberen Theile des Denkmals ist eine lange Inschrift in Versen eingegraben, die zum Theil sich noch an der ursprünglichen Stelle befindet; sie singt das Lob des im Alter von 22 Jahren gestorbenen Gaius Julius Proculus Fortunatianus, seiner Mutter Pallia Saturnina und einer dritten, weiblichen Person, deren Namen verschwunden ist. Im Inneren befinden sich sechs Nischen, welche einst die Aschenurnen jener drei Personen, dann des Vaters Marcus Julius Maximus und zweier weiterer Individuen enthielten.

Am anderen Ende der Ruinen liegt ein ähnliches, aber viel besser erhaltenes Mausoleum, dessen pyramidenförmiger First noch aufrecht steht. Sieben korinthische Pilaster mit schönem Getäfel umgeben die Kammer des unteren Stockwerkes, über der verkröpften Thür ist eben-

falls eine Opferscene in Basrelief angebracht, und den Oberstock bildet eine Cella, in welcher die Bildsäule des Verstorbenen stand; dieselbe ist ebenso verschwunden, wie die beiden davor stehenden korinthischen Säulen. Das Ganze entbehrt der Zierlichkeit keineswegs. Auffallend aber ist, daß das Denkmal nie eine andere Inschrift getragen hat, als die drei Buchstaben D M S (Diis Manibus sacrum).

Ein zweiter Triumphbogen oder, wenn man will, ein Denkmalartiges Thor, der Inschrift zufolge unter Trajan erbaut, bildet den Zugang zu dem Marktplatze der Stadt; mächtig erhebt sich seine fast unverletzte Façade über die umliegenden Ruinen. Im Gegensatz zu fast allen übrigen Triumphbögen im römischen Afrika besteht sie aus einem massiven rechtwinkeligen Mauerwerk, das auf jeder Langseite mit zwei korinthischen Säulen, einer nahe jeder der vier Ecken, und eben solchem Gesims geschmückt war. Der Durchgangsbogen, 3,90 m hoch, ragt nicht bis zur Mitte der Höhe des ganzen Bauwerks auf; auch er hat zwei korinthische Säulen mit Gesims und Giebel. Einen ganz ähnlichen Bogen aus späterer Zeit haben Cagnat und Saladin in Bordsch Abd-el-Melek gefunden.

Unweit davon liegen die Reste eines aus großen Blöcken gewölbten Gebäudes, das zuerst offenbar zu Bädern eingerichtet und in byzantinischer Zeit zum Mittelpunkt einer Befestigung gemacht worden war; Theile heidnischer Gebäude fanden dabei ebenso Verwendung, wie christliche Grabsteine. Schließlich ist noch ein der Diana und dem Apollo geweihter Tempel zu nennen, der neben der Wasserleitung liegt; die Hinterwand seiner Cella ist eingestürzt, und die Säulen ragen noch 2 bis 3 m über dem Boden empor. Gut geleitete Ausgrabungen haben die Basis der Säulen, welche den Tempel umgaben, bloßgelegt; es wäre nicht schwer, ihn ganz auszugraben. In der Cella finden sich rechts vom Eingange die Tempelvorschriften in den Stein gegraben.

Unter Führung einiger Officiere des Lagers von Suk el-Dschema hatten die Reisenden die Ruinen bald durchwandert und die wichtigeren Inschriften abgeschrieben, nahmen dann unter Oelbäumen ein Frühstück ein, dessen größte Würze in der lebhaften Unterhaltung mit gebildeten Landsleuten bestand, und besichtigten, nachdem die größte Hitze vorüber war, die in der Nähe befindlichen Dolmen und die Nekropole von Mactar, deren Grabschriften zum überwiegenden Theile in lateinischen Lettern abgefaßt sind; nur wenige haben libysche Aufschriften. Eine der merkwürdigsten Inschriften, in welcher ein zu Ehren und Wohlstand aufgestiegener einfacher Landmann seinen glücklichen Lebenslauf erzählt, und zu welcher die Cursivschrift jener Zeit benutzt ist, befindet sich jetzt im Museum des Louvre.

Am nächsten Morgen setzten die Reisenden ihren Weg nach Zama fort und zwar in nördlicher Richtung über ziemlich schwieriges und mit Gestrüpp bedecktes Terrain; man begreift hier leicht, wie diese schwer zugängliche Gegend zu jeder Zeit, und zuletzt noch bei der französischen Besetzung des Landes, der Zufluchtsort von Rebellen gewesen ist. Nach zweistündigem Ritte erreichte man den Wed el-Hammam und an demselben die Ruine eines Triumphbogens, **Henschir Hammam-Zuakra** genannt, der einzige Ueberrest des antiken Thigibba, von welchem unsere dritte Abbildung eine restaurirte geometrische Darstellung giebt. Auf dem gegenüberliegenden Flußufer haben sich sehr merkwürdige megalithische Denkmäler, sowie römische Gräber erhalten. Die Reisenden hielten sich aber nur kurze Zeit hier auf und setzten bald ihre Reise im Thale des Wed el-Hammam abwärts fort. Dieser Fluß ist zwischen zwei hohen, senkrecht abfallenden Felswänden eingeschlossen, welche nur ab und zu von einer Spalte, in der ein kleiner, jetzt ausgetrockneter Gießbach vom Gebirge herabstürzt, unterbrochen werden. Zur Regenzeit muß dieser Weg, schon jetzt unangenehm und wegen des lehmigen Bodens schwer zu bereisen, völlig unpassirbar werden. Ehe man diesen Engpaß verläßt, kommt man bei Rebenanpflanzungen vorbei, die hoch oben am Abhange des Berges gut gedeihen; natürlich sind sie von den Eingeborenen nur der Trauben wegen angelegt, nicht des verbotenen Weines halber. Eine Stunde später war **El-Lehs** (die neue französische Karte von Tunesien in 1 : 200 000 schreibt Ellez) erreicht, ein arabisches Dorf, das auf der Stelle eines fast ganz verschwundenen antiken

Pyramidenförmiges Grabmal in Makter.
(Nach einer Photographie.)

Der Trajansbogen in Makter. (Nach einer Photographie.)

Ortes (wie man früher glaubte, von Zama Regia) steht. Die einzigen vorhandenen Denkmäler sind vorrömischen Ursprungs: prachtvolle Dolmen, schöner als alle früher gesehenen, etwa 15 an Zahl, aus großen, auf die Kante gestellten Felsplatten errichtet und mehr bedeckte Gänge als gewöhnliche Dolmen. Schon Catherwood hat einen derselben, welcher auf der Spitze des Berges sich erhebt, dessen Abhang die Häuser von El-Lehs trägt, 1882 in den „Transactions of the American Ethnological Society" (S. 489 bis 491) beschrieben; in der Mitte ein 4 Fuß breiter, 6 Fuß 5 Zoll hoher und 30 Fuß langer Gang, in welchen nur eine einzige, 2 Fuß 10 Zoll breite Thür hineinführt. Am Ende des Ganges liegt eine kleine Kammer von fünfmal 4 Fuß, zu seinen beiden Seiten aber je fünf (Catherwood schreibt irrthümlich drei) andere, welche achtmal 7 Fuß und 5 Fuß 10 Zoll Höhe haben, jede mit ihrer eigenen 2 Fuß 4 Zoll breiten Thür. Der Umstand, daß der Amerikaner in dem uralten Bauwerke zwei arabische Familien wohnen fand, scheint ihn zu der Meinung veranlaßt zu haben, daß dasselbe von Anfang an zu einem Wohngebäude bestimmt war, während es doch ein megalithisches Grab, und zwar eines der merkwürdigsten ist. Catherwood's Beschreibung ist soweit richtig; nur findet sich außer dem Mittelgange noch auf der linken Seite ein schmaler Nebenkorridor; es sind nämlich vier schöne Steinplatten 60 cm von der Außenwand des Dolmens und in einem Abstande von $1^1/_2$ m von einander auf die Kante gestellt und tragen die Enden der gewaltigen Deckplatten. Ob sie nur zur Verstärkung des Ganzen oder einem anderen Zwecke dienten, ist schwer auszumachen.

Von El-Lehs ritten die Reisenden am Nachmittage in nordöstlicher Richtung nach dem Wed Massudsch zu und lagerten in dessen Oberlaufe inmitten eines großen Duars unfern von zwei Grabmälern, einem offenbar einheimisch-afrikanischen, Kober-el-Kulib mit Namen, das aus drei oben abgestumpften Stufenpyramiden auf einer Basis besteht, und einem römischen Mausoleum; der Ort führt den Namen Tual-Zuamöl. Da das Haupt der Duars ein Einwohner der Stadt Tunis, welcher alljährlich im Frühjahr erscheint, um seine Ernte zu überwachen, und gleichzeitig ein Bekannter Ali's war, so fanden Cagnat und Saladin freundliche Aufnahme. Gegend Abend entwickelte sich hier ein anziehendes Treiben. In den Zelten verdoppelt sich die Geschäftigkeit, denn die Heerden kehren von der Weide zurück, die Euter von Milch geschwellt. Hier hält eine Frau eine Ziege bei den Hörnern fest, während eine zweite sie melkt, und zwei Kinder, eines in Blau, das andere in Weiß, vor dem Zelte herumspringen. Weiterhin hocken andere Weiber; eine dreht eine Getreidemühle, eine andere schüttelt einen Schlauch voll Milch, der an Stricken von einer Zeltstange herabhängt — das gewöhnliche Verfahren bei der Erzeugung von Butter. Hinter ihr steht ein Webstuhl mit einem zur Hälfte vollendeten Stücke Stoff, an welchem die Frau so oft und so lange arbeitet, als andere Haushaltungssorgen sie nicht abrufen. Vor ihr liegt eine Hündin, säugt drei Junge, die wie Kugeln von weißer Wolle aussehen, und knurrt jeden an, der sich nähert. Die Männer stehen und liegen in einiger Entfernung umher und plaudern, während ferne Flintenschüsse anzeigen, daß ein Fest gefeiert wird. Denn jetzt, wo die Ernte herannaht und man thätige Arme braucht, ist die Zeit für Eheschließungen, und die junge Frau kann jetzt auf zwei Monate voll Nachgiebigkeit von Seiten des Mannes rechnen. Wenn aber die Ernte vorbei ist, und sie geholfen hat, die Silos ihres Mannes zu füllen, so kann sich die Sachlage leicht ändern; denn dann besitzt der Mann Mittel, um sich eine neue Gattin zu kaufen, und die erste kann Bekanntschaft mit dem Stocke machen.

Triumphbogen in Hammam-Zuakra. (Nach einer Reconstruction von H. Saladin.)

Nun kommt blökend eine ganze Heerde Schafe angezogen und legt sich friedlich zwischen dem Zelte der Reisenden und dem Duar nieder. Im Hintergrunde aber erheben sich die grünen Abhänge des Gebirges (wohl des Dschebel Massudsch), dessen Gipfel mit dunkeln Flecken, Lentiskenbüschen und Fichtengruppen, gezeichnet ist; darunter liegen die regelmäßigen Vierecke der Gerstenfelder, hellgrüner von Farbe und mit rothen Punkten, den Blüthen des Feldmohns, getigert.

Als sie am nächsten Morgen ihren Weg nach Dschama fortsetzen wollten, kam ein Reiter daher, hielt vor einem der nächsten Zelte an und stieg ab. Drei Frauen traten aus dem Zelte, wechselten mit ihm einige Worte und fingen sogleich an, lautes Geschrei auszustoßen, sich die Brust zu schlagen und so zu thun, als rauften sie sich die Haare. Andere kamen herzugelaufen, ein Kreis bildete sich und das Wehklagen der Hinzugekommenen verband sich mit dem der ersten; es ist ein taktmäßiges Heulen, ein abgemessenes einförmiges Klagen, von Gesten der Verzweiflung begleitet. Es ist eine Scene, wie sie die Bibel, die homerischen Gesänge und andere antike Schriften so oft schildern, und die sich im Orient noch heute täglich wiederholt. Die Ceremonie hat indessen keine lange Dauer; wie mit einem Zauberschlage hört das Klagen und Heulen plötzlich auf, der Kreis der Frauen löst sich auf, jede kehrt in ihr Zelt zurück, und im Duar herrscht wieder vollkommene Ruhe.

Der Reiter war von Kef gekommen und hatte die Nachricht gebracht, daß die Schwester von einer der Frauen gestorben sei.

Am Abhange des Dschebel Massudsch entlang erreichten die Reisenden das ziemlich hoch (800 m) inmitten römischer Ruinen gelegene, ca. 15 km entfernte Dorf Dschâma (Jiama der oben erwähnten Karte), von welchem es jetzt ausgemacht ist, daß es dem Zama Regia, dem Königssitze im südlichen Numidien und berühmten Schlachtorte, entspricht. Auf diese Frage näher einzugehen, ist hier nicht die Stelle, wir verweisen deshalb auf Th. Mommsen's Aufsatz im „Hermes", Bd. 20, S. 144 ff. und bemerken nur, daß es zwei Orte mit Namen Zama gab, das bei Dschama und ein zweites, etwa 45 km östlicher in den Bergen bei Sidi-Amor-Dschedidi gelegenes (Colonia Zamensis). Pricot de Sainte Maria hatte das Schlachtfeld schon seit 1857 bei Dschama gesucht, aber erst ganz vor Kurzem hat M. Letaille eine Inschrift daselbst aufgefunden, welche jene Annahme zur Gewißheit erhob. Erinnern wir noch daran, daß Scipio

Dolmen bei el-Lehs. (Nach einer Skizze von H. Saladin.)

Klagegeschrei. (Nach einer Skizze Saladin's.)

von Utica her im Thal des Bagrados (Medschirda) aufwärts auf Theveste (Tebessa) zu vorrückte, während Hannibal von Hadrumatum (Susa) rechtwinkelig zur Marschrichtung des Feindes landeinwärts zog und bei Zama lagerte. Darauf bog Scipio von der großen Straße ab, schlug sein Lager unweit Zama bei Narraggara, einem noch nicht identificirten Orte, auf und hatte mit Hannibal eine ergebnißlose Zusammenkunft. Dann erfolgte die Schlacht, welche Carthagos Schicksal entschied. Da wir nun wissen, daß die große Straße Carthago-Theveste, auf welcher Scipio zog, nur etwa 20 km westlich von dem heutigen Dschama vorbei läuft, so ist es höchst wahrscheinlich, daß die Schlacht in der großen Ebene nordwestlich von Zama, welche im Westen vom Wed Tessa begrenzt wird, stattfand; sie ist auf Blatt 4 der Carte de la Tunisie à $1/_{200\,000}$ als Bahirt Mhorsa und Baba Souda bezeichnet.

Von dem antiken Zama hat sich nur ein Bauwerk erhalten, dessen Reste von den Arabern Sraïa m'ta Rumi (Palast der Römer) genannt werden und das wahrscheinlich einst als Bad diente. Die reichlich sprudelnde Quelle, welche das jetzige, angeblich erst vor etwa 20 Jahren aus den vorhandenen Trümmern erbaute Dorf versorgt, ergießt sich durch einen gewölbten Gang in ein antikes Becken, das im Mittelpunkt einer kleinen Kammer ausgegraben ist. Der Raum hat eine schöne Wölbung aus Bruchsteinen, welche aber heute mehrfache Risse hat, welche die Eingeborenen, so gut es ging, mit Zweigen und Lehm verstopft

Gesammtansicht von El-Kef. (Zeichnung von H. Saladin nach der Natur.)

haben; er liegt mehrere Meter unter dem heutigen Erdboden, so daß man auf einer Treppe in ihn hinabsteigen muß. Ein zweiter gewölbter Kanal führt das überflüssige Wasser in die Gärten des Dorfes, die in Folge des nie fehlenden Wassers sehr fruchtbar sind und die schönsten Oel- und Feigenbäume aufweisen. In alter Zeit genügte aber diese Quelle den Bewohnern von Zama nicht; das beweisen drei bis vier große Cisternen im oberen Theile des Dorfes, welche durch eine zum Theil noch erhaltene Leitung mit dem Wasser der etwa 8 km westlicher gelegenen Quelle Dschebur gefüllt wurden. Ebenso wurde Ain Ali, eine andere nahe Quelle, zur Versorgung Zamas benutzt. Dies, wie die marmornen Säulen und Kapitäle, die in den Häusern vermauert sind oder noch in einer antiken Ruine am Fuße des das Dorf überragenden byzantinischen Kastells herumliegen, beweisen, daß Zama einst ein wichtiger und reicher Ort war. Vielleicht führen Ausgrabungen hier zu weiteren Entdeckungen; was über der Erde erhalten ist, ist dürftig genug.

So rasch, als es bei dem durch Regen aufgeweichten Boden möglich war, ritten die Reisenden am nächsten Morgen nach Zuarin zurück, wo ihr Gepäck sich befand, besuchten von dort mit einem westlichen Umwege die gerade südlich von Kef im Gebiet der Uled-Jakab gelegenen Ruinen Dschezza (im Alterthum Aubuzza), welche ihnen gute Ausbeute an Inschriften und ein punisches Säulenkapitäl lieferten, und erreichten endlich Kef, die nächst Tunis und Susa am besten organisirte Stadt der Regentschaft. Sie besitzt einen Friedensrichter, einen Bürgermeister, einen Gemeinderath, kurz alles, was zu einem geordneten Ge-

meinwesen gehört; leider ist die Sicherheit des Ortes dadurch nicht gewachsen, sondern hat sich gegen früher durch den Zuzug zahlreicher Handelsleute vermindert. Die Stadt, welche ihren jetzigen Namen von dem hohen Felsen, auf dem sie liegt, erhalten hat, erinnert in ihrer Lage an Constantine; wie dieses, ist sie auf einer sehr schwer zugänglichen Höhe erbaut. Wenigstens von Süden her gilt das, denn von Norden wird die Stadt durch das ausgedehnte Plateau auf dem Gipfel des Berges, an dessen Abhange sie liegt, beherrscht.

Polyandrie und Polygamie.

Von Dr. Emil Jung.

II. (Schluß.)

Viel weiter verbreitet als die Polyandrie ist die Polygamie. Die letztere tritt fast durchgängig bei allen tieferstehenden Rassen auf; sie ist in ganz Afrika zu Hause, sie war ebenfalls fast allen asiatischen Völkern verstattet und ist daselbst auch noch heute an verschiedenen Stellen anzutreffen; wir finden sie in Australien und Oceanien, in Amerika dagegen auffallend selten. Lubbock[1]) ist der Ansicht, daß die Einzelehe sich aus der Gemeinschaftsehe durch den Weiberraub entwickelt habe, indem ursprünglich ein Raub und nur dieser allein einem Manne das Recht gewähren konnte, seinen Stammesgenossen ein Mädchen vorzuenthalten und es allein und ausschließlich für sich in Anspruch zu nehmen. Während da, wo das System der Gemeinschaftsehe galt, kein Mann ein Mädchen für sich allein in Beschlag nehmen konnte, ohne die Rechte des ganzen Stammes zu schädigen, konnte eine solche Ausnahmestellung bei einer Kriegsgefangenen gerechtfertigt erscheinen, da der Stamm an sie keinen Anspruch hatte und demselben weder durch ihre Tödtung noch durch ihre Verschonung ein Nachtheil erwuchs. Als eine Beeinträchtigung der Gesammtrechte konnte eine solche Einzelehe also nicht angesehen werden. Ein wiederholter Raub führte dann zu einer Pluralität von Frauen. Abgesehen von der nach meiner Meinung unhaltbaren Voraussetzung einer ursprünglichen Gemeinschaftsehe liegt in dieser Anschauung sicherlich etwas Wahres. Nur möchte ich mir die Polygamie aus der Einzelehe und nicht aus der Gemeinschaftsehe entstanden denken.

Eine Polygamie läßt sich, da das numerische Verhältniß des Geschlechtes im heirathsfähigen Alter ein ziemlich gleiches ist, nur denken durch Beeinträchtigung einer Anzahl von Männern, die in Ehelosigkeit zu leben gezwungen wurden, seitens einer Anzahl anderer, welche auf Grund ihrer Macht oder ihres Reichthums mehrere Frauen für sich in Anspruch nahmen. Aber da selbstverständlich jeder erwachsene Mann in den Besitz eines Weibes zu gelangen suchte, so konnten nur wenige über das von der Natur gesetzte Maß hinausgehen. Und in der That ist sowohl bei den Mohammedanern, deren Gesetze die Vielweiberei zulassen, als auch bei den Chinesen, Cochinchinesen, Siamesen, bei denen ebenso wie unter besonderen Verhältnissen bei den Hindu die Sitte diesen Gebrauch heiligt, sowie bei anderen Asiaten, bei Afrikanern und Australiern Monogamie weitaus die herrschende Eheform. Wiewohl die Vielweiberei außerordentlich verbreitet und bis zur Aufnahme von Tausenden von Weibern ausgedehnt ist, beginnt doch in der Regel die Gründung der Familie mit der Aufnahme nur eines Weibes in das Haus des Mannes. Dennoch darf man behaupten, daß bei vier Fünfteln der Bewohner unserer Erde die Polygamie eine gesetzliche Institution ist.

In Afrika ist die Vielweiberei vom Norden bis zum Süden, bei Mohammedanern wie bei Heiden allgemein Sitte. Theils betrachtet man die Frauen als so viele disponibele Arbeitskräfte, welche ihrem Besitzer ein bequemes Leben sichern, theils werden sie aber auch, da in Afrika äußere Noth weniger drückend erscheint, als ein Gegenstand des sinnlichen Genusses, als eine Bequemlichkeit des Lebens, als Luxusartikel betrachtet. Ein jeder hält sich so viel Weiber, als er zu kaufen vermag, der Arme allein, der nicht mehr als eine Frau kaufen kann, lebt in Monogamie.

Bei den Betschuanen besteht der Preis, welchen die Eltern des Bräutigams denen der Frau entrichten und der Bohari genannt wird, in Vieh; er erhebt sich bei einigen nicht über fünf bis sechs Häupter, während die rinderreichen Basuto in ihrer guten Zeit bis zu 25 bis 30 zahlten. Nach Casalis darf bei den Bapedi der Preis nicht sieben übersteigen, weil diese Zahl eine heilige ist. Die Verhandlungen bei diesem Weiberkauf werden so öffentlich wie möglich und vor Zeugen geführt. Die Vielweiberei ist allgemein und tief eingewurzelt. Als Livingstone dem jungen Häuptling Sekeletu von seinen Missionsplänen sprach, lehnte es dieser entschieden ab, die Bibel lesen zu lernen. „Es möchte das“, meinte er, „mein Herz verändern, so daß ich gleich Setscheli mit einem einzigen Weibe zufrieden wäre.“ Von den Frauen genießt eine den Vorzug vor den anderen und ihre Kinder gelten als erstgeborene. Ihre Hütte ist das „große Haus“ und nicht an ihrer Seite, sondern bei einer der Nebenfrauen zu sterben, wird als ein großes Unglück angesehen. Uebrigens wird für die Vielweiberei nicht nur das größere Behagen, welches sie gewährt, ins Feld geführt, man betont auch, daß man den Pflichten der Gastfreundschaft nicht so gut nachkommen könne, wenn man nur ein Weib habe. Doch bewundert und preist man diejenigen, welche sich von der Vielweiberei fern halten, als Charaktere von achtungswerther Reinheit und Stärke. Bei dem Tode des Vaters gehen seine sämmtlichen Weiber auf den Sohn als Erben über, dieselbe Succession findet unter Brüdern statt.

Bei den Zulukaffern ist die Vielweiberei theoretisch unbeschränkt, praktisch setzen ihr aber die Zahl der vorhandenen Weiber und der Mangel an Mitteln zu ihrem Unterhalt oft sehr enge Schranken. Während der früheren Kriege, während welcher den jungen, unter den Waffen stehenden Männern nicht gestattet wurde, sich eine Frau zu nehmen, und zugleich große Mengen von erbeuteten Weibern ins Land kamen, die von den Häuptlingen vertheilt wurden, nahm die Vielweiberei gewaltige Ausdehnung an. Der Friede aber ist der Vielweiberei Feind. Auch hier setzte die Sitte der Erwerbung der Weiber durch Kauf der Zahl derselben bestimmte Schranken, denn bei den Kaffernweibern erhöht sich das Gefühl ihres Werthes mit der Zahl der Rinder,

[1]) „Die Entstehung der Civilisation“ S. 83 ff.

um welche sie gekauft werden. Der gewöhnliche Preis einer Frau schwankt zwischen fünf und sechs Rindern, aber Häuptlingstöchter gehen für nicht weniger als 25 und bringen dem Brautvater oft 100 ein. Andererseits würde kein Mann geneigt sein, eine Frau umsonst zu erhalten; er würde sich dadurch erniedrigt fühlen. Eine Wittwe fällt bei den Zulus an den Bruder des Verstorbenen, der sie heirathen muß, für die Kinder trägt die Familie Sorge[1]), bei anderen Stämmen nimmt sich der älteste Sohn ihrer an und tritt damit ganz in seines Vaters Stelle. Thut er das aber nicht, so wird die unglückliche Frau als allgemeines Eigenthum betrachtet.

Bei den Buschmännern ist Vielweiberei gleichfalls gestattet, nicht Reichthum (denn man kauft hier das Weib nicht, giebt aber einige Geschenke) entscheidet darüber, ob der Buschmann mehrere Weiber sein eigen nennen darf, vielmehr Kraft und Gewandtheit, daher die Schwächsten mit den älteren, wenig gesuchten Weibern vorlieb nehmen müssen.

Bei den Hottentotten bildet für die Zahl der Weiber die Möglichkeit ihrer Ernährung die alleinige Grenze; weil aber die meisten arme Leute sind, so sind nur Diejenigen, die viel Vieh haben, Polygamisten. Ebenso verhindert Armuth bei den Damara eine große Ausdehnung der Vielweiberei. Wo mehrere Weiber einem Manne angehören, baut jedes seine eigene Hütte. Von den Häuptlingsweibern gilt eins, vom Manne besonders dazu erwähltes, als das Hauptweib, dessen erster Sohn zum Nachfolger in der Würde seines Vaters bestimmt ist.

Bei den Niam-Niam herrscht unbeschränkte Vielweiberei; dennoch büßt bei ihnen die Ehe nach Felkin nichts von der Strenge und Heiligkeit ihrer Verpflichtungen ein. Dasselbe gilt von den Balunda, wo der verstorbene Muata Jamwo ungefähr 60 Frauen besaß. Eine noch größere Weiberzahl besaß der König Mtesa von Uganda, man giebt 7000 an, und als Speke zuerst hierher kam, begründete der König sein Unvermögen, ihm eine Hütte im Palast geben zu können, damit, daß alle voll Weiber seien. Selbst die unterste Klasse der Freien, die Wakopi, halten sich ein paar Weiber, sobald sie sich den nöthigen Kaufpreis zusammengescharrt haben. Natürlich können viele der Aermeren keine Frauen bekommen, daher große Sittenlosigkeit. Auch hier werden die Frauen gekauft, der gewöhnliche Preis ist drei bis vier Ochsen, sechs Nähnadeln oder eine kleine Schachtel voll Zündhütchen. Die Frauen selbst scheinen keinen Einwand gegen eheliche Konkurrentinnen zu haben. Wenigstens erzählt uns Speke, daß zwei Frauen des Königs von Uganda diesem selber ihre jungfräulichen Schwestern anboten. Der König gab seine Zustimmung dadurch zu erkennen, daß er sich in den Schoß der Mädchen setzte, sie an sich drückte, und sein Haupt zuerst auf die eine, dann auf die andere Schulter seiner neuen Gemahlinnen niederbeugte. Die Wakungu, die Häuptlinge ersten Ranges, versorgt der König mit Weibern, um seinen Einfluß bei diesen zu sichern, auch müssen gewisse Vergehen durch die Zahlung von Weibern gesühnt werden. Felkin[2]) meint, daß sich die weibliche Bevölkerung zur männlichen wie $3^1/_2$: 1 verhalte. Für dieses anormale Verhältniß führt er drei Gründe an. Er behauptet, daß in Uganda viel mehr Mädchen als Knaben geboren werden, daß in den beständigen Kriegen außerordentlich viel Männer (50 Procent) fallen, endlich daß bei der Einnahme eines Ortes durch die Waganda stets sämmtliche Männer getödtet und die Weiber und Kinder fortgeschleppt werden. Beim Tode des Mannes erbt der Sohn sämmtliche Weiber seines Vaters, die eigene Mutter ausgenommen. Eine Satzung, welche ohne Polygamie nicht bestehen könnte, ist die, daß nach der Geburt eines Kindes die Mutter zwei Jahre lang von ihrem Manne getrennt leben muß. Der König und die Großen haben eigene Anstalten im Lande, in welche die Frauen während dieser Zeit geschickt werden.

[1]) Dr. Bleek's Forschungen in Natal in „Petermanns Mittheilungen". 1886, S. 370.

[2]) Wilson und Felkin, „Uganda und der ägyptische Sudan". Bd. 1, S. 68.

Bei den Mangbattu herrscht Vielweiberei ebenso wie bei den Niam-Niam, aber während diese nach Schweinfurth sich zurückhaltend und züchtig benehmen, sind die Mangbattufrauen äußerst zudringlich.

Die Galla leben mit Ausnahme der Reichen, welche sich mehrere Frauen zu halten pflegen, in Monogamie; doch ist es Sitte, daß die Frau, welche von ihrem Vater eine Mitgift erhält, nach dem Tode ihres Mannes an dessen Bruder übergeht[1]).

Die Neger leben alle in Polygamie, sobald ihre Mittel es ihnen gestatten, mehr als eine Frau zu kaufen, denn die Ehe trägt bei ihnen vorwiegend den Charakter des Kaufes, und dieser Zug, sagt Ratzel[2]), tritt, geradezu alles zurückdrängend, bei jenen Stämmen hervor, welche durch Heerdenbesitz Kapital ansammeln. Der Reichthum eines Mannes bemißt sich nach der Zahl seiner Weiber, und diese selbst billigen diese Einrichtung vollkommen, denn das Ansehen der ganzen Familie und besonders das der ersten Frau wächst mit den neuen Heirathen, die der Mann eingeht. Das Streben nach einem gewissen Glanz und nach einer hervorragenden Stellung sind ein Hauptmotiv.

Eine Aussteuer erhält bei den Alem der Mann von der Familie der Braut nicht, vielmehr zahlt er dem Vater eine Summe von $2^1/_2$ bis 5 Kilogramm Goldstaub, Zugaben an Zeug und Rum ungerechnet[3]). Bei den Krus sind drei Kühe und ein Schaf der gewöhnliche Preis. Der regierende Häuptling des Gebietes kann aber die Tochter jedes Mannes ohne die übliche Zahlung verlangen, ebenso wie die Häuptlingstöchter sich jeden Mann wählen können, der dadurch vom Bauern zum Häuptling wird. Uebrigens stehen sich die Frauen desselben Mannes nicht gleich, vielmehr hat gewöhnlich eine von ihnen ein bestimmtes, nicht willkürlich zu veränderndes Uebergewicht über die anderen. In manchen Ländern ist dies die vornehmste, in den meisten die, welche zuerst in die Ehe trat. Um den Frieden unter seinen Ehegenossinnen zu erhalten, lebt der Mann in regelmäßiger Abwechselung mit ihnen, behandelt sie gleich, beschenkt sie nach Verhältniß und jede zieht ihre Kinder für sich auf. Uebrigens soll trotz der Polygamie nach Barth's Zeugniß sich bei den Negern ein ganz freundschaftliches Familienleben entwickeln.

Bei den Westafrikanern, den Dualla, Fan, Mpongwe u. A. ist das Kaufen der Weiber noch viel mehr Handelsgeschäft als bei anderen Afrikanern. Bei den Dualla am Kamerun kostet eine Frau durchschnittlich 900 bis 1200 Mark, ist ihr Vater aber ein angesehener Mann, so ist der Kaufpreis auch wohl noch höher. Die Frau ist vollkommenes Eigenthum des Mannes, dem eine unbeschränkte Verfügung über sie freisteht. Er kann sie verschenken, verleihen oder verkaufen. Bei Zwistigkeiten zwischen benachbarten Stämmen gilt eine Frau als passendes Objekt zur Zahlung der zu entrichtenden Buße.

Das Streben des Negers geht dahin, sich durch seine Thätigkeit so viel zu verdienen, um sich zuerst eine Frau, dann noch eine und so weiter, so viel als möglich, zu kaufen,

[1]) Krapf bei Weitz, „Anthropologie der Naturvölker", Th. 2, S. 516.

[2]) Völkerkunde, Bd. I, S. 152.

[3]) Ebendaselbst, Bd. I, S. 153.

die ihm dann seinen Unterhalt verdienen müssen, so daß er gemächlich der Ruhe pflegen kann. Sie haben die Pflanzungen anzulegen und im Stande zu halten und die geernteten Früchte auf den Markt zu bringen und zu verkaufen. Aber die Frauen wissen auch ganz gut, was sie ihrem Besitzer werth sind und sie setzen nicht selten ihren Willen durch, nicht allein einzeln ihrem Ehegatten gegenüber, auch in ihrer Gesammtheit beeinflussen sie die Geschicke eines ganzen Dorfes. „Daß nicht jeder Ehemann", sagt Ratzel, „ungestraft unter den Palmen eines so großen ehelichen Glückes wandelt, zumal wenn dieselben einen dichten Hain bilden, ist klar[1]). Er führt dabei „Bastian" an, den in Okolloma sein Wirth trüben Sinnes durch die verschlungenen und verkreuzten Gänge seiner Wohnung führte, in deren innerstem Gemache er schlief. Er hatte Grund, sich sorgsam zu verschanzen, denn zwanzig erbitterte Feindinnen bewohnten seinen Hof, und mit Recht mochte er die Stunde verwünschen, in der sein Reichthum ihn verführt hatte, sich mit ihnen zu umgeben.

In Dahomey nimmt die Vielweiberei gewaltige Dimensionen an. Nach Noris[2]) bestand ein Festzug des dortigen Königs aus 150 Kriegern, 15 Töchtern des Königs, von 50 Sclavinnen begleitet, 730 Weibern des Königs, 90 Kriegerinnen, 6 Kompagnien, jede zu 70 Kriegerinnen anderer Gattung, an der Spitze einer jeden Kompagnie ein Favoritweib, 150 königlichen Kindern von 7 bis 15 Jahren und 350 tanzenden Weibern. Von den Tausenden von Weibern an einem solchen Hofe wird eine große Zahl an die noch unverheiratheten Männer verschenkt oder verkauft. Dabei besitzen die Frauen hier, wie überhaupt an der Westküste Afrikas, größere Rechte, als sonst im ganzen Erdtheil.

In Amerika waren die Geringschätzung der Weiber, ihre oft leichte Erhaltung und bloße Benutzung als Arbeitskraft, ihr frühes Altern infolge von angestrengter Arbeit, ihre durch Kriege zeitweise herbeigeführte Ueberzahl bei den Indianern Hauptmotive der Polygamie. Aber da in der Regel doch die Zahl der Weiber gering und die Ernährung eine schwierige war, so herrschte die Monogamie vor und die Vielweiberei beschränkte sich auf die Häuptlinge und berühmten Krieger, denn mehrere Frauen zu haben, ohne sie ernähren zu können, galt für schimpflich. In Nordamerika fanden sich mehr als zwei Weiber selten in einer Ehe. Auch erschweren die hohen Preise, welche für eine Frau zu zahlen sind, vielfach die Schließung einer Ehe. Wo mehrere Frauen vorhanden sind, da nimmt gewöhnlich diejenige, welche in der Gunst des Mannes am höchsten steht, nämlich die jüngste, den ersten Rang ein.

Bei manchen Völkern erhielt der Mann mit seiner Frau zugleich deren Schwestern zur Ehe. Jede Frau hatte ihre besondere Hütte oder, wo die Häuser für mehrere Familien eingerichtet waren, wie bei den Osagen, doch ihr besonderes Feuer. Damit suchte man häuslichen Zwistigkeiten so viel als möglich vorzubeugen; wo sie aber entstanden, wurde ihnen von dem Manne sogleich in kategorischer Weise ein Ende gemacht. Starb ein verheiratheter Odschibwä oder Omaha, so mußte sein Bruder die hinterlassene Wittwe heirathen.

Bei den Kariben der Inseln und des Nordens Südamerikas heirathete der Mann oft mehrere Schwestern auf einmal. Die Eingeborenen von Uraba hatten ein Herkommen, nach welchem die Schwestertöchter des Vaters oder der Mutter zu Frauen gewählt wurden. Bei den Rayena von Guayana fielen demjenigen, der eine Mutter zur Frau nahm, auch die Töchter in derselben Eigenschaft zu; von den Kariben der Antillen wird Aehnliches berichtet.

Die Mexikaner erkannten die Monogamie im Princip an. Ihre Weisen lehrten, daß es Gottes Wille sei, daß ein Weib einem Manne und ein Mann einem Weibe angehöre. Dennoch hatten die Reichen und Vornehmen mehrere Frauen, unter denen jedoch nur eine als legitim galt. Ob die Peruaner die Polygamie als eine uneingeschränkte Institution besaßen, erscheint zweifelhaft, wahrscheinlich war sie nur dem hohen Adel gestattet.

Bei den Tupis Brasiliens pflegte ein Mann desto mehr Weiber zu haben, je tapferer er war. Die Patagonier waren meist Monogamisten, doch haben die Häuptlinge mehrere, bis zu drei Frauen, unter denen die vornehmste die Hauptfrau und Herrin ist. Der Grönländer muß sich in der Regel mit einem Weibe begnügen, da die Zahl der Frauen eine geringe ist, auch die Schwierigkeit der Ernährung kommt dabei in Betracht. Im vorigen Jahrhundert ist dem Anschein nach die Polygamie hier weit häufiger gewesen als heute. Dem Eskimo ist zwar die Vielweiberei gestattet, er hält sich aber selten zwei, noch seltener drei bis vier Weiber. In dem letzteren Falle wird der Mann, da man nicht Liebe zur Familie, sondern Wollust als Triebfeder voraussetzt, von seinen Stammgenossen verachtet. Wie schon oben bemerkt, trifft man in manchen Gegenden das Gegenbild der Polygamie, die Polyandrie, gewöhnlich Diandrie.

Die Malayen sind der Mehrzahl nach monogam. Allerdings ist Vielweiberei, wo sie nach der Zahl der Frauen möglich, häufig genug zu finden und sie wird durch den schnell über die malayische Rasse sich ausbreitenden Islam noch mehr gefördert. Doch ist es bei ganzen Stämmen, wie den Igorroten, Italonen und Ilongoten auf Luzon, den Milano auf Borneo, den Alfuren auf Ceram, Sitte, sich mit einer Frau zu begnügen. Diejenigen, welche wie die Händler sich zeitweilig außerhalb ihres Dorfes an anderen Orten aufhalten, haben auch dort wohl Nebenfrauen. Ausgeschlossen bleibt eine zweite Ehe, wenn die erste durch „Semando" geschlossen ist, wobei der Mann ein bestimmtes Geschenk giebt, die Frau aber die Kosten des Hochzeitsfestes zum größeren Theile trägt, wodurch beide auf dem Fuß der Gleichheit stehen. In diesem Falle giebt die Heirath einer zweiten Frau einen Scheidungsgrund ab.

In Madagascar ist die Vielweiberei zwar auf höheren Befehl abgeschafft worden, aber dies ist doch nur dem Namen nach der Fall. Das Christenthum mußte, als es hier zuerst verbreitet wurde, mit dieser im Volk tief eingewurzelten Sitte paktiren, welche durch die Raubzüge der Hova stets neue Nahrung erhielt. Die Hova sowohl wie ein guter Theil der ebenfalls dem Christenthum gewonnenen übrigen Madagassen halten häufig noch an der Vielweiberei fest, wobei die erste Frau die Herrin des Hauses ist, deren Kinder bevorrechtet sind, die übrigen aber die Stellung von Konkubinen einnehmen. Die Hütten der einzelnen Weiber, Vadi-kely oder Nebenweiber, liegen meist um die größere des Ehegatten gruppirt, welcher im Hauptgebäude mit der sogenannten Vadi-be oder Hauptgattin zusammenwohnt. Die letztere ist selten die schönste der Frauen, wohl aber die reichste und dem Hausherrn ebenbürtigste. Wo aber die Vielweiberei nicht anerkannt wird, nehmen viele Hova zum Schein eine Frau und halten nebenbei zahlreiche Maitressen[1]).

Ganz wie bei den Malayen ist es auch bei den Mikronesiern jedem, der die nöthigen Mittel hat, gestattet,

[1]) Völkerkunde, Bd. I, S. 597.

[2]) Noris, „Reise nach dem Hoflager des Königs von Dahomey". 1772.

[1]) Ratzel, „Völkerkunde", Th. 2, S. 510.

mehrere Frauen zu haben. Doch haben nur die Häuptlinge als Reichere mehrere Frauen, welche dann in verschiedenen Häusern wohnen. Auf den Marianen galt aber nur eine Gemahlin als rechtmäßig, die übrigen mußten indeß aus demselben Stande sein.

Die Melanesier sind fast durchweg Polygamisten; mehr als zwei Frauen haben die einzelnen Männer aber selten, obschon es Häuptlinge gab, die bis an 40 Weiber hatten. Je größer die Zahl derselben, für desto vornehmer gelten sie. Auf den Fidschi-Inseln hatten hervorragende Häuptlinge sogar 50, ja bis 100 Frauen, die aber nicht alle bei ihnen wohnten; die Hälfte befand sich noch im Kindesalter oder war zu ihren Eltern wieder zurückgekehrt, sehr oft, weil das Zusammenleben einer solchen Zahl von Weibern, unter denen eine immer den ersten Rang einnimmt, zu den greulichsten Streitigkeiten und entsetzlichsten Grausamkeiten gegen einander führte.

In Polynesien war die Polygamie überall zu Hause. Auf Samoa nahmen die Vornehmen sich von den Gemeinen Frauen nach Belieben, entließen sie aber ebenso leicht wieder; aber eine so entlassene Frau durfte sich nicht wieder verheirathen. Die Brudershtochter der Frau wurde nach Turner[1]) stets die Konkubine des Mannes, konnte aber leben, wo sie wollte. In Neuseeland war die Vielweiberei gleichfalls nur bei den Vornehmen allgemein, von welchen manche bis 6 Weiber heiratheten, namentlich häufig mehrere Schwestern, von denen dann die zuerst Gewählte oder die Mutter des Erstgeborenen Hauptfrau war. Ebenso hatten auf Tonga nur die Häuptlinge mehrere Frauen; bei den Narotonganen war die Polygamie auf die drei ersten Volksklassen beschränkt, die Vornehmsten hatten manchmal viele und selbst die eigenen Schwestern zu Frauen. Auf Tahiti war die Polygamie noch viel ausgedehnter; jeder, der sich mehrere Frauen kaufen und sie erhalten konnte, hatte zwei bis drei und noch mehr Weiber, so daß die Aermeren gezwungen waren, ehelos zu leben. Standen beide Gatten in demselben Range, so trennten sie sich nicht selten; der Mann nahm andere Weiber, das Weib andere Männer. War aber die Frau vornehmer, so hatte nur sie dieses Recht, wodurch die Ehe keineswegs aufgehoben wurde[2]).

Auf dem Australkontinent ist Vielweiberei immer Sitte gewesen; hervorragende, namentlich alte Männer ziehen im Süden oft mit vier Frauen umher, im Nordwesten sollen die Männer sogar 5 bis 11 Weiber haben, während sie sich im Südwesten mit zwei begnügen. Es ist natürlich, daß viele Männer dabei leer ausgehen müssen, zumal infolge der Abtödtung von neugeborenen Mädchen und der späteren schlechten Behandlung des weiblichen Geschlechts überhaupt die Zahl der Männer die der Weiber bedeutend übertrifft.

Asien ist fast ganz von polygamen Völkern bewohnt, d. h. die Vielweiberei ist beinahe überall gesetzlich gestattet, dennoch aber haben die meisten Asiaten nur ein Weib. Es ist das eben auch hier eine Vermögensfrage, ja hier noch mehr als in anderen Erdtheilen. Durchforschen wir Asien von Norden nach Süden, so finden wir, daß sämmtliche Völker Nordasiens, Kamtschadalen, Korjaken, Tschuktschen, Aino u. A., in Polygamie leben; jeder verheirathete Mann hat in der Regel zwei bis drei Frauen, seltener vier bis fünf. Auch die alten Aleuten lebten in Polygamie.

Den Samojeden, Ostjaken, Lappen und anderen Naturvölkern des Nordens, welche zur großen mongolischen Rasse gehören, ist die Vielweiberei zwar durch die Sitte gestattet, sie kommt aber wegen des hohen Brautschatzes immer seltener vor. Während die Tochter eines reichen Mannes oft 100 Renthiere kostet, verkauft der arme Mann sein Kind um 20 Renthiere[1]). Unter Mongolen und Kalmüken herrscht die Polygamie, doch pflegen nur Reiche von der gesetzlichen Erlaubniß Gebrauch zu machen. In diesem Falle nimmt eine Frau die Stelle der Hausfrau ein, die anderen stehen zu ihr im Verhältnisse von Dienerinnen. Während die Hauptfrau hinsichtlich der Familie ebenbürtig ist, sind die Nebenfrauen entweder aus ärmeren Familien genommen, oder sind gekaufte Sklavinnen, welche jederzeit wieder verkauft werden können. Wie bei Nomadenvölkern überhaupt ist hier die Stellung einer Frau eine freie.

Dem Chinesen ist gesetzlich nur eine rechtmäßige Frau gestattet, die ihm feierlich angetraut wird und die seinen Namen führt, dagegen darf er sich, namentlich wenn die Frau sich als unfruchtbar erwiesen hat, mehrere Beischläferinnen nehmen. Die Kinder, welche ihm von den letzteren geboren werden, sind ebenso legitim wie die mit der rechtmäßigen Frau gezeugten.

Im alten Japan war Polygamie eine weit verbreitete Sitte. Iyeyasu spricht in seinen Gesetzen dem Mikado das Recht zu, sich ein Dutzend Nebenfrauen zu nehmen; den Daimio und Hatamoto das Recht auf acht Konkubinen, den gewöhnlichen Samurai auf zwei[2]). Aber nur in seltenen Fällen machten diese davon Gebrauch, und dann geschah es wohl, daß die Frau, welche ihre Kinder selbst und lange säugt und verhältnißmäßig früh alt wird, dem Manne selbst eine Konkubine zuführte. Die Frau ist im Hause die Niobo, die Frau des Hauses, Oku-sama, Herrin des Inneren, vor allem aber Okami-san, die ehrbare Herrin, wie sie gewöhnlich angeredet wird. Als solche steht sie auch über den Konkubinen, den Makake, und deren Kindern. Die Armen leben auch hier, wie anderwärts, in Monogamie.

Auf der cisgangetischen Halbinsel ist bei den dravidischen Kolh die Polygamie im Princip gestattet, sie wird aber, mit wenigen Ausnahmen, nur bei Kinderlosigkeit geübt. In diesem Falle kann ein Mann, in der Regel auf den Rath seiner Gattin selber, sich eine zweite Frau nehmen, deren Kinder ebenso legitim sind als jene der ersten Frau. Bei den wilden Stämmen an der Nord- und Ostgrenze Ostindiens, ebenso bei einigen Aboriginerstämmen auf der Halbinsel selber wird Feldarbeit als für die Männer erniedrigend angesehen, sie fällt demnach den Frauen zu. Die Zahl derselben, welche ein Mann besitzt, bestimmt daher seine Vermögensstellung. Und bei den Dschat und Gudschar, den Bhil, Mina und Mhair ist die Sitte, daß der Bruder gehalten ist, seines verstorbenen Bruders Frau zu ehelichen, ein Grund für die Vielweiberei.

Bei den Puharri, welche die Radschmahalberge in Bengalen bewohnen und vielleicht ein letzter Ueberrest zahlreicher Stämme der Ureinwohner sind, ist die Polygamie gestattet. Die Wittwen gehen an die Brüder, Vettern oder Neffen des Mannes über, sie können aber auch, wenn sie wollen, in das väterliche Haus zurückkehren[3]).

Daß die Anhänger Mohammed's Polygamisten sind, ist bekannt. Nach dem Gesetz kann ein Mohammedaner vier Frauen heirathen und außerdem sich einen Harem mit einer beliebigen Anzahl von Insassen halten, soweit ihm das seine Mittel erlauben. Indessen heirathet ein indischer Mohammedaner nur eine Frau mit alle dem Ceremoniell und dem Aufwande, welchen die Sitte vorschreibt. Bei den meisten Mohammedanern ist aber Monogamie die Regel. Freilich beschränken sich auch wieder andere nicht auf die gesetzliche Zahl. So nehmen sich die Pir, die heiligen

[1]) Turner, „Nineteen years in Polynesien“, p. 189.
[2]) Ellis, „Polynesian Researches“ I, p. 273.

[1]) Fr. Müller, „Allgemeine Ethnographie“, S. 425.
[2]) Rein, „Japan“, Th. 1, S. 493.
[3]) Mantegazza, „Indien“, S. 164.

Männer von der Sekte Mehman, eine unbegrenzte Zahl von Frauen, indem sie ihrem Ahnherrn Raschid Schah nacheifern, dessen Haus nicht weniger als 32 legitime Frauen barg.

Von den Hindu hört man selten, daß sie zwei Frauen genommen haben, und in der That erlaubt das Gesetz Polygamie nur unter gewissen Umständen. Diese sind Mangel an Keuschheit seitens der Frau, gewohnheitsmäßiger Ungehorsam oder Mangel an Achtung für ihren Gatten, üble Launen, schlechte Gesundheit, Unfruchtbarkeit, oder wenn sie innerhalb zehn Jahren nur Töchter gebärt. Auch ohne diese Bedingungen kann ein Hindu eine zweite Frau nehmen, sobald die erste sich einverstanden erklärt. Die zweite Heirath ist aber doch gültig, falls die erste Frau dagegen Widerspruch erhebt, und wird sie gezwungen, das Haus ihres Mannes zu verlassen, so ist letzterer verpflichtet, sie standesgemäß zu unterhalten.

Nach dem Gesetze kann also ein Hindu so viel Weiber zur Ehe nehmen, als ihm gutdünkt, und die Sitte gestattet ihm außerdem, eine unbeschränkte Anzahl von Konkubinen zu halten. Siwadschi, der letzte Maharadscha von Tandschor, heirathete an einem Tage 18 Frauen, allerdings hatte die Sache ihre eigene Bewandtniß. Der Fürst hatte aus seinem Geburtsorte eine Anzahl junger hübscher Mädchen kommen lassen, von denen er eine selbst zu heirathen, die übrigen aber seinen Großen zu geben gedachte. Aber als die jungen Mädchen ankamen und von der Disposition hörten, die über sie gemacht werden sollte, erklärten sie einstimmig, nur den Fürsten und keinen anderen heirathen, anderenfalls aber sämmtlich in den Tod gehen zu wollen. Der Radscha hatte Mitleiden und rettete den Mädchen in der einzig möglichen Weise das Leben.

Aber nach dem Gesetz und Herkommen ist eine der Frauen die Hauptfrau, die Mutter der Familie, die anderen sind nur Upastri oder Bhogya, Konkubinen. Nur die erste giebt legitime Erben, und selbst die Könige, wenn ihre Frauen unfruchtbar sind, können von den anderen Frauen keine legitime Erben haben.

Die englischen Missionare, sagt Mantegazza [1]), sind in großer Verlegenheit, wenn ein Hindu mit mehreren Frauen zum Christenthum übertreten will. Kürzlich wollte Thakur von Baunagar, einer der mächtigsten Radschas von Kattiawar, der zwanzig Jahre alt war, sich zum Christenthum bekehren, aber mit siebzehn Jahren hatte er an einem und demselben Tage vier Frauen geheirathet, von denen die eine zweiundzwanzig, die zweite zwölf, die dritte fünfzehn und die vierte sechszehn Jahre alt war. Da er wußte, daß er nur eine Frau behalten konnte, so wählte er die fünfzehnjährige und verstieß die anderen.

[1]) Mantegazza, „Indien“, S. 277.

In Bengalen haben unter den Brahmanen die Kulina den höchsten gesellschaftlichen Rang, ihnen geben die übrigen Mitglieder ihrer Kaste gern ihre Töchter, so viele dieselben nur wollen. Im Jahre 1860 verurtheilte der Pandit Iswara Tschandra Widyasagar in einer Flugschrift die Vielweiberei der Brahmanen aufs schärfste und gab die Namen von 12 Kulina, die zwischen 40 und 80 Frauen hatten [1]).

Mantegazza sagt [2]), daß diese Brahmanen, weil sie von allen Seiten begehrt werden, eine ungeheure Zahl von Frauen heirathen, aus den hohen Kasten, um ihre Freunde zufriedenzustellen, und aus den niederen, weil es ihnen Vergnügen macht oder ihr Interesse es erheischt. Es giebt einige unter ihnen, die 120 Frauen über die Ebene von Bengalen zerstreut besitzen, und die sie auf ihren Wanderungen der Reihe nach besuchen. Bei jeder neuen Ehe bekommt der glückliche Pascha wieder Geschenke, die bei jedem Besuch erneuert werden. Auch die übrigen Brahmanen haben oft viele Frauen in verschiedenen Ländern, die sie bei ihrem herumschweifenden Leben von Zeit zu Zeit besuchen. Die Frauen sind aber auch nicht tugendhafter als ihre Gatten.

Wie schon wiederholt gezeigt, konnte zur Polygamie auch das Levirat führen, die Sitte, wonach beim Tode eines Mannes dessen Frau oder Frauen auf seinen Bruder übergehen. Dieser außerordentlich weit verbreitete Brauch wurzelt offenbar in Eigenthumsrechten und der Rechtsnachfolge. Bei den meisten Völkern war der Bruder verpflichtet, die Erbschaft anzutreten oder, wenn er dieselbe ausschlug, für die verschmähte Frau zu sorgen. Bei den Hebräern, von denen wir den Namen haben (Levir = Mannes Bruder), verlangte eine mosaische Satzung [3]), daß der Bruder eines ohne Söhne Gestorbenen dessen hinterlassene Wittwe ehelichen mußte, um seinem Bruder Nachkommenschaft zu erwecken. Der erstgeborene Sohn sollte dem verstorbenen Bruder zugerechnet werden und diesen beerben, die etwa nach dem ersten geborenen Kinder aber dem eigentlichen Vater zugehören. Daß diese Sitte aber bereits vor Moses' Zeit eine bei den Hebräern anerkannte, ja geheiligte war, ersehen wir aus der Geschichte von Juda, Onan und Thamar [4]). Diese Auffassung von Geschwisterpflicht finden wir im Norden Asiens bei den Ostjaken, in Amerika bei den Koloschen und den Tupinamba, bei Mongolen, bei indischen und malayischen Völkern auch ohne die von Moses verordneten Beschränkungen noch heute in voller Gültigkeit.

[1]) „Journal of the Bengal Asiatic Society“, 1877.
[2]) Mantegazza, „Indien“, S. 303.
[3]) 5. Mos. 25, 3.
[4]) 1. Mos. 38, 8 ff.

Einiges über Amok und Mataglap.

Von **Emil Metzger.**

I.

Die Malayen stehen im Allgemeinen in dem Rufe, eine wilde, blutdürstige Menschenrasse zu sein; wenn Mancher ihren Namen nur nennen hört, denkt er unwillkürlich an verwegene Seeräuber, die in ihren schnellen Praueu die Küsten des Archipels heimsuchen und dort mit Feuer und Schwert Alles verwüsten, die friedlichen Bewohner niedermetzeln und in die Sklaverei wegführen. Oder aber es schweben ihm tollkühne Kämpfer vor, Vorfechter, die, ihren Schaaren voraus, tanzend dem Feinde entgegengehen, todesmuthig die auf sie gerichteten Salven abwarten und so lange sie nicht außer Gefecht gesetzt sind, immer weiter vorwärts dringen, um den verhaßten Gegnern sicheren Tod zu bringen oder selbst zu sterben. Ob eine derartige Auffassung der Wirklichkeit entspricht, kann hier füglich unerörtert bleiben, da unsere Aufgabe jetzt nur dahin geht, auf eine einzelne Erscheinung im Leben verschiedener Stämme, welche zum

größten Theile der genannten Rasse angehören, näher einzugehen, die sehr viel dazu beigetragen hat, den Malayen im Allgemeinen den Ruf der Grausamkeit und des Blutdurstes zu verschaffen. Es sind dies die unter dem Namen „Amok“ bekannten Massenmorde, von denen zuweilen berichtet wird.

Der Name rührt her von dem Rufe „Amok, Amok“, den der Mörder ausstößt; die Handlung selbst nennen die Engländer Amoklaufen (to run amuck), die Holländer „Amok machen“ oder auch, namentlich in älterem Stil, „Amok spucken“ (Amok maken, spuwen). Beide Ausdrücke erklären sich leicht aus den bei dem Vorgange gewöhnlichen Erscheinungen, der Engländer denkt an den rasenden Lauf, in dem der Mörder mit gezücktem Kris, von einem Haufen Bewaffneter verfolgt, durch die Straßen stürmt und links und rechts seine Opfer, ohne zu wählen, niederfällt; der Holländer an den Wahnsinnigen, der mit schäumendem Munde seinen erschütternden, nervenaufregenden Schrei ausstößt, und er bezeichnet dies drastisch durch das Wort „ausspucken“. Einer vielfach verbreiteten Ansicht nach sind äußere Zeichen der Wuth bei dem Mörder häufig enge mit der Handlung des Mordes verbunden; dazu nimmt man an, daß er sich meistens durch Opium zu seinem Unternehmen aufgeregt (!) habe, und so erscheint ein Gesammtbild, welches häufig weit entfernt ist, den Thatsachen zu entsprechen. Allerdings ist es auch unmöglich, ein allgemeines Bild zu entwerfen, da die äußeren Vorgänge sehr von einander abweichen; außerdem aber ist es auch außerordentlich schwierig, mit Sicherheit zu entscheiden, welche Mordthaten dem wirklichen „Amokmachen“ zuzuschreiben sind und welche nicht. In vielen Fällen überlebt der Mörder seine Gewaltthat nur wenige Augenblicke, denn sobald er seinen Schrei „Amok, Amok“ ausstößt, ist er in gewisser Beziehung vogelfrei. Im ersten Schrecken weicht Alles scheu vor ihm zurück oder läßt sich abschlachten, ohne auch nur den Versuch zu machen, ihm Widerstand zu leisten; bald aber folgen Bewaffnete seinen Schritten und hetzen ihn, wie einen tollen Hund. Gewöhnlich dauert es nicht lange, bis er unter den Lanzenstichen seiner Verfolger zusammenbricht und dann haucht er, meistens mit Wunden überdeckt, nach wenigen Augenblicken sein Leben aus. Natürlich ist in einem solchen Falle Alles abgemacht; der Mörder, manchmal auch diejenigen, welche dem ersten Ausbruche seiner Wuth beigewohnt haben, sind todt, andere Zeugen schwer verwundet. In den seltenen Fällen, wo es gelingt, einen Amokmacher lebendig einzufangen, erklärt er gewöhnlich, er sei mata glap gewesen (mata heißt Auge, glap dunkel), d. h. es sei ihm schwarz vor den Augen geworden, er könne sich des Vorganges nicht mehr erinnern, er habe nicht gewußt, was er thue. Noch seltener ist es, daß solche Personen, welche Amok gemacht haben und lebend eingefangen worden sind, unter die Behandlung eines Arztes kommen, so daß eine nähere Untersuchung ihres Körper- und Geisteszustandes möglich wäre. Es ist daher sehr schwierig, allgemein über die Vorbedingungen für einen solchen Wuthausbruch und über die Ursachen, welche ihn zum Ausbruch bringen, zu berichten oder anzugeben, wie denn der Zustand, in dem der Mörder sich befindet, namentlich hinsichtlich seiner Zurechnungsfähigkeit, eigentlich anzusehen ist und ob hier eine besondere, der malayischen, resp. indischen Rasse eigenthümliche Art von Geistesstörung zu Grunde liegt oder nicht. Ehe wir dazu übergehen, einige Mittheilungen in dieser Hinsicht zu machen, wollen wir zunächst aus eigener Erfahrung und aus der Erfahrung Anderer einige allgemeine Bemerkungen über Amok mittheilen.

Im Malayischen Archipel scheinen Fälle von Amok — die übrigens nicht gerade häufig vorkommen — am meisten bei Angehörigen der buginesischen Rasse beobachtet zu werden, gewöhnlich bei Personen der unteren Stände, sehr selten nur bei Frauen. Es verdient vielleicht Erwähnung, daß die Buginesen im Allgemeinen als tapfer und tollkühn, aber auch als gefährlich bekannt sind. Die Absicht des Mörders scheint gewöhnlich die zu sein, einer oder einigen bestimmten Personen Schaden zu thun; sobald seine Wuth aber einmal zum Ausbruche kommt, begnügt er sich nicht damit, gegen diejenigen zu wüthen, welche ihm absichtlich oder zufällig den Weg zu seinem Opfer versperren, sondern er rast, wenn er sein eigentliches Ziel erreicht hat, gewöhnlich weiter; seltener nur tritt mit der Befriedigung seiner Rache eine gewisse Rückwirkung ein, die ihn von selbst unschädlich macht. Die Umgebung vermag vielleicht insofern einen Einfluß auszuüben, als der Wuthausbruch, im Falle sie dem Morde nicht günstig scheint, in Folge dessen hinausgeschoben wird, ja gar nicht stattfindet. Auch wenn der eigentliche Anstoß, der, wie klein er auch immer sein mag, doch nothwendig zur Sache gehört, zufällig nicht gegeben wird, bleiben die Leidenschaften unentfesselt. Hat der Ausbruch aber einmal stattgefunden, so hält auch die größte Macht den Mörder nicht mehr zurück, ohne die geringste Zögerung wirft er sich, so lange der Zustand eben andauert, auf Alles, was ihm in den Weg tritt. Eigenthümlich ist es, daß sich der Amokmacher stets der blanken Waffe bedient; bei gewöhnlichem Meuchelmord spielen auch Schußwaffen (namentlich aber Gift) eine große Rolle, doch erinnern wir uns nicht, je von einem Falle gehört zu haben, daß ein Amokmacher einen Schuß gelöst hätte.

Wenn man nach der Ursache forscht, heißt es auch hier gewöhnlich: Cherchez la femme! Es ist vielleicht hier der Ort, beiläufig daran zu erinnern, daß, wenn auch im Orient im Allgemeinen und speciell im Malayischen Archipel die Verhältnisse der Geschlechter zu einander ganz anders als bei uns sind, die Frau trotzdem einen ganz ungeheuren Einfluß auf den Mann hat, und daß dem schwächeren Geschlechte zu Liebe von der stärkeren Hälfte der Schöpfung wenigstens ebensoviel, wenn nicht mehr Thorheiten begangen werden, als in europäischen Verhältnissen landesüblich ist; gerade weil das Band, welches Mann und Frau verbindet, im Allgemeinen nur ein loses ist, wird es da, wo sich wirkliche engere Beziehungen knüpfen, vielleicht infolge des Gegensatzes zu einem sehr festen, und es scheint manchmal unbegreiflich, wie ein bis dahin ganz vernünftiger Eingeborener plötzlich mit Leib und Seele irgend einer öffentlichen Tänzerin verfällt, so daß er Weib und Kind, Haus und Hof, Ehre und Leben vergißt. Die malayische Demimonde, weit mehr als ihre besseren Schwestern, hat wohl die meisten Fälle von Amok auf dem Gewissen.

Ziemlich selten folgt der Wuthausbruch der Beleidigung oder Kränkung unmittelbar; gewöhnlich geht — wenn wir den Ausdruck gebrauchen dürfen — ein Entwickelungsstadium vorher, welches zuweilen Tage, ja Wochen lang dauert. Manchmal ist der Verkehr mit dem verhaßten Gegenstande scheinbar ganz ungetrübt; wenn auch in den meisten Fällen äußere Zeichen die Nachwirkung einer Beleidigung verrathen, wird es doch häufig schwer werden, die zugefügte Kränkung selbst zu erkennen, bis ein zufälliger Umstand den Funken entzündet, welcher den Ausbruch verursacht. Während desselben ist der Mörder, wie es scheint, sich seiner Umgebung meistens ganz unbewußt; daß er seine Wuth gegen Alles kehrt, was ihm in den Weg tritt, haben wir bereits oben gesagt. An und für sich ist ein heftiger Wuthausbruch, so sehr er auch dem Charakter des Volkes, wie sich uns derselbe im täglichen Leben zeigt, fremd zu sein scheint, doch nicht so ganz selten; es kommen Fälle vor, namentlich wenn die Leidenschaft vieler Personen durch ein und dieselbe Ursache angefacht wird und sich auf ihr gemeinschaftliches Opfer wirft,

in denen man die Betheiligten im wahren Sinne des Wortes für losgelassene Bestien halten sollte.

Wir entnehmen unseren Aufzeichnungen ein einziges Beispiel hierfür, welches in mehr als einer Beziehung lehrreich ist.

Vor beinahe 30 Jahren, als das Kultursystem noch bleischwer auf die Preanger Regentschaften drückte, war die Bevölkerung eines Distriktes zum Wegebau aufgerufen; der Wedhono, dem die Aufsicht übertragen war, kam gerade zur Mittagszeit an die Baustelle, während die Arbeiter eine Ruhepause hatten, um ihr ärmliches Mahl zu genießen. Die Arbeit schien ihm nicht schnell genug vorzurücken, die Pause zu lange zu dauern; vergebens forderte er die Arbeiter auf, sich zu beeilen; sie ließen sich bei dem Essen nicht stören, wie denn dem Eingeborenen überhaupt keine Unterbrechung so unangenehm ist, wie die bei seinem Mahle. Der Wedhono griff nun zu einem stärkeren Mittel: er nahm Hände voll Sand vom Wege auf und streute ihn über das Essen in der Hoffnung, daß die Arbeiter, wenn es ungenießbar geworden, es stehen lassen und ihre Thätigkeit wieder aufnehmen würden. Dumpfes Murren ließ sich hören; keiner kehrte zur Arbeit zurück. Plötzlich brach der Aufruhr los; die ganze Schaar warf sich auf den Häuptling, der mit Füßen zertreten und mit den Steinen, die zum Wegebau dienen sollten, gesteinigt wurde; in kurzer Zeit war er eine Leiche. Darauf kehrten die Leute ruhig zu ihrer Arbeit zurück und unterwarfen sich geduldig der Strafe, welche sie bald ereilte.

Der Amokmacher scheint eine wunderbare Kraft und Ausdauer zu besitzen, bis er — auch ohne äußeren Einfluß — manchmal ganz plötzlich zusammenbricht. Kommt er dann zur Besinnung, so weiß er gewöhnlich nichts mehr von den vorhergehenden Ereignissen; die mata glap soll dann Alles erklären. Nun ist mata glap ein weitgehender Begriff im Munde eines Eingeborenen; er sucht hiermit eigentlich Alles zu entschuldigen, wofür er keine rechte Entschuldigung hat. Wenn man einen Diener, der das volle Vertrauen seines Herrn genossen hat, ganz unerwartet bei schlechten Streichen abfaßt, und ihm sagt: „Aber wie ist es möglich, daß Sidin (oder wie der Edle nun heißen mag) mir dies und das anthut?", so wird er scheinbar sehr niedergeschlagen antworten: „Vergieb mir, o Herr, mein Auge war verdunkelt!" was einfach heißen soll: „Ich wußte nicht, was ich that."

Von einem derartigen mata glap ist bei Amokmachen nun wohl keine Rede, denn dann ist der Zustand, wenn er auch seiner Art nach nicht immer derselbe ist, doch wohl derartig, daß von voller Willensfreiheit kaum mehr Rede sein kann. Wir werden diesen Punkt weiter unten noch eingehender berühren und bemerken hier nur noch, daß die uns bekannten Fälle von Amok zu jeder Tageszeit stattfanden. Unrichtig ist es wohl, diese Erscheinung auf den Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch von Opium zurückführen zu wollen. Opium erschlafft, betäubt, reizt aber gewiß nicht zum Morde; allerdings erscheint es nicht unwahrscheinlich, daß derjenige, welcher dem Gebrauche desselben ergeben ist, sich in dem Falle, daß er Amok machen will, erst den Genuß einer Pfeife gönnt, wenn ihn nicht vielleicht gar die Nothwendigkeit dazu zwingt, da viele Opiumraucher nicht im Stande sind, das Geringste zu thun, ehe sie sich durch den Genuß des Narkotikums dazu gestärkt haben. Im Gegentheil: aus vielen Nachfragen scheint sich das Resultat zu ergeben, daß beinahe ohne Ausnahme der Opiumgenuß ein gewisses Behagen, Glück und Zufriedenheit erzeugt; so lange die Wirkung dauert, ist der sonst zurückhaltende Eingeborene weniger verschlossen, fröhlicher als im gewöhnlichen Zustande und kaum zu Wuthausbrüchen geneigt.

Wir gehen nun dazu über, dem Leser den Bericht über einige charakteristische Fälle möglichst objektiv vorzulegen und in erster Linie nur die einfachen Thatsachen mitzutheilen, um dann am Schluß den Versuch zu machen, einige allgemeine Folgerungen aus denselben zu ziehen.

Vor etwa 25 Jahren lebte in S. (Java) ein Patih (Patih ist die rechte Hand, der Vezir, des Regenten, des höchsten eingeborenen Beamten, dem er aber hinsichtlich des Ranges und der Stellung sehr weit nachsteht), der sich dieses Amt durch langjährige treue Dienste erworben hatte, ein self made-Mann. Er besaß einen reichen Kindersegen und der weibliche Theil der Familie machte ihm keine geringe Sorge, denn unter solchen Verhältnissen, wie die oben angegebenen, ist es nicht leicht, eine passende Verbindung für die Töchter zu finden. Höhere Beamte treten dann nicht als Bewerber auf, da bei ihnen die Stellung des Schwiegervaters in spe sehr ins Gewicht fällt und sie durch die Heirath nicht nur eine Frau, sondern auch Einfluß zu erlangen wünschen; Bewerber niedrigeren Ranges scheuen sich, ihre Wünsche laut werden zu lassen, da sie fürchten, einen Korb zu bekommen, und die Verhältnisse erlauben es dem Vater wirklich nicht, seine Anforderungen an die Stellung des künftigen Schwiegersohnes zu weit herabzustimmen. Unserem Patih war es nun geglückt, ein passendes Verhältniß für eine seiner Töchter zu finden. Dieselbe war einem Mantri, einem Beamten in ziemlich untergeordneter Stellung, verlobt. Da plötzlich lächelte das Glück dem alten braven Patih; ganz unerwartet wurde er zum Regenten ernannt und nun nahm er selbstverständlich Anstoß an dem niedrigen Range des Mannes, dem er die Hand seiner Tochter zugesagt hatte. Das Verlöbniß — soweit von einem solchen gesprochen werden kann — wurde aufgehoben, ein anderer Eidam, der einer höheren Rangstufe angehörte, erwählt, und da beide Parteien das Band bald zu knüpfen wünschten, sollte die Hochzeit kurze Zeit nachher gefeiert werden. Der arme, verlassene Mantri war immer noch um die Person des Regenten, der ihn seit seiner Rangerhöhung zu einer Art major domus gemacht hatte; ruhig und schweigend hatte er die Mittheilung, daß die ihm zugesagte Braut für einen Anderen bestimmt sei, entgegengenommen. Auch half er bei den Vorbereitungen, die für die Festlichkeiten getroffen wurden, bei denen er kurz vorher noch als Hauptperson aufzutreten bestimmt war. Mit der größten Gewissenhaftigkeit erfüllte er, wie überhaupt, so auch in dieser Hinsicht Alles, was ihm aufgetragen wurde. Der Hochzeitstag brach an; die Leitung des Hauswesens, die Sorge für die eingeborenen Gäste lag beinahe ganz in seinen Händen, während der Regent sich mehr mit den Europäern, die bei demselben erschienen, beschäftigte. Alles verlief in schönster Ordnung; überall, wo es nöthig war, griff der Mantri ein, hatte da eine Ermahnung für einen Bedienten, dort ein freundliches Wort für einen Gast; Niemand bemerkte an dem eifrig thätigen, aber dabei liebenswürdigen Manne etwas Außergewöhnliches, Alles schien Frieden und Glück zu athmen. — Die Nacht war angebrochen; das Brautpaar hatte sich zurückgezogen, die Gäste verließen nach und nach die geräumige Halle, der Regent begab sich in sein Schlafgemach. Der Mantri mit einigen Frauen überwachte noch die Dienerschaft, welche das Tischgeräth aufräumte. Die Lichter erloschen nach und nach, die letzten Töne des Gamelan verhallten in der lauen Tropennacht. Da plötzlich verändert sich die Scene; die Hand des Mantri zuckt mit einem Male nach dem Kris, die Waffe blitzt in seiner Hand, der Ruf „Amok, Amok!" ertönt von seinen Lippen und gleichgültig wen er trifft, stößt er rechts und links um sich; Alles flüchtet, in wenigen Augenblicken sinken mehrere Frauen und Diener schwer verwundet zur Erde. Von dem Lärm und dem Geschrei aufmerksam gemacht, ruft der Regent den Namen des Mantri; letzterer kommt näher, jener öffnet die Thür und

fragt ihn: „Was giebt es?“, worauf der Mantri antwortet: „Es wird Amok gemacht!“ Nun fragt der Regent: „Wer macht Amok?“, worauf der Mantri mit dem Rufe „Kawulo“ (ich, hochjavanisch) jenem seine Waffe in die Brust bohrt. Unterdessen hatten sich die Wächter gesammelt und bald hauchte der Mörder unter ihren Speeren sein Leben aus; mit ihm bedeckten zahlreiche Opfer die blutgetränkte Erde.

Dieser Fall ist theils der betheiligten Personen, theils der besonderen Umstände wegen seiner Zeit vielfach besprochen worden und man hat die Frage aufgeworfen, ob hier wohl ein Fall von Amok vorliegt, weil die Vorgänge von dem gewöhnlich als typisch angenommenen Bilde in verschiedenen Hauptpunkten abweichen. Es ist weniger der Umstand, daß der Mörder, ehe er „Amok“ rief, durch nichts verrieth, was in ihm vorging, als die Vorgänge bei der Ermordung des Regenten selbst: daß der Mörder dem Rufe seines Herrn folgte, daß er ruhig seine Frage anhörte und pflichtmäßig und der Wahrheit gemäß in hochjavanischer Sprache beantwortete, um dann seinen blutigen Plan zur Ausführung zu bringen, das vermag wohl den Gedanken zu erwecken, daß wir es hier nicht mit einem Falle von Amok, sondern mit einem kaltblütig überlegten Morde zu thun haben, daß der Mörder den Racheplan mit sich herumtrug und den Ruf „Amok“ nur ausstieß, das Blutbad nur anrichtete, um den Regenten zu veranlassen, seine Thür zu öffnen. Später werden wir näher auszuführen suchen, weshalb unserer Ansicht nach (die übrigens zur Zeit des Vorganges die allgemeine war) ersteres der Fall zu sein scheint.

Einen zweiten Fall entnehmen wir den Papieren eines uns befreundeten Militärarztes. Auf seinem Grundstücke wohnte mit anderen Bedienten auch eine javanische Köchin, welche ein kleines Liebesverhältniß mit einem eingeborenen Soldaten — es war auch ein Buginese — angeknüpft hatte. Den oben erwähnten Eigenschaften dieses Stammes muß noch beigefügt werden, daß die Männer dem schönen Geschlechte sehr viel Empfänglichkeit entgegenbringen, aber dem Gegenstande ihrer Neigung Treue beweisen und, sobald ein näheres Verhältniß angeknüpft ist, auch solche verlangen — eine Forderung, welcher von dem weiblichen Theile nicht immer entsprochen wird. Auch in diesem Falle hatte die Köchin neben ihrem Buginesen noch verschiedene andere Anbeter; doch wußte sie den ersteren lange Zeit in dem Glauben zu erhalten, daß er der Bevorzugte sei, bis er plötzlich gar unsanft enttäuscht wurde, als er bei einem unerwarteten abendlichen Besuch seinen Platz schon eingenommen fand. Scheinbar ruhig entfernte er sich und begab sich, wie wenn nichts vorgegangen wäre, nach der Kaserne. Wie seine Kameraden nachher aussagten, hatte er während der Nacht lebhaft geträumt, im Schlafe (vielleicht auch im Wachen) allerlei abgebrochene Drohungen ausgestoßen, mit den Zähnen geknirscht und ähnliche Zeichen von innerer Erregung gegeben. Am folgenden Morgen that er seinen Dienst wie gewöhnlich; nach Ablauf desselben legte er sich auf seine Pritsche, wickelte sich in seine Decke und starrte vor sich hin; nach etwa einer Stunde stand er auf, kleidete sich an und begab sich nach den Nebengebäuden. Man konnte dort einen Blick in das Grundstück werfen, wo seine Geliebte wohnte. Hier stand er einige Augenblicke still, als die Dame seines Herzens erschien und, ohne ihn zu bemerken, mit einem anderen Soldaten über den schwachen Zaun hin ein Gespräch anfing. Obwohl die Sache vollkommen unschuldiger Natur und der Krieger durchaus nicht derselbe war, welcher am Abend vorher ihr zu so sehr ungelegener Stunde seine Aufwartung gemacht hatte, war doch dieses Zusammentreffen genügend, die unterdrückte Wuth des Buginesen zum Ausbruche zu bringen. Mit dem Rufe „Amok, Amok!“ zog er seinen Säbel und stürzte sich auf das nichts ahnende Paar, schlug seinen Kameraden mit einem kräftigen Hiebe zu Boden, durchbrach den schwachen Zaun und verfolgte seine Geliebte, welche nach der Richtung des Haupthauses flüchtete, in dessen hinterer Gallerie unser Gewährsmann Zeuge des Vorganges war. Noch ehe die Frau das Haus erreichte, hatte ihr Verfolger ihr den ersten Schlag beigebracht, unter dem sie zusammensank; dann folgten sich die Hiebe mit ungeheurer Schnelligkeit, bis ein formloser, zerhackter, blutiger Fleischklumpen zu seinen Füßen lag. Nun schien er ruhiger zu werden; er bemerkte die Bewaffneten, welche ihm von der Kasernenwache aus nachgeschickt worden waren und suchte ihnen zu entfliehen. Da er das Fruchtlose seines Versuches bald einsehen mußte, deckte er sich hinter einer Mauer. In dieser etwas geschützten Stellung suchte er die ihn bedrohenden Bajonnette abzuwehren, doch dauerte es nicht lange, bis er von denselben durchbohrt todt zur Erde sank.

Derselbe Arzt erzählt von einem anderen Falle, in welchem ein Eingeborener ganz ohne bekannte Ursache Amok machte und lebendig gefangen wurde. Er hatte Gelegenheit, denselben hinsichtlich seines Geisteszustandes zu beobachten und periodischen Wahnsinn zu konstatiren; auf Grund dieses Gutachtens sprach das Gericht den Mörder frei. Als er aber nach einiger Zeit wieder Amok machte, wurde er bei dieser Gelegenheit getödtet.

Daß die Fälle einander nicht gleichen, sagten wir oben schon; interessant ist auch des Kontrastes wegen eine Zusammenstellung, die wir einem von Dr. W. Vogler veröffentlichten Aufsatze über mata glap entnehmen, der sie auf Grund der in „Tijdschrift voor het regt in Nederl. Indie“ enthaltenen Mittheilungen zusammengestellt hat. Grundgedanke der dort enthaltenen Ausführungen, auf die wir weiter unten noch zurückkommen, ist der, daß ein mata glap genannter besonderer Zustand gar nicht bestehe und auch dem Eingeborenen unbekannt sei. Er knüpft an drei freisprechende Urtheile an, in welchen der Richter das Vorhandensein von mata glap zur Grundlage seines Ausspruches machte, und zeigte, daß die mitgetheilten Erscheinungen durchaus nicht auf dieselben Momente zurückgeführt werden können. Dr. Vogler führt an:

1) einen Fall von hitzigem Fieber, in welchem ein Mann seine Frau tödtet; Freispruch;

2) einen Fall, wo ein Mann seine Frau mit einer Lanze verwundet und zu seiner Entschuldigung anführt, er habe in einem Zustande von Wahnsinn gehandelt, der durch den Kummer darüber, daß seine Kuh das Bein gebrochen habe, verursacht worden sei; Freispruch;

3) ein Eingeborener, als ruhiger, friedlicher und verständiger Mann bekannt, schläft mit einigen anderen Personen, mit denen er nie Streit gehabt hat, in demselben Zimmer, springt in der Nacht auf, schlägt mit seinem Hieber um sich und tödtet und verwundet verschiedene der neben ihm liegenden Personen. Er erklärte, daß er, kaum in Schlaf gefallen, sich einbildete, es stehe Jemand vor seinem Bette; darauf sei er aufgestanden und habe um sich geschlagen und gestoßen; er sagte, er sei mata glap gewesen.

Daß diese drei Fälle ganz verschiedener Natur sind, liegt auch für den Laien auf der Hand; aber ebenso gewiß ist es auch, daß ähnliche Zustände auch an anderen Orten beobachtet worden sind, und es ist um so überflüssiger, einen besonderen Namen dafür einzuführen, als ja der Name überhaupt bei der Beurtheilung der Zurechnungsfähigkeit an sich keine Bedeutung besitzt, sondern der Schwerpunkt nur darin liegt, ob der Thäter in einem konkreten Falle durch abnormen Geisteszustand seine Willensfreiheit eingebüßt habe.

Kürzere Mittheilungen.

Die Schweden-Inseln im Stillen Ocean.

Auf mehreren Karten wird eine unter 147° östl. L. und 7° 30′ nördl. Br. belegene, zu den Karolinen gehörige Inselgruppe „Swede Islands“ oder „Schweden-Inseln“ benannt. Da der Ursprung dieser Benennung gewiß wenig bekannt ist, so möchte folgende kurze geschichtliche Reminiscenz nicht ohne Interesse sein.

Nachdem durch James Cooks' in so vieler Hinsicht epochemachende Reisen die Aufmerksamkeit Europas auf die bis dahin noch fast unbekannte Inselwelt in der Südsee gerichtet worden war, entstand bei den Führern des gleichzeitig erwachenden Missionswesens der Gedanke, auch unter der Bevölkerung dieser Inseln das Licht des Christenthums zu verbreiten. Als Feld der Missionsthätigkeit wählte man natürlich in erster Linie die Insel Tahiti, deren liebenswürdige, freundliche Bewohner, entzückendes Klima &c. von den ersten Entdeckern in so glühenden Farben geschildert worden waren. Die erste Missionsexpedition nach der Südsee, aus nicht weniger als 39 Personen bestehend, worunter auch Frauen und Kinder, ging am 10. August 1796 mit dem Schiffe „Duff“, Kapitän James Wilson, von London ab. Erst am 4. März des folgenden Jahres erreichte man Tahiti. In den Kanoes, welche bald nach der Ankunft das Schiff umschwärmten, wurden auch zwei Europäer beobachtet, die wie die Eingeborenen gekleidet und tatuirt waren; es zeigte sich bald, daß es Schweden waren. Der eine war aus Stockholm gebürtig, hieß Anders Cornelius Lind und war 30 Jahre alt; der andere hieß Peter Haggerstein, war 40 Jahre alt und aus Helsingfors gebürtig; beide waren Matrosen. Lind hatte zu der Besatzung des Walfängerschiffes „Mathilde“, Kapitän Weatherhead, gehört, das im Februar 1792 auf einem unter 22° südl. Br. und 138° 30′ westl. L. belegenen Felsenriff gestrandet war. Dem Kapitän und der Mannschaft war es geglückt, mit den Booten Tahiti zu erreichen, von wo der größere Theil der Leute mit verschiedenen Schiffen absegelte, während einige, unter ihnen Lind, auf der Insel zu bleiben vorzogen. Der Finländer Peter dagegen war von dem englischen Schiffe „Dadalus“, Kapitän New, desertirt; das Schiff sollte dem Entdeckungsfahrer Vancouver neue Vorräthe bringen und war auf der Reise Tahiti angelaufen. Da beide Schweden ziemlich gut englisch und die tahitische Sprache fertig sprachen, so waren sie Kapitän Wilson und den Missionaren als Dolmetscher von großem Nutzen. Besonders scheint Peter sich hierbei ausgezeichnet zu haben, während Lind in den Verdacht kam, die Eingeborenen gegen die Missionare aufreizen zu wollen; als er dann aber einen von Wilson's Matrosen zum Desertiren verleitete, wurde er bei einem Besuche an Bord festgehalten. Wahrscheinlich gegen seinen Willen wurde Lind bei der Abreise des englischen Schiffes von Tahiti an Bord behalten; man fürchtete nämlich, daß er die Insulaner gegen die Missionare und gegen diejenigen ihrer Landsleute zur Rache aufreizen könnte, welche bei der Festnahme des desertirten Matrosen behülflich gewesen waren. Letzterer, dessen Name Tucker war, desertirte auf der Rückreise doch noch, indem er bei einer Gelegenheit über Bord sprang, wo viele Kanoes das Schiff umschwärmten und aufgenommen wurde. Die Insel, bei welcher sich dieser Vorfall ereignete, wurde deshalb „Tucker Island“ genannt; jetzt heißt sie Satawal. Wenige Tage später kam Lind zu dem Kapitän und bat, ihn auf der nächsten Insel, welche das Schiff anlaufen möchte, ans Land zu setzen. Dies wurde ihm zugestanden und ihm auch mehrere Sachen versprochen, die ihm von Nutzen sein konnten. Am 26. Oktober 1797 bekam man sechs kleine Inseln in Sicht, von denen aus eine Menge Kanoes auf das Schiff steuerten. Lind sprang in eins dieser Kanoes und wurde von den Wilden mit Jubel empfangen, worauf alle sofort nach ihren Inseln zurückkehrten. Lange sah man ihn vom Schiffe aus mit der Hand zum Abschied winken, sichtlich erfreut darüber, sein freies und sorgloses Leben unter den Insulanern weiter führen zu können. Die Inseln, welche nun die Heimath des abenteuerlustigen Schweden wurden, nannte Kapitän Wilson „Swede Islands“, eine Benennung, die, wie erwähnt, heute noch auf mehreren Karten vorkommt; in der Sprache der Eingeborenen heißen sie Lamotrek. Ueber Lind's fernere Schicksale ist nichts bekannt.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber die alten Handelswege zwischen dem Schwarzen Meere und der Ostsee giebt Pic (Zur rumänisch-ungarischen Streitfrage, S. 287) eine interessante Zusammenstellung. Sie sind im Wesentlichen immer dieselben geblieben, da ihre Richtung von der Natur selbst vorgezeichnet war, wenn auch ihr Ausgangspunkt und wohl auch die Hauptstationen mit den politischen Verhältnissen wechselten, Pantikapaion an die Stelle von Olbia, Cherson an die von Pantikapaion trat; erst die Eisenbahnen haben den Verkehr in neue Bahnen zu leiten verstanden und Odessa das Uebergewicht gegeben. Der Hauptweg war die sogenannte griechische Straße, der „Gretschin“ der Russen, der Austurvegr der nordischen Chronisten, auf dem die Waräger und Normannen nach Miklagard (Konstantinopel) gelangten. Sie lief im Wesentlichen dem Dniepr entlang, über Kiew, wo sie den großen Karawanenweg vom Westen nach dem Osten kreuzte, nach Nowgorod und der Dünamündung; eine nördliche Fortsetzung lief längs Wolchow und Lowat zum Ilmensee, zum Ladoga und dem pelzreichen Lande der Finnen. — Eine zweite Hauptstraße der Wolga entlang nach dem chasarischen Itil und dann nach Bolgar, dem Handelscentrum für Mittel- und Ostrußland; als die Bulgarenmacht verging, trat an die Stelle von Itil das neugegründete Astrachan, an die von Bolgar erst Kasan, dann Nischni Nowgorod. Die dritte gleichfalls uralte Straße lief den Bug hinauf nach der Weichsel und den Bernsteinländern der Ostsee. — Zwei Transversalstraßen kreuzten diese Flußwege. Die eine ging von der Bugstraße, vielleicht schon von Böhmen aus, nach Kiew, wo eine Insel bequemen Uebergang gestattete, schon ehe der Fährmann Kij die Stadt begründete, und spaltete sich hier; der südliche Zweig ging den

Don entlang bis zu seiner Umbiegung und von da zur Wolga nach Itil, der andere längs Desna und Oka nach Bolgar. Die zweite Hauptstraße ging theils von der Dünamündung diesen Fluß herauf und über Dniepr und Oka nach Bolgar, die andere von Nowgorod längs Msta und Twerca ebendahin. — Auf allen diesen Straßen bestand lebhafter Verkehr schon zur Zeit Herodots; aus den Berichten, welche er von den Olbiopolitanern erhielt, können wir ersehen, wie weit diese unternehmenden griechischen Kolonisten damals schon gingen. Die Straßen blieben auch zur Byzantinerzeit begangen; als Oleg und Igor Frieden mit Byzanz schlossen, setzten sie genau die Begünstigungen fest, welche die russischen Kaufleute in Byzanz genießen sollten, und zur Chalifenzeit finden wir russische Händler mit kostbarem Pelzwerk als regelmäßige Gäste von Bagdad, und arabische Reisende besuchten nicht nur das chasarische Itil, sondern selbst das ferne Bolgar, ja auch Kiew, und nur die Eifersucht der auf den gewinnbringenden Zwischenhandel angewiesenen Bewohner dieser Städte verhinderten sie, bis zum Meere und bis zum Ural vorzudringen. Ko.

Asien.

— Endlich scheint auch in China das Vorurtheil, welches aus religiösen Gründen gegen den Eisenbahnbau bestand, im Wesentlichen geschwunden zu sein, indem Nachrichten vorliegen, nach denen der Bau einer Eisenbahn, welche Kaiping mit Takoo, dem Hafen von Tientsin, verbinden soll, von der Regierung genehmigt ist. Die Linie soll sowohl eine strategische Bedeutung haben als auch im Allgemeinen eine Hebung des Handels und des Verkehrs bezwecken. Die Bahn wird von der Kaiping-Eisenbahn-Gesellschaft erbaut werden, deren Aktionäre sämmtlich Chinesen sein sollen. Die Kaiserin wird einen besonderen Aufsichtsbeamten für die Bahn ernennen und steht auch einer Verlängerung derselben bis Tientsin sowie der Anlegung weiterer Linien nicht ungünstig gegenüber, namentlich einer Verbindung der Kohlenbergwerke mit der Küste und mit Peking, um die Hauptstadt billig mit Feuerungsmaterial versehen zu können. Hoffentlich wird sich, wenn erst der erste Widerstand der Chinesen gegen dieses neue Verkehrsmittel gebrochen sein wird, das Schienennetz bald weiter ausdehnen, erfreut sich doch schon die 3 km lange schmalspurige Personenbahn von Tientsin nach Tsching-Yang bei der Bevölkerung einer großen Beliebtheit und Benutzung.

— Lord Brassey hat sich beeilt, in den „Times" über den Eindruck zu berichten, welchen seine Reise nach dem Malayischen Archipel in ihm erweckt hat. In erster Linie nimmt er die Aufmerksamkeit von Technikern und Kapitalisten für die Halbinsel Malakka in Anspruch. Eine Eisenbahn von Tarry nach Bangkok, die später nach den westlichen Provinzen von China zu verlängern wäre, würde dem Handel ein ausgedehntes und reiches Gebiet eröffnen. Weiter im Süden wäre durch die Halbinsel ein Kanal zu graben, wodurch die Reise aus dem Indischen Ocean nach dem Chinesischen Meere um einige hundert Meilen verkürzt werden würde. (Natürlich würde Singapore dann viel von seiner Bedeutung verlieren.) Weiter spricht er über Nord-Borneo und sagt, daß das Gebiet der Nord-Borneo-Gesellschaft, welches von dem Sultan von Brunai unter dem bekannten englischen Protektorat abhängig ist, sowie das von Serawak, welches unter der Verwaltung eines Engländers steht, zusammen eine Küstenlänge von 1200 Meilen haben und an der großen Fahrstraße nach China gelegen sind. Augenblicklich wird die Autorität des Sultans von den Dayaks von Brunai nicht anerkannt. Der Friede kann nur wieder hergestellt werden, wenn britischer Einfluß im Interesse eines verweichlichten und hilflosen Oberhauptes geltend gemacht wird. Da die Kohlengruben Fiasco gemacht haben, ist es ein Unsinn, Labuan als selbständige Kolonie handhaben zu wollen. Die North Borneo Company befindet sich im entgegengesetzten Falle und diese Bemerkung gilt auch vom Radschah Brooke. Seine Regierung ist im höchsten Maße mit Erfolg belohnt worden, sein Land befindet sich in vollkommener Ruhe und Ordnung und sein Volk ist ihm ergeben. Es würde jedoch beiden Seiten Vortheile bieten, wenn Serawak enger als jetzt mit dem britischen Reiche verbunden würde. Bei einem solchen Zustande der Dinge sollte sich die Aufmerksamkeit der Regierung auf Nord-Borneo richten. Die Art des britischen Protektorats muß deutlich bestimmt und flink gehandhabt werden. Ein solcher Schritt wäre ein Segen für das Volk von Borneo, um in Zukunft Verwickelungen mit fremden Regierungen zu vermeiden. Ganz vor Kurzem liefen zwei russische Kreuzer Brunai an, um den Hafen und die Kohlenwerke aufzunehmen. Die Eingeborenen zogen gleich den Schluß, daß es sich darum handle, eine russische Kohlenstation zu errichten und zwar, wie Lord Brassey beifügt, in einem Lande, von dem es heißt, daß es unter englischem Protektorat stehe. „Wir müssen", mit diesen Worten schließt er, „unsere Stellung vollständig klar machen."

Afrika.

— Nachrichten aus Brüssel zufolge lauten die Berichte über die Stanley'sche Expedition im Gegensatze zu dem bisherigen Verlaufe des Zuges viel ungünstiger. Stanley hat mit einem Feinde zu kämpfen, der um so furchtbarer ist, als er von Niemandem erwartet wurde, nämlich mit einer unbeschreiblichen Hungersnoth, über die wir nichts Näheres wissen, deren Wirkung aber nach den Andeutungen, die uns Stanley giebt, verhängnißvoll sein muß. Diese Hungersnoth herrscht nicht allein am mittleren Congo, sondern auch am oberen Congo, also gerade in jenem Gebiete, welches man bisher als das fruchtbarste der ganzen afrikanischen Aequatorialgegend geschildert hat. Ein Brief Stanley's aus Bolobo theilt mit, daß die Expedition am 9. Mai in Bolobo ankam, jedoch die Weiterreise einstellen mußte, um in der ausgehungerten Umgegend irgend welchen Proviant aufzutreiben. Stanley hat deshalb die Hoffnung aufgegeben, seinem Plane gemäß am 1. Juni den Zusammenfluß des Aruwimi mit dem Congo zu erreichen. Da die Umgegend von Bolobo zu ausgehungert ist, um genügend Proviant aufzutreiben, so hat Stanley den Araberhäuptling Tippu-Tip nach den Stanley-Fällen gesandt, um dort Proviant aufzukaufen und schleunigst nach Lukolela zurückzukehren. Dadurch erleidet aber der Zug eine Verzögerung von drei bis vier Wochen. Auch sonst sind die Nachrichten ungünstig. In Folge der Hitze ist Stanley selbst nicht unbedenklich erkrankt und wegen der Entbehrungen in Folge der Hungersnoth revoltirten seine schwarzen Begleiter, wobei er unerbittliche Strenge entfalten mußte. Die Expedition scheint somit nach allen Richtungen hin in ein bedenkliches Stadium getreten zu sein. Hoffen wir nur, daß das Ende gut ist und vor allem das gesteckte Ziel erreicht wird.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Cagnat's und Saladin's Reisen in Tunesien.

XVI.

Durch ein schmales, in der Befestigungsmauer angebrachtes Thor gelangt man in das Innere von Kef und so auf einen kleinen Platz, auf welchen die Hauptstraßen der Stadt münden. Die eine, welche fast an der Mauer entlang läuft, führt in den westlichen Theil der Stadt, die zweite dagegen durchschneidet den Osten, während die mittelste, einer steilen und schlüpfrigen Treppe ähnlich, nach dem Mittelpunkte, dem Dar el-Bey und der Burg oder Kasbah, leitet. Alle diese Straßen und den Platz selbst darf man nicht bei Regenwetter sehen, denn alsdann sind es ebenso viel Gießbäche und Regenpfützen; bei schönem Wetter aber sind sie fast trocken, aber voll von Staub, Die Reisenden stiegen die mittelste Straße hinauf zu dem auf dem Platze Dar el-Bey gelegenen Hause ihres Freundes Roy, wo sie Aufnahme und einige Ruhetage nach ihrer langen und anstrengenden Reise fanden, während ihre Leute und Pferde im Dar el-Bey untergebracht wurden. Beim Hinaufsteigen fiel es ihnen auf, daß sie fast ebenso vielen Juden wie Arabern begegneten.

El-Kef hieß im Alterthum Sicca Veneria nach einem dort sich erhebenden, weit berühmten Venustempel. Ihre Geschichte ist bald erzählt. Die Stadt war punischen Ursprungs, wie ja auch der dort hoch in Ehren stehende Venusdienst wesentlich orientalischen, phönikischen Ursprungs ist. Während ihres ersten Krieges gegen Rom schickten die Carthager die rebellirenden Söldner dorthin in Verbannung. Die Stadt war dann eine der ersten, welche sich den Römern unterwarf. Von Julius Cäsar oder Augustus wurde sie zur Kolonie erhoben und gelangte in der Kaiserzeit zu großer Blüthe, wie die noch vorhandenen Reste ihres einstigen Glanzes beweisen. Die Römer selbst verglichen sie mit Cirta (Konstantine), und so führt sie denn auf den Inschriften unter anderen auch den Titel Cirta Nova; schon dieser Umstand würde genügen, uns ihre Bedeutung in römischer Zeit zu beweisen. In byzantinischer Zeit besaß sie noch einen gewissen Wohlstand und hielt das Christenthum in hohen Ehren; Zeugen dessen sind nicht nur die darüber noch vorhandenen geschriebenen Berichte, sondern auch die Reste von Kirchen und Basiliken. Da zur Zeit des Diocletianus der berühmte Redner Arnobius dort lehrte und sein Werk gegen die Heiden verfaßte, so muß die Stadt auch in litterarischer Hinsicht eines gewissen Rufes sich erfreut haben.

Ihr antiker Name hat sich noch lange nach der arabischen Eroberung erhalten und findet sich bei El-Bekri und anderen Geschichtsschreibern unter der wenig entstellten Form Schak-Benar. Heute aber ist derselbe vollständig verschwunden. Offenbar wurde der Platz immer für sehr wichtig gehalten; beherrschte er doch einst den Verkehr zwischen Numidia und der Provinz Afrika, wie noch heute die Straße von Suk-Ahras nach Tunis; er war der Schlüssel des Landes nach Westen hin. Als solchen haben ihn die Tunesier stets angesehen und darum dort eine verhältnißmäßig feste Kasbah erbaut, wo sie bei der Nachricht von dem Heranrücken der französischen Truppen Proviant und Waffen in Masse aufhäuften. Beides haben sie nicht verwendet, und mit Recht; denn die auf den Bastionen befindlichen Kanonen wären vielleicht das erste Mal losgegangen, beim zweiten Mal aber sicher zersprungen. Uebrigens war Kef im Jahre 1880 bei weitem nicht so wohlhabend und blühend, wie eine Anzahl anderer Städte der Regentschaft. Denn die tunesische Regierung hatte sie

wegen eines 1865 stattgefundenen Aufstandes, welcher den Bey arg erschreckt hatte, absichtlich verarmen lassen, und Hungersnoth, Typhus und Cholera hatten später das Ihrige gethan, so daß die Stadt zuletzt nicht mehr als 3000 Einwohner zählte, drei Viertel der Häuser in Ruinen lagen und der Rest in Schmutz und Mist versank.

Das europäische Element, welches seit der französischen Besitznahme sich in der Stadt niedergelassen hat, hat diesen Zustand bereits verändert und wird ihn ohne Zweifel in Bälde noch mehr verändern. Nicht nur sind neue Einwohner, besonders Algerier, zugezogen, haben der Stadt neues Leben, das man dort fast nicht mehr fand, verliehen, sondern es werden auf früher wüsten Stellen Neubauten errichtet, und schon mischen sich zwischen die weißen Terrassen der arabischen Häuser einzelne rothe Dächer. Die Lage von Kef ist aber auch in der That für den Handelsverkehr eine ausnahmsweise günstige.

Für Archäologen ist in der Stadt eine reiche Ernte zu machen; denn sie ist fast ganz aus antiken Steinen erbaut, und einzelne Häuser sind thatsächlich nichts Anderes, als ganz umgearbeitete römische oder byzantinische Gebäude. Die punische Stadt lag ganz auf dem Gipfel des Berges, höher noch als die heutige Kasbah; aber man hat nicht viele Reste von ihr gefunden, namentlich einige Stelen ohne Inschriften, welche wahrscheinlich die Stätte des Venustempels bezeichnen. Dafür spricht nicht nur die Gewohnheit der punischen Städte, den Tempel ihrer Schutzgottheit auf dem höchsten Punkte anzulegen, sondern auch der Umstand, daß die Araber in der kleinen Moschee, welche sich jetzt dort erhebt, bei einem Gelübde Tauben darbringen. Dieser Vogel war aber bekanntlich der Venus heilig und gehört zu den Attributen der Tanit, der punischen Liebesgöttin; man hat also in jener arabischen Sitte eine Ueberlieferung aus alter Zeit. An derselben Stelle ist auch ein Votivbild in Basrelief, in punischem Stile, aber aus römischer Zeit gefunden worden; es stellt in einer halbrunden Nische eine stehende Person dar, gekleidet in eine Stola, über derselben eine um die linke Schulter gelegte lange, mit Ornamenten gestickte Binde, in der Rechten eine Weintraube, in der Linken wiederum eine Taube. Das Bild ist unzweifelhaft ein der Göttin dargebrachtes Weihgeschenk.

Antikes Votivbild in Kef.
(Zeichnung von H. Saladin nach dem Originale.)

Um so reichlichere Reste hat die römische Epoche hinterlassen, von den zahlreichen Inschriften ganz zu schweigen. Da sind zuerst zwölf neben einander liegende Cisternen, welche vielleicht noch in die punische Zeit zurückreichen. Jede derselben ist 28 Meter lang und 6 Meter breit und steht mit der nächsten durch eine ziemlich niedrige Oeffnung in der Quermauer in Verbindung; oben haben sie runde Lichtlöcher, durch welche das Wasser geschöpft wurde, und an der Südseite viereckige, durch welche das Wasser zufloß. Sie gehören zu den schönsten Beispielen bedeckter Cisternen, welche die Reisenden in Tunesien gefunden haben, und an Größe stehen sie nur den berühmten Cisternen von Carthago nach, welche, von den Maßen abgesehen, ungefähr nach demselben Modelle erbaut sind. Außerdem besaß die Stadt noch für die Wasserversorgung eine prächtige Quelle, welche, an ihrem Ursprunge gefaßt und kanalisirt, sich zunächst in ein großes Becken ergießt, um von da sich über die Stadt und in die Gärten zu verbreiten. Die auf ihre schöne Quelle stolzen Einwohner erzählen Wunderdinge von derselben; so soll einem Autor zufolge ein ganz bewaffneter Reiter in dem Zuleitungskanale mit Leichtigkeit sich bewegen können, ohne mit der Spitze seiner Lanze die Decke zu berühren. Das ist gewaltig übertrieben, denn ein Mann kann dort wohl passiren, aber nicht ohne sich oft zu bücken. Aber an solchen Uebertreibungen hat die orientalische Phantasie einmal Gefallen.

Als Cagnat und Saladin diese Quelle zum ersten Male sahen, war sie in einem Zustande fast vollständiger Vernachlässigung. Die Frauen wuschen darin, die Heerden und Lastthiere wurden dort getränkt, und das mehr oder weniger verunreinigte Wasser wurde dann in der Stadt getrunken; Abends herrschte um das Becken oft ein wahres Durcheinander von Menschen und Thieren, die sich stießen und drängten, um zuerst an das ersehnte Wasser zu gelangen. Nach der französischen Besetzung wurde der Kanal gereinigt und unterhalb des großen Beckens zwei kleinere angelegt, welche durch Leitungen aus jenem gefüllt werden, und von denen das eine zum Trinken, das andere zum Waschen dient. Auf diese Weise enthält das Hauptbecken jetzt nur noch trinkbares Wasser.

Das antike Amphitheater lag westlich von der Stadt, dem Thore Bab-Scherfin gegenüber; es wurde damals gerade von dem Schutte befreit, aber es stellte sich heraus, daß es fast völlig zerstört ist und nur das Podium sich erhalten hat. Uebrigens fällt es, wie dasjenige von Makter, durch seine Kleinheit auf. Bedeutender war dagegen das Theater, welches auf der entgegengesetzten Seite der Stadt außerhalb der heutigen Mauern liegt. Bei einigen Nachgrabungen, welche M. Roy veranstaltet hat, aber nicht zu Ende führen konnte, hat er einen Theil der vorderen Säulenhalle gefunden; Säulen und Kapitäle gehörten der ionischen Ordnung an. Schließlich liegt im Inneren der heutigen Stadt ein antikes Gebäude, das einst als Warmbad gedient zu haben scheint; es ist zum Theil von arabischen Häusern überbaut, so daß sich einer näheren Untersuchung große Hindernisse in den Weg stellen. Im Kellergeschosse dieses Bauwerkes befinden sich vier gewölbte Säle und zahlreiche Gänge; das Wasser wurde durch einen kleinen Aquäduct, der bei dem Theater vorbeiging, zugeleitet. Neben diesen Thermen hat M. Roy gleichfalls kürzlich Ausgrabungen vorgenommen und dabei zwei männliche und eine weibliche Statue von mehr als Lebensgröße gefunden. Letztere bestand aus mehreren Stücken, und die nackten Theile waren aus schönerem Marmor als die Gewänder gearbeitet, eine Sitte, welche der Zeit der Antonine angehört. Dies und außerdem ein neben dem Römerbrunnen gelegener Porticus und ein sechseckiges Bauwerk, Dar el-Dschir genannt, sind die Reste, welche in Kef aus der eigentlichen Römerzeit sich erhalten haben. Die alte Stadt bedeckte aber nicht nur denselben Raum wie die heutige, sondern noch einen Theil der südlichen Abhänge des Berges, welcher jetzt schöne Gärten trägt, in denen zuweilen antike Bruchstücke gefunden werden.

Platz und Brunnen in Kef. (Nach einer Photographie.)

Die christliche Zeit ist durch zwei Kirchen vertreten. Die eine, sehr gut erhaltene, welche seit langer Zeit in Wohnhäuser verwandelt worden war, heißt heute Dar el-Kus. Die 5 m breite, 14 m lange innere Vorhalle (Narthex) bildet für jene Häuser eine Art Entrée. Das 12 m lange, 6 m breite Schiff dient heute als Hof, und die Apsis als Viehstall; letztere war beim Einmarsche der Franzosen mehr als zur Hälfte mit Mist gefüllt, welchen der kommandirende General hinausschaffen ließ. Sie hat die Eigenthümlichkeit, daß ihre fünf halbrunden Nischen oben nicht in einem Kugelgewölbe endigen, sondern sich zu einer von Hohlrippen getragenen Kuppel verlängern. Die zu beiden Seiten der Nischen angebrachten, wahrscheinlich marmornen Säulen sind verschwunden, dagegen hat sich über einer Seitenthür der Basilica ein Thürsturz erhalten, auf welchem zwischen einem Oel- und einem Granatenzweige eine Krone zu sehen ist.

Eine zweite Kirche liegt in dem höheren Theile der

Moschee und Zauja des Sidi bu-Makluf in Kef. (Nach einer Skizze H. Saladin's.)

Stadt außerhalb der Mauern; sie wird jetzt Kasr el-Ghul (Schloß des Vampyr oder Nachtgespenstes) genannt. Sie ist nach dem Plane der gewöhnlichen Basiliken gebaut und schließt mit einer halbrunden Apsis ab. Vier Jahre zuvor hatte ein Feldprediger sie reinigen lassen, um sie auszubessern und dann Gottesdienst darin zu halten; in der That fand er eine kleine Krypta und wandelte dieselbe zu einer Kapelle um. Diese Kirche ist wahrscheinlich späteren Ursprungs als die erste, denn sie ist aus Steinen erbaut, die von einem antiken Begräbnißplatze herrühren. Von hier holten die Juden Kefs bis in die jüngste Zeit die Steine für ihre Gräber, da ihr Begräbnißplatz in der Nähe des Kasr el-Ghul liegt. Derselbe ist denn auch über und über mit römischen Grabaltären und Vasen bedeckt, deren alte Inschriften von den Juden mit Kalk überstrichen sind und bei einigem Kratzen sofort zum Vorschein kommen; die modernen hebräischen Inschriften sind regelmäßig auf einer der Seitenflächen angebracht.

Die modernen Gebäude der Stadt Kef sind fast ebenso zerfallen, wie die antiken, bieten aber sehr viel weniger Interesse mit Ausnahme der entzückenden Moschee des Sidi bu-Makluf, deren Abbildung wir geben. Vielleicht bieten die Moscheen und Zaujas anziehende Einzelheiten, und ein Orientalist könnte in ihnen vielleicht merkwürdige Funde machen, denn Kef ist in religiöser Hinsicht eine wichtige Stadt und wegen der dort vertretenen Sekten und geheimen Gesellschaften ein Hauptsitz des Islam in Tunesien. Unsere Reisenden jedoch konnten den religiösen Gebäuden der Mohammedaner keinen Besuch abstatten.

Der Dar el-Bey, die Residenz des Gouverneurs und Absteigehaus für Fremde, war bei der Einnahme der Stadt durch die französischen Truppen in einem unbeschreiblichen Zustande des Verfalls. Der drinnen und draußen aufgehäufte Unrath reichte an manchen Stellen bis zum ersten Stockwerke, während große Steine, die aus den Mauern oder vom Dache herabgefallen waren, den inneren Hof erfüllten. Umsonst hatten die Araber große Fatmahände auf die Mauern gemalt, um den bösen Blick abzuwenden, das fast unbewohnte Haus fiel jeden Tag mehr in Trümmer.

Im Dar el-Bey haben M. Roy und einige Freunde des Alterthums aus dem Officierstande ein Museum eingerichtet, wie es in Tunesien sonst nicht weiter existirt, und sie fanden bei den Soldaten und selbst bei den Einheimischen so viel Unterstützung darin, daß in wenigen Wochen die Treppe und einige Säle sich mit Statuen, Torsen, Stelen, Inschriften, Architekturstücken, Lampen, Phiolen u. s. w. füllten, welche punische und römische Kunst und Lebensweise in lokaler Begrenzung vor Augen führten. Da inzwischen die Garnison abgezogen ist und M. Roy vielleicht bald versetzt wird, so hat man beschlossen, die werthvolle Sammlung nach Tunis überzuführen, um sie vor dem Schicksale ähnlicher Museen in Algerien, z. B. desjenigen von Philippeville, zu schützen, welche nach dem Tode oder Wegzuge ihrer Gründer und Erhalter sehr bald der Vernachlässigung und der Zerstörung durch Bauunternehmer, die größten Feinde der Antiken, verfallen sind.

Kasbah von Kef. (Nach einer Photographie.)

Die **Kasbah** von Kef gleicht den übrigen militärischen Bauten des Landes. Ihre hohen Mauern sind aus antiken Steinen erbaut und haben den Anschein großer Festigkeit, sind aber in Wirklichkeit ungeschickt ausgeführt, und der dazu verwendete Mörtel taugt nicht viel. Innen besteht sie aus einem centralen, von einzelnen Räumen umgebenen Hofe, eine Anordnung, wie sie derjenigen eines großen arabischen Hauses entspricht. Ueber diesen Räumen befindet sich eine durch eine breite Treppe zugängliche Plattform, auf welcher die früher erwähnten Kanonen standen. Der Zugang zum Inneren führt durch einen kleinen Vorhof und dann durch einen gewölbten Gang, der einen Winkel macht. Behufs Unterbringung der französischen Garnison sind dann an der Kasbah einige Veränderungen vorgenommen worden, und das zwischen arabischen Bauten so störende Ziegeldach hat auch hier seinen Einzug gehalten.

Viele von den erzählten Einzelheiten erfuhren die Reisenden aus dem Munde ihres Wirthes, des Hrn. Roy, dessen Haus ihnen lang entbehrte Genüsse bot. Abends nach dem Essen hielten sie sich auf der Terrasse auf und erfreuten sich an dem weiten Fernblick bis zu den algerischen Bergen im Westen und den Höhen, die sie zwischen Medeïna

Hof eines jüdischen Hauses in Kef. (Zeichnung von E. Girardet nach der Natur.)

und Kef überschritten hatten, im Südosten; in der Ferne die riesige Tischform der Kalaa es-Senân und zu ihren Füßen die Stadt mit ihren schmutzig-weißen Häusern und den mehr oder weniger verfallenen Terrassen. Auch in den sehr engen Nachbarhof, in welchem mehrere Jüdinnen ihren Arbeiten nachgingen, konnten sie hinabblicken. Jede derselben hatte ihre besondere Tracht und ebenso ihre besondere Arbeit: die Mutter, in dunkleren Kleidern, kauert vor einem kleinen irdenen Kohlenbecken, facht die Gluth mit einem Fächer aus Spartogras an und bereitet eine übel duftende Speise; ihre Schwiegertochter, eine schöne Frau in den zwanziger Jahren, ist in helle Stoffe gekleidet, überwacht die Zurüstungen zur Mahlzeit und ertheilt einem hoch aufgeschossenen Mädchen von etwa 15 Jahren, welches die groben Arbeiten zu verrichten hat, Befehle. Die Männer aber unterhielten sich in näselndem Tone von ihren Geschäften.

Ob Kef, wie Konstantine in Algerien, Hauptort einer Provinz werden oder eine Stadt zweiten Ranges bleiben wird, ist schwer zu sagen. Sehr hinderlich ist ihr der Umstand, daß sie nicht an der Eisenbahn liegt, welche Algerien und Tunesien verbindet, und der nächste Bahnhof (Suk el-Arba) nur auf einem schwierigen Bergwege zu erreichen ist. Einstweilen wird zwischen Kef und Tunis eine Hauptstraße erbaut oder richtiger, die alte Römerstraße wieder hergestellt, welche den einst so reichen, an ihr liegenden Orten vielleicht etwas von ihrer früheren Blüthe wieder verleiht.

Das nächste Ziel der Reisenden war Tunis; aber sie wollten es nicht auf dem nächsten Wege erreichen, sondern mit Umwegen, namentlich nach dem Lande der Khrumir, für welche sie trotz der zunehmenden Hitze noch eine Zeit von zwei bis drei Wochen aufzuwenden gedachten. Mit Rathschlägen und Empfehlungsschreiben von Hrn. Roy auf das Beste versehen, verließen sie Kef durch das Thor Scherfin, überschritten 12 km nordwestlich der Stadt den stark angeschwollenen und darum nicht ungefährlichen Wed Melleg, erreichten 8 km weiterhin gegen Abend ein Mausoleum in Gestalt eines viereckigen Thurmes, Henschir Tuiref geheißen, und lagerten 2 km weiter in einem großen Duar des Stammes Wargha, an dessen Scheich sie empfohlen waren. Dieser zeigte ihnen am nächsten Morgen auf einem nahen, auf drei Seiten von tiefen Schluchten umgebenen Hügel eine ziemlich ausgedehnte Trümmerstätte, Henschir Gergur, deren antiker Name nach einer von ihnen gefundenen Inschrift Masculula lautete. Nach derselben wohnten dort zu Beginn der Kaiserzeit nur wenige Römer unter lauter Numidiern, wie denn auch die zahlreich erhaltenen Grabsteine viele punische und berberische Namen aufweisen und einige sogar in neupunischen Charakteren geschrieben sind. Der Ort ist nie von Bedeutung gewesen, doch haben sich daselbst einige Mausoleen mehr oder weniger gut erhalten; das erste hat die oft vorkommende Form eines kleinen Tempels, der auf einem viereckigen Unterbau sich erhebt, zeichnet sich aber durch sehr sorgfältige Bauart und zierliche korinthische Säulen aus. Ein zweites, das leider sehr zerstört ist, zeigt sechs gleiche Façaden, in jeder derselben eine Nische und an jeder Ecke eine Säule; nur eine Seite steht heute noch aufrecht. Ein drittes, im nördlichen Theile des Ruinenfeldes gelegenes Grabmal besteht nur aus einem viereckigen Thurme, welcher innen Nischen zur Aufnahme von Urnen hatte; die Grabschriften an der Außenseite sind noch erhalten. Diese Existenz von verhältnißmäßig bedeutenden Mausoleen in einem so bescheidenen Trümmerfelde beweist wiederum, wie diese kleinen afrikanischen Städte unter dem Kaiserreiche blühten, und wie verbreitet der Wohlstand im Lande war.

Mausoleum im Henschir Gergur. (Nach einer Photographie.)

(Fortsetzung folgt in einer späteren Nummer.)

Einiges über Amok und Mataglap.

Von Emil Metzger.

II. (Schluß.)

Ehe wir weiter gehen, dürfte es nicht unzweckmäßig sein, aus den uns vorliegenden Mittheilungen über Amok, welche aus älterer Zeit stammen, eine kleine Auslese mitzutheilen. Hören wir zunächst Nicolo Conti (1430), der in seiner Beschreibung den Ausdruck Amok allerdings nicht gebraucht, dagegen die Sache selbst in folgenden Worten andeutet: Mord ist hier ein Spiel, und ihm folgt keine Strafe. Schuldner werden ihren Gläubigern als Sklaven überantwortet und manche derselben, welche den Tod der Sklaverei vorziehen, stürmen dann mit gezückter Waffe einher und stoßen alle diejenigen, denen sie begegnen und die ihnen nicht gewachsen sind, nieder, bis ihnen selbst der Tod von der Hand eines Mannes zu Theil wird, der die Kraft besitzt, sie niederzufällen. Der letztere wird dann von den Gläubigern wegen der verlorenen Schuld vor Gericht gezogen.

Auch Barbosa macht eine recht bezeichnende Mittheilung. Er sagt nämlich: Es giebt einige unter ihnen (den Javanen), welche, wenn sie von einer schweren Krankheit ergriffen werden, Gott geloben, daß, wenn sie von dieser Krankheit genesen, sie aus eigener Bewegung zum Dienste Gottes einen anderen, ehrenvolleren Tod aufsuchen wollen, und sobald sie sich wieder wohl fühlen, nehmen sie einen Dolch in die Hand und gehen in die Straße hinaus und tödten so viel Menschen, als sie antreffen, sowohl Männer als Frauen

und Kinder, und zwar in der Weise, daß sie wie tolle Hunde einherlaufen und morden, bis sie selbst getödtet werden. Solche Menschen werden Amuco genannt. Sobald man sieht, daß solche Leute ihre Arbeit anfangen, schreit man „Amuco, Amuco“, damit die anderen sich in Acht nehmen, und man tödtet sie mit Dolch- und Speerstößen (1516). Dieser Satz scheint beiläufig gesagt anzudeuten, daß das Wort Amok (Amuco) in den Malayen-Ländern gebraucht wurde, ehe die Portugiesen dorthin kamen. Doch bestehen auch wieder Gründe, welche darauf hinzuweisen scheinen, daß das Wort indischen Ursprungs ist, und sicher ist die Sache selbst in Indien wenigstens ebenso lange bekannt als im Malayischen Archipel. Tod führt in seinen Anals and Antiquities of Rajasthan einige interessante Begebenheiten an, die wir hier auszugsweise wiedergeben. Einmal erzählt er, daß der älteste Sohn des Radscha von Mārwār am Hofe von Schah Dschahān Amok machte, und daß es ihm allerdings nicht glückte, den Kaiser zu treffen, aber daß er fünf hervorragende Hofleute tödtete, ehe er selbst fiel. Weiter führt er an, daß im vorigen Jahrhundert Bidschai Singh, auch von Mārwār, gegen den Tālpura, Prinzen von Hyderabad, Bidschar Chān, bitteren Haß hegte, weil er Boten zu dem Radschput geschickt hatte, um Tribut und eine Braut zu verlangen. Ein Mann der Bhatti und ein Mann der Tschondāwat boten ihre Dienste an, um diese Schmach zu rächen, und begaben sich als Gesandte nach Sind. Während Bidschar Chān ihre Beglaubigungsbriefe las, murmelte er: „Kein Wort von der Braut!“ Da begrub der Chondāwat seinen Dolch in seinem Herzen, indem er ausrief: „Nimm dies für die Braut!“ und der Bhatti, der einen zweiten Stoß gegen ihn führte, fügte hinzu: „Und dies für den Tribut.“ Dann ließen die beiden ihre Dolche rechts und links spielen und 26 Personen fielen als Opfer, ehe die Gesandten in Stücke gehackt waren.

Wie es scheint, hat man den Ursprung des malayischen Ausdrucks in Malabar zu suchen, wenigstens kommt im Malayālam[1]) das Wort: Amar-Kkan (Krieger) vor, welches von Amar (Gefecht, Krieg) abgeleitet ist. Dieses Wort findet nun bei der Schilderung einer eigenthümlichen Gewohnheit in Malabar eine bemerkenswerthe Verwendung. Wenn der Zamorin (der Titel des Hindu-Herrschers von Calicut und Umgebung) 12 Jahre lang geherrscht hatte, wurde in Tirunāryāi eine große Versammlung gehalten, in welcher der Fürst, von seinen Bewaffneten umgeben, seinen Sitz einnahm. Jeder hatte dann das Recht, ihn anzugreifen, und derjenige Angreifer, welchem es glückte, den Zamorin zu tödten, nahm den erledigten Thron in Besitz. Dies kam öfter vor. Im Jahre 1600 wurden 30 solcher Angreifer getödtet. Diese Angreifer hießen Amar-Kkar (Plural von Amar-Kkan).

Man wird wohl nicht irren, wenn man annimmt, daß diese Leute wirklich Amok machten, und weiter unten werden wir noch Einiges anführen, was darauf hinzuweisen scheint, daß der Ursprung sowohl des Namens als der Sache selbst auf dem indischen Festlande zu suchen ist.

Dem scheint allerdings die Thatsache im Wege zu stehen, daß Amuco und Amuchi der europäischen Berichterstatter dem Amar-Kkan nicht sehr ähnlich sind, während sie mit dem malayischen Amok so gut übereinstimmen.

Wir beabsichtigen nicht, auf die verschiedenen Ableitungsversuche weiter einzugehen, möchten aber doch noch bemerken, daß de Gubernatis die Möglichkeit angedeutet hat, daß Amouchi von dem Sanskritwort Amokshya („was nicht verloren werden kann“) abgeleitet sei. Es wäre dies gewiß — wie sich zum Theil auch noch aus dem Folgenden ergeben wird — eine sehr gute Erklärung, da sowohl in Malabar als im Archipel dem Betragen der Personen, welche Amok machen, der Gedanke untergelegt zu werden scheint, daß sie durch ein Gelübde gebunden sind; die Schwierigkeit liegt nur darin, daß Amokshya, wenigstens in diesem Sinne, dem Malayālam fremd ist. Der Versuch, Amuck, Amok vom arabischen Ahmak abzuleiten, dürfte wohl schon aus geschichtlichen Gründen keinen Beifall finden.

Auch das gemeinschaftliche Amoklaufen Mehrerer wird erwähnt; so erzählt Correa, daß in dem Kriege zwischen Calicut und Cochin (1503) zwei dem letzteren Lande entstammende Fürsten und mit ihnen eine große Zahl ihrer Getreuen getödtet wurden. Aber Einzelne, so fährt der Bericht fort, blieben übrig, welche nicht getödtet waren, und diese fühlten Scham darüber, daß sie nicht, ihre Herren rächend, den Tod gefunden hatten. Sie waren mehr als 200 an der Zahl, die nun alle ihrer Sitte gemäß sich das Haupt schoren, ja sogar die Augenbrauen; dann umarmten sie einander und ihre Freunde und Verwandten, wie Leute, die in den Tod zu gehen entschlossen sind. In einem solchen Falle sind sie wie wahnsinnig — bekannt als Amucos — und rechnen sich schon unter die Todten. Diese Leute zerstreuten sich, suchten die Leute von Calicut auf, wo sie dieselben nur finden konnten, warfen sich furchtlos zwischen sie und verbreiteten Wunden und Tod um sich her, bis sie selbst getödtet wurden. Und etwa 20 von ihnen, welche größere Ehre erreichen wollten, wünschten durch ihren Tod ein höheres Ziel zu erkaufen; sie trennten sich von einander und fanden einzeln ihren Weg nach Calicut, entschlossen, den König zu tödten. Aber als es bekannt wurde, daß sie Amucos waren, gerieth die Stadt in Unruhe und der König schickte seine Diener aus, um sie niederzumachen, wie sie andere niedermachten. Sie aber als verzweifelte Männer kämpften wie Besessene, ehe sie niedergemacht wurden und tödteten viele Menschen mit Frauen und Kindern. Fünf von ihnen begaben sich in einen Wald in der Nähe der Stadt, den sie nachher lange Zeit hindurch unsicher machten, indem sie Räubereien begingen und allerlei Unheil anrichteten, bis sie alle getödtet wurden.

Der Gewohnheit, sich zu dem Amok vorzubereiten, begegnet man mehrfach. So erzählt de Barros in seinem Berichte über die Einnahme der Insel Beth (bei Kathiāwar) Folgendes: Aber die Einwohner von Guzarat fürchteten Sultan Badur so sehr, daß sie den Bedingungen nicht zustimmen wollten. Und so, wie Menschen, die zum Tode entschlossen sind, schoren sie in derselben Nacht ihren Kopf (dies ist eine abergläubische Gewohnheit, welche in Indien die Menschen, welche das Leben verachten, üben, man nennt solche Menschen Amucos), begaben sich in die Moschee und weihten ihre Leiber dem Tode, und um zu zeigen, daß es Ernst sei mit diesem Gelübde, ließ der Anführer ein großes Feuer anzünden und schleuderte seine Frau und einen kleinen Sohn, den er besaß, und sein Hausgeräth und seine Schätze in dasselbe, damit nichts davon dem Feinde in die Hände fiele. Andere thaten das Gleiche und dann warfen sie sich auf die Portugiesen.

Man findet sogar verschiedene Angaben, wonach ganze Truppenabtheilungen aus solchen Amucos bestanden. So heißt es z. B. bei Pinto: der König selbst griff, von 5000 Amucos begleitet, wüthend an.

Namentlich von Cochin finden wir solches bei verschiedenen Geschichtsschreibern berichtet. So heißt es beispielsweise: Der König von Cochin hat eine ganze Anzahl Edelleute, die er Amocchi nennt, und manche werden Nairi genannt; beide achten ihr Leben für nichts, so daß dasselbe zur Ehre

---

[1]) Eine der entwickelten dravidischen Sprachen, dem Tamil sehr nahe stehend; der Ausdruck bedeutet eigentlich „Berggegend“.

ihres Königs geopfert werden muß. Und bei einem späteren Geschichtsschreiber (1588): Ihre Streitmacht (die von Cochin) besteht aus einer Gattung Soldaten, welche man Amocchi nennt. Sie haben die Verpflichtung zu sterben, wenn es dem König gefällt, und alle Soldaten, welche in einem Kriege den König oder den Anführer verlieren, haben die Pflicht, ihr Leben für ihn zu opfern. Hiervon macht der König in dringenden Fällen Gebrauch, indem er seine Leute aussendet, um fechtend zu sterben.

So könnten wir noch viele Beispiele aus älterer Zeit anführen, welche beinahe alle von Amok als von etwas Vorbedachtem sprechen und häufig die Vereinigung Vieler zu solchem Zweck berichten. Soviel uns bekannt, war es der neueren Zeit vorbehalten, die Wahrscheinlichkeit einer psychischen Störung bei denjenigen, welche Amok machen, anzunehmen. Dr. Oxley zu Singapore behauptete, daß in den meisten Fällen von Amok Geistesstörung zu Grunde liege, ohne sich ganz deutlich darüber auszusprechen, ob er mehr eine vorübergehende psychische Störung oder den plötzlichen akuten Zustand nach längerer oder kürzerer chronischer Krankheit im Auge hat. Dr. Vogler hat diese Ansicht bestritten; er begründet dies zunächst durch die Mittheilung, daß der Eingeborene den Ausbruch in den meisten Fällen nicht für eine Folge von Wahnsinn zu halten scheine. Das thut nun allerdings der Eingeborene jedenfalls nie, denn er beweist dem Verrückten Ehrfurcht und scheut ihn, den Amokmacher aber sucht er in jeder Weise unschädlich zu machen.

Hiermit ist jedoch von unserem Standpunkte aus wenig gewonnen, da eben der Eingeborene eine andere pathologische Eintheilung hat als der Europäer. Der allgemeine Begriff „Geistesstörung“ ist ihm fremd, er kennt nur gewisse Formen, die er nach ihren äußeren Erscheinungen rubricirt hat, die darum aber noch nicht mit entsprechenden, von Europäern angenommenen Rubriken sich decken. Wenn wir daher diesen Beweis überhaupt nicht gelten lassen können, so finden wir doch die weiteren Ausführungen des Dr. Vogler so interessant, daß wir dieselben hier ziemlich vollständig wiedergeben. Zunächst weist er den Gedanken, daß man es mit einer besonderen, der malayischen Rasse eigenthümlichen Geistesstörung zu thun habe, zurück; er legt dagegen den Schwerpunkt auf Beantwortung der Frage, wie es kommt, daß solche Fälle, von verschiedenen auch in anderen Gegenden beobachteten Geistesstörungen im Malayischen Archipel verhältnißmäßig oft vorkommen. Der Gedankengang ist hierbei folgender: Die geistigen Fähigkeiten der verschiedenen Rassen sind ursprünglich dieselben, sie zeigen nur einen Unterschied in ihrer Entwickelung. Dagegen hat die Richtung, welche die geistigen Fähigkeiten durch Erziehung und Einfluß der Umgebung erhalten, einen beinahe immer bleibenden Einfluß auf des Menschen Thun und Lassen. Man darf daher wohl annehmen, daß die krankhaften Veränderungen des Geistes, insofern sie unter die allgemeinen Ausdrücke von Melancholie, Manie und Amentia fallen, bei allen Völkern die gleichen sind, daß aber ihre Aeußerungen je nach Individuum und Volk, welchem dasselbe angehört, nach den Ansichten beider, insofern sie einen eigenthümlichen Charakter bedingen, nach Verhältniß, wie sich die gesellschaftlichen Einrichtungen und die auf dieselben begründeten Sitten gestaltet haben, nur mit denen anderer Völker Unterschiede aufweisen, andere und zwar sehr von einander abweichende sein werden.

Die Geschichte lehrt, und dies stimmt mit dem eben Gesagten überein, daß die intellektuelle Richtung einer gewissen Periode immer einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die vorkommenden Geistesstörungen hat. In Zeiten, wo ganze Völker zum Schwerte griffen, um ihre religiösen Streitfragen auszutragen, nahmen auch religiöse Schwärmerei und religiöser Wahnsinn zu, in Zeiten der Noth und des Elendes mehrten sich die Fälle von Hypochondrie und Melancholie.

Auf Grund des Gesagten dürfte man vielleicht annehmen, daß Menschen, die gewohnt sind, ihr Leben täglich gegen wilde Thiere zu vertheidigen, bei denen Blutrache zum Theil noch vor Kurzem bestand, zum Theil jetzt noch eine Pflicht ist, die immer eine Waffe tragen, weniger aus Gewohnheit, als weil die bittere Nothwendigkeit diese Gewohnheit ins Leben rief, daß solche Menschen, sobald ihr Seelenzustand von dem normalen abweicht oder bei ausgesprochener Geistesstörung auch Hallucinationen haben, die mit ihrem täglichen Denken und Treiben in Verbindung stehen, und daß sie sich leichter einbilden, äußere Gefahr zu sehen, gegen welche sie sich schützen zu müssen glauben. Der Zusammenhang solcher Hallucinationen mit den in gesunden Tagen empfangenen Eindrücken ist deutlich und demnach ist der Grad der Geistesstörung ein geringerer als in denjenigen Fällen, wo die Grundlage des Wahnes in Vorstellungen beruht, die dem Kranken ganz fremd sind. In Europa sind solche Hallucinationen ein Beweis einer vollkommenen Alienation des Geistes, in Indien zeigen sie eher, daß der Geist noch einige Eindrücke und Erinnerungen aus dem täglichen Leben behalten hat.

Wenn in Europa ein Geistlicher anhaltend in Gefahr zu sein glaubt, von Geistern und Teufeln angegriffen zu werden, so wird der Eingeborene von Insulinde viel eher einen Tiger, einen Mörder, einen Dieb erblicken und er thut, was er in gesunden Tagen gethan haben würde, er vertheidigt sich; scheint ihm in Folge einer Illusion ein Mensch ein Tiger zu sein, so wird er seine Waffe gegen ihn wenden.

Für eine derartige Erklärung beansprucht Dr. Vogler namentlich in den Fällen Geltung, wo Mordversuche als Folge von Fieber, von Traumzuständen, von bereits bestehender ausgesprochener oder noch verborgener Geistesstörung, wozu man auch anhaltende Hallucinationen oder Illusionen rechnen kann, gemacht werden, oder aber eine Folge von Krankheitszuständen sind, welche direkt auf die geistigen Fähigkeiten wirken, selbst Wahnsinn hervorzurufen vermögen. Auch in den Fällen, wo bei sonst gesunden Personen plötzlich ohne Grund Mordlust auftritt (furor transitorius), könnte man diese Erklärung anwenden, jedoch mit weniger Grund, da dieser Zustand immerhin noch manches Dunkle bietet; das Vorkommen eines solchen Zustandes überhaupt berechtigt aber durchaus noch nicht zu der Annahme, daß die Mehrzahl der Fälle von Amok auf denselben zurückgeführt werden dürfen. Meistens kommt dieser Zustand bei nervösen Personen vor oder er ist von einem Körperleiden, gewöhnlich des Sexualsystems, begleitet und er dauert gewöhnlich einige Tage mit allmählicher Steigerung und Abnahme. Es giebt dagegen eine andere Reihe von Seelenzuständen, die vielleicht in den meisten Fällen das „Amok“ leichter erklären, es sind die Affekte. Einerseits muß eingeräumt werden, daß Leute, welche einfach und gleichmäßig leben, weniger für Geistesstörungen disponirt sind; dagegen ist es auch sicher, daß eine geringere geistige Entwickelung den Menschen weniger befähigt, seine Leidenschaften zu beherrschen und seinen Geist Eindrücken zu entziehen, welche sich demselben unaufhörlich aufdrängen. Wie bei körperlichen Uebungen der Beweis der größten Entwickelung darin gefunden wird, daß alle, auch die schnellsten und kräftigsten Bewegungen vom Willen vollkommen beherrscht werden, wie wir den Ballettänzer am meisten bewundern, der mitten in den schnellsten und lebhaftesten Bewegungen plötzlich still steht und das Bild der größten Ruhe zu sein scheint, so besteht auch die größte Kraft der Seele darin,

daß alle Bewegungen, sei es, daß sie in uns entstehen, sei es, daß sie durch äußeren Einfluß angeregt werden, stets unter der Herrschaft des Willens bleiben, d. h. daß sie willkürlich erzeugt und unterdrückt werden können.

Eine solche Selbstbeherrschung ist nur durch einen starken und gleichzeitig wohlgeübten Geist zu erreichen. Bei dem geistig Schwachen wird ein Gedanke, der in seiner Seele im Vordergrunde steht, alle anderen zurückdrängen und, selbst wenn er den Versuch macht, seine Aufmerksamkeit mit Gewalt auf etwas Anderes zu richten, wird doch der übermächtige Gedanke stets zurückkehren und seine Färbung, um uns dieses Ausdruckes zu bedienen, allen anderen damit in Verbindung stehenden Gedanken unaufhörlich mittheilen. Wenn nun irgend ein Gedanke das Gefühl der Lust oder der Unlust hervorruft, oder mit anderen Worten angenehm oder unangenehm ist, ruft es eine gewisse Wirkung hervor, die, sobald sie ein gewisses Maß überschreitet, Affekt genannt wird. Derselbe ist um so stärker, je stärker caeteris paribus der Eindruck ist. Ebenso wie Körperschmerz lebhafter empfunden wird, wenn man die Aufmerksamkeit auf denselben richtet, ebenso wird auch durch andauerndes Grübeln über einen unangenehmen Eindruck die Unlust und damit der Affekt gesteigert werden. Ebenso wie die leiseste Berührung einer schmerzhaften Körperstelle Schmerz verursacht, so genügt auch schon bei bereits vorhandener unangenehmer Stimmung eine Kleinigkeit, um das Unbehagen bis zum Höhepunkt zu steigern und den Affekt hervorzurufen.

Werden diese Naturgesetze, für deren Richtigkeit das tägliche Leben uns Beispiele genug liefert, auf die geistigen Eigenschaften eines Eingeborenen angewendet, so ergiebt sich Folgendes. Derselbe ist von früher Jugend an gewohnt, seiner Neigung zu folgen, und er übt sich also wenig in der Kunst, seine Leidenschaft zu beherrschen. Berücksichtigt man dabei, daß seine Rachsucht, die außerdem einem Charakter mehr oder weniger eigenthümlich ist, durch tausend Umstände erweckt wird — die Ursache, weshalb ein Eingeborener malu wird (sich schämt), ist für uns häufig ebenso unbegreiflich, wie für ihn manche europäische Ansichten über Ehre und Galanterie — so wird man leicht einsehen, daß ein Eingeborener der unteren Stände unter gewissen Umständen sich plötzlich seinen Leidenschaften überläßt und das ihm überhaupt ziemlich unbekannte Strafgesetz vergißt. Auch folgt die Handlung nicht gleich dem ersten Eindrucke, er bewahrt die Erinnerung an die Beleidigung in einem erbitterten Gemüth und das immerwährende Nachdenken über die ihm angethane Unbill oder das ihm zugestoßene Unglück steigert nach und nach seine Wuth, bis dieselbe durch zufällige Umstände zum Ausbruche kommt und seine Rache möglicher Weise eine Person trifft, die mit der Sache, welche seinen Zorn erregt hat, außer allem Zusammenhange steht.

Der den höheren Ständen angehörige Eingeborene lernt früh seine Gedanken zähmen, seine Zunge und Gebärden beherrschen; seiner Rache wird ganz im Stillen ein Opfer gebracht; die Geschichte aller Völker des Archipels liefert hierfür mehr als genügende Beweise; daher findet man bei ihm nur selten ein Beispiel von plötzlich entstehender Wuth. Eine derartige Selbstbeherrschung erlangt der den unteren Ständen angehörige Eingeborene nur in geringerem Maße, weil er weniger in der Lage ist, dieselbe auszubilden, und unter den indonesischen Völkerstämmen kommt kein einziger den Buginesen an Rachsucht und Stolz gleich, kein anderer Stamm ist so wie sie geneigt, die geringste Beleidigung mit seinem Stahle zu rächen.

Ob aber solche Fälle, in denen Jemand sich seiner Leidenschaft überläßt, oder in denen er sich durch langes Grübeln aufregt, wodurch die Leidenschaft noch genährt und vermehrt wird, ob solche Fälle als eine Art Geistesstörung betrachtet werden dürfen, wenn nicht deutlich nachgewiesen wird, daß psychische oder physische Zustände bestanden, welche dazu prädestinirten, ist sehr zu bezweifeln. Es würde gefährlich für den Staat sein, wenn Fälle von Affekt ohne genügenden Beweis für Sinnesstörung erklärt würden nur auf das Wort des Uebelthäters hin, daß er mata glap gewesen, oder auf die Vermuthung hin, daß ein Zustand des Wahnsinnes ohne prädisponirende Ursachen plötzlich eingetreten sei. Wenn das geschähe, würden die Zustände bald unhaltbar werden. Und wo sollte man die Grenze finden, wo die Zurechnungsfähigkeit anfängt? Selbstverständlich hat auch der Zustand von mata glap verschiedene Grade und man könnte vielleicht schließlich dazu kommen, für jedes Vergehen einen, wenn auch leichteren Grad derselben zur Entschuldigung annehmen zu wollen, für deren Bestehen es vielleicht nicht sehr schwer sein würde, den Beweis zu erbringen. Die Konsequenz würde schließlich die sein, daß der Gerichtsarzt, der ein solches System als Basis annimmt, sich genöthigt sehen würde, jede Handlung, die in einem anderen Seelenzustande als dem des größten Phlegmas begangen worden ist, als unter der Wirkung einer mehr oder weniger starken geistigen Störung stehend zu betrachten.

Wir haben die Ansicht Dr. Vogler's ohne jeglichen Einwurf wiedergegeben; im Allgemeinen kann man sich wohl mit seinen Ansichten und Folgerungen recht gut einverstanden erklären, namentlich wenn man berücksichtigt, daß er seine Worte vor bald 40 Jahren niedergeschrieben hat. Bemerkenswerth ist es aber, daß er hauptsächlich die Frage bespricht, ob der Affekt als eine Entschuldigung für die bei demselben begangene Handlung angenommen werden kann, nicht aber der Grad und die Art desselben. Unserer Ansicht nach liegt die Sache übrigens doch noch etwas anders, als er annimmt. Daß auch „Amok“ zuweilen in einem Anfalle von Geistesstörung gemacht wird, ist selbstverständlich; die große Mehrheit derselben Fälle aber hat nach unserer Ansicht mit einer solchen nichts zu thun und auch das Wort „Affekt“, so wie es Dr. Vogler gebraucht, scheint uns nicht an der richtigen Stelle zu sein. Wir vermögen in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle nichts weiter als eine vorbedachte Handlung zu sehen. Der Beleidigte will sich oder Andere rächen, um jeden Preis rächen, weiß aber sehr wohl, daß er dies nur auf Kosten des eigenen Lebens thun kann. Einmal von dieser Ueberzeugung durchdrungen, will er sich ein großartiges Todtenopfer bringen, er möchte die ganze Menschheit opfern, die es erlaubt hat, daß ihm Unrecht angethan ist, und als Held fallen. Gewiß ist durch die Gewohnheit des fortwährenden Waffentragens, namentlich aber durch den eigenthümlichen Charakter der Malayen derartigen Vorgängen Vorschub geleistet worden. Wie wir glauben, läßt sich nur durch eine derartige Annahme die Vereinigung Vieler zu gemeinschaftlichem Amok genügend erklären. (Daß übrigens auch Andere Unterschiede hinsichtlich des Amok machen, ergiebt sich aus folgender, Barkley [Five years in Bulgaria] entlehnten Stelle. „Zweimal während wir unseren Weg die steilen Hügel in Galata hinauf verfolgten, begegnete es uns, einen Türken Amok machen zu sehen. — Neunmal unter zehn ist diese Wuth erheuchelt, aber gewiß nicht immer, wie z. B. in dem Falle, wo ein Priester an Bord eines österreichischen Lloyddampfers im Schwarzen Meere Amok lief. Nachdem er einige Passagiere getödtet, andere verwundet hatte, wurde ihm endlich durch wiederholte Schüsse aus des Kapitäns Revolver Einhalt gethan.“) Daß ein solcher fest zum Tode entschlossener Mensch, der, ehe er fällt, noch möglichst viele Schlachtopfer zu tödten sich vorgenommen hat, sich in ganz normalem Zustande befindet, wagen wir nicht zu behaupten; sollte dies aber der Fall sein, so wird er durch das Blut, welches ihm

entgegenspritzt, durch das Gefühl, welches in seiner Hand das Eindringen des kalten Eisens in lebendes Fleisch hervorbringt, sehr bald aus diesem normalen Zustande herausgerissen und ein Opfer seiner Affekte werden und in einen Zustand gerathen, wo Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit ganz ausgeschlossen sind. Eine andere Frage, die natürlich nur durch einen erfahrenen Arzt zu beantworten wäre, dürfte die sein, ob nicht auch vorübergehenden Hallucinationen, die nach unserer Erfahrung ziemlich häufig bei Eingeborenen vorkommen, ein bedeutender Antheil hierbei zufällt. Namentlich in der Einsamkeit stellen sie sich zuweilen ein, ohne daß von irgend einer dauernden Störung die Rede wäre. Wie der Eingeborene dadurch unter Umständen zum rücksichtslosen Gebrauch seiner Waffe getrieben werden kann, erklärt sich leicht und ist oben schon angedeutet.

Das Chilinchili-Fest der Aymara.

Von Chr. Nusser.

Wer den Aeußerungen des intellektuellen Lebens der Aymararasse nachgehen will, benutzt hierzu am besten die zu verschiedenen Jahreszeiten stattfindenden Festlichkeiten. Die Aymaras geben sich da, wie sie sind, offen und jener Schale der Passivität entkleidet, die ihnen in Berührung mit der übrigen Welt zur zweiten Natur geworden ist. Hat der Indianer die Aufgabe verrichtet, welche ihm jeder Tag bringt, um die materiellen Bedürfnisse der Familie zu befriedigen, und welche in der Bestellung der Felder, im Transport der ihm unentbehrlichen Gegenstände, in der Aufsicht über die Llamas- und Schafheerden u. s. w. besteht, so sitzt er in einer Ecke seiner Hütte und kaut Coca. Von Natur schon wenig gesprächig, wird er durch den Gebrauch der Coca noch weniger mittheilsam. Er ist nicht faul; er arbeitet und verrichtet sein Tagewerk willig, allein wie der Europäer an eine Beschäftigung zu gehen, die noch sehr wohl aufgeschoben werden kann, mit einem Wort, seine Zeit auszunutzen, um einen größeren Verdienst zu erzielen, dafür hat er kein Verständniß, weil er eben nie den Wunsch hegt, seine Lage zu verbessern. Natürlich keine Regel ohne Ausnahme; wir müssen deshalb beifügen, daß wir allerdings auch Indianer kennen gelernt haben, die sich vor ihren Stammesgenossen durch eine der Rasse beinahe gar nicht zu Theil gewordene Begabung mit commerciellem Genie hervorthaten und bei ihren Landsleuten für Indios ricos (wohlhabende Indianer) galten.

In seine Festlichkeiten mischt der Indianer gern Reminiscenzen. Das rauhe Idiom — Andere behaupten, es sei ein weiches — biegt sich selbst in Verse, welche indeß nicht selten spanische, aber durch die dem eigenen Idiom entnommenen Endungen taqui und ampi dem Aymara angepaßte Wörter enthalten. Dies geschieht da, wo Begriffe oder Gegenstände auszudrücken sind, welche von den Cyamirn entlehnt werden mußten.

Diese Poesie besteht übrigens aus nichts anderem, als aus Gelegenheitsversen, in deren Knüttelrhythmus das europäische Ohr sich gewöhnlich nicht zu finden vermag.

Von Dorf zu Dorf weichen die Festlichkeiten von einander ab; in ihren allgemeinen Zügen stimmen sie aber mit einander überein.

Sehen wir uns das altberühmte, früher mit einem wichtigen Jahrmarkt verknüpft gewesene Fest der indianischen Ortschaft Caquiaviri [1]) mit an, das drei Tage nach Aller Heiligen stattfindet und an reichhaltigem Programm auf der andinischen Hochebene seines Gleichen sucht.

In der Aymarasprache heißt man es Chilinchili, was etwa „Pantomime" besagen will, d. h. Bewegungen, Gestikulationen oder dergleichen. Um sich in der Choreographie auszubilden, braucht man bloß den Chilinchili mitzumachen, dessen Ceremonien, Formeln, Tänze und Gebräuche in der That seltsam genug sind.

Die Art und Weise, wie das zur Abhaltung des Chilinchili nöthige Geld zusammengebracht wird, vollzieht sich unter so absonderlichen Formalitäten, daß eine kurze Vorbemerkung über das Verhältniß des Indianers zur Kirche wohl am Platze ist.

Die Kirche der Parochie, in diesem Falle diejenige von Caquiaviri, wird nach alter Regel von den Indianern der Staatsländereien (indijenas comunarios) bedient, welchen zu zweien die etwas umständliche Besorgung der Altäre obliegt. Man nennt diese Indianer Mayordomos und da die Kirche vier Altäre enthält, so sind es also acht Mayordomos, die das ganze Jahr hindurch das Gotteshaus in Ordnung halten und zur Verfügung des Pfarrers stehen. Die Mayordomos wechseln nicht wie die anderen Bediensteten am 1. Januar, sondern am 6., am Tage der heiligen drei Könige. Trotz der Landabschätzung und dem Gesetz, das sie zu Eigenthümern der von ihnen bewohnten Staatsländereien machte, fahren die Indianer fort, freiwillig jene Dienste zu leisten, denn ihrer Denkweise nach steht es den Kindern und Kindeskindern an, das zu thun, was die Eltern und Voreltern gethan haben. Hierauf beruht noch die Gewohnheit der persönlichen Dienstleistungen und, wenn wir wollen, die Feier des Chilinchili.

Einen Monat vor dem Allerheiligenfeste versammeln sich die Kirchen-Mayordomos am Abend des Sonntags vom Rosenkranz, verlassen ungefähr um 10 Uhr die Ortschaft und gehen auf verschiedenen Wegen ins freie Feld hinaus. Jeder trägt eine kleine Glocke mit sich, mit der er von Zeit zu Zeit klingelt; in dunkeln Nächten versehen sie sich außerdem mit einer Papierlaterne. So wandern sie von Hütte zu Hütte, von Estancia zu Estancia; alle Indianer betrachten es als eine strenge Pflicht, jedem derselben fünf Centavos zu geben, wenn nicht in Geld, so doch in Wolle, Butter, Talg, quinoa, chuño oder was sie sonst besitzen, um sich dieser Abgabe, die für sie geheiligt ist, ja nicht zu entziehen.

Diese in der Dunkelheit der Nacht umherirrenden Schatten, die, nur vom Klingen des Glöckleins begleitet, leichten, unhörbaren Schrittes die Wege kreuzen, haben etwas düsteres, leichenhaftes; die tiefe Stille wird von nichts unterbrochen, denn sie lachen nie und sprechen bloß, wenn es nöthig ist. Wenn sie mit einem unbekannten Reisenden zusammentreffen, bleiben sie stehen, und gerade diese Unbeweglichkeit ist im Stande, ein unwillkürliches

---

[1]) Caquiaviri liegt in Bolivien, unweit südöstlich des Punktes, wo der Weg von La Paz nach der Küste den Desaguadero überschreitet.

Furchtgefühl zu erwecken, das uns von oben bis unten durchrieselt und durchkältet, und bei dem sich bäumenden Pferde die gleichen Empfindungen hervorzurufen scheint. Redet man sie an, so antworten sie: „Ich bin der lari" was „Seele" besagen will, d. h. daß das Allerheiligenfest nahe ist.

Die Indianer, die den lari vorstellen, sind geheiligt, unantastbar und flößen Scheu und Furcht ein, weil sie die Gedanken auf das Uebersinnliche, auf die Ewigkeit, lenken. Wenn sie bei einer Behausung ankommen, werden sie mit religiöser Ehrfurcht empfangen; durch die weitgeöffnete Thür führt man sie in einen Raum, wo ihnen zu Ehren vor einem Heiligenbilde — gewöhnlich ist es Santiago, der Schutzpatron der Indianer — ein Licht angezündet wird. Nachdem sie ein Gebet aufgesagt haben, nehmen sie die Beisteuer entgegen und ziehen dann weiter, bis mit der letzten Hütte des Sprengels der Rundgang beendigt ist.

Der lari hat das Recht, auf jeder Estancia und zu jeder Stunde Einlaß zu begehren. Wird irgendwo eine Hochzeit gefeiert, so verstummt alles bei seinem Erscheinen; alle beschleicht ein Gefühl der Scheu; der lari ist wichtiger als das Hochzeitsfest. Die Indianer, die ihm schon ihren Tribut entrichtet haben, sind darauf nicht wenig stolz; wenn sie sich am folgenden Morgen mit ihren Nachbaren treffen, brüsten sie sich: „Gestern Nacht ist der lari zu mir gekommen." — Dann sagt der Andere etwa: „Ich erwarte ihn jetzt auch und werde deshalb das Haus sauber aufräumen und meine Hunde anbinden, die zu viel bellen."

Wenn die Kinder ihn nennen hören, fürchten sie sich, und wenn sich die Mutter Ruhe verschaffen will, sagt sie: „Der lari kommt", worauf jene wie erschreckte Rehe den Athem anhalten und sich verstecken. Der Betrunkene, der sich zum Schlafen ins Feld gelegt hat, an welchem der Weg den lari vorbeiführt, wirft sich, wenn er aufwacht und ihn kommen sieht, auf die Kniee und murmelt ein Stoßgebet her; der von Schmerzen gequälte Kranke seufzt ihm zu: „Sage den Seelen, daß ich unsäglich leide"; ein armer Teufel ruft: „Bitte für mich, daß die Seelen mir vom lieben Gott viele Schafe, ein paar Ochsen und einen Esel verschaffen"; ein mit ihrem Manne unzufriedenes Weib schreit: „lari, bitte für mich, daß mein Mann gut und liebevoll werde"; und ein Mann von seinem Weibe: „Bring' es dahin, lari, daß mein Weib stirbt!" Ein Blinder wird ihn bitten, bei der Vorsehung ein Wort einzulegen, um wieder zum Augenlichte zu gelangen.

Wenn am folgenden Morgen das Wetter schön ist, wenn die Kuh ein kräftiges, schön gezeichnetes Kalb zur Welt gebracht hat, das Huhn mehr Eier ausbrütet oder das sanfte Blöken des neugeborenen Lammes zu hören ist, schreibt man dies alles dem Besuche des lari zu. Wenn im Gegentheil Jemand erkrankt, ein Schaf vom Kondor zerrissen wird, der Esel in ein verrätherisches Sumpfloch einsinkt oder ein Meerschweinchen in der rußigen Küche krepirt, so bildet man sich ein, den lari schlecht empfangen zu haben. So viel ist sicher, daß der lari eine stets gern gesehene Person ist.

Warum dieser Glaube, dieses Zugeständniß einer zeitweisen Uebernatürlichkeit? Weil die den lari vorstellenden Indianer während der Einsammlungstage nicht mit ihren Weibern zusammenleben, Ausschreitungen vermeiden und kaum die dürftigste Nahrung zu sich nehmen. An eine solche Uebernatürlichkeit zu glauben, dazu sind nur die Indianer im Stande, weil ihre Zustände vielfach noch an jene Epoche der Kindheit mahnen, in welcher man einen Manco Capac für ein göttliches Wesen hielt. Wenn es ausgesprochene Einfalt giebt, ist es diejenige des Indianers. Nichts ist leichter, als die Bande seiner Knechtschaft fester zu schnüren. Nicht umsonst hat er sich gegen die Uebernahme des Grundeigenthums gesträubt, weil er errieth, daß ihm dadurch neue Lasten und Steuern erwachsen würden. Er fühlt sich gequält und ist zum unversöhnlichen Feinde der weißen Raffe geworden. Man heißt ihn Eigenthümer, aber mit Eigenthum und alle dem hat er unter der Republik keinen Schritt vorwärts gethan; es scheint, als ob es keine Indianer gäbe, als ob sie für die Gesetzgebung nicht beständen.

Wenden wir uns nach dieser Abschweifung wieder dem Chilinchili zu. — Wenn alle Estancias besucht, alle Weiler durchstreift und die Beiträge eingeheimst sind, kehren die Mayordomos in die Ortschaft zurück, um für das Allerheiligenfest die Vorbereitungen zu treffen. Die Einnahmen dienen zur Deckung aller Kosten; von ihnen gehen an den Pfarrer 12 Thaler für jede Messe, die er während der Dauer des Chilinchili zu lesen hat; sie decken auch die Auslagen, die für Speisen und Getränke zu machen sind.

Die Ceremonie nimmt am 3. November um 12 Uhr Mittags ihren Anfang. Das Volk strömt zur Wohnung des Mayordomos, der den geräumigsten Hof hat; in der Mitte sitzen die Weiber im Kreise herum, kauen Coca und trinken Chicha (aus gegohrenem Mais) aus Thonkrügen, welche in plumper Nachbildung die Form eines Ochsen zeigen, an dessen Hörnern kleine bunte Papierfähnchen befestigt sind; die Oeffnung befindet sich bei diesen Krügen auf dem Rücken. In einer Ecke des Hofes ist eine mit dem kümmerlichen Gesträuch der Hochlandsvegetation geschmückte Laube errichtet, in welcher der Correjidor, die Alcalden und Mestizenhonoratioren Platz nehmen, die alle der Ceremonie wegen ein kleines Cocastückchen um den Hals gehängt haben und ein Stückchen lejia (zusammengeknetete Pflanzenasche) in den Händen halten, das sie aber bald mit dem Chichabecher vertauschen. In der entgegengesetzten Ecke stehen die Musikanten, welche Rohrflöten, Violinen, Trommel und Triangel handhaben und bei den von ihnen gespielten, urwüchsigen, unseren Geschmack so eigenthümlich berührenden Melodien von burlesken Knüttelvers-Improvisationen begleitet werden, über die man lachen muß, ohne es zu wollen. Die Musikanten tragen auf ihren Hüten mächtige Brotkränze, in welchen Schmuckes halber von oben bis unten mit den Blüthen der Nessel bespickte Strohhalme stecken.

Der Chilinchili wird durch ein paar als alte Leutlein verkleidete Indianer eröffnet, die mit ihren urkomischen Sprüngen, Verdrehungen und Bewegungen des Kopfes, der Hände und des ganzen Körpers, mit ihren Späßen, Anreden und Einfällen die Heiterkeit der Zuschauer aufs Höchste steigern. Man sollte es nicht glauben, daß der sonst so apathische Indianer unter der Verkleidung bei gewissen Tänzen eine so hohe Komik zu entwickeln versteht. Oft setzt schon die Verkleidung oder die Art des zu ihr verwendeten Materials die Lachnerven in Erregung. Eine als Teufel verkleidete Gruppe Indianer jedes Alters, die von den Kupferbergwerken von Corocoro herkam, ergötzte uns einst durch ihre choreographischen Leistungen dermaßen, daß wir ihr durch viele Straßen nachzogen, um immer wieder bei den mit sichtlichem Ernst und Eifer ausgeführten Zappelsprüngen und Tanzbewegungen vor Lachen schier zu bersten. Es war ihrerseits vielleicht unfreiwillige Komik, aber kein Clown hätte es besser machen können. Allerdings: buena hambre no conoce mal pan = kräftiger Hunger weiß nichts von schlechtem Brot; wo das tägliche Leben überhaupt arm an Anregungen ist, bieten selbst Kleinigkeiten Stoff zur Unterhaltung. Im Allgemeinen neigen sich indeß die Indianertänze mehr dem Feierlichen, dem Melancholischen zu.

Beim Chilinchili jedoch herrscht eine das ganze Fest hindurch dauernde ausgelassene Heiterkeit, die in ihren

letzten Phasen, wo der Satire freier Lauf gelassen wird, nicht immer ganz harmlos ist, eine Heiterkeit bis zur Ermüdung; ein Lachkrampf, der die kupferbraunen Gesichter verzerrt und ihnen den sardonischen Ausdruck der Mumie giebt, die zwischen lächelnden Lippen die blendend weißen Zahnreihen zeigt.

Der Chilinchili ist eigentlich nichts als eine Musterkarte, eine Aufeinanderfolge der verschiedenen Tänze der andinischen Hochebene, bei welcher die Pausen durch allerlei derbe Späße ausgefüllt werden. Er fängt mit den einfachen Tänzen an, den choqueta, laquiaa, ccahuiri und endigt mit den feierlichen tragischen Cullagna, moreno, callaguaya, inca tocco. Im letzteren stellt man den Inca, die Mama Occlo und die Sonnenjungfrauen dar. Eine der Jungfrauen, welchen wie den Vestalinnen, unverbrüchliche Keuschheit zur Regel gemacht war, sündigt gegen ihr Gelöbniß; der Inca geräth in Wuth, greift zur Schleuder und zerschmettert mit seinen Geschossen Häuser, Dörfer, Berge, verwandelt Gold in Stein, um mehr Geschosse zu haben, und das Firmament ist auf dem Punkte, in Nacht zu versinken, als Mama Occlo und die anderen Jungfrauen in elegischem Tone einen sanften, bittenden Gesang anstimmen, der die Erbitterung des Inca einigermaßen dämpft. Die Sühne besteht in dem unumstößlichen Befehl, die Schuldige lebendig zu begraben, was augenblicklich ausgeführt wird. Diese Darstellung beruht zweifelsohne auf einem historischen Ereignisse.

Ein anderer Tanz heißt die chirinuela, bei welchem die Männer mit den Weibern die Kleidung wechseln, wobei es nicht ohne einige Unanständigkeiten abgeht. Sie singen dabei Aymaraverse, von welchen wir einige Proben anführen wollen:

Choy! chijchipa
Cunacatata
Yerwa buenampi
Ccomàscatata.

Es gilt hierfür die spanische Aussprache, die das Aymara ziemlich getreu wiedergiebt, z. B. chijchipa = tschich-tschipa; bloß für CC = K, einen kurz abgestoßenen harten Gaumenlaut (eigentlich mehr Schlundlaut) läßt sich kein Aequivalent beibringen.

Die freie Uebersetzung davon ist: „Hör! chijchipa [1]), wie wird es dir sein, wenn du dich mit der Pfeffermünze umarmt haben wirst!"

Naira chachaja
Diosana churata
Quepa chachasti
Supayan churata.

In freier Uebersetzung: „Der erste Ehemann kommt von Gott, der zweite vom Teufel."

Die in zweiter Ehe Verheiratheten fühlen sich hier getroffen, verlieren aber ihre festliche Stimmung nicht. Im Gegentheil:

Sintan pollera
Lurarapima
Sasin engañista
Tunti muro.

In freier Uebersetzung: „Mit deinen Versprechungen, mir ein über alle Maßen prächtiges Kleid zu machen, hast du mich hintergangen."

Wenn der Spaßmacher seine Umgebung aufzieht, so antwortet sie, statt sich zu erzürnen, mit Gelächter und wenn die Nadelstiche sich eine einzelne Person zur Zielscheibe

[1]) Die Chijchipa ist ein grasartiges, stark riechendes Pflänzchen, das zum Würzen der Suppen gebraucht wird, dessen Aroma aber europäischen Gaumen in der Regel nicht sehr zusagt.

auswählen, so macht dieselbe gute Miene zu bösem Spiel, lacht mit und hilft über sich selbst lachen.

Großen Jubel erregt die Darstellung der Jagd. Sie besteht darin, daß die Zuschauer einen großen länglichen Ring bilden, in dessen Mitte die zwei als ein Greisenpaar verkleideten Spaßmacher eine Vicuña oder einen Cordillerahirsch verfolgen. Wo das Wild durchzubrechen versucht, wird es von der sich fest bei den Händen haltenden Menge unter höllischem Lärm zurückgescheucht, und ist es dann endlich von den Alten eingefangen, so bringen sie es zum Correjidor, der die Jäger ob ihrer Behendigkeit belobt und die Beute zu zerwirken und in den Kochtopf zu werfen befiehlt. Für diese Jagd hat die Musik eine besondere Melodie, die mehr oder weniger von folgenden Strophen begleitet wird:

Aca sipitaru
Cunaros mantanta
Ichapi ichacani
Taccman taruja
„Tarujay putunputun
Huiccunay putumpulun".

In freier Uebersetzung: „Oh! Vicuña der Cordilleren, du bist in unsere Gewalt gefallen; warum bist du auch in diese Falle gerathen!" Die beiden letzten Zeilen sind Wiederholungen, die an irgend eine sechssilbige Strophe angehängt werden. Das Aymara bietet in dieser Beziehung weitesten Spielraum, so daß man sich einbilden könnte, im Chilinchili fänden sich famose Reimkünstler zusammen; es sind aber Versbildungen ohne orthologische Regeln: für eine Melodie, welche einen siebensilbigen Vers heischt, nehmen sie einen achtsilbigen oder einen zehn- oder elfsilbigen, um nicht zu sagen einen Alexandriner, was das Orchester in nicht geringe Verwirrung bringt und die armen Musikanten, die umsonst die Ohren spitzen, jeden Augenblick in Verzweiflung setzt; ist man eben bei diesem Abschnitte angelangt, so üben die Spirituosen schon ihre Wirkung aus, gegen die kein Versmaß mehr Stich hält. Geheult mehr als gesungen schwirren die Improvisationen durch einander:

Chia chunut sintisisa hani toccoyori
„Tarujay putumputun u. s. w.",

was besagen will: „Um nicht ein Viertel Chuño (= 1 Metze getrockneter Kartoffeln) zu opfern, veranstaltet er keinen Tanz." — Das Tarujay u. s. w. ist die oben erwähnte beliebte Endstrophe. — Zwei weitere Beispiele: Metrisch richtig aber ohne Harmonie ist die Strophe:

Allchinacaja
Arcasinani
Taicas auquisan
Incnoccatapa.

„Wir, die Enkelkinder, haben die von unseren Vorfahren eingeführten Gebräuche aufrecht zu erhalten."

Die folgende ist harmonisch und orthologisch:

Tatit Mayordomo
Auccantarapita
Huchapat anicha
Tariparapita.

„Herr Mayordomo, bestrafe mir ihn, wenn er sich vergangen hat, oder richte mir über ihn nicht (?)."

Eine andere Pantomime führt die Fischerei vor, indem der Fang der Bogas und anderer Seethiere nachgeahmt wird. Bei der Darstellung des ländlichen Lebens ergreifen die Spielenden Köcher und Bogen, schießen Pfeile in die Luft, wie gegen fruchtfressende Vögel und stimmen einen Gesang an, der die gefiederten Räuber von den Feldern verscheuchen soll.

Die Schlußscene könnte die Quintessenz des Chilinchili genannt werden, eine Art von Haberfeldtreiben, das sich

gegen Jedermann richtet; da werden die Spottnamen erdacht und in gedrängten Zügen die Biographie des Individuums, das Leben, die Fehler und selbst die Verbrechen des ausgewählten Opfers ans Licht gezogen. Um in die Verhältnisse einer Person eingeweiht zu werden, braucht man nur dem Chilinchili beizuwohnen. — Der Possenreißer ist ein ausgezeichneter Historiograph, und um vor der öffentlichen Meinung mit Ehren zu bestehen, ist es beinahe nöthig, sich mit ihm auf guten Fuß zu stellen.

Dieser Theil des Festes bewegt sich auf tragischem und komischem Gebiete. Tragisch, weil hier und da ungeahnte Folgen daraus entstehen, komisch, weil es Scherze regnet. Eine heftige Diatrite, die ein Lustigmacher gegen einen angesehenen Einwohner losließ, trug ihm vor dem Richter eine schwere Geldbuße ein. So weit gehen aber die Betroffenen selten, weil es schwierig ist, zu seinem Rechte zu gelangen.

Immerhin giebt es keine bessere Gelegenheit, um die Aufführung eines Mädchens, einer Frau, eines Mannes, einer obrigkeitlichen Person kennen zu lernen, als die, welche der letzte Akt des Chilinchili bietet. Wie viel Fehltritte, Schändlichkeiten, Geheimnisse werden da nicht offenbar! Es ist dies der Augenblick der öffentlichen Abrechnung, ein Moment des Schreckens und der Scham, aber auch die freie Entfaltung der bösartigen Instinkte des Menschen, für die das Wort Pessimismus ganz unrichtig angewendet wäre; überall sucht die Bosheit nur die schlechte Seite heraus, nie die gute. Nie rühmt man Tugenden; nur von Trägheit, Zorn, Tücke, Untreue, Unzucht wird gesprochen; dort beschmutzt man die Unschuld der Jungfrau und schneidet dem gehaßten Nachbar die Ehre ab; aber leider erfährt man auch dort, ohne es zu wollen, Wahrheiten. Zwischen wie viel Eheleuten hat sich dadurch eine Kluft geöffnet, wie viel Heirathen sind rückgängig geworden, wie viel Reputationen haben Schaden gelitten! Sicher ist, daß der Chilinchili den Gerichtshof darstellt, vor dem die Aufführung eines Jeden geprüft wird.

Nun gewinnt die Sache einen pikanteren Anstrich noch dadurch, daß dem als Greis verkleideten, seine Unverschämtheiten in die Welt schreienden Indianer bei jeder Anspielung, bei jeder Insulte, bei jeder Sentenz der Chor mit dem Ausrufe „Chilinchili“ antwortet. Wenn der Chor auf diese Weise antwortet, beruht die Sache wohl auf Wahrheit, weil Zustimmung und Ueberzeugung vorauszusetzen sind; wenn aber nur der eine oder andere die losen Ausfälle des Alten gut heißt, so herrscht Zweifel und das Urtheil bleibt in der Schwebe, denn wie überall fallen beim Chilinchili Parteilichkeiten, Freundschaften oder Zuneigungen ins Gewicht. Greift der Alte eine wirklich geschätzte Persönlichkeit an, so schweigt der Chor und daraus ist zu entnehmen, daß jener lügt und sich frecher Verläumdung schuldig macht. Antwortet aber der Chor einstimmig mit Chilinchili, so ist die Wahrheit gesprochen worden und das Publikum heißt die Sentenz gut; und nichts gefürchteteres als jenes „ja“, jene Bekräftigung, die ein gegen Schuldige und Unschuldige ausgesprochenes Todesurtheil ist. Eines Abends rief man in Gegenwart des Pfarrers, der sich einen Augenblick vorher als Zuschauer eingestellt hatte: „Ausbeuter der Steuern auf die Todten“ (d. h. einer, der sich von den für Begräbnisse zu zahlenden Gefällen mästet); der ganze Chor antwortete „Chilinchili“. Einige Tage später hieß es, im Pfarrhause sei unter den Schuldigen fürchterliche Musterung gehalten worden. Als man einmal rief: „Frohnvogt mit unseren Kräften und unserem Schweiß“ (d. h. einer, der die Indianer für die Bestellung seiner Felder zur Frohnarbeit heranzieht), stürzte der Correjidor unverzüglich aus der Laube fort, warf das Cocasäckchen weg und fiel bei seinem übereilten Rückzuge beinahe auf die Nase. Von einer Betschwester sagte man, sie zünde eine Kerze dem Teufel und eine dem heiligen Santiago an; hier schwieg der Chor, und als sie es erfuhr, war sie überglücklich, dem Chilinchili, ohne eine Schlappe erlitten zu haben, entgangen zu sein. Und als der Alte rief: „Begünstiger von bestochenen Zeugen“ und der ganze Chor „Chilinchili“ brüllte, wurde der Richter aschgrau und machte sich, ohne sich umzusehen, aus dem Staube . . . ja, bald nachher war die Laube leer; allen war übel mitgespielt worden.

Lassen wir das Bild nicht unvollendet, es würde der Wahrheit nicht ganz entsprechen; gehen wir so weit als der Chilinchili. Auch die Unfläthigkeit tritt in den letzten Stadien zu Tage. Bei einer Gelegenheit richtete der Alte an eine in anderen Umständen befindliche Frau so schmutzige, ekelhafte Reden, daß sie aus Schrecken und Scham wenige Tage darauf eine unglückliche Entbindung hatte. Kein Hahn krähte danach, nicht einmal die Obrigkeit kümmerte sich darum; es ist eben der Chilinchili.

Leidtragende Personen, las depositados (Indianerinnen, die sich vorübergehend im Pfarrhause aufhalten, um vor der Hochzeit Beichte abzulegen), schwangere Frauen, fromme und wohlanständige Personen halten sich vom Chilinchili fern.

Jene Spottreden und Schmähungen haben theilweise vielleicht auch den Zweck, die Leute zu verjagen. Nach so vielen Anstrengungen haben die Lustigmacher Hunger, wollen essen und um bequem zu ihrer Ration zu gelangen, fahren sie gegen die Zuschauer das grobe Geschütz auf. Schon ist es spät, die Sonne ist untergegangen, und wer es bis dahin ausgehalten hat, hält sich die Ohren zu und entflieht, um sich vor jenen Pasquinaden in Sicherheit zu bringen. Niemand bleibt zurück als die Possenreißer und die Verkleideten, die nun auch im Essen und Trinken Gewaltiges leisten. Der Mayordomo stattet aber den Alten seinen Dank für die gelungene Durchführung ihrer Rollen ab.

Der Chilinchili ist eine Taufe, aus der Viele mit Spottnamen hervorgehen. Der Beiname, der im Chilinchili erfunden wird, hängt den Betroffenen ihr Leben lang an; man kennt sie nur noch unter dieser Bezeichnung. Diese Wuth, Jemandem einen Beinamen, durch den wo möglich eine Schwäche, ein lächerlicher oder auffallender Zug hervorgehoben wird, anzuhängen, grassirt nicht nur beim Indianer; auch die Mestizen und Weißen fröhnen dieser Liebhaberei. Schreiber dieses kam in dieser Beziehung noch glimpflich weg. Einen guten Deutschen kann man sich leider nicht anders vorstellen, als mit der zu einem nationalen Kennzeichen gewordenen unausstehlichen Brille. So taufte man ihn denn „Busi nairampi“: Vierauge.

Kürzere Mittheilungen.

Schwedische Seekarten.

Handelsschiffe, welche während des Mittelalters und auch noch später von den deutschen Hansestädten und Dänemark nach Stockholm und den nahegelegenen Küstenorten segelten, gingen gewöhnlich durch den Kalmar-Sund; aber auch auf der Reise nach Finland und Estland wurde dieser Sund passirt und Kalmar, zu jener Zeit eine bedeutende Handelsstadt, angelaufen. Dann wurde der Cours durch die Stockholmer Schären, über das Alands-Meer bis Finland und der Finischen Bucht fortgesetzt. Der Handelsweg nach den südöstlichen Ostseeküsten ging meistens auch an Kalmar vorbei und wurde dann gewöhnlich die Hansestadt Wisby auf Gothland angelaufen. Eine wahrscheinlich um das Jahr 1270 in Lübeck verfaßte Seekarte oder „Seglingsbeskrifning", in welcher dieser Weg angegeben wird, ist noch vorhanden und findet sich auch in Langebecks „Scriptores rerum Danicarum" erwähnt; die Beschreibung der Schiffahrtsroute hat den Titel: „Navigatio ex Dania per mare Balticum ad Estoniam". In derselben sind alle Orte, Landzungen und Inseln angegeben, welche die Schiffe von Utlängan oder der äußersten Insel in den südöstlichsten Schären von Bleking, durch den Kalmar-Sund nach Stockholm und weiter über das Alands-Meer nach Estland passiren müssen. Die Entfernungen zwischen den verschiedenen Oertlichkeiten sind in sogenannten „Veckosjöar" oder „Ugesjöar" angegeben. Der Ursprung dieser Benennung läßt sich mit Sicherheit nicht angeben; aber die damit angedenteten Entfernungen scheinen, verglichen mit den jetzt genau bekannten, ungefähr den in späteren Zeiten benutzten Entfernungsbenennungen „geographische" oder „Seemeile" entsprochen zu haben, welche Annahme dadurch bestärkt wird, daß nach der Lootsengeldtaxe, welche im Jahre 1642 von dem schwedischen Admiralitäts-Kollegium ausgefertigt wurde, das Lootsengeld für jede gelootste „Veckosjö" (Ukesio) oder Seemeile bezahlt werden soll. Langebeck bemerkt auch in einer Note: „Ukesio vel ugesöe, milliare marinum, qvod mensuratur per dolium mare immissum et visum a certo loco, et tunc interstitium inter speculatorem et dolium pro miliari habetur"; es wurde also der Abstand zwischen einer im Meere ausgelegten Tonne und der Stelle, von wo aus dieselbe noch zu sehen möglich war, für eine „Ukesiö" oder „Ugesjö", Seemeile, angenommen.

In dieser wahrscheinlich ältesten „Seglingsbeskrifning" heißt es: „De utlenqi usque Calmarne X ukesio, Deinde usque Skaeggenes II ukesio. Hinc usque Valdö IV, et si placet ire per latus terrae, potest ire de Valdö usque runö queque distat a Valdö ad — — — I ukesio. Inde usqve klineskaer vel djuraeholtsnubb I. Inde usqve Geishammaer I" etc. Die in dieser Beschreibung vorkommenden Ortsnamen an den schwedischen Küsten sind leicht wiederzuerkennen.

Im Jahre 1644 gab der „Altersteuermann" und Kapitän in der Admiralität zu Stockholm, Johan Månsson sein „Sjöbok" oder Nachrichten über das Fahrwasser in der Ostsee heraus und im folgenden Jahre als Beilage dazu eine Ostseekarte. Den Standpunkt der Hydrographie zu jener Zeit kann man gut nach einem im schwedischen Reichsarchive befindlichen, der Königin Christiana-dedicirten, später vollständig restaurirten Exemplar dieser Karte beurtheilen. Im Jahre 1697 erschien eine neue Auflage des Buches mit einer poetischen Vorrede, in der angegeben wird, daß Johan Månsson im Jahre 1658 in einer Seeschlacht zwischen der dänischen und der schwedischen Flotte im Sunde gefallen ist. Später erschienen noch mehrere Auflagen von dem Seebuch, sowie Uebersetzungen in dänischer und deutscher Sprache. Die letzte Bearbeitung dieses Buches ist von dem „Altersteuermann" und Kapitänlieutenant Jonas Hahn im Jahre 1748 zu Stockholm herausgegeben und läßt die bedeutenden Fortschritte erkennen, welche seit dem ersten Erscheinen des Buches auf dem Gebiete der Hydrographie gemacht wurden.

Inzwischen hatte auch der schwedische Kapitän Gädda im Jahre 1694 eine Seekarte über die Ostsee, die Belte und das Skagerak herausgegeben, und im Jahre 1737 begann der schwedische Lootsendirektor Strömkrona die Herausgabe eines Seekartenwerkes, wofür ihm durch königl. Brief vom 9. Januar 1739 eine Belohnung von 600 Daler Silbermünze zuerkannt wurde.

Durch einen königl. Brief vom 26. Juli 1756 wurde dann das schwedische Admiralitäts-Kollegium beauftragt, zum Zweck der Anfertigung neuer Seekarten Vermessungen und Observationen vornehmen zu lassen; nachdem diese Vermessungen während eines Zeitraumes von 15 Jahren stattgefunden hatten, erhielt der Contreadmiral Nordsnancker im Jahre 1772 den Auftrag, die Bearbeitung der Karten zu beaufsichtigen und für deren schnellste Herausgabe zu sorgen. Diese begann aber erst im Jahre 1785, indem sowohl General- wie Küstenkarten herausgegeben wurden. Die Fortsetzung dieses Kartenwerkes wurde durch königl. Brief vom 26. März 1798 dem damaligen Marinekapitän und späteren Viceadmiral G. af Klint und die Beaufsichtigung der Arbeiten einigen Delegirten des Marineministeriums übertragen. Nach dem Tode des Viceadmirals af Klint im Jahre 1840 erhielt dessen Sohn, der Premierlieutenant E. G. af Klint, den Auftrag, das Seekartenwerk gegen ein gewisses jährliches Honorar fortzusetzen, aber nach acht Jahren wurde das ganze Klint'sche Seekartenwerk mit allen zugehörigen Kupferplatten, der Vorrath an Seekarten u. s. w. vom schwedischen Staate für 36 000 Riksdaler Banko erworben und dem Seekartenkontor der Marine zur weiteren Bearbeitung übergeben. Während die Seekarten von Privatleuten herausgegeben wurden, war jedoch für die vollständigere Untersuchung der Küsten und die Tiefenmessungen durch besondere Anordnungen gesorgt worden.

Die schwedischen Seekarten werden jetzt von einer eigenen Behörde, dem „Sjökarteverket", herausgegeben und zwar Paßkarten im Maßstabe zwischen 1 : 300 000 und 1 : 550 000, welche die sämmtlichen Küsten der Schweden umgebenden Meere umfassen, Küstenkarten im Maßstabe von 1 : 200 000 bis 1 : 250 000 und Specialkarten im Maßstabe von 1 : 50 000 bis 1 : 100 000. Im Ganzen sind bisher ca. 50 verschiedene Karten erschienen. W. F.

Die Landesaufnahme der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.

In der letzten Nummer der „Science" vom 29. Juli d. J. findet sich ein interessanter Artikel über die Arbeiten hinsichtlich der topographischen Aufnahme der Vereinigten Staaten (vergl. „Globus", Bd. 34, S. 192) aus der Feder von Henry Gannett, dem wir Folgendes entnehmen. Den Hauptanlaß zu dieser Landesaufnahme der Vereinigten Staaten gab der Mangel jedweden brauchbaren Kartenmaterials für

die Arbeiten des vor etwa 8 Jahren gegründeten U. S. Geological Survey. Daher beschloß der Direktor desselben, in systematischer Weise und nach einem umfassenden Plane vorerst Specialkarten auf Grund eingehender Landesaufnahmen herzustellen und hiermit die geologische Aufnahme Hand in Hand gehen zu lassen. Der Maßstab der herauszugebenden Karten wird ein wechselnder sein und zwar derart, daß für die am dichtesten besiedelten Gebiete derselbe auf 1:62 500 festgesetzt ist; die südlichen und central gelegenen Staaten sollen im Maßstabe 1:125 000 bearbeitet werden und die spärlich bevölkerten Theile der Rocky Mountains 2c. in 1:250 000 erscheinen, wenn nicht besondere Umstände für einzelne Theile dieses Gebietes einen größeren Maßstab für nothwendig erachten lassen sollten. Die Karten werden außer dem Flußnetz und Bodenrelief auch Angaben über industrielle wie andere menschliche Thätigkeit von allgemeinem Interesse enthalten. Das Flußnetz wird blau, die übrige Situation und Schrift schwarz und das Terrain braun in Kupferstich ausgeführt werden. Als besonders beachtenswerth ist zu bemerken, daß das Bodenrelief in Höhenkurven dargestellt wird, deren Abstände unter sich je nach dem Maßstabe 10 bis 200 Fuß betragen. Die Arbeiten wurden bei den Aufnahmen von einem ungefähr hundert Mann ausmachenden technischen Personal, zu welchem noch bei der Außenarbeit zahlreiche Hilfskräfte treten, mit der größten Sorgfalt und mit allen Hilfsmitteln der Wissenschaft und Technik ausgeführt und verhältnißmäßig schnell gefördert, so daß bis Ende 1886 ein Landraum von 250 000 Quadratmeilen (Miles), d. h. also ungefähr $^1/_{14}$ des ganzen Aufnahmegebietes (Alaska eingeschlossen) fertig aufgenommen war. Was die Größe der einzelnen Blätter betrifft, so werden die im Maßstabe 1 : 250 000 ausgeführten ein ganzes Gradtrapez einnehmen, d. h. also ein Gebiet von einem Grad Breite und einem Grad Länge, während die im größeren Maßstabe ausgeführten $^1/_4$ resp. $^1/_{16}$ dieses Umfanges darstellen werden. Bis Ende 1886 waren im Ganzen bereits 120 Kupferplatten fertig gestochen, so daß schon ein schöner Theil dieses für den Geographen wie vor allem für den Kartographen wichtigen Gebietes fertig vorliegt oder bald vorliegen wird.

Expedition in Westaustralien.

Unter dem Namen der Transcontinental Railway Company of Western Australia hat sich ein Syndikat englischer und australischer Geldmänner gebildet. Es will auf seine Kosten den Bau einer Eisenbahn von York nach Port Eucla, eine Entfernung von ungefähr 700 Miles oder 1126 km, ausführen und erhält von Seiten der Kolonialregierung für jede fertige Mile oder 1609 m Eisenbahn ein Areal von 12 000 Acres oder 4856 ha Land, am Bahnkörper entlang ausgelegt, als freies Eigenthum überwiesen. York ist ein in einem fruchtbaren Agrikulturdistrikte in 31° 52′ südl. Br. und 116° 46′ östlich von Gr. gelegenes Städtchen mit 800 Bewohnern und Station an der von dem Hafenorte Fremantle an der Westküste auslaufenden Ostbahn. Port Eucla in 31° 43′ südl. Br. und 128° 50′ östlich von Gr. bildet die südliche Meeresgrenze zwischen den Kolonien Südaustralien und Westaustralien. Da nun aber zur Zeit erst die ersten 170 Miles oder 1183 km in dieser Längsrichtung näher bekannt sind, so hat das obige Syndikat Anfang Mai dieses Jahres von York aus eine vorzüglich ausgerüstete Expedition zur Bereisung und Erforschung dieses Distriktes ausgesandt. Dieselbe steht unter der Leitung des Mr. Henry R. Davies, eines früheren Squatters in der Kolonie Queensland, welcher große Erfahrungen im australischen Buschleben besitzt, und des Mr. J. H. Browne, der als Oberingenieur im Dienste der Company steht. Die übrigen Mitglieder sind die beiden Feldmesser Willben und Hääben (?), ein Deutscher, ferner Mr. Fitzgerald, Mr. Stanton und zwei eingeborene Knaben. Die Reisegesellschaft verfügt über 16 Pferde und ist auf vier Monate reichlich mit Proviant versehen. Außerdem nimmt sie, da sie auf ein an Wasser armes, vielleicht wasserloses Terrain zu rechnen hat, drei Wagen mit sich, welche zu aus Eisenblech angefertigten Wasserbehältern eingerichtet sind, deren jeder 170 Gallonen oder 772 Liter zu fassen vermag. (Nach allen bisherigen Erfahrungen ist der Versuch einer längere Zeit erfordernden Reise durch die australischen Wüsten mit Pferden eine sehr gewagte. Dazu muß man Kameele nehmen, welche freilich in Westaustralien nicht zu haben sind.)

Dasselbe Syndikat verhandelt gegenwärtig mit der Regierung der Kolonie Südaustralien wegen Fortsetzung dieser projektirten Bahn, unter ähnlichen Bedingungen, von Port Eucla nach Port Augusta, eine Entfernung in gerader Linie von 525 Miles oder 845 km. Port Augusta, an der Spitze des Spencer-Golfes in 32° 31′ südl. Br. und 137° 47′ östl. v. Gr. und mit 757 Seelen, ist mit der City of Adelaide und dadurch wieder mit den Hauptstädten Melbourne, Sydney und Brisbane durch Eisenbahn verbunden. Kommt der Vertrag zu Stande, so wird das Syndikat sofort von Port Augusta aus eine Expedition ausschicken, um dieses ebenfalls sehr wenig bekannte Gebiet zu durchreisen und zu erforschen.

Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Die Neu-Guinea-Compagnie hat jetzt mit einer Versuchsstation für Plantagenbetrieb auf ihrem Gebiete den Anfang gemacht. Dr. Hindorf, bisher Verwalter des landwirthschaftlichen Instituts der Universität Halle, hat die Leitung derselben übernommen und ist nach Neu-Guinea abgegangen.

— Mit dem letzten englischen Postdampfer „Lusitania" gingen von Sydney aus 2000 Kisten mit Südfrüchten nach England ab. Verbindungen sind jetzt auch mit Hamburg, wo ein guter Absatz in diesem Artikel in Aussicht steht, angeknüpft worden.

Südamerika.

— Dr. L. Brackebusch, Professor für Geologie und Mineralogie in Cordoba, ist kürzlich von einer fünfmonatlichen Reise in die Cordilleren zurückgekehrt und hat eine reiche Sammlung von Mineralien, sowie eine Menge geologischer, geographischer und vor allem hypsometrischer Daten mitgebracht.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Das chinesisch-tibetanische Grenzgebiet der Provinz Sz'-tshwan.

Von Prof. L. von Loczy.

Graf Béla Széchenyi's Expedition brach von Tshing-tu-fu auf der großen Straße, die nach Lhassa führt, gen Tibet auf. Damals waren wir trotz der Entschuldigungen des Generalgouverneurs Ting-kum-pao von der Hoffnung erfüllt, Lhassa erreichen zu können. Nach einer Reise von drei Tagen verließen wir die fruchtbare Ebene von Tshing-tu-fu und nach weiteren drei Tagen überschritten wir bei Ya-tshou-fu einen wasserreichen, reißenden Gebirgsfluß. Diese Stadt ist in politischer Beziehung das Thor Tibets und der Nachbargegenden; von hier werden die im NW wohnenden Hsi-fan- und Man-tßu-Stämme und die südwestlichen unterworfenen Lolo regiert. Dort wohnt der Militärkommandant, der über die tibetischen Festungen den Befehl hat, und der Schatzmeister, der die chinesische Besatzung und die Beamten Tibets mit Geld versieht.

Von hier führt über Ning-juen-fu auch nach Yün-nan eine Hauptstraße, an der chinesische Städte liegen. Der Weg umgeht im Westen das mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge, an dessen Abhängen die Lolo wohnen; ihre Zahl wird nach chinesischen Daten auf 350000 geschätzt. Die Niederlassung der Chinesen westlich von Ya-tshou rührt aus der jüngsten Zeit her und darf über die Regierung des Kaisers Kien-lung (1736 bis 1796) nicht hinaus verlegt werden. Die Chinesen wohnen zumeist nur an der Straße und leben in fortwährender Angst, da sie von den in der Nähe wohnenden Einwohnern häufig überfallen werden, die ihr Vieh wegtreiben und sie ihrer Lebensmittel berauben. In der Gegend von Ya-tshou sah ich die Bauern mit Schießwaffen auf die Felder gehen. Der gebildetere chinesische Kolonist befindet sich in einer Lage, wie der Europäer in fremden Erdtheilen. Der englische Theepflanzer befindet sich in Assam den Eingeborenen der Garo- und Kassia-Berge gegenüber, der nordamerikanische Farmer den wilden Sioux-Indianern gegenüber in ebenso gefährlicher Lage, wie die chinesischen Landleute im Lande der Lolo- und Hsi-fan-Stämme. Obwohl die Eingeborenen stärker und bessere Krieger sind als die verweichlichten Chinesen, ist es doch gewiß, daß aus diesem Kampfe die kulturell höher stehenden Chinesen siegreich hervorgehen werden. Jene Ringe, welche längs der Thäler und Straßen die chinesische Bevölkerung rund um die unabhängigen Stämme gebildet hat, werden immer enger und zögert die europäische Forschung noch lange, so wird

Achteckige Sternthürme in der Landschaft Ta-tsiën-lu.

in den Gebirgen des westlichen Sz'-tschwan gar mancher Volksstamm verschwinden, noch ehe die Ethnographie deren Sprache, Schrift und Sitten erforscht haben wird.

Ya-tschou-fu ist der Mittelpunkt des Theehandels nach Tibet; hier wird der dem tibetischen Geschmack entsprechende Thee kultivirt. Derselbe wird von 2 bis 2,5 m hohen vernachlässigten Sträuchern gewonnen; es scheint, als ob man die Waare, die nach Tibet exportirt wird, gar nicht auswählte, sondern die Blätter ohne Sorgfalt abschneidet, denn die Waare ist voll großer Blätter und Zweige. In Ya-tschou-fu wird der Thee in Briquets gepreßt und mit gelbem Papier und Schilfflechtwerk in Bündeln verpackt, durch Kulis nach Ta-tsiën-lu expedirt. Die Stücke, die 1,20 m Länge, 30 cm Breite und 10 cm Dicke haben, sind ca. 12 kg schwer; diese werden zu 10 bis 12 auf Gestelle geladen und auf dem Rücken nach Ta-tsiën-lu getragen. Auf diese Weise mit einer Last von 120 bis 144 kg bepackt, erreichen die Träger auf dem denkbar schlechtesten Wege über drei Pässe von der Höhe des St. Gotthard in ca. 20 Tagen den Endpunkt ihrer Reise. Für diese schwere Arbeit erhalten sie nach Gill nur 3,6 Taël (für sechs Bündel 1,8 Taël), d. i. nach unserem Gelde ungefähr 12 Gulden ö. W. Der Thee von Ya-tschou-fu wird nun in Ta-tsiën-lu aufs Neue umgepackt, und zwar in eckige Packen von ca. $^1/_2$ cbm Größe, die in rohe Yakhäute eingenäht werden. Die Weitertransportirung geschieht durch die Yak- und Maulthierkarawanen der Tibetaner. Der Thee bildet so zu sagen ein Monopol der chinesischen Regierung in Tibet. Die chinesischen Mandarine, die nach Tibet gesendet werden, verkaufen den Thee selbst und sind darauf bedacht, daß auf den Straßen, die nach den indischen Besitzungen führen, ja kein englisches Produkt importirt werde. Auch in Sikkim und Nepal, ja sogar auf englischem Boden, z. B. in Kaschmir, ist der Thee von Ya-tschou-fu verbreitet und mehr beliebt als der indische, der angeblich sehr aufregt.

Tibetanisches Haus in der Umgebung von Ta-tsiën-lu.

In der Nähe von Ya-tschou-fu sind Eisen- und Kohlenbergwerke und bei Hoa-ni-pu sah ich die erste chinesische Eisenschmelze und Gießerei; hier sah ich den Guß jener großen Pfannen, welche ein unvermeidliches Erforderniß der chinesischen Küche sind und auch zum Verdampfen des Salzwassers verwendet werden. Die Stadt Lin-tsin-hsien ist der Mittelpunkt der Eisenindustrie; in den benachbarten Ortschaften wohnen nur Schmiede und Eisengießer, welche die landwirthschaftlichen Geräthe und die Steigeisen der Kuli in großer Menge herstellen.

Ning-juen-fu, der Hauptort der Lolo-Gegend, liegt im Thal von Ngan-ning oder Tschien-tschang am Ufer eines Sees, der zur Zeit der Ming-Dynastie ganz plötzlich jene Depression ausfüllte, in der die alte Stadt lag. 1850 verwüstete ein starkes Erdbeben die Stadt; nur ein einziges Haus blieb unversehrt, und 12000 bis 20000 Menschen fanden unter den Trümmern ihren Tod.

Die ganze Gegend, die sich zwischen Ya-tschou und Ping-jan-hsien am Yang-tse-kiang gegen Westen bis zur Hochebene von Tibet erstreckt, ragt mit ihren Bergspitzen in die Region des ewigen Schnees. Zwischen den Anhöhen ermöglichen tief eingeschnittene Thäler den Verkehr mit den Tieflanden von Sz'-tschwan. Das chinesische Volk drängt sich überall zwischen die verschiedenen Volksstämme, gleichwie die Vegetation der südlichen Tieflande längs der Thäler in die

Alpenflora eingreift. Mit ihren verschiedenen Volksstämmen, ihrer Vegetation und den tief eingeschnittenen Thälern bietet das westliche Sz'-tshwan und Nord-Yün-nan dem Ethnographen, Naturforscher und Geologen großes Interesse. Die jetzigen Umwandlungen können an wenigen Punkten der Erde so intensiv sein, wie am tiefgefurchten Ostrande des tibetischen Hochlandes.

Bergstürze, Ueberschwemmungen erweitern und vertiefen die Thäler; große Erdbeben zerstören nicht nur die menschlichen Wohnungen, sondern auch ganz steile Bergwände. Bei Batang sah ich fußbreite Erdspalten, Spuren des Erdbebens von 1871, noch im Jahre 1879. Am ganzen Wege von Ta-tsiën-lu bis Batang und von dort gegen Yün-nan sah ich viele Thermen und bei Ta-tsiën-lu fand ich in einer Höhe von 2500 bis 2600 m eine Quelle, deren Temperatur 67 bis 68° C. betrug.

An vielen Stellen finden sich Schwefeldämpfe exhalirende Höhlen und die Erzbergwerke, die im Thal von Tsiën-tshang und an der Grenze von Yün-nan häufig sind, werden einst, wenn der moderne Berg- und Hüttenbau bis hierher vorgedrungen sein wird, große Bedeutung erlangen. Baber erwähnt aus dem westlichen Sz'-tshwan Kupfer-, Blei-, Silber-, Zink- und Nickelerze; Széchenyi's Expedition sah in der Gegend von Li-tang mehrere Goldwäschereien. Die Ausnutzung der Goldwäschereien bildet ein Vorrecht der Lama, und wenn wir auch die Erzählungen vom Goldreichthum auf die Hälfte reduciren, ist das Mißtrauen der tibetischen Lama, mit dem sie europäischen Reisenden entgegenkommen, vollkommen erklärlich. Ihre Heimath wird nur so lange von Fremden verschont bleiben, bis die goldgierige Menschheit von diesen Schätzen Kenntniß erlangt und dieselben

Das Tsche-to-san-Gebirge bei Ta-tsiën-lu mit Opferflaggen im Vordergrunde.

aufsucht. Die Umgebung von Li-tang wird einst vielleicht ein zweites Kalifornien oder Victoria werden.

Bei Ta-tsiën-lu betraten wir tibetischen Boden; der tibetische Name der Stadt ist Tar-tse-do und der chinesische Name nur eine Entstellung des tibetischen. Noch vor gar nicht langer Zeit war hier die Grenze des Chinesischen Reiches gegen Tibet. Als die Mandschu-Dynastie ihre Herrschaft auf Lhassa ausdehnte, bildete der Ta-tu-ho oder Lu-ho (wie der Tung-kiang bei Ta-tsiën-lu genannt wird) die natürliche Ostgrenze Tibets. Bei Lu-ting-kiao, zwei Tagereisen vor Ta-tsiën-lu, führt eine 140 Schritte lange Kettenbrücke über den Fluß, welche General Yo-long-ye zur Zeit des Kaisers Kang-hsi bauen ließ, als er zur Unterdrückung der tibetischen Aufständischen 800 Mann gen Lhassa führte. Die Brücke wird durch 13 Ketten gebildet, deren neun die Stegbohlen tragen, während vier als Geländer dienen. Jede der damaligen 13 Provinzen Chinas lieferte eine Kette zur Brücke; unter dem Dache des Brückenkopfes ist auf einer Steintafel die Geschichte der Brücke und der Ursprung des Flusses beschrieben.

Lu-ting-kiao liegt 12 Tagereisen von Tshing-tu-fu. Bis hierher begleitete uns chinesisches Gefolge, obwohl der letzte Theil des Weges von einer Beschaffenheit war, wie er im Inneren Chinas nicht bekannt ist. Der Weg stieg in dichten Waldungen über schlechte Steintreppen die Berge hinan, da die Thalsohlen ungangbare Schluchten bildeten. Unsere Pferde waren auf den glatten und vor Nässe schlüpfrigen Steintreppen fortwährend in Gefahr, ihre Glieder zu brechen oder in die Tiefe zu stürzen. Die Kuli, die die Waaren schleppen, sind genöthigt, an die Sohlen

ihrer Strohsandalen Steigeisen zu binden und sich auf große eisenbeschlagene Stöcke zu stützen, um ihre schwere Last über die tausend und abermals tausend Stufen der Gebirgswege auf und ab zu transportiren. Wenn wir die Kettenbrücke bei Lu-ting-kiao überschreiten, nehmen wir gar bald Abschied vom wirklichen China. Massive Steinhäuser mit flachen Dächern treten an die Stelle der schlanken Holzbauten und geschweiften Ziegeldächer. Zuerst erscheinen schmutzige tibetanische Frauen, dann treten wilde Gestalten mit zottigem Haar und nackten Schultern und Beinen, die Männer, auf und wenn wir Ta-tsiën-lu erreichen, erinnert kaum etwas mehr an China.

Ta-tsiën-lu ist die letzte mit einer Mauer umgebene Stadt; es wohnen noch viele Chinesen in derselben, allein die Frauen sind ausnahmslos Tibetanerinnen oder gemischten Blutes. Denn obwohl diese Gegend zu Sz'-tschwan gehört, hat sich die chinesische Bevölkerung am westlichen Ufer des Tung-kiang noch nicht verbreitet. Nur in den Städten haben sich chinesische Krämer niedergelassen, doch keiner gründet hier einen ständigen häuslichen Herd. Die Soldaten, die in den Poststationen der großen tibetischen Straße verwendet oder den Besatzungen der größeren Städte zugetheilt werden, erhalten doppelte Löhnung, sobald sie westlich von Ta-tsiën-lu in Verwendung kommen.

Auch die Regierungsform ist hier nicht mehr rein chinesisch; die eingeborenen Tu-ß'-Könige regieren über das Volk. Ta-tsiën-lu, Li-tang und Ba-tang sind Sitze der tibetischen Könige, die längs der großen Straße nach Lhassa

Das Gambu-Gebirge zwischen Litang und Batang.

über das nach Sz'-tschwan zugetheilte tibetische Volk die erbliche Macht besitzen; neben ihnen stehen jedoch immer chinesische Beamte, die die eingeborenen Häuptlinge strenge überwachen.

Von Ta-tsiën-lu führte uns der Weg auf das Hochplateau von Tibet. Das tiefe Thal des Ya-long-kiang ausgenommen (2732 m) stiegen wir bis Ba-tang nicht unter 3520 m hinab; am häufigsten übernachteten wir in einer Höhe von mehr als 4000 m Seehöhe. Die chinesische Bevölkerung besteht hier nur aus Kaufleuten und Militär. Der Chinese entschließt sich nur im Augenblicke der Verzweiflung, nach Tibet zu gehen, wo er all die Bequemlichkeit meiden muß, die er zu Hause hat.

Die tibetischen Häuser sind ebenerdige, manchmal auch mit einem Oberstocke versehene Steinbauten, mit flachem Dache, auf das manchmal stufenartig noch einige Stockwerke aufgesetzt sind, in die man vermittelst stufenförmig eingekerbter Balken gelangen kann. Hölzerne Läden schützen die schmalen Fenster, und in der Decke dient eine viereckige Oeffnung zur Ableitung des Rauches; bei kalter Zeit oder Schneewehen wird diese Oeffnung durch eine flache Steinplatte verschlossen. Tische und Sessel sind nicht im Gebrauch; der Tibetaner bedarf ihrer nicht, diesen Luxus ersetzen höchstens niedere Schemel und Tischchen mit kurzen Füßen. Auf dem Dache aber fehlt nie eine als Altar dienende Säule, in die mit Fähnchen versehene Stäbe und in der Mitte eine Holzstange, an welcher Sonne und Halbmond roh ausgeschnitten sind, gesteckt werden. In einer Nische findet sich die sitzende Gestalt Buddha's, der Gegenstand der Opfer. In Tibet sind die Gebäude wie auch

die Tracht nicht so gleichmäßig wie in China. Sowohl im Volksleben als auch in der Bauart nahmen wir vielerlei Unterschiede wahr; am auffallendsten waren zwischen Ta-tsiën-lu und dem Flusse Ya-long-kiang die achteckigen Sternthürme, die wir in den Ortschaften sahen. Die dichten Nadelwaldungen, in welchen sie liegen, erinnerten lebhaft an das Rheinthal in Graubündten. Kapitän Gill sah ähnliche Thürme auch nördlich von Tshing-tu-fu. Es scheinen dies Bauten jener tibetischen Stämme zu sein, welche von den Chinesen Man-tsz' genannt werden. Alle die 15 bis 20 m hohen Thürme, die ich sah, waren zerfallen oder wenigstens verlassen. Sie verjüngen sich nach oben und ganz oben ruht eine 1 bis 5 m hohe Brustwehr auf einem achteckigen Fries über den einspringenden Winkeln.

Jenseits des Ya-long-Flusses, in der Gegend von Litang, sind die Ortschaften kleiner, die Gebäude elender. Hier ist der Wohnort der tibetischen Nomaden, die in schwarzen Zelten hausen und nur so lange an einem Orte bleiben, bis ihr Vieh das Gras abgeweidet hat. Batang hat wieder stabile und theilweise ackerbauende Bevölkerung. Am tief eingeschnittenen Kin-sha-kiang (tibetisch Gihü tshu) bis hinein nach Yün-nan ist die Bevölkerung dichter, so sehr, daß die tibetischen Häuptlinge Batangs ihr Gepäck hier und da durch Menschen transportiren lassen. Die herrlichen Hochsgebirgslandschaften, die uns zwischen Ta-tsiën-lu, Batang und Tsung-tiën bei fortwährend klarem Himmel entzückten, wollen wir hier nicht eingehender schildern. In der Umgebung von Ta-tsiën-lu erhebt sich die Pyramide

Gletscher zweiten Ranges, alte Endmoräne und Findlinge im Gambu-Gebirge.

des Tshe to-shan und Bo-kunka, zwischen Litang und Batang das Gambu-Gebirge mehr als 3000 m über die mittlere Höhe der Gegend; 4000 bis 5000 m über die Grenze der Baumregion hinausragend, bedeckt ihre Granit- und Gneißspitzen in einer vertikalen Ausdehnung von 1800 bis 2000 m abwärts ewiger Schnee und Eis und mächtige Gletscher greifen in die hohen Thäler hinab. Auch an so steilen und glatten Granitspitzen fehlt es nicht, daß an deren Wänden der Schnee keinen Halt findet. Die Pyramide des Gambu-ni bei Lamaja übertrifft an Steilheit selbst das Matterhorn. Die Tibetaner betrachten ihn als einen heiligen Berg, der zwei zum Gebet gefaltete Hände darstellt. Das Gleichniß ist wirklich treffend, da die Spitze, durch eine Scharte getheilt, an ineinandergefaltete Finger mit spitzen Nägeln erinnert.

Ungefähr drei Tagereisen jenseit Batang, am rechten Ufer des Kin-sha-kiang, hoch oben am Kamme des Gebirges zieht sich die Grenze des eigentlichen Tibet dahin. Eine Steinsäule bezeichnet sie auf der Straße nach Lhassa; die Lama unterhalten hier einen strengen Wachtposten, damit Fremde, ja auch Chinesen christlicher Religion, nicht ihren Fuß auf tibetischen Boden setzen können.

Ueberall, wohin uns unser Weg führte, war die tibetische Bevölkerung arm und elend. Litang und Batang erschienen uns als unbedeutende Plätze; an beiden Orten concentrirte sich alles Interesse auf die abseits gelegenen und mit einer Mauer umgebenen Lama-Klöster; allein ihre Thore schlossen sich vor uns, so oft wir uns ihnen näherten. In Litang gelangten wir wohl unbemerkt zwischen die Mauern des Klosters, allein die goldbedeckte Kirche konnten

wir nicht sehen; man schlug uns die Thür vor der Nase zu. Unter heftigen Drohungen und Steinwürfen der Lama durchstreiften wir die Gassen ihres Stadttheils, und so lange wir in Litang weilten, blieben die Thore des Klosters geschlossen. Ziehen wir in Betracht, daß in Litang 3000, in Batang 2000 Lama wohnen, die allen Handel innerhalb ihrer Mauern monopolisiren, so müssen wir diese Städte für bedeutend halten. Daß das tibetische Volk an der Straße so arm ist, müssen wir dem Frohndienst zuschreiben, der auf ihm lastet. Sie sind verpflichtet, alle Habe der durchreisenden Mandarinen und höheren Lama umsonst weiter zu transportiren. Die chinesischen Mandarine, nachdem sie ihre drei Jahre in Lhassa zugebracht, kehren bereichert mit schwerem Gepäck nach Hause zurück. Die Bewohner Batangs sprechen seufzend und neidisch von dem Reichthum und Wohlstand, der in den von der Straße entfernt liegenden Gegenden herrscht. Im Norden ist Degi, ein mächtiges Fürstenthum, von der Macht des Dalai-Lama ganz unabhängig. Im SW reicht der Ruf des Herzogthums Pomi weit, das schon im eigentlichen Tibet gelegen ist.

14 Tage lang reisten wir von Batang bis zur Grenze Yün-nans; fortwährend wechselnde Landschaftsbilder, verschiedene Volkstrachten und Bauarten brachten immer Abwechslung in unsere beschwerliche Reise auf einem Wege, den vor uns noch kein Europäer betreten hatte; zweimal lagerten wir unter Zelten. Gefährlich wurde aber unser Weg, als wir längs eines Seitenthals des Kin-sha-kiang tief hinabsteigen und dann aufs Neue hoch emporklettern mußten, um die senkrechten Felswände umgehen zu können. Nicht selten mußten wir reißende Gebirgsflüsse auf Brücken überschreiten, die aus drei bis vier runden Baumstämmen, ohne Geländer zusammengebunden, in einer Höhe von 100 bis 200 Fuß von einem Ufer zum anderen gelegt waren, und es ist wahrlich erstaunlich, daß sich die Pferde über solche Stege führen ließen. An anderen Orten umging der Weg auf krachenden Stegen Hunderte von Fußen über endlosen Abgründen überhängende Felsen. An vielen Orten verengte sich der Pfad unter den Felsen so sehr, daß wir von den Satteln steigen mußten. Von den Tibetanern lernten wir dabei, daß man von der rechten Seite ebenso leicht in den Sattel steigen könne, als von der gewohnten linken.

Zur Kenntniß Venezuelas.

Von Dr. W. Sievers.

I.

In Nr. 1 bis 3 des „Globus", Bd. 51 habe ich kurz den landschaftlichen Charakter der Anden Venezuelas, d. h. der Cordillere von Merida, geschildert. Heute will ich den Unterschied zwischen dieser und dem übrigen Venezuela, besonders den Centralstaaten, hervorkehren.

Die Anden Venezuelas oder die Cordillere von Merida bilden in mehrfacher Beziehung eine Welt für sich innerhalb der Republik. Sie haben für diese dieselbe Bedeutung wie eine Citadelle für eine befestigte Stadt, und demgemäß kann man die großen Gebirge des Ostens und Guayanas als die Wälle der Befestigung bezeichnen, den Llanos aber die Rolle eines Glacis zuertheilen. Geschützt werden durch alle diese Elemente die inneren fruchtbaren Thäler des Landes im Osten und Westen, vor Allem die Centralstaaten des Landes. Demgemäß finden wir, daß Bildung, Cultur, Fortschritt, speciell europäische Neuerungen, von Osten gegen Westen von der Hauptstadt Carácas über die Centralstaaten gegen die Cordillere vorrücken; und zwar giebt es hier zwei Wege, der eine über Land, quer durch Barquisimeto, der andere zur See über Maracaibo. Endlich besteht noch ein drittes Einzugsthor des Fortschrittes in die Cordillere, nämlich die Grenzlandschaft des Táchira gegen Colombia zu. Dagegen ist der vierte Weg, welcher in die Cordillere führt, von den Trägern des kulturellen und wirthschaftlichen Fortschrittes seit langer Zeit nicht mehr begangen worden; es ist das der Weg durch die Llanos.

Man kann nun die Cordillere eigentlich besser als einen Anhängsel des colombianischen Staates Santander auffassen, denn als einen integrirenden Theil Venezuelas. In der That war auch unter der spanischen Herrschaft die Cordillere kirchlich von Pamplona im heutigen Colombia abhängig, und noch zur Zeit der ersten Jahre der republikanischen Herrschaft gravitirte sie mehr nach Westen als nach Osten. Simon Bolívar erfocht seine Siege von Westen gegen Osten, indem er zuerst die Cordillere von Cúcuta aus bis Trujillo durchzog, dann sich auf diesen Besitz stützte und von dieser Citadelle aus unaufhaltsam gegen Osten bis in die Gefilde von Carabobo bei Valencia vordrang, wo er den Spaniern die Entscheidungsschlacht lieferte. Langsam hat das Gebiet der Cordillere sich seitdem dem übrigen Venezuela genähert und noch ist es nicht völlig assimilirt. Die Abgeschlossenheit, welche die Hochgebirgsnatur mit sich bringt, hat die allmähliche Umwandlung der socialen, kulturellen und auch politischen Zustände der Centralstaaten noch nicht völlig in die Cordillere eindringen lassen. Dazu kommt, daß die eigentliche Eingangspforte zu derselben, die Stadt Maracaibo, ebenfalls von jeher eine Ausnahmestellung gegenüber dem allmählich mehr und mehr dominirenden Carácas eingenommen hat, so daß Maracaibo und die Cordillere zusammen ganz wohl noch heute als ein besonderer Staat denkbar wären, und daß Maracaibo sich zu den Seehäfen des Ostens ebenso gesondert verhält, wie die Cordillere zu den Centralstaaten. Nun aber thut die Regierung mehr für diese letzteren als für den Westen, und zwar mit Recht; denn die nicht sehr glänzende Finanzlage erlaubt nicht, gleichzeitig an vielen Punkten des ungeheuren Landes große Reformen in Gestalt der Erbauung von Eisenbahnen und Fahrstraßen durchzuführen. Naturgemäß werden daher zuerst die der Hauptstadt nahe liegenden Gegenden mit denselben bedacht, und der Westen muß warten; in der That haben die Centralstaaten ein Recht, die Reformen zuerst für sich zu verlangen, da in ihnen der Schwerpunkt des gesammten Landes ruht. Es ist aber andererseits auch wieder naturgemäß, daß der Westen sich zurückgesetzt fühlt, und da namentlich für Maracaibo wenig gethan wird, so schärft dies den Gegensatz zwischen Osten und Westen noch mehr.

Dieser Gegensatz äußert sich nun in jeder beliebigen Beziehung. Fangen wir mit dem Lande selbst an, so finden wir gegenüber der Cordillere, deren landschaftlicher Charakter durchaus mit demjenigen des östlichen Colombia übereinstimmt, die großen Ebenen; an diese schließt sich das

Hügelland von Barquisimeto mit dem nördlich davon liegenden recht isolirten Coro, und jenseits derselben folgen dann die eigentlichen Träger des Staatslebens und Staatsgedankens, die Staaten Carabobo und Guzman Blanco mit den bevölkertsten, fruchtbarsten und reichsten Distrikten Venezuelas. Endlich finden wir im äußersten Osten den Staat Bermudez, den „Oriente", wie er im Lande heißt, welcher kleinere Städte und geringere Bedeutung hat. Das südlich des Orinoco liegende Guayana ist in dieser Beziehung wenig zu beachten, da es noch fast völlig unkultivirt ist.

Wir haben also hier die großen Gegensätze des Andenlandes, der Llanos, des centralen Hügellandes und des östlichen Gebirges, welches wir das Karibische Gebirge nennen wollen. Alle diese Abtheilungen sind geographisch, orographisch, geologisch, hydrographisch eigenartig. In der Cordillere dominirt die Gebirgsnatur ausschließlich, in den Llanos die Ebene und die großen Ströme, im Hügellande von Barquisimeto und Coro haben wir mäßige Höhenzüge und Wassermangel, im Karibischen Gebirge wiegt die Anordnung in parallele Ketten mit dazwischen liegenden Becken, Brüchen, Senkungen und Abstufungen vor; hier haben wir sogar ein kontinentales abflußloses Gebiet, das des Valencia-Sees. Und innerhalb dieses Karibischen Gebirges lassen sich auch wieder deutlich zwei Theile unterscheiden, der westliche höhere, geschlossenere, und der östliche zerrissene, kleinere, niedrigere.

Dem entsprechend sind nun die politischen Einheiten in vieler Beziehung berechtigt und die jetzige Eintheilung in Staaten folgt — vielleicht zu sehr — den plastischen Eigenarten.

Der Cordillere entspricht der Staat Los Andes, den westlichen Llanos der Staat Zamora; der westliche Theil des Karibischen Gebirges umfaßt die Staaten Carabobo und Guzman Blanco; der östliche im Osten des Cap Codera den Staat Bermudez. Dazwischen im Hügellande von Barquisimeto findet sich der Staat Lara; dasjenige von Coro ist der Seccion Falcón des Staates Falcón-Zulia zugewiesen. Die östlichen Llanos allein werden aufgetheilt zwischen Carabobo, Guzman Blanco und Bermudez. Wohl aber kann man im Allgemeinen sagen, daß den natürlichen Abschnitten des Landes gemäß auch die politische Eintheilung gewählt ist.

So stehen denn die Staaten Carabobo, Guzman Blanco und Bermudez als erste Kategorie den Staaten des Westens gegenüber. Diese zerfallen in drei Kategorien zu je einem Staat, Zamora (Llanos), Los Andes (Cordillere), Zulia (Maracaibo-Seegebiet). Den Uebergang bilden Lara und die Seccion Falcón (Hügelland von Barquisimeto und Coro). Wenn es nun schon schwer war, die Llanos einigermaßen den Hauptstaaten des Ostens zu assimiliren, und dies wesentlich nur infolge der Zerrüttung des Wohlstandes derselben möglich gewesen ist, welche die politische Einheit derselben verhindert, so steht die Cordillere als ein noch viel schwieriger zu assimilirendes Gebiet den östlichen Staaten gegenüber, und der Staat Los Andes wird noch stets Eigenthümlichkeiten bewahren, wenn die übrigen die ihrigen schon lange verloren haben werden, immer abgesehen von Guayana.

Landschaftlich ist das Karibische Gebirge entschieden ein Gegensatz zu den Anden. Was ganz besonders auffällt, ist die geringere Höhe; denn selbst die höchsten Höhen erreichen nur 2782 m im Pico de Naiguatá und 2665 m in der Silla de Carácas, so daß die Cordillere noch um fast 2000 m darüber hinausragt. Und die Ausdehnung dieser hohen Kette ist nur gering; denn sie erstreckt sich nur vom Cap Codera bis gegen Puerto Cabello und Valencia hin in der Höhe von 2000 m. Weiter westlich sinkt die Höhe beträchtlich herab; und auch im Osten östlich des Busens von Barcelona finden wir nur bis 2000 m Höhe. Die Bergketten zeigen ein durchfurchtes, zerrissenes, mit zahlreichen Schluchten durchzogenes, man möchte sagen greisenhaftes Ansehen. Zahlreiche Ruinen jüngerer Gesteine liegen auf den alten Gneißen, Glimmerschiefern und Quarziten zerstückelt, zerbrochen, in ungeheuren Klötzen aufragend und ohne einheitlichen Charakter. Man hat auf jeder Reise in dem Karibischen Gebirge, vielleicht mit Ausnahme der hohen Kette von Carácas, den Eindruck, als ob das Gebirge in völliger Auflösung begriffen sei. Dem gegenüber haben wir in den Anden noch Frische, Geschlossenheit, Einheitlichkeit, gleichmäßige Höhe, gleichmäßige Formen, harmonische Linien. Während die Thäler des Karibischen Gebirges sehr tief liegen und das gesammte Längsthal zwischen den beiden Hauptketten von Nirgua bis zur Tuy-Mündung 650 m nicht überschreitet, zeigen die Anden hohe enge Thäler, keine Längs-, sondern meist Querthäler, Durchbrüche und Querausgänge der Flußthäler. Und die von Nirgua bis gegen Carácas zwischen den Parallelketten liegenden und sich auch in der Struktur der östlichen zerbrochenen Fortsetzungen des Karibischen Gebirges zeigenden Becken und Hohlformen sind so überaus charakteristisch für dasselbe, daß dies allein schon einen wesentlichen Unterschied in der Struktur der beiden in Rede stehenden Gebirge machen würde. Das Becken des Valencia- oder Tacarigua-Sees, dessen wahrscheinlich beträchtliche Einschrumpfung wir konstatiren konnten, ist eine in der Anordnung des Karibischen Gebirges begründete Erscheinung.

Auch fehlen die vielen und schönen Wälder, welche die Anden zieren, im Karibischen Gebirge oftmals; namentlich der Südabhang ist sehr kahl und öde, steril und steinig. Die gesammte Kette von San Sebastián, Villa de Cura, San Juan de los Morros entbehrt des Schmuckes der Wälder; allerdings finden sich dieselben an der Nordseite der Küstenkette, allein doch nicht in jenem großartigen Maßstabe, wie in der Cordillere.

Vor allem aber ist es das Klima, welches die Cordillere gegenüber dem Karibischen Gebirge bevorzugt; denn während in letzterem nur ganz wenige Ortschaften, südlich Carácas sowie die Thäler von Los Teques, ein gemäßigtes Klima besitzen, dagegen die größeren Städte, auch Carácas selbst, noch in recht warmem Lande liegen, so erheben sich die Thäler der Cordillere hoch genug über den Meeresspiegel, um die volle Frische der kühleren Höhenlage oberhalb 1500 m empfinden zu lassen.

Das Hügelland von Barquisimeto bildet wohl den häßlichsten Theil Venezuelas; doch muß man auch Coro noch dazu rechnen; diese beiden Landschaften entbehren der frischen Vegetation und des Wassers; nur ein großer Fluß, der Tocuyo, durchströmt diese Gegenden; das gesammte Land zwischen Tocuyo und Barquisimeto wird durch eine öde, sterile Kaktusvegetation eingenommen, welche an Dürre und Hitze ihres Gleichen im Lande sucht; diese Kaktusdistrikte setzen sich auch nordwärts über Coro fort und bedecken auch Theile des Landes westlich vom Tocuyo. Obwohl diese hügelige Ebene 600 bis 700 m hoch liegt, ist das Klima doch unverhältnißmäßig heiß; die Sonne brennt auf die kahlen, verwitterten, weißen bis braunen und röthlichen Hügel unablässig herab; der Wind ist hier meist schwach; Regen fällt nicht häufig, es giebt sogar einen Distrikt mit einer größeren Stadt, Quibor, welcher als fast abflußlos bezeichnet werden kann, und auch als fast wasserlos gelten darf, insofern nur ein ganz kleiner Bach an der Stadt Quibor vorüberfließt und auch nur in der Regenzeit bei besonders starken Regengüssen Wasser führt. Ebenso

entbehren die Städte Carora und Arenales mehr und mehr des Wassers, insofern die Flüsse leicht austrocknen. Große Sandebenen, leicht bewachsene Sabanen sind an der Tagesordnung. Auf den sterilen Felsen klettern Ziegen, von denen namentlich in Coro die Bevölkerung zu einem Theile geradezu abhängig ist, indem das Fleisch der Ziegen gegessen wird, die Häute aber zu Millionen nach den Vereinigten Staaten ausgeführt zu werden pflegen.

In dem östlichen Theile Venezuelas, östlich von Barquisimeto, hat nun die Regierung beträchtliche Anstrengungen zur Hebung des Verkehrs gemacht, indem sie Straßen und Fahrwege baut. Der große Fahrweg zwischen den beiden Hauptstädten des Landes, Carácas und Valencia, ist nach mehreren vergeblichen Anläufen endlich vor einigen Jahren zu Stande gekommen; er führt von Carácas im Thale des Rio Guaire aufwärts, durchzieht zunächst die frischen Auen des Mittellaufes dieses Flusses und versenkt sich dann von Los Adjuntas aus an der Mündung des Rio Macarao in den Rio Guaire in die tief eingeschnittene Thalschlucht dieses letzteren Flusses; in Serpentinen steigt der Weg aufwärts, stets am linken Ufer desselben, und erreicht endlich nach 1½ bis 2 Stunden starker Steigung die hoch im Gebirge in 1170 m Höhe liegende Ortschaft Los Teques, ein in letzter Zeit stark angewachsenes Städtchen mit etwa 2500 Einwohnern und einem merkwürdig guten Gasthause. Los Teques liegt in einem Kessel zwischen Bergen, die über 2000 m Höhe besitzen; der Picacho de Palmár, welcher nördlich der Ortschaft aufsteigt, dürfte 2270 m Höhe haben (nach gefälliger Mittheilung des Herrn A. Jahn jun. in Carácas). Von Los Teques aus steigt die Fahrstraße nochmals ein wenig auf und erreicht bei dem Gehöfte Los Canales an der El Alto de la Cortada genannten Strecke den höchsten Punkt (1270 m); von hier aus hat man eine umfassende Aussicht über das Bergland südlich von Los Teques gegen den Rio Tuy zu und über die Serrania del Interior, die innere Kette des Karibischen Gebirges, gegen die Llanos zu. Unregelmäßige Formen zeigen sich hier; eine Unzahl von Gipfeln mit vielen Schluchten und Furchen steigen neben und über einander auf; doch sind keine besonders hervorragenden Punkte zu bemerken; nunmehr senkt sich die in die Felsen gesprengte Straße steil abwärts und erreicht bei dem Wirthshause Los Guayos in 480 m die Thalsohle und zugleich einen kleinen Bach, der in den Rio Tuy fällt. Es bildet also das Bergland von Los Teques, welches Humboldt Higuerote oder de las Cocuizas nennt, die Wasserscheide zwischen dem Rio Guaire und dem Tuy. Nunmehr folgt die Straße dem Rio Tuy einige Stunden aufwärts bis zu dem Dorfe El Consejo, wo der Fluß aus dem Gebirge bricht. Er ist hier wenig wasserreich und gut durchwatbar; doch wird sein Wasser zur Tränkung zahlreicher Zuckerrohrfelder benutzt, und wir finden hier auch die Dampfkraft im Dienste der Landwirthschaft und Industrie, indem dieselbe z. B. zum Destilliren des Zuckerrohrsaftes benutzt wird, der gegohren als guarapo fermentado ein Hauptgetränk der Bevölkerung bildet. Namentlich aber stellt man hier den Zuckerrohr-Branntwein, aguardiente de caña, her, welcher recht gut zum Trinken benutzbar ist, und namentlich, wenn er mit Anis versetzt ist, ein erfrischendes Getränk bildet. Allerdings werden auch sehr gewöhnliche Sorten hergestellt, und es trinkt daher die niedere Bevölkerung einen zum Theil entsetzlichen Fusel, welcher häufig Excesse hervorruft. Das Tuy-Thal ist landschaftlich überaus reizend; zwischen niedrigen Bergen zieht es einher, andauernd mit hellgrünen Zuckerpflanzungen, hier und da auch mit dunkleren Kaffeepflanzungen bedeckt. Fast unmerklich ist der Uebergang von dem Tuy-Thal in dasjenige des Rio Aragua, welcher die gepriesenste Gegend ganz Venezuelas durchströmt. Der Rio Aragua entsteht aus mehreren Quellbächen bei La Victoria und mündet in den See von Valencia. An seinen Ufern finden sich die Stadt La Victoria und die Dörfer Cagua und Santa Cruz. Auf der ganzen Strecke zwischen den beiden ersteren Ortschaften ist der Rio Aragua umgeben von gewaltigen Kaffeepflanzungen, deren Schattenbäume einen großartigen Wald bilden, durch welchen man Stunden lang reiten kann, ohne aus den Kaffeepflanzungen herauszukommen. Nahe bei La Victoria zweigt eine zweite Fahrstraße ab, welche nach der Hauptstadt des Staates Guzman Blanco, Villa de Cura, führt, und noch über diese hinaus bis nach San Juan de los Morros und San Sebastian am Rio Guarico verlängert worden ist. Die eigentliche Hauptstraße aber geht von dem durch Schlachten berühmten Dorfe San Mateo über das durch einen gewaltigen Saman-Baum gezierte Dörfchen Guere und die Stadt Turmero nach Maracai, einem aufblühenden Städtchen, schon nahe dem Valencia-See.

Von hier führt die Fahrstraße stets am nördlichen Ufer des Valencia-Sees entlang durch die öden und sterilen Kaktusdickichte, welche den vom See verlassenen Boden einnehmen. Dieser Weg ist nur an einer einzigen Stelle malerisch, nämlich dort, wo er an der Halbinsel Cabrera entlang zieht, welche weit in den See hineinragt; man übersieht von hier sowie auch von dem Hügel der Wasserleitung oberhalb von Maracai den ganzen östlichen Theil des Sees mit einer großen Menge von Inseln.

Valencia selbst liegt in 495 m Höhe am Fuße der nördlichen Kette, dort, wo eine Oeffnung, eine Erniedrigung sich in derselben zeigt, nämlich südlich des Passes von Las Trincheras. Seine Lage ist eine ganz außerordentlich günstige, und in der That dürfte diese Stadt von der Natur sehr viel mehr zur Hauptstadt des gesammten Landes vorherbestimmt worden sein als Carácas. Denn Valencia besitzt zunächst einmal den besten Hafen Venezuelas, Puerto Cabello; zwar liegt die ganze Breite der Küstenkette zwischen beiden Städten, allein die ausgleichende Wirkung der Eisenbahn, welche augenblicklich im Bau ist, dürfte darüber leicht hinweghelfen. Valencia liegt ferner dort, wo die Küstenkette auf der gesammten Strecke von Cap Codera bis zum Rio Yaracui sich am meisten erniedrigt; der Paß von Las Trincheras hat nur 680 m Höhe, liegt daher kaum 200 m über Valencia. Sodann besitzt Valencia ein gutes und bequemes Thor in die Llanos; die Serrania del Interior sinkt nämlich ebenfalls hier auf so geringe Höhe herab, daß die Ueberschreitung dieser niedrigen Hügelketten sehr leicht ist. In der That führt denn auch schon seit längerer Zeit eine Fahrstraße von Valencia nach San Carlos und eine andere nach Pao. Die Llanos aber dürften mit der Zeit, besonders sobald die Zustände der Politik des Landes vollständig geordnet sein und die Llanos Zeit gehabt haben werden, sich auf den alten Reichthum an Vieh und Pferden wieder emporzuschwingen, einen der allerwichtigsten Theile des Landes ausmachen, wie sie es denn ja auch eigentlich gewesen sind, welche zur Zeit der Befreiungskriege gegen die Spanier den Widerstand am zähesten aufrecht erhalten und mehrmals den fast erloschenen wieder angefacht haben.

Vergleicht man nun die Zugänge zu den Llanos, so findet sich, daß von Carácas der weite Umweg über Villa de Cura gemacht werden muß, um an einer mäßig niedrigen Stelle die Serrania del Interior zu übersteigen, da auf der ganzen Strecke von Villa de Cura bis Orituco dieses Gebirge in starrer Geschlossenheit einen Wall gegen die Llanos bildet. Andererseits finden wir aber auch, daß der Hafen von Carácas, La Guaira, ganz besonders schlecht ist. Es ist eben überhaupt kein Hafen, sondern eine sehr schlechte, dem

Ansturme des Nordost-Passats und überhaupt allen Winden preisgegebene Rhede, auf welcher häufig die Arbeiten zum Laden und Löschen der Schiffe wegen der heftigen Brandung und des Wellenschlages eingestellt werden müssen, so daß sich die Regierung jetzt veranlaßt gesehen hat, einen Molo, einen Wellenbrecher, tajamár, zu bauen, welcher jedoch gleich im Beginn des Baues mehrmals durch die Wogen hinweggerissen worden ist. In diesen Beziehungen steht also Carácas Valencia sehr nach; dazu kommt aber noch, daß Valencia eine viel günstigere Lage für den Handel der wichtigen Thäler von Aragua hat. Diese sandten bisher ihre Produkte über die steile Fahrstraße von Los Teques nach Carácas, so daß man auf derselben andauernd gewaltigen Waarenzügen begegnet, welche hin und her ziehen. Sobald aber die Eisenbahn von Puerto Cabello nach Valencia fertig sein wird, dürfte der Handel der Thäler von Aragua nach Valencia gehen. In der That ist die Straße am Nordufer des Sees sehr bequem und leicht zu befahren, insofern andauernd ebenes Land zu durchziehen ist, während man zwischen La Victoria und Carácas 800 m auf- und 300 m absteigen muß. Endlich bietet das Becken des Sees von Valencia ein ungeheures Feld für Ackerbau dar, welches noch durchaus nicht in der Weise ausgenutzt ist, wie es wohl der Fall sein sollte, und überhaupt kann der Valencia-See als das Centrum des ganzen Landes betrachtet werden, so daß Valencia eine entschieden weit centralere Lage hat als Carácas, das schon zu den östlicheren Theilen des Landes gehört. Ueberhaupt ist die freie Lage Valencias in einer weiten Ebene außerordentlich viel geeigneter zur Hauptstadt, als das in engem Thale zwischen hohen Bergen eingekeilte und von allen Seiten durch Höhenzüge abgesperrte Carácas. Man wendet allerdings Vieles daran, um Carácas den Rang als Hauptstadt zu bewahren; die Stadt ist durch den General Guzman Blanco in einer Weise verschönert worden, wie es wenige andere Städte in so kurzer Zeit erlebt haben; und es wird stark daran gearbeitet, auch die Handelsstellung von Carácas aufrecht zu erhalten. Da es nun außerordentlich kostspielig wäre, das Bergland von Los Teques mit einer Eisenbahn zu durchschneiden, so hat man die Absicht, eine centrale Bahn Guaire abwärts und Tuy aufwärts zu bauen und auf diese Weise La Victoria zu erreichen. Es ist dies zwar ein sehr großer Bogen, allein die Ausführung dürfte wesentlich leichter und billiger sein als die Eisenbahn über Los Teques. In der That hat man schon den Anfang gemacht, und die Strecke Carácas—Petare—Santa Lucia in Angriff genommen. Von Valencia aus wird beabsichtigt, ebenfalls im Anschluß hieran eine Bahn nach Victoria zu bauen, so daß einst Carácas und Valencia durch Schienenweg verbunden wären. Aber trotz aller dieser Anstrengungen, die Stellung von Carácas zu erhalten, glaube ich doch, daß die Natur selbst schließlich dem von ihr begünstigten Valencia den Sieg in diesem Wettstreite geben wird.

Der Tskán-Vogel.

Eine mythische Erzählung der Okinagen-Indianer, mitgetheilt von **Albert S. Gatschet** in Washington.

Die Bewohner eines Dorfes hatten sich zur Berathung versammelt. Die einen sprachen: „Laßt uns aufbrechen und gegen den Himmel zu Felde ziehen, um Feuer herunter zu holen! Doch was thun wir, um dorthin zu gelangen? Wir ziehen aus und schießen Pfeile nach dem Himmelsgewölbe, bis einer darin stecken bleibt; dann schießen wir einen anderen nach der Kerbe des ersten, einen dritten nach der Kerbe des zweiten und bereiten uns so einen Pfad, an dem wir hinaufklettern und Feuer herunterholen!" Die anderen erwiderten: „Wohlan! ziehen wir aus und rufen wir alle Thiere zusammen, daß sie uns Hilfe leisten; vereint brechen wir dann auf!"

Man versammelte sich und schoß Pfeile nach dem Himmelszelte. Bei den ersten Versuchen mit unvollkommenem Schießzeuge gelangten die Pfeile lange nicht so weit hinauf. Die Thiere berichteten dies dem Tskán-Vogel, der mit seiner Großmutter in der Nähe saß. Er war ein kluger Vogel und wußte Rath. „Ihr habt euch versammelt, um nach dem Himmel zu schießen? Gut, ich bin dabei!" Seiner Großmutter sagte er, er müsse zu diesem Zwecke neue Pfeile von den Stämmen des Heidelbeerstrauches anfertigen, und nachdem er sich diese im Walde geholt: „Ich muß eine starke Rippe haben, um daraus einen Bogen von hinreichender Stärke zu schnitzen!" „Eine solche Rippe kann nur ein Elenn liefern", gab sie zur Antwort.

Der Tskán-Vogel streifte herum und erblickte bald ein Elenn. „Trage mich geschwind über den Fluß!" rief er ihm zu. „Warum denn nicht? Steige auf und reite auf der Wurzel meines Schweifes hinüber!" Der Vogel flog hinauf, wie geheißen, und das Elenn schritt durch den Fluß. Der Vogel kroch ihm nun durch den Darm bis hinauf ans Herz, zerbiß dasselbe, und wie das Elenn das Ufer erreichte, fiel es todt nieder. Tskán war eben daran, dem Elenn die Haut abzuziehen und den Körper zu zerstücken, als sich die Wölfin zu ihm gesellte.

Sie sprach: „Du hast ein Elenn erlegt; ich will dir beim Zerlegen behilflich sein. Hole deine Verwandten, und wir alle wollen die Haut abziehen helfen." Der Vogel entfernte sich, brachte seine Verwandten in einem Korbe, den er auf dem Rücken trug, über die Berge hinüber nach einer Stelle jenseits des Ortes, wo er die Wölfin bei dem todten Elenn gelassen hatte. Er vermuthete nämlich, diese könnte unterdessen das Elenn hinterlistig fortschaffen. Dann flog der Vogel nach der Wölfin zurück, riß unterwegs auf seinem Fluge die Berge mittelst eines starken Baumastes los und sagte zur Wölfin: „Ich habe meine Verwandten nicht angetroffen; gehe du und hole sie her! Ich bleibe unterdessen hier sitzen, bis du zurück bist." Hierauf entfernte sich die Wölfin.

Unterdessen suchte der Tskán-Vogel seine Großmutter auf und berichtete ihr, er habe ein Elenn getödtet; die Wölfin sei jedoch dazu gekommen und habe versucht, ihm das erlegte Wild wegzutragen. Beide eilten nun hin, um sich das Wild zu sichern, luden es auf ihre Achseln und brachten es nach Hause. Der Vogel fürchtete einen mörderischen Anfall seitens der Wölfin und sagte zur Großmutter: „Laßt uns durch Reiben eines Holzstabes ein Feuer anzünden und dann machen wir Steine darin glühend!"

Während die Steine sich allmählich erhitzten, traf die Wölfin ein und sagte zu den Zweien, die sich auf eine Anhöhe gesetzt hatten: „Gebt mir zu essen, ich hungere!" „Du sollst etwas haben!" erwiderte der Vogel. Er wickelte eine Schicht vom Bauchfett des Elenns um einen der erglühten Steine und rief: „Maul aufgesperrt!" Die Wölfin

saß zur Erde, sperrte den Rachen auf, und der Stein flog hinein. Gleich darauf verendete sie unter Zuckungen und der Vogel sagte: „Sie ist todt;, ich will sagen: drei Wölfe sind todt!“ Sie war nämlich mit zwei Jungen trächtig gewesen.

Nach Verrichtung dieser That kam dem Tskán-Vogel in den Sinn, er müsse Federn für seine Pfeile zu erlangen suchen. Der Goldadler, ein gefährlicher Raubvogel, sollte diese Federn liefern, und Tskán machte sich mit der Haut des Elenn auf den Weg. An einem steilen Felshange angekommen, erblickte er ein Adlernest mit junger Brut auf dem Gipfel des Felsens. Er wickelte sich in die mitgebrachte Haut ein und streckte sich auf dem Boden aus. Der Goldadler erspähte die Haut, flog nieder, holte sie ins Nest hinauf und entfernte sich dann wieder. Als die Adlermutter sich erhob, ergriff der Tskán-Vogel, der sich unterdessen aus der Haut losgemacht hatte, zwei der jungen Adler bei den Füßen, warf sie aus dem Neste, und als sie unten angekommen, raufte er ihnen die Schwanzfedern aus. Mit diesen versehen, war er nun im Stande, zu Hause seine Pfeile mit Federn auszurüsten. Doch fehlten ihm zur Vollendung derselben noch die Pfeilspitzen aus Stein.

Um diese durch List zu erlangen, mischte er sich unter seine Nachbaren, sagte zu den einen, ihre Freunde seien böse auf sie und verleumdeten sie hinter ihrem Rücken. Dasselbe sagte er den anderen Nachbaren, die er eben verleumdet hatte. Dies reichte hin, um die bisherigen Freunde zu Feinden zu machen; sie griffen sich gegenseitig mit Pfeilschüssen an; dabei las der Tskán-Vogel, so schnell er konnte, die abgeschossenen Pfeile zusammen und suchte das Weite. Zu Hause bei seiner Großmutter angelangt, versah er seine Pfeile mit den Steinspitzen der erlangten Geschosse und erklärte ihr, er müsse sie verlassen, denn er gehe jetzt an den Ort, wo man nach dem Himmel Pfeile abschieße.

Auf dem Wege dahin trifft er mit dem Coyote oder Präriewolf zusammen. Dieser redete ihn an: „Wohin des Weges, Kalispelm-Indianer? [1].“ Der Vogel antwortete: „Ich gehe dahin, wo man nach dem Himmel schießt!“ „Wem gehören diese Pfeile?“ fragte der Präriewolf. „Mir gehören sie!“ „Wohl kaum“, erwiderte der Präriewolf; „es sind deines Vaters Pfeile; zeige sie her!“ Und Tskán übergab sie dem Präriewolf. Dieser war nicht im Stande, den gewaltigen Bogen zu spannen; er lachte: „Ha! ha!“ und sagte zu Tskán: „Wenn ich mich etwas entfernt von dir aufstellte, würdest du nach mir zielen und mich verwunden?“ „So geh' einmal, geh', Präriewolf, und stelle dich dort auf dem Hügel auf!“ In kurzer Entfernung pflanzt sich nun der Präriewolf auf eine Anhöhe und ruft: „Schieß los!“, ging aber trotz der Abrede weiter und immer weiter. Endlich hörte er das Schwirren des Pfeiles hinter sich: achu-a-u! „Ach! was ist denn das! welch' entzückender Ton!“ Indem er so dachte, durchdrang der Pfeil den Präriewolf und er lag entseelt da. Vogel Tskán kam heran, zog den Pfeil aus dem Leichnam und roch daran; er roch übel, und so ließ Tskán Pfeil und Präriewolf liegen und ging weiter.

Da trat der Fuchs zum todten Präriewolfe und redete ihn an: „Da bist du wieder und spielst den tückischen Gesellen; warum hat man nach dir geschossen?“ Er zog den Leichnam hin und her und hüpfte über ihn hin — siehe da! der Präriewolf lebte neu auf. Als ob er lange geschlafen, gähnte er laut: „he-e-eihai!“ und sprach: „Hier auf dieser Stelle legte ich mich hin und schlief ein!“ „Jawohl“, erwiderte der Fuchs, „du bist eingeschlafen! Du hast den Tskán-Vogel geneckt, er schoß nach dir und machte dich todt!“ „Gut“, erwiderte der Präriewolf, „wenn dem also ist, so renne ich dem Tskán-Vogel eilends nach um ihn zu züchtigen!“ und rannte davon. Nachdem er ihn eingeholt, sprach er zu ihm: „Ich glaube, dies ist dein Pfeil, den du verloren hast; ich habe ihn gefunden und stelle dir denselben wieder zu.“ „Nein“, sagte Tskán, „verloren habe ich ihn nicht, bloß weggeworfen, weil er nach der Tödtung eines Präriewolfes so sehr gestunken hatte.“ Der Präriewolf schlug nun vor, sie wollten Pfeilwerfens spielen. Und als er und Tskán im Pfeilwerfen begriffen waren und ihre Kleider als Spielgewinn eingesetzt hatten, blies der Präriewolf den Pfeil des Vogels durch Zauberei vom Ziele weg. Damit gewann er alle Kleider des Vogels, zog sie an und spazierte davon, die Worte singend:

„All' dein Gewand hab' ich gewonnen, o Kalispelm“, und der Vogel schritt hinter ihm her, als er abzog.

Da nun der im Spiele siegreiche Präriewolf seines Weges zog, traf er junge Rebhühner, die Kinnikinnik-Beeren sammelten und fragte eines derselben: „Wie heißt dein Vater?“ „Sein Name ist ‚Flieg' vor den Augen‘!“ „Wie heißt deine Mutter?“ „Flieg' durch die Beine!“ „So bringe deine Beeren her, daß ich sie (zum Dörren) für dich unter heiße Asche lege!“ Als es die Beeren gebracht, ergriff er die Rebhühner, tödtete sie, briet sie auf heißen Kohlen, ließ sie liegen und ging weiter.

Alles dies hatte der Tskán-Vogel mit angesehen. Er machte sich sofort auf nach der Wohnung der alten Rebhühner, welche über das lange Ausbleiben der Jungen untröstlich geworden waren. Sie sagten zu Tskán: „Bist du es etwa, der unsere Kinder umgebracht hat?“ „Nicht ich, gewiß nicht! Vermuthlich war es der Präriewolf, der mir all mein Gewand im Spiele abgewann.“ „Erbarm dich unser, hilf uns!“ sagten die Eltern; „bringst du uns unsere Kinder zurück, so stellen wir dir deine Kleider vom Präriewolfe wieder zu.“ Tskán versprach, die Kleinen wieder ins Leben zurückzurufen. Er legte die Leichen zusammen und hüpfte über sie hinüber; da wurden sie von neuem Leben beseelt. Die zwei Alten setzten nun dem räuberischen Präriewolfe nach, der am Rande eines Abgrundes dahinlief. Als sie ihn erreicht, flog der Vater der zwei Rebhühner dem Präriewolfe voran, während die Mutter demselben zwischen die Beine flog. Diese List hatte den Sturz des Wolfes über den Abgrund zur Folge; er verletzte sich schwer und starb. Die zwei Alten rissen ihm nun die Gewänder vom Leibe und brachten sie dem Tskán-Vogel zurück, der sie unterdessen zu Hause erwartet hatte.

Tskán zog nun seine Kleider wieder an und ging eilenden Laufes nach dem Orte der Versammlung. Dort schoß er mit den Anderen nach dem Himmel, bis ihm alle Pfeile ausgegangen waren. Dieselben blieben oben stecken; es wurden nun alle noch auftreibbaren Pfeile gesammelt und abgeschossen. Da jeder derselben in der Endkerbe des vorangehenden Pfeiles stecken blieb, so bildeten sie eine einzige Linie und die Thiere hatten nun einen Weg nach dem Himmel. Sie kletterten nun an den Pfeilen empor; der letzte in der Reihe war der Grizzlybär, und dieser schleppte alle seine Speisevorräthe auf dem Rücken mit. Durch sein Gewicht brach die Kette der Pfeile entzwei; der Weg war unterbrochen.

Nichtsdestoweniger sollte der Kriegszug ausgeführt werden. Man sandte die Schlange und den Frosch auf den Kriegspfad; der Frosch legte sich indeß nieder und die Schlange verschluckte ihn. Als die Schlange allein zurückkehrte, hieß es: „Wo ist dein Gefährte?“ „Ich fraß ihn auf!“ Darauf sandte man andere auf den Kriegspfad. „Du Biber, du Schildkröte und du schwarzer Adler, ihr

[1] Kalispelm ist der Name eines Indianerstammes am Mittellaufe des Kolumbiaflusses; derselbe heißt auch Pend d'Oreilles.

müßt nun in den Krieg!“ rief man. Nachdem sie ausgezogen waren, ließ sich die Schildkröte auf die Erde herabfallen und fiel, Gott sei's geklagt! in eine Wohnung hinein, wo sie durch ihren Fall Jemandem den Schädel einschlug. Aus Rache drohte man ihr mit dem Feuertode. Sie aber sagte: „Gut! dann bleibe ich am Leben, denn das Feuer ist mein Element!“ Als man vorschlug, sie ins Wasser zu werfen, sprach sie: „Thut das ja nicht, sonst komme ich ums Leben!“ Sie wurde ins Nasse geworfen, aber siehe da! sie schwamm fort, gelangte ans Ufer, schrie laut und ging nach Hause. Man fragte sie: „Wo sind deine Kriegsgefährten?“ „Vermuthlich sind sie mausetodt“, erwiderte sie. Dann suchte man nach dem Biber, fand und ergriff ihn und zog ihm das Fell über die Ohren. Den schwarzen Adler sah man auf einem Baume sitzen und schoß nach ihm. Da verließ aber der, der eben dem Biber das Fell abzog, sein Opfer, um dem Adler nachzustellen; der Biber, als er sich frei fühlt, springt mit einem Satze auf, ergreift Feuer, steckt es unter einen seiner Nägel und entflieht. Nachdem aber der Adler davongeflogen, kehren seine Verfolger nach der Hütte zurück, wo der Biber geschunden worden war; dieser war jedoch nebst seinem Gefährten verschwunden.

Es wurde nun der Vorschlag zur Heimkehr gemacht, da der Weg nach dem Himmel unterbrochen sei. Doch wie sollte man die Heimkehr ins Werk setzen? Der Adler und der Häher sagten, sie würden fliegen; die Fledermaus sagte: „Ich werde mich auf den Mantel meiner Haut setzen“ und wickelte sich in ihre Flügel ein. Das Flugeichhörnchen und sämmtliche Vögel flogen davon, der Präriewolf verwandelte sich in ein Blatt, die Fische purzelten und fielen ins Wasser, die Forellen fielen auf Felsen und in die Fichtennadeln und verwickelten sich in die Tannengebüsche; darum haben sie so viele Gräten im Leibe.

Das ist das Ende der Geschichte.

* * *

Vorstehende mythische Erzählung wurde mir von einem Okinágen-Indianer, der schon etwas betagt war und in dessen Adern auch etwas weißes Blut rollte, in der Ursprache mitgetheilt. Ich erhielt von ihm eine Interlinear-Uebersetzung des Textes, und nach dieser habe ich die Erzählung redigirt. Der Okinágen-Fluß, an welchem diese Indianer wohnen, kommt aus dem britischen Territorium, wo er einige Seen durchfließt, in nordsüdlicher Richtung nach dem Washington Territorium (Vereinigte Staaten) herab und vereinigt sich etwa unter dem 48. Breitengrade mit dem Kolumbiaflusse. Diese Indianer gehören zum Selischstamme und sprechen eine dem eigentlichen Selisch im westlichen Montana nahe verwandte Sprache. Wegen der starken Konsonantenhäufungen, die meist durch Vocal-Elision hervorgebracht werden, ist diese Sprache schwer zu Papier zu bringen.

Der Gang obiger Erzählung ist im Ganzen leicht zu fassen. Fast in allen Gegenden, wo der Coyote oder Präriewolf häufig vorkommt, also im westlichen Nordamerika, wird er von den Indianern als Demiurg oder Weltenschöpfer betrachtet. So bei vielen Kaliforniern, so auch bei den meisten Selischindianern. Was der eigentliche Grund davon ist, darüber giebt es verschiedene Vermuthungen; jedenfalls hat aber sein nächtliches, klägliches Geheul besonders während der Mondnächte etwas mit diesem Glauben zu thun, und die angebliche Schlauheit dieses amerikanischen Schakals kommt nur in zweiter Linie in Betracht. Er wird auch als Wohlthäter der Menschen angesehen; dennoch werden Bösewichter nach ihrem Tode gerade in dieses Thier verwandelt. Das Stürmen des Himmels ist ebenfalls eine in Mythen häufig vorkommende Vorstellung und wir brauchen bloß an die Titanen und Giganten zu erinnern. Auch der weise Vogel erscheint in den Mythen europäischer Völker.

Schwierig ist aber dennoch die Deutung der einzelnen Figuren für den wissenschaftlichen Mythologen. Die Idee, daß das Himmelsgewölbe erstiegen werden soll, um Feuer herabzuholen, ist prometheisch und deutet auf einen kosmischen Mythus. Das Feuer ist hinter dem Krystallgewölbe des Firmamentes verborgen, sonst könnten keine Blitze daraus hervorzucken. Dies muß durchbohrt werden, wenn das Feuer hervorgeholt werden soll, und zwar durch Pfeile mit Steinspitzen. Nur ein starker Bogen kann Pfeile so weit hinaufschnellen, und der größte Bogen ist die Mondsichel. Der Tskán oder Tseskán-Vogel und der Präriewolf, die sich stets verfolgen und umzubringen suchen, sind also Mond und Sonne. Der sterbende Mond ist der Neumond, die todte Sonne ist die Sonne zur Zeit der Wintersonnenwende. Als Sonne ist der Präriewolf auch Schöpfer des Alls und Wohlthäter des Menschengeschlechtes. Das Fallen des Coyote in den Abgrund ist das Untergehen der Sonne hinter Bergeshöhen und Felsklippen. Die Thiere, die den Himmel stürmen wollen, sind wohl die Wolken oder eher die Konstellationen, weil diese häufig die Namen von Jagdthieren tragen; die Idee der Himmelsleiter oder Pfeilstraße wurde vermuthlich durch die Milchstraße oder durch den Regenbogen angeregt. Das Wiederaufleben des Coyote ist das Wärmerwerden der Sonne im Frühjahre; das Spielen und Pfeilwerfen bezieht sich auf die Strahlen des Mondes, die mit denen der Sonne nicht rivalisiren können und daher nutzlos dahinfallen.

Die Idee des Erstürmens des Himmels mit Pfeilen und Geschossen ist in Amerika nicht ganz isolirt; wir finden, daß Moteuhzoma I., der fünfte Herrscher der Azteken in Tenochtitlan, den Beinamen Ilhuica mina trug, wörtlich: „Der den Himmel (ilhuicatl) Beschießende (mina).“

Der Vogel Tskán oder Tseskán ist eine Art Sperling mit schwarzem Kopfe und weißen Flecken zu beiden Seiten des Kopfes; im Frühjahre schreit er kitsena, kitsena. Er ist in dortiger Gegend sehr gewöhnlich und die Zoologen identificiren ihn mit Zonotrichia intermedia. Weshalb er als Träger dieses Mythus erscheint, ist mir nicht klar.

Der Umstand, daß bis jetzt noch so wenige Mythen vom oberen Kolumbiaflusse, von den Sahaptin- und Schoschonen-Indianern bekannt geworden sind, erschwert die Deutung dieses Mythus, denn man weiß kaum, was Hauptpunkte und was bloß burleske Ausmalung ist. Sind einmal Parallelen aus jener Gegend beigebracht, so wird die Deutung leichter werden. Eine vortreffliche Parallele besitzen wir indeß aus derselben Gegend und von demselben Volke in der Thierfabel vom Präriewolfe (Little Wolf), welche unter manchen anderen Dingen auch einen blutigen Krieg beschreibt, welchen jener gegen den Grizzlybär führte. Beide wurden von Alliirten aus verschiedenen Thiergeschlechtern kräftig unterstützt, und das Ganze ist so burlesk wie die Batrachomyomachie der Griechen. Der Präriewolf ist auch dort Weltenschöpfer; er schafft den Spokane-Indianern zum Danke dafür, daß sie ihm ein Eheweib verschafft, die Stromschnellen des Spokaneflusses. Stromschnellen und Fälle sind nämlich treffliche Stellen für den Fischfang, von dem viele Indianerstämme des Westens fast ausschließlich leben, und der Name der Spokane-Indianer charakterisirt dieselben als Sonnendiener, denn Spakané, Spokané heißt in dortigen Dialekten Sonne. Diese Thierfabel erlangte Kapitän Wilson von Herrn und Frau Mc Donald in Colville und veröffentlichte sie in den Berichten der Londoner „Ethnological Society“ 1866, p. 306—322.

Der physische Typus der heutigen Italiener.

Von K. Penka.

Bekanntlich hat es Prof. Calori in Bologna in einer im Jahre 1878 erschienenen Abhandlung: „Del Tipo brachicefalo negli Italiani odierni“ (Memoria pubbl. negli Atti della Accademia delle scienze di Bologna, Serie IIa, T. VIII) zu zeigen unternommen, in welchem Verhältnisse zu einander der brachycephale und der dolichocephale Schädeltypus in den verschiedenen Provinzen Italiens sich verbreitet fänden. Auf Grund einer sorgfältigen Untersuchung von 200 Bologneser Schädeln und von Messungen, die er an den Köpfen von mehr als 2 442 lebenden Personen vorgenommen, gelangte derselbe zu dem Schlusse, daß die beiden Typen nicht in gleichen Verhältnissen in den verschiedenen Theilen des Landes vertreten seien, sondern daß ihre Vertheilung eine verschiedene sei, daß in der einen Gegend der eine, in der anderen der andere Typus das numerische Uebergewicht habe. So herrsche die Brachycephalie in den nördlichen und mittleren Theilen Italiens vor, trete jedoch vor der Dolichocephalie zurück in der gegenwärtigen Provinz Rom, in dem früheren Königreiche Neapel, sowie auf der Insel Sardinien.

Ueber diese Ergebnisse der Untersuchungen Calori's bemerkt nun P. Nicolucci, der Altmeister der italienischen Anthropologie und Professor dieser Wissenschaft an der Universität in Neapel, in dem dritten, den physischen Typus der heutigen Italiener behandelnden Abschnitte seiner vor Kurzem veröffentlichten „Antropologia dell' Italia dell'evo antico et nel moderno“ (Memoria estratta dagli Atti della R. Accademia delle scienze fisiche e matematiche, Serie II, T. II, Napoli 1887), daß er dieselben auf Grund seiner zahlreichen in den verschiedenen Gegenden Italiens vorgenommenen Schädelmessungen vollständig bestätigen könne; nur Toscana mache eine Ausnahme, als daselbst die Brachycephalie in einer bemerkenswerthen Minderheit erscheine. Für die übrigen Theile der Halbinsel blieben die von Calori erzielten Resultate unverändert, geringfügige Unterschiede ausgenommen, die einerseits das Verhältniß des Cephal-Index, andererseits die relativen Beziehungen der beiden Typen unter einander betreffen. Für die neapolitanischen Provinzen und für Sicilien, die Calori in eine einzige Kategorie zusammengefaßt hatte, gelang es Nicolucci, hinreichende Materialien zu gewinnen, um auch für sie die Verhältnißzahlen in Betreff des Vorkommens eines jeden Typus angeben zu können. Ferner hat derselbe den dolichocephalen Typus Calori's in zwei getheilt, den dolichocephalen und den mesocephalen, indem er in dem ersten Typus diejenigen Schädel zusammenfaßte, bei denen der Cephal-Index die Ziffer 75 nicht übersteigt, und in dem zweiten diejenigen Schädel, deren Index die Ziffern von 75 ab bis 80 umfaßt. Alle übrigen Schädel, deren Index höher ist als 80, letztere Ziffer eingeschlossen, gehören ohne Unterschied in die Klasse der Brachycephalen.

Aus eben diesen Messungen ergab sich, daß im Trentino, in Piemont, in Venezien, in der Lombardei, in der Emilia, in den Marken und in Umbrien der brachycephale Typus der vorherrschende ist, während umgekehrt in Toscana, in Latium, in Campanien, im Beneventanischen, in den Fürstenthümern (Avellino und Salerno), in den Abruzzen und in Molise, in Apulien der mesocephale und endlich in der Basilicata, in Calabrien, in Sicilien und in Sardinien der dolichocephale Typus am häufigsten vorkommt. Doch auch in den einzelnen Theilen dieser drei Verbreitungsgebiete, in denen je ein Typus vorherrschend ist, zeigen sich nicht unerhebliche Unterschiede. Im Trentino ist der brachycephale Typus mit 84 Proc. vertreten, in Piemont mit 77,47, in der Lombardei mit 70,09, in der Emilia, in den Marken und in Umbrien mit 68 und 68,33 Proc. Eine ähnliche Erscheinung zeigt das Verbreitungsgebiet des mesocephalen Typus. Während in Toscana 51,96 Proc. der Gesammtbevölkerung ihm angehören, fällt diese Ziffer in Latium auf 45,57, in Campanien auf 44,92 Proc., um in Molise wiederum auf 48,44, in den beiden Fürstenthümern auf 46,79 und 47,67 Proc. zu steigen. Der dolichocephale Typus umfaßt in der Basilicata 81,23, in Calabrien 64,71, in Sicilien 72,75 und in Sardinien 75 Proc. der Bevölkerung.

Vergleicht man die Gesammtziffer der Italiener, welche nach der Volkszählung vom Jahre 1881 mit Ausschluß des Trentino sich auf 28 882 943 belief, mit der Gesammtzahl der Menschen, die einem oder dem anderen der drei genannten kraniologischen Typen angehören, so findet man, daß die Brachycephalen 13 762 478, die Mesocephalen 8 577 629 und die Dolichocephalen 6 543 436 ausmachen, so daß also die ersten 47,653, die zweiten 29,692 und die dritten 22,655 Proc. der Gesammtbevölkerung repräsentiren. Daraus ersieht man deutlich, daß in Italien der brachycephale Typus der vorherrschende ist, dem im weiten Abstande der mesocephale und in noch weiterem der dolichocephale folgen.

Haben wir in den dolichocephalen Mittel- und Süditalienern, Sicilianern und Sardiniern die Nachkommen der Urbewohner Italiens zu erblicken, die mit den Iberern des westlichen Europas und der hamitisch-berberischen Bevölkerung Nord-Afrikas eine anthropologische Gruppe bilden, die ihrerseits sich wieder auf das Engste der semitischen Rasse anschließt, so ist die Brachycephalie der übrigen Mittel- und der Norditaliener auf Rechnung turanischer Einwanderer zu setzen, wie denn auch Nicolucci, der bereits vor mehr als 20 Jahren in seiner Monographie über die Ligurer den Typus dieser letzteren mit dem turanischen idendificirt hat, auch jetzt wieder erklärt, an dieser Ansicht festhalten zu müssen, in welcher er trotz der gegentheiligen Ansicht Lombroso's und Sergi's durch neue und wiederholte Beobachtungen bestärkt worden sei.

Aus den von dem italienischen Kriegsministerium veröffentlichten Berichten über die in dem Zeitraume von 1874 bis 1884 gemessenen Militärpflichtigen ergiebt sich, daß die Körpergröße der italienischen Jünglinge im Alter von 20 Jahren 1,626 m beträgt; allein da die Zunahme der Körpergröße bis zum Ende des 30. Lebensjahres fortdauert und diese Zunahme auf ungefähr 18 mm geschätzt werden darf, so kann die Statur der heutigen Italiener nach ihrer vollständigen Entwickelung im Mittel auf 1,636 m veranschlagt werden. Dieselbe ist jedoch nicht gleich in allen Gegenden der Halbinsel, sondern in einigen höher, in anderen wiederum niedriger. In Venezien, in der Lombardei, in Toscana erreicht sie 1,660 m, in Sicilien und in Sardinien kommt sie nicht über 1,620 und 1,600 m hinaus. Im Allgemeinen zeigt sich, wenn man das übrige Italien in zwei große Bezirke theilt, in einen nördlich und in einen südlich vom Tiber, die Statur höher im ersten als im zweiten Bezirke. Die Größe des vollständig entwickelten Mannes

beträgt im ersten im Mittel 1,650 m, im zweiten geht sie von 1,640 m bis auf 1,630 m herab. Die Gegenden, in denen die mittlere Statur der Männer 1,640 m erreicht, sind Latium, Campanien, das Herzogthum Benevent, die Abruzzen; die Gegenden mit einer mittleren Statur von 1,630 m sind die übrigen continentalen Provinzen des ehemaligen Königreichs Neapel.

In ganz Italien herrscht die bräunliche Hautfarbe vor, doch fehlt keineswegs die weiße; dieselbe kommt häufiger in Ober- als in Mittelitalien vor. Dann erscheint sie wieder einigermaßen häufiger in Latium, in Campanien, im Herzogthum Benevent, in den Fürstenthümern, in den Abruzzen und in Apulien, um wieder weniger allgemein zu werden in der Basilicata, in Calabrien, Sicilien und Sardinien. Im Allgemeinen ist die weiße Hautfarbe durch ungefähr 30 Proc. der Gesammtbevölkerung vertreten; allein von 44 Proc. in Piemont, Ligurien und in der Lombardei fällt dieselbe auf 29 Proc. in der Emilia, auf 27 Proc. in den Marken und in Umbrien und auf 16 Proc. in Toscana, um wieder auf 20 Proc. in Latium, auf 23 Proc. in Campanien, den Fürstenthümern, im Herzogthume Benevent, in Molise und auf 29 Proc. in den Abruzzen und in Apulien zu steigen und hierauf neuerdings auf 25 Proc. in Sicilien, auf 20 Proc. in der Basilicata und in Calabrien, und auf einen noch geringeren Procentsatz in Sardinien herab zu steigen.

Die vorherrschende Farbe der Haare ist die braune, die sich bald der blonden, bald der schwarzen nähert, hierauf die schwarze und zuletzt die blonde, welche im Durchschnitt für ganz Italien auf 7,5 Proc. geschätzt werden kann. In Venezien giebt es die größte Zahl von Blonden, nach Venezien kommt die Lombardei und das Beneventanische. In Mittel-Italien giebt es keinen Ort, in dem sich das blonde Haar in bedeutender Menge zeigt, allein nichts desto weniger giebt es Gemeinden, in denen dasselbe relativ ziemlich häufig auftritt. Schwarze Haare finden sich am häufigsten in Umbrien, in der Basilicata, in Calabrien, in Sicilien, am seltensten jedoch sieht man dieselben in Venezien.

Farbe der Haare:

	Blonde Proc.	Braune Proc.	Schwarze Proc.
Venezien	26	59	15
Piemont	16	47	37
Lombardei	12	58	30
Emilia	3	55	42
Umbrien und Marken	2	52	46
Toscana	6	53	41
Latium	5	55	40
Campanien	7	55	38
Herzogth. Benevent	8	55	37
Fürstenth. Avellino	5	60	35
Fürstenth. Salerno	7	55	38
Molise	6	57	37
Abruzzen	6	56	38
Apulien	6	51	43
Basilicata	6	44	50
Calabrien	4	44	52
Sicilien	5	36	59
Sardinien	1	18	81

Es beträgt also die Zahl der Braunhaarigen 50,8 Proc., die der Schwarzhaarigen 41,7 Proc. und die der Blondhaarigen 7,5 Proc.

Farbe der Augen. Die blauen Augen sind überall, wenn auch in einem verschiedenen Verhältnisse, vertreten. Die größte Zahl derselben findet sich in der Lombardei und in Piemont und vor allem in Venezien, wo ihre Zahl auf 28 Proc. veranschlagt werden kann, während in der Lombardei und in Piemont dieselbe 16 Proc. nicht überschreitet.

Farbe der Augen:

	Schwarze Proc.	Braune Proc.	Graue Proc.	Blaue Proc.
Venezien	5	45	22	28
Piemont	20	23	41	16
Lombardei	25	39	20	16
Emilia	31	60	4	5
Umbrien und Marken	32	65	—	3
Toscana	34	62	—	4
Latium	31	66	—	3
Campanien	29	66	—	5
Herzogth. Benevent	29	65	—	6
Fürstenth. Avellino	28	67	—	5
Fürstenth. Salerno	26	71	—	3
Molise	23	72	—	5
Abruzzen	22	73	—	5
Apulien	26	69	—	5
Basilicata	37	60	—	3
Calabrien	32	65	—	3
Sicilien	29	65	—	6
Sardinien	40	59	—	1

Es beträgt also die Zahl der Schwarzäugigen 27,72 Proc., die der Braunäugigen 60,50 Proc., die der Grauäugigen 4,83 Proc. und die der Blauäugigen 6,95 Proc.

Wie aus allen diesen Ziffern hervorgeht, haben sich von dem eigentlich arischen Elemente, wie es einst durch die umbrisch-sabellisch-lateinischen Stämme, durch die Gallier und später durch einige germanische Völker vertreten war, nur noch schwache Spuren in dem physischen Typus der heutigen Italiener erhalten, wie denn auch Nicolucci nur in dem gelegentlichen Vorkommen eines kräftig entwickelten Körperbaues in Forli, Ravenna und in dem benachbarten Lugo, in der Form der Nase und bestimmten Zügen der Gesichtsbildung, wie man sie bei einigen Individuen in der Lombardei, in dem Herzogthum Benevent und in anderen Theilen Italiens findet, in der hohen Statur und in der mehr oder weniger blonden Complexion eines Theils des sicilianischen Adels die einzigen Spuren der einstigen Anwesenheit der Ostgothen, Langobarden und Normannen in Italien erkennen zu können glaubt. Italien liefert wohl, wie kein zweites Land der Erde, den deutlichen Beweis, daß die arische Rasse früher oder später, aber jedenfalls sicher, dem Einflusse des warmen Klimas unterliegt.

Kürzere Mittheilungen.

Mittheilungen über den Toba-See auf Sumatra.

E. M. Seit längerer Zeit schon besitzen wir über diesen See, der in mancher Hinsicht so lange ein Räthsel geblieben, Mittheilungen von solchen Personen, die das Glück gehabt, den ausgedehnten Wasserspiegel aus nächster Nähe zu erschauen, und Einzelne von ihnen haben auf Grund ihrer eigenen Beobachtung Kartenskizzen veröffentlicht, bei deren Beurtheilung allerdings der Hauptnachdruck auf den zweiten Theil der eben gebrauchten Zusammensetzung gelegt werden muß.

Auch der Bericht über die zweite, im December 1883 nach Central-Sumatra unternommene Reise des Dr. B. Hagen enthält Mittheilungen über den See und ist von Karten und Zeichnungen, welche denselben zum Gegenstand haben, begleitet; der Werth der Mittheilungen wird noch durch zwei Nachträge erhöht, deren einer, von dem bekannten Bergingenieur Dr. R. D. M. Verbeek verfaßt, Bemerkungen über die wahrscheinliche Geschichte des Sees enthält, während der zweite, der Feder des Oberstlieutenant F. C. E. Meyer entstammend, einige Worte über die Karte des Toba-Sees

beifügt. Wir erlauben uns zunächst beide Mittheilungen hier im Auszug folgen zu lassen, um danach etwas näher hervorzuheben, in welcher Hinsicht auf kartographischem Gebiete hierdurch ein Fortschritt zu verzeichnen ist.

Aus dem Panorama des Sees scheint sich zu ergeben, daß die Toba-Insel aus einem oder mehreren neben einander liegenden Vulkanen besteht, deren westlicher Abhang mit sanfter Neigung bis zum Fuße des Pusuk Bukit fortläuft, während der östliche theilweise durch Einsturz verschwunden ist — wodurch die Straße von Si Gaol gebildet wurde — theilweise aber an der Ostseite des Sees seine Fortsetzung findet. Der Pusuk Bukit muß jüngerer Entstehung sein als die Bildung des Sees, da der steile Bruchrand hinter diesem Berge fortläuft. Aber dieser Bruchrand läuft um den ganzen See herum, und so ist es wahrscheinlich, daß der ganze Einsturz vom Nordrande bis zum Südrande des gegenwärtigen Sees auf einmal stattfand, welche Vertiefung sich allmählich mit Wasser füllte und so den See bildete.

Dieser Einsturz liegt, wie aus der neueren Karte des Sees hervorgeht, in der Längenachse Sumatras, ebenso wie derjenige des Sinkarah-Sees im Padangschen Hochlande. Der Toba-See war in seiner ursprünglichen Gestalt diesem See auch überaus ähnlich, nur waren die Dimensionen viermal größer. Die Frage, ob der Einsturz des Toba-Sees ganz in jung vulkanischem oder theilweise vielleicht in älterem Terrain liegt, kann ohne geologische Untersuchung der Umgebung des Sees nicht beantwortet werden.

An der Stelle der gegenwärtigen Toba-Insel fanden später im See selbst neue Eruptionen statt, wodurch die kleinere Hälfte des Sees mit vulkanischen Produkten ausgefüllt wurde. Der südliche Theil des Sees war mit dem nördlichen nur durch eine schmale Straße verbunden, da wo jetzt der Vulkan Pusuk Bukit liegt. In noch jüngerer Zeit stürzten die Vulkane der Toba-Insel an der Ostseite theilweise ein; nahe an der Westspitze im See bildete sich ein neuer Vulkan, der Pupuk Bukit, welcher seine Produkte westlich bis zum Seeufer, östlich bis zum Fuße der Toba-Insel auswarf. Hierdurch erhielt der See die Gestalt, welche er jetzt noch besitzt.

Aus dem Bericht des Oberstlieutenant Meyer ergiebt sich, daß die Karten Dr. Hagen's sich enge an die im Jahre 1883 im Maßstab von 1 : 200 000 durch das topographische Bureau veröffentlichte Karte der Ostküste von Sumatra anschließen. Seither hat nun die militärische Aufnahme in den ersten Monaten des Jahres 1885 militärischer Zwecke halber den Weg von Siboga bis Lagnboti mit Meßkette und Theodolitbussole vermessen und bei dieser Gelegenheit auch den Umriß der südlichen Hälfte des Toba-Sees so genau wie möglich bestimmt. Die Resultate dieser Arbeit, sowie einiger älterer flüchtiger Aufnahmen sind bereits früher (im December 1885) im Maßstabe von 1 : 100 000 zu Batavia veröffentlicht worden.

Aus diesen verschiedenen Angaben ist nun eine der Arbeit des Dr. B. Hagen beigegebene Karte im Maßstab von 1 : 500 000 zusammengestellt worden. Hierbei waren nur Siboga und Tandjung Sibunga-Bunga, deren geographische Lage bekannt ist, als feste Punkte gegeben; die erwähnte Skizze kann daher selbstverständlich keinen Anspruch auf Genauigkeit machen. So lange die Battaländer nicht triangulirt sind, ist die genaue Lage des Toba-Sees, ebensowenig wie seine wahre Größe, zu ermitteln. Indessen haben die jüngsten Aufnahmen in den nördlichen und südlichen Battaländern jedenfalls gezeigt, daß der Toba-See in der Längenachse Sumatras liegt und daß er viel größer ist, als bisher angenommen wurde.

Wir fügen dieser Mittheilung eine vergleichende Uebersicht der früher und jetzt veröffentlichten, den See betreffenden Angaben bei.

Es beträgt nach

	Sillem (Aardr. genoots. III)	Hagen (Peterm. Mittheilg. 1883)	Atlas von niederl. Indien (1886)	Hagen (in Tijdschr. Batav. Genoots. 1886)
Der Breitenunterschied der nördlichen und südlichen Spitze ca.	10′	9′	18′	35′
Der Längenunterschied der östlichen und westlichen Spitze ca.	15′	13′	22′	39′
Azimuth der großen Achse (von N durch O) ca. .	300°		315°	320°
Das Verhältniß der kleinen zur großen Achse ca. .	1 : 1,7 bis 1 : 2,0		1 : 2,0	1 : 3,0

Obwohl diese Angaben nur approximativ sind, werden sie doch genügen, um zu zeigen, welche Veränderungen die Gestalt und Abmessungen des Sees auf den verschiedenen Karten erlitten haben.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Zahl der Reisenkarten für den Harz, deren sichere Grundlage seit etwa 20 Jahren durch die Vollendung der preußischen Aufnahme in größestem Maßstabe gegeben ist, wird abermals vermehrt durch eine soeben vom Verlage von C. Mayer in Hannover ausgegebene „Neueste Karte vom Harz, von C. Diercke und E. Gaebler, Maßstab 1 : 200 000", lichte Breite 62 cm (in W das Leinethal der Länge nach noch eben durchschneidend, statt es ganz aufzunehmen, in O bis Bernburg reichend), Höhe 36 cm vom Hay-Wald über Halberstadt in N bis Sondershausen in S. — Wir können in dem sonst zierlich ausgeführten Blatte keinen Vorzug vor ähnlichen Karten entdecken; der Zeichner hat sich die Arbeit zu leicht gemacht, theils zu viel gegeben in dem dichten Netze aller in der Originalaufnahme eingetragenen Fahrwege, aus deren Gewirr der Reisende sich oft schwer herausfinden möchte und von denen eine Anzahl nach dem gegenwärtigen Zustande vielmehr als Chausseen zu bezeichnen gewesen wären — andererseits zu wenig, namentlich in dem vielfach sehr unvollständigen Flußnetze; so fehlt z. B. ein öfters recht wasserreiches Flüßchen, wie die von Stolberg gegen Kelbra herabfließende Thyra mit ihren Nebenbächen gänzlich. Ueberhaupt ist das ganze Hügelland zwischen Wipper und Helme, das die SO-Ecke der Karte füllt, ohne alle Bezeichnung des fließenden Wassers gelassen, nicht minder die Gegend von Gernrode und Ballenstedt! Selbst Namen so viel besuchter Punkte, wie die Lauenburg und Georgshöhe bei Stecklenberg, Weiße Hirsch bei Treseburg, Mägdetrappe, Gehege bei Nordhausen u. a. werden vermißt, ebenso die Signaturen zu den eingetragenen Namen Schnarcher, Stubenberg, Burgberg bei Harzburg, von denen der Unkundige schwer errathen sollte, wohin sie gehören; ebenso wie das Wernigeroder Schloß hätten die von Ballenstedt und Stolberg durch besondere Signaturen

ihrer Lage nach kenntlich gemacht werden müssen. Das in geschummerter Crayon-Manier lithographirte Terrain giebt eben nur den Totaleffekt wieder und auch nicht ohne Mängel (wie denn z. B. die niederen nordwestlichen Vorberge über Seesen und Langelsheim stärker erscheinen, als die wirklich höchsten Rücken des Oberharzes), reicht aber für die Orientirung des Fußreisenden nicht aus, und statt der elegant aussehenden, aber materiell überflüssigen rothen Ausfüllung der Ortszeichen würde vielmehr im Interesse des Reisenden eine Bezeichnung der Waldregion durch einen Farbenton unerläßlich gefunden werden. Die meisten dieser Mängel werden sich in einer zweiten Auflage fürs nächste Jahr beseitigen lassen, nicht weniger die zur Benutzung möglichst unpraktische äußere Ausstattung (doppelt gebrochen von oben nach unten mit überflüssig breitem weißem Papierrande) und der für das Geleistete unverhältnißmäßig hohe Preis von 3 Mark!

Asien.

— Kaum von seiner zweiten Reise in Südarabien (siehe „Globus", Bd. 48, S. 31) zurückgekehrt, schickt sich, wie der „Allgem. Ztg." aus Prag gemeldet wird, der bekannte österreichische Forschungsreisende Herr Eduard Glaser von neuem an, Europa zu verlassen und sein so glänzend begonnenes Werk, die Erforschung Südarabiens, allmählich zu Ende zu führen. Das Ziel, welches sich der Reisende zu diesem neuen Unternehmen, bei welchem er wieder auf seine eigenen Mittel angewiesen ist, gesteckt hat, ist die Erforschung des östlichen und nördlichen Theiles des sabäischen Reiches, dann das Gebiet des wichtigen Wadi ed-Davâsir und des nördlichen Serât-Gebirges bis Syrien. Man sieht, daß die Aufgabe, welche sich der Reisende gestellt hat, keine geringe ist, da sich seine neue Forschungsreise nahezu über ganz Arabien erstrecken und Länder berühren soll, die vorher nie besucht wurden und nur vom Hörensagen bekannt sind. In Anbetracht der bekannten Energie und Ausdauer des Reisenden ist aber zu hoffen, daß seine Pläne sich verwirklichen werden, namentlich wenn derselbe, wie wir ihm von Herzen wünschen möchten, einen Gönner fände, der ihn auch materiell unterstützte.

— Zu Anfang dieses Jahres erhielten wir die ersten Nachrichten über eine höchst wichtige Forschungsreise, die ein indischer Verwaltungsbeamter, Herr A. D. Carey aus Bombay, auf eigene Kosten nach Ostturkestan und Tibet unternommen hat. Nach näheren jetzt vorliegenden Mittheilungen verließ Carey Indien im Mai 1885, durchzog zunächst die Landschaft Ladak in Kaschmir und wandte sich von hier ostwärts nach dem Mangtsa-See. Hierauf zog er nordwärts und betrat bei Kiria die turkestanische Ebene, hierbei 500 km weite Gebiete durchwandernd, die vordem nie ein Europäer betreten hatte. In Chotan traf Carey Prshewalski's Leute, den Reisenden selbst jedoch nicht, da dieser nach Aksu aufgebrochen war. Von Chotan aus durchzog Carey, theilweise unter Benutzung der Route Prshewalski's, am Chotan- und Tarim-Flusse entlang die Wüste und erreichte Kutscha. Von hier wurde wieder dem Laufe des Tarim gefolgt, um dann nach Kurla und Karaschar abzubiegen und die Karawane zu ergänzen. Von hier erreichte man wieder den Tarim und folgte ihm bis zum Lob-Noor. Nach der Ueberwinterung in Tschaklik, einem Dorfe südlich vom See, überschritt Carey den Altyn- und Tschamen-tag und gelangte an den Kuen-lun, nach dessen Ueberschreiten er den Ma-tschu, den Quellfluß des Jangtse-kiang erreichte. Diesem ein Stück folgend, wurde Carey durch Futtermangel gezwungen, umzukehren. Er überschritt den Kuen-lun und machte im Zaidam-Gebiete von dem Orte Gollo aus eine interessante Rundreise. Im Herbst 1886 überstieg er wieder den Kuen-lun, erreichte Urum-tsi, die Hauptstadt von Chinesisch-Turkestan, und begab sich von hier nach Jarkand, um endlich Ende April d. J. wieder in Leh, der Hauptstadt von Ladak, anzukommen. Mit Spannung können wir daher den ausführlichen Reiseberichten Carey's entgegensehen, da sie Manches enthalten werden, was die epochemachenden Forschungen Prshewalski's und des Punditen A-k erweitern oder ergänzen kann.

— Das von anderen Fürsten Borneos gegebene Beispiel, die Niederlassung von Europäern in ihrem Gebiete zu begünstigen, scheint auch den Sultan von Sambas an der Westküste dazu gebracht zu haben, mit Genehmigung der Regierung dem Publikum die Pacht von Ländereien anzubieten. Per Bau, 500 rheinl. Quadratruthen, beträgt die Pachtsumme 1 Gulden, im ersten Jahre wird nur 1/5 bezahlt und in den folgenden Jahren die Summe um je 1/5 erhöht, bis vom fünften Jahre an der volle Zins bezahlt wird. Längs der Flußufer muß ein wenigstens 25 Faden breiter Streifen Landes unbenutzt bleiben, das dort wachsende Holz darf nicht gefällt werden und nur die Anlage von Verbindungswegen nach dem Flusse ist erlaubt. Die Einfuhr von freien Arbeitern aus anderen Ländern ist erlaubt.

Afrika.

— Arg hat das Klima in der letzten Zeit unter der Expedition der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft gehaust: dieselbe verlor nicht weniger als vier Mitglieder, den Premierlieutenant a. D. Rechenberg, welcher Vorsteher der Station Dunda war, den Zollamtsassistenten Schöneburg, den Baumeister Simmerer und den mit Vorstudien für Eisenbahnen betrauten Eisenbahnbaumeister Wolff. Von allen soll nur Simmerer einem älteren Leiden erlegen sein. Wer wagt dem gegenüber noch Dr. Fischer's Warnungen vor dem ostafrikanischen Klima entgegenzutreten?

— Eine Privatexpedition nach dem Kilimandscharo hat der durch seine Weltreise und besonders seine Studien auf den Philippinen bekannte Dr. Hans Meyer, der Sohn des Besitzers des bibliographischen Instituts in Leipzig, unternommen; derselbe ist bereits in Zanzibar eingetroffen.

— Nachrichten aus Brüssel berichten von neuen Kämpfen am Congo. Hiernach wurde Ende Mai die Faktorei des Antwerpener Hauses de Roubaix, welche auf der Congo-Insel Mataba, unweit Boma, sich befindet, angegriffen und nur durch die Hilfe des Gouverneurs von Boma, der mit 200 Mann herbeieilte, die feindlichen Negerstämme zurückgetrieben. Diese Nachrichten sind sehr überraschend, indem sie zeigen, daß auch die im Mündungsgebiete des Congo wohnenden Negerstämme von feindlichen Absichten gegen die Weißen beseelt sind und ebenso der Angriff auf eine große Faktorei angesichts der Station Boma, der größten nach Banana, auf eine sehr bedenkliche Kühnheit jener Negerstämme schließen läßt. Die Nachrichten sind privater Natur, sind aber von dem Hause de Roubaix nicht dementirt worden.

— Lieut. Wißmann, welcher am 16. November 1886 von Luluaburg nach Norden aufbrach (vergl. „Globus", Bd. 51, S. 272), ist im April in der Missionsstation Kawala auf einer Insel des Tanganika-Sees eingetroffen; der Brief, in welchem er dies meldet, ist aber so kurz, daß er nichts über seinen Weg oder seine Entdeckungen enthält. Seitdem hat er Mozambique passirt und wurde am 20. August auf seiner Rückreise nach Europa in Zanzibar erwartet.

— Rev. T. J. Comber, der Vorsteher der englischen Baptistenmission im Congogebiete, ist in Leopoldville dem Klima erlegen. Um die Erforschung Afrikas hat sich derselbe nicht unbedeutende Verdienste erworben: so umwanderte und bestieg er 1877 das Kamerungebirge, erforschte 1880 die Umgegend von San Salvador und erreichte als Erster das

Zombo-Plateau, gründete dann mehrere Stationen am unteren Congo und befuhr 1884 in Gemeinschaft mit Grenfell im Dampfer „Peace" den unteren Cuango und den Congo bis zum Bangala-Lande.

— Die von Zanzibar aus verbreitete Nachricht von Stanley's Tode, welche vielfach Glauben gefunden hat, wird jetzt von den verschiedensten Seiten dementirt; König Leopold selbst erklärte sie in Ostende für eine plumpe Erfindung, und ein Gleiches that die Regierung und das Brüsseler Syndicat, welches die Expedition ausgesandt hat. Noch am 18. August sind Briefe von Stanley in London eingetroffen, wonach er sich am 19. Juni wohlbehalten in Jambuja an den Wasserfällen des Aruwimi (25° 8′ 45″ östl. L., 1° nördl. Br.) befand; wäre er selbst unmittelbar darauf ermordet worden, so könnte die Nachricht davon nicht vor November nach Zanzibar gelangen — der beste Beweis, daß dieselbe erfunden ist. — Stanley's Flotille ist, wie wir nachtragen, nach ziemlich schneller Fahrt am 28. Mai an der Mündung des Aruwimi oder Bijerre in den Congo angelangt. Schon am 2. Juni brach Stanley dann mit fünf Europäern und 380 Mann nach Wadelai auf, während der Rest seiner Mannschaft unter Befehl eines Officiers an der Aruwimi-Mündung in einem Lager zurückblieb. Dorthin sollte dann auch der sofort umkehrende Dampfer „Stanley" alsbald die am Stanley-Pool zurückgelassenen Vorräthe und die in Bolobo gebliebenen Mannschaften nachführen. Mitte Juni etwa hatte Stanley die Wasserfälle oder Stromschnellen des Aruwimi erreicht, welche er mittels der beiden Dampfer „Peace" und „Henry Reed" zu passiren gedenkt; überhaupt will er so weit als möglich, zuletzt in Booten, auf dem Flusse vordringen und erst bei zwingender Nothwendigkeit den Landmarsch antreten. Erweisen sich die Stromschnellen als unpassirbar, so sollen die beiden Dampfer nach dem Lager an der Aruwimi-Mündung zurückkehren und den Nachschub von Leuten und Proviant besorgen. Stanley hofft, zu Anfang August mit Emin-Pascha zusammenzutreffen. Letzterer wollte nach den neuesten, von Ende Februar datirenden Nachrichten Ende März eine Reise nach Süden antreten und den von ihm entdeckten Fluß Kakibbi südlich vom Albert-Njanza erforschen, mithin, ohne es zu wissen, seiner Entsatz-Expedition entgegen gehen.

— Lieut. Kund hat sich Mitte August von Hamburg nach Kamerun begeben, um dort in Bafo die geplante wissenschaftliche Station (vergl. „Globus", Bd. 51, S. 336) zu errichten; ihm werden sein früherer Reisebegleiter Lieut. Tappenbeck, der Botaniker Braun, der Zoologe Dr. Weißenborn und der Marinearzt Dr. Grotrian folgen. Die Station soll zugleich als Stützpunkt für Exkursionen und für die Erforschung des Hinterlandes der Kolonie dienen.

Südamerika.

— Mr. W. J. Steains ist im Juni aus Brasilien zurückgekehrt, wo er lange unter den Botocuden gelebt und Daten über dieses noch wenig bekannte Volk gesammelt hat; er bringt auch an 200 Schädel von demselben mit.

— Mariano Felipe Paz Soldan, der peruanische Geograph und Staatsmann, geboren am 22. August 1821 in Arequipa, ist am 31. December 1886 in Lima gestorben. Er studirte in Lima das Recht, wurde 1844 Richter in Caxamarca und beschäftigte sich viel mit der Gefängnißfrage, bereiste zu diesem Zwecke die Vereinigten Staaten und leitete 1856 bis 1862 den Bau des vortrefflichen Gefängnisses in Lima. Später machte er sich als Minister der öffentlichen Arbeiten und des Unterrichtes vielfach um sein Land verdient. Seine Muße widmete er der Geographie; er veröffentlichte 1861 seine „Geografia del Peru", 1865 in Paris den „Atlas Geographico del Peru", die Grundlage für alle kartographischen Darstellungen des Landes, und 1877 sein geographisch-statistisches Lexikon von Peru. Auch war er Vorsitzender der Kommission zur Festsetzung der Grenzen Perus und rief 1879 die „Revista Peruana" ins Leben, die aber bald in Folge des Krieges mit Chile einging. Am 17. Januar 1881 rückten die Chilenen in Lima ein und hausten ganz entsetzlich in den Sammlungen der alten San Marcos-Universität und der Bibliothek. Paz Soldan flüchtete nach Buenos Aires, wo er sofort eine Professur erhielt, an einem geographischen Lexikon der Argentinischen Republik arbeitete und die Geschichte des Krieges mit Chile schrieb. In sein Vaterland zurückgekehrt, fand er dasselbe so heruntergekommen und so viel von seiner Lebensarbeit vernichtet, daß er in Wahrheit am gebrochenen Herzen starb.

Vermischtes.

— In seiner Eröffnungsrede bei der Jahresversammlung des „Anthropological Institute of Great Britain and Ireland" am 25. Januar d. J. macht Francis Galton einen sehr beachtenswerthen Vorschlag zur Bekämpfung der schädlichen Einflüsse des Tropenklimas. Ebenso gut wie wir durch zweckmäßige Heizvorrichtungen die Kälte unschädlich machen und dem Südländer selbst in den unwirthlichsten Gegenden einen dauernden Aufenthalt ohne Schaden für seine Gesundheit ermöglichen, muß es auch möglich sein, im Süden die Luft innerhalb der Häuser und besonders innerhalb der Schlafräume soweit abzukühlen, daß ein erquickender Schlaf möglich ist, und sie gleichzeitig von einem Theil der übermäßigen Feuchtigkeit zu befreien. Die Technik ist in der Anfertigung der Eismaschinen soweit vorgeschritten, daß man im heißesten Tropenklima Eis zu billigem Preise herstellen kann. Die Fleischtransportschiffe, welche das frische Fleisch aus Australien durch die Tropen in gefrorenem Zustande nach England bringen, haben den Beweis geliefert, daß man kalte Räume in den Tropen ganz nach Belieben herstellen kann; die Einrichtung von Gebläsen, durch welche abgekühlte und zugleich trockene Luft in die Zimmer geführt wird, unterliegt technisch nicht den geringsten Schwierigkeiten, es handelt sich also ausschließlich nur um den Kostenpunkt. Nach Galton's genauen Berechnungen würde eine Tonne Eis ausreichen, um ein geräumiges Schlafzimmer 14 Nächte hindurch auf 15 bis 16° R. abzukühlen, bei centralisirtem Betriebe würde der Verbrauch noch viel geringer sein; eine Tonne Eis ließe sich aber in Indien für höchstens 30 Schilling herstellen. Das sind also Kosten, welche gegenüber den sonstigen Ausgaben bei der Ausstattung eines comfortablen indischen Hauses nicht ins Gewicht fallen und welche durch die erhöhte Arbeitsfähigkeit und verlängerte Diensttauglichkeit der Beamten und den Wegfall kostspieliger Erholungsreisen mehr als aufgewogen werden. Bei der Stellung, welche Galton in der englischen Wissenschaft einnimmt, wird seine Anregung schwerlich ungehört verhallen und es steht zu hoffen, daß wir bald über die ersten Versuche mit der „negativen Heizung" werden berichten können.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Die Araber an den Stanley-Fällen des Congo.

Von **Oscar Baumann**, Mitglied der Oesterreichischen Congo-Expedition.

[Die Abbildungen nach Skizzen des Reisenden.]

Zu jenen merkwürdigen Punkten, welche durch ihre geographische Lage schon bestimmt erscheinen, im Leben der Völker eine Rolle zu spielen, gehört gewiß auch das Land am siebenten Katarakt der Stanley-Fälle. Die lange,

Station des Congo-Staates. Wagenia-Dörfer. Nsaki's Dorf. Arabische Niederlassung. Wagenia-Dorf.

Der siebente Katarakt der Stanley-Fälle.

schiffbare Strecke des oberen Congo endet plötzlich: zwischen steilen Ufern rothen Sandsteines stürzt sich der immer noch mächtige Strom in schäumendem Falle von einer höheren Stufe des centralafrikanischen Plateaus. Das Herz Afrikas

ist erreicht, die sansibaritischen Araber haben hier ihre östlichste größere Niederlassung, und bis vor Kurzem hatte auch die weiße Rasse in der Station des Congostaates am siebenten Katarakte ihren äußersten Vorposten. Die Zer-

Nsaki's Dorf an den Stanley-Fällen.

Arabische Niederlassung an den Stanley-Fällen des Congo.

störung dieser Station im August 1886, sowie Stanley's neuere Verhandlungen haben unlängst wieder die Aufmerksamkeit Europas auf diese Araber, besonders aber auf ihren großen Anführer Hamed bin Mohamed, Tippo Tip,

gelenkt. Denn mögen auch in Riba-Riba und Njangwe, sowie weiter im Osten andere arabische Händler es zu unabhängiger Machtstellung gebracht haben, am siebenten Katarakte ist Tippo Tip der einzige, unumschränkte Gebieter. Für diese ostafrikanischen Sklaven- und Elfenbein-Händler ist die Bezeichnung „Araber“ eigentlich zu allgemein. Nur wenige unter ihnen rühmen sich reiner Abstammung aus Maskat und sprechen geläufig arabisch; viele, darunter Tippo Tip selbst, haben hauptsächlich Negerblut in ihren Adern und bedienen sich ausschließlich der Kiswahili-Sprache. Alle Anführer jedoch sind ihrem Glauben und ihren Sitten nach strenggläubige Mohammedaner. Unter ihnen stehen Hunderte von Soldaten und Sklaven, welche den mannigfaltigsten Stämmen Ostafrikas entstammen: von den sansibaritischen Halbmohammedanern bis zu den Vertretern wilder Stämme des Inneren, welche, kaum selbst unterjocht, das Percussionsgewehr ergreifen und als Söldlinge ihrer arabischen Zwingherren gegen Stammesgenossen zu Felde ziehen. Dieses wilde Raubgesindel, welches nur die eiserne Hand ihrer Gebieter im Zaume zu halten vermag, nennen die Eingeborenen Matamatamba, und schon beim bloßen Aussprechen dieses Namens blicken sie sich scheu nach allen Seiten um.

Schon als Stanley zum ersten Male Njangwe besuchte, hatten die Araber ihre Raubzüge nach Sklaven und Elfenbein bis in das Lomami-Gebiet im südlichen Congobecken ausgedehnt. Ohne es zu ahnen, bahnte der kühne Forscher selbst ihnen den Weg nach den Stanley-Fällen. Als er 1883 den Congo wieder aufwärts fuhr, fand er schon oberhalb des Aruwimi Spuren der arabischen Thätigkeit, und bei Kidsingitini, wie die Sansibaris den Katarakt nennen, waren Niederlassungen Tippo Tip's zu sehen. Dieselben haben sich seither vermehrt und vergrößert; sie haben die Ufer des Festlandes besetzt und ließen der Station des Congostaates nur eine große Insel im Strome als Domäne. In diesen Niederlassungen machen nicht nur die Araber und Sansibariten in ihren blendend weißen Burnussen und die reinlichen Sklaven und Sklavinnen einen guten Eindruck, sondern auch die flüchtig aber zweckmäßig gebauten Lehmhäuser, die schönen Reisfelder und Kulturen, sowie das Vieh stechen grell von den elenden Dörfern der eingeborenen **Wagenia** ab.

Eingeborener vom Stamme der Wagenia.

(Narbenverzierung im Gesicht; Elfenbeinklotz in der Oberlippe; Knoten in der Ohrmuschel; reicher Haarwuchs mit abrasirten Rändern; Armband aus Bastgeflecht; Dolchmesser mit Holzscheide an einem Lederband; Schurz aus Rindenstoff; Speerspitze in einer Korbscheide.)

Es ist dies ein Stamm, welcher von Njangwe ab die Ufer des Congo bewohnt und fast keinen Ackerbau, sondern nur Fischfang betreibt. Selbst in den wüthendsten Fällen und Stromschnellen sind ihre Fischreusen angebracht und am Wasser, im Kanoe ist ihr wahres Element. Ihre großen Kanoes sind auch das Beste ihrer Habe. Von den beiden Plattformen aus steuern sie mit erstaunlicher Geschicklichkeit das Boot durch den reißenden Strom, während die Ehegattin unter dem schirmenden Blätterdache das Mittagsmahl kocht oder die Fische räuchert. Die Wagenia sind den Arabern als Fährleute unentbehrlich und werden deshalb gut von denselben behandelt, selbst ihre Waffen, das kurze an der Schulter hängende Dolchmesser und der klafterlange Speer dürfen ungehindert von ihnen getragen werden. Die Wagenia sind kräftige, untersetzte Burschen mit kurzen Beinen, mit Elfenbeinklötzen in der Oberlippe und Narbenverzierungen. Gleich den Dualla in Kamerun verstehen sie es, mittels Trommelsignale sich auf große Distanzen zu verständigen.

Außer den Arabern und Wagenia weilten bis vor Kurzem auch einige Europäer als Vertreter des Congostaates am siebenten Katarakte, welche, mit ihren schwarzen Arbeitern oft sechs bis sieben Monate von jedem Verkehr abgeschnitten, ein beschauliches Dasein führten. Ihre Stellung den Herren des Landes, den Arabern, gegenüber, war stets eine schwierige, doch haben bisher alle Stationsleiter es verstanden, mit denselben auszukommen, um so eher, als von Seite Tippo Tip's ihnen großes Entgegenkommen gezeigt wurde. Erst zuletzt fand sich ein englischer Haudegen, welcher in zweifelhaftem Humanitätseifer und trotz seiner gänzlichen Ohnmacht der arabischen Hauptinstitution, der Sklaverei, Opposition machen wollte. Die nothwendige Folge trat ein: die Station wurde von den Arabern erobert. Da ich mehrere Monate das Vorgehen des Chefs der Station mit angesehen habe, so kann ich mit Sicherheit behaupten, daß nur dessen Benehmen die Feindschaft und den Angriff der Araber herausforderte. Man hat den letzteren mehrere fernliegende Gründe, z. B. ein Einverständniß mit den Sudan-Arabern, zugeschrieben; diese Behauptung ist aber völlig haltlos: den Leuten Tippo Tip's fehlt jeder Zusammenhang mit den Arabern am oberen Nil. Zwar ist ihnen auf indirectem Wege, meist über Sansibar

oder Uganda, Nachricht von den Arabern Masrs (Aegyptens) und ihren Kriegen mit den Engländern zugekommen, doch kann man als sicher annehmen, daß weder ein Sansibarit jemals den Nil, noch ein Sudan-Araber jemals den Congo auf directem Wege erreicht habe. Letzterem scheint ein Ausspruch Stanley's zu widersprechen, welchem die Basoko mittheilten, daß sie einst von einer aus dem Norden Aruwimis abwärts kommenden arabischen Raubschaar überfallen worden wären. Dies erklärt sich jedoch dadurch, daß Tippo Tip, nachdem er die Stanley-Fälle überwunden, eine Abtheilung direct nach dem Norden entsandte, welche den oberen Aruwimi erreichte, stromabwärts befuhr und die Dörfer der Basoko plünderte.

Eines freilich ist den Arabern der Ostküste und des Sudan gemeinsam, Raubzüge nach Elfenbein und Sklaven bilden ihre fast ausschließliche Beschäftigung. Dennoch

Boot der Wagenia mit Blätterdach.

glaube ich, daß die ersteren besser geartet sind. Fanatismus fehlt ihnen fast gänzlich; zwar sind sie selbst Mohammedaner, doch bemühen sie sich kaum, Proselyten zu machen. Nicht nur die Eingeborenen, sondern auch ihre Leute, die Matamatambas, können ihre heidnischen Gebräuche nach Herzenslust ausüben und täglich kann man in den arabischen Lagern den religiösen Hocuspocus der Manyema-Sklaven mit ansehen.

Die Behandlung der Sklaven ist für Centralafrika keineswegs grausam; bei jedem Raubzuge fällt auch ihnen

Boot der Wagenia, von oben gesehen.

ein Gewinnstantheil zu, und unter der Leitung der erfahrenen sansibaritischen Landwirthe leben die meisten in größerem Wohlstande, als ihre nominell freien Stammesgenossen. Auch gegen Weiße haben die Araber sich stets freundlich bewiesen, so lange dieselben ihnen nicht offene Opposition machten. Und diese ist ihrer ungeheuren Macht gegenüber vollständig zwecklos; einzig durch kluges, diplomatisches Vorgehen kann vielleicht nach und nach erreicht werden, daß die Araber wenigstens den schiffbaren Congo mit ihren Raubzügen verschonen. Diese Erwägung war es wohl auch,

Ruder der Wagenia, von mehr als Manneslänge.

welche Stanley zu dem kühnen Entschlusse veranlaßte, den Räuberhauptmann zum Polizeidirector, Tippo Tip zum Chef der Division Stanley-Falls zu machen.

Es ist dies ein Experiment; ob dessen Resultat ein günstiges sein wird, ist von der Zukunft zu erwarten. Jedenfalls wird die Station am siebenten Katarakte mit directer Beihilfe Tippo Tip's in verschönerter und vergrößerter Gestalt wieder erstehen. Reisvorräthe werden den Congo abwärts wandern, vielleicht auch ein Theil des Elfenbeines der Westküste zu Gute kommen. Daß jedoch der Sklavenhandel und die Raubzüge deshalb enden werden, ist natürlich nicht anzunehmen. Dennoch ist dieser Compromiß zwischen Arabern und Weißen nicht zu verachten; es giebt uns die Hoffnung, daß mit der Zeit doch die beiderseitigen Interessen in Einklang zu bringen und der Zwiespalt zwischen Morgen- und Abendländern, zwischen Islam und Christenthum an den Stanley-Fällen zu friedlicherer Lösung gelangen werde als in Chartum.

Zur Kenntniß Venezuelas.

Von Dr. W. Sievers.

II.

Da einmal von Eisenbahnen die Rede ist, so mag hier gleich bemerkt werden, daß bis 1883 nur eine Eisenbahn in Venezuela existirte, nämlich von den Kupfergruben von Aroa nach dem Hafen Tucacas, eine schmalspurige, wesentlich zum Erztransport eingerichtete Bahn, welche aber doch dazu beigetragen hat, den Staat Lara (Barquisimeto) aufzuschließen; denn die Waaren von Barquisimeto nach Puerto Cabello, Carácas, Valencia ꝛc. gehen jetzt alle über Aroa Tucacas, namentlich seitdem die Fahrstraße Aroa — Duaca—Barquisimeto fertig ist. Auf dieser beginnt man jetzt mit der Fortsetzung der Bahn von Aroa (La Luz) nach Barquisimeto.

1883 wurde die großartige Gebirgsbahn Carácas-La Guaira eingeweiht, welche in ungeheuren Schlangenlinien zum Passe von Tacagua-Catia oberhalb Carácas sich hinaufwindet, und infolge der kolossalen Zersetzung und Verwitterung der Gneiß- und Glimmerschiefer-Schichten andauernd, namentlich in der Regenzeit, mit Erdrutschen zu kämpfen hat; eine Reihe von Tunnels durchbrechen den Berg, und obwohl die Steigung an vielen Stellen enorm ist, so wird doch mit größter Geschwindigkeit gefahren, ohne daß jedoch bis jetzt ein ernster Unfall vorgekommen wäre.

Bald darauf wurde die kleine Eisenbahn von Carácas nach El Valle, einem Dorfe südlich der Stadt in der dort liegenden Berglandschaft, welches hier und da zur Sommerfrische benutzt wird, angelegt; indeß wirft dieselbe so geringe Erträge ab, daß von der Einstellung des Betriebes die Rede war. Gebaut wurde ferner an der Bahn von Carácas nach Antímano, einem Flecken im SW der Hauptstadt, woselbst der Präsident große Besitzungen hat. Dieser Bau wurde aber lange Zeit, 1884 bis 1886, eingestellt, und erst neuerdings wieder begonnen. Im Bau begriffen sind ferner die Eisenbahnen von Rio Chico nach dem Hafen Carenero, von Puerto Cabello nach Valencia, auf welcher Strecke die Lokomotive Mitte August schon bis nach Las Trincheras gelangen sollte und auch von Guacipati am Orinoco nach den Goldminen El Callao am Yurnari. Endlich wird auch die Cordillere ihre erste Eisenbahn von La Ceiba, einem Hafen am Maracaibo-See, nach Sabana de Mendoza haben, während Colombia schon seit langer Zeit an der Eisenbahn Cucuta-Puerto Villamizar baut, dieselbe aber erst Anfang dieses Jahres zu Stande brachte, da die Revolution von 1885 dazwischen trat. Im Projekt existiren ferner noch die erwähnte Bahn Valencia—Victoria—Santa Lucia, ferner die Strecke Puerto Cabello — Rio Yaracui — Buria — Agua Blanca zur Ausbeutung der Phosphat-, Salpeter- und Guano-Lager von Agua Blanca bei Acarigua, mehrere in der Cordillere, sowie neuerdings eine Bahn Carácas, Teques, Victoria, Süduser des Sees von Valencia, nach den Llanos von San Carlos. Im Allgemeinen kann man sagen, daß Venezuela auf dem besten Wege ist, die Anfänge eines Eisenbahnnetzes, welche bisher gemacht sind, zu vervollständigen.

Der Südrand des Valencia-Sees besitzt keine Fahrstraße und überhaupt keinen Verkehr, da die Berge schroff an den See herantreten und die Anlegung eines Weges erschweren. Dagegen setzt sich westlich von Valencia die Fahrstraße fort, allerdings erst seit wenigen Jahren. Und zwar geht dieselbe bis Nirgua und benutzt die eigenthümlichen Becken, welche sich zwischen der nördlichen Hauptkette und ihrer südlich angelagerten Nebenkette befinden. In diesen Becken liegen die aufblühenden Städte Miranda und Bejuma sowie etwas nördlich davon Montalban. Namentlich Miranda macht einen vorzüglichen Eindruck, ist gut und geräumig gebaut, zeigt überall die Frische der Neuheit und ziemlich viel Leben. Zahlreiche Flüsse, meist jedoch von geringer Tiefe, durchziehen diese Bergketten, welche nicht besonders hoch sind. Bei Nirgua ist dann so zu sagen die Welt mit Brettern vernagelt; nur trostlose Saumpfade führen über das Gebirge Santa Maria nach dem lachenden Yaracui. Diese Landschaft ist eingekeilt zwischen dem Abbruch des Karibischen Gebirges und dem Berglande von San Felipe, trägt eine Anzahl kleiner Städte und gehört landschaftlich wegen der Frische der Felder, dem Dunkel der Wälder und dem blühenden Ackerbau zu den schönsten des Landes.

Hier finden wir Fahrstraßen erst wieder bei Yaritagua, so daß zwischen Nirgua und Yaritagua eine große Lücke klafft. Wäre hier ein Fahrweg angelegt, so hätten wir eine ununterbrochene Fahrstraße von Carácas bis Tocuyo. Der Grund, weshalb zwischen Nirgua und Yaritagua keine Verbindung besteht, obwohl es leicht wäre, einen guten Weg anzulegen, da es sich nur darum handeln würde, den Rio Nirgua abwärts eine Straße zu bauen, worauf dann in den Sabanen ein Weg hergestellt werden könnte, liegt darin, daß eben die Eisenbahn Tucacas—Aroa existirt, so daß Reisende und Waaren, die von Carácas nach Barquisimeto gehen, den Seeweg und die Eisenbahn vorziehen. Zwar könnte man auch zu Lande von San Felipe nach Puerto Cabello reisen, allein wegen der häufigen und verderblichen Fieber an dieser Küste wählt man fast ausschließlich den Seeweg. Von Yaritagua nach Barquisimeto führt ein Fahrweg und ein solcher ist auch nach dem Süden hin zu benutzen, wenigstens können Karren, nicht aber Kutschen, von Barquisimeto nach Acarigua und Araure gelangen, und zwar durch die Boca del Llano bei Sarare.

In Acarigua trifft diese Fahrstraße dann auf diejenige, welche von Pao und San Carlos über San Rafael westlich zieht und sich am Nordrande der Llanos über Ospino nach Guanare fortgesetzt, wo sie endet.

Von Barquisimeto zieht auch eine Fahrstraße nach Tocuyo und erreicht hier den äußersten westlichsten Punkt. Westlich von Tocuyo beginnen bereits die Vorberge der Cordillere, und die gewaltigen Paramos von Agua de Obispo und Carache setzen hier allen derartigen Bestrebungen einen vorläufig unüberwindlichen Damm entgegen.

Dadurch dokumentirt sich ebenfalls die isolirte Stellung der Cordillere, daß es in derselben durchaus gar keine Fahrstraßen giebt. Zwischen Tocuyo und Cúcuta in Colombia befindet sich nicht eine einzige. Allerdings ist es richtig, daß die gebirgige Natur der Cordillere die Herstellung guter Straßen erschwert, allein es giebt doch Strecken genug, welche mit solchen versehen werden könnten. Die Route Trujillo—Valera z. B., eine der Hauptstraßen der Cordillere, könnte ohne große Mühe in eine Fahrstraße verwandelt werden; denn sie benutzt das hinreichend weite

Thal des Rio Castán und dann die flache Mesa von San Rafael de Carbajal. Unter Zuhilfenahme einer Brücke bei diesem letzteren Orte über den Matatán und Herstellung eines leidlichen Aufstieges auf die Mesa wäre es nicht schwierig, einen Karrenweg zu schaffen und von Valera aus würde es ebenfalls wenig Mühe machen, zum Anschluß an die Eisenbahn bei Sabana de Mendoza zu gelangen. Auch könnte der Rio Motatán benutzt werden, welcher bei San Gonzalo schiffbar wird.

Sogar in der inneren Cordillere giebt es Strecken, welche ohne große Schwierigkeit zu Fahrstraßen umgewandelt werden könnten; so ist z. B. das Chamathal von Merida bis Mucuchies und darüber hinaus breit genug und völlig frei von Durchbrüchen; auch steigt es nicht sehr schroff an. Vor allem aber könnte Merida mit Ejido durch eine Fahrstraße verbunden werden, und es ist in der That schon ohne jegliche Vorarbeit möglich, mit Karren auf der Mesa de Merida zu fahren. Als jedoch ein gewisser Briceño, welcher Kaffeepflanzungen bei La Punta westlich von Merida besitzt, eines Tages einen Karren kommen ließ, um seinen Kaffee nach der Stadt zu fahren, verbot die Polizei dies, da der Karren allzu viel Lärm in den Straßen Meridas mache und die betenden Frauen störe.

Ebenfalls ist es unbegreiflich, weshalb nicht zwischen den beiden volkreichen Orten San Cristóbal und Táriba im Táchira eine derartige Verbindung hergestellt wird; allein bisher ist nicht einmal eine Brücke über den Rio Torbes geschlagen worden, obwohl der Fluß in der Regenzeit oftmals Tage lang das Reisen verhindert. Mit Brücken sieht es überhaupt in der Cordillere recht spärlich aus. Colombia ist in dieser Beziehung weiter fortgeschritten, insofern im Staate Santander über fast alle kleinen Flüsse zwischen Cúcuta, Pamplona, Arboledas, Salazar gute Brücken gespannt sind. In der Venezolanischen Cordillere aber finden wir weit weniger derselben; gleich der Grenzfluß, der Rio Táchira, hat an der wichtigen Uebergangsstelle bei San Antonio nur eine für Fußgänger zu passirende Brücke; an der Quebrada Gonzalez zwischen Ejido und Lagunillas bleiben Reisende in der Regenzeit oft Stunden lang liegen, da der Gebirgsbach zu reißend ist, um das Ueberschreiten zu gestatten. Die Brücke über den Chama bei Lagunillas war lange Zeit in baufälligem Zustande und stürzte endlich Anfang Juni 1885 zusammen, so daß ich die elende Brücke bei Chiguará benutzen mußte, auf welcher man nicht sicher ist, ob nicht jeden Augenblick das ganze haltlose Machwerk zusammenstürzt. Bei Merida selbst giebt es Brücken und ebenfalls solche bei Ejido, wo sie gar nicht sehr nothwendig sind. Die Brücke über den Motatán bei Valera ist eine der gefährlicheren ihrer Gattung. Im Karibischen Gebirge befindet sich dagegen eine größere Anzahl von Brücken, aber in den Llanos ist wieder gar nicht davon die Rede, so daß die Ueberschreitung auch der kleineren Flüsse der Llanos in der Regenzeit eine höchst unerfreuliche Sache ist. Die größeren passirt man im Canoe, die Maulthiere dahinter schwimmend.

Es ist nun natürlich, daß durch diese Abgeschlossenheit der Cordillere auch Unterschiede in der Bevölkerung gegenüber den Centralstaaten hervortreten. Zunächst war schon die Mischung der Einwanderer mit den Indianerstämmen insofern eine andere, als die Stämme der Cordillere stark von denjenigen des Ostens differirten. Letztere waren Kariben und vielleicht Arowaken, erstere dürften zu dem großen Volke der Chibchas gehört haben. Die Kariben, Chaymas, Cumanagotes und andere Stämme des Ostens vertheidigten ihre Unabhängigkeit zum Theil bis auf das Aeußerste; die Bewohner der Cordillere aber ließen sich friedlich unterwerfen; daher kommt es, daß die Indianer in dem Staate Los Andes noch in weit größerer Zahl sich erhalten haben als in irgend einem anderen Theile Venezuelas nördlich des Orinoco.

Sodann fehlen in der Cordillere die Neger fast völlig; nur in den heißen Thälern trifft man sie; in Folge dessen war denn auch die Vermischung der Spanier und Indianer mit Negern äußerst gering, und es scheint, daß sich die Indianer noch schwerer mit Negern vermischen als die Europäer und Weißen überhaupt.

Daraus entwickelt sich denn ein ganz bestimmter Typus, welcher von demjenigen der Bevölkerung des Ostens abweicht. Als ich zum ersten Male plötzlich mitten in die Cordillere hinein versetzt wurde, glaubte ich fast in einem anderen Lande zu sein. Namentlich die Trachten sind es auch, welche ganz fremdartig berühren. Die Frauen tragen große schwarze Tücher um den Kopf, welche nach hinten weit hinabreichen; in Pregonero fand ich auch helle Farben dazu verwendet. Die Männer tragen die ruana, einen kleinen Mantel, mit einem Loche, durch das man den Kopf steckt, davon ist im Osten nirgends die Rede.

Aber auch in der Cordillere selbst finden sich Unterschiede, und zwar ist hier der Gebirgsknoten von Mucuchies der Scheidepunkt in den Sitten der Bevölkerung, ebenso wie er geologisch und orographisch sowie hydrographisch eine Trennungslinie bildet. Dieses ist ein für das Verständniß der Sitten der venezolanischen Cordillere so wichtiger, bisher aber von Niemandem berührter Punkt, daß ich eine Zeit lang dabei verweilen muß.

Das Gebirgsland von Mucuchies mit den gewaltigen Gipfeln des Pan de Azucar und der Schneekette von Santo Domingo übt hier in weit höherem Grade die Funktion der Trennung zweier Landestheile aus, als der Paß diejenige der Verbindung derselben; erst seit relativ kurzer Zeit bahnt der Paß eine Annäherung der West- und Osthälfte der Cordillere an.

Politisch war derselbe von jeher, wenn auch nicht haarscharf, so doch ziemlich genau, die Grenze zwischen der östlichen spanischen Provinz Trujillo und der westlichen spanischen Provinz Merida; nur fünf zu Merida gehörige Ortschaften liegen östlich des Passes. Die republikanische Verfassung hat diese Eintheilung bestehen lassen und unterschied später den Staat Trujillo und den Staat Merida, sowie den 1856 davon abgezweigten Staat Táchira, den äußersten Westen des Landes.

Seit 1882 führt das gesammte Cordilleren-Gebiet den Namen des Staates Los Andes, gliedert sich aber in drei Sektionen, Trujillo, Guzmán und Táchira, welche genau den früheren Staaten Trujillo, Merida und Táchira entsprechen.

Von diesen drei Theilen haben gewöhnlich Merida und Táchira in einem gewissen Gegensatze zu Trujillo gestanden; mehrfach haben Kämpfe zwischen diesen Staaten stattgefunden, und seit der Gründung des großen Staates Los Andes ist diese Erscheinung in noch höherem Maße hervorgetreten, indem Trujillo mit Merida-Táchira um die Oberherrschaft des Staates und die Besetzung der Aemter in endlosem Streite liegt.

Sieht man näher zu, so findet sich, daß dieser Gegensatz ganz wohl begründet ist in dem Contrast der Sitten. Der Westen des Staates Los Andes, also Merida und Táchira, ist nämlich entschieden mehr colombianisch als venezolanisch in Sitten und Gebräuchen, während Trujillo, der Osten, entschieden nach den Centralstaaten Venezuelas gravitirt.

Der Westen ist besser zugänglich von Colombia aus als von Venezuela. Um von Pamplona und Cúcuta, den Grenzstädten Colombias, nach Merida zu kommen, hat man nur zwei relativ niedrige Páramos zu übersteigen, von

denen der Zumbador nur 2600 m, der Portachuelo an 3200 m Höhe hat; beide sind auch nicht lang, ersterer etwa 1/2, letzterer 1/4 Stunde; auch liegen sie zwischen größeren Ortschaften und besitzen relativ gute Wege, so daß selbst für Jemanden, der des Reisens im Gebirge wenig kundig ist, diese Pässe keine sonderliche Schwierigkeit bilden können.

So drangen die Sitten der östlichen Staaten Colombias, namentlich von Santander, leicht in die Cordillere von Merida hinein; auch kirchlich stand früher ein Theil des Táchira unter dem colombianischen Bischof von Pamplona.

Andererseits drang die Kultur von Carácas und Valencia über Maracaibo zur See, über Barquisimeto und Tocuyo zu Lande gegen Trujillo vor und erfüllte diesen Staat mit allen den Einrichtungen und Gegenständen, welche in den centralen Staaten Venezuelas gang und gäbe sind.

Beide Einflüsse aber machten Halt vor dem gewaltigen Querriegel des Hochgebirges um Mucuchies. Weder drangen die colombianischen Sitten nach Trujillo vor, noch auch vermochten die venezolanischen Sitten nach Merida und Táchira zu gelangen. Die Unwirthlichkeit des 10 Stunden langen Hochgebirgsweges zwischen Timotes und Mucuchies setzte allen Bestrebungen, über diese Scheide zu dringen, einen Damm entgegen; denn selten unternahm man früher Reisen von einem Landestheil in den anderen, und nur die Heereszüge der Spanier und der Unabhängigkeitsstreiter, sowie die kleinen Heerhaufen der später sich befehdenden Parteien überschritten den Paß. Reisende kamen wenige durch und noch jetzt kennen selbst die feinen Familien Trujillos fast nichts von dem Westen, und ebenso findet man im Táchira und Merida nicht gerade viele Leute, die in Trujillo gewesen wären.

Seitdem nun die Regierung vor einigen Jahren einen wirklich guten Weg über den Paß hat herstellen lassen, gehen mehr Waarenzüge über denselben, wodurch sich auch die Stadt Valera in Trujillo neuerdings beträchtlich gehoben hat, da sie den Durchgangsverkehr zwischen Maracaibo und den Häfen des Maracaibosees nach Trujillo und jetzt auch nach Merida vermittelt, welches letztere früher nicht der Fall war.

Der ganze Charakter des Volkes ist im Westen ein ganz anderer als im Osten; man kann dies kurz dahin zusammenfassen, daß die Bevölkerung im Westen sich noch in primitiveren Sitten erhalten hat, als in Trujillo. Hier ist moderne Caracásbildung schon mehr in die besseren Kreise eingedrungen. Die Sprache unterscheidet sich stark durch gewisse Provinzialismen; Lebensmittel werden anders benannt. So z. B. trinkt man im Táchira häufig agua de miel, d. h. Honigwasser; es ist dies der süße, aufgekochte, syrupartige Zuckerrohrsaft, welcher häufig an Stelle des Kaffees nach dem Essen gereicht wird. Dieser Name ist in Trujillo völlig unbekannt.

Ich erwähne ferner, daß es eine bestimmte Form von Sätteln giebt, welche colombianische Sättel genannt werden, sehr groß sind, zum Anlehnen des Rückens beim Bergaufstieg hinten eine Art Lehne und zum Festhalten beim Abstieg eine Art Horn auf dem Sattelknopf haben, welches häufig versilbert, zuweilen sogar von gediegenem Silber ist. Diese Sättel kennt man in Trujillo nicht; dort hat man schon die leichtere kleinere Form der Sättel, wie sie in den Centralstaaten Venezuelas und auch von den größten Dandys in Carácas benutzt wird.

Auch die übrige Reiseausrüstung im Westen ist abweichend von der in Trujillo; ich erwähne nur der gewaltigen Reithosen aus Löwenfell, welche Zamarros heißen und im Táchira und Merida von allen feinen Leuten getragen werden. Riesige Sporen mit Rädern, die bis 2 cm im Durchschnitt haben, werden daran befestigt, schuhförmige Steigbügel aus Messing sind allgemein Sitte. Dazu trägt man den hohen, feinen, bis zu 120 Mark kostenden colombianischen Strohhut und über die Schultern wirft man die ruana, eine kurze mantelförmige Decke mit einem Loche zum Hineinstecken des Kopfes.

Käme man in solchem Reitkostüm, welches im Westen gerade von den wohlhabenden Klassen getragen wird, mit den Zamarros, Sporen, Sattelausrüstung, Strohhut und ruana nach Trujillo, so würde alle Welt lachen und sagen: „ese hombre parece granadino," „das scheint einer aus Neu-Granada zu sein", was ungefähr so viel sagen will, als wenn man hier hört: „Sie sind wohl aus Hinterpommern!?"

Als weiteren kleinen, aber sehr augenfälligen Unterschied will ich anführen, daß die Maulthiere in Trujillo Glocken führen, wodurch ein Maulthierzug schon von Weitem angekündigt wird, während sie im Westen nichts derartiges haben; allerdings weichen die trujillanischen Arrieros dann auf engen Wegen auch nicht aus, während dieselben in Merida und Táchira, soweit es irgend geht, dem Reisenden Platz machen. Ueberhaupt muß ich offen gestehen, daß, obwohl Trujillo in manchen kulturellen Dingen schon etwas weiter vorgeschritten ist, doch die Bewohner des Westens mir angenehmere Eindrücke hinterlassen haben, vielleicht eben *weil* sie ihre Sitten noch etwas ursprünglicher erhalten haben. Niemals ist es mir im Westen vorgekommen, daß ich von einem Hause abgewiesen worden wäre, wenn ich um Nachtquartier bat; in Trujillo und allerdings auch im eigentlichen Colombia geschah mir das mehr als einmal. Die Aufnahme auf dem Lande in Trujillo ist weniger herzlich als im Westen; es ist richtig, daß in Trujillo schon mehr auf äußere Formen gesehen, namentlich mehr auf Kleidung gegeben wird als in Merida, daß es dort Leute giebt, welche stets, auch Mittags, den Rock anbehalten und stets einen Hemdkragen tragen; worin man in Merida weniger genau ist; allein ganz besonders das niedrige Volk, mit dem man doch so viel zu thun hat, die Knechte, Landarbeiter, Burschen, sind in Trujillo viel roher, unzuverlässiger und namentlich unfreundlicher als im Westen; es liegt das ausschließlich in der Naturanlage, ebenso wie es keine genügende Erklärung dafür giebt, daß die trujillanischen Kaffeesorten schlechter sind als die meridenser. Man nimmt ja gern mit Wenigem vorlieb, wenn es einem nur mit freundlichem Gesicht gereicht wird, und dieses fehlt niemals im Westen, zuweilen aber schon auf dem Lande in Trujillo, mehr noch in Barquisimeto; im Allgemeinen muß ich allerdings sagen, daß die Leute sich bestrebten, mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen, und ich kann das nur dankbar anerkennen.

Das Klima der höheren Theile der Cordillere ist für die Negerrasse schon zu kühl; wir finden dieselbe aber in größerer Anzahl in den heißen Niederungen, z. B. in Cúcuta, auch in San Cristobal, Valera und auf den Abhängen der Cordillere nach dem Maracaibosee und den Llanos.

Dagegen hat sich in den kühleren Regionen des Gebirges die indianische Rasse noch ziemlich rein erhalten. Namentlich um die Stadt Mucuchies herum, dann aber auch südlich der Sierra Nevada-Kette, nach den Llanos zu, finden sich noch zahlreiche reine Typen, und im Dorfe El Morro zählt man noch mit den indianischen Zahlworten. Reste der Sprachen der, wie stets, in eine Unzahl von Stämmen und Stämmchen aufgelösten früheren indianischen Bevölkerung haben sich erhalten; doch ist noch nicht sicher, ob sie zu den colombianischen Chibchas gerechnet werden muß oder nicht. Ein sehr großer Theil

der Ortsnamen ist noch indianisch und hat die an die Stelle derselben gesetzten spanischen Namen wieder verdrängt. So sagt man niemals Santiago de Leon, sondern Carácas, um gleich die Hauptstadt als Beispiel anzuführen. Táriba, Lobatera, Capacho, Timotes, Escuque, Tononó, Boconó. u. s. w. sind indianische Ortsnamen; eigenthümlich sind die vielen mit Mucu oder Moco beginnenden Namen, von denen der der Stadt Mucuchies am bekanntesten ist; andere sind Mucuchachí, Mucupatí, Mucusóz, Mucutarai, Mucuties, Mucusurú u. s. w. Der Hauptstamm, welcher zur Zeit der Eroberung des Landes in der Cordillere von Merida saß, scheinen die Timótes gewesen zu sein, nach den Forschungen des Herrn Láres in Merida; andere Stämme sind die Mucuchachí, Escuquey, Tiguiñoes, Mucurúbaes, Quinaroes, Mucuchies, Guaraques u. a.

Alterthümer sind nur wenige vorhanden; fast nur bei Boconó, in der Cordillere von Trujillo und der die Llanos begrenzenden Kette finden sich in Kalksteinhöhlen und zwischen dem Gerölle des Quarzsandsteins, augenscheinlich versteckt, Idole, Götzen in geringer Zahl, ferner eigenthümliche aus Glimmerschiefer, Thonschiefer und serpentinisirenden Gesteinen hergestellte $1/2$ m lange und bis 14 cm breite, wenige Millimeter dünne Platten von eigenthümlicher Form, welche oben mit je zwei kleinen Löchern versehen sind und wahrscheinlich um den Hals gehangen wurden. Diese Sachen, welche ich dem Berliner Museum für Völkerkunde überwiesen habe, sind bisher völlig unbekannt, erinnern aber weniger an Chibcha-, als an mexikanische Formen.

Begräbnißplätze sind selten; nur einmal gelang es mir, an der Grenze Colombias gegen Venezuela, bei Las Planadas am Táchirafluß eine Grabstätte auf einem Hügel zu untersuchen, aus welcher ich sechs Schädel und eine Anzahl Knochen entnehmen konnte.

Fremde leben in der Cordillere nicht sehr viele, abgesehen von den Italienern, welche sehr zahlreich sind. Dieselben haben sich besonders in Trujillo niedergelassen und daselbst den Handel an sich gerissen. Namentlich verdankt die Stadt Valera den Italienern ihr Aufblühen; man behauptet, daß fast die Hälfte der Einwohner Valeras Italiener sind oder doch Nachkommen von Italienern und Venezolanerinnen. Auch in Trujillo selbst, in Mendoza, Plazuela, Betijoque, Escuque leben viele. In Carache und Boconó sind einige der größeren Kaufleute Italiener und auch auf dem Lande sitzen viele und pflanzen Kaffee, Cacao u. s. w. Die Stimmung der einheimischen Bevölkerung ist den Italienern nicht sehr günstig, so daß ich sogar einmal den harten Ausdruck hörte, sie seien wie ein Heuschreckenschwarm. Denn sie leben während ihrer Anwesenheit im Lande zwar selbst äußerst schlecht und begnügen sich mit den elendesten Mahlzeiten, saugen aber die Bevölkerung geradezu aus, und nachdem sie ein paar tausend Thaler zusammengebracht haben, gehen sie in die Heimath zurück, wo sie denn in ihren Dörfern gut leben. Es bleibt infolge dessen das Geld nicht im Lande, und da die Italiener, wie bemerkt, während ihrer Anwesenheit in Venezuela ganz besonders schlecht leben, so hat die Bevölkerung durchaus keinen Vortheil, sondern nur Nachtheil davon. Ich selbst muß sagen, daß ich meistens von den Italienern freundlich, zum Theil sogar, wenn es feine Leute waren, was selten ist, ganz vorzüglich aufgenommen worden bin, da ich als Landsmann betrachtet wurde, d. h. als Europäer. Am allerwenigsten beliebt sind die Corsen, da sie auch hier für händelsüchtig, jähzornig und zu Verschwörungen geneigt gelten.

Deutsche wohnen in der Cordillere nur wenige, einer in Tovar, zwei in Valera, mehrere in San Cristobal und zuweilen einer in San Antonio del Táchira. In letzteren beiden Städten führen sie ein ganz wohl erträgliches Leben, da ihrer eine größere Zahl zuweilen zusammen kommt und die große Stadt Cúcuta leicht zu erreichen ist; dagegen sind diejenigen in Tovar und Valera sehr isolirt und namentlich in letzterem Orte möchte der Aufenthalt wohl etwas trostlos sein, während in der kleinen Gebirgsstadt Tovar die schöne Umgebung, die Abwechslung in derselben und die Liebenswürdigkeit der Bewohner in gewisser Weise entschädigt.

Kapitän Jakobsen's Reisen im Lande der Golden.

Von Gymnasiallehrer **Otto Genest**.

I.

Nachdem Jakobsen von seinem Besuche bei den Burjaten (vergl. Nr. I. des laufenden Bandes dieser Zeitschrift) nach Irkutsk zurückgekehrt war, setzte er seine Reise nach Osten fort. Nach Ueberschreitung des Baikalsees gelangte er in fünftägiger Fahrt zu dem russischen Posten Strjetensk an der Schilka, wo er den Postdampfer Jermak bestieg, um den Amur abwärts zu fahren. Nach einer achttägigen Fahrt, während deren von bekannteren Orten Albasin und Blagowjéschtschensk passirt wurden, verließ er in Michailow-Semenowsk an der Mündung des Sungari das Schiff, um seine Fahrt den Strom abwärts in einem Boote fortzusetzen [1]. Zwar verhehlte er sich nicht, daß diese Art zu reisen vielfache Unbequemlichkeiten und sogar Gefahren im Gefolge haben würde, aber trotzdem wählte er sie, weil sie ihm am besten Gelegenheit gab, an allen Plätzen, wo er sich für seine Sammelarbeit Erfolg versprach, anzulegen und an Land zu gehen, während sich natürlich der Führer des Postdampfers auf eine so häufige Unterbrechung der Fahrt, wie sie dem Reisenden wünschenswerth sein mußte, durchaus nicht einlassen konnte. Und in der That lehrte der Erfolg, daß Jakobsen's Verfahren das richtige gewesen war, denn wenn er auch unterwegs durch ungünstigen Wind und den heftigen Wellenschlag des Amur mancherlei zu leiden hatte und zeitweise nur sehr langsam und mit äußerster Anstrengung vorwärts kam, es auch in dem Gewirr der Flußarme und Inseln an Irrfahrten nicht fehlte, so erreichte er doch seinen

[1] Dieses Boot erhielt Jacobsen von einem Officier des Postens Michailow-Semenowsk, einem Grafen Ritschewsky zum Geschenk. Dasselbe vermochte neben dem nothwendigen Gepäck fünf Menschen aufzunehmen, war aber mit einem so niedrigen Bord versehen, daß bei stärkerem Winde die Wellen des Stromes häufig hineinschlugen. Diesem Uebelstande wußte der Reisende durch Aufsetzen einiger Planken auf den Bord so wirksam abzuhelfen, daß er mit demselben Boote später sogar die Fahrt an der Westküste von Sachalin entlang wagen konnte.

Zweck durchaus, indem er während eines ganzen Monats — September 1884 — mit den am Ufer wohnenden Golden und ihren nördlichen Nachbarn ungestört verkehren, eine reiche Sammlung völkerkundlicher Gegenstände zusammenbringen und über Leben und Gebräuche dieser Stämme mancherlei Erkundigungen einziehen konnte. Erst kurz vor Nikolajewsk bestieg er wieder einen Dampfer, setzte dann später von dieser Stadt nach Sachalin über, wo er bis Ende Januar 1885 verblieb, um dann wiederum an die Mündung des Amur zurückzukehren und eine Schlittenreise den Strom aufwärts anzutreten. Diese Reise, welche ihn wiederum durch das Land der Golden führte und ihm Gelegenheit gab, hier und da auch kurze Abstecher in solche Gebiete zu unternehmen, welche vom Strome etwas weiter entfernt waren, führte ihn über Mariinsk, Sofiesk, Troitzkoje und Chabarowka in das Thal des Ussuri, dessen Lauf er bis an den Chankasee verfolgte, um dann nach Wladiwostók hinüberzugehen. So hatte er zum zweiten Male Gelegenheit, während der Dauer von fast einem Monat (12. Februar bis 7. März 1885) die Golden zu studiren, was um so wichtiger war, als er sie jetzt in ihren Winterwohnungen besuchen konnte, während sie im September noch in ihren provisorischen Sommerdörfern am Flusse geweilt hatten. Was Jakobsen während seines fast zwei Monate währenden Verkehrs mit den Golden über dieses merkwürdige Volk erfahren konnte, will ich hier wiederzugeben versuchen.

Unter den tungusischen Stämmen des Amurgebietes nehmen nächst den Mandschu die Golden den bei weitem größten Raum ein. Die südliche Grenze ihres Gebietes liegt einerseits in der Gegend, wo der Sungari sich in den Amur ergießt (ca. 48° N. 133° O. Gr.), andererseits am Chankasee, während die eigentlichen Golden im Norden bis an die Mündung des Gorin, eines linken Nebenflusses des Amur, also etwa bis 51° N. hinaufreichen[1]). Zwischen diesen Grenzpunkten streckt sich ihr Gebiet in einem schmalen Streifen etwa 600 km an beiden Ufern des Amur und ebenso weit an denen des Ussuri hin, doch ist zu bemerken, daß ihre Wohnsitze auf der chinesischen Seite beider Flüsse bei weitem zahlreicher zu finden sind als auf der russischen. Diese Erscheinung hat ihren Grund zum Theil darin, daß das nördliche Ufer des Amur zwischen Sungari und Ussuri viel unwirthlicher ist als das gegenüberliegende, zum Theil aber auch in der Anhänglichkeit der Golden an ihre früheren Herren, die Chinesen, welche auch auf russischem Gebiete in Menge unter ihnen wohnen.

Im Süden und Südosten werden die Golden von den Mandschu und Orotschen, welche letzteren als Urbewohner die russische Küstenprovinz von der de Castries-Bai im Norden bis nach Wladiwostók im Süden einnehmen, begrenzt, im Nordwesten hingegen von den Biraren und den Samagern, während nach der Mündung des Amur zu sich an die Golden ein Uebergangsvolk anschließt, welches zwischen ihnen und den Giljaken steht. Dasselbe wurde von älteren Reisenden mit den Namen der Oltscha oder Mangunen bezeichnet, nach den Erkundigungen aber, welche Kapitän Jakobsen auf seiner zweimaligen Reise durch dieses Gebiet eingezogen hat, ist keiner der beiden angeführten Namen den dort wohnenden Eingeborenen oder den angesiedelten Russen bekannt; beide werden daher wohl auf einem Mißverständniß beruhen und aus der völkerkundlichen Nomenklatur gestrichen werden müssen[1]). Natürlich haben auch, wie das bei der nomadisirenden[2]) Lebensweise der Golden gar nicht anders sein kann, in diesem Uebergangsgebiete noch eine Menge von Angehörigen dieses Volkes ihren Aufenthalt genommen, immerhin aber ist das Ueberhandnehmen des giljakischen Elementes vom Gorin an durch das Vorherrschen der Sprache dieses Volkes außer Zweifel gestellt.

Die Zahl der Golden läßt sich mit auch nur annähernder Bestimmtheit nicht angeben, da von einer officiellen Zählung derselben bisher noch keine Rede gewesen ist und eine Schätzung durch die Lebensweise des Volkes außerordentlich erschwert wird. Immerhin aber glaube ich, daß die Zahl, welche Rittich[3]) auf Grund russischer Berichte giebt, nämlich noch nicht voll 3000 Köpfe, zu niedrig angesetzt ist; nach den Mittheilungen Jakobsen's möchte ich die doppelte Kopfzahl für zutreffender halten. Denn die Zahl der goldischen Niederlassungen an den Ufern des Amur ist außerordentlich groß, ja an manchen Punkten fanden sich ihre Hütten in unzählbarer Menge, und selbst wo nur verhältnißmäßig wenige Dörfer vorhanden waren, traf der Reisende doch immer fünf bis sechs derselben auf einer Tagesfahrt an. Meistens sind diese Dörfer klein und zählen drei bis vier Hütten, doch kommen auch nicht selten solche vor, welche die fünf- und sechsfache Anzahl von Wohnungen aufweisen.

Die Golden verändern ihre Wohnungen je nach dem Wechsel der Jahreszeiten. Nach dem Eintritte des Frühlings stellen sie ihre Hütten aus Birkenrinde an den Ufern des Amur und seiner Nebenflüsse auf und verweilen dort, bis der Herbst mit seinem rauhen Wetter ihnen den Aufenthalt in diesen leichten Wohnungen nicht mehr gestattet. Sie verlassen dann die Flußufer und ziehen sich in die nahe gelegenen Gebirge zurück, wo sie ihre feststehenden Winterwohnungen haben. Da die Sommerdörfer nur den provisorischen Aufenthaltsort bilden, so vermeidet man möglichst, in dieselben Geräthe und Gegenstände mitzunehmen, die nicht zum täglichen Leben durchaus nothwendig sind. In Folge dessen machen diese Niederlassungen einen höchst armseligen Eindruck, doch darf man sich dadurch nicht verführen lassen, über die socialen Verhältnisse des Volkes ein ungünstiges Urtheil zu fällen. Die Winterhäuser bestehen aus Holz und sind von beträchtlicher Größe. Sie messen gewöhnlich 13 bis 15 m im Geviert und dienen mehreren Familien, die aber meistens zu einem Geschlechte gehören, zum Aufenthaltsort. Oft findet man in ihnen 30 bis 40 Bewohner aller Altersstufen vereinigt; besonders war dies der Fall am Gorin, wo nach dem Berichte des Reisenden die Winterhäuser der Golden überhaupt viel größer und besser eingerichtet sind als am Amur, wo wiederum in der Umgegend von Troitzkoje der geringste Komfort entwickelt wird. Der Fußboden der Winterhäuser ist ähnlich unseren Scheunendielen aus gestampftem Lehm hergestellt, die Wände werden durch mächtige Balken gebildet, deren Fugen man mit Lehm und Moos

---

[1]) Ebenso begrenzt auch Leopold v. Schrenck (Reisen und Forschungen im Amurlande, Band III, Karte) das Gebiet der Golden, die übrigens auch am rechten Ufer des unteren Sungari noch ein Stück Land besetzt haben.

[1]) Leopold v. Schrenck (a. a. O.) gebraucht den ersteren, Maack bei Richard Andree (Das Amurgebiet. Spamer, Leipzig) den letzteren Namen. Uebrigens ist der Uebergang von den Golden zu den Giljaken ein so allmählicher, daß er nur schwer zu erkennen ist. Bemerkt sei hier noch, daß Jakobsen bei diesem Uebergangsvolke auch keine Spur von Tatuirung, wie sie ihm von Maack zugeschrieben wird, fand.

[2]) Der Ausdruck trifft nicht ganz zu, wenn man den gewöhnlichen Gebrauch desselben, der sich auf Viehzucht treibende Völker bezieht, ins Auge faßt; am passendsten würde man die Golden wohl als „Halbangesessene" bezeichnen können.

[3]) Die Ethnographie Rußlands, Ergänzungsheft 54 zu Petermann's Mittheilungen S. 23.

ſehr geſchickt zu verſchließen weiß, das Dach endlich beſteht aus Birkenrinde und wird, wie in den europäiſchen Hochgebirgen, mit Steinen beſchwert, um nicht durch die häufigen Winterſtürme fortgeriſſen zu werden. Die Thür verſchließt man mit einem Vorhange von dicken Fellen, die nicht ſehr großen Fenſteröffnungen hingegen werden entweder mit chineſiſchem Papier oder mit Fiſchhaut ausgefüllt, denn Glas exiſtirt bei den Golden ebenſo wenig wie bei den Koreanern. An einem Ende des Hauſes befindet ſich ein mächtiger Ofen, der ſtets geheizt iſt und den warmen Rauch durch Holzröhren, welche an der Wand entlang laufen und mit Holzbänken bedeckt ſind, nach der Außenſeite des Hauſes entſtrömen läßt, ſo daß auf dieſe Weiſe eine Art Luftheizung hergeſtellt wird. In den Ofen iſt ſtets ein mächtiger Keſſel eingelaſſen, in welchem die regelmäßigen Mahlzeiten für die ganze Bewohnerſchaft des Hauſes gekocht werden, während für beſondere Ausnahmefälle noch ein kleineres eiſernes Kochgefäß zur Verwendung kommt, welches über der Feuerung an einem hölzernen, oft mit Schnitzerei reich verzierten Haken von der Decke herabhängt. Ungefähr in der Mitte des Hauſes ſteht ein ſtarker Pfahl, welcher dazu dient, die ſich hier kreuzenden Dachbalken zu tragen, und der ſich bisweilen durch eingeſchnittene Figuren von religiöſer Bedeutung auszeichnet. Um dieſen Pfahl herum iſt eine Art von Tribüne aufgeſtellt, welche als Schlafſtätte für die Gäſte des Hauſes dient oder, wenn ſolche nicht vorhanden ſind, auch als Niederlage für alle möglichen Geräthe oder als Futterplatz der Hunde benutzt wird. Die Mitglieder der Familie des Hausbeſitzers finden ihre Ruheſtätte auf den Bänken, welche ſich, wie oben erwähnt, an den Wänden entlang ziehen. Als Unterlagen für den Kopf dienen entweder Kopfbretter von derſelben Art, wie ſie in Japan üblich ſind, oder Lederſäcke, die mit Stroh geſtopft werden und den von den Burjaten benutzten [1]) ſehr ähnlich ſind. Der Körper ruht auf Filzdecken und wird mit demſelben Pelze zugedeckt, der ihm am Tage als Kleidung dient. Wie die meiſten ſibiriſchen Völker und auch die des europäiſchen Rußlands befeſtigen die Golden die aus Birkenrinde hergeſtellten Kinderwiegen mit Stricken an der Decke und zwar ſo, daß das Fußende derſelben etwas tiefer herabhängt als das entgegengeſetzte, damit der Urin des Kindes leichter ablaufen kann. In der ſehr ſchmalen und kurzen Wiege [2]) wird das in Zeug gewickelte Kind, ohne daß es mit Betten bedeckt würde, feſtgebunden, damit es durch die ſchaukelnde Bewegung derſelben, mit welcher man ſein Schreien zu beſchwichtigen ſucht, nicht herausgeſchleudert wird [3]).

Da die Golden ein Bedürfniß nach Zuführung friſcher Luft in ihre Wohnungen niemals empfinden, ſo iſt denſelben infolge der Ausdünſtungen der zahlreichen Bewohner und der fortwährend im Hauſe herumlungernden Hunde, der an der Decke zum Trocknen aufgehängten Fiſche und Thierbälge, endlich aber der Gerüche, welche die Herſtellung der Speiſen ſowie die Fiſchthranlampen erzeugen, der Aufenthalt für einen Europäer kaum erträglich. Dazu kommt dann noch, daß die Goldenhäuſer von Ungeziefer aller Art, wie Ratten, Mäuſen, Flöhen, Läuſen und Wanzen förmlich wimmeln, und wenn auch die Eingeborenen gegen die Angriffe dieſer ihrer Hausgenoſſen faſt unempfindlich geworden ſind, ſo leiden doch europäiſche Gäſte unter dieſer Plage ſo entſetzlich, daß Uebernachten in einem goldiſchen Hauſe und ruhiger Nachtſchlaf zwei Dinge ſind, die einander ſchlechterdings ausſchließen [1]).

Die Winterdörfer der Golden beſtehen ebenſo wie die im Sommer an den Ufern der Flüſſe errichteten gewöhnlich nur aus einigen wenigen Häuſern. Neben jeder Wohnung befindet ſich ein Vorrathshaus — Ambara genannt —, welches zum Schutze gegen Ratten, Mäuſe und ſonſtiges Raubzeug auf Pfählen errichtet iſt. In dieſen Vorrathshäuſern wird während des Sommers, wo die Golden ihre feſtſtehenden Wohnſitze verlaſſen, alles bewegliche Eigenthum, das einen höheren Werth beſitzt, aufbewahrt. Trotzdem werden dieſelben nie verſchloſſen, denn kein fremder Golde würde ſich ſelbſt in der höchſten Noth an ihrem Inhalte vergreifen, da unbedingte Achtung des Eigenthums ein durchgehender Charakterzug dieſes Volkes iſt. Ein Goldendorf, deſſen Bewohner zu Hauſe ſind, zu betreten, iſt für einen Fremden nicht ohne Gefahr, denn die zahlreichen Hunde, welche in jedem Hauſe gehalten werden, halten ſcharf Wache und ſind ſo biſſig, daß man ſich ihrer nur mit Mühe erwehren kann. Zum Theil mag das auch darin ſeinen Grund haben, daß die Hunde ſchlecht genährt werden und deshalb fortwährend vom Hunger gequält ſind. Sie werden dadurch nicht ſelten geradezu zu Raubthieren; ſo fand z. B. Jakobſen unterhalb der Mündung des Chungar — eines rechten Nebenfluſſes des Amur, der ſich etwa unter 50° N. in dieſen ergießt — ein vor Kurzem erſt verlaſſenes Goldendorf, deſſen Bewohner deshalb ausgewandert waren, weil ihre Hunde das weidende Vieh ihrer ruſſiſchen Nachbarn zerriſſen hatten, und weil die Golden nun die Rache der Beſchädigten fürchteten.

Den Charakter der Golden kennen zu lernen, hatte der Reiſende reichlich Gelegenheit. Ein hervorſtechender Charakterzug dieſes Volkes iſt das Mißtrauen und die Verſchloſſenheit, mit welchen ſie Fremden begegnen. Faſt nirgends erlaubten die Golden dem Reiſenden ohne Weiteres das Betreten ihrer Dörfer, noch viel weniger natürlich das der Häuſer. Erſt durch längere Verhandlungen waren ſie dahin zu bringen, freundlichere Saiten aufzuziehen und auf die Wünſche Jakobſen's einzugehen, öfter als einmal aber führten auch derartige Verhandlungen nicht zu dem gewünſchten Ziele. Selbſt mit den Waffen in der Hand traten ſie dem Reiſenden und ſeinen Begleitern entgegen, doch geſchah das nur, weil ſie die Fremdlinge für entſprungene Sträflinge, ſogenannte Brodjagen, hielten. Nur an wenigen Punkten fand Jakobſen freundliche Aufnahme und die Bereitwilligkeit, ihm zu verkaufen, was er haben wollte. Eigenthümlich iſt es, daß die Golden oberhalb Chabarowka weit zugänglicher waren als die unterhalb dieſes Ortes wohnenden; vielleicht hatte das ſeinen Grund theilweiſe in dem Umſtande, daß jene faſt ſämmtlich ruſſiſch verſtanden und deshalb beſſere Einſicht in die Abſichten Jakobſen's hatten, als ihre weiter ſtromabwärts wohnenden

---

[1]) Siehe des Verfaſſers Artikel über die Burjaten in Nr. 1 des laufenden Bandes dieſer Zeitſchrift, S. 12.

[2]) Auch bei anderen von Jakobſen beſuchten aſiatiſchen Völkerſchaften ſind die Wiegen eng und kurz, und wer die bei den Altaikalmücken gekaufte und im Berliner Muſeum aufbewahrte Wiege ſieht, wird ſich des Mitleids mit den armen Kindern nicht erwehren können, die in dieſen Marterkaſten eingezwängt werden.

[3]) Es wirft kein günſtiges Licht auf die pädagogiſchen Fähigkeiten und Grundſätze der Golden, daß ſie außer durch das Schaukeln der Wiege ihre ſchreienden Kinder auch dadurch zur Ruhe zu bringen ſuchen, daß ſie ihnen Masken von abſchreckender Häßlichkeit entgegen halten, um ſie vor Furcht ſtumm zu machen.

[1]) Uebrigens iſt auch während des Sommers das Schlafen im Freien am Amur kaum möglich, weil unzählige Schaaren von Mücken die Ruhe ſtören. Einmal widerfuhr es Jakobſen, daß ihm infolge der Stiche dieſer Plagegeiſter das Geſicht derartig anſchwoll, daß er nicht aus den Augen ſehen konnte. Die Golden verſtehen ſich durch Netze, welche ſie ſelbſt verfertigen, gegen die Thiere zu ſchützen. Ehe es Jakobſen gelang, ein ſolches zu kaufen, übernachtete er gern in den Ambaras (ſ. unten), da in denſelben die Luft erträglich und das Ungeziefer nicht allzu häufig war.

Volksgenoſſen[1]). Dem Trunke ſind die Golden wie die meiſten ſibiriſchen Völker ebenſo leidenſchaftlich ergeben wie dem Tabaksgenuſſe, dem ſchon die kleinen Kinder beiderlei Geſchlechts fröhnen. Namentlich im Sommer feiern die Golden, wenn ſie einen guten Fang gethan haben, große Trinkgelage, bei denen ſie gewaltige Mengen chineſiſchen Reisbranntweins (Chanſchin), der zu ihnen nicht in Fäſſern, ſondern in Kiſten gebracht wird, genießen[2]). Durch den übermäßigen Genuß dieſes Getränkes werden ſie meiſt ſehr ſtreitſüchtig, und unter dieſem Fehler hatte Jakobſen mehr als einmal zu leiden, indem er von ihnen bei der Annäherung an ihre Dörfer mit Spottreden, höhniſchen Geberden und ähnlichen Liebenswürdigkeiten empfangen wurde, die oft einen ſo bedrohlichen Charakter annahmen, daß er es als der Klügere vorzog, das Feld zu räumen. Auch unter einander gerathen ſie in der Betrunkenheit nicht ſelten in Streit, der ſchnell zu Thätlichkeiten ausartet. So wurde Jakobſen, als er in einem Goldendorfe eine Tagereiſe oberhalb Chabarowka übernachtete, durch eine ſolche Prügelei aus dem Schlafe geweckt, die erſt, nachdem mehrere blutig geſchlagen waren, durch die Dazwiſchenkunft der Frauen, welche ihre Männer aus den Reihen der Kämpfenden herauszogen, beendigt wurde. In nüchternem Zuſtande hingegen ſind die Golden durchaus nicht zu gewaltthätigem Verfahren geneigt; im Gegentheil könnte man behaupten, daß ſie eher furchtſam ſind als tapfer. Das zu conſtatiren hatte Jakobſen mehrfach Gelegenheit, wenn er die widerwilligen Bewohner eines Dorfes durch Drohungen zur Erfüllung ſeiner Forderungen zwang oder wenn ein bis an die Zähne bewaffneter Golde, der zur Bewachung des Dorfes von den zum Fiſchfang ausgezogenen Männern zurückgelaſſen war, vor ihm ſchleunigſt die Flucht ergriff und durch nichts zu bewegen war, Stand zu halten und zu hören, mit wem er es denn überhaupt zu thun habe. Eine üble Eigenſchaft der Golden iſt ihre Unzuverläſſigkeit in Beziehung auf die Innehaltung ihrer Verſprechungen. Sie gelten unter den Ruſſen, welche unter ihnen wohnen, als Menſchen, auf deren Wort gar nichts zu geben iſt, und Jakobſen hatte wenigſtens einmal Gelegenheit, eine Erfahrung zu machen, welche das abfällige Urtheil der ruſſiſchen Anſiedler zu beſtätigen geeignet war. Als er im Februar 1885 den Gorin aufwärts fahren wollte, um die Samagern zu beſuchen, konnte er von den Ruſſen, welche in dem gleichnamigen Dorfe an der Mündung dieſes Fluſſes wohnten, keine Schlitten und Pferde erhalten und ließ daher in einem nahen Goldendorfe einige Männer mit ihren Schlitten und Hunden für die Reiſe anwerben. Dieſe verſprachen auch auf das Beſtimmteſte, ihn am nächſten Morgen aus Gorin abzuholen, aber, wie ihm die Ruſſen vorausgeſagt hatten, es erſchien auch nicht ein einziger von ihnen, vielmehr fuhren ſie gerade nach der entgegengeſetzten Richtung aus, um an einer Feſtfeier in einem anderen Dorfe Theil zu nehmen.

[1]) Ich will hier gleich bemerken, daß der Reiſende auch in dem äußeren Habitus der Golden oberhalb und unterhalb Chabarowka eine beträchtliche Verſchiedenheit bemerkte. Jene waren von den Chineſen faſt gar nicht zu unterſcheiden; nur die etwas dunklere Hautfärbung machte ſie bei genauerer Beobachtung kenntlich. Dagegen waren die unterhalb Chabarowka wohnenden Golden weit kleiner, hatten weit plattere Naſen und eine faſt dunkelbraune Hautfarbe, die ſie den Giljaken ähnlicher erſcheinen ließ.

[2]) Welche Maſſen von Branntwein die Golden unter Umſtänden zu vertilgen im Stande ſind, hatte Jakobſen Gelegenheit, in Troitzkoje zu beobachten, wo er aus einem ſpäter zu berichtenden Anlaß den Beſuch von fünf goldiſchen Männern und zwei Frauen erhielt. Dieſe tranken im Verlauf von zwei Stunden fünf große Flaſchen Branntwein aus, ohne daß eine nennenswerthe Veränderung ihres Zuſtandes ſichtbar geworden wäre.

Schon oben iſt erwähnt, daß die Golden eine unbedingte Achtung vor fremdem Eigenthum haben; Diebſtahl iſt unter ihnen ein faſt unerhörtes Verbrechen. Und dieſe Ehrlichkeit üben ſie nicht bloß unter einander, ſondern auch gegen Fremde; Jakobſen hat trotz ſeines zweimonatlichen Aufenthaltes unter ihnen nicht ein Stück ſeiner Waaren oder ſeiner Ausrüſtung eingebüßt, obgleich einige derſelben, wie namentlich ſein Revolver und ſeine Uhr, Gegenſtand allgemeiner Bewunderung und mancher ſehnſüchtigen Blicke waren. Wie ſehr ſie den Diebſtahl verurtheilen, beweiſt die Strafe, mit welcher ſie den Dieb belegen. Sie hauen ihm die Hände ab, ernähren ihn aber dann, da er unfähig iſt, ſeinen Unterhalt ſich ſelbſt zu verſchaffen, auf gemeinſame Koſten. In Beziehung auf die ehelichen Verhältniſſe haben die Golden ſtrenge Grundſätze. Der Ehebruch wird mit dem Tode beſtraft und zwar in manchen Theilen des Gebietes mit einem ſehr grauſamen, denn die Schuldigen werden lebendig begraben. Ob dieſe Strenge ſich auch auf die geſchlechtlichen Verhältniſſe der Unverheiratheten erſtreckt, vermag ich nicht zu ſagen; nach allgemeinen Andeutungen Jakobſen's und anderer Reiſenden ſcheinen nach dieſer Richtung hin die Golden nicht tadelfrei zu ſein, vielleicht aber macht ſich in dieſem Falle der Einfluß der vielen unter ihnen wohnenden Chineſen geltend[1]). Die Achtung vor dem fremden Eigenthum ſowohl wie vor der Heiligkeit der Ehe iſt es auch neben dem Selbſterhaltungstriebe, welche ſie zu ihrem grauſamen und blutdürſtigen Verfahren gegen die oben genannten Brodjagen treibt, denn in dieſen ſehen ſie mit vollem Rechte die ſchlimmſten Verächter jener Güter. Dieſe Brodjagen ſind der Abſchaum der Menſchheit, und wehe dem Dorfe, das dieſelben in ſo großer Zahl überfallen, daß ſie der Bewohner Herr werden können. Sie ermorden die Männer, ſchänden die Frauen und Mädchen, um ſie dann noch nachträglich zu tödten, ſchleppen alles, was ſie glauben gebrauchen zu können, fort und zünden die ausgeplünderten Häuſer an. In Folge der Greuelthaten, welche die Brodjagen fortwährend gegen die Eingeborenen begehen, führen die letzteren einen grauſamen Vertilgungskrieg gegen ſie und tödten ſie unter den entſetzlichſten Martern, wo ſie ihrer habhaft werden können[2]).

Ebenſo wie die Wohnungen der Golden wechſeln auch ihre Beſchäftigungen mit den Jahreszeiten. Während der guten Jahreszeit widmen ſie ſich dem Fiſchfange, während des Winters der Jagd. Nicht als ob die eine oder die andere Beſchäftigung die Jahres-

[1]) Erwähnen will ich hier ein Spiel der Golden, welches auf den Verkehr der männlichen und weiblichen Jugend dieſes Volkes ein ſehr verdächtiges Licht wirft. An ſchönen Sommertagen verſammeln ſich die jungen Burſchen und Mädchen eines Dorfes am Rande des Waldes auf einem freien Platze. Dort thun ſie ſich nach eigener Wahl paarweiſe zuſammen und tanzen ſo eine Zeit lang ſingend im Kreiſe herum, indem ſie einander bald an den Händen faſſen, bald wieder loslaſſen. Nach Beendigung des Tanzes führt jeder Jüngling ſeine Auserwählte tiefer in den Wald und bleibt dort mit ihr, ſo lange er will, ohne daß dieſes geheime Beiſammenſein dem Rufe des Mädchens irgend welchen Abbruch thäte.

[2]) Auch Jakobſen und ſeine Begleiter wurden von den Golden häufig für Brodjagen gehalten und deshalb feindſelig empfangen. Die Golden glaubten zu dieſem Verdachte um ſo mehr Grund zu haben, als Jakobſen in einem kleinen Boote und ohne die ſonſt übliche Bedeckung durch einen ruſſiſchen Soldaten reiſte, während es doch, wenn er ein gutes Gewiſſen gehabt hätte, für ihn viel bequemer und ungefährlicher geweſen wäre, einen der ruſſiſchen Poſtdampfer zu benutzen. Uebrigens pflegte die Erklärung Jakobſen's, daß er ein „Amerikaner“ ſei, die aufgeregten Gemüther der Golden zu beruhigen; mit dieſem Namen bezeichnen nämlich die Amurvölker alle Weißen, die nicht Ruſſen ſind und denen ſie eben deshalb mit größerem Vertrauen begegnen.

zeiten ausschließlich für sich in Anspruch nähme; aber der Fischfang ist ihre Hauptbeschäftigung im Sommer, die Jagd im Winter [1]). Diese Theilung ihrer Thätigkeit ist in den natürlichen Verhältnissen ihres Gebietes begründet. Im Sommer ist der Fischreichthum des Amur und seiner Nebenflüsse außerordentlich groß, und besonders in den Hochsommermonaten kommen Rothlachse und Störe, welche bei den Golden Kaluga heißen, in so gewaltigen Bänken den Strom hinauf, daß der Fischfang im Allgemeinen ausgezeichnet lohnt [2]). Dann bedecken Hunderte von kleinen Fischerbooten den breiten Spiegel des Stromes und bieten mit ihren flinken Bewegungen dem Beschauer ein reizvolles Bild von großer Lebhaftigkeit. Meistens sind die Boote mit zwei Insassen bemannt, welche mit Netzen und Fischspeeren, die zuweilen die Form eines Dreizacks haben, ihre Arbeit vollbringen. Ist die Fangarbeit beendet, so werden die Fische schleunigst geschlachtet, von den Eingeweiden befreit und an Gestellen zum Trocknen aufgehängt, um dann im Winter als Speise für Menschen und Hunde zu dienen [3]). Dann kehren die Männer in die Hütten zurück und beginnen ihre Trinkgelage, an denen die Frauen und Kinder bis zum Einbruche der Dunkelheit Theil nehmen, während die Männer nicht eher aufhören, als bis der letzte Tropfen vertilgt ist und alle sinnlos betrunken sind. Im Winter ist der Fischfang bei weitem schwieriger. Dann müssen die Golden mit scharfen Knocheninstrumenten das Eis aufhacken und aus den entstandenen Oeffnungen die an der Oberfläche erscheinenden Fische mit großen löffelartigen Instrumenten, deren Boden aus gekreuzten Bindfäden besteht, um das Wasser durchzulassen, herausholen; eine Arbeit, die trotz aller Geschicklichkeit und Ausdauer, welche dabei bewiesen wird, doch häufig mißlingt.

Während der Herbst- und Wintermonate widmen sich die Golden der Jagd in den Gebirgen, die namentlich den Pelzthieren, speciell dem Zobel gilt. Sie sind wie alle Tungusen außerordentlich geschickte Jäger und betreiben noch heute aus denselben Gründen [4]), wie viele andere Jägervölker, ihr Gewerbe lieber mit Pfeil und Bogen als mit der Feuerwaffe, in deren Gebrauche sie übrigens auch große Sicherheit erlangt haben. Mit außerordentlich scharfen Sinnen ausgestattet, spüren sie mit Hilfe ihrer Hunde den Pelzthieren nach und ertragen, um ihren Zweck zu erreichen, mit bewundernswerther Geduld Hunger, Kälte und alle sonstigen Unbilden der Witterung. Um den kostbaren Pelz der Thiere nicht zu verletzen, bedienen sie sich auf dieser Jagd einer eigenthümlichen Art von Pfeilen. Dieselben laufen anstatt in eine scharfe Metallspitze in ein würfelförmiges Klötzchen von sehr hartem Holze aus, thun aber, so harmlos sie scheinen mögen, die beabsichtigte Wirkung im vollsten Maße, da die goldischen Jäger mit unfehlbarer Sicherheit stets den Kopf der Thiere treffen und die Hirnschale derselben zerschmettern. Auch für die Jagd auf Vögel, besonders wilde Enten, die sich im Sommer in den weiten Ufersümpfen des Amur in Massen aufhalten, benutzen sie besondere Pfeile mit breiter Schneide anstatt der Spitze, vermittels deren sie den Hals der Thiere durchschneiden. Zur Jagd auf größere Thiere verwenden sie gewöhnliche Pfeile, die nur selten noch die früher gebräuchliche Knochenspitze besitzen; vielmehr ist dieselbe fast durchweg durch die Eisenspitze mit Widerhaken verdrängt. Ihre Bogen haben etwa die Länge eines mäßig großen Mannes, sind völlig flach und oft recht hübsch bemalt. Wenn es sich um die Erlegung der in ihrem Gebiete wie überhaupt im ganzen Amurlande häufigen Bären handelt, so benutzen sie sehr stark gearbeitete, lange Lanzen mit langer, messerartiger Spitze, die sie vielleicht aus religiösen Gründen sehr ungern an Fremde verkaufen. Während sie den Bären zu zweien oder dreien ohne Furcht in seinem Lager aufsuchen, ihn durch die Hunde aufstören und dann mit der blanken Waffe angreifen, wagen sie sich selbst in größerer Anzahl nicht an den Tiger heran, der ihr gefährlichster Feind ist und viele der Ihrigen zerreißt [1]). Daher trifft man auch in den Goldenwohnungen selbst in solchen Gegenden, wo der Tiger häufig vorkommt, fast nie ein Tigerfell, während Bärenfelle in großer Zahl vorhanden sind. Auch der Gebrauch der Selbstschüsse ist den Golden wohlbekannt. Sie werden besonders zur Erlegung des Zobels verwendet und sind folgendermaßen konstruirt. In einem aufrecht stehenden Pfahle befindet sich am oberen Ende eine Gabel, in welche eine Schießvorrichtung gesteckt wird, welche einer Armbrust sehr ähnlich ist. Der Lauf derselben ist so stark nach unten gerichtet, daß der aufgelegte Pfeil, wenn er abgeschossen wird, den Zobel gerade in den Kopf trifft. Von dem Hahne dieser Armbrust geht ein Band aus, an welchem ein Köder befestigt ist. Die Länge dieses Bandes ist eine derartige, daß der Köder gerade dort liegen muß, wohin der Pfeil gerichtet ist. Sobald nun das Thier an den Köder rührt, so entladet sich der Selbstschuß und erlegt das Wild.

[1]) Es ist wohl der Erwähnung werth, daß die Golden sechs Sommer- und sieben Wintermonate zählen.

[2]) Nur wenn zur Unzeit Hochwasser in den Amur eintritt, wird der Fischfang fast unmöglich, und dann ist eine Hungersnoth meist die unausbleibliche Folge. Glücklicher Weise sind derartige Unregelmäßigkeiten selten.

[3]) Dieselbe Ernährung der Hunde finden wir auch bei den Giljaken und Ainos auf Sachalin.

[4]) Der Knall des Gewehres verscheucht das Wild, während der Pfeil, der sein Ziel verfehlt, von jenem gar nicht bemerkt wird. Außerdem ist das Laden der Feuerwaffe viel unbequemer als die Instandsetzung des Bogens zum Schusse und endlich verletzt der Flintenschuß den Pelz des erlegten Thieres mehr als der Pfeil. Vergl. übrigens Peschel-Kirchhoff, Völkerkunde, 5. Aufl., S. 183 und 184.

[1]) Auch der Vater von Jakobsen's goldischem Dolmetscher Iwan war diesem Mörder zum Opfer gefallen. Auf das Vorkommen des Tigers im Lande der Golden, sowie auf seine Bedeutung für den Kultus werde ich später noch zu sprechen kommen.

Die Bergstämme von Manipur.

Ko. Zu den ethnographisch interessantesten Partien Indiens gehört das Bergland, welches, vom Bengalischen Meerbusen ausgehend, Assam und Barma scheidet. Auf einem Gebiete von kaum 8000 englischen Quadratmiles wohnen hier mindestens 20 verschiedene Stämme, Reste und Trümmer aller Völker, welche seit Jahrtausenden hier geherrscht haben oder durchgezogen sind. Das Gebiet hat die Anthropologen schon mehrfach beschäftigt, ist aber immer noch weit davon entfernt, gründlich bekannt geworden zu sein, und ein Auszug aus einem interessanten Vortrage, welchen Dr. George Watt in der Januarsitzung des Anthropological-Institutes gehalten (The Aboriginal Tribes of Manipur, in Journ. Anthr. Instit. Vol. XVI, Nr. 4, p. 346), dürfte darum für die Leser des „Globus“ nicht ohne Interesse sein.

Die Gebirgsmauer, welche bei Chittagong[1]) am Bengalischen Meerbusen beginnt und die Ebenen von Bengalen, Cachar und Assam von Barma scheidet und über Manipur nach den Naga Hills läuft, welche wieder mit den Patkoi-Bergen und durch diese mit dem Himalaya von Bhutan zusammenhängt, besteht nicht aus einem einzigen Bergrücken, sondern aus einer ganzen Reihe paralleler Ketten, die hier und da durch Querjoche verbunden sind und deren Flußsystem ein ganz merkwürdig verwickeltes ist. Die Wasserscheide läuft von dem höchsten Punkte der Barailkette, dem über 10000 Fuß hohen Japvo aus; sie trennt nicht nur die Gewässer, sondern bildet auch die Grenze zwischen den echten Nagas im Norden und den Nagas von Manipur im Süden. Die Thäler bestehen aus kesselförmigen Ebenen von größerer oder geringerer Ausdehnung mit tief eingerissenen engen Schluchten dazwischen. Die größte Thalebene und gleichzeitig der Mittelpunkt des ganzen Gebirgssystems ist die Ebene von Manipur; nach ihrem Besitze strebten darum immer alle Nachbarn, und das hat das Schicksal des Landes und seine Zerrissenheit in ethnographischer Hinsicht bedingt. Der stärkste Stamm nahm die Ebene für sich und drängte seine Vorgänger in die Berge, bis ein anderer stark genug geworden war, um ihm dasselbe Schicksal zu bereiten. Zwischen Cachar und Manipur liegen nicht weniger als neun Bergketten mit tiefen Thälern dazwischen; der Weg kann die Schluchten nur überschreiten mit Hilfe von Rotangbrücken, welche hier in einer ganz eigenthümlich praktischen und sinnreichen Weise construirt sind. Ein Rotang, oft 300 bis 400 Fuß lang und sorgsam ausgewählt, wird über den Fluß hinübergezogen, jederseits über einen Felsblock oder einen Pfeiler aus Mauerwerk oder Holz gespannt und an eingerammten Baumstämmen befestigt; ein zweiter, oft auch noch ein dritter werden ebenso gespannt und bilden die Grundlage der Brücke, die mit Rindenstücken belegt wird. Dann erhöht man die Pfeiler, doch so, daß ein Eingang in der Mitte bleibt, und spannt etwa sechs Fuß höher und drei Fuß von einander zwei weitere Rotange, welche als Geländer dienen. So weit gleichen diese Brücken so ziemlich den auch in anderen Tropengegenden üblichen halsbrechenden Seilbrücken. Nun verstärkt man sie aber noch durch kürzere Rotange, welche von dem einem Haltseile her unter dem Stege durch nach dem anderen laufen und überall sehr sinnreich befestigt sind. So entsteht eine Art nach oben offener Rinne, unten 1 Fuß, oben 3 Fuß weit und oft 300 bis 400 Fuß lang, die zwar beim Darübergehen ganz entsetzlich schwankt, aus der aber doch Niemand herausfallen kann. Viele dieser Schluchten sind so tief, daß in ihnen schon Dunkel herrscht, während oben noch die Sonne scheint. Sie zwingen die Flüsse zu merkwürdigen Richtungsveränderungen. Der Barak, der bedeutendste Fluß des Gebietes, fließt z. B. anfangs nach Südwest, dann nach Nordost, dann wendet er sich nach Westnordwest und schließlich wieder nach Südwest; in dem so gebildeten Bogen liegen parallel die Thäler zweier seiner wichtigsten Nebenflüsse, des Makru und des Irang; er wendet sich dann südöstlich, nimmt diese beiden Flüsse auf, weiterhin nach mehr südlichem Laufe den Tepai; dann biegt er scharf nach Norden um und fließt nördlich, bis er auf den ihm entgegenkommenden Jiri trifft, und durchbricht mit ihm vereinigt die Grenzkette, um durch die Ebene von Cachar westwärts dem Meere zuzufließen. Ganz ähnlich verhalten sich die anderen Flüsse. Es entstehen so eine Menge schwer zugänglicher Thäler und Kessel, wie geschaffen zu Zufluchtsorten für die Reste besiegter und zersprengter Völker oder zu Raubburgen. Auf den vorspringenden Bergspornen hängen die Dörfer in fast unzugänglicher Lage, nach der einzigen zugänglicheren Seite hin durch starke Palissaden geschützt. Den ewigen Fehden zwischen den einzelnen Dörfern hat der englische Einfluß nun so ziemlich ein Ende gemacht und mit dem Frieden kommt die Zunahme der Bevölkerung und der sorgfältigere Anbau des Bodens.

Durchreist man das Bergland, so gehen die einzelnen Stämme in ihren ethnographischen Charakteren so ganz allmählich in einander über, daß es schwer fällt, eine Grenze zu ziehen; vergleicht man dagegen weiter getrennte Abtheilungen, so treten sehr erhebliche Unterschiede hervor. Im Großen und Ganzen haben vier Völkerschaften die Bestandtheile zu der Blutmischung geliefert, die Nagas im Norden, die Kukies im Süden, die Shan und Barmesen im Osten und einige wohl den Kascharis zuzurechnende Bergstämme im Westen. Der letzte Erobererstamm, welcher in die Berge von Manipur eingedrungen ist, bestand aus den Kukies oder Lushais, die früher in den Bergen von Chittagong wohnten und seit einigen Jahrhunderten unaufhaltsam nach Norden drängen. In mindestens fünf verschiedenen Wogen sind sie schließlich bis an die englischen Grenzen vorgedrungen, und ihre Räubereien haben schließlich die Kriege provocirt, welche zur Unterwerfung des ganzen Landes unter die englische Oberherrschaft führten. Ihre sämmtlichen Stämme sprechen noch verwandte Dialekte und sind sich in ihrem Aeußeren überhaupt sehr ähnlich. Sie haben die früheren Bewohner des Berglandes westlich von Manipur, die unter dem Namen Kaupuis bekannten Stämme, aus den Ebenen in die Berge gedrängt, aber sie dort nicht unterjochen können.

Diese Kaupuis, mit denen der Bericht Dr. Watt's sich hauptsächlich beschäftigt, zählen heute ungefähr 5000 Seelen und zerfallen in drei Stämme, die Sungbu, den Hauptstamm, die Koiveng und die Kaupuis im engeren Sinne. Sie sind mittelgroß oder unter Mittel, gut gebaut, doch durchschnittlich nicht sehr muskulös, manche gleichen ganz den mongoloiden Stämmen, andere sehen fast wie Arier aus, aber die Augen liegen immer schräg, was übrigens auch bei den meisten Bewohnern von Manipur der Fall ist. Die Männer tragen das Haar meist kurzgeschoren, doch mitunter auch länger, in der Mitte gescheitelt und durch einen Bambustreif zurückgehalten. Die Kleidung besteht bei Armen nur aus einem kleinen Schamlappen, Wohlhabendere tragen ein um den Leib geschlagenes und vorn herabhängendes Stück Zeug, das am Ende oft sehr hübsch verziert ist. Die Frauen kleiden sich in ein Stück dickeren blauen Zeugs, welches von der Achselhöhle bis zu den Knieen herabhängt, in der kalten Jahreszeit tragen sie auch ein Jäckchen und über die Schulter eine verzierte Schärpe. Als Schmuck tragen die Männer ein paar Messingringe im linken Ohr, die Frauen ähnliche, aber größere, um den Hals eine Schnur von Perlen, Muscheln oder noch lieber rothen Steinchen; um den Oberarm ist ein starker Messingdraht 10- bis 12 mal gewunden, die Enden sind zu flachen runden Platten ausgeschmiedet; um die Waden tragen sie die schwarzen Fasern von Caryota urens.

Die Dörfer der Kaupuis liegen, wie schon oben erwähnt, durch Palissaden geschützt auf steil abfallenden Bergspornen. Die Häuser sind solide gebaut und ausgezeichnet bedacht; der Vordergiebel ist hoch, oben oft mit vorspringenden reich geschnitzten Hörnern, an welchen schmarotzende Orchideen befestigt sind. Neben jedem Hause befindet sich ein solider Kornspeicher, der aber unverschlossen bleibt, denn Diebstahl ist unter diesen einfachen Menschen völlig unbekannt. Im

[1]) Die englische Orthographie der Namen ist beibehalten worden.

Inneren ist das Haus durch eine Wand in zwei Abtheilungen geschieden; die vordere dient als Wohnzimmer, die hintere als Schlafzimmer und Küche. Die Knaben schlafen, sobald sie mannbar geworden, mit den anderen jungen Leuten zusammen in einem gemeinsamen Gebäude. Jedes Dorf hat zwar seine erblichen Chefs, aber dieselben haben nur persönlichen Einfluß, die Gemeindeangelegenheiten werden von der Versammlung aller Männer entschieden, und diese tritt nur zusammen, wenn ganz besondere Fälle vorkommen. Die höchste Strafe, welche überhaupt verhängt werden kann, ist Verbannung; bei Mord und Körperverletzungen bleibt die Blutrache den Angehörigen überlassen, doch kommen solche Fälle innerhalb eines Dorfes nur äußerst selten vor. Vendetta zwischen zwei Dörfern ist dagegen häufig genug und dauert oft noch fort, wenn ihre Ursache längst aus dem Gedächtnisse entschwunden ist.

Der Verkehr zwischen den jungen Leuten beiderlei Geschlechts ist unbeschränkt, aber die Frau wählt gewöhnlich der Vater; nicht ganz selten brennt aber ein junges Paar durch, wenn die Eltern nicht einverstanden sind, und verbirgt sich bei Bekannten, bis die Eltern sich zum Nachgeben entschließen. Im Falle von Ehebruch wird die Frau einfach ihrem Vater zurückgeschickt, der Mann kann, wenn in flagranti ertappt, getödtet werden. Stirbt eine Frau, so muß der Mann ihrem Vater eine bestimmte Entschädigung (munda) bezahlen, ebenso wenn ein Kind stirbt; die Munda besteht gewöhnlich in einem Büffel. Eine Wittwe fällt dem nächsten Verwandten ihres Mannes zu. Erfolgt ein Todesfall durch einen unglücklichen Zufall, oder durch Cholera oder Blattern, so wird keine Munda gezahlt. Polygamie ist erlaubt, kommt aber selten vor; Scheidung ist bei beiderseitiger Einwilligung gestattet, aber das Brautgeld muß dann zurückgezahlt werden. Die Leichen werden in Särgen bestattet; man giebt ihnen Waffen und Geräthe mit und stellt den Sarg in einen tiefen Graben, dessen Oeffnung mit einem großen flachen Steine geschlossen wird.

Die Angaben über die religiösen Ideen der Kaupuis sind etwas verworren. Sie scheinen an ein gütiges höchstes Wesen und zahlreiche, darunter auch böse, Geister zu glauben; sicher nehmen sie ein künftiges Leben an, in welchem z. B. der Mörder Sklave des Ermordeten wird.

Ein anderer interessanter Stamm, mit welchem Watt in Beziehungen kam, sind die nördlich von Manipur wohnenden Kolyas, Stammverwandte der angrenzenden Nagas. Sie sind erheblich zahlreicher als die Kaupuis; jeder ihrer acht Clans wird auf 5000 Seelen geschätzt. Nach ihrer eigenen Tradition wie nach der der Angamis stammen sie von diesen ab, sind aber sehr verkommen und arm und in hohem Grade diebisch. Ein ertappter Dieb hat nur das gestohlene Gut wieder herauszugeben, aber ungerechtfertigter Vorwurf des Diebstahls gilt für eine schwere Beleidigung. Schmucksachen sind selten, viele Männer tragen nur einen kleinen Lendenlappen, Wohlhabendere den Dhoti, ein fast dem Kilt der Hochländer entsprechendes Stück schwarzen Zeuges, ganz wie die Angamis. In Bezug auf die Ehe sind sie strenger als die Kaupuis; der Ehebrecher wird getödtet, der Frau wird das Haar abgeschnitten, die Nase aufgeschlitzt und sämmtlicher Schmuck abgenommen, so daß sie ganz bloß zu ihren Eltern zurückkehrt. Uebrigens ist die Scheidung leicht. Wie bei allen Nagas sind Heirathen zwischen Verwandten streng untersagt.

Die politischen Verhältnisse sind bei den verschiedenen Clans verschieden. Die Maos haben einen erblichen Häuptling, welchem jede Familie jährlich einen Sack Reis steuern muß. Die Murrams, welche in einem großen Dorfe von etwa 1000 Häusern zusammen wohnen, haben zwei Häuptlinge, den großen und den kleinen; der große erhält von jedem erlegten Stück Wild einen Hinterschenkel, der kleine bezieht diese Abgabe nur von seinen Nachbarn, hat aber das Vorrecht, mit dem Reispflanzen nicht warten zu müssen, bis der große Häuptling fertig ist. — Die Myang Khongs haben in jedem ihrer neun Dörfer einen Chef wie die Kaupuis und kümmern sich um dieselben ziemlich ebenso wenig wie diese. Dasselbe gilt von den Meithiphum und den Tangals. — Alle Stämme errichten zu Ehren großer Feste und besonderer Ereignisse an weit sichtbaren Punkten Monolithe, mitunter acht bis neun Fuß hoch, oft auch mehrere zusammen, doch ohne bestimmte Anordnung; es ist das ein Gebrauch, der sie scharf von den Kaupuis scheidet.

Scharf ausgeprägt ist aber auch die Scheidelinie nach einer anderen Richtung hin. Sobald man von dem Dorfe Mao aus die Grenze von Manipur überschreitet, findet man sich unter einem ganz anderen Volke, einem kühnen, kriegerischen Bergstamme, der auf sein Aeußeres ebenso stolz ist, wie auf seine wilden Berge und die den steilen Hügelabhängen abgewonnenen Terrassenfelder. Es sind die Angamis. Ihre Sitten und Gebräuche sind durch Colonel Woodthorpe bereits 1880 eingehend geschildert worden, nur die eigenthümliche Einrichtung der Khels hat derselbe nicht ganz richtig aufgefaßt. Diese Khels sind Unterabtheilungen, in welche der ganze Stamm zerfällt, die aber nicht räumlich geschiedene Landestheile bewohnen, sondern in den Dörfern gemischt sind. Hier sondern sie sich freilich oft durch Mauern von einander ab und haben dann keinerlei Verkehr mit einander. Jeder Khel hat seinen Häuptling in jedem Dorfe, doch hat derselbe nur wenig Gewalt. Die jungen Leute beiderlei Geschlechtes wohnen in jedem Khel in besonderen Klubhäusern zusammen. — Auch die Angamis richten, wie die anderen Nagas, Steine auf und es ist von großem Interesse, daß sich in diesen Steinen häufig schüsselförmige Vertiefungen finden, wie in den europäischen megalithischen Monumenten. Von einem Stein in der Scheidemauer zwischen den Khels von Kegwima behaupteten die Anwohner, die Vertiefungen seien von ihren Vätern gemacht worden, die als Kinder hier das Reisstampfen der Erwachsenen nachgeahmt hätten; doch konnte Niemand angeben, warum und wann dieses Spiel abgekommen sei. — Außer den Steinen errichten die Angamis auch an den Waldpfaden Haufen von Laub, um die bösen Geister, die dort wohnen, zu beschwichtigen, und pflanzen daneben einen Pfahl, der oben zu einer Kugel zugeschnitten und von einem Loch durchbohrt ist. Aehnliche Gebräuche finden sich auch in Sikkim; überall läßt sie der vorbeipassirende Wanderer zur Rechten. — Seine Orakel holt der Angami sich bei einer Pflanze, Adhatoda vesicosa; er schneidet ihren Stengel in feine Scheibchen und achtet darauf, wie oft das herzförmige schwarze Mark die Spitze gegen ihn oder von ihm ab richtet.

Die Angamis sind fleißige Ackerbauer und leisten für ihre unvollkommenen Werkzeuge wirklich Erstaunliches; auf große Entfernungen führen sie an den Hängen das Wasser hin auf ihre Terrassenfelder, um den Reis bewässern zu können. Neben dem Reis bauen sie auch Mais und verschiedene Sorten Bohnen und Erbsen. Von großer Wichtigkeit für sie ist auch eine Labiate, Perilla ocemoides, Kenia genannt; mit ihrem Samen, dem Saft von Rubia sikkimensis und Erlenrinde verstehen sie Menschen- und Ziegenhaare prachtvoll scharlachroth zu färben, während bekanntlich in Europa das Färben der Haare nicht oder kaum gelingt; auch die Rotangfaser nimmt diese Färbung an. — Zum Blaufärben der Gewebe dient überall bei diesen Bergstämmen nicht der indische Indigo, sondern der chinesische

Strobilanthes flaccidifolius, als ob ihnen diese Kunst von China her überkommen sei.

Südlich von den Angamis bis zu den Hirok-Bergen wohnt eine andere Abtheilung der Nagas, die man gewöhnlich als die Tankhul-Nagas bezeichnet, obschon dieser Name eigentlich nur der schwächeren und verkommeneren Abtheilung zukommt, während die unabhängigen Stämme, welche mittels ihrer langen Speere sowohl die Angamis, als auch die Barmesen in ehrfurchtsvoller Entfernung gehalten haben, ihrer korbartigen Helme wegen Lahupas genannt werden. Beide Stämme zusammen zählen etwa 20 000 Seelen. In ihren politischen Einrichtungen und religiösen Gebräuchen gleichen sie einigermaßen den Kapuis; sie errichten keine Monolithe, wohl aber sehr eigenthümliche Grabdenkmäler zur Erinnerung an bedeutende Männer. Diese bestehen aus erhöhten Plattformen, etwa 3 Fuß hoch, an dem dem Dorfe zugewendeten Ende ebenso breit, am anderen ums Doppelte verbreitert, und sorgsam mit kleinen Steinen gepflastert; am breiten Ende stehen fünf geschnitzte Pfosten, drei in einer Linie, die beiden anderen dahinter; sie tragen die Hörner und Schädel der Opferthiere. Im Ackerbau stehen sie entschieden den Angamis nach; außer dem Reis bauen sie Coïx lachryma, sonst unter dem Namen Jobs tears ein gefürchtetes Unkraut in ganz Indien.

Die Tankhuls haben eine eigenthümliche Methode, Feste oder wichtigere Ereignisse bekannt zu machen; es wird nämlich ein dreieckiges Bambugeflecht auf zwei Pfählen aufgepflanzt, aus dessen Verzierungen jeder Naya sofort erkennt, wann, wo und warum die Ceremonie stattfindet. Watt hatte Gelegenheit, einer Opferceremonie beizuwohnen, durch welche der große Gott Kanchin-Kurah um Regen angegangen wurde. Es waren unter bestimmten Gebräuchen Kuchen aus Reismehl angefertigt worden; jedes Ehepaar erhielt davon elf Stück, sechs für den Mann, fünf für die Frau; jedes Paar setzte sich nun an einer erhöhten Stelle nieder, aß Hundefleisch und dazu die Kuchen; aber von jedem Kuchen wurde ein Stück dem großen Gott dargebracht. Hundefleisch ist das Lieblingsgericht der Nayas und es zeigt sich auch hier wieder der oft beobachtete innige Zusammenhang zwischen Hundefleischessen und Kannibalismus. Die Nayas gestehen nämlich selbst zu, daß sie früher Menschenfleisch gegessen hätten, und sie zeigten Watt einen fernen Berg, hinter dem heute noch Anthropophagen wohnten. Heute genießen sie mit Ausnahme von Pferdefleisch und Milch alles, was sich essen läßt, und zeigen eine sehr bedenkliche Vorliebe für faules Fleisch; auch die Eier erscheinen ihnen erst dann gut, wenn sie völlig faul sind. Höchst eigenthümlich ist die Art und Weise, wie sie die neugeborenen Kinder abzuhärten suchen: sie brühen sie förmlich in heißem Wasser. Auch die Mutter wird in heiße Decken eingewickelt, bis sie ohnmächtig wird; trotzdem geht sie schon am dritten Tage wieder ihren gewohnten Geschäften nach.

Kürzere Mittheilungen.

Die Lady Franklin-Bai-Expedition.

Für ein größeres Publikum bestimmt, jedoch auch dem Fachmanne nicht unwillkommen, ist soeben eine deutsche Ausgabe [1]) der englisch publicirten populären Schilderung der unglücklichen „Lady Franklin-Bai-Expedition", welche unter der Führung des Oberlieutenant A. W. Greely stand, erschienen. Zum Zwecke wissenschaftlicher Beobachtungen im Verbande der internationalen Polarforschung der Jahre 1882/83 ausgerüstet, verließ die Expedition am 7. Juli 1881 auf dem „Proteus" den Hafen von St. Johns, um ihre Station in der Lady Franklin-Bai, nördlich vom 81. Grade, einzunehmen. Die Ankunft erfolgte daselbst am 11. August und am 16. konnte bereits die Anlage des Fort Conger genannten Stationsgebäudes begonnen werden, während am 26. der „Proteus" die Rückreise antrat. Im Herbst 1881 führten Greely und seine Leute nur noch kürzere Schlittenreisen aus, die besonders den Zweck hatten, die von früheren Expeditionen in Cairns niedergelegten Vorräthe in Bezug auf ihre Brauchbarkeit zu untersuchen und neue Depots zu errichten, welche als Stützpunkte für spätere Schlittenreisen dienen sollten. Die wissenschaftlichen Beobachtungen begannen am 1. Juli 1881 noch auf See und wurden ununterbrochen fortgesetzt bis zum 21. Juli 1884, kurz vor dem Antritte des Rückzuges. Sie erstreckten sich nächst der Erforschung der magnetischen und meteorologischen Verhältnisse auch auf Fluthmessungen, sowie andere physisch-geographische und naturwissenschaftliche Disciplinen.

Nach einem glücklich verbrachten Winter wurden im Frühjahr 1882 die Schlittenreisen aufgenommen und hierbei äußerst wichtige Resultate erlangt. Während Greely selbst eine Reise nach dem Inneren von Grinnell-Land unternahm und hier interessante Entdeckungen über die physikalischen Verhältnisse dieses Gebietes machte, unter anderen den Hagen-See, den Ruggles-River 2c. auffand, führte Lieut. Lockwood seine Schlittenreise nach Nordgrönland aus. Es gelang ihm, Kap Britannia zu überschreiten und in 83° 24′ nördl. Breite, auf der nach ihm benannten Lockwood-Insel, das nördlichste bisher von irgend Jemand erreichte Land zu betreten. Im Sommer desselben Jahres unternahm dann Greely eine zweite Reise nach Grinnell-Land, auf welcher er seine zuvor erworbene Kenntniß der Verhältnisse des Inneren, sowie von Nord-Grinnell-Land überhaupt wesentlich erweiterte. Ein Gleiches geschah durch die im Frühjahr 1883 ausgeführte Reise Lockwood's quer durch Grinnell-Land, die durch die Entdeckung des Greely-Fjords und der 150 Fuß Fronthöhe besitzenden Eismauer des mer de glace Agassiz besonders wichtig geworden ist. Ein eigenes Kapitel (S. 295 ff.) widmet Greely seinen Wahrnehmungen über die Natur des Polareises.

Mit dem Ausbleiben des Proviantschiffes im Sommer 1882 war zwar die Expedition in einige Unruhe gerathen, nicht aber ihr Muth verringert worden. Als aber nach trübe verbrachtem Winter auch der zweite Sommer fast zu Ende zu gehen drohte, ohne daß ein Entsatzschiff erschien, mußte man Vorbereitungen zum Rückzug in Booten treffen. Am 9. August 1883 wurde derselbe auch mit allen Vorsichtsmaßregeln angetreten. Anfangs ging die Fahrt glücklich, bald aber zeigten sich Schwierigkeiten und am 10. September mußte die Dampfbarkasse verlassen werden und der weitere Rückzug auf Schlitten, resp. auf einer paläokrystischen Scholle treibend, vor sich gehen. Den 9. Oktober erlangte man Kenntniß von dem am 24. Juli 1883 erfolgten Untergange des „Proteus", welcher Entsatz bringen sollte, indem ein von der Mannschaft desselben zurückgelassener Bericht aufgefunden wurde. Da hiernach bei Kap Sabine 2c. Vorräthe sich befinden sollten, so beschloß Greely, dahin auf-

[1]) Drei Jahre im hohen Norden. Die Lady Franklin-Bai-Expedition in den Jahren 1881—1884 von Adolph W. Greely. Aus dem Englischen von Reinhold Teuscher, Dr. med. Mit zahlreichen Illustrationen, nebst Karten und Plänen. Jena, Hermann Costenoble, 1887.

zubrechen. Unterdessen wurde die Lage der Expedition immer bedenklicher, so daß Greely, um die Kräfte der Leute zu schonen, die bis dahin mitgeführten Instrumente und Abschriften der Beobachtungen auf Stalknecht-Island an der Südseite des Payerhafens in einem Cairn zurücklassen mußte. Im Oktober 1883 wurde dann das Winterlager in Camp Clay bei Kap Sabine bezogen, freilich in ganz ungenügender Weise und mit der sicheren Aussicht, Hungers zu sterben, wenn im nächsten Jahre kein Entsatz kommen würde. Im Februar wurde ein erfolgloser Versuch gemacht, den Smith-Sund zu überschreiten, um auf der grönländischen Küste südwärts zu dringen; ebenso erfolglos waren die Versuche, die Vorräthe von Kap Isabella und Littleton Island nach dem Lager zu bringen. In Folge der hierdurch bewirkten schlechten Ernährung forderte der Tod bald ein Opfer nach dem anderen, nachdem die Expedition schon am 18. Januar 1884 ihren ersten Todten gehabt hatte. Wie weit die Entkräftung der Betheiligten ging, ist am besten aus der Notiz Greely's zu entnehmen, die er unter dem 18. März in sein Tagebuch aufgenommen hat, und in der es heißt: „Wären wir jetzt die starken, thätigen Männer vom vorigen Herbst, so könnten wir wohl den Smith-Sund überschreiten; aber wir sind vierundzwanzig ausgehungerte Männer, von denen zwei nicht gehen, und ein halbes Dutzend nicht ein Pfund ziehen können." Als endlich am 23. Juni das Hilfsgeschwader unter Führung der „Thetis" die ersehnte Rettung brachte, waren in Folge der vielen Entbehrungen von jenen muthvollen Männern nur noch sieben übrig, von denen noch einer später in Godhavn starb. Von den Entdeckern des höchsten Nordens lebte nur noch der Sergeant Brainard, und zu beklagen ist, daß, wie Greely am Schluß erwähnt, seine überlebenden Begleiter in keiner Weise eine Beförderung oder sonst welche dauernde Anerkennung ihrer Verdienste, welche sie alle um die Kenntniß jener hohen Breiten sich erworben haben, erhalten haben. Den Schluß des Buches bilden dann anhangsweise Angaben über meteorologische Mittelwerthe der Station in Fort Conger im Vergleich mit denen anderer Expeditionen, über Eisverhältnisse, einige Mittheilungen über die Bewohner Grinnell-Lands, sowie naturgeschichtliche Mittheilungen.

Hervorzuheben ist noch die reiche Fülle von Illustrationen und Karten, die das Werk begleiten und den Text verständlicher und interessanter machen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Im zweiten Bande (Lieferung 45 bis 64) des Prachtwerkes „Palästina in Wort und Bild" (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) führt uns Professor Guthe zunächst in die großartigen Gebirgslandschaften des Libanon, welche in einer Reihe prachtvoller Bilder dargestellt sind, und schildert die phönikische Küste mit ihren altberühmten Städten Tyrus, Sidon und Berytos, deren Geschichte, die Bedeutung, welche die Phöniker für die Kultur Europas gehabt haben (S. 40 ff.), und die heutige Blüthe Beiruts, zu dessen Bedeutung die 1823 gegründete amerikanische Mission, wenigstens auf geistigem Gebiete, so mächtig beigetragen hat. Mit richtigem Verständniß rückt Guthe dasjenige in den Vordergrund, was jeder Gebildete von Palästina zunächst und vor allem zu wissen wünscht, nämlich das Geschichtliche; nur so gewinnen diese Bilder und Schilderungen ihre wahre Bedeutung, wenn man sie als die Scene der gewaltigsten geschichtlichen Ereignisse betrachtet, der sich kein zweites Land auf Erden an die Seite stellen kann. Die physischen Erscheinungen sind in Palästina nicht anders als in anderen Gegenden — der Mensch allein hat diesem Lande eine andere, höhere Weihe verliehen, nur die historische Auffassung vermag ihm völlig gerecht zu werden. — Guthe führt uns von Tyrus, dessen Name so eng mit demjenigen Alexander's verknüpft ist, nach Akko, dem besten natürlichen Hafen Palästinas, der Bonaparte's Mißgeschick ins Gedächtniß ruft, nach Haifa mit seiner interessanten Niederlassung der Templer, und dem geschichtsreichen Karmel-Gebirge. Dann folgt die gerade, langgestreckte, hafenlose, jetzt verödete Küste Palästinas und des Philisterlandes. „Von außen keine Anfrage nach dem Ertrage des Landes, aus dem Inneren kein Angebot der Arbeit seiner Bewohner. Was der Bucht von Akko noch erhalten geblieben ist, Leben und Bewegung, der friedliche Wettstreit des Schaffens und der Arbeit, das hat dieser verödete Landstreifen schon seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen. Freilich entbehrt die Küste durchaus des Vorzugs einer natürlichen Gliederung, sie gleicht fast ganz einer geraden Linie ohne Vorsprünge und Buchten, und keine Handelsstraße lockt die Karawanen des Binnenlandes an das Gestade hinab. Aber es ist auch hier einst anders gewesen. Von dieser Küste aus haben die Römer eine Zeit lang Palästina beherrscht und verwaltet, und noch die Kreuzfahrer besaßen hier eine wichtige Station ihres Verkehrs mit dem Abendlande (Detroit und Cäsarea). Aber die stolzen Städte und Burgen sind nicht mehr bewohnt und fast vergessen, schon seit geraumer Zeit sind ihre Ruinen die malerischen Denkmäler auf dem Grabe der Kultur geworden, die besonders unter dem befruchtenden Einflusse des Abendlandes an diesem Strande geblüht hat." Die Beschreibung der Philisterstädte und Hebrons mit seinem merkwürdigen uralten Heiligthume macht den Beschluß der ersten Hälfte des zweiten Bandes.

— Der soeben zwischen Frankreich und China abgeschlossene Handelsvertrag bestimmt, daß die gebirgige Halbinsel Paklung, auf welche die Chinesen aus historischen Gründen großen Werth legen, bei China und nicht bei Tongking verbleibt. Dafür erhalten die Franzosen das Recht, von Tongking aus Opium nach China einzuführen und so mit dem indischen Produkte zu concurriren, und außerdem hat sich China bereit erklärt, vier Grenzorte dem französischen Handel zu eröffnen und die Einfuhrzölle daselbst bedeutend zu ermäßigen. Dagegen hat China die Einfuhr von Salz aus Tongking nicht gestattet und hat sich das Recht vorbehalten, in Tongking Konsuln zu bestellen — was ihnen in den englischen Besitzungen verwehrt ist, weil von solchen Konsulaten aus erfahrungsgemäß leicht Intriguen gegen die europäische Herrschaft angesponnen werden. Immerhin hat Frankreich durch den neuen Vertrag in commercieller Hinsicht einen großen Vorsprung vor den übrigen handeltreibenden Nationen gewonnen, den diese einzuholen wohl alsbald bestrebt sein werden.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Die Umgebung von Hsi-ning-fu in der chinesischen Provinz Kan-su.

Von Prof. L. von Loczy.

Die Expedition des Grafen Széchenyi brachte den Sommer des Jahres 1879 zwischen den Alpen des Nan-shan und in der Gegend des Kuku-nor zu. Hsi-ning-fu war der Ausgangspunkt unserer Excursionen, welche zu den genußreichsten Wanderungen und den angenehmsten Erlebnissen unserer ganzen Chinareise gehörten. Hsi-ning-fu liegt am südlichen Ufer des gleichnamigen Flusses (36° 40′ n. Br., 102° 6′ ö. L. Gr.) in einer Seehöhe von 2300 m; der Ta-ling-ho ergießt sich hier von Norden, ein kleinerer Fluß von Süden in den Hauptfluß. Die Stadt nimmt die Mitte eines von jüngeren Süßwasser-Ablagerungen ausgefüllten Beckens ein; ringsherum bilden die erste Stufe der Gehänge die Wände der reichlich Gyps enthaltenden braunen und rothen Thonschichten; ihre Anhöhen zieren Pagoden und gegenüber der Stadt erblicken wir in der Felswand die Ueberreste eines riesigen Buddha-Bildnisses. In einem Kreise von circa 30 km Halbdurchmesser umgeben die Stadt etwa 400 m hohe, von Löß bedeckte Hügel; das Becken von Hsi-ning-fu ist hier von einem schönen Alpenlande umsäumt, indem sich die Spitzen des Hochgebirges bis zu 3000 bis 4000 m Höhe erheben. Die grünenden Alpenfelder und zerrissenen Kalkfelsen, die gelbe Lößgegend und die üppigen Gärten und Saaten der bewässerten Thäler Hsi-ning-fus vereinigen sich zu einem so abwechslungsvollen Gesammtbilde, wie wir es nicht so bald wieder irgendwo finden. Hsi-ning-fu ist eine gut erhaltene Stadt, eine der reinsten Städte, die wir in China sahen; obschon sie in die Hände der aufständischen Mohammedaner gerieth, wurde sie nicht zerstört. Ihre Bevölkerung beträgt 60 000 bis 70 000 Seelen; hier wohnt auch der Amban des Kuku-nor-Landes oder Tsing-hai. Ehemals war die Stadt der Ausgangspunkt der Straße nach Lhassa; die Karawanen versahen sich hier mit allem Nöthigen, besonders jene, die ihren Weg nach den Quellseen des Hoang-ho nahmen.

Am nördlichen Ufer des Hsi-ning-ho liegen die Städte To-pa und Ton-kerr (Tan-ko-örr), jene 25, diese 50 km westlich von Hsi-ning-fu, beide bedeutende Emporien des chinesisch-tibetanischen Handels. Zur Zeit unseres Besuches waren die beiden Städte ganz herabgekommen; in den Kaufläden Ton-kerrs (bei Huc Tong-keu-öhl) konnten Karawanen selbst die nothwendigsten Waaren nicht erhalten; Pferde, Maulthiere, ja selbst Sättel waren in der ganzen Stadt nicht zu bekommen. Einen Haupthandelsartikel bildet hier der gepreßte Thee. Die Maulthiere, die denselben von Hsi-ning-fu nach Ton-kerr transportirten, kehrten leer zurück. Die Tanguten und Mongolen suchen Ton-kerr zweifelsohne oft auf. Hsi-ning-fu ist unter dem Namen Siling in fernen Landen bekannt; in Osttibet hörten wir oft, daß von Ta-tsiën-lu und Tschiamdo hierher ein gerader Weg führe, auf dem ein guter Reiter die Stadt in 12 Tagen erreichen könne. Auch die Rupien, die ich in Hsi-ning-fu und Ton-kerr sah, deuten darauf hin, daß die tibetischen Karawanen auch jetzt noch zwischen Lhassa und Hsi-ning-fu verkehren. Die Mandarinen freilich leugneten dies und behaupteten, daß aus Furcht vor den Hsi-fan-Räubern seit acht Jahren keine Karawane nach Lhassa gezogen wäre, ja selbst die Lamas den Umweg über Tshing-tu-fu vorzögen, wenn sie nach Lhassa reisten.

In der Umgebung von Hsi-ning-fu bieten die Lama-Klöster am Fuße der Alpen großes Interesse; von diesen verdienen im Süden Kumbum (Ta-örr-ß'), im Norden

Tsobsen (Tsho-fan-ß') und Altün (Koa-mönn-ß') eingehender geschildert zu werden; das erste hatte bisher nur Huc und Gabet, die letzteren Prshewalski besucht. Die ersten europäischen Reisenden, die Hsi-ning-fu aufsuchten, waren die Jesuiten Grüber und D'Orville, die im Jahre 1661 von Peking über Hsi-ning-fu nach Lhassa und von dort nach Indien reisten. Sie thun einer großen Mauer Erwähnung, an der man von Hsi-ning-fu in acht Tagen nach Su-tshou gelangen könne; sie sei so breit, daß darauf sechs Reiter neben einander einherjagen könnten. Diese Reisenden meinten damit wahrscheinlich jene Mauer, welche auch wir 30 km westlich von Hsi-ning-fu, hinter Topa, sahen; die Beschreibung derselben ist jedoch sehr übertrieben und kann auf diese alte Lehmmauer nicht bezogen werden.

Die große Mauer, die wir schon bei Lan-tshou-fu erreicht hatten, zieht im Thale des Ping-fan-ho oder Tshagringol aufwärts, überschreitet neben der Straße den Kamm des Nan-shan-Gebirges und vereinigt sich bei Ku-lang-hsien am Rande der Sandwüste Tingri mit jenem Theile der großen Mauer, der von Osten, vom Hoang-ho kommend — wie es scheint — fortwährend dem Fuße des Gebirges folgt. Von hier zieht die Mauer zwischen den berieselten Feldern der Oase und der Wüste weiter; ausgenommen zwei Bögen, die sie bei Liang-tshou und Kan-tshou nach Norden beschreibt, konnten wir die Mauer von Ku-lang-hsien bis Kia-yü-kwan in einer Ausdehnung von 580 bis 600 km fortwährend sehen. Man kann es nicht leugnen, daß dieser Theil der Mauer planmäßig gebaut ist; dies ist besonders bei ihrem nördlichen Ende auffallend. Am Rande der Gobi scheidet sie im Allgemeinen die kultivirbaren Flächen von der Wüste; jene nehmen ein Längenthal ein, das sich zwischen den Schneebergen des Nan-shan und den sich nördlich erhebenden parallelen Felsenkämmen erstreckt.

Die große Mauer mit ihrem Laufgraben in Kan-su.

Die große Mauer folgt dem rechten Ufer des Shan-taho; die Militärstraße zieht sich am linken Ufer weiter und bleibt immer innerhalb der Mauer. 40 km westlich von Su-tshou erhebt sich eine hohe Bergspitze vor den Schneebergen des Nan-shan, die durch eine hochgelegene Kieswüste mit dem Hochgebirge verbunden ist; von hier wendet sich die große Mauer nach Süden bis zum Fuße des Nan-shan; der Weg führt durch eine Festung zum befestigten Thor Kia-yü-kwan, dessen Name „gutes Bergthor" bedeutet. Dieser Theil der großen Mauer ist sichtlich zum Schutze der Niederlassungen der Landleute und der großen Straße gegen die von Norden drohenden feindlichen Einfälle erbaut. Hierauf deutet die Brustwehr am Nordrande der Mauer, hierauf auch die in einer Entfernung von je 5 Li (2,8 km) stehenden Thürme, bei welchen an der Südseite der Mauer die mit einer gestampften Mauer umgebenen Häuser der Besatzung stehen. Die große Mauer hat in den Gebirgen Kan-sus eine Abzweigung; an dem Orte, wo die Landstraße vom Tshagrin-gol-Thale auf den Sattel Wu-sho-ling ansteigt, zweigt sich von der Hauptmauer nach Süden eine andere Mauer aufwärts ab, die in ihrem weiteren Verlaufe im Nan-shan-Gebirge das Thalbecken von Hsi-ning-fu von Westen umfaßt und dann im Ka-yi-shan-Gebirge, südlich von Hsi-ning-fu, endigt.

Die Wege, die von Hsi-ning-fu nach W und S ausgehen, führen durch befestigte und mit Militärbesatzung belegte Thore unter der Mauer durch.

Jener Theil der großen Mauer, der dem Tshagrin-gol-Thale folgt, ist gegen Süden und Westen gewendet, daher gegen die Tanguten gebaut. Ihre gute Erhaltung läßt auf verhältnißmäßig geringes Alter schließen; sie stammt wahrscheinlich aus der Zeit der Ming-Dynastie (1368 bis 1644), als die Städte und öffentlichen Bauten des Reiches mehr Sorgfalt genossen als gegenwärtig.

Wer die große Mauer im Nan-kou-Gebirge, nördlich von Peking, kennt, der wird die märchenhafte Grenzmauer Chinas in ihrer hiesigen Gestalt elend finden. Denn hier in Kan-su ist sie nicht aus Steinen oder Ziegeln, sondern aus gestampfter Erde erbaut. So wie die Häuser der ungarischen Tiefebene, so ist auch diese Mauer aus Lehm aufgeführt. Die gelbe Erde, mit Wasser geknetet, wurde in 0,20 m dicken Schichten zwischen Bretterplanken so lange aufgethürmt, bis eine wallähnliche Mauer entstand, die unten 5, oben 2 m breit war und 4 bis 5 m Höhe hatte. Ihre Neigung ist an der Außenseite 85°; vor ihr zieht sich ein 1,50 m tiefer Graben entlang. Gleichfalls an der Außenseite zieht sich in einer Entfernung von 80 bis 100 m ein zweiter Laufgraben hin, der sammt einer niederen Schanze der großen Mauer parallel läuft.

Die Wachtthürme stehen nicht nur an der großen Mauer in gleichen Distanzen, sondern an allen Landstraßen des Reiches befindet sich auch in Kan-su auf eine Entfernung von 2 bis 3 km je ein Wachtthurm von 8 bis 10 m Höhe. Sie sind zugleich Wegweiser, denn an jedem derselben ist die Länge des Weges angegeben. Vor jedem stehen fünf kleinere, 1,8 bis 2 m hohe, dem großen Thurm ähnliche obeliskenartige Thürmchen. Um den Thurm herum wohnt die Besatzung; auf seiner Spitze befindet sich hier und da ein gedecktes Wachtzimmer, in das der Wächter mit Hilfe eines an der Mauer des Thurmes herabhängenden Strickes gelangt. Ehemals dienten diese Thürme auch zur optischen Telegraphie, die des Nachts mittels Feuers, am Tage durch Rauch geschah; es ist die Ansicht verbreitet, der Dünger des Wolfes sei hierzu am passendsten, da dessen Rauch auch im größten

Sturme senkrecht in die Höhe steige. Die jetzigen Wachthäuser sind kleine Lehmhütten, auf deren Wände Tiger, Fahnen und Luntengewehre in rohen Umrissen gezeichnet sind. Außer den Wachthäusern an der Straße giebt es noch größere Erdverschanzungen, in denen eine größere Besatzung concentrirt ist, da in diesem Theile Kan-sus auch jetzt noch nicht vollständige Ruhe herrscht. Die Mohammedaner sind wohl besiegt, allein ihre Ueberbleibsel streiften lange Zeit als Räuberhorden umher; außerdem brechen die Hsi-fan oder Fan-tsz', d. i. die Tanguten, diese geschworenen Feinde der chinesischen Kolonisten, häufig aus den unwegsamen Thälern des Nan-shan hervor, rauben das Vieh und die Lebensmittel der Chinesen und flüchten sich dann wieder ungestraft in ihre Schlupfwinkel zurück, wohin ihnen das chinesische Militär nicht zu folgen wagt. Die gebirgigen Theile und die Wüste Kan-sus litten am meisten zur Zeit des mohammedanischen Krieges. Außer Liang-tshou und Kan-tshou fielen alle Städte in ihre Macht und alle Städte und Dörfer längs der Straße wurden zerstört; bis jetzt haben sich in den Dörfern nur so viele Bewohner niedergelassen, als aus der Verpflegung und Verköstigung der Reisenden ihren Unterhalt finden können. Die Landleute haben sich in Erdverschanzungen zurückgezogen, wie wir solche in der Umgebung von Hsi-ning-fu gesehen haben. In Lan-tshou-fu spotten die Chinesen selbst über die neue Bauart, die aus der mohammedanischen Revolution herstammt, und die Städter bedauern es, daß sie anstatt der geschweiften Dächer, gezierten Giebeln und Dachfirsten überall nur rohe, unförmliche Lehmmauern sehen.

Wachtthürme an der Heerstraße in Kan-su.

Kumbum-gomba (oder auf chinesisch Ta-örr-sz') gilt als Geburtsort des Reformators des Buddhismus, obschon es nicht endgültig entschieden ist, ob er hier oder in Hsi-ning-fu geboren wurde. Dieser Mann, Tschong-kaba (tibetisch Gierembutschi, chinesisch Poa-pi-fu-je genannt), gründete die Sekte der gelben Lama, die später erstarkte und die Hierarchie der Lama in Lhassa an sich riß. Kumbum ist das Seminar der jungen Lama und zugleich ein berühmter Wallfahrtsort. Von fernen Landen pilgern Gläubige zum Bilde Tschong-kaba's; auch zur Zeit unserer Anwesenheit waren Mongolen, Tibetaner und Tanguten im Kloster versammelt und ihre verschiedenen Trachten boten ein buntes Bild.

Kumbum liegt etwa 35 km südlich von Hsi-ning-fu; der Weg führt anfangs etwa 20 km weit in einem breiten Thale aufwärts, wendet sich dann gegen Westen und erreicht 15 km weiter aufwärts bei To-pa ein in den Hsi-ning-fu mündendes Thal, in dessen oberem Theile wir die zwischen Lößhügeln gelegenen vergoldeten Dächer der Heiligthümer erblickten. Die Stadt der Lama und deren ganzer Besitz ist mit einer Mauer umgeben. Unterhalb liegt eine chinesische Ortschaft, die Herberge eines großen Theils der Pilger, da die strengen Gesetze des Klosters das Uebernachten von Frauen im Kloster verbieten. Auch Kumbum wurde in der mohammedanischen Revolution zerstört, ersteht aber wieder rasch aus seinen Ruinen. Ehemals wohnten 4000 Mönche darin; jetzt leben kaum 2000 in seinen Mauern. Die Kirche mit dem goldenen Dache, in der Tschong-kaba's Bildniß steht, die Bethalle und alle heiligen Orte wurden von den Mohammedanern verschont, und nur die Wohnungen der Lama fielen ihrer Zerstörungswuth zum Opfer. Die Kirchen reihen sich am westlichen Rande des Grabens, den Mönchswohnungen gegenüber, eine an die andere; dazwischen befindet sich die Küche, in der für die Mönche gekocht wird. Vor dem Heiligthume Tschong-kaba's steht jener Wunderbaum, auf dessen Rinde man tibetische Schriftzeichen, und auf den Blättern Buddha's Bildniß erblickt; im Norden, nahe am Eingange der Lama-Stadt, befindet sich die Kirche der Ungeheuer mit zwei ausgestopften und gesattelten Tigern, Bären und einer Antilope; in einer anderen Kirche sind Fresken der Hölle und des Himmelreiches zu sehen. Im Hofe dieser Kirche werden mehrere heilige Bäume gepflegt. Dieselben gehören nach der Bestimmung des Prof. Dr. G. Kanitz in Klausenburg zu einer Fliederart (Ligustrina Amurensis). Ihre Blätter und auch ihre gelblich weißen duftlosen Blüthen sind denen unserer Fliederbäume ähnlich. Die jüngeren Zweige des Baumes — oder vielmehr Strauches — haben eine glatte, abschälbare Rinde, wie der Kirsch- oder Weichselbaum. Ihre Rinde ist mit tibetischen Schriftzeichen oder ähnlichen Figuren übersäet; selbst unter der Rinde finden sich Spuren dieser Zeichen. Dieselben sind gelblichbraun und lichter als die Grundfarbe der Rinde. Es ist wahrscheinlich, daß ein frommer Betrug diese Zeichen durch irgend eine Säure erzielt; bisher ist jedoch ein Argwohn unter den Chinesen nicht erwacht. Auf den Blättern suchten wir vergeblich das Bildniß Buddha's; nach der Behauptung der Lama kommt es sehr selten vor und ist nur auserwählten Menschen sichtbar. Es ist nicht erlaubt, vom Baume Zweige zu brechen; eines Morgens aber gelang es dem Grafen Széchenyi doch, für sein Herbarium einige solche mit Blüthen abzureißen. Obwohl es Niemand sah, merkten die Lama doch das Fehlen der Zweige und ließen den Baum mit Balken umzäunen, damit wir uns demselben nicht mehr nähern könnten. Die abfallenden Blätter verkaufen sie den Pilgern als Heilmittel. Der Baum Tschong-kaba's wird nie gereinigt; irgend eine Raupenart hatte ihn nach der Blüthe ganz abgefressen, so daß er Anfang August, als ich das Kloster mit dem Grafen Széchenyi das zweite Mal besuchte, fast ganz laublos war. Möglich, daß die Lama auch dies

unserem Raube zuschrieben, denn sie waren, als wir sie das zweite Mal besuchten, sehr unfreundlich und wollten uns in den Fremdenzimmern des Klosters gar kein Quartier geben.

Ein anderer heiliger Ort, der eher eine Ansiedelung von Eremiten, als ein Kloster zu sein scheint, ist Tshogortan, etwa 10 km südlich von Kumbum, am felsigen Fuße des Ka-ji-shan. Das Kloster hat einen Maierhof; die Kirche, deren Huc Erwähnung thut, wurde von den Mohammedanern niedergebrannt; die Yakheerden der Priester werden auf die hiesigen Alpenweiden getrieben. Es fiel uns die große Menge ungehörnter Yak-Kühe auf; es scheint dies eine durch Kreuzung mit dem gewöhnlichen Ochsen entstandene Mischform zu sein, die ihres Milchreichthums wegen von den Lama mit Vorliebe gezüchtet wird.

Kumbum erfreut sich der besonderen Gunst des kaiserlichen Hofes und erhält jährlich reiche Geschenke aus Peking. Vor der vergoldeten Broncestatue Tschong-Kaba's stehen herrliche Bronce- und Goldgefäße, Prachtwerke aus Nephrit und Serpentin, alle Arten von Edelsteinen, Saphir, Amethyst 2c. in Blumenstraußform gefaßt; werthvolle Teppiche und Seidenstoffe bedecken die Wände. Die Statue trägt einen spitzigen Hut, ähnlich einer Nachtmütze; in ihrem runden, vollen Gesichte prägt sich Frömmigkeit und Durchgeistigung aus. Ein ewiges Licht brennt vor der Säule, am Altar sind in zahlreichen Messingschalen Wasser und Weizen aufgehäuft, die jeden Morgen erneuert werden. Im Heiligthume herrscht geheimnißvolles Dunkel. Drei hohe Thore führen in dasselbe, deren fein gearbeitete Gitterthüren gewöhnlich geschlossen sind. Zu allen Tagesstunden fanden wir knieende Mönche und Pilger vor dem Standbilde des Heiligen. Die Betenden kriechen, den Rosenkranz in der Hand, auf Händen und Füßen dahin, werfen sich zu Boden, stehen wieder auf und wiederholen mit zum Gebete gefalteten Händen das ewige Gebet: „Om mani padme hum.“ Von der Reibung durch die Hände der Betenden haben sich im harten Fußboden vor dem Heiligthume 10 bis 15 cm tiefe Furchen gebildet.

Hauptteunpel des Lamaklosters Tschobsen-gomba in Kan-su.

Neben der Kirche Tschongkaba's befindet sich eine Säulenhalle, die sich in nichts vom Inneren anderer Lama-Kirchen, die wir gesehen hatten, unterscheidet; im geräumigen Hofe eines anderen Gebäudes machten die täglichen Gesangübungen und religiösen Disputationen der Zöglinge einen lebhaften und eigenthümlichen Eindruck auf uns. Auf einem Throne in der Mitte eines Korridors saß ein vornehmer Lama; rechts und links im Korridor saßen in drei Reihen die älteren Klosterbrüder; vor dem Throne kauerten auf dem Pflaster des Hofes in vier Halbkreisen etwa 200 junge Lama in vollem Ornate, mit gekreuzten Beinen. Ihre Kleidung bestand aus großen Stiefeln, weitem, faltenreichem Radmantel aus rothbraunem Tuche und gelbem fransigem Hute, der an den Helm der bayerischen Reiter erinnerte. Der Lama saß stumm und unbeweglich vom Throne auf die Reihe der jungen Lama herab; es war wahrscheinlich ein Kutuktu, d. h. ein lebender Buddha, an den Gebet und Gesang gerichtet waren. Der in der Mitte der ersten Reihe sitzende ältere Lama intonirte die ersten Worte einer Litanei, worauf die übrigen mit vierstimmigem Refrain einfielen, aus dem besonders der starke Baß her-

vortönte. Wir konnten diesem Kultus den Charakter des Erhabenen, des Ergreifenden nicht absprechen. Er erinnerte auffallend an die Ceremonien der römisch-katholischen Kirche. Ein anderes Mal theilten sich die Lama in kleinere Gruppen und recitirten lange Gebete mit tiefer, gedämpfter Stimme; ein Theil der jüngeren saß in langen Reihen auf der Erde, ein anderer lärmte stehend, unter Applaus und heftigen Bewegungen. Dies waren die Disputirenden: die Stehenden warfen die Fragen auf und suchten ihre hockenden Kollegen durch heftige Gestikulationen zu stören und ihren Gegenbemerkungen Nachdruck zu verleihen. Immer schritten ältere Lama, durch ein blaues Band am Mantel gekennzeichnet, zwischen den einzelnen Gruppen auf und ab, um die Ordnung aufrecht zu erhalten.

In der Küche des Klosters befinden sich drei Broncekessel von 2 m Durchmesser am oberen Rande, der aus der Mauer hervorragt, mit schönem Gußwerke und allegorischen Figuren geschmückt; in diesen Kesseln wird der Thee und die Milch gekocht, die täglich zweimal den Lama zur Nahrung dienen. Wir waren im Gasthause des Klosters einquartiert; im Hofe desselben war der Empfangssalon. Nie werde ich die Stunde vergessen, die wir hier mit den Häuptern des Klosters verbrachten. Graf Széchenyi hoffte, er werde im Kloster von Kumbum einen Dolmetsch und Führer nach Lhassa bekommen. Allein bevor wir noch dort anlangten, waren die Lama schon instruirt, was sie uns antworten sollten. Ihre Antwort stimmte Wort für Wort mit den Einwendungen des Amban von Hsi-ning-fu; Räuber, Ungeheuer, wilde Thiere wären die Hindernisse der Reise, — Niemand gehe jetzt vom Kuku-nor nach Lhassa u. s. w. In einem niederen, mit Teppichen belegten Zimmer saßen die zwei Häupter des Klosters; der eine, mit den Gesichtszügen eines Hindu, dolichocephalem Schädel, dunkler Hautfarbe, der andere ein alter Herr, das Prototyp eines ungarischen Stuhlrichters von ehemals; neben ihnen saß der Geschäftsführer des Klosters; mit langem, rothbraunem Talar angethan empfingen sie uns. Nachdem wir uns, die flachen Hände nach aufwärts gewendet und vorwärts gestreckt, gegenseitig begrüßt, setzten wir uns nach türkischer Art ihnen gegenüber. Der Geschäftsführer zählte hierauf in fließender Sprache, im donnernden lauten Tibetisch in eingehender Weise alle Hindernisse auf, die uns die Fortsetzung unserer Reise nicht erlaubten. Schade, daß wir den Sinn der langen Verhandlung nur mit Hilfe zweier Dolmetscher verstanden; aus der Betonung des Geschäftsführers erkannten wir, daß er eine eingelernte Rede hersagte, zu welcher die Häupter des Klosters von Zeit zu Zeit gutheißend nickten.

Auf den flachen Dächern der Lama-Stadt bewegten sich Abends die dunklen Gestalten betender Lama; die mit tiefer Stimme gestammelten Gebete flossen in eine angenehme Harmonie zusammen, in der wir viel Ergreifendes und zur Andacht Stimmendes fanden. In der Nacht durchstreifen Wächter die Gassen, damit in den heiligen Mauern nichts Gesetzwidriges vor sich gehe.

Die Lama-Klöster Altün und Tshobsen, nördlich von Hsi-ning-fu, sind bedeutend kleiner als Kumbum, und es fehlt in ihren Mauern jene strenge Disciplin; dagegen fanden wir dort eine freundliche, herzliche Aufnahme. Die mit einem Oberstock versehene neue Kirche von Tshobsen ist die schönste aller Lama-Kirchen, die ich gesehen; sie steht in der Mitte eines viereckigen Hofes von 100 Schritt Länge; den Hof umgiebt ein gedeckter Korridor, ein wahrhaftiger Kreuzgang, zwischen dessen offenen Säulen 108 Gebetrollen aus Bronce angebracht sind, jede mit den sanskritischen Schriftzeichen des „Om mani padme hum“; so oft ein Lama den Korridor betritt, dreht er alle Gebetrollen, welche für ihn nicht nur alle heiligen Formeln, sondern auch alle Gebete hersagen, die auf die Papierstreifen im Inneren geschrieben sind.

In der Umgebung von Altün sah ich Tanguten; Männer und Frauen tragen einen, dem Tyroler ähnlichen Hut; die Frauen flechten ihr Haar in Zöpfe. Ihre Bekleidung bildet eine Art Kaftan, dessen Kragen und vorderen Saum ein farbiger Seidenstreif schmückt; ihr Gesicht schminken sie, wie alle tibetischen Frauen, mit rother Farbe. Auch Mongolen sahen wir in den Kirchen; besonders auffallend waren die aus der Gegend des Kuku-nor auf ihren Kameelen zugereisten Mongolen, deren Sprache unser Dolmetsch nicht verstand; ein untersetzter, breitschulteriger blonder Bursche glich seinem Aeußeren nach aufs Haar einem Maier der ungarischen Tiefebene (Alföld). Er hätte gern mit uns gesprochen, allein wir verstanden von seinem Gerede nur zwei Worte: „ökur“ und „demé“; jenes bedeutet Ochs (ungarisch ökör), dieses Kameel (ungarisch teve).

Südlich von Kumbum führt der Weg über den 3932 m hohen Sattel von Ka-yi-shan in die Gegend des Hoang-ho. Am rechten Ufer desselben liegt die Stadt Kwe-tö-ting, 100 km (amtlich 185 Li) von Hsi-ning-fu; ihre Umgebung gleicht der Hsi-ning-fus; das gelblich rothe Wasser des Hoang-ho wälzt sich oberhalb der Stadt in einer cañonartigen Thalenge zwischen Felsen abwärts. Ihre Umgebung besteht aus unfruchtbaren rothen Thon- und Sandschichten und nur die bewässerbare Thalsohle ist der Bodenkultur günstig. Der Hoang-ho hat hier eine Seehöhe von 2283 m; darüber erhebt sich ein 3000 m hohes Plateau, in dessen horizontale Süßwasserschichten die Thäler des Hoang-ho und seiner Nebengewässer zwischen steilen Wänden tief eingeschnitten sind.

Kwe-tö ist ein von Mauern umgebenes Städtchen mit chinesischer Bevölkerung; in seinen Vorstädten sieht man jedoch täglich Tanguten von verschiedenen Stämmen, die sich ihren Bedarf an Lebensmitteln u. dergl. hier beschaffen. Von Hsi-ning-fu führt ein schlechter und seiner Erdrutschungen wegen gefährlicher Weg nach Kwe-tö, der nur im Sommer und bei trockener Zeit gangbar ist. Um so mehr überraschte es uns, daß westlich von der Stadt ein breiter und mit Wachthürmen versehener Weg auf die Hochebene führt. Man zeigte uns auch eine Erdburg, welche die Chinesen gegen die Tanguten gebaut, und deren Garnison die Räuber bis auf den letzten Mann niedergemetzelt hatten. Der breitgetretene Weg führt auf das um 1000 m höhere Plateau, auf dem er als weißes Band weit gegen Westen sichtbar bleibt. Noch einen Erdthurm, einen chinesischen Ort und daneben die Ueberreste des Ackerbaues sah ich 22 km von Kwe-tö. Der Anblick der ihre Heerden weidenden Tanguten erfüllte meine Begleiter mit Schrecken; die chinesischen Soldaten warfen sich vor mir auf die Knie und baten mich händeringend, nicht noch weiter zu gehen, denn dies wäre der sichere Tod; ich aber kümmerte mich nicht um ihr Flehen, sondern ging allein auf die Anhöhe, von der ich das Plateau zu übersehen wünschte. Die Tanguten zeigten, als ich bei ihnen vorbeischritt — obwohl sie zum Schuß bereit waren — keine feindliche Absicht; als dies meine Begleiter sahen, kamen ihrer vier mir nach und waren voll der Freude und des Jubels, daß uns die Tanguten nichts angethan hatten.

Das Plateau von Kwe-tö ist mit den Hochebenen des Kuku-nor und gewiß auch des Sing-suh-hai in Zusammenhang. Ueber den grünen Steppen erheben sich Flugsandhügel, und im Südwesten ist keine menschliche Wohnung mehr sichtbar. Unter dem von Ost nach West streichenden zackigen Kamm, der sich aus der Hochebene erhebt, waren die Zelte der Tanguten nur mit Hilfe des Fernrohres erkennbar; das Cañon-Thal des Hoang-ho hingegen war weithin zu verfolgen, und ich erkannte mit Gewißheit jene Stelle,

wo der Fluß — in einer Entfernung von 100 bis 110 km — aus einer Oeffnung des Gebirges auf die Hochebene heraustritt. Przewalski, der diese Gegend nach uns besuchte, bereiste den Hoang-ho von Kwe-tö (nach ihm: Huide) aufwärts noch bis zu einer Entfernung von 250 Werst, und er nennt die Stadt Gomi als äußersten chinesischen Wohnort.

Von Hsi-ning-fu erreicht man in drei bis vier Tagen das östliche Ufer des Kuku-nor. Die erste Tagereise führt uns in die Stadt To-pa, die ehemals ihres Handels wegen wichtig war; jetzt finden wir innerhalb ihrer unbewohnten Mauern nur Ruinen und nur eine Gasse seiner südwestlichen Vorstadt dient als Schauplatz seiner Wochen- oder vielmehr fünftägigen Märkte. In To-pa wohnen Mohammedaner in großer Anzahl; seit der Unterdückung ihres Aufstandes ist ihnen das Ansiedeln in Hsi-ning-fu und Ton-kerr versagt, und es wurde ihnen To-pa als Wohnort angewiesen. Sie besitzen hier auch eine sehr schöne Moschee, deren fünf Stock hoher, sechseckiger Pagoden-Thurm mit seinen, mit grünen und blauen Ziegeln gedeckten Gesimsdächern schon von Weitem auffällt. In einem mit hohen Mauern umgebenen Hofe steht die Kirche, bei deren Eingang uns ein greiser Imam empfing; die chinesischen Mohammedaner schlossen sich uns überall ostentativ an. In der Umgebung von Hsi-ning-fu waren unsere Maulthiertreiber Mohammedaner und sie öffneten uns mit Vergnügen ihre Kirche, in die sie das neugierige Volk der Stadt nach uns nicht einließen. Die ebenerdige sechseckige Halle des Thurmes war ganz leer; nur eine mit Holz verkleidete Nische in der westlichen Mauer, dem Eingange gegenüber, mit ihrer Spitzbogenwölbung und ihren Holzschnitzereien erinnerte an das Heiligthum der Religion Mohammed's; an beiden Seiten der Nische hingen auf Papier geschriebene Inschriften in schnörkeligen, aber geschmackvollen arabischen Schriftzeichen; ähnliche waren auch auf der Mauer sichtbar, als Beweis dafür, daß Missionare aus Mekka vor nicht gar langer Zeit hier geweilt haben, da man nicht voraussetzen kann, daß ein chinesischer Muselman die Original-Schriftzeichen des Koran gekannt habe.

Eine zweite Tagereise brachte uns von To-pa nach Ton-kerr (Ton-ko-örr). Zwischen diesen zwei Städten windet sich der Fluß durch einen engen Paß von 25 km Länge; Ton-kerr liegt wieder in einer Thalerweiterung, die von allen Seiten von grasreichen Bergen umgeben ist, nur im Westen verschwinden die Berge; schon von den Alpen von Hsi-ning-fu nahmen wir die Depression wahr und wähnten dort — und mit Recht — das Becken des Kuku-nor. Der Hsi-ning-ho kommt von einer grasreichen Steppe, die nur durch sehr niedere, von gelber Erde und Flugsand bedeckte Hügel vom See getrennt wird. Der Weg hingegen folgt nicht dem breiten Thale, sondern wendet sich zuerst nach Süden, dann nach Südwesten und führt, sich mehrfach verzweigend, zwischen hohen Bergspitzen an die Ufer des Sees. Eine halbtägige Reise brachte uns ins Lama-Kloster Tunko-ß' zwischen die Berge am östlichen Ufer des Sees. Im Thale eines von Süden kommenden Baches wanderten wir zwischen Alleen von Erlen und Pappeln aufwärts. Die Umgebung Ton-kerrs erinnerte uns sehr an die Thäler Siebenbürgens; dieselben Produkte, wasserreiche Flüsse und Kanäle umgaben uns. Alles war in voller Blüthe, und über uns erhoben sich mit Alpenblumen geschmückte, hoch gelegene Gefilde, zackige Bergkämme, in deren Schluchten noch Schnee glitzerte; in der Mitte des Juli genossen wir hier unseren Mai. Das Lama-Kloster liegt nahe an der oberen Grenze des Waldes zwischen 5000 m hohen Gneißgranit-Spitzen 3200 m über dem Meere; vor dem Kloster eilt ein wasserreicher Gebirgsbach herab, metergroße Felsblöcke herabwälzend, deren Aufeinanderstürzen von einem, fernem Kanonendonner ähnlichen, dumpfen Getöse begleitet wird. Die Mühlen des Klosters und die Hütten der durch Wasserkraft betriebenen Gebetmaschinen beleben das Ufer des Baches. Im Hintergrunde erheben sich aus einem weiten Thalkessel mit Spuren alter Gletscher die Alpenweiden des Klosters, auf denen sich die Heerden des zottigen Yak weithin zerstreuen; nur mit Hilfe großer tibetischer Hunde treiben sie die Hirten, die sich ihrer gabelförmigen Waffen nie entledigen, wieder zusammen. Das Kloster selbst ist ein schmutziges, von 100 Lama bewohntes Gebäude; man kümmerte sich um uns gar nicht, wir erhielten wohl Quartier, doch Butter und Brot brachten sie uns nur nach langem Zureden und sie verriethen uns gegenüber einen entschiedenen Widerwillen; auf keine Frage des Grafen Széchenyi ertheilten sie Antwort. Ein zahmer Hirsch (Cervus Elaphus oder eine verwandte Art) ging im Klosterhof frei herum. Unterhalb Tunko-ß' vereinigen sich mehrere Bergthäler zu einer geräumigen Thalfläche, auf der in mehreren Ortschaften chinesische Kolonisten mit tangutischen Frauen wohnen. In diesem breiten Thale liegt eine chinesische Besatzung und noch jenseits der Station Tunko-ß' sah ich an der Straße das Kennzeichen der Wachtposten, einen hohen Erdthurm und davor fünf kleine obeliskenartige Thürmchen. Wir erfuhren auch, daß sich die Besatzung von A-shih-han und Shalakuto, der zwei nächsten Stationen, unserem Gefolge angeschlossen hatte. Es scheint daher, daß zur Zeit unseres Besuches der Weg nach Tibet entgegen den Behauptungen der Mandarine mit Wachtposten versehen war. Das chinesische Gefolge bestand aus 50 Mann; der Führer desselben, ein höhergestellter Militär und Chef des naheliegenden Wachtpostens, setzte alles in Bewegung, um den Grafen Széchenyi vom Besuche des Kuku-nor abzureden; man schreckte uns mit den wilden Fan-tß' und mit Thierungeheuern. Als der Graf Maulthiere verlangte, citirten sie die Bewohner der Nachbardörfer vor uns; doch diese baten uns auf den Knien, sie nicht zur Weiterreise nach dem See zu zwingen, denn dies wäre der gewisse Tod.

Doch all dies half nichts; wir bepackten unsere Reservepferde mit den nöthigsten Lebensmitteln und setzten unseren Marsch auf einem gangbaren Wege gegen Südwesten in der Ueberzeugung fort, daß wir nach zwei Tagen den See sehen würden. Unsere Ueberraschung war daher unbeschreiblich, als wir nach einem Ritt von nur vier Stunden vom nächsten Sattel den glitzernden Spiegel des Sees erblickten; noch 30 km war er entfernt und sein Spiegel lag 250 m unter uns, aber er bot mit seiner Umgebung ein entzückendes Bild. Ein Alpenthal brachte uns zur Anhöhe des Weges; wir wanderten zwischen dichten Rhododendron- und Ribes-Sträuchen und rings um uns erhoben sich steile hohe Spitzen. Auf der Anhöhe veränderte sich das Bild wie mit einem Zauberschlage; der Rückblick nach hinten war verdeckt, und vor uns lag, den halben Horizont einnehmend, eine Steppe, wie wir sie am Rande der Gobi kennen gelernt hatten. Von der Anhöhe des Weges senkte sich ein 10 bis 12 km breites, mit schütterem trockenem Grase bedecktes Thal gegen den See, der sich weithin ausdehnte und den westlichen Horizont einem Silberstreifen gleich begrenzte. Am südlichen Ufer erhebt sich ein hohes, abgerundetes Gebirge, welches das Becken des Sees vom höheren Plateau des Hoang-ho trennt, das ich von Kwe-tö gesehen hatte. Sanfte Gehänge ziehen vom Fuße des Gebirges, des Kuku-nor-Gebirges, zum Spiegel des Sees hinab; im See selbst erblicken wir zwei dunkle Punkte; der eine, in der Mitte der Wasserfläche, noch innerhalb des Horizontes, ist gewiß jene Insel, von der eine schöne Sage spricht. Etwas weiter im Süden zeigt sich vielleicht ein Vorgebirge des

westlichen Ufers. Die Conturen der Insel sind gezackt, gleichsam gekräuselt, als ob das Laub von Bäumen diese Unebenheiten verursachte. Die Abhänge des Kuku-nor-Gebirges sind von Bäumen und Sträuchen bedeckt, unten im Thal schlängelt sich ein träger Fluß, der Tan-tan-ho, durch dunkelgrüne Wiesen und mit Iris bedeckte Felder, und ergießt sich inmitten kleiner Tümpel mit breiter Mündung in den südöstlichen Winkel des Sees; das östliche Ufer ist von parallel sich erstreckenden Teichen umsäumt, die aus der Ferne wie Lagunen aussehen. Als ich den See erblickte, brach ich in ein lautes Freudengeschrei aus und warf meinen Hut hoch in die Luft, denn ich hatte ja die schönste Aussicht die ich je gesehen, und vor meinen Augen öffnete sich eine der in geographischer Hinsicht wichtigsten Gegenden Inner-Asiens. Denken wir uns in einer Höhe von 3300 m, also bedeutend höher als die Lomnitzer Spitze in der Tatra und fast so hoch wie der Großglockner, einen See von der Größe des Boden- oder des Platten-Sees, rufen wir uns jene Alpengegend ins Gedächtniß, die wir durchzogen, und denken wir uns dazu, daß von dem Punkte, an dem wir stehen, wohl kaum je ein Europäer all dieses bewundert hat, und unser Entzücken über das Panorama wird gewiß gerechtfertigt sein. Auch Graf Széchenyi gab seiner Freude hörbar Ausdruck; nur unsere Begleiter schüttelten verwundert ihre Köpfe und konnten nicht begreifen, warum wir unsere Reise zum Ufer des Sees noch fortsetzten, da wir ihn ja ohnedies schon von hier gut sehen konnten.

In der Nähe des Sees erhebt sich aus der Thalebene ein Hügel, der auf seiner Spitze einen Erdthurm trägt. Dies ist nicht das Einzige, was an Arbeiten menschlicher Hände erinnerte; im Thal sahen wir auch drei mit Lehmmauern umgebene Ortschaften. In unserer Nähe, dort wo wir den See zum ersten Mal erblickten, liegt die Stadt Tsha-ha-tshönn mit einer chinesischen Kirche Namens Khe-shih-miau. All dies liegt jedoch in Trümmern und ist unbewohnt; die umschlossenen Orte waren nach Angabe unserer Begleiter Militärstationen und wurden durch die Tanguten zerstört, die mit den Chinesen in fortwährender Fehde leben. An den Ufern der Wasserläufe sind noch die Spuren des Ackerbaues, die Terrassen auf der dünnen Lößdecke und die Wohnungen der Ackerleute zu erkennen.

Blick auf den Kuku-nor von Osten.

Der Amban von Hsi-ning, der das Gebiet des Kuku-nor verwaltet, tröstete uns, daß in fünf Jahren in der Umgebung des Sees Alles geregelt und die Reise nach Tibet von Räuberbanden nicht mehr gefährdet sein werde. Wie es scheint, wurden seine Bestrebungen von Erfolg gekrönt, denn das Pekinger Amtsblatt brachte am 21. Oktober 1882 den Bericht Li-shen's, des kaiserlichen Generalkontroleurs des Kuku-nor, dem zufolge er am 28. August in Begleitung des Inspektors von Hsi-ning-fu mit großem Gefolge den See besuchte und gegen Tsha-ha-to-lo-hai aufbrach, das zweifelsohne identisch ist mit dem Orte, von wo wir den See zuerst erblickten; am 1. September brachte er dem Geiste des Tsing-hai (chinesischer Name des Kuku-nor) ein Opfer dar und am nächsten Tage hielt er mit den versammelten mongolischen Fürsten, Häuptlingen und Edlen eine Sitzung ab; er übergab ihnen die Geschenke des Kaisers, Seiden- und Atlasstoffe, Federn, Knöpfe, Messer, Thee und

Salz und legte ihnen ans Herz, auf Frieden und Ordnung zu achten und ihr friedliches Hirtenleben vor Augen haltend sich nicht zu Unruhen hinreißen zu lassen, welche Strafen nach sich ziehen müßten. Die versammelten Häuptlinge bedankten sich gerührt für die Gnade des Kaisers und versprachen begeistert, die guten Rathschläge des Amban zu befolgen.

Die Umgebung des Sees ist eine wahre Steppe; die trockenen Schotter- und Thonhänge mit den Gruppen von harten Gräsern (Lasiogrostis) verleihen ihr eine große Aehnlichkeit mit den 1500 bis 2000 m tiefer liegenden Steppen von Kan-su. Auf den nassen Wiesen ist Iris die Hauptpflanze; aber die hochgelegenen Alpenfelder zeichnen sich durch üppige Vegetation aus. Gentiana, Anemone und verschiedene Zwiebeln prangten hier Ende Juli in voller Blüthe. Unzählige rattengroße Thierchen liefen auf den ebenen Feldern umher und unterwühlten den Rasen derart, daß die Füße unserer Pferde fortwährend tief in die Erde einsanken. Dieser Nager (Lagomys sp.) ist das gewöhnlichste Thier der Kuku-nor-Steppe; im Gebirge ist ein ähnliches Thier, das Murmelthier, von der Größe eines Hasen verbreitet. Jenes ist sehr neugierig, dabei aber furchtsam. Jeden Augenblick begaffen uns 8 bis 10 vor dem Eingange ihrer Wohnung; wenn wir uns aber bis auf 3 bis 4 Schritte nähern, verschwinden sie plötzlich in ihren Höhlen; entfernen wir uns, so kriechen sie furchtsam wieder hervor. In der Oeffnung der Höhlen dient eine Nische diesen reinlichen Thierchen als „lieu d'aisance", aus der sie, wenn sich darin der erbsengroße Unrath zu sehr anhäuft, denselben hinaustragen. Dieses kleine Säugethier theilt seine Wohnung mit einer flinken Eidechse von der Gattung des Phrynocephalus; wenigstens sah ich dieselben immer in dieselben Höhlen schlüpfen, die den Lagomys als Wohnung dienten. Mehrere Finkenarten, die Steppenlerche und eine graue Schwalbe flatterten in großen Mengen um uns herum. In den Lüften kreisten schwarze Adler und Mäusebussarde (Buteo); unten in den Sümpfen des Flusses hausten graue und weiße Reiher, Wildenten, gelbrothe Enten (Cazarca rutila) und verschiedene Schnepfen. Am östlichen Ufer des Kuku-nor sah Graf Széchenyi einen wilden Esel und ich drei Antilopen.

Von den Ruinen Tsha-ha-tshönn's ritten wir noch fünf Stunden bis zur Ebene des Sees; wir sahen aber unterwegs weder Menschen noch Heerden. Die Nomaden ziehen sich um diese Zeit auf höher gelegene Weiden zurück, wahrscheinlich wegen der Unmasse von Fliegen, die im Sommer die nassen Weiden überfallen. Unsere Pferde litten viel von diesen Thieren und ich selbst trug die Spuren des Stiches einer kleinen Fliege mit gestreiftem Bauch über drei Wochen an meiner Hand. Um so interessanter mag

Feuerstelle der Nomaden in den Steppen von Kuku-nor.

das Hirtenleben in der günstigeren Jahreszeit sein. In der Nähe des Kuku-nor sind die Spuren von Niederlassungen häufig zu sehen und an Argal oder Düngerfeuerung ist kein Mangel. Den Ort, wo die Zelte aufgeschlagen werden, bezeichnen eigenthümliche Feuerstätten. Es ist dies ein badewannenähnliches, 1 m hohes, 2 bis $2^1/_2$ m langes, aus Lehm gebautes Mauerwerk, dessen schmäleres Ende an beiden Seiten durch einen tiefen Einschnitt getheilt ist; der breitere Theil wird mit Argal angefüllt und die Stelle des Einschnittes dient zum Anzünden; das Feuer muß wahrscheinlich wegen der starken Winde auf diese Weise an so tiefen Orten angezündet werden. In der Nähe des Feuerherdes sind auf einem viereckigen Altar aus Thon verfertigte Standbilder Buddha's aufgehäuft.

Etwa eine Stunde vom See, an einer Salzlache, schlugen wir unser Nachtquartier auf, in welchem wir die ganze Nacht hindurch froren. Die Lache war mit einer Salzkruste bedeckt; das bittere salzige Wasser tranken nicht einmal die Pferde, und die damit gekochten Speisen waren kaum genießbar; unsere Soldaten fachten mit Hilfe eines Blasebalges Feuer an; als solcher diente eine Ziegenhaut, trichterförmig zusammengenäht und am Ende mit einem Eisenrohre versehen. Das Argal entzündet sich schwer, verbreitet jedoch große Wärme und erlischt selbst im Regen nicht. Am 11. Juli brachen wir früh Morgens zum See auf und erreichten seine Ufer in $1^1/_2$ Stunden; sein nordöstliches Ufer bilden Sandhügel, von denen, etwa 2 km vom Rande des Wassers, 1 m hoch mit Löß bedeckt, ein 6 bis 7 m hohes Sandufer zum Flusse zieht. Die Sandhügel, die das Wasser umsäumen, werden durch die Westwinde zusammengehäuft, hinter ihnen erstrecken sich neben dem Ufer, parallel dazu, seichte Sümpfe. Das reine Wasser kräuselte bis 0,60 m hohe Wellen und die ans Ufer rollenden Wellenberge warfen verschiedene Fischknochen und Süßwasserschnecken ans Land. Das Wasser ist, obwohl salzig, trinkbar; die mitgebrachte, obwohl geringe Quantität Wasser (6,8 g) analysirte Herr Prof. Dr. Wartha. Nach seiner Analyse sind in 1000 g des im August 1879 geschöpften Wassers 13,8 g feste Bestandtheile, worunter 1,484 g kohlensaures Natrium; der alkalische Härtegrad des Wassers ist daher 28^0, Kochsalz 2,9 g. Prshewalski brachte zweimal Wasser aus dem See mit, das Herr Dr. C. Schmidt in Dorpat analysirte. In 1000 g des im Jahre 1872 geschöpften Wassers waren 11,1464, im Wasser von 1880 (Winter) 13,5937 g feste Bestandtheile; nach Schmidt sind außer dem Kochsalz bedeutende Quantitäten von Glaubersalz (Natriumsulphat) und Magnesiumbicarbonat im Wasser des Kuku-nor aufgelöst.

Die fortwährenden Regen und der Mangel an Lebensmitteln zwang uns zur Rückkehr. Noch einmal warfen wir einen Blick auf den Spiegel des Sees von einer 4700 m hohen Bergspitze, die wir Tags darauf, von Tunko-ß' aus-

gehend, bestiegen; die scheidende Sonne vergoldete den Spiegel des Sees, allein trotz des blendenden Reflexes konnten wir die ganze große Wasserfläche übersehen. Das Kloster Tunko-sz' liegt schon an der Grenze von Kan-su.

Es berührte uns angenehm, uns Tritt für Tritt davon überzeugen zu können, daß Huc's Beschreibung der Gegend von Hsi-ning-fu und des Klosters Kumbum mit unseren eigenen Erfahrungen völlig übereinstimmen; obwohl eines der Häupter Kumbums im Jahre 1844, als Huc und Gabet drei Monate unter den Lama zubrachten, schon Mitglied des Klosters war, konnte er sich an dieselben doch nicht erinnern, denn, wie er sagte, kämen so viele fremde Pilger von allen Landen nach Kumbum, daß es ihm unmöglich sei, sich jeden einzelnen zu merken.

Zur Kenntniß Venezuelas.

Von Dr. W. Sievers.

III. (Schluß.)

Es ist meines Wissens noch immer nichts Genaueres über die Neueintheilung Venezuelas durch General Guzmán Blanco im Jahre 1882 (6. März) in Deutschland bekannt geworden, und ich will daher hier kurz das Nöthige hinzufügen. In dem „Almanaque anuario de Rojas Hermanos, Carácas 1884", welcher seit 14 Jahren in der Hauptstadt erscheint, ist eine Karte der Neueintheilung gegeben; auf den Rang eines officiellen Dokumentes kann dieselbe keinesfalls Anspruch machen; da aber die Grenzen der Staaten durch die Neueintheilung nicht verändert worden sind, so ist anzunehmen, daß die darin enthaltenen Angaben richtig sind. Die in dem statistischen Jahresbericht über die Vereinigten Staaten von Venezuela von General Guzmán Blanco herausgegebene Karte: Mapa fisico y politico de los Estados Unidos de Venezuela, ist technisch so außerordentlich wenig brauchbar und wimmelt derartig von Fehlern, daß sie vollständig außer Betracht gelassen werden muß.

Es besteht nun Venezuela seit 1882 aus:

1 Distrikt, 8 Staaten, 8 Territorien und 2 Kolonien.

a) Den Distrikt bildet die Stadt Carácas mit den umliegenden Dörfern (Distrito federal).

b) Die 8 Staaten sind folgende:

1. Estado Guzmán Blanco; enthält die Sektionen Bolívar, Guzman Blanco, Guárico, Nueva Esparta, welche den früheren Staaten gleichen Namens entsprechen. Hauptstadt Villa de Cura (Ciudad de Cura).

2. Estado Carabobo, unverändert. Hauptstadt Valencia.

3. Estado Bermudez, besteht aus den Secciones Cumaná, Barcelona, Maturin, welche den gleichnamigen früheren Staaten entsprechen. Hauptstadt Barcelona.

4. Estado Zamora, besteht aus den Secciones (früher Staaten) Cojedes, Portuguesa, Zamora. Hauptstadt Guanare.

5. Estado Lara, besteht aus den Secciones (früher Staaten) Yaracui und Barquisimeto. Hauptstadt Barquisimeto.

6. Estado Los Andes, besteht aus den Secciones (früher Staaten) Trujillo, Guzman, Táchira. Hauptstadt Merida.

7. Estado Falcon, besteht aus den Secciones (früher Staaten) Falcon und Zulia; Hauptstadt ist Capatárida, ein kleines Dorf zwischen Coro und Maracaibo, welches ausgewählt wurde, weil weder Coro noch Maracaibo von dem Anspruch als Hauptstadt zu gelten ablassen wollten.

8. Estado Bolívar. Dieser Staat ist neu gebildet worden und besteht aus dem früheren Staate (jetzt Seccion) Apure und der Seccion Guayana, welche jedoch in drei Theile zerrissen ist. Der westlichste Theil umfaßt das Gebiet zweier Zuflüsse des Orinoco, des Rio Suapure und Chirapuri mit dem Orte Caicara am Orinoco; der mittlere umfaßt das Stromgebiet der linken Nebenflüsse des Rio Caroni mit der Stadt Ciudad Bolivar (Angostura) als Hauptort. Der dritte östlichste Theil umfaßt das Orinoco-Delta, das Gebiet des Rio Barima und des Rio Imataca und wird südlich durch die Sierra de Imataca begrenzt.

c) Territorien. Zwischen die drei Theile der Seccion Guayana des Staates Bolívar schieben sich zwei neu geschaffene Territorien ein, nämlich:

1. Territorio Yuruari, welches das Stromgebiet des Cuyuni und Mazaruni umfaßt, sowie das des oberen Caroni bis zur Sierra Pacaraima, der Südgrenze der Republik. Die Ostgrenze dieses Territorio und somit auch Venezuelas ist hier bis zum Rio Essequibo, der von der Republik beanspruchten Grenze, hinausgeschoben und zugleich findet sich auf dem vom Rio Moroco, Cuyuni und Essequibo umflossenen Gebiet die Bezeichnung: Territorio usurpado por los Yngleses. Die differirenden Ansprüche Englands und Venezuelas sind auf der nach der Tejera'schen Karte bearbeiteten Karte von Venezuela in Behm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde, 1878 („Ergänzungsheft Nr. 55 zu Petermann's Mittheilungen", Tafel 2), zur Darstellung gebracht.

2. Territorio Caura umfaßt das Stromgebiet des Rio Caura.

3. 4. Aus dem früheren Territorio Amazónas sind zwei Territorien gebildet worden, nämlich Territorio Alto Orinoco und Territorio Alto Amazónas. Die Grenze beider verläuft dem Rio Guaviare und dem Rio Atabapo entlang in gerader Linie zum Austritt des Cassiquiare aus dem Orinoco, sodann diesen letzteren und den Rio Maraca entlang, von hier endlich auf der Wasserscheide zwischen Orinoco und Siapa bis zur Serra Parima.

5. Territorio Goajira umfaßt die östliche venezolanische Hälfte der Halbinsel Goajira.

6. Territorio Colon besteht aus den Inseln Orchilla, Los Roques, Aves, Blanquilla, Los Hermanos. Die Textangabe des „Almanaque" läßt das Territorio Caura ganz aus, während dasselbe sich auf der Karte findet; man muß daher bisher 6, nicht 5 Territorios zählen.

7. Am 18. August 1883 ist laut Decret des Präsidenten der Republik noch ein weiteres Territorio gebildet worden, welches den Namen Territorio federal armisticio führt und folgende Begrenzung hat: Von den Quellen des Rio Táchira am Páramo de Tamá der colombianischen Grenze entlang, dann den Rio Arauca abwärts bis gegenüber der Ortschaft Trinidad, von hier in gerader Linie bis zur Mündung des Rio Caparro in den Apure, sodann den Caparro aufwärts, den Rio Doradas entlang und den Torbes aufwärts bis zur Mündung des Quinimarí, dann über

einen El Salto genannten Punkt zu den Quellen der Quebrada Robillera, endlich diese abwärts zum Rio Táchira. Die Karten reichen nicht aus, um diese Grenzlinien genauer zu verfolgen.

8. Endlich ist noch das Territorio Delta, welches das Orinoco-Delta umfaßt, gebildet worden.

d) Kolonien: 1. Die Kolonie Guzman Blanco liegt zwischen Caucagua und Orituco auf der Sierra del Interior in der Nähe des Gipfels Alta Gracia in 1800 m Höhe.

2. Die Kolonie Bolívar befindet sich 8 km nordwestlich von Guatire, etwa 50 km östlich von Carácas. Beide Kolonien sind herzlich unbedeutend und dürften kein langes Leben haben.

Als weitere Veränderungen wollen wir erwähnen, daß die altberühmte Stadt Cumaná jetzt den Namen Puerto Sucre zu Ehren des berühmten Generals Sucre, welcher die Schlacht von Ayacucho gegen die Spanier gewann, führen soll. Auch die Stadt Barcelona soll jetzt Puerto Guzman Blanco heißen, so daß wir den Namen dieses Generals viermal auf der Karte finden, nämlich Estado Guzman Blanco, Seccion Guzman Blanco, Colonia Guzman Blanco, Puerto Guzman Blanco.

Census. Die Bevölkerung Venezuelas betrug zu Anfang November 1873: 1 784 194 Seelen; Ende April 1881: 2 075 245 Seelen, mithin ein Zuwachs von 291 051 Seelen oder 16,31 Proc., pro anno 2,18 Proc. Abgenommen haben die Staaten Cojedes um 1886 und Zamora um 2684 Seelen, das heißt also die Llanos; zugenommen hat am meisten Barquisimeto (um 32 261), dann Trujillo (22 734) und Barcelona (22 432). Der Distrito federal hat sich von 60 010 auf 69 394 Einwohner gehoben; davon fallen auf die Stadt Carácas 55 638 Seelen (24 138 männlich, 31 500 weiblich!!) gegen 48 897 Einwohner im Jahre 1873. 1580 hatte Carácas 2000, 1696: 6000, 1771: 18 669, 1796 ca. 35 000, 1810: 50 000 Einwohner. Das Erdbeben von 1812 und die endlosen Bürgerkriege reducirten die Bevölkerung seitdem beträchtlich, so daß sie erst seit dem letzten Jahrzehnt die Höhe von 1810 überschritten hat.

Die Zahlen für den Staat Lara in der folgenden Tabelle sind nicht mit einander zu vereinbaren, zumal da

Bevölkerung Venezuelas Ende April 1881.

		Einwohner	Männlich	Weiblich	Häuser
1	Distrito federal . .	69 394	30 756	38 638	10 474
2	Estado Guzman Blanco	494 002	238 009	255 993	83 740
3	Estado Carabobo .	159 851	77 646	82 205	27 286
4	„ Bermudez .	257 867	127 867	130 000	45 187
5	„ Zamora . .	236 371	117 118	119 253	39 120
6	„ Lara . . .	(234 252) 233 752	110 590	(123 662) 123 162	39 983
7	„ Los Andes	293 108	142 722	150 386	56 348
8	Falcón	187 051	89 179	97 872	29 933
9	Bolívar	54 422	28 079	26 343	7 814
10	Territorio Goajira	33 864	15 449	18 415	161
11	„ Alto Orinoco	18 230	8 401	9 829	—
12	Territorio Alto Amazonas . . .	18 060	8 655	9 405	—
13	Territorio Colon .	137	137	—	7
14	„ Yuruari	17 640	10 110	7 530	2 789
15	Colonia Guzman Blanco	1 496	800	696	352
	Summe . . .	2 075 245	1 005 518	1 069 727 (1 070 227)	343 194

die Summirung der beiden Sektionsziffern für die Secciones Yaracui und Barquisimeto eine Bevölkerung von 257 612 Einwohnern erzielt. Die Gesammtsumme der hier gebrachten Tabelle stimmt mit der wirklichen Summe überein; dagegen sind in dieser Tabelle 1 070 227 statt 1 069 727 Einwohner weiblichen Geschlechts gezählt. Da auch die Zahl der Einwohner männlichen Geschlechts mit der richtigen Summe übereinstimmt, so kann man nur annehmen, daß es in der Tabelle für den Staat Lara heißen muß: weibliche Bevölkerung 123 162 anstatt 123 662. Auch die Anzahl der Häuser ergiebt sich aus der Tabelle zu 343 194 anstatt der im „Almanaque“ gegebenen Summe 343 164, was ebenfalls wohl auf einen Druckfehler zurückzuführen ist.

Die Territorien Caura, Delta und Armisticio, sowie die Colonia Bolívar sind unter diejenigen Staaten, deren Gebiet sie am nächsten liegen, mit eingerechnet. Ueber die Zahl der Indianer in Guayana fehlen die Angaben. Ueberhaupt darf man nicht allzu großes Gewicht auf diese Zahlen legen, da ein Census in Venezuela ein gar schwierig durchzuführendes Ding ist und außerdem die Regierung ein Interesse daran hat, möglichst viele Bewohner herauszurechnen. Jedenfalls geht aber aus den gegebenen Zahlen doch einiges Interessante hervor; wir machen darauf aufmerksam, daß die drei Staaten Carabobo, Guzman Blanco und Bermudez, sowie der Distrito federal, also die östlich des Yaracui-Cojedes liegenden Staaten Venezuelas allein zusammen 981 114 Einwohner besitzen, d. h. beinahe die Hälfte des ganzen Landes; dieselben haben aber zusammen ein Areal von nur 175 643 qkm, also nur $^2/_{13}$ des gesammten Areals der Republik. Es ergiebt sich daraus, daß die größte Dichtigkeit der Bevölkerung in den östlichen Küstenstaaten vorhanden ist.

Guayana und das Amazonas-Gebiet nehmen zusammen über die Hälfte des Areals der Republik ein, besitzen aber nur etwa 110 000 Einwohner, also nur etwas mehr als $^1/_{20}$ der Gesammtzahl der Republik.

Eine weitere Thatsache, die sich aus der Tabelle ergiebt, ist das Ueberwiegen der weiblichen Bevölkerung, und zwar sowohl in der Gesammtzahl, wie auch in den einzelnen Staaten. Nur in Guayana, im Staate Bolívar und dem Territorio Yuruari ist die Zahl der weiblichen Einwohner geringer als die der männlichen; je civilisirter aber ein Staat ist, desto mehr weibliche Einwohner besitzt er; dies zeigt sich vor allem im Distrito federal der Hauptstadt Carácas, wo 38 638 Weiber gegen 30 756 Männer stehen, und auch in den Staaten Guzman Blanco, Carabobo, Los Andes, Falcón Zulia, besonders aber in Lara, weniger in Zamora und Bermudez.

Am stärksten bevölkert ist, wenn wir von der Insel Margarita und der Colonia Guzman Blanco absehen, sowie auch den Distrito federal ausnehmen, der Staat Carabobo, welcher überhaupt als der eigentliche Kern Venezuelas gelten muß. Sodann die Seccion Guzman Blanco des Staates Guzman Blanco, hierauf Trujillo, der Yaracui, Seccion Bolívar des Staates Guzman Blanco, Barquisimeto, Cojedes, jetzt zu Zamora gehörig, Cumaná, jetzt zu Bermudez geschlagen, der Táchira; am geringsten bevölkert sind die Sectionen Apure, Zulia, Zamora, Maturin, Barcelona, Guárico, Falcón und Portuguesa sowie Merida. Wir sehen, daß wesentlich die Llanos-Staaten, das Tiefland, sowie auch die sumpfigen Distrikte der Umgebung des Maracaibo-Sees, dann das sterile Coro und das von Hochgebirgen durchzogene Merida (Guzman) am schwächsten, die Staaten aber, welche die wichtigsten Gebirgsthäler besitzen, nämlich die inneren Landschaften des Karibischen Gebirges, die Ost- und Westseite der Cordillere und das Hügelland von Barquisimeto, am stärksten bevölkert sind.

Nach der Zählung von 1873 hat Dr. A. Villevicencio in einem kleinen Buche „La Republica de Venezuela“ eine Tabelle der Bevölkerungsdichtigkeit gegeben, welche wir hier in veränderter Reihenfolge, nach Procenten geordnet, wiedergeben:

Sektionen	Areal in qkm	Einwohner	Einw. pro qkm 1873
Staat Carabobo	5 496	122 148	22,22
Secc. Guzman Blanco (Guzm. Blanco)	7 173	98 548	13,74
Trujillo (Andes)	11 241	113 784	10,12
Yaracui (Lara)	7 453	74 018	9,93
Secc. Bolivar (Guzman Blanco)	15 014	136 124	9,07
Barquiſimeto (Lara)	19 160	151 651	7,91
Cojedes (Zamora)	13 260	89 012	6,71
Cumaná (Bermudez)	11 397	66 598	5,84
Táchira (Andes)	12 546	71 897	5,73
Guzman, Merida (Andes)	15 620	70 498	4,51
Portugueſa (Zamora)	20 899	82 456	3,95
Falcón (Falcón)	29 222	112 910	3,86
Guárico (Guzman Blanco)	65 401	200 197	3,06
Barcelona (Bermudez)	35 868	103 440	2,88
Maturin (Bermudez)	34 036	51 030	1,50
Zamora (Zamora)	44 159	62 022	1,40
Zulia (Falcón)	75 404	60 012	0,80
Apure (Bolívar)	57 761	18 957	0,33
Guayana (Bolívar)	359 397	35 344	0,10

Dazu die Territorios, Colonias, Inſel Margarita und Diſtrito federal. Im Allgemeinen ergab ſich für 1873 eine mittlere Dichtigkeit der Bevölkerung Venezuelas von 1,68 pro Quadratkilometer.

Kapitän Jakobſen's Reiſen im Lande der Golden.

Von Gymnaſiallehrer **Otto Geneſt.**

II.

Schon oben wurde bemerkt, daß die Anhänglichkeit der Golden an ihre früheren Herren noch immer ſehr groß iſt, und das iſt ja bei der, wenn auch entfernten, Verwandtſchaft beider Völker nicht wunderbar. Die Chineſen benutzen dieſes Gefühl der Golden natürlich wie überall, wohin ſie kommen, zu ihrem Vortheil. Faſt in jedem Goldendorfe, welches Jakobſen beſuchte, fand er einen oder mehrere chineſiſche Kaufleute, deren reinliche und geräumige Wohnungen Zeugniß ablegten von dem Reichthume, welchen ſie im Goldenlande erworben hatten. Sie bringen den Golden chineſiſche Stoffe, Thee, Tabak, Getreide und vor allem den Reisbranntwein, deſſen Verkauf allein ſchon dieſe Händler zu wohlhabenden Leuten machen könnte. Dafür nehmen ſie den Golden ihre Fiſche und koſtbaren Pelzwaaren zu Spottpreiſen ab und entziehen die letzteren auf dieſe Weiſe den ruſſiſchen Kaufleuten, welche ſie ſonſt dem großen Welthandel zuführen würden und ſo durch die Chineſen bedeutenden Nachtheil erleiden. Daher iſt die Stimmung der ruſſiſchen Anſiedler gegen die chineſiſchen Kaufleute eine ziemlich gereizte; ob es aber wahr iſt, daß einzelne derſelben Agenten der chineſiſchen Regierung ſind, welche im Geheimen immerwährend die Golden gegen ihre ruſſiſchen Herren aufwiegeln, Dorfälteſte ernennen und ſogar im Namen ihres Kaiſers Steuern erheben, wie Jakobſen in der Gegend von Troitzkoje verſichert wurde, wage ich nicht zu entſcheiden. Vielleicht gilt hier das Sprüchwort: Man ſucht Niemanden hinter der Thür, wenn man nicht ſelbſt dahinter geſteckt hat, denn das heimliche Aufwiegeln gegen die rechtmäßigen Herren iſt doch notoriſch eines der beliebteſten Mittel der ruſſiſchen Eroberungspolitik in Aſien von jeher geweſen und iſt es noch. Gegen den Reiſenden waren die Chineſen im hohen Grade freundlich, aber man wird ihnen ſchwerlich Unrecht zufügen, wenn man dieſe Freundlichkeit auf das Conto ihrer Gewinnſucht ſetzt; ſie wußten ſehr wohl, daß das Geld, welches Jakobſen freigebig für die Geräthe der Eingeborenen hingab, doch über kurz oder lang in ihre Taſchen fließen würde, und darum konnten ſie gar nichts Klügeres thun, als überall zwiſchen dem kaufluſtigen Fremdling und den zurückhaltenden Golden die Vermittler zu ſpielen. Es war erſtaunlich, welchen Einfluß dieſe Männer auf die störriſchen Golden hatten; wo keine Bitten des Reiſenden und keine Befehle der ruſſiſchen Beamten etwas ausrichteten, da genügte oft ein Wort der Chineſen, um die Golden zum Verkaufe ihrer Habſeligkeiten bereitwillig zu machen. Auch darin äußert ſich die Hinneigung der Golden zu den Chineſen, daß jene mit großer Regelmäßigkeit ſich an der Feier des in den Februar fallenden chineſiſchen Neujahrsfeſtes betheiligen und Strecken von 50 km und mehr im harten Winter fahren, um dieſe Feier nicht zu verſäumen, die natürlich von den Kaufleuten ſtets dazu benutzt wird, mit klug berechneter Freigebigkeit ihren Kundenkreis auch für das nächſte Jahr von Neuem an ſich zu feſſeln.

Andererſeits erfreuen ſich die Ruſſen bei den Golden keiner Beliebtheit. Daß die letzteren gegen die Brodjagen ſchonungslos verfahren, wo ſie dieſelben erreichen können, iſt erklärlich und auch nothwendig, da die ruſſiſche Regierung gegen dieſe Galgenvögel eine unbegreifliche Schwäche und Nachſicht zeigt. Auch darauf iſt ſchon hingewieſen [1]), daß die Golden jedem Weißen, der ſich ihnen als „Amerikaner“ vorſtellt, mit größerem Vertrauen begegnen als den Ruſſen, und dieſes Mißtrauen hegen ſie auch gegenüber den Beamten, denen ſie häufig einen ſtumpfen paſſiven Widerſtand entgegenſetzen oder, wo es möglich iſt, wohl auch offen den Gehorſam verweigern, obgleich nach Jakobſen's Erfahrungen ſie wenig Grund haben, mit ihnen unzufrieden zu ſein. Am verhaßteſten aber ſind ihnen die ruſſiſchen Geiſtlichen, weil dieſe ſich bemühen, ſie ihrer von den Vätern ererbten Religion untreu zu machen und dabei vielleicht nicht immer klug und ſchonend genug verfahren [2]). Wie

---

[1]) Siehe S. 155, Spalte 2, Anm. 2.

[2]) Auch während ſeines Aufenthaltes im Gebiete der zwar dem Namen nach zum Chriſtenthum bekehrten, in Wirklichkeit aber noch dem Schamanismus ergebenen Tſchuwaſchen und Tſcheremiſſen in der Nähe von Kaſan ſowie bei den Wotjaken hatte Jakobſen Gelegenheit, ähnliche Beobachtungen zu machen in Beziehung auf das ſchroffe Verfahren der ruſſiſchen Geiſtlichen. Es ſcheint daſſelbe zur ruſſiſchen Miſſionspraxis zu gehören, wie ja auch der unſeren Landsleuten in den Oſtſeeprovinzen gegenüber angewandte Bekehrungseifer beweiſt.

gereizt die Stimmung der Golden nach dieser Richtung hin ist, lehrt folgender Vorgang, der dem Reisenden in Troitzkoje mitgetheilt wurde. Der Geistliche dieses Ortes hatte im Sommer 1883 einige Kinder von solchen Goldenfrauen, die zum Christenthume übergetreten waren, nach Troitzkoje bringen lassen, um sie dort zu unterrichten und ebenfalls in die russische Kirche aufzunehmen. Da ein Protest der Väter und ihrer Verwandten, welche von einem Uebertritte der Kinder zum Christenthume nichts wissen wollten, erfolglos blieb, so entstand unter den die Gegend von Troitzkoje bewohnenden Golden eine hochgradige Erregung gegen die Russen, welche endlich nach mehreren Wochen zum Ausbruch kam, indem die in ihren religiösen Gefühlen gekränkten Stammesgenossen sich zusammenrotteten, bewaffnet in das Dorf einfielen und die ihnen entrissenen Kinder wieder aus dem russischen Schulzwange befreiten. Während sie triumphirend abzogen, erklärten sie, daß sie Troitzkoje in Brand stecken würden, sobald man von russischer Seite den Versuch machen würde, ihnen die Kinder wieder zu entreißen. Nur dadurch, daß man von Chabarowka Militär herbeirief, die Hauptschuldigen festsetzen ließ und den Dorfbewohnern starke Kontributionen auflegte, konnten die Golden gezwungen werden, ihre drohende Haltung aufzugeben, während ihr Haß gegen die russischen Zwingherren im Stillen unverändert weiter glühte.

Eine eigene politische Organisation, wie sie etwa bei den Burjaten vorhanden ist[1]), scheinen die Golden niemals besessen zu haben; jetzt wenigstens ist davon nach den Erfahrungen des Reisenden keine Spur mehr vorhanden. Nur Dorfälteste fand er vor, die aber von den Russen eingesetzt waren und nur sehr wenig Ansehen besaßen; wenigstens vermochten sie nie, wenn er ihre Hilfe anrief, ihre Landsleute zum Verkauf ihrer Waaren zu bewegen. In seiner Familie herrscht der Vater unbedingt, doch liegt bei der Lebensweise des Volkes naturgemäß nur die Hausarbeit auf den Schultern der Frauen, welche insofern eine verhältnißmäßig leichte Stellung haben, wenn man sie mit denjenigen vergleicht, die ihre Geschlechtsgenossinnen bei vielen Ackerbau oder Viehzucht treibenden Naturvölkern einnehmen, wo sie nichts weiter sind als die Lastthiere der Männer. Die Eheschließung erfolgt auch bei diesem Volke durch Brautkauf. Wenn ein junger Golde gewillt ist, in den Ehestand zu treten, so begiebt er sich in Begleitung seiner Eltern oder in Ermangelung derselben seiner nächsten Verwandten zu den Eltern seiner Auserwählten und hält Anfrage, ob der Vater geneigt sei, ihm seine Tochter zum Weibe zu geben. Wird diese Frage bejaht, so theilen seine Eltern Geschenke und namentlich große Mengen von chinesischem Branntwein unter die Dorfbewohner und besonders unter die Verwandten der Braut aus, und mit dieser Ceremonie wird das junge Paar als verlobt betrachtet. Nach Verlauf eines Jahres wiederholt sich derselbe Vorgang und dann wird auch officiell der Kalym oder das Kaufgeld für die Braut bestimmt, das sich in seiner Höhe vor allem nach der Jugend und Schönheit des Mädchens richtet. Erst im dritten Jahre findet die Vermählung statt. Der Bräutigam zieht mit seinen Eltern in das Haus der Braut, wo unter Aufsicht der nächsten Verwandten das Beilager gehalten wird, und dann siedelt das junge Paar in das Haus des Ehemannes über, wo ein großer Schmaus mit obligater allgemeiner Betrunkenheit die Feier beschließt. Leider findet sich auch bei den Golden wie bei den Koreanern der Gebrauch, daß Greise mit zwölf- oder dreizehnjährigen Mädchen oder Knaben in zartem Alter mit dreißigjährigen Frauen verheirathet werden, eine Sitte, die natürlich nicht zur Stärkung der Volkskraft beiträgt[1]). Wenn der Familienvater stirbt, so geht das Gesammterbe an den Erstgeborenen über. Unter diesem Erbe befindet sich aber auch die leibliche Mutter des Erben; sie wird seine Gemahlin. Ebenso heirathet der Vater, wenn sein verheirateter Sohn stirbt, dessen hinterlassene Wittwe, und dasselbe geschieht von Seiten des jüngeren Bruders, wenn etwa der Vater schon gestorben ist[2]).

Früher pflegten die Golden ihre Todten in eigens zu diesem Zwecke erbauten Grabhäusern beizusetzen, jetzt aber werden sie von der russischen Regierung gezwungen, sie zu beerdigen. Diese Grabhäuser sind kleine Gebäude aus Holz mit reichem Schnitzwerk und vieler bunten Malerei verziert, unter deren Vorwürfen der chinesische Drache besonders häufig erscheint. Am Gorin fand der Reisende noch eine ganze Anzahl derselben vor, so daß die Vermuthung nahe liegt, daß die Golden in dieser entlegenen Gegend sich den Bestimmungen des russischen Gesetzes noch zu entziehen wissen, denn am Amur, wo die Kontrole schärfer geübt wird, fanden sich diese Gebäude fast gar nicht. Ihre Geräumigkeit ist verschieden, je nachdem sie für eine einzelne Person oder für die Aufnahme der Leichen einer ganzen Familie bestimmt sind; die Schamanen sollen besondere Grabhäuser haben, die besonders schön geschmückt sind. Leider gelang es Jakobsen nirgends, eins dieser Grabhäuser zu betreten; nicht einmal einen Blick in das Innere derselben wollte man ihm gestatten. Uebrigens erfuhr der Reisende am Gorin, daß die Bewohner des oberen Flußthales ihre Todten auch in geschmackvoll bemalten Holzkisten beisetzen; besonders soll dies mit den Leichen junger Mädchen geschehen. Die Beerdigung erfolgt ebenso wie ehemals die Beisetzung der Todten, nachdem man denselben die Grabkleider angelegt hat, welche meistens aus kostbaren chinesischen Stoffen bestehen. Alle Golden beider Geschlechter kaufen oder stellen selbst diese Grabkleider für sich her und sind nur mit großen Schwierigkeiten zu bewegen, sie an Fremde zu verkaufen. Jakobsen gelang es nur dadurch, einen solchen Grabanzug für hohen Preis zu erlangen, daß er der Eigenthümerin, einer schon ältlichen Frau, klar machte, sie sei noch zu jung zum Sterben und werde bis dahin noch genügend Zeit haben, sich neue Grabkleider zu verschaffen. Man sieht, daß selbst die Damen am Amur es nicht übel nehmen, wenn man so höflich ist, sie für jünger zu halten, als sie sind.

---

[1]) Siehe des Verfassers Aufsatz in Nr. 1. des laufenden Bandes dieser Zeitschrift S. 13.

[1]) So traf Jakobsen in dem Dorfe Bolon im Februar 1885 einen etwa zehn Jahre alten Goldenknaben an, der für seine gestorbene Ehehälfte dort eine Leichenfeier hielt, bei welcher er nur geringe Traurigkeit zeigte, denn die Entschlafene war über 20 Jahre älter gewesen als er. Ueberhaupt ging es bei dieser Trauerfeierlichkeit recht lustig zu. Es waren nur Frauen zugegen, da die Männer auf der Zobeljagd abwesend waren, diese Damen aber ließen sich kräftige Portionen Branntwein, welche ihnen der junge Wittwer reichte, herrlich munden und fanden des Erzählens und Lachens kein Ende.

[2]) Diese Mittheilung Jakobsen's will mir nicht recht glaubhaft erscheinen. Er berichtet nämlich, daß die Golden die Blutschänder mit dem Tode bestrafen, ebenso wie die Ehebrecher; beide Bemerkungen aber sind doch mit einander nicht gut in Einklang zu bringen, wenigstens soweit die Heirath des Sohnes mit seiner leiblichen Mutter in Betracht kommt. Ich glaube, daß die Angabe Jakobsen's in dieser Beziehung auf einem Mißverständniß beruht, das sich vielleicht dahin aufklären läßt, daß der Sohn mit dem übrigen Eigenthum des verstorbenen Vaters auch die Mutter als solches überkommt, daß sie ihm dienstbar wird wie der ganze übrige Hausstand ihres Mannes, ohne daß doch zwischen Mutter und Sohn ein geschlechtlicher Verkehr bestände. Uebrigens ist mir sehr wohl bekannt, daß hier und da bei polygamen Völkern die Frauen des verstorbenen Vaters auf den Erben übergehen, aber mit Ausnahme der leiblichen Mutter. Vergleiche Peschel-Kirchhoff, Völkerkunde S. 226.

Ihre Nahrung gewinnen die Golden theils aus dem Fischfang, theils aus der Jagd. Ackerbau treiben sie nicht; was sie von Ackerfrüchten brauchen, wird ihnen fast durchweg von den Chinesen zugeführt. Hier steht obenan die Hirse, welche ja auch das Hauptnahrungsmittel der stammverwandten Mandschu ist und in deren Lande viel gebaut wird[1]). Von Hausthieren halten sie besonders Hunde, welche ihre Häuser bewachen, sie bei der Jagd unterstützen und ihnen ihre weiten Schlittenreisen im Winter ermöglichen. Man trifft in den einzelnen Winterwohnungen oft mehr als zwanzig dieser Thiere. Auch Pferde finden sich fast in jedem Hause, ohne daß dieselben doch viel zum Reiten gebraucht würden, denn die Vehikel für die Ortsveränderung sind bei diesem Volke im Sommer das Boot — Amerotscha genannt und meist aus Birkenrinde bestehend — im Winter aber der Schlitten. Unter den Pferden der Golden pflegen die Tiger ebenso schwere Verwüstungen anzurichten wie unter den Renthieren anderer Tungusenstämme. Die letztgenannten Thiere existiren bei den Golden, wie es scheint, gar nicht, obgleich ihre nächsten Nachbarn dieselben in Massen besitzen; jedenfalls erwähnt wenigstens Jakobsen nicht, daß er sie an irgend einem Punkte des Goldengebietes vorgefunden habe. Nächst dem Hunde ist das am häufigsten erscheinende Hausthier das Schwein, dessen Fleisch die Golden namentlich zum Reis als Festtagsspeise sehr gern genießen.

Ihre Kleidung stellen die Golden theils selbst her, theils erhalten sie dieselbe durch chinesische Kaufleute. Diese führen ihnen baumwollene Stoffe zu, aus denen Hemden für Männer und Frauen hergestellt werden. Dieselben reichen bis über die Knie hinab, haben lange Aermel und schließen um den Hals herum fest an. Die vorherrschende Farbe für diese Hemden ist Blau, doch weiß man ihnen durch Besatz von andersfarbigem Zeuge eine geschmackvolle Mannigfaltigkeit zu verleihen. Ebenso werden die von Männern und Frauen getragenen Beinkleider bisweilen aus chinesischem Baumwollenstoff hergestellt. Im Allgemeinen aber besteht die Kleidung der Golden aus Materialien, welche ihnen das eigene Land liefert, nämlich aus Fischhaut oder aus Fellen[2]). Die Fischhäute werden mit Knochenmessern abgezogen, an einander genäht und mit Verzierungen in Malerei oder Stickerei versehen, die bisweilen ganz geschmackvolle Muster zeigen. Die Frauen tragen das schon namhaft gemachte lange Hemd, darunter Hosen, welche höchst eigenthümlich gestaltet sind. Sie lassen das Gesäß und die Geschlechtstheile frei und reichen bis etwa zur Mitte der Waden, wo sie mit Riemen festgebunden werden, während ich nicht anzugeben weiß, wie man sie oben befestigt. Sie bedecken also nur die Oberschenkel, während Waden und Füße in Strümpfen und Stiefeln stecken, die ebenfalls aus Fischhaut hergestellt sind und wie Hemd und Hosen bunte Malerei aufweisen. Die Sohlen der Strümpfe bestehen aus Renthierfell, welches von den tungusischen Nachbarn zu den Golden gebracht wird, und zwar wird das Haar nach innen getragen. Ueber den Rücken fällt ein etwa 25 cm breiter Streifen aus Zeug oder Fischhaut bis an den Saum der Hemden herab, der mit einem Riemen um den Hals befestigt wird. Der obere Theil dieses Gehänges ist mit Perlen, Muscheln und Kupferzierrathen besetzt, während am unteren Ende einige Kupferplatten frei schwebend angebracht sind, welche bei jedem Schritt der goldischen Schönen klingend zusammenschlagen. Aeltere Frauen tragen unter dem Hemde noch lange Schürzen aus Fischhaut oder Fell, welche mit Riemen um das Genick herum befestigt werden. Um die Hüften wird das Hemd von einem Gürtel zusammengehalten, welcher zugleich dazu dient, der Gestalt eine gewisse Anmuth zu verleihen. Der Kopf wird meines Wissens im Sommer nicht bedeckt, im Winter hingegen tragen die goldischen Frauen hohe, mit mancherlei Besatz verzierte und dick gefütterte Mützen aus schwarzem Sammt, den sie ebenso wie die Baumwolle aus China beziehen. Dem oben beschriebenen Rückengehänge entspricht als Festtagskleidung ein meist rechteckiger Brustschmuck, welcher aus Baumwollenzeug besteht und mit eingestickten Mustern geschmückt ist, zu deren Herstellung Renthierhaare benutzt werden. Wie dem Reisenden mitgetheilt wurde, sind diese Stickereien aber nicht goldische Arbeit, sondern stammen von ihren Renthiere haltenden Nachbarn. Dasselbe ist der Fall bei den ebenfalls geschmackvoll verzierten Handschuhen, welche bei festlichen Gelegenheiten getragen werden und unseren Fingerhandschuhen an Zierlichkeit nicht viel nachgeben. Daneben giebt es für den täglichen Gebrauch auch Fausthandschuhe, welche von den Golden selbst hergestellt werden. Leider verunzieren sich die ohnehin schon nicht schönen Goldinnen durch silberne Nasen- und Ohrringe. Von letzteren tragen sie bisweilen drei bis vier in jedem Ohre, und die Folge davon ist, daß man häufig Frauen am Amur sieht, deren Ohren derartig zerrissen sind, daß sie wie ausgefranst erscheinen, denn die Ringe sind von beträchtlichem Umfang und Gewicht.

Die Kleidung der Männer gleicht im Allgemeinen derjenigen der Frauen, nur weist sie weniger Verzierungen auf. So fehlen Rückengehänge und Brustschmuck; auch werden von den Männern fast nur derbe Fausthandschuhe getragen. Die eigenthümliche Form der Beinkleider, welche wir oben schon kennen lernten, ist auch hier üblich; da aber die goldischen Männer im Winter oft weite Schlittenreisen unternehmen und der Luftzug an dem nackten Gesäß und den Geschlechtstheilen nachtheilige Wirkungen auf ihre Gesundheit ausüben könnte, so ziehen sie über die Hosen einen Unterrock von Seehundsfell, der außerordentlich warm hält[1]). Bei Regenwetter pflegen die Männer anstatt der langen Hemden kurze Jacken aus Fischhaut zu tragen, deren Aermel an den Handgelenken fest zusammengebunden werden, damit ihnen bei ihrer Beschäftigung das Wasser nicht hineinläuft. Während die Männer im Sommer Hüte aus Birkenrinde tragen, welche in der Form den chinesischen gleich sind[2]), bedienen sie sich im Winter dicker Kopfringe aus Pelz, an welchen hübsch gestickte Ohrenklappen befestigt sind, welche letztere die Golden, wie es scheint, von den Chinesen angenommen haben. Erwähnenswerth ist noch der Gürtel, ohne den kein Golde existiren zu können scheint, denn man findet ihn am Ussuri ebenso allgemein im Gebrauch wie in dem Uebergangsgebiete zu den Giljaken. Derselbe besteht aus einem Lederriemen, welcher gewöhnlich mit einem Knochenschlosse zusammengehalten wird, und fungirt als Träger für mancherlei Geräthe, welche dem täglichen Gebrauche dienen. So hängt an ihm das oben schon erwähnte Knochenmesser zum Abziehen der Fischhäute und zum Zerlegen der Thiere, weiterhin ein anderes längeres Messer aus Metall, ein Tabaksbeutel, ein Pfeifenräumer, ein Feuerstahl und -Stein, ein Täschchen mit Zunder, eine knöcherne Nadelbüchse und ein Instrument, welches pfriemartig gestaltet ist und zum Auflösen von Knoten, besonders

[1]) Auch Gemüse verstehen die Goldinnen aus den Wurzeln einiger Pflanzen zuzubereiten, dessen Geschmack der Reisende durch eigene Prüfung ganz erträglich gefunden hat.

[2]) Am Ussuri fand Jakobsen fast durchweg Fellkleidung, während am Amur auch im Winter die aus Fischhaut hergestellte überwog.

[1]) Dasselbe Kleidungsstück ist auch bei den Giljaken und den Ainos auf Sachalin im Gebrauch.

[2]) Daneben kommen übrigens auch Filzhüte und Mützen aus Baumwollenzeug vor.

in den Strängen der Schlittenhunde, dient. Neben diesem einfachen Ledergürtel erscheint übrigens an Festtagen auch ein mit Stickerei reich verzierter. Die Kleider aus Fischhaut haben eine gelblichweiße Farbe und besitzen den Vorzug, absolut wasserdicht zu sein. Dagegen schützen sie nur wenig gegen die Kälte und werden daher, wie schon oben bemerkt, nicht selten durch Pelzkleider ersetzt. In rauhen Herbsttagen zieht man häufig mehrere Fischhautkleider über einander, ein Experiment, dessen Ausführung bei der Dehnbarkeit des Stoffes keine große Schwierigkeiten macht, das aber nicht gerade dazu dient, die Gestalten der Träger zu verschönern [1].

Von den Geräthen der Golden will ich nur einige anführen, um nicht zu weitläufig zu werden. Ueber die Werkzeuge, welche sie zu Fischfang und Jagd benutzen, habe ich schon oben gesprochen; hier sei nur noch erwähnt, daß sie ihre Netze mit kleinen, an der Sonne getrockneten Ziegelsteinen oder mit wurstförmigen Sandsäcken aus Fischhaut beschweren. Auch einige Hausgeräthe, wie Kopfkissen, Schlafdecken und Kinderwiege habe ich oben schon erwähnt; hinzufügen will ich aber noch, daß einem geehrten Gaste beim Betreten des Hauses ein Teppich hingelegt wird, wie bei den Kirgisen am Irtysch, damit er mit den Füßen nicht den bloßen Fußboden berühre. In ärmeren Häusern werden diese Teppiche auch durch Strohmatten ersetzt. Bei ihren Mahlzeiten bedienen sich die Golden kleiner, rechteckiger Tischchen mit geschnitzten Füßen und gemalter Platte, die auch häufig mit Schubladen versehen sind [2]. Auf diese Tische werden die Holzschüsseln gestellt, aus welchen man mit geschnitzten Holzlöffeln [3] oder auch nach chinesischer Gewohnheit mit Eßstäbchen ißt. Der Gebrauch von Servietten ist den Golden wohl bekannt. Freilich sehen dieselben etwas anders aus als die unseren, denn sie bestehen aus Bunden von Bast oder Hobelspänen. Auch als Handtücher sind dieselben im Gebrauch und ferner dienen sie zum Reinigen der Eßgefäße nach der Mahlzeit. Löffel und Eßstäbchen werden, nachdem sie gereinigt worden sind, in Behälter aus Birkenrinde gelegt, welche theils cylinderförmig, theils prismatisch gestaltet sind. Zur Herstellung von Körben, Schachteln und Schüsseln werden Birkenrinde und Bastflechterei benutzt, und man kann den Golden die Anerkennung nicht versagen, daß sie in derartigen Arbeiten sehr geschickt sind. Die angeführten Geräthe erscheinen in den mannigfaltigsten Gestalten und dienen verschiedenen Zwecken, z. B. als Behälter zum Aufbewahren der aus China eingeführten Tabaksblätter, zur Unterbringung des Nähzeuges, als Salzfässer u. s. w. Säcke und Beutel oder größere Taschen werden aus Fischhaut gefertigt und mit Stickerei verziert. In solchen Säcken verwahren die Golden unter anderen die Vorräthe von Reis, Hirse und anderen Getreidearten, welche sie von den Chinesen als Winternahrung einkaufen. Andererseits werden die angesammelten Fischhäute in Säcken aus starkem Seehundsleder aufgehoben. Die Fischhäute bereiten sie mit falzbeinartigen Instrumenten aus Knochen zur Benutzung als Kleider vor, während die Thierfelle durch Klopfen mit einer hölzernen Keule geschmeidig gemacht werden. Die Erleuchtung der Häuser erfolgt durch Fischthranlampen, welche auf einem Lampenhalter ihren Platz finden. Dieser besteht aus einem viereckigen Brette, auf welches die Lampe gestellt wird. An jeder Ecke desselben erhebt sich ein senkrechter Stab von etwa 40 cm Höhe, welcher mit dem schräg gegenüberliegenden durch ein Querholz verbunden ist. Wo diese Hölzer sich mitten über dem unteren Brette kreuzen, ist in sie ein langer Stab eingelassen, der oben in einen Haken ausläuft und dazu dient, den ganzen Apparat an der Decke aufzuhängen. Man erreicht damit ein Doppeltes. Einmal erhellt die Lampe durch ihre erhöhte Stellung einen beträchtlicheren Raum der Wohnung, als wenn sie auf dem Fußboden stände, und zweitens wird sie der Gefahr entzogen, durch die fortwährend im Hause befindlichen Hunde umgestoßen zu werden. Von Steingeräthen sind bei den Golden nur noch steinerne Mörser im Gebrauche, deren Stößer aus demselben Materiale bestehen. Kleine Wetzsteine, welche in der Mitte durchbohrt sind und am Gürtel befestigt werden, führt jeder Golde bei seinen winterlichen Jagdausflügen bei sich, und ebenso ist er stets mit einigen Schneebrillen versehen, welche, so primitiv sie zu sein scheinen, doch völlig ihre Dienste thun. Das Gestell dieser Brillen besteht aus Holz, die Sehlöcher sind mit einem ganz feinen Gewebe von Pferdehaaren ausgefüllt, und die Befestigung erfolgt durch Bänder, welche am Hinterkopfe zusammengebunden werden; sie erinnern lebhaft an die Brillen, deren unsere Studenten sich bei der Mensur bedienen. Als Spielzeug für Kinder finden sich bei den Golden kleine Thiere aus Holz, z. B. Ratten, Puppen aus Fischhaut, Vögel aus Fischknochen und zierliche Menschengestalten aus Holz, welche deutlich als russische Soldaten zu erkennen sind und derartig absichtsvoll carricirt sind, daß auch aus diesem Umstande die Abneigung der Golden gegen ihre jetzigen Herren ersichtlich wird. Daß als Knabenspielzeug Bogen und ungefährliche Pfeile nicht fehlen, versteht sich von selbst. Von musikalischen Instrumenten hat Jakobsen bei den Golden nur ein einziges gefunden, das mit einer Geige entfernte Aehnlichkeit hat und ebenso wie diese mit einem Bogen gespielt wird. Da sich an einem anderen Orte kaum eine geeignete Gelegenheit zur Erwähnung finden möchte, will ich hier noch einschalten, daß die Golden und ihre stammverwandten Nachbaren ein eigenthümliches Spiel sehr lieben, das folgenden Verlauf hat. An schönen Sommertagen begeben sich die Männer und Jünglinge eines Dorfes unter Gesang an das flache Ufer des Flusses [1], wo sie sich in einer Stellung, die wir etwa „große Kniebeuge" nennen würden, im Sande niederhocken. Indem sie dann ab und zu aus dieser Stellung emporschnellen und wieder in sie zurückfallen, stoßen sie wunderlich hohe Töne aus, welche klingen, als ob sie aus dem Unterleibe heraufgeholt würden, trotzdem aber nach der Versicherung von Jakobsen's Dolmetscher Iwan von den Golden für sehr schön gehalten werden.

---

[1] Erwähnen will ich noch, daß bei den Golden auch Fingerringe im Gebrauch sind, die merkwürdiger Weise gern am Daumen getragen werden.

[2] Diese Tischchen haben Aehnlichkeit mit den bei den Koreanern gebräuchlichen (siehe Nr. 5 des laufenden Bandes dieser Zeitschr. S. 74), sind aber nicht so zierlich gearbeitet wie jene.

[3] Auch solche Löffel kommen vor, die aus einzelnen Stäben zusammengeflochten sind. Uebrigens sei hierbei erwähnt, daß man auch den Hunden ihr Futter in großen Holzlöffeln reicht.

[1] Jakobsen hat die Beobachtung gemacht, daß dort, wo die Flußufer steil waren, die Niederlassungen der Golden fehlten, sich aber sogleich wieder einstellten, sobald der Strand flach wurde. Der Zweck der goldischen Dörfer am Flusse macht diesen Umstand erklärlich.

Kürzere Mittheilungen.

Bevan's Forschungsreise in Englisch-Neu-Guinea.

Ueber die unter Führung von Theodor Bevan gemachte Forschungsreise in das Innere von Englisch-Neu-Guinea enthält die Zeitschrift „Nature" (11. August d. J.) einige Mittheilungen, denen wir Folgendes entnehmen. Die Expedition verließ mit dem Dampfer „Victory", welcher Bevan für sechs Wochen durch den Besitzer Robert Philp zur Verfügung gestellt worden war, am 15. März d. J. die Donnerstag-Insel mit der Absicht, sich zu vergewissern, ob es möglich wäre, die Gebirge im Inneren von Neu-Guinea mittels des Aird oder eines anderen großen Stromes zu erreichen und wenn möglich freundschaftliche Beziehungen zu den Eingeborenen in der Nachbarschaft des Papua-Golfes für spätere Forschungen herzustellen. Das Resultat der Reise ist zunächst der Nachweis der Existenz von ausgedehnten Wasserstraßen in das Innere, indem zwei bedeutende Ströme, der Douglas-River und Jubilee-River entdeckt wurden; letzterer wurde so genannt zum Andenken an das diesjährige Regierungsjubiläum der Königin Victoria. Weiter wurde gefunden, daß diese beiden Ströme mächtige Deltas besitzen, daß der Aird kein selbständiger Strom, sondern nur ein Mündungsarm des Douglas ist und daß Cape Blackwood durch einen vier bis acht Faden tiefen Kanal, dessen Stelle auf der Admiralitätskarte als „dry land" bezeichnet ist, von dem Festlande getrennt, also eine Insel ist. Der Douglas, welcher auf 130 Meilen seiner Länge befahren wurde, hatte ferner zwei mächtige Zuflüsse, welche Burns- und Philp-River genannt wurden, während eine in dieser Gegend neu entdeckte Bergkette nach dem Onkel des Entdeckers, Thomas Bevan, ihren Namen erhielt. Der Papua-Golf ist in der Umgebung von Orokolo erforscht worden. Es scheinen hier fünf scheinbar getrennte Flüsse zu münden, die aber nichts anderes als die Deltaarme des Jubilee-River sind. Ja, Bevan entdeckte sogar einen sechsten Kanal, welcher jene fünf anderen unter rechten Winkeln schneidet. Da die Zeit der Expedition zu beschränkt war, um jeden einzelnen dieser Flußarme untersuchen zu können, so wurde in westlicher Richtung weitergedampft und bei späteren Flußtheilungen stets der aus dem Inneren kommende Arm weiter befahren. Eine Woche wurde auf diese Erforschung verwandt und, obwohl hohes Land im Nordwesten gesehen wurde, konnte man es doch nicht erreichen. Der letzte Flußarm, an dem dann stromaufwärts keine Theilung beobachtet wurde, hatte eine Breite von einer Meile, und hier bot sich den Reisenden ein prächtiger Anblick der dahinter liegenden Landschaft. Eine Kette über der anderen, erstreckten sich die Hügelreihen in der Ferne, überragt von einzelnen blauen Gipfeln, wobei zu der schönen Aussicht die große Durchsichtigkeit der Luft viel beitrug. Die Bergketten waren alle mit Wald bedeckt, und leicht konnten an den Gehängen die einzelnen Wasserläufe, beleuchtet von den glitzernden Strahlen der Sonne, beobachtet werden. Der Fluß wurde 110 Meilen seiner Länge befahren und, wie schon erwähnt, Jubilee-River, jene Bergkette, von welcher er kommt, aber Albert Victor genannt.

Was die Bewohner anlangt, so kam es nur einmal vor, daß ein Stamm sich den Reisenden feindlich zeigte, allein auch hier bestand die Feindseligkeit nur in dem Wechsel einiger Pfeilsalven und blinder Schüsse. Der Name dieses Stammes konnte nicht ermittelt werden, dagegen die Namen der übrigen, außer den hinter den Aird-Bergen wohnenden. Es wurden noch besucht die Tumu, die Moko, die Kiwa Pori, die Birumu und die Evorra, alle mehr oder weniger im Inneren wohnend und von freundlichen Gesinnungen; einige ließen sich sogar photographiren. Für den Naturforscher bietet sich hier ein äußerst ergiebiges Feld. Die Expedition hat gegen 80 Vogelarten mitgebracht und viel ethnologisches Material aus dem Tauschhandel mit den Eingeborenen. Das Klima ist nicht so schlimm. Die Temperatur stieg von 22° C. Morgens auf 30° C. Mittags im Schatten, und es kehrten die Theilnehmer der Expedition im besten Wohlsein zu der festgesetzten Zeit zurück. In Kurzem gedenkt Bevan seine Forschungen wesentlich zu erweitern.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 14. August 1887 ertrank in der Kieler Bucht bei einer Segelfahrt der Professor Dr. A. Pansch, geboren 2. März 1841, seit 1865 Prosector in Kiel, in weiteren Kreisen bekannt durch seine Theilnahme an der zweiten Deutschen Nordpolfahrt 1869/70 auf der „Germania". Für Ethnologie und Anthropologie hatte Pansch reges Interesse und betheiligte sich eifrig an Ausgrabungen.

— Jos. Lad. Pič. Zur rumänisch-ungarischen Streitfrage. Skizzen zur ältesten Geschichte der Rumänen, Ungarn und Slaven (Leipzig, Duncker und Humblot, 1886. 8°. 436 Seiten. Mit Karte). Der Verfasser tritt entschieden für die Abstammung der Rumänen von den römischen Ansiedlern, die sich allerdings mit den Daken gemischt hatten, ein; die Dakorumänen sind die in ihren ursprünglichen Sitzen verbliebenen Theile des Volkes, das vor den Stürmen der Völkerwanderung in die Gebirge auswich und darum heute noch seine Volksfeste in den Bergen feiert. Die Macedorumänen sind die Nachkommen derjenigen Kolonisten, welche beim Aufgeben Daciens mit den römischen Besatzungen über die Donau zurückwichen und mit den romanisirten Thrakern verschmolzen. Die Istrorumänen (Morlachen) sind erst im 7. Jahrhundert in die Küstenländer der Adria eingewandert. Sie gleichen jetzt schon ganz den umwohnenden Slaven und verschmelzen mit ihnen. Unter den anderen Rumänen lassen sich dagegen zwei Typen unterscheiden, beide brachycephal, der römische und der moldauische; den letzteren hält der Verfasser für den eigentlich dakischen. Der Haupttheil des Buches ist einer Schilderung Osteuropas im 9. Jahrhundert, zum Theil nach arabischen Quellen, gewidmet; die Karte stellt die Verbreitung der Völker in dieser Zeit dar. Den Norden haben noch ausschließlich die Finnen inne, an der mittleren Wolga und in den Ostseeprovinzen sind sie schon mit Slaven durchsetzt; im Südosten vom Don ab wohnen türkische Stämme, nur der Südwesten ist slavisch. Eingehend werden die Handelsverhältnisse der damaligen Zeit und besonders der slavische Antheil an denselben geschildert; dann auch die Ver-

theilung der aus Erde ohne Steine und Balkenlagen errichteten Burgwälle, welche der Verfasser den Slaven zuschreibt. In den Kurganen unterscheidet er drei verschiedene Rassen, Dolichocephalen, wahrscheinlich Ugrer aus vorhistorischer Zeit, Brachycephalen, wahrscheinlich den Westfinnen, Vessen, Mera und Muroma zuzurechnen und damit vergesellschaftet die Aschenurnen slavischer Handelskolonien. Die interessanten Zusammenstellungen über die damaligen Handelsstraßen haben wir an anderer Stelle (s. oben S. 111) eingehender gegeben. — Die Heimath der Ungarn sucht Pič im Wolgabecken; ihre Wanderung nach Südwesten begann um 840 n. Chr., 889 gingen sie über den Dniepr, 894 brachen sie, wahrscheinlich über die nördlichen Karpathen, zum ersten Male in Pannonien ein, die bleibende Ansiedelung datirt von 900. Ihre Wanderung wurde wahrscheinlich durch einen Einbruch der Petschenegen hervorgerufen, hinter denen wieder die Kumanen drängten; sie wandten sich erst nach den Karpathen, als sie in dem mit den Byzantinern gemeinsam unternommenen Angriff auf die Bulgaren von Symeon eine schwere Niederlage erlitten hatten. Ko.

— Der bekannte Reisende, Kapitän der italienischen Marine, Giacomo Bove, hat sich am 9. August 1887 bei Verona in einem Fieberanfalle erschossen. Er war geboren 1852 in Maranzana in der Provinz Acqui, begleitete schon als Jüngling den Ingenieur Giordone nach Borneo und Japan und wurde bekannt durch seine Theilnahme an Nordenskjöld's Umsegelung von Asien auf der „Vega" (1878 bis 1879), während welcher er die hydrographischen Arbeiten ausführte. Nach der Rückkehr versuchte er vergeblich, eine Südpolarfahrt von Italien aus ins Werk zu setzen und begab sich Ende 1881 nach der Argentina, wo er Gelegenheit fand, die Misiones, das südliche Patagonien und Feuerland zu besuchen. Sein Reisewerk „Patagonia, Terra del Fuoco etc." erschien 1883. Zuletzt betraute ihn die italienische Regierung mit einer Mission nach dem Congo-Staate, über dessen Zukunft er, wie bekannt, sich in seinem officiellen Berichte sehr ungünstig geäußert hat. Bei seiner Rückkehr nahm er den Abschied aus der Marine und wurde technischer Director der Schiffahrtsgesellschaft „Veloce„ in Genua.

— Im Juni dieses Jahres starb, 81 Jahre alt, auf dem Dorfe Kuzenevo (?) bei Moskau der russische Staatsrath und frühere Erste Sekretär der russischen Gesandtschaft in Teheran, Baron de Bode, Verfasser des noch heute geschätzten Reisewerkes „Travels in Luristan and Arabistan".

— Seitens der englischen und französischen Regierung wird der demnächst zu eröffnenden Eisenbahnlinie Pest-Belgrad-Salonichi bereits eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet. In den betreffenden Vereinbarungen mit den den indo-chinesischen Dienst versehenden Schiffahrts-Compagnien ist, wie der „Pester Lloyd" schreibt, für einen neu einzulegenden Kurs von und nach Salonichi bereits vorgesorgt. Im neuen Schiffahrts- und Postvertrage der französischen Regierung mit den Messageries Maritimes ist unter anderem eine vierzehntägige Linie Port Said-Salonichi und zurück (mit Schnelldampfern) mit Anschluß in Port Said an die indo-chinesische Linie stipulirt, was darauf hindeutet, daß an die Eröffnung der in Rede stehenden Eisenbahnlinie hinsichtlich der Vermittelung des mitteleuropäisch-überseeischen Verkehrs gute Hoffnungen geknüpft werden. Dem Beispiele Englands und Frankreichs will auch Deutschland folgen, dessen subventionirte Fahrten vermittels des „Norddeutschen Lloyd" nach Ostasien und Australien bekanntlich zum Theil über das Mittelländische Meer gehen, so daß neben dem Auslaufhafen Genua eventuell auch eine Zweiglinie von Salonichi etablirt werden soll. Diesen Bestrebungen schließt sich auch der österreichisch-ungarische Lloyd an, der selbstverständlich ein Interesse hat, an dem zwischen Salonichi und Aegypten, bezw. dem Suezkanal stattfindenden Verkehr zu participiren.

Asien.

— Ueber die Verhältnisse des Grundbesitzes in Syrien macht Guthe in seinem Prachtwerke „Palästina in Bild und Wort" (II, S. 170) folgende Mittheilungen. Das beste Land, besonders der größte Theil der Ebene Saron und der großen Ebene zwischen dem Tabor und dem Karmel, ist Staatsgut und heißt Ard Mîrî, d. h. dem Emir (Fürsten oder Sultan) gehöriges Land. Solche Grundstücke werden von der Regierung an ganze Dörfer oder an einzelne Personen verpachtet, und der Pächter hat für das Recht des Bebauens den Zehnten des Ertrages an die Staatsbehörde zu entrichten, darf das Land aber selbstverständlich weder vererben noch verkaufen. Daneben giebt es Ard-Wakf, d. h. Stiftungs- oder Vermächtnißland. Der Landesherr oder ein wohlhabender Privatmann hat dasselbe testamentarisch einer Moschee oder einem anderen Heiligthume, auch Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten vermacht mit der Bestimmung, daß der Ertrag zum Besten der frommen Stiftung verwandt werden soll. Solche Ländereien werden unter denselben Bedingungen wie die eigentlichen Staatsgüter verpachtet, nur daß der Zehnte nicht an die Regierung, sondern an den Verwalter der frommen Stiftung abgeliefert werden muß, der seinerseits einen Antheil von dem entrichteten Zehnten für sich behalten darf. Diese Verwaltung der Wakfgüter ist für manche arme Effendifamilie eine willkommene Einnahme, bringt aber leider viele Personen in die schlimme Versuchung, die Einkünfte der ihrer Aufsicht anvertrauten Ländereien selber zu „essen", wie man sich in Syrien auszudrücken pflegt, anstatt sie der milden Stiftung zufließen zu lassen. Die dritte Klasse des Bodens nennt man Ard Mulk, d. i. Eigenthum; sie umfaßt meist nur kleinere Grundstücke, die gewöhnlich mit trockenen Mauern aus Feldsteinen oder mit Kaktushecken eingefriedigt sind. Diese kann der Eigenthümer ganz nach seinem Belieben vertauschen oder verkaufen; doch sucht die türkische Regierung neuerdings auch diese Angelegenheit unter ihre Aufsicht zu bringen. Da die Bevölkerung in Palästina an Zahl gering und außerdem im Durchschnitt faul und träge ist, so liegen namentlich in den unfruchtbareren Gebirgsgegenden große Strecken des Bodens völlig brach. Wer solch „todtes", d. i. schon seit langer Zeit unbebautes Land „belebt" oder urbar macht, erwirbt es sich dadurch zum Eigenthum oder Mulk. Wird ein Grundstück herrenlos, sei es, weil die Eigenthümer ausgestorben oder weil die bisherigen Besitzer mit der Bezahlung der Steuern zu sehr in Rückstand gekommen sind und deshalb ihr Dorf verlassen haben, so fallen die Ländereien, gleichviel, welcher Klasse sie früher angehörten, ohne Ausnahme an den Staat zurück.

— Mc Carthy, der Regierungsvermesser von Siam, ist kürzlich mit einer Anzahl trefflicher Karten dieses Landes, welche die Ergebnisse siebenjähriger Aufnahmearbeiten darstellen, nach England zurückgekehrt und arbeitet dieselben nun in den Räumen der R. Geographical Society aus.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Zur physischen Geographie der Canarischen Inseln.

Von Dr. W. Biermann.

Der Bau der Canarischen Inseln ist wiederholt eingehend geschildert worden, und namentlich die Hauptinsel hat in dem Specialwerke von Fritsch und Reiß (Geologische Beschreibung der Insel Tenerife, Winterthur 1868) eine so meisterhafte Beschreibung gefunden, daß nur eine geringe Nachlese übrig bleibt. Es kann sich nur noch darum handeln, das Bild in seinen Einzelheiten weiter auszuführen. Vor allem hat man hier reichlich Gelegenheit, die Kräfte zu beobachten, welche noch fortdauernd an der Umbildung der Erdrinde arbeiten, und zwar unter vielfach anderen Bedingungen als in unseren Breiten. Nachstehend einige Bilder dieser Thätigkeit.

Unter diesen Kräften nimmt vor allen das Meer die Aufmerksamkeit des Beobachters gefangen durch den großartigen Eindruck seiner Thätigkeit. Die heftigen Luftbewegungen des Nordatlantischen Meeres senden einen mächtigen Seegang an die Gestade der Glücklichen Inseln, die von den Stürmen selbst nur selten heimgesucht werden. Während wir an unseren nordischen Meeren die Schönheit der brandenden See meist nur bewundern können, indem wir zugleich den Sturm und Regen in den Kauf nehmen, der uns kaum zum Genusse kommen läßt, können wir hier oft bei windstiller Luft im hellsten Sonnenschein die langen Wogen des Oceans in tiefblauer Farbenpracht sich aufbäumen und überstürzen sehen. Besonders großartig war die Erscheinung der Brandung in den letzten Tagen des Januar 1885 (der Januar war gerade im Norden sehr stürmisch gewesen); in Linien von über 2000 m Länge zogen die Schaumkämme heran, spitzten sich zu und überschlugen. Das niedrige Vorland, auf welchem der Puerto de Orotava steht, ist gegen den direkten Anprall der großen Wellen geschützt durch einen über 200 m breiten Gürtel von Klippen, die aber zum Theil auch bei der Ebbe vom Wasser bedeckt sind. Nur die in Schaum aufgelösten Wassermassen der zusammengebrochenen Wellen erreichen das feste Ufer; trotzdem waren Blöcke von mehreren Centnern Gewicht über die 3 m hohe Mauer des westlichen Stadttheiles geworfen worden. An den Molen stiegen die kochenden Wassermassen geiserartig 25 m hoch auf; am großartigsten war aber das Schauspiel im Osten des Städtchens, wo die Wellen gegen den 180 m hohen Absturz der Ladera de Sta. Ursula Sturm liefen. Ein einzeln stehender Fels von 75 m Höhe war zeitweise vollkommen bedeckt und in den Kaminen der Felswand stiegen die Gischtmassen bis fast 100 m auf. — So großartig hatte sich die Brandung sonst weder in diesem noch im vorhergehenden Jahre gezeigt, nur im Winter 1868/1869 erinnere ich mich, einige Male nahezu denselben Anblick genossen zu haben.

Man sollte glauben, daß nach einem derartigen mehrtägigen Ansturme auch am festen Fels der Küste Veränderungen sichtbar werden würden. Es ist mir aber nicht gelungen, solche festzustellen, soweit mir die Einzelheiten der Küste bekannt waren. Vielleicht wäre es möglich gewesen, wenn man vorher gewußt hätte, daß eine ungewöhnlich starke Dünung in Aussicht stand; man hätte dann besonders gefährdete Stellen durch Zeichnung fixiren können (noch besser wäre eine Reihe von photographischen Aufnahmen). Nur an Stellen, wo Geröll das Ufer bildete, war das Meer siegreich vorgedrungen, aber kaum meterweit; an den beiden Stellen freilich, wo es Menschenwerk in Gestalt von Wegedämmen erreichen konnte (östlich und westlich vom Puerto), hatte es tiefe Lücken gerissen. Waren

die sichtbaren Erfolge des Meeres am festen Felsen so gut wie Null, so hatte ich dafür die Art, wie die Brandung arbeitet, um so besser beobachten können. Ueberall, wo sich die Wellen an den Felsen aufbäumten, war der Gischt gespickt mit Steinen bis zu Kopfgröße, welche 10 und 20 m hoch geschleudert wurden. Die See bombardirt also die Felsen und schlägt so kleine Stückchen los; die Arbeit ist zu vergleichen mit der des Sandstrahlgebläses, durch welches wir jetzt Glasscheiben matt schleifen.

Fig. 1 zeigt solche von der Brandung bearbeitete Felsen; sie stehen unmittelbar an dem Ostabhange des Vorlandes, auf welchem der Puerto liegt. Der Winkel heißt wegen der dort stattfindenden wilden Brandung el infierno. Fig. 2 zeigt einen ins Meer hinausragenden Lavastrom, in welchen das Wasser bereits eine tiefe Bucht gebrochen hat. Auf demselben liegt das Lazareth, etwa 2 km westlich vom Puerto.

Es sei mir bei dieser Gelegenheit gestattet, auf die Brandungsarbeit im Allgemeinen einzugehen. Wenn auch wiederholt auf die Untersuchungen der Gebrüder Weber [1]) hingewiesen wurde und namentlich darauf, daß die Wellenbewegung bis in eine Tiefe reicht, gegen welche die Höhe der sichtbaren Welle fast verschwindet, so wird die Tiefenwirkung der Wellen noch immer unterschätzt, so auch von

Felsen am Infierno.

G. Hartung in seiner Geologischen Beschreibung der Inseln Madeira und Porto Santo (Leipzig 1864). Er glaubt nämlich (Seite 17 und 18) die Abnahme der Meerestiefe bis auf 40 Faden nur durch allmähliches Sinken des Landes erklären zu können und stützt sich dabei auf Darwin's Ansicht, daß die Wirkung der Brandung nur bis in sechs Faden Tiefe reiche. Darwin hat aber diese Ansicht gar nicht ausgesprochen, sondern weist nur an der betreffenden Stelle [1]) auf den Widerspruch hin, der darin liegt, daß der Atlantische Ocean an einzelnen Küsten bis auf 150 Fuß Tiefe erodiren soll, während er bei St. Helena schon in sechs Faden Tiefe feinen Sandgrund zeigt. (Fritsch und Reiß bekämpfen ebenfalls Seite 304 die vermeintliche Ansicht Darwin's.)

Fassen wir nun von den Ergebnissen der Weber'schen Versuche kurz das Nöthige zusammen. Die einzelnen Wassertheilchen beschreiben bei der Wellenbewegung elliptische Bahnen mit wagerechter großer Axe. An der Oberfläche nähert sich die Ellipse der Kreisform, nach unten wird sie immer schmäler bis zur Linie. Auch die große Axe nimmt

[1]) Darwin, Geologische Beobachtungen über Südamerika (deutsch). Stuttgart 1878.

[1]) E. H. und W. Weber, Wellenlehre. Leipzig 1825, Seite 27 und 28.

ab, beträgt aber in einer Tiefe, welche gleich der 200fachen Wellenhöhe ist, noch immer den dritten Theil der Axenlänge an der Oberfläche; selbst in der 350fachen Tiefe ist die wagerechte Bewegung noch immer erheblich.

Beachten wir dabei, daß mit letzterer Tiefe der Boden der angewandten Wellenrinne erreicht war, so liegt die Vermuthung nahe, daß bei reichlich vorhandener Tiefe die Grenze der Wellenbewegung hier noch nicht erreicht sein würde.

Nehmen wir nun an, daß eine Dünung von nur 2 m Höhe von der tiefen See her gegen die Küste steht. Alsdann findet sie bei einer Tiefe von 700 m nicht mehr mit der Leichtigkeit wie vorher das nöthige Wasser, um die bisherige Form des Wellenberges auszufüllen. Da die oberen Wassertheilchen bestrebt sind, dieselbe Bewegung auszuführen, wie weiter draußen, so entsteht ein Ansaugen des Wassers in der Tiefe, zugleich aber wird der Querschnitt der Wellenberge schlanker und diese beiden Erscheinungen nehmen zu, je flacher der Grund wird. Dieses Ansaugen bedingt das Hinabreißen aller irgend beweglichen Gegenstände (im Spanischen resaca genannt), welches eine allgemein bekannte Brandungserscheinung ist. Wird endlich das Wasser so flach, daß die Welle nicht mehr die nöthigen Wassermengen anholen kann, dann wird sie an der Vorderseite hohl und der Kamm, der schon sekundenlang scharfe Spitzen zeigte, überschlägt. Dieses Ueberschlagen konnte ich an den oben genannten Tagen über mehr als 30 m Wassertiefe wahrnehmen[1]). Von da ab findet die Bewegung der Wassertheilchen nicht mehr in geregelten Bahnen statt, sondern die ganze Wassermasse schießt vorwärts, bis ihr Felsen oder der ansteigende Strand Halt gebieten.

Ein Theil des Lavastromes am Lazareth westlich vom Puerto de Orotava.

Trifft die Welle gerade im Ueberschlagen auf eine Felswand, dann kann man den Stoß wie einen Kanonenschuß durch das wilde Tosen hindurch vernehmen und die eingeengte Luft wirft das Wasser wie eine Raketengarbe nach allen Seiten aus einander.

Im Augenblicke des Ueberschlagens ist die ansaugende Wirkung am Boden am stärksten und es erklären sich dadurch die Auskolkungen, welche P. Lehmann[1]) im Sandboden der Ostsee fand. Da bei verschiedener Höhe des ursprünglichen Seeganges auch die Tiefe eine verschiedene sein muß, über welcher ein Ueberschlagen stattfindet, so werden diese Auskolkungen häufig ihren Ort wechseln, wie es auch dort sich zeigte.

Wo der Boden aus Felstrümmern besteht, werden diese ebenfalls hin und her geschoben, aber auf dem ansteigenden Boden einer Küste muß dem Wasser das Hinabschieben leichter werden als das Hinaufschieben, und so wandert alles bewegliche Bodengestein der Tiefe zu, allmählich an Größe abnehmend, und die abnehmende Kraft ordnet die Trümmer von selbst nach ihrer Größe, so daß da, wo die Wellenbewegung aufhört zu wirken, auch die feinsten Körnchen liegen bleiben. So erklärt sich wohl auch, daß vor der gefürchteten Küste von Jäderen (Südnorwegen, südlich von Stavanger) der Meeresboden nur grobes Geröll zeigt, welches zum Ankern absolut unbrauchbar ist. Bei der geringen Tiefe werden alle Zerreibungsprodukte

[1]) P. Lehmann, Das Küstengebiet Hinterpommerns; Zeitschr. d. Ges. f. Erdkunde zu Berlin, XIX, 1884.

[1]) Bei Stadtland in Norwegen soll die See zuweilen schon über 40 Faden Tiefe branden.

in die Tiefe befördert. Es ist nicht nöthig, wie Richthofen (China II, S. 773) meint, seitliche Strömungen als Ursache herbeizuziehen, wenn der feine Sand fortgeführt worden ist.

Die vollkommenste Bestätigung des oben Gesagten liefert aber Darwin selbst (a. a. O. Seite 24) durch die Beobachtungen über die Rollsteine am Meeresboden der patagonischen Küste. (Siehe nebenstehende Tabelle.)

In allen Fällen mit einigen kleineren untermischt. So lange aber das Meer solche Steine auf dem Boden hin und her schiebt, kann man ihm das Vermögen einer schleifenden Wirkung nicht absprechen.

Vergessen wir hierbei nicht, daß die im Anfange unserer Betrachtung gegebenen Tiefenzahlen von einer Dünnung von

Entfernung vom Ufer Seemeilen	Tiefe in Faden	Größe der Steine
bis 2	?	bedeutend
3 „ 4	11 bis 12	Wallnuß
6 „ 7	17 „ 19	Haselnuß
10 „ 11	23 „ 25	0,3 bis 0,4 Zoll Durchmesser
12	30 „ 40	0,2 Zoll
12 „ 150	45 „ 65	0,1 Zoll bis zum feinsten Sand

nur 2 m Höhe ausgehen, während schon bei einer frischen Brise der Seegang des Atlantischen Oceans 5 m Höhe

Barranco de Martianez.

erreicht. Daß die Wellenwirkung sehr tief hinabgeht, beweist schon die von W. und H. Weber erwähnte Erfahrung de Courdraye's, daß die Wellen auf der Bank von Terre neuve oft schon bei 500 Fuß Tiefe nicht mehr Grund genug finden.

Wenden wir uns nunmehr zur Thätigkeit des süßen Wassers auf den Canaren, so ist dieselbe mit einzelnen Ausnahmen wesentlich geringer als in unseren Gebieten in Folge der eigenthümlichen klimatischen Verhältnisse. In dem größeren Theile Tenerifes fehlt es ganz an beständig fließenden Bächen, nur die nordöstlichen Gebirge von Anaga besitzen solche, ebenso die Insel Gomera und das Centrum von Gran Canaria. Gesehen habe ich nur zwei Bäche auf Gomera und einen auf Tenerife, die ihr Wasser fortdauernd bis ins Meer hinaus brachten. Nach ungewöhnlich starken Regengüssen in den Bergen kam es dann freilich vor, daß auf der Nordseite von Tenerife die sonst trockenen Betten braunrothe schäumende Wassermassen herabführten, welche selbst in größerer Entfernung im Meere sichtbar waren; doch dauerte dieses Schauspiel selten mehr als einige Stunden. Im November des Jahres 1879 waren die Wassermassen des westlich vom Puerto vorbeiführenden Barranco de las Arenas so gewaltig angeschwollen, daß sie die letzten Häuser des Ortes sammt den zugehörigen Feldern tief mit Schutt bedeckt hatten. Fig. 3 zeigt den barranco de Martianez, unmittelbar östlich vom Puerto de Orotava, ein bemerkenswerthes Beispiel, wie sich zuweilen dicht bei einander die Gegensätze finden können, welche gewisse Formen bedingen und die wir gewöhnt sind, durch größere Zwischenräume getrennt zu

sehen. Die in Nordamerika bekannte Form der Cañons entwickelt sich da, wo die Gewässer regenreicher Gebiete ihren Weg durch regenarme suchen müssen; der geringe Zufluß an Ort und Stelle ermöglicht es, daß die Thalwände sich lange Zeit in der Steilheit erhalten, wie sie durch die Hauptwasserader ausgenagt wurden. (Die Angloamerikaner haben freilich die Bezeichnung „Canyon“ auch auf anders geformte Thäler angewandt.) Unser Barranco zeigt diese Form nur auf einer Länge von $^1/_2$ km, weiter oben verzweigt er sich und entwässert mit seinen Armen ein breites Stück des Waldgürtels, in welchem leider der Wald seit lange nicht mehr der Schilderung Humboldt's entspricht. Von den hervorragenden Baumgestalten, welche er auf dem Wege zum Pik sah, sucht man jetzt vergeblich eine Spur. Aber ein dichtes Unterholz von Erica arborea, gemischt mit Laurusarten, zeugt von der reichlichen Menge der Niederschläge in dieser Höhe. Dieselben erreichen, wie gesagt, nur selten das Meer; was die zahlreichen Wasserleitungen nicht fortnehmen, verschwindet im Geröll der Bachbetten.

Ueber der Waldregion von etwa 1400 m ab ist die Erosion nur eine sehr geringe, da bei der regelmäßigen Herrschaft des Passats dort oben über dem Wolkenmeere sich ein tiefblauer Himmel ausspannt. Nur bei den von Zeit zu Zeit, namentlich im Winter, auftretenden Westwinden empfängt die Höhe Niederschläge von Regen und Schnee, doch kommt davon wohl nur wenig ins Thal hinab; der Schnee wird meist schon nach einigen Tagen durch Verdunstung aufgesogen. So kommt es, daß in dem feinen vulkanischen Sande des Teyde und seiner Umgebung keine Spuren von der Wirkung fließenden Wassers zu sehen sind.

Los Roques de Taganana.

Anders liegt die Sache im nordöstlichen Theile von Tenerife und namentlich auf der Insel Gomera. Hier reichen die Berge gerade bis in die Wolkenregion; die ihren Niederschlägen ausgesetzte Fläche ist dadurch eine weit ausgedehntere und bedingt den Wasserreichthum der Gebiete. Von dem Erfolge, mit dem das Wasser in diesem, freilich auch weit älteren Gebirge thätig gewesen ist, giebt Fig. 4 ein Bild. Es sind dies die Roques de Taganana auf Tenerife, welche auf Gomera im Roque de Gando, Roque del Valle und anderen zahlreiche Seitenstücke finden. Die Insel Gran Canaria steigt allmählich an, überragt die Wolkenregion nur wenig und besitzt deshalb im Inneren ein ausgedehntes Regengebiet. Dem entsprechend ist hier die Erosion bis zur vollständigen Durchbrechung des Gebirgskernes vorgeschritten, während die bei der Hauptstadt Las Palmas ausmündenden Barrancos in ihrem unteren Laufe Formen zeigen, die an Fig. 3 erinnern [1]).

Bemerkenswerth ist die lange Zeit, welche die Lava braucht, ehe sie zur Aufnahme von Pflanzen befähigt wird. Der Lavastrom, welcher 1705 in die Mulde von Guimar hinabfloß, und der von 1706, welcher den Hafen von Garachico großentheils ausfüllte, beide liegen noch kahl und todt da; nur wo der Wind etwas Sand zusammenwehte, sind kümmerliche Spuren von Pflanzenwuchs vorhanden. Der Lavastrom von 1705 ist in Fig. 5 dargestellt von der noch zu erwähnenden Montaña grande aus; links sind die

[1]) Ueber die klimatischen Verhältnisse vergl. meine „Beiträge zur Kenntniß des Klimas der Canarischen Inseln“ in der Deutschen Meteorologischen Zeitschrift, 1887.

Häuser von Guimar angedeutet, rechts die des Dorfes Arafo; der Ursprung des Lavastromes liegt in der von Fritsch und Reiß so eingehend geschilderten Garganta de Guimar. In den Formen der erstarrten Lava erkennt man deutlich ihr ehemaliges zähes Fließen. In der Nähe gesehen, zeigt dieser Strom ebenso abenteuerlich zerklüftete Formen, wie der Fig. 3 dargestellte. Dieselben scheinen also nicht Folgen der Brandung zu sein, sondern sich schon beim Erkalten der Lava gebildet zu haben.

Die Mulde von Guimar bietet Gelegenheit, noch eine *andere Kraft* an der Umformung der Erdrinde arbeiten zu sehen, nämlich die des *Windes*. Der durch die saugende Kraft des erwärmten Landes zum Ostnordost abgelenkte Passat weht fast Jahr aus Jahr ein am Tage in derselben Richtung (des Nachts erreicht er wegen des Schutzes der Berge die Küste gar nicht und es weht ein ganz leichter Landwind). Oestlich von Guimar liegt an der Küste ein etwa 1 km breiter Sandstrand, die Playa del Socorro; der graue Sand derselben ist auf Flügeln des Windes nach Südwest gewandert und hat innerhalb der letzten dreißig Jahre ein Gebiet von etwa 3 km Länge erobert (nach Mittheilung der Einwohner). Als Zeichen dafür, daß dieses Fortschreiten erst in jüngster Zeit stattgefunden habe, zeigten sie mir verschiedene jetzt verdorrte Feigenbäume, die sie noch mit Früchten bedeckt gesehen hatten, als sie noch in Gärten standen. Gerade im Zuge des Sandes liegen zwei Vulkankegel, deren größerer, die schon oben erwähnte Montaña grande, eine relative Höhe von etwa 200 m besitzt. Auf der Windseite ist der Sand bis zum Kraterrande hinaufgewandert, ist über denselben eingedrungen in den Krater und auf der anderen Seite bis an den hier am höchsten aufragenden Rand gelangt. Die Leeseiten sind dagegen sandfrei und zeigen die hier übliche spärliche Vegetation, und an $^1/_2$ km nach Westen erstreckt sich ein sandfreier Windschatten. Nach der Beschreibung (S. 85 a. a. O.) müssen Fritsch und Reiß diesen Vulkan besucht haben und es ist nicht denkbar, daß ihnen diese Erscheinung sollte entgangen sein. Ist dies ein weiterer Beweis, daß dieser Eroberungszug des Sandes erst der jüngsten Zeit angehört? Hat die Brandung erst jetzt die Felsgetrümmer der Küste an dieser Stelle so weit zerkleinert, daß sie ein geeignetes Spielzeug des Windes wurden?

Volcan de Guimar.

Haben wir nun Wind und Wasser in ihrer Thätigkeit verfolgt, so liegt auf dem Gebiete, welches in dem altberühmten Pico de Teyde gipfelt, wohl die Frage nahe, ob denn die *vulkanischen Kräfte* gar nicht mehr mitarbeiten. Vor einigen Jahren lief die Nachricht von erneuter Thätigkeit durch die Blätter, ein sanguinischer Europäer hatte sie ohne Prüfung übermittelt, da die Post gerade abging; aber sie erwies sich als Ente; schließlich hatte Niemand etwas gesehen. Erloschen freilich war der Teyde in diesem Jahrhundert nie, wie es mehrfach in geographischen Handbüchern zu lesen war. Alle Besteiger stimmen in ihren Berichten mit Humboldt überein; bei meiner Besteigung 1884 fand ich nur die am Fuße des Aschenkegels liegenden Narices ganz unthätig. Dagegen waren die Dämpfe im Krater selbst so stark, daß ich nicht an den Boden desselben gelangen konnte. Niemals aber wurden in diesem Jahrhundert die vom Teyde-Krater aufsteigenden Dämpfe so bedeutend, daß sie vom Thal aus gesehen werden konnten.

Erst im December 1886 wurden Rauchausbrüche von vielen Personen gleichzeitig gesehen vom Puerto aus, welcher vom Teydegipfel 16 km entfernt ist. Da die Erscheinung auch über sechs Wochen anhielt, so konnte ich die Richtigkeit der Thatsache nicht bezweifeln und erbat möglichst genauen Bericht, worauf ein Engländer, Mr. Hooper, so freundlich war, mir einen Auszug seines Tagebuches zu senden. Der erste Rauch wurde bemerkt am 26. December; in den folgenden Tagen mehrte sich die Erscheinung, mehrfach findet sich die Bemerkung smoke in jets. Die größte Stärke scheinen die Rauchauswürfe am 10. bis 15. Januar d. J. erreicht zu haben. Dann war das Wetter mehrere Tage ungünstig, erst am 8. und 9. Februar war schwacher Rauch bemerkbar, vom 10. ab wurde nichts mehr gesehen. Leider ist in dieser Zeit der Teyde nicht bestiegen worden. Die anwesenden Fremden sind fast immer aus Gesundheitsrücksichten dort, und eine Besteigung im Januar kann selbst kräftigen Naturen gefährlich werden.

Es scheint, als hätten die Spannungen, welche die schrecklichen Erschütterungen am Golf von Genua hervorriefen, hier wenigstens einen Versuch gemacht, auf unschädlichere Weise Luft zu gewinnen. Erschütterungen wurden in jener Zeit von den Canaren nicht gemeldet. Erst im April und wieder im Juli wurden schwache Bewegungen wahrgenommen.

Ponta Delgada auf San Miguel (Azoren).

Von Dr. H. Simroth.

I.

Den 3. August des vorigen Jahres war ich mit einem der guten Dampfer von der hamburg-südamerikanischen Linie nach Lissabon gekommen. Das Schiff segelte weiter, meine künftige Straße vorauf; aber ich blieb in der blendenden Hauptstadt, um auf portugiesischem Boden möglichst schnell in das Fahrwasser portugiesischer Sprache und Sitte einzulenken. Nach drei Tagen ging ich an Bord des „Açor“, des einen der beiden bequemen Dampfer, welche die Empreza insulana zu Anfang und Mitte jeden Monates nach den Azoren entsendet. Der andere, der „Funchal“, macht den Umweg über Madeira, der „Açor“ geht direkt. Der Nordwind erregte leidliche Wellen auf dem weiten Becken des Tejo, so daß die bunten Gondeln Mühe hatten, die viele feine Welt auf die Brücke des weitab nach Cazilhas zu liegenden Schiffes zu bringen. Der Abschied war entschieden elegant. Kaum aber hatten wir die Barre passirt, als das Deck sich lichtete, weil fast sämmtliche Passagiere seekrank waren oder zu sein glaubten. Während der dreitägigen Fahrt blieb die Tafel nur schwach besetzt, was die Theilnehmer anlangt; wörtlich war sie stets zum Brechen voll, denn es herrschte beim Frühstück um 9 Uhr und zu Mittag um 3 Uhr die eigenthümliche Mode, die sämmtlichen Fleischspeisen nebst Zubehör vorher aufzutragen, so daß der Fremdling wenigstens im Stande war, sich gemächlich einen etwas weichlichen, aber lauen Speisezettel zusammenzustellen. Zum Nachtisch wurden dafür die Tische mit herrlichen Früchten vollgepackt. Die Unterhaltung war ziemlich steif und schwierig; meine grammatikalischen Kenntnisse halfen nur sehr allmählich, von den Tönen der schwierigen Sprache, die wohllautend und zart klangen, etwas zu erhaschen; man beobachtete den Allemão ein wenig, zum Theil mißtrauisch, zum mindesten zugeknöpft. Nur einige Herren, die weit herumgekommen waren, suchten hier und da anzuknüpfen. Fast alle waren Azoreaner von Ponta Delgada, wo ich sie wiedertraf, den neuen Gouverneur, der in Folge wechselnder Parteigruppirung den vorigen ablöste, mehrere Kaufleute, Großgrundbesitzer u. dergl. Ein französischer Weinverständiger von Bordeaux, der engagirt war, um die Behandlung der Trauben und des Mostes zu verbessern, war wohl mit mir der einzige Ausländer. Die Luft war mild, die Nächte köstlich, das Meer wundervoll blau, kamen wir doch über eine Tiefe von über 5000 m. Zum Leuchten kam es leider nicht, wie überhaupt nicht während der nächsten Monate, von den Quallen am Schiff abgesehen. An dem einen Tage machte sich stärkerer Wind auf, der alte Okeanos wurde schwarz und grollend, und die Nereiden hüpften und tanzten. Die Wolken zertheilten sich, die See war wieder rein kobaltblau, doch noch ziemlich bewegt. Die Welle dringt schaumgekrönt auf das Schiff zu; noch ehe sie es erreicht, sinkt sie in sich zusammen, aber ihr Schaumgipfel folgt ihr nicht sogleich, sondern am stärksten gestoßen, löst er sich los und schwebt einen Augenblick in der Luft, durch die schrägstehende Sonne jedesmal mit einem Regenbogen geschmückt. Aphrodite, die Schaumgeborene, mit dem Irisgürtel! Wie kommt's, daß die einzige Erscheinung, von den wechselnden reichen Meeresbildern des allerschönsten eins, nie, soviel ich weiß, in ihrer Unmittelbarkeit vom Maler dargestellt wurde?

Am dritten Tage gegen Mittag kam S. Miguel in Sicht. Wie ein elektrischer Schlag veränderte der vielleicht nur noch geträumte Anblick des Landes die Scene an Bord. „Sinapismo da terra“ nennt es die einheimische Sprache. Binnen kürzester Frist wimmelte die erste Kajüte (die Inseldampfer haben außer dem Zwischendeck noch zweite Kajüte) von eleganter Welt, Damen, Herren und Kindern, die jubelten und sich umarmten. Wo waren sie inzwischen? Sie hatten in der That die schöne Fahrzeit in den Kojen zugebracht und sich füttern lassen, für die Schiffskellner eine harte Arbeit. Merkwürdig ist's gewiß, daß die einst hervorragende Seetüchtigkeit des Volkes so verloren gehen konnte. Noch gilt der gemeine Azoreaner für einen ebenso ausdauernden wie bescheidenen Matrosen, aber ich glaube, man trifft selten mehr Neigung zur Seekrankheit, als unter den besseren Ständen der Inseln. Der Grund scheint im erschlaffenden Klima und noch mehr in der irrationellen Ernährung zu liegen. Jetzt waren die Leute so vergnügt, als vorher kleinlaut. „Les Portugais sont toujours gais“ ist beliebte Devise. Mit dem Anblicke des Landes schmolz das gesellschaftliche Eis, und mit größter Liebenswürdigkeit beeilte man sich, jeden neu auftauchenden Punkt der geliebten Heimath zu erklären. Santa Maria war kaum am Horizonte sichtbar. Die Ostseite von S. Miguel stieg steil aus dem Meere auf, und da die langgestreckte Insel hier über 1000 m hoch wird, ganz stattlich. Gleichwohl hatte ich mir den ersten Anblick großartiger gedacht; auch die längere Fahrt an der Südküste bringt nicht entfernt den malerischen Wechsel von jäh buntem Fels, zerstreutem Grün und tief eingeschnittenen Schluchten, wie er bei Madeira

unaufhörlich zum Skizziren reizt. Der Abhang des Erzgebirges von Böhmen her erscheint mindestens ebenso imposant. Die Laven sind meist dunkelgrau, hier und da basaltisch=säulig zerklüftet, oder von einer Grotte unterwühlt, oder durch ein schmales, grell rothes oder gelbes Band unterbrochen, ein paarmal springen einzelne Klippen ins Meer vor, das Ilheo von Villa Franca und schließlich der vorgelagerte sphinxartige Koloß von Rosto do Cão. Der Eindruck des Erhabenen, wie ihn das felsige Kap Finisterre vom Schiffe aus entschieden mehr gewährt, wird beeinträchtigt durch das überall bis zu den obersten Gipfeln reichende Grün, je höher, desto lebhafter, und wie es vom Meere aus scheint, desto waldiger. Dazu überall die dem Boden abgerungene Kultur, die man mit der Schweizer Energie verglichen hat; wo eine Lehne weniger steil den Abhang überdacht, ein Maisfeld, ein Weinberg angekleckst, im Osten am wenigsten und mit ganz vereinzelten Häuschen; je weiter nach Westen, desto mehr diese gehäuft, so daß sie sich allmählich in der Uferzone ununterbrochen an einander reihen und Dorf und Städtchen in einander verfließen. Von schroffem Hang grüßten weiße Gestalten (es war Sonntag Nachmittag) mit den Schnupftüchern herüber, und die Dampfpfeife antwortete; die Ankunft des Postschiffes ist ein Ereigniß. Je mehr wir uns Ponta Delgada näherten, desto mehr trat die Kultur im Quadrat auf. Die Orangengärten, von Mauern regelrecht umschlossen, sind noch mit Bäumen von Pittosporum undulatum, die zu hohen Hecken geschnitten sind und sich somit weithin sichtbar machen, zu höchst nöthigem Schutze gegen die Stürme eingezäunt. Nachmittag liefen wir in den Hafen ein, was Segelschiffen bei ungünstigem Winde verwehrt ist. Die Hauptstadt, mit dem Ehrennamen Cidade, den übrigen Villas gegenüber, lag äußerst freundlich im hellen Sonnenscheine ein wenig ansteigend vor uns. Kaum waren

Ponta Delgada, die Hauptstadt von San Miguel. (Nach einer Photographie.)

wir vor Anker, als eine Anzahl Boote uns umringten und officielle und private Personen an Bord brachten. Mein Hotelier, Sr. Silvano, von unserem deutschen Schiffe auf mich aufmerksam gemacht, belegte mich sogleich mit Beschlag. Eigentlich hieß er Silvano de Gaga e Camara; aber eine patriarchalische Gewohnheit, vielleicht auch die Vorliebe, den bescheidenen Namen durch Zufügung des Geburtsortes oder des Vatersnamens eines Oheims, der Pathe stand, ungebührlich zu verlängern, beschränkte auch hier die allgemeine Bezeichnung auf den Vornamen, eine Sitte, der auch die wenigen ansässigen Deutschen mit der Zeit zum Opfer fallen. Unser erster Gang, sobald wir das Gepäck frei hatten, war zur Alfandega, dem Zollamte, dessen Bezeichnung die Portugiesen von den Mauren entlehnt haben; denn obgleich die Koffer bereits in Lisboa untersucht waren, konnten wir der erneuten Revision in der Provinz nicht entgehen, wenn sie auch gnädigst ablief. Eine schmale Treppe, stets und in allen Azorenstädten von bettelnden Frauen belagert, führt in die Gasträume hinauf; ich trat zunächst in die Sala, den allgemeinen Empfangsraum, der einigen Comfort aufwies. Ein einfacheres Zimmer erhielt ich zum Wohnen, Schlafen und Arbeiten. Silvano's kamen mir in gutem französischen Geplauder freundlich entgegen. Die Insulaner vom Mittelstande, der sehr beschränkt ist, beschämen uns wohl durchweg in modernen Sprachkenntnissen; freilich wird ihnen die Muttersprache sehr leicht, da sie nur eine phonetische Orthographie haben mit aller Freiheit.

Mein erster Ausgang war am Fort S. Braz, das Jäger und Artilleristen, letztere mit preußischer Pickelhaube, doch übermäßig schmächtiger Helmspitze, birgt, vorbei nach dem Hafendamme. Seit 25 Jahren arbeitet man an diesem gewaltigen Werke, das nicht weniger als 12 Millionen Mark verschlingen soll. Die harte, klippige Küste steigt

bekanntlich aus einer unergründlichen See, die bald zu 2000 m und mehr abfällt, empor, ohne den Schiffen sichere Buchten zu bieten. Unausgesetzt bäumt die Brandung hoch auf, die Stürme umtosen die Felsen, zumal im Winter, mit nicht gemeiner Heftigkeit, so daß während mehrerer Monate der Verkehr von Insel zu Insel völlig stockt; ja erst vor drei Jahren konnte der Dampfer das Militärcommando, das die Besatzung der westlichsten Insel Corvo ablösen sollte, nicht ans Land bringen, und die Truppe war gezwungen, unverrichteter Sache umzukehren und die Kameraden über die vorschriftsmäßige Zeit auf ihrem Posten zu lassen. Im Winter aber kamen früher die meisten englischen Segelschiffe, um die berühmten Apfelsinen, die keinen anderen an Güte nachstehen, zu verfrachten. Da wurde ein Hafen zur Nothwendigkeit. In den dreißiger Jahren bestimmte man die Vermögensüberschüsse der aufgehobenen geistlichen Orden, so weit sie zum Unterhalte der alten und schwachen Mitglieder nicht gebraucht wurden, für die Hafenverbesserungen. Später wurde ein Theil der Zolleinnahmen (10 Proc.) dem gleichen Zwecke zur Verfügung gestellt. Der Versuch, einen regelrechten Damm zu bauen, mißglückte; denn was die gute Jahreszeit vollendet hatte, das riß die Wuth des Winters wieder ein. So verfiel man auf einen natürlichen Steinwall. Man bricht in der Nähe bei S. Clara, einem westlichen Vororte, große basaltische rohe Blöcke und fährt sie mit einer kleinen Eisenbahn, der einzigen auf den Inseln, herbei, ein breiter Lastdampfer bringt sie an Ort und Stelle und senkt sie ins Meer. So viel auch verloren gehen mag, mit der Zeit bildet sich eine feste Böschung, hinter der eine hohe, breite, regelmäßige Mauer aufgeführt wird; am Ende mit einem Leuchtthurme, eine beliebte Promenade, um eine erfrischende Brise zu genießen und auf den einsamen Ocean hinauszustarren. In der That, das Gefühl der Abgeschlossenheit kann lebhaft werden; wohl wenige Punkte der civilisirten Welt haben eine ähnlich erschwerte Communication, denn keines der Kabel, die Europa und Amerika auf Sekundennähe verbinden, berührt die Azoren. Und doch lag die Stadt so anheimelnd drüben. Blanke Häuser, nach südlicher Sitte weiß oder buntfarbig, nicht selten, wie in Portugal, über und über mit glasirten, meist blauen und gelben Kacheln bekleidet, nicht wenige Kirchen im sogenannten Jesuitenstile, besonders malerisch das kleine Dock, eine ummauerte Bucht für die Boote, ein Säulengang für die Fischer, ein Triumphbogen nach der Stadt zu, hinter ihm die Hauptkirche, die sich durch manches eigenartige Ornament auszeichnet; über der Stadt eine Unzahl kleiner Kegel wie Maulwurfshügel, frühere Krater, durchweg mit Feldern und kleinen Gehölzen, meist von der Strandkiefer (Pinus maritima), im Osten ferne Bergketten, ebenso im Westen das Gebirge von S. Cidades; denn das langgestreckte Eiland scheint aus zwei Endgebirgen zu bestehen, die durch eine niedrige Landbrücke verbunden sind. Der Eindruck war ungleich reicher als bei der Längsfahrt vom Schiffe aus. Die Stadt schmücken zahlreiche, zum Theil zierliche Brunnen, die durch Wasserleitungen von den höchsten Kämmen her gespeist werden. Im Hotel machte ich noch die Bekanntschaft eines deutschen Geologen, des Herrn Zervas, der die reichen Puzzolane der Insel, die man längst nach Portugal ausführte, chemisch studirt und rationell ausbeutet, um in Amerika dem Portlandcement Concurrenz zu machen. Mir wurde er zum freundlichsten Rathgeber, dem ich vielen Dank schulde; den Inseln dürfte die neue Hilfsquelle zum großen Segen gereichen, da die Schiffe auf der Fahrt von England nach Amerika hier mit Vortheil anlegen können, um die Puzzolane als Ballast einzunehmen.

Der erste Schlaf auf den mit Farnkrautschuppen von der prächtigen Woodwardia gefüllten Kissen wurde einigermaßen gestört, die brüllende Brandung sang ein Schlummerlied, aber die Ratten tanzten um den Kopf, und von Zeit zu Zeit summte ein Mosquito herein, um sich mit schrillem Tone auf den Schläfer zu stürzen. Walker (The Azores; London 1886) bestreitet ihre Existenz, aber die nachhaltigen Beulen und die Versicherungen von Bekannten, die Centralamerika besucht hatten, ließen an der Echtheit keinen Zweifel aufkommen. Wir suchten uns allabendlich durch Karbolwaschungen zu feien, was aber nur zur Folge hatte, daß sich die Plagegeister auf die Augenlider vereinigten; schließlich blieb nichts übrig, als die Balkonthür (sämmtliche Fenster nach der Straße zu waren derartige Thüren) zu schließen und die Schwüle zu ertragen. Die Ratten, und zwar die gemeine Wanderratte, sind beinahe die herrschenden Säugethiere der Insel geworden, und wir werden später sehen, daß sie architektonischen Einfluß üben. In den Hotels, die sich seit Hartung's Reise in den fünfziger Jahren auch gemehrt und die Inanspruchnahme insularer Gastfreundschaft überflüssig gemacht haben (Ponta Delgada hat zwei und ein englisches mehr privates Logierhaus dazu), treiben die Unholde innerhalb der leicht aufgebauten Wände ihr geräuschvolles Wesen. Schließlich beherbergte ich eine im Zimmer, die ich erlegte.

Bauern von San Miguel. (Nach einer Photographie.)

Am anderen Morgen machte ich nüchtern einen Spaziergang und trat in einen Garten ein, wo einige Dattelpalmen neben Batatenbeeten gediehen; es galt in der ersten Frühe der niederen Jagd obzuliegen, da auch hier, wie in Südeuropa, die meisten niederen Thiere, vor allem die Schnecken, nächtliche Gewohnheiten angenommen haben. Tags über sitzen sie in der lockeren, wenig gebundenen, krümeligen Erde und den Ritzen der Gartenmauern, oder die kleinen haben sich in die Blasenräume herumliegender Lavastücke verkrochen. Die Schwüle wirkte erschlaffend und das Frühstück zwischen 9 und 10 Uhr war sehr willkommen. Vorher war es schwierig, etwas Anderes als gewärmten Kaffee zu erhalten. Jetzt gab es regelmäßig Beefsteak, Eier, vorher eine gebratene Sardine oder ausnahmsweise ein Vögelchen, den ersten Tag waren es Kanarienvögel. Dazu Wein und hinterher Thee oder Kaffee. Zwischen 3 und 4 Uhr ein ziemlich opulentes Diner, vielfach mit Tintenfischen (Octopus vulgaris) oder anderen Weichthieren; namentlich sind die Patellen beliebt, die in Unmasse in der Fluthzone an den Felsen klebten und uns auch roh recht gut und austerähnlich mundeten. Schade

um die köstlichen Fische, deren Zubereitung unserem Geschmack selten behagte. Eine gute Unterlage war stets der erste, allein gekochte Gang, Huhn mit Reis und Rindfleisch mit Speck und Kohl; Huhn bildet die Grundlage des privaten Tisches, an dem der Hausherr den Vorsitz führt und auch die Suppe austheilt. Zum Nachtisch vor allem die herrlichsten Früchte, Melonen, Arbusen, Trauben, Erdbeeren, Bananen, Ananas, Maracuja, Jambeiro, Apfelsinen, Aepfel, Birnen, Feigen u. a. (Es fehlen Pflaumen und Kirschen.) Eigenthümlich ist es, daß man die Früchte, auch die Apfelsinen auf die Gabel steckt und in der verschiedensten Weise zierlich schält, ohne sie mit der Hand zu berühren. Dafür werden sie vorher auf der Schüssel um so eifriger durchgefühlt, ob sie auch weich genug sind. Der Wein ist entweder vom Festlande, Vinho de Lisboa oder Vinho cheiro von der amerikanischen, groß- und filzigblätterigen Rebe, herb, und am eigenthümlichen Geruch erkennbar, daher der Name. Nach längerer Gewohnheit soll man ihn vorziehen. Die Flasche kam noch nicht 30 Pfennige. Ich sagte bereits, daß man sich einen Sachverständigen aus Bordeaux verschrieben hatte, um die Zubereitung zu verbessern. Abends zwischen 9 und 10 Uhr noch ein einfacher Thee, das portugiesische Nationalgetränk, nebenbei mit enormem Verbrauch deutschen Zuckers. Wie die Vertheilung der Mahlzeiten zeigt, liegt die Hauptarbeitszeit zwischen 10 und 3 Uhr. Aber das späte und doch reichliche erste Frühstück scheint dem Klima nicht angemessen, daher denn Dyspepsie unter den besseren Ständen die verbreitetste Krankheit ist, die sich durch die Gesichtsblässe verräth. Rheumatismus wetteifert mit ihr; auch er fällt natürlich der Feuchtigkeit zur Last. Die Temperatur ist im Mittel um 1° niedriger als in Funchal auf Madeira; Winter und Sommer sind um höchstens 7° verschieden (14° und 21°), aber die Feuchtigkeit ist viel größer als dort. Zwar erscheint die jährliche Niederschlagsmenge (1050 mm) wenn auch hoch, doch nicht übermäßig und beträgt nur zwei Drittel von der in O'Porto, aber die Luft ist außerordentlich mit Wasserdampf gesättigt; Freund Chaves, portugiesischer Jägerofficier und um die Kenntniß der insularen Natur sehr verdient, bestimmte ihn häufig auf mehr als 90 Proc. Seine Instrumente schützt er im Schranke durch oft erneuerten gebrannten Kalk vor dem sonst sicheren Rost. Oceanische Nebel wiegen vor, und die Bewölkung ist so stark, daß die mittlere Heiterkeit auf nur $^3/_{10}$ angegeben wird, bedeutend weniger als in Funchal oder irgend einem Orte Portugals. Jeder Wind ist natürlich ein Regenwind, und selbst geringer Richtungswechsel brachte meist eine momentane Uebersättigung zu Wege, die sich in einem kurzen, höchst energischen Regenguß entlud. Dabei hatten die gewitterlichen Platzregen keine frische Kühle im Gefolge. In dieser feuchten Luft lag es begründet, daß man eine solche Erniedrigung um 4 bis 5° als außerordentliche Abkühlung empfand und leicht Reißen verspürte. Entsprechend hüllt sich der Insulaner auch im Sommer gern in einen dicken Mantel, der wiederum die Abhärtung verhindert. Rheumatismus ist also kein Wunder.

Wunderlich ist die Tracht des niederen Volkes, zumal der Weiber. Die Männer haben in der Stadt nichts Besonderes, nur daß man sie vielfach ärmlich zerlumpt sieht; die bunte Zipfelmütze wechselt mit Stroh- und Filzhut, eine dicke Pelzmütze scheint besonders kostbar. Der Bauer dagegen trägt eine Mütze mit geradem, vorn eckig verbreitertem Schirm; hinten wird ein dicker Tuchschleier angeknöpft, ein guter Wetterschutz für den Nacken. Die Weiber vermummen sich unheimlich in dicke, dunkle Mäntel, an denen am meisten die Kapuze auffällt. Sie ist steif, seitlich zusammengedrückt und von ungeheurem Umfange, so daß der Kopf kaum sichtbar ist. Dabei schleichen die Gestalten gespensterhaft durch die Straßen. Die es zu keiner Kapuze brachte, nimmt wenigstens den gewöhnlichen Mantel statt um die Schultern, über den Kopf. Woher rühren diese sonderbaren Vermummungen? Sind es nicht Reste maurischer Gewohnheiten, die sich hierher zurückgezogen haben? Die ersten Kolonisten, die im fünfzehnten Jahrhundert von Portugal kamen, waren zuvor noch in enger Berührung mit maurischem Blute; und in diesem stabilen Winkel hat sich wohl Manches gehalten, was bei dem regeren Völkerverkehr auf dem Festlande sich verwischte. Dahin gehört wohl auch die Abgeschlossenheit der Frau, die hier nicht längst erst gebrochen sein soll. Noch sind die Fenster in den nach andalusischer Sitte mit schmalen Balkons gleichmäßig verzierten Häusern nicht selten mit dichtem Holzgitter versehen, nicht gegen Diebe (die Bevölkerung ist ehrlich), sondern um die Gattin fremden Blicken zu entziehen. Unter denselben Gesichtspunkt gehört wohl die unterwürfige Begrüßung der Dienenden, mit der sie ein Trinkgeld empfangen oder einen Brief überreichen. Die linke Hand geht zum Herzen, die rechte an die Lippen, dann erst streckt sie sich dem Geber entgegen; gelegentlich gesellt sich Fußfall und Umklammern der Knie dazu. Die besseren Stände umarmen sich zärtlich beim Abschiede oder Wiedersehen nach kurzer Trennung, selbst bei einer Visite. Befreundete Damen werden nicht durch Hutabziehen, sondern durch eine besondere, dem Handkuß ähnliche Geste begrüßt. Die Kinder werden gehätschelt und nicht eigentlich abgeküßt, man küßt vielmehr drei- oder viermal äußerst schnell hinter einander neben ihrer Wange in die Luft.

Hans Dernschwam's orientalische Reise 1553—1555

aus Handschriften im Auszuge mitgetheilt von Prof. H. Kiepert.

I.

Die ersten ausführlichen Berichte über die unter türkische Herrschaft gerathenen Länder des Orients verdanken wir Gesandtschaftsreisen, namentlich solchen, die von Deutschland oder Ungern ausgingen und als nächsten Weg die Straße über Land einschlugen, während den venezianischen und französischen Abgesandten der Seeweg näher und bequemer lag, so daß sich ihre Schilderungen meist nur auf den Besuch der Hauptstadt beschränken. Jene kaiserlichen Botschaften aber waren veranlaßt durch das dem Herzen Europas von Jahr zu Jahr nähere Gefahr drohende Vorrücken der türkischen Verheerungs- und Eroberungszüge, denen Kaiser Karl's V. für Deutschland verderbliche, nur die kirchlichen und italienisch-spanischen Interessen verfolgende Politik freien Spielraum gestattete, indem sie selbst dem mit der Verwaltung der österreichischen Erbländer betrauten Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand, genügende

Unterstützung mit Mannschaft und Geldern entzog und ihn dem ungleichen Kampfe mit den an Zahl unendlich überlegenen, durch Rohheit und Raubsucht doppelt furchtbaren türkischen Horden aussetzte. Die furchtbare Niederlage bei Mohatsch, in welcher 1526 das ungarische Reich zusammenbrach und der letzte König der einheimischen Dynastie, Ludwig, seinen Tod fand, öffnete den wilden Eroberern das weite Flachland, über welches sie sich schon 1529 bis zur ersten vergeblichen Bestürmung Wiens, zugleich aber mordend und brennend bereits über die deutschen Grenzländer Niederösterreich und Untersteiermark (1532 bis vor Graz) ergossen; in ihren äußersten dauernden Vorposten Gran, Neograd, Wissegrad an der Donau setzten sie sich seit 1543 fest, während an den Mauern des von deutschen Truppen vertheidigten Erlau 1552 ihr Ansturm eine nördliche Grenze fand.

So war der Anspruch auf den Besitz der gesammten ungarischen Kronländer, welchen der von einer Partei der Magnaten 1527 zum König erwählte Erzherzog Ferdinand gegenüber seinem durch Anerkennung seitens der Pforte unterstützten Mitbewerber, dem Woiwoden von Siebenbürgen Johann Zapolya und nach dessen 1540 erfolgten Tode seiner Wittwe Isabella und ihrem Söhnchen, geltend zu machen versuchte, thatsächlich auf das oberungarische, von Slowaken bewohnte Bergland und einen schmalen westlichen Streifen Landes längs der deutschen Grenze beschränkt, und seine wiederholte, aber durch Mangel an Energie, Einsicht und vor allem an Geld schwächliche Kriegsführung konnte ebenso wenig, wie dazwischen die diplomatischen Versuche seiner Abgesandten an die hohe Pforte [1]) ein Verhältniß zu seinem Gunsten ändern, welches thatsächlich auf eine durch jährliche Tributzahlung anerkannte Abhängigkeit von der sultanischen Oberherrlichkeit hinauskam.

Weitaus als der geistig bedeutendste unter den Diplomaten des ungrischen Königs und späteren deutschen Kaisers erwies sich der Flamänder Ogier Gislen van Busbeek (latinisirt: Augerius Busbequius [2]), wiewohl es auch seiner Klugheit erst nach jahrelangen und durch nichtswürdige Behandlung seitens der übermüthigen Barbaren unterbrochenen Verhandlungen gelungen ist, im Jahre 1562 einen für seinen Fürsten nicht unvortheilhaften Frieden abzuschließen. Die erste Gesandtschaftsreise, zu welcher er als Stellvertreter des bereits zu derselben Rolle bestimmten, aber durch lange und harte türkische Gefangenschaft völlig gebrochenen und tödtlich erkrankten Malvezzi 1554 berufen worden war, verlief allerdings für das politische Geschäft so gut wie erfolglos, während sie in anderer Weise dem Abendlande unerwarteten Gewinn einbrachte. Durch den zwischen der Pforte und Persien ausgebrochenen Krieg war Sultan Suleiman veranlaßt worden, seine Residenz zeitweise nach Amasia im östlichen Kleinasien zu verlegen und dort mußte ihn die Gesandtschaft aufsuchen; so brachte denn Busbeek mit zurück die ersten Beobachtungen eines Europäers über dieses asiatische Gebiet, die erste, wenn auch noch unvollständige und vielfach fehlerhafte Abschrift einer der wichtigsten geschichtlichen Urkunden: der lateinischen Version des Testamentes des Kaisers Augustus (des sogen. Monumentum Ancyranum), endlich als erfahrener Botaniker die ersten Exemplare mehrerer damals in Europa noch unbekannten, seitdem zunächst in seiner niederländischen Heimath stark angebauten Ziergewächse: Tulpen, Hyacinthen, persischen Flieder. Die Schilderung der Reise selbst von Busbeek's eigener Hand [1]) gehört nach Form und Inhalt zu den vorzugsweise als klassisch zu bezeichnenden Litteraturwerken dieser Zeit; aber die geographischen Thatsachen einer zum ersten Male von Europäern durchzogenen, geradezu neuentdeckten Landschaft werden darin nur in äußerster Kürze berührt, nur die einzelnen Wegstationen, selbst ohne Entfernungsangaben und mit oft stark entstellten Namen und ohne jede Andeutung der natürlichen Bodengestaltung aufgeführt, so daß für specielle Landeskunde oder gar Kartenzeichnung der Gewinn aus dieser Quelle überaus dürftig bleiben mußte [2]).

Nicht völlig ausgefüllt, aber doch theilweise ergänzt wird diese Lücke des Reiseberichtes durch die Aufzeichnungen eines der zahlreichen Mitglieder jener Reisegesellschaft, eines praktischen und erfahrenen, wiewohl in seinen Anschauungen mehr beschränkten und mit der Feder weniger geübten Mannes, dessen überaus weitschweifige Arbeit denn auch nie an die Oeffentlichkeit getreten, daher auch sein nicht einmal in übereinstimmender Schreibweise überlieferter Name in der Litteratur nie bekannt geworden ist. Der einzige Gebrauch, den bis jetzt Gelehrte davon gemacht haben, betrifft die Aufnahme einer Anzahl von dem Autor copirter und seinem Reiseberichte beigefügter griechischer und lateinischer Inschriften in die unter Autorität der Berliner Akademie der Wissenschaften herausgegebenen großen Sammlungen dieser wichtigen Reste des klassischen Alterthums [3]); in beiden ist als Autorname Dornschwam gegeben, weil ihn die Titelbezeichnungen der Bibliotheken, denen die drei Handschriften des Werkes angehören, irrig so geschrieben haben [4]), wie denn nachher sich ergeben hat, daß nach der selbst in der Schreibung von Personennamen überaus sorglosen Weise jener Zeit selbst in öffentlichen Dokumenten mannigfaltige Varianten jenes Namens vorkommen. Daß die richtige Schreibung Dernschwam ist, bezeugt seine eigene Hand in mehreren der von ihm auf der Reise erworbenen und dann der kaiserlichen Bibliothek in Wien überlassenen griechischen Handschriften:

Hans Dernschwam

in einer dieser Marginalnoten giebt er auch das sonst nirgend überlieferte Datum seiner Geburt an [5]); er stand danach schon im einundsechzigsten Lebensjahre, als er seine beschwerliche große Reise antrat, zu der ihn übrigens gründ-

---

[1]) Vor die hier besprochene Reise fallen die Missionen von Jurischitsch und Lemberg 1530, Schepper 1534, Sprinzenstein 1537, Laszki 1539, Adurno und Malvezzi 1544, Veltwick 1545, Branczy und Zay 1553.

[2]) Bousbecque wird der Name des Stammgutes jetzt geschrieben, das an der Leye (Lys) zwischen Warwick und Meenen (Menin) unmittelbar an der Grenze gelegen, nunmehr Frankreich angehört.

[1]) Legationis turcicae epistolac quatuor, in mehr als 20 verschiedenen Ausgaben.

[2]) Wie die aus Busbeek entlehnten Abschnitte in Ritter's Erdkunde, Bd. XVIII, S. 545, 661 und die Constructionsversuche Rennell's und Leake's in ihren Karten Kleinasiens zeigen.

[3]) Corpus inscr. Graecarum, Vol. III, ed. Joh. Franz, 1853, p. 105. — Corp. inscr. Latinorum, Vol. III, ed. Th. Mommsen, 1873, p. 53.

[4]) Peregrinatio Durensuami in beiden Wolfenbütteler, Tereschwan relatio itinerationis Constantinopolitanae et Turcicae in der Prager Handschrift.

[5]) Anno 1494 die 23 Martij natus ego Jo. Dernschwam in Brux (doch wohl nicht Brüx in Böhmen?). Unrichtig mit zwei m am Ende in Mosel's Geschichte der Hofbibliothek, Wien 1835, S. 26, und in dem von fremder Hand hinzugefügten Titel des sonst ganz von seiner Hand geschriebenen, 304 Folioblätter starken, in der Hofbibliothek unter Nr. 12652 aufbewahrten Catalogus librorum Joannis Dernschwammii ita ut mense Julio 1575 a Magist. D. Hefrico Gulf ct Hugone Blotio recensione Bibliothecae Caesariac facta fuit inventus. — (Ich verdanke diese Mittheilungen über den sonst so wenig bekannten und für die Geschichte der geographischen Entdeckungen immerhin interessanten Mann der Gefälligkeit meines Freundes Prof. L. Reinisch in Wien.) — Einen anderen

liche, in Ungarn erworbene Kenntniß der slavischen Sprachen und selbst, wie aus mehrfachen Textstellen hervorgeht, von etwas Türkisch vorzüglich befähigte.

Ueber den Zweck, den er damit verfolgte, spricht sich das Tagebuch nicht bestimmt aus; wenn er gelegentlich anführt, er sei „auf sein eigen unkosten und zehrung" mitgezogen, so läßt das noch nicht auf bloße Wißbegier oder gelehrte Interessen schließen, obwohl er solche, ebenso wie Busbeck selbst, durch sein Achten auf architektonische und inschriftliche Denkmale des Alterthums, besonders aber durch Erwerbung vieler werthvoller griechischer Handschriften bethätigt hat. Daß er daneben und vielleicht in erster Reihe auch Handelsbeziehungen verfolgte, macht seine Stellung im Dienste des im Orient vielfach interessirten berühmten Augsburger Handelshauses Fugger höchst wahrscheinlich. Dasselbe hatte schon seit dem Ende des 15. Jahrhunderts im nördlichen Ungern [1]), namentlich in der Umgebung von Tyrnau, große Güter erworben und seit 1526 durch einen mit König Ludwig kurz vor seinem Ende abgeschlossenen und mit König Ferdinand erneuerten Vertrag pachtweise die Ausbeutung der Kupferbergwerke von Sohl übernommen; in diesen hat Dernschwam lange Zeit als Faktor fungirt, so daß er Neusohl als seine zweite Heimath betrachten konnte und im Verlauf seiner Erzählung die dortige Landschaft öfters zu Vergleichen heranzieht [2]).

Wenn auch diese Montanindustrie mit der Auflösung des Pachtvertrages im Jahre 1547 ihr Ende fand, so scheint doch Dernschwam seinen ungrischen Wohnsitz beibehalten zu haben, da er von der Reise mitgebrachte Kerne einer besonderen ägyptischen Kürbisart „Massir-Galack, das ist alkhairische khyrbis — im Sol genug gesäet hat". Wahrscheinlich hat er auch die Reise als damals sonst unbeschäftigter Fuggerischer Beamter im Auftrage des Handelshauses mitgemacht [3]).

Wenngleich hinter Busbeck's geistvoller und in gedrängtester Kürze ein anschauliches Bild der socialen Zustände gewährender Darstellung unendlich zurückstehend, enthält doch die treuherzige, mitunter mehr als naive und in ihren Ausdrücken wenig wählerische Erzählung des außerhalb der diplomatischen Kreise stehenden und durch keinerlei ängstliche Rücksicht gebundenen Dernschwam so viel beachtenswerthe Thatsachen kulturhistorischen, ethnographischen, geographischen Inhalts [1]), daß eine auszügliche Mittheilung des Wesentlichsten wohl auf einiges Interesse rechnen darf. Dieselbe nicht allzu kurz zu fassen rieth die Erwägung, daß ein vollständiger Abdruck des Buches, das in den beiden Handschriften der Wolfenbüttler Bibliothek [2]) 365 resp. 308, in derjenigen des Prager Museums [3]) 520 Folioseiten umfaßt, wohl kaum zu erwarten sein wird; es müßte denn der Stuttgarter litterarische Verein sich des fast vergessenen Autors einmal annehmen wollen.

Wir geben den Auszug nun mit dem wörtlichen Ausdruck des Originals, nur mit den durch die übermäßige Weitschweifigkeit desselben gebotenen Kürzungen und — da es sich nicht um eine philologisch genaue, vielmehr um eine dem heutigen Leser leichter lesbare Wiedergabe handelt — mit Zurückführung der schwerfälligen und nicht einmal in jeder einzelnen der drei Handschriften consequent durchgeführten Orthographie auf eine solche, welche ohne das Wortgefüge zu verändern, nur die vom Schreiber gemeinten Laute nach heutiger Weise wiedergiebt [4]); nur in den Eigennamen, welche selbst in ein und derselben Handschrift bei zufälligen Wiederholungen öfters Varianten zeigen, ist die Schreibweise buchstäblich beibehalten worden. Zurückführung derselben auf die aus neueren, mitunter auch aus orientalischen Quellen bekannte richtige Form sind der Kürze wegen in [eckige Klammern] geschlossen dem Texte gleich eingefügt; ausführlichere Erklärungen in die Noten verwiesen. Endlich

Geburtsort oder vielleicht nur früheren Wohnort giebt Lambeck an (Bibl. Caes. V, 1766, p. 73, 85): Hans Dernschwamm de Hradiczin. Sollte damit der Prager Hradschin gemeint sein? Manche dialektische Eigenthümlichkeiten weisen doch eher auf einen schwäbischen Ursprung hin. Dornschwam in der Wolfenbütteler, Ternschwam und Druschwan in der Prager Handschrift des Textes der Reise müssen einfach Abschreiberfehler sein.

1) Absichtlich behalte ich diese einzig richtige und erst in unserm Jahrhundert durch die latinisirte Form Hungaria verdrängte Schreibart bei, deren sich auch unser Autor ausschließlich bedient. (Mit Ausnahme des Englischen wissen auch die übrigen europäischen Sprachen nichts von dem unorganischen a im Landes- und Volksnamen und als Personen- oder Familienname ist er bei uns ebenso in der richtigen Form Unger verbreitet genug, daneben Ungar erst kürzlich aufgekommen.)

2) Es soll auch von unserm Autor eine ausführliche Beschreibung von Neusohl geben, die in Windisch's ungarischem Magazin (einem in Berlin nirgend vorhandenem Buche) abgedruckt sei.

3) Vergl. Friedr. Dobel, Der Fugger Bergbau und Handel in Ungarn, in Zeitschr. d. histor. Vereins f. Schwaben und Neuburg, VI. Bd., 1879, S. 33 bis 50. Höfler über das Fuggerische Archiv zu Augsburg (in welchem vielleicht noch Lebensnachrichten über Dernschwam aufzuspüren sein möchten), in den Sitzungsberichten d. Akad. d. Wiss. zu Wien, hist.-phil. Kl. 1853, X, 403, wo den Fuggerischen Faktoren in Ungern, eifrigen Protestanten, ein Antheil an der Agitation unter den Bergknappen und an dem Bauernkriege von 1525 zugeschrieben wird; und besonders G. Wenzel, a Fuggerek jelentösége Magyarország történetében („Bedeutung der Fugger für die Geschichte Ungerns"), Budapest 1882, wo in dem mehr Raum als der magyarische Text einnehmenden Anhang zahlreiche deutsche und lateinische Aktenstücke mitgetheilt werden, aus denen sich neben vielen der naiven Sorglosigkeit damaligen Aktenstils zuzurechnenden Varianten des Familiennamens (kommen doch selbst von einem so allbekannten wie dem fuggerischen auch Fogger, Focker und Fucker darin vor) mehrfache Bestätigungen der Thätigkeit unseres Autors ergeben. So S. 158 „ich Hanns Dernschwam der zeit meiner Herren der Fugger zu Augspurg diener, Wien, 27. März 1528." S. 210: „Hanns Dernschwang, Wien, 28. Mai 1528." S. 192: „Hern Hanns Franck, Hanns Durrenschwamb der Herren Fugger von Augspurg die Zeit hie in Neusoll bey khuniglichem Handel oberste Factoren, 1544" und S. 51 in einem Briefe König Ferdinand's an Anton Fugger, d. d. Wien, 9. Nov. 1545: „darauf sein nun jetzo bei uns ankumben deine Diener Sewastian Sauerzapf und Hanns Derrenschwamb." Dürnschwamb, Diener der Fugger heißt er wieder in Engel's Geschichte des Ungrischen Reiches, Wien 1813, Bd. III, 2, S. 181, der die Prager Handschrift gekannt haben muß, da er ihr über den Woiwoden Zapolya eine Nachricht entlehnt. Thurnschwamb im magyarischen Text der angeführten Schrift S. 50 ist wohl eine eigenmächtige weitere Correctur.

1) In dieser Beziehung hat sie für mich in Betreff eines der unbekanntesten Striche Kleinasiens die bis vor kurzem einzige Quelle abgegeben, und keinen geringen Vorzug vor fast allen ähnlichen Reiseschilderungen jener Zeit mit ihrem für Topographie so gut wie nichts sagenden Inhalt bieten die meines Wissens bei Dernschwam zum ersten Male vorkommenden Versuche von Dimensionsbestimmungen, z. B. von Berghöhen, Breite der Flußbetten und dergleichen durch Vergleichung mit ähnlichen Objekten in den als bekannt vorauszusetzenden, wenigstens dem Autor bekannten Gegenden Süddeutschlands und Ungerns.

2) Nr. 77, 1 Aug. und Nr. 70, 1 Aug., letztere nur eine Abschrift der ersten, wie mir Herr Oberbibliothekar Dr. v. Heinemann gütigst mittheilt.

3) 3 F. 7 Listů XV, a. 342; dieselbe steht der anderen bei weitem nach; viele Namen und sogar längere Stellen sind darin, offenbar wegen Unlesbarkeit des Originals, offen gelassen, die Orthographie der Namen auch meist erheblicher entstellt.

4) Also i, ie, j für das y des Autors (yeder, yrgend, sy) ei für sein ai (aiche, klaid, saitte), einfaches u für sein ue (guet, zue, tuech, genueg), au, eu für sein aw, ew; weggelassen ist überflüssige Verdoppelung von Konsonanten (unnd, annder, dorff, seldt) und müßiges h wie (khaiser, khunig, werckh, volckh), hinzugefügt dagegen der Deutlichkeit wegen das h, wo es der Schreiber zwischen zwei Silben (wie in ehe, stehen, gehen) und als Dehnungszeichen (wie in ere, im, ir, mer, one, ur) ausläßt. Die meist befolgte Schreibweise mark (Markt) und die durchgängige thurn (Thurm) habe ich beibehalten.

sind zur Vermeidung weitläufiger Wiederholung und zur leichteren Uebersicht der sämmtlichen bei Hin- und Rückfahrt auf ein und demselben Wege vom Autor gemachten geographischen Beobachtungen die im Ganzen wenig erheblichen Abweichungen des Berichtes über die Rückreise sogleich der Erzählung der Hinreise einverleibt, aber durch die Signatur R: und Einklammerung in (—) kenntlich gemacht.

Dernschwam hat auch darin größere Sorgfalt für geographische Orientirung bewiesen, als die meisten Reisenden jenes Jahrhunderts, welche sich meist (wie selbst Busbeck) mit der Aufzählung ganzer Tagereisen begnügen, daß er das Maß derselben, mitunter auch kleinere Theilmaße nach Stunden aufzeichnet und dieselben außerdem in das ihm geläufige Meilenmaß umrechnet [1]). Er bezeichnet mehrmals sein Maß ausdrücklich als „ungrische meile", welche bekanntlich bei einem Verhältniß von $13^1/_3$ auf den Aequatorialgrad um etwa $^1/_8$ größer als die sogenannte geographische oder deutsche Meile ist, allein die Vergleichung mit den uns jetzt besser bekannten wirklichen Distanzen erweist seine Schätzung nach dem Zeitmaße fast durchgehends zu hoch [2]) und selbst das deutsche Meilenmaß noch um etwas überschreitend; das Verhältniß der erforderlichen Reduction bleibt sich aber gleich, wie wir nach Maßgabe der uns heute bekannten festen Punkte des Itinerars schließen können: ein rühmliches Zeugniß für die bei seinen Aufzeichnungen angewendete Sorgfalt.

Ueber den ersten Abschnitt der am 23. Juni 1553 angetretenen Reise auf österreichisch-ungrischem Gebiete bis zur damaligen Grenze des türkischen Gebietes bei Gran, sowie über die Donaufahrt bis Belgrad (mit Roß und Wagen auf fünf Schiffen, vom 25. bis 31. Juli) wird kurz hinweggegangen. Belgrad, welches ebenso wenig wie zwei Jahre später bei der Rückreise zu längerem Aufenthalt veranlaßte, wird ungünstig genug beurtheilt: „wie beruembt Weißenburg ist, also schlecht ist es, erstlich liegt das schloß in der statt auf einem berg an der Sau, hat seine eigne maurn, thurn und streichwehrn, under anderen ein großen viereckten thurn Neboisse genannt, das ist sovil „nicht forcht dich"; ist bei uns ein schlecht Ding — in die oberstatt lasst man nit jeden und in das schloß niemandes, darumb das es nit so vest ist als es den namen hat und die Turken sich selbs besorgen müssen, wieder von ihnen genommen wird werden, in forchten tag und nacht sein. von allen vier seiten ist es zu beschießen, man muß aber zuvor auf demselbigen land sein über die Thunau und Sau gefaren sein, ist an einem ort uberhocht und an einem ort zu ebenem fuß zu beschießen. Das stettlin scheint wol groß, ist aber von lauterem kot und holz und hutten wie in dorfern. Wie man noch sieht ist Weißenburg von dem Turken gar nit zu dem sturm beschossen und mehr den Ungern abgeschreckt als mit gewalt erobert worden. — Alda haben wir die schiff gelassen und seind erstlich auf die wagen gesessen.

1. August. Von Weißenburg ein meil wegs auf der rechten seiten das schloß Scharna [3]) gesehen, liegt auf einem hohen Berg, scheint ein klein eng haus mit plei bedeckt, hat der Turk gepaut, daraus er Weißenburger gegend hat verheert und kriegt, daß man kein dorf mehr sieht noch spürt. Alda under Zarno ist der Jannusch Weida [Woiwod Janos Zapolya, der Kronprätendent von Ungern] im 1516 jar geschlagen worden, als kunig Ladislaus zu Presburg gewesen und zu dem kaiser Maximilian per Wien zogen.

[1]) In der vorliegenden Mittheilung sind dafür die leicht verständlichen Abkürzungen St. und M. angewendet.

[2]) So werden gleich die ersten Stationen: Wien — Oedenburg — Bruck — Altenburg — Raab — Komorn zu je fünf Meilen, von Komorn über Gran nach Ofen 12 Meilen, von da auf der Donau bis Belgrad 60 Meilen gerechnet. „Wie ich mich nach meinem uhrlein richten hab mugen, anderthalb bis in $^3/_4$ stunden auf ein meil" heißt es bei Gelegenheit der Addition der Einzeldistanzen von Wien bis Constantinopel.

[3]) So P. Sarno W. nach magyar. Schreibart, Zarno beide R. Fehlt auf den heutigen Specialkarten, ist also wohl in den späteren Kriegen zerstört worden; es scheint die Ruine auf dem 400 Meter über Belgrad ansteigenden Berge Awala zu sein.

Darnach uber das geburg in 8 st. 4 meil von Weißenburg in ein oed ratzisch [serbisch] Dorf Grodtkho [Grotzka], alda ein Karbasalia [Karwansaraj] darinnen 200 roß mugen stehen, hat bis in die 24 kamern.

2. Aug. Von Grodtkho hat es einen hohen Berg einer meilen lang [1]) — darnach in zwo m. zwischen gepurgen gefarn in 6 st. bis in 3 oder 4 m. gen Senderov, die Ratzen [Serben] heißen es Schmederow [Smederewo] — liegt in einem thal an einem arm der Thunau, — muß ein ungesunde statt sein, dann neben den gelegten ebnen prucken auf beiden seiten in der großen gassen hat es stinkende pfutzen. Das schloß ist weitleuffig wie ein kleins stettle mit viel thurnen, wie Tyrna [2]), hat gegen der Thunau 5 runde thurn und ein thor, gegen der statt hat es 10 stumpfete thurn, ist aber inwendig nichts erpaut, denn allein hulzene kothuttlen, vor den mauern ein zwinger und graben, nit breit, darein wann die Thunau geschwollen man wasser leiten mag, darin etliche sieben große eichene salzschiff stehen und verfaulen, so noch der boswicht und landverrether kunig Hans [Zapolya, R: Jannusch Weida] den herren Fuggern im 1529 jar genommen und dem Turken von Deesch [Dees in Siebenbürgen] dahin gesandt; hab ich die schiff kennt. Bei der statt sind groß weingeburg, nit lustiger zu wunschen.

3. Aug. 8 St. 4—5 M. in ein ratzisch Dorf Lywada (R: durch Lywada, aber von wegen daß das wasser alles erschlagen, haben wir ein meil weiter per Winitza ziehn müssen und von Winitza 7—8 St. 4 M. gen Sanderov [3]).

4. Aug. 9 St. 6 M. in ein ratzisch Dorf (R: turkischen Markt, vor gar ratzisch gewesen) Jagoda genannt [4]) die landschaft von kleinen bergen wie in Siebenburgen, jetzunder aber alles oed und verwust, auf beiden seiten von fernen ziemlich große gepurge, neben dem wasser Murawa [Morawa] gefahren. Viel Ungern aus Funfkirchen gegend haben sich mit weib und kind gen Jagoda gezogen auf des Derwischbek zusage, haben einen ungerischen pfaffen, liest meß, tauft und predigt den Ungern in seinem haus, hat ein weib. Alda haben wir einen großen roten marmelstein gefunden, darauf zwei menschenbilder ausgehauen, man und weib — — darauf gestanden: Magnificus dominus Joannes de Alschan et uxoris nomen Clara, Ao 14 30.

5. Aug. 12 St. 8 M. in ein oed ratzisch oder serbisch Dorflein Ratznoklissura und turkisch Derwen [5]);

[1]) 130 Meter über Gr. nach $^1/_2$ Meile Anstieg längs der Donau nach österreichischen Messungen.

[2]) Tirnau bei Preßburg in der Nähe der dem Autor wohlbekannten Fuggerschen Güter.

[3]) Beide Namen jetzt verschwunden; die Lage des ersten Ortes an einem reißenden Wasserlauf führt auf das heutige Städtchen Palanka, dessen Name auf eine später angelegte türkische Befestigung zurückzuführen sein wird; als solche erscheint es mit dem Namen des Erbauers: Hassan Pascha Palanka zuerst 1578 in Gerlach's Reisebeschreibung.

[4]) Richtiger Jagodina („Erdbeerort"), wie auch Busbeck Jagodna schreibt, jetzt ein Städtchen.

[5]) Beide Namen, das aus dem Griechischen ins Serbische und Bulgarische übergegangene Klisura und das türkische (ursprünglich persische) Derbend, bezeichnen einen Engpaß, offenbar den einzigen, welchen die in dieser Gegend in zwei Hauptarme aus S. und W. sich vereinigende Morawa in der untersten

ungeferlich ein meil wegs ehe wir zu dem dorf komen, sind wir auf ein kleinen schiff uber das wasser Muran gefaren, ist nit als groß als die Gran zu Gran [d. i. bei ihrer Mündung in die Donau] sind darnach ein nacht gefaren an einem lustigen ort gelegen, — jetzunder alles turkisch, an der straßen kein dorf gesehn, seind irgends weit von der straßen gelegen

6. Aug. von Klissura in 9 St. 6 M. gen Nissa, die landschaft ist gestalt wie Sibenburgen, ein meil eben land, darnach hubel und bergle, jetzunder alles oed und verwachsen.

Diese landschaft alle bis gen Nissa ist Servia — alda fecht sich Bulgaria an bis gen Trinapol — die inwoner nennen sich selbs Serby, das ist so viel als Winden und die bulgarische sprach ist auch eine servische oder windische sprach. Ihr glauben ist der kriechische mit allen ceremonien, aber man sieht nindert ihre kirchen mehr. All ihr geben ist so hoch wie zaunwerk und koth bekleibt, daß kaum ein mensch hinein kriechen mag. Roten wein findt man etwan nit vil besser im sommer als essig, hüner zu 2 und 3 aspern auch junge zu 1 asper [= $1^1/_2$ Kreuzer], ander fleisch, als rind, schafen, lemmer findt man nit, man kauffe dann ein lebendigs auf der straßen, — item gersten fur roßfutter einen zimlichen sack p. 6 asper, denn das gelt bei den leuten theur ist, wie zu Windisch land gegen Steiermark. Die manspersonen tragen sich nach beurischer art in sautuch kleid und mit boczschkar schuchen mit zipfeten grauen zapken oder hueten; der weiber tracht wie sonst die Ratzen pflegen von vil farben ausgenehete hemterkragen um brust und ermel mit wullenen faden, habn gar schlechte stauffen oder schleir auf dem haupt, wie die krabatischen weiber. Die jungfrauen gehen alle parhaubt, habn seltzamer zopfen im haar geflochten eine uber die ander, also daß einer meint es sei von roßhaar, auf mancherlei art daran man in einen monat genug zu schaffen hat — und in den ohren geheng von kupfer und irgends auch von silber gespanglet ding, wie sie die Zigeiner pflegen zu machen und allerlei glaswerk von vil farben.

Thalstrecke ihres Südarmes unterhalb des Städtchens Razan durchfließt; ein danach benanntes Dorf ist jetzt nicht mehr vorhanden und die Lage der Oertlichkeit, fast genau halbwegs zwischen Jagodina und Nisch, scheint den Distanzangaben des Textes wenig zu entsprechen, die sich jedoch nicht sowohl auf das Dorf als auf das Nachtlager im Freien beziehen müssen. Andererseits stimmt dazu völlig das Passiren des Flusses unterhalb der Enge, denn da nur von einer einmaligen Ueberfahrt die Rede ist, kann nur der vereinigte Fluß gemeint sein. — Ebenso unbekannt bleibt das auf der Rückreise (21. Juli 1555) statt des Derwend genannte ratzische Dorf Vrchbali 6 Meilen vor Jagoda „underwegs auf einer pletten uber das wasser Murawa gefaren“.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In dem kürzlich erschienenen 8. Jahrgange des „Statistischen Jahrbuches für das Deutsche Reich“ (Berlin 1887) wird unter Festhaltung der bisherigen Einrichtung und des wesentlichen Inhaltes eine Fülle neuer Daten geboten, unter denen hervorzuheben sind: verschiedene Aufstellungen über die Resultate der Volkszählung von 1885, namentlich ein alphabetisches Verzeichniß aller Orte von mehr als 10 000 Einwohnern (diese Rubrik verdiente im speciell geographischen Interesse vielleicht noch größere Erweiterung!), Tafeln über die Bewegung der Bevölkerung auf dem Gebiete des jetzigen Deutschen Reiches seit 1841, eine Sterbetafel und die vier Karten, welche die Vertheilung der kleinsten, kleinen, mittleren und großen landwirthschaftlichen Betriebe zur Darstellung bringen. Auch auf die Statistik der Wahlen zum deutschen Reichstage (S. 144 bis 147) sei hingewiesen.

— Die letzten Lieferungen der „Europäischen Wanderbilder“ behandeln Friedrichshafen am Bodensee (Nr. 125) und Zürich und seine Umgebung (Nr. 126 bis 129), letzteres eine sehr eingehende Schilderung dieser Stadt nach jeder Seite ihres geistigen und materiellen Lebens, verfaßt von zahlreichen Fachmännern, herausgegeben vom Officiellen Verkehrsbureau Zürich und darum Jedem, der dort zu verweilen beabsichtigt, zu empfehlen. — Aus Nr. 125 heben wir die interessante Schilderung der Anfänge der Bodenseedampfschiffahrt hervor (S. 13), sowie folgende interessante Berechnung: Der Flächeninhalt des Bodensees beträgt ungefähr 467 qkm oder 2682 Millionen Quadratfuß. Es hätten somit sämmtliche Bewohner des Erdballes, 1430 Millionen, auf dem Bodensee Platz, indem für jeden 3,974 oder rund vier Quadratfuß Raum bliebe. Der See müßte natürlich überfroren sein und zwar fest genug! Würde die Eisdecke einbrechen und die ganze Menschheit im Wasser verschwinden, so würde der Wasserspiegel kaum um einen halben Fuß sich heben.

— Paris wird demnächst um ein bedeutendes wissenschaftliches Institut reicher werden; das Musée Guimet wird in das neue Gebäude an der Place de Jena übergeführt und dort dem Publikum eröffnet werden. Das Museum, begründet 1879 von Emile Guimet mit den Resultaten einer Sammelreise in den Orient und anfangs in Lyon befindlich, ist bekanntlich ausschließlich der Religion gewidmet, aber der Religion im weitesten wissenschaftlichen Sinne und enthält darum Alles, was irgendwo in Beziehung zu religiösen Gebräuchen steht, vom rohesten Fetisch bis zu den gottesdienstlichen Geräthen der Gegenwart; die Kunst ist nur berücksichtigt, so weit sie im Zusammenhange mit der Religion steht. Guimet sah sich schon 1882 durch die überraschend schnelle Zunahme seiner Sammlungen gezwungen, sie dem Staate zu überlassen unter der einzigen Bedingung, daß sie in einem besonderen Museum in Paris aufgestellt würden. Das neue Museum naht nun seiner Vollendung. Im Erdgeschoß finden Produkte des chinesischen und japanischen Kunstgewerbes ihre Aufstellung, die theilweise nur in einem sehr lockeren Zusammenhange mit dem Ganzen stehen; von den beiden oberen Stockwerken ist das eine besonders den indischen Kulten gewidmet, einschließlich China und Japan, das andere Aegypten, Griechenland, Rom und Gallien. Die damit verbundene Bibliothek zählt bereits 13 000 Bände und 6000 bis 7000 chinesische und japanische Manuskripte.

— In den sicilianischen Gewässern werden jetzt vier neue unterseeische Telegraphenkabel gelegt, welche Mazzara an der Südwestküste Siciliens mit der Insel Pantelleria und die Insel Lipari mit Stromboli, bezw. mit Panaria und Vulcano verbinden.

— Einige in diesem Sommer auf und um den Åreskutan in Schweden angestellte Vermessungen haben folgende Höhenverhältnisse über dem Meer ergeben: der Kallsee 375 m, der Aresee 380 m, die Spitze des Areskutan 1418 m (Höhe über dem Kallsee 1038 m und über dem Aresee 1043 m). Die Grenze des Kiefernwaldes liegt an der nördlichen Seite des Gebirges 670 m und an der südlichen

Seite 770 m über der Meeresfläche. Die Birke wächst an der nordwestlichen Seite bis 765 m, an der Ostseite bis 820 m und an der Südseite bis 825 m; die Weide an der Nordseite bis 1085 m und an der Südseite bis 1120 m über dem Meer. Die ersten Schneefelder trifft man auf dem Hange des Mörviкshummeln in 430 m und die Spitze des letzteren in 550 m Höhe über dem Aresee.

Asien.

— Im Juli sollte, wie die „Allg. Ztg." meldet, die erste von Yokohama ausgehende Strecke der großen Tokaido-Bahn, welche die östliche und die westliche Hauptstadt Japans, Tokio und Kioto, mit einander verbinden wird, eröffnet werden. Früher beabsichtigte man, die Bahn der nördlichen Verbindungsstraße, dem Nakasendo, entlang zu legen, hatte auch schon eine Strecke davon vollendet, als man wegen der großen Schwierigkeiten bei Ueberschreitung der Gebirge die Arbeiten einstellte. Auch diese Linie wird jetzt durch Privatunternehmung vollendet, so daß künftig zwei Verbindungsbahnen zwischen dem Westen und dem Osten Japans bestehen werden. Im Ganzen giebt es in Japan jetzt zwölf Eisenbahnen, fünfzehn sind im Bau begriffen, und jeder Tag bringt neue Projekte.

— Dem neuesten Ausweise über die in Japan ansässigen Fremden zufolge befinden sich dort 1423 Engländer, 592 Amerikaner, 343 Deutsche und 198 Franzosen. In Diensten der japanischen Regierung stehen 68 Engländer, 27 Deutsche, 17 Amerikaner, 8 Franzosen, 8 Italiener und 6 Holländer.

Afrika.

— Die Dampfer der „Compagnie Générale Transatlantique" legen jetzt die Strecke zwischen Alger und Marseille regelmäßig in 27 Stunden zurück, so daß Gemüse, Früchte u. s. w., welche Montag Mittag in Alger expedirt werden, Dienstag Nachmittag in Marseille eintreffen, von wo sie noch mit den Abendzügen nach Lyon, St. Etienne, Genf u. s. w. weitergehen. Mittwoch früh, 36 bis 40 St. nach der Abfahrt von Afrika, werden sie in diesen Städten zum Verkauf gestellt, Mittwoch Abend schon in Paris. Dieser rasche Transport trägt natürlich viel dazu bei, die Waaren frisch zu erhalten und ihnen einen guten Absatz zu verschaffen. Kein Wunder, daß die Dampfer jener Gesellschaft wöchentlich viermal 2000 bis 3000 Körbe mit Gemüsen und Früchten nach Marseille schaffen, und die Dampfschiffgesellschaft, wie die Gärtner von Alger in gleicher Weise ihre Rechnung dabei finden.

— Am 14. Juni d. J. ist J. T. Last von seiner Reise nach dem Namuli-Gebirge in Ostafrika (vergl. „Globus", Bd. 51, S. 110 und 223) nach England zurückgekehrt und hat bereits am 27. Juni der Royal Geographical Society, welche ihn ausgesendet hatte, einen vorläufigen Bericht erstattet. Seine Hauptziele hat er sämmtlich erreicht; er hat den Zusammenfluß des Lugenda und Rovuma astronomisch bestimmt, die Bedeutung der beiden Flüsse für den Handel untersucht, das Namuli-Gebirge erforscht und auf der Karte festgelegt und ist schließlich dem Lukugu-Fluß von der Quelle bis zur Mündung gefolgt, wobei sich freilich herausstellte, daß derselbe wegen unausgesetzter Stromschnellen für Schifffahrt und Handel so gut wie nutzlos ist und bleiben wird.

— Das Finanzdepartement des Congostaates läßt jetzt in Brüssel Silber- und Kupfermünzen schlagen, erstere zu 5, 2, 1 und $^1/_2$ Franken mit dem Bilde des Königs und dem Wappen des Staates, letztere zu 10, 5, 2 und 1 Centime. Letztere sind in der Mitte mit einem runden Loche versehen, damit die Eingeborenen sich Hals- und Armbänder daraus machen können, wie sie solche jetzt aus ihrem Messingdraht und ihren Perlen machen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Julius von Haast, der neuseeländische Geologe, geboren 1. Mai 1822 zu Bonn, gestorben 15. August 1887 in Wellington auf Neuseeland. Anfangs Kaufmann, studirte er später in Bonn, ging 1858 in Auswanderungsangelegenheiten nach Neuseeland, schloß sich dort an Hochstetter an und wurde, als letzterer 1859 die Inseln verließ, von der Regierung mit der Fortführung der geologischen Aufnahmen betraut, welche durch ihn, namentlich in der Provinz Canterbury, ganz wesentliche Förderung erfuhren. Er war außerdem Direktor des Canterbury Museums und Professor der Geologie am Canterbury College. Wegen seiner Verdienste um die Londoner Kolonialausstellung, auf welcher er Neuseeland vertrat, wurde er 1886 zum Ritter gemacht.

— Prof. Dana verbringt diesen Sommer auf Hawaii, das er vor nahezu 50 Jahren als einer der ersten Geologen gelegentlich der Expedition des Commodore Wilkes durchforscht hat. Er beabsichtigt besonders die geologischen Veränderungen zu studiren, welche die vulkanische Inselgruppe in dem seit seinem ersten Besuche verflossenen halben Jahrhundert erlitten hat.

Nordamerika.

— Von dem Missionar David Zeisberger, welcher von 1740 bis gegen Ende des Jahrhunderts unter den Delawaren wirkte, war eine Grammatik der Delawarensprache schon 1829 in Philadelphia veröffentlicht worden; sein Hauptwerk, ein Lexikon, das gleichzeitig die Onondaga-Sprache enthielt, galt als verloren. Neuerdings hat es aber Professor Horsford unter den Manuskripten des Harvard College aufgefunden und ganz unverändert zum Abdruck gebracht; es enthält in vier Colunnen neben einander die Worte in Delawara, Onondaga, Englisch und Deutsch. Die Delawarensprache wird damit zu einer der am genauesten bekannten Indianersprachen, und es ist das um so wichtiger, als zahlreiche geographische Namen in Neu-England durch sie ihre Erklärung finden.

— Einer der interessantesten Effigy Mounds in den Vereinigten Staaten, der unter dem Namen „the great serpent" bekannte schlangenförmige Tumulus auf der Farm Lowett in Adams County, Ohio, dessen Windungen 325 m lang sind, ist vor Vernichtung geschützt worden. Einige Bostoner Damen haben auf Veranlassung der Miß Alice C. Fletcher, der Verfasserin des bekannten Werkes über die Omahas, die Stelle angekauft und dem Peabody Museum überwiesen, unter der Bedingung, daß dasselbe den Hügel unterhält und in einen, dem Publikum zugänglichen Park umwandelt.

— Das Wagner Free Institute of Science in Philadelphia, begründet von dem 1885 verstorbenen William Wagner, eröffnet die Reihe seiner Transactions mit einer Arbeit über Florida von Angelo Heilprin[1]), welche für die Kenntniß dieser seltsamen Halbinsel von der größten Wichtigkeit ist. Wir werden auf manche Einzelheiten, besonders über den seither noch fast mythischen Okeechobee-See, später noch einmal zurückkommen und geben hier nur einen kurzen Ueberblick der geologischen Resultate, wie sie der Autor selbst zusammenstellt. Demnach ist die Ansicht, daß Florida seiner Hauptmasse nach aus gehobenen Korallenbauten bestehe, eine total

[1]) Explorations on the West Coast of Florida and in the Okeechobee Wildernesses. With special reference to the Geology and Zoology of the Floridian Peninsula. A Narrative of Researches undertaken under the auspices of the Wagner Free Institute of Science of Philadelphia. Philadelphia 1887. gr. 8⁰. 134 pag. with 21 plates.

irrige. Ganz Florida gehört der Tertiärformation an; hier und da finden sich wohl auch Korallen in den Tertiärschichten zerstreut, aber wirkliche Korallenbauten finden sich nur auf einer ganz schmalen Zone im äußersten Süden und Südosten. Die tertiären Formationen folgen sich in regelmäßiger und ununterbrochener Reihenfolge von Nord nach Süd, mit dem Oligocän beginnend, alle Schichten horizontal oder nur ganz leicht einfallend, nicht von Osten nach Westen streichend, sondern eher der Streichungsrichtung der Atlantischen Küste der Vereinigten Staaten folgend; eine beträchtlichere Störung ist nirgends nachweisbar, in der südlichen Hälfte des Staates liegen sogar die Fossilien in tadelloser Erhaltung noch genau in der Stellung, die sie im Leben eingenommen haben. Die Schichten der Nordhälfte scheinen in tieferem Wasser gebildet zu sein, die der Südhälfte in seichterem, zum größeren Theile sogar vielleicht in ganz flachem Wasser, auf ausgedehnten Bänken, ganz wie sie sich heute noch längs der Westküste der Halbinsel finden. Doch muß selbst in der Pliocänperiode hier schon etwas trockenes Land gewesen sein, denn wir finden in den Schichten von Caloosahatchie Süßwasserablagerungen mit den marinen gemengt. Auf diesem flachen Grunde hausten unzählige Seethiere, deren Ablagerungen nach und nach das Land über den Meeresspiegel erhöhten. Die heutige Molluskenfauna steht der pliocänen derselben Gegend so nahe, daß zahlreiche Arten nur wenig oder gar nicht von ihr abweichen und auch die ausgestorbenen sich im Charakter der recenten Fauna unmittelbar anschließen. Menschenspuren reichen in Florida sehr weit zurück; die ganz in Limonit umgewandelten Reste an der Sarasota Bay hält Heilprin für die ältesten, die überhaupt mit Sicherheit bekannt sind. Ko.

— Desiré Charnay theilte in der Februarsitzung der Pariser „Société d'Anthropologie" mit, daß ein Bewohner von Izamal in Yucatan beim Abbruch einer der dortigen Pyramiden zwei spanische Feuerrohre (Espingoles) gefunden hat, die offenbar dort als Opfergabe eingemauert worden waren. Dieselben können nur von der Expedition des Francisco de Montejo stammen, welcher sich 1527 der Stadt Chichen-Itza bemächtigte und sie zwei Jahre lang behauptete, aber schließlich von den Mayas nach Verlust des größten Theiles seiner Mannschaft vertrieben wurde. Es ist das ein unzweifelhafter Beweis dafür, daß Izamal zur Zeit der Conquista noch blühte und die Mayas damals noch einen Tempel bauten. Charnay hielt bekanntlich nicht die Mayas, sondern die Tolteken für die Erbauer der centralamerikanischen Städte, aber der Marquis de Nadaillac macht in der nachfolgenden Discussion mit Recht darauf aufmerksam, daß Tolteken, Mayas und Azteken nur nahe verwandte Zweige eines Stammes sind, wahrscheinlich die nächsten Verwandten der Mound-builders von Nordamerika.

Vermischtes.

— Dr. med. H. Ploß, Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Zweite stark vermehrte Auflage, nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. med. Max Bartels. Mit sechs lithogr. Tafeln und ca. 100 Holzschnitten. Th. Grieben, Leipzig. 8°. Ein alter Bekannter in neuem Gewande, den wir mit Freuden begrüßen. In dem kurzen Zeitraume von zwei Jahren ist von dem Ploß'schen Werke eine zweite Auflage nöthig geworden, deren Erscheinen der unermüdliche Verfasser leider nicht mehr erleben sollte. Eine berufene Hand hat die Arbeit aufgenommen und weitergeführt, und wie die schon vorliegenden fünf Lieferungen beweisen, nicht zum Schaden des Werkes. Unter Benutzung selbst noch der neuesten Litteratur giebt uns der Bearbeiter eine vollständige Naturgeschichte des Weibes bei allen Stämmen der Erde, in übersichtlicher Anordnung und gewandter Bearbeitung; über keine der hier in Betracht kommenden Fragen wird man vergeblich Belehrung suchen. Wir zweifeln nicht daran, daß auch die zweite Auflage sehr rasch vergriffen sein wird und hoffen in nicht allzu langer Zeit in die Lage zu kommen, die dritte anzeigen zu können. Ko.

— Die Erwartung, daß mit der Eröffnung des Suezkanals sehr rasch eine Vermischung der erythräischen mit der mediterranen Fauna erfolgen werde, hat sich durchaus nicht erfüllt; die Einwanderung der Seethiere in den Kanal erfolgt mit einer geradezu verblüffenden Langsamkeit. Nach einer Mittheilung, welche Prof. v. Martens in der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin machte, haben die in diesem Jahre angestellten Forschungen von Prof. Krukenberg gegen die Keller's im Jahre 1882 nur einen Zuwachs von sieben Arten ergeben, darunter nur zwei Mollusken. Von letzteren sind bis jetzt überhaupt nur 25 bis 26 Arten in den Kanal eingedrungen, 7 bis 8 vom Mittelmeere her, 18 aus dem Rothen Meere. Diese Verschiedenheit findet ihre Erklärung wohl am einfachsten darin, daß der Golf von Suez für die Entwickelung von Mollusken sehr günstig ist und eine sehr reiche Fauna besitzt, während die mittelmeerische Ausmündung des Kanals bei Port Said im Gebiete der vom Nil kommenden Schlammbänke liegt, die nur wenig Mollusken zusagen. Eine Vermischung der beiderseitigen Faunen findet nur in geringem Grade und nur auf der Strecke zwischen Timsah- und Ballah-See statt, im Allgemeinen bildet die Schwelle von el-Gisr heute noch die Grenze zwischen der erythräischen und der mediterranen Fauna. Ganz durch den Kanal hindurch gewandert sind immer erst drei Arten, vom Mittelmeere aus Cardium edule und Cerithium conicum, welche sich beide selbst den ungünstigsten Bedingungen anzuschmiegen verstehen, und vom Rothen Meere aus Mytilus variabilis, den wahrscheinlich die Dienstschiffe der Kanalverwaltung verschleppt haben. Die anderen Arten zeigen gegenüber dem Befunde Keller's seit 1882 keine wesentliche Weiterverbreitung. In dem großen Bittersee finden sich neben 15 erythräischen Arten immer nur noch die beiden oben genannten Mittelmeerarten. — Aber auch das wanderlustige leichtbewegliche Volk der Fische zeigt nicht mehr Neigung zur Ausbreitung, als die Mollusken. Ob ihnen in dem anderen Meere die gewohnte Nahrung fehlt, oder ob sie mehr Anhänglichkeit an ihre angestammten Weide- und Jagdgründe haben, als man gewöhnlich annimmt, es sind bis jetzt erst 16 Arten in den Kanal eingewandert, sechs vom Mittelmeere her, zehn aus dem Rothen Meere; die letzteren machen noch bei el-Gisr Halt, die ersteren haben unternehmender die Mittellinie sämmtlich überschritten und drei davon sind bereits im Rothen Meere angelangt. — Diese Thatsachen haben für die Geologie eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, denn sie beweisen, daß die bloße Eröffnung einer Verbindung zwischen zwei Meeren ohne erhebliche Veränderung der physikalischen Verhältnisse in den alten Becken nur ganz unendlich langsam ein Ueberwandern der Fauna aus einem Becken in das andere bedingt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Désiré Charnay's jüngste Expedition nach Yucatan.

I.

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

In seiner Geschichte der amerikanischen Civilisationen hatte der unseren Lesern wohlbekannte Amerikanist D. Charnay (der „Globus“ brachte zuletzt in den Bänden 41 und 45 bis 47 illustrirte Berichte über seine Reisen und Ausgrabungen in Mittelamerika) darauf hingewiesen, daß in Yucatan Spuren einer unbekannten oder auch verkannten Epoche, trotzdem sie die jüngste und letzte ist, nämlich der Zeit des Verfalls, von welchem die Schriftsteller berichten, zu fehlen scheinen. Um danach zu suchen, begab er sich 1886 wiederum nach Yucatan, zumal er auch vom Bischofe Landa erfahren hatte, daß bei einer gewissen Pyramide in Izamal (im Norden des Landes, östlich von Merida) die Mauern der Vorplätze mit Basreliefs bedeckt seien, und er dieselben abformen wollte. Zunächst aber führte ihn seine Reise mehr nach dem Süden.

Die bei Progreso an der Nordküste beginnende Eisenbahn, welche er vier Jahre früher bis Acanceh, 13 km über Merida hinaus, hatte benutzen können, war jetzt um ganze 5 km weiter, bis Lepan, im Betriebe; wird in diesem Verhältnisse weitergebaut, so wird es allerdings noch zwei Jahrhunderte dauern, bis die Schienen ihr Ziel, den Ort Bacalar unweit der Bai von Chetumal (Ostküste) erreichen werden. Lepan ist eine kleine, anspruchslose, aber vortrefflich gehaltene Hacienda, wo Charnay eine vorzügliche Aufnahme fand. Es wird dort, wie auf allen Hacienden des Centrums und der Umgebung von Merida, vornehmlich die Gespinnstpflanze Henequen gebaut; außerdem besitzt aber Lepan prachtvolle, reichlich bewässerte und kühle Gärten, denen man die Leitung eines intelligenten Mayordomo ansieht. Neben den Feldern europäischer Gemüse, Kohl, Radischen, Salat u. s. w., stehen Zuckerrohr und Bananen und ein wahrer Wald von Fruchtbäumen: Zapotes, Guanavanas, süße Limonen, Pompelmusen, Orangenbäume, überragt von stolzen Kokospalmen, welche im Durchschnitte 400 Nüsse im Jahre tragen sollen. Aber nicht nur auf das Land erstreckt der Verwalter seine Fürsorge: er hat in dem ablegenen Orte, wo die Regierung nicht daran denken würde, eine Schule zu errichten, selbst eine solche in das Leben gerufen, indem er ein Zimmer seiner Wohnung dazu hergerichtet hat und darin mit Hilfe seiner Tochter die Kinder der Indianer und Mestizen seiner Hacienda täglich zweimal in Lesen, Schreiben, Rechnen, Moral und ein wenig Geschichte unterrichtet. Leider ein seltener Fall in jenem Lande!

Mucniche (24 km südlich von Merida), wo Charnay am folgenden Tage übernachtete, gehört zu den schönen Hacienden des Staates; die verschiedenen Wohngebäude nehmen einen großen Raum ein und sind sämmtlich mit großen Galerien maurischer Bogen umgeben und versehen, was einen geradezu glänzenden Eindruck macht. Einen Theil davon, welchen Charnay photographisch aufnahm, stellt die erste Abbildung dar; im Vordergrunde sitzen Kaplan und Pfarrer des benachbarten Dorfes Abala. Der große, mit alten Bäumen bepflanzte Platz, welcher vor der Hacienda liegt, die unermeßlichen Gänge, die breiten Treppen, die Vorhöfe, die Kapelle und die Gärten verleihen der Hacienda ein fürstliches Ansehen; zwei Cenotes (Teiche), der eine oben offen und mit senkrechten Mauern, der andere

in Gestalt einer Grotte, liefern den Bewohnern Wasser in reichlicher Fülle.

Früher, ehe noch der Anbau des Henequen seine große Verbreitung gewann, baute diese Hacienda, wie viele andere, nur Mais für die Indianer und züchtete Vieh; daher stammen ihre geräumigen corrales, ummauerte und mit Bäumen bepflanzte Höfe, in denen lange Tröge aufgestellt sind, die durch Norias stets mit Wasser gefüllt erhalten werden und durstigen Thieren zu jeder Zeit einen frischen Trunk bieten. Unser zweites, nach einer Augenblicksphotographie gefertigtes Bild giebt eine gute Vorstellung von solchem Corral mit seinen friedlich wiederkäuenden Rindern, den schattenspendenden Bäumen und den umgebenden Indianerhütten. Schlimmer ist es mit dem Futter bestellt; da das Land keine Weiden besitzt, müssen Maulthiere, Pferde und Rinder sich selbst dasselbe im Walde suchen, und der Ueberfluß, welcher in der Regenzeit herrscht, verwandelt sich in der Trockenzeit und namentlich, wenn, wie in den letzten Jahren, die Heuschrecken erscheinen, oft in Mangel, so daß zahlreiche Thiere zu Grunde gehen. Die Beaufsichtigung der Rinder ist leicht; ein Mann genügt, um etwa neugeborene Kälber im Walde aufzusuchen oder die jungen Thiere gegen die Nachstellungen des Jaguars zu schützen. Die ausgewachsenen kehren stets von selbst wieder zu ihrer Hacienda zurück, mögen sie sich auch noch so weit von derselben entfernt haben. Früher hielt man in den Wasserbehältern Ochsenfrösche, weil man glaubte, daß deren weithin hörbares Geschrei verirrte Rinder zurückriefe, während dieselben doch nur ihrem Durste folgten. Diese Sitte ist jetzt abgekommen; denn auch Yucatan schreitet vorwärts: an Stelle der brüllenden Ochsenfrösche hört man schon das Pfeifen der Lokomotive, in das träge Dahinleben der Indianer hat die Henequen-Fabrik Rührigkeit gebracht, und statt der langsamen Ochsenkarren, welche die Pflanzen von den Feldern hereinführten, verwendet man jetzt leichte, von Maulthieren gezogene Wagen, die auf Schienen rasch dahinrollen.

Die Hacienda Mucuiche.

Der nächste Tag brachte den Reisenden nach Ticul, wo er seine alten Freunde Fajardo und Dr. Palma wieder begrüßte; letzterer hatte für ihn einige kostbare Vasen gesammelt, darunter eine sehr seltene, welche mit Reliefs und Inschriften bedeckt war, und jener schenkte ihm die Bildsäule eines unbekannten Gottes, die aus den Ruinen von Nohpat stammte. Es ist ein scheußliches und dabei wunderliches Idol, wie alle amerikanischen Götzenbilder, hat aber den Vorzug, daß es ganz erhalten und mit einem Zapfen versehen ist, woraus man die Art und Weise ersieht, wie die indianischen Baumeister die Façaden ihrer Gebäude mit Figuren bedeckten. Es erinnert übrigens etwas an den Gott Besa der alten Aegypter, der gleichfalls in zwerghafter, verkrüppelter und grotesker Gestalt abgebildet wurde. Außerdem fand Charnay bei einem Liebhaber eine prächtige Sammlung yucatekischer Steinbeile, die zum größten Theile von der Insel Cozumel (östlich von der Halbinsel Yucatan) stammten. Es waren im Ganzen 80 Stück, für welche der Besitzer einen hohen Preis forderte, den Charnay in Anbetracht sowohl des archäologischen als auch des mineralogischen Werthes der Beile zu zahlen keinen Anstand nahm. Die Insel Cozumel war zur Zeit der Conquista sehr bewohnt, sehr civilisirt und mit Denkmälern bedeckt; denn sie war einer der berühmtesten Wallfahrtsorte, und die Leute kamen von weit her, um in den dortigen Heiligthümern Geschenke und Opfer darzubringen. Ob die Beile Weihgeschenke der gläubigen Pilger sind, wofür die Verschiedenheit ihrer Formen und des verwendeten Materials spräche, oder ob sie den Bewohnern der Insel als Werkzeuge und Waffen gedient haben, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls aber kamen sie von weit her, da die ganz aus reinem Kalkstein bestehende Insel ihren Bewohnern kein zu Werkzeugen passendes Gestein geliefert haben kann; sie

Ein Rinder-Corral in Mucuiché.

mußten solches von auswärts holen oder es von Nachbarvölkern einhandeln. So wissen wir z. B., daß sie ihr Kupfer von Mexiko, die Obsidianbeile und -messer theils von Mexiko und theils von Guatemala bezogen. Auch konnten sie Leute ausschicken, um in den Gießbächen von Chiapas und Peten Steine direkt zu suchen, und das wird dadurch wahrscheinlich gemacht, daß mehrere jener Beile aus Rollkieseln hergestellt zu sein scheinen. Charnay hält einige für ganz verschieden von den allgemein bekannten Typen aus den Epochen des geschlagenen oder des polirten Steins, z. B. die beiden ersten Stücke der oberen Reihe in unserer Abbildung; es sind das richtige Rollsteine, deren passendstes Ende ausgewählt wurde, um es zu einer Schneide herzurichten und zu poliren. Der zweite scheint sogar kaum bearbeitet worden zu sein, und bei beiden sieht man keine Spur eines abgesprengten Splitters, sondern nur die gewöhnliche Abschleifung, wie sie durch das Aneinanderreiben der Steine in den Bächen erzeugt wird, und wie sie namentlich auch das dritte Exemplar der ersten Reihe aufweist. Das mittelste Beil der unteren Reihe ist insofern bemerkenswerth, als es aus dem dicken Theile einer großen Muschel, eines Busycon perversum oder Strombus gigas, welche sich an den Küsten der Halbinsel finden, hergestellt ist; es ist das einzige seiner Art, welches Charnay jemals in Yucatan oder im übrigen Mexiko gesehen hat, und er hält es für weit älter als die Steinbeile. Auch in den Vereinigten Staaten sind diese Muschelärte so selten, daß das Washingtoner Museum nur zwei, freilich sehr schöne Exemplare davon besitzt, welche aus Mounds in Kentucky und Florida stammen.

Götzenbild aus den Ruinen von Nohpat.

Yucatekische Steinärte.

Sehr befriedigt von seiner Ausbeute in Ticul begab sich der Reisende nach Izamal, über welches er schon früher Mancherlei berichtet hat (vergl. „Globus“ Bd. 45, S. 337 ff. und die Abbildungen auf S. 340 bis 342); früher hatte er sich jedoch aus Mangel an Zeit und, weil die dortigen Pyramiden alle in Ruinen liegen und die auf ihnen errichteten Gebäude gänzlich verschwunden sind, nicht auf Ausgrabungen eingelassen, gedachte dies aber jetzt gründlich nachzuholen und den größten Theil der Trockenzeit in Izamal zu verwenden. Der Empfehlungsbrief, welchen ihm der junge und gebildete Bischof von Merida an alle Geistlichen seiner Diöcese mitgegeben hatte, verschaffte ihm bei dem Pfarrer von Izamal, welcher in dem riesigen, sonst unbenutzten und halb verfallenen Kloster wohnte, rasch Unterkunft. Einst muß das ein prächtiges Gebäude gewesen sein, denn noch seine Trümmer erscheinen massiv und stolz; es liegt auf einer großen Terrasse, zu welcher von drei Seiten Treppen hinaufführen und besteht aus einer großen schönen Kirche, zwei Kapellen, davon eine die berühmte wunderthätige Jungfrau von Izamal birgt, einer großen Sakristei, einem zweistöckigen Kreuzgange, Zellen, Gärten und einem mit Orangenbäumen bepflanzten und von Säulenhallen eingefaßten Hof von mehr als 100 m Seitenlänge, der an arabische Moscheenhöfe erinnerte. Aber Todesstille herrschte in diesen Räumen, nur unterbrochen durch die wenigen Besucher des Morgengottesdienstes und die zum Religionsunterrichte kommenden Kinder.

Das gewaltige Bauwerk überwältigt den Beschauer, als wäre es die Arbeit eines Riesen; aber das Erstaunen verschwindet, wenn man hört, daß die Spanier nur die große indianische Pyramide Ppapp-hol-chac (Haus der Köpfe und der Blitze), in welcher die Priester (ahkin) wohnten, dazu benutzten und sie zur Basis ihres Klosters machten, und daß derselben eine zweite ebenso große Pyramide, Kinich Kakmö, gegenüber lag.

Voller Hoffnung begann Charnay seine Arbeiten, welche ihm freilich nicht alle jene Basreliefs, von denen Landa erzählt, lieferten, dafür aber sehr werthvolle Wandmalereien, welche jener Autor nicht erwähnt, die aber unser Reisender als sehr genügenden Ersatz dafür ansehen durfte. Er begann damit, die Anzahl der Pyramiden festzustellen, welche Landa auf zwölf angiebt, während Lizana nur von fünf spricht; Charnay fand dagegen wohl an 20 kleine und große, und darunter einige sehr beträchtliche, aber alle in Trümmern.

Zuerst nahm er diejenige in Angriff, welche westlich von dem großen Marktplatze Izamals (siehe Abbildung im „Globus", Bd. 45, S. 341) liegt und in alter Zeit den Namen Kab=ul, d. h. „die wunderbare Hand" trug, weil der König oder Gott, welchem der Tempel geweiht war, durch Auflegen der Hand Kranke heilte oder Todte zum Leben erweckte. Charnay glaubt, diesen Gott mit „Hueman mit den langen Händen", dem großen Häuptling und Gesetzgeber von Tula, identificiren zu können, von welchem verschiedene Schriftsteller sagen, daß er derselbe sei wie Quetzalcoatl, den man in Yucatan unter dem Namen Cuculcan oder Kukulcan wiederfindet.

Das Aussehen dieser Pyramide hatte sich seit Charnay's letzter Anwesenheit bedeutend verändert; die große Figur, welche die Basis der Ostseite schmückte, ist zerstört, die südliche Mauer eingestürzt, wobei die schöne, von Stephens abgezeichnete Maske verschüttet wurde, und die westliche Façade, an welcher sich oben Basreliefs befanden, ist schändlich geplündert worden. Jeder zerstört eben, um zu zerstören, ohne sich um die Vergangenheit zu kümmern, und besonders zeichnen sich dabei die Einwohner der Stadt aus, welche auf die Ueberreste den größten Werth legen sollten. An dieser Pyramide, wie an anderen, ist oft gegraben worden, aber nicht aus wissenschaftlichem Interesse, sondern um sich Bausteine zu verschaffen oder um etwa einen Hof zu vergrößern. Dabei fand kürzlich ein Einwohner, dessen Grundstück an die Ostseite der Pyramide stößt, zwei spanische Musketons aus dem 16. Jahrhundert, das Rohr nach unten, den Kolben nach oben. Es ist höchst wahrscheinlich, daß dieselben den Soldaten des Francisco de Montejo bei dessen

Die Pyramide Kab=ul bei Izamal.

erstem Zuge von 1527 von den Indianern abgenommen wurden. Montejo hatte sich der Stadt Chichen=itza bemächtigt und hielt dieselbe zwei Jahre lang besetzt, bis er nach Verlust von zwei Dritteln seiner Mannschaft gezwungen wurde, sie zu räumen. Dabei fielen wahrscheinlich jene Musketons den Indianern in die Hände und wurden von ihnen als Weihgeschenk an die Götter zum Danke für den verliehenen Sieg in der Basis des Tempels vergraben — ein weiterer Beweis für das Vorhandensein der Stadt Izamal zur Zeit der Conquista. Ein anderes Mal fand Don Pedro Bautista in der Pyramide Hunpictok eine Steinkiste von 1 m Länge und $^1/_2$ m Breite und in derselben fünf 30 cm lange und 20 cm breite Platten mit einem 5 cm hohen Rande aus sehr feinem, rothem Thon, welche auf vier Rädern von demselben Materiale ruhten und an unsere Schüsselwärmer erinnerten. Außerdem enthielt die Kiste, unzweifelhaft eine Todtenkiste, Halsbänder aus Edelsteinen und Obsidianmesser. Der Fund gemahnt an die Schüsselwärmer, welche auf Montezuma's Tafel in Gebrauch waren; er zeigt, daß Charnay's Fund von kleinen Wagen in Tenenepanco nicht isolirt dasteht, und daß die Indianer Räder und von Menschen gezogene Karren kannten. Zwei von jenen „Schüsselwärmern" gelangten in den Besitz des früheren Bischofs von Merida, sind aber mit den anderen jetzt spurlos verschwunden.

Die Pyramide Kab=ul besteht aus zwei sehr niedrigen Esplanaden und zwei zurückspringenden Plattformen mit senkrechten, aus Fries und Gesims bestehenden Mauern (die untere 41 m lang, 21 m breit, die obere 36 m lang, 16 m breit); der Fries der oberen Plattform zeigte einige

Reste von Basreliefs, denselben, von denen Landa spricht. Mit Hilfe von Indianern, welche der Präfekt von Izamal zur Verfügung stellte, gingen die Ausgrabungen ziemlich rasch von statten. Am westlichen Ende der Pyramide fand man das in der letzten Abbildung dargestellte Relief; als man aber in dieser Richtung weiter arbeitete und an die ganz verfallene Nordseite gelangte, wo niemals Ausgrabungen gemacht worden waren und man die schönsten Funde zu machen hoffte, sah man, daß dort keine Reliefs mehr vorhanden waren, sondern daß dieselben wohl schon in der ersten Zeit der Conquista vernichtet worden sind, weshalb auch jede Erinnerung an sie verschwunden ist. Charnay hatte auf mindestens 50 qm solcher Basreliefs gehofft und mußte sich nun mit kaum dem fünften Theile begnügen; freilich waren auch diese 10 qm als die einzigen erhaltenen von großem Werthe; das Abformen derselben nahm volle drei Tage in Anspruch.

Das Basrelief stellt einen auf dem Bauche liegenden Menschen dar; Ellbogen und Arme scheinen auf einem Kissen, der Bauch auf einer Erhöhung zu ruhen, während

Basrelief von der Pyramide Kab-ul.

die Knie den Boden berühren. Auf dem etwas verstümmelten Kopfe sitzt eine Art Tiara und den Hals bedeckt ein Ornament gleich einem Cravattenknoten. Derselbe Knoten findet sich auch an Terracottafiguren aus Mexiko und Zapotecapan, und merkwürdiger Weise hat Charnay dicht bei dem in Rede stehenden Basrelief einen kupfernen Gegenstand ausgegraben, der genau jenem Knoten entspricht. Vielleicht trug der Mann auf dem Rücken ein zweites Geschöpf, dessen Leib und Kopf verschwunden sind, und von dem nur der fächerartige Schwanz noch übrig geblieben ist. Derselbe erinnert durchaus an die Art und Weise, wie die Haidah-Indianer des Königin-Charlotte-Archipels den Schwanz des Raben oder Adlers darstellen, wie es überhaupt noch andere Aehnlichkeiten zwischen jenen und den Civilisatoren Mexikos giebt, von denen später die Rede sein wird. — Merkwürdige Figuren von starkem Relief, manche in Form von Voluten, umgeben die liegende Gestalt; ihre Bedeutung ist unbekannt. Dieses Relief wie auch die ganze Pyramide waren bemalt: das Gesicht roth, der Kopfputz blau und gelb, der Körper braun, die Ornamente ringsum blau, gelb und roth.

Ponta Delgada auf San Miguel (Azoren).

Von Dr. H. Simroth.

II. (Schluß.)

Antik, wie die Sitten, ist das töpferne Hausgeräth. Natürlich stammt es aus Portugal, und in Oporto ist man daran, eine große keramische Sammlung anzuhäufen. In Ponta Delgada trifft man die verschiedensten Thonwaaren in altklassischen Mustern; das gewöhnliche Geschirr, etwa Einmachebüchsen, ist mit geschmackvollen Glasuren verziert, in der Küche stehen meterhohe Wasserflaschen von riesigem Umfange. Eine Fabrik beschäftigt sich mit der Herstellung aller möglichen zierlichen Modelle der üblichen Gefäße in Terra cotta, weniger zum Export, denn als Kinderspielzeug.

Der konservative Hang äußert sich ähnlich in den Münzverhältnissen. Der von den brasilianischen verschiedene Werth der portugiesischen Reis ist bekannt. Auf den Azoren existirt ein anderes schwaches Geld (dinheiro fraco). Hat man sich in Lissabon glücklich in die starke Rechnung (dinheiro forte) hineingefunden, so giebt es hier neue Schwierigkeiten. Milreis (portug.) sind gleich 1250 insu-

laren und die Eintheilung ist eine besondere. Man benutzt die alten spanischen Münzen, eine Erinnerung an die Fremdherrschaft vom Anfange des 17. Jahrhunderts. Eine Pataca ist die Silbermünze von jenem Werthe (1250 R.). Sehr beliebt ist die Hälfte, der Crusado („Kreuzer"); Pataco heißt ein riesiges Kupferstück, selten noch mit deutlichem Gepräge, gleich 50 R., es wiegt so viel als zwei Thaler zusammen; dazu der Vintem, der vom portugiesischen natürlich verschieden ist, die Serilha = $1/5$ Pataca, und der Tostão, eine halbe Serilha. Dabei sind die Handelsleute meist schwerfällige Rechner und wundern sich, wenn man richtig bezahlt hat, längst ehe sie wissen, ob sie zurückzugeben haben oder nicht. Ein Eseljunge brachte mir eine schöne Pataca den anderen Morgen zurück, weil sie zu leicht sei. Kurz, sehr glatt wickelt sich das Geschäft nicht ab, man hat Zeit.

Von Natur sind die Insulaner äußerst gutmüthig, „ein Bleistift genügt als Waffe". Dem entsprechend die gelinde Justiz. Man kennt die fidelen portugiesischen Gefängnisse. Die Verbrecher hocken zu ebener Erde hinter doppeltem, in der Beletage hinter einfachem Eisengitter zusammen, rauchen Cigaretten und unterhalten sich mit ihren Freunden auf der Straße, die aus dieser Freundschaft kein Hehl machen. Ein Korb wird am Strick herabgelassen, um von den Vorübergehenden Gaben zu erbetteln, und die Wache schaut neidisch auf die Schätze. Auch Ponta Delgada fehlt es nicht an einem solchen Zuchthause. Wie würde man bei uns sich ereifern, daß eine zu milde Justiz die Vagabunden in die Gefängnisse locke! Hier scheint des Gesetzes Strenge unnöthig, da die Verbrechen gering sind. Einen Fall erlebte ich, wo es bei einer galanten Rauferei mit fremdem Schiffsvolk zu tödtlicher Verwundung kam; und den anderen Tag brachten die Zeitungen energische Artikel, daß es doch für die Gerechtigkeitspflege schmachvoll sein würde, wenn auch diesmal weder Untersuchung noch Strafe einträte. Ja diese Zeitungen! Je geringer der Zufluß an Nachrichten aus der großen Welt, um so größer, wie es scheint, das Bedürfniß nach Blättern, die freilich noch immer in mäßigem Umfange und meist nicht täglich erscheinen. Alle vierzehn Tage berichten sie über die allgemeine politische Konstellation; mit Erregung wurde die Nachricht von einem revolutionären Putsch in Spanien aufgenommen, während die explosiblere bulgarische Bewegung, die Abdankung des Battenberger's rc. bis hierher nur schwache Wellen warf. Dafür berichtet man über den Stand der Kulturen auf den Eilanden, die Ankunft der Schiffe, die Erkrankung eines Patriciers und wünscht dem verehrten Freunde Besserung. Mit außerordentlicher Wohlredenheit versteht man moderne Fragen, wie die Heilung der Tollwuth, Glorificirung wissenschaftlicher Größen, schwungvoll zu behandeln, und es blüht das Sonett wie in Italien die Renaissance.

Allerdings fehlt es an Kneipen zur politischen Kannegießerei, wie sie bei uns Mode ist; dafür trifft man sich morgens zu einem Plauderstündchen in der Apotheke. Am meisten concentrirt sich das öffentliche Leben auf dem Campo de San Francisco, einem hübschen, modernen, baumumgrenzten Platze, wo die Militärmusik, jedes Stück mit kräftigem Paukensignal einleitend, mehrere Abende in der Woche spielt. Es hatte sich für diese Stunden sogar eine kleine Wirthschaft mit Bier, künstlichem Eis u. s. w. aufgethan, ging jedoch noch bei meiner Anwesenheit wieder ein, wie man sagte, weil das Volk nicht gewohnt war, im Restaurant zu zahlen. Man promenirt unter den Bäumen, bis sich etwa an Heiligentagen die benachbarte Kirche aufthut und das Allerheiligste herausgetragen wird, wobei sofort das Concert auf kurze Zeit verstummt und die Menge andächtig niederkniet. Noch herrscht unter der niederen Bevölkerung starker Glaube an die Wunderkraft einiger Heiligenbilder, aber von besonderer Bigotterie kann nicht die Rede sein; man ist allgemein froh, daß die Jesuiten fort sind, wie man denn überhaupt auf portugiesischem Boden die heftigsten Pamphlete gegen den Orden zu lesen bekommt. Andererseits müssen die Geistlichen entschieden gegen die Walker'sche Auffassung in Schutz genommen werden, wenn er behauptet, noch vor Jahrzehnten sei der Hauskaplan bei kühlem Wetter benutzt worden, um den Eheleuten das Bett zu wärmen, eine Anekdote, für deren Plumpheit der Azoreaner nur ein Lächeln hat. Ich sah den Gottesdienst in der Egreja da mãe de deos, die, auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, von den weiß und rosenroth gezeichneten herrlichen Blumenkelchen der Amaryllis belladonna und hohen Agaveblüthen umsäumt, eine reizende Aussicht gewährt. Das Hochamt wurde häufig von frischer, weltlich schmetternder Musik unterbrochen, worauf eine äußerst sonore Predigt folgte. Die Weiber saßen andächtig, die Männer standen dicht und unterhielten sich oder gingen ab und zu. Unser Glockengeläute wird durch geschmackloses Gebimmel ersetzt. Sonntag Vormittag findet der Hauptmarkt statt, der sich auf verschiedene eingefriedigte Plätze vertheilt. Die Bauern kommen auf ihren kleinen Pferden herein, die häufig von den Eseln an Größe übertroffen werden. Es hat sich eben eine insulare Rasse herausgebildet, oder sie scheint in der Ausbildung, denn viele Gäule sind groß und ziemlich starkknochig, unserem gemeinen Landschlag ähnlich. Auch an den kleinen bemerkt man in der Statur nichts Ponyartiges. Auffälliger macht sich die Sitte bemerkbar, Hunden, Katzen und Schweinen in der Jugend den Schwanz abzuschneiden. Auf dem Markte werden hauptsächlich Gemüse, Früchte, Geflügel feil gehalten. Der Fischmark ist getrennt unter einer besonderen Halle. Das Meer ist sehr reich, namentlich an Heerdenfischen; die Fischer arbeiten meistens des Nachts und kehren am Morgen in ganzen Flottillen mit ihrer Beute heim, wobei man dann manches frische Stück billig erhandeln kann; große Langusten kommen mit vor, der Hummer aber fehlt (früheren Angaben entgegen). Seltene Sachen erhält man schwer, denn selbst Versprechungen reizen die Fischer schwer dazu, Ungewohntes zu beachten. Um solche Schätze kennen zu lernen, muß man sich an das Museum wenden, denn in der That, durch die Ermunterung der Gelehrten des „Talisman", der bei seinen Tiefseeuntersuchungen ein paar Tage hier weilte, veranlaßt, hat Dr. Carlos Machado, Gymnasialprofessor, Großgrundbesitzer, eifriger Landwirth und Viehzüchter, mit großer Aufopferung und Energie die Gründung eines Naturalienkabinets betrieben; in einem aufgehobenen Augustinerkloster sind Räume zur Verfügung gestellt, Sr. Vasconsellos präparirt mit großem Geschick Vögel, Fische und Krebse, die Inselsammlung ist leidlich vollständig. Auf wie lange? Die Feuchtigkeit zerstört gewaltsam. Bemerkt soll werden, daß das gewöhnliche Volk beim Besuche sein Hauptinteresse den Spinnen zuwendet, wie ich solcher Vorliebe wiederholt begegnete; doch konnte ich von etwaigem Aberglauben nichts erfahren. Von den Vögeln wurde oben erwähnt, daß gelegentlich die kleinen Sänger verspeist werden. Im Allgemeinen darf das als Seltenheit gelten und umgekehrt zur Ehre der Insulaner, ja der Portugiesen überhaupt gesagt werden, daß sie die Vernichtungswuth der Südeuropäer gegen die gefiederte Welt nicht theilen. Häufiger sieht man den Canarienvogel, sowohl den grauen wilden, als den gelben Harzer (auch wohl aus balearischer Zucht) im Käfig, der nach Madeira-Sitte aus Rohr geflochten ist. Die Amsel freilich gilt als

gutes Wild, und das Rothkehlchen ist unter Anderen als Schädling der Trauben auf den Index gesetzt; ob mit Recht, konnte ich nicht untersuchen; unmöglich wenigstens ist es nicht, daß es hier zur Herbstzeit der gewohnten Insektennahrung die Weinbeeren vorzieht.

Dauerhafter als das Museum sind jedenfalls die lebenden Pflanzensammlungen, ich meine die prachtvollen Parks, in denen die reichen Besitzer es gegenwärtig einander zuvorthun; ein wunderbarer Schmuck der Stadt und, wie von Reisenden und den nach Rio de Janeiro fahrenden Kapitänen versichert wird, die schönsten der Erde. Hier gedeiht wahrhaftig fast Alles, und man hat sich bestrebt, Bäume und Sträucher aus der ganzen gemäßigten und warmen Zone zusammenzubringen. Es mögen nur zwei Gärten hervorgehoben werden, der von Sr. Antonio Borges wegen der prächtigen Palmen und der malerischen Gruppirung mit Hügeln und Grotten, und der von Sr. José de Canto mit dem größten Pflanzenreichthum. Alleen von Camellien, Fächer- und Fiederpalmen wechseln ab, brasilianische und australische Araucarien und Cryptomerien erheben sich zu majestätischem Wuchse, Magnolien, Myrten, Dracaenen, Oleander und vieles Unbekannte nicht weniger; überall Gebüsche kleiner Bambus, aber an einer Stelle ein hohes undurchdringliches Dickicht der echten ostindischen, daneben Gruppen von Baumfarnen, einzelne Stämme wohl 8 m hoch, dicke Lianen von Krone zu Krone auf- und absteigend, das Philodendron pertusum wild über Stämme und Mauern kletternd, Thee, mehr als mannshohe Begonien und Fuchsien im Unterholze, blaue Lotosblumen in den Teichen; auch sah ich den Kaffeestrauch in Blüthe. Dazwischen der grelle Flor südlicher Sträucher und eine wahrhaft erdrückende Fülle fremder Bäume, des üppigen Durcheinander von Yucca, Aloe und bodenkriechenden Gewächsen nicht zu gedenken. Etwas banal nimmt sich's dagegen aus, wenn auf kleinen Beeten am Hause sich unsere gewöhnlichsten Gartenblumen gruppiren, Georginen und Astern, Phlox

Ochsenkarren. (Nach einer Photographie.)

und Celosia, und wenn uns der Criado zum Abschiede ein steifes Sträußchen überreicht, als ob es so schwer wäre, die wahren Vortheile über den hergebrachten zu würdigen (freilich wurde mir auch im botanischen Garten von Coimbra der rothe Herbstschmuck unseres wilden Weines als Rarität vorgewiesen, neben der Cocospalme im Freien). Vor der Friedhofskapelle stehen ein paar Säulencactus, größer als ich sie in Algarve sah.

Eine Besonderheit der Azorenhölzer mag ich nicht unerwähnt lassen. Herr Zervas besaß eine treffliche Sammlung abgeschliffener Musterstücke von gutem Nutzholz, jedenfalls alt und lufttrocken. Wir bestimmten in einer freien Stunde die specifischen Gewichte und fanden sie auffallend hoch, durchweg, so weit uns Parallelangaben zu Gebote standen, der oberen Grenze schwankender Durchschnittswerthe von anderen Oertlichkeiten genähert oder sie überschreitend. Einige Beispiele, zugleich mit den einheimischen Namen, mögen hier stehen:

Ulmus campestris (Olmo)	0,63
Juglans regia (Nogueira branca)	0,57
Populus nivea (Alamo branco)	0,52
„ angulata (Alamo angular.)	0,50
Quercus robur (Carvalho)	0,79
Pinus maritima (Pinho maritimo)	0,60
Acer campestre (Bordo)	0,70
Pittosporum undulatum (Incenso)	0,78
Myrica faya (Faia)	0,79
Persea azorica (Louro)	0,68
„ indica (Vinhatico)	0,58
Laurus canariensis (Camphora)	0,65
Magnolia grandiflora (Magnolia)	0,66

Auffallend ist die jedenfalls nicht niedrige Schwere trotz dem schnellen Wachsthume der Pflanzen. Erklärt sie sich bei den Laubhölzern, die der gemäßigten Zone entstammen, aus der Kürze der Unbelaubtheit im Winter?

Im letzterwähnten Garten steht eine graue Säule, wie ein versteinerter Stamm. Sie hat eine eigenthümliche Entstehung. In einen noch zähflüssigen Lavastrom wurde durch

starken Gasdruck ein wagerechtes Rohr getrieben, das sich erhielt während der Erstarrung. Nachher drang ein anderer Lavastrom nach und füllte auch das Rohr aus. Die Füllung erkaltete zur Säule. Ueberhaupt geht bei Ponta Delgada die Lava vielfach so frisch ins Meer, als wäre sie vorm Jahre ausgequollen. Man sieht die schräg aufgefurchten Ströme, schwärzlich, scharf, schlackig und rissig, genau wie sie geflossen sind. Namentlich am Ostende der Stadt wurde ein solches Feld von uns reichlich abgesucht, da die Fluth allerlei Gethier in kleine Becken warf. Wohl luden solche zum Baden ein, aber es ging sich barfuß so schwierig auf dem Gestein, wie es Semper von den Koralleninseln so anschaulich schildert; und das Volk soll in der That vielfach an den Fußsohlen leiden. Prachtvoll schäumte die Brandung über die schwarzen Klippen, um in tausend Wasserfällen wieder zurückzustürzen bis zur nächsten Hauptwelle. Nur ein paar gelöste Steine waren zu finden. Das ewige Spiel der Brandung hatte sie benutzt, um mit ihnen, die zwischen Zacken festgehalten wurden, einige metergroße, sehr regelmäßige Riesentöpfe auszuschleifen, in denen noch der gerundete Stein lag, wohl eine ungewöhnliche Erzeugung. Beim vollen Zurücktreten der Fluth nehmen die Felsen eine hellgelbgraue Farbe an, es ist die Zone, die über und über von Balanen bedeckt wird; dazwischen und darunter haben sich Echinen dicht gedrängt ihre halbkugeligen Löcher in den harten Fels gebohrt, und halten meist eine Patellenschale über sich zum Schutze gegen die starke Welle; eine reiche Strandfauna treibt dazwischen ihr Wesen. Die grünen Ulven sind ziemlich klein und spärlich, Corallinen dagegen massenhaft und artenreich, schon in mäßiger Tiefe (40 bis 100 m) trifft man fast nur Rothalgen. Ganz ähnlich zieht sich der Strand fort an der Stadt hin nach Westen, wo die Punta Delgada („puncta delicata") vorragt, als eine ähnliche Lava, die hier in riesige, aber rohe und unverwitterte Blöcke zertrümmert und aufgethürmt ist. Leider bereiteten diese Strandverhältnisse meinen zoologischen Arbeiten fast unüberwindliche Hindernisse. Es war völlig unmöglich, an diesen gerade am reichsten belebten Stellen zu dredgen. Das Netz wäre unrettbar hängen geblieben, wie es uns nicht gelang, ein Holzstück, das wir als Boie an besonderer Leine zur Sicherheit stets noch am Blindzipfel des Netzes befestigt hatten (um dieses im Nothfalle in umgekehrter Richtung herauszuziehen), wieder loszubekommen, nachdem es durch einen Strudel zufällig zwischen die Felsen hinabgezogen war. Wir hatten meist drei bis fünf Fischer, die aber ausdauernd und willig ruderten. Es blieb mir aber nichts übrig, als eine der wenigen sandigen Stellen aufzusuchen, wie sie hier geradezu zu den Seltenheiten gehören. Meist führte uns der Weg nach der Bai von Rosto do Cão, und mit stillem Entzücken denke ich mancher Morgenfahrt, wenn wir vor Sonnenaufgang das ruhige Meer durchfurchten und das Inselbild in voller Klarheit vor uns hatten. Erst mit der Sonne pflegten sich um die Berge Nebel und Wolken zu bilden, ihrem Erscheinen eine wechselvolle Beleuchtungsfolie. Bekanntlich scheuen die durchsichtigen pelagischen Thiere das volle Tageslicht, und es ist nöthig, in früher Dämmerung aufzubrechen, so lange sie an der Oberfläche weilen. Das hatte regelrecht Schwierigkeiten. Die Leute sind in ihren Bedürfnissen so anspruchslos, daß selbst die Aussicht auf besondere Belohnung sie nicht dazu vermochte, vor der gewohnten Stunde zu erscheinen. Wie oft stieg ich früh im ersten Morgengrauen zum kleinen Dock unter die Schläfer, die dicht gedrängt auf grobem Pflaster am Strande lagen, höchstens unter dem Schutze der Säulenhalle. Hohe Stiefel waren eine gute Vorsichtsmaßregel; ein traurig schmutziges Biwak. Allmählich erwachte gähnend der erste, drehte sich seine Cigarette und war dann gegen das kleinste Trinkgeld bereit, meine Leute herbeizuholen. Nach Verlauf von wenigstens einer Stunde kamen sie nach und nach zusammen, das Schifflein ins Wasser zu ziehen. Sämmtliche Boote werden für die Nacht hoch auf das Land gezogen und gegen das Austrocknen zum Theil mit Wasser gefüllt; und die Leute lagern herum wie die Griechen vor Troja. Das Wasserablassen, Verstopfen &c. nimmt noch Zeit genug in Anspruch, ehe man in See stechen kann. Eines Morgens weckte mich ein mäßiges Erdbeben, bei dem vulkanischen Boden keine Seltenheit, pünktlich 1/24 Uhr, kurz nach der Zeit, wo der Peloponnes und Malta heftig erschüttert wurden, und ebenso kurz nach dem ersten amerikanischen Beben; es würde von größerem Interesse sein, wenn nicht seitdem eine heftige Schütterperiode in beiden Gebieten, im Mittelmeer und in Arizona, eingetreten wäre. Mir half es zeitig am Strande erscheinen, ohne daß ich deshalb vor 6 Uhr aufbrechen konnte. Trotz der ersten Lässigkeit arbeiteten die Fischer stundenlang, den nüchternen Magen mit der nie erlöschenden Cigarette betäubend, oder zum Frühstück das schwere Maisbrot mit einem minimalen Happen getrockneter Sardine genießend, die Hauptkost des Tages. Nicht als ob die Leute in der Stadt besseren Verhältnissen unzugänglich wären; die Handwerker, die sich allerdings als halbe Künstler betrachten, sind nicht ungeschickt, der Töpferei wurde schon gedacht, die Tischler schnitzen gute Möbel, die Schuhmacher arbeiten solid, auch der für ganz Portugal so bezeichnende antediluvianische zweiräderige Ochsenkarren, dessen Deichsel den verlängerten schweren Mittelbalken des Bodens abgiebt, dessen Räder aus einem Brette geschnitten sind, der grundsätzlich nicht geschmiert zu werden scheint, so daß er in allen Tonarten weithin durchs Land klingt, auch er macht in Ponta Delgada mehr und mehr einem praktischen Wagen mit reichlichem Eisenzeug Platz, mehr als z. B. in Oporto; aber im Ganzen muß das Volk erst bedürfnißreicher werden, ehe etwa auf einen höheren Import und stärkeren Austausch zu rechnen ist; denn von der bewußten Bedürfnißlosigkeit der Weisen kann schwerlich die Rede sein. Schon regt sich die moderne Industrie, namentlich sind zwei große Spiritusfabriken errichtet, die Mais und Bataten brennen, und zur Weinverbesserung ihr gutes Produkt nach dem Festlande exportiren; an beiden sind deutsche Beamte thätig. Eine zu erhoffende Kabelverbindung und Kohlenstation wird den Verkehr wesentlich beleben. Die Großgrundbesitzer thun viel, um die einheimischen Rassen der Hausthiere durch Einfuhr edleren und angemesseneren Blutes zu verbessern, und die Agri- und Hortikultur macht regelrechte Fortschritte. Doch davon ein andermal.

Hans Dernschwam's orientalische Reise 1553—1555

aus Handschriften im Auszuge mitgetheilt von Prof. **H. Kiepert.**

II.

Bulgaria.

Nissa [Nisch] scheint vor zeiten ein schone große statt gewesen, hat keine maur mehr, hat nahende hoche kale schneeige berge, darunder einer der hochst Kunawit genannt[1]). Am end der statt fleußt das wasser Nestus so die inwohner Nischt nennen — ungeferlich als groß wie die grau, scheint tief sein, hat ein hulzene prucken daruber zimblich breit und gut. — Es sind zu Nissa indrei turkisch kirchen oder Metzith [medjed, Moschee] mit zwei thurnen. Alda hat man an einer Karvasalia gebaut von steinen, so man uberall von alten gebenen herzu gefurt — darin etliche Romische Antiquitates, die zerbrochen, daß wir sie nit lesen haben kunten, sind vermaurt wordn; haben wir hernach geschrieben stein an der erden liegend gefunden, die man zu demselbigen haus hat brauchen wollen[2]).

8. August. 9 St. 6 M. von Nissa aus nahend von der brucken ist ein alter gepflasterter weg etwa 500 schritt lang und also breit, als zwei wagen einander weichen mugen, von den Romischen kaisern gemacht worden und zum theil erhalten wird. Haben auf beiden seiten kleine geburg gesehen, die Landstraß gehet in der mitt als eben. Auf der rechten seiten uber ein kleines wasser gefaren, so vom geburg herabfleußt, ist rotlich, dann auch die ackerfelder etliche meil wegs rot feist leimig erdrich seind, hat man Khutna genant[3]); bis in ein bulgarisch dorf Clissura, sovil als ein Clausen oder paß[4]).

9. August. 9 St. 6 bis 7 M. Von der herberg aus uber ein zimlich hohen und langen berg gezogen, zum theil noch alte gepflasterte Romische weg gewesen. Von dem geburg auf der linken hand uns gezeigt eine alte statt Pyrott, welche Pyrrhus, des Achillis vater [!], gebaut[5]). Nachmals den ganzen tag durch eine schone Landschaft von schwarzem erdrich und wenigen bergen trefflich fruchtbar, zu einem elenden bulgarischen Dorfe, haben sie auch Clissura genannt oder Czaribrod. (R: von Sophia 10 gute ungrischer meil wegs bis in ein bulgarisch Dorf genannt Czaribrod; uns sind auch in hundert wagen mit bley begegnet zu zween ochsen so die Bulgari mit der robot von Sendere gen Constantinopel furen müssen — ist solch bley also gestellt, wie die Herrn Fugger vor zeiten zu Ofen kauft, in Neuensoll [Neusohl] furen lassen, daß man Ratzenpley genennt, zum saigen nit getaugt hat, ist zu hart und klingt nit; auch ist daselben herumb bey Sendere Eisenbergwerk zu Kuczeyna genannt gegen der Thunau gelegen[1]).

10. August. 9 St. 5 M. in ein bulgarisch Dorf Welitza[2]), waren aber jetzt nur Ratzen [Serben] da, die tracht ist nit auf bulgarisch.

Die landschaft nit also breit und fruchtpar, wie vor dato, ist ein wenig schmaler als zwischen gepurge, doch in der mitten zimlich eben[3]) — auf der linken seiten kahle steinige berg, auf der rechten von weitem große geburg darzwischen irgends Orbelus sein soll. Uber berg und thal haben wir uberall gepflastert alte verfallene weg und landstraßen gefunden, so noch der Romer gemacht, zum theil darauf und daneben gefaren; unterwegs ein feld weit von einander zu runden steinen seulen kommen, darauf die buchstaben zerschlagen worden[4]).

11. August. $5\frac{1}{2}$ St. 3 M. nach Sophia, scheint eine große statt sein gewesen vor zeiten, ist noch groß genug, ohne mauren und bevestigung, von schlechten nideren baursheusern von holz von einem gaden [Stockwerk], nichts in die hoche gebaut, auswendig mit prettern von einem zum andern verplankt, inwendig mit zeunen verfridet alle wie saustell, damit sie nur trucken sitzen. Haben von auswendig bis in 15 metzith [Moscheen] oder kirchen gezehlt, ohn die kleinen so von holz gepauen. Keine antiquiteten sehen kunden, deren auch keine vorhanden, alda ist eine große Christenkirche gewesen, sieht uber die ganze stadt aus, ist jetz ein zeughaus von allerlei raub. (Juden sind auch bis in 100 von Christen, Griechen und Armenier über die tausende[5]).

---

[1]) Wohl ein Mißverständniß, wenigstens findet sich kein ähnlicher Name unter den neuerdings in der Umgegend erkundeten Bergen; der Zusatz des Autors „darnach im Strabone zu sehen, wie die genant seind gewesen vor zeiten“ beweist das Interesse des Autors an gelehrten Studien, die jedoch in diesem Falle fruchtlos verlaufen sein würden, da das gesammte Alterthum über diese Gegenden überaus schweigsam geblieben ist; ebenso beruht die Anwendung des antiken Flußnamens Nestus auf die Nischawa nur auf einer durch den zufälligen Anklang veranlaßten Verwechselung.

[2]) Es folgen 11 lateinische Inschriften, herausgegeben im C. Inscr. lat. vol. III, p. 267.

[3]) Die Kutina kreuzt die große Straße 6 km östlich von Nisch.

[4]) Klisura heißt noch jetzt ein Dorf an derselben Stelle, 6 km östlich von Ak-palanka; 3 km westlich von diesem liegt ein „Neudorf“, Nowoselo, wo Dernschwam bei der Rückreise am 19. und 20. Juli übernachtete und von wo er die Entfernung bis Nissa (von Czaribrod her fehlt die Angabe) auf etwa 10 St. (frue bis 3 ur) oder 8 M. schätzt. Das zwischen beiden Dörfern gelegene, von Dernschwam nicht erwähnte Städtchen Ak-palanka (oder jetzt serbisch Bjela-palanka, beides „weiße Festung“ bedeutend) scheint erst später von den Türken angelegt; es wird unter dem Namen des Erbauers zuerst 1658 bei Quiclet als Mussa-Pacha-Palanka, dann 1721 bei von Driesch als Mustapha P. P. genannt.

[5]) Die durch den Krieg von 1885 allgemeiner bekannt gewordene jetzige serbische Grenzstadt Pirot, deren Name den auf gelehrtem Felde nicht taktfesten Schreiber zu einer so ungeheuerlichen Etymologie veranlaßt, muß damals sehr unbedeutend oder nur Ruine gewesen sein, da sie von der Fahrstraße, welche mit erheblicher Wegkürzung dem südwestlichen Rande der kleinen Beckenebene gefolgt sein muß, gar nicht berührt wird.

[1]) Kutschaina-Maidan bei Kruschewitza am Pek, der bei Gradischte, beinahe gegenüber von Baziasch, in die Donau geht; jetzt wieder in Betrieb.

[2]) Bjelitza am Bergfuße westlich von der Hauptstraße, nur in den neuen russischen Aufnahmen; in beiden Handschriften wie oben, also nahezu richtig, dasselbe weiterhin falsch Welikho geschrieben.

[3]) Eine Schilderung, welche auf die große, höchst ergiebige Beckenebene von Sophia kaum paßt; entsprechender der Wirklichkeit lautet die Stelle in der Rückreise: „ein schon land wol angebaut, trefflich fruchtbar schwarz erdrich, weingarten und so vil getraid als man ninderts gesehen, scheint wenig holz haben, daß man in dorfen kaum ein notturft zum kochen zu wegen mag pringen.“

[4]) Offenbar römische Meilensäulen.

[5]) Ein türkisches Bad mit der ganzen Badepraxis beschreibt Verfasser ausführlich, das Lokal selbst nennt er „ein groß viereggens gepen, oben auf kriechische art mit einem runden gewelbe wie zu Rom die kirchen Pantheon, mit weißem marmelgepolirten stein gehebig gepflastert.“ Bei der Rückreise wird die Stadt wegen der darin herrschenden Pest nicht betreten, sondern über-

12. August. Weiter durch ein bulgarisch jetzunder turkisch dorf Wrboveli genannt [Grubljane d. russischen Karte?] — bald uber ein schnell steinig wasser, kombt von dem gebirg gegen der rechten hand, hat man Iskra und etliche Sikras genennt, scheint bos sein wann es anlauft, hat ein hulzene brucken, aber dieser zeit an orten zerrissen gewesen. Von dannen ferner seind auf der rechten seiten zwei geschutte hubel an der straßen, seind alte Romische begrebnus irgends von erlegtem volk in einer schlacht. Weiter durch ein klein bulgarisch dorflein mit namen Trnawa — weiter ein hohen langen steinigen berg, bos zu faren, genannt Walkhareo [serb. Form für Wakarel] auf turkisch Alaschaklisse [Aladscha-Kilisse „bunte Kirche"] ein bulgarisch dorf 9 St. 5 M. von Sophia [1]).

13. August. 11 St. 6 M. (R. 10 M.) bis Wetrin, dieses ist auch gar ein schwere tagreiß gewesen, von beiden seiten groß hochgeburg gesehen und darzwischen breite ebene und schon fruchtbare landschaft, darinnen viel dorfer, ackerfelder aber kein weingarten — — von dann uber einen hohen langen schweren berg, hat obenauf eine große ebene, ist verwachsen mit großen baumen [2]) — uber das gepurg berg auf und ab und durch das thal ist vor zeiten ein breiter gepflasterter weg von großen steinen gewest, so noch die alten Romischen Kaiser haben machen lassen — an viel orten sind wir noch auf demselbigen weg gefaren — als auf einem rigel, an beiden seiten andere groß gepurg und grund scheinen sein, dardurch man ninderst reisen mag, als wie der gepflasterte weg gangen ist. Sind wir in aller hoche auf ein bulgarisch dorf kommen genannt Nowak-Derwen, auf turkisch Kapi-Derwen (R: nennt man auf bulgarisch Wrata auf turkisch Kaputzikh, das ist so viel als zum Thor)[3]). Alda sich die gepurg eng zusammen thun, ist eine veste klammen und clausen gewest, alda man ein land hat schutzen mugen, alda der Nowak ein Bulgarier und Marcus Krajovith [4]) den Turken lange zeit großen widerstand gethan haben. Im hinausziehen steht noch ein hochs thor von zieglen, hat das wasser uber ein lachter underwaschen bis auf die großen quadersteine auf den grund, darauf kriechische inschrift, die nit mehr leslich gewest [5]).

Ungevehrlich eines Falconetschuß von obstehendem thor an der straßen auf der rechten hand auf einem steinigen bergle ist ein viereggt steinen gemenr gestanden, aber gar zerschleift, in 40 schritt lang und breit, ist eine veste clausen gewesen in Bulgaria, nennen sie noch Clissura. — Diese geburg habn nit schwarzwald [6]), sonder allerlei ander holz von puchen und kleine eichen, sind auch zum mehren theil kahl und steinig.

Wettrin [Wjetren] auf bulgarisch und auf turkisch Assarschik liegt in der hochen geburg und außerhalb des Dorfes an der straßen auf einem kleinen bergle ist ein zerschleift schloß [1]); ist ein groß bulgarisch dorf haben zwei pfaffen, wohnt kein Turk zwischen ihnen, ist ein schön stark volk, haben in viel heusern ihren eigen wein gehabt zu verkaufen.

14. August. $9\frac{1}{2}$ St. 5 M. Von Wetrin aus haben wir noch ungefehrlich $\frac{1}{8}$ oder $\frac{1}{4}$ Meil [richtig!] grundein gehabt bis auf die ebene und von dannen hat man zuruck mugen sehen, wie hoch die clausen Nowak gelegen und wie veſt von natur dasselbige gepurg scheint sein. Hat sich das land auf beiden seiten je lenger je weider aufgethan und auf die lenge hat man auf der linken hand kein gepurg mehr sehen mugen, hat sich verloren, auf der rechten das groß gepirge alweg vermerkt [2]). Weiter sind wir an das wasser Moritza [Maritza] kommen, dadurch wir gefaren, hat ein brucken von quadersteinen, ist ziemlich breit hat auf beiden seiten gelender aufrecht von quadraten, wie die brucken zu Regensburg — ist 165 schritt lang. Weiter durch ein turkisch Dorf gefaren Pasarczikh [3]) darin zwei karvasalia und zwei metzith, soll ein statt sein, ist nit eines Dorfes wert von zigeinerischen hutten und pfragen. Uber nacht in Gowedar, soll auf turkisch Segersolie oder Sederzie heißen, wohnen Bulgaren und Turken durch einander [4]). Ist ein schon eben land und fruchtbar, haben unterweges große felder gesehen mit reis besaet, der wechst allein in wasserigem erdrich darauf große bechlin uber das feld gelassen.

Den ganzen tag haben wir unzehlige spitzige und große geschutte tumulos oder hubel gesehn, nachen und auch ferne von der straßen und ihr in 20 hubel bei einander, sollen alte Romische begrebnus sein, alda große schlachten geschehen mussen sein [5]).

15. August. 12 St. 5 — 6 M. in ein bulgarisch und auch turkisch dorf Konisch [6]) genannt, umb zehn uhr seind wir

nachtet im Dorfe Malaschwitze [Maleschewtzi in der neuen russischen Karte, 2 km nordöstlich von Sofia] auf turkisch Krpintz, ein für Türken sogar unaussprechbares, jedenfalls stark verderbtes Wort, — vielleicht Köprükjöi „Brückendorf"? da Maleschewtzi an der durch die Stadt Sofia fließenden nicht unbedeutenden Gradska-rjeka liegt.

[1]) R. „in der Höhe unter dem andern Gepurg", d. h. auf einer Hochebene, richtig.

[2]) In dieser Gegend liegt jetzt das Städtchen Ichtiman, dessen arabischer Name („Friedensschluß") schon seine Entstehung in türkischer Zeit andeutet, das daher von unseren Reisenden noch nicht erwähnt wird.

[3]) Ganz richtig, nur hat die türkische Form Kapudschik (falsch Pr. Kaputzil) die Diminutivbedeutung: „Thörchen."

[4]) Kraljewitj, d. i. der Königssohn Marko, der in so vielen Liedern gefeierte serbische Nationalheld.

[5]) Spätere Reisende, z. B. Wenner, Schweigger, v. Driesch u. A. beschreiben jenes Monument unter dem traditionellen Namen des „Trajansthores", den unser Autor nicht gehört haben muß und der, obwohl das Bauwerk selbst jetzt völlig zerstört ist, doch noch immer im Volksmunde an der Oertlichkeit haftet, wie ihn denn noch die neueste russische Aufnahme dort verzeichnet (Trajanowa woróta).

[6]) Begreiflich, daß dieser Unterschied der schon südlicheren Vegetation dem von seinem nordungrischen Wohnsitze her an die Nadelholzwälder der Karpaten gewöhnten Autor auffiel.

[1]) Dieses ist offenbar mit dem oben angeführten türkischen Namen Assardschik „kleine Schloßruine" gemeint.

[2]) Es ist die antike Rhodope gemeint (der gelehrtere Busbeek bedient sich dieses Namens, wie des Flußnamens Hebrus statt Maritza), deren Hochgipfel von der oberen Maritza-Thalebene sichtbar bleiben, während gegen Norden die niederen parallelen Vorhöhen des Balkan, die Sredna Gora und der Karadscha Dagh in der That über die weite Ebene hin aus dem Gesichtskreise zurücktreten.

[3]) Tatar-Pazardschik, jetzt eine nicht unbedeutende Stadt, wie Wjetren auf der Nordseite des Flusses gelegen, der also damals von der gewöhnlichen Fahrstraße auf dieser Strecke zweimal, zuerst mittels einer Fuhrt, dann auf der unmittelbar bei Pazardschik gelegenen Brücke passirt wurde.

[4]) Gowedar findet sich nur in der russischen Aufnahme von 1878, an derselben Stelle aber in der Karte des Wiener Mil. Geogr. Inst. Siresik und daneben Saghisdschik, letzteres entlehnt aus meiner, in der Ztschr. d. Ges. f. Erdk. 1876 veröffentlichten Uebersetzung der Specialkarte Mehemmed-Nusret Paschas; doch läßt die Uebereinstimmung mehrerer Zeugnisse jetzt viel mehr einen Schreibfehler in dieser türkischen Quelle (z statt r mit einem Punkte zu viel) annehmen, so daß Sighirdschik („kleiner Stier") die richtige Lesart sein wird.

[5]) Die Zurückführung dieser bekanntlich später in weiten Strichen ganz Südost-Europas in großer Menge aufgefundenen Denkmäler einer, wie man jetzt allgemein annimmt, vorhistorischen Zeit auf römischen Ursprung scheint schon damals bei Bulgaren und Wlachen volksthümlich gewesen zu sein: wenigstens finden sich dieselben Aussagen darüber bei allen folgenden Reisenden, die bis ins 18. Jahrhundert denselben Weg gezogen sind, wie besonders die schon genannten österreichischen Gesandtschaften.

[6]) Denselben Ort passirten noch andere Reisende desselben Jahrhunderts: (Kunusch türkisches Dorf mit bleigedecktem Karawanserai, drei Meilen von Philippopel, weiterhin seitwärts Papasli bei Gerlach 1578, Konosch bei Schweigger); die große Heerstraße muß also damals nicht, wie später (jetzt ist sie durch die

gen Philipopolis komen, nennen die Bulgaren und Turken Plodi [Plowdiw bulg.] etliche auch [die Türken] Phillibe. Die statt hat kein maur, scheint von leim koth und holzwerk gebaut, hat viel Metzith oder Turkenkirchen, alle mit pley gedeckt — sind durchgefaren, haben kein rechtschaffnes haus gesehn, — hat drei rauche felsige bergle, auf dem eint ist ein alt schloß gestanden.

Auch auf dato die strassen durchaus auf beiden seiten und von fern als weit man hat sehen mugen die ganze haiden aus haben wir spitzige geschutte hubel gesehn und ihr in 20, 30 und 40 zehlen mugen und sein etliche sehr groß.

16. August. 12 St. 6 gute ungr. M. in ein bulgarisch und turkisch dorf Klokodnitze und auf turkisch Semeutze (R. Semische [1]), haben darumb so grosse tagreisen thun mussen, daß underwegen nichts gepauts ist, dann kein dorf an der strassen mehr ist, haben wol ackerfelder gefunden, die mit susam und reiß besehet gewesen.

17. August. $8\frac{1}{2}$ St. 6 M. durch ein dorf alda am meisten Bulgari wohnen, Wirowo auf turkisch Iokbwyekh (W. Jockhwieck Pr.) genannt [2]) in ein bulgarisch und turkisch Dorf Harmaly [Charmanlü].

18. August. 7 St. 4 M. in einen ziemlich großen turkischen markt, Mustafa Bascha genannt, darum das ein Bascha die neue steinerne brucken uber das wasser Moritza gepaut hat, die Bulgari nenns Most, das ist ein brucken; ist von quaderten in 112 schritt lang und 23 schuh breit, hat auf beiden seiten von quaderten aufgesetzte glender wie die brucken zu prag, aber kein neben erhochten weg, hat 21 schwibbogen. Das Wasser ist breit grisig und weiß, aber nit sonderlich tief — auch noch etlich wenig tumulos gesehn.

(Bis hierher reicht nach der oben bei Nisch gemachten Bemerkung des Autors Bulgarien und er bekräftigt dies bei der Rückkehr mit den Worten „von Trinapol fecht sich Bulgaria an, redt man in allen Dorfern bulgarisch". Es ist daher hier die passendste Stelle, seine ebenfalls erst an verschiedenen Orten auf der Rückfahrt gemachten Beobachtungen über die Lebensweise, namentlich auch die Tracht dieses Volkes zusammenzustellen, wiewohl dieselben, verglichen mit den mehrfach noch ausführlicheren Beschreibungen anderer Zeitgenossen — ja bei der Stabilität derartiger Zustände im Orient, selbst im Vergleich zu den Schilderungen der jüngsten Zeit, — kaum viel Neues enthalten.)

(Philippopel.) Die weibspilder und sonderlich die jungfrauen flechten uber den ganzen kopf vil zopf durch einand, wie ein netz, haben gehenge in den ohren, umb den hals kettlein und schnurn, daran allerlei muscheln, plaue glasstein, messing fennig, etliche heublein von muschlen, wie man es auf die roßzeum macht umb und umb mit Nirnberger Naifpfennig und vom huetle herab ein schnur under das kinn auch von muschl. Die großen maid tragen gemeinlich leberfarb schlecht tuch, das zu Salonekh die Juden machen. Item kniehosen gefaltet oder gestreift wie ungerisch hosen, etliche haben wullen socken, etliche turkische ledern Sopka und darnach rote turkische Patschma, das sind niedere schueh, etlich tragen gar kein hosen, haben kein uberrock oder mantel, gehen allein also in ein weibsrock ohn furtuch, ihre hembder sind umb den halß an der brust und ermeln breit und von viel farben ausgenehet von geferbte wullenfaden, wie auch in Siebenburgen der prauch ist. — Die Weiber seind alle freundlich, wer frembder kombt, tragen sie alle zu und sprechen die leute an, das die Turkischen weiber nit thun, das sie so unfletig und zigeinerisch armselig sein, nichts arbeiten kunnen, allin die menner und die gefangenen verrichtens alles. Die Bulgari durfen kein guten rock antragen, gehn alle in grauen und weißen kotzen, haben auch kein schuh noch stifel, allein Paczschgar von rauhen ochsenheuten und kniesocken, ihr hut sein von weißem filz oder prauuen schlechten tuch, — seind nicht so gar wie die Turken beschoren, haben hinden hinab lange harlocken, darbey man sie kennt, tregt keiner kein gewehr, allein große prugel, haben große beschwernuß von den Turken, mussen in 50, 100 meil wegs auf die robot gehen und noch darzu daheim alle steur und auflag geben, das sie billich alle erhungern sollten.

In Sophia habn die weiber ein andere tracht als die Pulgari von Trinapol aus, die maget zwar wie obgemeldt, die weiber haben auf dem haubt ein preite schussel wie ein krone gestalt unden am haubte enge und oben aufwerts erhochte und breit wie ein tiefe schussel, umb und umb gespiegelt ding hangend, auf jeder seiten herabhangende zotten von vil farben und darunder ein langlet schmal leinen weiß tuchlein wie ein Stola geformiert.

Die Bulgari und andere windische nationen ziehn auf den dorfern schweine, darumb sie (die Turken) die Christen under andern scheltworten domus, das ist seu und kepek, das ist hund, heißen und ist doch kein unfletiger volk in der welt, die also seuisch und hundisch fressen auf der erden ohne tischtuch teller messer gabel, reißen und beißen wie die hund an den beinen, waschen maul und hand in der suppen, haben gar keine leffel und ihre speiß ist auch nur Czorba mit voller hand aus der schussel oder sautrog — also lustig sind auch fast die Ungern, die auch die finger wol in einer speiß waschen und wenn man ihrer spott, durfen sie sagen auf ihr sprach: job atz en ktenu betzi keschnal, das ist: meine negel seind besser als ein Wiener messer.

[Rumelien oder Thracien.]

19. August. $6\frac{1}{2}$ St. 3 M. (R. $3\frac{1}{2}$) gen Adrianopolis, heißt man jetzund Trinapol [1]), underwegens etliche gepflasterte alte romische weg und kurze steinbrucken von einen und zweien schwibbogen uber graben und lachen gepaut, — haben auch viel alte romische tumulos gesehn — und auf der rechten seiten das wasser Moritza. Es ist ein eben land und ein schone lustige gegend, als weit man sehen hat mugen und hat bis zu der statt ein schön lustig weingepurge.

Die statt liegt von einer seiten in der hoche wie auf einen breiten riegel, wie ungefehrlich Ofen, ist zum theil innen uneben, hat eine hoche maur und kein graben darfur, etlich thurn von zieglen, ist noch ein solch + auf zwein davon gestanden und als lang wir darneben gefahren sein, ist zur halben maur eine kriechische schrift von geprennten zieglen, seind ziemliche große buchstaben. Des Kaisers schloß liegt innerhalb des wassers Moritza zwischen baumen

Eisenbahn ersetzt) über Papasli, sondern geradliniger und um etwa sieben Kilometer südlicher gegangen sein, wo sich Kunusch als Ort zum ersten Mal in der neuen russischen Aufnahme findet, während es in der Wiener Karte noch fehlt und in Nusret Pascha's türkischer Karte nur als Distrikt- (Nahien-) Name zu finden ist.

[1]) Ebenso Gerlach 1578 und Driesch 1720, die erste Form ist Schreibfehler; der richtige Name nach Nusret-Pascha's Karte Semisdsche; Semichtsche durch Stichfehler in der neuen russischen Karte, die sonst neben oder statt der türkischen Benennungen regelmäßig die bulgarischen giebt, so daß der von Dernschwam bewahrte bulgarische Name jetzt wohl verschollen ist.

[2]) Richtiger in der russ. Karte Junus-Böjük, 7 km N von der über Uzundschowa führenden Heerstraße. Wirobo auch bei Schweigger.

[1]) Sonst nirgend bezeugte Form, da die Griechen den antiken Namen nicht verändert haben, den die Bulgaren Odrin, die Türken Edirne (Endrene schon bei Busbeck) aussprechen; an eine Beeinflussung durch die bekannte französische Verunstaltung Andrinople ist wohl bei unserm guten Deutschen nicht zu denken.

wie in einem wald, also das man allein ein thurn sehen mag, dahin niemands hinzugehn darf, verhueten die janitzarischen paurnknecht als ein heilthumb.

Von fernen haben wir vil metzith und kirchen gesehn, aber nit zehlen mugen, seind alle mit pley gedeckt und auf ihr art von vil runden dechern und engen fenster in der hoche und bei jeder ein hoch steiners thurnle oben mit einem kranz, darin man wie in einer ausladung umb und umb gehen mag, darzu man in einer schnecken hinauf geht. Nemlich ihr der Turken hostia [Chodscha] oder pfaff viermal des tags auf alle seiten schreit, wie die pflugamscheln pflegen, haben sonst kein ander gesang noch musica.

In der Saray zu Trinapol sollen in 700 knaben sein von Christen und von allen Orten, die man da lest die sprach [nämlich die türkische], glauben, schreiben lesen und allerlei ritterspil lernen, und wann ihn der bart beginnt zu wachsen, so thuet man ihn heraus und praucht ihn warzu er tauglich macht, in des Kaysers besoldung, daraus werden Spay, Czaussen, Beken und Baschen [1]). Also hat der Kayser auch zu den maidlen eigen Saray fur sein frauenzimmer. Solche sehen jar und tag nichts andrs als die maur und himmel und wenn sie herauß genommn werden, sollen sie bescheidter sein als andere und wie man sieht seind es grobe esel und narren, die nicht mehr kunnen als ihr Ceremony und puchen, stellen sich ernstlich und hypocritisch an, wie die barfußer auch, und wenn sie sollten mit erbarn leuten am tisch essen, haben sie kein mores, nicht anders wie die .seu, und also leben auch die Baschen selbs.

20. August. 5 St. 3 M. in ein turkisch dorf Hausa [Chawsa].

21. August. 10 St. 5 M. in ein turkisch dorf Piri-Bascha-goy [2]). Das Land von Trinapol alles sandig gewest und ein hubel nach dem anderen, kein recht fliessend wasser noch bachlein sondern gegrabene prunnen, alles veroedt land, hat keine welder noch holzwerk.

22. August. 10 St. 6 — 7 M. underwegs mehr alte romische geschutte hubel gesehn — in ein turkisch mark, soll der kayserin sein, darin ist ein steinen haus von einem gaden, darbei eine große metzith, auch ein schon bad, alles mit pley gedeckt — auf der einen seiten wohnen Turken und auf der anderen Kriechen [3]).

23. August. 8 St. 5 gute M. gen Selimbria [Siliwri], die statt ist wie auf einer leiter hinauf gepaut bis auf ein klein bergle, darunter das meer auf der rechten seiten, die stattmauer von zieglen mit zinnen und mehr

---

[1]) Spahi, Lehnsreiter (persisches Wort), tschausch, Büttel (in der jetzigen Sprache Unterofficier), beg, „Fürst", Titel höherer Beamten und Landbesitzer, pascha ist bekannt.

[2]) D. h. Dorf (Kjöi) des Piri-pascha, eines der vielen eingegangenen, da sich in keiner anderen Nachricht oder Karte eine Spur davon findet; es muß den Distanzen nach in der Nähe des sogleich zu nennenden Bergas gelegen haben.

[3]) Den angegebenen Entfernungen nach das Städtchen Tschorlu, bestätigt durch die Erwähnung von Chiurli bei Busbeek.

thurn, halb herauswerts und hineinwerts gepaut scheint ein alt ding sein, gar zerschossen und zerbrochen, — hat in drei metzith. Guten wein haben wir in der oberen statt bei den Kriechen gefunden, 3 wiener seidl umb 1 asper [$1\frac{1}{2}$ Kreuzer].

(Diese letzten vier Tagereisen wurden bei der Rückreise, obwohl ebenfalls in der heißen Jahreszeit, in drei zusammengezogen, wie folgt: 5. Juli von Selimbria 11 St. 10 bis 12 M. in das Dorf Karistran [10 d. Meilen richtiges Maß]; 6. Juli 9 St. 10 große M. durch ein zerschleifte mark Burgas [1]) sieht man noch thor und maurn, hat ein fließend wasserlein [2]) gegen Babesky, alda zwo turkische metzith, aus einer kriechischen alten kirchen die auf antiquitetisch gepaut, haben die Turken die fenster vermauert und ein turkischen metzith gemacht. — 7. Juli 13 St. 8 M. von Babesky durch Hausa bis Trinapol.)

24. August. 11 St. 6 M. von Selimbria in ein turkischen mark genannt Czekmese, hin und wieder alte römische gepflasterte weg gefunden die jetz zergangen sind und nit unterhalten, durch ein alten zerschleiften mark gefaren [3]) alda am end im hinausziehn auf der linken hand ein alte zerbrochene kirchen von quadraten, darin noch leut wohnen; — ein weitlaufige landschaft, auf der einen seiten das meer, auf der anderen alles haiden, oedt land, — und uber eine lange verneute prucken, so uber ein kleinen seichten arm des meeres gehet, so von der rechten hand hinein laufet bis under den mark, der auf ein berg liegt in der hoche wie Ofen.

25. August. 5 St. 2 M. bis gen Constantinopel.

(Ausführlicher auf der Rückreise: 3. Juli von Const. 5 — 6 M. durch Kutzuk-Czekhmedi [Kütschük-Tschekmedsche „kleine Zugbrücke"] alda wir am hineinfahrn uber nacht gelegen, bis gen Biugkh [Böjük]-Czekmesi, das ist zu der großen oder langen brucken uber ein arm des meeres, in der mitten hat sie etlich hohe schwibbogen, darnach von holz in 160 schritt [4]) darnach wieder von steinen — wo jetz der Turken begrebnus darauf vil runder marmelsteinen seulen von alten gepauen, under andern gar ein hoche columna. — alda seind viel Kriechen, haben eine kirche. — 4. Juli 4 M. nach Selimbria.)

---

[1]) Gewöhnlich zum Unterschiede von mehreren gleichnamigen Lüle-Bergas „Pfeifenkopf-Burgas" genannt, weil die Lager vorzüglichen Thones dieser Gegend zu jener beliebten Industrie ausgenutzt wurden, die gegenwärtig durch den allgemeinen Gebrauch der Cigaretten, — selbst seitens der Bauern — so gut wie untergegangen ist.

[2]) Nur scheinbarer Widerspruch gegen die am 21. August bemerkte Wasserlosigkeit, da die Rückreise 6 bis 7 Wochen früher vor die große Sommerhitze fiel, welche allerdings in dieser Gegend alle Bäche trocken legt.

[3]) Kann der Oertlichkeit nach kaum verschieden sein von dem auffallender Weise mit Stillschweigen über die zweite Brücke erst bei der Rückreise genannten Böjük-Tschekmedsche.

[4]) Selbstverständlich türkische Nothbrücke zur Ausfüllung eines zerstörten Theiles der antiken Steinbrücke.

Kapitän Jakobsen's Reisen im Lande der Golden.

Von Gymnasiallehrer **Otto Genest**.

III.

Ich komme zum Schlusse auf die religiösen Ideen der Golden und das, was mit denselben in naher Verbindung steht. Wie alle Ureinwohner Sibiriens sind auch die Golden außerordentlich abergläubisch. Sie sind z. B. der Meinung, daß unfehlbar die Zobel ihr Jagdgebiet verlassen werden, wenn Jemand ein brennendes Scheit von ihrem Herde wegnimmt, um es auf einen andern zu übertragen, oder wenn sich Jemand an dem geheiligten Herdfeuer

die Pfeife anzündet [1]). Dieselbe Folge und noch mancherlei andere Unfälle zieht nach ihrer Meinung auch die Oeffnung eines Vorrathshauses nach sich, so lange die Leiche eines Verstorbenen noch über der Erde liegt; es stockt daher nach Eintritt eines Todesfalles mindestens auf drei Tage jeder Handel. Und dieser Aberglaube erstreckt sich mit seinen üblen Folgen nicht bloß auf das Heimathsdorf des Verstorbenen, sondern so weit wie die Kunde von dem Todesfalle dringt [2]). So war Jakobsen in der Umgegend von Malmüskoje — ungefähr unter dem 50. Parallelkreise am rechten Ufer des Amur gelegen — im Februar 1885 völlig außer Stande, die Bewohner irgend eines Dorfes zum Verkaufe ihrer Habe zu bewegen, weil in dem nahe gelegenen Orte Bolon am Tage vorher eine Frau gestorben war. Weiterhin erhält nach ihrer Ansicht durch den Kauf eines Kleidungsstückes der Käufer Macht über den früheren Eigenthümer desselben. Deshalb weigerte sich ein Schamane in der Gegend von Troitzkoje auf das Entschiedenste, dem Reisenden einige Stücke seines Anzuges zu verkaufen; er wolle sich lieber den Kopf abschlagen lassen, sagte er, als Jakobsen mit der Ueberlassung seines Eigenthums Macht über sich einräumen. Auch ein anderer Golde schnitt wenigstens von einem Gürtel, den er dem Reisenden nach langem Feilschen überließ, ein Stück ab, damit, wie er sagte, ihm der Fremde nicht schaden könnte. Auch an die Steinwaffen, welche am Ussuri und am Amur auf der Strecke zwischen Chabarowka und Tyr — ungefähr unter dem 53. Parallelkreise am rechten Ufer des Stromes gelegen — in Massen zu finden sind [3]), knüpft sich der Aberglaube der Golden. Sie werden von den Männern als Talisman mitgenommen, wenn sie mit Beginn des Winters auf die Zobeljagd ausziehen; mit einem derartigen Steine bestrich eine Frau am Gorin das Euter ihrer Kuh, welche in nächster Zeit kalben sollte, um einen desto reichlicheren Milchertrag hervorzubringen; durch den Staub endlich, welchen sie von diesen Steinen abschaben, glauben sie mit Sicherheit Krankheiten heilen zu können [1]). Daher sind sie nur selten und mit Aufwendung großer Anstrengungen und Kosten zur Veräußerung dieser Steine, welche sie mit dem Namen „Blitzsteine" bezeichnen, zu bewegen. Aehnliche Heilkraft schreiben die Golden auch einer Reihe von Gegenständen zu, welche sie als Amulete tragen oder als Weihgeschenke aufhängen; doch empfiehlt es sich, von diesen erst später zu sprechen. Charakteristisch ist es noch, daß die Golden den Namen des Tigers nicht auszusprechen wagen, weil sie fürchten, ihn dadurch herbeizurufen und seine Opfer zu werden, eine Thatsache, welche lebhaft an die in Peschel's Völkerkunde, S. 244, erwähnten erinnert.

In religiöser Beziehung sind die Golden Anhänger des Schamanismus, dessen Grundgedanken übrigens auch der geringe Bruchtheil von ihnen, welcher sich wenigstens dem Namen nach zum Christenthum bekennt, noch immer beibehalten hat. Die Schamanen nehmen unter ihnen eine außerordentlich angesehene Stellung ein. Ihre Verletzung wird als ein der Gesammtheit angethanes Unrecht empfunden (vergl. vorige Spalte, Anm. 2) und, wenn möglich, gerächt; ihre Errettung aus Gefahr ist ein Grund zur allgemeinen Freude. So fand Jakobsen, als er im September 1884 den Amur abwärts fuhr, das Dorf Tscholtschioi, welches etwas oberhalb der Mündung des Chungar in den Amur liegt, in voller Lust, weil der dort wohnhafte Schamane von einer schweren Krankheit genesen war. Der Reconvalescent selbst zog in feierlichem Schritt durch die Dorfstraße, um sich seinen getreuen Schutzbefohlenen zu zeigen; in seinem Gefolge aber befand sich die gesammte Dorfjugend, die ihrer Freude durch Singen und Tanzen Ausdruck gab und in deren Mitte zu Ehren des Genesenen eine Fahne geschwenkt wurde. Uebrigens erwiesen sich die Vertreter des Schamanenstandes, welche Jakobsen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, im Allgemeinen als ganz liebenswürdige Leute, welche aus ihren religiösen Ideen und Gebräuchen kein großes Geheimniß machten.

Es giebt bei den Golden zwei Klassen von Schamanen, die großen und die kleinen. Die letzteren dienen entweder ihren mächtigeren Amtsgenossen als Gehilfen bei ihren religiösen Verrichtungen oder sie üben die ärztliche Thätigkeit aus. Bei den Golden nämlich herrscht wie bei allen dem Schamanismus ergebenen Völkern der Glaube, daß alle Uebel im Allgemeinen und alle Krankheiten im Besonderen Wirkungen böser Geister sind, die nur dann beseitigt werden können, wenn es gelingt, den Urheber derselben durch einen noch stärkeren Geist zu überwinden und machtlos zu machen. Macht über die Geister aber besitzen nur die Schamanen, und zwar dadurch, daß ihnen die Kräfte ihrer verstorbenen Vorgänger zu Gebote stehen; eine Meinung, die nur dann rechten Sinn hat,

[1]) Als Jakobsen am Gorin war und in einem dortigen Hause, in dem er übrigens von den allein anwesenden Frauen recht freundlich aufgenommen worden war, den Versuch machte, seine Pfeife an der Lampe anzuzünden, wurde ihm auch dies verboten, mit der Motivirung, daß die Einwohner eines Dorfes, in welchem ein derartiger Frevel verübt werde, verdammt seien, im Jenseits die Lampen zu putzen, eine Thätigkeit, die bei den Golden als eine besonders niedrige und unangenehme gilt.

[2]) Es verdient Beachtung, daß die Golden ähnlich wie andere unkultivirte Völker sich gegenseitig auf weitere Entfernungen hin von merkwürdigen Ereignissen benachrichtigen. So wurde Jakobsen, als er im Februar 1885 in der Gegend von Troitzkoje sich ein Schamanenkostüm mit Gewalt angeeignet hatte, am nächsten Tage in ziemlich weit entfernten Orten mit der größten Feindseligkeit aufgenommen, ja seinen Dolmetscher Iwan wollten die aufgeregten Golden sogar tödten, weil er nach ihrer Meinung dem Fremden die heiligen Kleider in die Hände gespielt hatte. So schnell hatte sich die Nachricht von Jakobsen's Verfahren in der Umgegend verbreitet. Noch ein anderes Beispiel von der verhältnißmäßig schnellen und weiten Fortpflanzung von Nachrichten in diesen Gegenden. Als Jakobsen Anfang Oktober 1884 auf der Fahrt von Nikolajewsk nach Sachalin in der de Castries-Bai anlegte, wurde ihm dort von einem deutschen Kaufmanne mitgetheilt, daß vom Amur aus das Gerücht nach Alexandrowsk gedrungen sei, drei fremde Menschen führen in einem Boote den Strom hinab. Hin und wieder stiegen sie an Land, erschlügen die Golden und Giljaken, welche sie träfen, und salzten deren Fleisch in große Kisten ein, welche sie mit sich führten, um es dann späterhin zu essen. Wie man sieht, gebricht es den Golden und ihren Nachbaren nicht an Phantasie in der Erfindung von Schauergeschichten. Daraus nun, daß Jakobsen schon am Amur in den von ihm besuchten Dörfern ähnliche Andeutungen über seine und seiner Gefährten Absichten gehört hatte, durfte er mit Recht schließen, daß das ihm mitgetheilte Gerücht sich auf ihn bezog und seiner doch ziemlich beschleunigten Ankunft in jener Gegend noch vorausgeeilt war.

[3]) Am Gorin existirten, so viel Jakobsen erfahren konnte, diese Reste der Steinzeit nicht. Ob die Bemerkung des Reisenden, daß die Fundorte dieser Steinwaffen ebenso weit reichen, wie die Fanggebiete des Rothlachses, den thatsächlichen Verhältnissen entspricht, vermag ich nicht festzustellen, da es mir an jeglichem Material mangelt, die Angabe zu kontroliren. Uebrigens wüßte ich, die Richtigkeit von Jakobsen's Bemerkung zugegeben, für den Causalnexus dieser Verhältnisse keine Erklärung, es sei denn, daß die Ufer der Amurzuflüsse, welche vom Rothlachs nicht aufgesucht werden, ehemals unbewohnt gewesen wären, wie ja auch v. Middendorf das Thal der Bureja unbewohnt fand, obgleich derselbe durch seine Natur der Bewohnbarkeit keine Hindernisse in den Weg legt.

[1]) Dieselbe Ansicht theilen auch die unter den Golden wohnenden Russen im Allgemeinen, und es ist wohl kaum zweifelhaft, daß hier der Einfluß der Unterthanen über die Herren Macht gewonnen hat, ebenso wie das Jakobsen bei den im Burjatengebiete wohnhaften Russen fand. Vergl. Nr. 1 des laufenden Bandes dieser Zeitschrift, S. 15.

wenn die Schamanen eine geſchloſſene Kaſte bilden oder ihre Geheimniſſe in beſtimmten Familien erblich ſind [1]). Wird ein Schamane zu einem Kranken gerufen, ſo wendet er die ſeltſamſten Mittel an, um die Heilung desſelben zu vollbringen. Entweder er ſucht durch Tanzen, Singen, Trommeln und die Verurſachung anderen lauten Geräuſches den böſen Geiſt dahin zu bringen, daß er ſein Opfer verläßt, und er iſt in dieſem Falle oft freundlich genug gegen den Vertriebenen, ihm einige Holzpuppen zur Verfügung zu ſtellen, in welche er fahren darf, um an ihnen ſeine weiteren Künſte zu üben. Oder er ſaugt an den kranken Stellen des Körpers eine Zeit lang und ſpeit dann irgend einen im Munde verborgen gehaltenen Gegenſtand, wie einen Stein oder ein Stückchen Eiſen und ähnliches, aus, indem er behauptet, daß dieſe Dinge in den Körper des Patienten hineingezaubert worden wären und ihm die Schmerzen verurſacht hätten. Oder er übergiebt dem Kranken beziehungsweiſe deſſen Angehörigen förmliche Recepte, durch deren Gebrauch ſie geheilt werden ſollen. Dieſe Recepte ſind höchſt eigenthümlich. Sie beſtehen aus grauweißem, chineſiſchem Papier und ſind bedeckt mit einer Menge in groben Umriſſen, aber doch ganz gut erkennbar gezeichneter Figuren, unter denen Tiger, Panther, Bären, Fiſche und andere Thiere beſonders häufig erſcheinen. Nach dieſen übrigens von den Schamanen ſelbſt gefertigten Recepten haben nun die Hilfeſuchenden diejenigen Figuren in Holz auszuſchnitzen, welche ihnen der Arzt bezeichnet, und ſie dann entweder als Amulete an den kranken Körpertheil zu befeſtigen oder aber als Weihgeſchenke den betreffenden böſen Geiſtern darzubringen, von welchen ſie gequält zu werden glauben. So begegnen wir den Bildern von Tigern, Panthern, Wölfen und Schweinen, welche gegen Unterleibsbeſchwerden helfen ſollen; ſo heilt ein Bär, welcher in ein menſchliches Herz beißt, oder ein Vogel, der ein ſolches Herz an ſeinem Schwanze trägt, Bruſtſchmerzen und Halskrankheiten [2]), ſo beſeitigt eine menſchliche Figur, welche mehrere nicht näher zu beſtimmende Thiere an einer Leine hält, Krankheiten oder Schmerzen, die den ganzen Körper beläſtigen. Auch die Abbildungen von Körpertheilen erſcheinen als Amulete, um zur Heilung von Krankheiten zu dienen. So wird ein menſchlicher Kopf ohne Hals als Heilmittel gegen Kopfſchmerz und Naſenbluten verwendet; Holzarme, ſowie Hände und Füße aus demſelben Material mit und ohne Gelenke [3]) dienen zur Beſeitigung der Schmerzen in den genannten Gliedern; gegen Beſchwerden in den Schulterknochen ſucht man Hilfe bei kleinen geflügelten Menſchenbildern, die mit Zeug umwickelt ſind, während gegen ſolche in den Knien auch wohl kleine Schuhe aus Papier oder Fiſchhaut im Gebrauche ſind. Neben allen dieſen Medikamenten gegen Gebrechen der Extremitäten fand Jakobſen, allerdings nur ſelten, eiſerne Ringe, welche wie die meiſten der vorgenannten Amulete an den kranken Körpertheilen befeſtigt und für beſonders heilkräftig gehalten werden. Für kreiſende Frauen und Wöchnerinnen wird aus Wurzeln ein Trank gekocht, der ihre Schmerzen lindern ſoll, oder man ſtellt in der Zeit der Geburtswehen an ihrem Lager ein hölzernes Frauenbild mit ſtark aufgetriebenem Unterleibe als Schutzgeiſt auf [1]). Das eigenthümlichſte unter allen dieſen Heilmitteln aber iſt dasjenige, welches gegen Augenkrankheiten angewendet wird. Ueber einem dünnen, etwa 25 cm langen Stäbchen erhebt ſich ein zweites in Bogenform. Beide ſind mit grauen Papierſtreifen umwickelt, und mit dem gleichen Papier iſt auch das Segment zwiſchen ihnen ausgefüllt. Auf dieſem papiernen Hintergrunde heben ſich zwei ganz roh geſchnitzte, wie es ſcheint, menſchliche Geſtalten ab, die in den unteren Stab eingelaſſen ſind. Dieſes Bildwerk, welches übrigens auch bei den Verwandten der Golden, den Orokos auf Sachalin, üblich iſt, wird in der Ambara aufgehängt, ähnlich wie man in meiner altmärkiſchen Heimath die bei den ſogenannten Sympathiekuren gebrauchten Hilfsmittel wohl in dem Schornſtein des Hauſes zu verbergen pflegt.

Für den Fall, daß die bisher erörterten Heilmethoden ihre Wirkung verfehlen, ſteht dem Schamanen noch eine andere zu Gebote. Er läßt durch einen ſeiner ihm untergebenen Geiſter den Teufel, welcher die Krankheit erzeugt haben ſoll, herbeiholen und vernichtet ihn dann. Das geſchieht natürlich am radikalſten dadurch, daß er ihn tödtet [2]). Eine ſolche Heilung erlebte der Reiſende ſelbſt in dem oben ſchon genannten Dorfe Chungar im September 1884. Als er das Dorf am Abend durchſchritt, fiel plötzlich in einer Hütte derſelben ein Schuß, und er erfuhr auf ſeine Erkundigung hin, daß dort eine todtkranke Frau liege, bei welcher ſich ein Schamane befinde. Dieſer hatte, als alle anderen von ihm angewandten Heilmittel unwirkſam geblieben waren, dem Manne der Kranken befohlen, den böſen Geiſt, welcher die Krankheit erzeugt haben und in einer Ecke der Hütte ſitzen ſollte, zu erſchießen. Der Mann hatte dieſen Befehl wirklich erfüllt; ob das Mittel aber von Erfolg geweſen iſt, konnte Jakobſen leider nicht mehr feſtſtellen, da er ſchon am nächſten Tage in aller Frühe wieder aufbrechen mußte. Wenn übrigens auch dieſes letzte Mittel der Schamanen unwirkſam bleibt, ſo geben ſie den Kranken auf, indem ſie ſich und andere damit tröſten, daß die Gottheit das Verderben des betreffenden Menſchen unabänderlich beſchloſſen habe. Zur Herbeiſchaffung der böſen Geiſter dienen dem Schamanen beſondere Götzenbilder, die man vielleicht am beſten als Schamanengötzen bezeichnet. Sie erſcheinen bisweilen als Thiergeſtalten, z. B. als Bären, meiſt aber ſtellen ſie Menſchen dar. Wie dem Reiſenden mitgetheilt wurde, ſieht der Schamane in dieſen Bildern die Geiſter ſeiner verſtorbenen Amtsvorgänger, und vielleicht aus Achtung vor ihrer Würde ſtattet er ſie etwas beſſer aus, als die gewöhnlich in den Häuſern der Golden befindlichen Idole. Zwar die Schnitzerei iſt nicht vollendeter als diejenige der anderen Götzenbilder, dagegen werden die Augen durch Kupfernägel oder blaue Glasperlen gebildet und der Rumpf mit einem Fellkleide überzogen. Von einem ſolchen Götzen, den Jakobſen im Uſſurigebiete nur mit großer Mühe erlangen konnte, behauptete ſein Beſitzer, daß er ſelbſt bei den bedenklichſten Krankheitsfällen, wo alle übrigen Götzen machtlos geblieben wären, noch zu helfen im Stande ſei, indem er ihm, dem Schamanen, immer neue Rathſchläge ins Ohr flüſtere.

---

[1]) Ob einer von beiden Fällen bei den Golden eintritt, iſt mir aus Jakobſen's Bericht und aus anderweitigen mir zugänglichen Mittheilungen von Reiſenden nicht bekannt geworden, doch darf ich wohl in dem, was W. Radloff in ſeiner Abhandlung: Das Schamanenthum u. ſ. w., Leipzig 1885, S. 16 ſagt, eine Beſtätigung meiner Meinung ſehen.

[2]) Dieſe Amulete pflegen mit noch einigen anderen vereint von den Kranken an einem Kopfringe getragen zu werden, wie dieſelben auch bei den Ainos auf Sachalin im Gebrauche ſind.

[3]) Die Gelenke befinden ſich bei dieſen Holzgliedern nur an denjenigen Stellen, wo der Kranke den Schmerz fühlt, alſo etwa am Ellenbogen, am Handgelenke oder in einem oder mehreren Fingern. Bei rheumatiſchen oder gichtiſchen Schmerzen, die den ganzen Arm durchziehen, finden ſie ſich an den genannten Stellen und an allen Fingern.

[1]) Dieſelbe Bedeutung hat wahrſcheinlich auch ein anderes hölzernes Frauenbild, auf deſſen Vorderſeite in der Bauchgegend ein Reliefbild angebracht iſt, welches einen kleinen Menſchen darſtellen ſoll.

[2]) Vergl. des Verfaſſers Aufſatz in Nr. 1 des laufenden Bandes dieſer Zeitſchrift, S. 14.

Bekleidet sind die kleinen Schamanen bei den Krankenheilungen mit den gewöhnlichen Anzügen der Golden, doch tragen sie einen Gürtel, von welchem nach hinten eine Menge von eisernen Glocken herabhängen. Außerdem führen sie die übliche Schamanentrommel und den dazu gehörigen Schlägel, welcher letztere flach und mit Fell umwickelt ist, damit der durch ihn erzeugte Ton möglichst dumpf klingt. Die Trommel ist ellipsenförmig gestaltet, so daß ihr größerer Durchmesser ungefähr 75 cm beträgt, und hat einen nur sehr schmalen Holzrand. Die Eisenstäbe oder Götzenbilder an der inneren Seite, wie sie bei den Burjaten und altajischen Bergkalmüken üblich sind [1]) und als Handhabe des Instrumentes dienen, fehlen hier und sind durch ein paar sich kreuzende Bindfaden ersetzt. In dem Gebrauche dieser Trommel besitzen die goldischen Schamanen eine gewisse Virtuosität, welche Jakobsen in Troitzkoje zu beobachten Gelegenheit fand. Er hatte nämlich einem in der Nähe dieses Ortes wohnhaften Oberschamanen, dessen Haus er in dessen Abwesenheit besucht hatte, seine sämmtlichen Utensilien weggenommen und der über diesen Frevel entsetzten Frau des Zauberkünstlers einen namhaften Betrag Geldes und den Befehl zurückgelassen, daß sie ihren Mann nach seiner Rückkehr zu ihm schicken sollte, damit derselbe in aller Form sein Eigenthum an den Reisenden abtrete. In der That kam derselbe auch am nächsten Tage nach Troitzkoje und brachte zwei seiner Untergebenen mit, wie es schien, um durch Aufbietung dieser Truppenmacht den Reisenden zur Herausgabe seiner Werkzeuge zu zwingen, was allerdings nicht gelang. In Folge dessen machten die drei Heiligen gute Miene zum bösen Spiele, besonders nachdem sie mit Branntwein reichlich bewirthet waren, und zeigten Jakobsen sogar noch ihre Künste. Bei dieser Gelegenheit also bewies einer der anwesenden kleinen Schamanen seine Virtuosität im Gebrauche der Trommel. Er schlug das Instrument bald leise, bald laut; bald nur mit dem Schlägel, bald auch mit den Fingern der linken Hand, mit welchen er den Bindfaden an der inneren Seite hielt, so daß es klang, als ob er zwei Instrumente zu gleicher Zeit bearbeite. Weiterhin machte er ein Kunststück, das auch bei unseren Trommlern sehr beliebt ist, indem er von der Mitte des Trommelfelles aus mit dem Schlägel immer näher an den Rand heranrückte, so daß der Ton immer leiser wurde und man zuletzt den Eindruck hatte, als ob in weiter Ferne getrommelt werde. Während dieser ganzen Kunstleistung sang der Schamane fortwährend improvisirte Worte vor sich hin oder richtete dieselben auch an den einen oder anderen aus der ihn umgebenden Gesellschaft. Er vermochte letzteres dadurch, daß er die Trommel ganz dicht an seinen Mund hielt und die Kante derselben nach der Person hinrichtete, welche er anreden wollte. Indem sich nun der Ton an der Trommel fortpflanzte, verstand der Angeredete die Worte des Schamanen, während die hinter dem Rücken des Sprechenden befindlichen nur ein undeutliches Gemurmel vernahmen. Auf diese Weise ließ auch der Schamane seinen Aerger an dem mit anwesenden russischen Pfarrer von Troitzkoje aus, welcher, wie oben mitgetheilt, sich bei den heidnischen Golden der Umgegend dadurch sehr mißliebig gemacht hatte, daß auf seine Anregung Goldenkinder in die russische Schule gesteckt waren, um christlich erzogen zu werden. Bei den in Folge dessen ausgebrochenen Unruhen hatten die aus Chabarowka herbeigerufenen Soldaten auf einem Streifzuge dem Schamanen neben anderen Dingen auch seine Trommel entführt, und es war ihm erst vor Kurzem gelungen, eine neue an Stelle der verlorenen sich zu verschaffen. Diese Verhältnisse machte er zum Inhalt eines Schmähgesanges, in welchem er den Priester verspottete, weil er ihn nicht habe hindern können, eine neue und vor Allem eine viel bessere Trommel zu erwerben, als seine frühere gewesen wäre [1]). Auch einen Tanz führte der Schamane bei diesem Besuche dem Reisenden vor, wie er ihn bei den Krankenheilungen zu executiren pflegt. Derselbe besteht zunächst in einem Drehen des Unterkörpers nach rechts und links, in Folge dessen die von dem Gürtel nach hinten hinabhängenden Glocken ertönen, dann erfolgt ein Wiegen des Oberkörpers in den Hüften, während die Beine in schnellem Wechsel über einander geschlagen werden, endlich aber wird daraus ein langsames Hüpfen um den inneren Rand der Hütte herum von rechts nach links. Da alle diese Bewegungen von dem Trommelschlage und dem Gesange des Schamanen begleitet werden, so kann man sich denken, daß durch diese Handlung ein ziemlich großer Lärm verursacht wird; dagegen hatte Jakobsen bei dieser Vorstellung nicht die beängstigende Empfindung, welche ihm der Tanz des burjatischen Schamanen [2]) verursacht hatte.

[1]) a. a. O. S. 14.

[1]) Es ist bemerkenswerth, daß die Sitte, den Gegner durch Gesang zu verhöhnen, auch bei den Eskimos, besonders bei den grönländischen, von dem Reisenden mehrfach beobachtet wurde. Auch hier kam die Trommel dabei zur Anwendung und auch die Geberden der Eskimos waren denen des goldischen Schamanen sehr ähnlich; namentlich fiel dem Reisenden die Gleichheit der bald drohenden, bald neckenden Bewegungen, sowie das Sprühen und Blitzen der Augen bei beiden Völkern auf.

[2]) Vergl. des Verfassers Aufsatz in Nr. 1 des laufendes Bandes dieser Zeitschrift, S. 15.

Aus allen Erdtheilen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Auf der in diesem Jahre in London abgehaltenen Imperial Conference sämmtlicher englischer Kolonien kam es in der Neu-Guinea-Frage zum Ausgleich zwischen Großbritannien und den australischen Kolonien. Die letzteren verpflichteten sich, vorläufig auf sieben Jahre, zu einem jährlichen Beitrage von 15 000 Pfd. St. zu den Verwaltungskosten, und England übernimmt von dem Augenblicke an, wo dieser Vertrag vom Parlamente der Kolonie Queensland anerkannt ist, anstatt des bisherigen Protektorats die Souverainität über das Gebiet. Queensland garantirt unbeschränkt die ganze obige Summe und hat sich mit den anderen Kolonien wieder über deren Quotenzahlung zu einigen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1887.

Désiré Charnay's jüngste Expedition nach Yucatan.

II.

Bei Fortsetzung der Ausgrabungen fand Charnay Bruchstücke und Andeutungen genug, um mit Hilfe von Erzählungen einzelner Bewohner Izamals, welche jetzt verschwundene Theile noch gesehen hatten, eine Reconstruction des ganzen Bauwerkes unternehmen zu können, wie sie unsere erste Abbildung zeigt. Selbst die Farben, mit welchen die Stuckverzierungen der Wandflächen bemalt waren, hatten sich stellenweise erhalten; als sie unter der Einwirkung der Luft verschwanden, verfiel Charnay auf das Mittel, sie sofort zu erneuern und dann abzuphotographiren. Die Verzierung besteht aus rothen Palmen und Rosetten, sowie aus blauen geometrischen Einfassungen, Alles auf gelbem Grunde; genau dieselben Ornamente finden sich noch heutigen Tages in den besseren Häusern Izamals, und es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß sich diese Kunstübung ununterbrochen von der Zeit der Conquista bis heute fortgeerbt hat. Dieselben Muster und Farben finden sich auch noch bei den Kinderspielsachen, als welche dieselben Gegenstände, Vögel, Schildkröten, Männer, die zu Pfeifen eingerichtet sind, dienen, welche auch von den alten Mayas abgebildet worden sind. — An der Reconstruction des Tempels selbst ist nichts erfunden, nur Fehlendes nach Analogie wirklich erhaltener Ueberreste und Funde ergänzt; daß diese ganzen, mit feinpolirtem Kalkputz überzogenen Gebäude im grellsten Farbenschmucke prangten, das beweist außer den erhaltenen Spuren die gleiche Sitte bei den Aegyptern, Griechen und den Völkern des Orients, in deren von der strahlendsten Sonne beschienenen Ländern ein weiß abgeputztes oder aus weißem Marmor errichtetes Gebäude den Augen wehe thun würde. In Spanien, Portugal und Italien sieht man blau, roth oder gelb angestrichene Häuser, welche uns Nordländern fast undenkbar erscheinen möchten; es geschieht das aus ganz demselben Grunde, als wenn man bei Schnee oder auf Gletscherfahrten sich eine blaue oder rauchgraue Brille aufsetzt.

Das indianische Volk, welches jene Denkmäler hinterlassen hat, pflegte aber nicht nur die Architektur, sondern auch Litteratur, Geschichte und Dichtkunst. Die Chroniken berichten von Theatern, auf welchen die Eingeborenen selbst noch nach der Conquista Lustspiele aufführten; und ebenso wissen wir von Gedichten des Königs von Tezcoco, des großen Netzahualcoyotl, von Thierfabeln u. s. w. Daß solche Geisteserzeugnisse aufgeschrieben worden sind, scheint nicht wahrscheinlich. Die Figurenschrift der allbekannten mexikanischen und Maya-Handschriften war dafür nicht geeignet; sie konnte wohl für Kalender dienen, um die Zeit der Feste und der religiösen Ceremonien zu fixiren, man konnte mit ihr die Erinnerung an einzelne Kriege und Eroberungen festhalten, Jagd und Fischfang schildern und über Naturerscheinungen, wie trockene und fruchtbare Jahre, Vulkanausbrüche, Kometen u. s. w. berichten, aber für Gedichte und Theaterstücke reichte sie nicht aus, ebenso wenig wie für die eigentliche fortlaufende Geschichtserzählung. Dafür trat die mündliche Ueberlieferung, das menschliche Gedächtniß ein; solche Traditionen mögen sich wortgetreu durch Jahrhunderte hindurch fortgepflanzt haben. Erzählt man doch zum Beweise für die Zähigkeit, mit welcher sie festgehalten werden, daß Australier noch jetzt in einer von der ihrigen verschiedenen Sprache Gesänge und Legenden wiederholen können, die sie gar nicht verstehen.

Während die Arbeiten in Izamal ihren Fortgang nahmen, unternahm Charnay verschiedene Ausflüge in die

Charnay's Reconstruction des Tempels Kab-ul in Izama

Umgebung, wo an Ruinen kein Mangel war; aber die Erzählungen derjenigen, welche dort Paläste, Statuen, Inschriften und dergleichen gesehen haben wollten, stellten sich stets als erlogen heraus. Pyramiden gab es genug, aber es waren stets nur Steinhaufen. Schon wollte er diese Streifereien als unnütz ganz aufgeben, als er über die 12 km nordöstlich von Izamal gelegenen Ruinen der alten Stadt Tecoch, die schon Landa als bedeutend bezeichnete, so eingehende Nachrichten erhielt, daß er in Gesellschaft des Präfekten sich zu Wagen auf einem entsetzlichen Wege dorthin begab. Ihr Führer brachte sie zu einer aguada, einer großen Bodensenkung, die wahrscheinlich früher ein durch Menschenhand umgestaltetes Cenote gewesen ist und der alten Stadt das Wasser lieferte. Dieselbe muß in der That unerschöpflich sein; denn damals enthielt sie nach drei voraufgegangenen Trockenjahren noch Wasser; leider ist das Becken mit Rohr und Wasserpflanzen überwachsen und der umgebende Kokospalmenwald hat durch Feuer und Heuschrecken, welche die Halbinsel Yucatan zu Grunde richten, sehr gelitten. Die Reste der Stadt liegen von dem Teiche 500 m nach Norden; aber Charnay's Enttäuschung war nicht gering, als er fand, daß irgend einer der ersten Conquistadoren das Material der einheimischen Bauwerke für seinen fürstlichen Landsitz verwendet hatte, und daß die großartigen Ruinen, von welchen ihm die Leute in Izamal gesprochen hatten, spanischen Ursprungs waren. Nur umfangreiche Nachgrabungen könnten wohl ältere Reste zu Tage fördern.

Das nächste Ziel des Reisenden war die Stadt Valladolid, die 90 km südöstlich von Izamal liegt, und die er auf der schon oft von ihm zurückgelegten Straße über Balantun, Tunkas, Citas, wo er übernachtete, und Uaïma erreichte. Letztgenannter Ort besitzt den schönsten, unter freiem Himmel liegenden Cenote in ganz Yucatan; kein zweiter ist so malerisch und so zierlich. Meist haben sie ein düsteres, trauriges Aussehen, sind schwarz, finster und erinnern nur zu sehr an die Menschenopfer, deren Schauplatz sie einst gewesen sind. Derjenige von Uaïma jedoch ist weit, offen, heiter, von prächtigem Grün, von Schlingpflanzen und Blumen umgeben und von Vögeln belebt; man möchte es kaum für möglich halten, daß die Eingeborenen an solcher Stelle so schauerliche Feste veranstalteten. Er liegt wenige Schritte von der Straße und dicht bei der Kirche, in deren Schatten die Maulthiere ausruhten, während Charnay den See photographisch aufnahm. Zur Linken, wenn man an ihn herantritt, ist durch einen Felssturz neueren Datums eine schneeweiße, gewaltige Höhle entstanden. An Seilen mußte sich Charnay an der über 20 m hohen, in riesige Stufen getheilten Felswand zum Wasserspiegel hinablassen, um den Standpunkt zu gewinnen, von welchem aus unser drittes Bild das interessante Gewässer zeigt.

Eine Vorstadt von Valladolid. (Nach einer Photographie.)

Als Charnay zu seinem Wagen zurückkehrte, bemerkte er erst eine große Aufregung unter den Bewohnern des Dorfes und sah vielfach Schildwachen und Soldaten; es stellte sich heraus, daß die Indianer nach zehnjähriger Ruhe den Vernichtungskrieg wieder aufgenommen und das civilisirte Gebiet angegriffen hatten. Ihre erste That bestand darin, daß sie den 11 km südöstlich von Valladolid gelegenen kleinen Ort Tixualahtun überfielen, die Häuser in Brand steckten und die Bewohner niedermetzelten. Der Reisende überlegte schon, ob er seine Fahrt fortsetzen oder lieber umkehren sollte, als er den ihm bereits bekannten Obersten Traconis, Kommandanten der östlichen Indianergrenze und einen in Indianerkämpfen vielerfahrenen Mann, traf; dieser redete ihm zu, seine Reise fortzusetzen, da er an keinen größeren Krieg, sondern höchstens an ein paar Scharmützel glaubte und Charnay versprach, selbst ihn nach seinem letzten Ziele, den 55 km östlich von Valladolid gelegenen Ruinen von Koba zu geleiten. So setzten beide zusammen am nächsten Morgen die Fahrt fort und trafen gegen 3 Uhr Nachmittags in Valladolid ein.

Diese Stadt, von ihren Einwohnern bescheidener Weise „Sultana del Oriente“ genannt, wurde bald nach Merida an der Stelle des alten Zaqui gegründet und blühte rasch auf; ihre Bevölkerung kam derjenigen von Merida gleich, sie besaß schöne Häuser, weite Gärten, eine große Kathedrale, prächtige Klöster und ausgedehnte Vorstädte und war von einem Kranze reicher Hacienden umgeben. Aber der Indianeraufstand vom Jahre 1848 hat diese ganze Blüthe vernichtet, wie er die ganze Halbinsel an den Rand des Abgrundes gebracht und ihr zwei Drittel ihrer Bevölkerung

Cenote von Uaïma. (Nach einer Photographie.)

geraubt hat. Die Unterjochung und schreckliche Bedrückung der Eingeborenen trägt die Hauptschuld an jenen unaufhörlichen Kämpfen; aber wären die Spanier auch nicht so grausam und die Maya nicht so bedrückt gewesen, zum Kriege wäre es über kurz oder lang doch gekommen. Von der Conquista an haben die Indianer durch drei Jahrhunderte hindurch sich das heiße Verlangen nach Unabhängigkeit und den Durst nach Rache bewahrt; ein Cocom war es, der das erste Zeichen zum Aufstande gab, ein Abkömmling jenes königlichen Geschlechtes, von welchem die Spanier schon einmal zum Lande hinaus gejagt worden waren. Den Anlaß gab ein Bürgerkrieg zwischen den verhaßten Weißen selbst, wobei jede Partei ihre indianischen Diener und Sklaven bewaffnete und denselben alle möglichen Freiheiten, Steuererniedrigung, Zulassung zu den Staatsämtern u. s. w. versprach, Verheißungen, welche bei der Leere des Staatsschatzes und der Habgier der Grundbesitzer nie eingelöst werden konnten.

Sobald aber der Indianer Waffen in den Händen hatte, erwachte auch sein Muth; er gewann Uebung in ihrer Handhabung, gewöhnte sich an das Flintenfeuer, fand während der Märsche und Kämpfe gleichgesinnte Kameraden und Freunde, Verabredungen fanden statt, und so brach am 30. Juli 1847 der erste Aufstand los, ohne daß sich die spanischen Herren, zu sehr mit ihren eigenen Parteikämpfen beschäftigt, sonderlich viel darum gekümmert hätten. So gewannen die Indianer Zeit, um sich zu organisiren, und der anfangs auf abgelegene Gebiete des Ostens beschränkte Aufstand breitete sich schnell aus und wurde zu einem Vernichtungskriege auf Tod und Leben, ohne Gnade und Pardon. Die Indianer machten nicht den waffentragenden Männern allein den Krieg, sondern ihre wilde Wuth ergötzte sich am massenhaften Abschlachten auch der Weiber und Kinder. Gefangene wurden nicht gemacht, sondern Alles sofort niedergemetzelt. Wenn die Wilden eine Stadt umzingelt hatten und die Vertheidiger derselben sie nicht zurückzuschlagen vermochten, so dachte man nicht an Kapituliren und Verhandeln, sondern suchte sich durchzuschlagen: was fiel, fiel. Die Kirchen waren stets die letzten Zufluchtsorte der Unglücklichen und gewöhnlich auch die Stätten ihrer Abschlachtung.

Das Kloster Sisal in Valladolid.

Die ganze Halbinsel floß von Blut, und auch Valladolid wurde erobert und geplündert und seine Bevölkerung decimirt. Wie üblich, spielten englische Kaufleute in dieser Tragödie ihre abscheuliche Rolle, indem sie von Belize (Britisch Honduras) aus den Indianern Pulver, Blei, Flinten und sonstiges Kriegsmaterial lieferten und dafür von den nicht auf dem Kriegspfade befindlichen Eingeborenen werthvolle Hölzer eintauschten. Ohne diesen schändlichen Handel hätte der unheilvolle Kampf schon längst ein Ende genommen, während er so noch jetzt, nach vierzig Jahren, seinen Fortgang nimmt.

Einige Monate nach Beginn des Aufstandes war die ganze Halbinsel Yucatan mit Ruinen erfüllt; halb wahnsinnig vor Angst flüchteten die Familien nach Merida, dem sich die siegreichen Indianer so weit näherten, daß man ihr Kriegsgeschrei in der Stadt vernahm. Drinnen wurden die Lebensmittel knapp; der Staatsschatz war leer, die spanische Bevölkerung decimirt und Yucatan lag im Todeskampfe. Ein wenig mehr Disciplin und Gemeinsinn auf Seiten der Indianer, und es wäre um die weiße Rasse auf der Halbinsel geschehen gewesen; so aber traf von Mexiko Hilfe ein, welche die verlorene Hoffnung wieder erweckte und den Weißen erlaubte, ihrerseits zum Angriffe überzugehen.

Valladolid selbst wurde am 18. Juli 1848 von 40 000 Indianern eingeschlossen, und seine Garnison und Bevölkerung drei Monate lang in Angst und Entsetzen gehalten. Keine Hilfe erschien. Als schließlich die Lebensmittel aufgezehrt, die Munition erschöpft war, mußte man an die Flucht denken. Der Auszug aus der Stadt war schrecklich; zwanzigtausend Menschen jeden Alters und Geschlechts bewegten sich in einer langen schwankenden Reihe, die zur Seite von einigen Soldaten begleitet wurde, nordwärts in der Richtung auf Tizimin zu. Die Feinde hinderten sie zuerst nicht, denn draußen erschien ihnen der Angriff leichter als innerhalb der Stadt, und jeder Widerstand vergebens zu sein. Sobald der Zug die Wälder erreicht hatte, begann das Gemetzel vorn, hinten und auf der Seite; Wehgeschrei der Opfer, das Geheul der Wilden, ein riesiges Morden. Nach Lust tödteten und schändeten die Indianer, ruhten sich dann, mordeten weiter und setzten

bluttrunken ihr scheußliches Treiben bis zur Dunkelheit fort. Dann erst kehrten sie in die ganz verlassene Stadt zurück, plünderten die Häuser und Kaufläden und gaben sich den widerwärtigsten Orgien hin.

Vierzig Jahre sind seit jener Zeit verflossen, aber Valladolid trauert noch immer. Seine große Kathedrale, deren Glockenthürme höher und in edlerem Stile erbaut sind, als diejenigen von Merida, hat sich noch nicht von der einst erlittenen Plünderung und Entweihung erhoben; aus dem langen Schiffe ist der reiche Schmuck verschwunden, und noch immer warten die kahlen Mauern des Inneren auf den großherzigen Geber, welcher sie von Neuem mit Heiligenbildern, wunderbaren Statuen und Altären mit vergoldeten Säulen ausstatten soll. Die Kirche liegt an einem weiten, neuerdings mit Bäumen bepflanzten Platze im Mittelpunkte der Stadt und kann mit ihren dicken Strebepfeilern und dem mit Zinnen versehenen platten Dache recht wohl eine abermalige Belagerung aushalten.

Die Kapelle la Candelaria in Valladolid.

Die Straßen Valladolids sind noch heutigen Tages öde; eine Menge Häuser stehen leer, ihre Dächer sind eingestürzt, die Mauern zerfallen; in der Vorstadt Sisal ist das große, prachtvolle Kloster der Franciscaner von Unkraut und Gestrüpp umwuchert und umschließt keine einzige unversehrte Zelle, birgt keinen einzigen Mönch mehr in seinen verlassenen Kreuzgängen. Im nördlichen Theile der Stadt liegt die kleine Kapelle La Candelaria, welche ebenso wie das Kloster im Inneren nur Ruinen und Verfall zeigt; draußen im Freien aber bewundert man, Dank der magischen Leuchtkraft des unvergleichlichen Sonnenlichtes, den zierlichen maurischen Porticus, welcher sich neben der Kapelle erhebt. Auf dem freien Platze davor spendet ein Ceiba-Baum seinen Schatten, in welchem einige Bummler, den photographirenden Reisenden anstaunend, sich wohl fühlen.

Hans Dernschwam's orientalische Reise 1553—1555

aus Handschriften im Auszuge mitgetheilt von Prof. **H. Kiepert.**

III.

Die weitläufige Beschreibung, welche unser Reisender der Lage und den Bauwerken der türkischen Hauptstadt angedeihen läßt, bietet neben zahlreichen ähnlichen derselben und der folgenden Zeit, namentlich der kurzgefaßten aber überaus klaren und von erheblicherem historischem Verständniß zeugenden seines Gefährten Busbeck, kaum irgend etwas Eigenthümliches, kann daher hier ohne Schaden übergangen werden. Und die in diese Schilderung eingestreuten, bei Gelegenheit des zweiten Aufenthaltes in Konstantinopel auf der Rückreise und sonst noch hier und da wiederholten oder erweiterten Bemerkungen allgemeineren kulturhistorischen Inhalts werden besser im Zusammenhange ihre Stelle am Schlusse dieser Mittheilungen finden.

Der Umstand, daß der Sultan Suleiman, sowie sämmtliche Minister sich wegen der Rüstungen zu dem erneuerten Kriege mit Persien, welches die ihm 1534 bis 1547 entrissenen Grenzlandschaften Baghdad, Wan, Aderbeidschan, Georgien zurück zu erobern strebte, bereits inmitten seiner anatolischen Provinzen, zu Amasia befand, forderte die Weiterreise auf asiatischem Boden, zu welcher endlich nach einem vollen Halbjahr peinlicher Bewachung („in einer karwasalia sind K. Maj. Botschafter eingesperrt gewesen sambt den dienern und verhuetet worden wie andere gefangene leut und nit frei ausgehen lassen und mit leuten reden durfen") die Erlaubniß seitens des Sultans eintraf.

Den 9. Merz sind wir von Constantinopel per Scutari ubergefarn.

10. Merz. 5 St. 3 M. in ein kriechisch dorf am gestad des meeres, heißt Chortophilon, auf turkisch Kartal, ist ein Geier [1]) allda seind viel Kriechen. Das meer auf der rechten und auf der linken hand das geburg gehabt — — weiter auf der linken hand ein große alte Christenkirch zerstort gesehn, scheint ein kloster gewesen, haben den ganzen tag uneben landschaft steinigen weg sandig und streuch gehabt, berg auf und ab, wenig ackerfeld.

11. Merz. 3 M. in ein Dorf genamt Gevise, soll Libissa sein allda Hannibal soll begraben sein gewesen [2]), kein steinen gepau noch alte steine da gefunden worden, sie wären denn alle in die Metzith und karwasalia verpaut worden; die hat ein Bascha Mustafa gepaut, welcher auch die brucken uber die Moritza nahende bei Trinapol gepaut.

12. Merz. 6 M. oder mehr (Rückr. 22. Juni 8 M.) gen Nicomedia auf turkisch jetz genannt Isnimik [3]). Als wir uber den berg kamen im grund ist links an der straßen ein groß zerschleiftes kriechisches schloß auf einem kleinen felsen gelegen bis an die Straßen hinab gepaut gewesen, stehn noch etliche runde thurn, soll Hareke genannt gewesen. Gegen dem schloß uber liegt im meer ein langelich geburge, eine schone kleine insel Karamusa genannt [4]). Weiter neben dem gestad des meeres seind wir unter dem geburg gefaren, — darnach uber einen hohen steinigen weg — dieselbige stelle nennt man Insche-skele propter stricturam maris [5]) — ist das meer oder arm ungeferlich 4 oder 5 mal als breit als die Thunau zu Presburg. — — Die landstraßen seind uberall gepflastert also weit als zwei wagen breit, wo nit harter boden ist, scheint zum theil neulich geraumt zu sein, als der kaiser vor 2 jahren wider den Katzulbascha [Kizilbasch = Schah von Persien] gezogen ist.

13. Merz sind wir zu Nicomedia bliben bis auf den mittag, alda die zerschleifte statt besichtiget, ist eine schone alte kriechische statt gewesen auf einem langen rigel ein wenig uber dem meer gelegen und das schloß am end des rigel gepaut gewesen, ein wenig hocher als Ofen, und rund umb sich ein mauer gehabt, seind also große stuck gemeuer, daß man meint es seien gewachsene felsen, seind von ziegel und steinen durcheinander, daß man nit mehr von einander hauen mag. Die große werkstuck hat man in solch langer zeit alle verfurt per Constantinopel und anderst wohin, jetztmund haben wir noch gesehen, wie man den grund von der stattmauer ausgrabt, sein schon große gehaute quadrate. Gegen dem meer her abwerts von dem schloß seind gewaltige Pallatia gewesen — und oben auf als ein kranz sein gewaltige marmelstein gelegen schon und kunstlich ausgehauen von mancherlei formen, ist mancher in 3, 4 lachter lang und 1 l. dick gewesen. Die kann man große halben nit handlen [handhaben] noch auf den schiffen bringen, sonder alda hat es ein sagmul [Sägemühle], schneidt man dieselben, wie es die baumeister befelchen zu des kaisers geben. — Haben auch zwei heidnische bäder gefunden, auf die art gebauen wie jetz zu Constantinopel sein, die man von unden auf heizt [1]). — Zu Nicomedia macht man schone arbeit von topperlin [Töpfchen] schon gemalt von allerlei farben und verglast, schussel und krug, und seind ihr vil meister ein lange gassen voll, verfurt man weit in Turkei.

Nachmittags auszogen — uber ein alte steinerne brucken von quadraten von zweien schwibogen uber ein ziemlich wasserle, so gegen uns in das meer fleußt, soll Kilos heißen [2]). Von Nicomedia ist die landstraßen schon und breit gepflastert, ist noch von den Romern bliben, — uber 15 steinen und hulzen prucken bis in ein klein dorflin Kasikli [3]).

14. Merz von frue bis in die finstere nacht, thuet mehr als in 10 ungerisch meil, berg auf bis um 12 uhr und in 25 mal durch wasserle, uber den großen langen wald, als buchen, eichen, castanien, nespeln, cypressen; wie man spurt, ist uber den wald ein alter gepflasterter breiter weg gewest, so noch der Romer gemacht. — Als wir aus dem geburg kommen, hat man ein schon lustige ebene gegend gesehen, $1\frac{1}{2}$ meil bis zu einer alten kriechischen statt Nicea jetzt Ismik [Isnik] auf turkisch genannt, darbei ist ein langer susser see, nit vast breit, hat gut visch. In dem ebenen feld an der straßen haben wir ein Obeliscum gefunden von der erden ist erstlich von großen werkstucken ein geviereckter fuß mit einem gesimbs oben in $1\frac{1}{4}$ lachter hoch und uber $\frac{1}{2}$ lachter breit, darauf funf hoche dreieckte stein auf einander nach der proportion und breite über sich enger und spitziger [4]).

Nicea ist ein große statt gewesen, nit also groß als Wien, mit zwo herlichen ringmauern umb sich, die inwendige ist hoch, hat ein runden stupfeten thurn in den andern, davor ein zwinger mit niederen mauer und auch runde thurn und ist kein thurn wie der ander, 360 an zahl, von unden auf von gewaltigen werkstucken aufgebaut, darnach mit gepraunten roten zieglen und steinen gemauert, — hat vier thor gehabt, darunter zwei gewaltig gewesen, und in 10 kleinere pforten, darunder eine gefunden von den kaiser Marco Aurelio mit seiner uberschrift gegen den see.

---

[1]) Ist jener griechische Name echt (die Pr. schreibt unsinnig Chartophila), so bedeutet er „kräuterliebend", was als Ortsname immer passender erscheint, als die türkische Form (Kartal, eigentlich „Adler"), die immerhin nur eine Entstellung aus jener sein könnte. Aber schon Cedrenus und Theophanes nennen den Ort Kartalimen.

[2]) Ist ein Irrthum; das hoch gelegene Gebize entspricht vielmehr genau dem von byzantinischen Geschichtsschreibern öfters genannten Städtchen Dakibyza, während das im Alterthume eben wegen Hannibal's Grabstätte öfters genannte Libyssa nach den Maßangaben der römischen Straßen etwas weiter südöstlich und unmittelbar am flachen Meeresstrande lag.

[3]) Die vollständige, in älteren türkischen Schriften gebrauchte Form ist Isnîkmîd (εἰς Νικομήδειαν), in der Aussprache aber und seit lange auch in der Schrift, selbst officiell, abgekürzt Ismîd.

[4]) Hier hat das Auge den Reisenden getäuscht, Kara-mursal, wie es wirklich heißt, ist keine Insel, sondern liegt am bergigen südlichen Ufer des Golfs von Ismid.

[5]) Giebt die Bedeutung des türkischen Namens „schmaler Landungsplatz" nahezu wieder.

[1]) Die aus Dernschwam's Kopie im Cp. Inscr. Latin. III, p. 59, n. 324 publicirte Inschrift ergiebt als Erbauer der Thermen einen der Kaiser, welche den Namen Antoninus führten, als Wiederhersteller K. Diocletian.

[2]) Kiles, Vulgäraussprache von Kires-su, „Kirschenwasser" (falsch Pr. Tiles).

[3]) Kasockli bei Busbeek, richtiger nach dem Dschihannüma Kazykly-beli (mit weichem z) d. i. Ort der Gepfählten, von der landesüblichen Bestrafung der dort häufigen Räubereien so benannt. Die Entfernung zu 4 M. auf dem Rückwege angegeben.

[4]) Die Handschriften enthalten hier ein paar Zeichnungen dieses Grabmonuments eines auch aus Tacitus' Geschichten bekannten vornehmen Bürgers von Nicaea, des Cassius Philiscus, wie die Inschrift (C. I. Gr. II, 3759) lehrt, welche in den Verhältnissen so gewaltig von einander abweichen, daß man daraus keine Vorstellung über die wirkliche Form gewinnen könnte, wenn der Obelisk nicht eben noch erhalten und schon 1745 von Pococke (Description of the East II, 2, p. 123) eine recht gute Zeichnung desselben publicirt wäre, welche diesmal dem Kopisten der Prager Handschrift recht giebt, jedoch nicht seiner unsinnigen Maßangabe des Sockels, dessen Höhe der Engländer auf 11 Fuß gemessen hat, mit 14 Lachtern (Klaftern) statt der richtigeren $1\frac{1}{4}$ des Wfb.

Die statt ist also zerschleifft, das kein vorig alt haus mehr stehet und die Turken haben die gassen alle mit kothmauern aufgefuret; daß inwendig lauter garten sein und darin haben sie hutten wie die saustell. Ein Karwasalia von stein ist allda, hat der Ibraim Bascha gebaut, ist noch nit gar vollendt, weil ihn der kaiser hat lassen umbringen. Alle kirchen sind in grund zerschleift, allein ein kirchlein in Mariae Himmelfahrt namen gepaut nicht sogar, wie wol es kein dach mehr hat und durch die gewelber regnet, soll Nicephorus gepaut haben; allda in einer abseiten [Apsis] ist sein grab und in einer andern ist sein mutter und schwester gemalt oder sein weib und dochter in ehrbarlicher tracht; im chor oben im gewelb, das gar verguldt, ist Christus und hat seiner mutter Maria seel an der brust in den henden, oberhalb seind drei engel, darneben die apostel und zwei engel mit fahnen, das pflaster ist alles von schonen steinen ausgesetzt mit viel figuren, als were es gemalt. — Hat uns der pfaff lateinische bucher zeigt, zwei die in Ungern geraubt worden und hat uns anzeigt daß zu derselbigen zeit nit mehr als 11 christen sein[1]. Von Nicea haben nit mehr wagen mit 4 redern, sondern asiatische karrn mit 2 redern gehabt, die haben keine speichen, sondern runde scheiben von ganzen brettern irgends einer spannen dick, ist ein plockig einfeltig ding, ziehn die buffel oder zween ochsen.

16. Merz uber ein langen hohen steinigen berg, von dem wir den see auf der rechten hand lang gesehen, — daß wir also den see umbfaren und zuruck ziehen mussen, hat neben dem see weingerten. In aller hoche auf der rechten hand ist ein klein Ratzisch [serbisches] dorflich aus dem Syrmischen herein gefuert worden. — 3 M. in ein turkischen mark Janischar [Jenischeher] so viel als Neustadt. Vor der statt ist ein oeder vierechter thurn von 3 gaden ubereinander, auf jeder seiten in der mitte ein fenster und umb denselbigen 4 hoche pfeiler, seind oben gewelbt, darauf man umb und umb gehen hat mugen, soll der Orchan gebaut habn. Kein wein gefunden, nachend in ein kriechisch dorf darnach gesandt. Hat eine schone ebene gegend umb sich von getraid, auf allen seiten mehr kleine dorflin gesehen. Die Inwohner sind lauter kriegsleut, — die wenig oder gar nichts arbeiten, habn von allen arten sclaben oder gefangenen, menner und weiber, als sie aus Krabaten [Croatien] Windischland [Krain], Ungern und sonst herein herfurt[2].

17. Merz 2—3 M. (so W, 3—4 Pr.) in ein dorflin Agk-Byunckh [Akbijik] ist sovil als zum weißen knebelbart, nach einem kriegsmann also genannt, des Orchans dienstmann gewesen, liegt allda begraben[1]; allda der Rustan-Bascha ein groß karwasaria von neuem gepaut, darin 200 roß gestellt mochten werden, hat 29 kamern, ist mit plei gedeckt. Die landstraßen ist an vil orten, wo es von nothen, gepflastert bis an ein ziemlich wasser, schier wie zu Gran, soll Galbor-su heißen — weiter auf der rechten hand haben wir ein groß teich oder see gesehen under dem geburge — danach bosen weg durch ein wald von kleinen eichen und steinen geburg. Das schneegeburg, so wir vor uns gesehen, ist trefflich hoch und hocher als bei uns [in Ungern] die geburg sein, soll Olympus sein, heißt man auf turkisch Kesitsch [Keschîsch-dagh, „Mönchs-Berg] ist sovil als heremus oder wusten; darauf soll ein großer see sein in aller hoche, allda haut man eis, das man gen Constantinopel furt zu verkaufen[2].

18. Merz durch lauter eichenwald, bosen tiefen weg, doch gut feist leimig erdrich, — hat vil wilde schwein — auf halben weg auf der rechten hand ein klein wasserlegehabt — auf beiden seiten von der straßen kleine dorflin von wenig heuslein — uber 3 M. in ein dorf Ermen-Patzargikh[3]) allda lauter Turken, keine Kriechen, allda ist ein große Karwasaria, darin 150 oder 200 roß stehen mugen — ein heimlich schone gegend, — hat aber kein weinwax.

19. Merz uber 5 brucklein — darnach hat sich das geburg eng zugethan wie in ein schonen thal, weiter und enger, berg auf und ab, nicht zu hoch, gut erdrich, darzwischen uber ein zimlich fließend wasser vom geburg zweimal gefarn das gegen uns geflossen, die wald sind von eichenbaumen auch kien und forchen holz. Vil maulesel, kameel und karrn mit getraid per Brussa seind uns begegnet den ganzen tag. — darnach hat sich das thal weit aufgethan und schone gegend gesehen, ackerfeld und wiesen gen

---

1) Nicaea ist so oft in neuerer Zeit besucht und seine Denkmäler gezeichnet worden, daß wir aus obiger Schilderung allerdings nichts Neues lernen; sie ist eben nur beispielsweise als ein Muster von Dernschwam's durchaus anschaulicher Beschreibungsart in größerer Ausführlichkeit aufgenommen worden.

2) Mit dieser „Neustadt", Jenischehir, wie die im Jahre 1299 erbaute erste Residenz Sultan Osman's genannt wurde, endet der aus früheren Berichten, erst in unserem Jahrhundert auch durch mehrmaligen Besuch europäischer Reisender (beginnend 1802 mit v. Hammer-Purgstall) einigermaßen bekannte Theil der Fahrtlinie der Gesandtschaft; alles Folgende fast bis Angora ist durchweg neues Terrain und erst in allerneuester Zeit und auch nur theilweise wieder besucht worden. Wäre mir die Veröffentlichung vorliegender Mittheilung schon vor Jahren möglich gewesen, so hätte sie, um geographisch verständlich zu werden, wohl die Beigabe einer Kartenskizze erfordert; heute ist diese entbehrlich, da ich auf meine theils schon publicirten, theils handschriftlich in größtem Maßstabe vollendeten und im nächsten Jahre zu publicirenden Karten Kleinasiens verweisen kann (Carte des provinces asiatiques de l'empire Ottoman, 6 Bl., 1 : 1 500 000 und Carte de l'Asie Mineure in 24 Bl. 1888, 1 : 500 000), von denen schon die kleinere das Verfolgen des Weges unserer Reisenden ermöglicht. Ganz abzusehen ist von dem vorläufigen Constructionsversuche, den ich als Beilage zu meiner ersten, durch die Vorbereitungen für das große Inschriftenwerk veranlaßten Besprechung dieses Theiles von D's. Reise in den Monatsberichten der Berl. Akad. d. W. 1863, 13. Juli gegeben habe; nicht nur mangelten damals noch die genannten neueren topographischen Materialien, sondern ich hatte damals die Handschrift nur auf wenige Stunden zur Verfügung, welche nicht hinreichten, von dem ganzen Detail der Wegebeschreibung Kenntniß zu nehmen; erst nachdem mir dies 1867 möglich geworden war, konnte ich allerdings ausschließlich nach Dernschwam's Bericht eine von allen früheren Darstellungen abweichende und später durch die Arbeiten der Ingenieure bestätigte hydrographische Hauptform in alle meine, seit jener Zeit erschienenen Karten dieser Länder schon im Wesentlichen richtig eintragen, deren Quelle allerdings selbst den Fachmännern unbekannt bleiben mußte und erst jetzt ans Licht tritt: nämlich den seiner ganzen Länge nach von West nach Ost gestreckten Lauf des Pursak, des Hauptzuflusses des Sakaria, den alle früheren Kartenversuche um die volle Hälfte seines Gesammtlaufes verkürzt hatten, indem sie in Ermangelung jeder bestimmten Nachricht von Eskischehir an in kürzester Linie (scheinbar natürlicher) dem Hauptflusse zuführten.

1) Ebenso J. v. Hammer in seiner osmanischen Geschichte nach einheimischen Quellen; aber besucht hat den Ort bis heute kein europäischer Berichterstatter; Herr von der Goltz-Pascha, jetzt in türkischen Diensten, hat mir wenigstens versprochen, eine Recognoscirung dorthin durch seine Officiere ausführen zu lassen.

2) Starke Uebertreibung in der Erzählung der türkischen Begleiter; die Seen des Olymp sind sehr kleine, tief zwischen steilen Berglehnen eingesenkte, schwer zugängliche Becken und wenigstens im Sommer eisfrei, dagegen sind es die auf den nördlichen Abhängen die heiße Jahreszeit überdauernden Schneelager, von welchen das der Hauptstadt unentbehrliche kühlende Material auch heutigen Tages allnächtlich auf Eselkarawanen weggeführt wird.

3) Hier fällt Humann's Route von 1882, dem ich eine Revision der Dernschwam'schen Angaben dringend empfohlen hatte, mit der unseres alten Reisenden zusammen (Reisen in Kleinasien und Nordsyrien, Berlin 1888, S. 13).

ein mark Boczgyugkh oder grauenstein [1]) liegt an einem lustigen ort zwischen den gepurgen, wiewol es nit hoch gepurg ist. Vor dem mark heraußen ist ein berg hocher als Ofen, darauf in der hoche ein kaler fels umb und umb als wär es ein mauer herumb von fernes anzusehn. Am wege auf der linken hand ein lange schon weisse marmelsteine polirte saulen 13 schuh lang, ist allda ausgraben worden vor 6 jahren. Die Metzit [Moschee] hat der Cassan Pascha vor 30 jahren gebaut zimlich schon, darbei zwei gastheuser, alda man den wandersleuten ein zorba [Suppe] oder reis gibt mit ein stucklein schafensleisch, ist das ganze jahr nit leer. Alda vor [früher] kein dorf gewesen, wegen der rauberei, bis er Cassan volk herzugezogen, lauter hoffertige pfaffen, bettler und rauber. Vor der Metzit hat es ein rohrprunnen und trankstellen an der straßen, darunter ein weißer marmelsteinen trog, viereckt 8 spannet breit und hoch, kreuzweis ausgebauen und inwendig auf allen vier seiten zwei staffel hinabwerts ausgehauen, also breit das ein mensch darauf sitzen mag, ich acht sei ein bad gewesen von einem alten kriechischen gepäu dahin gefurt.

Aus einem kriechischen dorf hat man uns wein auf den abend zugefurt. Die schelmen lassen bei der nacht ihnen wein von Kriechen bringen, saufen wie das viech, daß sie erliegen.

Auf der straßen auf der rechten ist ein alt begrebnus, alda auf einem Marmelstein ein adler ausgehauen; weiter fur ein groß hoch geschutten buhel, darunder ein dorflin, guten eben weg durchaus traidboden, schafereien auf beiden seiten gesehen, sonst gar kein weid noch gras fur ochsen und kuhe. Auf vorgeschrieben berg seind wir vor abends gangen, hat ein zimliche hoche, ist ein lauter bruchig grauer und rother felß, oben auf sind 2 tief viereckte locher glatt ausgehauen, tiefer als ein langer spieß und 3 schritt weit und breit, sollen cistern gewesen sein, sonst spurt man kein geben oben. Unter selbigem perge an der straffen, alda wir herein in diesen markt kommen sind, ist vor zeiten ein statt gewesen, alda man noch vor 6 jaren die fundamenta und großen quaderstein ausgraben hat.

20. Merz. Den ganzen tag von fruh an bis umb 3 uhr in 6 meilen in einem eben getraidboden gefaren, von beiden seiten gepurge gehabt, darunter vil kleine dorflin von niedern hutten mit erden uberschuttet und in die erden grabn, also das man uber die heuser auch reiten und farn möcht, — auf der linken hand ein Karwasalia in den pichel hinein gepaut auch mit erd uberschutt, gar nieder, soll der Cassan Bascha haben lassen machen, gegenuber ein turkisch begrebnus, darauf ein alabasterstein gefunden darauf kriechisch geschrieben schone lesliche buchstaben, haben geeilt und nicht halb abschreiben mugen. Andere stein, darauf nichts geschrieben, sind figurn darauf ausgehauen, die ich zum teil in der eil abgemalt [2]): erstlich zween ochsen an ein joch, ein pflug darunder, wie man denn noch in Asia ackert, darneben ein weingartenmesser und ein

[1]) Von hier die griechische Inschrift Dernschwam's C. I. Gr. III, 4132. Bôz-öjük „die graue Anhöhe", Humann, S. 14, der auch noch Reste der einstigen Prachtbauten der Türken gesehen hat, dann aber einen südlichen Seitenweg über In-önü einschlug, während die Gesandtschaft 1555 der geraden Hauptstraße folgte.

[2]) Die Beifügung von Facsimiles dieser einzeln in den Text der Handschriften gezeichneten Objekte konnte übergangen werden, da dieselben sich in den weiter folgenden Zeichnungen wiederholen.

hauen, darunder roßkamp, gegenuber auf der langen seiten ein zirkel wie ein spiegel und ein kamp, mehr zwo spindeln mit garn, wie sie noch in dem land im spulwerk sein.

In dieser gegend ist der schelm Othomanus, ein paur, aufgestanden mit anderen aufririgen, welche sich aufs plundern geben, erstlich die umbliegende flecken verheert, — item ein statt auf der rechten hand, genannt Iskyschar, das ist alte statt, weiter ein schloß und markt, Byloschigkh (Pyleschigk Pr.) genannt, auch zerstort, alda man noch seiden gewand soll machen, auf der linken seiten gelegen, weiter auf der rechten ein schloß und markt Egrijuß, ein schloß auf der rechten Karischahar genannt, alda Turken und Armenier sollen wohnen [1]), bis in ein dorf oder mark Zouschuran (Czauschuran Pr.), andere nennen es Czanssadan (Csanß Sadan Pr.). — In diesem dorfe Comschuran (Czomschuran Pr.), da wir uber nacht gelegen, hat kein karwasaria, allein saufstelle, hat ein tiefen schepfbrunnen kein fließend wasser, hat alle heuser in die erde gepaut und beschutt; die begrebnus hat vile gute alte werkstein von marmel [2]).

21. Merz. Von Zauß-Sadan in ein groß dorf Karali, quasi nigra villa von fru bis umb 4 uhr, thuet in 8 meilen; habn den ganzen tag guten ebenen weg gehabt, lauter getraidland, auf beiden seiten schone gepurge gesehen, nicht hoch und kahl ohne welder — hat nindert kein holz zu prennen und haben kein gute waid, alles kurz und ausprennt, doch lauter edel kreuter: salvia, absintum ponticum, abrotonum. Seind auf dato durch ein lang dorf gefahren darbei an der straßen ein groß begrebnus, alda vil schoner alter marmelstein zerprochen aus den umbliegenden zerstorten kriechischen stetten, dabei ein lange Karwasaria in die erden gemauert. Weiter an der straßen zur linken Hand ein begrebnus, alda das dorf under dem perge, haben ein wasser diesen tag gehabt auf der rechten hand, das von dem gepurge gegen aufgang fleußt, dahin wir zogen und uns nachgeflossen ist, mitten durch die landschaft, als groß wie das wasser Leytta zu Prugg [auf der österr.-ungr. Grenze] ist, weißlich und dief, heißt man

[1]) Diese Reihenfolge von Orten, die außerhalb des Gesichtskreises der Reisenden liegend, nur nach mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet sind, ist nicht ganz richtig: Eskischehir, jetzt eine Stadt von etwa 10000 Einwohnern, aber damals wohl nur sehr unbedeutend, da es von der großen Fahrstraße nicht einmal berührt wird, liegt von der bezeichneten Stelle allerdings nahe südlich, und wenig thalaufwärts oder südwestlich davon zeigt sich auf einem Felshügel mittelalterliches Gemäuer, welches Kara-schehir (schwarze Stadt, so Domaszewski bei Humann, S. 18, Karadscha-schehir „schwärzliche Stadt" in der österr. Ingenieur-Aufnahme) genannt wird; sicher das Karischahar Dernschwam's; dagegen liegt Biledschik, noch jetzt eine größere durch Betrieb von Weberei blühende Stadt, schon von Bazardschik aus, also mehrere Stationen vorher nordwärts im Rücken, näher nach derselben Richtung der vierte Ort, den zuerst Humann als Egri-ös („krummer Bach") auf die Karte eingetragen hat.

[2]) Die wunderlichen Verschiedenheiten in der Schreibweise dieses Namens (bei Busbeck Chiausada, bei Belsius, einem anderen ungrischen Theilnehmer der Gesandtschaft, der jedoch nur Inschriften aufgezeichnet hat, C. I. Gr. III, 4127, Chousadan) lassen sich um so weniger auf die wirkliche Form zurückführen, als kein irgend ähnlicher Name in dieser Gegend von den wenigen neueren Besuchern vernommen worden ist, der Ort also vielleicht, wie so viele Hunderte türkischer Dörfer, untergegangen ist; in der ersten Worthälfte scheint das türkische tschausch „Büttel" zu stecken, ob in der zweiten ada „Insel" oder oda „Wohnung" oder gar ein Personenname, bleibt ungewiß. Indem Busbeck vor Erreichung dieser Station anmerkt: Cassumbasa in arctissimis augustiis montis Olympi situm: ex his augustiis in latissimos campos descendimus („Kassumbascha liegt in den engsten Thalschluchten des Olymp, aus denen wir dann in sehr weite Ebenen hinabstiegen), so giebt er damit in seinem ganzen Berichte die einzige flüchtige Andeutung einer Bodenform, sehr im Gegensatze zu Dernschwam, der diesen Dingen viel Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Kuthe-su, das ist das wasser so bei Kute der statt für fleußt [1]).

Darnach in ebenen landschaft ein langleter griner perg, ist oben gar eben gewest — darunter ein dorf gelegen, darin man ein neue steinen Mezitt paut hat; an der statt soll vor ein kriechischer markt gewesen sein, heißt man zum schwarzen perg [2]). Vil schaferei gesehen, ohne schwanz, aber ein breït abhangend arsch wie ein hund.

Weiter uber obstand wasser Kuthe-su gefaren uber ein pruggen und das wasser auf der linken seiten gelassen, darnach an der straßen auf der rechten zu einer großen begrebnus kommen, alda viel schoner zerbrochner marmelstein, zu der hunde [d. i. der Türken] begrebnus dahin gefuert, welche sie zu haupten und fuessen in die hoche aufstellen. — Alda auf ein marmelstein ein Romischer adler und zwei ochsenkopf mit ein joch, wie in Asia der brauch ist. — Weiter wieder uber obstandt wasser Kuthe-su uber ein pruggen, haben wirs wider auf der rechten hand gelassen, ist schnell und dief, kann man nit [durch] reiten.

Zu Karalj auf dem begrebnus haben wir vil alter marmelstein gefunden, darauf noch viel lesliche kriechische Epitaphia [3]) gestanden und viel figuren — und was angesichter gewesen, haben sie alles glatt gehauen. — Zwischen Karalj und Czauß-Sadan haben sich die weissen ziegen angefangen mit langen weichen haren, daraus man Schamelot macht. Uberall im felde findt man absinthium ponticum und wilde cipreß und ander nider kreutlein, ist die schaf-, viech- und roßweide, kein wein haben sie da.

Auf zwei andere stein allda sunst kein geschrifft, allein diese weber instrumenten, — mussen anzeigen, daß alda das seidenwirken sey aufkommen, oder daß vil weber gewonet habn, dann in denen gegenden viel schaf sein und weiße ziegen, — werden auch tebbichwirker gewesen sein.

22. Merz. Von Karali fruh bis 1 uhr in ein dorf Togray, gehort dem Sultan Baiatzet, der zu Trinapol wohnt, dem die statt Kuthe nit weit von hinnen auch zugehort. An der straßen auf der rechten ein hubel, darauf ein große begrebnus, darunder ein dorf halb under der erden [1]) — in der metzit vil alter steine vermauert; alda auf dem hubel ein großer hocher marmelstein, darauf die nachfolgenden figuren gefunden: Weiter uber ein wasserle in eim graben ist zwirch uber durch das eben land geleit vor zeiten worden. — Weiter auf der rechten ein begrebnus von vil alten steinen mit figuren und schriften, alda diese figur und auf der linken hand von fernen ein geburge und welder gesehen; hat sonst nindert kein pau- noch prennholz.

Am wege ein gestuet dem Rustam Bascha zugehorig [2]), in 500 rossen, darbei ein siebenburgischer unger und walach und ein behaim von Kunigsgraetz.

Weiter an das gestrige wasser Kuta kommen, das gegen der linken hand wider durchs land fleußt, daruber wir uber ein steinen hoche pruggen gefaren mit einem schwibpogen und darneben ein kleiner schwibpogen am ende, darauf am gelender obn ein stein gelegen, daran diese figuren, alles weber und debbichmacher Instrumenta, wie ichs zum theil wurken hab sehen in schlechten dorfen und nichts dabei geschrieben.

Die pruggen heißt man Ath-Kyuprj, das ist Roß-

---

[1]) Richtiger schreibt der eben genannte Belsus Kutai-su; die größere Stadt in seinem oberen Thale, welche ihm damals den Namen gab, heißt bekanntlich Kjutahia (das antike Cotyaïum), der Fluß selbst, der Thymbres des Alterthums, wird jetzt seinem ganzen Laufe nach Pursak genannt.

[2]) Der türkische Name wird nicht einmal genannt, aber die Lage wie die Bedeutung des übersetzten Namens führen auf das von Humann und den Eisenbahn-Ingenieuren 26 km O von Eskischehir am Pursak verzeichnete Dorf Karahüjük.

[3]) C. Inscr. Graec. III, n. 4122 — 4125. Ein Ort Karaly („schwärzlich") kommt in den neueren Reiseberichten hier nicht vor.

[1]) Offenbar hat der Reisende über Tag, in der Zeit der Saatbestellung, wie es ihm auch später (2. April) und auch anderen ergangen ist, keinen Mann (Weiber würden kaum Rede stehen) im Dorfe gefunden, also auch keinen Ortsnamen erfahren, daher er gewissenhaft anmerkt: „ist in 14 tagreiß von Constp. danach zu fragen, wie dasselbig dorf heißet" und später am Rande Vgus villa (Wf) notirt hat; den Namen hat er erfahren, da auf der Rückreise zufällig das Nachtquartier an diesen Ort traf (s. unten 14. Juni).

[2]) Dasselbe besteht noch jetzt unter dem Namen Beilik-aghyry „Fürstenthums-Gestüt" nach Humann, S. 25, der es ebenso wie die folgenden Punkte At-kjöpru und Dogrei nur von fern gesehen hat, da er an dieser Stelle genöthigt war, das Pursak-Thal zu verlassen, um auf mehr südlichem Wege die Ruinenstätte von Pessinus zu erreichen; so ist denn der weitere östliche Verlauf des Pursak außer Dernschwam's Itinerar für jetzt nur in der sehr flüchtigen Recognoscirung der im Auftrage W. Pressel's für Eisenbahnprojekte 1873 reisenden Ingenieure Ogleditsch und Schütt verzeichnet. Den Dorfnamen hat, wie die Neueren bestätigen, Dernschwam richtiger wiedergegeben, als Busbeek und Belsus, die ganz unverständlich Hazdengri, Hatdengri schreiben. Griechische Inschriften von Dogrei a. a. O., Nr. 4117 bis 4119.

pruggen; innerhalb der prucken sind etlich paurn-huttlein und ein Metzith, hat der Rustan angefangen und stehen lassen. Weiter uber ein klein muelwasserle zwerchs uber auf die linke hand fliessend, fleußt neben dem dorf Togrej fur. — Also den tag schon eben land, guet erdrich, traidpoden, auf den seiten weit zu den gepurgen — wenig wasser, auf beiden seiten viel dorfen, sind uns wieder Camele mit gedrait begegnet per Prussa; diese straße heißt man des Kaysers straße, ist die große und ebene straßen von Constantinopel aus durchs Landt, feiert nit.

23. Merz. Von Togrei nach Masut-Kieu[1]) 4 meil, auf beiden seiten große gepurge gehabt, aber mitten uber ein kalen steinigen berg, darauf vil segelbaum, wider in ein thal und ebene kommen, ist gueter leimiger boden. Ein alt zerprochen schloß zu der rechten hand, dorflein hin und wider und weingerten auf der weiten geseh̃n. Zu Masut-Kieu auf der begrebnus vil alte steine gefunden, kriechisch und lateinisch, auch ein stein, daraus die Turken ein morser gemacht, darin die gemein weiz stampft zu ihrer Zorba [Suppe]. Was irgends ein jeder fur ein handwerker gewesen ist, hat er auf sein grabstein sein handwerksweise abconterfeit, als goldschmidt becher, tebbichmacher ihr zeichen von weberwerk, — dabei irgends einig namen gestanden, aber kein solch Epitaphium haben wir gefunden, das ad historiam dienet.

Im dorf ist ein wasserlein voller grundeln, so die Turken nit fahen durfen; — haben die baurn den herrn N(icolaus Brenczy) uberredt, daß in der nahend ein dorf sei, alda man alte schriften und stein findt, bin ich auch mitgangen und nichts gefunden, hat man uns zu einem felsen auf einen hohen berg gefuert und gesagt, das ist ein alter fels, solche hunde und barbari seind die Turken, seind in 2 meil also umbgangen.

24. Merz, in ein dorf Muhat[2]) 4 meil. Erstlich von Masut-Kieu durch ein alt zerschleift dorf, über das gestrig bachlin, darbi ein mul [Mühle] under der erden, durch ein zerschleift kriechisch dorf, darin große heuser gestanden, zwo meil zur rechten an obstandem bachlin ein dorflin rechts am bergle darauf ein zerschleifte kriechische kirchen. Uber zwo prucken von steinen, weingarten hin und wider, dorfer auf beiden seiten, uberall zwischen gepurgen, wie in Siebenburgen, hat gueten feisten leimigen boden. — Allenthalben kein lang gras noch weide, auch kein holz, darbei man kochen macht, kochen bei kuhkot zusammengescharrt und gedorrt. Haben viel gaiß und schaf mit dicken feisten breiten schwenzen und zigen von langen subtilen haren.

Darnach seindt wir kommen an ein wasser, das zwerchs uberfleußt von der rechten hand des gepurgs her kommend in ebenem felde, soll Sangarius sein; darnber ein hulzen pruggen, alda wir am sontag Laetare gebadt haben[1]). — In ein solchen schlechten dorf, alda man sich weder kelte noch hitz verwaren mag, wirken die alten weiber tebbich, — und hat mich wunder genommen, wie solch grob einfaltig leut solch arbeit solten machen und die model in kopf und sinn haben und das garn von allen farben, das man doch in dorfern nit spinnen noch ferben kann; in den feldern und pergen ist es voller alabaster gewest, den ich wie ein thon geschnitten hab[2]).

[1]) Mas'ûd-kjöi, Dorf des Mas'ûd (häufiger arabischer Personenname), ebenso in Schütt's oben genannten Routier, mehr entstellt Masotthoy bei Belsus und Busbeek. Wahrscheinlich identisch mit Massik-Keui bei Perrot, Explorat. Atlas feuille C. Griechische Inschrift Nr. 4133. lat. III, 284 bis 286. Diese besonders wichtig, weil sie sich auf eine *Colonia Julia Augusta Felix* beziehen, die, wie Mommsen nachgewiesen hat, nur das etwa 2 bis 3 Meilen südlich entfernte Germe sein konnte.

[2]) Mahathli bei Busbeek, Maslü, östlich vom Sakaria in Ainsworth's Route. Die folgenden Orte — bei Busbeek Zugli, Chilancyck, und dann irrig nochmals als verschiedene Nachtstation Jalanchich, endlich Potughin geschrieben — sind, wenn sie überhaupt noch existiren, mit den jetzt vorhandenen Mitteln um so weniger zu verificiren, als die Richtungen der Straßen häufigem Wechsel unterworfen sind. Wohl aber finden sie sich, auch zweifelhaft, ob richtig geschrieben und gedruckt, wieder in einer im Dschihânnüma (S. 671 der türk. Ausgabe) doch ohne Entfernungen mitgetheilten, also vor 150 Jahren noch frequentirten Route: Akkjöprü, Oghlakdji, Mahare (Mahaze?), Jüklü, Jalandji, Aladja-Ada, Angora.

Weiter fur ein quell gefahren auf der linken hand von warm wasser. Wider perganf und ab, — die perge sind alle kahl steinig ohne holz und gras.

25. Merz von frue bis umb 2 uhr in 3 meil, daß wir ein rad zerprochen haben, in einem dorflin bleiben mussen, Sunglie genannt; auf beiden seiten schneegepurge von ferns.

26. Merz. 3 uhr erst auszogen bis in nacht 3 meil in ein dorf, genannt Jalanschy-Aly, ist sovil als verlogner Ali, ist zwischen zweien perglen in der hoche gelegen, hat einen ziemlichen gut ensprung wasser. Denselbigen tag mehr mal durch ein pechlin in eim graben [Thal], vil weite ebene, gueten roten leimigen poden, scheint saluiterisch sein, denn hier und wider das erdrich gar weiß ist. Weiter zwirchs ein große kreuzstrassen durchs land.

27. Merz von 7 bis 12 uhr 2 meilen in ein dorflin Kutilin, die heuser halb im perge und vornen mit erden überschutt, wie wolfs und fuchs locher.

28. Merz. 3 meil um 10 uhr vormittags gen Ancira, so auf turkisch Angur genannt, — ist alles volk, so in der statt gewesen, heraus geloffen in 2 oder $2^1/_2$ tausend man, hudelmans gesind, der Bascha Beglerbegk ist auch in 150 man heraus geritten. — Die statt ist an einem trefflich schonen ort und boden gelegen, wie mans nur immer wunschen kunnt, ist weit und groß umb den berg bis in die ebene gepaut, ohne ordnung, enge kleine gassen ungepflastert, von lauter kot und gedrucknețen ungepranten zieglen gepaut, die dacher allein mit erden gedeckt und an den fundamenten sieht man uberall, daß die statt noch viel grosser gewesen ist. Das schloß auf aller hoche des perges hat weit umbfangen und rundumb ein hoche maur von quadratten steinen, ein halber thurn um den andern in 45 schritt von einander und davor hats noch ein zwinger mit zinnen in zween mann hoch. Darin ist der Armenier kirchen, ein heusle von kot gemacht, in 4 schritt lang und breit mit 3 gewelbn, in einem fenster ein alabasterstein eingemaurt, scheint wie ein durchsichtig licht und feur, daruber wollen zu narren werden und fur ein wunder halten, das doch naturlich und des alabastersteins art ist, — hab ich auswendig mit eim huet verdeckt, darum er bald dunkler worden. Gegenuber hat es dergleichen ein solchen hochen perg darauf ein wehr stehet, wird vor zeiten auch ein schloß gewesen sein — zwischen den zweien fleust im grunde ein zimlicher pach, daruber von einem perge zu dem andern ein hoche clausen von quadratten gepaut, hat 3 thuren under eine dardurch jetz der pach fleußt und auf den seiten oberhalb thuren welche feiern, das wasser heißt Bentiresy[3]). — auf obstanden fluder seind zween steinene liegende Lewen gegen einander uber, von einer andern seiten kombt ein ander wasser aus dem perge Aytos, das man

[1]) Diese Brücke des Sakaria muß identisch sein mit der bei dem Dorfe Pebi, nahe oberhalb der Mündung des Pursak in den Sakaria von den Eisenbahn-Ingenieuren verzeichneten.

[2]) Also wohl eher Talk oder Speckstein, oder Meerschaum, der bekanntlich in der Umgegend von Eskischehir massenhaft ausgebeutet wird.

[3]) Bend-deressi „Wasserbehälter-Thal"; mit dem der persischen Sprache entlehnten Worte bend werden auch die großen Reservoirs für die Constantinopeler Wasserleitungen bezeichnet.

Czibuk-su [Tschibuk-su, „Rohrwasser“] genannt, die kommen bei Ancira zusammen und felt in ein ander wasser Tarhawamolar [??] komt in das wasser Sangarium.

In der statt herniden steht ein schone alte hoche dicke seule auf ein breiten gevierten fuß von quadrattsteinen, ausgehauen als wann sie mit großen und zwischen mit kleinen reifen gepunden war, hat kein schrift gehabt. Die Turken habens Baalkeß[1]) genannt, das sovil ist Jungfrauhonig, sagen von Salomon fabeln das ers gesetzt hat, das erlogen ist, denn die Turken habn keine historien, wissen nichts anders als was ein nachpaur dem andern aus einfaltigkeit fursagt.

In der statt auf dem nit gar hochen berg darauf das schloß steht, haben wir noch ein alt Romisch gepen gesehn, welches ein groß gewaltig theatrum oder palatium gewesen, aufs zierlicheste gepant von schonen weißen marmelstein und die Turken nicht alles hernieder haben prechen mugen, hat kein dach mehr und jetz habn die pfaffen in 10 kamern an das inwendig gemeur gepaut, die thuren nit $1\frac{1}{4}$ wiener ellen hoch, in solchen gemechen wohnen die Turken. — — Daselbst sind Romische Antiquitates zwirch uber nach der lenge eingehauen gewesen, die man zum theil lesen mugen[2]).

Ist nit theur, hat man 8 brot umb ein asper ($1\frac{1}{2}$ Kreuzer) kauft, daran ein mensch in der noth in 7 oder 8 tag solt sich mugen behelfen, bachen auch sunst runde wohlgeschmache baygel mit weissem suessen mohn bestreut; wein haben wir bei den kriechen gefunden zimlich theur.

30. Merz. Von Ancira ein kurze tagreiß 7 bis 12 uhr 2 meil in ein klein dorfle Ballaczer dadurch ein greble fleußt, hat grundel gehabt; weiter uber ein steinen brucken mit zwei schwipogen uber das wasser Benth und Zubuck, durch das wasser sinnd wir also im eben thal uber 6 mal gefarn, scheint weit auslaufen, wann es regenwetter ist[1]).

31. Merz in das dorf Sarikurt, das ist zum gelben wolf[2]) — alda haben sich kraubitbeerstanden [Wacholder] angefangen, dann in etlich tagen kein holz noch straus gesehen worden. — Wider uber ein lang hochen kahlen steinigen perg, nochmal in ein langen thal, dardurch obstandt wasser fleußt, dardurch wir mehrmal gefaren, dasselbig nennen die pauern Hosan-su[3]). Nebn obstandem pach ist ein gar alt zerschleift groß gepen gewesen, darin noch vil gewelbe gestanden von lauter quadrattsteinen — muß ein wirthshaus sein gewesen in der wildnus, denn von beiden seiten man uber lange hoche perge ziehen hat mussen, daruber man in ein tag nit wol kommen mugen. — Also den ganzen tag durch schone landschaft, perg auf und ab zogen, auf beiden seiten weit von der strassen dorfer uber 30 gesehen.

---

[1]) Balkis, mythischer Name der Königin von Saba bei den Arabern; die Volksetymologie vom türk. bâl „Honig“ und kyz „Mädchen“ hat natürlich keinen Sinn.

[2]) Gemeint ist natürlich das Hauptmonument der alten Stadt, das Augusteum mit dem inschriftlich erhaltenem Testamente des Kaisers, wovon wir nach Perrot's noch nicht erschöpfenden Bemühungen jetzt durch Humann die erste vollständige, durch Abgießen hergestellte Kopie erhalten haben.

[1]) Von den schon hier und noch mehr in Busbeek's Berichte entstellten Stationsnamen bis Tschorum (Balygazar, Zarekuct, Zermeczii, Algeos, Goukurthoy) läßt sich bei unserer in diesen Gegenden noch immer sehr mangelhaften Detailkenntniß kein einziger aus anderen Quellen wieder erkennen, ebenso wenig von den theilweise abweichenden Ortsnamen der Rückreise.

[2]) Die ausnahmsweise fehlende Distanz läßt sich aus der Rückreise auf etwa 7 bis 8 Meilen berechnen.

[3]) Wohl nach dent Dorfe Hassanoghlu benannt, welches auf der oberen Straße von Angora nach Kaledschik, nördlich von der hier beschriebenen liegt.

Kapitän Jakobsen's Reisen im Lande der Golden.

Von Gymnasiallehrer **Otto Genest.**

IV. (Schluß.)

Die großen Schamanen geben sich mit Krankenheilungen nicht ab, sondern ihr Amt besteht einerseits im Vorhersagen der Zukunft, andererseits in der Ueberführung der Seelen Gestorbener in das Jenseits. In ersterer Beziehung verfahren sie mit großer Vorsicht, indem sie ihre Weissagungen wie die Orakelspender aller Zeiten und Nationen in eine möglichst unbestimmte Form kleiden, damit ihnen kein Vorwurf gemacht werden kann, wenn bei vermeintlich treuer Befolgung ihrer Rathschläge der Frager einen Mißerfolg seines Strebens erlebt. Die Ueberführung der Seelen in das Jenseits ist eine ziemlich complicirte Handlung, über deren Verlauf Jakobsen Folgendes in Erfahrung gebracht hat. Nach der Beerdigung eines Todten wird der Platz in der Hütte, welchen jener bei Lebzeiten einzunehmen pflegte, mit einem zusammengefalteten Teppich bedeckt, auf dem ein Bündel Platz findet, dessen Umhüllung aus dem Kopfkissen, dessen Inhalt aber aus den Kleidern des Verstorbenen besteht. Vor diesem Bündel stellt man dann eine, auf einem grob geschnitzten hölzernen Untersatze stehende, etwa 20 cm hohe, menschliche Figur aus demselben Materiale auf, welche in Gesichtshöhe mit einem kleinen runden Loche versehen ist, das den Mund vorstellen soll. In dieses Loch wird häufig das Mundstück einer mit Tabak gestopften und angezündeten Pfeife gesteckt, die dann mit dem Kopfe auf der Erde ruht und dadurch Halt gewinnt, außerdem aber werden vor diese Statuette hin und wieder Holzgefäße mit zerlegtem Fisch und chinesischem Branntwein gestellt, als ob die durch dieses den Namen „Panja“ tragende Holzbildchen dargestellte Seele des Verstorbenen sich davon nähren sollte. Diese Erinnerungsstatuetten müssen nun so lange im Hause an dem früheren Platze des Verstorbenen aufbewahrt werden, bis die Seele des Todten von dem Schamanen in das Jenseits übergeführt ist. Da nun aber diese Ceremonie mit verhältnißmäßig großen Kosten — etwa 100 Rubel — verknüpft ist, so wird sie gewöhnlich im Herbst vorgenommen, nachdem die Golden durch reichen Fischfang und den Verkauf ihres Ueberflusses zu Gelde gekommen sind. Sehr häufig thun sich dann, um die Kosten zu vermindern, mehrere Familien zusammen und lassen die Seelen ihrer verstorbenen Mitglieder in Gemeinschaft in das Jenseits expediren; nicht selten aber vermögen auch arme Golden in langen Jahren nicht die Summe aufzubringen, welche dieser Akt der Pietät verschlingt. Dann kommt es wohl vor, daß sich in einer Hütte eine Menge solcher Panjás ansammeln, die durch die Einwirkung des Herdfeuers und Tabakrauches allmählich völlig geschwärzt werden, und es soll sich sogar ereignen, daß die lebenden Bewohner eines Hauses durch die todten so sehr im Raume beengt werden, daß sie sich gezwungen sehen, auszuwandern und eine neue Hütte zu erbauen.

Wenn eine goldische Familie sich entschließt, die Ueberführung ihrer Verstorbenen in das Jenseits vornehmen zu lassen, so benachrichtigt sie den nächsten Oberschamanen und seinen Gehilfen von ihrem Vorhaben und sorgt ferner für die Herbeischaffung einer erklecklichen Quantität von chinesischem Reisbranntwein. Nach der Ankunft des Schamanen wird dann am Ufer des Flusses, der das Dorf bespült, eine Hütte erbaut, welche ganz mit kostbaren Zeugen chinesischen Ursprungs ausgeschlagen und dem oder den Panjás als Aufenthaltsort angewiesen wird. Darauf richtet man in der Nähe dieser Hütte einen ziemlich hohen, mäßig dicken Mast auf, welcher durch eine an der Thür der Hütte befestigte und dann rings um die letztere gezogene Leine mit dem Wohnsitze der Seelen in Verbindung steht. An dieser Leine befestigt dann der Schamane eine Menge von bunten Zeuglappen, von Vogel- und Menschenfiguren aus Holz, welche letzteren sich vor den übrigen Idolen besonders dadurch auszeichnen, daß sie einen kammartigen Aufsatz auf dem Kopfe tragen [1]). Alle diese Dinge gelten als dienstbare Geister des Schamanen, welche ihm bei der Beförderung der Seelen in das Jenseits behilflich sein sollen. Dann wirft sich der Schamane in sein Kostüm, welches aber erst weiter unten beschrieben werden soll, und beginnt die eigentliche Ceremonie. Zu derselben weiht er sich durch den Genuß von Hundeblut, das er aus einer Holzschale von der Form einer Ente trinkt, und durch das Verbrennen eines Krautes, dessen Dampf ihn in eine gewisse Betäubung versetzen soll [2]). Nachdem er in feierlichem Schritte mit seinem Gehilfen die Hütte betreten hat, beginnen beide unter Trommelschlag und leisem Gesange einen Tanz, der fast nichts weiter ist, als ein in gewissen rhythmischen Bewegungen verlaufender Umgang um die auf dem Tische der Hütte oder einem eigens dazu hergerichteten Bette aufgestellten Panjás. Je länger dieser Umgang dauert, desto unverständlicher wird der Gesang des Oberschamanen, in welchem, wie bei den Burjaten und bei den nordwestamerikanischen Indianern, unheimliche Kehltöne eine bedeutende Rolle spielen, desto wilder aber werden auch seine Bewegungen, bis er endlich, wie von einer höheren Macht getrieben, aus der Hütte herausstürzt, auf den Mast zueilt und ihn mit bewunderswerther Schnelligkeit erklettert, indem er die oben erwähnte Leine nach sich zieht. Auf der Spitze des Mastes verbringt er dann schaukelnd und fortwährend die Arme und den Oberkörper bewegend oft mehrere Stunden, ohne die Augen zu öffnen, plötzlich aber läßt er sich wie leblos von der Höhe herabfallen. Nachdem er dann eine Zeit lang, den Athem anhaltend, am Fuße des Mastes wie todt gelegen hat, wird er von einigen der Umstehenden in die Hütte getragen und von seinem Gehilfen durch Gesang und Trommelschlag wieder ins Leben zurückgerufen. Wie neugeboren erhebt sich dann nach einiger Zeit der scheinbar Todte, tanzt und springt einige Zeit lang wie ein Besessener herum, wird dann aber allmählich wieder ruhiger. Hier tritt eine Pause in der heiligen Handlung ein, welche wahrscheinlich mit einer Rede des Schamanen ausgefüllt wird, in der er die Angehörigen der Verstorbenen ermahnt, nicht mehr traurig zu sein, sondern sich zu freuen, daß die Seelen ihrer Familienglieder in das Jenseits eingegangen sind, und dieser ihrer Freude durch den Genuß von einer Schale Branntwein Ausdruck zu geben. Dann macht der Oberschamane den Versuch, seine Mütze vom Kopfe zu nehmen, doch vermag er das trotz alles Reißens und Zerrens nicht fertig zu bringen. Auch das Schlagen mit einem dicken Stabe, den er bei sich trägt, pflegt nicht die beabsichtigte Wirkung zu haben, ja es soll sogar vorkommen, daß sich die Schamanen den Kopf mit einem Beile bearbeiten lassen, um die Mütze zu entfernen. Endlich tritt auch hier der Gehilfe des Schamanen als rettender Engel ein, indem er unter vielen seltsamen Geberden seinem Meister die Mütze vom Haupte nimmt und damit die heilige Handlung beendigt. Die allmählich wilder werdenden Bewegungen des Schamanen in der Hütte, bei denen er auch häufig ein langes Messer schwingt, sollen wohl einen Kampf mit bösen Geistern um die Seelen der Verstorbenen darstellen, die er denselben entreißt, indem er in vollem Laufe aus der Hütte eilt. Indem er den Mast erklettert, will er symbolisch sein Aufsteigen in den Himmel darstellen, wohin er vermittels der erwähnten Leine die ihm anvertrauten Seelen nach sich zieht, die ihm aber auch so noch von den nachfolgenden bösen Geistern streitig gemacht werden, wie seine heftigen Bewegungen auf der Spitze des Mastes zeigen. Erst nachdem er sein Werk vollbracht hat, erlahmt seine Kraft; er kann sich auf der mit aller Gluth der Extase erreichten Höhe nicht halten und stürzt herab, um dann durch seinen Genossen mit Hilfe der ihm untergebenen guten Geister zu neuem Leben erweckt zu werden. Ist die heilige Handlung vollendet, so werden die Erinnerungsstatuetten zerschlagen und damit fallen die Namen der Todten der Vergessenheit anheim, so daß z. B. ein Golde, welchen der Reisende fragte, wie sein verstorbener Vater geheißen habe, die Antwort gab: „Ich weiß es nicht mehr, ich habe es vergessen." Mit allgemeiner sinnloser Betrunkenheit der „trauernden" Hinterbliebenen und ihrer Dorfgenossen schließt dann die Feierlichkeit.

Die Kleidung der großen Schamanen weist bei weitem mehr Besonderheiten auf, als die der kleinen. Der Oberkörper ist mit einer Lederjacke bedeckt, auf der sich zahlreiche Bilder von heiligen Thieren, wie Schlangen, Schildkröten, Eidechsen und andere zeigen. Unterleib und Beine stecken in einem Unterrocke von russischem oder chinesischem Zeug, der etwa bis zum Knie reicht. Bei den eben geschilderten Festen tragen sie über beiden Kleidungsstücken ein langes Obergewand aus weißem Zeuge, das ebenfalls phantastisch bemalt ist. Auf Brust und Rücken hängen eine Anzahl von runden Metallscheiben, welche von den Chinesen für sehr hohen Preis gekauft werden und nichts Anderes als Spiegel sind, während die Schamanen behaupten, daß sie gleich nach Erschaffung der Welt auf einem Baume gewachsen und von dem Stammvater ihres Volkes herunter geschossen worden seien. Die Hände werden mit baumwollenen Handschuhen bedeckt, welche denselben Schmuck zeigen wie Jacke und Oberkleid. Eine Trommel führt auch der Oberschamane, und er behauptet, daß ihm die Gottheit durch dieselbe Offenbarungen zukommen lasse. Dieselbe Thätigkeit schreibt er auch dem Vogel Kori zu, welcher, aus Holz bestehend und mit Leder überzogen, über seinem Haupte aufgehängt wird. Ein weiteres Stück seiner Ausrüstung ist ein ziemlich langer und dicker Stab, der im Allgemeinen mit Schlangenhaut überzogen, sonst aber ohne

---

1) Diese Idole heißen Agami.

2) Vergl. Nr. 1 des laufenden Bandes dieser Zeitschrift S. 15. Ob übrigens die im Texte genannten Vorbereitungen von den Schamanen vor dieser religiösen Handlung oder vor den von ihnen vollbrachten Opfern angewendet werden, will ich dahin gestellt sein lassen, denn Jakobsen's Bericht ist über diesen Punkt nicht ganz klar; der hohe Grad von extatischer Erregung, in welchem sich die Schamanen bei dieser Handlung befinden, rechtfertigt vielleicht die Fassung des Textes. Beachtenswerth ist übrigens, daß sich auch die Hametze der Bella-Koola-Indianer durch den Genuß von Hundeblut auf ihre religiöse Verrichtung vorbereiten, wie mir durch eine briefliche Mittheilung von Jakobsen's Bruder, der sich noch jetzt bei ihnen aufhält, bekannt geworden ist.

Schmuck ist. Der, welchen Jakobsen mitgebracht hat, war ursprünglich an seiner Spitze mit einem metallenen Buddhabilde von chinesischer Arbeit geschmückt, für dessen Bedeutung übrigens der Besitzer kein Verständniß hatte. Trotzdem bat er den Reisenden, der ihm halb mit Güte, halb mit Gewalt seine Ausrüstung abnahm, ihm wenigstens dieses Bild zu lassen; wahrscheinlich, weil er dasselbe für einen ganz besonders kräftigen Beförderer seiner Zwecke hielt. Neben der Trommel ist das wichtigste Stück der ganzen Schamanenkleidung die Mütze, von welcher allgemein angenommen wird, daß sie der Sitz der dem Schamanen dienstbaren überirdischen Macht ist [1]). Sie ist mit eisernen Bügeln und Hörnern, sowie mit Messingglocken verziert, und rings herum hängen von ihrer Spitze eine Menge von Streifen aus dem Felle von Bären, Zobeln, Vielfraßen, Wölfen, Füchsen und anderen Thieren herab. Wenn der Schamane nun bei seinen Tänzen, wie das zu geschehen pflegt, heftig den Kopf schüttelt, so erklingen die Schellen, die Fellstreifen aber fliegen ihm wie Schlangen um Haupt und Schultern und verleihen ihm ein wahrhaft unheimliches Aussehen. Im Inneren der Mütze befinden sich zwei starke und breite Lederstreifen, welche über die Backen gelegt und unter dem Kinn derartig befestigt werden, daß es allerdings schwierig ist, die Mütze durch einen auch recht kräftig geführten Schlag vom Kopfe zu entfernen. Uebrigens dienen die erwähnten eisernen Bügel und Hörner dazu, die Wucht dieser Schläge derartig abzuschwächen, daß sie dem Getroffenen keinen Schaden thun. Bei länger dauernden Ceremonien pflegt in den Zwischenpausen an die Stelle der eben beschriebenen Kopfbedeckung eine weniger schwere und große zu treten, damit der Schamane sich von der ihm aufliegenden Last einigermaßen erholen kann. Nach Beendigung einer Schamanenhandlung ist es nicht erlaubt, die heiligen Kleider auf den Erdboden oder in den Behälter, der sie sonst einschließt, zu legen, sondern sie müssen erst einige Zeit lang aufgehängt werden.

Wie dem Reisenden mitgetheilt wurde, verehren die Golden als höchstes, segenspendendes Wesen die Sonne; neben ihr aber außerdem als dem Menschen freundliche Mächte den Mond, den Gott des Wassers oder besser gesagt den Amurstrom und endlich einen Waldgott, also neben den Tag und Nacht regelnden Gestirnen diejenigen Dinge, welche ihnen das Dasein überhaupt ermöglichen. Wie auch bei anderen, dem Schamanismus ergebenen Völkern scheint bei den Golden sich die Verehrung dieser guten Gottheiten in kultischer Beziehung auf ein Minimum zu beschränken, denn man meint, daß sie ohnehin schon bereit sind, dem Menschen nur Gutes zu Theil werden zu lassen, und daß man sich vielmehr unablässig bemühen müsse, die bösen Geister milde zu stimmen. Daher bringt man dem höchsten Wesen nur zweimal im Jahre ein Opfer dar, welches in einem schwarzen Schwein zu bestehen pflegt. Zum Zwecke der heiligen Handlung versammeln sich an den betreffenden Festtagen die Golden eines bestimmten gottesdienstlichen Distriktes gegen Sonnenaufgang auf einer Lichtung des Waldes, wo in der Nähe eines durch besondere Größe und Schönheit ausgezeichneten Baumes zwölf starke Pfähle in den Boden eingeschlagen sind. Hier tödtet der Schamane das zum Opfer bestimmte Schwein, besprengt mit dem Blute desselben die Pfähle und eröffnet dann, nachdem auch die Aeltesten der Golden die heiligen Pfähle besprengt haben, ein Opfermahl, bei dem es höchst fröhlich zugeht. Als besondere Ehrengabe steht bei diesem Opfermahle dem Schamanen der Kopf des Schweines zu. Zur Zeit des Mondwechsels pflegen die Golden das Nachtgestirn mit stillen Gebeten zu verehren, zu deren Vollbringung jeder einzelne auch ohne die Unterstützung des Schamanen berechtigt und befähigt ist. Dem Amur werden als Opfergaben hölzerne Fische dargebracht, deren Rücken schüsselförmig ausgehöhlt und mit Hirse angefüllt sind. Ein solches feierliches Opfer findet alle Jahr einmal von Seiten ganzer Distrikte statt; daneben aber vollzieht ein ähnliches auch jeder einzelne Angehörige des Volkes, wenn er, um sich günstigen Fischfang zu verschaffen, es für nöthig hält. Bei diesen Einzelopfern soll, wie Jakobsen berichtet, nur die Hirse in den Fluß geschüttet werden, während der Holzfisch, nachdem man seine Höhlung mit Steinen angefüllt hat, am Ufer niedergelegt wird. Was letzteres Verfahren bedeuten soll, weiß ich nicht zu erklären; denn sollte etwa das Gefäß für späteren Gebrauch aufbewahrt werden, so geschähe das ohne Zweifel weit sicherer im Hause des Opfernden, oder sollte etwa beabsichtigt sein, daß sich der Fluß bei höherem Wellenschlage oder Wasserstande selbst den Holzfisch aneignete, so würde dieser Erfolg doch viel bestimmter erreicht, wenn man ohne Weiteres zugleich mit dem Inhalte die Schale versenkte. Wahrscheinlich liegt hier ein Mißverständniß von Seiten des Reisenden vor, wie es bei der immerhin großen Eile, welche er beim Sammeln seiner Nachrichten anwenden mußte, wohl unterlaufen konnte.

Neben diesen ohne Bild verehrten vier höchsten Wesen existiren noch eine Menge von anderen guten Mächten, welche, in der Gestalt von Thieren und Menschen abgebildet, in jedem Goldenhause gefunden werden. Alle diese Götzenbilder sind roh aus Holz geschnitzt oder sie werden aus Stroh angefertigt, hin und wieder findet man auch wohl ein Thierbild aus Metall oder eine Puppe aus Fischhaut. Es würde unmöglich sein, alle die bei den Golden vorkommenden Götzen aufzuzählen; ich beschränke mich daher auf einige wenige, welche von besonderer Bedeutung sind. So steht an der Wand der Vorderseite des Hauses eine etwa 70 cm hohe weibliche Gestalt, welche als Beschützerin des Hauses gilt. Dieselbe Bedeutung hat in anderen Gegenden ein ziemlich langer Stab, der hin und wieder auch mit Schnitzerei verziert ist und im Inneren des Hauses aufgestellt ist. Andere schon oben beschriebene Frauengestalten gelten als Beschützerinnen der kreisenden Frauen; andere als Beschützer der Kinder, an deren Wiegen übrigens auch kleine Puppen aus Fischhaut befestigt werden, welche demselben Zwecke dienen sollen. Besonders bemerkenswerth ist es, daß man für den Fall, daß von Zwillingen das eine Kind stirbt, zum Schutze des überlebenden einen besonderen Götzen verwendet, nämlich eine kleine Männergestalt mit schwarzem Hute. Auch als Schutzgott für die Pferde dient ein besonderer Götze, ebenso wie ein hölzerner Vogel als Helfer bei der Jagd angefleht wird. Am zahlreichsten sind die Fischgötter vertreten, welche zunächst als hölzerne Fische erscheinen, und zwar so, daß deutlich Lachse, Störe, Schleien, Hechte und andere von einander zu unterscheiden sind. Daneben findet man Menschengestalten, sowie Tiger und Bären aus Stroh [1]) und Holz, unter denen sich die Tiger durch ihre eigenthümliche, bei allen Golden typisch gewordene Gestalt auszeichnen.

[1]) Daraus erklärt sich auch die Unfähigkeit des Schamanen, nach vollbrachter heiliger Handlung die Mütze mit Aufwendung rein irdischer Mittel von seinem Haupte zu entfernen.

[1]) Diese Strohfiguren werden nach Jakobsen's Mittheilung von den Frauen angefertigt, das heißt wohl von Schamaninnen (s. unten), wie sie, um das hier noch nachträglich zu erwähnen, bei den Golden neben den männlichen Gliedern der Zunft erscheinen. Uebrigens verrichten diese weiblichen Schamanen gerade so wie die sogenannten kleinen Schamanen vor allem den Dienst von Aerzten.

Auf den ersten Blick möchte man sie für Krokodile halten, doch steht dem nicht nur der Umstand entgegen, daß Krokodile den Golden völlig unbekannt sind, sondern auch die ausdrückliche Erklärung der letzteren, daß diese Figuren Tiger bedeuten sollen. Dabei ist es nun im hohen Grade merkwürdig, daß die Verwendung des Tigers als Fischgötze und als Amulet gegen Krankheiten nach Norden hin nur bis zum Gorin reicht, während jenseits desselben bei dem oben besprochenen Uebergangsvolke und den Giljaken der Bär an seine Stelle tritt. Es hängt diese Erscheinung damit zusammen, daß der Gorin in dieser Gegend die nördliche Grenze des Verbreitungsbezirkes des den Golden so furchtbaren Thieres bildet, während an dem Nordufer des Stromes der Bär als Herrscher über die Thierwelt eintritt. Die Golden, welche die Stärke des Tigers an sich selbst zu erfahren so oft Gelegenheit haben, zollen ihm göttliche Verehrung, ihre nördlichen Nachbaren, welche seine Macht gar nicht oder doch nur von Hörensagen kennen, versagen sie ihm [1]). Die Fischgötter werden, ehe man auf den Fang auszieht, um Hilfe und Segen angefleht. Fällt der Fang reichlich aus, so schreibt man ihnen den Erfolg zu und belohnt sie mit Opfern, die darin bestehen, daß man ihnen das Maul mit dem Fette oder Blute von Fischen bestreicht oder sie mit Flossen schmückt; bleibt dagegen der erbetene Segen aus, so entzieht man den Fischgöttern die Verehrung und fertigt neue, welche vielleicht bei der nächsten Gelegenheit schon wieder anderen den Platz räumen müssen [2]). Daher trifft man dieselben überall bei den Golden in großen Mengen an, und so ist es denn auch Jakobsen gelungen, eine ganze Anzahl derselben zu erwerben.

Nur selten stellt ein Golde die in seinem Hause befindlichen Götzenbilder oder Amulete selbst her, sondern er läßt sie von dem Schamanen anfertigen und bezahlt sie ihm mit hohen Preisen. Ueberhaupt wissen auch bei diesem Volke die Schamanen ihr Gewerbe gründlich zu ihrer Bereicherung zu benutzen, wie sie z. B. den größten Theil der immerhin beträchtlichen Kosten, welche die Ueberführung der Seelen in das Jenseits erfordert, für sich einheimsen oder bei Krankenheilungen und Prophezeiungen schon ihren Lohn in Empfang nehmen, bevor sie die religiöse Handlung vollziehen, um im Falle des Mißerfolges ihres Gewinnes nicht verlustig zu gehen, was allerdings bei der allen Golden eigenthümlichen Furcht vor der Macht dieser Zauberpriester selten genug vorkommen würde.

Zum Schlusse will ich noch eine Sage des Volkes über seine Entstehung mittheilen. Vor langen Zeiten, heißt es, lebte in dem Lande, welches jetzt die Golden bewohnen, ein Held von gewaltiger Größe und Körperstärke. Dieser Mann litt ganz außerordentlich unter der Hitze, die damals auf der Erde herrschte. Denn es gab nicht wie heute nur eine Sonne, sondern drei, welche mit ihren sengenden Strahlen alles Leben auf der Erde zu ersticken drohten. In Folge dessen gab es auch nur wenig Wasser, und wenn einmal ein Fisch es wagte, aus dem Wasser herauszuspringen, wie sie es heute an schönen Tagen so gern thun, so büßte er seine Kühnheit sicher mit dem Tode. Ebenso gingen viele Thiere des Waldes durch die Sonnengluth, welche allen Pflanzenwuchs zerstörte, elend zu Grunde. Da faßte eines Tages der Held den Entschluß, diesem unerträglichen Zustande ein Ende zu bereiten, und ging schnell an die Ausführung desselben. Eines Abends, als die Sonnen zur Ruhe gegangen waren, stieg er mit Pfeil und Bogen bewaffnet auf einen hohen Berg und erwartete hier den Anbruch des Tages. Als nun die Sonnen eine nach der anderen am Himmel empor stiegen, spannte er mit gewaltiger Kraft seinen Bogen und durchschoß die erste und die zweite mit seinen Pfeilen, so daß sie erloschen und herabfielen. Nun wurde es auf der Erde erträglich; überall sprudelten frische Quellen aus der Erde hervor und füllten die Flüsse, in welchen die Fische fröhlich ihr Wesen trieben, und Gras und Bäume gediehen herrlich den Thieren des Waldes zur Nahrung. Zuerst freute sich der Held dieses frischen, fröhlichen Lebens, aber bald wurde es ihm einsam inmitten aller der Herrlichkeit, denn es gab außer ihm keine Menschen. Da fand er bei seinen Irrfahrten im Lande einen mächtigen Baum, an dessen Zweigen runde, glänzende Scheiben hingen, von welchen er mit sicherem Schusse eine herunterholte. Kaum berührte dieselbe den Erdboden, so verwandelte sie sich in ein menschliches Wesen, das Weib. Der Held nahm dasselbe zu sich, sie lebten als Mann und Weib, und von ihnen stammen die Golden.

[1]) Erwähnen will ich hier, daß als Idol die Schildkröte bei den Golden nur in der Nähe der Mündung des Ussuri von Jakobsen constatirt ist, und daß dies gerade die Stelle ist, wo meines Wissens allein im Amurgebiete die Schildkröte von Schrenck nachgewiesen ist.

[2]) Wir haben es hier sowie in dem Glauben der Golden an die Heilkraft der oben besprochenen Amulete mit den deutlichen Resten des früher auch bei ihnen herrschend gewesenen Fetischismus zu thun.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ein nicht vom geographischen, aber vom statistischen und volkswirthschaftlichen Standpunkte interessantes Buch ist Rudolf Berguer's „Rumänien. Eine Darstellung des Landes und der Leute“ (Breslau, J. U. Korn's Verlag. 1887. Preis 10 Mk.), schon darum, weil unsere Litteratur über dieses Reich überaus dürftig ist. Der erste Theil bietet in unterhaltender Form Reiseschilderungen, der zweite wissenschaftliche, namentlich statistische Daten und Tabellen, die zum Theil auf officielle oder officiöse Quellen zurückgehen. Das Ganze ist mit ersichtlicher Vorliebe für die Rumänen geschrieben, ohne die Schattenseiten zu verschweigen. Bergner führt uns zuerst nach der Villenstadt Bukarest, die gegen früher an Civilisation bedeutend gewonnen hat, dann nach Jassy, diesem Judenneste ersten Ranges. Die Opposition der rumänischen Regierung gegen die Juden, von deren Schmutz, Aberglauben und Wucher er Unglaubliches berichtet, billigt er durchaus (S. 77); übrigens werden dieselben nur in der nördlichen Moldau zur Plage — in der Walachei finden sie sich nur vereinzelt (S. 167). Bergner behauptet (S. 349), daß die Bevölkerung solcher Städte, wo die Zahl der Israeliten die der Christen übertrifft, in demselben Maße abnimmt, als die der Juden wächst, während die rumänische Rasse, die städtische Bevölkerung der Walachei sowohl, als auch die der Dorfgemeinden im ganzen Reiche, sich beständig vermehrt. — Dann wird ein Ausflug in die Karpathen erzählt, das zurückgehende Galatz, das aufblühende

Braila und Konstanza (Küstendsche) geschildert, dessen Ausfuhr seit den zwei letzten Jahren um 100 Proc., dessen Einfuhr um 300 Proc. gestiegen ist und für dessen Hafen die Kammer unlängst 20 Millionen Lei bewilligt hat. — Mit der Erwerbung der Dobrudscha hat Rumänien ein schlechtes Geschäft gemacht: es mußte einige Hunderttausende seiner Söhne und Töchter mit Bessarabien abtreten und erhielt dafür eine klägliche fremdartige Bevölkerung in der Dobrudscha, die unablässig bestrebt ist, dem Lande den Rücken zu kehren (S. 157). Namentlich die Tataren wandern nach Osten aus; in unergiebigen Jahren, weil sie sich unglücklich fühlen, in ergiebigen, weil sie alsdann Reisegeld haben. Das erklärt die erschreckende Bevölkerungsabnahme der Dobrudscha: von 250000 Seelen ist die Bevölkerung auf 170000 gesunken (S. 148 f.). Aus dem zweiten Theile heben wir hervor die Abschnitte über die zahlreich vorhandenen Heilquellen (S. 262 ff.), die Ortschaftsstatistik (S. 305 ff.), die Bevölkerung (S. 351). Im Ganzen ist es nicht gerade ein durchaus erfreuliches Bild, welches vor uns aufgerollt wird, es zeugt nur für die unerschöpfliche Lebenskraft des Landes, wenn seine Finanzen sich verhältnißmäßig in gutem Stande befinden. Denn Ackerbau, Weinbau, Viehzucht sind heruntergekommen und ebenso der Verbesserung bedürftig, wie die gesammte Lage der Bauern (S. 380). Der Salzexport ist zwar groß, Wälder noch reichlich vorhanden und die freie Jagd ergiebig, aber sonst existirt ebenso wenig ein Bergbau als eine Forstwirthschaft oder ein Jagdgesetz. Die rumänische Industrie befindet sich noch in den ersten Anfängen, abgesehen von den Ausländern gehörigen Fabriken; der Handel ist blühend, aber gleichfalls meist in den Händen von Ausländern. Dagegen befriedigt die Entwickelung der Eisenbahnen und der Schiffahrt durchaus. Mancherlei bedarf in Rumänien noch der Besserung, aber die Aussichten für die Zukunft sind die schlechtesten nicht.

Asien.

— Der zwischen Großbritannien und China bezüglich Birmas und Tibets am 24. Juli 1886 abgeschlossene Vertrag, dessen Ratificationen am 25. August d. J. in London ausgewechselt wurden, hat im Wesentlichen folgenden Inhalt: „Art. I. Da bisher Birma alle zehn Jahre eine Mission geschickt hat, um Producte des Landes zu überreichen, so stimmt England bei, daß die höchsten Behörden Birmas fortfahren sollen mit diesen alle zehn Jahre wiederkehrenden Missionen, deren Mitglieder birmanischer Rasse sein sollen. Art. II. China stimmt zu, daß England in allen Angelegenheiten, welche sich auf die gegenwärtig von England in Birma ausgeübte Herrschaft und Autorität beziehen, Freiheit haben solle, nach bestem Ermessen zu handeln. Art. III. Die Grenze zwischen Birma und China soll durch eine Kommission abgesteckt werden und der Grenzverkehr durch eine eigene Convention festgesetzt werden. Beide Länder versprechen, den Handel zwischen China und Birma zu ermuthigen. Art. IV. Da die von der chinesischen Regierung eingeleitete Untersuchung ergeben hat, daß die in einem besonderen Artikel des Vertrages von Tschifu vorgesehene Expedition nach Tibet auf viele Hindernisse stößt, so verspricht England die Expedition abzuberufen. Da die britische Regierung den Handel zwischen Indien und Tibet zu beleben wünscht, so wird es die Pflicht der chinesischen Regierung sein, nach sorgfältiger Prüfung der Verhältnisse Maßnahmen zu treffen, um die Bevölkerung zur Entwickelung des Handelsverkehrs anzuregen. Falls es ausführbar ist, soll die chinesische Regierung dann Handelsregulative erlassen. Sollten sich aber unüberwindliche Hindernisse zeigen, so wird die britische Regierung nicht in ungehöriger Weise darauf dringen." — Der letzte Abschnitt in Betreff des indisch-tibetischen Handels ist so gut wie nichtssagend; aus seiner Fassung leuchtet offenbar Chinas feste Absicht hervor, die von Großbritannien so lange und lebhaft gewünschte Eröffnung Tibets auch jetzt noch nicht zu gewähren.

Afrika.

— Das Reuter'sche Bureau hat aus St. Paulo de Loanda eine vom 9. September datirte Depesche empfangen, der zufolge Major Barttelot, der mit einer Besatzung von etwa 100 Mann im Lager von Yambuga am Fuße der Stromschnellen des Aruwimi gelassen wurde, betreffs Stanley's Expedition für den Entsatz von Emin Pascha folgende Mittheilungen nach Leopoldville sandte: „Major Barttelot empfing Nachrichten von Hrn. Stanley, die er etwa am 2. Juli nach einem zehntägigen Marsche von Yambuga nach dem Inneren abgefertigt hatte. Zu dieser Zeit war Stanley noch immer auf der Fahrt den Aruwimi aufwärts begriffen, welchen Fluß er bis auf eine gewisse Entfernung oberhalb der Stromschnellen schiffbar fand. Hier ließ er ein mitgebrachtes stählernes Walfischfangboot vom Stapel, sowie mehrere Flöße, die von der Expedition angefertigt und für den Transport des schweren Gepäcks bestimmt worden waren. Sämmtliche Mitglieder der Expedition waren bei guter Gesundheit, und Lebensmittel waren in den großen Dörfern unweit des Flusses leicht zu erlangen. Das Land, welches die Expedition passirte, zeigte eine allmähliche Steigung nach einem etwas hoch gelegenen Taffellande. Eine andere Karawane von 480 Mann folgt der Expedition am linken Ufer des Aruwimi. Die aus 40 Sansibarern bestehende Vorhut, unter Führung des Lieutenants Stairs, ist aus leicht bepackten Mannschaften zusammengesetzt, deren Aufgabe es ist, nach Proviant zu forschen. Stanley hoffte etwa am 22. Juli im Mittelpunkt des Distrikts Mabodi anzukommen und erwartete, Wadelai Mitte August oder früher zu erreichen. Der Vorstoß vollzog sich so friedlich, daß Stanley den Major Barttelot instruirte, daß, sollte dies fortdauern, er ihm in Kurzem Befehle senden würde, der Expedition an der Spitze der in Yambuga zurückgelassenen 100 Mann auf derselben Route zu folgen." Major Barttelot hatte, begleitet von Tippo Tip, die Wasserfälle besucht und eine Abtheilung von 20 Mann daselbst zurückgelassen. Tippo Tip kam am 16. Juni an der Station der Wasserfälle an. (A. Z.)

Inseln des Stillen Oceans.

— Ein Telegramm aus Cooktown überbringt der Neu-Guinea-Compagnie in Berlin die Nachricht, daß eine wissenschaftliche Forschungsexpedition unter Führung des Dr. Schrader an Bord des Seedampfers „Samoa" den Kaiserin-Augusta-Fluß bis 141° 48′ östl. L. befahren hat. Die frühere Fahrt des Dampfers „Ottilie" erstreckte sich auf ungefähr 200 Seemeilen, während jetzt der Strom auf eine Länge von etwa 260 Seemeilen schiffbar befunden worden ist.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Désiré Charnay's jüngste Expedition nach Yucatan.

III.

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

An demselben Platze, wie die verwüstete Kathedrale, liegt auch das Stadthaus von Valladolid, ein Gebäude ohne jede Originalität, aber auch ohne Prätention, in welchem die Bureaux des Magistrats, der Präfektur, die öffentliche Bibliothek und ein Wachlokal vereinigt sind. In letzterem waren damals die mit der Vertheidigung der Stadt betrauten Milizen untergebracht. Sonst bietet Valladolid nichts Bemerkenswerthes, abgesehen von seinem Cenote, einer geräumigen und tiefen Grotte; dieser Teich gehört mit seinen Felsstürzen, seinen Höhlen, Stalaktiten und dem schönen Spiegel klaren grünlichen Wassers, in welchem hübsche schwarze Fische spielen, zu den schönsten und malerischsten der ganzen Halbinsel. Die Fische waren schuppenlos und von glatter Haut und gehörten zur Familie der Siluroiden; die größten maßen 18 bis 20 cm Länge. Sie haben auf beiden Seiten des Bauches zwei Stacheln, welche eine gefährliche Verletzung erzeugen sollen; die Haut ist glatt wie beim Aal und färbt die Hände beim Anfassen stark roth und Alkohol rosafarbig. Sie waren so zutraulich, daß Charnay mit einem rohen Angelhaken rasch ein Dutzend derselben fing, die ein treffliches Gericht abgaben und im Geschmacke an den Aal erinnerten; als er aber am folgenden Tage nach dem Cenote zurückkehrte, um sich ein frisches Gericht zu angeln und etwa auch einige Exemplare für das Pariser Museum zu erbeuten, biß kein einziger Fisch, offenbar durch Erfahrung gewitzigt, mehr an.

Was die Einwohner der Stadt Valladolid anlangt, so stimmt Charnay mit allen früheren Berichterstattern in dem Lobe ihrer Herzlichkeit, ihres Wohlwollens und ihrer Gastfreundschaft überein. Sowohl der oberste politische Beamte, als auch der militärische Befehlshaber stellten sich ihm zur Verfügung; Oberst Traconis überließ ihm für die ganze Dauer seines Aufenthaltes ein mit Möbeln ausgestattetes Haus und sein Freund Manuel Herrera diente ihm bei allen Ausflügen als Führer. — Als Typen der Bevölkerung mögen die auf unserer dritten Abbildung dargestellten Personen dienen: vorn sitzen der indianische Häuptling Aniceto Zul, einer von denjenigen, welche im Jahre 1886 wiederum die Offensive ergriffen hatten, und neben ihm der yucatekische General Canton; dahinter steht ein Mestize und ein Indianer, letzterer, sowie sein Häuptling, leicht an ihren Zügen und ihrer Kleidung kenntlich.

Die Nachrichten vom Kriegsschauplatze lauteten schlecht; die Regierungstruppen waren in drei auf einander folgenden Gefechten geschlagen worden, und in Folge dessen herrschte allgemeine Aufregung und alle Verbindungen waren unterbrochen. Der geplante Besuch der Ruinenstätte Koba war dadurch für Charnay unmöglich geworden; denn es befand sich in der ganzen Stadt kein einziger Soldat mehr, der ihn hätte begleiten können, und die Möglichkeit, sich allein dorthin zu begeben, war einfach ausgeschlossen. Valladolid war nur von einigen Hunderten rasch bewaffneter, aber ganz ungeübter und fast munitionsloser Milizen beschützt, so daß unter seinen Einwohnern große Bestürzung herrschte, denn dieselben glaubten, daß das Endziel der Indianer eine neue Plünderung ihrer Stadt sei. In ruhigen wie in Kriegszeiten hatte man ein Signalsystem eingeführt, welches darin bestand, daß man rings in der Umgegend dort, wo sich die Indianer am wahrscheinlichsten nähern würden, Posten im Walde versteckte, welche Tag und Nacht dort aushielten und beim geringsten Anzeichen vom Heranrücken des Feindes die Lunte einer gefüllten Bombe anzuzünden hatten. So-

Das Stadthaus in Valladolid.

bald dieselbe platzte, steckte der nächste Posten die seinige an, dann der dritte, der vierte u. s. f., so daß die Einwohner der Stadt und der umliegenden Dörfer gewarnt wurden und sich für den Angriff vorbereiten konnten. In einer Nacht nun hörten die Wachtposten den Knall einer solchen Bombe oder glaubten ihn wenigstens zu hören und bald ertönte auch die Sturmglocke; Charnay, der nichts ahnte, wachte davon auf und sah bald darauf sein Zimmer von den zum Theil weinenden Frauen des Hauses erfüllt; nun erst erfuhr er den Grund des Alarms. Rasch kleidete er sich an und begab sich durch die finstere Regennacht nach dem Rathhause. Ueberall liefen Leute umher, um Nachrichten einzuziehen, und ganze Familien flüchteten sich schon in die Kathedrale. Als der Tag anbrach und sich keine Indianer zeigten, wurde man ruhiger und fing an, jenen Bombenknall für problematisch zu halten. Allmählich nahm die Stadt dann wieder ihr gewöhnliches Aussehen an. Charnay aber, welchem der Indianerangriff den Besuch von Koba vereitelt hatte, sollte durch eine andere Entdeckung mehr als entschädigt werden. Als er sich, unglücklich über sein erzwungenes Nichtsthun, bei denjenigen Einwohnern der Stadt, welche sich mit Antiquitäten abgaben, nach alten Denkmälern erkundigte, theilte ihm einer derselben, Don Juan Medina, mit, daß in den Wäldern seiner Hacienda Ek-Balam, etwa 30 km nördlich von Valladolid, also gänzlich außerhalb des Bereiches der Indianer, zahlreiche Pyramiden mit theilweise noch aufrecht stehenden Monumenten und Gewölben vorhanden sein sollten; der Besitzer selbst aber hatte noch nichts davon gesehen. Die ganze Mittheilung beruhte nur auf Hörensagen; aber der indianische Name Ek-Balam, d. h. der schwarze Tiger, schien vielversprechend. So reiste Charnay in einer Volancoche dorthin ab; der abscheuliche Weg führt gerade nördlich über Tizimin, bei keinem Dorfe, sondern nur bei spärlichen armen Haciendas

Cenote von Valladolid.

und einfachen Ranchos vorbei. Die Vegetation zu beiden Seiten war um so schöner. Um fünf Uhr Morgens waren Charnay und Don Juan von Valladolid abgefahren, um $9^1/_2$ Uhr trafen sie bereits auf der Hacienda Ek-Balam ein. Ein weiter, von indianischen Hütten umgebener Platz liegt vor dem Hofe der Hacienda, in seiner Mitte erheben sich zwei mächtige Ceibas und verbreiten in der heißen Jahreszeit angenehmen Schatten. Zwei Höfe für das Vieh, eine kleine, mit Kokospalmen bepflanzte Huerta und ein langes strohgedecktes Gebäude, das als Wohnung und Vorrathsraum dient, bilden die ganze Ansiedelung.

Nach einem einfachen Frühstücke machten sich die beiden Herren auf den Weg nach den Ruinen, voran zwei Indianer mit Waldmessern, um ihnen den Weg zu bahnen. Etwa 1 km von der Hacienda zeigen sich zahlreiche Pyramiden, von jeder Größe und wie durch Zufall umhergestreut; weiterhin andere, bedeutendere, im Viereck angeordnet, mit Ruinen und zum Theil noch aufrecht stehenden Bildwerken bedeckt. Eine große Entdeckung! Sofort kehrte Charnay, ohne auf die Bemerkungen seines Begleiters zu hören, nach Valladolid zurück, um seine Instrumente und seinen photographischen Apparat zu holen und damit eine vollständige Durchforschung der Ruinen vorzunehmen. Mit Don Juan wurde ein Vertrag wegen der zu stellenden Arbeiter abgeschlossen, und am dritten Tage befand sich Charnay wieder in Ek-Balam. Während sich die Indianer unter Leitung des Don Manuel Herrera an die Ausgrabung der Denkmäler machten, durchwanderte Charnay die ganze Stadt des schwarzen Tigers und machte auf Schritt und Tritt neue Funde und Entdeckungen. Dieselbe muß einst ein bedeutender Ort gewesen sein; sie enthält Denkmäler von der uns bereits genugsam bekannten Art und ist verhältnißmäßig modern, denn sie gehörte mit Choaca, Ake, Koba jenen östlichen, von dem Eroberer Montejo besuchten Städten zu jener Gruppe größerer und kleinerer Ortschaften, welche zur Zeit der Conquista blühten und sich nach dem Sturze der beiden

großen Herrscherfamilien, d. h. nach dem Falle des Toltekenreiches, unter Maya-Häuptlingen entwickelt hatten.

Eine Menge zerstreuter Pyramiden umgiebt in Abständen von 100 bis 300 m den Kern der Stadt selbst, welcher aus einem gewaltigen rechteckigen Platze von 80 und 100 m Seitenlänge besteht. An seinen vier Hauptecken ist derselbe von verschiedenen Gebäuden eingefaßt. Im Westen erhob sich auf einer gemauerten Esplanade von 75 m Länge, 40 m Breite und 5 bis 6 m Höhe ein 70 m langer Palast, welcher den westlichen Rand der Esplanade einnahm. Dieses Gebäude bestand aus einer doppelten Reihe kleiner nicht zusammenhängender Gemächer, darin wie durch ihre gleiche Größe Klosterzellen gleichend; es waren ihrer etwa 24, auf jeder Seite 12, und jedes 2 m breit und 5 m lang. Ihre Thüren sind schmal und innen mit Haken versehen, an denen Matten zum Verschlusse der Oeffnung aufgehängt werden konnten. Charnay hat dieses Bauwerk „Palast der Nonnen" getauft, weil in allen alten Städten derartige

Aniceto Zul und General Canton.

Bauwerke mit zahlreichen Gemächern so heißen; in Uxmal, wie in jeder anderen großen Stadt, gab es ja ein Collegium von vestalischen Jungfrauen, welche mit der Unterhaltung des heiligen Feuers betraut waren. Das Aussehen dieser Ruine, seine Abmessungen, seine Einfachheit, sein schmales und wenig vorspringendes Gesims bringen Charnay zu dem Glauben, daß der obere eingestürzte Theil ebenso kahl, wie die untere Hälfte der Mauer, und nur mit Malerei verziert war. Das zeigt also einen ganz anderen Charakter, als jene gewaltigen Bauten von Chichen, Uxmal und Kabah mit ihrem massiven Material, den vorspringenden Gesimsen und der prächtigen Dekoration, welche die Gebäude von oben bis unten bedeckte; an Stelle der einstigen großen Fürsten sind jetzt zahlreiche unabhängige Kaziken getreten, welche weder die Macht, noch die Mittel, noch auch den Geschmack jener besaßen, sondern nur noch deren Werke in ärmlicher und kleinlicher Weise nachahmten. Auch befanden sich die Maya-Stämme bei Ankunft der Spanier entschieden

im Verfall; sie standen nicht mehr unter jener eisernen Organisation, welche aus ihnen das gehorsamste aller Völker gemacht hatte, und verfielen so rasch wieder in Barbarei, daß, wenn die Spanier ein Jahrhundert später gekommen wären, sie vielleicht nur noch Spuren der früheren Civilisation vorgefunden hätten.

Wie uns die Geschichtsschreiber berichten, hatten die Mayas eine Vorliebe für die Einsamkeit und die Stille der Wälder und flohen das Treiben der Städte und Dörfer; das ist aber keine Eigenschaft eines civilisirenden Stammes. Als beim Sturze der Toltekenherrschaft die Halbinsel in eine Menge kleiner Fürstenthümer zersplitterte, war das der Anfang einer Rückkehr zu dem ursprünglichen wilden Leben des Naturvolkes und heute, wo diese Indianer zum großen Theile ihre Freiheit wieder erlangt haben, sind sie in die Wälder zurückgekehrt und führen ein Leben der Isolirung, wie es für sie so großen Reiz hat — übrigens ein höchst natürlicher Atavismus. Das Volk der Maya ist demnach niemals civilisatorisch aufgetreten, sondern ist nur gewaltsam durch eine fremde Rasse civilisirt worden, und die Denkmäler Yucatans sind auch nicht auf die Mayas zurückzuführen.

Kleiner Tempel in Ek-Balam.

Ruinen des Palastes der Nonnen in Ek-Balam.

Nun zurück zu den Ruinen.

Zur Rechten des erwähnten großen Platzes, d. h. im Osten und gegenüber dem Palaste der Nonnen, erhebt sich eine große dreistöckige Pyramide, auf deren Spitze Charnay spärliche Reste eines Tempels fand. Darunter entdeckte er einen kleinen, mit Schutt erfüllten Raum, an dessen Thür ein Theil der Ornamentik — ein Todtenkopf aus Stuck

und Reste von Inschriften — erhalten war. Seine ursprüngliche Vermuthung, es mit einem Grabe zu thun zu haben, erwies sich aber nach dreitägiger Ausgrabung als falsch: es war eine einfache Kapelle. Immerhin lieferten die Arbeiten einige interessante Funde, darunter Bruchstücke einer Terracottastatue, welche *schwarz* bemalt war. Vielleicht liegt darin eine Beziehung zu dem Namen der Stadt, Ek-Balam oder Schwarzer Tiger, wie auch ihr Kazike hieß.

An der Südseite des Platzes, aber nur einen kleinen Theil derselben ausfüllend, liegt auf einer ziemlich niedrigen Pyramide ein doppelter Palast; die beiden gleich großen Bauwerke sind etwa 18 m lang und enthalten jedes vier ziemlich große Räume, welche vielleicht die Wohnung des Kaziken darstellten. Auch hier war die Ausschmückung ärmlich, ohne Skulpturen und nur aus bemaltem Stuck bestehend. Im Südosten des Platzes liegen im Walde auf einer schönen Esplanade zwei weitere Gebäude, beide sehr klein, wahre Kapellchen, davon eine ganz zerstört, die andere noch aufrecht stehend, aber in schlechtem Zustande. Letztere erinnert an ähnliche Tempel auf den Inseln Mugeres und Cozumel, deren Heiligthümer zur Zeit der Conquista in voller Blüthe standen; sie umschließt nur einen einzigen Raum von $4\frac{1}{2}$ m Breite, 2,70 m Tiefe und 3 m Höhe, war mit Stuck überzogen und weist über der Thür noch Spuren von Inschriften auf.

Die ganze Nordseite des Platzes wurde einst von einer Pyramide eingenommen, in welcher Charnay jedoch keine Ausgrabungen vornahm, da sie nur aus Schutthaufen bestand. Durch Dammschüttungen stand sie mit der östlichen Pyramide in Verbindung; zwischen beiden wurden eine Anzahl sehr gut erhaltener Cisternen gefunden, welche zur Aufnahme des von den Esplanaden und Pyramiden abfließenden Regenwassers bestimmt waren. Davor breitet sich eine *Milpa* aus, d. h. ein nach indianischer Weise bestelltes Feld, für dessen Anlage der von den Vorfahren gereinigte und geebnete Stadtplatz eine vortreffliche Stelle darbot. Um ein Feld herzurichten, beackern die Indianer nicht den Boden, wie man es in Europa macht; dazu wäre die felsige Oberfläche Yucatans nicht geeignet. Man begnügt sich vielmehr damit, das Gebüsch abzuschneiden und die Bäume 1 m über dem Erdboden umzuhacken, was meist im Oktober geschieht. Dann läßt man beides bis zum März trocknen und zündet es bei Südostwind an. Die große Menge zurückbleibender Asche düngt den Boden, in welchen der Indianer bei den ersten Regengüssen seine Maiskörner legt; kommen keine Heuschrecken, was leider nur zu oft geschieht, so darf er einer reichen Ernte entgegen sehen.

Eine Milpa oder yucatekisches Ackerfeld.

Ek-Balam ist, wie gesagt, Vertreter einer Epoche des Verfalls, welche bisher unbekannt war, weil die Städte derselben in Folge ihres schlechten Materials, der Kleinheit der Gebäude und der mangelhaften Bauweise fast vollständig zerfallen und verschwunden sind, weil ihre weniger schönen Reste die Aufmerksamkeit der Reisenden weniger auf sich zogen, und weil dieselben vom Centrum mehr entfernt lagen und deshalb weniger besucht wurden.

Hans Dernschwam's orientalische Reise 1553—1555

aus Handschriften im Auszuge mitgetheilt von Prof. **H. Kiepert.**

IV. (Schluß.)

1. *April* von 6 bis 3 uhr 5 ungr. meil in ein klein dorflein *Ogiermj* genamt, nicht so hoche perg als vor dato, den ganzen tag das gestrige wasser gehabt und dardurch bis in 25 mal gefaren, scheint ein solch wasser sein wie die Wien, zu seiner zeit an ihm selbs klein, allein ein pergwasser, das vom regen und schnee groß wird. Die Inwoner sind solche barbari, daß sie nichts mehr wissen, ob es das wasser Halis sey und wie es vor zeiten genannt gewesen. Die Turken nennens alles Su, das ist wasser, und ungefehrlich von der stelle da es fur fleußt. Ein meil von dem dorf bis ins nachtlager glitzend stein gefunden, soll alumen squamosum oder lapis specularis [Marienglas] sein.

2. *April.* 6—12 uhr 5 ung. M. zu eim dorf, alda kein mensch daheim gewest, heißt *Alligwyss*[1]), erstlich uber ein breiten berg, darnach uber ein wasser so von der linken seiten von Septentrione fleußt in das ander wasser,

[1]) Ali-göz, Auge (d. i. Quelle) Ali's?

darneben wir zogen und den ganzen tag zu der rechten gehabt haben; obstandt zwirchwasser ist ein trieb ungeschmach salniterisch wasser, nach kupfer schmeckend, das fleußt von eim kupferbergwerk, so auf der linken seiten gelegen bei einer statt und schloß Kangri [1]) genannt, soll Agi-su [Adschi-su, „bitteres Wasser"] auf turkisch heißen, wird das wasser Halis sein, scheint ein bos wasser sein. Alsbald wir uber das wasser Agi oder Halis gefaren sein um 9 uhr hat sich ein wunderbarlichs geburg angefangen bis um 12 ur oder weiter, ganz kahl von mehr farben und von alabastersteinen, grauen und roten steinen, große adern, solche perge sinnd lautr salz, graulich und weiß, wo man das erdrich kostt ist es gesalzen und aus diesem salzberge ist ein wasserlin geflossen, daruber wir auch gefaren, als breit daß man es uberspringen mag, dasselbig ist so gesalzen gewest, wie das wasser zu Hall im Innthal, fleußt vergebens in das wasser Halis, wenn man gleich gern wollt alda salz sieden, hat man nit so viel holz daß man darbei kochen mocht [2]). Die Turken kunden nichts zu nutz bringen, seind allein aufs rauben geschickt. — In der ebene im thal fleußt das wasser Halis, dann muß man wider uber ein geburge — ist all nit schoner zu wunschen, allein daß kein holz noch wein hat. Umb diese Zeit hat sichs angefangen, daß im dorf die paurn alle ihre heuser verlassen haben und sich mit ihrem viech in die geburg an die wasser lagern in hutten. Das wasser darneben wir auf den 2 April am urfar [Ueberfahrt] gelegen, ist ein trieb kalt tief wasser, breiter als die Gran zu Gran oder der Main zu Frankfurt mag sein, heissen die Turken an demselbigen ort Kaczul-Armut [Kizil-Irmák] ist sovil als rot wasser, soll aus den gepurgen komen, die wir zur rechten hand gesehen, darbey ein statt liegen soll Zuas [Siwás] genannt, alda vil Armenier. Die wasser daruber wir von dato zweien tagen und auf dato gefaren fliessen alle darein und machens also groß, wird das wasser Halis sein, ist auf dato so groß als die Thunau zu Ofen mag sein [3]).

3. April. 6 bis 2 uhr 6 meil ungrisch, alles gegen aufgang zogen in ein dorf genannt Czukur-kuy [4]). Das gestrig wasser Halis den ganzen tag gesehn und auf der rechten hand gelassen und jenhalb noch hocher schwarz gepurge und vil dorfer. Auf den seiten des wassers den ganzen tag berg und tal gefaren, zu der linken hand das kahl steinig salniterisch gepurge gelassen — und uber drei bachlin die aus dem gepurge von links gekommn — an vil orten seind die perge rot leimig erdrich, ein weil eng ein weil breite theler, wohl angebaut mit traid. Seind an der strassen durch ein dorf gefaren, alda der kayser vor etlich tagen gelegen und waidwerk pflegt, heist Kutlar-sarai. Die ganzen straßen herein ist das volk verprent und schwarz wie halbe moren, habn scheusliche weibsbilder ubel durchaus gekleidt. Mehr an den straßen kein antiquitet gesehen, darumb das irgends in dem land wenig stette wesen sein mussen, hetten sonst die alten steine alle zu ihren begrebnussen gefirt. In denen landen fehrt man nicht mit wagen, kann auch nit uberall fahren.

4. April frue 6 bis 5 uhr, 7 bis 8 meil wegs bis Zorom [Tschorúm, Czoram Pr. Choron Busb.] ein lange schwere tagreiß, uber ein gesalzen bachlin, zwirchs fliessend von dem geburge, daruber zwo hulzen pruggen beyeinand, ist noch ein schons weits tal gewesen, dorfer auf den seiten, angeseete felder und griene baume in ackern, dergleichen man in etlich tagreisen nit gesehen hat. Darnach sind wir uber das wasser Halis zogen, ist gegen der linken hand geflossen, daruber ist ein hulzene pruck neu gemacht 190 schritt lang und 5 breit, hat von beiden seiten erhochte gelender [1]), das wasser ist rot und trieb, hat hoche urfer.

Darnach hat sich ein berg angefangen dergleichen lengern und hochern wir auf der strassen nit zogen sein, anfenglich kahle salitterische perg und gegen der hoche holz klein und groß zerstreut, forchen oder kienbaum, kranawitbeerstauden, auch stauden wie segelbaum gestalt die habn solche schwarze kranwetbern wie bey uns groß und wohlgeschmach, weiter ein quell von gutem trinkwasser als auf der strassen vil tag nit mag gewesen sein und uber ein wasserle von dem gepirg bey der statt Czoron gegen uns fliessend, daruber vor zeiten ein alt Romisch steinen prucklein gewesen.

Die turkische statt Czorom (Tschorum) wer draussen [2]) mit einem dorfe gleich, hat kein maur umb sich, ligt under einem berge, hat eine schone breite ebene und ackerfelder, kein garten, haben zwo steinen Metzit gesehen. Bosen wein hat man von eim armenischen dorf in die statt pracht. Wir sind gelegen bei irer begrebnus, die auf einem hubel liegt, darauf vil alter Columnen und an den werksteinen etliche kriechische unlesliche schriften [3]).

5. April von 6 bis 11 uhr in ein dorf Alwan Czelibi [Tschelebi] von wegen der Derwisch-wohnung nennen sie es auch Deke (Tekhie Pr. [4]), das ist Derwischcloster und einsidlen; erstlich ein weil von Zorom ein eben thal bis an zwei kleine bachlin zwerchs uber fliessend, danach lauter kahle steinige gepurge und auf den seiten noch hochere schneegeburge gesehen, hat kein holz denn allein irgends ein kienbaum weit von dem andren. Im dorf ist ein hulzene Meczit, alda haben die Derwisch ein kirchen von steinen schlecht gebaut, die von alten gepeuen gerissen, also ungefehrlich gestalt; darin wohnen 5 paurn und narren, die sich

---

[1]) Kjankari, vulgär Tschangri, das alte Gangra, noch immer eine ansehnliche Stadt. Danach muß der Weg, welchen die Gesellschaft geführt wurde, das linke Ufer des wirklichen Halys weit abwärts verfolgt haben, womit die Autorität der Zeichnung des betreffenden Flußlaufes durch den Ingenieur Briot, der ich in den angeführten Karten gefolgt bin, mit ihren starken, durch Felsrisse gebildeten Flußkrümmungen allerdings schwer zu vereinigen ist.

[2]) Die von Hamilton (Travels in Asia Minor I, 405) beschriebenen Steinsalzlager von Tschajanköi gehören ziemlich derselben Gegend an, liegen jedoch auf dem entgegengesetzten Ufer des Stromes.

[3]) Der scheinbare Widerspruch hinsichtlich der Wasserfülle erklärt sich durch die in diese Gegend treffende Einmündung des größten südlichen Zuflusses des Halys, von dem wir nur den türkischen Namen Delidsche-irmák (toller Fluß) kennen. Doch ist die Vergleichung mit der Donau eine starke Uebertreibung. Man sieht, daß der Autor über die Identification des Halys nicht von vornherein sicher gewesen ist, indem er diesen alten Namen zuerst einem kleinen nördlichen Zuflusse beilegt; erst zuletzt hat er das Richtige getroffen. Es ergiebt sich daraus, daß das wahrscheinlich im jedesmaligen Nachtquartier niedergeschriebene Tagebuch keine spätere Redaktion seitens des Verfassers erfahren hat.

[4]) So Wf., richtig Tschukúr-kjöi, „Grubendorf"; sonst stark entstellt: Pr. Czakarkoy, Busbeck Goukurthoy!

[1]) Unzweifelhaft dieselbe, welche jetzt der von Iskelib nach Jozgad und Kaisarie führenden Hauptstraße dient; weiter abwärts, wo der Halys in enge Felsschluchten tritt, ist ein Fahrweg längs des Flusses überhaupt nicht mehr möglich. (Nach G. Hirschfeld's Lokaluntersuchung 1884.)

[2]) Er meint: in europäischen Ländern. Aehnlich angekelt äußert sich vor einem halben Jahrhundert Hamilton (Travels I, 378), welcher glaubte der erste europäische Besucher zu sein, und neuerdings Humann (a. a. O. S. 85).

[3]) Lesbar nur die nach Dernschwam's Copie C. I. Gr. III, 4105 edirte.

[4]) Thekethioi (statt Tekke-kjöi „Klosterdorf") bei Busbeck und auch Hamilton hat keinen anderen Namen gehört, Perrot 1861 dagegen den wirklichen nach dem mohammedanischen Heiligen, den er wohl nach moderner Aussprache Evlen-Tschelebi schreibt; als Scheich-'Alwân-Tekkijessi kennt das Kloster schon die beste Autorität, der Fortsetzer des türkischen Geographen Hadschi-Chalifa (Dschihânnüma, türkische Ausg. Const. 1732, S. 625). Das Eindringen in das Innere des Heiligthums ist nur der Gesandtschaft, keinem neueren Reisenden gelungen.

der almusen, heimblicher rauberei und aller schelmerei und buberei behelfen. 1) der schelmen sanctuarium, darin sie beten mit decken uberlegt, hat oben ein hulzen poden mit erdrich uberschutt, auswendig ist ein grosser stein in der hoche eingemauert, darauf ein kriechisch Epitaphium gestanden, 2 und 3 abseiten, 4 der eingang in die runde oben gewelbt, 5 ist daran gepaut, darin ein erhaben grab mit plauen zamlot bedeckt, daruber ein weiße stol und turkischer bund gelegt, 6 daran ist noch ein stockle paut mit drei runden gewelben, darin auch ein grab, soll S. Jorgen freund sein gewesen. Von keinem heiligen wissen die Turken nicht als von S. Jorgen, den sie nennen Chedir-Iles, das er sei gewesen in den Lande Cappadocia ein beruhmter rittersman und daß er nicht gestorben sei und noch lebe und wer ihn anruft, weß glaubens er sei, demselben hilft er. Sie sagen auch von einem Drako, der alda gewohnt habe auf dem perge, ist oben in der hoche ein zeichen 6 schritt lang mit steinen gelegt, als lang der Drako gewesen soll sein. Under dem perge ein weisser marmelstein, darin sieht man wie hufeisen, soll S. Jorgen mirakel sein. Die Derwisch haben anzeigt, wie S. Jorgen roß an den ort mitten in ihr kirchen ein wasser auffsteigt in ein stein, das sein roß alda mit dem fuß das wasser erweckt habe, das doch von anderswo, wie wir die locher gesehen, dahin geleit ist. Und daß dieselbige gegend einem herrn oder kunig hab zugehort, nachend von obstandem dorf Balwan Czelibi gelegen, ist genannt Allekat[1]) soll ein große statt sein gewesen, dahin man uns neben der strassen gefuert in ein dorf Sagana[2]) komen, darnach gen Aelkat, ist ein zerschleift dorf in einer klammen — allein ein alten stein gefunden, weiter in zwo meilen mehr begrebnus an der strassen auf einer großen seulen C. Jul. Vero Maximino nobilissimo Caesari[3]).

6. April von fruh 6 bis 4 oder 5 uhr, gute 6 meilen in ein dorf Bagblidczscha[4]), schone landschaft, hat viel weite grunde, woht angeseet, mehr dorfer, wein- und obsgerten, leimig rot erdrich.

7. April fruh bis mittag drei gute meil bis Amasia. Ein schon zimlich groß wasser fleußt gen Amasia von der rechten her, das ist Iris[5]) und zu der statt zeucht man wol ein halbe meil in einer Clausen zwischen kahlen steinigen geburg, die straß ist eng also, daß unserer wagen keiner dem andern weichen kundt, auf der rechten seiten mag man reiten und gehn am steig und wo man nit hat vor dem velsen gehn mugen, seind durch den vels hin wider hoche und nidere fußwege ausgehauen in 5 schuch breit, welche ihre naturliche gelender haben. Und die statt kann man eher nit sehen, bis man gar hinzukombt, bis wider an das wasser, das im grund zwischen hochen geburgen fur fleußt und wo es neben dem wasser erdboden hat, da seind wein- und obsgarten, ackerfelder, alle von stein- und kotmauren befriedet und lustheuslen von kot darein. Wenn man zu der statt kombt ist wider ein hulzene brucken 80 schritt lang, dabei etlich hoche wasserreder, die wasser heben in die gerten und stehen noch zwo alte schone kirchen von werkstucken rechts und links gegen uber, sonoch die Kriechen gepaut haben, alda gehet der weg durch wie durch ein ander thor. Die heuser sind alle aus gebrenten zieglen und kot gemacht und die inngeben von ungehaunem holz und tramen von zweien gaden hoch, unden seind roßstelle, oben auf ihre wohnungen, auch mit tramen uberlegt und bretern, darauf reisig und mit erden uberschutt einen halben ellen dick und liegt schier auf jedem hauß ein runder langeleter stein, wie ein columna, mit demselben hin und wider gewalzen schleht man den estrich wie mit eim cilinder. Fast mitten in der statt ist ein alter runder thurn von zieglen, darin man in ein schnecken hinauf gehet, hat oben ein vier- oder achteckenten umbgang und uber sich ein klein spitzig thurnlein, habn noch die Kriechen gepaut, ist irgends ein glocken darin gehangen.

Ist ein arme elende paurn statt von kot wie die schwalbennester ubereinander, sollten nit heuser genannt werden, sitzen in der zimmer wie in ein gefengnus, habn kein kuchen [Küche] in keinem hausse, nur in den kamern kleine kamin, darbei sie kochen. Sind in 11 Metziten aber die furnemste so der Bajazeth gepaut mit zwey turnen.

Das ober schloß hat wol ein schon ansehen auswendig, seind aber nur dinn maurn und inwendig kotheuser, darin dienstvolk wohnt und ein Purggraf, der das ganz jahr nicht fur das thor darf gehen. In dem undern schlosse bin ich gewesen, ist von steinen mauern, auswendig rund, inwendig von ungeprenten zieglen, holz und brettern ohne dacher — ist mitten drin ein groß haus tief in der erden oder felsen, darumb man oben gehen mag und hinabsehn, wie ein keller durch hulzen gitter, ist oben mit pley gedeckt, — in welchem hauß des Kaysers zelt liegen. Auf dem schloß gehet man an der steinwand herumb in die felsen hinein, und große thor scheinen gehauen, der seind 5 nach einander, je eins hocher als das ander, das seind nicht wohnungen gewesen, sonder alter heidnischer Künige begrebnus, — von ersten sind zwo hoche stolwand gegeneinander uber ausgehauen in zween landsknechtische spieß hoch und in 2 oder $2\frac{1}{2}$ schritt breit, ist ein stolwand in 10 schritt lang hinein in velsen und von einer wand zu der andern ist der vels auch ausgehauen wie ein schwibpogen uber sich, — also das der umbhaute velß frey stehet, so seind die zwo stolwende hindurch auch zusammen gelochert worden. — Under anderm ist zu dem hochsten begrebnus in 70 staffel hinauf ein breiter gang mit ein gelender in die steinwand ausgehauen.

Von wegen des Mustaffa, des Kaysers sohn, so er umpringen lassen, ist das land Cappadocia vast geschwurig und heimlich Persianisch, darumb der Turk viel richten [hinrichten] lassen. Der Kazulbascha, soll heißen Schachane [Schahanschah] hat nit also vil volk als der Turk und dazu kein geschutz, darumb stehet er kein schlacht, aber weil das land gepurgig ist, hinderzeucht er ihn und zwackt ihm taglich vil volk ab, hauts alles nieder. — Und wie die gefangen Cristen sagen, soll der Turk dem Kazul nicht 50 mann ab-

---

[1]) Aetkhat Pr., Aurhat bei Hamilton und (nach diesem) bei Perrot, richtiger Archat bei Chanykoff, Ztschr. d. Berl. Ges. f. Erdk. 1866, S. 432.

[2]) Tchaana bei Hamilton, Tchahanah bei Perrot.

[3]) Römischer Meilenstein, C. Inscr. Lat. III, 308.

[4]) Ballitzscha Pr., Baglison Busbeek, richtig Baghlidscha „Weinbergsort", nach Chanykoff, Barth, Perrot.

[5]) Gelehrter Name aus dem Alterthume; die türkischen Namen (Tozanlu-su und Jeschil-irmak) scheint der Autor bei seinem längeren Aufenthalte in Amasia nicht erkundet zu haben.

geschlagen haben, aber der Kazul dem Turken viel tausend, weil er behender zeucht, in einem tag oder nacht so vil als der Turk in 3 tagen. — Denn sie die Persianer nichts von den Turken halten und seind vast beherzt wider sie und die Turken sind ein gar elend weibisch volk haben kein herz gegen ihnen; wan die gefangenen und verleugneten Cristen nit weren, als die Krabaten, Winden, Bosner und Ungern, reudig vermaledeit ungezifrig volk, die erger und verzweifelter sind als der Teuffel selbs, so wer der Turken mannheit gar nichts.

Solch volk ist ein hart volk, das nur von dem viech lebt und sauer milch ißt und trinkt allein wasser, sind alle wie halbe moren verprinnen auf der sonnen, solch volk das hitz kelt hunger durst und armut gelitten thuet es uns Cristen zuvor, die wir im kriege nur wohlleben wollen, wein und uberflussig provand nachfuren, und davon wird all unser kriegsvolk krank daß sie ganzen tag auch nacht fressen und saufen, auch ubel kleidt sein, regen wind kelten und hitz nit leiden kunnen, so uberkommen sie alle krankheit, prenn, bauchweh, durchflussig werden, wie ich wohl darbey gewesen zweimal under Ofen gesehen hab. Wenn man unserem volk kein wein nachfueret und sie wasser trinken lernet wie die Turken pflegen, wurden sie auch besser kriegsleut sein, alda wurd man sie gehorsam machen, wurden nicht mehr balgen gottslestern aufrurig sein von wegen ihrer bezahlung, wurden auch nit also spilen und mehr verkleiden als ihr besoldung ist, wie ich ihr vil gesehen, die in 18 Wiener ellen daffet under die ploderte zerschnittene hosen zu futter tragen, die ihnen mogten nachschleifen.

Zu Amasia findt man kein weintabern, uns hat ein Kriech vom land in ziegenheuten wein zugefurt aber theur und doch nichts sonders, hitzige kalchwein und alle roth geferbt mit ebulo [Hollunder] und dazu gemengt mit gepranten wein; heimlich haben auch etlich Armenier in steinern krugen under der erden wein vergraben, doch vor den Turken offentlich nicht geben dorfen, — wir haben wohl weisse wein gefunden, die also naturlich alda herumb gewachsen, noch lassen sie die nit ungemacht, wie wol sie laugnen, so sind sie doch also hitzig unlieblich zu trinken, das sich einer darnach erschuttet, als hett er lauter gepranten wein getrunken.

(Rückreise.)

Sie folgt genau derselben Linie, nur durch andere Nachtquartiere werden Abweichungen von dem ersten Bericht bedingt und auf diese können wir unseren Auszug beschränken.

Abfahrt von Amasia am 2. Juni Nachmittag 3 M. nach Bagdlitza.

3. Juni fruh bis 6 uhr 8 meil in ein dorf Karadagin, das wir des wegs verfehlt, liegt in einen thal vast steinig [1]), hat gut kalt wasser; in der Metzit uber der thur ist ein alt romisch Epitaphium.

4. Juni 6 M. nach Czorom.

5. Juni Czukurkoy, alda hat herr Say in obstandnem wasser Halis gefischt und bald zwo große schaiden gefangen $1\frac{1}{2}$ Wiener ellen lang.

6. Juni 8 M. Aliguyhs.

7. Juni fruh bis halb 7 uhr, 9 bis 10 M. feldlager an eim guten frischen wasserle neben dem dorf Abasla [?], uberall vil seltsamer kreuter gefunden die man in der Apotheken braucht und draussen nicht hat, als Abrotonus, Ruta, Salvia silvestris et romana, Dragantum, Folia Senae, Rubia tinctorum, Ciliciriza [Glycyrrhiza] oder sueßholz, Absintium ponticum.

8. Juni 7 bis 4 uhr 6 meil ins Dorf Kalaba [?] sind auf dato wieder fur das alte zerschleifte closter gefahren, am wasserle daruber ein steinern prucken von quadratten gewesen.

9. Juni fruh bis 11 uhr mittags 4 meil nach Ancira. Nahend bei Ancira in $\frac{1}{2}$ meil ist ein Closter zu unser frauen genannt, ein schlechte alte kriechische kirchen, darin seind 4 oder 5 munich Armenier — alda ist ein groß alt Cristen begrebnus, dahin von den alten herlichen Romischen Palatien große zerbrochen stein seulen und Epitaphien gefurt [1]).

11. Juni den ganzen tag sovil als wir vor in 2 tagen hinein gereist 9—10 M. nachend bei Jalanczy-Ali gelegen.

12. Juni 10—11 M. neben dem wasser Sangari neben der prucken gelegen.

13. Juli von fru bis umb 3, 10 Meil oder mehr fur ein dorf heißt Karagiedi [2]).

14. Juni von fru bis 3 uhr, 9—10 meil uber das wasser Kuthe-su in ein dorf Ugus, auf den begrebnus so auf einem berge ist, sind viel alte stein, darauf geschrieben Antiquitates [3]).

15. Juni, fruh bis 3 uhr 9 meil nach Mutalat (Mutalop Pr.) auf dem gemeinen begrebnus seind vil zerbrochner antiquitates deren man wenig recht mehr lesen kann, alles kriechisch [4]). Gegen obstandem dorf uber under dem gepurge mag man ein alte statt sehen, nennen die Turken ungleich, einer Eskyscher einer Beylik [5]).

16. Juni fru bis $2\frac{1}{2}$ uhr 8 M. bis Boz-byugk.

17. Juni 7 oder mehr M. durch Pazarzikh bis Agbing.

18. Juni 8 M. bis Nicea.

19. Juni still gelegen.

20. Juni uber den langen wald, wo ein alter gepflasterter weg gewest, so noch der Romer gemacht, 9—10 meil per Kasikhly.

21. Juni Nicomedia, 22 Gewise, 23 Skutar, zusammen 143 meil bis Constantinopel.

Constantinopel hat alles schlecht hulzen und nieder geben, nit halb als gut als in Schwaben oder Bayrn ein gemein dorf, als draussen nit einem stall gleich sehen. In ander leut heusern kann man nit underkomen wie in der Cristenheit, sind auch nit darauf gepaut und ist zwischen ihnen kein ehrbarliche vertraulichkeit nicht daß ein freund zu dem andern sollte einziehn durfen, dann sie selbs nit versammlungen durfen haben. Darum handelsleut und kriegsvolk alles in die Karvasalia einziehn, wie zigeinerisch gesind. In solchen karwasalia sind auch K. Maj. Botschafter eingesperrt gewesen, sambt den dienern und verhuetet und

---

[1]) Also seitwärts der Hauptstraße, daher von keinem neueren Reisenden bemerkt. Die Inschrift C. I. Gr. III, 4116 wird auch aus Belsus, Abschrift unter dem Ortsnamen Karadyk (?) citirt.

[1]) In der dem Reiseberichte angehängten Inschriftensammlung (es gehören hierher C. I. Gr. III, 4019, 4045; C. I. Lat. III, 253, 244, 275) wird das Kloster armenisch Surb-Bogos, d. h. S. Paulus, genannt.

[2]) Karagiegi Pr. (— jedi „sieben"? oder — gedik „Rücken, Anhöhe"?) C. I. Gr. III, 4126.

[3]) C. I. Gr. III, 4041 — 4048, auch nach der Abschrift von Belsus, der irrig Ogur und Ogut schreibt; von D. auf der Hinreise am 22. März schon nahezu richtig als Ugus erwähnt; Ujuz-hammami „Krätzebad" nach einer heißen Heilquelle in Humann's neuestem Reiseberichte.

[4]) Die Inschriften nach Busbeck's Copie im C. I. Gr. III, 4136 — 4140; aber sein Ortsname Montalab ist ebenso falsch wie das bei Tournefort (1704) vorkommende Mounptalat; Dernschwam's Schreibweise wird durch Tschihatcheff's (Itinerar von 1849, 25. Mai) und Humann's Mutalib bestätigt (ungenauer Mutalyk in Wrontschenko's Karte von 1835), ebenso wie die Lage nahe nördlich von Eskischehir.

[5]) Jenes ist der schlecht verstandene Name, dieses Titel „Fürstenthum, Fürstensitz".

verschlossen worden wie andre gefangene leut und nit frey ausgehn lassen. In der Karwasalia auf den gangen in einer abseiten hat es ein heimlich gemach mit stulen auf ihr arth, und als oft ein durkischer schelm darauf gehet muß ihm sein erkaufter gefangener ein krug mit wasser nachtragen, alda wascht er sich wie ein beschissen kind mit dem finger im arsch umbgewandt und als oft er sein wasser abschlagt auch dergleichen, als unverschamt wie andre seue. Solche Mores hat auch ein Ungrisch Bischof von Gran, Paulus de Warda gehabt, der im 15. Jahr zu Preßpurg gestorben, welcher mit verlaub stets vor den leuten mit dem finger im arsch umbgangen ist, daß einem grausen hat sollen, ein geseffre supp mit ihm zu essen. Sollten die Turken papier brauchen, wer ihrem Machomet ein große unehr; wo sie nur ein stucklein weiß oder beschrieben papier finden, so heben sie es auf und sagen, daß ihr heiliger glauben auf papier sey geschrieben, in ehren gehalten soll werden.

In den kamern der Karwasalia sind lauter handwerker und am meisten schuster gewest, unbeweibte leut, die ihren zins daraus geben, was sie fertigen tragen sie feil aus, kocht ihr keiner nit, auch der wirt kocht fur seine gest nichts, haben auch gar kein kuchen [Küche] nit darinnen, sondern die sudelkoch tragen ihr eine zween kupfern kessel am hals hangende von eim zum andern herumb, ist in den einen Czorba, das ist ein koch [Gekochtes] oder mus von linsen, gersten, faseoli, ein suppende speiß, in den andern etwa ein lumpen oder schlecht schafensleisch. Die Turken lebn ubel, essen gar schlecht ding als kes brot knobloch zwieffel rettich plutzer [Melonen] und vil obs durch das ganze jahr aus und trinken wasser darauf, ander nationen wurden krank davon, schadt ihnen nicht; wer ein Czerbet vermag zu trinken das ist ein wasser mit honig angemacht, der ist ein herr. Wann ein Turk wohlleben will, so tragt er das schaffleisch grad von dem mezger zu dem sudelkoch, der schneidt es gar kleine setzt es ungewaschen in ein diese kupfern schussel im bachofen, laßt es in seinem feisten rosten, thut geschnittn zwiffl daran und ein wenig essig, also frist er das fleisch samt dem unflat.

Nach dem abendmahl pflegen sie durcheinander zu singen als wenn die hunde heuleten, haben keine melodei noch lieblich gesang nach den noten, ihr gesang ist allein Alla illa hillala, mit diesem gesang mocht man hundert meil wegs ziehn, wie die Ungern mit ihrem lied daidanum haidanum, hat kein end nit. — und ihr spilleut, pfeiffer trommeter und pauker haben so ein liebliche musica, als wenn die seue untereinander kurren und wenn man ein alten pelz ausklopfet.

Es ist nit wie in der Cristenheit, das der gemein mann von einem land zu dem andern, wie die lanzknecht und andere landfarer pflegen, laufen und frey ziehen durfen, man siecht anderst auf, wer nicht dem Kayser zugehort, das ist welcher nit ein Czauß oder Janczar ist, sein gewonliche tracht furt, wie ihr brauch ist, der kann selb dritt oder funften nicht durchs land komen und wann irnz kaufleut hin und wieder reisen wollen, so samlen sich auf der straßen ihr viel zusamen, damit sie sicher durch mugen komen, nehmen von einer statt zu der andern bekannte oder ein Janczar mit sich; — item die Juden und frembde kaufleut aus Polen, Reussen, Walachey, Ungern wissen nach ihrem prauch aus und ein zu reisen, sind uberall mit ihrer waar frey, wann sie nur dem Kayser seine maut zahlen, und mancher hat kaum fur 20 oder 50 fl. waar, als ungrisch messer, hute, preusisch rot leder, gepraunte wein und bier, leinwat und ungezweiselt seind die Juden alle kundschafter auf beiden theilen und wer es wagen will, der mag mit solchen leuten bald aus und ein komen, auch weiter hinein in Aegypten und Asiam ziehen.

Wie wohl der Kayser ein unsaglich dienstvolk in krieg furet, so bleibt doch ein unsaglich volk noch in der statt, denn Constantinopel allein ein konigreich von volk ist, darum so große hurerei alda ist, als in der welt mag sein; wann Spahi Czausen und all ander besoldt volk ein jahr, zwei oder drei außen bleiben, dieweil habens ihre weiber gut, baden den ganzen tag, kommen in etlich tagen nicht heim, saufen in winkeln wein, gehn ihr etlich mit einander zu einem in ein haus, dahin dann puben sich finden lassen, treibens mit einander wie das viech und wie auch zu Rom und Venedig unverschamt getrieben wird, also sind zu Constantinopel viel tausend offner huren, gehen alle vermummt, daß sie auch ihre menner underwegens nit kennen."

Das Wenige, was auf der am 3. Juli von Constantinopel angetretenen Rückfahrt durch Bulgarien und Serbien nachträglich bemerkt wurde, findet sich bereits der obigen Darstellung der Hinreise einverleibt; etwas ausführlicher wird der Erzähler erst, wo er diesmal auf dem Landwege über Essеg den ungrischen Boden wieder betritt und zwar, da er hier nichts in geographischer Beziehung Neues zu berichten hat, in Schilderung der entsetzlichen Zustände, welche die türkische Verwüstung herbeigeführt hatte. Viele mannhafte Leute hatten verzweifelnd sich in die damals noch ausgedehnteren Wälder geflüchtet und jagten als Haiduken den Türken selbst, auch den wohlbewaffneten Geleitsreitern des Gesandtschaftszuges Furcht ein. Daß die furchtbar gemißhandelten Ungern selbst die Hoffnung auf baldige Wiedervertreibung der Türken nicht aufgegeben hatten, scheint die wiederholt angeführte „verehrung so die armen leut im durchziehn dem kaiserlichen botschafter entgegengebracht" zu bezeugen. Andererseits läßt es der Autor an Vorwürfen gegen seine Glaubensgenossen und neuen Landsleute nicht fehlen; von den Bewohnern von Bátuszék heißt es „seind ungrisch und lutterisch und doch erger als die Turken". Semlin gegenüber Belgrad „ist jetzund einem schlechten dorf gleich, das schloß gar zerschleift — soll der Turk eher eingenommen haben als Weißenburg [Belgrad] das doch nichts fest gewesen — auf solche henser haben sich die Ungern an der granitzen verlassen, ist ein pfaffengassen der Thunau San Trau Theissa nach gewesen, also haben sie das land mutwillig verloren".

Als Hauptschuldigen an dem Unglück, welches das Land und die ganze Christenheit durch die türkischen Verwüstungen und Eroberungen getroffen, nennt der Autor, außer dem wiederholt mit den derbsten Phrasen überschütteten Papste „der alle zerruttung in der Welt gemacht und allein daran schuldig daß der Machomet in Asia oberhand genommen" einen angeblichen Rivalen des Mediceers Leo X., den Bischof Thomas von Gran, welcher gewissermaßen zur Entschädigung für die getäuschte Hoffnung von dem neuen Papste die Indulgenz zum Predigen eines Kreuzzuges gegen die Türken 1514 aus Rom zurückgebracht habe, „und klagt man auf diese stund in Ungerland und alle umbliegende lender, daß sich die weltliche fursten solche ehrlose pfaffen von ihres eigen geiz und ruhms wegen habn verfueren lassen und ihnen glaubt, als wolten sie den Turken blos mit aufrurischem volk und ohne geld schlagen".

Das Eindringen türkischer Bevölkerung in Südungern wird wiederholt in den allerdings damals sehr verfallenen, vor Zeiten großen Märkten Sata (Sotin in Sirmien), Bukhuwar (Vukovar), Muhaczsch (Mohács) bemerkt: „seind Ratzen [Serben] Ungern und Turken durcheinander wohnend, doch jetzund das mehrer theil turkisch." „In Ofen haben die Janitzaren das schloß innen, ist elendig anzusehn, gehet das dachwerk alles ein, die henser gehn ein gaden nach dem andern ein, bauen nichts allein so vil einer trucken sitzen mag, wo große weite zimmer und saal gewesen haben sie

kefterle von holz und koth gemacht, die keller brauchen sie nicht, sind mit mist ausgefullt, die heuser also verbaut, daß man die thor und großen einfahrten nicht erkennen mag, dann vor den heusern obdacher und kremerladen gebaut, darin die handwerker nach turkischem brauch auf der gassen sitzen. Aus unser frauen kirchen haben die Turken die oberste Metzith gemacht, die altar und grabstein heraus gethan und anderst gepflastert. S. Jorgen kirchen ist die andere metzith, darbei ein neuer thurn auf turkisch art [ein Minare] darauf ihre hoschia schreien. Die hunde haben auch die hohen fenster uber die helfte vermaurt und daran ihre krem und hutten gebaut. S. Johanniskloster ist auch zu einer metzith gemacht. Aus dem Closter zu S. Niclas haben sie ein zeughaus gemacht. Die Cristen haben zu S. Magdalena noch die kirchen innen und eine schlagende uhr und laute glocken, seind in dem glauben zwiespaltig, ihr zween alte graubertige papistische pfaffen haltens auf die alte verfuerische art und ihr zween oder drei auf lutterische und zum theil zwinglische art, darumb sie die kirchen mit brettern underschlagen. Die Papisten haben den chor innen, alda sie messe halten und vesper singen auf lateinisch, darzu wenig kommen; wo sie ihr ambt verbracht, so fachen die lutterischen in der außeren kirchen ihr ceremonien und gesang an auf ungrisch, darzu vil leute gehen und halten es ehrbarlich, aber auf beiden seiten sind es grobe und ungelehrte leute, die nicht noch lateinisch kunden. — Ist der ungelehrten pfaffen schuld, das vil einfaltiges volk zu Turken werden, solch unverstand und hoffart der pfaffen hat bisher in Teutschland allen irthumb angefangen, denn grafen edellent ungelehrte leute Thumherrn sein und die gelehrten als Doctores gottlose leute sein, der anderen liedlein singen und wie ichs gesehen, so sind unsere geistliche nicht ehrbarer als der Turken hoschia, — dann nit allein bei den Cristen, sondern auch bei den Turken die pfaffen uberall den vortanz haben zur holle.

Es ist zu Ofen und Gran ein hudelmansgesind und von weibern lauter huren und haben alda kleine maidlen von 11 in 13 jahren verheiratet gesehen, die noch auf der gassen umblaufen, sagen die eltern mussen darumb thuen, daß ihnen sonst die Turken mit gewalt nehmen und ihren mutwillen begehen."

Am 11. August 1555 erreichte die politisch erfolglos gebliebene Botschaft nach $1^3/_4$ Jahren wiederum Wien.

Das geographische Ergebniß dieser Aufzeichnungen konnte allerdings, so lange das völlig vergessene Buch im Bibliothekstaub ruhte, der Mitwelt keine neue Aufklärung gewähren, und überall, auch im europäischen Theile, der seit jener Zeit wiederholte, zum Theil genauere, namentlich aber an die Oeffentlichkeit getretene Beschreibungen erfuhr, beschränkt es sich ja auf eine der vielen Wegelinien, aus denen erst zwei Jahrhunderte später ausgezeichnete Fachmänner, vor allem Bourguignon d'Anville, die ersten kritischen kartogaphischen Versuche zu combiniren unternahmen. Hätte er, hätten seine englischen Nachfolger um den Anfang unseres Jahrhunderts, James Rennell und William Martin Leake, das Werk unseres Autors gekannt, so würde es ihnen namentlich für einen Theil Kleinasiens eine weit sicherere Grundlage gewährt haben, als die alle Distanzangaben vermeidenden mageren Aufzählungen meist arg entstellter Ortsnamen in den einzigen damals zugänglichen Quellen, Busbeck und John Newberie (1582); ist es doch gerade für diese specielle Linie meines Wissens bis zum Jahre 1877 die einzige brauchbare Quelle geblieben und auch seitdem noch nicht vollständig durch neue Beobachtungen ersetzt.

Es mag auffallend erscheinen, daß eine vor drei Jahrhunderten zu den besuchtesten Reichsstraßen gehörige, nach Dernschwam's Zeugniß (auf der Rückreise) von nach Tausenden zählenden Kameelkarawanen benutzte, überdies fast durchaus gut fahrbare Linie seitdem so völlig verödet ist. Nicht weniger aber muß ein anderer Umstand uns, an möglichst geradlinige Hauptstraßen gewöhnte und auf Grund correcter Karten urtheilende Europäer befremden: der von der Gesandtschaft eingeschlagene Weg zwischen Ismid und Angora macht eine gewaltige südliche Ausbiegung, um erst etwa von der Station Bazardschik an in die normale Ostrichtung überzugehen. Solche Unregelmäßigkeit scheint ihren Grund in der echt orientalischen Trägheit alter Gewohnheit zu finden; verfolgt man auf der Karte die Hauptrichtung weiter in westlicher Richtung, so führt sie (beiläufig auf dem von Humann 1881 gemachten Wege) direkt auf Brussa, die ältere Residenz der osmanischen Herrscher: aus ihrer Zeit also scheint sich jene große Straße mit ihren zahlreichen Karwanserais erhalten zu haben, auch nachdem längst der Reichsmittelpunkt nach dem Bosporus verschoben war, und man behalf sich mit einer die ältere Straße in kürzester Linie von Ismid aus erreichenden Querstraße, so erheblich auch der dadurch veranlaßte Umweg war. Es wird kaum zu ermitteln sein, wie lange es gedauert hat, bis diesem Uebelstande durch Gebrauchnahme der jetzt gewöhnlichen direkten Poststraße von Ismid über Sabandscha, Nallychan, Bejbazar nach Angora abgeholfen wurde; ich finde sie mit ihren Stationen zuerst verzeichnet in der unter dem Namen Dschihânnüma („Weltspiegel") bekannten türkischen Geographie, die jedoch in diesem Theile nicht mehr von dem gewöhnlich als Autor citirten Staatsmann Hadschi-Chalifa († um 1650), sondern von seinem Fortsetzer und Druckleger (1732), dem Renegaten Ibrahim-Agha, herrührt.

Daß diese die ganze Halbinsel in NW—SO-Richtung durchschneidende große Verkehrsstraße demnächst (sogar noch im laufenden Jahrhundert?), wie soeben wieder Zeitungstrompetenstöße aus Constantinopel melden, durch eine Eisenbahn werde ersetzt werden, mögen diejenigen glauben, die türkischen Schlendrian nicht aus eigener Erfahrung kennen!

Ausflüge nach der Westhälfte von San Miguel (Azoren).

Von Dr. H. Simroth.

I.

Einige Stunden genügen zu einem Spaziergange auf einen der kleineren vulkanischen Hügel, welche Ponta Delgada umgeben. Die Wege sind anfänglich wenig anmuthend, da sich nach links und rechts am Strande die Vorstädte in die Dörfer fast ununterbrochen fortsetzen und bergauf wenigstens lange, selten weiß getünchte Mauern aus schwärzlicher basaltischer Lava weithin Gärten und Felder einschließen, den Blick unangenehm beengen und die Orientirung häufig fast unmöglich machen, so daß man in dem Labyrinthe gelegentlich die Richtung verwechselt. Die Farbe erscheint um so öder, als die Frische des Gesteins kaum den freundlichen Ueberzug grüner Moos- und Farnvegetation aufkommen ließ, wie in Südeuropa unter gleichen Bedingungen. Gelegentlich ragen Bananen über die Mauern, außerdem Pittosporumhecken, auch noch vereinzelte Palmen und Weinlauben; weiter nach dem Freien zu folgen Bataten- und meistens Maisfelder. Die Bataten, auf den ersten Blick den Kartoffelfeldern ähnlich, leiden unter der oft ungeheuren Menge eines bei uns weniger gemeinen Schmetterlings, des Windenschwärmers, dessen Raupe an den Blättern dieser Convolvulacee ausgezeichnet gedeiht. Raupen und Puppen waren zu Tausenden zu finden, wie bei uns die Kohlweißlinge, und es interessirt vielleicht die Züchter, daß unter den erwachsenen Raupen im August die grüne, Ende September die rothbraune Varietät bei weitem überwog. Sollte die Sommersonne wirklich die Ursache der Dunkelung sein? Der Schmetterling fliegt vielfach bei Tage, und er wie der Todtenkopf wurde mir häufig als „Vögelchen" ins Hotel gebracht, wo ich Mühe hatte, den Cadaver vor der Freßlust einer äußerst kleinen gelbrothen Ameise, die im Zimmer gemein war, zu schützen. Uebrigens reinigt man die Felder von der Raupenplage, indem man eine Heerde Truthühner hineintreibt, die in wenigen Tagen reine Bahn machen. Die Maiskultur scheint ziemlich ergiebig; zum Theil war er schon im August reif, zum Theil noch Ende September auf dem Felde. Um die Reife zu beschleunigen, nimmt man den Pflanzen nach dem Kolbenansatz alle Blätter bis auf die, welche den Kolben umhüllen. Die Felder machen so einen ziemlich kahlen Eindruck. Nachher werden die Kolben herausgebrochen; schließlich werden die Halme geerntet, und selbst die Stoppeln mit den Wurzeln schont man nicht, um sie in diesem ziemlich holzarmen Lande als Brennmaterial zu gebrauchen. Die Werkzeuge zur Bodenbearbeitung und Ernte sind äußerst einfach und in der Hauptsache nur zwei, eine große Hacke, die etwa unter einem Winkel von 65° am kurzen Stiele sitzt, und ein grobes Messer, etwas stärker als ein Haubajonett, wie dieses gerade aufgepflanzt und an der Rückseite weiter oben mit einem kurzen aufwärts gekrümmten Haken versehen. Auf den Feldern fiel hier und da ein runder, oben offener roher Thurm auf, nur mit einer kleinen Eingangsöffnung zur vorläufigsten Aufbewahrung. Mit der Aberntung der Maiskolben ist man noch nicht am Ende angekommen. Sie müssen erst (Dank der Feuchtigkeit des Klimas?) an der Luft getrocknet und vor den Ratten geschützt werden. Ersteres geschieht an langen kräftigen Stangen, die zu drei oder vier zu einem hohen Pyramidengerüste vereinigt und einzeln in ganzer Länge rings mit den Kolben behängt werden. Diese Pyramiden bilden eine eigenartige lebhafte Staffage in allen Dörfern, um so bunter, als vorzugsweise die gemeine gelbe Sorte und nur selten die dunkelrothe gebaut wird; und die beladenen Karren, die vom Felde heimschwanken, sind gern symmetrisch mit den verschiedenen bunten Kolben geschmückt. Die getrockneten Kolben ziehen die Ratten in Schaaren an. Will man sie auf dem Boden aufstapeln, so ist ein senkrechter Graben von fast Meter Breite und Tiefe unerläßlich. Fast alle Speicher aber, namentlich auf der Westhälfte, ruhen auf Holz- oder Steinsäulen, deren jede oben mit einer breiteren Steinplatte gedeckt ist, eigenthümliche Scheuern, häufig, in wohlhabenden Dörfern, zierlich bunt. Trotzdem sind sie nicht immer rattenfrei, und man versicherte mir, daß in einem Falle, als die Dielen aufgerissen wurden, ein Paar Hunde auf einmal über 60, in einem anderen über 100 der Unthiere erbissen hatten. In den Landhäusern herrschte noch vielfach die gemeine oder Hausratte; sie hat sich schon dahin flüchten müssen vor der Wanderratte, die später von den Hafenplätzen aus vordrang; der bekannte Rattenkrieg. Um die Hunde gleich zu erwähnen, so giebt es wohl nicht zu wenig, aber ich entsinne mich nicht, daß mir einer lästig gefallen wäre. Meist sind es gewöhnliche Köter, dem Balearenhunde ähnlich; eine besondere Bedeutung hat nur der Terceirahund gehabt, den man auch auf S. Miguel häufig antrifft. Von der Größe, Statur und dunkelgraubraunen Farbe des Boxers, doch weniger stark, Doppelnase mit kurzem Schwanze und Ohren und mit schiefem, heimtückischem Blick wurde diese von Cuba stammende Rasse, die zum Hetzen von Stieren gebraucht wurde, während der spanischen Herrschaft im 17. Jahrhundert auf Terceira eingeführt, wo sie sich bei der allgemeinen Liebhaberei so vermehrte, daß sie aus Nahrungsmangel Nachts rudelweise auf die Jagd ging und so viel Schafe riß, daß deren Zucht fast einging.

Doch zurück zu den Hügelfeldern. Wo die Mauern gerade vom Berge kommen, hört man oft das Wasser in ihnen rauschen, denn die Wasserleitungen sind in sie eingelassen. Von Zeit zu Zeit hat die Wand eine Nische mit einem Brunnentrog und einem schwachen Rohre darüber, den Trog für die Esel, das Rohr, um das Wasserfäßchen zu füllen oder unmittelbar daraus zu trinken. Doch geht die Sparsamkeit der an große Oekonomie gewöhnten Bevölkerung so weit, daß jeder, der seinen Durst löschte, nachher das Rohr mit einem schmutzigen Lappen wieder verschließt. Uebrigens scheint die Schnauze des Esels hier ein wichtiges Transportmittel zu sein für die niedere Thierwelt des süßen Wassers. Die außerordentliche Armuth der Kraterseen auf der Höhe, von denen die Leitungen kommen, werden wir sehen. Umgekehrt enthalten die Brunnen in der Stadt und zwischen den Gärten eine ganze Reihe kleiner Würmer, Krebschen, nebst einer Süßwasserschnecke (Physa) und einer winzigen Muschel (Pisidium), und ihre Ausbreitung geht stromaufwärts von Brunnen zu Brunnen. Bei deren geschützter Lage dürfte an kein anderes Vehikel zu denken sein, als an die Schnauze des Esels, der von Brunnen zu Brunnen Halt macht. Wo die Mauern aufhören, pflegt Brombeer-

gebüsch und Adlerfarn die Raine zu begleiten, wie häufig bei uns. Auf den Hügeln steht wohl ein Hain von Pinus maritima. Die bekannte Feldheuschrecke mit rothen und blauen Unterflügeln (Acridium), die Feldgrylle, deren Gesang beliebt ist, treiben ihr Wesen, unter den Steinen haust die Spinnenassel oder der langbeinige Tausendfuß, fast das einzige Wesen, das an südliches Klima erinnert, wie in den Häusern die große amerikanische Schabe. Auch ein paar Ameisenkolonien, deren geschlechtslose Thiere sich in gewöhnliche Arbeiter und großköpfige Soldaten gliederten, waren südeuropäisch. Auf einem Hügel stand eine kleine Windmühle, von holländischer Art, aber äußerst einfachem Bau, ein kleines Rad, zwei Steine, aber weiter keine Getriebe oder Beutel zu irgend feinerer Verarbeitung; und doch ist diese schon ein Fortschritt, denn wenn man früh Morgens durch die Dörfer reitet, hört man überall das Geräusch der Handmühle, auf der für den Tagesbedarf der Mais gemahlen wird. Eine Verbesserung ist es schon, wenn der Esel in der Stube die Menschenhand ersetzt. Uebrigens hat jede Hütte, roh aus Stein aufgeführt (ein viereckiger Bau mit oft nur einem Fenster, das nur zum Theil durch kleine Scheiben, sonst durch einen Holzladen ausgefüllt wird), seinen großen, plumpen, breiten, schornsteinartigen Backofen neben sich, der, weiß getüncht, gegen die Hauswand scharf absticht. Auch in der Stadt sieht man derartige Schornsteine massenhaft, wenn auch anders auf den Häusern angebracht. Jede Familie bewohnt im Allgemeinen ihr eigenes Haus, heißt dort „casado" (von casa, Haus) „verheirathet". Die Billigkeit des einfachen Bauens bringt es wohl mit sich, daß man oft angefangene oder verlassene Häuser ruinenartig verfallen sieht, bei der jungen Kultur ein unerwarteter Anblick. Auffallend contrastirt fast immer die schmucke Kirche mit der sonstigen Einfachheit der Dörfer. So etwa in der näheren Umgebung.

Gleich in der ersten Woche machte ich mit Sr. Chaves eine Partie auf die Berge hinauf ein wenig westlich von Ponta Delgada. Früh halb sechs Uhr stand der Eseljunge bereit. Der Esel war ungemüthlich gesattelt. Ich weiß nicht, ob dieser Sattel noch sonst irgendwo Mode ist. Vorn und hinten als Sattelknopf ein halbrundes Holz, oben mit schrägem Kreuz, die beiden Hölzer jederseits durch zwei Längsstäbe verbunden. Das harte Gestell wird durch bunte Decken und Polster erträglich, aber sehr breit gemacht. Hinten Ledergeschirr und Schwanzriemen, mit Schaffell gefüttert. Halfter und Strick statt Zaum, kein Bügel. Der Eingeborene jokelt meist, die Beine nach einer Seite. In der That fand ich das Reiten nach ordentlicher Sitte auf die Dauer sehr anstrengend. Vorn und hinten hingen am Sattel große frische Zweige von Pittosporum, wie es hieß, gegen die Fliegen. Das Thier sah bunt genug aus. Der barfüßige Junge trabt, wenn er nichts zu tragen hat, den ganzen Tag mit größter Ausdauer nebenher und treibt von Zeit zu Zeit mit einem Stocke, in dessen Spitze ein Nagel eingelassen ist, zu größerer Eile an, man merkt es am unvermeidlichen seitlichen Ausschlagen, der Esel „löckt gegen den Stachel". Anfangs ging es zwischen den Mauern hin, über die noch mancher südliche Baum herüberwinkte, dann durch ein Dorf, dann durch die Maisfelder; dazwischen Getreidestoppeln. Kein Haus folgt mehr. Jetzt fühlt man sich, von der Steilheit der Felder abgesehen, wie im Vaterlande. Der Eindruck wurde erhöht durch den Wachtelschlag, der von allen Seiten ertönte. Bemerkt mag werden, daß dieses Hauptfederwild der Inseln nicht selten weiß wird, wie die Schneehühner. Auch die Schwarzamsel wird sicher viel häufiger theilweise weiß gefärbt als bei uns. Ich sah mehrere mit weißem Schwanze im Freien; bei uns wäre es eine Seltenheit. Liegt es im Klima oder nicht vielmehr darin, daß die weißen Exemplare, die so viel auffälliger sind, nicht so leicht durch Raubvögel ausgemerzt werden? Uebrigens sind die Wachteln Standvögel geworden, so gut wie die Singvögel. Von Zeit zu Zeit sieht man den gemeinen Mäusebussard dahin schweben, den einzigen so nützlichen Tagraubvogel der Inseln, der ihnen bekanntlich durch eine Verwechselung den Namen gegeben hat. Er war das größte einheimische Thier, das den Entdeckern durch seine Menge auffiel, und wurde, weil Raubvögel vom Laien so schwer zu unterscheiden sind, für einen Habicht (Astur) gehalten, daher die Azoren oder Habichtsinseln. Uebrigens scheinen die Vögel dort längst nicht mehr die Häufigkeit zu besitzen, die sie anfangs so bemerkbar machte. Hat man die Felder hinter sich, dann beginnt eine wesentlich verschiedene Region, die immergrüne. Auf unserem Wege waren die Sträucher spärlich, nur die Erica azorica trat mehr hervor; dafür herrschte ein gleichmäßiger Graswuchs. Und als wir, etwas über 2000 Fuß, auf dem Sattel angekommen waren, wo auch von der anderen Seite der Ocean heraufgrüßte, konnten wir uns wohl in den schottischen Hochlanden wähnen. Gräser, Rietgräser und Binsen mit wenigen Blumen (die Flora der azorischen Blüthenpflanzen erreicht die Zahl 450 noch nicht) zwischen sanften Hügeln, in die breite Rinnsale, vielleicht von 30 bis 40° Neigung, eingeschnitten waren; auch sie in gleichmäßigem Grün. Hier und da ein kleiner Weiher, und die Gleichmäßigkeit der grünen Berglandschaft wurde dadurch erhöht, daß außer einigen Mikrolepidopteren ein einziger Schmetterling, das allbekannte Ochsenauge (Epinephele janira), überall sich herumtrieb. Eine nebelige Luft gestattete wenige Blicke hinunter nach der belebten Küste, wo den ganzen Tag klares Wetter herrschte. In der That, jeder der feuchten Luftströme, der an den Bergen aufsteigt, muß durch die Auflockerung in der Höhe seine Feuchtigkeit verdichten, und diese Gipfel sind meistens in lockere Wolken gehüllt. Kein Wunder, daß die Sumpfgräser vorwiegen. Dazwischen dichte Polster von Sphagnum, und namentlich oben an den Tuffabhängen über und über die Charakterpflanzen dieser Höhen, die zierlichen Lebermoose, die so wenig Thiere ernähren, häufig von graziösen Selaginellen überkleidet. Die Vegetation der Weiher so arm wie nur möglich, ein gleichnamiges Potamogetongrün. Kein Schlammgrund, sondern ein lockerer grober Sand von Lapilli, zum Theil faustgroß, schwärzlich, roth überlaufen, wie Coaks anzufühlen, hier und da in frischen Spiralen gewunden, und so die Einwirkung der Schleuderkraft auf die flüssig ausgeworfene Masse handgreiflich demonstrirend. Diese Kraterseen sind außerordentlich wenig belebt. Eine kleine, grüne, schwimmende Alge färbt das Wasser, ein einziges kleiner Copepod, eine vereinzelte Blattlaus auf dem Potamogeton, kein Wasserfloh oder dergleichen, höchstens ein paar Insektenlarven; der gemeine Wasserfrosch (Rana esculenta), der erst 1820 eingeführt wurde, hat sich überall verbreitet, und als einziger Fisch schwärmt der Goldfisch, zwar in großen Massen, aber bei dem Nahrungsmangel nur ausnahmsweise in großen Exemplaren. Dieses feuchte grüne Hochland ernährt in den unteren Partien, die Einzelbesitz sind, Rinderheerden, weiter oben, wo die Gemeinden participiren, schwarze und weiße, nicht sehr feinwollige Schafe und eine schöne, milchreiche Ziegenrasse. Diese stattlichen, schwärzlichen, graubraunen oder gelblichen Thiere mit kurzen Schnauzen zeichnen sich durch ein hübsches Gehörn aus, ähnlich dem der Gazelle oder Saigaantilope, anfangs parallel, dann aus einander tretend und oben wieder genähert. Die Hörner erreichen bei einzelnen Böcken eine ganz auffallende Länge. Man wollte zwar behaupten, daß die Rasse in Degeneration sei und früher noch längere

Hörner gehabt habe. Sollte das aber nicht auf die allgemeine Täuschung hinauslaufen, die uns die Kindheitserinnerungen größer erscheinen läßt? Möchten doch künftige Reisende der Sache ihre Aufmerksamkeit schenken und die ausgesucht schönen Bälge, die mir der deutsche Konsul, Barão de Fontebella verehrte und die sich im Berliner und Frankfurter Museum befinden, zum Vergleich nehmen! Die Schäfer haben sich in den lockeren Tuffen hier und da eine feuchte Höhle mit Bank ausgegraben, ein Schutz gegen die Witterung, aber sicher ein Rheumatismusherd. — Die Sphagnumbänke sind dem Zoologen besonders wichtig, denn hierher haben sich die Charakterschnecken der Inseln zurückgezogen, die Vitrinen, die Plutonia atlantica, eine Nacktschneckengattung, die nirgends in der Welt noch eine Art hat, und Arion, Thiere, die es durchaus vermieden haben, in die Kulturzone herabzusteigen. Ihre Beschränkung auf die Höhen erlaubt vielleicht den Schluß (da für ihren Mangel in den Uferstrecken kaum ein anderer Grund vorzuliegen scheint), daß die Inseln, deren Alter durch Kalkablagerungen auf St. Maria, die einzigen bekannten Sedimente der Gruppe, bis in die Miocänzeit zurückverlegt wird, sich in Hebung befinden, freilich im Gegensatze zur platonischen Atlantissage, die in neuerer Zeit viele Verfechter gefunden hat, wonach die Eilande den Rest eines alten untergetauchten Festlandes darstellen würden.

Noch mag ein landschaftliches Moment erwähnt werden. Verschiedene Aquädukte durchziehen das Hochland, ein- und mehrstöckig; und an dem von Nove Janellas (neun Fenstern) fällt die lebhaft orangerothe Flechtenbekleidung geradezu als einziger bunter Schmuck des grünen Stimmungsbildes auf. Hier trennten wir uns und ich ritt allein zurück, um in zwei bis drei Stunden noch einmal die Kontraste schottisch-melancholischen Hochlandes, süddeutscher Getreidefluren und südlich reichen Uferlebens auf mich wirken zu lassen.

Zur Kenntniß der Wai-Neger.

Von Oscar Baumann.

(Mit einem Facsimile der Wai-Schrift.)

Unter dem Namen Kruboy begreift man an der afrikanischen Westküste gewöhnlich jeden Schwarzen, der sich an der Liberianischen Küste als Arbeiter für Dampfer und Faktoreien anwerben läßt. Dieser Schablone werden mannigfache Völkerstämme eingereiht; das Stammeszeichen des schwarzblauen Streifens über Stirn und Nasenrücken, sowie der ausgefeilten Schneidezähne gilt schon längst nicht mehr als Kriterium, da die echten Kru von der Kruküste dasselbe häufig verschmähen, während andere Stämme es adoptirt haben. So geht denn Alles, echte Kru, Bassa, Krebo, Veribé und andere, unter der Bezeichnung Kruboy.

Eine einigermaßen selbständige Stellung haben die Waileute (auch Vei oder Vey genannt), die seit circa 30 Jahren bei Weißen arbeiten, sich zu wahren gewußt, obwohl auch sie öfters der allgemeinen Kruboy-Schablone beigezählt werden. Da sich bei der österreichischen Congo-Expedition einige Wai befanden, hatte ich im täglichen Verkehr Gelegenheit, sie kennen zu lernen und manches von ihren heimischen Sitten zu erfahren.

Die Wai bewohnen den Küstenstrich zwischen Monrovia und Cape Mount, sowie das Hinterland, wo sie im Osten an die Mandingo anstoßen. Mit letzteren fühlen die Wai sich stammverwandt; viele haben sogar den Islam angenommen, während andere zwar den „Mandingo-Gott“ anerkennen, im Uebrigen aber ihr bequemeres Heidenthum vorziehen. — Die Waileute sind meist kräftige, wohlgebaute Menschen von ziemlich lichter Hautfarbe und angenehmen Gesichtszügen. Unter guter Zucht sind sie als Arbeiter besonders auf Plantagen und zum Expeditionsdienst brauchbar und zeigen sich sehr anstellig. Sie verdingen sich für ein bis zwei Jahre und erhalten 4 bis 6, Headleute auch 8 Dollars monatlich in Gütern. Als oberster Agent für das Engagement fungirt Wai-John, auch King John oder Huga Patana genannt, ein alter Waineger, der bei Monrovia wohnt und Waiboys an die Weißen vermiethet, wofür er das Angeld einsteckt. So viel Respekt die Wai vor diesem haben, so gering ist die Achtung, welche sie den schwarzen Beamten der Republik Liberia erweisen. Sie hassen diese amerikanischen Freigelassenen gründlich, da diese sie nur durch Steuern auszufangen suchen, ohne ihnen irgend welchen Rechtsschutz zu gewähren, und würden jede europäische Regierung der ihrigen vorziehen.

Ist einem Waimanne ein Kind geboren worden, so darf er der betreffenden Frau erst nach einem Jahre wieder beiwohnen. Der Name, den ein Knabe bei der Geburt bekommt, wird bei vielen nach Vollendung einer Art religiöser Erziehung später umgeändert. Dabei fungirt ein Mann als Pathe, dessen Namen der Knabe von nun an trägt. Die Beschneidung wird stets vor Eintritt der Mannbarkeit oder im Kindesalter vollzogen. Schulen giebt es keine, die nationale Wai-Schrift, von welcher später die Rede sein wird, wird den Knaben vom Vater oder Freunden gelehrt. Will ein Mann heirathen, so wird mit dem Vater der Braut das Kaufgeld ausgemacht. Der Wille des Mädchens ist jedoch nicht vollständig unterdrückt; erklärt dasselbe, einen bestimmten Mann heirathen zu wollen, so können die Eltern sie daran nicht verhindern. In diesem Falle hängt es von der Frau ab, ob sie den Mann Brautgeld zahlen lassen will oder nicht. Meist ist dieser jedoch freiwillig dazu bereit, da er durch diese Zahlung größere Rechte über die Frau erlangt. — Jagt ein Mann seine Frau fort, so hat er, selbst im Falle eines Ehebruches ihrerseits, kein Anrecht auf Ersatz des Kaufgeldes vom Vater, stets jedoch, wenn die Frau ihn verläßt. Den Ehebruch zu rächen, bleibt dem Ermessen des Einzelnen überlassen; meist wird derselbe jedoch sehr gelinde beurtheilt. — Hat eine Frau bei der Geburt eines Kindes Schwierigkeiten, so glauben die Wai, daß das Kind nicht von ihrem Gatten sei und daß die Geburt erst dann vor sich gehen könne, wenn die Frau den Namen ihres Verführers genannt hat. — Beim Tode eines Mannes werden Tänze abgehalten und der Sohn oder nächste Anverwandte ist verpflichtet, Jedermann reichlich zu bewirthen, der ihn an diesem Tage besucht. Hat er keine Mittel, so erhält er von Freunden Geschenke, um seine Pflichten erfüllen zu können. — Der Sohn beerbt den Vater; ist er jedoch noch jung oder abwesend, so wird er vom Dorfchef und anderen Häuptlingen oft seines Erbtheils unter allerlei Vorwänden beraubt, ohne dies verhindern zu können.

Sehr merkwürdig, ja unter den Negern alleinstehend ist die Existenz einer nationalen Schrift der Wai-Neger. Dieselbe wurde vor ca. 50 Jahren von einem Waimanne erfunden und ist schon mehrfach philologisch behandelt worden. Es ist eine Silbenschrift, welche mehr als 50 Schriftzeichen kennt, von links nach rechts geschrieben wird und keinerlei

europäische oder arabische Zeichen aufgenommen hat. Dieselbe trennt die Worte nicht, der Schluß jedes Satzes wird durch die Silbe „he“ angezeigt. Es existirt eine ältere und sehr bedeutend vereinfachte neuere Schriftform. Die Wai sind sehr schreiblustig, manche unserer Leute führten förmliche Journale, ja man konnte keinen Zettel liegen lassen, ohne daß einer derselben ein paar Schriftzeichen darauf gemalt hätte. Zum Erlernen der Schrift haben sie ein Alphabet und ein Buchstabirsystem. Weiber erlernen die Schrift selten. Von einer Abnahme des Gebrauches der Wai-Schrift ist wenig zu bemerken. Fast alle Waiboys, die ich an der Küste traf, schrieben dieselbe, während nur wenigen der Gebrauch der lateinischen Lettern bekannt war.

Das beistehende Facsimile giebt einen Brief wieder, den mein Wai-Diener Daia an meine Eltern richtete.

Es lautet in der Umschreibung:

Ng-mga Da-a-ia mu
Ng-naa hi-su-ua ka-ka
he-ng-fa-ba| ng-fa ng-
naa hi-su-ua ka-ka. he.

und auf deutsch:

„Ich Daia selbst
ich sage der Grüße viele
meines Herrn Mutter| dem
Herrn sage ich der Grüße viele. Schluß.“

Hierbei ist unter dem Herrn in der letzten Zeile mein Vater zu verstehen.

Alle Wai glauben bestimmt an die Existenz von Vampyren. Dieselben betreiben schon im Leben ihr blutdürstiges Gewerbe und besitzen die Gabe der doppelten Gestalt. Zwar können sie sich nicht unsichtbar machen, jedoch den Menschen, dessen Blut sie saugen, lähmen und am Schreien hindern. Meist sind es Kinder, welche sie anfallen und langsam zu Grunde richten. Wird Jemand vom ganzen Stamme als Vampyr erklärt, so kann er verbrannt werden, was jedoch höchst selten geschieht. Meist werden Sklaven getödtet, wenn in einem Hause mehrere Kinder sterben und der Zauberdoktor (meist ein Mandingo) dieselben als Vampyre bezeichnet.

Die Hauptkunst der Zauberer besteht im Anfertigen von Amuletten, sowie darin, aus Strichen im Sande die Zukunft und Geheimnisse zu entziffern. Jedem Verstorbenen wird die Milz aus dem Leibe genommen. Ist sie normal groß, so war der Mann kein Vampyr, ist sie jedoch angeschwollen, so war sie es, die den Mann zum Vampyr machte und wird schleunigst verbrannt. Geschieht dies nicht, so bleibt der Mann auch nach dem Tode Vampyr. Er verwest nicht im Grabe und verläßt dasselbe nächtlich, um in die Häuser einzudringen. Er ist unsichtbar, doch hört man ihn schlürfend den Palmwein trinken, die Speisen verschlingen und schnarrend schreien. Natürlich saugt er auch Blut. Auch treibt er sich als Waldteufel herum und schlägt Menschen, die dadurch dem Tode geweiht sind. Entdeckt man endlich sein Grab, so wird er verbrannt, was seinem Treiben ein Ende macht.

Die Wai haben nicht unmelodische Gesänge, sowie zahllose Sagen, Märchen und Fabeln. Als Beispiel sei eine der letzteren mitgetheilt, wie mein Diener Daia sie nach dem Urtexte übersetzte.

„Dieses Papier ist ein Fabelpapier (d. h. dieser Text berichtet eine Fabel). Das Leguan hörte einst, wie der Hund immer von dem Menschen gerufen wurde, und dachte: ‚Der Hund muß eine wichtige Person sein, da er stets gerufen wird.‘ Und das Leguan schloß Freundschaft mit dem Hunde und bat denselben, ihm ebenso große Bedeutung für den Menschen zu verschaffen. Der Hund war einverstanden und ließ das Leguan auf seinen Rücken steigen. Dann lief er ins Dorf und stahl ein Stück Fleisch aus einem Topfe. Und die Weiber liefen ihm schreiend nach und hieben mit einem Knüttel auf ihn ein, trafen aber nur das Leguan. Das Leguan, welches früher hochbeinig lief, wurde damals derart niedergeschlagen, daß es bis heute den Bauch am Boden schleppen muß.“

Damit schließe ich meine kurzen Bemerkungen über die Wai, die ich nur deshalb mitgetheilt habe, weil ich beobachtete, daß Schwarze im intimen Verkehr in der Fremde oft eher geneigt sind, von den internen Gebräuchen ihres Stammes etwas auszuplaudern als in der Heimath selbst. Und wie wenig von dieser ihrer Heimath ist noch bekannt! Das Land der Kru, Wai, Krebo und anderer Stämme, die schon seit Jahrzehnten bei Weißen arbeiten, ist heute noch so gut wie unerforscht, und wenige Meilen landeinwärts von der Liberianischen Küste dehnt sich die große terra incognita West-Mandingos aus.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In ornithologischer Hinsicht merkwürdig ist das häufige Auftreten der **Viehkrähe** (Nucifraga caryocatactes L.) hier in den westlichen Schären, schreibt die in **Helsingfors** erscheinende „Nya Pressen“. Auf Drumsö ist dieser Vogel während der letzten Tage (Ende August) in kleineren Völkern bis zu 80 Stück gesehen worden. Mehrfach sind Vögel, die nicht im geringsten Grade scheu zu sein scheinen, durch Steinwürfe getödtet worden. Im Jahre 1844 erschien die Viehkrähe zum ersten Mal in großen Schaaren bei uns und verbreitete sich damals sogar bis Lappmarken hinauf. Mehrere Exemplare wurden noch im November angetroffen, wo sie, steifgefroren, mit den Händen sich fangen ließen. Woher sie kamen, wohin sie zogen und welche Ursachen das Auftreten dieser Vögel in so großer Menge an Orten veranlaßten, wo sie zuvor niemals und auch nachher nicht wieder gesehen wurden, dürfte noch jetzt nicht aufgeklärt sein. Seit jener Zeit sind einzelne Exemplare bei Helsingfors, Laukas, Rautalampi, Kuopio, Jyväskylä, Kajana, Paldamo, Wasa, Esbo und Hollola geschossen worden. Heckend ist der Vogel bei uns mit Sicherheit noch nicht angetroffen worden. Nach Magnus von Wright heckt er in dichten Wäldern im Gebiet des Haselstrauches, mithin in Europa und Asien. Da der ungefähr einen Fuß große Vogel an seinem langen schwarzen Schnabel, seiner braunen, mit weißen tropfenförmigen Flecken versehenen Kleidung, seinen schwarzen Flügeln, und seinen mit

weißen Spitzen garnirten schwarzen Schwanzfedern zu erkennen ist, so läßt er sich leicht beobachten.

— Eine wirklich unangreifbare Ziffer für die Bevölkerung Rumäniens — schreibt R. Bergner in seinem „Rumänien“ (Breslau 1887) — läßt sich schwer erbringen; indessen kann man, ohne viel zu irren, die Gesammtzahl aller Bewohner auf über $5^1/_2$ Millionen angeben. Wenn die Zählung von 1859 als Resultat 4 424 961, die von 1885 4 650 123 ergab, so ist es augenscheinlich, daß die letztere Ziffer zu tief gegriffen ist. Der Nationalität nach möchte er obige Zahl wie folgt vertheilen: Rumänen $4^1/_2$ Millionen, Juden 300 000, Zigeuner 200 000, Bulgaren 100 000, Magyaren 50 000, Deutsche 50 000, Griechen und Armenier je 15 000, Russen, Lipovener, Türken, Tataren, Italiener, Franzosen (die letzteren drei besonders in den Hafenstädten) bilden den Rest (über 270 000). Im moldauischen Oberlande wohnt auch eine kleine Zahl russischer Starowinzen und Bukowinaer Ruthenen. Die Zahl der Juden giebt M. J. Ghika mit 134 168 viel zu niedrig, M. Frunzeen mit 400 000 viel zu hoch an. Im Ganzen dürften über neun Millionen Rumänen vorhanden sein, von denen Bergner dem Königreiche $4^1/_2$ Millionen, Bessarabien $^1/_2$ Million, Siebenbürgen $1^1/_4$ Millionen, Bukowina $^1/_5$ Million, Ungarn $1^2/_5$ Millionen, Bulgarien und Serbien $^1/_4$ Million, Makedonien und Thessalien $^1/_2$ Million, Oesterreich $^1/_4$ Million zuweisen möchte.

Asien.

— Wie Bonvalot, der inzwischen mit seinen Gefährten Capus und Pépin indisches Gebiet erreicht hat, aus Russisch-Turkestan an die Pariser Geographische Gesellschaft (Compte rendu 1887, Nr. 12) schreibt, erhielt der Kapitän Grombtschewski 1885 den Befehl, die Grenze Ferganas gegen das chinesische Kaschgarien bis zur russischen Festung Irkeschtam (am oberen Kysyl-su) zu bestimmen. Bei dieser Gelegenheit besuchte er Kaschgar, nahm die Pläne dieser Stadt, sowie von Jarkand und Chotan auf und verfaßte dann einen Bericht über die Verwaltung, den Handel, die militärischen Streitkräfte u. s. w. von Chinesisch-Turkestan, dem seine Routenaufnahmen beigegeben sind. Die Chinesen legten ihm möglichst Schwierigkeiten in den Weg und bedrohten jeden, der dem russischen Officier Mittheilungen machen würde, mit tausend Stockschlägen. Trotzdem, trotz des schlechten Wetters und trotz eines Militäraufstandes in Kaschgar, bei welchem er nur knapp dem Tode entging, wußte Grombtschewski sein Ziel zu erreichen. Sein Bericht ist leider nur in sehr geringer Auflage gedruckt worden und darum schwer zugänglich.

Afrika.

— Seit April d. J. erscheint eine zweite verbesserte Auflage von „Justus Perthes' Specialkarte von Afrika“ in 10 Blatt, wovon bereits vier Sectionen vorliegen. Unter den deutschen ist sie jedenfalls die größte (1 : 4 000 000) und detaillirteste für den ganzen Erdtheil, und ihre Uebersichtlichkeit und Klarheit sichert ihr eine weitere Verbreitung, als sie den bedeutend specielleren 60 Blättern der „Carte d'Afrique“ von R. de Lannoy de Bissy, wenigstens in Deutschland, beschieden sein dürfte. Die bisher erschienenen Sectionen 2, 6, 7 und 8 zeigen überall die bessernde Hand, welche stets das Neueste an Entdeckungen und politischen Aenderungen nachzutragen bemüht ist; namentlich sind in dieser Hinsicht die Routen von Capello und Ivens und diejenigen von Reichard und Dr. Böhm auf Section 7 (Congo) und 8 (Seengebiet) zu nennen. Section 7 ist im März gedruckt, aber bedürfte schon jetzt wieder mancher Verbesserung (z. B. am Lopuri, an der Congo-Mündung, im sogenannten Congo Français, für welchen die Rouvier'schen Arbeiten grundlegend sind); nichts beweist besser, wie unablässig die Erforschung hier fortschreitet. (Inzwischen sind zwei weitere Lieferungen mit den Sectionen 4, 5, 9 und 10 erschienen, welche gleichfalls viel des Neuen enthalten.)

— Das vom „Globus“ auf S. 383 des vorigen Bandes angezeigte Werk von Dr. J. Chavanne, „Reisen und Forschungen im alten und neuen Congostaate“, ist hinsichtlich seiner naturwissenschaftlichen Schilderungen, wie Dr. Charpentier im Septemberhefte der „Preußischen Jahrbücher“ nachweist, ein dreistes Plagiat aus den Veröffentlichungen des Dr. Pechuël-Loesche. Chavanne schildert z. B. ein Gewitter, welches er 1884 in Dukctown erlebt haben will, mit denselben Worten, wie Pechuël-Loesche eines, das er am 5. Mai 1875 an der Loangoküste beobachtete und in seinem Buche „Die Loango-Expedition“ beschrieb. Schwer zu begreifen ist, wie Chavanne, der mehr als hundert solcher Abschreibereien sich zu Schulden hat kommen lassen, glauben konnte, daß sein Verfahren lange verborgen bleiben würde.

— Ueber den Plantagenbau in Kamerun hat die „Kamerun-Land- und Plantagengesellschaft Woermann, Thormählen u. Co.“ drei Berichte des Hrn. E. Teuß veröffentlicht, welche sich auf die Zeit vom 1. August 1885 bis 30. Juni 1887 beziehen. Aus denselben geht hervor, daß die Versuche im Tabaksbau nicht den gewünschten Erfolg gehabt haben; das Produkt zeigte eine mangelhafte Brennbarkeit, was auf die unmittelbare Nähe des Oceans und dessen salzige Ausdünstungen zurückgeführt wird, weshalb man ein weiter landeinwärts gelegenes Gebiet, und zwar in Batanga, für weitere Versuche in Aussicht genommen hat. Um so besser sind bis jetzt die Kakaopflanzungen gediehen; Ende 1886 befanden sich bereits 30 000 Kakaobäumchen in gutem Gedeihen, und es bestand die Absicht, 1887 eine noch größere Anzahl anzupflanzen. Das gute Fortkommen derselben und die leichter werdende Arbeit in den Kakaoplantagen hat die daselbst beschäftigten Accra-Leute, 20 an der Zahl, veranlaßt, um Verlängerung ihres Engagements zu bitten; dieselben wollen ihre Frauen nachkommen lassen und sich dauernd auf den Plantagen niederlassen. Es ist das immerhin ein nicht zu unterschätzender Erfolg.

Südamerika.

— Hr. Dr. R. A. Philippi schreibt uns aus Santiago in Chile vom 22. Juli 1887: Der Vulkan Llaima, der genau im Osten der Mündung des Rio Cautin oder Imperial und 19 deutsche Meilen von derselben entfernt liegt und 3011 m hoch ist, ist seit Mitte Juni in Eruption. Den 24. desselben Monats war der Ausbruch so stark, daß die Besatzung des am Südfuße angelegten Forts Llaima und die Einwohner des im Schutze desselben entstandenen Dörfchens um Mitternacht sämmtlich flüchteten, aus Furcht vor dem Aschenregen und aus Besorgniß, der schmelzende Schnee könnte das Flüßchen, an welchem das Fort liegt, so anschwellen, daß es vom Wasser fortgerissen würde; es ist aber nicht dahin gekommen.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Désiré Charnay's jüngste Expedition nach Yucatan.

IV.

Der Bericht Oviedo's über Montejo's Zug, welcher auf einen Begleiter des letzteren, den Ritter Alonzo Luxan, zurückgeht, bestätigt durchaus Charnay's Ansichten über das verhältnißmäßig junge Alter der Ruinen im östlichen Yucatan. Montejo war gegen Ende September 1527 auf der Insel Cozumel (gegenüber der Ostküste von Yucatan) gelandet und nach viertägiger Rast nach dem Festlande übergesetzt, das er bei dem Dorfe Xala, dem heutigen Xelha, betrat. Durch die Wahl eines sumpfigen Lagerplatzes verlor er einen Theil seiner Soldaten, wurde aber in seiner Noth von Unopate, dem Kaziken der Insel, unterstützt und nach dem Dorfe Mochi geleitet, wo er freundliche Aufnahme fand. Dieses Dorf zählte über 100 sehr schöne Häuser und eine Anzahl Quës, d. h. mit Tempeln und Bethäusern gekrönter Pyramiden, alle aus Stein erbaut und mit kunstvollen Skulpturen versehen. Dort weilten die Spanier volle zwei Monate, während die Indianer von allen Seiten herzuströmten, um die Weißen und namentlich deren Pferde, vor denen sie große Furcht bezeigten, anzustaunen. Der Weitermarsch führte durch zahlreiche Dörfer von 500 bis 1000 Häusern, wo sie eine Menge von Gebäuden und sehr schöner Denkmäler bewunderten, nach der Stadt Conil, welche mehr als 5000 Häuser zählte, und wo die Spanier wiederum zwei Monate verweilten, ehe sie sich nach dem nur zwei Wegstunden entfernten Cachi begaben. Dort befanden sich Marktanlagen nebst einem Raume für die Marktrichter, wie Charnay ähnliche in den Ruinen von Chichen-itza aufgefunden und beschrieben hat. Ihren Weg nach Westen durch eine mit weihrauchhaltigen Bäumen bewachsene Gegend fortsetzend, gelangten die Spanier nach Choaca, der größten Stadt, welche sie bis dahin betreten hatten. Sie wird von allen Schriftstellern erwähnt, war Hauptstadt der gleichnamigen Provinz und von solcher Ausdehnung, daß Montejo's Schaar, welche bei den ersten Häusern um Mittag eintraf, erst gegen Abend die Wohnung des Kaziken erreichte; die Häuser dieser Stadt bestanden alle aus Stein und Mörtel und die Tempel (quës) zeichneten sich durch ihre Ornamentik und ihre Skulpturen aus. Diese Beschreibung, welche an den Brief Montejo's an Karl V. über die von ihm besuchten yucatekischen Städte, jene großen, schönen und „ganz neuen" Orte erinnert, liefert wiederum den Beweis, daß die Bauten Yucatans zum großen Theil modern waren, Werke der damals lebenden Bevölkerung. Es folgten Feindseligkeiten mit den Bewohnern der nächsten Stadt, Ake, welche von den doppelzüngigen Leuten von Choaca gegen die Spanier aufgehetzt worden waren und ihre Vertrauensseligkeit mit einer blutigen Niederlage büßen mußten; dann ging es weiter nach Cicia und Loche, wo ein besonders mächtiger und stolzer Kazike residirte, der sich um die Spanier wenig kümmerte und sie fast nur durch seine Beamten anreden ließ; sprach er ja selbst einmal zu ihnen, so mußten sofort zwei Diener zwischen ihm und dem christlichen Anführer ein leichtes Tuch an den Zipfeln in die Höhe halten.

Als Stephens dieselbe Gegend durchzog, wie Montejo, konnte er die Wahrheit jenes Oviedo'schen Berichtes prüfen; als er sich in Chemax östlich von Valladolid befand, erzählte ihm der dortige Pfarrer von der Indianerstadt Koba und der schönen Straße, welche dort noch erhalten ist und einst Chichen-itza (westlich von Valladolid) mit der Insel Cozumel verband. Solche 8 bis 10 m breite, cementirte Straßen durchzogen die ganze Halbinsel. Derselbe Pfarrer

Tempel in Tuloom. (Nach Stephens.)

besaß in Kantunile eine Hacienda, auf welcher sich mehrere künstliche Pyramiden befanden; in einer derselben hatte er ein Grab aufgedeckt, welches drei Skelette, das eines Mannes, einer Frau und eines Kindes, und außerdem zwei irdene Vasen barg, in denen Schmucksachen aus Stein und geschnittenen Muscheln, Obsidianpfeilspitzen und ein Messer mit Horngriff lagen; letzteres datirte sehr wahrscheinlich aus der Zeit von Montejo's Zuge her und gelangte als Geschenk oder durch Tausch aus dem Besitze eines spanischen Soldaten in denjenigen des dort begrabenen Indianers.

Stephens konnte seiner Zeit auch die heute vollständig im Walde versteckten Ruinen von Tuloom an der Ostküste (84 km südöstlich von Valladolid) besuchen, welche im Jahre 1518 die Bewunderung der Spanier hervorriefen. Die dortigen Bauwerke entsprechen durchaus der Beschreibung, welche die Historiker von ihnen hinterlassen haben; ihre Tempel und Paläste gleichen ganz denjenigen, welche Charnay im Inneren der Halbinsel besucht und beschrieben hat. Derjenige Tempel, welchen unsere erste Abbildung darstellt, ist offenbar nach demselben Modell und demselben Plane erbaut, wie derjenige in Chichen-itza; beide werden auch jetzt von den Indianern „Castillo" genannt; die Aehnlichkeit beider erstreckt sich nicht nur auf das Aeußere, sondern auch die Vorkragung, die Decoration und die Anordnung der Räume — ein isolirter, auf drei Seiten von einem Korridor umgebener Saal — ist bei beiden dieselbe.

Da der Indianeraufstand andauerte und sich keine Aussicht auf weitere Ausflüge und Forschungen bot, so kehrte Charnay nach Merida zurück und begab sich von dort, sobald seine Photographien entwickelt waren, nach Campeche an der Westküste. Bis Chochola, eine Entfernung von 32 km, konnte er schon die Eisenbahn benutzen; von dort ging es in einem guten Wagen den ersten Tag über Maxcanu nach Calkini und am zweiten in sechs Stunden nach Pocmuch, von wo ein Tramway nach dem nur 8 km entfernten Tenabo geht. Drei Reisende im Ganzen benutzten diese Gelegenheit, deren Zweck man nicht begreift; denn es giebt dort weder Waaren zu befördern, noch auch Personen. Vielleicht wird das Unternehmen von der Centralregierung mit Geld unterstützt, und man hat es mit einem bloßen „job", wie es in den Vereinigten Staaten heißt, zu thun.

Fruchthändlerin in Campeche. (Nach einer Photographie.)

Von Tenabo ging es wieder im Wagen nach Vistalegre, und von dort führt eine Eisenbahn nach Campeche; es sind 24 km, aber daß sie weiter gebaut wird, dafür ist wenig Aussicht vorhanden. Man befindet sich bei dem Bahnendpunkte Vistalegre im dichten Walde, wie in Pocmuch; kein Dorf, kein Haus, nicht einmal eine Hütte ist zu sehen. Als Charnay seinen Kutscher nach dem Bahnhofe fragte, wußte dieser nicht, was damit gemeint sei. Das rollende Material bestand aus einer alten, ganz verfallenen Streckenmaschine, einem Personen- und einem ganz kleinen Güterwagen. Der Personenwagen hatte drei Abtheilungen, für jede Klasse eine; nur die erste enthielt Sitzbänke und war leidlich rein, die beiden anderen starrten vor Schmutz. Einige Indianer hockten sich in die dritte Klasse, zwei niedliche Mestizinnen bevölkerten die zweite und fünf Personen die erste, zusammen ein Dutzend Passagiere, so viel, wie vielleicht niemals zusammengekommen waren. Begreiflich, daß die Einnahmen nicht einmal die Kosten des Holzes, womit die Lokomotive geheizt wird, decken. Aber die Linie selbst ist schnurgerade, das Terrain eben, von keinem Wasserlaufe durchschnitten, weshalb Kunstbauten nicht in Frage kamen. Der Erbauer legte einfach seine Schwellen auf die vorhandene gute Straße und die Schienen darauf.

Anfangs ging die Fahrt gut von statten, abgesehen natürlich von gelegentlichen Erschütterungen; Charnay stand auf der Plattform und freute sich an dem Walde, in welchem Palmen zerstreut waren, hier und da auch eine Pyramide oder eine sonstige geheimnißvolle Ruine sich zeigte und dessen große Bäume mit Lianen überladen waren. Plötzlich aber ging der Zug langsamer und die Maschine fing an zu husten, wie ein Schwindsüchtiger, denn es ging ein wenig bergauf, und darauf war die Lokomotive nicht eingerichtet. Schon fing sie an wieder zurückzurollen, als der Heizer schnell hinabsprang und Holzscheite hinter die Räder steckte, um sie daran zu hindern. Eine Anzahl Passagiere stieg ab, und so nahm die um einige hundert Kilo erleichterte Lokomotive einen neuen Anlauf, um wenige Meter weiterhin wieder stehen zu bleiben. Es blieb den Reisenden zuletzt nichts übrig, als selbst Hand anzulegen und den zum Glück kleinen Zug über die für die Lokomotive unüberwindliche Steigung hinwegzuschieben; sonst wäre es ihnen nie gelungen, Campeche

Charnay's Wohnung in Jaïna. (Nach einer Photographie.)

zu erreichen. In der That, eine merkwürdige Art Eisenbahn!

Campeche ist eine hübsche kleine Stadt, welche Charnay schon zweimal berührt hatte, jedoch ohne sich aufzuhalten. Diesmal aber mußte er einige Tage verweilen, um Erkundigungen einzuziehen, und er fand dort so freundliche Aufnahme, daß er den Aufenthalt nicht bereute. Namentlich rühmt er den Klub „La Lonja" wegen seiner guten Wirthschaft und seines geräumigen Saales; Gründer desselben ist ein Bétancour, wahrscheinlich ein Nachkomme der als Herren der Canarischen Inseln berühmt gewordenen normannischen Béthencourt (1402 bis 1424). Der Klub liegt an dem Hauptplatze der Stadt, welcher von einem prächtigen, in Newyork angefertigten Gitter umgeben, mit Fayenceplatten belegt und mit Bäumen und Blumen bepflanzt ist; letztere werden Morgens und Abends von Strafgefangenen begossen. Zur Rechten die sehr bescheidene Kathedrale und vor derselben der Markt mit seinen Verkäuferinnen von Gemüsen und Früchten in indianischer Tracht, welche derjenigen von Merida ähnlich ist; an der anderen Seite des Platzes liegt das Rathhaus, und wendet man sich von da links, so kommt man zu dem Molo, wo man sich allmorgendlich an dem bewegten Leben und Treiben der Fischer erfreuen kann. Die Mannigfaltigkeit der dort feilgebotenen Fische ist erstaunlich; man findet ihrer dort von allen Formen und Farben, gestreifte, schwarze und weiße Rochen, Aale, Sägefische, Krötenfische, Krabben ꝛc. und den besonders beim niederen Volke beliebten „cazon", d. h. junge Haifische von der gewöhnlichen Art oder vom Hammerhai, darunter Burschen bis zu 2 m Länge. Nur den König aller Fische des Golfes von Mexico, der in Blau und Gold mit Purpurreflexen schimmernde Pampano, wird dort nicht verkauft; derselbe, dessen Wohlgeschmack seinem wundervollen Aeußeren gleichkommt, wird unmittelbar den reichen Leuten ins Haus gebracht und dort mit Freuden begrüßt.

Charnay bekam in Campeche verschiedene Alterthümer, Statuetten, Obsidianmesser, Perlen von Halsketten u. dergl. zu sehen, nach deren Ursprung er forschte. Dabei ergab es sich, daß die meisten dieser Gegenstände von Indianern einer Insel Jaïna herstammten, daß dieselbe acht Stunden nördlich von Campeche liege und dem Hafenkapitän Don Andres Espinola gehöre, welcher sie als ein irdisches Paradies mit Tausenden von Kokospalmen schilderte, wo zahllose interessante Sachen zu finden seien; nach seiner Ansicht sei die ganze Insel künstlichen Ursprunges. — Zwei Tage später reiste Charnay, mit Lebensmitteln für zwei Wochen versehen, dorthin ab; Don Andres begleitete ihn, um ihn seinen Leuten vorzustellen. Um 10 Uhr Abends fuhr die Canoa bei gutem Winde von Campeche ab und erreichte Jaïna schon um 4 Uhr Morgens. Bei Tagesanbruch konnte Charnay seine Wohnung, einen wahren Palast, erblicken: zuerst ein am Meere gelegenes Gebäude, eine Art großer, allen Winden offen stehender Gallerie, wo man um die Mittagsstunde in der Hängematte verweilt, um sich der Seebrise zu erfreuen; dahinter und mit der Gallerie durch eine Laube von Schlingpflanzen verbunden lag das eigentliche Wohnhaus, gut im Stande und ganz geschlossen, da die Nächte kalt sind. Links die Wohnung des Majordomus und unter den Kokospalmen zerstreut die Hütten der Indianer.

Sobald Charnay und sein Diener Valerio untergebracht waren, ließ Don Andres die Glocke läuten, ein Zeichen, worauf sich der Majordomus und an 40 Indianer in der Gallerie versammelten. Andres stellte denselben seinen Gast als Herrn des Hauses, dem Jeder ohne Bezahlung unbedingten Gehorsam schulde, vor und bezeichnete einen der Leute, der ihm Fische, einen zweiten, der Austern zu liefern habe, und eine hübsche Indianerin als Köchin, während der Rest bei den Ausgrabungen helfen sollte. Eier und Geflügel lieferte der Hof in Menge, und da das Wasser der Insel schlecht war, sollten 100 Kokosnüsse dasselbe ersetzen. Kurz, Charnay fand sich in aller Form zum Herrn der Insel Jaïna eingesetzt, worauf Don Andres, nachdem die Indianer Gehorsam gelobt hatten, gegen 1 Uhr die Rückfahrt antrat.

Aber kaum war die Canoa aus dem Gesichtskreise verschwunden, als die sämmtlichen Leute davongingen und sich um ihren provisorischen Herrn nicht mehr kümmerten. Charnay begriff sehr bald, daß die Aussicht, nichts für ihre Dienste zu erhalten, die Indianer mißgestimmt machte, ließ also schnell den Majordomus kommen und versprach, alles und Alle zu bezahlen, und zwar reichlich; er selbst, Policarpio, solle täglich 8 Realen (5 Franken), jeder bei den Ausgrabungen verwendete Mann die Hälfte davon, d. h. doppelt so viel, als er sonst verdiente, erhalten. Das schien zu wirken, und Don Policarpio versicherte den Reisenden der Ergebenheit sämmtlicher Inselbewohner.

Ausflüge nach der Westhälfte von San Miguel (Azoren).

Von Dr. H. Simroth.

II. (Schluß.)

Ein anderer Ausflug galt Sete Cidades, der großartigen Kraterlandschaft im Westen der Insel, nicht weit vom Pico do Carvão, der nur einen unbedeutenden Kegel auf der ganzen westlichen Erhebung darstellt. Doch führt der direkte Weg nicht an ihm vorbei, sondern eine leidliche Straße geht etwa zwei Stunden weit vom Meeresufer hin bis Feteiras, und die Städter gelangen bis hierher im Wagen, um dann auf vorausgesandten Eseln ins Gebirge aufzusteigen. Ich zog es vor, den ganzen Weg zu Esel zu machen. Es ist bequemer, da man jeder Zeit beliebig lange halten und das Thier dem Jungen überlassen kann. Der Weg an der Küste führt durch einige ziemlich malerische Dörfer, inzwischen steigt er bald hoch auf, so daß man schroff unter sich zur Linken die Brandung sieht, bald überschreitet er einige schmale Schluchten, welche die Wasser gerissen haben, und die jetzt durch die Belladonnalilie verschönt waren. Die Dörfer erhalten durch Maispyramiden und Weinlauben ihren Charakter, sodann aber muß des mächtigen Rohres (Arundo donax) gedacht werden, das um Felder und Gärten erstaunlich üppige Hecken bildet und namentlich am Abhange freudigst gedeiht. Auf den Mauern sieht man häufig Agaven oder noch mehr die so ähnlich in runden Büscheln wachsende australische Gewebepflanze Phormium tenax, die Hortensie taucht hier und da

auf. Die Schweine, die genug meist in offenen Kofen oder unter einer Weinlaube gehalten werden, sind schwärzlich grau oder roth, hochrückig, dieselbe Rasse, die in Portugal am verbreitetsten ist. Wirthshäuser trifft man in Dörfern gar nicht, nur den obligaten Cigarren- und Cigarrettenverschleiß, wo auch wohl ein scharfer Fusel in großen Schnapsgläsern verschenkt wird, nach dem leider die Eseljungen sehr lüstern waren; doch sieht man keinen Betrunkenen. Von Feteiras beginnt der eigentliche Aufstieg, der für den Esel immerhin steil genug ist; doch ist durchweg ein bequemer Reitweg vorhanden. Wir treten sogleich in eine Schlucht ein, in die ein kleiner Weiler aus zerstreuten Holzhütten sich idyllisch einklemmt. Hier beginnt die Vegetation der eigentlichen Azorengehölze, von der bei der Tour zum Pico do Carvão weniger zu sehen war. Es ist die Region der immergrünen Sträucher und kleinen Bäume, reichlich mit prächtigen Farnkräutern untermischt. Die erste Azorenflora wurde von Seubert geschrieben, die jüngste Bearbeitung stammt von Watson (in Godman, Natural history of the Azores. London 1870); man möge sie nachsehen. Die geringe Anzahl der Blüthenpflanzen, die auf den Inseln vorkommen, wurde bereits erwähnt, sie beträgt wenig mehr als ein Drittel von denen, die in England, und noch nicht ein Viertel von denen, die in Deutschland wachsen, bei der südlichen Lage und dem feuchten Klima eine außerordentliche Armuth, so recht zu der Natur entlegener oceanischer Inseln passend. Das Verhältniß würde sich noch viel ungünstiger gestalten, wollte man die Eindringlinge, die der Mensch als Kulturpflanzen und Unkräuter mitbrachte, abrechnen, denn sie würden natürlich einen besonders hohen Bruchtheil ausmachen. Von diesen 440 Pflanzen sind nicht weniger als 40 endemisch, also auf den Inseln selbst entstanden, eine Folge der Isolirung und der dadurch veränderten Existenzbedingungen. Im Uebrigen ist die Flora wesentlich mit der südeuropäischen verwandt, am meisten mit der iberischen, doch finden sich auch genug Elemente von Madeira und den Canaren darunter, weniger amerikanische, und am schwächsten ist das afrikanische Festland vertreten. Darauf, daß der Graswuchs auf den Hochsätteln mehr oder weniger deutschen Sumpf- und Moorwiesen gleicht, wurde schon hingewiesen. Besonders bezeichnend für die Inseln ist das Gebüsch lorbeerartiger Sträucher, die sich, wo sie sich selbst überlassen sind, zu einem lichten Hain mäßiger Bäume erheben. Das Grün herrscht durchaus vor. Die Unterschiede mit unserer Flora treten vielleicht am besten hervor durch einige Zahlenvergleiche. In England ist die artenreichste Pflanzenfamilie die der Compositen, also bunt- oder insektenblüthiger Kräuter, auf den Azoren die der grün- oder windblüthigen Gräser; während in England die Farnkräuter an Artenzahl die elfte Stelle einnehmen, kommen sie auf den Azoren an vierter, tragen also wesentlich zum Grün der Landschaft bei; unseren waldbildenden Amentaceen, den Eichen, Buchen, Birken, Erlen, Weiden ꝛc. steht auf den Azoren nur ein einziger Kätzchenträger gegenüber, die Myrica faya, welcher die Insel Fayal ihren Namen verdankt, und dieser eine hat die Tracht des Lorbeers angenommen mit immergrünen, ovalen, dunklen, lederartigen Blättern, so daß er im Gros verschwindet. Und das ist um so auffallender, als doch in Portugal noch Korkeiche und Kastanie, zwei Kätzchenträger, einen so wesentlichen Antheil haben an der Physiognomie der Landschaft. Zu solchen immergrünen Azorengesträuchen gehören der kurznadelige Wachholder (Juniperus brevifolia), Persea indica, die gemeine Myrte, allerdings selten geworden, weil sie zum Gerben gebraucht wurde (nach Watson), Viburnum tinus (unser sogenannter Laurustinus), Laurus canariensis u. a., vor allem aber die Azorenhaide, die gelegentlich so große Sträucher bildet, daß der kurze Stamm mehr als schenkeldick wird. Dabei zeichnet sie sich vor unserer gemeinen Haide vortheilhafter aus durch das frische Saftgrün der Spitzen, die mit zarten Tannentrieben wetteifern. Am schönsten wächst sie an sonniger Tuffwand. Ueberhaupt gedeihen alle diese Pflanzen am besten in den schluchtartigen Thaleinschnitten, die immerhin zu steil sind, um als Ackerland benutzt werden zu können, oberhalb der Kulturzone tritt namentlich die Erika hervor. Wenn ein solcher Abhang noch über und über mit den hellen, meterlangen, hängenden Fiederwedeln der Dicksonia culcita, des hervorragendsten unter den freilebenden Farnkräutern, überdeckt ist, dann dürfte es schwer sein, ein reicheres in Grün abgestuftes Vegetationsbild aufzutreiben. So zieht sich der Weg durch Schluchten und Hohlwege hinan, an Feldern vorbei nach dem Weidelande, das dem vom Pico do Carvão gleicht. Auffallend sind nur die hier noch massenhafteren ganz schmalen Zickzackpfade an den grünen Steilhängen. Sie dienen alle einem bestimmten Zwecke, nämlich der Herabbeförderung der ausgerodeten Haide auf Eselsrücken, um Composterde für die Ananashäuser zu gewinnen. Ueberall sieht man die unmäßig bepackten Thiere ihren sicheren Schritt nehmen, und ein Beispiel der Tragkraft mag der kleine mit Maisstroh beladene Esel geben, den ich auf dem Wege in möglichst genauen Maßverhältnissen skizzirte. Doch an den Eseln vorbei zur höchsten Höhe des Weges, ziemlich 2000 Fuß hoch. Hier wartet unser ein wunderbarer Anblick. Die Paßlänge beträgt wenige Meter, vor uns liegt der gewaltige Kraterkessel von Sete Cidades, dessen Wände außerordentlich steil, anscheinend senkrecht abstürzen zum doppelten Kratersee, hinter uns ein sanfter grüner Abhang, der sich doppelt so tief abflacht bis zum unendlichen Ocean. Jede Seite fesselt den Blick durch Großartigkeit, Eigenart und den unmittelbaren Einblick in den Schaffenswettstreit der beiden wichtigsten Erdformer, Vulkan und Neptun. Als der Entdecker von S. Miguel, Gonçalo Velho Cabral, der 1444 bei der ersten Landung eine Anzahl Afrikaner dort zurückließ, im nächsten Jahre zur Insel wiederkam, fand er das Westgebirge verändert, denn die Bergspitze war durch eine gewaltige Eruption weggeblasen und die erschreckten Leute hatten sich nach der Ostseite geflüchtet. Freilich zeigt der Augenschein — und Hartung („Die Azoren in ihrer äußeren Erscheinung und nach ihrer geognostischen Natur geschildert“, Leipzig 1860) weist speciell darauf hin — daß dieser $^3/_4$ geographische Meilen weite Kessel nicht auf einmal entstanden sein kann, aber sicher ist wohl, daß er vor 400 Jahren seine jetzige definitive Gestalt im Großen und Ganzen erhalten hat. Nun lehrt ein Blick auf die Vidal'sche Karte, wie der glatt fortlaufende, nur hier und da höhere und mit besonderen Kegeln besetzte Kraterrand rings gleichmäßig nach dem Meere abfällt und nur nach Osten zu, wo die Insel sich verlängert, unregelmäßiges Gebirge sich anschließt. Dieselbe Karte zeigt aber, wie am äußeren Kraterabhange ziemlich hoch oben rings eine Reihe Bäche entstehen, die fast genau radiär dem Ocean zustreben. Ein solches Bild hatte ich hinter mir. Das Wasser hat auf die homogenen Tuffschichten so regelmäßig schwemmend eingewirkt, daß der Abhang in eine Anzahl anscheinend paralleler Dächer zerschnitten ist, deren Firste oben aus dem Berge heraus-

Esel, mit Maisstroh bepackt.

wächst, während nach unten die Schluchten tiefer und die Dächer höher werden. Genau auf einer solchen sanft ansteigenden First sahen wir den Weg, den wir zurückgelegt hatten, denn es ist eine Eigenthümlichkeit dieser Tuffe, die sie mit dem chinesischen Löß theilen, daß sie, wenn man einen senkrechten Einschnitt macht, lange unverändert stehen bleiben, so daß selbst Grenzmauern von einiger Dauer herausgearbeitet werden können. Die gleichförmig grünen Dächer, das Weideland, gingen unten in die Felder über, und zuletzt tauchten Dörfer auf, und hier und da sah man das Ende steil in das Meer abstürzen, von dem bei dem wolkig windigen Wetter glänzende, absonderliche Lichteffekte heraufblitzten. — Vor uns der oder besser die Krater. Sollten sie auf sieben geschätzt werden können? Dann wenigstens hätte der Name Sete Cidades (sieben Städte) einigen Sinn — ohne dieses ein reiner canis a non canendo, wohl entstanden aus legendenhafter Deutung als die untergegangenen Städte von sieben durch die Mauren aus Portugal vertriebenen Bischöfen. Die Ansicht ist nach zwei combinirten Photographien, die von unserem Standpunkte aus genommen waren, verkleinert, allerdings mit störenden Ungenauigkeiten, die solchen Photographien so leicht anhängen. Links müßte die obere Horizontlinie mehr wagerecht verlaufen oder selbst etwas ansteigen, denn es ist der auf uns zukommende Rand des Hauptkessels, der völlig rund erscheint. Der Abhang im Hintergrunde ist auf etwa 1000 Fuß zu schätzen. Ausgefüllt wird der Kessel durch zwei lebhaft grüne Seen, welche durch eine schmale Landbrücke, die eben einen Fahrweg abgiebt, getrennt sind (die trennende Linie ist im Bilde nicht ausgezogen), übrigens eine wirkliche Brücke, denn durch ein Thor, das einen Kahn durchläßt, communiciren die Seen, von denen der eine der blaue heißt (azul), nach meiner Erfahrung mit Unrecht. Rechts im Vordergrunde, wie eine an die Wand gemauerte Krippe, wird ein anderer Krater sichtbar, der also nur zum Theil eine eigene Umrahmung hat. Dafür tritt links ein prachtvoller kleinerer, höchst normaler Krater hervor, der leider auch nicht regelmäßig genug wiedergegeben ist. Wie die Wasserläufe an der äußeren Abdachung nach dem Meere zu strahlige Schluchten gerissen haben, so ist hier der Abhang rings in enge, schmale und steile Barrancos eingeschnitten, deren Relief noch dadurch besonders hervortritt, daß sie am oberen Kesselrande selbst beginnen und diesen lebhaft auszacken. Die unteren Sohlen dieser Schluchten sind noch dem Maisbau gewonnen, an den schrofferen oberen Hängen klammert Gebüsch sich an. Hin-

Sete Cidades (nach einer Photographie verkleinert). Im Vordergrunde die kleine Lagoa, dahinter die Lagoa grande. Der Blick ist von Süden nach Norden gerichtet.

ter diesem Kegel macht sich ein anderer Krater bemerkbar, der aber, wie mehrere kleine Kegel, gegen den Hinterrand verschwindet. Links in der Nähe der Landbrücke liegt ein freundliches Dörfchen mit Kirche, ein Herrenhaus am See, rechts hinten an der großen Lagoa ein kleiner Weiler, sonst erlauben die Steilabstürze kaum weitere Ansiedelungen, namentlich fallen die Wände rings um die Lagoa pequena mit alpiner Steilheit ab; doch wird solcher Eindruck durch das Grün gemildert.

Wieder ergab der Kraterrand in seinen Sphagnumpolstern einige charakteristische Weichthiere, namentlich das kleine Craspedopoma azoricum, ein gedeckeltes Gehäuseschneckchen, dessen Verwandte auf dem europäischen Festlande in seltenen Tertiärablagerungen gesucht werden müssen; in diesem stillen Winkel hat sichs gehalten, während der reichere Wettbewerb des Kontinents es wegfegte und durch andere Formen ersetzte. Doch hinab den steilen Zickzackweg in den Kessel, in den schon einmal, wie versichert wird, ein Wagen gelangte. Aus dem Gebüsch in gemischten Wald, und unten bequem weiter zum Dörfchen, wo wir bei Sr. Travassos in einfachem Wirthshaus eine gute Aufnahme finden. Dieser kleine, untersetzte Mann, der lange Jahre in Brasilien zubrachte, nach Art vieler ärmeren Inselbewohner, die als Brasileiros in die Heimath zurückkehren, war das Muster eines beweglichen, gutmüthigen Südländers, der die übliche Zeichensprache bis zur höchsten Vollkommenheit gebracht hatte. Man wird in Portugal (von den Hauptstädten abgesehen) nicht leicht zum Essen gerufen, ohne daß Kellner oder Wirthin mit dem Munde und beiden Händen eifrige Eßbewegungen ausführen, und wenn ich früh in Ponta Delgada nach meinen Fischern rief, so legte der Einzige, den ich erwischte, regelrecht die Backe in die rechte Hand, um zu sagen, daß Alle noch schliefen. Travasso war am lustigsten und drastischsten. An der Art, ein Diner herzurichten, könnten sich die Wirthe in unseren entlegenen Dörfern ein Muster nehmen. Hühnersuppe, Huhn mit Reis, Fricassé von Huhn, gebratenes Hühnchen und ein Dessert von Kuchen, Marmeladen, Bananen, die noch hier oben gedeihen, und Obst bildete eine reiche Speisekarte auf einfachster Grundlage, und alles vortrefflich. Ich speiste mit Sr. Mareà Rapozo, dem Eigenthümer der Seen, dem ich mancherlei Belehrung verdanke. Der Tag wurde mit Sammeln hingebracht. Das Wetter blieb trotz dem September feucht und nebelig, und das will bei dem eingeschlossenen Becken genug heißen. Die Betten, wiewohl im ersten Stock, waren naß anzufühlen, und früh war es unmöglich, mit schwedischen oder vielmehr Mailänder Zündhölzern, die auf dem Tische des Schlafzimmers gestanden hatten, eine Cigarre anzuzünden. Sie brannten erst, als sie eine halbe Stunde in der Hosentasche erwärmt und getrocknet waren. Ich machte einen Morgenspaziergang über die Landenge zwischen den Seen. Zum Theil üppige Gehölze wachsen am Strande, zum Theil dürre Kiefern; auf der Halbinsel, die in die Lagoa grande hinausragt, wuchern malerische Feigenbäume im Waldesdickicht; am Wege steht viel verwilderter Papyrus in dem sumpfigen Boden. Ich entsinne mich nicht, derartige Luftfeuchtigkeit wieder erlebt zu haben. Wolken und Nebel deckten von oben den Kessel zu und senkten sich tiefer und tiefer, man konnte nicht unterscheiden, ob es regnete oder nebelte, schließlich waren Wolken und Seespiegel eins; eine triefende Gewächshausschwüle. Einige Möwen über dem See; die üblichen Goldfische; am Rande, wo ein sanfter Wellenschlag dürre Bimssteinbrocken wälzt, hüpfen ungezählte Frösche; wenige Heerden, und ein Paar waschende Weiber, die bis an die Knie im See stehen, bilden die Staffage, letztere, wie in Portugal und auf Madeira, die unvermeidlichen Figuren, wenn man glaubt, fern von der Stadt ein einsames Fleckchen gefunden zu haben; und bei Ponta Delgada begegnete mir wiederholt unser Sr. Travassos an der Spitze einer großen Cavalcade von Eselreiterinnen, jede zwischen riesigen Wäschebündeln thronend. Aber in diesem entlegenen Wasser waren sie doppelt auffallend. Gegen Nordost geht, da kleinere Kegel sich gegen den See vorlagern, eine tiefe Schlucht gegen den Rand des Hauptkraters. Man dringt über Gerölle hier festerer Lava vor. Die Schlucht, mit frischem Bache, verzweigt sich nach oben, die Wände rücken einander immer näher, hier und da steht eine hohe begrünte Tuffsäule, von der Verwitterung noch verschont, ein prachtvolles Grün, wie überall, schließlich die letzten schmalen Spalten mit reichen Lebermoosdraperien belegt und endlich vollkommen geschlossen, nur der Blick allein klettert an der senkrechten Kraterwand gegen die Wolken empor. Hinten lag das Wasser des Sees schwarz, und die Bergwand dunkel, und als der blaue Himmel ein wenig durchbrach, war es über der Mitte des Kessels, auf dessen Rande ein schweres Kuppelgewölbe von Wolken lastete, die ungeheure Höhlung des Kraters nach oben fortsetzend und in die Höhe verengend, so daß selbst der Gedanke bloß durch die Oeffnung im Zenith mit der fernen Welt sich zu verbinden wagte. — Nebenbei mögen einige Staubpilze (Lycoperdon) erwähnt werden, die aus vollkommen blanken, mageren, einzeln daliegenden Bimssteinbrocken herauswuchsen, an die neuesten Recepte, Champignons auf Bauschutt mit

Basaltische Lava mit Kanälen und Brücken am Westende von S. Miguel, am Fuße des Pico das Camarinhas.

Salpeterwasser zu cultiviren, erinnernd. — Gegen Mittag wurde das Wetter klarer, und ich machte eine Rundfahrt auf dem See. Sr. Napozo leiht freundlichst den Kahn. Aber es bedarf eines kundigen Ruderers, weil nicht selten föhnartige Böen vom Kraterrande herabbrechen und es an Landungsplätzen fehlt. Die Bucht am Herrenhause, wo der Kahn lag, war die einzige Stelle der Kraterseen und der Azoren überhaupt, wo die weiße Nymphäa prächtig gedeiht; sie ist wohl eine ganz moderne Einführung, da sie in der Flora noch nicht erwähnt wird. Im Uebrigen hat auch dieser See dasselbe Potamogeton, dieselbe Chara, sein Wasser ist durch dieselbe Alge grün gefärbt, derselbe Copepod zwischen den Algen und dasselbe Bryozoon an den Potamogetonstengeln. Hier spielt sich der Kampf ums Dasein und die gegenseitige Oekonomie in äußerst einfachen Verhältnissen ab. Der Goldfisch muß hauptsächlich von der Alge sich nähren, ebenso die Kaulquappe des Wasserfrosches. Dadurch wird sie aber merkwürdig beeinflußt. Versuche haben ergeben, daß die Verwandlung und Geschlechtsreife von einem hinreichenden Quantum animalischen Futters abhängig ist, daß dagegen rein vegetabilische Kost die Larvencharaktere länger conservirt. In der That war es höchst verwunderlich, wie die jungen vierbeinigen und oft schon hüpfenden, ziemlich großen Frösche am Seestrande noch den völlig langen und kräftigen Ruderschwanz der Larve besaßen und sich ins Wasser flüchteten, um dort in schlängelnden Ruderbewegungen nach Quappenart davonzueilen. Der Hauptantheil animalischen Futters möchten die Leichen niederer Thiere sein, die vom Kraterrande in die Seen hinabgespült werden, wie denn an dem kleinen Wasserfalle der Lagoa pequena die Fische am dichtesten sich drängen. Neuerdings hat man nun aus Deutschland und England Lachsforellen kommen lassen und in die Seen gesetzt, und vor mehreren Jahren waren einige Aale von Furnas gebracht worden. Beide müssen von Goldfischen und Fröschen leben, die außerdem höchstens den vereinzelten Wasservögeln oder dem Hunger zur Beute fallen. Dies Jahr nun war ein Aal gefangen von 1,2 m Länge, und eine todte Lachsforelle trieb auf dem Wasser, reichlich armeslang und entsprechend dick. Gleichwohl bestehen für beide Schwierigkeiten, der Aal zum mindesten pflanzt sich hier nicht fort, denn die Seen haben keinen sichtbaren Abfluß nach dem Meere, und über das Laichen der Lachsforellen liegen noch keine Erfahrungen vor. Ein stärkerer Besatz dieser köstlichen Wasserbecken mit Edelfischen dürfte leider keine Aussichten haben. Wir landeten an verschiedenen Stellen; wo der Wasserfall herabfiel, war eine wahrhaft tropische Vegetation, modernde Baumstämme lagen zwischen den kräftigen Blättern der Igname (Caladium esculentum), die aus schwellendem Selaginellenteppich sich erhob; unter ihm ein zusammenhängender Marchantiarasen, alles von Baumkronen überdeckt. Auf der anderen Seite eine tiefe schmale Höhle, zum Scherz durch Menschenhand gegraben. Fast waren wir mit der Rundfahrt zu Ende, als Freund Chaves, der nachgekommen war, am Ufer erschien. Wir stiegen zusammen den waldigen Abhang hinauf nach dem Rande des einen rechten Kraters, der sich an den des großen anlehnt. Ein regelrechter Kreis, der gleichmäßig steil grün abstürzt, tief unten ein vollkommen unbewegtes dunkles Wasserbecken, vier weiße Möwen schwammen darauf, eine märchenhaft ruhige Einsamkeit. Es kostete Mühe, sich vom Rasen wieder zu erheben.

Den anderen Morgen gings auf frischen Eseln (die vom Lande sind entschieden munterer als die geplagten Thiere der Stadt) den westlichen Abhang hinauf. Wieder ein steiler Zickzackweg zwischen den beiden Westkratern; eine große Ziegenheerde. Als wir die Höhe erklommen hatten, jagte ein frischer Wind Wolken und Nebel über den Kamm, und von unten brüllte, im Nebel verborgen, die Brandung herauf. Wir stiegen zum Westende der Insel hinab, wo der Fels viel steiler abfällt; in kurzer Zeit ist man unten. Ein kleines Dorf, freundlich gelegen, und dann zu den blasigen, schlackigen, schwarzen Klippen, die öde und unfruchtbar, hier und da mit kleinen Spalten, in den Ocean hinausstarren, ein anderes Bild vulkanischer Kraft. Spärliche Pflanzen (Hieraciumarten) standen zerstreut, und einige Heuschrecken belebten sie. Der Nebel theilt sich, und aus dem Meere ragen mehrere schwarze Felsen auf, während die Brandung zum Theil weit draußen weiße Strudel wirft und von der Zerrissenheit des Meeresbodens zeugt. Wir stehen am jüngsten Punkte der Insel. Hier war es, wo 1811 der letzte Vulkan, Sabrina, aus der See emporstieg, um bald wieder zu verschwinden. Jetzt liegen hier draußen, bei Mosteiros, die reichsten Fischgründe, und künftig reisende Zoologen mögen nicht versäumen, die Bank zu untersuchen, sie verspricht reiche Schätze, die zu heben mir Mangel an Zeit und, bei anderer Disposition, an Mitteln verbot. Von hier führte uns der Weg nach dem Pico das Camarinhas, einem ziemlich kahlen Kegel, der seinen Namen von einem kleinen Gestrüpp hat, welches weiße, eßbare, den Heidelbeeren ähnliche Früchte trägt (Corema alba). Eine große bunte Radspinne breitete ihre Netze aus, die sich von dem der Kreuzspinne durch eine im senkrechten Durchmesser elegant angelegte Treppe unterscheiden; ihre großen birnförmigen Eiercocons, die im Spätsommer erzeugt werden, waren gerade fertig. Unten am Pik wartete unser eine andere Scenerie. Ein flaches Feld schwarzer basaltischer Lava lagert sich gegen den Ocean vor (Ponta Ferraria). Einzelne heiße Quellen entspringen hier noch innerhalb der Fluthzone zwischen dem zerrissenen Gestein, wo sie sich mit dem Seewasser mischen. Ein höchst einfaches Badehaus ist gebaut, das, so viel ich weiß, auf öffentliche Kosten arme Rheumatismuskranke aufnimmt. Das Baden allerdings ist so primitiv als möglich. Der Kranke muß über zackige Klippen in ein kleines natürliches Becken, eigentlich ein Loch, hinabkriechen. Mir wurden diese Thermen zoologisch interessant, denn eine kleine, durch ihre Kriechbewegungen mit quergetheiltem Fuße merkwürdige Schnecke, Pedipes afer, die an der Küste von Senegambien im brackischen Wasser zu Hause ist und sonst an den Klippen der Azoren nur sehr zerstreut vorkommt, trat hier unter den geeigneten klimatischen Bedingungen in größter Häufigkeit und Ausbildung auf. Doch würde die meisten ein landschaftliches Vorkommniß mehr fesseln. Die Lava, halb säulig zerklüftet, ist durch tiefe, spaltenförmige Kanäle zerrissen, durch die das dunkelgrüne Meer schäumt. Drei oder vier Brücken sind über den Kanälen stehen geblieben, und die blendende Sonne warf schwarze Schatten unter den Felsenthoren; bei der Stärke der Brandung ein großartiges Schauspiel. Ein Theilchen giebt die flüchtige Skizze nothdürftig wieder. Ungleich gewaltiger soll der Eindruck sein, wenn der Sturm die Wogen aus den Kanälen heraufpeitscht. Boca de inferno würde man es in Portugal nennen, wenn es bekannt wäre, denn dieser Theil der Insel ist der abgelegenste. In Ginetes, einem freundlichen, wohlhabenden Dorfe, haben Sr. Chaves' Schwäger ihr Landgut, und wir wurden gastlichst aufgenommen. Die Herren machten durchweg einen feinen, gebildeten Eindruck, die Damen, die bei Tische nicht mit erschienen, traten in einfacher ländlicher Kleidung auf. Der Hof war ganz den südlichen Verhältnissen angemessen. Ein einstöckiges Wohnhaus, mit mäßigem, solidem Comfort, aber schönen Räumlichkeiten, die große Hausflur bereits als Wohnzimmer benutzt. Vor der Thür eine Art Veranda, mit Ziegeln

gepflastert, von niedriger weißgetünchter Mauer umrahmt, an der sich eine Steinbank hinzieht, der Boden mit frischen Binsen bestreut, der beliebte Spielplatz für die Kinder, ein angenehmer Aufenthalt für Familie und Gesinde. Letzteres wird, wie mir schien, fast sanft behandelt, und als beim Kaffee Chartreuse gereicht wurde, erhielten die barfüßigen Dienstboten ebenfalls ihr Glas. Unter den Verwandten herrscht große Zärtlichkeit, und die Diminutivformen sind gerade auf den Inseln sehr gebräuchlich, ein weiches „oh compadrinho meu“ (Gevatter) klingt häufig herüber und hinüber. Bei Tische legt der Hausherr dem Gast die besten Stücke reichlichst vor, und es ist Sitte, einen Rest auf dem Teller zu lassen. Ich fürchtete umgekehrt durch Mäkelei unhöflich zu erscheinen und strengte mich entsprechend an. Neben dem Hause war die offene Tenne, ein festgestampfter Platz, von Steinplatten umgeben. Man war dabei, die Körner von den Maiskolben zu lösen, mit der Hand oder einfacher Holzraspel. Auf der anderen Seite der mit Maisstroh belegte Viehhof, auf den die stattlichen Rinder gegen Abend heimgetrieben wurden. Wenig Ställe. Reiche Maisfelder zogen sich hoch am Kraterrande von Sete Cidades hinauf. Man forderte mich zur Jagd auf (auf Amseln, Wachteln, Canarienvögel, Kaninchen). Mir war die Zeit zu kostbar, und wir ritten lieber nach einem lichten Hain, um zu sammeln. Der übliche immergrüne dünne Wald, mit mäßigen Bäumen und Selaginellen am Boden; in der That war die Ausbeute an Landschnecken, den Charakterthieren, relativ reich, trotzdem er nur mehrere 100′ über der See lag. Man hat gemeint (nach alten Berichten), daß die Azoren ursprünglich dicht bewaldet und so regnerisch gewesen wären, als die feuchtesten Antillen. Wahrscheinlich aber hat das grüne Aeußere der Berge, die man schwerlich erstieg, getäuscht, und es wird sich kaum um eine andere Vegetation gehandelt haben, als man sie jetzt noch in solchen Hainen, namentlich in den höheren Schluchten, antrifft. — Ein kleiner Luftballon, den Sr. Chaves gegen Abend steigen ließ und der über dem Krater von Sete Cidades in den Wolken verschwand, erregte den Jubel der jungen und alten Dorfbewohner, ein freundlicher Verkehr. Als bald nach 6 Uhr mit südlicher Schnelle die Nacht hereinbrach, sagten wir den liebenswürdigen Wirthen adeos und fuhren in einer Droschke, nach Landessitte mit drei rüstigen Maulthieren neben einander bespannt, in drittehalb Stunden heim nach Ponta Delgada, eine prächtige Fahrt in ruhig dunkler Nacht, bald am Meeresstrande, bald zwischen engen Tuffwänden, über welchen die riesigen Arundohecken zusammenschlugen. Mein Begleiter schwärmte von den feurigen Augen der Andalusierinnen, ich dachte nach Hause. „Vous n' êtes pas pour l'amour? — c'est chose de la race.“ Nachher sang er mir die getragenen, melancholischen, ein wenig monotonen Weisen azorischer Volkslieder, und ich darf hinzufügen, daß keine von unseren Melodien dem Inselbewohner so sympathisch ist, als unser altes

„Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“.

Das Schamanenthum unter den Burjäten.[1])

1. Die Götter und die Gottheiten.

Die höchsten Gottheiten der Schamanenbekenner (Schamanisten) sind die **Tengerin**, die Himmelsgötter, welche im Himmel über der Erde wohnen, aber sonst ein Leben führen, wie die reichen Burjäten auf Erden. Es giebt 99 Tengerin — die Zahl 9 spielt eine besondere Rolle unter den Burjäten — davon sind 55 westliche, ältere oder gute, und 44 östliche, jüngere oder böse. Die ungleiche Zahl ist dadurch zu erklären, daß ursprünglich zwischen den 54 westlichen und 44 östlichen Himmeln (d. i. Göttern) ein Grenzgebiet („Obo“) lag, welches schließlich von den stärkeren westlichen Göttern eingenommen wurde, so daß es nun 55 westliche Himmel oder Götter giebt.

Die erste Stelle unter den westlichen Tengerin hat der Sajan-Sagan-Tengeri (Burjäten von Kudinsk) oder der Chan Tjurmaß (Burjäten von Balagansk), die erste Stelle unter den östlichen Tengerin aber Chamchir-Bogdo oder Ata-Ulan. Die genannten Götter besitzen eine sehr zahlreiche Nachkommenschaft und Verwandtschaft, deren einzelne Angehörige keineswegs bei allen Burjäten in gleicher Weise benannt und beschrieben werden. Das darf nicht Wunder nehmen. Die Burjäten haben keine schriftlichen Aufzeichnungen über ihre Götter, deren Namen und Schilderungen nur in der Tradition leben. Hier sollen selbstverständlich nicht alle Namen des Geschlechtsregisters wiedergegeben werden; doch mögen einige Platz finden. Als Stammvater der 10 westlichen Tengerin gilt Oer-Mondyn-Tengeri (Tengeri bedeutet etwa Himmel); seine neun Söhne haben verschiedene Namen, wie **Galta-ulan-Tengeri** (feurigrother Himmel) und **Ssar-Ssagan-Tengeri-Ssachilagata-Budal** (der Himmel, welcher den weißen Blitz herniedersendet). Es ist leicht ersichtlich, daß es sich bei allen diesen Götternamen nur um eine Personifikation der physischen Eigenschaften des sichtbaren Himmels handelt.

An die Tengerin schließt sich deren zahlreiche Verwandtschaft, die Chaten oder Fürsten, ferner der Herr des Feuers und der Erzeuger des Gewitters.

Der Herr des Feuers. Die Verehrung des Feuers ist unter den Burjäten sehr verbreitet. Die personificirte Gottheit des Feuers heißt bei den Balagansker Burjäten Ssachäda-noyon und seine Frau Ssachala-Chatun; bei den Kudinsker Burjäten lauten die Namen etwas anders. Dem Feuergotte, welcher eben als ein Sohn des Tengeri gilt, wird geopfert, indem man einen Schafbock oder ein Pferd schlachtet, und zwar innerhalb der Jurte am Herde. In jeder Jurte vertritt die Stelle des eigentlichen Feuergottes ein besonderer Haus- oder Herdgott, d. h. ein Beschützer

[1]) Nach dem Russischen: N. N. Agapitow und M. N. Changalow, Beiträge zur Kenntniß des Schamanismus in Sibirien. I. Das Schamanenthum unter den Burjäten des Gouvern. Irkutsk. Besonders abgedruckt aus den Nachrichten der Ostsibirischen Abtheilung der k. Russ. Geographischen Gesellschaft in Irkutsk. Bd. XIV, 1883, 170 Seiten mit Abbildungen. Die beiden Verfasser leben im Gouvernement Irkutsk; der eine von ihnen, M. N. Changalow, ist von Geburt ein Burjäte, wurde im Lehrer-Seminar in Irkutsk erzogen und ist jetzt Lehrer der Schule in Kudinsk; er sammelte über das Schamanenthum Notizen und schickte ein davon handelndes Mannskript an N. N. Agapitow in Irkutsk. Dadurch wurde der Letztere veranlaßt, in den Jahren 1881 und 1882 gemeinsam mit Changalow Reisen in das Gebiet der Burjäten zu machen, um weitere Forschungen anzustellen. Als Resultat der gemeinsamen Untersuchung ist die vorliegende Schrift veröffentlicht. Wir geben hier das Wesentlichste aus der Abhandlung wieder. L. Stieda.

und Beherrscher des betreffenden Herdes. Demnach steht eine große Schaar von niederen Feuergöttern unter der Botmäßigkeit des Herrn des Feuers. — Eine Erzählung wird am besten die Auffassung der Burjäten wiedergeben:

Einst ritt ein Mann, welcher 10 Sprachen kannte und die Gabe besaß, die Stimme der Thiere zu verstehen, seines Weges. Er reitet am Hause eines reichen Mannes vorbei und hört, wie die Hunde bellen: „Kehre nicht bei uns ein, man wird dir nichts zu essen geben und dein Pferd wird hungrig bleiben!“ Er reitet weiter und kommt zur Hütte eines Armen; da hört er, wie die Hunde bellen: „Kehre bei uns ein, du und dein Pferd werden satt werden.“ Der Arme empfängt den Gast freundlich und ergreift sofort ein junges Schaf, um es zu schlachten, aber das andere alte Schaf — es waren nur zwei vorhanden — spricht: „Schlachte lieber mich; ich bin schon alt und das junge Schaf wird dir viele Nachkommen bringen.“ Der Gast, welcher die Sprache des Schafes verstand, wies den Hausherrn an, das alte Schaf zu schlachten. So geschieht es: Während des Mahles wirft der arme Mann große Stücke Fleisch in das Feuer als Opfergabe für den Herrn des Feuers. Der Gast bemerkt, daß der Herr des Feuers anwesend und gut gekleidet und genährt ist. In der Nacht tritt eine elend und erbärmlich aussehende, schlecht gekleidete Gestalt in die Hütte: das war der Herdgott aus dem Hause des Reichen! Der Herdgott der Hütte des Armen fragt den Ankömmling, warum er so schlecht aussehe und sein eines Auge verletzt sei. Der Herdgott des Reichen antwortet: „Der Reiche ist geizig; er nährt mich schlecht, er hat mir neulich sogar ein Auge ausgestoßen, als er mit einem spitzen Gegenstande das Herdfeuer aufrührte (dies Verfahren gilt den Burjäten als eine Sünde); aber ich werde ihn dafür bestrafen; noch in dieser Nacht werde ich sein Haus niederbrennen.“ Da bat der Feuergott des Armen, der Feuergott des Reichen solle einen hölzernen Becher, welcher Eigenthum des Armen sei, aber sich im Hause des Reichen befinde, beim Brande retten. Als in der Nacht das Haus des Reichen niederbrannte und der Becher des Armen aus dem Feuer herausgeworfen wurde, klagte der Reiche den Armen der Brandstiftung an. Da trat der Gast dazwischen und setzte dem Reichen auseinander, daß das Haus durch seinen eigenen Herrn des Feuers angesteckt worden sei, zur Strafe für den Geiz und die Nichtachtung des häuslichen Herdgottes. Der Reiche aber glaubte dem Gaste nicht, daß dieser die Unterhaltung der Feuergottheiten und die Stimme der Thiere verstanden habe, fragte ihn, um ihn zu prüfen: „Wohin fliegen jene beiden Krähen?“ Der Gast antwortete: „Sie fliegen zur Stelle, wo der Sohn des Reichen bestattet werden soll.“ Man folgte den Krähen und gelangte wirklich zur Bestattung; das Opferthier war bereits geschlachtet, beide Krähen saßen dabei. Jetzt endlich glaubte der Reiche den Worten des unbekannten Gastes und hörte auf, den Armen wegen der Brandstiftung anzuklagen.

Jeder gläubige Burjäte hält es für seine Pflicht, sobald er speist, dem Herrn des Feuers einige Stücke zuzuwerfen, oder beim Trinken einige Tropfen des Getränkes in die Herdasche zu träufeln. Sobald ein Schaf oder ein anderes Thier geschlachtet wird, schneidet man ein dreieckiges Stück aus der Kopfhaut heraus und wirft es ins Feuer — kurz bei jeder derartigen Gelegenheit erhält der Herr des Feuers seinen Antheil.

Als ein Bruder des Feuerherrn wird der Herr des Sternes Solbon, „Solbon-sagan-tengeri“, angesehen. Solbon ist der Planet Venus, der Stern, welcher Morgens und Abends sichtbar ist, der Schutzherr der Pferde und der Menschen. Wenn im Herbst nach dem Erscheinen des Sternes ein Füllen geboren wird, so nimmt man an, daß es zu einem guten Pferde heranwachsen wird. Getigerte Pferde sind dem Solbon geheiligt. Blutige Opfer werden demselben heute wohl nicht mehr gebracht. Solbon hatte drei Frauen, die letzte war eine einfache Burjätin; sie war bereits verlobt; als sie aber, von den Hochzeitsgästen umringt, zum Bräutigam sich begeben wollte, wurde sie von Solbon ergriffen und gen Himmel gehoben.

Der Erzeuger des Donners und des Blitzes. Die Burjäten nennen den Donner den Himmelsgesang (tengeridun); wenn es donnert, sagen sie, der Himmel singt (tengeri dugara). Die verschiedenen Donnergottheiten gehören zu den westlichen Tengeri und sind Brüder. Man erzählt eine Sage, nach welcher eine jener Gottheiten, Chochodo-Morgon, früher als guter Jäger und sicherer Schütze auf der Erde lebte, dann aber in den Himmel versetzt wurde, um den Blitz und Donner zu bewachen. Der Gott des Regens, Churon-noyon, hat seinen Aufenthalt im Himmel; hier besitzt er ein Schloß und neun Tonnen mit Wasser; wenn er eine Tonne öffnet, so regnet es drei Tage lang.

Die Erfindung einzelner Gewerbe und einzelner Handwerke wird den Himmelsgöttern, den Tengerin, zugeschrieben; so vor allem die Kunst, das Eisen zu schmieden. Der erste Himmelsschmied war Dadaga-chara-darchan (darchan = Schmied); er hatte 73 junge Schmiede unter sich; alle 74 gehören zu den westlichen Himmeln und ließen sich einst auf den hohen Berg Mundarga (Berge von Tunkinsk) herab.

Die Chaten (Himmelsfürsten) sind verschiedene; es giebt sowohl westliche wie östliche; ein besonderer ist der Uchan-chat. Bei den Burjäten von Balagansk spielen die westlichen Chaten, bei den Burjäten von Kudinsk und Olchonsk die östlichen Chaten eine besonders wichtige Rolle. Die Burjäten von Kudinsk erzählen, neun Söhne des Buchan-noien-babai ließen sich vom Himmel auf die Erde nieder, wählten sich neun verschiedene Wohnsitze und wurden zu Herrschern oder Fürsten. Jeder Sohn hatte abermals neun männliche Nachkommen, so daß es schließlich 90 Chaten giebt. Die Verfasser führen lange Reihen der verschiedenen Bezeichnungen der Chaten nach verschiedenen mündlichen Ueberlieferungen auf, welche wir alle bei Seite lassen können. Es handelt sich dabei um mannigfache Gottheiten, welche theils Beschützer und Herrscher bestimmter Gegenden sind, z. B. der Gott der Angara-Quelle, des Flusses Selenga, des Berges Chardyal u. a., theils bestimmte Verhältnisse beschützen, z. B. Tulman-sagon-nojen, der Gott der Hochzeit und der Ehe.

Mit dem Namen Uchan-chat werden alle Beherrscher der Meere, Seen und Flüsse bezeichnet; sie sind vom nordwestlichen Himmel herabgestiegen und haben sich in die größte Tiefe der Gewässer niedergelassen, doch gilt meistens der Himmel als ihr Aufenthaltsort. Es sind 12 an der Zahl; der oberste Gott ist Ucha-lobsen und seine Frau Uchan-daban; einer heißt Gochoschi-nojen, der Beschützer des Fischfangs mittelst der Kienfackel. Aus einer Analyse der Namen der verschiedenen Wassergottheiten ergiebt sich den Verfassern, daß es sich dabei nur um eine Personifikation der physischen Eigenschaften des Wassers handelt — der Glanz, die spiegelglatte Oberfläche des Elements haben ihnen den Namen gegeben. Den Wassergöttern werden Fische und Branntwein geopfert, mitunter aber auch Schlachtopfer dargebracht.

Die Burjäten aber kennen auch eine große Menge östlicher Chaten (Gottheiten), welche dem Menschen nicht wohlwollend gesinnt scheinen, darunter Chara-morin-eschin, den Herrn des schwarzen Pferdes. Ihm wird eine kolossale Körperkraft zugeschrieben; einst war er ein gewöhnlicher Burjäte, der eben wegen seiner großen Kräfte zum Range einer Gottheit erhoben wurde.

Aus der großen Menge der Wassergottheiten treten einzelne schärfer hervor, so z. B. die Gottheit des Baikalsees. Die Burjäten bringen einer besonderen Göttin, der Herrin des Sees, Aba-chatan genannt, ihr Opfer dar und sprechen auch von einer Tochter des Sees, welche die Frauen beaufsichtigt. Die Burjäten von Balagansk erzählen, der Baikalsee habe neun Söhne und eine Tochter; die neun Söhne sind der Fluß Selenga mit seinen Nebenflüssen, die Tochter die Angara.

Doch nicht allein der Himmel und seine wechselnden Erscheinungsformen, nicht allein das Wasser werden zu Gottheiten, — die ganze Natur, je nachdem sie Furcht oder Verwunderung oder Zufriedenheit im Menschen hervorruft, gab der schöpferischen Phantasie des Menschen Veranlassung, in der Sonne, im Monde, in den Sternen, in den Thieren und Pflanzen, ja in den abgeschiedenen Menschenseelen Gottheiten zu finden.

Sonne und Mond haben eine gemeinschaftliche Gottheit (Geist), einen Herrn (eshin), richtiger eine Herrin, welche Schandangin Chandangin heißt. Es giebt eine Sage, welche so lautet: Eine Frau hatte zwei Töchter; als sie starb, verheirathete sich der Mann zum zweiten Mal; aber die Stiefmutter liebte die Töchter aus erster Ehe nicht. Einst sagte sie: „Wenn Euch doch die Sonne oder der Mond holte!“ Als die Mädchen hinausgingen, um Wasser zu holen, wollten die Sonne und der Mond sie greifen. Das eine Mädchen klammerte sich an einen Busch, die Sonne aber packte das Mädchen, und ein Theil des Busches riß ab. Da bat der Mond die Sonne, ihm das Mädchen zu überlassen. Die Sonne lieferte dem Monde das Mädchen aus und seit jener Zeit sieht man im Monde das Bild eines Mädchens, welches mit einer Hand einen Busch erfaßt. Die Burjäten glauben in der Mondfläche das geraubte Mädchen, die Herrin des Mondes, zu sehen und zeichnen ihr Bild auf die Kisten der Schamanen.

Die Verehrung der Sonne und des Mondes spielten in früherer Zeit entschieden eine viel wichtigere Rolle als heute; das ist daraus zu erschließen, daß auf gewissen Bildern (Ongn), von denen später die Rede sein wird, an den beiden Enden des bogenförmig sich wölbenden Himmels, und noch heute auf den Kisten der Schamanen Sonne und Mond dargestellt sind. Idole des Sonnen- und Meergottes, wie dieselben Schaschkow in Form von hölzernen, kreisförmigen, mit rother Seide überzogenen Scheiben beschreibt, haben die Verfasser jedoch nicht zu Gesicht bekommen.

Auch andere Naturerscheinungen wurden Veranlassung dazu, besondere Gottheiten zu erfinden. So haben die Burjäten eine solche, welche Morgens die Sonne anzündet; Gegelama, und eine andere, welche sie Abends verlöscht, Dalai-lama.

Die Burjäten reden ferner von den Herren des Süd- und des Nordwindes; sie rechnen beide zu den westlichen Tengerin, während sie die Gottheit (Herr) des Nebels zu den östlichen Tengerin zählen. Sie haben ferner einen Herrn des Waldes, der Steppe u. s. w. Letzterer ist böse und macht, daß sich die Menschen verirren.

Die verschiedenen Gottheiten des Waldes und der Steppe haben keine Gewalt über die wilden Thiere; diese üben nur ganz bestimmte Lokal-Götter aus; so unterscheiden die Burjäten „Herren“ oder Gottheiten der östlichen, westlichen, südlichen und nördlichen Taiga (undurchdringlicher, dichter Wald).

Die Verehrung der Thiere ist nicht sehr verbreitet. Als Gottheit wird nur der Adler angesehen, weil er vom Himmel kommt; sonst werden gewisse Thiere verehrt, weil man ihnen die Urheberschaft eines Volksstammes zuschreibt, so das Gnu, der Wolf; der Igel wird wegen seiner Klugheit, der Bär wegen seiner Stärke verehrt. Von wirbellosen Thieren kennt die Mythologie der Schamanen nur die Biene und einen Wasserkäfer; beide werden oft bei Gelegenheit der Götzenbilder (der Ongon) gemeinsam mit anderen Thieren dargestellt.

Spuren einer früheren ausgedehnten Thierverehrung sind wohl noch in den Belustigungen zu suchen, welche am Abend nach großen Opferfesten und bei anderen feierlichen Gelegenheiten stattfinden, bei denen der Schamane selbst die Rolle eines Thieres, eines Bären oder eines Igels, übernimmt.

In den Sagen und Sitten der Burjäten sind auch Andeutungen eines gewissen Schlangenkultus zu erkennen. Eine Schlange (Mogoi, burjätisch) erscheint in vielen Sagen als ein vielköpfiges Ungeheuer. Ein buntes Schaf wird dem Schlangenkönige Altan-toli und seiner Frau geopfert, indem man die Knochen, sowie einen Theil des Fleisches, welches mit vierfarbigen seidenen Streifen umwickelt ist, verbrennt. Bei der Beschwörung, wenn der Schamane die Gottheit anfleht, das Opfer gnädig anzunehmen, erzählt er, daß das Oberhaupt der Schlangen (Taischa) auf dem Berge Tamiri-Ulan wohne. Ein wirklicher Kultus einzelner Thiere existirt aber heute wohl kaum mehr unter den Burjäten.

Ueber Pflanzenkultus läßt sich nicht viel sagen: einzelne Pflanzen, z. B. die Fichte, sollen göttlichen Ursprungs sein. Vor anderen haben die Burjäten eine gewisse abergläubische Scheu, z. B. vor stark verkrüppelten Bäumen; unter solchen durch zu kriechen, gilt als Sünde. Anderen Bäumen wird aus unbekannten Gründen eine gewisse Verehrung zu Theil. Beim Dorfe Kurtun steht z. B. ein Lärchenbaum, an dessen Stamm bunte Fetzen gehängt werden; einzelne Haine gelten als heilig, weil sie gewissen Gottheiten als Aufenthaltsort dienen, oder weil Schamanen daselbst beerdigt sind.

Der Schamanist entnimmt aber auch dem Mineralreiche Gegenstände der Verehrung. Der unerwartete Fund eines ungewöhnlich geformten Steines ist Grund genug, um denselben zu verehren und ihm zu opfern. Solche Steine heißen Bumal-schulun, d. h. vom Himmel gefallene Steine; doch handelt es sich dabei nicht um Meteorsteine. Bei den Burjäten von Kudinsk hat jeder Uluß (Dorf) seinen heiligen Stein, welcher mitten im Uluß in einem Kästchen eingeschlossen auf einer Säule aufbewahrt wird.

An das Ende der ganzen Reihe der verschiedenen Gottheiten der burjätischen Mythologie seien die „Geister“ gestellt, welche nichts als die Seelen der verstorbenen Verwandten, der Ahnen u. s. w. sind. Zur Kategorie derselben gehören 1) der Dachul, 2) der Muschubun, 3) der Ada. Dachul ist die Seele eines Verstorbenen, eines armen Mannes, einer armen jungen Frau oder eines Mädchens, jeder Uluß (Dorf) hat einen eigenen Dachul. Derselbe schadet den Kindern, Erwachsenen aber kann er nichts anhaben; bei Krankheiten der Kinder wird deshalb ein Schamanen herbeigerufen, um den Dachul zu besänftigen.

Muschubun, wörtlich schlechter Vogel, ist die Seele einer Jungfrau, welche der Vater nach ihrem Tode ins Grab gesenkt hat. Der Muschubun hat eine menschliche Gestalt und zwar die eines Weibes, nur die Lippen sind roth und schnabelartig vorgestreckt; wenn ein Muschubun sich in ein beliebiges Thier verwandelt, so bleiben dennoch seine Lippen unverändert. Er trägt unter dem rechten Arme einen Feuerstahl; sobald man ihm denselben entreißen will, so schreit er: „schau in deine Hand“. Man darf aber nicht hineinsehen. Sieht man dennoch hinein, so erblickt man statt des Stahles einen Wurm; sieht man nicht hinein, so kann man reich werden.

Ada sind sowohl gute, wie böse Geister, die etwas an die russischen Hausgeister (Domowoi) erinnern. Ein Ada

erscheint in der Gestalt eines kleinen Menschen mit einem eigenthümlichen Munde, welcher unter dem Unterkiefer liegt; er kann sich in ein Kind, ein Mädchen, einen Hund, sogar in eine gefüllte Blase verwandeln. Hat der Ada die Gestalt eines Menschen angenommen, so verbirgt er seinen ihn entstellenden Mund im Aermel seines Rockes. Er verbreitet einen eigenthümlichen knoblauchartigen Geruch. Ist ein Ada getödtet worden, so erscheint er als ein kleines Thier. Eulen sind dem Ada sehr gefährlich, indem sie ihm nachstellen und ihn vernichten. Weil die Ada vor allem danach trachten, die Kinder zu schädigen, so halten die Burjäten in der Nähe ihrer Kinder eine Eule, mindestens hängen sie den Balg einer solchen hin. Gewöhnliche Menschen können nur bisweilen die Ada sehen, der Schamane dagegen mit Leichtigkeit.

Wie die Ada von den Schamanen verfolgt und vernichtet werden, darüber giebt folgende Erzählung Auskunft. Ein großer Schamane reiste einst zu einem reichen Burjäten, wo er 13 Ada sah. Der Burjäte bat ihn, er möge sein Haus von den ungebetenen Gästen befreien, welche die Ursache des Todes aller seiner Kinder seien. Der Schamane versprach es und befahl am anderen Tage gebratenes Fleisch und andere Nahrungsmittel in einen Krug zu thun. Als er am anderen Tage die Jurte betritt, nimmt er selbst die Gestalt eines Ada an und sieht, daß alle 13 Ada im Kruge sitzen; sie lassen sich die Speise gut schmecken und sagen: „Wie gut sind doch Vater und Mutter!" Sie bemerken den neuen Ada, den Schamanen und fragen ihn, wo er herkomme? Dieser antwortet: „Ich streife durch die Häuser und sehe in die Schale"; dann schließt er sich der essenden Gesellschaft an. Alle Ada saßen nun im Kruge und speisten, nur einer saß am Rande und wachte. Als nun die Reihe an den Schamanen kam zu wachen, so schlug er den Deckel zu und nun waren alle Ada gefangen. Der Krug mit den 13 Ada wurde dann aufs Feld hinausgetragen und daselbst verbrannt.

Eine andere Erzählung lautet: Im Uluß Tangut, beim Burjäten Barjädai, war ein Ada, welcher alle Kinder des Burjäten gefressen hatte. Der Burjäte bat nun eine Schamanenfrau Arsut, den Ada zu vernichten. Diese befahl, Fleisch und Mehlbrei in einen Krug rechts in die Jurte zu stellen; sie selbst ging außen um die Jurte herum und zauberte; sie umspannte die ganze Jurte mit einer Schnur aus Haaren und ließ nur die Thür frei. Vier starke Männer betranken sich, und die Schamanenfrau stellte sich trunken; da kam der Ada durch die geöffnete Thür in die Jurte — sofort versperrte die Schamanenfrau auch die Thür mit dem Haarseil. Nun befahl sie den Männern sie fest zu halten, sobald sie gewahr würden, daß sie etwas fange. Die Frau zauberte eine Zeit lang, dann faßte sie plötzlich etwas in der östlichen Hälfte der Jurte und warf sich von einer Seite zur anderen, als ob sie mit Jemand kämpfe. Die Männer aber hielten sie an den Handgelenken und am Körper und fuhren dann mit einem scharfen Messer zwischen beide Hände der Frau — plötzlich verbreitete sich ein starker Geruch nach Schnittlauch; es zeigten sich deutliche Fischschuppen und gleichzeitig erschien eine Art Ziesel oder Iltis, aber ohne Fell; das Thierchen wurde sofort erschlagen.

Die guten Ada sind ganz anders; sie pflegen, hüten und bewachen die Kinder, das Vieh und alles Hausgeräth. Sobald ein Fremder etwas nehmen will, so schreien sie „manai", d. h. es ist unser.

Bemerkenswerth ist der Glaube der Burjäten an eine gewisse Verbindung zwischen der Seele eines lebenden Menschen und seinem Bilde. Ein dem Bilde zugefügter Schaden, so meinen sie, tritt beim Menschen in Wirksamkeit, ganz abgesehen davon, daß die Aehnlichkeit zwischen dem Menschen und dem Bilde nur eine sehr geringe ist. — Die Burjäten fertigen nun sog. Sjä an, d. h. sie zeichnen auf Zeuglappen menschliche Figuren mit dem Kopf nach unten. Diese Abbildungen werden an irgend einem Orte in der Jurte des Besitzers, dem man Schaden zufügen will, versteckt. Der Einfluß des Sjä giebt sich durch Krankheit und Tod des Jurtenbesitzers kund. So lange ein Sjä in der Jurte ist, helfen alle Opfer nichts; die Gottheiten haben alsdann die Menschen verlassen. Sobald daher in einer Jurte ein Sjä vermuthet wird, so muß ein Schamane geholt werden, um den Sjä aufzusuchen und zu verbrennen. Dieser kommt, ruft die Gottheiten an und beginnt den Sjä zu suchen, sowohl innen, wie außen um die Jurte laufend; hat er den Sjä entdeckt, so zieht er einen Kreis; nun suchen auch die anderen den Sjä. Hat der Schamane den Sjä gefunden, so versucht er ihn zu verschlucken, was die anderen nicht zulassen, denn das wäre eine Sünde. Wenn es nicht gelingt, den Sjä am gegebenen Orte zu finden, so wandert er fort, einen glänzenden Streifen wie eine Sternschnuppe hinter sich lassend. Der gefundene Sjä muß verbrannt werden, kehrt aber zu dem Schamanen, welcher ihn gemacht hatte, zurück und beunruhigt ihn so lange, bis der Schamane einen neuen Sjä anfertigt und denselben versteckt. Es herrscht auch der Aberglaube, der Sjä könne sich in eine todte Frau verwandeln, er leuchte und werde durch Feuer nicht zerstört.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nachdem bis September 1886 eine Vertiefung des Fahrwassers der Seine stattgefunden hat, können jetzt zwischen Rouen und Paris Schiffe von 700 bis 900 Tonnen verkehren, während früher nur Schiffe von 300 bis 400 Tonnen den Fluß befuhren. Sogar ein Schiff von 1000 Tonnen Inhalt hat Paris ohne Schwierigkeiten zu erreichen vermocht. Auch die Schnelligkeit des Verkehrs hat sich gehoben, indem das Passiren der Schleusen früher $1\frac{1}{2}$ Stunden in Anspruch nahm, jetzt aber in 20 Minuten bewirkt wird, so daß ein Schiff auf der Tour von Rouen nach Paris volle 10 Stunden Zeit spart und die Reise jetzt wöchentlich zweimal statt wie früher nur einmal machen kann. Es ist also erklärlich, daß der Verkehr seit Vertiefung des Fahrwassers um 20 Proc. zugenommen hat und daß sich die Frachten weit billiger als früher stellen. Zu Anfang des Jahrhunderts zahlte man 25, nach den Bauten von 1846 dagegen 8 bis 10 und gegenwärtig nur 3 Frcs. pro Tonne.

— Ueber die Deutschen in Rumänien, speciell in der Dobrudscha, enthält R. Bergner's „Rumänien" (Breslau 1887) einige Angaben (S. 145, 150, 352), welche wir ihres Interesses halber hier zusammenstellen. Die Behauptung, daß die Deutschen der Dobrudscha gleich denen Ungarns und Siebenbürgens unterdrückt und mißhandelt würden, erklärt Bergner für durchaus irrig. Den Leuten, welche unter türkischer Herrschaft gute Zeit hatten, so viel Land bebauen

konnten, als sie nur wollten und nur den Zehnten der Ernte zu bezahlen hatten, kommt es sauer an, jetzt Militärdienste zu leisten und Viehsteuer, Kopfsteuer und Feldabgaben zu bezahlen, wie so ziemlich jeder andere Bewohner Europas. Auf Rosen gebettet sind sie nicht, aber es geht ihnen befriedigend. Für das große Mutterland freilich müssen sie schon seit Decennien als verloren gelten; ihrer politischen Ansicht nach sind sie Zigeuner. — Bergner giebt folgende Liste der deutschen Dörfer der Dobrudscha:

Name	Religion	Besteht seit ungefähr	Ungefähre Anzahl der Familien
Malkotsch	römisch-katholisch	26 Jahren	40
Kulukui	"	6 "	20
Katalui	protestantisch	26 "	50
Admatscha	"	34 "	70
Tschukurowa	"	34 "	70
Kuschulak	"	10 "	110
Taraverdi	"	10 "	90
Koschali	"	6 "	30
Babari	"	4 "	30

In nachstehenden Ortschaften wohnen Deutsche mit Türken, Tataren, Rumänen oder Bulgaren gemischt:

Name	Religion	Besteht seit ungefähr	Ungefähre Anzahl der Familien
Babadagh	protestantisch	25 Jahren	10
Tulcea	protest. u. katholisch	25 "	40
Karamurat	römisch-katholisch	10 "	50
Anatolkiöj	protest. u. katholisch	6 "	15
Köstendsche	" " "	6 "	15

Kolonien von Deutschen giebt es fast in jeder Stadt Rumäniens; ihre Gesammtzahl im Lande veranschlagt Bergner auf 50000. Speciell deutsch-evangelische Gemeinden mit Pfarrern existiren in Turnu-Severinu (300 Seelen, eine zweiklassige Schule), Craiova (600 Seelen, eine dreiklassige Schule), Pitestschi (250 Seelen, eine einklassige Schule), Galatzi (600 Seelen, eine dreiklassige Schule), Braila (600 Seelen, eine einklassige Schule), Bukarest und Jassy.

Asien.

— Der französische Vicekonsul Pavie in Luang-Prabang am mittleren Mekong-Flusse hat es versucht, von dort einem Zuflusse des Mekong folgend Tongking zu erreichen. Nach 19 sehr schwierigen und anstrengenden Tagemärschen mußte er indessen kurz vor dem wichtigen Orte Theng umkehren, da Banden der als Räuber verrufenen chinesischen Hôs das Land verheerten.

— Im „Bulletin de la Soc. de Géogr. Commerciale de Paris“ (IX, Nr. 6) behandelt der Hydrograph J. Renaud die Frage der Häfen von Tongking und weist nach, daß als solche nur Haï-phong, wo sich die Franzosen zuerst festsetzten, dann Quang-jen und das weiter östlich gelegene Hone-gac oder Port Courbet in Betracht kommen können, daß aber die beiden ersteren für größere Seeschiffe gar nicht oder sehr schwer zu erreichen sind. Nur Hone-gac entspricht den Anforderungen sowohl der Seeschiffahrt, als auch des Binnenhandels; es liegt im Centrum eines allerdings noch nicht ausgebeuteten Kohlenbezirkes und läßt sich mit dem Hinterlande am leichtesten durch eine Eisenbahn in Verbindung setzen. Renaud räth deshalb, möglichst bald Haï-phong als Hafen aufzugeben, wenn auch die Interessen der dort angesiedelten Kaufleute darunter litten, und Hone-gac an seine Stelle zu setzen.

— Auf S. 319 f. des vorigen Bandes hat der „Globus“ bereits über die Reise der Engländer James, Younghusband und Fulford in der Mandschurei berichtet; seitdem sind über dieselbe vollständigere Berichte erschienen, von Fulford ein Blue-Book (China, Nr. 2, 1887), von James ein Vortrag in der Londoner R. Geographical Society (gedruckt in deren „Proceedings“, September 1887). Letzterem entnehmen wir Folgendes. Der Theorie nach ist der 8000 Fuß hohe Tschang-pai-schan (Langer weißer Berg) an der Grenze der Mandschurei und Koreas ein den Ahnen des chinesischen Kaiserhauses geheiligter Berg, den zu betreten als Sakrileg gilt. Noch vor Kurzem veröffentlichte die Pekinger Zeitung einen Bericht des Gouverneurs von Kirin, wonach er, den bestehenden Befehlen gehorsam, alle Schluchten im Tschang-pai-schan sorgfältig durchsucht hätte, um zu sehen, ob etwa verbrecherische Leute dort nach der Ginseng-Wurzel suchten, aber er habe das Gebiet ganz ruhig und frei von Eindringlingen gefunden. In Wahrheit denken die Mandarinen nicht daran, in das Gebirge zu gehen, und es wachsen dort rasch Ansiedelungen empor. Die Kolonisten thun sich zu Gesellschaften oder Gilden zusammen, mit Vorsitzenden, Stellvertretern und Ausschüssen, welche Gesetze erlassen und Gewalt über Leben und Tod haben. Die Behörden von Kirin wissen sogar davon und wenden sich gelegentlich bei Verfolgung von Räubern an diese Gilden, und nicht ohne Erfolg; aber theoretisch existiren dieselben nicht. Manche von ihren Gesetzen sind eigenthümlich, aber praktisch. So sah James eine Bekanntmachung, worin die Leute gewarnt wurden, gewisse, namentlich aufgeführte Uebelthäter zu beherbergen. Eine andere untersagte allen Koreanern das Fischen; dieselben werden nämlich in großer Anzahl von den Kolonisten als Feldarbeiter verwendet und sollen ihre Zeit nicht mit Sport vertändeln, sondern dem Ackerbau obliegen. Eine dritte regelte den Handel mit Ginseng und verbot Jedermann, solchen vor einem bestimmten Tage zu kaufen oder zu verkaufen. Für Uebertretung dieses Verbotes sollte ein wohlhabender Mann der Gilde ein Pfund Reis — dort im Gebirge ein Luxusartikel —, zehn Taels in Geld und zwei Schweine, je im Gewichte von mindestens 75 Pfund, bezahlen; ein Ausländer jedoch, der als arm und zahlungsunfähig angesehen wird, sollte mit Stöcken zu Tode geprügelt werden. Dies Gesetz war zum Schutze für eifrige Ginseng-Sucher erlassen, welche die abgelegeneren Thäler aufsuchten und dann den Markt oft von anderen, welche vor Schluß der Saison zurückkehrten, überfüllt antrafen. Diese Gilden sind höchst wirksame Einrichtungen; in der ganzen Mandschurei ist Leben und Besitz eigentlich nur innerhalb ihres Machtbereiches gesichert, trotzdem Räuber in demselben, weil er mit dichtem Walde bedeckt und weit ausgedehnt ist, unter anderen Umständen sichere Zuflucht finden würden.

— Der englische Konsul in Hiogo (Japan) weist in seinem letzten Berichte auf die Wichtigkeit hin, welche die canadische Pacificbahn für den japanischen Handel erlangen dürfte. Während der Theesaison von 1886 (ehe noch Vancouver durch regelmäßige Dampfer mit Yokohama verbunden war) wurde Thee in Segelschiffen nach Port Moody verschifft, um von dort durch die canadische Pacificbahn nach dem Osten von Canada und den Vereinigten Staaten gebracht zu werden. Im Ganzen gingen sieben Schiffe mit über $3^1/_4$ Millionen Pfund Thee von Hiogo nach Port Moody. Ueber dieselbe Angelegenheit verbreitet sich Mr. Hall, der Konsul in Yokohama. Er weist darauf hin, daß ein ansehnlicher Theil des Handels zwischen Japan und Amerika auf dem langen und umständlichen Wege über den Atlantischen und Indischen Ocean anstatt über den Stillen vermittelt wird. Fast ein Drittel des 1886 von Japan nach Amerika verschifften Thees ging in Dampfern durch den Suez-Kanal nach New York, während das meiste Kerosene in Segelschiffen von New York und Philadelphia aus um das Vorgebirge der Guten Hoffnung herum importirt wurde. Dagegen ging mehr als $^3/_4$ von dem Handel Amerikas mit Japan und die Hälfte der nach Europa ausgeführten Seide über

den Stillen Ocean nach San Francisco; an diesem Handel sind Großbritannien und die Vereinigten Staaten etwa je zur Hälfte betheiligt. Unzweifelhaft werden die Dampfer der canadischen Pacificlinie (s. oben S. 31) binnen Kurzem nicht nur den größten Theil des Thees, welcher bisher durch den Suezkanal ging, an sich reißen, sondern ebenso auch einen guten Theil der bisher über San Francisco gehenden Ausfuhr.

Afrika.

— Dr. H. Bolau, Direktor des Hamburger Zoologischen Gartens, plädirt in seinem Vortrage: „Der Elephant in Krieg und Frieden" (Sammlung von Virchow und Holtzendorff. Neue Folge, zweite Serie, Heft 6, Hamburg, J. F. Richter, 1887), warm für die Verwendung gezähmter afrikanischer Elephanten in unseren Kolonien. Nachdem er die Geschichte ihrer Verwendung im Alterthume kurz dargelegt, kommt er auf die Schwierigkeiten zu sprechen, welche die Trägerfrage der Erforschung Afrikas bereitet, und rechnet aus, daß ein Elephant 75 bezw. 110 Träger zu ersetzen vermag. „Daß die Erschließung Afrikas für den europäischen Handel und damit für die europäische Kultur ungleich größere Fortschritte machen wird, wenn man erst den gezähmten afrikanischen Elephanten zum Bundesgenossen hat, ist unzweifelhaft."

— In Zanzibar sind im Laufe von zwei Jahren (1885 bis 1887) nicht weniger als fünf europäische Aerzte gestorben; man ist dort jetzt in Krankheitsfällen auf die Hilfe eines Parsen angewiesen.

— Dem Reuter'schen Bureau wird unter dem 17. September aus Sansibar gemeldet, daß dahin Nachrichten aus dem Inneren gelangt sind, wonach es den Boten, die von den dortigen Konsuln entsandt worden, um Emin Pascha von der Absendung der Stanley'schen Expedition in Kenntniß zu setzen, und die den neuesten Nachrichten zufolge in Msisa, am östlichen Gestade des Albert Nyanza-Sees, angekommen waren, endlich gelungen sei, zu dem Pascha zu gelangen. Sie trafen mit ihm am Südende des Albert Nyanza zusammen und kamen in seinem Lager an, gerade als er von seiner Expedition nach dem Usungora-Lande zurückkehrte. Die Kunde von der Entsendung der Entsatzexpedition unter Stanley überraschte Emin Pascha ungemein und ließ ihn, da er nicht wissen konnte, welche Route die Expedition eingeschlagen habe, den Entschluß fassen, nach Wadelai zurückzukehren, nachdem er vorher die von seinen Truppen an der Westküste des Sees besetzt gehaltenen verschiedenen Posten von den Umständen in Kenntniß gesetzt, die ihn bewogen, den Rückzug anzutreten. Als die Boten, welche obige Nachrichten überbringen, Emin Pascha verließen, war er völlig wohl und brachte von seiner Expedition von Usungora eine Quantität Mundvorräthe mit. Die Emissäre der Konsuln sollten unverzüglich, nachdem sie Emin Pascha gesprochen, nach der Küste zurückkehren; als aber die Zeit dafür erschien, weigerten sie sich abzureisen, mit dem Bemerken, daß sie nicht wünschten, sich aufs Neue den Gefahren auszusetzen, die sie auf dem Marsche nach dem See durchgemacht hatten, insbesondere da die Route infolge des zwischen M'Wanga, dem König von Uganda, und der benachbarten Bevölkerung von Unjoro geführten wüthenden Krieges gefährlicher geworden ist. Die Truppen M'Wanga's waren in zwei Schlachten besiegt und die zwischen dem Albert Nyanza-See und dem Muta Nzig-See gelegene Gegend gänzlich verwüstet worden. — Im Anschlusse an diese Nachricht machen wir auf einen in der Virchow-Holtzendorff'schen Sammlung (Neue Folge, zweite Serie, Heft 5) erschienenen Vortrag von Prof. P. Treutlein, „Dr. Ed. Schnitzer (Emin Pascha), der ägyptische Generalgouverneur des Sudan", aufmerksam, welcher nach den sehr zerstreuten Originalberichten eine historische Uebersicht des Wachsens und Vergehens der ägyptischen Macht im Sudan und der bisherigen Schicksale und Thaten Emin's giebt. Vielen mag jetzt, wo das Zusammentreffen Stanley's und Emin's unmittelbar bevorsteht, damit gedient sein, rasch Näheres über den deutschen Pascha in Innerafrika zu erfahren.

— Ein Brief Stanley's vom 23. Juni an Mr. Mackinnon meldet, daß Tippu Tib, der arabische „Gouverneur" der Stanley-Fälle, bei seiner Ankunft daselbst zwar bei seinen eigenen Leuten Gehorsam fand, daß aber die anderen Sklavenhändler, den Said-bin-Habub an der Spitze, ihm denselben verweigerten und ihn nicht als Gouverneur anerkannten. Tippu Tib verlangt nun 30 Soldaten des Congo-Staates nebst zwei Officieren, um sich Anerkennung zu verschaffen; aber Stanley selbst meint, daß es ihm schwer ankommen muß, gegen seine früheren Spießgesellen und Freunde mit Gewalt aufzutreten, glaubt jedoch, daß er dem in ihn gesetzten Vertrauen entsprechen wird. — Man sieht, die Schwierigkeiten lassen nicht auf sich warten.

— Im Auftrage der Regierung des Congo-Staates ist Kapitän Van Gèle am 1. Juli mit den Lieutenants Liénart und Dhanis und 100 Mann auf zwei Dampfern von der Station Bangala aufgebrochen, um die Frage über den Uëlle und seine vermuthete Zugehörigkeit zum Congo-Systeme ihrer Lösung näher zu bringen. Er wird den rechtsseitigen Congozufluß Itimbiri (Loika) bis zu den Lubi-Fällen hinauffahren, dort einen Posten unter Dhanis zurücklassen und dann nördlich zum Uëlle vordringen, wo ein zweiter Posten errichtet werden soll. Dort öffnet sich ein weites, noch nie von einem Europäer betretenes Forschungsfeld vor ihm, wo es manches Räthsel zu lösen giebt.

Südamerika.

— Zwei neuere chilenische Expeditionen, diejenige des Kapitäns Serrano auf dem Rio Palena ($43^3/_4{}^0$ südl. Br.) (s. „Globus", Bd. 51, S. 304) und eine zweite, an welcher stud. Otto Philippi theilnahm und welche die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean auf der Strecke vom Rio Palena bis zum Passe von Villarica feststellen sollte, haben dargethan, daß in jener Gegend die Wasserscheide keineswegs mit dem Kamme der Anden zusammenfällt, sondern östlich desselben, also auf bisher argentinischem Gebiete liegt. Die Flüsse entspringen östlich von der Cordillere auf einer ca. 500 m hohen Ebene und durchbrechen das Gebirge in engen Schluchten. In Folge dieser Wahrnehmung wird, wie H. Wichmann in Petermann's Mittheilungen (1887, S. 253) ausführt, eine in dem Grenz-Vertrage vom Juli 1881 bereits vorgesehene neue Grenzbestimmung sich nöthig machen.

Polargebiete.

— Im Frühjahr dieses Jahres wurde bekanntlich viel davon gesprochen, daß Freiherr Nordenskiöld eine Expedition nach dem Südpol zu unternehmen beabsichtige. Es zeigte sich indessen bald, daß die Nachricht wenigstens verfrüht sei, aber sie hatte doch das Gute, daß die Frage wegen einer wissenschaftlichen Forschungsreise Gegenstand eingehender Discussion in der englischen Presse wurde. Allgemein erkannte man an, daß Freiherr Nordenskiöld der richtige Mann an der Spitze eines solchen Unternehmens sei. Inzwischen ist ein diesbezüglicher neuer Plan aufgetaucht. Man ist nämlich in Australien ernsthaft darauf bedacht, eine Forschungsexpedition nach dem Südpol auszurüsten. Die königl. Gesellschaft in Victoria und die königl. australische geographische Gesellschaft haben nämlich mit dem Premier-

minister in Victoria darüber berathen, ob es zweckmäßig sei, durch Staatsunterstützung zu Südpolarforschungen zu ermuntern, und haben vorgeschlagen, daß zu diesem Zwecke 10 000 Pfd. St. bewilligt würden. Der Premierminister in Victoria hat auch zugestimmt, eine solche Bewilligung ins Budget aufzunehmen, unter der Voraussetzung, daß die übrigen Kolonien an dem Unternehmen sich zu betheiligen bereit sind. Genannte wissenschaftliche Gesellschaften haben ferner vorgeschlagen, daß man Schiffsbesitzer auffordern solle, geeignete Schiffe zu dem angegebenen Zwecke zur Verfügung zu stellen. Die Bedingungen für die Annahme einer solchen Offerte sollen sein, daß jedes Schiff die nöthigen Bequemlichkeiten für zwei Gelehrte darbietet und daß die Schiffskapitäne auf alle Weise ihren Wünschen bezüglich der Anstellung wissenschaftlicher Untersuchungen entgegenkommen. Die den Schiffsbesitzern zu gewährenden Entschädigungen sollen sehr annehmbar sein und außerdem will man noch eine Prämie demjenigen Schiffe gewähren, das über 70° südl. Br. vordringt. Es sind zwei Schiffe erforderlich, die am 15. Oktober in Port Philip Bay zum Absegeln bereit liegen müssen. Der Zweck der Expedition soll die Kartirung von Küstenstrecken und Inseln innerhalb des antarktischen Kreises sein, welche in den Karten der Admiralität noch nicht enthalten sind, ferner die Auffsuchung neuer Wasserwege nach dem Südpol und geeigneter Häfen zur Ueberwinterung, die Anstellung wissenschaftlicher Untersuchungen betreffend Meteorologie, Erdmagnetismus &c. In England hat man die Nachricht über die beabsichtigte Expedition mit Sympathie aufgenommen.

Vermischtes.

— Die in den letzten Jahren so häufig eingetretenen Erdbeben und Erdrevolutionen haben mehr als je das Interesse des großen Publikums für die Geologie geweckt, welche in Prof. Dr. Melchior Neumayr wohl zum ersten Male einen Interpreten gefunden hat, der es unbeschadet aller Wissenschaftlichkeit versteht, sie in einer jedem Gebildeten verständlichen und ihn fesselnden Form vorzutragen. Von seiner „Erdgeschichte" (Leipzig, Bibliographisches Institut) liegt jetzt der prachtvoll ausgestattete zweite (Schluß-) Band vor, der die geschichtliche Entwickelung des Erdinneren und den jetzigen Bau der einzelnen Länder der Erde schildert. Durch die geistvolle und leicht verständliche Darstellung ist das Buch vortrefflich geeignet, geologische Kenntnisse in weitere Kreise zu tragen, nicht minder durch die zahlreichen, mit größter Sachkenntniß ausgewählten Textfiguren und die farbigen Tafeln und Karten. Es sei unseren Lesern aufs Beste empfohlen.

— In Nr. 122 der vom Deutschen Vereine zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse in Prag herausgegebenen „Sammlung gemeinnütziger Vorträge" behandelt Dr. Georg Müller-Frauenstein in fesselnder Weise die Frage: „Wie malen sich die Naturvölker den Anfang und das Ende der Menschen aus?" Wir geben hier kurz seine Resultate, indem wir wegen des Einzelnen auf die Abhandlung selbst verweisen. Die bei weitem meisten Völker stimmen mit der biblischen Erzählung überein, daß der Schooß der heiligen Mutter Erde im wörtlichen Sinne auch die Wiege des Menschengeschlechtes sei, und zwar suchen sie den Ort im Allgemeinen in ihrer eigenen Heimath. Hohe Berge oder Höhlen sind gewöhnlich die Ausgangspunkte. Die Herero aber, manche Kaffern, besonders aber amerikanische Stämme (Arawaks, Yurakareer) und die Polynesier lassen die ersten Menschen aus Bäumen oder doch Pflanzen hervorgegangen sein; Anklänge an diesen Glauben finden sich auch in der Edda, bei den alten Persern und Griechen, sowie bei den Birmanen. Vielfach wird auch den Affen, wohl ihrer Menschenähnlichkeit wegen, die Ehre zugetheilt, unsere Stammväter zu sein, so namentlich in Vorder- und Hinterindien, sowie in dem von indisch-buddhistischen Ideen erfüllten Tibet; anderswo gelten Ameisen, Schlangen, Krokodile, Fische, Hunde, Wölfe, Hyänen, Raben als Urväter des Menschengeschlechtes. Hier hat wahrscheinlich deren religiöse Verehrung den Gedanken, sie seien die Schöpfer der Menschen, erst erzeugt; ähnlich bei den Bewohnern der Urwälder, die nichts Gewaltigeres und Nützlicheres kennen, als die Riesenstämme, denen sie so oft ihre Nahrung und Wohnung verdanken, welche sie deshalb göttlich verehren und von denen sie dann auch ihren eigenen Stammbaum ableiten. Die Thatsache schließlich, daß der menschliche Körper in Staub zerfällt, legt den Gedanken wie keinen anderen nahe, daß er auch daraus hervorgegangen sei. Der Naturmensch hält daran fest, daß der Körper nach dem Tode vergeht, und strebt nur in seltenen Ausnahmefällen danach, ihn zu erhalten für die Zeit der Rückkehr des Geistes. Daß letzterer nicht vergeht, sondern unsterblich ist, diese Hoffnung begleitet den Natur-, ebenso wie den Kulturmenschen durch das Leben. Es läßt sich das heute bei dem massenhaft gewachsenen Material sicherer behaupten als früher. Die Leugner des Unsterblichkeitsglaubens, denen ein Leben im Jenseits eine Utopie ist, sind bei den Kultur- und ebenso bei den Naturvölkern durchaus vereinzelt; sie sind nicht etwa die Träger, sondern die Verächter des Volksglaubens. Unbezweifelte Anhänger dieses Glaubens sind die amerikanischen Urbewohner, die Polynesier, die meisten Papuas und Kontinental-Australier, die Dravidas, die asiatischen Malayen und Mongolen, die wollhaarigen Kap-Völker, die Bantu- und Sudanneger und natürlich die Kaukasier. Am mittleren Congo, am oberen Nil und vielleicht auf den östlich von Neuguinea gelegenen Inselgruppen allein ist er mit Sicherheit nicht nachzuweisen. Doch geben auch da alle genauer erforschten Völker, welche mit den dort wohnenden verwandt sind, durch ihren Ahnendienst zu der Hoffnung Anlaß, daß hier nur noch längere Beobachtung nöthig ist, um die Regel zu einer ausnahmslosen zu machen.

— In einer im Verlage von J. Springer in Berlin als Sonderabdruck aus dem Archiv für Post und Telegraphie erschienenen Schrift, betitelt: „Landkarten, ihre Herstellung und ihre Fehlergrenzen" unternimmt Geh. Rechnungsrath H. Struve, in einer dem ursprünglichen Publikationsorte entsprechenden Weise eine populäre Darstellung der theoretischen wie praktischen Arbeiten zu geben, mit denen der Kartograph, wie dessen Vorarbeiter, der Topograph, zu thun haben. Dem Laien, welcher nur einen Einblick in diese Arbeiten thun will und sich um das Wie und Warum nicht weiter kümmert, ist daher die vorliegende Schrift zu empfehlen und nützlich, für den Fachmann aber ist dieselbe wohl kaum ein Ersatz für die verschiedenen vorhandenen Lehrbücher, mögen dieselben nun den praktischen oder den theoretischen Gesichtspunkt mehr im Auge haben. Allein diesen Ersatz zu bieten hat ja der Verfasser auch nicht beabsichtigt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Désiré Charnay's jüngste Expedition nach Yucatan.

V. (Schluß.)

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Am nächsten Morgen unternahm Charnay mit einigen Begleitern einen Ausflug durch die Insel Jaïna, um sich einen Ueberblick über dieselbe zu verschaffen, und photographirte einige landschaftliche Ansichten. Jaïna liegt, wie gesagt, etwa 32 km nördlich von Campeche und gilt bei den Einwohnern, ebenso wie die noch 12 km nördlicher gelegene Isla de Piedras, für eine künstliche Schöpfung, was falsch ist; bei näherem Zusehen ergiebt sich, daß die Basis der Insel wie von ganz Yucatan Kalk ist. Jaïna ist 3 km lang und etwa 800 m breit; ein Kanal von 80 bis 100 m Breite, der bei Ebbe trocken liegt, trennt sie vom Festlande. In denselben ergießt sich der Bach Sacpool, d. h. Bach des weißen Kopfes, so genannt, weil er über weißen Kalkstein fließt. Auf dieser angeblich so fruchtbaren Insel wird aber gar nichts gebaut, da die Eingeborenen, durch wiederholtes Erscheinen der Heuschrecken entmuthigt, von jedem Landbau Abstand genommen haben. Sie beschäftigen sich damit, auf dem Festlande Brennholz zu schlagen, dasselbe auf Jaïna anzusammeln und es in Canoas nach Campeche zu führen. Wie der ganze Norden Yucatans, wo die Indianer Cisternen bauten oder das Wasser der Cenotes benutzten, fehlt es auch Jaïna an süßem Wasser; zwar entspringt etwa 30 m vom Ufer eine Quelle unter der Meeresoberfläche, eine an den Küsten Yucatans öfter vorkommende Erscheinung, und man hat auch versucht, dieselbe in einem ausgehöhlten Palmstamme zu fassen; aber ihr Wasser vermischt sich mit demjenigen des Meeres und wird brackig, so daß Charnay während seines Aufenthaltes auf die Milch von Kokosnüssen angewiesen war.

In der ersten Zeit der toltekischen Eroberung muß Jaïna ein heiliger Ort gewesen sein, wohin die Pilger von allen Seiten her zusammenströmten; denn sie umschließt vier große und acht kleine Pyramiden, welche einst ebenso viele Paläste und Tempel getragen haben. Daraus, daß die Historiker von denselben nichts berichten, möchte Charnay schließen, daß sie älter waren, als die ähnlichen Bauwerke von Izamal, Chichen-itza und Cozumel, und, durch letztere verdrängt, in Vergessenheit geriethen, aus der Mode kamen. Außerdem aber diente die Insel als Begräbnißplatz, und wenn man nach der zahllosen Menge dort gefundener Gräber, der von Charnay entdeckten Masse von Knochen und nach den Tausenden von Vasen, Idolen, Terracotten, Statuetten und sonstigen Alterthümern, welche man dort gesammelt und entweder zerbrochen oder nach allen Seiten hin verkauft hat, schließen darf, so sind einst Leichen von weither dorthin geschafft worden. Jene Ueberreste werden an der östlichen und nördlichen Küste der Insel meist bei starkem Seegange bloßgelegt, welcher freilich zugleich dazu beiträgt, dieselben zu zerstören, so daß die Indianer, wenn wieder Ruhe eingetreten ist, immer nur einen Theil der bloßgelegten Stücke, der von den Wogen verschont worden ist, sammeln können. So gleicht das ganze Ufer nur einem großen Haufen von Muscheln und Terracottascherben. Es giebt das auch einen Beweis dafür ab, daß das Meer früher nicht so weit reichte und schon viel von der Insel abgespült hat. Charnay selbst fand denn auch die meisten seiner Alterthümer im Meere.

Er begann seine Arbeiten am Strande unweit seiner Wohnung, wo man schon früher Gräber entdeckt hatte; es

ließen sich dort leicht noch drei Stellen erkennen, wo man nachgegraben und große Urnen von derjenigen Art, in welcher man noch heute in den Häusern Wasser aufbewahrt, gefunden hatte. Ursprünglich waren diese Stellen durch große Muscheln bezeichnet, deren Spitze in der Erde stak, während die Oeffnung mit der Erdoberfläche in gleicher Höhe lag.

Panorama von Jaïna.

Eine ähnliche Sitte findet sich in Nieder-Californien, wo die Indianer ihre Gräber mit Walfischknochen bezeichneten.

Am ersten Tage stieß Charnay nur auf Bruchstücke, am zweiten aber fand er einen Krug (cantaro), wie zwei ähnliche bereits früher an derselben Stelle ausgegraben und von den Indianern ihrer ursprünglichen Bestimmung als Wasser-

Strand von Jaïna.

behälter zurückgegeben worden waren. In dem größten dieser Gefäße befanden sich außer Lanzenspitzen, Obsidianmessern, Steinäxten u. dergl. die Gebeine von zwei Personen. Da die Leichen selbst nicht in der Urne Platz gefunden hätten, so folgt daraus, daß nur die des Fleisches bereits beraubten Knochen in dem Gefäße, das sich durch zierliche

Formen und einen Kranz von hübschen Rosetten auszeichnet, von auswärts nach der Insel gebracht worden sind.

An den nächsten Tagen grub Charnay im Centrum der Insel, um den dortigen Boden kennen zu lernen, und machte von dem Gipfel einer Pyramide eine hübsche Aufnahme von der Nordspitze, auf welcher, von Palmen umgeben, zwei Hütten liegen.

Jaïna erinnert an die Insel Bellote, welche der Reisende 1881 besuchte, und die er zum großen Theile aus Küchenabfällen bestehend fand, welche von den späteren Indianern zur Fabrikation des Mörtels für ihre Bauten verwendet wurden. Auf Jaïna aber ist die Oberfläche in der That eine künstliche, insofern sie zum größten Theile aus Küchenabfällen und Gefäßscherben besteht. So ergab eine 1,50 m tiefe Nachgrabung am Fuße einer Pyramide ein Gemisch aus Erde, Muscheln von verschiedenen Arten und einer Menge von Terracotta-Scherben verschiedener Färbung oder mit Mustern bedeckt, von denen Charnay eine Sammlung anlegte. Die Pyramiden und deren Unterbauten bedecken einen gewaltigen Raum; sie bestehen aus einer Art Molasse und sind mit Hausteinen verblendet. Man hat dort eine Säule von 50 cm Durchmesser und mehreren Meter Höhe gefunden; dicht dabei stieß Charnay auf zwei riesige, mit „Inschriften“ bedeckte Platten, deren Charaktere (katunes) wie in Palenque im Viereck angeordnet sind und neben bekannten hieroglyphischen Zeichen Figuren von Menschen und Thieren aufweisen. Diese Inschriften sowohl, wie auch zwei, auf den Rückseiten der Platten angebrachte große Figuren sind sehr schlecht erhalten; ebenso hat sich von den Tempeln, welche einst die Pyramiden krönten, keine Spur erhalten.

Die Arbeiten gingen langsam von statten, und Fundstücke waren selten; am Rande der Unterbauten fanden sich Massen von Trümmern und verwitterten Knochen, aber wenig oder gar keine wohl erhaltene Sachen; alles war durch den Druck zerstört worden. Als aber Charnay eine Pyramide öffnen wollte, verweigerten seine Indianer unbedingt jeden Gehorsam; ihr Widerwillen gegen die verlangte Arbeit aber rührte nicht nur von der Abneigung her, die sie gegen jede Veränderung ihrer Gewohnheiten hegen, sondern auch von ihrer Furcht, an die alten Monumente Hand anzulegen. Der Majordomus erzählte dem Reisenden, daß sie vor einigen Jahren einer Pyramide Baumaterialien entnommen hätten, und daß dabei ein Mann durch einen Sturz seinen Tod gefunden; dies wurde als Werk eines Geistes eines der alten Indianer angesehen, und seitdem wagten sich die Leute nicht mehr an die Pyramiden heran. Man habe schon öfter, fügte der Majordomus hinzu, zur Nachtzeit einen Zwerg aus einer Pyramide in die andere gehen sehen, und zu gewissen Zeiten verwandele sich derselbe in einen Hahn oder in ein Krokodil; es sei also thöricht, an die alten Bauwerke zu rühren. Daraufhin blieb dem Reisenden freilich nichts anderes übrig, als zu schweigen. Allerdings war die Furcht nicht der einzige Grund der Widerspenstigkeit, denn auch die anderen Leute, welche nicht bei den Ausgrabungen beschäftigt waren, zeigten sich von einer unliebenswürdigen Seite: der Fischer brachte keine Fische, man weigerte sich, ihm von den, im Ueberfluß vorhandenen Hühnern zu verkaufen, und nur für schweres Geld konnte er anderthalb Dutzend Eier erstehen. Nur die indianische Köchin blieb immer bei guter Laune und that ihr Möglichstes, aus den Rohprodukten, welche aufzutreiben waren, genießbare Speisen herzurichten. So diente die Insel und selbst die große Galerie zwei jungen Haifischfängern zum Zufluchtsort; Nachts befanden sich dieselben auf dem Meere und bei Tage auf der Insel, um ihren Fang zu trocknen. Wo und wie sie schliefen, blieb ein Räthsel. Von ihnen erhielt Charnay Haifischfleisch, das mit einer Tomatensauce ein leidliches Essen abgab. Don Policarpio brachte ferner Mangrovewurzeln, welche dicht mit kleinen Austern besetzt waren; es war unmöglich, dieselben zu öffnen, aber wenn man sie an das Feuer legte, erschlossen sie sich von selbst. Charnay selbst und Valerio konnten Hunderte von jenen großen Schnecken sammeln, von denen ein halbes Dutzend genügt, einen Menschen zu sättigen; wenn man sie sechs Stunden lang in Meerwasser kocht, geben sie ein zwar zähes, aber wohlschmeckendes Gericht ab. Dazu kam noch der Ertrag der Jagd, welche der Reisende zur Ebbezeit auf der Sandbank im Norden der Insel auf die zahlreich dort versammelten Möwen, Reiher, Regenpfeifer und Pelikane machen konnte; letztere waren indessen selten, sehr scheu und dabei so zähe, daß er bald auf sie verzichtete. Wichtiger aber war der Fang zweier Manatis oder Lamantine durch einen indianischen Bewohner der Insel, was große Freude in den Herzen seiner Genossen und für länger als einen Monat Ueberfluß in den Hütten derselben hervorbrachte. Jedes der beiden Thiere, Männchen und Weibchen, wog über 300 kg, und es bedurfte der Anstrengung von acht Männern, um jedes auf das feste Land zu schaffen. Drei mit langen Messern versehene Leute zogen der Beute das Fell ab, welches an Dicke der Haut des Flußpferdes gleichkommt; Kopf, Flossen und Schwanz wurden abgeschnitten und der Rest in lange Streifen zertheilt, die man an der Sonne trocknen ließ. Nun konnte jedermann für einen höchst mäßigen Preis sich mit Vorrath ver-

Verschiedene, auf Jaïna gefundene Gegenstände.

sehen, und auch Charnay erstand sich für 5/4 Franken ein mächtiges Rückenstück. Kopf, Schwanz und Flossen dienten zur Bereitung eines Nationalgerichtes, das den Namen pibicochinita führt. Dazu wird ein großes Loch in die Erde gegraben, dasselbe mit Holz und Kohlen ausgefüttert und letztere in Brand gesteckt; darauf kommen dann, in Bananenblätter gewickelt, die Fleischstücke zu liegen, die mit Zweigen zugedeckt werden, worauf das Ganze mit Erde beworfen wird. Nach 24 Stunden Schmorens wird die Grube geöffnet und der Schmaus beginnt.

Teller aus Gräbern der Insel Jaïna.

Fischerstation auf Isla de Piedras.

Früher wimmelte der Golf von Mexico von Lamantinen, welche sich von den Algen und Wasserpflanzen, die in Menge die sanft abfallenden Ufer bedeckten, nährten; dem fast vollständigen Verschwinden der Thiere schreibt das Volk das Auftreten des gelben Fiebers zu: dasselbe entstände aus den verfaulenden Algen, welche nicht mehr von den Lamantinen beseitigt würden. Ebenso mißt der Volksglaube der Haut dieser Thiere eine besondere Eigenschaft bei: es werden daraus Stöcke gefertigt, welche angeblich sehr gefährlich sind, weil jede, damit beigebrachte Wunde nicht heilen, sondern

unfehlbar den Tod zur Folge haben soll. So glaubt man wenigstens in der Habana, wo solche Stöcke so zu sagen mit Gold aufgewogen werden.

Indessen war Charnay nicht nach Jaïna gekommen, um dort als Robinson zu leben und zu faulenzen, und es mußte ihm sehr darauf ankommen, den Starrsinn der Bewohner zu überwinden. Er ließ sie also sämmtlich zusammenrufen und setzte für jeden antiken Gegenstand, Beil, Urne oder Statuette, welcher ihm gebracht würde, je nach seiner Bedeutung eine Belohnung von 1 bis 4 Realen (etwa ½ bis 2 Mark) fest. Diese Ankündigung that Wunder, denn schon am folgenden Morgen machten sich die Leute an die Arbeit; es waren die Frauen und Kinder, welche die besten Funde machten.

Mit einem alten Waldmesser oder auch nur einem Stücke harten Holzes durchwühlten sie bei Ebbe, Morgens und Abends, das Ufer des Meeres und gruben aufs Gerathewohl Löcher. Auf solche Weise wurden Teller, wie die drei in der vierten Abbildung dargestellten, gefunden, welche denjenigen, die Charnay in dem Gräberfelde von Teotihuacan entdeckt hat, in der Form ähneln. Es sind das Grabesbeigaben; sie haben in der Mitte gewöhnlich ein Loch und sind meist mit rother Malerei, welche eine Lyra oder eine Palme darzustellen scheint, versehen; der mittelste Teller ist grau.

Täglich gab es neue Funde, so kleine Gegenstände neben zierlichen Knochen, offenbar armen Kindern angehörig, grobe Gefäße, phantastische, kaum aus dem Gröbsten herausgearbeitete Thierfiguren, dann ein hübscher Tiger, wohl das Spielzeug eines reichen Kindes, gelb bemalt und mit rothen Flecken überdeckt, und besser modellirt als die Schafe und Kühe aus den Gräbern Cyperns oder Alt-Griechenlands; ferner Perlen einer Halskette aus grünem Stein, Achat, Muscheln und drei kleine, sehr fein gearbeitete Köpfe; neben großen Röhrknochen die grobe Axt eines Ackersmannes und weiterhin eine ganze Sammlung von Messern und Werkzeugen aus Obsidian, die vielleicht einem Arzt oder einem Barbier angehört haben. Jeder Gegenstand läßt Schlüsse auf seinen einstmaligen Besitzer zu: so mag eine prächtige Axt aus polirtem Kieselstein einst einem Fürsten angehört haben, und unweit davon lag zwischen Gebeinen eine niedliche Statuette, die einen Kaziken in Festestracht darstellt (s. die dritte Abbildung). Derselbe trägt einen kronenförmigen Kopfschmuck, überragt von dem großen, yucatekischen Federschmucke, Ohrgehänge, eine Halskette und Armbänder; der Leib ist in eine lange Tunica gehüllt, über welche ein prachtvoll gearbeiteter Baumwollpanzer gezogen ist. Das Gesicht ist so fein modellirt, daß man geneigt ist, es für ein Portrait zu nehmen.

Später fand Charnay eine zweite Statuette von einem ganz anderen Charakter; daneben lag ein Opfermesser aus Feuerstein, und so liegt die Vermuthung nahe, daß das Bildwerk einen Priester (ahkin) vorstellen soll. Ihn kennzeichnet als solchen die langen, auf die Schultern herabfallenden Haare und das lange Gewand mit schlaffem Gürtel; das Gesicht aber mit der riesigen Nase und dem breiten Munde ist entschieden eine Carricatur. Das Bestreben, gerade die priesterliche Klasse im Bilde lächerlich zu machen, kehrt übrigens bei vielen Völkern wieder, in China, Japan, Indien wie in Europa; nur die Mohammedaner sind davon frei, da ihnen ja der Koran das Abbilden der menschlichen Gestalt überhaupt verbietet.

Das Vorkommen von Feuerstein, Achat, Obsidian rc. beweist übrigens, daß in früherer Zeit zwischen Yucatan, Tabasco und den Hochplateaus von Mexico ein reger Verkehr bestanden hat. Auch berichtet uns ja Sahagun, daß reiche Kaufmannsgesellschaften aus Mexico ein ganzes Jahr im warmen Unterlande umherreisten, ihre Waaren dort absetzten und dafür Cacao, Baumwolle und Stoffe eintauschten; und noch heutigen Tages unternehmen die indianischen Kaufleute von Guadalaxara, die Eisenbahn verschmähend, mit ihren kleinen Eseln dieselbe Reise, treiben in derselben Weise denselben Handel und bleiben wie ihre Vorfahren ein volles Jahr lang unterwegs.

12 km nördlich von Jaïna liegt die Isla de Piedras, wohin sich Charnay, nachdem er seine Arbeiten auf der ersteren Insel beendet hatte, von den beiden jungen Haifischfängern rudern ließ. Sie ist viel kleiner als Jaïna und nur 500 m lang, 300 m breit, war aber, wie jene, ein heiliger Ort, wie eine große künstliche Plattform beweist. Dieselbe war einst mit Hausteinen bekleidet, welche jetzt herabgestürzt sind und den Strand bedecken; von ihnen hat die Insel ihren heutigen Namen („Steininsel") erhalten. Einige Händler haben auf ihr eine Fischfangstation errichtet, ein paar strohbedeckte Hütten unter Kokospalmen. Auf der Plattform, welche sich 3 bis 4 m über den Meeresstrand erhebt, ist jede Spur des Tempels, den sie einst trug, verschwunden; eigenthümlich sind die aus sehr geschickt angeordneten Muscheln errichteten Scheidewände, welche den Unterbau durchziehen; namentlich an der Nordseite, wo das Meer die Steinbekleidung fortgerissen hat und in die Pyramide selbst eingedrungen ist, kann man diese, in Yucatan sonst nicht wieder vorkommende Bauweise gut beobachten. Offenbar ist es aber nur der Mangel an Steinen gewesen, welcher den Baumeister auf den Gedanken gebracht hat, die zu Tausenden auf der Insel und in ihrer Umgebung vorhandenen Muscheln so zu verwerthen.

Die Isla de Piedras war Charnay's letzter Ausflug. Von dort kehrte er über Campeche nach Frankreich zurück.

Ausflüge nach Furnas und der Lagoa do Fogo (Azoren).

Von Dr. H. Simroth.

I.

Bei meiner Ankunft in der Hafenstadt Ponta Delgada im August war es zunächst unmöglich, die Herren, welche mir bei ihren Verdiensten um die Kenntniß der Inseln aus der Literatur bekannt waren, aufzusuchen. Denn fast die ganze fashionable Welt war auf den Bergen im berühmten Badeort Furnas. So zögerten wir nicht lange und sandten ein Telegramm (es ist dies die einzige Drahtverbindung auf den Inseln) an den Hotelier, Sr. Jeronimo, ob Betten frei seien. Die Antwort lautete günstig mit ein Paar Tagen Aufschub, nicht ohne Zufügung eines Grußes, aber dieser wieder in der insular-zärtlichen Diminutivform „Saudinha" (Grüßchen). So brachen wir eines Morgens auf, Zervas und sein Neffe begleiteten mich freundlichst. Das übliche Maulthierdreigespann, das nicht geschont wurde. Allerdings führt nach Furnas, im Ostgebirge, die beste moderne Straße an der Südseite der

Insel entlang, aber bei der häufigen Zerrissenheit durch Schluchten geht es oft scharf bergauf und bergab, und schließlich steigt der Weg doch zu fast 1000 Fuß auf, aber es geht in fünf- bis sechsstündiger Fahrt in schlankem Trabe ohne Schleifzeug. **Ponta Delgada** setzt sich östlich in Dörfer fort, **Rosto do Cão** bis **Alagoa**, der drittgrößten Stadt der Insel, und man hat genug Gelegenheit, Einblick in Hütten zu nehmen. Je näher der Stadt, um so wohlhabender im Allgemeinen; es fällt die südliche Freude an Form und Farbe in die Augen, die Firmenschilder sind, der Waare entsprechend, anschaulich lebhaft gemalt, ein Weinausschank setzt die Buchstaben aus Reben zusammen und dergl., die buntesten Töne concurriren; weiterhin wird die Anpreisung schon primitiver und unmittelbarer, Proben hängen an der oberen Kante des offenen Fensterrahmens, so in einem eine Scheere, ein Zwirnknäuel, ein Hornknopf &c. Die Ausstattung der ländlichen Wohnung ist äußerst dürftig, ein Tisch, eine Lade u. dergl., aber kaum Stühle, die Leute sitzen auf dem mit Binsen bestreuten Boden umher, die Frauen vielfach mit der Zubereitung des Flachses beschäftigt. Mit der dürftigen Unsauberkeit der Wohnung (Drouet giebt an, daß die Bettwanze, die ich nirgends traf, allgemein verbreitet sei — Drouet: éléments de la Faune açoréenne, Paris 1861) contrastirt auffallend die weiße Wäsche, die überall auf den Zäunen zum Trocknen umherhängt, und meine barfüßigen Fischer z. B. trugen unter dem leinenen Beinkleid noch eine gleichfalls leinene Unterhose. Hühner sieht man natürlich in Masse, und zwar oft die besten Racen, Malayen, Cochinchinas u. a. Die Straße ist nicht selten als Tenne genommen, der Mais liegt am Wege aufgeschüttet, und die Hühner haben freien Zutritt. Verschiedentlich sah ich hier und bei anderer Gelegenheit wohl einen Mann, der seine Bohnen auf holperiger Dorfstraße, wo die Esel darüber gingen, ausdrasch und nachher mühsam zusammenlas, durchweg sehr kleine Wirthschaft. Bei der **Villa da Agoa do Pao** ändert sich die Landschaft, weil die gleichnamige Serra, der westlichste Ausläufer des mannigfach gegliederten Ostgebirges, an die Küste herantritt. Reizend sind von dieser Strecke die Rückblicke nach **Ponta Delgada**. Da die Küste von dort bis zur **Ponta Galera**, an der wir uns jetzt befinden, eine flache und doch vielfach gebrochene Bogenlinie beschreibt, entsteht eine allerliebste Strandübersicht, mit den reichen Dörfern und Quintas, den massenhaften Kegeln der mittleren Senkung darüber, und endlich dem **Gebirge** von **Sete Cidades** als Hintergrund. **Agoa do Pao** liegt in einem breiteren Thal, das hinten durch steileres Gebirge malerisch abgeschlossen wird. Häufig ändert sich hier die Scenerie, denn die Straße führt oft durch tiefe Hohlwege, oder Tuffschichten, mehrere 100 Fuß hoch, treten, fast nackt, heran. Sie erinnerten mich auffallend an unsere Muschelkalk- und Juraabhänge, so gleichmäßig horizontal waren sie geschichtet, natürlich aus vulkanischer Asche und Tuff. Die Lagen treten hier und da sehr instruktiv auf, die Wirkung des durchsickernden Regenwassers darlegend. Man sieht ein Band von Puzzolan, das sich weithin wagerecht am Abhang hinzieht; die thonigen Bestandtheile sind an seiner Sohle als Liegendes zusammengeschwemmt, wozu irgend ein Wechsel der Tuffschichten den Anlaß gab, und bilden eine für Wasser undurchlässige Schicht, und diese verräth sich äußerlich durch eine Linie kleiner Farnkräuter, die sich prächtig an dem geologischen Profile markirt. Wo die Abhänge weniger steil sind, finden sich überall Orangengärten und Weinberge, leider aber die ersteren zum großen Theile wüst und verwildert, und die Weinberge kümmerlich (s. u.). In einem der Gärten steht ein riesiger Drachenbaum, der größte, den ich sah, wie man ihn sonst nur von Teneriffe abgebildet findet. Bei **Villa Franca** ist wieder eine der wenigen Strandpartien, wo dem Meere die Anhäufung eines schwach geneigten Sandes gestattet wurde, auf den die Brandung Welle auf Welle wuchtig glättend hinaufwirft; einer der Punkte, den der Conchyliensammler zu benutzen hat. Im Sande wurden denn eifrigst Schnecken- und Muschelschalen zusammengelesen, eine Menge allerliebster, zierlicher, bunter, aber sehr kleiner Sächelchen, wie denn nur sehr wenige Weichthiere, ein Tritonshorn und eine Steckmuschel, hier zu stattlicher Größe, aber nur vereinzelt, heranwachsen. Die niedlichen Formen, namentlich die kleinsten Cypraeen, noch nicht 1 cm, haben zu einer besonderen Industrie Veranlassung gegeben: die Mädchen kleben sie zusammen, wie bei uns auf Schachteln u. dergl., doch nicht bloß als decorativen Zierrath, sondern zu wirklichen Landschaften; so soll der Pic von Pico ganz gut wiedergegeben werden. Häufig scheint diese Kunst allerdings nicht mehr zu sein, denn es gelang mir nicht, ein Bild aufzutreiben. **Villa Franca** ist die alte Hauptstadt der Insel, die bereits 1623 durch ein Erdbeben von Grund aus verwüstet wurde. Sie hat nicht wieder vermocht, sich zur Blüthe von Ponta Delgada, das jedenfalls die Zukunft für sich hat, emporzuschwingen. Immerhin machen die sauberen Gebäude, Plätze und Straßen einen fast vornehmeren Eindruck als dort. Wir frühstückten im Gasthofe, der, wie in Portugal so sehr viele, von einer freundlichen Wittwe gehalten wurde. Angenehm ist es dem Reisenden, daß ihm überall sogleich selbstverständlich Waschwasser und Handtuch gereicht wird. Die daneben zur allgemeinen Benutzung angebrachte Zahnbürste mag als ein Zeichen allzu naiver gastlicher Aufmerksamkeit Erwähnung finden. Während wir aßen, stand eine brunette Odaliske mit aschbraunem Teint dienstfertig dabei, um mit großer Schilfrispe die Fliegen von uns und den Speisen abzuwedeln, ein Makartbild.

Theil einer Tuffwand mit Regenrissen.

Bald hinter Villa Franca beginnt der Weg zu steigen, zwischen den Maisfeldern. Die blaue Hortensie nimmt als Chausseezaun immer mehr überhand, häufig ist Populus angulata angepflanzt, eine neuere Einführung, die trefflich gedeiht. Nicht lange, und wir waren zur Höhe von einigen Hundert Metern emporgestiegen, links das Gebirge, rechts den freien Blick auf die See, und hier mit einigen wunderbaren Aussichten. Vor uns die große tiefe genau keilförmige Schlucht, an deren oberem Ende der Wagen fährt, mit gleichmäßig frisch grünen Wänden, und die ganze Thalweite ausgefüllt vom Ocean, so daß das Auge Mühe hat, von der unten sichtbaren Uferlinie bis zur Horizontbegrenzung emporzuklettern, und immer wieder von der Masse der Wasserfläche überrascht wird, und diese Fläche im zartesten hellblauen Atlas mit unzähligen feinen Furchen wie der Flügel eines Bläulings, oder besser eines jener brasilianischen Falter, die bei geeigneter Beleuchtung hell atlasblau aufblitzen; darüber eine flache Decke zarten Sommergewölks mit unendlich scheinender Luftperspektive, und am Schluß, in einer Entfernung von 80 km, selbst ein Wölkchen, **Santa Maria**. Eine der eigenartigsten Landschaften, und wie wenig Momente, aus denen sie sich aufbaut! Von Zeit zu Zeit kam unten Villa Franca in Sicht und das Inselchen dabei und die ganze reiche Uferstrecke in violettem Duft — aber nichts reichte an die einfache Größe jener Schluchtenbilder. Nun bogen wir von der See ab und zwischen die Berge hinein. Häufig schien

der Weg versperrt durch einzelne hohe Kegel oder fast Säulen von Tuff, die stehen geblieben sind und die gelegentlich an die Absonderung des Quadersandsteins in der sächsischen Schweiz erinnern. An den Tuffhängen ließ sich hier die Einwirkung des Regens sehr klar verfolgen, und die beistehende Skizze zeigt ein Stückchen einer solchen Steilwand. Die Regentraufe, die etwa von einer überhängenden Pflanze kommt, giebt die erste seichte Rinne, und das wird die Straße, auf der sich das Wasser tiefer und tiefer in das lößartig festlockere Material scharfrandig hineinfrißt; und es kommt bei der horizontalen Schichtung wirklich etwas Aehnliches zu Stande, wie im Elbsandsteingebirge. Das Ende ist die Schluchtenbildung. Allmählich erweitert sich der Paß, und ein reicher Wald, theils aus einheimischen Sträuchern und Bäumen, theils aus angepflanzten Eucalypten, Cedern, Araucarien bestehend, nimmt Platz, mit der dichteste Waldwuchs, den man auf der Insel trifft. Nicht lange, und das Thal thut sich aus einander und die Lagoa von Furnas liegt zwischen herrlichen Bergen. Leider fand ich keine Ansichten dieser schönen Landschaft, Walker aber hat zwei prächtige Bilder davon gegeben, die man nachsehen möge. Wirklich ist es nicht übertrieben, wenn man diese Scenerie mit Schweizer Bildern verglichen hat, von den Schneespitzen abgesehen. Mich erinnerte sie ziemlich lebhaft an den köstlichen Kessel von Obersdorf im Allgäu. Bei der Fahrt am See entlang hat man Zeit, ausführlich zu genießen. An seinem Ende biegt die Straße wieder in ein engeres Defilé ein und um den Fuß des Pico de Gaspar herum, und wir sind binnen wenigen Minuten im Dorfe Furnas. Ueber einen Hügel hinweg machen sich bereits auf weithin die weißen Dampfwolken der Geyser bemerkbar; rings ist das Thal durch hohe Bergwände eingeschlossen, aus denen der Ausgang zu fehlen scheint, vor uns im Norden erhebt

Thermen von Furnas. (Nach einer Photographie.)

sich das Gebirge noch 300 bis 400 m unmittelbar höher, seitlich und hinter uns sitzen den Wänden stattliche Kegel auf. Sie halten allseitig rauhen Luftzug ab, Jahr aus, Jahr ein herrscht eine gleichmäßig milde Wärme, eine üppige Vegetation, ein ewiger Frühling, ein zweites Tempe.

Sr. Jeronimo empfing uns vor dem Hotel, einem weitläufigen Gebäude, mitten im Dörfchen. Es waren genug Fremde da, so daß in zwei großen Zimmern gespeist wurde. Die Fremdenzimmer freilich waren einfach genug, und Walker klagte über Mangel an Reinlichkeit. Sonst fanden wir uns mit ihm recht gut aufgehoben. Man trifft selbst einigen Comfort, namentlich die bequemen Rohrstühle von Madeira. Ein einfacher Saal ist der Versammlungsraum für den Abend, der Kursaal. Ein Pianino steht im Hintergrunde. Mit Einbruch der Dämmerung kommt ein ziemliches Publikum zusammen, fast alles, was die Insel an Honoratioren beherbergt, auch ein englischer General mit seiner Tochter hielt sich auf. Ich lernte Dr. Machado und Sr. Ernesto do Canto, den alle früheren Reisenden wegen seiner freundlichen Unterstützung mit Rath und That erwähnen und der als Herausgeber des „Archivo dos Açores" alle auf die Inseln Bezug habenden, namentlich historischen Thatsachen sammelt, kennen. Nicht lange, und es wird Musik gemacht, einige Herren mit guter und namentlich sehr kräftiger Stimme tragen italienische Lieder, Opernmelodien u. dergl. vor, ein Tanz schließt sich an; Rundtänze waren dabei so gut wie verpönt, man bewegt sich mehr gemessen und graziös. Die Alten plaudern. Genossen wird nichts. Gegen 10 Uhr ist bereits alles aus. Früh wird gebadet, den Tag über geht jeder seinen Weg, die Jugend belustigt sich mit Eselpartien u. dergl. Das ist das ziemlich gleichförmige Leben der haute saison. Erstaunlich ist es, mit welchem Mangel an Behaglichkeit sich der vornehme Portugiese, der wohl in Coimbra und Paris studirt hat, begnügt. Einige der Herren wohnen zwar in

ihren prächtigen Villen, sonst aber ist man mit der einfachsten Bauernstube mit kahlen Wänden und ohne Sopha zufrieden, ja man miethet einige Parterrezimmer, die jeden Morgen mit frischen Binsen ausgestreut werden. Doch im Ganzen gilt dasselbe auch von den feinen Häusern der Stadt, in denen man neuerdings alte Möbel aufhäuft, ohne sie jedoch zu behaglicher Einrichtung zusammenzustellen. Wenn uns die Franzosen bisweilen ähnlichen Mangel an Geschmack vorwerfen, hier können wir uns trösten. Freilich kommt das südliche Klima in Rechnung, das den Schwerpunkt des Lebens ins Freie verlegt.

Unser erster Ausgang galt natürlicher Weise der Besichtigung der Geyser und Thermen (siehe die beistehende Abbildung, für deren photographisches Original der Standpunkt leider insofern unglücklich gewählt ist, als der Hintergrund viel zu niedrig und trivial erscheint). Sie liegen zumeist in einer geringen Entfernung hinter einem Hügel. Die Hauptquelle sprudelt in einer Stärke von 2 Fuß etwa 3 Fuß hoch regelrecht empor. Man hat sie mit einer niedrigen Mauer eingefaßt und sieht von weitem die starke Rauchsäule sich erheben. Sie kommt aus einem kleinen Kegel von Kieselsinter, den sie allmählich abgesetzt hat. Rings um diese Caldeira grande ist natürlich der Boden heiß, und selbst der Weg geht über die erhitzte Stelle. Bis auf die andere Seite geht die Umwandlung des Gesteins durch die salinischen Wasser und Gase. Man sieht, wie die Trachytlava mehr und mehr zerfressen und ausgeblasen wird, bis eine bimssteinartige Masse entsteht. Dabei ist der Boden vielfach mit reinem, aus der Einwirkung von schwefliger Säure auf Schwefelwasserstoff entstandenem Schwefel überzogen, so viel mir schien, von der monoklinen Form. Wenigstens erkennt man hier und da längere Nadeln, undurchsichtig schwefelgelb, also nachträglich wohl in rhombischen Schwefel umgesetzt. Handstücke zerbröckelten mir leider unterwegs. Neben der wallenden Caldeira grande wird das Wasser in einigen gemauerten Becken gesammelt und erscheint hier von einer trüben hellhimmelblauen Farbe. Ein Stück davon befindet sich eine wesentlich andere Erscheinung, ein kleiner Schlammvulkan, der bereits seit Jahrhunderten an derselben Stelle ununterbrochen in Thätigkeit ist. Ein flacher Schlammhaufen, der durch und durch brodelt; überall steigen Blasen auf und halten den Schlamm in Bewegung. Die Temperatur erreicht den Siedepunkt, und wir sahen, wie die Leute geflochtene Körbe, mit Farnkraut ausgelegt und mit Ignams gefüllt, einfach in den Schlamm gruben, um sich ihr Mittagsmahl zu kochen. Eine Strecke weiter unten an dem Abhange des Baches, Ribeira quente, der alle diese Wasser aufnimmt und nach Süden zum Meere abführt, selbst im Unterlaufe noch die höhere Wärme bewahrend, bringen wieder starke Dampfwolken aus einer Grotte hervor; Wasser ist wenig darin, aber der Eindruck, den man empfängt, ist gleichwohl der stärkste, denn es bricht mit vielem Geräusch in intermittirenden Stößen aus, um dann wieder zurückzusinken. Das ist die Caldeira de Pedro Botelho, die ihren Namen trägt nach einem Wundermanne, der einst aus Versehen hineinfiel, aber seiner Heiligkeit halber wieder ausgespieen wurde. Es behielt ihn nicht. Auch hier viel Kieselabsatz, den das Landvolk fast mit Lebensgefahr an den unzugänglichsten Stellen wegkratzt, seiner eingebildeten Heilkraft wegen. Dies die hervortretendsten Punkte. Nicht weniger interessant ist es aber, im ganzen Umkreise, namentlich um die ersten beiden, den ganzen Erdboden prickeln und rauchen zu sehen. Alle paar Schritte kommt eine Quelle oder brodeln Blasen auf; und die Wasser sind von der verschiedensten Temperatur, ja an einer Stelle bringen unmittelbar neben einander, kaum einige Fuß getrennt, eine ganz heiße und eine kalte Quelle aus der Bergwand, letztere wohl auf Regenwasser zurückzuführen, das zufällig seinen direkten Abfluß hier findet, ohne zu dem heißen Herd in der Tiefe niederzusinken. Uebrigens ist mit diesem allen das Gebiet vulkanischer Thermen nicht erschöpft, es streicht vielmehr eine Zone von OSO nach WNW quer durch die Insel, an der Nordküste kommen bei Ribeira grande ähnliche Mineralwässer zum Vorschein, und weiter nach Süden sind es Mofetten, die Kohlensäure aushauchen, stark genug, um für Vögel und kleine Vierfüßler zum Todesthal zu werden. Die früher erwähnten warmen Quellen im Fluthgürtel bei Ginetes stehen schwerlich mit dieser östlichen Zone im Zusammenhange.

Der Gehalt der Furnaswasser an Salzen, Gasen und Säuren ist sehr verschieden, durchweg aber ein ziemlich hoher. Die Regierung ließ 1872 alle Heilquellen der Insel durch Prof. Fouqué untersuchen, Walker hat einige Analysen mitgetheilt; hier genügt es wohl, nur die wesentlichen Bestandtheile anzugeben. Der Hauptquell enthält in absteigender Reihenfolge Kieselsäure, Glaubersalz, Kochsalz, Gyps, schwefelsaures Kali, Eisenoxyd, dazu Salzsäure. In anderen herrschen Carbonate vor, Natrium-, Eisen-, Calciumbicarbonat, und von Gasen Kohlensäure, Schwefelwasserstoff, Stickstoff und Spuren von Sauerstoff. Sonst tritt noch Mangan auf und von größerer Wichtigkeit Alaun. In früherer Zeit beutete man ihn mehr versuchsweise aus, doch erlagen die Werke bald wieder, bis sie bereits 1630 durch einen Vulkanausbruch, der hier stattfand, und das damit verbundene Erdbeben vernichtet wurden. Es lohnt wohl nicht, die Gewinnung wieder aufzunehmen. Ungleich wichtiger ist selbstverständlich die außerordentliche Heilkraft der Wasser. Wir kosteten einige und verspürten eine mäßig abführende Wirkung. Sie soll gegen Stein- und Leberleiden wohlthätig sein, ähnlich den böhmischen Thermen. Am meisten werden sie aber gegen Rheumatismus, das erwähnte Hauptübel der feuchten Inseln, angewendet, und hier sollen sie Wunder thun. Bis jetzt ist ein kleines Hospital erbaut, das 30 bis 40 ärmere Kranke aufnimmt. In den letzten Jahren hat man ein Badehaus errichtet, während früher mehr in kleinen Hütten unmittelbar an den Quellen gebadet wurde; jeder durfte sich ein privates Badehaus bauen, der ein öffentliches errichtete. Es scheint fast, als ob die alte Weise vortheilhafter gewesen sei, da jetzt das Wasser bei der Leitung an Wärme und gelösten Stoffen verliert. Anfangs sollen die Bäder aufs Stärkste angreifen, so daß der Kranke glaubt, es gehe zu Ende, und kaum mehr zur Fortsetzung der Kur zu bewegen ist; dann aber geht's aufwärts, und nach zwei bis drei Dutzend Bädern pflegen sehr schlimme Fälle geheilt zu sein. Die Saison dauert vom Juni bis zum September. Man sieht Leute, die sich mühsam an zwei Krücken fortschleppen, noch Heilung suchen, und in den ersten Morgenstunden werden andere auf Eseln zum Bade gebracht. Man hat sich neuerdings mit der Idee getragen, ein modernes Hotel im großen Stile zu bauen und durch die nöthige Reklame Furnas zu einem Weltbade zu machen. Die Wasser scheinen es zu verdienen, und daß keine Carlsbader Diät verlangt wird, würde vielen erwünscht sein. Der Aufenthalt könnte kaum reizender sein. Jetzt schon wird sich kaum ein Kurort an Promenaden messen können, denn es sind hier fast noch kostbarere Parks angelegt, als in Ponta Delgada, wenigstens hat man sich mehr ausbreiten können, und so sind wahre Perlen von Landschaftsgärtnerei entstanden. In diesem geschützten Thale scheinen trotz der Höhe sämmtliche, auch tropische Pflanzen so gut zu gedeihen als unten an der Küste, und viele Bäume scheinen noch viel üppiger zu werden. An Pracht-Araucarien zählte ich 18 Astquirle, die obersten weit aus einander, und es wurde

versichert, daß sie erst vor sechs Jahren angepflanzt seien, und sicher nicht mit den 12 untersten Quirlen. Wie reimt sich das zur gewöhnlichen Jahresfolge? Auch sonst wirkt das gleichmäßige Klima verschiedentlich abweichend ein; so sollen die Tulpenbäume nicht blühen, weil ihnen die winterliche Ruhe fehlt oder nur ganz kurz ist. Es kommt wohl nicht zur genügenden Bildung und Aufspeicherung von Reservestoffen für den Frühlingstrieb. Daß man die rauhblätterige, unfreundliche Ulme, wenn auch in ausnehmend schönen Exemplaren, als Einzelbaum bevorzugt, war mir bei der Fülle der Holzarten verwunderlich; doch scheint auch das gewöhnliche Landvolk eine besondere Vorliebe dafür zu besitzen; denn wenn ich irgendwo etwas skizzirte und ein Haufen Weiber und Kinder herumstand, wurde die Ulme auf dem Blatte zuerst entdeckt. Einer der Parks ist öffentlich, doch sind auch die privaten alle offen, und Niemand wehrt den Eintritt. Allerliebst nimmt sich die Umrahmung der kleinen gewundenen Teiche mit Gebüsch von Farnen und Fuchsien aus. Des Thales Charakterblume aber ist die blaue Hortensie, die über und über in Blüthe stand, mit riesigen Bällen (ich maß einen von 35 cm Durchmesser); manche Blüthen waren auch wieder in die kleine fruchtbare Urform zurückgeschlagen. Die schönste Parkmauer, die man sich denken kann, stand hier als ein Erdwall, der oben ein blaues Hortensienband trug, unter dem die langen Wedel der Dicksonia, alle gleich frisch grün, über die Böschung herabfielen. Unsere beliebte Calla aethiopica bildete einen Rasen am Bache, mit genug Blumen. Ihr ähnlich sind bekanntlich die Yamspflanzen oder Ignams, die mit dem warmen Wasser der Thermen berieselt werden. Die Felder stehen überall, wo das Wasser über einen sanften Abhang ohne besondere Mühe hingeleitet werden kann. Sie machten den üppigsten Eindruck. Zervas fand ein Blatt, dessen Stiel 2 m, und dessen Fläche 1 m maß. Ich sah Ernte und Neubestellung, beides vereinigt. Man holte Pflanze auf Pflanze heraus, erntete die großen Knollen und steckte einzelne Triebe wieder an Ort und Stelle in den sumpfigen Boden, um baldigst von Neuem zu ernten.

Die bolivianische Provinz Yungas.

Von **Christian Nusser.**

I.

Die Provinz Yungas, so klein sie im Verhältniß zum ganzen Areal des an Naturschätzen aller Art so reichen Boliviens ist, war von jeher der wichtigste Bezirk dieser Republik — nicht in politischer Hinsicht, denn dazu ist sie viel zu wenig bevölkert und kann keinen Vergleich mit den volkreicheren Centren der kalten und gemäßigten Distrikte der Andinischen Hochebene aushalten, wohl aber in ökonomischer, weil die tropischen Thäler und Schluchten, aus welchen sie sich zusammensetzt, jahraus jahrein eine Summe von Produkten zur Ausfuhr bringen, welcher eine ebenso hohe Bedeutung zugesprochen werden muß, als der Edelmetallgewinnung, welche bekanntlich die Hauptindustrie des Landes bildet. Die Produktion der Yungas ruht hauptsächlich auf landwirthschaftlicher Basis, deshalb ist die Ausbeute eine regelmäßige, stets in den gleichen Verhältnissen sich wiederholende — vielleicht auch zunehmende —, während der Ertrag des Minenbetriebes, wie Jedermann weiß, sehr vom Zufall abhängt.

Die Erzeugnisse der Yungas, von welchen die Coca obenan steht, haben aber, so lange nicht bequeme Verkehrswege zu diesen Thälern führen, was noch lange auf sich warten lassen dürfte, nur lokale, d. h. auf das Inland sich erstreckende Bedeutung, weil die Frachten, sobald es sich nicht um einen Artikel handelt, der zu medicinischen Zwecken von Europa gefordert wird, der Ausfuhr hindernd im Wege stehen.

Zwar ist der Yungaskaffee auf der letzten Pariser Weltausstellung dem arabischen Mokka an Güte gleich erachtet worden, allein deshalb wird er noch nicht exportfähig, und die kleine Ausfuhr, die davon nach Chile stattfindet, hängt weniger mit Wechselkursoperationen zusammen, als mit dem Geschmack einiger Liebhaber extra guten Stoffes, welche ihn mit Recht dem centralamerikanischen vorziehen und diesen Tribut ihrem Geschmack wohl entrichten können.

In europäischen Lehrbüchern wird die Behauptung aufgestellt, der Name Yungas werde den Gegenden gegeben, welche unter 1600 m Meereshöhe liegen. Es ist dies nicht richtig. Die Zone der Yungas erstreckt sich, wenn wir eine Landmarke aufstellen wollen, ungefähr vom Huaina Potosi in südöstlicher Richtung bis zum Tunari-Gebirge und zerfällt, in landläufiger, nicht geographischer oder administrativer Redeweise, in die Yungas von La Paz und die Yungas von Cochabamba. Allerdings hat der Name Yungas insofern einen typischen Beigeschmack erhalten, als stets ein alle tropischen Erzeugnisse hervorbringender tiefer, von Gebirgsbächen und Flüssen durchströmter Einschnitt darunter verstanden wird, aber weder weiter nach Norden, in der Provinz Caupolican, noch nach Osten, in der Provinz Valle grande, ist je von Yungas die Rede gewesen. Mit dem Begriff Yungas verbindet sich eben auch derjenige einer verhältnißmäßig intensiven Kultur, und vollends in den tropischen Niederungen des den Amazonas und Paraguay speisenden Flußnetzes kann man nur von Llanuras (Ebenen) sprechen.

Was den als Provinz Yungas bezeichneten administrativen Bezirk anbelangt, mit dem wir uns hier vorzugsweise beschäftigen, so repräsentirt er die Yungas von La Paz. Er hat keine natürliche Grenzen, doch kann man sagen, daß er einerseits vom Rio Coroico, andererseits vom Rio La Paz-Bopi eingeschlossen wird, mit einem Annexe, der bis in die Ebenen des Beni hinausreicht. Der Flächeninhalt der Provinz ist natürlich nicht anzugeben, da ihre Grenzen zu unbestimmt sind; die auf 36 000 Seelen angegebene Einwohnerzahl beruht auf einer alten, willkürlichen, wahrscheinlich zu niedrig gegriffenen Schätzung.

Der Reisende, der die interessanten Yungasthäler zu besuchen beabsichtigt, hat, wenn er nicht über eigene Thiere verfügt, schon von Anfang an mit Schwierigkeiten zu kämpfen, um sich Maulthiere für seine Reise zu beschaffen, da eine Reitpostverbindung mit Yungas nicht besteht und nur selten Jemand gewillt ist, Thiere für diese Tour gegen Entgelt auszuleihen, weil sie sowohl der schlechten Wege als des Futtermangels wegen sehr herunterkommen. Hat er endlich mit Mühe und Noth einen Yungas-Indianer,

Eigenthümer von zwei oder drei Maulthieren, aufgetrieben, der in seine heimathlichen Thäler zurückkehrt, so kann er darauf zählen, daß er, wenn der Aufbruch für 9 Uhr Morgens verabredet ist, etwa um 12 Uhr im Sattel sitzt und wie ein rechter Don Quijote durch häufige Anwendung der Sporen dem schwächlichen und unwilligen Geschöpf Lust und Liebe zu dem begonnenen Tagewerke einzuflößen hat. Die wenigen Maulthiere, welche die Yungas-Indianer besitzen, sind alle gleich elend; sie sind betreffs Tragkraft nur unbedeutend leistungsfähiger als die Esel, welche zudem gegen Strapazen ausdauernder sind, und diese Inferiorität hat, selbst wenn der Indianer bessere Qualität kaufen und größere Sorgfalt auf die Thiere verwenden würde — zwei Sachen, die er nicht thut —, wohl ihren Grund darin, daß das Klima der Yungas die Lastthiere entnervt, quälerische Insekten und die Futterknappheit den Zustand chronischer Entkräftung aufrecht erhalten. Es ist seltsam, daß da, wo die Vegetation so üppig ist, daß sie selbst steile Abgründe mit einem von Lebenskraft strotzenden Pflanzenteppich überwuchert, nur eine dürftige, „cachi", genannte Futterpflanze von der Natur gespendet wird.

Statt 300 spanischen Pfunden, der Last eines kräftigen Maulthieres, transportiren jene kaum 200 Pfund. Das Maulthier, welches das Bett, d. h. die Wollmatratze, und die anderen Habseligkeiten des Reisenden trägt, wird von dem ihn begleitenden Indianer, der mit dem Reiter gleichen Schritt hält, am Halfterstrick geführt.

Hat man die holperigen Straßen von La Paz im Rücken, so dehnt sich vor dem Beschauer das breite, von hohen Abdachungen begrenzte, anfänglich sanft ansteigende Thal von Potopoto aus, durch welches der Weg direkt zum Gebirgskamm hinaufführt, der noch am gleichen Tage überschritten werden muß. Die breite Thalsohle ist gut kultivirt und weithin streift der Blick über das sehr ansprechende Bild der von kleinen Baum- oder Gesträuchgruppen beschatteten Landhäuser oder Indianerhütten, obwohl der Baumwuchs spärlicher vertreten ist, als es im Interesse der landwirthschaftlichen Schönheit zu wünschen wäre. Nach einer Stunde hört das kultivirbare Terrain auf, das Thal verengt sich und an der einst reichen Gewinn abwerfenden Goldwäscherei Chuquiaguillo vorbei steigt der Pfad an, in die Regionen, wo die Punanatur in dem spröden, in Büscheln wachsenden Cordilleragras verkörpert ist.

Während diese Strecke über den mit losen Kieseln bedeckten abschüssigen Weg zurückgelegt wird, kann der indianische Führer einer näheren Betrachtung unterzogen werden. La Paz liegt hart am Rande der Puna (Andinische Hochebene) in einem Einschnitt, der mit dem Ausdruck „Cabezera de Valle", d. h. die oberste Stufe eines nach den Niederungen sich senkenden Flußthales, das verschiedene Zonen durchstreicht, bezeichnet wird. Man hat hier also Gelegenheit, die verschiedenen Typen der Ureinwohner, wenn wir die jetzt noch ansässige Indianer-Rasse dafür gelten lassen wollen, zu studiren. In der Umgebung von La Paz, welche auf 50 Stunden im Umkreise, beinahe nach allen Seiten hin, nur Indianer der Aymará-Rasse beherbergt, stoßen wir zuerst auf den numerisch wichtigsten Theil derselben, auf den die Puna bewohnenden Indianer. Nach diesem, der sich in der Mehrheit durch stämmigen Körperbau und seine von der Hochlandluft gedunkelte Kupferfarbe auszeichnet, kommt der schlanke, eine lichtere Hautfarbe aufweisende Indianer der warmen, aber noch nicht tropischen Thäler (valles); Thäler, in welchen Melonen, Trauben, Aprikosen, Feigen 2c. gedeihen und die ihrer herrlichen Luft und ihrer Fruchtbarkeit wegen als paradiesische Ruheplätze gepriesen werden. Auf den Valle-Indianer, den Stutzer unter seinen Stammesgenossen folgt der Yungas-Indianer. Weiter hinaus, beim Betreten der Tiefebene, stößt man auf die Movimas, Lecos, Mozetenes u. s. w., die zum Theil unterworfen sind, zum Theil nicht, auf die hier aber, weil sie anderer Rasse sind, nicht einzugehen ist. Der Yungas-Indianer ist kleiner, von zierlicherem Körperbau als sein Bruder der Hochebene. Seine Hautfarbe ist gelb, von einem Gelb, das man einer krankhaften Umbildung des dunkelkupferfarbenen Pigments zuschreiben möchte; auch die Physiognomie ist eine andere geworden; wir finden bei ihm nicht mehr das charakteristische Vogelgesicht, die häßlich gebogene Nase des Aymará; die Züge sind weicher, verschwommener. Auch er trägt den auf den Rücken herabhängenden Zopf. Die Beine sind nackt bis zur Kniebeuge; zum Marschiren bedient er sich lederner Sandalen. Nicht selten sieht man Yungas-Indianer, deren Füße bis an die Waden herauf mit greulich entzündeten oder eiternden Geschwüren bedeckt sind; in der Regel die Folge ihrer Nachlässigkeit, die von den Sandflöhen (piques) in die Zehen gelegten Eierbeutel nicht rechtzeitig zu entfernen. Der wollene grellfarbige Poncho verläßt sie als Schutz gegen Kälte und Regen nie auf ihren Reisen.

Es bedarf einiger Uebung, um anfänglich einen Indianer von anderen individuell — im gleichen Bezirk — zu unterscheiden, aber selbst für den Neuling sind die Durchschnittsmerkmale leicht erkennbar, welche den Puna-Indianer vom Valle-Indianer und den Yungas-Indianer von den beiden ersteren trennen. Die Unterschiede sind wie von Tag zu Nacht, wie die, welche zwischen dem Deutschen und dem Italiener bestehen.

Es ist anzunehmen, daß die die Puna bewohnenden Indianer den Urtypus der Rasse darstellen, daß aber ihre physischen Eigenschaften durch die topographischen und klimatischen Bedingungen der Wohnplätze, die sie sich ausgesucht haben, modificirt worden sind. Das Band der Sprache umschlingt sie, und wenn, wie alle spanischen Geschichtsschreiber übereinstimmend aussagen, die Incas den von ihnen unterworfenen Völkern, oder wenigstens den Häuptlingsfamilien derselben, die Quichuasprache aufgedrungen haben, so berichtet dagegen keine Tradition von einer zwangsmäßigen Verbreitung der Aymarásprache.

In den Yungas von Cochabamba herrscht, weil sie in den Bereich der Quichuadistrikte fallen, natürlich die Quichuasprache.

Im Uebrigen sind diese drei Aymarákategorien, ob sie jetzt auf der Puna, im Valle oder in den Yungas leben, Heloten, die sich unter der Zuchtruthe des Correjidors, Pfarrers, Gutsbesitzers, Soldaten und des lieben Publikums im Allgemeinen zu beugen haben; sie sind eine unbehilfliche Masse von arbeitleistenden Instrumenten, in welcher sich grausame Instinkte sammeln können und müssen, ohne daß sich deshalb aus ihren Leidenschaften je ein Aufschwung zu einem höheren Ziele heraus entwickeln könnte. Sie sind nicht dem Untergange geweiht, dazu sind sie zu nützlich; und der Boden, den sie bewohnen, wird ihnen wohl nie streitig gemacht werden. Man darf sich aber mit einiger Neugierde wohl fragen, was das Schicksal dieser peruanischen und bolivianischen Ackerbauer in späteren Zeiten sein wird, wenn sie schon in der jetzigen in Bezug auf ihre gesellschaftliche Stellung Anachronismen sind.

Der Weg, welchen der Reisende verfolgt, ist einer der belebtesten der Republik. Kaum eine Stunde vergeht, daß nicht größere oder kleinere Züge von Lastthieren angetroffen werden, meistens Esel; doch auch das Llama muß sich zum Besuch der heißen Thäler bequemen, wird aber, nachdem die Frachtangelegenheiten erledigt sind, ohne Aufenthalt wieder den kälteren Regionen zugetrieben. Die Frachten nach Yungas bestehen aus Lebensmitteln inländischen und ausländischen Ursprungs und europäischen und nordamerika-

nischen Industrieerzeugnissen; die Rückfrachten per Esel und Maulthier zu $^9/_{10}$ aus Cocaballen, der Rest aus Kaffee, Cacao, Chinarinde u. s. w.; und per Llama beinahe ausschließlich aus $1^1/_2$ m langen, 20 cm breiten und etwa 6 cm dicken, roh zugerichteten Brettern, der alleinigen Bau- und Möbelholzzufuhr, mit welcher der allernöthigste Bedarf bis in das jetzige Jahrzehnt hinein gedeckt werden konnte.

Jedem Thiere werden zwei Bretter, eines an jeder Seite, angebunden und, den lästigen Panzer wohl innerlich verwünschend, schleppen sie sich, die gewöhnlichen herzbrechenden Seufzer ausstoßend, der Heimath zu. Neuerdings mag ihr Loos in dieser Beziehung gemildert sein; Dank der Eisenbahn von Mollendo-Puno und der Dampfschiffahrt auf dem Titicacasee gelangen nordamerikanische Fichtenholzbretter auf der holzarmen Hochebene zum Verkauf, während die letztere oft kaum durch eine Entfernung von 15 Leguas (à 5572 m) in der Luftlinie von unerschöpflichen Wäldern der werthvollsten Holzarten getrennt ist!

Nach Bewältigung der zu den Hochflächen der Cordillera von Yungas ansteigenden Berglehnen führt der Weg durch eine breite, am Fuße schneebedeckter Gipfel durchbrechende, sattelartige Oeffnung auf die andere Bergseite. Auf steilem, drei Stunden dauernden Abstieg wird um 9 Uhr Nachts das aus ein paar elenden Hütten bestehende Pongo erreicht, wo übernachtet und für die Thiere ein unverschämt theures Futter beschafft werden kann. Von Pongo aus fängt der Weg an, recht schlecht zu werden und zwar von nun an so schlecht, daß die Yungaswege bei den in Betreff der Reisebequemlichkeiten gewiß anspruchslosen Landessöhnen eine traurige Berühmtheit erlangt haben. Indeß entschädigt hierfür einigermaßen die Vegetation, die sich mit jedem Schritt abwärts großartiger entfaltet. Von dem von Pongo zwei Stunden entfernten Unduavi zweigen zwei Wege ab, von welchen der eine nach Coroico, der andere nach Chulumani, den beiden Emporien der Provinz, führt. Auf- und absteigend zieht sich der Pfad zwischen wild verwachsenem Gehölz zum Flußbett hinab, aber nur hier und da gestattet die von der Sonne noch nicht aufgesogene Feuchtigkeit, die sich als Nebel an den Bergseiten festgesetzt hat, die Aussicht auf die dunkelgrünen Linien ihrer Wälder, welche mit der Nacktheit der im Rücken liegenden Gipfel contrastiren. Neun Stunden hat der Abstieg gedauert, bis zu der Ecke, an welcher der Rio Chairo in den viel bedeutenderen Coroico einmündet. Wir sind im Herzen der tropischen Natur, an einem Punkte, der, nicht minder malerisch als erfrischend, den Reisenden in bewunderndes Staunen versetzt. Wo in der tiefen Flußrinne die Bodengestaltung keine Kultur erlaubt, bedeckt der vom Menschen noch nicht berührte Urwald die Bergseiten, wo sich aber oberhalb dem Flusse die Berglehnen etwas abflachen, begegnet man Hütten, die von Anpflanzungen umgeben sind, in welchen die Bananen, Orangen, Ananas, der Kaffeestrauch und der Cacao üppig gedeihen. Der reichste Pflanzenwuchs, die herrlichsten Blüthen erfreuen den Beschauer in der nun von ihrem Dunstschleier befreiten Atmosphäre. — Nicht weit von den Einmündungen des Elena und Yolosa in den Coroico beginnt der steile Aufstieg zu dem hoch über dem Flußbett gelegenen Coroico. Wenigstens zwei Stunden sind erforderlich, um diese Strecke zurückzulegen. Coroico ist ein altes Städtchen von circa 2000 Seelen, das im großen Indianeraufstande von 1780 schwer heimgesucht wurde. Ueber die während dieser Rebellion in Coroico vorgefallenen Greuelthaten berichtete der Augenzeuge Pfarrer D. Marcos Aliaga: „Grauen und Abscheu erregten die von den Indianern von Coroico (des Bezirks) während des Aufstandes verübten Scheußlichkeiten, denn sie machten alle Spanier, Mestizen, Neger und Mulatten nieder, die es in ihrem Distrikte gab, ohne selbst die Säuglinge zu verschonen, wobei sie die unmenschlichsten und ungeheuerlichsten Todesarten zur Anwendung brachten, wie sie die barbarischsten und rohesten Völker nicht zu ersinnen vermöchten; denn sie versuchten, sich durch Trinken von Menschenblut zu sättigen und zwar so sehr, daß sie mit einander stritten, wer den Vorrang dabei haben würde, und thaten es so unmäßig, daß sie davon krank wurden. Am Gründonnerstag des vergangenen Jahres (1780), an welchem der Aufruhr den höchsten Punkt erreichte, schlachteten sie, nur allein in der Kirche von Coroico, in Gegenwart Jesu Christi im allerheiligsten Sakrament auf dem Altar, 572 Personen ab, welche sie dann herausschleppten und auf dem Dorfplatz einscharrten, so daß, wenn sich nicht die Feder dagegen sträubte, unerhörte Greuelthaten aufgezählt werden könnten, welche den Berichterstatter als wenig wahrheitsliebend erscheinen lassen würden."

Heute ist Coroico die Hauptstadt der zweiten Sektion von Yungas. Der Ort steht auf einer tafelförmig vorspringenden Flanke in der halben Höhe des gepriesenen Berges Uchumachi, welcher der Kern und das Centrum der besten Haciendas (Landgüter) der Yungas ist. Zweiundfünfzig Haciendas, welche Coca, Kaffee und Cocao produciren, bedecken die Abdachungen dieses ungeheuren Kegels, von dessen Gipfel nach verschiedenen Seiten hin wasserreiche Bäche herabströmen. Aus der überall zu Tage tretenden Feuchtigkeit bilden sich fortwährend Wolken, deren Niederschläge in jenen Pflanzungen ein außerordentliches Wachsthum befördern. Ungefähr die gleiche Zahl von Landgütern bedeckt die Seiten der gegenüber liegenden Höhen, die durch ihre gleichartige Produktion mit derjenigen von Uchumachi wetteifern.

Die überreiche Vegetation von Yungas ist um so interessanter, als die von den nackten Rändern der Cordillera aus zur Thalsohle hinab von Stunde zu Stunde sich ändernden Formen in hundertjährigen Urwald übergehen; sie zeigt, vereint mit einem klaren Horizonte, ein verführerisches Bild. Mit ewigem Grün bedeckte Berge, schäumende Kaskaden, die von hohen Gipfeln herabstürzen und nach kurzem Lauf zu mächtigen Flüssen anschwellen, die fremdartige Vogel- und Insekten-Welt, die mit Wohlgerüchen geschwängerte Atmosphäre, das Alles sind Erinnerungen, bei welchen der Geist mit Vorliebe verweilt. Die Schattenseiten fehlen freilich auch nicht; beständen sie auch nur aus dem heimtückischen Wechselfieber (Terciana), sie wären schon im Stande, jeden Genuß auf die Dauer zu verbittern. Es giebt Plätze, an welchen auch die eingeborenen Indianer häufig davon befallen werden, andere, wo es selbst die Indianer des Fiebers wegen nicht auszuhalten vermögen und die dann zu Zeiten der Kolonialherrschaft mit Negern besetzt worden sind, die sich allerdings als gegen Fiebermiasmen gefeit erwiesen und deren Nachkommen noch heute existiren, wie z. B. in Mururata, einer der schönsten Besitzungen in Yungas.

Coroico ist der Sitz eines Correjidors, eines Fiskals und eines Untersuchungsrichters. An einem Notar und verschiedenen Advokaten fehlt es auch nicht. Man mag hieraus auf den Lieblingssport, die Proceßsucht, der Leute schließen. Die Einwohner, die sich zu den Weißen rechnen, sind, wie beinahe alle unter tropischem Himmel lebenden Bevölkerungen, indolenter Natur. Die in bestimmten Zwischenräumen auf einander folgenden Coca-Ernten und der Aufkauf (rescate) der von den Indianern in kleinen Quantitäten gepflanzten Coca bilden ihre hauptsächlichen Beschäftigungen, welche für ihre Bedürfnisse, unter die eine gewisse unordentliche Lebensweise mitgerechnet werden darf, genügend abwirft. Von einem milden Klima begünstigt, vegetiren sie in der Unbeweglichkeit ihrer Wälder, wo weder

aufregende Hoffnungen noch beunruhigende Sorgen Platz haben; eine materielle Existenz, die weder intellektuelle Genüsse noch Pflichten gegen Andere kennt; die verwandtschaftlichen Bande sind locker geschürzt. Ein Hauptzug ihres Charakters scheint Eitelkeit zu sein, gepaart mit Egoismus, dagegen ist ihnen Gastfreundlichkeit nicht abzusprechen. Drei oder vier Familien bilden die Dorfaristokratie, die tonangebenden Kreise, welche unter der übrigen Bevölkerung ihre Anhänger rekrutiren. Da erlebt man denn zeitweise das Schauspiel der Montecchi und Capuleti, wenn sie sich einander in die Haare gerathen. Aber nicht in blutigem Ringen enden die Kämpfe dieser Recken, sondern in lächerlich hochtrabenden Zeitungsartikeln, welche das Publikum der Landeshauptstadt zu seinem größten Gaudium mit den Schmerzen der Provinz bekannt machen und über die ungeahnte Wichtigkeit einiger seiner bisher recht obskuren Mitbürger erleuchten. Der Vorgang spielt sich zum Beispiel so ab: Die Familie Solis hat eines der zahlreichen Feste zu feiern, welche durch die Wohlanständigkeit, den guten Ton oder den Wunsch sich zu vergnügen geboten sind. Sie ladet dazu auch den Sohn der Familie Murillo, einen vielversprechenden Baccalaureus, unter den übertriebensten Freundschaftsdemonstrationen ein. Anfänglich herrscht die schönste Harmonie, alles ist Zucker; sobald aber die geistigen Getränke ihre Wirkung äußern, stören die schönen Damen oder die noch schönere Landespolitik das Gleichgewicht. Dem rebellischen Gaste werden einige Teller auf dem Kopfe zerschlagen und er selbst sehr unceremoniell zur Thür hinausspedirt. Der Baccalaureus, der den Musen huldigt und schon Gedichte an den Mond, die Sterne, an „Sie" und so weiter veröffentlicht hat, schleudert vielleicht Steine gegen die wieder verschlossene Thür, vielleicht begnügt er sich damit, unter einer Fluth von Schimpfwörtern mit schwerem Kopf sein Lager aufzusuchen.

Acht Tage später erscheint in der angesehensten Zeitung der Landeshauptstadt ein mit „Tentativa de asesinato" (Mordversuch) überschriebener langer Artikel, in welchem der Baccalaureus zu wissen thut, daß er von seinem politischen Gegner Solis in eine Falle gelockt und seiner politischen Meinungen wegen mit Tellern und anderen stumpfen Instrumenten überfallen und für todt auf dem Platz gelassen worden sei; das unparteiische und aufgeklärte Publikum möge bis zur Erledigung des jetzt beim Untersuchungsrichter anhängigen Falles mit seinem Urtheil zurückhalten.

Die nächste Nummer bringt als Entgegnung: Una impostura (eine schmähliche Verleumdung). Ein Mulatte, Manuel Murillo, dessen Herkunft wir nicht kennen und der nicht wohl unser politischer Gegner sein kann, da er noch nicht trocken hinter den Ohren ist, beschuldigt uns, vermittels Suppenschüsseln und Tellern einen mörderischen Anschlag gegen ihn ausgeführt zu haben. Die Wahrheit ist, daß besagter Mulatte und Baccalaureus sich in der aufdringlichsten Weise in unsere Gesellschaft einschlich und wegen seines unanständigen Benehmens gegen die anwesenden Señoritas an die Luft gesetzt werden mußte. — Dann folgt eine Fluth von Sarkasmen, die mit der Versicherung endet, daß man mit der Ruhe eines unbefleckten Gewissens der angekündigten Untersuchung entgegensehe, inzwischen aber das aufgeklärte und unparteiische Publikum bitte u. s. w.

So wogt das Gefecht lange hin und her, bis die Parteien der Einrückungsgebühren müde sind, und da der Proceß in der Zwischenzeit einschlief, so sehen wir die Gegner, durch gemeinsames Gelage an drittem Orte ausgesöhnt, wieder als dicke Freunde verkehren.

Diese krankhafte Neigung, persönliche Angelegenheiten in der Presse zur Sprache zu bringen, ist für diese Böoter ein beliebter Zeitvertreib. Da ist beinahe kein Pfarrer, Corregidor, Richter oder Municipalrath der Provinzen, der nicht einmal in seinem Leben als ein ganz gefährliches Subjekt und gemeines Scheusal hingestellt worden wäre. Den mit Recht oder Unrecht Angegriffenen bleibt alsdann nichts Anderes zu thun übrig, als Unterschriften zu sammeln und die Reinheit ihres Wandels und die Verderbtheit ihrer Gegner ebenfalls durch die Presse bezeugen zu lassen. — Die Besitzer der großen Haciendas residiren meistentheils in der Departementshauptstadt. Denn erstens genießen sie dadurch die gesellschaftlichen Vortheile, welche jedes größere Centrum bietet, zweitens wickelt sich dort der Verkauf ihrer Erzeugnisse, also namentlich der Coca, ab, und drittens ist es nöthig, zum rationellen Betrieb einer Yungashacienda auch eine Hacienda auf der Puna zu besitzen, welche die für den Transport nach und von den Yungas nöthigen Lastthiere, sowie den aus getrocknetem Schaffleisch (chalona), getrockneten Kartoffeln (chuño) u. s. w. bestehenden Lebensmittelzuschuß liefert, der für die auf der Hacienda in Yungas arbeitenden Indianer (colonos) bestimmt ist, während die Yungashacienda im Austausch die auf der Punahacienda lebenden Colonos mit der unentbehrlichen Coca versieht. Der Gutsbesitzer hat demnach bald dieser, bald jener Hacienda einen Besuch abzustatten; verläßt er sich ganz auf seine Mayordomos (Verwalter) und fröhnt er nur dem lieben Nichtsthun, so kommt er zurück und verarmt mit der Zeit.

Man behauptet, die mittlere Lebensdauer betrage in Yungas nur 35 bis 40 Jahre und die Bevölkerung nehme ab. Ob es sich wirklich so verhält, mag dahin gestellt bleiben; der Beweis dafür wäre in Abwesenheit jeder Art von Statistik jedenfalls schwierig zu erbringen. Immerhin ist sicher, daß zur Zeit der Coca-Ernten Arbeitskräfte gern gesehen sind. Es strömen auch welche periodisch in kleiner Anzahl zu, aber beinahe ausnahmslos verdorbenes Volk, Deserteure und in Folge von Revolutionen versprengte Soldaten, welche alle in den weitverzweigten Thälern und Schluchten Schutz und Nahrung suchen. Es ist ein miserables Leben, welches sie da führen müssen, und nicht umsonst ist „picar la coca en Yungas" (in Yungas Cocablätter abpflücken) zu einem Sprichwort geworden, das den letzten Ausweg eines am Hungertuch nagenden Unglücklichen oder Faullenzers bezeichnet.

Das Schamanenthum unter den Burjäten.

2. Die Götterbilder (Idole).

Die schamanischen Götterbilder oder Götzenbilder (Idole) sowie alle mit dem Kultus in Verbindung stehenden figürlichen oder bildlichen Darstellungen werden „Ongon" genannt. Aber auch einige niedere Götter oder heilige Thiere führen diesen Namen, ebenso wie einige berühmte Schamanen, z. B. Muschin-ongon, Chogtu-ongon u. A., ferner heißt es Teche-ongon (Ziegenbock), Bucha-ongon (Stier), Babagon-ongon (Bär).

Die Ongone sind von einander unterschieden, 1) nach ihrem Standort, 2) nach dem Materiale, aus welchem sie

angefertigt sind, und 3) nach der Gottheit, welche sie darstellen sollen.

Nach dem Standorte hat man Gebirgs- (Berg-) Ongone und Jurten- (oder Haus-) Ongone. Erstere finden sich nur noch unter den Burjäten am Baikalsee und werden von den Schamanen für verheirathete Burjäten bald nach der Hochzeit, für unverheirathete selten angefertigt. Auf ein viereckiges, etwa 18 cm messendes Stück Seidenzeug oder Plüsch oder anderes Zeug werden drei bis fünf menschliche Figuren gezeichnet; bei einigen Burjäten nimmt man zwei Lappen und zeichnet auf den einen Lappen drei, auf den anderen fünf Figuren; bei den Burjäten in Olchonsk werden je vier Figuren auf einen Lappen gezeichnet. Die Figuren bestehen aus einfachen Umrissen; der Kopf ein Kreis, mit Strichen für Nase und Mund, zwei gläserne oder metallene Perlen statt der Augen; auf dem Kopfe eine Eulenfeder oder ein Stück Otternfell; der Rumpf ein grader Strich mit ausgestreckten Strichen, welche Arme und Beine darstellen; in der Brustgegend eine kleine menschliche Figur aus Blech. Unterhalb der großen Figur sind am Rande des Lappens senkrecht und wagerecht sich kreuzende Linien als eine Art Verzierung angebracht, oben an den Ecken des Lappens hängen zwei Bänder, ein weißes und ein gelbes. Welche Bedeutung die kleinen Figuren auf der Brust der großen haben, ist unbekannt; die Schamanen geben darüber keine Auskunft. Die großen Figuren stellen Gottheiten dar, deren Namen sehr verschieden sind. Die Ongone werden nebst etwas Thymian oder Tabak, als Opfergabe, in einen Kasten oder einen Sack aus Filz gethan, und dieser in der Nähe des Dorfes (Uluß) entweder oben auf einem Berge oder am Fuße eines Berges niedergelegt. Gewöhnlich richtet man eine Säule auf, welche oben eine Vertiefung hat; in dieselbe stellt man das Kästchen oder den Sack; ein Deckel schließt das Ganze. Bei den Burjäten in Olchonsk hängt man das Kästchen zwischen zwei Säulen auf, welche etwa 1 m von einander entfernt sind. Bisweilen wird ein Birkenstämmchen benutzt, indem man das Kästchen zwischen die aus einander weichenden Aeste einfügt. Die Ongone bleiben so lange unverändert stehen, als ihre Besitzer am Leben sind; nach dem Tode derselben werden sie verbrannt und die Säule umgestürzt. Beim Aufrichten eines Ongons ist ein Schamane zugegen; er macht den Ongon, weiht ihn, beschwört die Götter; dabei wird geopfert: zwei Schafe, Stutenmilch und 15 Kessel Tarassun (Milchbranntwein). Bei der Einweihung wird Tarassun verspritzt, und die Götter werden angerufen, dann wird der Ongon an seinen Platz gestellt, das Fleisch aber und der Branntwein zu Ehren der Gottheit von den Anwesenden verzehrt.

Die Haus- (Jurten-) Ongone haben ihren Platz innerhalb der Jurten oder außen an der Eingangsthür. Die Gestalten sind verschieden: entweder sind es rohe Nachbildungen der menschlichen Figur oder nur ein Kopf allein, oder es sind Zeichnungen auf Zeugstoffe. Von dem Herrn des Feuers wurde schon berichtet; eigenthümlich sind nur die demselben geweihten Ongone: ein solcher hatte die Gestalt eines fußlangen Sackes aus Filz; an einer Seite war derselbe offen, und hier wurden Fleisch, Fett und andere Opfergegenstände hineingesteckt. Außen waren auf dem Sacke drei Figuren, eine kleine und zwei größere, sichtbar. Ein andererOngo n bestand aus zwei platten, hölzernen, menschlichen Figuren von ca. 21 bis 22 cm Länge und 4,5 cm Breite, die Figuren waren mit rothem Tuch überzogen, der Kopf mit schwarzer Wolle verziert. Die beiden Figuren, welche den Herrn des Feuers und seine Frau darstellen sollten, wurden in einem rothtuchenen Sack an einer der vier Säulen am Herd der Jurte aufgehängt.

Die Beschreibung einer Anzahl anderer Ongone können wir hier fortlassen; es handelt sich im Wesentlichsten immer um dasselbe: Figuren von Menschen oder Thieren; Zeichnungen auf Tuch und anderen Stoffen.

Die Verfasser vergleichen die Figuren der Ongone mit jenen bekannten bildlichen Darstellungen an den felsigen Ufern des Baikals, und sprechen in Berücksichtigung der Aussage der Burjäten selbst den Darstellungen am Baikalsee die Bedeutung von öffentlichen (d. h. Gemeinde-) Ongonen zu.

3. Opferdarbringungen und Wahrsagen.

Die Opfer sind sehr verschiedener Art:

1. Branntwein-Opfer. Ehe ein Burjäte gewöhnlichen Branntwein oder Milchbranntwein (Tarassun) trinkt, gießt er ein paar Tropfen auf den Boden, wenn er sich im Freien oder in einem Zimmer befindet, oder er gießt etwas Branntwein auf den Herd, wenn das Trinken in einer Jurte vor sich geht; es gilt das Opfer also dem Herrn des Feuers. Das Besprengen mit Branntwein spielt bei jedem Thieropfer eine Rolle. Eine besondere Verwendung findet das Branntweinopfer bei Gelegenheit der Erkrankung eines Burjäten, weil die Krankheit als ein Akt der Rache von Seiten der Götter für das Ausbleiben eines Opfers angesehen wird. Die Verfasser schildern das dabei geübte Verfahren folgendermaßen: der Kranke setzt sich an den Herd und stülpt sich eine Mütze auf den Kopf; vor ihm steht ein Gefäß mit Milchbranntwein und ein hölzerner Trinkbecher; der Schamane mit bedecktem Haupte, die Peitsche und die Schellen in der linken Hand, stellt sich rechts am Herde auf, zündet Fichtenrinde oder andere stark riechende Stoffe an und beräuchert damit den Kranken, den Branntwein und die Schale. Jetzt gießt der Kranke den Branntwein in die Schale und reicht diese dem Schamanen; dieser spricht ein Gebet zu dem Gott, der nach seiner Meinung das Opfer verlangte, trägt der Gottheit die Bitte des Kranken um Genesung vor und schleudert dreimal etwas Branntwein aus der Schale an die Decke der Jurte. Das vierte Mal spritzt er den Branntwein in den Winkel der Jurte, wo der Ongon des Iltisherrn (Cholongon-eshin) hängt; die fünfte, volle Schale wird dem Schamanen gereicht, welcher sie nach Verspritzung einiger Tropfen entweder selbst leert oder einem der Anwesenden zum Leeren giebt; die sechste Schale trinkt der Kranke oder einer der Verwandten; die siebente bekommt der Schamane gleichsam zum Lohn.

2. Bänder und Tabak sind gleichfalls Opfergaben. Der Ongon und alle Geräthe der Schamanen werden reichlich mit Bändern geschmückt; an die heiligen Bäume werden buntfarbige Bänder, weiße, blaue oder rothe, gehängt. Tabak wird als Opfergabe in die Kästchen oder Säcke gethan, in welchen man die Ongone aufbewahrt; mit demselben werden heilige Plätze, auch Paßübergänge im Gebirge bestreut.

3. Das Opfer, welches eine Person oder eine Familie bringt, heißt Kyryk; der Zweck ist, eine erzürnte Gottheit, welche Krankheit oder Unglück sendet, günstig zu stimmen. Geopfert werden verschiedene Thiere: Stuten oder Hengste, Kühe, Schafböcke, Ziegen, selten Fische. Das Opferthier muß je dem Gotte entsprechende Eigenschaften haben, die Auswahl steht dem Schamanen zu. Unter freiem Himmel vor der Jurte oder in einiger Entfernung davon wird geopfert. Die Anwesenden sitzen; der Schamane beräuchert die Personen und die Opfergeräthschaften, bringt ein Branntweinopfer und spricht ein Gebet. Nun wird das Opferthier getödtet, ihm das Fell abgezogen, das Fleisch zerschnitten und in einen Kessel geworfen; die Alten und die Schamanen trinken dazu Branntwein. Ist das Fleisch gekocht, so werden die Knochen herausgenommen, gesammelt und aufs Feuer

gelegt. Dann nimmt man eine junge Birke und bindet die mit Stroh gefüllte Haut des Opferthieres an dieselbe. Jetzt folgt die eigentliche Beschwörung von Seiten des Schamanen. Schließlich wird das gekochte Fleisch gegessen und nur ein ganz kleiner Theil verbrannt. Die Anwesenden betreten noch einmal die Jurte, Branntwein wird verspritzt und damit ist die Ceremonie des Kyryk beendigt.

4. Ein Opfer, an welchem sich ein ganzes Dorf oder ein ganzer Stamm betheiligt, heißt Taylagan. Auf eine eingehende Beschreibung desselben, welche die Verfasser liefern, muß hier verzichtet werden. Im Wesentlichen ist das Verfahren das gleiche, wie beim Kyryk, nur betheiligen sich hier viele Personen und es werden mehrere Thiere geopfert. Auffallend ist, daß alle Frauen fern bleiben müssen; nur die Männer, Mädchen und Kinder beiderlei Geschlechts dürfen zugegen sein. Die Zahl der Opferthiere kann sehr groß sein, oft sind es 20 bis 30 Pferde und 100 Schafe. Es sind selbstverständlich nicht alle Opferfeste einander gleich, insofern als je nach den verschiedenen Gottheiten gewisse Eigenthümlichkeiten zu beobachten sind; so ist z. B. das dem Herrn des Feuers geltende Opferfest anders als das, welches dem Schlangengotte gilt.

5. Heiligsprechen der Thiere. Es können den verschiedenen Gottheiten verschiedene Thiere geweiht werden, so dem Uchan-Chat ein Stier, anderen Gottheiten ein Pferd, eine Ziege. Das betreffende Thier wird mit Wasser, dem Thymian und andere Riechmittel beigemengt sind, gewaschen; dann wird der Gottheit ein Branntweinopfer gebracht, das Thier mit Bändern geschmückt und zuletzt in Freiheit gesetzt.

6. Opferfeste, welche zu Ehren sehr hoher Gottheiten begangen werden, heißen Churai-gargacha; solche sind das Fest zu Ehren der Gottheit in Ssatinsk, der Gottheit der Insel Olchon, zu Ehren der östlichen und westlichen Tengeri u. a. Auf die Einzelbeschreibung können wir hier nicht eingehen.

Das Bestreben eines jeden Menschen, über die Zukunft etwas zu erfahren, ist so natürlich, daß wir uns nicht darüber wundern dürfen, auch bei den Burjäten die Neigung dazu zu finden. Zum Prophezeien und Wahrsagen werden von den Burjäten sehr verschiedene Gegenstände benutzt, der Bogen, das Schulterblatt der Thiere, Zinn, Wasser. Am allerverbreitetsten ist das Prophezeien aus den Rissen eines gebrannten Schulterblattes.

Beim Wahrsagen mittels eines Bogens wird aus dem Tone, welchen die mit größerer oder geringerer Kraft angespannte Sehne von sich giebt, die Zukunft verkündigt.

Bei Gelegenheit eines dem Wassergotte dargebrachten Opfers wird in eine mit Wasser gefüllte Schüssel, in welcher ein Pferdehaar liegt, geschmolzenes Zinn gegossen und aus der Form des erkaltenden Metalles die Zukunft verkündigt.

In ein Gefäß, welches Wasser oder Branntwein enthält, werden einige Stückchen Pflanzenmark (von einer Saussurea) geworfen: das eine Stückchen bedeutet den Hausherrn, d. h. diejenige Person, welche die Zukunft erfahren will, die anderen Stückchen bedeuten die Schamanen. Derjenige Schamane, dessen Stückchen sich mit dem des Hausherrn vereinigt, muß zum Abhalten des Opfers aufgefordert werden.

Das Verfahren, aus den Rissen des gebrannten Schulterblattes eines Schafes zu prophezeien, ist sehr verbreitet. Die Erklärungen der Schamanen über die Bedeutung der verschiedenen Risse und Sprünge sind meist gleichlautend: zwei große einander parallel laufende Längsrisse werden als der Weg des Lebens und der des Todes bezeichnet; die Prophezeihung knüpft an das Verhältniß der Länge beider Linien zu einander und an ihre Richtung an; ist die Lebenslinie länger als die Todeslinie, so ist die Prophezeihung günstig, weicht die Lebenslinie ab, so droht dem Menschen baldiger Tod; das Auftreten mehrerer Risse baldige Freude, Gunst des Himmels, eine bevorstehende Reise, die Nothwendigkeit, eine bestimmte Handlung vorzunehmen u. s. w.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Am 29. September starb zu Berlin Geheimerath Prof. Dr. W. Koner im 71. Lebensjahre, in der geographischen Welt allgemein bekannt als der langjährige verdiente Herausgeber der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ und deren Fortsetzung, der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“, welche beide unter den zahlreichen geographischen periodischen Veröffentlichungen in vorderster Reihe standen und stehen.

— Topinard giebt in der „Revue d'Anthropologie“ die Resultate der genauen Messungen an den Schädeln aus den Dolmens von Lozère. Die dortigen Menschen waren danach nicht so ausgeprägt dolichocephal, wie die Höhlenbewohner Frankreichs, sondern bereits mesoticephal, und auch weniger leptorhinisch. Topinard sucht in ihnen bereits die ersten Resultate der Mischung der alten höhlenbewohnenden Dolichocephalen mit den am Ende der Renthierperiode eindringenden Brachycephalen, deren directeste Nachkommen heute in der Auvergne und der Lozère wohnen.

— In London findet demnächst auf Anregung der Miß Mary Brown eine Ausstellung von allen möglichen Gegenständen statt, welche sich auf die Entdeckung Amerikas durch die isländischen Normannen beziehen. Unter anderen wird die vollständige Nachbildung eines Wikinger-Saales vorgeführt werden, möglichst mit echter Einrichtung, echten Waffen und Geräthen, ebenso getreue Nachbildungen der in Norwegen gefundenen Wikingerschiffe &c.

— Die dänische Regierung hat in dem Finanzgesetz für 1888/89, welches dem jetzt versammelten Reichstage vorgelegt worden ist, die außerordentliche Bewilligung von 68000 Kronen zur Vermessung und Untersuchung der isländischen Gewässer beantragt. In den Motiven wird darauf hingewiesen, daß seit dem Jahre 1848, wo der Krieg eine in Vorbereitung begriffene Expedition nach Island zu dem erwähnten Zweck verhinderte, von dem isländischen Althinge schon zweimal diesbezügliche Anträge gestellt worden sind. Große und für den Verkehr wichtige Fjorde, heißt es in den Motiven weiter, liegen unvermessen und sind so unbekannt, daß aus diesem Grunde jährlich mehrere Schiffsverluste stattfinden, sowie auch auf vielen Stellen das Anlaufen der Küste in unsichtigem Wetter wegen mangelnder Kenntniß der umgebenden Meerestiefen unmöglich gemacht wird. Außer dieser sehr nöthigen Vermessung wird auch beabsichtigt, eine Vermessung und Untersuchung der die Insel umgebenden Fischgründe vorzunehmen, die jetzt um so größere Bedeutung für den Staat haben, als das Interesse für die Fischerei bei Island in den letzten Jahren in hohem Grade rege geworden ist, dieses aber der Unterstützung und Anleitung seitens des Staates bedarf, damit diese einträgliche Fischerei, deren ganzer

Ertrag bisher nur fremden Nationen zugefallen ist, auch der dänischen Rhederei zu Gute kommen kann. Außerdem muß man sich auch des großen Interesses erinnern, welches diese Untersuchungen in wissenschaftlicher Richtung haben werden, nicht nur bezüglich der Tiefenverhältnisse, sondern auch in zoologischer und meteorologischer Hinsicht, Arbeiten, welche Norwegen in seinen angrenzenden Gewässern vor mehreren Jahren schon ausgeführt hat. Diese Untersuchungen sollen alljährlich in den Monaten Mai bis August stattfinden, und man hofft dieselben im Laufe von fünf bis sechs Jahren vollenden zu können.

Asien.

— Der Konsul der Vereinigten Staaten in Jerusalem, Herr N. Gillmann, theilt dem „American Naturalist“ mit, daß er in unmittelbarster Nähe der Kirche des heiligen Grabes ein uraltes Grab aufgedeckt habe, welches nach den Grabbeigaben kanaanitisch oder jebusitisch, jedenfalls vorjüdisch sein muß. Die Kirche steht somit auf einem altheidnischen Begräbnißplatze und es wird dadurch noch unwahrscheinlicher, daß sie die richtige Stelle des Grabes Christi bezeichnet; ein frommer Jude hätte zur Zeit des Beginnes unserer Aera gewiß nicht einen solchen Ort zur Anlage eines Familiengrabes gewählt. Gillmann verspricht übrigens, demnächst noch eine Anzahl durchschlagender Beweise dafür zu bringen, daß das wahre heilige Grab sich vor dem Damaskusthore und zwar an dem Hügel, welcher die Höhle des Jeremias enthält, befunden habe.

— In Petermann's Mittheilungen (1887, VIII) ist eine Uebersetzung von A. M. Konschin's „Geologischem Ueberblick Transkaspiens“ veröffentlicht, welche für die Frage des alten Oxusbettes von entscheidender Wichtigkeit ist und dieselbe endgültig zu beseitigen scheint. Weder der Ungus (zwischen Tschardschui am Amu und Bala-ischem am Usboi), noch der Usboi selbst haben nach Konschin's Untersuchungen je dem Amu (Oxus) zum Bette gedient; beide sind vielmehr durchaus marinen Ursprunges, entstanden in Folge der allmählichen Austrocknung eines Meeres, welches einst die Wüste Karakum bedeckte, Aral-See und Kaspisches Meer mit einander verband und umfaßte und durch Hebung des Bodens und Einfluß polarer Winde in (geologisch gesprochen) junger Zeit verschwand. Den Beweis für dessen Existenz liefern ganze Kolonien von Vertretern der aralo-kaspischen Molluskenfauna im Sande, die Existenz von Uferwällen, Spuren von Meeresbrandung an den beiden Balkan-Gebirgen 2c. Wasser ist allerdings einmal durch den Usboi geflossen, aber es geschah das in vorhistorischer Zeit, und es ist Meerwasser gewesen, welches aus dem, einen weit größeren Umfang als jetzt besitzenden Aral-See — derselbe überfluthete damals noch die Gegend der Sarykamysch-Seen — dem Kaspischen Meere zuströmte. Mit diesem Nachweise wird auch das Projekt einer Ableitung des Amu-darja in den Usboi endgültig beseitigt.

— An die Spitze der Verwaltung aller ostasiatischen Gebiete Frankreichs wird nächstens ein Generalgouverneur gestellt werden; unter demselben verwaltet ein „Lieutenantgouverneur“ Cochinchina, je ein „Generalresident“ Kambodscha und Tongking und ein „Oberresident“ Annam. Der Generalgouverneur wird eine Art von Ministerium zur Seite haben, bestehend aus den Direktoren der allen vier Gebieten gemeinsamen Verwaltungsfächer. Der Kolonialrath von Cochinchina verliert seine bisherige Selbständigkeit, und seine Beschlüsse werden von der Genehmigung des Marineministers abhängig.

Afrika.

— Am 24. September kam bei Dr. Felkin in London ein aus Wadelai, 17. April, datirter Brief Emin Pascha's an, worin derselbe schreibt, selbst wenn Stanley dort ankomme, werde er nicht mit demselben zurückkehren. Er habe 12 Jahre ausgeharrt, und würde es für das größte Unrecht ansehen, seinen Posten zu verlassen. Er wolle Gordon's Werk fortsetzen und dort die möglichste Civilisation einführen. Früher oder später müßten auch jene Länder in den Kreis des Fortschrittes gezogen werden, und er bleibe unbedingt so lange an seinem Platze. Das einzige, was England zu thun brauche, sei der Abschluß eines Vertrages mit Uganda und Unyoro, um eine sichere Straße nach der Küste zu eröffnen, welche nicht von der Laune irgend eines kindischen Königs oder von irgend einem Araber-Chef abhinge. Wadelai sei durch Grasbrand ganz zerstört worden, allein mit Hilfe eines benachbarten Negerfürsten habe er Wadelai wieder schöner als früher aufgebaut. Nur unter den größten Anstrengungen retteten sie Waffen und Munition. Im Februar brachen durch einen Sturm Brände in fast jeder Station aus. Ihr Leben, führt der Brief weiter aus, spinne sich jetzt regelmäßig wie früher ab. Sie säen, ernten, spinnen, bessern die Dampfer aus und bauen einige neue Boote. Er, Emin, occupire alle ihm von Gordon anvertrauten Stationen, und er wiederhole, er würde es für schmählich halten, dieselben aufzugeben und zu verlassen, wenn die Entsatz-Expedition ankomme. Er und sein Volk hätten böse Zeiten durchgemacht, aber sie seien mit Ausnahme der Aegypter gute tapfere Menschen. Ein Fremder, erklärt Emin, könne nur schwer sein Werk fortsetzen, und er werde daher keineswegs desertiren. England solle bloß für eine sichere Straße nach der Küste sorgen, mehr brauche weder er noch sein Volk.

— Der Sultan von Zanzibar soll die ihm durch den deutsch-britischen Vertrag überlassene Festlandsküste, soweit dieselbe innerhalb der deutschen Interessensphäre liegt, auf fünf Jahre an die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft verpachtet haben, wodurch er in den Bezug von „erheblichen sicheren Einnahmen“ gelangt.

— Dr. Hans Meyer aus Leipzig, welcher, wie wir bereits früher mittheilten, Deutsch-Ostafrika bereist, hat als der erste den höchsten der beiden Gipfel des Kilimandscharo, den nahezu 6000 m hohen Kibo, bis zum Rande seines Kraters erstiegen. H. H. Johnston, welcher 1884 behufs naturwissenschaftlicher Sammlungen längere Zeit auf dem Gebirge verweilte und zweimal dessen Ersteigung versuchte, konnte nicht bis zur Spitze gelangen, sondern mußte in einer Höhe von 4973 m wieder umkehren. Dr. Meyer wird im Oktober in Deutschland zurückerwartet.

— Ende September haben sich Dr. Zintgraff und Lieutenant Zenner in Hamburg nach Kamerun eingeschifft, wo ersterer ethnographische und astronomische, letzterer zoologische und meteorologische Beobachtungen anstellen wird. Daneben aber sollen sie den praktischen Zweck verfolgen, die Neger des Inneren an den Verkehr mit Weißen zu gewöhnen und sie dahin zu bringen zu suchen, daß sie mit Vermeidung der den Zwischenhandel monopolisirenden Küstenstämme selbst zum Tauschgeschäft an die Küste kommen. Um die nicht gerade leichten Verhandlungen mit Nachdruck zu führen, nehmen die beiden Reisenden ein reich ausgestattetes Lager sorgfältig ausgewählter Tauschartikel und von Kamerun aus 50 bewaffnete Träger mit sich.

Inseln des Stillen Oceans.

— Eine Erforschungsexpedition unter Leitung von George Hunter und Harding, welche der britische Specialkommissar von Neu-Guinea, John Douglas, ausgerüstet hatte, ist am 15. Juli d. J. wieder in Port Moresby eingetroffen. Die Reisenden verfolgten den östlichen Arm des in 10° südl. Br. und 147° 40′ östl. v. Gr. mündenden

Kemp Welch River und erstiegen das 5000 bis 6000 Fuß hohe Hauptgebirge zwischen Mount Obree in 9° 30′ südl. Br. und 148° östl. v. Gr. und Mount Brown in 9° 45′ südl. Br. und 148° 18′ östl. v. Gr. Sie entdeckten jenseits dieses Gebirges vorzügliches Land und brachten werthvolle Sammlungen aus dem Thier- und Pflanzenreiche zurück.

— Die Expedition unter W. R. Cuthbertson und W. Sayer (vergl. oben S. 94) hat am 20. Juli Port Moresby verlassen. Der vorerwähnte Mr. George Hunter begleitet dieselbe, und der Specialkommissar, Mr. John Douglas, hat die nöthigen Pferde für den Transport geliefert. Der Reiseplan ist der vorgerückten Jahreszeit wegen dahin geändert worden, daß nicht Mount Owen Stanley, sondern der 10 240 Fuß (3120 m) hohe Mount Obree bestiegen werden soll.

— Die katholischen Missionare, welche seit ungefähr zwei Jahren auf Yule Island in 8° 48′ südl. Br. und 146° 28′ südl. Br. stationirt sind, leisten auch der Erforschung von Neu-Guinea gute Dienste. Sie haben festgestellt, daß die frühere vom Kapitän Runcee entdeckten Flüsse Ethel und Helida, welche an der gegenüberliegenden Küste von Neu-Guinea in 8° 45′ südl. Br. und 146° 33′ östl. v. Gr. münden, nur unbedeutende Wasserläufe sind. Ein neuer Fluß, den sie Sanct Joseph benannten, wurde von ihnen aufgefunden. Er kommt vom Fuße des 3062 m hohen Mount Yule in 8° 15′ südl. Br. und 146° 40′ östl. v. Gr. her und verläuft von dort in südlicher Richtung. Das Land zu seinen beiden Seiten ist außerordentlich fruchtbar und von friedliebenden Eingeborenen dicht bevölkert. Die Missionare besuchten 15 Dörfer, unter denen einige einen bedeutenden Umfang hatten und über 2000 Bewohner zählten. Sie beabsichtigen, 32 km den Fluß hinauf eine Station zu errichten und wollen unter Begleitung des Dr. Edenfeldt noch vor Beginn der nassen Jahreszeit versuchen, den Mount Yule zu ersteigen.

Nordamerika.

— Die Existenz einiger submariner Thäler an der Küste von Californien ist durch die neuesten Untersuchungen der Coast Survey genauer festgestellt worden. Nach einer Mittheilung von Geo. Davidson im „Bulletin of the California Academy of Science“ haben diese Thäler eine unerwartete praktische Wichtigkeit gewonnen. Die Küste von Californien ist nämlich so gleichmäßig gebildet, daß die Küstenfahrer im Nebel sich vermittels des Lothes orientiren. Ein Plateau, im Großen und Ganzen innerhalb der Hundertfadenlinie bleibend, begleitet die Küste in einer Breite von 40 bis 50 Miles und stürzt dann jäh zu 2000 bis 2400 Faden ab. So lange also die Hundertfadenleine noch keinen Grund findet, ist das Schiff weit genug draußen, um seinen Kurs ruhig fortzusetzen. Im vorigen Jahre scheiterte aber ein nach Port Humboldt bestimmter Dampfer trotz dieser Vorsicht; er befand sich eben im Gebiete eines der submarinen Thäler, welche mit ganz bedeutenden Tiefen und steilen Gehängen bis dicht an die felsige Küste herantreten. Verschiedene setzen sich ins Land hinein fort; eines derselben bildet die prächtige Bucht von Monterey und läuft in das Thal des Rio Salinas aus, ein anderes bildet den Santa Barbara-Kanal und in seiner weiteren Fortsetzung das Thal von Santa Barbara; mehrere enden aber auch schon vor der Küstenlinie. Die Fauna dieser Thäler ist leider noch nicht genauer untersucht; jedenfalls tritt hier die nordische Tiefseefauna stellenweise bis dicht an die Küste und unter die Fauna der wärmeren südlichen Strömung heran. Ob die Existenz der Thäler auf eine positive Niveauveränderung deutet, müssen genauere Untersuchungen feststellen.

— Die geographische Breite des californischen Lick Observatory beträgt nach den seitherigen Sternbeobachtungen 37° 20′ 24,9″. Die Triangulation der Coast Survey hatte 0,4″ weniger ergeben. Der wahrscheinliche Fehler beträgt ± 0,10″.

— Der Konsul der Vereinigten Staaten in Merida, Mr. E. H. Thomson, hat nach einer Mittheilung des „American Naturalist“ in den Ruinenstädten Yucatans eine interessante Beobachtung gemacht. Bei seinen Forschungen in dem von Europäern noch nie, von Indianern nur selten besuchten Labna fand er nämlich in weitem Umkreise um die Hauptruinen überall im Walde zerstreut kleine Trümmerhäufchen auf rechtwinkeligen festen Terrassen, offenbar die Ruinen ehemaliger Wohnungen, die, aus Luftziegeln erbaut, bis auf ihre Fundamente verschwunden sind. Damit verliert die Ansicht, daß die großen Ruinen Ueberreste gemeinschaftlicher Wohnungen, analog denen der Pueblos-indianer, seien, bedeutend an Wahrscheinlichkeit. Herr Thomson erhofft von seinen Nachforschungen, welche er im Interesse des amerikanischen Nationalmuseums fortsetzt, bedeutende Resultate, da in dem abgelegenen Labna viel weniger zerstört und verschleppt worden ist, als in den anderen leichter zugänglichen Städten.

Südamerika.

— Der französische Reisende de Brettes, welcher bereits im April 1885 den südlichen Gran Chaco bereist und dort einen großen, bisher unbekannten Salzsee entdeckt hat, erhielt vom französischen Unterrichtsministerium eine Mission nach derselben Gegend und traf Ende Juli 1886 in Montevideo ein, wo der Ingenieur de Boiviers, welcher die hydrographischen Arbeiten übernehmen sollte, zu ihm stieß. Aber die von der Regierung der Argentinischen Republik zugesagte Unterstützung resp. Eskorte blieb aus; die Reisenden befuhren also zunächst den Parana und Paraguay bis Asuncion und berichtigten die Karte beider Flüsse. In Folge des Ausbruches der Cholera wurde der Hafen von Asuncion geschlossen und sie drei Monate daselbst festgehalten; sie benutzten diese Zeit, um die Lagune Ypacaray aufzunehmen und auszulothen, eine Arbeit, welche vor Jahren von den Ingenieuren Walpy und Hurell begonnen, aber 1864 durch den Krieg unterbrochen wurde. Die Reisenden wollen nun in der Umgebung von Villa Concepcion eine Indianereskorte anwerben und mit derselben auf eigene Hand den Gran Chaco zu kreuzen und Tarija in Bolivien zu erreichen versuchen.

— Die Regierung des argentinischen Staates Córdoba hat Ende März d. J. auf Veranlassung des Professors O. Döring die Mittel zur Errichtung eines Netzes von meteorologischen Stationen, 40 an der Zahl, bewilligt.

Berichtigungen:

In Nr. 8 des laufenden Bandes lies:
S. 123, Spalte 1, Zeile 15 v. u. Spaniern (statt Eyamirn).
S. 126, Spalte 1, Zeile 13 Diatribe (statt Diatrite).
S. 126, Spalte 2, Zeile 29 deposi-tadas (statt depositados).

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Obock.

(Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.)

Als Hr. Marcel Dieulafoy dem Director der französischen Museen de Ronchaud von seiner Mission nach Persien (vgl. „Globus", Bd. 44 bis 49) Bericht abstattete, erwähnte er auch des Eindruckes, welchen die unbestreitbar antiken Schutthügel von Susa auf ihn gemacht hatten, der Versuche der Engländer, dort nachzugraben, und des Interesses, welches Nachforschungen daselbst haben müßten. Dies gab den Anstoß zur Ausrüstung einer neuen Expedition, zu welcher das Ehepaar Dieulafoy bestimmt wurde, und wozu ihm 31 000 Franken aus Ersparungen der Museen ausgeworfen wurden. Der Unterrichtsminister steuerte seinerseits 10 000 Franken bei, der Kriegsminister lieh Waffen, Zelte und Pferdegeschirre, der Marineminister übernahm den Transport der Expedition bis Aden, und die Directoren der École des Ponts et Chaussées und der École normale wählten jeder einen ihrer Zöglinge aus und stellten ihn unter Dieulafoy's Befehl. Soweit war alles in Ordnung; aber als M. de Ronchaud bei der persischen Regierung officiell um einen Firman, der die Nachgrabungen gestattete, nachsuchte, wurde derselbe rundweg abgeschlagen. Da wandte sich Dieulafoy an seinen alten Freund Dr. Tholozan, den vertrauten Leibarzt des Schah, welchem er schon während seiner ersten persischen Reise so viel zu danken gehabt hatte; dieser stellte dem Schah vor, welches günstige Licht die Gestattung der Ausgrabungen auf seine Liebe zu den Wissenschaften werfen würde, und hatte schließlich Erfolg. Die persische Regierung erhob zwar noch einige Einwendungen wegen der räuberischen Stämme in Arabistan und des dort herrschenden Fanatismus, machte Vorbehalte hinsichtlich des Grabes des Daniel und forderte einerseits eine Theilung der auszugrabenden Objekte, andererseits die sämmtlichen Edelmetallsachen für sich, aber gab schließlich ihre Einwilligung zu den gewünschten Ausgrabungen. Da die betreffenden Firmane nicht vor Ablauf von zwei Monaten abgefaßt und abgeschickt werden und in Paris ankommen konnten, so kam man überein, daß sie nach Buschir gesandt werden sollten, wo Dieulafoy sich etwas aufzuhalten beabsichtigte.

In Toulon stießen noch zwei Algerier mohammedanischen Glaubens, beides ehemalige Turkos, der eine eine Art Schreiber, der andere ein ehemaliger Polizist, zu der Expedition, welche sich am 17. December 1884 an Bord des großen Transportschiffes „Tonkin", das Munition für das chinesische Geschwader geladen hatte, einschiffte.

Die Fahrt ging über Philippeville, durch den Suez-Kanal und das rothe Meer, bei Perim vorbei nach Obock, wo das Schiff Kohlen und Proviant einzunehmen hatte. Als es sich dem Vorgebirge Ras Bir näherte, zeigten sich am Horizonte Berge, die von Nordost nach Südwest ziehen und dann zwischen Obock und Tadschura nach Süden umbiegen; am Fuße dieser vulkanischen Kette erstreckt sich ein madreporisches Plateau, das in ziemlich hohen Steilklippen zum Meere abfällt, und das Gebiet von Obock bildet. Im Jahre 1862 wurde dasselbe vom Kommandanten Fleuriot de Langle eingeborenen Häuptlingen abgekauft und mit 10 000 Maria-Theresia-Thalern bezahlt; seine Oberfläche beträgt etwa 25 Wegstunden im Quadrat.

Beim ersten Anblick zeigt sich zunächst der Soleillet-Thurm, dann einige knorrige Bäume, eine Senkung mit unansehnlichen Rhizophoren, welche dem Bette eines ausgetrockneten Gießbaches entspricht, schließlich ein Haus, welches der Kohlencompagnie gehört, ein im Bau begriffenes

Danakil-Gruppe. (Nach einer Photographie.)

Hospital und einige Seemeilen davon entfernt ein Haufen Kohlen, welcher unter freiem Himmel lagert. Der Hafen wird von einer doppelten Reihe von Riffen eingefaßt, die von Ras Bir und von Kap Obock ausgehen. Eine Korallenbank im Südosten der Bai theilt ihn in zwei Becken, welche durch einen Kanal mit einander zusammenhängen. Wäre letzterer nicht gewunden und mit Klippen besetzt, so könnte der Ankerplatz für ausgezeichnet gelten, da er, ausgenommen gegen schwere See von Nordosten, überall hin geschützt ist. Vorsichtig fährt der „Tonkin“ auf die Bojen zu, bei denen der „Brandon“, das Stationsschiff der Kolonie, liegt und wirft in mehr als einer Seemeile Entfernung vom Lande Anker. Von sonstigen Schiffen sind nur der ganz kleine Regierungsdampfer „Pingouin“, eine mit Kohlen beladene Schute und zwei bis drei Barken von Eingeborenen in diesem sonderbaren Meereshafen zu sehen. Inzwischen hat der „Tonkin“ seine Signale gegeben; langsam antwortet ihm der Semaphor des Soleillet-Thurmes, und eine Stunde später laufen ein paar schwarze Eingeborene zum Strande, waten bis an das Knie ins Wasser und klettern auf die Kohlenschute. Dann erscheinen drei ganz weiß gekleidete Europäer, entledigen sich ihrer Schuhe, streifen die Hosen hinauf und waten etwa 20 Minuten im Wasser, ehe sie ein paar Kähne erreichen, die zwar nur zwei Fuß tief gehen, aber immer noch zu groß sind, um sich dem Lande mehr nähern zu können.

Mit der Kohlenschute und den Europäern, welche die Behörden der Kolonie Obock darstellen, fanden sich auch Fischer ein, deren einer von den Reisenden in Dienst genommen wurde, um sie dem Lande so nahe als möglich zu schaffen, und das war noch etwa eine viertel Seemeile. Den Schirm in der Hand, die Schuhe über der Schulter, sprangen die Männer lustig ins Wasser, das freilich fast heiß zu nennen war, während sich Madame Dieulafoy durch den Fischer an das Land tragen ließ. Eine Eingeborenenhütte — vielleicht versieht sie auch Dienste als Zollstation — bezeichnet den Landeplatz, von wo aus ein sandiger Pfad und daneben eine schmalspurige Eisenbahn, auf welcher man wahrscheinlich „Goldstaub und Elephantenzähne“ zu transportiren hoffte, sich landeinwärts ziehen. Links bleiben die früher erwähnten Rhizophoren; dann erreicht man den Klippenabfall, an dessen Fuße im Schatten baumartiger Tamarisken und knorriger Mimosen mit feinem spärlichem Laube etwa dreißig Hütten liegen. Dieselben sind mit Stoffen aus Ziegenhaar bedeckt oder bestehen einfach aus Palmblattmatten, die an den größten Aesten aufgehängt sind. Ringsherum liegen sehr kleine magere Kühe, Ziegen und stattliche weiße Schafe mit schwarzem Kopfe. Was die Tracht der Bewohner anlangt, so begnügen sich die Männer mit einem Schurze um die Lenden, während nur ein paar Wohlhabendere eine Toga von weißem Calicot hinzufügen. Mehr Kleidung tragen die älteren Frauen, indem sie sich ganz in Leinwand wickeln, dabei aber Schultern und Arme nackt lassen. Auf dem Kopfe, dessen Wollhaar einige Coquetten in Zöpfe zu flechten sich bemühen, sitzt ein Stück Baumwollenzeug in Gestalt einer mehr oder weniger phantastischen Kappe. Silberne Armspangen und Halsbänder aus Perlen vollenden ihre Kleidung. Die Kinder aber tragen nichts als ein Amulet um den Hals.

Ansicht von Obock. (Nach einer Zeichnung von M. Dieulafoy.)

Die Danakil sind von schwarzer Hautfarbe, wohlge-

wachsen, aber von mageren Formen; sie sind gewandte Jäger, geschickte Fischer, laufen sehr schnell und verbinden mit diesen Vorzügen eine Grausamkeit und Hinterlist, deren sie selbst sich vor allem rühmen. Einen Feind von hinten zu treffen, gilt bei ihnen für lobenswerth; ihn niederzumetzeln, verleiht Ruhm. Die Tödtung eines gewöhnlichen Feindes verleiht das Recht, ein volles Jahr hindurch eine schwarze Feder im Haare zu tragen; wer einen Löwen oder einen Weißen erlegt — diese Gleichstellung sollte für letzteren höchst schmeichelhaft sein — darf zehn Jahre lang eine weiße Feder tragen. Diese blutigen Sitten passen so gut zu dem Charakter des Volkes, daß ein Mann kein Weib zur Ehe findet, wenn er nicht seine Würdigkeit durch Erlegung eines Mitmenschen dargethan hat. Vorsichtige Familien sollen sogar alte schwache Neger kaufen und sie ihren Kindern zum Tödten überlassen, welche auf diese Weise schon im jugendlichen Alter dem grausamen Stammesgesetze Genüge leisten und sich die schwarze Feder erwerben können.

Die Ehre, mit dem Löwen auf gleiche Stufe gestellt zu werden, machte die drei damals (Ende 1884) in Obock ansässigen Europäer sehr vorsichtig. Im vorhergehenden Jahre wagten sie sich niemals unbewaffnet von einem ihrer Häuser, die kaum 40 m von einander entfernt waren, zum anderen. Wurde doch einer der ältesten Ansiedler, Arnous, über welchen sich die Danakil angeblich zu beklagen hatten, auf der Schwelle der Faktorei selbst getroffen. Noch heute herrscht solche Unsicherheit in Obock, daß der Gouverneur sich allabendlich an Bord des „Pingouin“ begiebt, um dort zu schlafen, während der Wachtposten bei Anbruch der Nacht die Zugbrücke aufzieht und sich möglichst verschanzt.

Frauen von Obock. (Nach einer Photographie.)

Nachdem man den aus Korallenkalk bestehenden Klippenrand erstiegen hat, erreicht man die Faktorei: innerhalb der Umfassungsmauern stehen zwei Gebäude, das eine zur Wohnung des Gouverneurs bestimmt, das andere zur Kaserne für zwanzig, unter dem Befehle eines Sergenten stehende Soldaten. Dann folgt die Concession Menier, wo man einen Gemüsegarten mit drei Kohlköpfen und einem Dutzend Salatstauden bewundern kann, und weiterhin das Hospital, ein großes Gebäude aus Madreporenkalk mit großer Terrasse.

Vom militärischen Standpunkte aus betrachtet, kann Obock einmal eine werthvolle Kolonie werden; es ist eine Kohlenstation, wo die französischen Schiffe sich mit Heizmaterial versehen können, falls ihnen Aden verschlossen ist. Selbst den Fall gesetzt, daß der Suez-Kanal frei wäre, könnte England die Enge Bab-el-Mandeb durch Perim schließen und dadurch die französische Marine zwingen, wieder den Weg um das Kap der guten Hoffnung herum einzuschlagen. Aber auch für Friedenszeiten hofft man sich durch Obock von den englischen Kohlen- und Transportschiffen los zu machen; aber einstweilen ist man noch nicht so weit. Heute kostet Obock alljährlich mehr als 400000 Franken und bezieht, was französische Waaren anlangt, Kohlen, welche direkt von Cardif kommen, und zwar in Schiffen, die in England erbaut und in Swansea beladen worden sind und die nichts Französisches an sich haben, als die Flagge, die Bemannung und einen Anlegehafen, wo sie von Zeit zu Zeit rasten, um sich die Schiffahrtsprämie zu verdienen. Und dabei kosten dieselben Kohlen in Aden 20 Franken weniger als in Obock und werden in ersterem Hafen fünfmal schneller an Bord geschafft, als in letzterem.

Danakil-Familie in Obock. (Nach einer Photographie.)

Nun befördern zwar Kolonien im Allgemeinen nicht bloß den Kohlenhandel, sondern auch Ackerbau, Industrie und Handel. Aber wie kann von Ackerbau die Rede sein in einem Lande, welches nur Gießbachbetten ohne Wasser, Felsen ohne Humus, eine Atmosphäre ohne Wolken und eine unerbittlich herabglühende Sonne besitzt? So bleibt also der Handel mit den Hinterländern, mit Schoa und Abessinien, die Karawanen mit ihrem Golde, Elfenbein und Getreide. Leider aber ist die commercielle Zukunft von Obock ebenso trübe, wie die landwirthschaftliche, denn eine schwer zugängliche Bergkette trennt die Kolonie von den nach Abessinien führenden Karawanenstraßen und sperrt dem Hawasch, der sonst vielleicht hätte befahren werden können, den Zutritt zum Meere; das mehrere Tagereisen südlicher gelegene Tadschura ist in dieser Hinsicht mehr bevorzugt.

Wie es heißt, unterhält Frankreich mit König Menelek von Schoa, dem Vasallen des Königs Johannes von Abessinien, die besten Beziehungen; aber sein Land ist weit entfernt. Eine Karawane braucht sechs lange Monate, um sich zu organisiren; der Weg, welcher zwischen Tadschura — nicht Obock — und den schoanischen Grenzen liegt, ist weit und wird von räuberischen Somalistämmen unsicher gemacht. Und worin besteht die Einfuhr nach Schoa? In Salz, Waffen und einigen Toilettenbedürfnissen für die Königin; eine einzige Karawane jährlich würde für alle Erfordernisse in diesen Richtungen genügen. Als Rückfracht können Karawanen Honig, Kaffee, Moschus und Goldstaub, welcher in geringen Mengen in den Flüssen gesammelt wird, aufkaufen, und zwar nur vom Könige selbst, der diesen ganzen Handel monopolisirt. Mit dem Elfenbein ist es seit einigen Jahren nur noch knapp bestellt; der Elephant verschwindet mehr und mehr, und abessinische Stoßzähne, welche von den Indiern besonders gesucht sind, werden in den königlichen Magazinen immer seltener.

Aus allem dem geht hervor, daß Obock keine Station für Karawanen ist. Abessinien genügt sich selbst und wird noch für lange Zeit keine französische Produkte kaufen; Schoa ist aber schwer zugänglich und wird es täglich mehr werden, wenn man fortfährt, den Somali-Häuptlingen in beschämender Weise Tribut zu zahlen, um von ihnen zu erlangen, daß sie sich anscheinend unterwerfen. Warum braucht man für einen Thurm, ein Hospital und zwanzig Strohhütten einen Gouverneur und Bureaukraten. Fünfzig Soldaten unter einem energischen Officier, ein Marinezahlmeister, gut eingerichtete Kohlenlager, eine Landebrücke, einige Bojen u. dergl. würden genügen, um den Eingeborenen Achtung vor der französischen Flagge einzuflößen und im Nothfalle die französische Flotte oder von Süden kommende Schiffe, welche Aden nicht anlaufen wollen, mit Kohlen und Proviant zu versehen.

Ausflüge nach Furnas und der Lagoa do Fogo (Azoren).

Von Dr. H. Simroth.

II. (Schluß.)

Das Wetter scheint hier weniger trübe zu sein, als in Sete Cidades; die Entfernung vom Meere ist weiter und es liegt, namentlich nach Nord und Ost, noch ein höherer zusammenhängender Gebirgscomplex schützend dazwischen. Gleichwohl hatten wir vor Sonnenaufgang stets das Thal voll Wolken, und nachdem sie weg und der Himmel scheinbar klar war, spannte sich doch von Viertelstunde zu Viertelstunde, wenn man auf die Berge stieg, ein Regenbogen unten durchs Thal. Eine Straße führt ziemlich steil den nördlichen Hang hinauf zu einem ausgedehnten Hochland, von dem man den Ocean wieder erblickt. Es ist das übliche Weideland, doch mit mehr Haide als Gras, auch fehlte die Sphagnum-Vegetation fast ganz. Eine riesige Heidelbeere, den Inseln eigenthümlich (Vaccinium cylindraceum), ist hier nicht selten. Große Rinderheerden genug. Furnas hat man jetzt unter sich, man sieht über den Berg weg, der es von der Lagoa abschließt, und gewinnt so einen Ueberblick über die Formation des Gebirges, dessen einzelne Gipfel sich hier über 3000 F. erheben. Es ist hier aber schwerer, mit einiger Sicherheit die vulcanischen Herde herauszurechnen, denn die Kraterränder sind vielfach zerbrochen und eingestürzt, und die Akten dürften selbst über ihre Zahl noch nicht geschlossen sein. Ein Spaziergang galt einer engen und tiefen Schlucht ganz in der Nähe, aus der ein frischer Bach reißend hervordrang. Es ging durch eine wilde Vegetation in die Höhe. Oben war der Weg abgesperrt, eines Unglücksfalles halber; denn um ihn weiter zu verfolgen, ist Schwindelfreiheit nöthig, so schroff stürzt die Wand zur Tiefe ab. Es fehlt also auch nicht an grotesken Partien. Mir, der ich die deutschen Gebirge gewohnt war, wollte auf diesen lockeren Tuffen trotz aller Steilheit das echte Berggefühl allerdings nie recht kommen, denn es wird einem schwer, von dem Postulat des festen Gesteins ganz zu abstrahiren. Kein Wunder, daß gelegentlich beträchtliche Bergrutsche vorkommen. Erst vor ein paar Jahren war ganz in der Nachbarschaft eine Wand niedergebrochen und hatte einen großen Theil eines schönen Parks verschüttet. Hier war es interessant zu beobachten, wie leicht und schnell die Vegetation sich auf das lose Geröll übertragen läßt. Schon waren neue Wege geebnet, und eine ansehnliche Palme war ohne allen Nachtheil mitten in den Schutt verpflanzt worden, von niederen Formen abgesehen. Die Durchfeuchtung des Bodens läßt die Wurzeln nicht absterben. Selbstverständlich galt der Lagoa eine besondere Excursion. Auch hier, am unteren Ende des Sees, zeigt der Rauch Thermen an, der Boden ist heiß und voll Schwefel, und einige Quellen sprudeln heraus, bei hohem Wasserstand allerdings unter dem Seespiegel verschwindend. Am See dieselbe einförmige Vegetation, eine fluthende Bank bildend, die je nach dem Winde auf der oder jener Seite lagert. Der geringe Wechsel spielt sich so gleichförmig ab, daß manchmal eine Uferstrecke dick mit dem gelben Blüthenstaube des Potamogeton bedeckt ist, den man für eine mineralische Bildung genommen hat. Am Abhange des Ufers liegt, ziemlich hoch oben, ein einziges Haus, das mannigfache Schicksale gehabt hat, als Pensionat und dergleichen. Erstaunt aber ist man, am entgegengesetzten oberen Ende mitten in der Einöde eine äußerst luxuriöse Kapelle zu finden, die der Besitzer des Grundes, Sr. José do Canto, errichtet hat. Die ganze kostbare innere Ausstattung, Kronleuchter, Altarschmuck und dergleichen entstammt französischen Kunstwerkstätten. Ein wahres Prachtwerk, aber die Andächtigen fehlen, wenigstens für regelmäßigen Gottesdienst.

Auch hier, in aller Entlegenheit, wächst ein wohlgepflegter Park auf, der sich durch die große Menge exotischer Gehölze auszeichnet. Ein herrlicher Endpunkt für einen weiteren Ausflug einer zusammengereisten Badegesellschaft! Und wie abgeschieden dieser schweizerische Kessel! Die Lagoa hat keinen Abfluß, für die Straße hat man einen Hohlweg ausschachten müssen, und die Ribeira quente entspringt getrennt für sich.

Das Thierleben ist eben so arm, wie in Sete Cidades. Ja die Berge sind wegen des Mangels an Torfmoosen noch ärmer an niederen Thieren. Im Wasser dieselben paar Wesen, nur die Ribeira beherbergt reichlich den Aal, der Gelegenheit hat, wiewohl über steile Klippen und Hänge, zum Meere zu kommen. Auffallend ist es, daß das bewegte, ja das reißende Wasser sogleich reicher belebt ist, ein Strudelwurm ist gemein, und eine Mückenlarve klammert sich an den Steinen an, ganz im Gegensatz zu unseren Stechmücken, die doch im Jugendzustande gerade stagnirenden Sumpf bevorzugen. Die Berge beherbergen sehr zahlreiche wilde Kaninchen, die man früher eingeführt hat. Sie scheinen unverändert, höchstens kann man eine etwas hellere und eine dunklere Varietät unterscheiden, aber es bleibt künftigen Versuchen überlassen, zu entscheiden, ob das Klima sie in so weit beeinflußt hat, wie die von Porto Santo, so daß sie sich mit den festländischen nicht mehr fortpflanzen lassen. Frettchen und Wiesel, ebenfalls imporkirt, ersteres zur Minderung der Kaninchenplage, bilden das behaarte Raubwild. Am bemerkenswerthesten ist die Beschränkung des einzigen der Insel allein zukommenden Vogels, eines Dompfaffen ohne die lebhaft rothe Brust unseres Männchens (Pyrrhula coccinea s. murina), auf diese Ostgebirge. Die Entstehung reicht wohl weit zurück, was dadurch beglaubigt wird, daß nach Maßgabe der Geologie diese Ostgebirge den ältesten Theil von S. Miguel ausmachen. Auch beherbergen sie noch eine weitere ornithologische Merkwürdigkeit für die Inselbewohner, unseren Buntspecht nämlich. Ein Zufall ist es, daß auch hier die erste Besiedelung durch den Menschen erfolgte, in dem romantischen Thale von Povoação, südöstlich von Furnas, das ich indeß nicht besuchte. Nach einigen Tagen nahmen wir Abschied von dem paradiesischen Erdenfleck und nahmen mit uns die dem Insulaner eingewurzelte Ueberzeugung: Es giebt nur ein Furnas.

Noch gedenke ich eines Gebirgsausfluges, der zu dem einsamsten aller Kraterseen der Insel führte, zur Lagoa do Fogo. Er liegt fast in der Mitte auf dem westlichsten Vorsprunge der bergigen Osthälfte. Ich machte die Tour zu Esel, ein etwas anstrengender Ritt für einen Tag. Anfangs ist es dieselbe Straße nach Furnas, bis zur Praya vor Villa Franca, aber zu Esel ist es doch anders. Man kann mit dem Volke verkehren. Eine alte Bauerfrau mit ihren Enkelinnen (durch eine runde Holzlehne ist das unbequeme Gestell in einen Damensattel verwandelt) schloß sich mir an, und nachdem der Junge durch wuchtige Schläge, die auf die höchst schätzenswerthe Eselhaut niederdonnerten, mein Thier in lebhafte Gangart versetzt hatte, galoppirten wir unter Scherzen um die Wette. Von der Strandpartie bog dann der Weg ab und zum Gebirge hinauf, durch einen langen, drachenschluchtartigen Pfad, der in den Tuff gegraben war, oben gekrönt von der knieholzartigen Erica, frisch grün mit schwarzen Schatten, ein Tag mit voller südlicher Beleuchtung. Mir that allmählich der Esel leid, wegen der anhaltenden Steilheit. Aber als ich bedauernd abstieg und zu Fuß ging, benutzte schnell der Bengel die Pause zum Reiten; geschont wird nicht. Zur Rechten hatten wir wieder eine tiefe Schlucht, die indeß noch nicht so weit ausgehöhlt ist, als die östlicheren hinter Villa Franca. So fällt sie in Terrassen ab, über die ein wohlgefüllter Gebirgsbach, der Abfluß des Sees, in schönsten Cascaden herabschäumt, hübsche Blicke aus der Tiefe. Oben ein einsames Försterhaus, das mich, da ich ein Empfehlungsschreiben mithatte (wohl auch ohne dies) gastlich aufnahm. Freilich mit Proviant muß man sich selbst versorgen, Aepfel und Kaffee wurden freundlichst gespendet. Nun ein Hochwald, aus Pinien und prächtigen Cedern gemischt, und ein zierliches Gebüsch echter Akazien. Nachher biegt man in ein langes Defilé ein und fühlt sich plötzlich im Hochgebirge. Ein schmaler schlechter Pfad über Steine und Hochmoor, nackte und grüne Felsen mit Farn, Gras und Haide, am steilen Hange vereinzelte Kühe. Es ist schwer zu sagen, woher eigentlich der Eindruck des Hochgebirges stammt. Am Forsthause, das doch etwa 1000 F. hoch frei nach der See zu liegt, gedeihen noch ein paar Drachenbäume so gut wie an der Küste. Das Klima kennt nur geringe Höhenunterschiede, die Vegetation dagegen, sich selbst überlassen, desto mehr. Endlich kommt der See, etwa 1600 F. hoch, gleichmäßig von Bergen eingeschlossen. Mein Junge streckte sich auf dem sonnigen Strande aus und überließ mich meinen Untersuchungen. Das Wasser hatte noch weniger Pflanzenwuchs als die früher geschilderten Becken, einige Möwen flogen zwar darüber, aber wohl nur nach kümmerlicher Nahrung, ein paar verhungerte Goldfische lagen am Strande, ein einziger Frosch verkroch sich unter Bimssteingeröll, es gelang mir nicht, trotz vieler Mühe, eines zweiten ansichtig zu werden, ein paar Spinnen und Käfer, aber selbst die Kuhfladen ohne Mistkäfer, gierig von vereinzelten Regenwürmern, einer südlichen Form, aufgesucht. Der Zoologe, der fast überall eine reiche niedere Gesellschaft findet, kann sich kaum vereinsamter fühlen. In der Schlucht, wo dasselbe Wasser des Sees dahineilt, sofort ein saftgrünes Ufer, Würmer und Mosquitolarven und Frösche genug, wenn auch eine kleine Artenzahl, doch eine Masse von Individuen. Wenn irgendwo, hier gilt das Motto: Leben ist Bewegung. Die Entstehung dieses Kraters ist uns gut beglaubigt, sie erfolgte während eines heftigen Ausbruches 1563. Vom 24. Juni an fanden in diesem Theile der Insel Erdbeben statt, die man auch in Terceira gespürt haben soll, und denen bald Aschenregen folgten. Am 1. Juli nahm man zuerst wahr, daß der Gipfel des Trachytdomes des alten Monte Volcão gewichen und daß auf ihm ein Krater im Ausbruch begriffen war. Am 2. Juli brach an den Abhängen ein Lavastrom hervor, der drei Tage lang nach dem Meere abfloß. Die von Erderschütterungen begleiteten Explosionen, welche große Felsblöcke hoch in die Luft und weit fortschleuderten, dauerten bis zum 4. oder 5. Juli fort, aber während 30 Tagen schien die Sonne nur düster durch dichte dem Vulcan entsteigende Wolken. Ungeheure Massen von Asche und Bimsstein wurden emporgeschleudert und in den nächsten Umgebungen so hoch angehäuft, daß die Gebirgsbäche versiechten und erst nach 14 Tagen wieder hervorbrachen. In einer Entfernung von 200 Minuten regnete es Asche und Bimsstein auf ein paar Schiffe; die erstere soll sogar in Portugal niedergefallen sein (Hartung l. c.).

Der Rückweg war prächtig, mit schönen Aussichten, ähnlich wie auf der Höhe nach Furnas zu. Unten im Dorfe, das sich in die Schlucht hinaufzieht (diese von Bananengärten ausgefüllt), begegnete mir ein kurzer Leichenzug. Crucifix und schwarzgoldener Priester voran, auf einem Sargboden (ohne Deckel) lag ein weiblicher Leichnam, von weißem Flor überdeckt. Beim Rückwege, der durch einen herrlichen Sonnenuntergang auf dem Meere, dem nach kürzester Dämmerung ein klarster Mondenschein folgte, verschönt wurde, fielen wieder die vielen verödeten Orangengärten und kümmerlichen Weinberge auf und sie mögen die Veranlassung sein, noch kurz auf die Boden- und Kulturverhältnisse einzugehen.

Die Portugiesen bezeichnen gern die Azoren als den Garten ihres Landes, und man kann in den meisten Beschreibungen von ihrer ungemeinen Fruchtbarkeit lesen. Die Gärten, die Parks, die Kulturen bei den Hafenplätzen machen gewiß diesen Eindruck. Aber mit solcher Ansicht steht die Thatsache in scharfem Kontrast, daß jede Frucht, die hier eingeführt, besonders gedieh und eine finanzielle Blüthe auf die Dauer versprach, nach einer gewissen Zeit verkümmerte und schließlich wieder aufgegeben werden mußte. Es kommen freilich Zufälligkeiten, namentlich Epidemien, ins Spiel, die auch anderswo Schaden anrichteten und die jene Thatsache verdunkelten. Aber die regelrechte Wiederholung dieser traurigen Erscheinung drängt doch, nach einer inneren Ursache, die in der Insel selbst liegt, zu suchen. Dem Klima kann schwerlich die Schuld beigemessen werden, wie könnte es günstiger sein? So bleibt wohl nur der Boden, der natürlich verschieden ist, je nachdem er aus alten oder jungen Laven oder aus Bimssteintuffen hervorging. Im Allgemeinen scheint er ärmer zu sein, als man anzunehmen geneigt zu sein pflegt, zum mindesten für die Bedürfnisse vieler Pflanzen. Freilich gelten Laven meist für sehr ertragsfähig, und sie sind gewiß mit allerlei Gasen, Ammoniumsalzen ꝛc. geschwängert, die dem Gedeihen der Pflanzen außerordentlich förderlich sind. Aber wir kamen zu dem Schluß, und namentlich war Zervas durch seine Analysen dazu geführt, daß jener Reichthum nur für eine verhältnißmäßig sehr beschränkte Zeit vorhält. Die krümelige, lockere, wenig gebundene Beschaffenheit des Erdreichs, zumal der oberflächlichen Tuffe und Aschen, habe ich öfters zu erwähnen Gelegenheit gehabt, die vielen beigemengten Bimssteinbrocken verhindern eine bessere Bindung. Auf diese Weise wird eine hohe Durchlässigkeit für das Wasser erzeugt, und bald, fast unmittelbar nach dem heftigsten Gewitterregen, ist die Erde wieder trocken, nicht weil das Wasser der Steilheit wegen so schnell abflösse — man sieht keine oder nur unbedeutende plötzliche Abschwemmungen, die allerdings bei winterlichen Platzregen bisweilen enorm sein sollen —, sondern es ist im Boden verschwunden, wie es etwa bei den so dürren Lateriten Innerafrikas, namentlich des Congogebietes, geschehen soll. So erklärt sich wohl auch das annähernd sich gleichbleibende Niveau abflußloser Kraterseen, die doch bei der Niederschlagsmenge auf den Bergen mehr und mehr anschwellen müßten. Auf diese Weise muß aber der Boden in mehr oder weniger kurzer Zeit ausgelaugt werden, und nur in den Schluchten, wohin sich der Hauptabfluß zog, hat sich das werthvollere Material gehäuft, so gut wie in der Uferzone. Ich muß natürlich zugeben, daß eine solche Anschauung noch durch viele analytische Untersuchungen erst zu beweisen ist, aber auf jeden Fall scheint sie mit der Vertheilung der Vegetation im besten Einklange zu stehen. Das Gedeihen der Banane im Hochthal von Sete Cidades, die üppigen Parks in dem von Furnas, die Drachenbäume am Försterhause vor dem Engpaß der Lagoa do Fogo zeigen, daß das Klima der Höhen selbst tropischen, mindestens subtropischen Bäumen gewachsen ist. Trotzdem kleiden sich die Spitzen in die allergenügsamsten Lebermoose, dann folgen die Gräser, und dann erst die immergrünen strauchartigen Gehölze in gleicher Höhe mit jenen Bäumen. In den Schluchten dagegen der freudige Hain, und weiter unten in den Dörfern die strotzenden Gärten von Bananen. Daß aber diese Vertheilung von jeher so gewesen und nicht erst durch die Kultur mit ihrer Waldvernichtung, mit dem Weidevieh hervorgerufen ist, beweist wohl der Mangel an Humus in allen höheren Lagen. Daß der ursprüngliche Wald nicht die Höhe und Dichtigkeit unseres Waldes besaß, wurde früher gefolgert. Namen, wie Pico dos Cedros, scheinen anzudeuten, daß man Bauholz nur an bestimmten Punkten schlagen konnte. Ja selbst das fruchtbare Thal von Furnas, das nach einigen Einsiedlern zuerst von Schäfern besucht wurde (Walker), scheint demnach mehr Graswuchs gehabt zu haben. Wo man den Weinstock am Gelände pflanzt, muß man erst ein hinreichend großes Loch am Tuffabhang graben und mit Erde füllen. Die Cerealien allein, namentlich der Mais, machen eine Ausnahme und geben überall gute Ernten, trotzdem daß seit Jahrhunderten nur von Zeit zu Zeit durch die Gründüngung untergepflügter Lupinen nachgeholfen wird; ihnen soll der hohe Kaligehalt des Bodens zu Gute kommen. Nun, sie genügen zur Noth, um die dichte Bevölkerung zu ernähren[1]); um aber einen wesentlichen Ueberschuß zu ergeben für den Export, zur Begründung wirklicher Wohlhabenheit und für den Eintausch industrieller Erzeugnisse, dazu fehlen in dem gebirgigen Lande die nöthigen Flächen. Hierzu müssen werthvollere Pflanzen gebaut werden. In früherer Zeit war es der Wein, der, wenn auch dem Madeirawein nachstehend, immerhin ein ähnliches Getränk ergab. Er soll lediglich durch Oïdium, das 1853 zuerst auftrat, zerstört worden sein. Ob nicht der Boden mit die Schuld trägt, indem er die Constitution der Reben schwächte, muß unentschieden bleiben. Was man jetzt von Weinbergen sieht, macht keinen vielversprechenden Eindruck, trotzdem, daß wohl von der Pilzkrankheit keine Rede mehr ist und bereits Ende August die Lese stattfindet. Wie ich früher sagte, kultivirt man jetzt meist die widerstandsfähigere amerikanische Rebe, die aber ein schlechteres Produkt liefert, und sucht die Behandlung des Mostes zu verbessern. Von Versuchen, wie man sie auf Madeira neuerdings gemacht hat, bessere Sorten durch Pfropfen auf amerikanische Unterlage zu stärken, habe ich nichts gehört; auch sollen sie auf dieser südlicheren Insel selbst noch keineswegs vom erhofften Erfolge gekrönt worden sein.

Reben und nach dem Weine war es die Orange, die namentlich auf S. Miguel wunderbar gedieh. Einige alte Bäume von portugiesischer Zucht sollen noch in einem Garten stehen. Später brachte man ostasiatische Sorten, die den Ruf der Frucht weithin verbreiteten. Sie gingen namentlich auf den Londoner Markt und hatten einen regen Schiffsverkehr mit England während des ganzen Winters zur Folge. Man packte jede einzeln in ein Maiskolbenhüllblatt (ein ausgezeichnetes Packmaterial) und bezog das Holz zu den Kisten aus Portugal, bis der entsetzliche Bruderkrieg um 1830 dazwischen kam, dann von Amerika, und schließlich fielen diesem Zwecke alle stärkeren Bäume der Insel zum Opfer. Aber im laufenden Jahrhundert kam eine Schildlaus (Aspidiotus) und richtete großen Schaden an. Es ist aber hier, wie in anderen Fällen, anzunehmen, daß fast nur geschwächte Pflanzen derartigen Insektenangriffen erliegen und so zeigte sich bald auch in Gärten, die von Ungeziefer frei waren, eine Krankheit, die man lagrima nennt, eine Art Harzfluß. Daß aber in Wirklichkeit in der Erschöpfung des Bodens die Ursache liegt, wird erwiesen dadurch, daß die Bäume gesund bleiben sollen, wenn man sie von Zeit zu Zeit an einen anderen Standort versetzt. Es geht das um so eher an, als man die Pflanzen der Stürme wegen (die noch durch die Pittosporumhecken gebrochen werden) niedrig hält. So ist denn auch diese Quelle des Reichthums im Versiechen. Die

[1]) Das Verhältniß könnte anders erscheinen angesichts der Thatsache, daß jährlich etwa 6—7000 Moios Mais (à 800 Liter) ausgeführt werden. Doch steht dem ein Auswandererstrom gegenüber, der in der letzten Zeit auf mehr als 3000 Personen im Jahre angeschwollen ist. Für den Mais ist aber jedes Fleckchen verfügbarer Erde in Anspruch genommen, daher der Maximalbetrag der Ernte, vom Dünger abgesehen, gewiß längst erreicht ist.

Kultur des Theestrauchs, die man durch zwei Söhne des himmlischen Reiches sachgemäß einrichten ließ, soll überraschend gute Resultate ergeben haben, hat aber bis jetzt, wenn auch eine Pflanzung von 27 000 Bäumen existirt, mäßige Fortschritte gemacht, und ich habe auch nicht gehört, daß man sich ihr mit besonderer Energie zuzuwenden gedenkt — wohl schon wieder eine halb aufgegebene Sache. Dagegen fing man Anfangs der 70er Jahre mit der Ananas an. Das Aroma soll so vorzüglich sein, wie bei westindischen, und die ersten Früchte erzielten in London horrende Preise. So nahm denn dieser Zweig der Hortikultur einen höchst erfreulichen Aufschwung, und jetzt steckt ein großes Kapital darin. Massenhaft sieht man die weißgetünchten Glashäuser, zum Schutze gegen die Witterung; sie werden nicht geheizt. Aber der Betrieb ist kostspielig genug. Die Ananas verlangt guten Humus, und der fehlt, daher man darauf angewiesen ist, aus den Bergen die Haide zusammenzuholen und zu Composterde vermodern zu lassen. Was aber das Schlimmste ist, jede Pflanze erfordert neue Erde, und die alte muß weggeworfen werden; sie kommt wenigstens den Gärten zu Gute. Eine Eigenthümlichkeit mag erwähnt werden. Wenn die jungen Pflanzen anfangen, ungleich zu wachsen, macht man in den Häusern ein Schmauchfeuer an, das starken Rauch verbreitet; dadurch wird wieder Gleichmäßigkeit erzielt, indem die allzu üppig treibenden zurückgehalten werden, ohne Schaden für die künftige Frucht. Gärtner mögen dies erklären. Leider hat die starke Konkurrenz bereits die Preise gedrückt, und schon hat sich ein Konsortium gebildet, um der Verschleuderung entgegenzutreten. Ich sah Grundmauern von Ananashäusern, die man nicht wieder in Betrieb setzte. — Gerühmt wird endlich der Tabak von S. Miguel, der mehr im Norden der Insel gebaut wird, nach dem ich nicht kam. Man fabricirt Cigarretten (Cigarros) und Cigarren (Charutos), beide nach unserem Geschmack sehr mäßig und sehr theuer, wie man vergleichsweise in Deutschland am billigsten raucht. Das Verkaufsrecht wird an den Meistbietenden vergeben. Aber auch diese Kultur kann zu keiner rechten Ausnutzung kommen, weil dieser Tabak aus der Provinz bis 1885 — kaum glaublich — in Portugal denselben Eingangszoll zahlte, wie jeder fremdländische, und weil der Boden zu sehr ausgesogen wird. Bekanntlich geht man augenblicklich in Portugal mit einem Monopolprojekt um, das hoffentlich S. Miguel vortheilhaft ist.

So hat denn, leider, diese glückliche Insel, ein reiner Acclimatisationsgarten, kaum eine glänzende Zukunft vor sich, weil die Grundlage, der Boden, nicht hält, was er zu versprechen scheint. Vielleicht, daß der eine Bestandtheil, die Puzzolane, einigen Ersatz schafft. Sie soll sich zu hydraulischen Mörteln vorzüglich eignen, da sie an 20 Proc. amorphe Kieselsäure enthält.

Noch ein paar Worte über die **Hausthiere**. Das Meiste ist schon erwähnt. Die Rinder sind von einer großen langhörnigen Rasse; man sucht sie durch eingeführte Guernsey-Bullen noch zu veredeln. Namentlich erscheinen die Ochsen sehr kräftig und breitbrüstig, weil man sie erst mit dem zweiten Jahre kastrirt. Auch scheinen sie gut behandelt zu werden, und man sieht sie häufig durch eine grüne Decke geschützt, die zeltartig an der gabelförmigen Deichsel befestigt ist. Sonst ist der Nutzen sehr gering, man gewinnt nicht die genügende Milch und fabricirt, immerhin ein Fortschritt gegen Portugal, ein wenig Butter. Außerdem kommt nur der Fleischwerth in Betracht. — Die Schafe werden in Ponta Delgada häufig zum Ziehen gebraucht, ein kleiner Wagen mit Gabel und Joch wird von einem Thier gezogen, meist um Wasser zu holen, doch nicht als Spielzeug für Kinder. Aber der unübertreffliche, unersetzliche Genosse des Menschen bleibt doch der Esel, dieses interessanteste der südlichen Hausthiere. Er ist entschieden ein Charakter, und in seiner Weise so vollendet, wie die Hauskatze als Raubthier; sicher hat er sich mehr Selbständigkeit gewahrt als das Pferd. Temperament und Constitution, zumal der Haut, erlauben ihm, alle Unbilden der Behandlung gelassen zu ertragen. Das harte Sattelgestell scheuert ihn wund. Als ich einen mit der Gerte an die Schenkel schlug, belehrte man mich, daß der Schlag an den Kopf gehöre, und der eingeborene Reiter lenkt ihn, indem er ihm mit einem Knüppel von links oder rechts eins an die Ohren versetzt. Er sucht sich selbst seinen Pfad, in fast halsbrecherischer Weise bei Steilhängen am äußersten Rande. „Va para caminho" (geh auf den Weg) ist des Treibers unablässige Ermahnung. Er zieht es vor, mit den zierlich sicheren Hufen die ungleiche Felsentreppe hinabzuklettern und im Vorbeigehen noch stachlichtes Brombeergebüsch zu naschen, als die bequeme Alltagsstraße daneben zu betreten. Dabei knickt er mit den Hinterbeinen ein und stützt sich auf die Fersen, und wenn Regen den Pfad zu schlüpfrig machte, rutscht er wohl glattweg hinab, kugelt sich und steht unbeschädigt dienstbereit wieder da. Er geht trotz des Reiters Verbot zum Brunnen, und ist er beim Aufstieg ermüdet, streckt er alle Viere von sich, ruht ein Weilchen auf dem Bauch und nimmt seinen Herrn beim Aufstehen bequem wieder auf. Und welche Lasten trägt er auf schlechtester Straße! Einiges ist schon erwähnt. Aber man sieht nicht selten die ganze Familie, Vater, Mutter und Kind, auf seinem geduldigen Rücken, auch wohl mehrere Kinder in riesigen Körben zu den Seiten, der genügsamen Ausdauer nach Tagen, Jahren und Jahrzehnten nicht zu gedenken. Sein Kleid, wiewohl rauh und struppig, ist doch ungleich malerischer, als das des Pferdes, eine harmonische Abstufung der Farben, Kopf und Ohr allein in reicher Schattirung, und so der ganze Körper. Man trifft sie auf S. Miguel in allen Größen und Farben, Rappen, Braune, Graue, Schimmel, Schecken. Von zoologischem Interesse war es, daß nicht selten die Fußgelenke (Knie) eine mehr oder weniger lebhafte dunklere Querstreifung aufwiesen, eine Erinnerung an die Zebrastreifung des Urpferdes. Ich zählte nach und nach wohl ein Dutzend solcher atavistischer Esel. Und welche Intelligenz prägt sich im Mienenspiel aus! Die lebhafte Bewegung des Ohres, und vor allem die außerordentlich bewegliche Muskulatur der Schnauze. Dem Hund ähnlich, hält der Hengst am Koth der Vorläufer, er reißt die Nüstern auf und spitzt die ausdrucksvoll faltige Oberlippe, in einer Abwechslung, die dem Pferde versagt ist. Mit ähnlichem Ausdruck streckt er den Kopf vor, wenn er einen Gefährten wittert. Dann ringt sich aus gepreßter Brust in höchster Sentimentalität Ton auf Ton los, bis es der beklommenen Stimme endlich gelingt, in Trompetengeschmetter auszubrechen. Jetzt setzen sich beide Freunde in lebhaften Trab, der bis zur Begegnung anhält. Aehnlich wird jeder Gegenstand, der des aufmerksamen Thieres Interesse erregt, begrüßt, die Ziegenheerde, der Reiter, der abstieg und sich eine Zeit lang entfernte. Und wie traulich sich das graziöse Füllen bei unserer Annäherung hinter die Mutter schmiegt! Wahrlich, der Esel ist ein Charakterthier, dem nur eins fehlt, die Schnelligkeit. Zwei Töne sind es, die mir vom Inselstrande noch im Ohr klingen, das unausgesetzte Brüllen der Brandung, und, mit ihm wetteifernd, des Esels Geschrei.

Die bolivianische Provinz Yungas.

Von Christian Nusser.

II. (Schluß.)

Ueber die Coca und ihre Eigenschaften ist besonders seit Entdeckung der werthvollen Eigenschaften des Cocaïns schon unendlich viel geschrieben worden, so daß dieses Thema hier nur insoweit in Betracht gezogen werden soll, als es sich um die Kultur dieser Pflanze handelt.

Zum Gedeihen der Cocapflanze sind feuchte, kräftige Ländereien mit tropischem Klima, die in der Aymarasprache Yungas genannt werden, erforderlich. Soll eine neue Anpflanzung angelegt werden, so hat die Aussaat in den Monaten December und Januar vor sich zu gehen, in welchen die häufigen und starken, bis in den April dauernden Regengüsse das Aufgehen der Samen erleichtern. Man kann auf zweierlei Weise verfahren. Die eine Methode besteht darin, das Terrain zu reinigen, herzurichten und die Samen — drei oder vier Körner zusammen — in die auf dreiviertel Meter Entfernung von einander gezogenen Furchen reihenweise einzulegen und dann, wenn die Pflänzchen gesproßt haben, nur einen Stock stehen zu lassen und mit dem Ueberschuß das Nichtaufgegangene zu ergänzen; die andere, gebräuchlichere, vortheilhaftere, aber umständlichere Methode beginnt mit der Anlegung einer Pflanzschule (almáciga), auf welcher der Same dem zuvor gereinigten und gelockerten Boden übergeben wird. Da genügende Feuchtigkeit die erste Bedingung für das Wachsthum der schon nach wenigen (10 bis 14) Tagen aufgehenden Pfänzchen ist, so ist es, wenn der Regen zu lange auf sich warten läßt, leichter, eine Pflanzschule zu begießen, als eine weit ausgedehnte Anpflanzung. Das Gleiche läßt sich in Betreff des den Sämlingen zu gewährenden Schattens sagen. Das Ueberdecken einer Pflanzschule mit belaubten Rosten oder Matten zum Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen läßt sich leicht bewerkstelligen, während das Zwischenhineinpflanzen von Yuca (Brotwurzel, Maniok) und anderen Nutzgewächsen zur Beschattung der Sprößlinge der ersten Methode getadelt wird, weil jene die in dem Boden enthaltene Kraft, welche der Cocapflanze ungeschmälert zu Gute kommen sollte, theilweise auffangen. Im folgenden Jahre haben die Pflanzen eine Höhe von circa 40 cm erreicht und werden im December oder Januar in das hergerichtete, meistens stufenweise an den Bergseiten sich hinaufziehende Terrain versetzt. Keine Wurzel, so klein sie auch sei, darf beim Versetzen umgebogen werden, sonst stirbt die Pflanze ab; die Wurzelfasern müssen lothrecht in die Erde versenkt werden. Nun wächst die Pflanze schnell, blüht im April oder Mai und reift den „muello“ genannten Samen. Erst im fünften Jahre steht der Strauch in seiner vollen Entwickelung von $2^1/_2$ m Höhe, man läßt ihn aber nicht so hoch werden, sondern fördert seine Ausdehnung mehr in die Breite. Schon im zweiten Jahre können seine Blätter eingeerntet werden, und nun geht es mit den Ernten viele Jahre hindurch fort, ohne daß es nöthig wäre, die alten Stöcke durch neue zu ersetzen. Allerdings zeigt sich mit der Zeit sowohl bei den Pflanzen als auch bei dem Boden eine Erschöpfung, die in der Abnahme der geernteten Mengen ihren Ausdruck findet. Das Gedeihen des Strauches hängt von der Fruchtbarkeit, der genügenden Regenmenge und dem sorgfältigen Ausjäten und Entfernen des Unkrauts ab. Die Cocablüthe ist gelbweiß. Der Strauch blüht nur einmal im Jahre, giebt aber drei Ernten, die gewöhnlich mitas genannt werden. Diejenige, die beim Ausgang der Regenzeit stattfindet, ist die ergiebigste; man heißt sie mita de Marzo; dann kommt die mita de San Juan (Johannes der Täufer), sie ist die geringste, weil sie nach der Blüthezeit stattfindet, wo der Strauch seine Säfte theilweise zur Samenbildung verwendet. Die dritte und letzte ist die mita de Santos (Allerheiligen) Anfangs November. Man fängt mit der Ernte an, wenn die Blätter $1^1/_2$ Zoll lang sind, Festigkeit besitzen, an der Innenfläche lebhaft grün, auf der Oberfläche etwas gelblich sind. Beim Einsammeln der Blätter muß mit viel Behutsamkeit verfahren werden, um die neuen Blattansätze nicht zu schädigen. Man packt mit Zeigefinger und Daumen der linken Hand die Spitze des Zweiges und streift mit der rechten Hand die Blätter behutsam ab. Das noch Richtigere, Blatt für Blatt abzukneipen (picar la coca) geschieht selten, weil es gar zu viel Zeit beansprucht. Die gesammelten Blätter werden im Hofe der Hacienda auf einem Pflaster von Schieferplatten in der Sonne getrocknet. Diese Operation will mit großem Verständniß ausgeführt sein; von ihr hängen zum guten Theil die Brauchbarkeit und die Erhaltung der typischen Eigenschaften des Produktes ab. Die Blätter dürfen weder zu ausgetrocknet noch zu feucht verpackt werden; im ersteren Falle verlieren sie Farbe und Geschmack und zerbröckeln zu Staub, im zweiten Falle werden sie braun, gähren und sind ebenso untauglich. Die Fermentation, d. h. das Braunwerden, ist ein Uebelstand, dem auch die best präparirte Coca bei dem Versandt nach Europa ausgesetzt ist und den Verschiffern manchen Schaden zufügt.

Haben die Blätter den richtigen Trockengrad erreicht, so werden sie in Mengen von 25 spanischen Pfunden unter dem starken Druck einer Presse zu viereckigen Ballen gepreßt, die mit getrockneten Bananenblättern und einem grobwolligen Gewebe umgeben sind. Diese Menge erhält den Namen „Cesto“. Zwei Cestos bilden einen Tambor, dessen vielen Schwankungen unterworfener Preis 1886 ungefähr mit 15 Pesos notirt wurde, d. h. $7^1/_2$ Pesos per Cesto.

Auch Jauja und Ayacucho in Peru produciren viel Coca, allein der Coca der Yungas von La Paz wird von den Indianern, die ja in dieser Hinsicht die kompetentesten Kenner sind, vor allen anderen Provenienzen der Vorzug gegeben. Aehnlich wie beim Kaffee oder Thee Geschmacksunterschiede je nach der Herkunft der Produkte konstatirt werden, muß bei der Coca je nach der Lage und dem Distrikt, aus welchem sie stammt, ein für den Konsumenten wohl bemerkbarer Unterschied bestehen. Die Produktion gewisser Haciendas ist sehr gesucht und stets besser bezahlt als diejenige anderer, vielleicht am gleichen Berge liegender Pflanzungen. Die Coca de Rescate, die von den Händlern überall in kleinen Quantitäten zusammengekauft wird, erzielt ihrer gemischten Beschaffenheit wegen selbstverständlich die geringsten Preise. Die Hauptabnehmer, geriebene

Mestizen aus den Silberbergwerken, lassen sich da kein X für ein U vormachen. Bevor sie einen Handel abschließen, ziehen sie Proben, kauen einige Blätter, und wissen dann ganz genau, was ihnen geboten wird.

Man kalkulirt, daß Bolivien jährlich 400 000 Cestos (100 000 spanische Centner) producirt, wovon auf Yungas 300 000, auf die Yungas von Cochabamba und die Provinzen Caupolican und Larecaja 100 000 entfallen. Zum Mittelpreise von 6 Pesos per Cesto, wie er vom Zwischenhändler erstanden wird, ergiebt sich in diesem Artikel ein jährlicher Umsatz von 2 400 000 Pesos.

Am Produktionsorte wird für Rescate 3 bis 5 Pesos per Cesto bezahlt. An den entfernten Verbrauchsplätzen, besonders in den Bergwerksdistrikten, steigt der Preis auf 9 bis 10 Pesos, und im Kleinhandel wird wohl der doppelte Preis herausgeschlagen. Für die Regierung bilden die auf diesen Artikel gelegten Abgaben eine reiche und sichere Einnahmequelle. Diese Steuer wird vom Staate verpachtet und die Unternehmer ziehen in der Regel recht namhaften Nutzen aus dem Geschäfte. Verschiedene an den Kreuzungspunkten von Yungas postirte Zollstellen überwachen die Coca-Ausfuhr. Zur Instandhaltung und Verbesserung der Wege haben sich die Besitzer der Yungas-Haciendas eine Abgabe von 1 Real per Cesto auferlegt, was jährlich etwa 37 000 Pesos abwerfen sollte, allein der größte Theil der eingehenden Gelder wird in nutzlosen Reparaturen vergeudet oder gestohlen.

Die Preise der anderen Produkte, als Anhaltspunkte angeführt, stellten sich im August 1886 in La Paz für Reis ausgezeichneter Qualität von Songo auf 23 Pesos, Branntwein 25 Pesos, Cacao 36 Pesos, Kaffee 26 Pesos, Mani (Erdnüsse) 26 Pesos, alles per spanischen Centner. Das gegenwärtige Aequivalent eines Peso beträgt 2,40 Mark. Der Cacao, besonders die violette Spielart, ist unübertrefflich und steht hoch über dem brasilianischen und venezolanischen.

Bisher wurde der ganze Branntweinbedarf, der leider enorm groß ist, durch peruanische Einfuhr gedeckt. Jetzt ist der Anfang gemacht worden, dieses Gift im Lande selbst im Großen zu erzeugen. Die Eigenthümer eines der bedeutendsten in der Umgegend von Coroico gelegenen Landgüter, der Hacienda Mururata, ließen neuerdings mit ungeheuren Kosten eine vollständige Einrichtung zur Erzeugung von Branntwein aus Zuckerrohr aufstellen, deren nach den neuesten Systemen konstruirte Apparate ganz Erstaunliches zu leisten versprechen.

Wenn nun auf der einen Seite dem Lande ein ökonomischer Vortheil daraus erwächst, Industrien, deren Produkte im Lande selbst konsumirt werden, auch im Lande selbst zu pflegen, so hat auf der anderen Seite der Nationalökonomiker die Konsequenzen zu beklagen, welche in diesem speciellen Falle die Pflege der Industrie nach sich zieht. — Beklagte man bisher in Yungas das durch Excesse in Spirituosen herbeigeführte Zusammenschmelzen der indianischen Rasse, als die Flasche Schnaps noch vier Realen kostete, so wird es noch schlimmer gehen, wenn der Indianer für das gleiche Geld drei oder vier Flaschen erhält. Besonders in den Yungas ist die Trunksucht ein gefährliches Laster, das die Sterblichkeit vermehrt und viele nützliche Hände der Arbeit entfremdet. Eine Verschlimmerung nach dieser Richtung hin muß den Ruin der Coca-Industrie herbeiführen. Es entsteht da ein schwierig beizulegender Streit zwischen humanitären und ökonomischen Interessen. Einerseits hätte der Staat den Indianer, der mit idiotischer Leidenschaftlichkeit an dem Schnaps hängt, gegen neue Quellen des Verderbens in Schutz zu nehmen, andererseits sollen der Privatindustrie ihre Rechte gewahrt bleiben.

Wendet man sich zu den beiden letzten, einst wichtigen Erzeugnissen der Yungas, Gold und Chinarinde, so unterliegt es keinem Zweifel, daß in Betreff des Goldes alle Gewässer dieser Provinz goldführend sind; an den Schwierigkeiten des Betriebes und dem Mangel an wohlfeilen Arbeitskräften gehen indeß die meisten Unternehmer zu Grunde. Es wird deshalb eigentlich nur noch ein Flüßchen ausgebeutet, der Rio Cajones, der nördlich vom Tamampayo unter 16° 7′ 6″ südl. Br. in den Bopi fließt. Sein Goldreichthum wurde vor etwa 30 Jahren entdeckt und seine Alluvionen werden seither unausgesetzt durchgewaschen, ohne daß aber vielleicht mehr als ein Drittel des Placers erforscht worden wäre. Das Gold ist grobkörnig, in Pepitas bis zu einer viertel Unze, nicht über 17 karätig und deshalb von häßlicher, trüber Farbe. Bis jetzt war es nicht nöthig, tiefer als 12 m zu gehen, um auf den venero, die goldführende Schicht, zu stoßen; die ersten Entdecker stießen häufig schon bei 3/4 m Tiefe auf denselben. Indeß scheint keiner der bisherigen Goldgräber besonders nennenswerthe Erfolge erzielt zu haben. Im Jahre 1886 bestanden 29 Concessionen, von welchen 13 bearbeitet wurden.

Die Chinarinden-Industrie hat einen vollständigen Umschwung erlitten. Nachdem durch das bis in die letzten Jahre hinein getriebene Raubsystem die die gute Rinde producirenden Cinchonas in den Wäldern ausgerottet oder so schwer erreichbar geworden waren, daß sich die Kosten der Gewinnung nicht mehr lohnten, wagte man sich daran, von diesem so unentbehrlichen Baume an hierzu geeigneten Standörtern künstliche Pflanzungen anzulegen. Deutsche waren es, welche hierzu den ersten Anstoß gaben. Leider war es schon etwas spät. Die in Indien und auf Java ausgezeichnet gedeihenden Cinchonapflanzungen machen den südamerikanischen Rinden eine furchtbare Concurrenz.

Die großen Erwartungen, die man auf den Gewinn setzte, der voraussichtlich aus den Cinchonapflanzungen zu ziehen war, spornte auch die Yungueños an, eine Arbeit zu unternehmen, deren Lohn erst nach sieben oder acht Jahren geerntet werden konnte. Die zahlreichsten Pflanzungen sind wohl am Mapiri, einem der Quellflüsse des Rio Caca, der aber schon zur Provinz Larecaja gehört. In Yungas bestanden 1886 am Rio Bopi 20 Pflanzungen, deren Baum-Inventar von 1000 bis 90 000 Stück wechselt, mit einer Gesammtsumme von 300 000 Bäumen. Zu diesen kommen die Pflanzungen der Mission Covendo mit 600 000, der Mission Sta. Ana mit 400 000 und der Mission Muchanes mit 200 000 Stück, zusammen am Rio Bopi 1 500 000 Bäume. Die Gesammtzahl der in der Republik angepflanzten Cinchonas soll über 4 000 000 Stück betragen. Es hat aber, wie gesagt, den Anschein, als ob die beträchtlichen, in diesen Geschäftszweig gesteckten Kapitalien kaum einen mageren Zins abwerfen werden. Sowohl die oben angegebenen Gründe, als auch die Einführung fieberstillender chemischer Präparate, wie Antipyrin u. s. w., erklären das wahrscheinliche Fehlschlagen der auf diese Industrie gesetzten Hoffnungen. —

Am 20. Oktober wird jedes Jahr in Coroico der heiligen Jungfrau zu Ehren ein Fest gefeiert, das seinen Ursprung einer denkwürdigen Begebenheit verdankt, welche sich dem Gedächtniß der Einwohner jenes Distriktes unauslöschlich eingegraben hat und von der wunderbaren Erscheinung der Mutter Gottes her datirt, die am 20. Oktober 1811 stattfand, als, wie im Jahre 1780, ein Indianeraufstand die spanische Mischrasse auszurotten drohte. Die mit Messern, Lanzen und Keulen bewaffneten Indianer hatten sich drohend um Coroico zusammengezogen und schickten sich unter scheußlichem Tumult und Geheul an, die Weißen und Mestizen in Massen abzuschlachten, als

plötzlich durch ein sichtbares Zeichen der heiligen Jungfrau überrascht wurden, das sie angsterfüllt über Berge und Schluchten in die Flucht jagte. In was aber dieses Zeichen bestand, ist nicht in Erfahrung zu bringen.

Sieben Leguas von Coroico liegt die Ortschaft Coripata. Auf der ganzen Strecke kommt man an gut unterhaltenen Cocapflanzungen vorbei, für welche das Terrain besonders günstig ist, weshalb auf die Produktion anderer Nutzgewächse wenig Gewicht gelegt wird. Eine Legua vor Coripata ist eine Schlucht zu überschreiten, auf einer Brücke, welche „Salto de Vasquez" genannt wird, weil sich von ihr aus ein Individuum dieses Namens freiwillig in den schauerlichen Abgrund stürzte. Auf dem gleichen Wege passirt man auch die alte Hacienda Chuvacolla, welche zur Zeit der spanischen Herrschaft einem Martin Lanza, Gouverneur von Yungas, gehörte. Auf seiner Flucht vor den im Jahre 1780 aufgestandenen Indianern ermüdete sein Pferd, aber das Glück wollte, daß er sein erschöpftes Thier mit einem frischen vertauschen konnte, dessen Eigenthümer er als Gegenleistung das schöne Besitzthum Chuvacolla schenkte, denn der Tausch rettete ihm auf Kosten einiger Ländereien das Leben.

Von Coripata aus, wo sich die Existenzbedingungen der Einwohner um kein Haar von denjenigen Coroicos unterscheiden, gelangt man an die Ufer des rasch fließenden Tamampayo, der durchwatet werden muß. Vom anderen Ufer aus zieht sich eine zwei Leguas lange Steige an einer abscheulich steilen Bergseite hinauf zum Dorf Chirca, auf welches eine Reihe von schneebedeckten Andengipfeln herabblickt, welche die Hitze mildern und die Lage und das Klima günstig beeinflussen. Ein lebhafter Transportverkehr findet dort statt, Kultur und Rescate der Coca bilden die Hauptbeschäftigung der Einwohner. Zwei Leguas guten Weges verbinden Chirca mit der Provinzhauptstadt (in sehr euphemistischem Sinne) Chulumani, dem Sitz einer Unterpräfectur. Chulumani liegt in der halben Höhe eines massigen abgeplatteten Gebirgsstockes, auf dessen Rücken sich die Lagune Casiri befindet.

Die Richtung, in welcher die Cordilleren zu Chulumani stehen, bewirkt, daß der Luftwechsel sehr erschwert wird und in der heißen Atmosphäre die erhitzten, aus dem strotzenden Pflanzenwuchs aufsteigenden ungesunden Dünste sich ansammeln. Das Fehlen des andinischen Elements, die Abkühlung, und die tropische Natur der unteren Regionen machen den Aufenthalt zu einem unerträglichen, von endemischen Fiebern begleiteten. Drei tiefe Schluchten, vier Gebirgsbäche, schlechte Wege und brennende Temperatur sind die Annehmlichkeiten, welche die Weiterreise nach Irupana schmücken.

Diese alte Ortschaft ist in reizender Lage eine Legua vom Rio Puri entfernt auf einem Gebirgsvorsprung angelegt, von welchem aus die Ortschaften Laza, Ocobaya und Chulumani erblickt werden können. Dank ihrer günstigen Lage ist sie von den Krankheiten, welche die meisten Punkte von Yungas heimsuchen, verschont. Von dicht bewachsenen hohen Bergen umgeben, deren obere Flächen mit Pflanzungen und Weiden bedeckt sind, besitzt Irupana einen Ueberfluß von Bodenerzeugnissen aller Art.

Nach der andinischen Hochebene sowohl, als nach den Valles und, dem Norden zu, nach den Missionen des Beni hin, kreuzen sich hier die Routen, sei es über Gebirgspfade, sei es vermittels Flußschiffahrt. Auch hier beschäftigt sich die Einwohnerschaft vorzugsweise mit der Kultur und dem Rescate der Coca, früher auch in bedeutendem Maßstabe mit der Einsammlung von Chinarinden.

Das nächste Ziel unserer Rundreise ist das in der Provinz Inquisivi (Departement Cochabamba) gelegene Circuata. Bevor die Ufer des zu überschreitenden Rio de La Paz erreicht sind, stellt sich die Nothwendigkeit ein, sich um ein Nachtlager umzusehen, das in der Hacienda Lopez gefunden wird. Die ländliche Wohnung ist von Chirimoyabäumen, majestätischen Bananengruppen und Orangengebüsch beschattet, deren Laub, von der balsamischen Nachtbrise leicht bewegt, zitternde Schatten auf die vom klaren Mondlicht hell beleuchteten Stellen abzeichnet.

Ein schroffer Pfad schlängelt sich eine Stunde lang zum Fluß hinab, der der Schlucht gegenüber, aus welcher der Miguilla herausbricht und in den La Paz mündet, überschritten werden muß. Von dem Punkte an, wo die beiden Flüsse zusammenströmen, beginnt die Schiffahrt auf dem La Paz, die allerdings riskirt, ohne eigentliche Verkehrsbedeutung und mit tausend Mühseligkeiten verknüpft ist, denn Riffe und Sandbänke häufen die Schwierigkeiten, welche beim Passiren der engen Stromschnellen zu gefahrvollen Wagnissen werden. Es ist in der That überraschend, wie unter dieser im Allgemeinen wenig unternehmenden und von keinem abenteuerlichen oder wißbegierigen Geist getriebenen Bevölkerung, die mit so Wenigem zufrieden ist, sich Leute finden konnten, welche den mühseligen Beruf der Bootsleute ergriffen. Es ist dies nur erklärlich durch die Liebe zum Umherschweifen, einen Trieb der Ungebundenheit, und die Aussicht auf Gewinn, der aber nie im Verhältniß zu den erduldeten Strapazen stand. Indem wir eine solche Expedition für einen Augenblick begleiten, sehen wir zunächst sechs oder sieben Bootsleute sich auf ebenso vielen zusammengepflöckten Baumstämmen einschiffen, also auf einem Floß, das in der Landessprache Balsa heißt.

Die Ladung besteht aus 6 oder 8 Centnern Lebensmitteln, ihrem ganzen Vermögen, mit dem sie eine Flußreise von 50 bis 80 Leguas antreten. Festgeschwemmte Baumstämme (Pallisaden), Conglomeratbänke, über welchen sich die Strömung stürmisch bricht, kochende Wirbel, Stromstürze, schwindelerregende Stromschnellen, so ist die Fahrt beschaffen, die an der „Espia" genannten Uferbank ihren Anfang nimmt. Mit jedem neuen Zufluß wächst die Mächtigkeit des Flusses; zuerst nimmt er den Puri auf, dann den Tamampaya, von dessen Eintritt an dem Fluß der Name Bopi beigelegt wird, den er aber bald mit dem Namen Beni vertauscht. Die Existenz der Bootsmannschaft gleicht derjenigen der wilden Stämme, die vagabundirend jene unermeßlichen Strecken durchstreifen, mit welchen sie zusammentreffen und von deren Blut vielleicht in ihren Adern rollt; aber schon hat die Civilisation sie leicht mit der Spitze ihres Flügels gestreift; sie finden es nicht mehr unerträglich, einem Bedürfnisse, einem Luxus zu lieb einen bestimmten Zweck zu verfolgen. — Nach einer an Mühen und Gefahren reichen Tagereise, die vielleicht tragische Ereignisse, Krankheiten, welche die Bemannung lähmen, Schiffbruch zwischen den brandenden Wassern und den Verlust eines Theiles ihrer ärmlichen Habe mit sich bringt, machen sie von Anstrengung und Hunger überwältigt an einer öden, ungastlichen Kiesbank Halt, um die Nacht zu verbringen. Ladung und Floß aus Ufer ziehend, bereiten sie die aus Reis und Bananen bestehende Mahlzeit zu, die mit ein wenig Kaffee das Mahl bildet, welches die den Tag über aufgebrauchten Kräfte zu ersetzen hat. Aber die Nacht bringt nicht viel Ruhe; neben den Insekten und selbst dem Jaguar, lästigen und gefährlichen Nachbarn, deren man sich, um die Feuer gruppirt, zu erwehren hat, stört die Sorge um das gebrechliche Fahrzeug den Schlaf, das ein plötzliches Anschwellen des Flusses entführen kann. Mit Tagesanbruch beginnt die Fahrt aufs Neue, die nur eine Wiederholung der Mühen des vorhergehenden Tages ist.

So kommen sie zuletzt Dank ihrer Verwegenheit und

Beharrlichkeit im Lager der Chinarindensammler an, wo sie Leidensgefährten antreffen, die sowohl von dem heißen, feuchten Klima als von dem Mangel an Lebensmitteln entkräftet und heruntergekommen sind, und die stets mit Begier der Ankunft eines Händlers entgegensehen, der ihnen Lebensmittel und Spirituosen zuführt, von welch letzteren sie einen unmäßigen Gebrauch machen. Haben die Rindensammler solchergestalt ihre Vorräthe erneuert, so vertiefen sie sich wieder in die Wälder, um ihrem unlohnenden, vom Zufall abhängenden Geschäft nachzugehen, das übrigens mit jedem Jahr an Ausdehnung verliert, seitdem künstliche Anpflanzungen die Produktion reguliren.

Von Circuata, das nichts Bemerkenswerthes bietet, zieht sich der Weg durch das Thal von Miguilla, dessen Breite, Fruchtbarkeit und Ausdehnung den Reisenden angenehm überrascht; die Dichtigkeit der Wälder, die romantischen Schluchten, die Bäche, welche zur Thalsohle niederfließen und die Kulturen befruchten, bilden zusammen ein bewundernswürdiges Panorama. Cajuata liegt an einer erhöhten Stelle des vom Rio Suri durchflossenen engen Thales. Lähmende Hitze und endemische Krankheiten machen seine Bewohner zu schwächlichen, apathischen Kreaturen. Die kleine Ortschaft ist deshalb von Bedeutung, weil sich hier wieder Wege nach Inquisivi und Cochabamba, Yungas und La Paz schneiden. So nachlässig und in geringem Umfang die Agrikultur betrieben wird, so fruchtbar und freigebig sind die Ländereien. Die Ernten fallen nicht gleichzeitig ein. Das ganze Jahr hindurch blüht und reift die Frucht, säet und erntet man. Eine der Gegend eigene Kartoffelart, die Poreja, wird viermal im Jahre geerntet.

Ein gutes Stück Weg, auf dem der Ort Chirapaca berührt wird, ist von Cajuata bis Inquisivi zurückzulegen. Die Vegetation, die landschaftlichen Bilder bleiben sich gleich und verändern ihren Charakter erst, wenn der von einer Brücke überspannte Rio Sacambaya überschritten ist, von dessen Ufern aus ein eine Legua langer Aufstieg zwischen reich belaubten Mollebäumen zu der Provinzhauptstadt Inquisivi, dem Endziel der Reise, führt. — Die wichtigsten Centren der Yungas sind durchwandert und der Halbkreis, der mit dem einen Endpunkte von der andinischen Hochebene ausging, schließt sich mit dem anderen beinahe wieder an dieselbe an.

Inquisivi macht anfänglich einen nicht ungünstigen Eindruck. Das Klima ist gesund und erfrischend. Die mit Ziegeln gedeckten Häuser haben ein freundliches Aussehen; vier große Seibos, in welchen unzählige Vögel nisten, beschatten die Ecken des geräumigen Marktplatzes und rufen die Erinnerung an patriarchalische Dorflinden wach. Bald aber schwindet die Illusion, und wer dazu verdammt ist, längere Zeit inmitten der wenigen Einwohner zu verweilen, die sich gleichgültig in den Zerfall der früheren von der Rinden-Industrie herrührenden Prosperität zu ergeben scheinen, ist froh, nach Erledigung seiner Angelegenheiten jener Eintönigkeit wieder zu entrinnen.

Der nördliche Theil der Provinz Inquisivi, Arcopongo, ist kaum gekannt. Seine Höhenzüge, Thäler und weiten Ebenen erstrecken sich auf Entfernungen, deren Grenzen nicht einmal annähernd angedeutet werden können. Meistens sind es zahlreiche Viehheerden, welche auf den pajonales den Reichthum jenes jungfräulichen Bodens ausmachen, der größtentheils in Händen von Gutsbesitzern ist, die über die Ausdehnung ihrer Besitzungen selbst im Zweifel sind und die, so lange sie ihre Erzeugnisse nicht verwerthen können, eben nur ein kärgliches Dasein führen. Der Rest des Territoriums bleibt im Urzustande und geht in die Montaña, die herrenlosen Wälder, das herrenlose Gut, auf. Wolle, Häute u. s. w. bilden einen Theil der Erzeugnisse; in den tiefer gelegenen Ländereien gedeiht der Kaffeestrauch, Coca, Zuckerrohr, Tabak, überhaupt alles das, was die Yungas produciren. Nur fehlen Hände und Straßen, um davon in vollem Umfange profitiren zu können.

Man gelangt eben zu der Ueberzeugung, wenn man diese Gegenden bereist, daß die Verbindungswege überall das geblieben sind, was sie schon zu Zeiten der Inkas waren. Die Pfade führen bergauf, bergab, führen über unwegsame Bergrücken, weichen den Ebenen aus und verlängern die Entfernungen durch weite und unnöthige Umwege, die oft nur einem Felsblock, einer sumpfigen Stelle, oder der Abwesenheit einer Brücke zuzuschreiben sind, lauter Hindernisse, die leicht zu beseitigen wären. So war es, so ist es geblieben. Die Indianer, welchen die Verpflichtung obliegt, ohne Vergütung für die Instandhaltung der Wege zu sorgen, geben sich nur mit schlechtem Willen dazu her, und vielleicht nur einmal in vielen Jahren. Die Gutsbesitzer sträuben sich vollends gegen jede materielle Leistung; freilich ist es wahr, daß sie in vielen Fällen nur pobres de solemnidad, verschämte Arme, sind, die auf ihrem vom Verkehr ganz abseits gelegenen fürstlichen Areal sich glücklich schätzen, wenn sie eine Schüssel voll Bananen in den Kochtopf stecken können.

Es ist schwierig, die Anmuth, Schönheit und Abwechselung jener in ihren Höhenzügen eisigen, in ihren Thälern tropischen Marken zu schildern. Von den Gebirgskämmen herabsteigend, gelangt man in wenig Stunden von einer sichtlich abgegrenzten Zone in die andere — natürlich nur da, wo sich der Ostabhang der Anden jäh in die Tiefe senkt — und man könnte sagen, daß von dem Hochplateau aus, wo die Kartoffel unter dem Einfluß des gefrierenden Wassers zu Chuño präparirt wird, die Mühle sichtbar ist, in der das Auspressen des Zuckerrohrs vor sich geht; wo das Brüllen des auf den pajonales der Bergabhänge weidenden Viehes sich mit der zornigen, durchdringenden, der nervenaufregenden Stimme des Jaguars vermischt, der am Flußufer seiner Beute nachgeht. Aetherische Regionen und grausige Abgründe, Tummelplätze des Adlers, der auf den prächtig gefiederten Ara und das brennendrothe Felsenhuhn Jagd macht. Schweift der Blick aber, wo das Wirrsal der bewaldeten Höhen sich öffnet, in die Ferne, so labt er sich an einem Ocean von dichtbelaubten Wipfeln oder an den mit hohen Gräsern bewachsenen pajonales, die wie vom Winde bewegte Kornfelder in leisem Luftzuge hin- und herwogen.

Das Schamanenthum unter den Burjäten.

4. Die Schamanen.

(Erste Hälfte.)

Der Schamane (mongolisch und burjätisch bo, die Schamanin odegon) ist der natürliche Vermittler zwischen den Menschen und den Gottheiten, der Sachwalter der Menschen vor Gott, der Verkündiger des göttlichen Willens. Er bringt die Opfer, beschwört die Götter und verrichtet die nöthigen Ceremonien bei den wichtigsten Lebensakten der Burjäten, bei der Geburt, bei Krankheiten, beim Tode; er gilt als die Person, welche die Fähigkeit besitzt, mit Hilfe der schützenden Gottheiten die Zukunft zu enthüllen.

Es können sowohl Männer wie Frauen Schamanen werden. Ueber die Entstehung des ersten Schamanen berichtet folgende Sage: Anfangs gab es gar keine Menschen, sondern nur die himmlischen Götter, die Tengerin, böse wie gute; die bösen waren früher da als die guten. Die westlichen guten Tengerin schufen die Menschen, welche anfangs glücklich lebten, keine Krankheiten hatten und keinen Kummer kannten. Aber bei den östlichen bösen Göttern fielen die Menschen in Ungnade; sie fingen an zu erkranken und zu sterben. Die westlichen guten Götter nahmen Antheil an den Menschen und beriethen, wie ihnen zu helfen sei. Die Berathungen fanden auf den Plejaden, dann auf dem Monde statt. Man beschloß, den Menschen zur Unterstützung im Kampfe gegen die bösen Götter einen Schamanen zu senden. Dazu wählte man den Adler, eine Gottheit, welche von den östlichen Tengeri abstammte. (Sonderbar — wie konnten die westlichen Götter zur Bekämpfung der östlichen Götter einen aus der Mitte der letzteren auswählen?)

So wurde der Adler der erste Schamane.

Obgleich er den Menschen half, indem er die bösen Gottheiten vertrieb, so trauten ihm die Menschen doch nicht: sie sahen in ihm nur einen Vogel; überdies konnte der Adler den Menschen keine Rathschläge geben, weil er nicht reden konnte und die Menschen seine Stimme nicht verstanden. (Nach Meinung der Burjäten haben die Vögel, wie alle Thiere, ihre eigene, nur ihnen selbst verständliche Sprache; nur derjenige Mensch, welcher 70 Sprachen kennt, versteht auch die Stimmen der Thiere.) In Folge jener Schwierigkeit kehrte der Adler wieder in den Himmel zurück, berichtete den westlichen Tengeri von seinem Mißerfolge und bat, entweder einen Burjäten zum Schamanen zu machen oder ihm die Möglichkeit zu gewähren, mit menschlicher Stimme zu reden. Die Götter bestimmten nun, daß der Adler seine Schamanenwürde dem ersten ihm begegnenden Menschen übertragen solle. Der Adler kehrte also zur Erde zurück und bemerkte eine unter einem Baume schlafende Frau, welche ihren Mann verlassen hatte. Der Adler vereinigte sich mit der Frau und sie ward schwanger; jetzt kehrte sie zu ihrem Manne zurück. Die bösen Götter aber, um das Weib zu verderben, sandten einen bösen Geist Schulmus auf die Erde. Schulmus verwandelte sich in ein schönes Weib und veranlaßte den Burjäten, seine erste Frau zu verjagen. Aber der Adler kam der Frau zu Hilfe, ergriff den Schulmus und warf ihn ins Meer — nun lebte das Ehepaar wieder in Frieden. Die Frau aber gebar einen Sohn und das war der erste Schamane Morgon-Chara oder Bocholi-Chara.

Nach einer Variante der Sage wurde die Frau selbst zum ersten Schamanen.

Die Kleidung und das Zubehör eines Schamanen. Die Kleidung eines Schamanen von heute, sowohl die alltägliche als auch die bei Beschwörungen benutzte, unterscheidet sich nicht von der gewöhnlichen burjätischen, nur ganz besonders beliebte und bejahrte Schamanen pflegen besser gekleidet zu sein; die Mehrzahl der Schamanen ist aber sehr arm. Aber aus früherer Zeit findet man an Begräbnißstätten der Schamanen Reste von Kleidern und Verzierungen, welche für die jetzigen Schamanen unerreichbar und völlig unbekannt sind. Der Vollständigkeit wegen beschreiben die Verfasser auch viele zur Kleidung und Ausrüstung der Schamanen gehörige Gegenstände, welche heute gar nicht oder wenigstens seltener als früher benutzt werden.

Ein Pelz war früher ein beständiges Zubehör eines Schamanen; heute wird nur dem todten Schamanen ein solcher angezogen. Der Pelz kann blau oder weiß sein. Ein weißer Schamane empfängt einen weißen Orgoi (d. i. Pelz); ein schwarzer Schamane einen blauen. Der schwarze Schamane ist Nachts vor dem Antlitze des Nachthimmels „Ochtorgon" thätig; er ist der Diener des Nachthimmels. Der blaue Orgoi entspricht aber dem blauen Himmel. Der Orgoi wird aus seidenen oder baumwollenen Stoffen genäht, ist aber sonst seinem Schnitte nach nicht von einem gewöhnlichen Pelze zu unterscheiden. Die Schamanen von Balagansk erhalten wohl auch bei Lebzeiten einen solchen Pelz. Besonders eigenthümlich sind die ihnen angehängten metallenen Figuren von Menschen, Pferden, Vögeln u. dergl.

Eine Pelzmütze unterscheidet einen Schamanen von einem gewöhnlichen Burjäten; sie wird aus Luchsfell angefertigt mit einer Trodbel oben; oder statt einer Pelzmütze wird eine Schirmmütze genommen, aber stets mit einer Trodbel. Nach der fünften Weihe oder Waschung erhält der Schamane eine eiserne Mütze, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit einer Krone hat, und eiserne Stöcke mit Pferdeköpfen.

Stöcke mit Pferdeköpfen (Morin-Chorbo) sind bei allen Schamanen der Baikal-Burjäten im Gebrauch; allein ausgenommen sind die Burjäten von Balagansk. Jeder Schamane hat zwei Stöcke aus Eisen oder Holz. Die hölzernen werden aus einer Birke gemacht, welche am Begräbnißplatze eines Schamanen gestanden hat; am Ende des Stockes wird in sehr kunstloser Weise etwas, das einem Pferdekopfe ähnlich sieht, geschnitzt. An den eisernen Stöcken steht der Pferdekopf unter rechtem Winkel zum Stocke. Die Stöcke werden mit allerlei Zierrath behängt.

Musikalische Instrumente. Bei den Schamanen von Kudinsk ist eine große Glocke im Gebrauche, weil dieselbe bequemer zu handhaben ist als die sonst übliche Trommel. Eine solche Trommel hat Gestalt und Aussehen eines Siebes, statt des Netzes ist ein Stück Pferdeleder ausgespannt. Dies sowie die mit Pferdeköpfen versehenen Stöcke sollen das Pferd darstellen, auf welchem der Schamane über die Erde hinwegreitet, sich zum Himmel erhebt und dann in das unterirdische Gefängniß Erlen-Chans sich hinabläßt. Ferner ist beständig im Gebrauch ein Instrument, welches Chur genannt wird; dies von den Verfassern

sehr ausführlich beschriebene und abgebildete Instrument ist eine sogenannte Maultrommel, die im Allgemeinen in Mittelasien eine sehr große Verbreitung hat. Die Burjäten von Balagansk aber wenden keine Maultrommel an, sondern ein Saiteninstrument, eine Art Geige.

Schließlich gehört zur Ausrüstung eines Schamanen noch ein großer Kasten, ein Zauberkasten, etwa 1 m lang und 35 cm hoch, von der Gestalt eines Hausdaches; die Wände sind mit allerlei Figuren verziert, mit allerlei Bändern, Schellen, Thierhäuten behängt. In ihm werden die verschiedenen Ausrüstungsgegenstände der Schamanen, die Pferdestöcke, eine Peitsche, Trommel, Thierhäute, kleine Holzgefäße von verschiedenen Größen u. s. w., aufbewahrt.

Einweihung des Schamanen. Ein jeder Burjäte kann Schamane werden; doch wird gewöhnlich nur ein solcher Schamane, dessen Vorfahren mütterlicher- oder väterlicherseits Schamanen waren, so daß er gleichsam schamanischer Abstammung ist. Doch können auch andere Leute und zwar zufällig oder, wie die Burjäten glauben, nach dem Willen der Götter Schamanen werden: so derjenige, dessen naher Verwandter vom Blitze erschlagen wurde, letzterer wird für einen Erwählten der Götter gehalten, für einen Schamanen, und als solcher begraben, nicht verbrannt; seine Verwandten gelten demnach als Abkommen eines Schamanen. Solche Schamanen heißen Nerjer-utcha. Ein vom Himmel gefallener Stein (bumal-schulun) kann auch Schamanen machen. Wer Milchbranntwein (Tarassun) trinkt, worin ein solcher Stein gewaschen wurde, wird Schamane; denn man glaubt, daß vom Steine eine besonders geheimnißvolle Kraft in den Branntwein übergegangen ist. Ein so gewordener Schamane heißt Budal-utcha.

Auf die angegebene Weise können aber alte Leute Schamanen werden, denen es nicht mehr möglich ist, alle Gebete, Sitten und Ceremonien gut zu erlernen — dann giebt es schlechte Schamanen. Der eine der beiden Verfasser kannte einen Schamanen, der nicht die Namen seiner eigenen Götter herzusagen wußte. Solche Schamanen werden dann noch von besonders dazu geeigneten alten Leuten unterrichtet; es giebt solche, welche die Gebete und Beschwörungsformeln besser kennen als die Schamanen selbst.

Unter gewöhnlichen Umständen werden aber schon während des Knabenalters die Individuen dem Schamanenstande bestimmt. Ein geeigneter Knabe ist träumerisch, liebt die Einsamkeit, hat bedeutsame Träume und leidet an Nervenanfällen, in welchen er ohne Bewußtsein ist; man nimmt dann an, daß die abwesende Seele bei den Göttern unterrichtet wird. Wenn der Knabe älter wird, so geräth er oft in Verzückung, sieht Geister, hat häufige Träume und Nervenanfälle, dann fängt er an, durch die Dörfer zu wandern, um die Schamanengebräuche kennen zu lernen. Später begiebt sich der Jüngling in den Wald, auf einen Berg und beginnt hier sich in der Kunst der Schamanen zu üben, errichtet einen Scheiterhaufen, ruft die Götter laut an, fällt in Ohnmacht; dabei übt er sich seinen Körper gehörig zu bewegen und seine Stimme zu brauchen, um schließlich als fertiger Schamane hervortreten zu können. In früherer Zeit wurden bereits Knaben von 10 Jahren zu Schamanen ausgewählt, jetzt wohl kaum früher als mit 20 Jahren.

Es giebt zwei Arten von Schamanen, weiße und schwarze, je nachdem sie den guten oder bösen Göttern dienen. Der weiße Sagani-ba steht im Dienste der guten Götter, der westlichen Tengeri und Chaten, welche den Menschen nur Gutes thun; solche Schamanen sind sehr geachtet; ein solcher in Balagansk war besonders berühmt; er hieß Barlak, trug ein weißseidenes Gewand und ritt auf einem weißen Pferde.

Der schwarze Schamane (Charain-bo) steht im Dienste der bösen Gottheiten, deshalb bringt er den Menschen nur Böses, Krankheit und Tod. Wenn ein solcher Schamane einen Menschen vernichten will, so nimmt er einen Stock, schwärzt die eine Hälfte desselben, sowie seine eigene linke Gesichtshälfte mit Kohle und kehrt seinen Kessel in der Jurte so, daß der Boden aufwärts steht; ist es dann Nacht geworden, so ruft er die bösen Götter an, welche den betreffenden Menschen schaden sollen; schwarze Schamanen fertigen auch jene früher beschriebenen Zauberfiguren „Sjä“ an. Sie bringen auch nur den bösen Göttern Opfer, den östlichen Tengeri und Chaten, dem Erlen-Chan, dem Herrn der Insel Olchon und dem Herrn des schwarzen Pferdes.

Doch giebt es auch bei den Burjäten von Kudinsk Schamanen, welche sowohl den guten wie den bösen Gottheiten dienen.

Die eigentliche Weihe des Schamanen ist eine Körperwaschung; die einzelnen Individuen müssen bald drei, bald sechs Waschungen vornehmen, weil durch dieselben ihre Kenntniß und ihr Verstand wächst. Man wählt einen erfahrenen Schamanen, welcher die Ceremonie leiten soll, das ist der Schamanenvater, dann neun junge Leute zu Gehilfen, welche Schamanensöhne heißen. Das benutzte Wasser muß Quellwasser sein; diejenigen, welche das Wasser Morgens holen, opfern dem Herrn der Quellen etwas Branntwein, den übrigen trinken sie selbst; bei der Rückkehr durch den Wald nehmen sie ganz junge Birkenbäumchen und machen daraus Besen, welche in den Jurten des neuen Schamanen niedergelegt werden. Zu Hause wird das Wasser gekocht, und in den Kessel wirft man stark riechende Kräuter, Rinde u. s. w. Dann schneidet man einem Ziegenbocke etwas Wolle von den Ohren, Stückchen von den Klauen der Füße und von den Hörnern, tödtet ihn durch einen Stoß ins Herz hinein und läßt einige Tropfen des Herzblutes ins Wasser fließen. Den Ziegenbock erhalten die Weiber, welche das Fleisch kochen und essen — das Wasser ist nun zur Weihe geeignet.

Nun beginnt der Schamanenvater seine Thätigkeit, er prophezeit aus dem Schulterblatte eines Schafes, ruft die Götter an, taucht die Birkenbesen in das geweihte Wasser und schlägt damit auf den entblößten Rücken des Schamanenjünglings; ebenso verfahren die neun Schamanensöhne. Dabei werden folgende Rathschläge hergesagt:

„Wenn ein Armer dich ruft, so gehe zu Fuß zu ihm, fordere wenig für deine Mühe, nimm, was er giebt!“

„Immer sei besorgt um die Armen, hilf ihnen, bitte die Götter um Beistand gegen die Bösen und gegen deren Macht.“

„Wenn dich ein reicher Mann ruft, so reite auf einem Ochsen zu ihm und fordere nicht viel für deine Mühe.“

„Wenn dich ein Reicher und ein Armer gleichzeitig rufen, so gehe zuerst zum Armen und dann zum Reichen!“

Der Geweihte verheißt die Gebote zu erfüllen, dann spricht er die Worte des Gebetes, welche der Schamanenvater hersagt, nach; es wird noch einmal Branntwein gespendet und die Ceremonie ist beendigt.

Diese Waschung, bei welcher übrigens mitunter nur Wasser allein ohne Ziegenblut zur Verwendung kommt, geht der ersten Weihe voraus. Gewöhnlich nimmt jeder Schamane eine solche Reinigung durch Wasser mindestens alljährlich, hier und da wohl auch allmonatlich bei Neumond vor, oder auch in besonderen Fällen, wenn die Schamanen sich z. B. verunreinigt glauben, durch Berührung unreiner Gegenstände.

Einige Zeit nach der eben beschriebenen Ceremonie der Reinigung wird diejenige der ersten Weihe vorgenommen; solche Weihen können verschiedene auf einander folgen, drei bis neun, je nach dem Reichthume und Wohlstande der betheiligten Gemeinden, weil die zur Weihe nöthigen Mittel

Opferthiere, Branntwein, Geld und andere Unkosten verursachen. Daher begnügt man sich mitunter auch mit einer einzigen Weihe.

Zum Vater wird wie früher ein Schamanenvater mit neun Söhnen gewählt, in Begleitung dieser zieht der junge Schamane reitend zu seinen Bekannten, um Gaben zu sammeln. Die Ankommenden lassen laute Rufe erschallen; man bewirthet sie mit Milch, hängt Tücher und Bänder an die Birke, welche der junge Schamane in den Händen trägt, und schenkt ihm Geld, um die nöthigen Gegenstände, neun hölzerne Schalen, Schellen, Seide, Branntwein u. s. w., einzukaufen.

Am Abend vor dem Feste werden junge Leute in den Wald geschickt, um unter Aufsicht eines Alten eine Kiefer und eine Anzahl starker Birken zu fällen; eine besonders schöne Birke ist zur Anfertigung der Stöcke mit Pferdeköpfen bestimmt. Man sucht die betreffenden Bäume im Begräbnißhain des Uluß (Dorf), welcher Ajacha (russisch Schamanka) heißt, weil daselbst die Leichen begraben und die Schamanenleichen verbrannt werden. Das Fällen der Bäume ist von verschiedenen Ceremonien begleitet, bei denen der Milchbranntwein ebenfalls eine Rolle spielt.

Der Schamanenvater mit seinen neun Söhnen wohnen neun Tage in einem gemeinsamen Zelte, halten ein neuntägiges Fasten, wobei sie nur Mehl in Wasser gekocht, Branntwein und Thee genießen, und fertigen alle zur Ausrüstung des jungen Schamanen nöthigen Gegenstände an. Das Zelt ist dreimal umzogen von einem Haarseil (Seli), an welchem Thierfelle, farbige Fäden und kleine Hämmer aus Holz hängen. Am Vorabend zaubert schließlich der Schamanenvater nebst allen herzugereisten Schamanen und ruft die Götter an; am Morgen des Festtages wird endlich Alles hergerichtet, insonderheit werden die Bäume aufgestellt.

Vor allem wird in der Jurte eine große starke Birke so aufgerichtet, daß die Wurzeln rechts in südwestlichen Winkeln vergraben werden, während die Spitze des Baumes in der Rauchöffnung steckt — der Baum stellt die Thür der Götter (Udeschi-burchau) symbolisch dar oder den Weg, auf welchem der Schamane zum Himmel und zu den Göttern geht. Der Baum bleibt meist auch später noch in der Jurte stehen, so daß man an ihm sofort die Jurte eines Schamanen erkennen kann. Die anderen Birken werden im Umkreise der Jurte aufgerichtet und mit allerlei Dingen behängt; auf die Bedeutung der einzelnen Bäume und die Beschreibung der angehängten Gegenstände verzichten wir hier.

Der junge Schamane und die Gehilfen machen sich alsdann fertig und ziehen wo möglich reine Hemden an, welche mit bunten Bändern geschmückt werden.

Zuerst werden die Ausrüstungsgegenstände des jungen Schamanen geweiht, seine Pferdestöcke vor allem; diese sollen dadurch in lebende Pferde verwandelt werden, welche dem Schamanen zur Vermittelung zwischen der Erde und dem Geisterreiche dienen werden. Dabei wird ein Schaf getödtet und dem Herrn des Pferdestockes (Chorboschi-Noen) und seiner Frau Branntwein verspritzt; die unteren Enden des Stockes werden mit Blut bestrichen — so werden auch die anderen Sachen behandelt.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Am 22. September d. J. ist in Honolulu der Afrikareisende Dr. Karl Passavant von Basel im Alter von 33 Jahren gestorben. Er hatte Medicin und Naturwissenschaften studirt und absolvirt und beschloß, sein Leben der Afrikaforschung zu widmen. Er bildete sich zu diesem Zwecke unter Nachtigall's Leitung in Berlin speciell aus und rüstete aus eigenen Mitteln eine Expedition nach Westafrika. Ein widriges Geschick ließ ihn an der Westküste des schwarzen Erdtheils Schiffbruch leiden; Passavant verlor dabei einen Begleiter und seine sämmtlichen wissenschaftlichen Instrumente. Doch ließ sich der junge Forscher nicht abschrecken. Er kehrte nach Europa zurück, um, aufs Neue ausgerüstet, eine zweite Expedition nach Westafrika zu unternehmen. Bekannt ist, wie er durch seine Kenntniß des Landes der deutschen Expedition förderlich war und wie er mit seinen Krunegern die deutschen Truppen in ihren Kämpfen in Kamerun unterstützte. Seine Hoffnung, vom Westen in das Innere vordringen zu können, scheiterte an den kriegerischen Verwickelungen. Der lange Aufenthalt in dem mörderischen Klima hatte seine Gesundheit untergraben; mit halb gebrochenem Körper kehrte er nach Europa zurück, unternahm 1886 noch eine Reise durch Rußland und den Kaukasus und 1887 eine solche durch Nordamerika. Von San Francisco begab er sich nach Honolulu, wo er der Schwindsucht erlegen ist.

— Zu der Ersteigung des Kilimandscharo durch Dr. Hans Meyer (s. oben S. 271) wird der „Allgemeinen Zeitung" aus Leipzig geschrieben, daß der Reisende am ersten Tage von Mareale's Dorf (in Marangu) bis zur unteren Urwaldgrenze, am zweiten durch den regentriefenden Urwald bis zur oberen Waldgrenze nach dem „Lager Johnston's" gegangen sei, am dritten Tage baumlose, mit wenig Ginster und Eriken bestandene Grasmatten bis zum ersten Schnee und am vierten ganz vegetationslose Aschen- und Lavalager bis zum Fuße des eigentlichen Kibo durchschritten habe, um endlich am fünften Tage den Aufstieg bis zum Kraterrande zu vollenden und zum Kraterfuße wieder zurückzukehren. Am oberen Kraterrande fand er noch eine 40 bis 50 m hohe, dem Rande aufliegende Eiswand vor sich, die er nicht zu ersteigen vermochte, da sein Begleiter 300 m tiefer wegen Schwäche zurückgeblieben war. Den sechsten Tag verwendete Dr. Meyer auf Anfertigung von Photographien des höchst eigenthümlichen Hochplateaus zwischen Kibo und Kimawenzi mit der dasselbe durchziehenden vulkanischen Hügelkette, auf Einsammeln geologischer Belegstücke und Herstellung eines Kartencroquis. Dann kehrte er zum ersten Schnee zurück, sammelte von dort aus mehrere Tage und hielt sich endlich noch zwei volle Wochen in Mareale's Dorfe mit Photographiren, Zeichnen und Sammeln auf.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.

I.

[Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.]

Von Obock ging die Fahrt nach Aden, von dort auf der „Huzara“ nach der Rhede von Karatschi, wo die „Assyria“ die Expedition aufnahm; am 27. Januar 1885 warf dieselbe auf der gewaltigen Rhede von Bender-Abbas, wo sämmtliche Flotten Europas manövriren könnten, Anker. Zu beiden Seiten zeigen sich längs der gelben Küste Gärten und zahlreiche Dörfer, inmitten die persische Stadt, im Hintergrunde überragt von einer Kette schneebedeckter Berge. Der Ankerplatz befindet sich drei Seemeilen vom Lande bei einem entmasteten Schiffe, das an der Grenze der Untiefen liegt und für die Dampfer der englischen Gesellschaft als Magazin und Lagerplatz dient. Da die „Assyria“ hier Ladung zu löschen hatte, so erhielten auch die Reisenden Erlaubniß an Land zu gehen. Wie in Obock, kann auch hier das Boot nicht unmittelbar an den Strand gelangen, so daß man sich die letzte Strecke von Menschen tragen lassen muß.

Bender-Abbas unterscheidet sich wenig von den persischen Städten, welche Dieulafoy während seiner ersten Reise besuchte: Neubauten neben Ruinen, Schmutz und Abfälle auf den unebenen, holperigen Straßen, auf den halb unterirdischen, mit Palmblättern überdeckten Bazaren Buden, deren Sauberkeit in scharfem Gegensatze zu der Vernachlässigung der vorüber- und hindurchführenden Straßen steht. Die Nachricht von der Ankunft der Europäer hatte sich rasch in der Stadt verbreitet, und nun wuchs die sie begleitende, drängende, schimpfende Volksmenge zusehends an; ein Shawlhändler nahm sich schließlich der ins Gedränge gerathenen Expeditionsmitglieder an und führte sie durch eines der Stadtthore hinaus auf das freie Feld, wo sich auf dem sterilen Boden eine riesige Mimose erhebt. Dort füllten roth gekleidete Frauen ihre antik geformten Vasen mit Wasser oder plauderten mit anderen, die wuschen. Hinter diesem Landschaftsbilde, welches den von den blendenden Sonnenstrahlen schmerzenden Augen so wohl thut, erheben sich Bauten aus Bruchsteinen, darunter eine fast zusammengestürzte, welche einer alten christlichen Kirche gleicht, und andere pyramidenförmige, letztere Grabdenkmäler von Engländern.

Am 28. Januar setzte die „Assyria“ ihre Fahrt fort, die am frühen Morgen des nächsten Tages eine ängstliche Unterbrechung durch Auflaufen auf eine Sandbank erlitt. Zum Glück blies der Wind vom Lande her, so daß es möglich war, mit Hilfe von Segeln und einiger Manöver mit der Schraube bald wieder frei zu kommen. Untiefen sind in diesem sehr seichten Meere überaus häufig; sie verhinderten auch in Verbindung mit hohem Seegange eine Landung bei der nächsten Station, Linga, welche sich durch eine Schiffswerft, auf welcher volle Thätigkeit herrschte, auszeichnete. Der Kapitän mußte sich also damit begnügen, die Post durch ein Boot an Land zu schicken, und sobald dasselbe mit seiner bis auf die Haut durchnäßten Mannschaft wieder zurückgekehrt war, wurden die Anker wieder gelichtet und das Schiff, welches bisher von Karatschi an beständig der Küste von Belutschistan und Persien entlang gefahren war, nahm nun seinen Cours nach den auf der arabischen Seite liegenden Bahrein-Inseln. Dieselben sind in

Folge von Quellen, welche auf dem Festlande ihren Ursprung haben und unter dem Meeresboden hinfließen, sehr fruchtbar und verdanken ihre commercielle Bedeutung den schon im frühen Alterthume berühmten Perlenbänken, welche der chaldäische Stamm der Gerrhäer ausbeutete. Von hier zogen die Räuberbanden aus, welche zur Zeit der ersten Sassanidenkönige Mesopotamien verwüsteten und Ketesiphon plünderten; von hier segelte die Flotte mit dem ersten arabischen Heere ab, welches in Iran einzudringen versuchte; gleich nach der Landung wurde es indessen vom Satrapen Schehrek aufs Haupt geschlagen, während ein Sturm alle Schiffe vernichtete.

Mit dem Postboote gingen die Reisenden an Land, konnten aber auch hier nicht unmittelbar den Strand erreichen; Eingeborene hatten jedoch ihre weißen Helme bemerkt und kamen auf kräftigen Eseln an das Boot herangeritten, um die Europäer ganz an Land zu schaffen.

Ein natürlicher Quai schützt die Stadt gegen Hochfluthen; nach Süden liegt das große Postgebäude, von welchem die britische Flagge herabweht, nördlich davon zeigt sich eine Batterie mit veralteten Kanonen, welche den Eingang zu der officiellen Residenz des Scheich Aïssa Ben Ali, des Sultans von Bahrein, schützt. Trotz seines Palastes und seiner Kanonen ist dieser Scheich nur ein Scheinfürst; denn es ist nur zu bekannt, daß alle diese reichen Inseln unantastbares Eigenthum Großbritanniens sind. Bahrein selbst macht davon keine Ausnahme; seine zahlreichen Einwohner leben und gedeihen unter dem Schutze des Obersten Roß, der eifersüchtig darüber wacht, daß sie nur englische Waaren beziehen, Eisenzeug, Tuche, Zucker, Baumwollwaaren und indischen Reis,

Mimose bei Bender-Abbas.

was alles die „British India“ alle vierzehn Tage herbeischafft.

Damals, Ende Januar, erschienen die Bazare, wo Tausende und aber Tausende von trockenen Fischen aufgestapelt waren, ruhig, fast verlassen; aber das Gleiche ist nicht zu jeder Jahreszeit der Fall. Im Monat März erwacht die Stadt; dann führt der Perlenhandel Schaaren von Tauchern und indische Kaufleute, die Auszubeutenden und die Ausbeuter, dorthin. Der Scheich weist jedem Boote die Stelle, wo es fischen darf, an, damit die Bänke sich wieder anschonen können, und auf ein verabredetes Zeichen verlassen sämmtliche Boote den Hafen. Der Taucher, der mit einem Netze, das von einem Weidenreifen offen gehalten wird, und mit einem langen Dolche zum Schutze gegen Haifische versehen ist, bindet sich um den Leib einen Strick, wodurch er mit dem Boote in Verbindung bleibt, steckt die rechte große Zehe in einen Ring, der an einem Gewichte von 10 kg befestigt ist, richtet ein kurzes Gebet an Allah, holt tief Athem und stürzt sich dann in das azurblaue Meer. Das Gewicht zieht ihn auf den Grund, wo er die Muscheln zusammenrafft und in sein Netz wirft, bis ihn Luftmangel zwingt, sich wieder hinaufziehen zu lassen. Die Araber von Bahrein bleiben gewöhnlich 60 bis 70 Sekunden unter Wasser; einige sollen es bis auf sechs Minuten gebracht haben. Manche sind nach zwölfmaligem Untertauchen ermüdet, andere wieder halten diese anstrengende Arbeit mehrere Stunden lang aus. Ein zweites Signal ruft die Boote ans Land zurück. Die Muscheln werden dann in einem wohl verschlossenen Gehege am Strande abgeliefert, wo man sie in Kessel mit sieden-

Palast des Scheich Aïssa in Bahrein.

dem Wasser wirft oder wartet, bis die vorschreitende Fäulniß gestattet, sie zu öffnen, ohne daß man Gefahr läuft, die Perle zu beschädigen. Bootsherren und Käufer überwachen mit gleicher Sorgfalt das Auslösen der Perlen, wozu fast unbekleidete Arbeiter verwendet werden; sobald einer derselben die Hand zum Munde führt, also den Verdacht erweckt, als wollte er eine Perle verschlucken, so wird er gebunden und gezwungen, eine gehörige Dosis Ricinusöl zu trinken: der Werth des Objektes muß dieses etwas summarische Verfahren entschuldigen. Wir übergehen, was Madame Dieulafoy über die Entstehung der Perlen, ihre verschiedenen Formen und die daran geknüpften Sagen der orientalischen Völker sagt, und fügen nur noch hinzu, daß es bei diesem gesuchten Schmuckgegenstande nicht nur auf die Form, sondern auch auf das „Wasser" und den „orient" ankommt. Unter ersterem ist die Färbung zu verstehen, welche von Azur- und Silberweiß bis zu einem gelblichen Weiß, einem mehr oder weniger lebhaften Goldgelb, Rosa, Blau, Lila und Schwarz wechselt; in Europa bevorzugt man die weißen Varietäten, während die Araber die gelbliche Färbung als Zeichen der Unveränderlichkeit lieber haben. — „Orient" bezeichnet die Reinheit, das Schillern, den Glanz, Kardinaltugenden, deren Zusammentreffen den Werth einer Perle verdreifachen können gegenüber demjenigen einer sonst gleich großen und schweren. Während das Alterthum seine Perlen nur aus Indien und vom Persischen Meerbusen bezog, hat man jetzt Bänke an den Küsten Australiens, Amerikas und bei einigen Inseln des Stillen Oceans entdeckt; trotzdem werden die Fischereien von Bahrein nicht weniger emsig betrieben als früher. Im Frühjahr sind dort 1500 Boote beschäftigt, und die Taucherei wirft einen jährlichen Ertrag von acht Millionen Mark ab, wovon jedoch für die einheimische Bevölkerung nichts abfällt. In den Bazaren der Stadt findet man keine einzige Perle zu kaufen; alle werden unmittelbar nach Schluß der Fischerei verkauft und ausgeführt.

Bazar in Bahrein.

Ein Ritt durch die Umgebung der Stadt, welcher den Aufenthalt der Reisenden auf Bahrein beschloß, hinterließ in ihnen einen überaus günstigen Eindruck von der Fruchtbarkeit und Vegetation der Insel, welche in dieser Hinsicht hoch über den Ufern des Nil und des Schatt-el-Arab, den Rosengärten von Ispahan und Schiraz steht. Auf kothigen Wegen gelangten sie zu Esel zunächst zu einer vielfach ausgebesserten, großen, nun aber ganz verfallenen Moschee, deren beide Minarets noch aufrecht stehen. Zierliche, mit Inschriften versehene Kapitäle, Berichte über Restaurationen, Lobsprüche zu Ehren Allah's, hier und dort angebrachte Grabsteine könnten dem Kundigen die Geschichte des Bauwerkes erzählen. Unweit desselben sprudelt eine bis zum Grunde des Beckens durchsichtige warme Quelle; rings um sie herum, wie längs eines Kanals, welcher das Wasser eines artesischen Brunnens den Bewässerungsgräben zuführt, liegen Luzernefelder, welche in Beeten, wie Gartengemüse, gesäet ist und so grün und saftig aussieht, als wäre sie in Mistbeeten gezogen. Und so ging es endlos weiter, Garten an Garten, der Weg beschattet von Magnolien und Dattelpalmen und gelb blühenden Mimosen, an deren Stämmen sich duftendes Geisblatt emporrankte. Zahlreiche, mit Matten aus Palmblättern bedeckte Hütten, weiß gekleidete Bauern und Frauen in rothen Gewändern belebten das reizende Landschaftsbild.

Haus der Dieulafoy'schen Expedition in Buschir.

Am 31. Januar hielt die „Assyria“ bei strömendem Regen vor Buschir; es dauerte länger als zwei Stunden, ehe die Expeditionsmitglieder in dem Lotsenboote die Stadt erreichten, welche wegen des dicht fallenden Regens auf 100 m Entfernung noch kaum sichtbar war. Völlig durchnäßt, fanden sie zuerst bei den Zollwächtern Aufnahme und wurden dann einigen Soldaten übergeben und von diesen nach dem Hause geführt, welches ihnen der Gouverneur der Stadt auf ihren Wunsch bereit gestellt hatte. Dasselbe war ihnen bereits vertraut und lieb, denn sie hatten es schon bei ihrer ersten Anwesenheit in der Stadt (vergl. „Globus“, Bd. 48, S. 97 ff.) bewohnt. Auch sonst ließ sich alles gut an; der Gouverneur ließ die Expedition durch seinen Stellvertreter begrüßen und melden, daß er die königlichen Firmane für sie in Händen habe; zugleich langte ein freundschaftlicher Brief des Dr. Tholozan an. Alle Hindernisse waren beseitigt, alle Schwierigkeiten überwunden. Auch hatte Prinz Zelle Sultan eingewilligt, Dieulafoy's Geld in Empfang zu nehmen, wogegen der Statthalter von Arabistan Befehl erhielt, dieselbe Summe den Reisenden später auszuzahlen und sie von dem Jahrestribute seiner Provinz in Abzug zu bringen. So konnten die Reisenden ohne Furcht vor Räubern nach dem Schauplatze ihrer geplanten Ausgrabungen sich begeben.

Den früheren Gouverneur fanden sie in Buschir nicht mehr vor; bald nach ihrer Abreise hatte die sich Bevölkerung der Stadt, der übertriebenen Erpressungen müde, empört und den Palast belagert. Mirza Mustofi Nizam hatte, als Fischer verkleidet, Reißaus genommen, während sein Gepäck geplündert wurde. Er hatte es aber während der kurzen Zeit seines Amtirens verstanden, so viel zu erübrigen, daß er mittels reicher Geschenke an die maßgebenden Persönlichkeiten bald darauf zum Verwalter der Provinz Kirman ernannt wurde und den tönenden Titel „Der Glückliche des Königreiches“ davontrug. An seiner Stelle ist nun der älteste Sohn des Sahabi Diwan, des Statthalters von Schiraz, damit betraut, die Buschirer zu beglücken.

Am 7. Februar langte die „Arabia“ auf der Rhede von Buschir an, mit welcher die Expedition ihre Reise fortsetzte. Ihre Bekannten und Freunde wünschten ihnen Glück zu ihrem Unternehmen, aber Niemand schien Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang desselben zu haben. Die Schwierigkeiten, welchen Loftus 30 Jahre früher begegnet war, die Gefahren, welche er trotz seines diplomatischen Ranges in Susa zu bestehen hatte, sind noch nicht vergessen, und Jeder, welcher ihnen Lebewohl sagte, that es mit einem Gesicht, aus welchem die Vorahnung eines Unglücks nur allzu deutlich abzulesen war. — Am nächsten Tage kam der Dampfer in Feilich an, wo die Expedition auf den „Karun“, welcher dem uns schon bekannten Scheich Moses (siehe „Globus“, Bd. 48, S. 101) gehörte, überging. M. Dieulafoy bestand darauf, den „Karun“ miethen und die verbrauchten Kohlen bezahlen zu wollen; aber der Scheich weigerte sich, auch nur die geringste Vergütigung anzunehmen. „Ich mache keinen Unterschied zwischen dem Gelde meiner Freunde und dem meinigen“, war seine Antwort — eine im Orient sehr seltene Großherzigkeit.

Eine Azorenfahrt von Insel zu Insel.

Von Dr. Heinrich Simroth.

I.

Wer vor 30 Jahren in einem Sommer alle neun Azoren besuchen wollte, konnte von Glück sagen, wenn es ihm gelang, so günstige Fahrgelegenheiten zu treffen, daß er mit einiger Regelmäßigkeit sein Ziel erreichte. Der Verkehr zwischen den Inseln war und ist zwar lebhaft, aber unregelmäßig, und man war leicht gezwungen, auf der unbequemen Barke unfreiwillig den Aufenthalt zu verlängern, wenn bei dem häufigen Windwechsel wohl noch kurz vor der scheinbar sicheren Landung eilig vor einem hereinbrechenden Sturme auf der hohen See Schutz gesucht werden mußte, bis nach Tagen und selbst Wochen ein neuer Versuch, die Küste zu gewinnen, möglich wurde. Man möge Hartnung's allerliebst frische Schilderungen im citirten Werke nachlesen! Jetzt hat es der Reisende mit dem Dampfer bequemer, allerdings nicht ohne den Nachtheil flüchtigerer Hast, der unseren modernen Verkehrsmitteln anklebt. Und so ging ich am 9. September wieder an Bord des „Açor“, mit dem ich vor vier Wochen gekommen, und der inzwischen eine Fahrt nach Lissabon gemacht hatte. Er lag zur achttägigen Runde im Hafen von Ponta Delgada bereit. Abends um 1/2 7 Uhr betrat ich das gute Schiff in völliger Nacht. Trotzdem von den Passagieren keiner über den Bereich der Inseln hinaus konnte, flossen doch reichliche Thränen zum Abschiede, und die Umarmungen wollten kein Ende nehmen. Im schönsten Mondscheine dampften wir ab, der Himmel war klar, nur über der Insel stand, wie üblich, einiges Gewölk. Eine Stunde ging's an S. Miguel entlang. Dann steuerten wir mit kräftiger westlicher Brise den flämischen Inseln zu. Die Azoren zerfallen bekanntlich in drei Gruppen, die in der Richtung von Ostsüdost nach Westnordwest einander folgen. S. Miguel und S. Maria bilden die östliche, Corvo und Flores die westliche Gruppe, die fünf übrigen die Mitte, die zum Theil von Flamländern kolonisirt wurde. Anders, als der äußere Augenschein ergiebt, ist die wahre natürliche Eintheilung, wieder anders die politische. Die Anordnung der Vulkane läßt drei oder vier Reihen erkennen, die der angegebenen Himmelsrichtung parallel streichen. Die nördlichste Reihe umfaßt den östlichen Theil von S. Miguel; auf ihr liegt die früher besprochene Thermenlinie von Ribeira quente, Furnas und Ribeira grande, sie hat ihre Fortsetzung auf Terceira und Graciosa und wird durch zwei unterseeische Vulkane ergänzt, deren einer 1720 östlich, der andere 1872 westlich von Terceira entstanden ist. Die zweite Parallele beschränkt sich auf das Westgebirge von S. Miguel (Sete Cidades) und den westlich davon 1811 aufgethürmten und wieder weggespülten Sabrinakrater. Die dritte ist die längste; sie beginnt bei den Formigas, jenen Klippen zwischen S. Miguel und S. Maria, die zu allererst von einem maurischen Freibeuterschiff entdeckt zu sein scheinen; zu ihr gehören S. Jorge und Corvo und wieder ein verschwundener Vulkan, der 1683 westlich von S. Miguel ausbrach. Die vierte endlich, fast eben so lang, geht von S. Maria über Pico-Fayal bis Flores. — Wieder anders ist die politische Gruppirung. Danach zerfallen die Inseln

in drei Distrikte; der Gouverneur des ersten, S. Miguel und S. Maria, hat seinen Sitz in Ponta Delgada, der des zweiten, Terceira, Graciosa und S. Jorge, in Angra do Heroismo, der des dritten, Fayal, Pico, Flores und Corvo, in Horta. — Der Bevölkerung nach bilden die Inseln der Mittelgruppe noch immer ein Ganzes. Denn wenn auch die schwache flämische Kolonie mehr oder weniger von der portugiesischen Menge aufgesaugt wurde, man glaubt doch die heimischen, nordischen Züge sofort wieder zu erkennen. Das Volk ist strammer, geweckter, es wird viel weniger gebettelt, und mit geringerer Unterwürfigkeit und Zudringlichkeit. Der Bootseigner, der in Angra an Bord kam, um wegen der Landfahrten zu akkordiren, hatte einen blonden Schnurrbart, eine Seltenheit unter den Eingeborenen; die Abschlüsse vollzogen sich ohne allzu viel Feilschen, und die Fährleute begannen ein freundliches Gespräch, während es mir doch immer schwer geworden war, meine Fischer von S. Miguel, so willig sie sich benahmen, zu lebhafterer Unterhaltung zu bringen. Ich hatte die Nacht verschlafen und erwachte vom Kanonenschusse, der die Ankunft im Hafen anzeigte. An Deck erwartete mich ein reizendes Bild. Ein wundervoller Morgen, blaues Meer, und eine allerliebste Ansicht der Bucht, in die wir eindampften. Vor uns Angra, die noble Hafenstadt von Terceira, auf Hügeln amphitheatralisch aufgebaut, rings stattliche Quaianlagen, von wo breite, hohe Treppen an den Strand hinabführen; sie haben zum Theil beträchtliche Terrainabtragungen nöthig gemacht, und die steile Böschung ist von blanken Häusern gekrönt. Reichthum an Kirchen; namentlich tritt eine doppelthürmige gleich bei der Landung monumental entgegen, stattlicher als irgend eine auf S. Miguel; haben's doch die Jesuiten meisterhaft verstanden, die Symbole des Glaubens augenfällig und eindringlich zu machen, ich erinnere nur an die ähnliche Egreja da nossa Senhora dos montes über Funchal, die unübertrefflich auf den Ocean hinausleuchtet, ein Wahrzeichen dem noch fernen Seefahrer. Ueber der Stadt grüne Gärten mit Landhäusern, in die sie sich auflöst; und als krönender Bau der große Obelisk, der auf die hohe Bedeutung der Insel für Portugals geschichtliche Entwickelung hinweist. Im Hintergrunde hohe, im Morgenduft schwimmende Serren, die nach rechts und links symmetrisch, und doch abwechslungsvoll genug gegen die Bucht, sie umrahmend, hervortreten; links der Monte Brazil, ein aus hellen Tuffen aufgeschütteter, begrünter Berg, der nur durch einen schmalen Isthmus mit dem Lande zusammenhängt; er trägt eben an der Landenge das moderne Kastell; rechts auf schwärzlichen Felsen das alte spanische Fort und weiterhin, sich überschneidend, Klippe auf Klippe, Kap auf Kap, ins Meer abstürzend. Und hinter uns ist die Bucht auch wieder abgeschlossen durch ein neues landschaftliches Moment. Dem Meer entsteigt eine kleine Insel, regelmäßig conisch, oben abgeplattet, nach Art der Krater, anscheinend nackt und hell, zum Mindesten durch die Sommersonne kahl gebrannt, das Ilheo das Cabras, die Ziegeninsel, ein zweites Capri. In der That erinnerte sie mich lebhaft an die mannigfachen Capribilder, namentlich wenn sie, von der Abendsonne beleuchtet, roth golden aus der unendlich blauen Fläche sich erhob, in der prachtvoll harmonischen Stimmung der Complementärfarben, die hier, bei der völligen Unbebautheit durch kein weiteres Element gestört, in voller Stärke auf das Auge wirken. Bei näherem Zusehen entdeckt man, daß die losen Wände des Kegels durch des Meeres Gewalt in zwei Hälften zertheilt wurden, von denen die eine auch nur noch weniger hoch aufragt. So hat sie Aehnlichkeit mit dem noch merkwürdiger gebildeten früher erwähnten Ilheo von Villa Franca, einem nur auf einer Seite durch einen Lavaerguß geöffneten Krater, der nun im Innern eine Lagune umschließt, atollartig, nur höher. Kleinere Schiffe können einfahren und finden gelegentlich, wenn auch selten, volle Sicherheit bei tobendem Sturm.

Ich war zwei Tage am Lande, auf der Hin- und Rückreise, wenig genug; immerhin ließ sich Manches erhaschen. Die Stadt hielt, was sie aus der Ferne versprach. Sie macht zweifellos den vornehmsten Eindruck aller Inselstädte. Die freilich schlecht gepflasterten hügeligen Straßen sehen noch gleichmäßiger aus, als in Ponta Delgada, fast lauter zweistöckige weiße Häuser mit grünen Fenstergittern, ungemein blank. Wer nähme sich bei uns in einer Stadt von 11 000 Einwohnern die Mühe, die Unterseite des vorspringenden Dachrandes zu putzen? Hier, wo allerdings die flacheren Dächer besser darunter sehen lassen, sind die Hohlziegel abwechselnd schwarz und mennigroth gestrichen, und ein sauberer weißer Rand grenzt sie vorn ab. Kachelbedeckung (Azulejos) sah ich keine, sie ist eine speciell portugiesische Sitte, und Angra verdankt seine Anlage oder doch seine Vollendung der spanischen Zeit, die während des dreißigjährigen Krieges nach sechzigjähriger Dauer ihr Ende erreichte. Neueren Datums ist bekanntlich der heroische Beiname. Der deutsche Reisende, der jetzt mit dem Schiff nach Lissabon kommt und nach üblichem Brauch im Hotel Central absteigt, wird das Denkmal des Herzogs von Terceira, das den kleinen Platz daneben schmückt, nicht leicht übersehen. Die Bronzestatue erschien mir wenigstens ganz vorzüglich. Das ist der Mann, der in der Zeit trübster Reaktion und Vergewaltigung das Banner des Rechts und der verfassungsmäßigen Freiheit hoch hielt. Noch jetzt hört man den portugiesischen Officier klagen, daß der Portugiese zwar nicht oft marschiren mußte, aber zumeist gegen Portugiesen. So leicht sich die Lostrennung Brasiliens vom Mutterlande vollzog, indem es mit der Rückkehr des durch Napoleon nach der Kolonie vertriebenen Hofes nach Lissabon Dom Pedro, den Kronprinzen von Portugal und Vicekönig von Brasilien, zum konstitutionellen Kaiser ausrief, um so blutiger wurden die Folgen für das Mutterland, und die Stürme des Bruderkrieges brausten zum Theil über die Azoren. Ohne mich auf einen historischen Excurs einlassen zu wollen, gedenke ich kurz der wenigen Thatsachen, die auf die Inseln hinführen. Die bigotte Königin Carlotta Joaquina suchte ihrem Lieblingssohne Dom Miguel die Erbfolge zuzuwenden; Intriguen und eine Verschwörung erfolgten, die seine Verbannung nach sich zogen. Beim Tode des Königs 1826 fiel die Krone von Portugal dem ältesten Sohne, dem Kaiser von Brasilien, zu, der zu Gunsten seiner ältesten Tochter, der achtjährigen Dona Maria da Gloria, darauf verzichtete. Die Königin-Mutter hatte inzwischen deren Verlobung mit Dom Miguel durchgesetzt, der nun zurückkehrte und als Regent den Eid auf die Verfassung leistete, — um ihn drei Wochen später bereits zu brechen und sich zum König zu machen. Jetzt begann der erbitterte Bruderkrieg. Der Graf Villa Flor führte Dom Pedro's Sache von Terceira aus, nachdem zu verschiedenen Malen auf der Insel abwechselnd die Konstitutionellen und die Migelisten die Oberhand behalten hatten. Schließlich wurden die letzteren, die sich noch eine Zeit lang, von den Priestern gehetzt, im Gebirge verschanzten, unterdrückt, und Terceira wurde der feste Stützpunkt, von dem aus endlich die Wiedereroberung des Königreichs glückte. Villa Flor, der spätere Herzog von Terceira, schwur, sich den Bart nicht zu scheeren, bis das Werk der Befreiung vollendet. Der erste Waffengang war der Ueberfall von S. Miguel, auf dessen Nordseite eine verhältnißmäßig kleine tapfere Schaar landete, um in energischem Vordringen die Uebermacht zu werfen und sich des Waffen-

depots im Fort von Ponta Delgada zu bemächtigen. Die übrigen Inseln machten keine Schwierigkeiten und heischten kein Blut. Der Kaiser Dom Pedro, der inzwischen auch auf die Krone von Brasilien zu Gunsten seines Sohnes, des jetzigen Kaisers, verzichtet hatte, kam selbst nach den Inseln, und Walker beschreibt ganz ergötzlich das Staunen der Landleute, die zum ersten Male ein gekröntes Haupt sahen und doch nur einen Menschen darin finden konnten. Diese Anwesenheit, hauptsächlich militärischen Zwecken gewidmet, wurde doch von der größten Bedeutung für die Inseln, denn die energische Regsamkeit des Kaisers schuf eine Reihe freisinniger fortschrittlicher Einrichtungen, Abschaffung der Klöster, die zum Theil bei der Einziehung der Klostergüter mit großen Härten, namentlich gegen die aus den besseren Familien stammenden Nonnen, die ihr Heirathsgut mitgebracht hatten, verbunden war, Erleichterung des Druckes, der auf dem gemeinen Manne in Folge zu hoher Abgaben lastete, Hebung des Volksunterrichts und dergleichen. Durch englische Parteigänger (— das officielle England und namentlich der alte Wellington nahmen für den Usurpator Partei —) verstärkte sich das kleine Heer, es folgte die Landung bei O'Porto u. s. w. Angra aber ist stolz, daß von ihm die gerechte Sache ausging, daher: Angra do Heroismo, a muito nobre e sempre leal cidade.

Jetzt freilich hat die Stadt außer landschaftlicher Schönheit hauptsächlich den historischen Ruhm, auf den sie sich zurückziehen muß. Der Handel ist mäßig, die Quais, auf denen zur Zeit des spanischen Regiments ungeheure Schätze sich aufstapelten (— Walker erzählt, daß im Winter 1589 zu 90 Silberkisten im Werthe von fünf Millionen Dukaten, von Gold und Edelsteinen abgesehen, als Ladung zweier spanischen Schiffe herumstanden —), sind jetzt ziemlich leer, und die Straßen kommen einem wie ausgestorben vor. Am hübschen baumumpflanzten Campo, der unerläßlich ist und ziemlich im Centrum liegt, konnte ich Nachmittags um drei Uhr im stattlichen Cigarrenladen, der, wie auf den Inseln überall, Tabak von S. Miguel anpries, nichts erhalten, weil die Leute, wie der Nachbar sagte, dinirten, in der Hauptstraße. Ich besuchte das alte weitläufige spanische Fort, dessen dunkle Mauern und Thürmchen allmählich zu zerfallen beginnen. Auf der Zugbrücke fragte ich um Einlaß. Erschrocken über den Fremdling bejahte eine kleine Brünette, die sich im Burggraben an einer freundlichen Bananenpflanzung zu schaffen machte. Aus dem Thorgebäude klang Klavierspiel; der innere Plan war ein Bataten- und Maisfeld, rings aber lagen noch alte Geschützrohre, und weite Gänge führten schräg nach abwärts durch den Felsen, Ausfallsthoren zu; überall die haltbaren Spuren des finstern Philipp und wilder Corsarenzeit, einer heiteren Gegenwart weichend.

Einige Straßen in der Nähe des Forts waren auffallend genug. Zwar dem ärmeren Viertel angehörig, hatten sie doch das Ebenmaß der Hauptstadt bewahrt, wenn auch in anderer Weise. So bestand die eine aus einer Reihe hoher, ganz gleicher Stufen, auf jeder dasselbe Häuschen, einstöckig, zwei Thüren neben einander, und außerhalb jeder ein Fenster, also zwei minimale Familienwohnungen. Noch wunderlicher dicht dabei die Rua dos Italianos, gleichfalls bergig, die Häuschen nur halb so groß, wieder ganz gleich, jedes auf einem Steinsockel, der nach einer Seite durch dieselbe Anzahl Stufen zugänglich ist. Jedes Gebäude hat in Portugal etwas Barockes, bemerkt Müller-Beeck (Reise durch Portugal). Auf der Straße, an den Seiten, auf den Mauern, auf jedem überflüssigen Plätzchen lagen Massen kleinerer Fische, zumeist Sardinen, ausgebreitet, um in der Sonne zu trocknen, eine kümmerliche Nahrung, hauptsächlich von einer fast noch trockeneren unterbrochen, vom Stockfisch nämlich, der hier überall massenhaft eingeführt wird. Die Portugiesen sind ja die Erfinder der Stockfischerei, die sie zuerst in Neufundland etablirten, und aus ihrem „bacalhão“ (von baculus) ist wohl erst durch Umstellung unser Kabeljau geworden. Jetzt freilich sind sie gezwungen, den Bedarf am Nationalgericht durch Import zu decken. Noch gedenke ich der üblichen Märkte und vor allem der Fleischhalle, eines Musters von Marmor und Sauberkeit. Ist's nicht eigenthümlich, daß man hier im Süden, bei fast gleichmäßigem Klima, in jeder kleinen Stadt die Märkte auf eigens abgeschlossenen Plätzen abhält und die Waaren durch rings umlaufende breite Veranden genügend schützt, während wir Nordländer allmählich die Markthallenfrage für unsere Metropolen ventiliren und im Uebrigen Verkäufer und Waare Frost und Hitze, Regen und Wind aussetzen? Freilich kommt in Portugal die genaue Steuerkontrole, die am Thor geübt wird, dazu; auch ist der Südländer weniger wetterfest; ist doch ein portugiesisches Schilderhaus zierlich achteckig mit Glasfensterchen. Die Leute brachten ihr Geflügel in üblicher Weise herbei, einen breiten Stock über die Schulter, an dem die Thiere massenhaft mit den Beinen aufgehängt sind. Eigenartig ist die Tracht der Weiber; nicht der Kapuzenmantel von S. Miguel („capote e capello“), oder doch in anderer Anordnung; die Kapuze nämlich beginnt bereits an der Taille und erstreckt sich bis über den Kopf, so daß der Oberkörper darin steckt, wie im Fond einer Halbchaise; die untere Mantelhälfte ist natürlich ein gewöhnlicher Rock. Die Unterhaltung zweier Frauen, bei der lediglich die Hände aus der Kutsche heraus gestikulirten, hatte etwas Urkomisches.

Die Jungen am Strande waren munter genug; auch sie kamen mir geweckter vor, als in Ponta Delgada, wo sie zum Sammeln wenig zu gebrauchen waren. Am schwierigsten waren sie freilich in Portugal, wo die ärmsten Bengel, die einem freundlich Bescheid gaben über alles, was zu fragen war, ihre Beihilfe selbst gegen kupferne Berge verweigerten, und mit einem „Ich will nicht“ lachend davon gingen. Hier in Angra waren sie gleich zur Hand und fingen mir Eidechsen, eine der größten Raritäten trotz Felsen und Sonne. Bei der Entdeckung fehlten Reptilien und Amphibien den Inseln ganz, und bekanntlich sind ihre Eier wenig transportfähig, da sie auch durch einen nur kurzen Aufenthalt in Seewasser zu Grunde gehen. Drouet fand vor dreißig Jahren die Lacerta Dugesii, die eine der beiden auf Madeira heimischen Arten, bloß an einer Stelle auf Graciosa (Éléments de la faune açoréenne. Paris 1861), Godman giebt 1870 noch keinen weiteren Fundort an. Jetzt konnte ich sie auf Terceira am Hafen und auf S. Miguel, in Ponta Delgada, aber auch nur an den Mauern des am Hafen gelegenen Forts S. Braz constatiren, an denen sie sich in den letzten Jahren immer weiter ausbreiten soll, ein hübsches Beispiel geographischer Verbreitung durch zufälligen Schiffstransport. — Aus einem Schifferkahn sah ich plötzlich einen Jungen, der sich eiligst halb entkleidete, sich ins Meer stürzen und geschickt tauchen, um einen großen Tintenfisch, der entronnen war, wieder einzufangen. Jetzt schnitt ihm der Alte mit einem geschickten Griff das Hirn (den Schlundring) entzwei, und das Thier lag hilflos im Kahn, noch die acht Arme mit ihrer so vollständigen Innervirung lebhaft aber zwecklos bewegend. Ich erwähne den Fall nur, weil ich auf den Azoren jene Taucherkünste, die in Funchal von einer jugendlichen Zunft so meisterlich geübt werden, durchaus vermißte; sie wären mir für meine Arbeiten äußerst willkommen gewesen. — Wie ich unter der alten Feste zwischen den Klippen eines kleinen Lavafeldes die Fluthzone nach Con-

chylien, lauter Kleinigkeiten, absuchte, tummelten sich ein paar Knaben, munter singend, im Wasser; bald aber kamen sie, hockten sich ebenso hin und fingen an, die spärlichen Bruchstücke aus den Gesteinsritzen hervorzusuchen und mir anzubieten. Auf einige Minutiosen erpicht, konnte ich ihre Hilfe nicht brauchen und wies sie zurück, doch war's schwer, sich der freundlich zudringlichen Bursche zu erwehren; und als ich schließlich aufstand, und ihre Begleitung gar nicht los wurde, fiel mir das rechte Mittel ein. „Habt Ihr das Gold gefunden?“ rief ich ihnen zu; augenblicklich krabbelten sie mit verdutzten Gesichtern von Neuem im Sande und ließen mich ziehen. Das Volk kann sich, wie Hartung schon erfuhr, unter geologischen Arbeiten nichts Anderes denken, als die Suche nach edlen Metallen, die im Boden stecken sollen; wie denn der Blick nicht über das Praktische hinausreicht — selbstverständlich.

Die kopfschüttelnde Neugierde, mit der man meine Bemühungen um die niedere Thierwelt so häufig verfolgte, wich fast stets einer ehrfurchtsvollen Bewunderung, sobald ich durch die Geberde des Einnehmens den medicinischen Zweck meiner Thätigkeit klar gelegt hatte. Daß sich edle Erze nicht finden, ist nur zu gewiß. Aber ich möchte auch das Vorhandensein von Schwefelkies, zum Mindesten in größerer Menge, bezweifeln. Walker sucht für die Thermen und Solfataren von Furnas wenigstens die Möglichkeit aufrecht zu erhalten, daß sie durch Eindringen von Wasser in Pyritlager entstehen; er stützt sich auf isländische Vorkommnisse, die ausführlich geschildert werden, und weist zur Verstärkung der Parallele auf die gleichfalls vulkanische Natur der nordischen Insel hin. In der That setzt der Abfluß jener Thermen, der Ribeira quente, Oker ab, und einige kleine Quellen liefern die so beliebte Agua ferrea. Dennoch wird man jene Hypothese mit gutem Grunde zurückweisen dürfen. Eisen als geringer färbender Bestandtheil ist ja verbreitet genug; für den Absatz von Schwefelkies aber scheinen die Bedingungen zu fehlen. Hartung stützt seine Behauptung von der jungen Natur der Azoren nicht nur durch die Sedimente von Santa Maria, durch die geringe Vertiefung der Schluchten im Vergleich mit Madeira, sondern auch namentlich durch das Fehlen von Verwerfungen und entsprechenden Spalten und Klüften, woraus er weiter die rein vulkanische Erhebung der Gebirge — ohne Faltungen — ableitet. Mit den Spalten aber fehlt wohl die Basis für Schwefelkiesanhäufungen, und wir sind gezwungen, den Ursprung der Thermen, so gleichmäßig sie durch Jahrhunderte bereits springen, im vulkanischen Herd selbst zu suchen, eine Ansicht, die zu den im Beginn dieses Aufsatzes erwähnten bekannten Streichungslinien vorzüglich paßt.

Ein anderes geologisches Vorkommniß geht Terceira näher an. Hartung hat mit seiner gewohnten Umsicht zwei Punkte aufgefunden, wo andere, nicht vulkanische Felsarten aufgehäuft sind. Der eine ist die Bucht von Villa do Porto auf S. Maria (s. u.), dort „kommen zahlreiche, abgerundete Bruchstücke eines grobflaserigen Gneißes vor, der vielen schwarzen und weißen Glimmer enthält. Die Bruchstücke liegen mit den übrigen aus basaltischen Laven bestehenden Geschieben am Gestade, jedoch in so großer Zahl, daß man sie nicht gut für ausgeworfenen Ballast halten kann“. Die andere Stelle ist Praia an der Ostküste von Terceira. Dort „bedecken das Gestade außer den Geschieben vulkanischer Erzeugnisse auch noch glatt geschliffene Bruchstücke von rothem Sandstein, von dichtem Kalkstein, von Quarz, von Schriftgranit und von einem anderen Granit mit gelblichweißem Feldspath, Quarz, schwarzem und weißem Glimmer und Turmalin. Aber diese Blöcke, welche einige Zoll bis mehrere Fuß im Durchmesser haben, kommen nicht nur unmittelbar am Meeresufer vor, sondern sie liegen auch eine halbe Minute weit landeinwärts an der Oberfläche zerstreut, wo man sie sammt den Lavabruchstücken behufs Einhegung der Felder in Steinwällen aufgehäuft hat. Es ist ebenso undenkbar, daß diese Blöcke durch Menschenhände an den vom Gestade entfernten Punkt geschafft sein sollen, als es unmöglich ist, daß sie bei der gegenwärtigen Oberflächengestaltung durch die Brandung dahin gerollt sein könnten...“ Hartung weist nun darauf hin, daß man derartige erratische Blöcke in den Vereinigten Staaten bis zum 38. Grade nördlicher Breite gefunden habe, und findet deshalb keine Schwierigkeit in der Annahme, daß sie an die Azoren, in 37° und 39°, gleichfalls durch Eisberge geschafft worden seien, woraus einmal eine geringe Hebung der Ostküste von Terceira, andererseits die Thatsache folgen würde, daß jene Inseln bereits zur Glacialzeit annähernd ihre jetzige Gestalt besessen hätten. Bei dem immer größeren Interesse, welches sich inzwischen an die Eiszeit geknüpft hat, wäre ein derartiger Beweis südlichen Vorschubs gewiß äußerst erwünscht. So viel ich aber in Erfahrung bringen konnte, dürfte die Erklärung doch eine andere sein. Man meinte, daß selbst der Bauer an jedem fremden Stein seine besondere Freude habe; und in der That, auf solchem vulkanischen Grunde ist einem der Anblick eines soliden Urgesteines ein Labsal; und ich wurde von einem Artillerieofficier um die Bestimmung eines gewöhnlichen Feuersteines angegangen, den der eine dem anderen als Dedikation sandte, und die, welche ich zwischen den Lavaklippen von Angra auflas, wurden mit vielem Danke angenommen, als Raritäten, nicht zum Feueranzünden. So sollen die Bauern den Ballast landeinwärts geschafft haben, hauptsächlich, um ihn ihren Häusern einzufügen; er blieb dann gelegentlich liegen und diente zur Einfriedigung. Aber noch andere Gründe scheinen mir gegen den Transport durch Eisberge zu sprechen; Praia auf Terceira liegt nach Osten, die Bucht von Villa do Porto dagegen öffnet sich direkt gegen Süden. Wie sollen hier regelmäßig Eisberge zum Stranden kommen? Zum Mindesten müßten wohl, wenn man zu abnormen Strömungen seine Zuflucht nehmen will, beide Lokalitäten eine entsprechende Lage haben. Noch mehr: Wenn die Wirkung der Eiszeit sich hier so weit bemerklich machte, daß dichte Schwärme von Eisbergen die Azoren passirten, hätte dann nicht die Temperaturerniedrigung so stark sein müssen, daß die höheren Höhen der Azoren, zum Mindesten der 7600 Fuß hohe Pik von Pico, der doch jetzt im Winter eine leichte Schneedecke trägt, sich selbst mit Gletschern bedeckte? Dann hätten aber wohl irgend welche Spuren bleiben müssen, Abschleifung der Unterlage, Moränen, Gletscherschrammen oder dergl. Von alledem scheint nichts vorhanden, und man wollte nichts bemerkt haben. Ich darf natürlich kein endgültiges Urtheil abgeben, meine Aufgabe war keine geologische, aber ich mochte doch nicht versäumen, mein Scherflein zur Klärung der interessanten Frage beizutragen.

Ein Spaziergang galt dem Monte Brazil, jenem Tuffvulkan, der nur schmal mit dem Lande verbunden ist. Im Hafen steht an einer Seite noch eine säulenartige Klippe mit derselben Horizontalschichtung; es ist verwunderlich, wie der einzelne Pfosten so lange der Fluth widerstehen konnte. Der Weg zum Berge war glühend heiß und sonnenverbrannt, kaum noch eine Spur von Vegetation; gleichwohl klebten zahlreiche Schnirkelschnecken (Helix erubescens) massenhaft an den trockenen Mauern. Den Portugiesen war der Eintritt zum Fort gestattet, ebenso dem Ochsenkarren, der das Wasser heraufführte; mir sah man wohl gleich den Fremden an, man sistirte mich, bis mein Paß geprüft war, eine merkwürdige Vorsicht, da der Berg weiter oben keine Befestigung trägt. Die Wache, Artilleristen,

musterte meine Gläser und nahm sich wieder mit freudiger Ueberraschung der Spinnen an. In Terceira liegt der Stab der Inselgarnisonen, Artillerie und Jäger, „Caçadores“. Auf dem Berge war's ausnehmend heiß und trocken, Adlerfarn, Haide, Ginstergebüsche und einige wenige Gruppen von Strandkiefern. Der Krater ist doppelt, zwei muldenartige Kessel, die dem Ackerbau gewonnen sind. Die regelmäßige Quadrirung der Mulden durch Steinwälle und Zäune nahm sich eigenartig genug aus. Ich kletterte in der Hitze umher und hoffte jenseits einen Weg zu finden, der außen herumzuführen schien; vergeblicher Wunsch, die Unterlage fällt überall in steilen, unersteiglichen Klippen ab, eine Brutstätte der Seevögel, und ich war gezwungen, rückwärts zu klettern. Einige Schiffskameraden halfen mir gleich die massenhaften Arten von Heuschrecken fangen, waren aber noch mehr auf die Feldgryllen erpicht, des Gesanges wegen. Und der Wächter des Signalflaggenstockes auf der Spitze, der unser Treiben beobachtet hatte, rief mich bald mit lebhafter Geberde hinauf, um mir einen mächtigen Rohrhalm zu überreichen, den er voll Gryllen gestopft hatte, freilich unsere gemeine Art. Woher dieser Ueberfluß an Heuschrecken? Gelegentlich werden Schwärme der afrikanischen Wanderheuschrecke herübergeweht, aber doch nur selten, und meist ohne großen Schaden zu thun, da sie die Stärke der Luftströmungen weiter treibt, zweifellos ins Meer. Der Grund ist ein anderer, und auffällig genug, um ihm ein paar Worte zu schenken. Terceira hat zwar mehr Niederschläge als S. Miguel, wenigstens in den Hauptstädten, und im Sommer so gut wie im Winter. Gleichwohl ist die Zahl der Regentage im Sommer geringer, der Himmel weniger bewölkt, kurz, das Klima nähert sich mehr dem Kontinentalklima, gewiß bei der noch weiteren Entfernung der Insel vom Festlande, unter derselben Breite, eine schwer erklärbare Erscheinung. Einige Daten aus einem achtjährigen Zeitraume, die ich dem Direktorium der Lissaboner Sternwarte verdanke, mögen es verdeutlichen.

Regenmenge in Millimetern.

	Ponta Delgada	Angra do Heroismo
Frühling	222,0	238,6
Sommer	90,8	111,1
Herbst	216,4	310,6
Winter	326,2	385,2
Jahr	855,4	1045,5

Danach hat der Sommer ungefähr den gleichen Procentsatz der jährlichen Niederschlagsmenge an beiden Orten, der Herbst ist sogar in Angra relativ feuchter. Anders aber stellt sich die Regenwahrscheinlichkeit nach den folgenden Beobachtungen:

Anzahl der Regentage.

	Ponta Delgada	Angra do Heroismo
Frühling	47,4	44,1
Sommer	31,0	19,3
Herbst	38,5	44,4
Winter	60,0	55,3
Jahr	186,9	163,1

Relative Heiterkeit des Himmels.

	Ponta Delgada	Angra do Heroismo
Frühling	2,9	5,4
Sommer	3,4	6,0
Herbst	3,2	5,5
Winter	2,4	4,6
Jahr	3,0	5,4

Danach entspricht die Regenwahrscheinlichkeit an beiden Orten in den verschiedenen Jahreszeiten ungefähr dem Verhältniß der Niederschläge, außer im Sommer, wo sich der Regen in Angra auf viel weniger Tage vertheilt. Ueberhaupt aber ist die Bewölkung auf Terceira eine viel geringere und entsprechend die Verdunstung eine viel größere; von Angra ist sie bloß für den Sommer bekannt und beträgt 484,7 mm, in Ponta Delgada erreicht sie im ganzen Jahre 812,1 mm, wovon 262 auf den Sommer kommen. Ein solches Verhältniß scheint dem Relief der Insel wenig angemessen. Die Erhebung des kompakteren, ovalen Eilandes ist ungefähr dieselbe wie die von S. Miguel, und das Gebirge ist in ähnlicher Weise in eine kleinere West- (Caldeira de Santa Barbara) und eine größere Osthälfte (Caldeirão) getheilt, nur ohne den trennenden, niederen Landrücken dazwischen, und die Abbildung, welche Hartung vom Caldeirão giebt, zeigt diesen durchaus mit Bäumen, zum Mindesten mit reichlichem Strauchwerk erfüllt. Man sollte also eher eine stärkere Entwässerung der an den Gebirgen aufsteigenden Luftmassen erwarten. So kann denn schließlich der Grund der merkwürdigen Verschiedenheit nur in dem Wechsel der Winde gesucht werden, auf die ich unten zurückkomme.

Mit der Bewölkungsdifferenz harmonirt die verschiedene Häufigkeit der Gewitter.

Anzahl der Gewitter.

	Ponta Delgada	Angra do Heroismo
Frühling	1,0	0,4
Sommer	0,7	0,3
Herbst	1,5	0,2
Winter	2,4	1,3
Jahr	5,6	2,2

Danach sind sie selten genug, zumal auf dem heiteren Terceira. Ich erlebte auf S. Miguel ein paar, die aber meist in einigen wenigen sehr heftigen Donnerschlägen sich erschöpften.

Der letzte Sommer 1886 war übrigens, wie es schien, auf den flämischen Inseln ganz besonders trocken, die Zeitungen klagten darüber, und auf Fayal versicherte man, daß es seit zwei Monaten nicht geregnet habe — Heuschreckenwetter.

Terceira wird wegen seines guten Wassers gerühmt. Ich verfolgte die breite gemauerte Leitung eine Strecke weit, man wusch und bleichte, und kleine Wassermühlen waren eingeschaltet. Leider erlangte ich keinen Einblick in die zum Theil sehr merkwürdigen natürlichen Kanäle. Sie werden durch Ströme von Lava gebildet, die in besonders flüssigem Zustande ausgequollen sein müssen; die äußere Kruste erstarrte, während das Innere völlig ausfloß, so daß das hohle Rohr übrig blieb, innen mit Kanten und Zacken, eine Tropfsteinhöhle in Schwarz. Auch Ponta Delgada hat derartige Galerien, die theilweise ins Meer sich öffnen, ein willkommenes Versteck den Schmugglern.

Endlich züchtet die Insel gute Esel und Rinder, und wir luden sehr schöne Schlachtochsen ein, noch langhörniger als die von S. Miguel. Zwei Gurte um den Bauch, ein Seil um den Kopf, der seitlich zurückgebogen wird, so hob sie der Krahn aus dem Boote hoch in die Luft, um sie im Schiffsbauch verschwinden zu lassen, wo sie sogleich behaglich an den Krippen Platz nahmen. Sie erinnerten an die Kriegslist, die von den Insulanern einst gegen die landenden Spanier gebraucht wurde. Wie Hannibal aus dem Engpaß entkam mit Hilfe der Ochsen, so wurde den anstürmenden Spaniern eine Ochsenheerde entgegengeschickt, die sie in Verwirrung brachte, so daß den Terceirensern ein leichter Sieg zufiel. Man könnte eine Beziehung finden wollen; nach der einen Tradition sind die Azoren von Algarve aus besiedelt worden, Algarbier dienten aber bereits in Hannibal's Heer (s. von Maltzan, Reise durch Algarve). Uebrigens versuchten es die guten Azoreaner noch ein zweites Mal; die Spanier aber wichen aus einander, ließen die Rinder durch und hatten leichten Sieg. Hannibal soll seine List bloß einmal gebraucht haben; der Insulaner ist schwerfälliger.

Das Schamanenthum unter den Burjäten.

4. Die Schamanen.

(Zweite Hälfte.)

Weiter werden die Gefäße in geweihtem Wasser abgespült, dabei zaubern am frühen Morgen alle Schamanen, rufen die Götter an und verspritzen Branntwein zu deren Ehren; damit die Angelegenheit schneller erledigt werde, opfern verschiedene Schamanen gleichzeitig verschiedenen Gottheiten.

Der junge Schamane wiederholt die ihm vorgesagten Worte des Gebets; bisweilen klettert er auch an der Birke bis an das Dach der Jurte und ruft hier die Gottheiten an. Nun gehen alle hinaus auf die Straße; vier Schamanensöhne tragen an den vier Zipfeln eine Filzdecke mit dem Handwerkszeug der Schamanen; dabei singen sie laut und schreien. An der Thür der Jurte machen sie ein Feuer und zünden Fackeln an, um die herausgetragenen Sachen gleichsam zu reinigen.

Voran schreitet der Schamanen-Vater, hinter ihm der junge Schamane und die neun Söhne, dann folgt die Verwandtschaft und die Gäste; sie gehen einen bestimmten vorher abgesteckten Weg. An einer bestimmten Stelle, woselbst eine der gefällten Birken aufgerichtet ist, wird Halt gemacht; alle setzen sich feierlich nieder um ihren Kessel, in dem Wasser gekocht wird. Ein Ziegenbock wird herbeigeführt, erstochen und mit dem Blute, das herausquillt, dem jungen Schamanen, der ohne Hemd dasitzt, Kopf, Augen und Ohren bestrichen, während ein anderer Schamane unterdessen auf der Maultrommel spielt; die neun Söhne tauchen ihre Besen in das Wasser, schlagen damit auf den entblößten Rücken des jungen Schamanen, zaubern immerfort und thun allerlei Fragen.

Damit ist die eigentliche Weihe des jungen Schamanen beendigt. Es werden dann noch unter fortgesetzter Zauberei neun Opferthiere mindestens, mitunter auch viel mehr, bis 60 Thiere, getödtet, wobei der junge Schamane nun schon ganz in die Rechte der Alten eintritt und in gleicher Weise die Gottheiten anruft.

Bei den Burjäten von Balagansk wird der Schamane erst neunmal auf einer Filzdecke um die Birke getragen; dann muß er auf jede der neun Birken hinauf klettern, dabei aber während des Kletterns neun Kreise machen; oben muß er dann immerfort zaubern. Dabei wird natürlich auch unter bestimmten Ceremonien gegessen und getrunken: alle Schamanen stellen sich in einer Reihe auf, in den Händen halten sie ihre Schale mit Fleischbrühe und Fleischstücken; sie rufen die Gottheiten an, werfen das Fleisch in die Höhe, gießen die Brühe ins Feuer — nun kostet der Schamane von den zubereiteten Braten der verschiedenen Thiere und giebt dadurch das Zeichen zum allgemeinen Schmause. Dabei wird gehörig getrunken. Der Schamane begiebt sich mit seinen neun Söhnen endlich in die Jurte, und das versammelte Volk geht zu allerlei Spielen über, welche mitunter einen religiösen Charakter tragen.

Am anderen und dem nachfolgenden Tage werden dann noch einige nachträgliche Sonderopfer speciellen Gottheiten dargebracht.

Die Bestattung eines Schamanen und die Gebräuche bei Bestattung eines gewöhnlichen Burjäten sind sehr verschieden. Der erkrankte Schamane ruft die Götter an — fühlt er, daß er sterben wird, so sagt er seinen Tod voraus und verkündigt sein späteres Schicksal, wohin er gelangen wird, daß er selbst ein Gott werden wird. Aber ein Schamane, der sich irgend eines Vergehens schuldig weiß, erhält seinen Lohn: er wird nach dem Tode in das Gefängniß Erlen-Tama, unter Aufsicht der Erju-Chara-noen gesperrt und in Ketten gelegt. Einzelne Schamanen geben auch Vorschriften für ihre Bestattung.

Die Leiche des Schamanen wird mit Wasser, dem Riechstoffe beigemengt sind, gewaschen, dann bekleidet; zuerst mit einem langen Gewande, dann mit einem Pelz, beides oft aus Seide. Ueber den Pelz wird der Orgoi, eine Art Obergewand, gezogen; gewöhnlich besteht dasselbe aus blauem Seidenzeug, so bei den schwarzen Schamanen, während die weißen Schamanen ein Obergewand aus weißem Calicot bekommen, vielleicht auch aus weißer Seide; dazu kommt ein Gürtel aus rother Seide. Alles, auch das Anfertigen der Gewänder, besorgen die Männer; die Weiber werden dabei nicht zugelassen. Die so bekleidete Leiche wird auf einen Tisch gelegt, die Zeichen der Würde, die Ausrüstung daneben; drei Lichte stehen zu Häupten und zu Füßen. Oder man setzt die Leiche mit untergeschlagenen Beinen hin und stellt ein Licht davor. So bleibt sie drei Tage, während neun junge Burjäten Beerdigungslieder singen, in welchen das Leben und die Thaten des Verstorbenen gepriesen werden.

Zur Beerdigungsfeierlichkeit eines Schamanen kommen viele Menschen und viele Schamanen zusammen: vor allem alle seine Klienten, d. h. alle diejenigen Personen, bei denen er gezaubert hat; sie bringen alles das zurück, was er ihnen geschenkt hat, und binden es an die Pferdestöcke; ferner bringen sie Opferthiere und Geld, um damit die Unkosten der Feierlichkeit zu decken.

Die erschienenen Schamanen rufen die Gottheiten an, zeigen die Stelle, wo die Leiche begraben werde, und geben an, was für ein Pferd hergerichtet werden soll. Drei Tage lang, während die Leiche im Uluß (Dorf) liegt, wird stark mit Thymian, Roßmarin und Fichtenrinde geräuchert, während die Alten des Dorfes mit Glocken läuten und die Trommeln schlagen. Am Ende des dritten Tages wird Tarassun (Milchbranntwein) bereitet, Schafe werden getödtet; das Fleisch gekocht und in Säcke verpackt, um an den Ort der Verbrennung der Leiche gebracht zu werden.

Das Pferd, welches die Leiche tragen soll, wird auch möglichst geschmückt; oft sind Sattel und Zügel versilbert, am Halse hängen Glocken, ein viereckiges Stück Zeug (weißer Calicot oder blaue Seide) mit Glocken verziert bedeckt fast das ganze Pferd. Drei Tage nach erfolgtem Tode wird die Leiche auf das geschmückte Pferd gesetzt, hinter ihr sitzt ein alter Mann, während ein anderer das Pferd am Zügel führt. Immerfort erschallen dabei die Glocken und Trommeln. Dreimal wird die Leiche um das versammelte Volk herumgeführt, dann geht der Zug hinaus aus dem Dorfe.

Ein Burjäte eröffnet den Zug; er hält in den Händen eine kleine Birke, welche mit Thierfellen behängt ist; dann folgt das Pferd mit der Leiche des Schamanen, umgeben von den neun Schamanensöhnen, und schließlich der zahlreich

berittene Haufe der Begleiter. So oft der Zug an eine Stelle gelangt, an welcher — wie man meint — die todten Schamanen oder ihre Seelen während ihrer Wanderschaft stille halten, hält er gleichfalls eine Weile an. Eine solche Stelle ist an den drei daselbst aufgerichteten Säulen kenntlich. An die Säulen werden Thierhäute gebunden, dann wird gegessen und getrunken und nun geht es weiter. Jetzt wird wieder gehalten, um eine neue Station (Barsa) für den eben gestorbenen Schamanen zu errichten; eine Säule wird gesetzt und mit Häuten und Glocken behängt; und wieder wird gegessen und getrunken und den Gottheiten Branntwein gespritzt.

Endlich ist der Hain erreicht, wo die feierliche Verbrennung der Leiche stattfinden soll. Man nimmt die Leiche vom Pferde und bettet sie auf Filz, damit sie nicht durch Berührung mit der Erde unrein werde; das Gesicht wird dabei nach Süden gewandt. Die neun Schamanensöhne gehen singend um die Leiche; unterdessen werden alle mitgebrachten Vorräthe und Sachen aufgestellt.

Nun wird ein großer Scheiterhaufen aus frisch geschlagenen Kieferstämmen hergestellt; obenauf werden Kieferzweige gelegt und mit einer Filzdecke bedeckt, dann wird die Pferdedecke darauf gethan und zuletzt die Leiche des Schamanen; unter den Kopf legt man den Sattel, dazu die Zügel, einen Bogen und einen Köcher mit acht Pfeilen; weiter thut man noch einige Scheite Holz darauf und nun wird der Haufen angezündet. Die Zeichen der schamanischen Würde aber und die Ausrüstungsgegenstände werden rings herum an die Bäume gehängt.

Ist das Alles beendigt, so wird mit Branntwein und Fleisch geopfert, gegessen und getrunken. Dann werden dem Pferde, welches die Leiche trug, ein paar Einschnitte an dem Kopf und am Rücken gemacht, dasselbe durch einen Messerstich zwischen die Halswirbel getödtet und ihm der Bauch aufgeschlitzt. Dann wird es entweder an einem anderen Orte verscharrt oder einfach liegen gelassen.

Jetzt machen sich alle fertig zur Rückkehr — auf dem Wege aber darf sich Niemand umsehen, sonst nimmt der Schamane den Neugierigen sofort zu sich in den Himmel.

In der Hütte, welche der Schamane bewohnte, bleiben die neun Söhne drei Tage und drei Nächte und singen immerfort Grablieder, wobei sie um einen Tisch gehen, auf welchem ein Licht brennt. Nach Ablauf dieser drei Tage kommen alle Schamanen, die Verwandten des Verstorbenen und die Miteinwohner des Dorfes noch einmal zusammen; es wird abermals eine große Menge Schafe, auch ein Pferd getödtet, das Fleisch gekocht, dann geht es hinaus auf den Verbrennungsplatz, um hier in ähnlicher Weise zu verfahren, wie früher: es wird gegessen, getrunken, es werden die Götter angerufen, darunter auch der eben Verstorbene, denn nun ist er ein Gott.

Die nächsten Verwandten des verstorbenen Schamanen sammeln die Knochen der verbrannten Leiche, zuerst den Schädel, dann die übrigen Knochen, und stecken sie in einen Sack aus blauer Seide oder aus weißem Calicot, je nachdem der Verstorbene ein schwarzer oder ein weißer Schamane war; der Sack mit Knochen wird in die eigens dazu gemachte Höhlung eines unversehrten Kieferstammes gelegt und die Höhlung sorgfältig verschlossen; der Baum heißt dann Begi-Kiefer, d. h. die Kiefer des Schamanen, und man meint, nun wohne der Verstorbene in dem Baume. Derselbe gilt als heilig und unantastbar; wer ihn fällt, geht mit seiner ganzen Familie zu Grunde.

Daß zum Schluß viel gegessen und getrunken wird, ist vorauszusehen.

Die Schamanen-Haine, die Stellen, wo Schamanenleichen verbrannt und bestattet wurden, sind leicht erkennbar: inmitten einer vollkommen waldlosen Ebene erheben sich einzelne Baumgruppen, welche daher schon von weitem sichtbar sind; oft stehen sie auf kleinen Erhöhungen. Jedes Dorf hat seinen eigenen Hain („Aicha“); der Ort ist heilig, kein Baum darf dort gefällt werden; die Rache, der Tod bleibt sonst nicht aus. Eigentlich soll in jedem Haine nur ein Schamane bestattet werden, aber dieses Verfahren wird nicht streng eingehalten.

Nach der Ueberzeugung der Burjäten erhebt sich die Seele des verstorbenen Schamanen mit dem Rauch des Scheiterhaufens in den Himmel und beginnt dort ein angenehmes Leben wie die Götter zu führen, das dem irdischen Leben völlig gleich ist. Doch ist der Verstorbene besorgt um seine auf der Erde zurückgebliebenen Verwandten, vertheidigt sie gegen die bösen Geister, beschirmt und beschützt namentlich einen Knaben aus seinen Verwandten, der einst auch Schamane werden soll. Bisweilen aber vergißt der Verstorbene die Seinen, infolge der Freuden des Himmels oder weil seine Fürsprache umsonst ist — dann muß durch erneute Opfer seine Aufmerksamkeit wieder rege gemacht werden.

Bemerkenswerth ist, daß alle Sachen und Gegenstände des Verstorbenen mit ihm verbrannt werden; daran knüpft sich die Vorstellung, daß auch jene Sachen mit dem Verstorbenen im Jenseits ein neues Leben beginnen — ein ewiges Leben, in welchem sich nichts verändert. Hiernach scheint es, als ob die Burjäten nicht allein dem Menschen, sondern auch allen Gegenständen eine Seele zuerkennen.

Nach anderen Mittheilungen ist der Aufenthalt der Schamanenseelen nach dem Tode ein etwas beschränkter; die Seelen sind den großen Gottheiten einfach untergeordnet, bald den guten, bald den bösen.

Statt der Verbrennung der Schamanenleichen und der Einschließung der Knochen in einen lebenden Baum wird auch noch ein anderes Verfahren beliebt, nämlich die Leiche auf ein „Aranga“ gestellt. Ein vom Blitz Getödteter wird einem Schamanen gleich geachtet, man bestattet ihn wie eine Schamanenleiche. An der Stelle, wo das Unglück stattfand, errichtet man ein Zelt, die Leiche wird auf Bretter gelegt und mit Wasser begossen, weil man annimmt, dann kehre das Leben zurück. Ist das Wasser ohne Wirkung, so kleidet man die Leiche wie die eines Schamanen; drei Tage und Nächte singen die neun Schamanensöhne Grablieder, dann wird die Leiche in den Wald geführt, nicht nach Hause. Nachdem nun Alles hergerichtet ist, setzt man die Leiche nach drei Tagen auf ein Pferd und bringt sie unter denselben Ceremonien, wie die eines Schamanen, in den heiligen Hain. Hier wird eine besondere Vorrichtung gemacht: Man wählt eine Anzahl dicht bei einander stehender Bäume aus und vereinigt sie in einer Höhe von 2 bis 4 Sashen (4 bis 8 m) von der Erde durch Balken, so daß eine Art Gerüst zu Stande kommt. Dieses heißt eben „Aranga“; auf dasselbe legt man die in einen Sarg eingeschlossene Leiche des Verstorbenen.

Auf eben solches Gerüst legt man auch die Leichen der vom Blitz getödteten Thiere, doch nicht im Schamanenhaine, sondern an der Stelle, wo sie umkamen.

Jetzt werden nur die Leichen der Schamanen verscharrt, in früherer Zeit geschah dies aber mit allen Burjäten. Die Leichen wurden gut gekleidet, mit Lebensmitteln und Wasser ausgerüstet, in gleicher Weise, wie jetzt die Schamanenleichen, auf einen Scheiterhaufen gelegt und verbrannt. Mitunter verscharrt man auch das Pferd des Verstorbenen. Nach drei Tagen kehrten die Angehörigen zur Brandstelle zurück, sammelten die Knochen, legten sie in ein Gefäß aus Birkenrinde und vergruben die einfache Urne in die Erde.

Die Anwendung dieses einfachen Birkengefäßes ist wohl erklärlich aus der besonderen Achtung, welche die Burjäten

der Birke als einem heiligen Baume bezeugen; vielleicht besaßen sie früher auch keine irdene Töpfe. Wohl werden noch heute im Gebiete der Burjäten irdene mit Brandknochen gefüllte Töpfe gefunden, aber diese gehören unbedingt einem anderen Volksstamme an, welcher auf einer höheren Stufe der Kultur stand, als die heutigen Burjäten. Die Vertreter dieses untergegangenen Volkes wurden von den Russen als „Mungalen“ von den Burjäten als Chinesen oder Charamongolen bezeichnet.

Jetzt werden die Leichen aller Burjäten begraben. Die Leiche wird gewaschen und in die besten Gewänder gehüllt; in die Taschen steckt man silberne Münzen, Pfeife und Tabak, daneben stellt man Lebensmittel, Brot und Milch; Messer, Bogen und Pfeil fehlen nicht. Man legt die Leiche in einen Sarg, doch nicht immer. Bringt man sie ohne Sarg in das Grab, so wird zuerst eine Filzdecke untergebreitet und ein Sattel daneben gelegt. Hat die Leiche aber einen Sarg, so wird die Filzdecke, der Sarg und das getödtete Pferd zusammen auf einem Scheiterhaufen verbrannt.

Auf die zugeschüttete Grube stellt man eine zerschlagene „Arba“, einen zweiräderigen einfachen Wagen, dessen Räder ausgebrochen sind; man verbindet damit dieselben Vorstellungen, wie bei Verbrennung oder Vernichtung anderer Gegenstände; die Sachen werden hier zerstört, wie der Mensch starb, um jenseits aufzuleben, wo der Mensch weiter fortlebt.

An den zerbrochenen Rädern, welche hier und da aus der Erde vorragen, sind die Grabstätten der Burjäten leicht zu erkennen; sie liegen in Einsenkungen der Gegend oder an den Abhängen in Erhebungen nahe den Schamanenhainen.

Drei Tage nach der Bestattung trauern die Angehörigen, nehmen keine Arbeit vor, machen keine Reise — es sind Trauertage, schwarze Tage (Chaura-boro); während dieser Zeit eilt die Seele des Verstorbenen um das Haus herum und besucht die Verwandten. Ist die Zeit der Trauer vorüber, so halten die Angehörigen eine Art Trauermahl zum Gedächtniß an den Todten: Schafe werden geschlachtet, Milchbranntwein bereitet und alle Bekannten werden bewirthet.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im September ist die durch ihre ausgedehnten Seereisen und populären Reiseschilderungen bekannte Lady Annie Brassey an Bord ihrer Yacht „Sunbeam“ auf der Fahrt von Port Darwin nach Mauritius in Folge von Malaria-Fieber gestorben und auf offener See bestattet worden. Von ihren Büchern, die weite Verbreitung fanden und auch ins Deutsche übersetzt wurden, nennen wir „A Voyage in the Eothen“ (1872); „Voyage in the Sunbeam“ (1878), eine Reise um die Welt, und „Sunshine and Storm in the East; or Cruises to Cyprus and Constantinople“ (1880). Die letzte Reise des „Sunbeam“ wurde im November 1886 angetreten und führte über Ostindien nach verschiedenen Häfen Hinterindiens und Australiens; auf der Heimfahrt starb die Lady.

— In St. Petersburg leben, wie kürzlich angestellte Erhebungen dargethan haben, gegen 38000 Juden; sie betreiben nur vortheilhafte Erwerbszweige und Handelsoperationen; mit Journalistik beschäftigen sich gegen 300. (Nowoje Wrjemä.)

— Professor Dr. Palmén und Dr. Kilmann, welche während des verflossenen Sommers die Halbinsel Kola naturwissenschaftlich erforscht haben, sind kürzlich nach Helsingfors heimgekehrt und haben in einer Sitzung der dortigen naturforschenden Gesellschaft bereits einen Reisebericht abgestattet. — Auch Professor Aspelin ist von seiner Reise zu dem Quellgebiet des Jenissei heimgekehrt; er hatte sich im Auftrage der archäologischen Gesellschaft dahin begeben, um archäologische Untersuchungen anzustellen.

— N. J. Kusnezew ist vor Kurzem nach St. Petersburg zurückgekehrt, nachdem er im Laufe des letzten Jahres an der „Nord-Expedition“ Theil genommen und namentlich einige Lokalitäten am nordöstlichen Abhange der nördlichen Urals untersucht. Die Nord-Expedition, welche von der russischen Regierung zu mineralogischen Forschungen im Ural ausgesendet ist, ist bereits seit einigen Jahren thätig.

— Die Petschora-Expedition ist auf dem Landwege über Mesen Ende Juli heimgekehrt. Die acht Mitglieder derselben rückten von Tschabyn (gelegen an einem links in die Kama mündenden Nebenfluß) auf zwei großen Booten aus; sie erreichten glücklich die Wasserscheide zwischen dem Stromgebiet der Kama und der Petschora, mußten 30 Kilometer weit die Boote durch Pferde schleppen lassen und konnten dann wieder die Petschora stromabwärts fahren. Nach den Mittheilungen einiger Mitglieder der Expedition ist eine Verbindung der beiden Bassins der Kama und der Petschora durch eine Handelsstraße sehr leicht möglich. Der Boden im Gebiet der Wasserscheide ist fest, Berge sind nicht vorhanden und Material zum Straßenbau giebt es genug. Im Petschora-Bassin leben gegen 40000 Menschen, welche aus dem Kamagebiet Brot, Eisen, Manufaktur-Waaren u. s. w. beziehen. Aus dem Petschora-Gebiete werden ausgeführt: Fische, Felle, Wild, Cedernüsse und Thran. Die Erzählungen in Betreff der mineralogischen Reichthümer der Gebiete sind übertrieben. Die Ortschaften Ishma, Pustooserje und Ustzilma sind recht wohnlich; im Allgemeinen aber lebt die Bevölkerung in Armuth und Schmutz. Die Viehzucht ist wenig entwickelt, trotzdem daß Wiesen in Menge vorhanden sind. Die Renthierzucht geht allmählich aus den Händen der Samojeden in die der russischen Bauern über, und es kommt nicht selten vor, daß die früheren Renthierbesitzer bei den Bauern als Hirten sich vermiethen. Man zählt im ganzen Gebiete gegen 250000 Renthiere, so daß in einigen Tundren kein Raum mehr vorhanden ist; viele Thiere gehen in Folge der sibirischen Pest zu Grunde. Die Samojeden gelten als geschickte Hirten; eine aus fünf Gliedern bestehende Familie hütet 1000 Renthiere für einen Lohn von 40 bis 50 Rubel (80 bis 100 Mark) jährlich. (Kronstädter Bote.)

Asien.

— Der gelehrte Reisende und Kaukasusforscher N. J. Dinnik hat einige Jahre hindurch Reisen im westlichen Kaukasus gemacht um naturwissenschaftlicher Forschungen willen; in der letzten Zeit hat er sich insonderheit mit der Untersuchung der Gletscher beschäftigt. —

Ein anderer Reisender, K. N. Rossikow, der gleichfalls sich der Erforschung des Kaukasus gewidmet hat, hat in letzter Zeit die Gebirgsgegenden, welche östlich von der grusinischen Militärstraße lagen, untersucht, und hat ferner die gebirgige Gegend der Tschetschna und das westliche Dagestan bereist und bedeutende Resultate erzielt. — Ueber diese Untersuchungen wird der kaukasischen Abtheilung der K. R. Geogr. Gesellschaft nächstens ein ausführlicher Bericht zugehen.

— Die Mitglieder der vom ostsibirischen Generalgouverneur Graf Ignatjew nach der Mongolei abgefertigten Expedition, Generalstabsoberst Bobyr, der Astronome und Geologe Makarow und einige Topographen, werden in diesen Tagen in St. Petersburg erwartet. Ihre Aufgabe war, das Sajanische Gebirge in der Umgebung von Munku-Sardyk und am Kossogol geologisch und geographisch zu untersuchen.

— Die Mitglieder der Expedition, welche im Auftrage der russischen Regierung vorläufige Untersuchungen über die Richtung der projektirten sibirischen Eisenbahn anstellen sollen, sind schon in Tomsk eingetroffen und haben ihre Arbeiten begonnen. Zuerst soll die Strecke von Tomsk bis Atschinsk (Gouv. Jenisseisk) in Ostsibirien untersucht werden; man hofft, daß das noch vor Eintritt des Winters geschehen wird. Im nächsten Jahre soll dann mit den eigentlichen Bahnarbeiten begonnen werden.

— In Rangun ist ein Bericht von Herrn Jones, Hilfs-Superintendent der geologischen Untersuchungen in Indien, über Kale, ein Kohlenfeld am Flusse Tschindwin in Oberbirma, veröffentlicht worden. Das Terrain ist nur ein kleiner Theil von dem, was ein viel größeres Kohlenfeld zu sein verspricht, denn Kohlen werden an sämmtlichen Flüssen gefunden, die sich am rechten Ufer in den Tschindwin ergießen. Die Kohlen sind von ziemlich guter Qualität, und die Lage ist wegen der Wasserstraße der Ausbeutung günstig. Obwohl die Kohle noch nicht chemisch untersucht ist, so hat sie doch beim Gebrauch auf den Flußdampfern befriedigt. Ihr großer Fehler ist, daß sie sich sehr leicht entzündet, da sie kleine Adern von fossilem Harz enthält. Gegenwärtig scheint es, als ob die vorhandenen Arbeitskräfte den Anforderungen genügen werden, aber zum Beginn müßte eine Anzahl gelernter Bergleute aus Indien importirt werden, um die Eingeborenen in der Arbeit zu unterrichten. Die Bewohner in der Umgegend der Kohlenfelder werden als freundlich und zuvorkommend geschildert, und es scheint auch kein früheres Recht auf die Kohlengruben zu existiren.

Afrika.

— Der Jahresbericht der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika konstatirt von neuem, daß die Gesellschaft vorläufig selbständige Unternehmungen zur Ausnutzung ihres Landes nicht beabsichtigt. Dagegen hat die Gesellschaft einige Namengebungen vorgenommen: die Bucht Angra Pequena hat zum Andenken an den verschollenen Adolf Lüderitz den Namen „Lüderitzbucht" erhalten. Um ihr Besitzthum geographisch zu bezeichnen und es von dem gleichfalls unter deutschem Schutze stehenden, aber selbständigen Hinterlande (Groß-Nama- und Damara-Land) zu unterscheiden, hat sie für den südlichen Theil vom Oranje- bis zum Swakop-Fluß den Namen „Deutsch-Nama-Land" und für den nördlichen Theil bis zur portugiesischen Grenze den Namen „Deutsch-Damara-Land" angenommen. Erwähnenswerth ist ferner, daß der Gesellschaft demnächst Hoheitsrechte verliehen werden dürften, und daß sie fünf australischen Goldgräbern Erlaubniß ertheilt hat, in einem bestimmten Bezirke auf Edelmetalle und Edelsteine zu schürfen.

— Pechuël-Lösche, Congoland. I. Amtliche Berichte und Denkschriften über das belgische Congo-Unternehmen. II. Unterguinea und Congostaat als Handels- und Wirthschaftsgebiet, nebst einer Liste der Faktoreien bis zum Jahre 1887. (Jena, Costenoble, 1887. 8⁰. XXXX und S. 521.)

Unsere schnelllebige Zeit hat den Streit Pechuel-Lösche contra Stanley, der so viel Aufsehen erregte, schon wieder beinahe vergessen, aber die von Pechuel-Lösche vertretene Ansicht über den Congostaat und seine Aussichten sind mittlerweile ziemlich allgemein die herrschenden geworden, und mit Ausnahme der zunächst dabei Betheiligten, die wohl oder übel bei dem Unternehmen ausharren müssen, und es darum auch noch preisen und loben, glaubt kein Mensch mehr recht an die großen Schätze, die im Congogebiete nur des Abholens harren. In dem Streite hatte die Leitung der belgischen Association angebliche Berichte Pechuel-Lösche's veröffentlicht, die seinen späteren Erklärungen direkt widersprachen. Er erklärte damals sofort, daß diese Berichte theils tendenziös aus dem Zusammenhange gerissen, theils geradezu gefälscht seien, und daß er zu seiner Rechtfertigung die Berichte unverkürzt zum Abdruck bringen werde. Das geschieht in dem vorliegenden Buche, aber der Autor hat sich glücklicher Weise damit nicht begnügt, sondern giebt in einem, den ersten an Umfang übertreffenden zweiten Theile einen erschöpfenden Bericht über den Congostaat und seine Bewohner, über die wirthschaftlichen und commerciellen Verhältnisse daselbst und über die Entwickelung, welche das Unternehmen seither unter der belgischen Leitung genommen. So ist das Buch zu einer sehr werthvollen Bereicherung der afrikanischen Litteratur geworden und Niemand, der sich ernstlich mit den Zuständen Innerafrikas beschäftigt, wird es entbehren können.

Als Einleitung ist eine Geschichte des Congostaates vorausgeschickt; sie beginnt mit der internationalen Konferenz in Brüssel am 12. bis 14. September 1876 und den Verhandlungen, die mit Stanley im November 1878 eingeleitet wurden und zur Bildung des Comité d'Etudes du Haut Congo führten. Daß Herr Stanley dabei nicht immer glimpflich behandelt wird, kann nicht wundernehmen, aber auch wenn man die Animosität des Verfassers gegen ihn in Betracht zieht, bleibt immer noch genug übrig, um zu beweisen, daß man ein kühner Reisender und Entdecker sein und doch gleichzeitig nicht das mindeste Talent für eine geordnete Verwaltung haben kann. Noch viel schlimmer kommen freilich die Herren weg, welche die eigentlichen Faiseure des ganzen Unternehmens sind und es verstanden haben, den König von Belgien nach und nach zur Hergabe von 15 Millionen Franken — so viel kostet das Unternehmen bis jetzt — zu bewegen, ohne so viel zu erreichen, wie z. B. die Baptistenmissionare mit kaum einem Hundertstel dieser Summe.

Doch der „Globus" hat mit dieser Polemik eigentlich nichts zu thun. In der zweiten Abtheilung hat dagegen der Autor eine Anzahl von ihm gehaltener Vorträge in zeitgemäßer Umarbeitung und Vervollständigung zum Abdruck gebracht, welche zum Theil noch gar nicht, zum Theil nicht in ihrem ganzen Umfange veröffentlicht worden sind. Sie behandeln: Handel und Produkte Unterguineas; — das Gebiet des Kuilu-Nyadi; — den Gebirgslauf des Congo; — die Geologie des westlichen Congogebietes und besonders den Laterit; — die Vegetation. Von besonderem Interesse sind die Schlußbetrachtungen über das innere Congoland, in welchen der Autor die Resultate der neuesten Forschungsreisenden und ihre Aeußerungen über das Land zusammenstellt. Das dadurch entstehende Bild ist nicht sonderlich tröstlich. Wo die Reisenden, welche die Flüsse befuhren, üppigen Urwald und unerschöpfliche Fruchtbarkeit zu erkennen glaubten, dehnt sich in geringer Entfernung vom Ufer schon der Laterit mit seiner

Steppenvegetation aus; wirklich fruchtbare Gebiete haben die zu Lande reisenden Forscher nur im fernen Südosten, im Seengebiete, gefunden; die schmale Zone längs der Flußufer wird vielfach durch Sümpfe unbewohnbar gemacht. Der Behauptung, daß das Innere gesünder sei, als das Küstenland, fehlt bis jetzt jede Begründung; von den Beamten der Stationen am Congo hat noch keiner seine drei Jahre in voller Gesundheit ausgehalten. Wirkliche ausgedehnte Wälder, mit Ausscheidung der Wasserwälder, welche die oberirdischen und unterirdischen Wasserläufe begleiten, finden sich außer im Sumpfgebiete des Südostens höchstens an zwei Stellen, am Zusammenflusse des Lubi und des Lubilasch und an dem des Lulua und Kassai; Wißmann's entgegenstehende Behauptungen werden theilweise aus seinen eigenen Reiseberichten, sonst aus den Berichten anderer als unbegründet nachgewiesen, ebenso seine Angaben über die allgemeine Verbreitung des wilden Kaffeebaumes, den kein anderer gesehen hat. Treffend ist die Bemerkung, daß, wenn von der Zukunft des Congostaates die Rede ist, nicht Indien oder gar das Mississippibecken zum Vergleich herangezogen werden dürfen, sondern viel eher Südamerika. Wenn dort am Amazonas und Orinoko trotz günstigerer Verhältnisse und ungehinderter Verbindung mit dem Meere immer noch kein zweites Indien hat entstehen wollen, wie soll das am Congo entstehen, dem erst mit riesigen Kosten eine immer kostspielig bleibende Eisenbahnverbindung zum Meere geschaffen werden müßte, und von dessen Produkten nur das rasch an Menge abnehmende Elfenbein höhere Transportspesen verträgt? Auch ist der Congo den amerikanischen Strömen als Handelsweg durchaus nicht vergleichbar, er gestattet nur kleinen Schiffen von ganz geringem Tiefgange freie Fahrt durch das ganze Jahr, und auch diesen nur bei größter Vorsicht. Für die Hauptstapelartikel, Sesam, Palmöl, Palmkerne und Erdnüsse, würde sich die Eisenbahnfracht selbst beim allerbilligsten Frachtsatze allein schon höher belaufen, als ihr gegenwärtiger Werth an der Küste; an ein Steigen der Preise ist aber nicht entfernt zu denken, jede Erhöhung der Produktion muß dagegen die Preise noch weiter herabdrücken. Als Frachtartikel können nur Elfenbein, Gummi und Kopal erster Sorte in Betracht kommen, und die würden in absehbarer Zeit kaum genügen, um wöchentlich einen Zug der Congoeisenbahn zu befrachten.

Es wird eben ein neuer Versuch gemacht, dem belgischen Congounternehmen durch eine Anleihe wieder auf die Beine, vielleicht richtiger den seitherigen Faiseuren aus der Klemme zu helfen; die für die Anleihe gewählte Form schließt sie glücklicherweise von Deutschland aus, aber in anderen Ländern wäre ein eingehendes Studium des vorliegenden Werkes sehr zu wünschen; es könnte manchen vor Schaden bewahren.

— Kapitän Van Gèle hat seinen Versuch, vom Itimbiri aus zum Uëlle vorzudringen (s. oben S. 255), bald aufgeben müssen; er gelangte bei den Lubi-Fällen in eine vollständige Einöde, wo an eine Verproviantirung nicht zu denken war. Er ist in Folge dessen nach dem unteren Congo zurückgekehrt, um neue Verhaltungsmaßregeln einzuholen. Vielleicht wird er Ende September im Dampfer „En Avant" einen neuen Versuch machen.

— Das französische Marineministerium veröffentlicht eine Depesche, wonach das Kanonenboot „Niger", Kommandant Schiffslieut. Caron, Kabara, den Hafen von Timbuktu erreicht hat (vergl. oben S. 64) und dann nach Bammaku zurückgekehrt ist.

Australien.

— Die Zahl der Chinesen, welche zur Zeit in Queensland leben, beläuft sich bei einer Bevölkerung (ohne die Eingeborenen) von 350500 auf rund 9000. Die allgemeine Erbitterung gegen sie, die bei ihrer einfachen und schmutzigen Lebensweise viel billiger arbeiten können als Europäer, und gewisse Handwerke, wie die Tischlerei, fast ganz in ihre Hände gebracht haben, ist im Steigen. Bisher mußte jeder die Kolonie betretende Chinese eine Kopfsteuer von 30 Pfd. St. entrichten, jetzt aber wird auf öffentlichen, stark besuchten Meetings stürmisch verlangt, daß dieselbe auf 100 Pfd. St. gesteigert werde und daß außerdem jeder Chinese zur Zahlung einer jährlichen Aufenthaltssteuer verpflichtet sein solle. Jedenfalls wird das Parlament eine Erhöhung eintreten lassen.

— Daß in Australien auch Edelsteine existiren, ist bekannt, in der Kolonie Neu-Süd-Wales werden Diamanten, Rubine, Saphire, Granaten u. s. w. gefunden. David Lindsay brachte von seiner letzten Forschungsreise in Centralaustralien auch Rubine und Granaten, welche aus der Umgebung der McDonnell Ranges (in 23° 30′ südl. Br. und 133° 30′ östlich von Gr.) stammten, zurück und ließ sich dann von der südaustralischen Regierung einen Mineral Licence, welcher ihn zur alleinigen Ausbeutung des Fundortes berechtigt, ausstellen. Auf diese Nachricht hin unternahm dann Mr. R. Pearson auf Kameelen eine Reise in jene Gegend, um weitere Nachforschungen zu machen. Er traf gegen Ende Juli dieses Jahres wieder in Adelaide ein und hat vom Barrow Creek, nördlich von den McDonnell Ranges, ein Kästchen mit Rubinen und Granaten zurückgebracht, welche in geringer Tiefe des Alluviums in 14 Tagen gefunden wurden. Die Steine variiren in der Farbe von dunkel- bis hellglänzend und in der Größe von der eines Nadelknopfes bis zu der einer Erbse und Weinbeere, und sollen einen Werth von mehreren tausend Pfund Sterling — ein großer Rubin darunter sogar den von 8000 Pfd. St. — haben. Es hat sich sofort ein Syndikat von Geldmännern gebildet, welches jene Gegend in bergmännischen Betrieb nehmen will. Außerdem ist eine große Anzahl von Abenteurern auf der Reise dahin, um nach Edelsteinen zu suchen. Nach dem in der Kolonie Südaustralien geltenden Berggesetze umfaßt das Areal (Kronland), welches einer Person gegen eine geringe jährliche Rente zur bergmännischen Ausnutzung auf Edelsteine überwiesen werden kann, eine englische Quadratmeile oder 2,59 qkm.

— Wir haben in Band 49, S. 255 über eine Forschungsreise Bericht erstattet, welche David Lindsay im Jahre 1886 von Port Augusta aus, an der Spitze des Spencer-Golfes in Südaustralien, durch Centralaustralien unternahm. Unser Bericht mußte sich damals auf den ersten Theil dieser Expedition bis Lake Nash, in ungefähr 21° südl. Br. und $9^1/_2$ km von der Grenze der Kolonie Queensland, beschränken. Mr. Lindsay ist inzwischen nach Adelaide zurückgekehrt und hielt am 28. Juni dieses Jahres vor der dortigen geographischen Gesellschaft einen interessanten Vortrag über seine Reise, so daß wir jetzt auch über den zweiten Theil derselben, von Lake Nash bis zur Telegraphenstation Powell's Creek in 18° 5′ südl. Br. und 133° 38′ östlich von Gr., wo sie endete, eine gedrängte Uebersicht geben können. Lindsay hielt sich auf diesem großen Gebiete sechs Monate lang auf. Es ist ein hohes Tafelland im Umfange von 25 000 englischen oder 1176 deutschen Quadratmeilen, wird nach Süden von sandigen Gegenden begrenzt und reicht nach Norden bis an das Küstengebirge. Die herrlichsten Hochebenen und Niederungen sind mit den besten nahrhaften und saftigen Gräsern (Mitchell grass, Astrebla elymoides, Kangaroo grass, Anthistiria ciliata, Flinders grass etc.), sowie mit vom Vieh gern gefressenem Gesträuch (Bluebush, Kochia sedifolia etc.) dicht bewachsen. Kalkstein, Sandstein, Eisenstein und auch Gips durchbrechen hier und

dort die Oberfläche. Flüsse, wie der Playford und der Buchanon, und zahlreiche Creeks mit westlichem Laufe durchfließen in der Regenzeit das Gebiet, verlieren sich aber dann auf der ausgedehnten Polygonum- und Bluebush-Niederung, welche sich östlich von den Ashburton Ranges in 18° südl. Br. und 133° 40′ östlich von Gr. ausbreitet. Die jährliche Regenmenge beträgt 18 bis 20 englische Zoll oder 457 bis 508 mm. Durch Graben läßt sich ohne Schwierigkeit überall gutes Wasser erhalten. Brauchbares Nutzholz, welches meist nur die Wasserläufe einsäumt, kommt nicht viel vor, reicht aber für den Bedarf hin. Die Eingeborenen zerfallen in sechs Stämme, die zwar verschiedene Dialekte sprechen, in ihren Sitten und Gebräuchen jedoch nicht von einander abweichen. Sie sind von schönem Bau und Wuchs, messen bis über sechs Fuß und zeigen sich den Weißen gegenüber freundlich. Lindsay ist überzeugt, daß auf diesem Tafellande in nicht zu ferner Zeit einer der vorzüglichsten, Wolle producirenden Weidedistrikte Australiens entstehen werde.

Inseln des Stillen Oceans.

— Anfangs April d. J. hat die Neu-Guinea-Kompagnie am Ausflusse des Bubui in die Langemak-Bucht (nördlich vom Huon-Golf) eine neue Station durch ihre Beamten Schollenbruch und v. Puttkamer errichten lassen. Dieselben haben auch den Unterlauf des Bubui näher untersucht. — Landeshauptmann v. Schleinitz hat auf einer Fahrt mit dem Dampfer „Ysabel" im Mai sowohl in Kaiser Wilhelmsland, wie auch in Neu-Pommern mehrere gute Häfen und eine Anzahl Flüsse ihrer Lage nach bestimmt und zum Theil genauer untersucht, namentlich aber auf Neu-Pommern eine etwa 4000 qkm große, fruchtbare Tiefebene mit schiffbaren Strömen aufgefunden. Dieselbe liegt zwischen den vulkanischen Bergen der Westspitze und des Centrums und reicht von der Nordküste der Insel bis zu deren Südküste. — Dr. Hollrung hat die Umgebung von Hatzfeldt-Hafen, Dr. Schneider diejenige von Konstantin-Hafen näher untersucht. Dem Berichte des letzteren entnehmen wir Folgendes: „Die Eingeborenen sind freundlich. Ihre Bewaffnung sind Bogen mit Bambussehne und Pfeil. Die Lanzen mit Blutrinne scheinen den Bergbewohnern nur zur Ausführung des Todesstoßes zu dienen. Der Friede unter einander scheint mehr gefährdet, als derjenige mit den Weißen. So sagte man mir, von Jadabi nach Jengellam ginge kein Weg, weil die Männer des einen Dorfes in dem anderen getödtet würden. Von Medicinmitteln spielt die etwas geheim gehaltene Mujn-Rinde (in Finschhafen musica, nach Herrn Dr. Hollrung Sassafras) eine Rolle. Einmal dient ihr Rauch als Fiebermittel, sodann kaut man sie bei Anstrengungen und speit dem Ermüdeten den Saft auf Schenkel, Brust und Kreuz. Die Hütten, an der Küste mit Gras gedeckt, haben auf den Bergen Matten- oder Laubdächer. Bretter werden im Gegensatze zu Finschhafen nicht verwendet, ebenso wenig ist das Bauen von Pfahlhäusern hier bekannt. In Kollyku zählte ich auf einem Hause 600 Matten. Die Dörfer sind meist sauber. Am größten ist Bokadjo, dann Bongu mit rund 150 und 100 Hütten. Male schätzte ich auf 70, die anderen Dörfer haben: Gumba ca. 40, Correndu 19, Burrahm 30, Jagadamu 11, Manniga 27, Djindjam 22, Jadabi 41 und Ssongum 73 Hütten. Das ergiebt für das ganze Gebiet rund 600 Hütten. Wenn man nun bedenkt, daß jede verheirathete Frau ihre eigene Hütte hat, daß Vielweiberei häufig (bis drei Frauen) und eine vier übersteigende Kinderzahl des Mannes selten ist, so kann man die Kopfzahl der Bevölkerung auf höchstens 1500 abschätzen, wovon über die Hälfte auf die Küste kommt."

Vermischtes.

— Von F. Ratzel's „Völkerkunde" (Leipzig, Bibliographisches Institut), von welcher bereits zwei Bände erschienen sind, wird jetzt eine Ausgabe in 42 Lieferungen veranstaltet, auf welche wir unsere Leser aufmerksam machen möchten.

— Friedrich von Hellwald, Illustrirte Kulturgeschichte. Bd. 1, Haus und Hof. Mit vielen Illustrationen. (Leipzig, Schmidt und Günther.) Von diesem neuen Werke Hellwald's liegen uns gegenwärtig sieben Lieferungen vor, während das Ganze auf 15 bis 20 Lieferungen berechnet ist. In der bekannten gewandten Darstellung giebt uns der Verfasser eine Uebersicht der Entwickelung von Haus und Hof, von den Höhlenwohnungen der Troglodyten der Diluvialperiode an, durch alle Kulturstadien bis in die neueste Zeit, und zwar nur von Haus und Hof in engerem Sinne mit Ausschluß der Prunkgebäude und der zu religiösen Zwecken dienenden. Die Ausstattung ist eine sehr reiche; jede Wohnungsart ist durch wenigstens einen Holzschnitt illustrirt und jede Lieferung bringt ein ausgezeichnet ausgeführtes Vollbild. Bis jetzt kamen in denselben zur Darstellung: Japanischer Thorbogen; Wanddekorationen aus Pompeji; Inneres eines altrömischen Hauses; Eingang zur Löwengrotte in Elephante; Löwenthor in Mykenä; Trojanische Alterthümer; die Mündung der Cloaca maxima in Rom. Die Lieferungen erscheinen in ziemlich rascher Folge und der ganze Band wird wohl 1888 zum Abschluß gelangen. Der im Verhältniß zur Ausstattung sehr mäßige Preis (50 Pf.) für die Lieferung sichert dem schönen Werke eine weite Verbreitung; wir wünschen nur, daß der Verfasser seinen Plan, in weiteren Bänden noch andere Abtheilungen der Kulturgeschichte in derselben Weise zu bearbeiten, bald zur Ausführung bringt. Ko.

— Die beiden neu eingelaufenen Lieferungen (Nr. 6 und 7) von H. Ploß, Das Weib in der Natur und Völkerkunde, enthalten ein unendlich reiches Material über die Niederkunft und die bei derselben herrschenden Gebräuche, welche leider bei weitaus den meisten Stämmen als schwere Mißbräuche bezeichnet werden, welche die Schmerzen und Gefahren der Wöchnerin eher zu vermehren als zu vermindern geeignet sind. Von ganz besonderem Interesse ist das Kapitel über die allmählige Organisation des Hebammenwesens in Deutschland vom 15. Jahrhundert ab. Die erste Instruktion ist die würtembergische von 1480, aber eine abgedruckte Miniatur vom Anfange des 15. Jahrhunderts beweist, daß schon damals Unterricht in der Geburtshilfe ertheilt wurde.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.

II.

[Die Abbildungen nach Photographien der Expedition Dieulafoy.]

Der Dampfer „Karun", auf welchem sich die Expedition am 10. Februar eingeschifft hatte, fuhr von Felijeh aus den Schatt-el-Arab ein Stück hinab, bog dann nach links um, fuhr dicht bei Mohammereh vorbei und lief in die Mündung des aus den Gebirgen im Südosten von Ispahan herabkommenden Karun ein. In seinem Unterlaufe bewässert dieser schöne Fluß eine sich nach Osten und Westen anscheinend endlos erstreckende Ebene, welche im Norden von einer langen, wellenförmigen Bergkette begrenzt ist. Man befindet sich dort an der Spitze eines Deltas, welches sich ungemein rasch in den Persischen Meerbusen vorschiebt, seit Beginn des laufenden Jahrhunderts um eine englische Meile in je 70 Jahren. Die geringe Tiefe des Golfes, seine unbedeutende Breite, das Fehlen einer starken Strömung und die große Masse des vom Euphrat und Tigris herabgeführten Schlammes sind die Hauptursachen dieses auffallend raschen Wachsthums. Der von der Fluth zurückgetriebene Schlamm bildet Untiefen, wie die Barre von Fau an der Mündung des Schatt-el-Arab, und solche Hindernisse zwingen wiederum den Fluß, seine Gewässer fächerartig über das ganze Aestuarium auszubreiten und dort die mitgeführten erdigen und sandigen Theile fallen zu lassen.

Oberhalb Mohammereh ändert sich die Landschaft und an die Stelle der ruhigen schattigen Palmenwälder treten unbewohnte, flache, mit Salzefflorescenzen bedeckte Ufer. Allmählich zeigen sich Objekte, welche den Reisenden von ihrer früheren Fahrt auf dem Flusse bekannt waren, die Kuppel des Imamzade (Heiligengrabes) Ali Ben Hussein mit einigen Bäumen, das Lager von Salunieh, die Palmen von Sabah, welche mehrere Stunden, bevor man sie erreicht, sichtbar werden und unaufhörlich in einer anderen Richtung erscheinen, so gewunden ist der Lauf des Karun. Von dem kleinen Dorfe Ismaïliah an ist die Ebene ganz grün von lauter Kornfeldern, welche alle dem Herrn von Felieh, dem Scheich Moses, gehören. Dicht am Flusse stehen die braunen Zelte von Nomaden, und dazwischen weiden zahllose Heerden von Kameelen, Schafen und Kühen, welche Abends nur mühsam ihre runden vollgefressenen Leiber in die Zeltlager schleppen. Die Tamarisken werden schöner, die mit rothen Beeren beladenen dunklen Konarbäume sind über die ganze Ebene zerstreut. An das Wasser steigen Weiber in langen rothen Kattunhemden herab, um den Kopf einen dunkelfarbigen Turban, Haupt und Oberleib von einer braunen Abbaje bedeckt. Alle tragen die Haare vorn kurz geschnitten, Zöpfe an den Schläfen und Metallknöpfe oder Silberringe in den Nasenflügeln. Scheu scheinen sie nicht zu sein, denn sie lassen ohne ein Zeichen von Mißvergnügen ihre grob geschnittenen Züge betrachten.

Mit Einbruch der Nacht erreichte der Dampfer den auf einem den Fluß durchsetzenden Felsriegel erbauten Damm von Ahwaz, ein für ihn unüberschreitbares Hinderniß. Die Reisenden verließen ihn also und übernachteten in dem Dorfe, an dessen Stelle, nach den Ruinen säulengetragener Bauwerke und den in den Fels gehöhlten antiken Gräbern zu schließen, einst ein bedeutenderer Ort gelegen hat. Anderen Tages ging es auf dem östlichen Flußufer zu

Pferde weiter nach Kut Wais und Kalaï Bandi Kîr, wo die bei Schuster sich trennenden beiden Arme des Karun sich wieder vereinigen und von rechts her den Ab-i-Diz aufnehmen. Hier setzte die Karawane über den Fluß, um einen weiten Umweg nach Osten zu vermeiden und quer durch die von den beiden erwähnten Armen eingeschlossene Insel nach Schuster zu gelangen. Bandi Kîr ist zu allen Zeiten eine der wichtigsten strategischen Positionen gewesen; oberhalb desselben hat die Schlacht stattgefunden, in welcher Eumenes und Antigonus um den Orient und den Schatz von Susa kämpften. Die heutigen Bewohner des Ortes zeichnen sich durch ihren klassisch schönen Wuchs aus; die Frauen tragen über ihrem rothen Hemde große indigoblaue Schleier und schmücken sich mit silbernen Ringen, Halsketten und Armbändern von Bernstein oder Korallen; an dem Turban von dunkelblauer Wolle hängt eine Schnur bunter Steine, die mit einem Maria-Theresia-Thaler schließt. Die Männer, welche nur eine Art Schurz um die Lenden tragen, sind kräftig und schlank gebaut. Die Reisenden hatten Gelegenheit genug, dies zu beobachten, denn trotz des strömenden Regens wurde die Thür des Stalles, in welchem sie Zuflucht gefunden hatten, nicht frei von neugierig hineinstarrenden Männern und Weibern.

Ufer des Karun bei Mohammereh.

Am folgenden Tage verzögerte eine ergebnißlose Jagd auf Wildschweine den Marsch der Karawane, so daß man bei Sonnenuntergang noch nichts von Schuster bemerkte und bei Nomaden die Nacht verbringen mußte. Mit Tagesanbruch stieg man am 14. Februar wieder zu Pferde und erreichte um Mittag das Heiligengrab Neïzan, welches in der Vorstadt von Schuster liegt, eine halbe Stunde später ein zweites, welches sich an die Mauern der ersten Häuser anlehnt. Die Straßen der Stadt boten diesmal einen fast noch verwahrlosteren Anblick als früher; Störche, welche auf den Badgirs oder Windfängern nisteten, schienen die einzigen lebenden Wesen zu sein; manche Quartiere waren derart verfallen, daß die Straßen nicht zu passiren waren.

Heiligengrab Neïzan bei Schuster. (Nach einer Zeichnung Dieulafoy's.)

Quartier war den Reisenden bei dem erst kürzlich zum Gouverneur der Stadt ernannten Seïd Assadullah Chan bereitet worden; der Hakem, d. h. der mit der Verwaltung der Provinzen Luristan und Arabistan betraute Statthalter,

befand sich noch in Dizful, sollte aber bald seine Winterresidenz in der Citadelle von Schuster beziehen. Es lag Herrn Dieulafoy daran, denselben zu begegnen, ehe er sich aus der Nähe der Ruinen Susas entfernte; zuvor aber hatte er noch dem Hadschi Seïd Hussein, dem angesehensten Pfaffen in Arabistan, werthvolle Empfehlungsschreiben zu übergeben.

Am 15. Februar stattete Madame Dieulafoy dem Anderun (Harem) ihres Wirthes Assadullah Chan einen Besuch ab und fand ihn wohlbesetzt mit einer Schaar Ehefrauen, Töchtern, Schwestern, Schwägerinnen und Dienerinnen, die in einem ausgedehnten, zimmerreichen Hause zusammen wohnten. Mehrere, der Frauen erkannten die Französin wieder, empfingen sie mit Complimenten und Zärtlichkeiten und nöthigten sie, auf einem Holzstuhle Platz zu nehmen, um welchen sie sich auf der Erde gruppirten. Alte und junge sahen ihren europäischen Gast als eine Art höheren Wesens an, das die Zukunft vorauszusagen, Kranke zu heilen und den Teufel zu bannen vermochte; ihr einziges Bedauern war, daß sie keine Mohammedanerin war.

Die Bewohner von Schuster kranken an drei Dingen:

Frauen von Schuster.

Die Rasse wird schwächlicher, die Frauen sind unfruchtbar und die Blattern richten unter den Säuglingen große Verheerungen an. Die Bevölkerung nimmt von Jahr zu Jahr ab; von zwölf Frauen, die um Mme. Dieulafoy herum saßen, haben vier überhaupt keine Kinder gehabt, sechs andere dieselben verloren, und nur zwei haben dieser köpfereichen Familie zusammen fünf mehr oder weniger schwächliche Kinder geschenkt. Und in derselben Lage befinden sich alle Einwohner, ja bei den meisten kommt noch zu solchem Unglücke die Armuth!

Darauf besuchte das Ehepaar den Hadschi Seïd Hussein, den vom Volke hoch verehrten achtzigjährigen Beschützer der Armen und Niedrigen gegen die Staatsbeamten; schwer an Asthma leidend, klagte er den Reisenden seine Leiden, verlor aber für alles Interesse, sobald er ein linderndes Recept erhalten hatte. Sein ältester Sohn aber, ein Mann von 40 Jahren, einen riesigen blauen Turban auf dem Kopfe und in der Hand einen langen Stock, wie ihn schon die Achämenidenkönige trugen und wie er bis heute ein Abzeichen der hohen schiitischen Würdenträger geblieben ist, gab Herrn

Dieulafoy die Versicherung, daß er sich über die Geistlichkeit in Dizful und Umgegend nicht zu beklagen haben würde; ein Brief an den dortigen Scheich Taher solle die Aufregung beseitigen, welche etwa durch den Aufenthalt der Franzosen im Grabe Daniel's entstehen könnte.

Am 18. Februar fand der Aufbruch von Schuster statt, wie gewöhnlich im Orient nach schier endlosen Verzögerungen und viel später, als bestimmt worden war. Schließlich aber wurde die winkelige Brücke über den Karun überschritten. Die Aussicht nach vorn begrenzt ein felsiger Kamm, nach dessen Passirung man eine unbebaute Ebene betrat. Hier erhob sich zur Linken ein von einer Terrasse gekrönter würfelförmiger Bau, welcher ein âbambar, eine Cisterne, umschloß; auf der Terrasse zeigten sich nachlässig ausgestreckte, menschliche Gestalten, welche beim Nahen der Karawane von ihrem Beobachtungsposten herabstiegen. Einer der Männer trat auf Dieulafoy zu und übergab ihm einen französisch abgefaßten Brief des Mozaffer el-Molk, des Statthalters von Luristan und Arabistan, worin derselbe seine bevorstehende Abreise von Dizful und seine Ankunft in Schuster meldete und die Expedition bat, ihn in letzterer Stadt zu erwarten. Umkehren wollte man aber nicht, und so wurde beschlossen, den Marsch möglichst zu beschleunigen, um den Statthalter noch in Dizful zu treffen.

Der Ueberbringer des Briefes war Mirza Abdul-Kaïm, welcher bei den bevorstehenden Ausgrabungen noch ferner eine Rolle spielen sollte; er hatte ein feines, intelligentes Gesicht, kleine lebhafte Augen, gerade Nase, regelmäßiges

Stute aus dem Hedschaz.

Profil und einen gut proportionirten Körper. Haar und Bart hatten die schöne Mahagonifarbe, welche das Henna verleiht. Trotz seines Alters, welches durch dies Färben sich verrieth, bewegte sich der Mirza in jugendlicher Weise und trug ein persisches Kostüm von raffinirter Eleganz. Er ist weniger alt als gealtert. Früher hatte er in Rußland als Gesandtschaftssekretär gelebt und dort etwas Civilisation kennen gelernt, mußte aber dann zu seinem Schmerz nach Persien zurückkehren und seine Oberstenuniform wieder anziehen. Aber auch jetzt noch ist seine Beschäftigung mehr diplomatisch als kriegerisch; denn sie besteht darin, zwischen den Nomadenhäuptlingen eine leidliche Eintracht aufrecht zu erhalten oder sich bei allzu säumigen Steuerzahlern als Exekutor ins Quartier zu legen. Sein Herz geht auf bei dem Gedanken, während der Ausgrabungen in Susa bei den Franzosen leben zu können.

Am selben Abend erreichte die Karawane das hübsche Dorf Konah, halbwegs zwischen Schuster und Dizful; aber es war schon zu spät, um noch den dortigen, in dieser Jahreszeit ziemlich reißenden Fluß passiren zu können, so daß man in dem Tschapar-chane (Posthaus), dem es schon seit Jahren an Postreitern und Pferden gebrach, übernachten mußte. Um Mitternacht weckte lautes Geräusch am Thore die Schlafenden, und erst nach längeren Verhandlungen ließ man den Ankömmling ein. Wieder war es ein Bote des Mozaffer el-Molk, welcher den Befehl brachte, das Tschapar-chane zu reinigen und den nöthigen Proviant für das Gefolge Seiner Excellenz bereit zu halten. Auf diese Nachricht hin beschloß Dieulafoy, auf dem besten der vier Pferde bei Tagesanbruch nach Dizful vorauszureiten, um den Statthalter noch vor seiner Abreise dort zu treffen und von ihm die Ermächtigung zu erhalten, Gelder beim Banquier

des Zelle Sultan zu erheben und Arbeiter anzuwerben; die übrige Gesellschaft sollte einige Stunden später den Fluß überschreiten und langsam nachrücken.

Am 20. Februar ging es also durch die verschiedenen Arme des Flusses von Konah, welche durch Kiesbänke von einander getrennt sind, auf denen die Pferde, erschöpft von dem Ankämpfen gegen die Strömung, Athem holen können; jenseits liegt ein hübsches Wäldchen, überragt von dem Heiligengrabe Dschundi Schapur der Weisen, das in der Sassanidenzeit gegründet und nach der arabischen Eroberung verlassen worden ist. Solche Gräber entstanden oft auf den Trümmern zerstörter Städte und wurden zu Mittelpunkten unverletzlicher Begräbnißplätze, unter deren Schutze die Reste des Alterthums ungestört einer besseren Zeit entgegen schlummern. Hier waren schon im Schatten der Bäume Männer emsig damit beschäftigt, für den Statthalter ein mit blauen und grünen Mustern verziertes Zelt von rother Seide, das mit wasserdichtem Zwillich überzogen war, aufzurichten. Nicht weit davon begegnete unsere Karawane einer zahlreichen Abtheilung Fußsoldaten. Mit grauen, roth besetzten Lumpen bekleidet, die Lammfellmütze mit dem persischen Wappen auf dem Kopfe, trieben diese Helden schwer beladene Esel vor sich her, welche Zelte, Mehl, Datteln, Schaffelle, allerlei den Bauern weggenommenes Geräth und selbst die Waffen ihrer Herren schleppen mußten. Dann folgten Derwische zu Fuß und zu Pferde, Reiter und Leute mit Feldzeichen, nämlich einer Fahne im Lederfutteral und einer Stange, auf welcher eine blecherne Hand mit einem rothen Striche um das Gelenk befestigt war. Weiter eine Compagnie in leidlicher Ordnung, zwei Feldgeschütze mit je vier Pferden bespannt, dann ein langer Zwischenraum, darauf eine endlose Schaar Reiter auf schönen arabischen Rossen und zahlreiche Diener auf gepäckbelasteten Eseln, dazwischen arme halbnackte Bauern, die ohne Entgelt gepreßt waren, die Habseligkeiten der Officiere und Soldaten zu schleppen. Trübselig und resignirt lassen sie ihr unvermeidliches Geschick über sich ergehen. Endlich zieht einsam des Weges daher ein rothgekleideter Mann mit dummem Gesicht und einem riesigen schwarzen, bis an die Ohren reichenden Schnurrbart: der Scharfrichter. In einem Sacke führt er sein Handwerkszeug, drei oder vier haarscharfe Messer, bei sich. Sein Herr kann nun nicht mehr fern sein.

Es folgt eine neue Abtheilung Reiter, noch besser beritten als die früheren, dann, von Stallknechten geführt, sechs prächtige Pferde, voran eine herrliche Stute aus dem Hedschaz, weiß von Farbe, mit feurigem Auge und lebhaften Bewegungen. Ein mit Goldschuppen bedeckter Zügel schmückt den Kopf, ein hoher Sattel, mit einem sammetweichen Teppich bedeckt, wird von einem schwarzseidenen Bauchgurt und einem edelsteinbesetzten Brustriemen gehalten. Gleich darauf folgt ein Apfelschimmel, der an Feinheit und Eleganz seine Vorgängerin noch übertrifft; sein Geschirr besteht aus silbergestickter, rother Seide. Prachtvolle Thiere!

Nun endlich erscheinen drei Reiter, in der Mitte Dieulafoy, rechts von ihm der Statthalter und links dessen Leibarzt. Dieulafoy war ihm begegnet, als er gerade aus der Stadt herausritt, und begleitete ihn nun bis zu dem Heiligengrabe zurück, um unterwegs die Geschäfte zu erledigen, was im Laufe des Tages bestens gelang. Denn er erhielt von dem Würdenträger drei Briefe: der erste ermächtigte ihn, Geld zu erheben, der zweite, Arbeiter zu mieten und der dritte, das Bad des Dizfuler Palastes heizen zu lassen. Somit war alles in Ordnung.

Uebrigens war der Gouverneur nicht der letzte im Zuge, denn Reiter, Maulthiertreiber, Soldaten, Diener, Maulthiere und Esel bedeckten die Straße bis Dizful hin. So schwer es auch ist, solch' ungeordnet einherziehende Masse zu schätzen, so glauben die Reisenden doch, die Zahl des Gefolges auf mindestens 3000 bis 4000 Menschen veranschlagen zu müssen.

Die Straßen von Dizful unterscheiden sich in Bezug auf Reinlichkeit zu ihrem Vortheile von denen des traurigen trümmerhaften Schuster; die dortigen Backsteinhäuser stehen fast lothrecht, die Straßen sind passirbar, wenn auch etwas gefährlich wegen der in der Mitte angelegten Wasserleitungen, und in der Hauptstraße drängte sich eine thätige zahlreiche Bevölkerung. Die Expedition fand in dem Palaste, der übrigens nicht von irgend welchen Gartenanlagen oder Bäumen, sondern von felsigem, mit Schutt- und Steinhaufen bedecktem Unlande umgeben war, leidliche Unterkunft; die Honneurs machte ihr der Najeb-el-hukumet oder Unterstatthalter von Dizful.

Ein Besuch bei dem einflußreichen Scheich Mohammed Taher, welcher den Reisenden mit Wohlwollen aufnahm, war alles, was in Dizful zu erledigen war; dann wurde am

Der Unterstatthalter von Dizful.

26. Februar — es war der 71. Tag, seitdem man Frankreich verlassen und, von kurzen Aufenthalten in Aden, Buschir, Schuster und Dizful abgesehen, beständig sich vorwärts bewegt hatte — bei wolkenbedecktem Himmel die Reise

Das Grab Daniel's und die Burg von Susa.

Verfallenes Heiligengrab bei Susa.

fortgesetzt. Rings um die Stadt herum dehnen sich Gärten, Getreidefelder, Ackerland für Indigo und Wassermelonen aus; je weiter man aber reitet, desto seltener werden die Felder, und schließlich bedecken nur Gräser und Tamarisken den jungfräulichen Boden. Allmählich beginnt es zu regnen, schwere Tropfen fallen, aber trotz des hereinbrechenden Un-

wetters und der Dunkelheit kann man nicht Halt machen, sondern muß einen Arm des Flusses von Dizful durchfuhrten. Jenseits desselben kam man zu einem riesigen Konarbaum, der mit als Weihgeschenken dargebrachten Lappen über und über behängt war. „Wir sind auf dem richtigen Wege“, versicherte einer der Führer; „ich kenne diesen geweihten Baum. Aber bis zum Ziel ist es noch ein weites Stück Weg. Anstatt bei solchem Wetter umherzuirren, wäre es besser, die Zelte aufzuschlagen.“ Aber während man noch über diesen Vorschlag berathschlagt, zerreißt ein Windstoß die Wolken; am Horizonte zucken Blitze und ein heftiges Gewitter bricht los. Plötzlich zeigt sich beim Scheine der elektrischen Entladungen eine kolossale braune Masse, um gleich darauf wieder in der Dunkelheit zu verschwinden. „Schusch, Schusch!“ schrieen da die Maulthiertreiber. Es war in der That die Festung von Susa, und in der Nähe derselben befand sich ja das Grab Daniel's, das für die naßkalte Nacht eine leidliche Unterkunft verhieß, so daß alle ihre Schritte beschleunigten. Eine halbe Stunde später zog die Karawane bei einem verfallenen Imamzade vorbei, dann an einer künstlichen Böschung entlang und betrat endlich durch ein Thor die rechteckige Umfassungsmauer des Daniel-Grabes, wo ihr der Wächter mürrisch eine an die Mauer sich anlehnende Bogenhalle zum Nachtquartier anwies.

Als die Reisenden am 27. Februar bei strahlendem Sonnenscheine erwachten, erblickten sie über die Mauer hinweg eine hohe, mit Grün bedeckte Masse, einem von Schluchten durchfurchten Bergabhange ähnlich, den Burghügel von Susa; unverändert stand er da, wie sie ihn bei ihrer ersten Reise gesehen hatten. Die Winter scheinen über ihn hingezogen zu sein, ohne eine einzige Furche in ihn gerissen zu haben; dieselben Ziegen klettern noch auf denselben steilen Pfaden umher und weiden das Gras ab. Noch immer wälzt der Schawur sein schlammiges Wasser bei den Mauern des Grabes vorbei und bildet dann ausgedehnte Sümpfe, ehe er seinen gewundenen Lauf zum Flusse von Dizful fortsetzt. Die Zeit scheint hier wie ein Traum vorüberzugehen.

Die steigende Sonne brachte die Fliegen in Bewegung und diese wieder weckten die Mitglieder der Karawane. Alle fühlten sich zerschlagen, steif und hungrig, aber dennoch begaben sie sich alsbald nach den Ruinenhügeln, um einen Platz für das Lager auszusuchen. Auch nur einen Tag länger im Heiligengrabe, wo sie nur wegen des nächtlichen Unwetters hatten Zuflucht suchen müssen, zu bleiben, wäre eine große Unklugheit gewesen.

Eine Azorenfahrt von Insel zu Insel.

Von Dr. Heinrich Simroth.

II. (Schluß.)

Gegen Abend ging ich an Bord. Wir hatten eine Militärabtheilung zur Ablösung für die anderen Inseln und einige Pfaffen als Passagiere bekommen. Letztere gaben sofort zur allgemeinen Prophezeiung schlechten Wetters Veranlassung. Die Subalternofficiere, die ihr kümmerliches Französisch an den Mann bringen wollten, fingen eine heitere Unterhaltung mit mir an, zogen sich aber später ängstlich zurück, als sie erfuhren, daß ich Allemão und Doutor sei. Hier sind eben die Brillen Seltenheiten. Um Mitternacht lichteten wir die Anker. Da ich einen Schlafkameraden bekommen hatte, blieb ich an Deck, denn das nächtliche Spucken und die Seekrankheit war entsetzlich, sie hielt selbst in ungeschwächter Stärke an, als wir die Nacht darauf ruhig im Hafen von Velas lagen. Als ich um 5 Uhr aufstand, fuhren wir zwischen Graciosa und der kleinen an ihrer Nordostseite vorgelagerten Inselklippe hindurch. Letztere erhebt sich allmählich von Osten unter einem scheinbaren Winkel von 16°, während sie im Westen unter mehr als 50° abstürzt, sich hier noch in eine Anzahl vom Meere halb bedeckter Felsen fortsetzend und so die Hauptrichtung der erodirenden Welle verrathend. Die Sonne ging bei schönstem Wetter als rother Ball aus dem Ocean auf, aber nur scheinbar, denn in Wahrheit lagerte trotz aller Himmelsklarheit eine undurchdringliche Dunstschicht von etwa 1° über dem Horizont. Seefahrten geben einem, dem das Schaukeln nichts anhat, natürlich Muße zu unausgesetzten Luftstudien, die aber wohl nur bei genauerer Analyse Interesse haben. Bloß eines Falles möchte ich gedenken, nämlich einer Cirrusschicht, die noch unter drei oder vier anderen Wolkenlagen stand, also sehr tief, dunkelgrau zwar, aber durchaus von dem fein federstreifigen Aussehen, das sonst nur den Eisnadelmassen in den obersten Regionen zukommt.

Graciosa bot einen freundlichen Anblick, wenn auch die Haine und Blüthenmassen, denen es den Namen verdankt, der Kultur weichen mußten. Jetzt sahen wir Stoppelfelder und spärliche Häuschen, aber die Abhänge waren noch grün, und der Wechsel der Berge, der Caldeiren und kleineren Hügel bot hübsche Ansichten. Wir legten auf der Hin- und Rückreise an verschiedenen Punkten an, bei Santa Cruz und Praya, das eine ein freundlicher Ort, mit Gärten und Windmühlen, das andere nur wenige Häuser, die auf ödem, klippigem Strande ziemlich trist dalagen. Nachdem das officielle Flaggenboot den Reigen eröffnet, begann ein reger Verkehr bunter Kähne, die hauptsächlich Getreide brachten, doch immer nur für wenige Stunden, zu kurz, um ans Land zu gehen und der von Hartung gemalten und durch ihn berühmt gewordenen Höhle, die durch einen kolossalen und jedenfalls lange während der Lavenerstarrung andauernden Gasausbruch entstand, einen Besuch abzustatten. So zeichnete ich die Klippen ab (Fig. 1 und 2), gegen deren Schwärze die Brandung grell weiß abstach, eigenthümlich zerrissene, zackige Formen, und wie es scheint, nur in dem Gürtel, der den Hochfluthen zugänglich ist. Sie sind wohl auf die chemische Zersetzung und Lösung des gesteinzerfressenden Seewassers zurückzuführen, also als eine Art Karst- oder Karrenbildung zu deuten. Alt genug sind die Laven jedenfalls, denn seit der Entdeckung ist die Insel von keiner Eruption wieder betroffen.

Von Graciosa ging's in einigen Stunden nach S. Jorge. Da sich der Himmel bedeckte und die wenigen über den Kamm sich erhebenden Spitzen in den Wolken verborgen blieben, so stand die Insel wie eine ungeheure Felsenmauer im Meere, entschieden großartig, wie ja der Nebel die Verhältnisse vergrößert; und als wir um das Westende bogen,

machte die freistehende Klippe, die wie eine Kirche geformt ist mit nadelförmig zugespitztem Thurm, einen gewaltigen Eindruck. Man erkannte eigentlich nur am oberen Rande einiges Grün. Hier und da klebte ein Weinberg an der Höhe (der Wein soll früher am besten gewesen sein), und man sagte, daß der Besitzer nur auf Leitern vom Kahne aus zu seinem Eigenthume gelangen könnte. Dann wandten wir uns zur Südseite und warfen vor der Hauptstadt Velas oder Vellas (siehe die dritte Abbildung) Anker. Um das Bild zu verstehen, denke man sich rechts als Fortsetzung die höher ansteigende Gebirgswand. Der kleine Ort ist gegen die Westwinde gut geschützt durch ein Vorgebirge, das wie ein riesiges Schwarzwälder Bauernhaus dahinter liegt. In der Lücke treten Tuffwände hervor, die völlig den Eindruck einer Festung machen, für die ich sie zuerst nahm. Die Küste besteht wieder aus steil zerrissenen Lavaklippen, wie sie auch ringsum vorragen, als Wellenbrecher das Meer belebend. Von der Höhe des Berges winkt charakteristisch eine jener kleinen portugiesischen Windmühlen, wie sie dem Reisenden bei der Einfahrt in den Tejo in so großer Zahl als Wahrzeichen von Lissabon entgegentreten. Die Flügel sind so konstruirt, daß zwei Holzkreuze sich unter Winkeln von 45° schneiden. Ein Tau verbindet die Enden im Achteck, und dazwischen werden so viel dreieckige Segel gespannt, als der Windstärke angemessen sind. Sie haben ein sehr zierliches Aussehen. Da es bei dem regnerischen Wetter bald dämmerig wurde, blieb ich an Bord und sah dem Getriebe der Kähne zu. Wir hatten ein edles Pferd mitgebracht, das in zitternder Unruhe in seinem Kasten hinausschwebte und dann auf dem Kahne im fernen Nebel verschwand. Was wird sein Geschick sein? Die englischen Rosse, die man gelegentlich einführt, sollen theils in Folge ungeeigneter Behandlung, theils durch das Klima bald Lungenkrankheiten erliegen. Die Boote brachten uns meist Käse, das Hauptserzeugniß der Insel, weit berühmt, nicht nur auf allen Azoren, sondern auch in Portugal. Es sind vorwiegend bloß die drei Inseln S. Jorge, Terceira und Pico, die Käse erzeugen. Waller erwähnt noch einen Ziegenkäse von Furnas, der, noch weiß, eine Delikatesse sein soll. Zufällig habe ich ihn nicht gekostet, wohl aber jene anderen zur Genüge, die je nach der Herkunft eine besondere Form und einen anderen Geschmack haben. Der von Terceira erinnerte am meisten an holländischen Käse, und das erweckte den Gedanken, daß diese nur auf den flämischen Inseln heimische Fabrikation in der That von den Flamländern mitgebracht sein mag, denn die Portugiesen sind in der Milchwirthschaft merkwürdig zurück. Es lohnte sich wohl, der Sache nähere Aufmerksamkeit zu schenken.

Die Nacht erst machte dem regen Treiben der Kähne ein Ende; der Regen rieselte langsam nieder, und die Wellen schlugen träumerisch gegen das Schiff. Um so greller erklang noch von den Felsen das Geschrei der Seevögel, die in ihren

Lavaklippen an der Küste von Graciosa.

Kolonien noch keine Ruhe finden konnten. Am Tage sahen wir auch genug Felsentauben (Columba livia), die Vorfahren unserer Haustaube. In S. Miguel bilden sie ein beliebtes Wild, das ich aber deshalb früher überging, weil seine Reinheit fast durchweg durch verwilderten Nachschub getrübt wurde. — Bei der Rückfahrt ging ich ans Land und sah mir die Stadt an, freundlich, sauber, klein, ohne Besonderheiten. Höchstens fielen die Calabassen auf, die als Milchflaschen dienen, da sonst der Flaschenkürbis auf den Azoren wenig gebraucht wird. Alt und Jung ging in die Häuser und labte sich an Milch, eine Reiseerquickung, die selbst die Officiere eifrig mitmachten; ich traf unterwegs keinen, der für blasirt gelten konnte, die Verhältnisse sind hier noch zu harmlos.

Sonntag früh um 5 Uhr ging's hinüber nach Pico, das gelegentlich aus Nebel und Wolken auftauchte. Nach anderthalb Stunden waren wir bereits an seiner Nordseite. Wieder war es ein langgestreckter Berg, der sich links, östlich, ins Meer verflachte. Nach rechts erhob er sich zwar, aber die Spitzen verschwanden bald bei dem trüben Wetter, und namentlich der Pik, die Westspitze, war nur in den untersten Partien sichtbar, so daß von der Majestät des Eilandes zunächst nichts zu bemerken war. Von Zeit zu Zeit ertönte die Dampfpfeife, um den Leuten im kleinen Stranddörfchen die Ankunft zu signalisiren; aber entweder schliefen sie noch, oder die Brandung, die allerdings sehr hoch sich aufbäumte, verhinderte sie an der Abfahrt. Wir mußten lange warten und machten mehrere Schwenkungen, bis ein Boot kam. In der Zwischenzeit hatten wir ein hübsches Schauspiel, springende Fische in ungeheuren Schwärmen. Die Thiere schleuderten sich aus dem Wasser heraus, um gleich wieder zu versinken und das Manöver im nächsten Augenblicke zu wiederholen; einer hinter dem anderen, in schnurgeraden Linien; aber Massen solcher Linien zugleich, einander parallel; das ganze Meer tanzte. Sie kamen schräg von der Küste auf uns zu und theilten sich in zwei Hauptkolonnen, die das Schiff zwischen sich nahmen. Ich sah's schon einmal bei S. Miguel, aber im kleineren Maßstabe. Waren es Thunfische oder die verwandten Boniten (Thynnus pelamys), die den fliegenden Fischen nachstellen? Von letzteren erspähte ich auf der ganzen Reise nur zwei, auch an den Azoren, wo sie auf etwa doppelte Schiffslänge in flachem Bogen über das Wasser schnellten. Erst weiter südlich beginnt ihre Häufigkeit.

Am Lande war nicht viel zu sehen, überall kleine Weingärten mit Obstbäumen, sehr wenig Häuser. Mit dem Wein hat es nur noch wenig auf sich, aber es stehen dort überall noch die ganz kleinen Mauerquadrate, auf denen er gezogen wird. Die Aprikosen dagegen sind berühmt und bilden neben dem Käse das Haupterzeugniß. Es kam nur ein Boot, die Post abzuholen. Der Export vollzieht sich wohl über Horta, und er ist unbedeutend. Pico ist am dünnsten bevölkert, nur 63 Einwohner auf das Quadratkilometer gegen 77 auf Terceira, 145 auf Fayal, 163 auf

S. Miguel und 289 auf Graciosa; nur Santa Maria bleibt noch hinter Pico zurück mit 58 (s. Elisée Réclus, Nouvelle géographic universelle, die neuesten Lieferungen).

So dampften wir über die schmale Meerenge nach Horta zu, dem Stolz der Insulaner. „Lindissima vista!" klang's wiederholt. In der That, das kleine atlantische Neapel liegt reizend, und daß der Vulkan jenseits des Meeres sich erhebt, erhöht die Schönheit. Ich ging für drei Tage an Land und ließ Flores und Corvo mit seinen zierlichen Zwergrindern und mit der landschaftlichen Wiederholung aller Inselmerkwürdigkeiten in seiner Caldeira — nach Ansicht der Insulaner — im Stich. Horta, Fayals Hauptstadt, hat für uns Deutsche Interesse, denn zu ihren ersten Einwohnern gehörte ja der bekannte Nürnberger Tuchmacher und Kosmograph, Martin Behaim, der als Schwiegersohn des niederländischen Kolonisators, Jobst van Hurter, nach dem die Stadt heißt, 1486 auf einige Jahre hierher zog. Sonst hat die Stadt allerdings wenig Deutsches. Sie ist diejenige, die sich am allergleichmäßigsten aus Weiß und Grün sehr blank aufbaut, war doch selbst die Kirche in der Nähe des Hafens bis zur Dachspitze hinauf weiß getüncht mit grünen Fensterläden. Die Lage kann kaum symmetrischer sein; eine kleine Bai, die zu beiden Seiten durch je einen dem Meere entstiegenen und durch schmalen Isthmus mit dem Lande zusammenhängenden Berg, Monte Queimado und Guia, abgeschlossen und geschützt wird; dahinter erhebt sich sanft ansteigend das Gebirge der kegelförmigen Insel und gerade gegenüber, außerordentlich regelmäßig, auf breiter Basis immer steiler und steiler aufstrebend, der Pico do Pico, dem man von hier aus nicht ansieht, daß er nur den Vorposten eines langgestreckten Eilandes darstellt; man würde es für durchaus kreisförmig halten. In Wahrheit bilden Pico und Fayal nur ein Gebirgssystem auf gemeinsamer untermeerischer Grundlage, und die Meerenge mit dem Magdalenenfelsen ist so seicht als schmal. Ich nahm in dem einen der beiden Hotels ein Zimmer möglichst hoch, und genoß von hier aus die prachtvollste Aussicht. Im Hafen lagen wohl ein Dutzend Schiffe und ein altes Wrack; der Verkehr ist beträchtlich. Man schützt ihn neuerdings durch einen ähnlichen Damm, wie den von Ponta Delgada; doch macht der Bau weniger Schwierigkeiten. Nichtsdestoweniger muß die Gewalt der Wellen, trotz dem Schutz, den Pico gewährt, im Winter enorm sein, denn die breite, aus riesigen Quadern aufgeführte Hafenmauer, auf der wohl vier Personen neben einander gehen können, lag auf eine Strecke weit in Trümmern. Der Tag wurde klar, und das Meer wunderbar blau. Der Fuß des Piks war mit den kleinen Landhäusern der reichen Fayalenser freundlich übersäet, die Spitze, die nur selten frei wird, verbarg er mir leider während meines ganzen Aufenthaltes. Aber die Wolken, die sie einhüllten, nahmen fortdauernd eine gleichmäßige Form an, wie ein riesiger Pilzhut, zu dem der Berg den Stiel bildete, als wären sie eifersüchtig, das Heiligthum profanen Blicken preiszugeben. Hier würden die Griechen ihren götterbevölkerten Olymp gefunden haben. Doch die moderne Erklärung steht an Großartigkeit nicht nach, jene Wolken bezeichnen die Grenze des Passates und Gegenpassates, hier wird ein gut Theil vom Wetter Europas gebraut. Zur Linken begrenzte die ferne Felsenwand von S. Jorge den Horizont, mit nur kleiner Lücke, rechts der unendliche Ocean. — Abends lag der Mond gerade auf der Meerenge, aus Gewölk blendend hervorbrechend, im Kontrast mit der rothen Lampe des Leuchtthurms auf dem Hafendamme.

Lavaklippen an der Küste von Graciosa.

Wenn auch der Pik seine Spitze mit der leichten Rauchwolke verhüllte, man erkannte den Vulkan doch auf den ersten Blick an den zahlreichen zierlichen Flankenkratern, die, fast bis zum Fuß reichend, oft wiederholte seitliche Ausbrüche bezeugten. Ich zählte vom Fenster aus vierzehn. In historischer Zeit ist die Spitze nicht wieder thätig gewesen, und auch der enorm helle Ausbruch von 1572, dessen Schein die Wasser bei S. Miguel erleuchtete, erfolgte seitlich. Der Berg wird nicht selten und ohne allzu große Mühe erstiegen, allerdings für einen Tag eine sehr anstrengende Tour. Den Abhang bedeckt das übliche Gebüsch, die Heimath unserer Ringeltaube (Columba palumbus), nach oben hält unsere Calluna vulgaris am weitesten aus. Zu Wasseransammlungen, Sumpfbildungen und Sphagnumpolstern kommt es nicht, ja der Regen verschwindet in Spalten oder lockeren Tuffen, so daß die Einwohner der Insel gezwungen sind, sich in Cisternen Vorrath aufzubewahren.

Im Hotel herrschte, wie immer bei der Ankunft des Dampfers, reges Leben. Sr. Eduardo und seine stattliche Ehehälfte standen mit vieler Würde ihren Pflichten vor, er oben, sie unten am Tisch. Es wurde nach englischer Sitte gespeist, vielleicht nicht ohne Berechnung, denn mancher der portugiesischen Gäste, der sonst ordentlich zugegriffen hätte, wurde bei der Frage, ob der Hausherr Roastbeef und Huhn vorlegen sollte, verlegen und dankte; er mußte sich hinterher an sweet meats und Früchten schadlos halten. Uebrigens waren die Wirthsleute Insulaner, die sonst nur portugiesisch sprachen. Es waren selbst einige Sommerfrischler, wie es schien, zugegen, eine kurzhaarige Miß wohl am längsten. Der Oberkellner erschien durchaus modern sonntäglich elegant, der zweite Junge ebenso, aber barfuß. Es ging ziemlich steif zu in dem eingebildeten Englisch; ein einfacher Kapitän, den ich englisch anredete, entschuldigte sich verlegen, er verstehe nicht portugiesisch, sowie mir in Ponta Delgada ein Arbeiter, den ich portugiesisch nach dem Wege fragte, erwiderte, er verstehe nicht englisch. Freilich gebrauchte ich beide Sprachen nur stümperhaft; aber die Verlegenheit that die Hauptsache; wie mir denn die Wirthin, als ich im Garten eine schöne Akazie bewunderte, eine Hülse herabpflückte mit der Erklärung, wenn ich die Samenkörner in die Erde thäte, würden's wieder Akazien. Sonst war ich im Hotel sehr gut aufgehoben. Die Wirthin verkaufte die Industrieerzeugnisse der Fayalenser Mädchen, die schwarze Spitzentücher geschickt und geschmackvoll mit gemeinem Stroh durchflechten. Eine Probe, die ich mitnahm, findet allgemeinen Beifall. Auch sonst verfertigen sie allerlei Zierrath aus Muschelchen und Tang, wovon ich leider nichts sah. Das Sargassomeer entsendet häufig große Tangmassen an diese Küsten, die aber nicht gehörig aus-

genutzt werden, weder als Dünger, noch zur Pottasche- und Jodgewinnung. Während des Sommers scheinen die Anschwemmungen seltener zu sein, wiewohl sie andererseits auch an keine Jahreszeit ausschließlich gebunden sein dürften. Ich erkundigte mich häufig danach, um Studien an der eigenthümlichen Tangfauna zu machen, aber man verwies mich immer mehr oder weniger auf günstigen Zufall.

In der Stadt sieht man genug englische, oder besser amerikanische Firmen, die Kaufleute berechnen nach Dollar und Cent; der Handel ist eben am stärksten nach Amerika, namentlich sind es Wallfischfahrer, die hierher kommen, um ihre Jagdbeute hier niederzulegen, die dann von anderen Schiffen abgeholt wird. Sie selbst gehen mit neuer Ausrüstung wieder ihrem Gewerbe nach, oft auf lange Zeit. Dabei werden mit Vorliebe Insulaner als Matrosen angeheuert, die wegen ihrer Seetüchtigkeit ebenso geschätzt sind als wegen der Anspruchslosigkeit, Nüchternheit und bescheideneren Löhnung. Wir verkehrten in Ponta Delgada mit den Officieren eines Walers, der bereits drittehalb Jahre von der Heimath, New York, abwesend war. Er hatte als Matrosen meist Neger von den Cap Verden, die uns durch ihre Tänze erfreuten. Die längere Hafenruhe machte sie übermüthig, und als eines Sonntags Nachmittags der erste Officier vom Lande gerufen wurde, weil Streit ausgebrochen war, verwundete ihn ein Neger durch Messerstiche, sprang über Bord, um zu entkommen, wurde durch nachgesandte Revolverschüsse am Bein verwundet, dingfest gemacht und ins Gefängniß abgeführt — um nach vierzehn Tagen wieder eine Stelle an Bord einzunehmen, wohl auch ein Einfluß der milden Landes-Justiz, der er freilich nicht direkt unterstand, und der Mann wurde zudem gebraucht. Die lange Seefahrt hatte unter der Mannschaft manches Talent ausgebildet, der eine schnitzte vorzügliche Elfenbeinsachen und gravirte Bilder in Delphinkiefer, ein anderer dichtete, Folgen der abgeschlossenen Muße. Uebrigens ist das Azorenmeer reich namentlich an großen Zahnwalen, und diese Industrie gehört recht eigentlich den Inseln. Häufig soll man ganzen Heerden der Kolosse begegnen, ich sah nur zwei in der Ferne ihre pinienartigen Dampfsäulen auspusten.

Die Umgebung von Horta ist freundlich, aber durchaus kultivirt. An der Südseite geht eine gute Fahrstraße am Strande entlang, fortlaufend von blanker Mauer begleitet; überall Garten- und Feldbau, mit Rohr- oder Tamariskenhecken; die Landhäuschen sauber und, wie es scheint, wohlhabend. Der Strand mit den schwarzen zerfressenen Klippen, zwischen denen man seine Ernte hält an kleinem Gethier; hier und da ein guter Einblick in den Hergang beim Ausbruch. So häuften sich an einer Klippe die Littorinen in ovalen Höhlungen, die in einer horizontalen Linie die Felsen markirten, Gasblasen, in der noch teigigen Masse gestreckt und gerichtet, und dergleichen. Der Hafen hat die Seltenheit der Sandküste, aber der Sand war außerordentlich arm an Conchylien. — Fayal gilt für das bestbebaute Eiland. Von der ursprünglichen Bedeckung mit der Myrica faya ist nichts mehr zu sehen, von einem dichten Wald ist nirgends die Rede mehr. Doch ich wage auch hier die Vermuthung, daß die anfängliche Bewaldung überschätzt worden ist. Waller citirt alte Berichte, wonach Terceira reich war an Cedern, wahrscheinlich Juniperus oxycedrus; es wurden Tischlerwaaren für die spanischen Schiffe daraus gemacht, ja man holte auch die Stämme von S. Jorge herbei; letzterer Umstand scheint schon eine Einschränkung des Ueberflusses zu enthalten. Ferner werden die alten Taxus von Pico und Flores („teixo") gerühmt, sie sind vollkommen verschwunden. Auch sie können nur in beschränkter Menge vorhanden gewesen sein, da sie bald monopolisirt wurden für die königliche Hofhaltung. Daß Taxus jetzt nicht mehr aufkommt, liegt in seinem langsamen Wachsthum; vorher stand ihm unbegrenzte Zeit zu Gebote. Die Flora überschaut man am besten beim Aufstieg zur Caldeira, auf dem Gipfel der Insel. Ich miethete einen sehr kräftigen Esel und schmucken Führer. Der Weg steigt ziemlich sanft auf, zuerst zwischen Gärten und Landhäusern (es fehlen zwar die Parks von Ponta Delgada, aber auch die beengenden Mauern treten mehr zurück), dann folgen Hohlwege, ein Kiefernholz, Azorenhaide, Wachholder, Buchsbaum in hohen Büschen, mit ordentlichen Stämmen, aber sehr trocken. In dieser ganzen Region vom Ufer war, bei der Schmetterlingsarmuth der Azoren recht auffällig, ein großer rothbrauner Tagfalter mit schwarzen und weißen Punkten und Streifen (Danais archippus) gemein, einer der wenigen amerikanischen Einwanderer, die trotz der herrschenden westlichen Winde sich nicht mehren wollen. Drouet und Morelet fanden ihn noch nicht, Godman trieb nur zwei Exemplare auf, die 1864 auf Fayal und Flores erbeutet waren; jetzt war er auf Fayal die gewöhnlichste Erscheinung, und vereinzelte Falter flogen bereits auf S. Miguel, die Etappen lassen sich gut verfolgen. Sonst hat Südamerika drei Käfer geliefert, d. h. noch nicht 1,5 Proc., ein schöner goldgrüner Bockkäfer (Taeniotes scalaris) ist am hervorragendsten als das größte

Velas auf S. Jorge.

Azorencoleopter nicht nur, sondern als ein Schädling der Feigenbäume, die auf Fayal mit denen Algarbiens an Höhe und Umfang der Stämme wetteifern.

Oberhalb geht das Gebüsch mehr in Adlerfarn über und weiter in immer kleinere Formen, und es folgte eine weite Haidelandschaft, mit unserer Galluna vulgaris, die noch hier und da eine verspätete Blüthe zeigte, sonst aber dürr und trocken dastand. Häufig ein Wasserlauf, aber ziemlich flach, keine Schlucht, wohl weil wir über härteren Grund wanderten, statt über Tuffe; gelegentlich lagen Felsblöcke da. An den Wasserrändern Hecken von Erica azorica und Juniperus, quer hindurch stundenweit ein herrlich blaues Hortensienband als Grenze der Weidebezirke; in kleinen Trupps bis zum Gipfel Schafe, mehr schwarze als weiße, ausgezeichnet genährt und tadellos rein; Staub scheint unbekannt zu sein. Sie weiden ohne Hirten, in fünf Stunden trafen wir keinen Menschen. Je höher wir kamen, um so feuchter wurde der Boden, um so mehr wurde das Haidekraut durch Grasbüschel und hier und da durch Sphagnumpolster ersetzt; wir traten in die Region ein, die ich erwähnte, wo die beständige Grenze der beiden Windschichten regelmäßige Niederschläge und Nebel erzeugt, von 3000 Fuß etwa an. Alle die einzelnen Grasbüschel, etwa von einem bis zu mehreren Fuß Durchmesser, waren nicht rund, sondern kammartig zusammengedrückt, und offenbar nicht vorübergehend, sondern in fester Form. Ich habe leider versäumt, die Richtung der Kämme genau zu notiren, aus allgemeiner Orientirung aber, die durch den Pik sehr erleichtert wird, entsinne ich mich, daß sie Südwest — Nordost war, ein Beweis, auch ohne ständiges Observatorium, daß in dieser Höhe der Passatwind oder seine Gegenströmung bei weitem vorherrschen.

Jetzt pfiff ein kalter Nordwind, der häufig Regenschauer brachte, und man mußte die Pausen benutzen. Immer großartiger wurden die Rückblicke, immer besser und weiter die Umrisse der Insel, drüben der Pik und das ferne S. Jorge; kräftige Wolken um den Berg. Die Sonne pustete ordentlich Lichter hindurch, dann wieder warf sie Strahlenbündel aufs Meer, grellweiß auf den dunkelgrauen Ocean, in so scharfen Kreisen und Schlangenlinien, daß man jeden Augenblick wieder getäuscht wurde und die schwarzen Flecke für Inseln nahm, zur Seite von Pico, und die weißen Streifen für Kanäle. Am imposantesten war es oben; wir standen in der bis zum Pik reichenden Wolkendecke, die uns die einzelnen Wolken, die Ursache der wunderlichen Beleuchtung, verhüllte, hier wurde die Täuschung auf dem Meere vollkommen. Und nun den Blick vom Gipfel nach der anderen Seite in die Caldeira, die vor uns gähnt! Man denke sich einen Koch- oder Waschkessel in den gewöhnlichen Proportionen, ganz normal, aber 400 m tief; der obere Rand, natürlich in Bergspitzen etwas gezackt, nur durch einen schmalen Pfad bezeichnet. Die Wände grün, ein wenig unregelmäßig, hier und da ein paar Felsen, unten grüne Vorsprünge, durch Abschwemmung erzeugt, auf dem Boden ein niedlicher kleiner Krater und ein unregelmäßiger Teich. Der Sturm blies Nebel und Wolken umher, hier und da ein Sonnenblick auf einen Theil des Kessels, hier und da tief dunkel beschattete Wände mit frei sichtbarem Umriß, hier und da die Wolken über den Rand hineingepeitscht und den Kessel halb mit eilendem Nebel füllend; wir selbst oft genug ganz in Wolken. Zeichnung und Photographie dürften hier leider unmöglich sein, nirgends kann man genügend zurücktreten, um den ganzen Umriß aufzunehmen. Mir waren die Hände zum Versuch zu starr, mein Bursche in seiner leichten Leinwandkleidung fror bedenklich. Doch gelang es mir, noch ein paar vereinzelte Thierchen aufzutreiben, vor allem die Plutonia, die bisher nur von S. Miguel bekannt war, ein Beweis mehr für die enge faunistische Zusammengehörigkeit der verschiedenen Inseln.

Zum Diner waren wir bereits wieder unten. Abends ging's an Bord, nicht ohne Schwierigkeit wegen des Seegangs; in der Nacht begann die Rückfahrt. Der westlichste Punkt war der erhabenste gewesen. Das Wetter wechselte fortwährend. Als wir an S. Jorge vorbei waren, blies ein tüchtiger West gerade von der stolzen Nadelklippe her; die Sturmvögel folgten uns, „alma do mestre“ (Seele des Herrn). In einem anderen Theil des Oceans mußte ein starker Sturm gewüthet haben: wir hatten die langen, hohen, parallelen Wellen, mit denen sich das große Wasserbecken allmählich beruhigt. Wir steuerten gerade hindurch; welcher Hochgenuß, sich am Hintersteven anzuklammern, wenn das Vordertheil jetzt sich aufrichtet, um im nächsten Augenblick schlank hinabzugleiten und sich in den heranrückenden Wellenberg einzubohren. Der schönste Moment höchsten Aufsteigens endete mit großer Sturzwelle.

Ich habe wiederholt darauf hingewiesen, wie wichtig und wechselnd die Winde sind, nicht nur für die Inseln, sondern, von ihnen abhängig, für Europa. Hier ist die Zone, wo der Nordostpassat entsteht und die südwestliche Gegenströmung sich herabsenkt, eine eigentliche Wetterscheide, natürlich nicht konstant, sondern bald nach Nord, bald nach Süd sich verschiebend. Diese Verschiebungen rechtzeitig kennen zu lernen, müßte einer der vortheilhaftesten Fak-

Tabelle der Windrichtungen nach Beobachtungen um 9 h Vormittag, Mittag, 3 h und 9 h Nachmittag.

A. Ponta Delgada.

	N	NNO	NO	ONO	O	OSO	SO	SSO	S	SSW	SW	WSW	W	WNW	NW	NNW	Windstille	Summa
Frühling	29,3	45,2	36,5	4,7	5,6	17,5	14,9	17,9	30,8	17,3	27,9	12,2	32,3	31,9	26,2	12,7	5,1	367,9
Sommer	21,6	73,2	58,6	7,1	4,0	11,9	17,7	12,6	17,1	15,9	33,5	9,9	28,4	22,7	5,7	6,0	20,3	366,2
Herbst	28,9	58,4	43,7	8,9	4,7	11,7	14,6	19,0	28,0	15,8	30,8	12,3	25,5	23,9	11,5	15,0	10,8	363,8
Winter	25,4	32,9	34,9	7,3	8,1	14,5	10,5	11,0	27,4	29,6	43,4	18,9	27,8	29,8	20,3	12,2	7,5	361,1
Jahr	105,2	209,7	173,7	28,0	22,4	55,6	57,7	60,5	103,3	78,6	135,6	53,3	114,0	108,3	63,7	45,9	43,7	1459,0

B. Angra do Heroismo.

	N	NNO	NO	ONO	O	OSO	SO	SSO	S	SSW	SW	WSW	W	WNW	NW	NNW	Windstille	Summa
Frühling	13,6	13,0	15,1	14,5	11,2	13,8	15,5	8,4	11,4	16,4	27,7	23,6	62,3	33,2	21,0	20,3	5,8	327,0
Sommer	11,3	16,6	20,3	16,5	16,8	15,4	20,4	11,6	9,0	10,5	24,8	20,2	83,1	19,8	15,8	9,1	8,6	329,0
Herbst	15,0	14,9	15,3	21,0	20,5	13,8	11,3	8,5	10,8	20,7	24,2	23,4	60,1	24,4	23,6	15,2	4,9	327,3
Winter	14,0	12,4	15,8	17,3	15,0	13,0	7,9	7,0	8,7	17,0	34,1	26,9	56,6	35,9	23,9	12,3	5,8	324,4
Jahr	53,9	56,9	66,5	69,3	63,5	56,0	55,1	35,5	39,9	64,6	110,8	94,1	262,1	113,3	84,3	56,9	25,1	1307,6

toren sein für die Wetterprognose in ganz Europa. Die Meteorologie und zuletzt Réclus (l. c.) haben betont, was wir in dieser Hinsicht von einem bald nach den Azoren zu legenden Kabel zu erwarten haben. Ich erwähnte bereits die großen Verschiedenheiten im Klima der einzelnen Inseln und ihre muthmaßliche Abhängigkeit von den Differenzen der Luftströmungen. Wie bedeutend diese sein können, zeigt die vorstehende Tabelle, deren Beobachtungsmaterial innerhalb desselben Zeitraums von sieben oder acht Jahren gesammelt wurde. Beide Stationen, Angra wie Ponta Delgada, haben eine annähernd gleiche Lage, beide nehmen eine nach Süden geöffnete Bucht an der Südseite ihrer Eilande ein, ein Unterschied kann höchstens im Hinterland gesucht werden, insofern als Angra direkt das hohe, doch nur mäßig steile Gebirge, Ponta Delgada aber wenigstens gegen Nordost nur einen niedrigeren Landrücken hinter sich hat. — Zunächst ist es auffallend, wie in Angra die West-, in Ponta Delgada die Nordnordost- und Nordostwinde zumal im Sommer prävaliren. Gewöhnlich werden die Westwinde als die vorherrschenden betrachtet; auch sind sie der Natur der Sache nach, als von den tropischen Calmen stammend, die feuchteren; ja die Nord- und Nordostströmungen werden geradezu als trocken bezeichnet, natürlich nur relativ, denn jeder Wind, der so weit über die See streicht, muß sich wohl einigermaßen mit Wasserdampf sättigen: Der Südwind, relativ zurücktretend, ist doch in Ponta Delgada zu allen Zeiten doppelt so stark und stärker als in Angra, gerade entgegengesetzt dem Westwind. Auch sonst lassen sich eine Menge Differenzen aus der Tabelle ableiten, was ich indeß einer berufeneren Feder überlasse. So viel scheint wenigstens aus den Daten hervorzugehen, daß die klimatischen Unterschiede zwischen S. Miguel und Terceira, die sich in den Gegensätzen der Jahreszeiten, der Bewölkung und Niederschlagsmenge ausprägen (s. o.), ihren Grund in der Verschiedenheit der Luftströmungen haben.

Noch ein paar Worte über die letzte, östlichste Insel, Santa Maria. Ich sah sie Anfangs Oktober bei der Heimreise über Madeira. Sie erhob sich ziemlich trocken aus der See; die Villa do porto lag hoch auf steilem Gestade; die Abhänge in der Nähe waren graslos, dafür aber dicht mit jungen Agave- und Kaktuspflanzen bedeckt, deren erstere auf diesem am meisten entwaldeten und daher am stärksten der Trockenheit und Denudation ausgesetzten Eilande im Winter als Viehfutter benutzt werden, wie in Algarve. Die Insel ist am dünnsten bevölkert und producirt hauptsächlich Getreide. Wir verließen sie nach wenigen Stunden, um den nächsten Aufenthalt im Hafen von Madeira zu nehmen, mit dessen reinem Kobaltblau sich das großartige, wildbrandende Azorenmeer an Farbe doch niemals voll messen konnte.

Das Schamanenthum unter den Burjäten.

5. Die Ideen der Burjäten über die Seele und über das Leben nach dem Tode.

(Schluß.)

Der Glauben eines burjätischen Schamanen ist eng verbunden mit den Anschauungen über die ihn umgebende Natur, mit den Ansichten über das Wesen und die Eigenschaften der menschlichen Seele. Dem Burjäten ist die Seele ein vollkommenes vom Körper abtrennbares Wesen; sie kann den Körper zeitweilig oder auf immer verlassen. Verläßt die Seele den Körper auf immer, so tritt der Tod ein. Krankheit und Schlaf unterscheiden sich nur quantitativ vom Tode, d. h. während einer Krankheit und des Schlafes trennt sich die Seele zeitweilig vom Körper. Der Traum wird folgendermaßen erklärt: Die Seele hat den Körper verlassen, wandert über die Erde und besucht die Geister; alles, was sie auf ihrer Wanderung erlebt, bewahrt sie im Gedächtniß, auch nach der Rückkehr in den Körper; die Erinnerung an alles das, was ihr begegnet, ist der Traum. Es ist begreiflich, daß die Burjäten ihren Träumen eine gewisse reale Bedeutung beilegen. Aber die Seele ist nicht allein ein reelles, sondern sie ist auch ein materielles Etwas, sie kann von anderen Menschen gesehen und gespürt werden. Gewöhnlich nimmt sie das Aussehen einer Biene an; diese Vorstellung der Seele unter der Gestalt einer Biene ist den Mongolen eigenthümlich, so wie die Slaven und Russen sich dieselbe in der Gestalt eines Schmetterlings denken. In der bekannten mongolischen Legende von den Thaten Bogda-Gesser-Chans will der Lama Tschoridong den Chan tödten; dazu nimmt seine Seele die Gestalt einer Wespe an, wird aber vom Chan gefangen; jedesmal sobald der Chan die Wespe mit der Hand drückt, verliert der Lama das Bewußtsein, sobald der Druck nachläßt, kehrt das Bewußtsein zurück. Folgende Erzählung wird das Gesagte in Betreff der Beziehung der Seele zum Körper erklären: Zwei Burjäten wohnen in ein und derselben Jurte (Filzhütte); einst schläft der eine am Tage ein, der andere nicht; dieser sieht nun, wie aus der Nähe des schlafenden Kameraden eine Biene (oder Wespe) herausfliegt, in der Jurte herumschwärmt und zuletzt in das Freie gelangt. Er will wissen, was die Biene machen wird und folgt ihr. Die Biene flattert um die Jurte, fliegt weiter, kommt zu einer Grube und verweilt hier eine Zeit lang; dann kehrt sie wieder heim in die Jurte; hier klettert sie am Rande eines mit Wasser gefüllten Gefäßes herum und fällt ins Wasser, aus dem sie mit Mühe sich rettet, endlich begiebt sie sich wieder in die Nähe des schlafenden Kameraden.

Als dieser aufwacht, so erzählt er seinen Traum: Ich ging hinaus auf die Straße, fand eine große mit Silber gefüllte Grube, dann wanderte ich am Ufer des Meeres und stürzte vom steilen Ufer herab; fast wäre ich ertrunken, nur mühsam rettete ich mich — da erwachte ich. Unterdeß ging der Kamerad, der sich die Grube gemerkt hatte, in welche die Biene — die Seele des Schlafenden — hineingeflogen war, zur Grube und fand wirklich viel Silber darin. Die Vorstellung, daß die Seele als Biene (oder Wespe) leben kann, erklärt den Umstand, daß Bienen, welche in die Jurte fliegen, niemals von dem Burjäten getödtet werden: er fürchtet, eine Seele zu vernichten.

So hält der Burjäte die Traumgebilde für wirkliche Thatsachen, welche er entweder danach beurtheilt oder sinnbildlich erklärt. Für gute Träume gelten: das Reiten auf einem Stier oder das Baden; denn der Stier ist das Sinnbild des Bucha-noin, das Wasser weist auf Uchan-chat —

beide sind wohlwollende Götter. Im Gegensatz dazu bedeutet das Eingesperrtsein in irgend einem Raum oder das Herausnehmen eines Pfeiles aus einem Köcher Unheil und Tod; der Pfeil bedeutet die Seele eines Mannes. So wie im Schlafe, so trennt sich auch während einer Krankheit die Seele vom Körper; allein die Trennung erfolgt nicht freiwillig, sondern gewaltsam. Die Seele wird auf den Wunsch einer Gottheit mit Gewalt entführt, am häufigsten als Strafe dafür, daß kein Opfer gebracht wurde. Um nun zu erfahren, durch wen die Krankheit herbeigeführt, wer die Seele geraubt hat, oder wer von den Göttern ein Opfer forderte, wird der Schamane gerufen; er ist verpflichtet, aus den Rissen und Sprüngen des verbrannten Schulterblattes eines Schafes den Namen der Gottheit zu ermitteln. Wenn der Schamane den Namen der Gottheit nicht erfahren, oder wenn die Gottheit nicht gnädig gestimmt werden kann, so stirbt der Kranke. So stirbt der Mensch — sobald seine Seele geraubt und in dem Gefängniß Erlen-Chans eingesperrt worden ist.

Aber der Mensch kann dem Tode entgehen, wenn seine Seele sich unter den Schutz anderer Gottheiten flüchten kann. Als solche Gottheiten gelten: der westliche Chat, Uchan-Chat, das Herdfeuer, d. h. der Besitzer, der Herr des Herdes, welcher den Verfolgern Feuerfunken nachwirft; die Ongone u. s. w. Allein die Seele kann sich nicht nur bei den Göttern, sondern auch an bestimmten Orten verbergen, z. B. in der Mähne eines geweihten Pferdes, in den Häusern der Nachbarn, bei einem guten Hunde u. s. w.

Während die Seele von den Abgesandten der bösen Geister verfolgt wird, kann sie die Gestalt von Thieren, von Vögeln annehmen; so verwandelt sich die Seele einer Frau in eine Elster. Eine eingefangene Seele fängt an zu weinen, und dies Weinen wird oft von den Menschen vernommen.

Die Abgesandten Erlen-Chans oder die anderen bösen Geister benutzen, um die Seele der Lebenden zu fangen, verschiedene Mittel: z. B. sie reizen den Menschen während des Schlafes zum Niesen; beim Niesen springt die Seele des Schlafenden heraus und, wenn sie sich nicht sofort verbergen kann, wird sie gefangen.

Oder der böse Geist fährt in einem schwarzen Wagen zur Jurte des Kranken; seine Aermel sind zurückgestreift und die Hände voller Blut; er schneidet dem Kranken ein Loch in die Brust, dringt mit der Hand hinein und drückt die großen Blutadern zusammen; dann tritt der Tod ein. — Uebrigens wird dies Verfahren jedesmal bei der Tödtung von Opferthieren ausgeübt. Das Einfangen der Seele eines Menschen wird dadurch erleichtert, wenn vorher die Seele seines Pferdes gefangen ist, denn die Seele des Menschen kann auf einem Pferde sich leichter der Verfolgung entziehen. Aber auch die Seele des Pferdes kann sich bei den Chaten verbergen.

Die Seele eines kranken Menschen, wenn sie auch schon von Erlen-Chan ergriffen ist, kann unter Beihilfe eines guten Schamanen wieder in den Körper zurückgeführt werden.

Man erzählt folgende Sage: Ein guter Schamane wurde zu einem schwer Erkrankten gerufen; er lehnte ab, zu kommen, weil er wußte, daß die Seele des Kranken im Gefängniß Erlen-Chans eingesperrt sei; er wurde zum zweiten Mal gerufen, aber vergeblich, und erschien endlich auf den dritten Ruf. Der dritten Ladung muß der Schamane nämlich Folge leisten, sonst wird er zur Rechenschaft gezogen. Der Schamane kam, rief den Sajan (Gottheit) an und erklärte, daß die Seele des Kranken nur um den Preis seiner eigenen Seele befreit werden könne; er erklärte sich auch bereit zu sterben, sobald der Kranke ihm zur Beerdigung ein Pferd und eine gute Kleidung geben werde. Der Kranke willigte ein — der Schamane verweilte während der Verzuckung bei Erlen-Chan und erhielt die Erlaubniß, seine Seele an die Stelle der mit Ketten belasteten Seele des Kranken zu setzen. Die Ketten wurden der Seele des Schamanen angelegt, in Folge dessen er, nach Hause zurückgekehrt, erkrankte. Als er fühlte, daß er sterben müsse, schickte er zu seinem geretteten Patienten und bat um das Pferd und die Kleidung; dem Abgesandten wurde nichts als Beleidigungen zu Theil. Der sterbende Schamane wies seine Verwandten an, ihn nicht vor neun Tagen zu beerdigen, innerhalb dieser Frist werde er zum Leben zurückkehren; aber die Verwandten begruben dennoch den Leichnam auf dem Berge Tarjätün Ondor.

Der Schamane aber verklagte den betrügerischen Burjäten; die Seele desselben wurde abermals ergriffen, in Fesseln gelegt und der Burjäte starb. Die Seele des Schamanen erhielt das Recht, heimzukehren, aber die heimgekehrte Seele fand ihren Körper halb verfault, angefüllt mit Würmern, Augen und Nase waren abgelöst. Nur mit Mühe gelangte die Seele in den Körper; der Schamane stand auf, schüttelte die Würmer ab und setzte Nase und Augen an ihren richtigen Platz. So begab er sich auf den Weg nach Hause, bedachte sich aber unterwegs, kehrte zu seinem Grabe zurück und starb zum zweiten Mal: seine Seele ging in das Land der Geister. Später wurde dieser Schamane zu einem Sajan (gute Gottheit); er wird oft angerufen und erzählt sein Schicksal.

Meist alle Seelen kommen in das Gefängniß Erlen-Chans; die Seelen guter Handwerker kommen in besondere Werkstätten, wo sie ihr Handwerk weiter führen; die Seelen der Schriftkundigen beschäftigen sich mit Schreiben; die Seelen der guten Näherinnen kommen in ein Gebäude, welches Ulenschi heißt, um hier zu nähen.

Die Burjäten glauben, daß kluge Leute, geschickte Handwerker und Schriftkundige nicht lange leben, weil man sie in jener Welt braucht; deshalb rauben Erlen-Chan und andere Gottheiten die Seelen jener.

Das Leben nach dem Tode kennt nach der Meinung der Burjäten nicht die Qualen des Kerkers, nicht stete Arbeit, sondern nur volles Vergnügen. Die Ideen einer Vergeltung nach dem Tode sind den Anhängern des Schamanismus fremd; wenn man hier und da solche Ideen in einzelnen Erzählungen antrifft, so darf man annehmen, daß dieselben dem Buddhismus entlehnt sind. Für den Schamanisten ist charakteristisch, daß er sich das Leben der Seele nach dem Tode nur als eine Fortsetzung des irdischen Lebenswandels denkt: die Seelen essen und trinken wie auf der Erde, machen Hochzeiten und Abendfeste mit; tragen gute oder schlechte Kleidung, je nachdem, wie sie bei der Bestattung gekleidet waren; sie gehen zu Fuß, fahren oder reiten, je nachdem sie Roß und Wagen hatten oder nicht. Diese Anschauungen spiegeln sich sehr lebhaft in den Bestattungsgebräuchen ab.

Aber abgesehen von dieser Fortsetzung des gewöhnlichen Lebens nach dem Tode erlangt die zu einem Geist gewordene Seele doch einige neue Eigenschaften. Die Seelen der Verstorbenen können von den Lebenden gesehen werden, aber hinterlassen dennoch in der Herdasche keine Spur; beim Wandern durch den Wald zerbrechen sie die dürren Zweige nicht und setzen die Blätter der Bäume nicht in Bewegung. Die Seelen der Verstorbenen — die Geister können erschlagen werden und danach wieder erwachen oder nicht erwachen; sie können sich in einen Beckenknochen verwandeln; sie spüren Schmerzen und fürchten sich vor dem Mehldorn und der Heckenrose. Deshalb werden in den Jurten Mehldorn und Heckenrose gehalten, insonderheit wenn ein Neugeborenes vorhanden ist.

Als Beispiel mag folgende Erzählung angeführt werden:

Einst wandert durch die Nacht ein Mann, der hat die Fähigkeit, die Geister zu sehen und mit ihnen zu sprechen. Er trifft drei Geister und gesellt sich zu ihnen. Auf dem Wege erfährt er von ihnen, daß sie die Seele des Sohnes eines reichen Mannes holen wollen; der Burjäte bittet nun, die Geister mögen ihm gestatten, an der Jagd auf die Seele Theil zu nehmen. Die Geister willigen ein. Beim Marsche fragen die Geister, warum ihr Begleiter, der lebende Mann, so wandere, daß das Gras zerdrückt werde, und daß unter seinen Tritten die trockenen Blätter rascheln. Der Burjäte antwortet, das käme daher, daß er erst vor Kurzem gestorben sei und nicht zu gehen verstände. Die Geister schenken ihm Glauben. So gelangen sie nun zum reichen Manne: der eine Geist stellt sich an die Thür, der zweite an den Rauchfang, der dritte geht in die Jurte und bringt den kranken Sohn zum Niesen. Da springt die Seele desselben heraus und will entfliehen, aber der Geist an der Thür fängt sie und läßt sie nicht los, trotzdem daß sie klagt. Auf dem Rückmarsche fragt der Burjäte die Geister, was sie am meisten auf der Welt fürchten. Sie antworten, die Heckenrose und den Mehldorn. „Aber was hast du während des Lebens am meisten gefürchtet“, fragen die Geister. „Ich fürchtete mich vor fettem Fleisch“, entgegnet der findige Burjäte. Die Geister glauben ihm abermals. Sie wandern weiter. Da spricht der Burjäte zu den Geistern: „Gebt mir die Seele, ich will sie tragen, ihr seid müde.“ Die Geister gaben ihm die gefangene Seele. Als der Burjäte auf dem Wege Mehldorn und Heckenrosen antrifft, so springt er mit der Seele hinein und verbirgt sich inmitten der dornigen Sträucher. Die Geister können nicht nahe herantreten und versuchen vorsichtig den Burjäten herauszujagen — endlich glauben sie ein Mittel gefunden zu haben; sie werfen fettes Fleisch in das Gesträuch. Der Burjäte ruft: „Ich fürchte mich; ich fürchte mich“, aber verspeist das Fleisch. Die Geister sehen schließlich ein, daß sie überlistet sind und gehen ab; der Burjäte kommt aus dem Busche hervor, bringt dem Kranken seine Seele zurück und empfängt dafür eine Belohnung.

Sobald ein Mensch gestorben ist, so irrt die Seele drei Tage und Nächte um das Haus. Die früher verstorbenen Verwandten und Nachbarn erwarten den neuen Ankömmling im Reiche der Geister mit Freuden; sie bereiten ein Mahl; aber die Seele hält sich noch nicht für abgelöst vom Körper und bleibt bei ihm. Nach drei Tagen überzeugen die Geister die Seele davon, daß der Tod eingetreten, indem sie sie einen Versuch machen lassen; die Seele muß in die Asche des Herdes im eigenen Hause oder bei Verwandten und Freunden hineintreten, es bleiben keine Spuren davon, jetzt ist die Seele überzeugt, daß sie todt ist.

Uebrigens zeigt die mitgetheilte Erzählung, welche geringe Meinung die Burjäten von ihren Geistern (den todten Seelen) haben; diese Seelen sind, wie der Teufel in dem russischen Märchen, dümmer als dumm.

Eine andere Geschichte lautet: Ein Mann, welcher die Fähigkeit besaß, Geister sehen zu können, hatte einen Sohn und zwei Rennpferde, von denen das eine flinker war als das andere. Als der Sohn starb, so wurde ihm das beste Pferd mitgegeben, d. h. es wurde bei der Bestattung getödtet. — In einer leeren Jurte versammelten sich beständig die Geister und hielten daselbst Abendgesellschaften ab. Der Mann wollte zusehen und zuhören; er stellte sich auf die Wache. Die Geister versammelten sich, dann kam ihr Anführer; sie liefen hinaus auf die Straße, ihm entgegen und führten ihn an der Hand in die Jurte. Der Anführer war groß und dick und hatte auf der Stirn ein Auge; er saß auf dem Ehrenplatze und gab Befehl, die Seele des N. N. zu holen; jedesmal gingen einige Geister hinaus, um dem Befehle nachzukommen. Der Mann zielte und schoß dem Einäugigen gerade in die Stirn; er fiel um, schrie, daß man ihn erschlagen hätte und verwandelte sich in einen nackten Beckenknochen. Die Geister jagten zu Pferde dem Menschen nach; alle Geister wurden müde, ausgenommen der Sohn, dessen Pferd besser als das des Vaters war. Als der Sohn den Vater erkannt, so läßt er von der Verfolgung ab und erzählt den Geistern, daß er den Mann nicht habe ergreifen können, weil derselbe in das Haus gelaufen sei.

Der erschlagene Geist, welcher sich in einen Beckenknochen verwandelt hatte, ward innerhalb dreier Tage wieder zu einem Geiste; um diese Verwandlung zu verhindern, muß man den Beckenknochen im Feuer verbrennen. Andere Leute aber erzählen, daß der Geist sich nicht in einen Beckenknochen verwandelt, sondern, sobald er erschlagen ist, spurlos verschwindet.

Bei ihrem Abendkränzchen machen die Geister in leeren Jurten Feuer an; doch sind diese Feuer weiß und bläulich; man kann ihnen das Feuer stehlen; derjenige, der das vollbringt, wird zu einem reichen Manne. Die Geister sitzen oder tanzen um das Feuer, aber bilden dabei nie einen vollen Kreis, wie die Menschen. Die Geister können, wie bemerkt, von den Menschen gesehen werden; wenn der Mensch die Geister früher sieht, so bemerken die Geister den Menschen nicht; begegnen die Geister einem Menschen, so erschrecken sie sich. Die Geister singen auf ihren Märschen Lieder und diesen Gesang können die Leute hören.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der vor 5 Jahren von einer Anzahl von Fachmännern begonnene „Physikalisch-statistische Handatlas von Oesterreich-Ungarn“ (Wien, E. Hölzel) ist soeben mit dem Erscheinen der letzten vier Karten vollendet, und damit in Wien ein stattliches Seitenstück zu dem Andree-Peschel'schen gleich betitelten Atlas des deutschen Reiches geschaffen worden, in welchem die Meteorologie, Geologie, physische Geographie, Ethnographie, Bevölkerungsstatistik u. s. w. eine übersichtliche kartographische Darstellung und textliche Erläuterung gefunden haben. Die erste der vorliegenden Karten behandelt die Bevölkerungsdichtigkeit (von F. von Le Monnier) und zeigt auf den ersten Blick, daß Böhmen, Mähren und Galizien, also der Norden, die dichtest, Ungarn, Kroatien und Slavonien die schwächst bevölkerten Theile der Monarchie sind. Am dichtesten (über 150 Einwohner auf den Quadratkilometer) ist, abgesehen von den großen Städten, das nördliche Böhmen, am schwächsten (unter 10 Menschen auf den Quatratkilometer) die Bezirke von Mittersill und Windisch-Matrei bewohnt. Dr. Anton von Kerner hat eine Florenkarte von Oesterreich-Ungarn beigesteuert, Lieutenant Hrnbant eine solche über Abgrenzung

und Eintheilung der Militär-Territorial-Bezirke; Tafel 7 bringt außer einer Karte der Vertheilung der Hagelfälle im Jahresmittel noch solche der Vertheilung der Ortschaften auf die Fläche und der Vertheilung der Schweine in Oesterreich, sowie eine Karte der Analphabeten, auf welcher die deutschen Gebiete sich durch ihre Bildung leuchtend aus den slavischen (Böhmen ausgenommen) und magyarischen hervorheben.

— Mit Rücksicht darauf, daß viele der fremden, nicht russischen Völkerschaften im russischen Reiche mit großer Schnelligkeit zum Theil russificirt werden, zum Theil aussterben, hat die k. k. geographische Gesellschaft beschlossen, in allernächster Zeit specielle Programme aufzustellen, nach denen unter jenen Völkerschaften ethnographische Forschungen vorgenommen werden sollen.

— Nach den Mittheilungen der „Nowoje Wrjema“ ist der Ethnograph E. A. Wolter von seiner lithauischen Reise in St. Petersburg eingetroffen. Er ist nicht zum ersten Male in Lithauen, hat die Gegend wiederholt besucht, so im vorigen Sommer; jetzt hat er sich während der drei Sommermonate dort aufgehalten, um das Volk zu studiren. In einer der nächsten Sitzungen der k. k. geographischen Gesellschaft wird er die Resultate seiner Forschungsreise veröffentlichen.

— Im Verlaufe dieses Jahres ist in St. Petersburg in der Druckerei der Akademie der Wissenschaften eine Ausgabe des neuen Testaments in kalmückischer Sprache hergestellt worden. Es ist das geschehen auf Anregung und auf Kosten der großbritannischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft. Die Uebersetzung lieferte der Professor der mongolischen und kalmückischen Sprachen an der St. Petersburger Universität, A. M. Posdnejew. Gegen 200 Exemplare sind bereits in Astrachan an getaufte Kalmücken verkauft worden. Der größte Theil der Auflage ist von Petersburg nach England versandt worden, um in Asien durch europäische Missionare zur Verbreitung zu gelangen.

— Wie „Helsingfors Dagblad“ berichtet, ist die in diesem Frühjahr zur Erforschung des Inneren der Halbinsel Kola ausgesandte finländische Expedition (s. o. S. 301) zurückgekehrt. Die Expedition hatte sich in zwei Abtheilungen getheilt, wovon die eine längs des Ponojflusses vordrang und die andere ihren Weg über die Tundras nach Jakonza und Ponoj nahm. Nach einer sehr beschwerlichen Reise kamen alle Mitglieder der Expedition Mitte September in Ponoj an, von wo Professor Freiherr Palmén und einige Mitglieder der Expedition nach kurzem Aufenthalt mit einem Boot nach Archangel segelten. Auf der Reise wurden zoologische, botanische, meteorologische und astronomische Studien und Untersuchungen vorgenommen, sowie auch die geographische Lage der Halbinsel genau bestimmt und kartirt. — Eine andere von dem finländischen Alterthums-Verein in diesem Sommer nach dem oberen Laufe des Jenisej ausgerüstete Expedition unter der Leitung des Professors Aspelin ist gleichfalls kürzlich zurückgekehrt. Das Resultat war über Erwarten groß. Von einer Klippe und neun Bautasteinen wurden Abzeichnungen der darauf befindlichen, bisher noch nicht entzifferten Inschriften genommen, gleichfalls von verschiedenen „hällristningar“, und beinahe 30 Steinstatuen u. s. w. Einige Gräberfunde gaben reiche Ausbeute und in den Dörfern und Ulussen wurden einige hundert Gegenstände gekauft, welche meistens dem sibirischen Bronzealter angehören, aus dem sich nach der Ansicht mehrerer Alterthumsforscher das finisch-ugrische Eisenalter entwickelt haben soll.

— Die von Seiten der St. Petersburger geographischen Gesellschaft nach Nowaja Semlja abgesandte Expedition hat jetzt ihre Arbeit beendet. Zweck derselben war, die Frage nach der Gestalt der Erde durch Beobachtung in Pendelschwingungen zu fördern; nach dieser Richtung hin sind gute Resultate erzielt worden. Ein Mitglied der Expedition, der Naturforscher A. W. Grigorjew, ist schon nach St. Petersburg zurückgekehrt. Der Chef der Expedition, Marine-Lieutenant A. J. Wilkizki, ist noch unterwegs. Der ihm vom Marineministerium gewordene Auftrag, die Bucht von Chaipudyr zu untersuchen, hat nicht so ausgeführt werden können, wie man es erwartet hatte, weil der Schoner „Bakon“ nicht die zweckentsprechende Einrichtung besaß.

Asien.

— Im südlichen Theile von Transkaspien nahe der russisch-afghanischen Grenze, wo sich eine die Oase Pendeh begrenzende Hügelreihe befindet, sind kürzlich gegen 12 alte Höhlen entdeckt worden. Die Zugänge derselben sind mit Felsstücken und Sand verschüttet. Zwei Höhlen sind schon ganz, die dritte theilweise aufgegraben. Die eine besteht aus zwei über einander gelegenen Reihen von Zimmern, welche durch Wendeltreppen mit einander im Zusammenhange stehen. Viele Zimmer haben Nebenräume, in denen zwei bis drei Sashen (4 bis 6 m) tiefe Schächte (ausgetrocknete Brunnen?) sich befinden. Die Decken der Zimmer sind gewölbt, die Wände und Thüren mit Nischen und Gesimsen verziert. In den Wänden, etwa 2 Arschin (1,4 m) vom Fußboden, sind kleine Vertiefungen, welche offenbar zur Aufnahme von Lampen dienten, denn sie sind berußt. Ein Zimmer scheint besonders ausgezeichnet; der hintere Theil ist vom vorderen durch eine Barriere und einen Bogen geschieden; in den Seitenwänden befinden sich vier Nischen mit Bögen. An der Wand einer Gallerie sind zwei tatarische Inschriften zu sehen; beim Eingange zahlreiche Abbildungen von Hörnern und ein grobes kreuzähnliches Zeichen. Die zweite Höhle liegt einige Meter tiefer und besteht nur aus einem langen, durch eine Barriere getheilten Zimmer, im hinteren Theile ein altarähnlicher Vorsprung mit zwei Stufen. Die Einwohner von Pendeh behaupten, daß irgend ein mohammedanischer Heiliger in der Höhle Zuflucht gesucht hat; andere erzählen, daß die Araber oder Perser die Höhlen hergestellt haben; am wahrscheinlichsten ist aber, daß sie den alten Christen zum Zufluchtsorte gedient haben. („Nowoje Wrjema“ 1887, Nr. 4152.)

— Der Bischof von Jakutsk hat der St. Petersburger Synode mitgetheilt, daß nach statistischen Ausweisen im Gebiete des Jakutsker Sprengels gegen 250 000 getaufte Jakuten leben, daß aber etwa nur der achte Theil derselben russisch versteht. Wegen der herrschenden Unkenntniß der Sprache und der christlichen Lehren ist viel Aberglauben und Schamanenthum unter den Jakuten im Gange.

— Grum-Grshimailo ist von seiner Forschungsreise nach St. Petersburg heimgekehrt; er hat während des Sommers im Auftrage der entomologischen Gesellschaft die iranische Hochebene besucht.

— In dem englisch-chinesischen Vertrage von Tschi-fu (Chefoo) ist die Bestimmung enthalten, daß, falls es Dampfern glücken sollte, den Jang-tse-kiang bis Tschung-king hinauf zu fahren, die chinesische Regierung Anstalten und Einrichtungen in Hinsicht auf die Eröffnung britischer Handelsetablissements daselbst treffen würde. Nun hat ein Mr. Little den Westen der volkreichen Provinz Sze-tschwan und speciell den oberen Jang-tse-kiang mit Rücksicht auf diese Frage bereist, fand dann in England Unterstützung und die Mittel für einen Dampfer, welcher kürzlich in zerlegtem Zustande in Schang-hai angelangt ist, und erbat durch Vermittelung des englischen Gesandten die Erlaubniß der chinesischen Regierung zu jener Fahrt. Natürlich machte dieselbe zunächst allerhand Ausflüchte und Umschweife, schilderte die Gefahren der Schiffahrt auf dem Jang-tse oberhalb I-tschang u. s. w., konnte aber doch

nicht umhin, im Princip die Fahrt zu gestatten; sie erwartet nur noch die Auskunft der Statthalter von Hupeh und Szetschwan darüber, ob der Dampfer die Fahrt unternehmen kann, und will dann die Behörden mit Verhaltungsmaßregeln versehen. — Uebrigens hat Mr. Little ein Buch über seine bisherigen Reisen unter der Presse.

Afrika.

— Unter Hauptmann van de Velde verläßt, wie der „Allg. Z." aus Brüssel geschrieben wird, eine neue große Expedition Europa, zunächst um die Station bei den Stanley-Fällen den arabischen Sklavenhändlern wieder zu entreißen, dann aber, um den ganzen Osten des auf den Karten als zum Congostaat gehörig bezeichneten Gebietes bis zum Tanganika-See hin unter die staatliche Autorität zu bringen und eine große Handelsstraße vom Congo nach Zanzibar zu schaffen. Ein riesiges Projekt, an dessen baldiger Durchführung wohl noch leise Zweifel gestattet sind.

— Der unseren Lesern durch eine Anzahl von interessanten Beiträgen im laufenden und im vorigen Bande bekannte Züricher Zoologe Dr. Konrad Keller hat die Berichte, welche er von seinen beiden afrikanischen Reisen an die „Neue Züricher Zeitung" geschrieben, zusammen mit späteren Studien und u. a. auch mit seinen Beiträgen zum „Globus" zu einem Buche unter dem Titel „Reisebilder aus Ostafrika und Madagaskar" (mit 43 Holzschnitten. Leipzig; C. F. Winter) vereinigt, das wir namentlich wegen einiger hochinteressanter naturwissenschaftlicher Abschnitte warm empfehlen. Wir rechnen dahin die thiergeographischen Ergebnisse im Suez-Kanal (Kap. 2), die Kap. 13 und 15 über die Flora und Fauna von Madagaskar und besonders Kap. 14, Ergebnisse über Humusbildung und natürliche Bodenkultur in den Tropen. Im letzteren behandelt Keller seine Beobachtungen über die Bedeutung der Regenwürmer für die Humusbildung, welche bekanntlich Darwin zuerst dargelegt hat; dessen Ansichten hat Keller in Madagaskar durchaus bestätigt gefunden. Die Regenwürmer, welche auf jener Insel durch ganz besonders große Arten vertreten sind, fressen große Mengen von Erde, treiben sie durch ihren Darm und werfen sie an der Oberfläche des Bodens wieder aus, von wo sie durch den niederfallenden Regen fortgeschwemmt werden. Den Würmern kommt also insofern eine geologische Bedeutung zu, als sie die Denudation der Erdoberfläche befördern. Keller fand, daß die Arbeit dieser Thiere in den Tropen dreimal so bedeutend ist, als sie Darwin in England beobachtete; es wird dort innerhalb fünfzig Jahren eine Erdschicht von 1 m Dicke durch Regenwürmer an die Oberfläche geschafft. Von Interesse ist folgende Berechnung Keller's (S. 254 f.). „Die Insel (Madagaskar) zeigt das Maximum der Vegetation im Urwalde, welcher einen zusammenhängenden Gürtel in einiger Entfernung von der Küste bildet. Der Gürtel hat mindestens eine Länge von 3000 km und eine Breite von 20 bis 25 km. Mäßig gerechnet hat Madagaskar eine Waldfläche von 70 Milliarden Quadratmeter. Die durch Regenwürmer herausgeworfene Erde würde jährlich in runder Summe $1\frac{1}{2}$ Milliarden Kubikmeter ausmachen. Vergleichen wir diese Arbeit mit der Leistungsfähigkeit des Menschen. Ein Erdarbeiter leistet täglich eine Erdbewegung von 5 cbm, im Jahre also etwa 1500 cbm. Die Arbeit, welche demnach die Regenwürmer im Urwalde pro Jahr verrichten, entspräche der Arbeit von einer Million Erdarbeitern. Nehmen wir madagassische Arbeiter, deren Löhnung 1 Franken pro Tag wäre, und welche an der Stelle der Regenwürmer dieses Umackern im Gebiete des Urwaldes zu besorgen hätten, so würde die erwachsene männliche Bevölkerung von ganz Madagaskar eben hinreichen, um diese Arbeit auszuführen, und müßte täglich mit einer Million Franken gelöhnt werden! Hierbei ist aber nur das Urwaldgebiet gerechnet, die Erdbewegung in den übrigen Gebieten des Landes ist ganz außer Betracht gelassen." Uebrigens wirken an der Humusbildung außer Regenwürmern noch Ameisen, Schnurasseln, auf Korallenriffen Sandkrabben und Eremitenkrebse mit. — Keller's Ansichten über die Bevölkerung Madagaskars sind unseren Lesern bekannt; in zoologischer Hinsicht weist er Sclater's Hypothese von der einstigen Existenz eines Kontinents Lemurien, welcher sich im Süden von Asien bis nach Madagaskar und Afrika hin ausdehnte, nicht von der Hand; nur, meint er, darf man nicht so weit gehen, in demselben die Wiege des Menschengeschlechtes zu erblicken. Lemurien war längst zerfallen oder doch sehr reducirt, als der Mensch den Schauplatz der Schöpfung betrat.

Nordamerika.

— Wie die „Montreal Gazette" meldet, sind von Dr. G. M. Dawson, welcher an der Spitze einer geologischen Expedition den Yukon-Distrikt erforscht, Briefe eingelaufen, aus denen Folgendes zu entnehmen ist. Die Expedition baute am Dease-See zwei Boote, verließ denselben am 3. Juni und fuhr den Dease-River hinab bis zu dessen Vereinigung mit dem Liard. Hier trennten sich die Theilnehmer, indem Mac Connell mit zwei Mann den Liard hinabfuhr, während der Rest mit fünf Indianern den nördlichen Quellfluß des Liard hinauffuhr bis zum Francis-See, hier die Boote zurückließ und nach dem Ueberschreiten eines 60 engl. Meilen langen Trageplatzes den Pelly-River in der Nähe des früheren Hudson-Bai-Postens „Pelly Banks" am 29. Juli erreichte. Hier wurden die Indianer zurückgesandt, und, nachdem Dr. Dawson mit Mac Evoy und zwei Weißen ein Boot erbaut hatte, fuhren dieselben den Pelly-River hinab bis zu seiner Mündung in den Yukon-River. Das Land nördlich vom Dease-See zeigte einen granitischen Kern mit paläozoischen, von der cambrischen bis zur Kohlen-Formation reichenden Massen an den Rändern, sowie darüber lagernde Tertiärschichten. Der alte Trageplatz wurde in gänzlich unbenutztem Zustande gefunden, so daß sich die Theilnehmer der Expedition mit Mühe durch das Gestrüpp hindurcharbeiten mußten, oft knietief in den Morast sinkend. Das Land wird weiter als gut bewaldet geschildert, auch wurde eine große Anzahl den östlichen Territorien eigenthümlicher Pflanzen in Blüthe gesehen neben mehreren westlichen und nördlichen Fremdlingen. Nur der reiche Wuchs der Sphagnen, sowie der Ueberfluß an Renthiermoos gab der Landschaft ein anderes Aussehen als der von Britisch-Columbia. Indianer kamen nicht zu Gesicht. Obgleich die Jahreszeit schon weiter vorgerückt war, als Dr. Dawson hoffte, so glaubte er doch vor dem Zufrieren der Flüsse die Küste erreichen zu können.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.

III.

[Die Abbildungen nach Photographien der Expedition Dieulafoy.]

Die Ruinenhügel von Susa zerfallen in drei Theile, welche von verschiedener Zusammensetzung und ungleicher Höhe sind. Der höchste Punkt, der Kaleh Schusch (Festung Susa) liegt im Südwesten gerade über dem Danielsgrabe, 36 m über dem mittleren Wasserspiegel des Schawur. Als im Jahre 1851 Sir Kennet Loftus zuerst in den Hügeln grub, schlug er dort sein Lager auf; von dort genoß er eine weite Aussicht, und dorthin dringen weder die Nebel des Flusses, noch die Miasmen der von ihm gebildeten Sümpfe. Die französische Expedition aber, welche nicht über viele Geldmittel verfügte, mußte einen bequemer zu erreichenden Platz wählen, wohin der Transport des Wassers und der größeren Fundstücke nicht so schwierig und theuer war, und entschied sich für den nördlichen Hügel, welcher auf dem umstehenden Plane als Tumulus Nr. 1 bezeichnet ist; derselbe erhebt sich nur zu 20 m Höhe über den Schawur, hat sanfte Abhänge und beherrscht sowohl den Weg nach Dizful, als auch das Danielgrab und die Senkung zwischen den drei Ruinenhügeln. Dort wurden die Zelte aufgeschlagen.

Als die Reisenden am nächsten Morgen erwachten, bedeckte dicker Nebel das ganze Land, so daß man kaum das zweite, kaum 10 m entfernte Zelt erkennen konnte. Erst gegen 7 Uhr wird er durchsichtiger und beginnt sich in leichte Wolken aufzulösen. Zuerst zeigte sich der Halbmond, dann der weiße Spitzthurm des Danielgrabes, noch ein paar Minuten, und im hellen Scheine der Morgensonne lag die Ebene, das Bachtijarengebirge, der Lauf des Schawur und der Wald an den fernen Ufern der Kerka da, ein prächtiges Bild, doch ohne Leben: kein Gezwitscher, keine Thierstimme läßt sich vernehmen, alles ist still und todt.

Während die Reisenden noch ihre steifen Glieder in der Sonne wärmten, zeigte sich ein zahlreicher Trupp Reiter und schickte sich an, die sanften Abhänge des Tumulus zu erklettern. Araber, die Kuffije und die Schnur aus Kameelshaar auf dem Kopfe, ein Hemd mit rundlich langen spitzen Aermeln und eine wollene Abba (Mantel) am Leibe und mit Steinschloßgewehren bewaffnet, eröffneten den Zug; Reiter mit langen Lanzen folgten ihnen. Dann kam auf einer schönen weißen Stute ein älterer Mann mit rothbraun gefärbtem Barte, Scheich Ali, der angesehene Häuptling eines Stammes, dessen Lagerfeuer man am vorhergehenden Abend in der Ferne hatte leuchten sehen. Ein Teppich wurde auf der Erde ausgebreitet, auf welchem der Scheich und ihm gegenüber die Reisenden sich niederließen; ein persischer Diener machte den Dolmetsch. Der Scheich war zwar geneigt, den Fremden Butter, Schafe, Hühner und Eier zu verkaufen, weigerte sich aber, ihnen Arbeiter für ihre Ausgrabungen zu stellen; er schien solche Arbeit für zu niedrig für seine Leute zu halten. Uebrigens war die Begrüßung der Franzosen nicht der einzige Zweck seines Kommens gewesen. Im Besitze einer englischen Jagdflinte hielt er sich für den König des Landes. Nun hatten die Franzosen am vorhergehenden Abend ihre Karabiner im Wettschießen probirt, und es hatte nicht lange gedauert, daß die Nomaden davon Kunde erhalten hatten, worauf sie sich auf den Weg gemacht hatten, um den Werth der Flinten

kennen zu lernen. Die Herren der Expedition ließen sich nicht lange bitten, die Wirkung ihrer Waffen zu zeigen und damit den Arabern einen heilsamen Respekt einzuflößen. Scheich Ali und einige seiner Verwandten und Begleiter versuchten vergebens, es den Fremden im Treffen gleich zu thun, und selbst Madame Dieulafoy, von den Arabern zum Schießen gedrängt, zeigte sich als besserer Schütze als jene. So viel war sicher, daß die Araber so bald keinen Angriff auf das Lager der Expedition machen würden. Schließlich stieg Scheich Ali zu Pferde und ritt davon, während die Seinigen um ihn herumsprengten und ein wüthendes Flintenfeuer unterhielten.

Der Nachmittag wurde dazu verwendet, durch die Schutthügel und die tiefen Schluchten, welche deren Abhänge zerreißen, zu wandern, ohne daß man einen Punkt hätte ausfindig machen können, an welchem man lieber als anderswo den Spaten angesetzt hätte. Kaleh Schusch glich einem verschlossenen Buch, dessen Entzifferung zu beginnen, schwer genug erschien. Indessen glaubte Dieulafoy, daß der Eingang zu der Halle, deren Säulenbasen Loftus aufgedeckt hat, gegen Süden unter noch unberührter Erde liege, und daß vor dem Eingang ein Pylon, wie der Porticus Visadaju in Persepolis, sich befinden müsse. Er zweifelte nicht, daß der Haupteingang des Palastes der Burg gegenüber gelegen hatte. Er hatte also ziemlich entfernt von den englischen Ausgrabungen nach den Thoren und Treppen zu suchen und beschloß, zu diesem Zwecke einen Graben von 4 m Breite und 6 m Länge schräg zur Südfaçade des Palastes und zu der Stelle, wo der vermuthete Pylon liegen sollte, auszuwerfen. Leider aber fehlte es an Arbeitern; obwohl man Boten in die umliegenden Nomadenlager geschickt hatte, hatte doch Niemand der Aufforderung Folge geleistet.

Vorläufiger Plan der Tumuli von Susa. (Die Doppellinien bezeichnen die in den Gräben entdeckten Mauern.)

Die Citadelle von Susa und die Westecke des Tumulus Nr. 2, von den Zelten der Expedition aus gesehen.

Dafür aber erschien auf der Straße von Dizful her Mirza Abdul Kaïm, welchen man nicht so bald erwartet hatte, in Begleitung eines Saïd — wenn man wenigstens von seiner riesigen blauen Kopfbedeckung auf seinen Rang schließen durfte — und etwa eines Dutzend Mollahs mit nicht weniger umfangreichen Turbans. Alle begaben sich in das Grab Daniel's, kamen dann zum Lager, erkundigten sich nach der Ursache, warum die Fremden so rasch das Danielgrab verlassen hätten und entfernten sich wieder, als Dieulafoy entgegnete, daß die Ausgrabungen seine beständige Anwesenheit auf den Ruinenhügeln erforderten. Abends bemerkte man den Saïd mit dem blauen Turban eiligst auf der Straße nach Dizful reiten.

Am 1. März nahmen die Ausgrabungen auch wirklich ihren Anfang; aber die ganze Arbeiterschaar bestand nur aus einem alten Araber, der sich in Ermangelung von etwas Besserem von jungen Diesteln nährte, einem Einäugigen, dem halb verhungerten Sohne einer Wittwe, zwei Soldaten des Mirza Abdul-Kaïm, und zuletzt den Dienern und Mitgliedern der Expedition. Zunächst wollte man an einigen Stellen recognosciren und nahm darum eine Ziegelmauer, die unweit der Zelte aus einem Schutthaufen hervorragte, in Angriff. Bis Mittag war die Mauer 2 m tief bloßgelegt, aber da nichts zum Vorschein kam, gab man die Arbeit auf und wandte sich den früher von den Engländern aufgedeckten Säulenbasen zu, welche zu der südöstlichen Ecke des Achämenidenpalastes gehören. Trotzdem die Arbeiter den für dortige Verhältnisse reichlichen Tagelohn

Arabischer Reiter mit seinen Kindern.

von 15 Schahis (ca. $^1/_2$ Mark) erhielten, lockte doch diese Freigebigkeit keine Nachfolger an, und die Arbeiten nahmen in Folge dessen in den nächsten Tagen nur einen geringen Fortgang. Am 5. März jedoch stellte sich ein unbeschäftigter Maurer ein, den schon sein Turban als einen Dizfuler erkennen ließ, Usta Hassan mit Namen, und versprach Erdarbeiter herauszuschaffen; Dieulafoy verhieß 15 Schahis Lohn für jeden Mann, ihm als Aufseher aber täglich einen Kran und außerdem 2 Schahis für jeden von ihm gestellten Mann, nahm auch sofort seinen Begleiter Dor Ali in Dienst, einen früheren Soldaten, der sein Handwerk hatte aufgeben müssen, weil er weder seinen Lohn, noch Pulver für seine Flinte, noch auch einen Rock erhalten hatte. Schon von diesen Leuten erfuhr man, daß in Dizful wegen der französischen Ausgrabungen große Aufregung herrsche und auf dem Bazar tolle Märchen über die Europäer umliefen; einer derselben solle sich kopfüber in den Schawur gestürzt haben in der Hoffnung, auf diesem Wege in die sonst unzugängliche Grabkammer Daniel's zu gelangen. Seit vier Tagen sei er noch nicht wieder emporgekommen, tränke Flußwasser und verzehre dazu rohe Fische. Um dies Wunder zu sehen, hatten sich die beiden auf den Weg gemacht und waren nun sehr enttäuscht, daß sich die Fabelgeschichte als erfunden herausstellte. Schließlich kehrten beide nach Dizful zurück, mit dem Versprechen, wiederzukommen und graben zu wollen, wenn es der Scheich Taher, der Imam Dschuma und der Untergouverneur erlauben würden. Am folgenden Tage zogen einige Soldaten auf ihrem Wege von Dizful nach Hawize vorüber, von denen sich vier anwerben ließen, als sie erfuhren, daß zwei ihrer Kameraden bereits be-

schäftigt seien und nahezu Oberstengehalt bezögen; da die Leute ihre einzigen militärischen Abzeichen, die Kupferbeschläge an Kopfbedeckung und Gürtel, nicht an sich trugen, so konnte Dieulafoy sie ohne Bedenken in seine Dienste nehmen. Am 7. März wurde die Basis der Ecksäule des Thronsaales freigelegt; dieselbe ruht auf einer riesigen viereckigen Platte, welche wie alle ihre Nachbaren in einer dicken Kiesschicht eingebettet war. Die ganzen Palastruinen waren von Dorngestrüpp überwuchert und fast unzugänglich gemacht; Dieulafoy ließ wenigstens die vier Inschriftbasen freilegen. Kein einziger der in persischer, medischer und babylonischer Keilschrift abgefaßten Texte ist unverletzt; alle sind durch den Sturz der benachbarten Säulen und Kapitäle beschädigt worden. Nach Oppert's Uebersetzung der von Loftus gemachten Abschrift besagt die Inschrift Folgendes.

„Es spricht der König Artaxerxes, der Großkönig, der König der Könige, der König der Länder, der König dieser Erde, Sohn des Königs Darius, Sohnes des Königs Artaxerxes, des Sohnes des Königs Xerxes, des Sohnes des Königs Darius, des Sohnes des Hystaspes, der Achämenide. Diesen Palast (apadâna) baute Darius, mein Urgroßvater; später, zur Zeit des Artaxerxes, meines Großvaters, wurde er vom Feuer verbrannt. Durch die Gnade des Ormazd, der Anahit und des Mithra befahl ich, diesen Palast wieder aufzubauen. Mögen Ormazd, Anahit und Mithra mich gegen jedes Unheil beschützen, mich und was ich gemacht habe; mögen sie es nicht angreifen, mögen sie es nicht zerstören!“ Es ist aber anders gekommen.

Am 8. März nahmen die Dinge eine Wendung zum Besseren; der brave Maurer Usta Hassan hatte die Zustimmung der geistlichen und weltlichen Machthaber von Dizful erhalten und traf mit 40 Erdarbeitern ein. Nun gab man es vorläufig auf, die Säulenbasen des Palastes weiter freizulegen, und nahm den projektirten großen Graben, welcher auf dem Plane mit C bezeichnet ist, mit ganzer Kraft in Angriff. Derselbe war gleich zu Beginn der Arbeiten abgesteckt worden und wurde nun in Loose zu je 10 m Länge getheilt, von denen diejenigen mit ungerader Nummer zuerst in Arbeit genommen wurden. Falls sich eine Spur finden sollte, wollte man derselben folgen, ohne sich weiter um die geraden Loose zu kümmern, im entgegengesetzten Falle aber an letzteren graben. Die Soldaten rückten zu Aufsehern vor, und bei jedem Loose wurden drei Leute mit Hacken und neun mit Schaufeln angestellt, während vier mit der Aufsicht über das Lager, mit Brotbacken und Wasserholen betraut wurden. Die Arbeit begann täglich um $5^1/_2$ Uhr, sobald es anfing, Tag zu werden, und dauerte mit einer kurzen Unterbrechung, welche die Leute zum Verzehren eines Kuchens aus Gerstenmehl benutzten, bis 4 Uhr Nachmittags, wenn aus dem Zelte der Ruf „tamam“ (Ende) ertönte und von den Arbeitern vergnügt wiederholt wurde. Dann stellten Usta Hassan und Dor Ali mit M. Babin, Dieulafoy's einem Begleiter, die Rechnung auf, nahmen das Geld in Empfang und vertheilten es an die Leute, welche von da an freie Zeit hatten. Die Dizfuler begaben sich dann nach dem Heiligengrabe, einige Luren zogen sich in die Schilfhütten zurück, welche sie sich unweit der Zelte errichtet hatten, M. Babin brachte seine Bücher in Ordnung, M. Houssay, der andere Begleiter, sammelte Insekten und das Dieulafoy'sche

Schluchten in den Seiten eines Tumulus von Susa.

Ehepaar nahm eine genaue Untersuchung der Ausgrabungsstätte vor.

Nicht selten wurden sie dabei Zeuge des mannigfaltigen Thierlebens, welches in diesen Einöden sich ungestört entfalten kann. Wildschweine, Geparden und selbst Löwen finden in dem Dickicht zwischen Schawur und Kerka sicheren Unterschlupf; letztere holen sich allnächtlich ihren Tribut von den Heerden der Nomaden, welche in der Umgebung des Danielgrabes zelten. In Massen kommen dort kleine Rebhühner mit braunem Fleische vor; auf den Wiesen wandeln dunkelfarbige Dorradsch, die in ihrer Gestalt an die Frankolinhühner erinnern, und in den Sümpfen schnattern wilde Enten, stolziren Störche und tummeln sich Häher. Leider aber verfügten unsere Reisenden nur über Militärgewehre, da ihre Jagdflinten verloren gegangen waren, und befanden sich außer Stande, durch die Jagd ihrer einförmigen Küche, in welcher zuletzt sogar das Hammelfleisch ausgegangen war, eine kleine Abwechselung zu verleihen.

Am 12. März traf unerwartet ein Brief des Gouverneurs Mozaffer el-Molk ein, worin die Reisenden aufgefordert wurden, ihre Arbeiten einzustellen, ihr Gepäck in Dizful unterzubringen und selbst nach Schuster sich zurückzuziehen. Die Bevölkerung von Dizful war nämlich durch das Gerücht, die Franzosen wollten den Leib Daniel's entführen, erregt worden und einige Hundert, mit schlechten Flinten, Pistolen, Lanzen und den weit gefährlicheren Schleudern bewaffnet, hatten sich unter Anrufung Ali's und seiner beiden Söhne heulend, schreiend und tanzend auf den Weg nach Susa gemacht, um die Fremden anzugreifen. Nur 20 km vor den Ruinenhügeln war es zwei Söhnen des Scheich Mohammed Taher gelungen, die Rotte zur Umkehr zu bewegen, aber nur gegen das Versprechen, daß eine Abordnung von Seïds und Mollahs untersuchen sollte, ob die Franzosen, wie man glaubte, das Danielsgrab verletzt hätten oder nicht. In Folge dessen hatten sich bald nach ihrer Ankunft in Susa die Träger der blauen und weißen Turbane nebst Abdul Kaïm bei ihnen eingefunden und die Lage der Dinge untersucht. Damit hing auch die Schwierigkeit, Leute zu erhalten, das Zögern Usta Hassan's und die Furcht Dor Ali's zusammen. Aber trotz der beruhigenden Nachrichten zeigte sich das Dizfuler Volk erregt über die Anwesenheit der Christen in der Nähe des Danielgrabes, und das hatte den Gouverneur zur Absendung seines Briefes bewogen. Dieulafoy aber schlug das Ansinnen rund ab, verlangte vom Gouverneur Schutzmaßregeln und sandte Usta Hassan nach Dizful, um sofort möglichst viele Arbeiter für die bisher nur schwach betriebenen Ausgrabungen anzuwerben.

Karpfen aus dem Schawur.

Die nächsten beiden Tage brachten einige kleinere Funde, eine Urne mit Gebeinen, welche Dieulafoy der parthischen Epoche zuschreibt, einen emaillirten Ziegel, ein Armband aus emaillirtem Glase und ein Bruchstück einer Keilinschrift; dann aber machte sintfluthartiger Regen zwei Tage lang jedes Arbeiten unmöglich, und als derselbe am 19. März aufhörte und man den Graben C besuchte, zeigten dessen Wände so viel Risse und drohten so sehr den Einsturz, daß man einen ganz neuen Graben, B des Planes, der senkrecht zur Südfront des Palastes stand, in Angriff nahm. Falls die Thore nicht völlig zerstört waren, mußte dieser Graben Aufschlüsse über deren Lage, Gestalt und Aus-

schmückung geben. Die oberste Erdschicht war mit Skorpionen wie vollgestopft; wie die Natur selbst, schienen dieselben aus ihrem Winterschlaf zu erwachen und krochen in Masse auf den grünen Rasen hinaus. Da gab es große und kleine, lange und kurze, weiße, schwarze, grüne, gelbe, und in der Blechbüchse, in welche sie M. Houssay setzte, lieferten sie sich erbitterte Kämpfe. Einer der Arbeiter wurde von einem Skorpion gestochen, aber den oft schweren Folgen solcher Verletzung wurde alsbald durch einen Schnitt mit dem Messer und Anwendung von Phensäure vorgebeugt. Als die Leute ihren Kameraden zwei Stunden später gesund umhergehen sahen, war ihre Ueberraschung und Freude keine geringe. Ueberhaupt erwarb sich die Expedition durch die Praxis des M. Houssay und die reichlich vertheilten Arzneien die Achtung der Umwohner, welche sich schließlich nicht damit begnügten, wegen ihrer eigenen Krankheiten zu konsultiren, sondern um die Wiederherstellung zerbrochener Uhren, Flinten, Spieldosen u. dergl. baten und Wunder was zu thun vermeinten, wenn sie dafür ein Honorar von 10 Schahis (32 Pf.) anboten.

Am 19. März Morgens erschienen zwei arabische Fischer im Lager, welche, in ein Stück Zeug aus Ziegenhaar eingewickelt, ein wahres Seeungethüm herbeischleppten, das sie mit dem Dreizack in dem schlammigen Wasser des Schawur erbeutet hatten. Es war ein riesiger Karpfen, uralt und ungeschlacht, mit einer Haut wie von Leder bedeckt. Die 10 Finger hohen Rückenstücke wanderten in die Küche, das Skelett des Thieres wurde sorgsam eingegraben, um später nach Frankreich mitgenommen zu werden. Wenn man die Größe des Thieres bedenkt und sich daran erinnert, daß man hundertjährige Hummern und Langusten verspeist, so ist es nicht ganz unwahrscheinlich, daß dieser Fischkoloß unter der Herrschaft des Chosroes oder Schapur das Licht der Welt erblickte; über gewisse Geschöpfe ziehen die Jahre spurlos dahin, und ein stumpfsinniges Thier widersteht dem Zahne der Zeit, welchem der Mensch und seine Werke unterliegen.

Aus und über Istrien.

Von Dr. **Karl Lechner** in Kremsier.

I.

Die folgende Studie mag wohl um so eher berechtigt erscheinen, als man über diese Provinz des österreichischen Kaiserstaates verhältnißmäßig wenig in deutschen Werken findet. Und doch ist dieselbe in mannigfacher Hinsicht unserer Beachtung werth. Wir stützen uns hierbei auf die verläßlichsten Hilfsmittel und zum Theil auch auf eigene Anschauung, soweit wenigstens das Gebiet der ehemaligen Grafschaft Mitterburg in den Bereich unserer Betrachtung fällt. Allerdings können wir im engen Rahmen einer Zeitschrift keineswegs so weit ausholen, um eine genaue Kenntniß von Land und Leuten zu vermitteln, geben uns aber trotzdem der Hoffnung hin, einiges für die Verbreitung der Kenntniß dieses höchst interessanten Landes durch die vorliegende Studie beitragen zu können. Wer übrigens der Anschauung leben sollte, daß dies Ländchen keine landeskundliche Litteratur aufzuweisen habe, wäre in einem argen Irrthum befangen, denn der 1884 verstorbene Capodistrianer Carlo Combi hat schon im Jahre 1864 einen „Saggio di bibliografia istriana" zusammengestellt, der 3060 Nummern aufweist; darunter finden sich höchst werthvolle Publikationen verzeichnet [1]).

Die Begrenzung des Landes, das keilförmig sich ins Meer hinausschiebt, ist verschieden, je nachdem man die unveränderlichen geographischen Verhältnisse oder die politische Administration ins Auge faßt. Die natürliche Grenze läuft längs des Istrianer Karstes, also etwa von Duino angefangen über das Bergland von Sesana nach Herpelje-Cosina, wo an Stelle einer alten Römerstraße heute die Triester Straße über das Hochplateau nach Fiume führt; von da weiter herab über die Höhen, die unter dem Namen Tschitschenboden bekannt sind, bis zum Meere. Die politische Grenze beginnt weiter südwärts bei der Bucht von Muggia und führt nach Osten fast bis an den Fuß des krainischen Schneeberges und von da südwärts gegen Fiume hin. Politisch grenzt Istrien also an das Gebiet von Triest, Görz, Krain, Kroatien und das ungarische Litorale. Die größte Breite der Halbinsel bis hinüber zum Schneeberge mißt 76 km, die größte Länge ungefähr 100 km, während die Küstenerstreckung etwa 365 km erreicht. Der Flächenraum dieses Gebietes beträgt rund 4000 qkm, mit Hinzurechnung der politisch zu Istrien gehörigen Inseln 4954 qkm, oder nach dem neuen Kataster 860 820 Quadratjoch.

Die Westküste weist von Triest bis Salvore breite und tiefe Buchten auf, von da bis zur Punta di Promontore jedoch nur mehr Baien und Hafenplätze. Da das Land orographisch nach Südwesten zu abfällt, ist diese Küste naturgemäß die belebtere und für den Seeverkehr wichtigere. Sie bietet auch dem Reisenden mit ihrem bunten Wechsel von rebenumkränzten Hügelreihen und Olivenhainen, aus denen verstohlen Weiler und Dörfer hervorgucken, und trockenen, oft schroffen Felsgehängen, die von irgend einem rotten borough malerisch gekrönt sind, mehr Abwechslung und Anregung, als die meist steil und unvermittelt ins Meer abstürzende Ostküste, die arm an Buchten und Häfen ist.

---

[1]) Die vorliegende Arbeit stützt sich ganz besonders auf nachstehend verzeichnete Werke:

Dr. Benussi, Manuale di Geografia dell' Istria, Trieste 1877.

Derselbe: Manuale di Storia e Statistica del Litorale, Pola 1885.

Derselbe: l'Istria sino ad Augusto, Trieste 1883.

Dr. Torquato Taramelli, Descrizione geognostica del Margraviato d'Istria, Milano 1878, sammt dazu gehöriger, separat ausgegebener Karte.

Istrien. Historische, geographische und statistische Darstellung der Istrischen Halbinsel nebst den Quarnerischen Inseln, Triest 1863; ein Buch, das längst eine neue Auflage wünschenswerth erscheinen läßt, da es mit großer Gründlichkeit und Sachkenntniß ausgearbeitet wurde.

Notizie storiche di Montona del Dr. Pietro Kandler, Trieste 1875.

Notizie storiche di Pola, Parenzo 1876.

Pola, seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Eine Studie. Mit 4 Tafeln, enthaltend Ansichten und Pläne. Wien, Gerold, 1886.

Materiali per la Statistica dell' Istria di Dr. Francesco Vidulich, Parenzo 1886.

Carlo de Franceschi, L' Istria. Note storiche. Parenzo 1879.

Hier trifft der Blick nur an den südöstlichen Gehängen des Karstgebirges auf einen Fleck Erde von reizender Schönheit: es ist die Gegend von Lovrana bis Voloska. Als die bedeutendsten Einschnitte auf der Westküste führen wir an die Bucht von Muggia (5 km breit), von Capodistria (7 km breit), von Pirano, die Bucht der Dragogna mit der Punta di Salvore, der westlichsten Spitze von Istrien mit einem 36 m hohen Leuchtthurme, den Porto Quieto (2 km breit), den Kanal von Lemme, der 1 km breit und beiläufig 12 km lang ist. Er hat bei seiner geringen Breite und seinen steilen, bis 150 m sich erhebenden Gehängen um so mehr einen fjordartigen Charakter, als seine Tiefe nicht selten 70 m erreicht. Dann stoßen wir auf die Bucht von Rovigno, weiter auf den Kanal von Fasana, der seine ursprüngliche Breite von 4 km mehr und mehr verengert, je näher man gegen den Eingang des Hafens von Pola kommt. Dieser durch die brionischen Inseln und das gegenüberliegende Festland gebildete Kanal hat eine große Bedeutung für die Küstenvertheidigung. Die Zufahrt zum Hafen von Pola zwischen der Punta Cristo und dem Capo Compare beträgt an der engsten Stelle kaum viel über 150 m Breite. Im äußersten Süden ragt weit ins Meer hinaus die Halbinsel Promontore, von deren südlichstem Ende der Scoglio Porer mit einem 34 m hohen Leuchtthurme nur 2 km entfernt ist. Seltener sind die Einbuchtungen auf der Ostküste; hier haben wir außer einigen ganz offenen und überdies kleinen Hafenplätzen zunächst den Golf von Medolino, den 15 km langen Kanal der Arsa und die schmale Bucht von Fianona. Von da bis Volosca ist die Küste fast gar nicht gegliedert, da sie von dem Massiv des Monte Maggiore sehr jäh in den Quarnero abfällt und die steilen Böschungen nur durch zahlreiche, gewaltige Erosionsschluchten durchfurcht werden. Politisch und zum Theil auch orographisch und geologisch gehören zu Istrien noch neben mehreren Eilanden einige größere Inseln. Da ist zunächst Cherso zu nennen mit einem Flächeninhalte von 417 qkm. Bei einer Länge von 66 km hat diese Insel doch nur 13 km größte Breite, die im nördlichen Theil sich sogar auf 2 km reducirt. Sie ist wegen der Steilheit der Küsten schwer zugänglich und wird stark von den im Quarnero heimischen Winden Bora und Scirocco heimgesucht. Als eine südwestlich beginnende Verlängerung setzt sich nach Südost die Insel Lussin fort. Sie hat bei einer Länge von 31 km an vielen Stellen kaum mehr als 100 m Breite, ihr Flächeninhalt beträgt 72,5 qkm. Endlich gehört zu Istrien noch die fast dreieckige Insel Veglia mit einer Größe von 428 qkm.

Die Adria, welche die Gestade Istriens bespült, bildet ein weites, hinabgesunkenes Thalbecken, das von Norden nach Süden an Tiefe zunimmt und in der Breite von Promontore eine solche von gegen 50 m erreicht. Zwischen Cattaro und Barletta beträgt dieselbe schon an die 1200 m. Diese unterseeische Thalung verflacht sich allmählich gegen die italienische Küste zu. Auf der 106 km langen Strecke zwischen Chioggia und Rovigno finden wir die größte Tiefe 24 km westlich der Küste von Istrien. Der Salzgehalt der Adria ist wegen der großen Verdunstung und der geringen Menge des zugeführten Süßwassers größer als in den nördlichen Meeren, denn er beträgt 38,08 pro Mille. An der Oberfläche steigt die Temperatur bis zu 25 bis 30° C. und sinkt im Winter auf 8 bis 12° C. herab. Der Unterschied der Gezeiten beträgt beiläufig 1 m, selten 1,5 m und hängt außer von den siderischen Verhältnissen von lokalen und von den herrschenden Winden ab. Die größte Ebbe tritt gewöhnlich im Februar ein (Vorherrschen der Bora), die größte Fluth im September (Vorherrschen des Scirocco).

In orographischer Hinsicht gehört Istrien zum Karstgebiete, das durch die Senke, welche längs der Laibach nach Oberlaibach (281 m Seehöhe), Loitsch (474 m), Planina (466 m) und dem Paß von Adelsberg (540 m) und Prewald (566 m) ins Thal der Wippach führt, von den Julischen Alpen geschieden wird. Von der thalartigen Senke, welche die Eisenbahn von Adelsberg über St. Peter nach Fiume durchschneidet, nach Osten zu liegt die Pinka Planina, welche im Schneeberge mit 1796 m kulminirt. Nur ein geringer Theil Istriens reicht noch in dieses Gebiet. Der ganze westlich gelegene Theil von der Furche von Fianona bis zum Isonzo gehört einem Erhebungssysteme an, das in einem mehr oder minder stark gekrümmten Bogen verlaufend den Namen Istrianer Karst trägt. Wie dies auch anderwärts zutrifft, ist dieser generelle Name bei den Eingeborenen nicht gebräuchlich. Diese bezeichnen vielmehr im Allgemeinen als Karst jedes gebirgige, steinige und vegetationsarme Terrain. Vom Nanos bis gegen Fiume (Tarsaticum, heute Schloß Tersatto oberhalb Fiume) lief eine 83 km lange und an 2 m breite wallartige Mauer, zur römischen Kaiserzeit mit Thürmen und Kastellen wohl bewehrt, zum Schutze Italiens gegen die Barbaren. Ihre Trümmer heißen heute noch die „Heidenmauer“. Bei den Alten hieß die ganze Gebirgskette Ocra; sie zerfällt in mehrere Theile. Von der angegebenen Furche bis zum Straßenübergang (950 m) am Monte Maggiore, der mit 1396 m die Kulmination bildet, heißt die Kette Caldiera bei den Italienern, Učka bei den Slaven; ihre mittlere Erhebung beträgt etwas über 600 m.

Von da ab bis gegen S. Giovanni bei Duino streicht die Venakette, die wieder in zwei orographisch verschiedene Gruppen zerfällt: den Tschitschenboden oder die Tschitscherei (Cicceria) bis zur Senke bei Herpelje-Cosina, und den Triestiner Karst. Die mittlere Erhebung des ersteren beträgt etwa 550 m Höhe und kulminirt im Planik mit 1273 m, jene des letzteren nur mehr bei 475 m mit dem Terstel (639 m) als höchstem Gipfel. Außer den zwei genannten Pässen ist keiner mehr von Belang, Fußsteige führen jedoch häufig über das Gebirge, an dessen Südwestseite der ganzen Länge nach im Mittelalter eine Reihe fester Burgen das innere Land gegen die östlichen Gebiete schützte. Ich nenne nur Cosliach-Waxenstein, Bragna-Goldsburg, Lupoglava-Mahrenfels, Popecchio, Covedo, Grad, Ospo, S. Servolo, Pinguente und auf der Höhe Rozzo, lange Zeit die wichtigste Hochwacht der Venetianer. Eine Linie von der Rhede von Pirano über Buje und Cansanaro zur Mündung der Arsa weist im Anschlusse an die Hauptkette ein stark gegliedertes Bergland (regione pedemontana) mit 300 bis 500 m hohen Erhebungen auf. Daran schließt sich gegen das Meer eine vielfach wellenförmige Hügellandschaft (regione marittima). Die Gebirge auf den Inseln des Quarnero sind nur eine Fortsetzung jener des Festlandes von Istrien. Der Charakter des Karstsystems ist seiner Wesenheit nach der gleiche wie jener der Kalkalpen, nur treten hier die ungünstigen Faktoren besonders in den Vordergrund. Der Boden ist häufig von tiefen Furchen und Schlünden zerrissen oder weist trichterförmige Senkungen auf. Das Regenwasser versickert in dem Boden sehr rasch und sammelt sich dann in unterirdischen Höhlen. Es fehlt in Istrien gänzlich eine Thalung, die als Pulsader für die Communication gelten könnte. Das Land ist arm an fließenden Gewässern auf der Oberfläche, hingegen reich an unterirdischen Wasseradern. Man kann, den bekannten Schiller'schen Vers travestirend, sagen: „Aus den Höhlen kommt es, in die Höhlen stürzt es.“ Zur trockenen Jahreszeit versiegen fast alle Bäche, steigen aber nach lang anhaltendem Regen ganz außerordentlich rasch. Was wir an Flüssen haben, ist sehr wenig. Lassen wir den Timavo mit seinem noch immer nicht völlig enträtselten Laufe bei Seite, so haben wir zuerst

den Sturzbach Lusandra, der in die Bucht von Muggia fällt; der nächste Bach ist der ziemlich gleichmäßig wasserreiche Risano mit einer Länge von 19 km, der bei Capodistria mündet. Die nicht viel längere Dragogna fließt in den Golf von Pirano. Der Hauptfluß des Landes ist der wegen seines geringen Gefälles so genannte Quieto. Er hat seine Quellbäche Brazzana und Fiumera im Gebiete von Pinguente und nimmt unterhalb ihrer Vereinigungsstelle links die Bottonega auf. Bis Montona verhält sich das Gefälle wie 1:600, von da bis zur Mündung wie 1:1000. Die Gesammtlänge beträgt 50 km, die größte Thalbreite etwa 1,5 km. Dieselbe füllte ehedem unfraglich ein Meeresarm aus und noch zur Römerzeit galt der Fluß als schiffbarer Kanal. Im Südosten des Landes nimmt unweit des Čepičsees die Arsa ihren Ursprung, die im gleichnamigen Kanal nach kurzem Laufe (23 km) mündet. Im Inneren haben wir den Wildbach Foiba, der bei Pisino in einer gewaltigen Felsschlucht von 128 m Tiefe verschwindet. Er bildet den echten Typus istrischer Gewässer. Bei normalem Wasserstande genügt er nur nothdürftig zum Betriebe einiger kleiner Mühlen; sein Bett ist voll Untiefen und Felsspalten. Nach heftigem Gewitter oder anhaltender Regenzeit staut sich jedoch in der genannten Schlucht, da die unterirdische Abflußöffnung, die übrigens auch noch nicht genügend erforscht ist, das Wasser nicht zu schlucken vermag, dasselbe bis zu einer Höhe von zehn und mehr Meter auf. Die Foiba stellt bei Pisino das Maß der Erosionsthätigkeit des Wassers zwischen der Mergel- und Sandsteinschichte einerseits, den härteren Kalken andererseits dar; denn das Thal von Vermo, das am Beginn der Foibaschlucht seinen Ursprung nimmt, dann in südlicher Richtung bis Due Castelli streicht, um von da westwärts sich zum Kanal von Lemme zu erstrecken, führt nicht umsonst den Namen Draga (= Thal). Zu einer Zeit, wo die eingelagerte weiche Sandsteinmasse noch nicht ausgefressen war, floß die Foiba durch diese heute wasserlose charakteristische Furche ab. Hat sich doch noch die Erinnerung daran in der Tradition erhalten, wonach man noch in historischer Zeit bis Due Castelli herein zu Schiffe gekommen sein soll.

Von Seen ist nur der vorerwähnte Čepičsee vorhanden, der in einer Seehöhe von 32 m liegt und bei circa 4 m größter Tiefe ein Areal von etwa 860 ha bedeckt. In trockenen Jahren schrumpft er stark zusammen, ja nach Valvasor soll er im Jahre 1683 ganz ausgetrocknet sein, so daß man bei 90 Saumladungen Aale erhielt. Heute ist von einer Fischzucht dortselbst kaum die Rede. Auf Cherso liegt der Vranasee, umgeben von fast 200 m hohen Bergwänden; er hat eine Länge von beiläufig 16 km und liegt 14 m unter dem Meeresniveau, seine größte Tiefe reicht bis zu 40 m unter dasselbe hinab.

In geologischer Hinsicht zerfällt das Land in drei ziemlich scharf geschiedene Zonen, von denen die orographischen und agriculturellen Verhältnisse völlig abhängig sind. Es ist das 1. das nordöstliche Kalkplateau mit der Gruppe des Monte Maggiore von dem Wildbache Lusandra bis nach Fianona, zusammenfallend mit der Axe der orographischen Erhebungen; 2. die Sandsteinzone vom Golfe von Triest bis zum See von Čepič, und 3. das reine Kalkplateau von der Punta di Salvore bis zum Kap von Promontore im Süden und dem Golf von Fianona im Osten. Der namhafte Archäologe und istrische Geschichtsforscher Dr. Peter Kandler aus Montona hat hierfür die wissenschaftlich freilich nicht ganz richtigen, aber für die Bodenverhältnisse treffenden Ausdrücke eines weißen, gelben und rothen Istriens eingeführt. Freilich gehen die einzelnen Zonen mitunter in einander über. So zeigt sich in der Sandstein- und Mergelgruppe ein Streifen Kalkgebiet von Buje bis nahe an Pinguente und Rozzo hin zur Verbindung mit den nordöstlichen Kalkketten, während andererseits in dem Gebiete von Buje und Albona die mittlere Zone nur vereinzelt auftritt. In der ersten Gruppe ist von dem Monte Maggiore nordwestwärts vorwiegend ein Kalk, der dem unteren Eocän angehört, während südwärts davon derselbe der Kreideperiode zuzuweisen ist. Beide geben unter den meteorologischen Einflüssen ziemlich denselben Detritus, so daß der Ackerbau von der verschiedenen Mächtigkeit desselben abhängig ist, weshalb er mit einigem Erfolg nur im Grunde der Mulden und kleinen Thalungen betrieben werden kann. Mitunter finden sich auch in dieser ersten Zone mergelige Sandsteinschichten vor, so im obersten Laufe der Lusandra gegen den Slaunik hin, wodurch dieses Gebiet zu einer Oase mitten im öden Karste wird; weiter in der Gruppe des Monte Maggiore, wo an den Rändern der Sandsteinschichte und Nummulitenkalke reichliche und perennirende Quellen ihren Ursprung nehmen. Der Kreidekalk ist hier feinkörnig, weiß oder gelb und hat eine durchschnittliche Stärke der einzelnen Schichtungen von 0,4 bis 0,7 m. Vom Slaunik und Orliak gegen das Triestiner Karstgebiet zu stoßen wir auch auf bituminöse Kalke, deren Verwitterungsprodukte unfruchtbar sind. Die zweite Zone hat eine etwas schärfere Umgrenzung. Von Pirano bis über Muggia hinaus und längs der Lusandra bis gegen Croglie reicht sie nach Nord und Nordwest; ihre Ostgrenze bildet eine Linie von S. Servolo bis nach Bragna hin. Die Alluvionen der Boglinnecizza und anderer kleinerer Wildbäche an der Depression des Čepičsees bilden gegen die Kalkgruppe von Pedena hin die Südgrenze. Nach Westen zu haben wir die Abgrenzung in einer Linie von Mantnani bei Pedena bis zum Bache Potok bei Buje zu suchen, die nur durch Kalkschichten am Quietoflusse theilweise unterbrochen erscheint. Dadurch und durch den Karst von Buje zerfällt diese Mergel- und Sandsteinzone eigentlich in zwei Becken, das von Triest und jenes von Pisino. Der landschaftliche Charakter derselben ist ein durchwegs gefälliger, zahlreiche Dörfer liegen an den Gehängen zerstreut, Weiler und einzelne Häuschen stechen mit ihren grauen Tinten lebhaft gegen das Grün der herrlichen Vegetation ab. Einer ganz besonders schönen und günstigen Lage erfreuen sich Capodistria, Pirano und Montona; allein die Wassernoth ist hier überall schwer fühlbar, namentlich in den heißen und trockenen Sommermonaten. Im südöstlichen Theil senkt sich diese Zone zum Becken des Sees von Čepič ab, das in landschaftlicher Hinsicht wohl zu den schönsten und wechselvollsten Theilen der Halbinsel zählt. Die gewaltigen Alluvionsschichten aus der postglacialen Epoche lassen zur Evidenz erkennen, daß die Arsa der natürliche Abzugskanal für den See gewesen ist, ehe der Posersky und andere Bäche durch ihre Anschwemmungen denselben unterbrachen. Die unteren Eocänschichten dieses ganzen Gebietes sind vorwiegend Kalke mit Alveolinen, Nummuliten, Operculinen und anderen Arten. Darüber lagern vielfach Breccienkalke und vereinzelt Kalkmergel mit Konglomeraten. Der eigentliche Tassello ist ein blaugrauer oder grünlichgrauer Thon, der durch die Regengüsse leicht zerfurcht, von der Sonne stark erhitzt und zersprengt wird; er unterliegt ganz unglaublich stark der Erosion des Wassers. Wird hier der Boden nicht durch Steinmauern geschützt, so spült der Regen alle Dammerde fort. Die unteren Tasselloschichten haben etwa eine mittlere Mächtigkeit von 30 m, darauf folgen Konglomerate mit einer solchen von 7 bis 12 m. Damit wechseln Sandsteinschichten, in denen viele Fucoiden eingelagert sind, in einer Mächtigkeit von wenigstens 200 m ab. Die oberen Schichten des Tassello sind stärker und bilden nicht selten den sogenannten Masegno, einen festen Sandstein, der von Quarz und Glimmer durchsetzt

ist. Er spaltet sich wie Basalt in Parallelepipede und wird von den Bewohnern zur Erbauung ihrer Häuser, zu Umfassungsmauern und die dünnen Schichten zur Bedachung benutzt. Südlich vom oberen Quieto ist dessen größte Mächtigkeit zu suchen. Die Gesammtmächtigkeit der mittleren Zone mag an 400 m betragen. Die letzte Zone besteht aus Kalk, der mehr oder minder mit rothen Verwitterungsprodukten bedeckt erscheint; sie umfaßt ein weites, plateauartiges Gebiet, das vom Meere allmählich bis zu einer Höhe von 350 m ansteigt und sich in die Hochebene von Buje, Parenzo, Rovigno und Pola und von Albona gliedert. Die wichtigsten Erosionsthäler sind hier das des mittleren und unteren Quieto, der Kanal von Lemme und das Arsathal. Charakteristisch sind im ganzen Gebiete die zahlreichen muldenartigen Bodensenkungen, die man gewöhnlich als Dolinen bezeichnet, obwohl dieser von dem Verfasser eines geographischen Lehrbuches, F. Klun, einstens eingeführte Name nicht entsprechend ist, denn bei den Südslaven bedeutet dol, dolina ein Thal [1]), während wir es hier doch ausschließlich nur mit kraterähnlichen Einstürzen zu thun haben. Ich kann mich auch nicht erinnern, den Namen an Ort und Stelle je gehört zu haben, wohl aber den Ausdruck jama = Grube, Erdloch bei den Slaven, foiba (wohl zu lateinisch fovea = Grube) bei Italienern. Sie sind selten kreisrund, meistens oval und von sehr verschiedener Tiefe und Ausdehnung; an vielen zeigen die am Grunde liegenden Steinblöcke ihre Entstehung deutlich genug an. Da die fruchtbare Dammerde vom Regen in die Tiefe gespült wird, ist dieselbe natürlich dem Ackerbau günstig. Das Plateau von Buje weist Eocäne und Kreidekalke auf. Im untersten Theile der ersteren stoßen wir häufig auf eine röthlichweiße Breccie, weiter herauf auf Kalktuffe mit zahlreichen Versteinerungen. Die letzteren sind von grauhellem Farbenton und in den oberen Schichten minder compact. Mit dem Plateau von Parenzo, wo die erwähnten Jamen mit der rothen Dammerde besonders häufig auftreten, hat jenes von Rovigno und Pola das Meiste gemein. Das ganze Gebiet ist mit Kreidekalk bedeckt, sehr verschieden an Kolorit und Mächtigkeit. Eine Eigenthümlichkeit des Bodens dieser Landschaftsgebiete ist der sogenannte Saldame, ein feinkörniger Quarz in winzig kleinen hexagonalen Doppelpyramiden, der Borsäure und alkalische Stoffe enthält und dem Geiserit, mit dem er gleiche Entstehung haben dürfte, ähnlich ist. Er wird seit Jahrhunderten um einen wahren Spottpreis (jetzt etwa 60 Centesimi per Hektoliter) in die Glasfabriken zu Murano bei Venedig geschafft. Der Karst von Albona bildet gewissermaßen eine Insel zwischen dem Thal der Arsa und der Furche von Fianona, reich an orographischen Formen, an fossilen Ueberresten und Braunkohlenlagern, besonders bei Carpano; eocäne Kalke sind hier in weiter Ausdehnung vorhanden und reich an Versteinerungen [1]). Soweit die „terra rossa" reicht, ist der Boden fruchtbar, das ganze Gebiet leidet aber besonders unter dem Mangel größerer Waldungen. In Unter-Istrien tritt die terra rossa in einer Mächtigkeit von etwa 3 m auf, erreicht aber bei Salvore gegen 7 m. Die chemische Zusammensetzung derselben ist im ganzen Küstenlande (und in Friaul) ziemlich gleich; sie enthält neben unbedeutenden Mengen verschiedener Stoffe 75,9 Proc. Kieselsäure, 12,3 Proc. Eisenoxyd und ist wegen des letzteren fruchtbar, nur trocknet sie sehr rasch aus. Taramelli hält die terra rossa für einen submarinen Schlamm von Vulkanen, ausgeworfen in der miocänen Epoche.

[1]) Der Vorschlag Prof. Rutar's (Zeitschr. f. Schulgeographie VII, 160), dafür dole oder dols zu setzen, scheint mir um nichts besser zu sein, als die bisherige Bezeichnung.

[1]) Dr. Anton Scampicchio in Albona besitzt eine sehr reichhaltige Sammlung dieser Art.

Die Bevölkerung der Azoren.

Von Dr. H. Simroth.

I.

Leider muß ich hier eine Warnung und Einschränkung vorausschicken. Man erwarte nicht, daß ein Reisender, der, mit anthropologischen und ethnographischen Studien nur wenig vertraut und speciell zoologische Zwecke verfolgend, bei einem zweimonatlichen Aufenthalte auf den Inseln das schwierigste Problem, welches sie bieten, originell und erschöpfend löste! Leider ist die Besiedelungsgeschichte, als Grundlage einer rationellen Erforschung, viel zu wenig dokumentarisch beglaubigt, als daß man mit Leichtigkeit sichere Schlüsse daraus ableiten könnte. Dennoch hat die Beschäftigung mit einer Bevölkerung, die aus sehr verschiedenen Elementen ursprünglich zusammengewürfelt wurde und dann durch Jahrhunderte in fast völliger Abgeschlossenheit sich selbst überlassen blieb, einen hohen Reiz, theils weil der Gang oder die Hemmung der Rassenverschmelzung sich verfolgen lassen müssen, theils weil der Ausschluß des kontinentalen Fortschrittes eine Menge alterthümlicher Sitten und Züge bewahrte, theils weil die Eigenart sowohl als die Armuth der umgebenden Natur in bestimmter Weise das Gemüth der Bewohner beeinflussen mußte. Wenig genug ist bis jetzt zur Lösung der vielseitigen Aufgabe geschehen. Der Reisende aber, der unter der Einwirkung fortwährend wechselnder neuer Eindrücke steht, muß sich nur zu ängstlich hüten, den Werth seiner augenblicklichen subjektiven Wahrnehmungen zu überschätzen. Als ich das erste Mal in Lissabon landete und so den unvermittelten Gegensatz der norddeutschen und portugiesischen Bevölkerung vor mir sah, hatte ich beim Umherschlendern unter dem gewöhnlichen Volke der Plätze und Straßen die Empfindung, daß kaum das dreißigste Gesicht in Deutschland durchschlüpfen könnte, ohne für einen Ausländer genommen zu werden, so stark schien sich die Einwirkung des maurischen und Negerblutes geltend zu machen. Die Leute von Ponta Delgada und S. Miguel erschienen dem gegenüber gewöhnlich und kaum von mancher deutschen Bauernphysiognomie verschieden. Als ich dann aber über Madeira wieder zu längerem Aufenthalte nach Lissabon zurückkehrte, war jener erste Eindruck völlig verwischt, und nur noch vereinzelte ausgesprochene Niggergesichter mochten als fremdartig gelten. So leicht zerschellte der Maßstab objektiver Beurtheilung an subjektiver Gewöhnung — bei mir wenigstens — und es dauerte längere Zeit, bis allmählich wieder eine Klärung der Begriffe ein-

trat. Somit muß ich mich für einen wenig kompetenten Arbeiter halten in diesem Weinberge. Gleichwohl möchte ich mich auch auf diesem Boden versuchen, hauptsächlich um andere „Specialisten" zu besserer Ausbeute anzuregen. Zweifellos drängt die Zeit, denn auch die Azoren haben den modernen Hebeln des Verkehrs und der Dampfkraft nicht widerstehen können und sind momentan in ziemlich energischem, wirthschaftlichem und ethnographischem Umschwunge begriffen. Glücklicher Weise ist bereits einiges geschehen, was als Vorarbeit gelten kann, der Hauptsache nach von den Azoreanern selbst. Dr. Ernesto do Canto hat im schon erwähnten „Archivo dos Açores" gesammelt, was er namentlich an historischen Thatsachen, die Inseln betreffend, zusammenbringen konnte; in erster Linie aber besitzen wir die Studie von Arruda Furtado: Materiales para o estudo anthropologico dos povos açorianos, observaçoes sobre o povo michaelense, Ponta Delgada 1884. Leider hat ein früher Tod diesen meinen Freund, den ich in Lissabon kennen lernte, als einen der begabtesten und gebildetsten Insulaner, einen eifrigen Zoologen, im letzten Sommer dahingerafft, so daß die Aussicht, eine Fortsetzung der Arbeit über die anderen Inseln zu erhalten, vorläufig geschwunden ist. Auch muß Furtado's Abhandlung eine gewisse Einseitigkeit nothwendig anhaften; denn ihm, dem Michaelenser, der, so viel ich weiß, nie über die Grenzen Portugals hinausgekommen ist, fehlte die eigene Anschauung anderer Völker, die er zum Vergleiche heranzieht, und so urtheilt er wohl, da ihm die unbekannte Welt sehr rosig erscheint und er mit großer Gewissenhaftigkeit an seine Aufgabe herangeht, über sich und seine Landsleute mit schonungsloser, vielleicht übertriebener Strenge. Die angegebenen Quellen hat Walker bereits reichlich benutzt, so gut wie die ältere englische Arbeit Bullar's: a winter in the Azores; man findet viele Einzelheiten in seinem citirten Buche eingeflochten. Die portugiesischen Bücher, die das wenige noch vorhandene Material enthalten, findet man bei Furtado erwähnt, auf den ich hiermit verweise.

Daß die Azoren bei ihrer Wiederentdeckung durch die Portugiesen unbewohnt waren, ist sicher; fast so bestimmt ist's auch, daß sie nie zuvor vorübergehend besiedelt wurden. Humboldt versicherte zwar, um den ältesten möglichen Besuch vorwegzunehmen, daß 1749 auf Corvo bei einem Sturme, wo die Wogen einen dolmenartigen Steinbau aufdeckten, phönizische Münzen gefunden wurden von Gold und Kupfer in einem Thongefäße, entweder von Carthago oder Cyrene stammend. Doch ist die Tradition außerordentlich unklar, und ehe sie zur Untersuchung kamen, waren sie durch verschiedene Hände und Länder gewandert, Gelegenheit genug zur Verwechselung oder Mythenbildung; der Fund ist durchaus in das Gebiet der Legende zu verweisen.

Ganz ähnlich verhält sich's mit jener poetischen Ueberlieferung von der Reiterstatue, die auf dem äußersten Ende von Corvo gestanden haben soll, mit der erhobenen Rechten nach Westen weisend, ein aufmunterndes Symbol dem kühnen Seefahrer, nach dem Inselchen den neuen Erdtheil zu entdecken. Ja am Piedestal stand eine räthselhafte Inschrift, die kein Zeitgenosse entziffern konnte, wie Damião de Goes, der in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts schrieb, versichert. Die Sache ist mit solcher Bestimmtheit vorgetragen (der König Dom Manoel sandte einen Mann von Oporto, die Antiquität zu holen, doch brachte er nur zerbrochene Theile heim — man hat selbst an die Normannenfahrten gedacht —), daß im Anfang unseres Jahrhunderts der Gouverneur von Terceira von seiner Regierung Auftrag erhielt zu genauer Nachforschung; sie hatte keinen Erfolg. Der General Noronha, der später auf Corvo sich wieder danach umthat, erklärt die Geschichte durch eine Luftspiegelung. Walker dagegen sucht eine andere für die Entdeckungsgeschichte der Inseln interessante Deutung plausibel zu machen. Er weist zunächst auf die hohe Unwahrscheinlichkeit hin, daß eine aus einem Stein gehauene Reiterstatue von irgend welchen früheren Besuchern an einem äußerst unzugänglichen Punkte aufgestellt worden wäre, denn die Leute, welche die Keilinschrift abnehmen sollten, mußten nach jener Erzählung an Stricken herabgelassen werden. Ferner leitet er aus der Beschreibung des Mantels, den die Statue getragen haben soll, ab, daß sie nur von einem iberischen oder maurischen Volk stammen konnte. Den Mohammedanern aber verbot ihre Religion, Statuen zu setzen. Wie entstand aber die Sage?! Gegen die vierte Decade des zwölften Jahrhunderts scheint der arabische Seefahrer Sherif Mohammed al Edrisi, der die Cap Verden, die Canaren und Madeira entdeckte, auch bis zu den Azoren vorgedrungen zu sein. Auf einem großen Globus von gediegenem Silber soll er alle seine Entdeckungen eingetragen haben, im Auftrage von Roger II., König von Sicilien. Leider verschwand der Globus bald, und es blieb nur die arabische Beschreibung vom Jahre 1153, die 1691 von Hartmann ins Lateinische übertragen wurde. Hierin werden neun Inseln, nördlich von den Canaren, erwähnt, darunter die Insel Raka, d. h. die Vogelinsel. „Ferunt in hac insula esse genus avium aquilis rubris similium unguibusque instructarum, quae belluas marinas venantur et comedunt. Ab hac insula eas nunquam recedere affirmant." Es liegt gewiß nahe, an die Azoren oder Habichtsinseln zu denken, hat doch selbst der Bussard, der der echte Açor ist, mehr Aehnlichkeit mit einem Adler als mit einem Habicht. Leider erlaubt die weitere Schilderung nicht, in diesem alten Bericht die verschiedenen atlantischen Inseln gehörig aus einander zu halten, sie werden confundirt. Gelegentlich der Canaren aber heißt es: „Auf jeder Insel stand ein steinernes Standbild, hundert Ellen hoch, auf jedem saß eine eherne Figur, mit der Hand nach Westen zeigend; es gab sechs solche Standbilder." Und Ibn al Vardi fügt hinzu: „wie ein Leuchtthurm, um die Schiffe zu lenken." Mit diesen sagenhaften Statuen, die dem Dzou-el-Qarnayn, dem Herkules der Araber, zugeschrieben werden, bringt Walker auch das Standbild von Corvo in Verbindung. Woher freilich stammt die Sage von jenen? „Konnten die alten Erzähler davon gehört haben, wie Plato berichtet, daß die große Statue Poseidon's auf Atlantis von den hundert kleineren Statuen der Nereiden umgeben war? Oder hängt die Idee zusammen mit der phönizischen Astarte, welche, am Vordertheil ihrer Schiffe, stets mit erhobenem Arm den Weg zeigte?" Wie dem auch sei, das Wesentlichste ist die Verweisung des Standbildes von Corvo in das Reich der Fabel. — Aehnlich und noch unklarer verhält sich's mit einer Höhleninschrift von S. Miguel.

Und so scheint's in der That, als wenn die Azoren vor jenen Arabern im zwölften Jahrhundert nie besucht wären; zum mindesten hat kein Volk, so wenig wie jene, irgend welche Spuren hinterlassen. Die Wiederentdeckung aber und Besiedelung knüpft sich an den Namen Heinrich's des Seefahrers.

Dieser Prinz dürfte, nachdem er bereits Madeira und Porto Santo entdeckt, weitere Kunde von den atlantischen Inseln erhalten haben durch seinen Bruder Pedro, den irrenden Ritter, der in zwölfjähriger Abwesenheit die meisten europäischen Höfe, Constantinopel, das heilige Land und Venedig besuchte. Aus letzterer Stadt brachte er eine Abschrift des Reiseberichts von Marco Polo und eine Karte heim, auf der die Azoren verzeichnet waren. Das wurde der Anlaß für Prinz Heinrich, neue Expeditionen aus-

zurüsten, die, consequent geleitet, zum erhofften Erfolge führten. Für die Besiedelung der Inseln wurde die Vermählung der Schwester des Prinzen, der Infantin Isabel, mit Philipp dem Guten, dem Herzoge von Burgund und Grafen von Flandern, wichtig. Ihr gastlicher Hof, durch Glanz und Ritterlichkeit berühmt, zog einen großen Theil des Adels der Niederlande, die damals nach und nach theils durch gütlichen Vertrag, theils Waffengewalt an Burgund fielen, an. Viele dieser Flüchtlinge fanden ihren Weg nach Portugal, und Prinz Heinrich verwandte manche an Bord seiner Entdeckungsschiffe, andere als Kolonisten. So erklärt sich der Antheil, den die Niederländer an der Besiedelung der Azoren gehabt haben. Sollte sich daraus nicht auch die Beimischung des französischen Blutes, das, wie wir sehen werden, Furtado glaubt nachweisen zu können, ohne den Weg der Einwanderung aufzufinden, herleiten lassen? Die erste Expedition sandte der Prinz 1431 unter Gonçalo Velho Cabral von Villa de Sagres in Algarve aus, mit dem Auftrage, nach Westen zu segeln, bis sie zu einem Eiland kämen. Nach zehntägiger Fahrt kamen sie zu den Formigas, jenen Klippen zwischen Santa Maria und S. Miguel, und kehrten enttäuscht nach Lissabon zurück, da sie von weiteren Inseln nichts wahrnahmen. Walker sucht den immerhin auffälligen Umstand, daß die Inseln unsichtbar blieben, durch ihre dichte Bewaldung und den daraus folgenden Wolkenmantel zu erklären — wohl möglich, doch sah ich auch Pico von dem nahen S. Jorge aus verschwinden trotz der jetzigen Veränderung der Pflanzendecke. Prinz Heinrich ließ sich nicht irre machen, erblickte vielmehr in dem Funde eine Bestätigung seiner Vermuthungen und sandte den Kapitän bereits im nächsten Jahre mit einer besser ausgerüsteten Flotille aus, und am 15. August wurde Santa Maria entdeckt und erhielt den Namen zu Ehren der Heiligen des Tages. Bei der Rückkehr übertrug ihm der Prinz die Herrschaft der Insel, sandte zunächst ein Schiff mit Rindvieh und anderen Hausthieren, die ausgesetzt wurden, und gab Cabral den Auftrag zur Kolonisation, die drei Jahre später ins Werk gesetzt wurde, unter Betheiligung der vornehmsten Familien des Landes.

In ähnlicher Weise, wie Cabral als eine Art von Vicekönig mit Santa Maria belehnt wurde, erhielten bald die übrigen Inseln ihre Herren, und wie die Sache nur zu bald ausartete, ihre Peiniger. Ein solcher „Capitāno donatorio“, Schenkungskapitän, hatte nur zu viele Macht in Händen, alle seine Befehle mußten strikte befolgt werden, ein Zehntel aller erhobenen Steuern gehörte ihm, er hatte das Monopol des Salzverkaufs und war Eigner aller Mühlen und Backöfen, für deren Gebrauch die Gemeinde eine Abgabe zahlen mußte. Nur mit seiner Erlaubniß durften die Kolonisten sich die verwilderten Thiere aneignen; und, was vielleicht das Schlimmste, er hatte das Recht, das unkultivirte Land zu verschenken an wen er wollte, unter der Bedingung, daß binnen fünf Jahren der Besitz angetreten wurde. Die Würde war erblich, ja es war für den Fall, daß der Donatorio minorenn war, eine Regentschaft vorgesehen.

Es leuchtet wohl ein, daß in dieser Einrichtung, die anfangs eine schnelle und energische Kolonisation bewirkte, die Quelle gegeben war für Günstlingswesen und Mißwirthschaft, die bald überhand nahmen. Namentlich schreiben sich davon die großen Latifundien her, die noch jetzt bestehen. Der Grundbesitz befindet sich in wenigen bevorzugten Händen, und dem kleinen Manne ist es sehr schwer gemacht, sich emporzuarbeiten. Ein auffallendes Beispiel finden wir auf Fayal und Pico. Anfangs fürchtete man sich, die letztere Insel zu betreten, der Vulkan erschien gar zu drohend. Aber nach wenigen Jahren bereits haben sich die wohlhabenden Familien von Horta in den Grund und Boden getheilt, die Armen hatten das Nachsehen.

Ein Verdienst der Spanier ist es, jene verhängnißvolle Würde abgeschafft zu haben. Mit ihnen kommt ein neues ethnographisches Element hinzu, das sicherlich Spuren hinterlassen hat.

Von noch größerer Bedeutung aber war jedenfalls die so bald eintretende Blüthe der Sklaverei, welche die Neger massenhaft nach den Azoren brachte und eine starke Depravation der anfangs kräftigen Bevölkerung zur Folge hatte. Im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts waren in vielen Ortschaften die Schwarzen zahlreicher, als ihre weißen Herren. Man fürchtete einen Aufstand, und die unwissende und rohe Priesterschaft benutzte eine Seuche, die acht Jahre lang die Einwohnerschaft decimirt hatte, um die Schuld und Verantwortung auf die Schwarzen zu wälzen. So entstand ein Rassenkampf, in dessen Verlauf jeder männliche Neger und Araber massakrirt wurde — eine unedle That, die immer ein Flecken bleiben wird in der Geschichte dieser eminent friedlichen Bevölkerung, wie Walker sich ausdrückt. Uebrigens war damit der Sklavenhandel nicht abgeschafft, und noch zu Ende des Jahrhunderts verpflichtete sich der Gouverneur von S. Miguel, neun Jahre lang je 4240 Afrikaner nach Brasilien einzuführen. Auch derartige Geschäfte mögen das Ihre zur Mischung des Blutes beigetragen haben.

Endlich hat auch das Judenthum ein beträchtliches Kontingent gestellt. Durch die Inquisition aus Portugal vertrieben, fand es vielfach auf den Inseln eine Freistätte, freilich auch gelegentlich das Loos der Sklaven theilend. So wurden einige Hundert, die 1501 nach der Berberei segelten, nach den Azoren verschlagen, hier gefangen und vom König dem Vasqueanes Corte-Real zum Geschenk gemacht, der sie zu ewiger Sklaverei verurtheilte. In neuerer Zeit spielen sie selbstverständlich eine andere Rolle, und das größte Handelshaus von Ponta Delgada ist mosaisch; leider hat es sich, wie es sich im letzten Jahre herausgestellt hat, enormer Steuerentziehungen schuldig gemacht, man spricht von Millionen, ein harter Schlag für S. Miguel, aber doch charakteristisch für die Zustände; denn die Zollwächter sind anscheinend Tag und Nacht auf dem Platze; und doch ist eine derartige Unterschlagung kaum dem Einzelnen möglich, ohne officielle Mitwisser.

Soweit haben wir ungefähr wohl die Faktoren zusammen, die, bunt genug, die Gesellschaft der Inseln zusammensetzen. Bei der immerhin geringen Zahl von Menschen mögen außerdem zufällige und kürzere Berührungen, wie man sie bei einer größeren Nation übergehen würde, nicht ohne Einfluß geblieben sein, so die wiederholten Plünderungszüge algerischer Corsaren, die u. a. 1679 in Ribeira quente landeten und bis Furnas räubernd und mordend vordrangen. Daß sie nicht vereinzelt blieben, zeigt die Anlage der Forts, die ursprünglich den Seeräubern galten. Auch die Engländer haben sich in früher Zeit schon in größerer Anzahl eingefunden; 1597 operirte hier eine englische Flotte gegen die Spanier, schließlich ohne Erfolg wegen eintretenden Unwetters, aber doch verschiedentlich und nicht zu flüchtig landend.

Alle diese Elemente haben in gewisser Weise sich mit einander verschmolzen, trotzdem noch Unterschiede genug bestehen. In der Hauptsache sind alle fremden Bestandtheile von der vorwiegenden portugiesischen Menge aufgesogen; ja Furtado verwahrt sich ausdrücklich dagegen, daß der frischere Zug, den die Bewohner der übrigen Inseln denen von S. Miguel gegenüber, welche letzteren allein gar keine flämischen Elemente in sich aufgenommen haben, eben auf das niederländische Blut zurückgeführt werde, — ob mit

Recht, muß ich dahingestellt sein lassen. Längere Zeit erhielten sie sich rein, jetzt aber erinnert an sie fast nur noch Dorf und Thal „dos Flamengos“ auf Fayal, in der Nähe von Horta, und vielleicht, wie ich früher andeutete, die Käsebereitung.

Nun enthält aber kaum ein europäisches Land so verschiedenartige Bewohner als Portugal, nicht nur ihrer Entstehung nach durch Zusammenwürfelung von Kelten, Phönziern, Römern, Gothen, Mauren, Negern 2c., sondern in der noch fortbestehenden Differenz zwischen Süd und Nord. Furtado giebt sich viele Mühe, herauszubekommen, woher der Hauptstrom der ursprünglichen Einwanderung sich ergoß, ohne sonderlichen Erfolg. Namen und Schicksale der hervorragenden Familien, die sich betheiligten, sind uns erhalten geblieben; es existiren einige handschriftliche Kopien einer alten Aufzeichnung des Paters Fructuoso, der 1522 auf S. Miguel geboren wurde, diese Genealogie betreffend. Doch ist damit schwerlich viel anzufangen; auch scheint der Versuch kaum gemacht. Die Hauptsache liegt wohl im Mangel einer guten Ethnographie des Mutterlandes selbst. Auf den Inseln bleibt es auffällig, daß trotz der scheinbar völligen Verschmelzung der Rassen doch fast jedes Dorf noch seine eigenthümlichen Züge, sei es der Physiognomie, sei es der Sitten, bewahrt. Eine Straße in Horta, die Rua Velha, halb zerfallen, wird von einer abgeschlossenen Gruppe armer Fischer bewohnt, die noch jetzt es verschmähen, aus ihrer Genossenschaft herauszuheirathen, und sich auch sonst durch manche Eigenthümlichkeiten auszeichnen. Walker denkt daran, daß sie der abgetrennten Fischerbevölkerung von Aveiro und Oporto entstammen mögen, die man auf alte phönizische Kolonisten hat zurückführen wollen, und deren bunte, mit hohen geschnitzten Schnäbeln geschmückte Schiffe man in Portugal bewundert; sie fallen einem sofort in die Augen. Die Schiffe freilich trifft man in Horta nicht. — Daß die Vatersnamen auf den Azoren wenig gebräuchlich sind, erwähnte ich früher; selbst der Ausländer wird, wenn er sich ansässig macht, bald nur beim Vornamen genannt, wie denn die Honoratioren in Oporto und in Coimbra selbst die Universitätsprofessoren auf der Straße nur nach den Vornamen zu erfragen waren. Unter den Landleuten der Inseln sind Spitznamen dafür sehr im Schwange, der Lange, der Kurze, der Bucklige 2c.; eigenthümlich aber ist jedenfalls die Sitte, dem Vornamen des Sohnes stets den der Mutter hinzuzufügen, Jacintho Helena, Francisco Albina, Antonio Thereza, Francisco Josepha, José Guiomar u. a. m., und am wunderlichsten bleibt es, daß diese absonderliche Art populärer Benennung sich auf eine einzige Ortschaft beschränkt, Bretanha im äußersten Nordwesten von S. Miguel, wo auch noch andere Eigenheiten zum Vorschein kommen. — Auch die Leute von Agoa de Pao, nicht weit von Ponta Delgada, ursprünglich vom besten portugiesischen Blute, haben sich abgesondert und altväterisch erhalten, und gelegentlich macht sich ihre übertriebene Sparsamkeit noch in lustiger Weise bemerkbar. Das Landvolk und die Arbeiter gehen auf den Inseln durchweg barfuß und gestatten sich Schuhe und Stiefeln nur an Sonntagen, oder wenn sie in die Stadt zu Markte gehen; die von Agoa de Pao erlauben sich den gleichen Luxus, aber sie ziehen nur den einen Schuh an und tragen den anderen unterm Arm. Neue Kleider ziehen sie zunächst links an, die Innenseite nach außen, um sie zu schonen. Sie werden von den Landsleuten geneckt und mit einem besonderen Sprichwort beehrt, dessen Sinn wohl kaum noch zu enträthseln ist („a porca ja furou o pico“, die Sau hat schon ein Loch in den Berg gemacht); dafür revanchiren sie sich mit Redensarten, die zum Theil längst nicht mehr im modernen Lexikon zu finden sind.

So ließen sich eine Menge Einzelheiten gewiß zusammenbringen, die alter Tradition entstammen. Bis jetzt ist nur S. Miguel einigermaßen ausgebeutet. Hier giebt es sogar Alterthümer auszugraben, in Münzen und Geräthen bestehend, in Villa Franca nämlich; und wenn sie auch nicht in die Bronzezeit zurückragen, sie würden auch bei uns geschätzt werden, da sie mindestens vom Jahre 1522 herrühren, in dem die Stadt am 21. October durch ein nächtliches Beben verwüstet wurde. Das Interesse, welches wir an der Bevölkerung nehmen, gründet sich ja gerade darauf, daß sie selbst fast eine Antiquität darstellt. Wurde sie doch in einer Zeit vom Mutterlande getrennt, als dieses noch nicht in sein goldenes Zeitalter eingetreten war, in die Zeit der großen außereuropäischen Entdeckungen und Kolonisationen, die der Nation eine weltgeschichtliche Bedeutung verschafften, ihr Reichthum und Verkehr und, was nicht zu unterschätzen, ihr eine Litteratur brachten. Das frühere Portugiesisch hat noch viel mehr Aehnlichkeit mit dem Lateinischen, wenn auch die Aussprache eine andere sein mochte. Seinen jetzigen Wohllaut verdankt es der Epoche des Camões, des nach Art der Heroen im Leben darbenden und nach dem Tode in den Himmel erhobenen Mannes. Die Sprache von S. Miguel gilt für rauh, grob und laut, und selbst meinem ungewohnten Ohr fiel der tiefe Brustton und die harsche Aussprache einiger Diener auf. Doch soll das mehr auf Rechnung des Charakters zu setzen sein, als auf alte Ueberlieferung. In hervorragendem Maße hat das Volk von Santa Maria, das von Estremadura und Algarve stammt, den ersten vom Süden Portugals ausgehenden Expeditionen entsprechend (s. oben), den eigenthümlich singenden Klang des mittelalterlichen Portugiesisch bewahrt, das, nicht ohne einen gewissen Wohllaut, gleichwohl die Quelle wird für Neckereien von Seiten der übrigen, mehr vorgeschrittenen Inseln, welche die weichen musikalischen Töne nicht mit ihrer eigenen rauheren und häßlicheren Aussprache in Einklang bringen können. Auch sonst hat sich auf den einzelnen Eilanden, wo nicht ein besonderer Dialekt, so doch eine verschiedene Betonung und Sprachweise herausgebildet, die natürlich dem portugiesischen Ohr am vernehmlichsten ist. So haben die Leute von Bretanha viele Anklänge an die Nasallaute des Französischen, in anderer Weise wird auf Terceira genäselt, in wieder anderer auf S. Jorge, Pico und Fayal gesungen.

Selbstverständlich haben die Natur und die kleinen Verhältnisse der Inseln das genannte Gebiet der Vorstellungen beeinflußt; der Insulaner kennt keinen Fluß, geschweige denn Strom, keine große Stadt, ein großer Hund ist ihm ein Monstrum, denn die einheimische Thierwelt bewegt sich in minimalen Proportionen. Umgekehrt mußten die oft erneuerten Schrecknisse der Erdbeben und Eruptionen dem Gemüth eine besondere Richtung geben. Gleich im ersten Jahre erlebten die ersten Kolonisten von S. Miguel, einige Freunde und Afrikaner, die Cabral zurückgelassen hatte, den großen Ausbruch von Sete Cidades, und waren gezwungen, sich nach den Bergen der Osthälfte zu flüchten, wo sie Cabral im nächsten Jahre in kümmerlichem Zustande traf. Aber noch jetzt wirkt die gleiche Ursache auf den beschränkten geistigen Horizont in bisweilen ergötzlicher Weise. Erst vor wenigen Jahren passirte es, daß die Bauern von Povoação bei einer neuen Regierungsverordnung auffässig wurden und sie verbrannten. Den anderen Tag setzte eine Periode von Beben ein, wobei einige Häuser einstürzten. Und die Folge war, daß dieselben, die sich eben als Herren gefühlt hatten, auf den Knieen durch die Straßen rutschten, sich ins Gesicht schlugen und um Gnade bettelten, eine praktische Unterstützung der Regierungsgewalt.

Zweifellos hat auch das feuchte Klima und die vorherrschende Bewölkung die Konstitution der Azoreaner verändert. Wenigstens versichert Furtado, daß allen, die auf den Kontinent gehen, sich ihre Organisation verändert zu haben scheint, sie fühlen sich beweglicher, vollständig anders, in Berührung mit der trockenen Luft und im Angesicht des häufiger klaren und stets tiefer blauen Himmels.

Bevor ich auf weitere Einzelheiten der Sitten, der Lebensweise, des Aberglaubens und dergleichen eingehe, mag eine Schilderung der körperlichen Eigenthümlichkeiten Platz greifen!

Skizzen aus dem Haussaland.

Von **Ernst Hartert.**

(Reiseleben. Flußübergänge. Trockenzeit und Regenzeit. Krankheiten. Medicinisches. Fulbe und Haussa. Industrie. Ehe. Unsittlichkeit. Religion. Aberglaube. Die Kolanuß. Heidnische Stämme. Sklaverei. Sklavenraub und Krieg. Zerstörte Städte. Veränderungen des Landes. Deutsche Forschung.)

I.

Die eigentlichen Haussaländer, die Sultanate Sokoto und Gandu, sind reich an Abwechselungen in Bezug auf Bodenbeschaffenheit und Bevölkerung.

Der lichte Buschwald aber, welcher einen großen Theil des Landes bedeckt, wirkt seiner Gleichförmigkeit halber auf den Reisenden sehr ermüdend ein. Um die Scenerie zu veranschaulichen, will ich einen Marsch durch solche Gegend beschreiben.

Noch lagen wir nicht selten in der kleinen Lehmhütte, die uns zum Nachtquartier gedient, in tiefem Schlafe da, als ein Rascheln und Stimmengewirr uns erweckte. Es waren die ersten Träger, die ihre Lasten zu holen kamen. Schnell in die Höhe — die wollenen Decken abgeschüttelt, eilig Kopf und Arme in den blechernen Becken gewaschen, rasch den heißen, schwarzen Kaffee aus zinnernen Bechern getrunken, die Kleidung geordnet, die verschiedenen Kleinigkeiten in den Decken zusammengeschnürt, kurzen Abschied von den Gastgebern, die Büchse über die Schulter geworfen und hinauf auf das gesattelte Roß. Drei, vier Träger traben schon den Thoren zu, einer setzt sich nach dem anderen in Bewegung, zuletzt die Träger unserer Schlafdecken, unsere bewaffneten „boys“ und der gute Sklave Igalla, der treuliche Pfleger der Pferde. Manch' liebender Blick, manch' freundlicher Zuruf wird noch dem einen oder dem anderen der fröhlichen Träger zu Theil, bald ist das Thor erreicht, wo der Reisende die Uhr nachsieht und die erste Richtung der Tagesroute notirt.

Rechts und links am Wege stehen Felder üppigen Sorghum- und Penicillaria-Getreides, Erdnüsse oder dergleichen. Bald ist das Ende der Felder erreicht, es beginnt ein lichter Buschwald mit hohem, dichtem Grase, aus dem zuweilen zwitschernde Singvogelstimmen und der Ruf eines Frankolinhuhns gehört werden. Stunde für Stunde geht es durch die Büsche hin, streifen die Bügel durch das hohe, thaudurchnäßte Gras, höher und höher steigt die Sonne an dem wolkenlosen, bleiblauen Himmel empor, immer häufiger machen die Träger Rast, immer schweigsamer werden sie, wie auch die Natur stiller wird. Der leichte Hauch, der die Luft am frühen Morgen bewegte, macht sich nicht mehr fühlbar, viele Vögel pflegen der Ruhe im dichtesten Schatten, nur der große Bienenfresser (Merops nubicus) läßt seinen einförmigen Ruf in hoher Luft ertönen, die Klapperlerche (Megalophonus Buckleyi) steigt da und dort noch auf und bringt mit ihren Flügeln jenes weithin tönende Geräusch hervor, welches an das sogenannte Meckern der deutschen Becassine erinnert. So geht es Stunde für Stunde, immer zeigt sich dasselbe Bild, die Hitze wird größer, es schmerzt der Kopf, es flimmert die Luft vor den Augen, die Pferde ziehen matter ihre Straße, die Diener klagen über schmerzende Füße. Endlich ändert sich das Bild: holzsuchende Frauen kriechen in den Büschen herum, Baumstümpfe zeigen sich, Geier kreisen in hoher Luft, der Weg zieht zwischen Feldern hin und vor uns liegt, von schlanken Melonenbäumen (Carica Papaya) überragt, ein Dorf mit spitzdachigen Hütten. Am Thore harrt der vorausgesandte Quartiermacher, zugleich Koch und Dolmetsch unserer Expedition, und führt uns zu einer soeben von den Bewohnern geräumten Lehmhütte, in der die Träger ihre Lasten niederlegen und die Lagerdecken ausgebreitet werden; ein bereitstehendes, aus den leichten Blattrippen der Bambupalme (Raphia vinifera, tukkurua der Haussa) hergestelltes Bettgestell wird aus gesundheitlichen Rücksichten vorgezogen, ein ahnungsvolles Grauen vor etwa schon vorhandenen, unsichtbaren Bewohnern im Keime erstickt. Schon ist der Tag weit vorgerückt, doch harren noch der Geschäfte mancherlei, erquickliche sowohl als unerquickliche. Zu den letzteren gehört ohne Zweifel das Besorgen der Nahrung, welches selbst dann nicht immer fortfällt, wenn der Wirth reichliches Essen spendet, da wir große Anhänger der Fleischnahrung sind, und das pfefferscharfe, schwer verdauliche Mahl der Neger unseren Magen weniger zusagt. Die Notizen müssen vervollständigt, die Tagesroute verglichen, das Mahl — sehr erquicklich — eingenommen und Erkundigungen über Namen und Bewohner des Ortes eingezogen werden.

Nach Besprechung über den folgenden Tagesmarsch folgt dann wohl ein Stündchen in kühler Abendluft beim Glanze des auf der Rundung liegenden türkischen Halbmondes, träumerischer Gedanken voll von der fernen Heimath, dann trotz Hitze und Mücken ein stärkender Schlaf, und ein Tag auf der Reise im Haussalande ist vollendet.

Recht oft geht der Ritt so einförmig, wie er oben geschildert worden, dahin, während er oft auch angenehme Abwechselungen erfährt und andererseits nicht selten durch Hindernisse mancherlei Art unterbrochen wird. In den tieferen Gründen ziehen sich häufig feuchte Streifen üppigen Urwaldes hin, und es ist ein hoher Genuß, wenn der Weg sich senkt und man hineintaucht in das kühle Halbdunkel, und unter den riesigen Wollbäumen und den schlanken Palmen dahinzieht, wo bunte Bananenfresser ihre rauhen Stimmen hören lassen und Affenheerden unter zornigem Blöken das Weite suchen. Gewöhnlich bietet auch ein frisches Rinnsal Roß und Reiter erquickenden Trunk und mit neuen Kräften kann die Reise fortgesetzt werden. So angenehm solche Urwaldstreifen sind, so gefährlich und zeitraubend sind die zur Regenzeit oft kaum passirbaren Sümpfe. Wenn es nicht möglich ist, dieselben zu umgehen, so ist der

Marsch durch sie eine anstrengende und in Folge der schädlichen Ausdünstungen gefährliche Arbeit. So selten auch Leute darin umkommen, so oft brechen doch Pferde und Träger zusammen, Lasten laufen Gefahr verdorben und verloren zu werden. Wieder ein anderes ist es, wenn zwischen Felsen eingeengt ein reißender Gebirgsbach herabstürzt, oder in freiem Graslande ein breiter Strom dahinzieht. Da heißt es oft mit den Pferden das schäumende Wasser durchschwimmen, da stürzen die Träger mit den Lasten, werden Gewehre und Munition verdorben, Sattelzeug und Kleider durchnäßt. In bewohnteren Gegenden sind gewöhnlich Vorkehrungen zum Uebergange getroffen. Zuweilen sind aus Lianen und den großen Blattrippen der Bambuspalme mit Pflanzentauen hergestellte, schwankende Hängebrücken von einem großen Baume zu einem ebensolchen am anderen Ufer gezogen, bald stehen Kanus bereit, bald kleine Flöße zum Uebersetzen der Lasten — dann aber kann man sicher sein, daß auch der sariki-n-rua, der „Herr des Wassers“ mit seinen Leuten nicht fehlt, der den Uebergangszoll in Kaurischnecken oder Tauschwaaren erhebt und es zumal beim Fremden an unverschämten Forderungen und Schwierigkeiten selten fehlen läßt.

Da das Uebersetzen oft lange Zeit in Anspruch nimmt, so findet man an solchen Uebergängen auch gewöhnlich Frauen mit Eßwaaren zum Verkaufe. In bewohnteren Strichen begegnet man solchen auch oft unter schattigen Tamarindenbäumen an einer Theilung des Weges und anderen günstigen Plätzen. Namentlich ist es nono, d. i. saure Milch, frisches Wasser, furrah, d. s. halbgekochte Mehlbreikugeln, geröstete Grundnüsse (Arachis hypogaea), summa, d. i. flüssiger Honig, rogo, d. s. Cassawa-Wurzeln und dergleichen mehr, was da angeboten wird und von den leichtlebigen und genußsüchtigen Trägern gern gekauft wird.

Nicht immer war es möglich, am Abend einen Ort zu erreichen, was der Verpflegung der Karawane halber immer erwünscht ist, während andererseits in den bevölkerten Gegenden oft eine ganze Anzahl kleiner Dörfer und größerer, ummauerter Städte an einem Tage passirt wurden, so besonders zwischen Saria und Kano, zwischen Dangoga und Sokoto, Sokoto und Gandu.

Während namentlich in den trockeneren Gegenden des Nordens, zumal bei Kano und Wurnu, die Gegend zur dürren Winterszeit einen überaus öden Eindruck macht, gewähren die grünen Felder gerade dort in der Regenzeit einen freundlichen Anblick. Wo in der ersteren Wirbelwinde die dürren Stengel umherschleudern und über den Boden hineilende Sandhosen sich erheben, da grünt dann üppig Sorghum, Pennisetum und Arachis und dehnen sich oft jene weiten Lachen und Sümpfe aus, dem Reisenden Gefahr beim Passiren, Verderben durch die schädlichen Ausdünstungen bringend.

Tag für Tag sendet in der trockenen Zeit die Sonne ihre glühenden Strahlen unverhüllt zur Erde herab; im Osten geht sie auf und wandert über den Scheitel hin gen Westen, alltäglich in derselben unverhüllten Gestalt, wo sie dann allabendlich in derselben Weise am dunstigen Horizont verschwindet. Die Hitze steigt bis zu den höchsten Temperaturen (wir beobachteten bis zu 44, 45 und einmal sogar ein Maximum von 48° C.), während die Nächte, besonders im December und Januar, wenn der kalte Harmattan aus der Sahara herabbraust, empfindlich kalt waren. Mitte December 1885 beobachteten wir nahe bei Maska in der Provinz Kadschena um 5 Uhr Morgens kurz vor Sonnenaufgang eine Minimaltemperatur von + 6° C. Es ist nicht zu leugnen, daß diese kalten Nächte sehr erfrischend wirken und viel wohlthätiger sind, als die heißen Nächte vor der Regenzeit, in denen der Körper in Folge der fortwährenden Transpiration nicht trocken wird und statt stärkenden Schlafes eine große Erschlaffung eintritt. Andererseits wieder sind diese großen Temperaturunterschiede die Ursachen der häufig eintretenden, schmerzhaften Muskelrheumatismen und bei den Negern auch katarrhalischer Erkrankungen.

In der Regenzeit ist es ganz anders; da brausen heftige Gewitterstürme mit furchtbaren Regengüssen oft Wochen lang Abend für Abend und Nacht für Nacht mit großer Regelmäßigkeit hernieder, während auch nicht selten mehrere Tage, ja selbst eine ganze Woche ohne Regen vergehen kann; die Ströme überfluthen das flache Land und die Verdunstung des vielen Wassers erfüllt die Luft mit Miasmen der schlimmsten Art. Die Fieber treten im Inneren in feuchten, tiefliegenden Gegenden mit derselben Heftigkeit auf, wie an der Küste, der mangelnde frische Seewind, fehlende Hilfe, fehlende Bequemlichkeit machen ihren Verlauf wo möglich noch bösartiger. Außer den Fiebern treten Dysenterien häufig auf, doch gelang es uns jedesmal sehr bald, bei uns auftretende Anfälle zu bekämpfen. Diät und Eingeben von pulvis Doweri oder ähnlichen haltbaren Mischungen mit den Hauptbestandtheilen Ipecacuanha und Opium halte ich für ganz vorzügliche Heilmittel gegen diese Krankheit. Ich glaube, daß gewöhnlich die schlechte Beschaffenheit des Trinkwassers die Dysenterie hervorbringt und daß sorgsames Abkochen und Filtriren desselben ein gutes Schutzmittel gegen diese Krankheit ist. Gegen das Fieber kenne ich keinen anderen Schutz, als sich unter eine luftdichte Glasglocke zu setzen, da es ohne Zweifel durch in der Luft schwebende Gifte erzeugt wird und weder durch Früchte oder schlechtes Wasser, noch durch Sonnenhitze hervorgebracht wird, wohl aber durch dergleichen zum Ausbruche kommen oder verschlimmert werden kann. Die Muskelrheumatismen pflegen zwar schmerzhaft, aber doch ohne bleibende Folgen aufzutreten, dagegen können sich Schmerzen in cariösen Zähnen oft bis zur Unerträglichkeit steigern und heftige Zahngeschwüre entstehen. An Hautkrankheiten leiden manche Naturen, zumal Neuangekommene, sehr stark, während andere ganz davon verschont bleiben. Magenschwache Leute können unter keinen Umständen daran denken, im tropischen Afrika zu reisen. Wie an sich schon die Unregelmäßigkeiten des Reiselebens nicht wohlthätig auf den Magen wirken, so kann die Art der Ernährung, scharfgewürzte Negerkost oder Konserven, das schwer verdauliche Rindfleisch und Palmöl, Wasser, Früchte überhaupt nur einem kräftigen und gesunden Manne zugemuthet werden. Die von uns von der Küste mitgeführten Neger erkrankten im Inneren alle am Fieber, das jedoch nach Chinin meist rasch verschwand, klagten auch nicht selten über Diarrhöen und Verstopfungen, bei denen sie theils Negermedicinen, theils unsere Mittel mit Erfolg anwandten. Sehr häufig zeigten sich Schwellungen der Beine und Leistengegend bei unseren Leuten, die ich anfangs auf die ungewohnten weiten Märsche zurückführte, die sich später aber auch bei ruhigem Aufenthalte einstellten, so daß deren Natur mir unbekannt geblieben ist. Die Araber haben sehr oft schlechte Zähne, während wir sie bei den Negern meist, wenn auch nicht immer, bewundernswerth fanden. Während der Europäer, der gewohnt ist, in großen Städten bei größter Kälte in der offenen Droschke oder der Pferdebahn mit ihrem kalten Fußboden zu fahren, oder bei tiefem Schnee Tage lang Treibjagden mitzumachen, von Erkältungen wenig befallen wird, leiden die Neger viel an Halskrankheiten, und namentlich hört man die Kinder oft Nächte lang in erschreckender Weise wie bei einem Keuchhusten bellen. Die Syphilis ist stellenweise häufig, im Allgemeinen aber selten. Es ist ein sehr verbreiteter Glaube, daß diese Krankheit durch Europäer

eingeführt sei, eine Annahme, die stellenweise ohne Zweifel zutrifft, eine allgemeine Gültigkeit aber nicht hat. So findet man die Syphilis am unteren Niger an Orten, die auch heute noch kein Weißer betritt, so im Hinterlande von Onitscha und tief im Inneren der Congoländer, wo noch nie ein Europäer gewesen ist. Krankheiten der Augen, Staar und Entzündungen, sind nicht selten und treten in einzelnen Orten besonders häufig auf. An Verstopfung leiden die meisten Männer sehr oft, so daß ein kräftiges Abführmittel zu den größten Wohlthaten gehört, die man ihnen erweisen kann. Hämorrhoiden kommen bei alten Leuten vor, sowie auch ganz wunderbare Leiden im Anus, aus deren wirren Beschreibungen wir nichts entnehmen konnten. Elephantiasis der Genitalien scheint in manchen heißen Ländern (so in Braß an der Nigermündung und in Liberia) vorzukommen; an den Füßen, zumal bei Frauen, ist dieselbe nicht selten. Diese dicken Füße sehen recht unangenehm aus und die damit Behafteten bilden mit den Blinden einen Theil der Bettler, die in den Straßen der großen Städte Ekel erregen.

Es ist sehr unrecht, zu glauben, daß die schwarzen Mädchen insgesammt unseren Augen nicht wohl gefielen: unter den Haussa giebt es viele schöne Mädchen von üppigen Formen, kleinem Mund und zierlichen Händen und Füßen. Bei den Fulbe findet man mehr schlanke, hagere Gestalten, oft sehr charaktervolle, scharfgeschnittene, stark jüdische und zuweilen ganz kaukasische Formen. Im Gegensatze zu dem entgegenkommenden und nicht selten aufdringlichen Benehmen der Haussafrauen ist ihr Wesen zurückhaltend, bescheiden und furchtsam, nicht selten auch stolz und vornehm, ihr Anstand oft beinahe königlich. Wenn ich absehe von den verweichlichten Herrscherfamilien, in deren Adern das Blut nicht nur der Fulbe und Haussa, sondern auch vieler anderen Stämme, deren Frauen in den Harems leben, fließt, und in denen die Sittenverderbniß oft nicht gering zu sein scheint, so machten auf mich die Fulbe einen entschieden sympathischeren Eindruck als die Haussa. Schon vom Beginn unserer Reise an offenbarte unser unvergeßlicher Flegel eine große Voreingenommenheit für die Haussa, und schon im Anfange äußerte ich wiederholt andere Auffassungen des Verhaltens der Haussa, bei denen Flegel stets die besten Absichten voraussetzte, während er sich den an den Nigerufern wohnenden Stämmen gegenüber außerordentlich mißtrauisch und zurückhaltend verhielt. Ich hatte gehofft, noch manche Besprechung des Charakters der verschiedenen Stämme mit ihm zu halten, wofern ich gesund zurückkehrte, aber ein trauriges Geschick raffte ihn dahin, während ich gesund zurückkehren konnte. Eine große Vorliebe für die Haussa zeigt sich auch in Flegel's interessanter Charakterschilderung derselben auf S. 30 seiner „Losen Blätter“. Vollkommen stimme ich mit Flegel überein, wenn er die religiöse Toleranz der Haussa lobend hervorhebt, und theile seine Ansicht, daß die Haussa für Annahme einer höheren Kultur viel empfänglicher sind als die Fulbe. Den von Flegel hervorgehobenen Muth und männlichen Stolz konnte ich nur sehr vereinzelt entdecken, im Allgemeinen trat uns eine widerwärtige Feigheit entgegen. Von den Fulbe wissen wir, daß sie bei jenem großen Eroberungskriege im Anfange dieses Jahrhunderts, vom Glaubensfanatismus entflammt, mit unübertrefflicher Tapferkeit und Todesverachtung kämpften, während man ihnen sonst auch nicht selten Feigheit vorwirft. Die Haussa sind ganz vorzügliche Kaufleute und leisten an Schlauheit im Handeln und Uebervortheilen das Möglichste.

Die Industrie der Haussa ist bekanntlich eine sehr ausgebildete. Die von Flegel und unserer Expedition mitgebrachten, haltbaren und geschmackvollen Stoffe, die wundervollen, roth, braun, gelb und hellgrün gefärbten Lederartikel und Flechtwaaren erregen ungetheilte Bewunderung. Die runden, gefütterten Kissen, welche Nachtigal in „Sahara und Sudan“ als Haussakissen abbildet, sind nicht ursprünglich haussanisch; wir sahen sie nur bei Arabern und den Fürsten des Nordens und sie wurden als te Gabbas, d. i. vom Osten kommend, bezeichnet. Wahrscheinlich stammen sie von Kuka, oder wie ich es stets nennen hörte, Kukana (über diesen Namen bitte Barth II, 364 und Nachtigal I, 586 zu vergleichen). Von feineren Arbeiten erlaube ich mir auf einen aus einem einzigen Maria-Theresien-Thaler hergestellten Silberschmuck hinzuweisen, deren unser Wirth in Saria, der sariki-n-makirá (d. i. Herr der Schmiede, Metallarbeiter), eine große Anzahl für die Frauen des Sultans von Sokoto anfertigte, und von denen einer durch uns in das Museum für Völkerkunde zu Berlin gelangt ist. Obenstehende Zeichnung mag den Schmuck veranschaulichen.

Silberschmuck in natürlicher Größe.

Aus allen Erdtheilen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Frankreich und Großbritannien haben im Oktober ein Uebereinkommen getroffen, worin die in den Jahren 1878 und 1883 protokollarisch gegebene Zusage, daß beide Mächte die Unabhängigkeit der Neuen Hebriden achten werden, vertragsmäßig formulirt ist, mit dem Zusatze, daß dort französische und englische Kriegsschiffe gemeinsam die Polizei ausüben werden. Die zwei französischen Militärposten, welche im Jahre 1886 daselbst errichtet wurden, werden in Folge dessen geräumt werden. — In einem anderen Uebereinkommen wird die Londoner Convention vom 19. Juni 1847 aufgehoben und für die Inseln unter dem Winde im Tahiti- oder Societäts-Archipel (Bellingshausen, Scilly, Lord Howe, Maupiti, Tubai, Borabora, Tahaä, Raiatea und Huahine) die Souveränetät Frankreichs anerkannt.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame **Jane Dieulafoy**.

IV.

[Die Abbildungen nach Photographien der Expedition Dieulafoy.]

Erpressungen, welche Mirza Abdul-Kaïm, der „Commissar" des Statthalters, den Arbeitern gegenüber ins Werk setzte, und über welche letztere sich beklagten, hätten den Ausgrabungen fast ein Ende bereitet oder dieselben doch auf einige Zeit unterbrochen. Festzustellen war nichts; denn mit dem Obersten, der alles leugnete, confrontirt, wagten die Arbeiter nicht, ihre früheren Beschuldigungen zu wiederholen. Entlassen konnte sie Dieulafoy auch nicht, da die Wegräumung des Schuttes von Tag zu Tag schwieriger wurde. Man war auf Reste arabischer oder sassanidischer Häuser gestoßen und darunter auf Lagen festen Thones, welche aber keine zusammenhängende Schicht bildeten, sondern scharf begrenzte Zonen einnahmen. In Folge dessen machten die einzelnen Gräben unregelmäßige Fortschritte; stellenweise erreichte der Graben C 1,40 m; in B, wo man an manchen Punkten bis 2,30 m vorgedrungen war, entdeckte man große Ziegelsteine, die auf einer sehr dicken Schicht von Kieseln lagen, eine Art Bettung, welche in gleichmäßiger Weise unter dem ganzen Palaste und seinen Nebengebäuden hergestellt war. Das Ziegelpflaster aber reicht genau bis zur oberen Kante der gewaltigen Steinplatten, auf welchen die Säulenbasen der achämenidischen Thronhalle stehen. Abgesehen von diesem Fußboden, der fast in der ganzen Länge des Grabens B bloßgelegt worden war, hatte man keine Spur von den Umfassungsmauern oder Thoren gefunden, welche M. Dieulafoy in der Achse des Palastes aufzudecken gehofft hatte. Die Enttäuschung war groß, denn die noch wegzuschaffende Erdmasse war zu gering, um noch irgend welche baulichen Reste von Bedeutung zu bedecken; man beschloß, diesen Graben zu verlassen und die frei werdenden Arbeiter auf den Graben C, der inzwischen schon etwa 2 m Tiefe erreicht hatte, zu concentriren. Die Nachgrabungen bei A nahmen den besten Fortgang; man war auf Trümmer von Doppelstieren gestoßen, welche einst Säulenkapitäle bildeten, und hatte dieselben mit Hilfe von Winden gehoben. Beim Anblicke dieser Maschinen machten die Dizfuler ganz verdutzte Gesichter; so etwas war ihnen anscheinend noch nicht vorgekommen, denn sie schienen dabei vollkommen den Begriff der Schwere zu verlernen und hätten sich ohne die sorgfältigste Vorsicht und eine beständige Ueberwachung zermalmen lassen. Die Reste waren zahlreich genug, um wenigstens im Geiste das Riesenthier reconstruiren zu können; dasselbe ruhte auf zwei Gruppen von acht Voluten, welche eine Säule von 20 m Höhe krönten. Deutlich konnte man den mit lockigen Haaren bedeckten Bauch des Thieres, seine plumpen Knie und den Hals erkennen, der mit einer Kette von Tausendschön und einer Lotusblume als Gehänge verziert war. Neben einer Säulenbasis lag der Kopf des Stieres, ähnlich denjenigen, welche die Kapitäle in Persepolis krönten, und deren Bild auf der Säulenfaçade der achämenidischen Hypogäen wiederkehrt; nur die Spitze der Schnauze, die Hörner und die Ohren, welche durch Zapfenlöcher angedeutet waren, fehlten noch.

Diese Skulpturen waren in einem schwarzen, sehr feinkörnigen Kalkstein ausgeführt und gaben Zeugniß von

einer kraftvollen dekorativen Kunst und einer vorgeschrittenen Technik. Mit Geschick angebrachte verschiedenartige Einschnitte lassen einzelne Muskeln im Relief hervortreten, lassen andere wieder verschwinden und verleihen dem Steine eine wechselnde Abtönung, welche der Masse der Kolosse jede Einförmigkeit nehmen.

Als der Palast in Staub sank, zerbrachen diese Ungeheuer von hartem Steine in hundert Stücke, aber unter ihnen, von hoch herabstürzenden Trümmern kamen Vasen von gebranntem Thone zum Vorschein, welche noch unverletzt waren.

So erfreut Dieulafoy über diesen Fund war, so wurde er durch denselben doch zugleich beunruhigt. Ein Kubikmeter Kalkstein wiegt nämlich an drei Tonnen, während die dortigen Kameele höchstens eine in zwei Packen vertheilte Last von 250 kg schleppen können; Karren sind dort aber kaum dem Namen nach bekannt, während der Lauf des Schawur durch Dämme für etwa zu benutzende Boote untauglich gemacht wird. Und woher sollte man sich Boote oder Kelefs (Flöße) verschaffen und wie die Stromschnellen des Flusses von Dizful überwinden? Ein schwieriges Problem für schlecht ausgerüstete Leute! — Die Besorgniß, die schwerwiegenden Fundstücke im laufenden Jahre nicht fortschaffen zu können, hinderte Dieulafoy daran, alle Erdarbeiter, welche nach und nach im Graben C frei wurden, sobald man das Pflaster erreicht hatte, bei der Freilegung der Thronhalle zu verwenden und neue Arbeiter, welche in großer Zahl herzuströmten, in Dienst zu nehmen.

Es wurden also zwei neue Gräben, L im Tumulus Nr. 2 und I auf der Burg, ausgesteckt; ersterer, wie ein Bajonett sich umbiegend, geht von dem zwischen den drei Tumuli gelegenen Thale aus und nimmt die Richtung auf eine Art Senkung oder Krater, der in den südlichen Theil des Tumulus Nr. 2 eingesenkt ist (vergl. den Plan auf S. 322). Bei der Auswahl dieser Richtung wurde übrigens nicht willkürlich zu Werke gegangen, sondern Dieulafoy ließ sich dabei von den Unregelmäßigkeiten der Tumulusoberfläche leiten, welche offenbar nicht auf Zufall beruhten. Bevor man diesen Entschluß faßte, hatte man versucht, längs des ganzen Umfanges des Hügels Reste der Umfassungsmauern zu finden, um dann, allmählich fortschreitend, ein Thor aufzudecken und so ins Innere des Palastes einzudringen. Aber diese Hoffnung war vergebens; denn beim sorgfältigsten Nachforschen entdeckte man keine Spur, keinen Fingerzeig. Man mußte sich also in die Erde graben, um auf irgend eine Mauer oder ein Pflaster zu stoßen und so einen Faden, der in das Labyrinth führen konnte, zu entdecken; denn Dieulafoy beabsichtigte durchaus nicht, aufs Gerathewohl Löcher zu machen und nach Schaustücken für das Museum zu suchen, sondern methodisch zu graben, ein Verfahren, das allein wissenschaftliche Resultate versprach.

Stierfragmente.

An den verschiedenen Stellen waren jetzt im Ganzen 290 Arbeiter beschäftigt. Dieselben gehörten drei verschiedenen Rassen des Landes an und waren in drei Gruppen getheilt, welche bei Tage abgesondert von einander arbeiteten und auch in der Nacht keine Berührung mit einander hatten.

Die zuerst gekommenen, die Leute aus Dizful, gruben am Thronsaal und zogen sich bei Einbruch der Nacht in das Grab Daniel's zurück. Sie sind klein, schmächtig, kränklich, schlecht gebaut, mit Eiterbeulen behaftet, mit Pflastern und Binden bedeckt, von schlechtem Aussehen, von hell chokoladefarbener Haut und tragen die Hauptmerkmale gewisser schwarzen Völker an sich. Die Stirn ist nur zwei Finger hoch, der Schädel klein, die Lippen wulstig, die Backen vorspringend. Vorliebe oder Sitte veranlaßt sie, Städte oder Dörfer als Wohnsitze aufzusuchen. Ob man in ihnen mit Dieulafoy Nachkommen der alten semitischen Susianer erkennen darf, bleibe dahingestellt. Obwohl der Ausschuß der

Bevölkerung engagirt war, so entbehrten doch die meisten dieser Stadtbewohner weder der Intelligenz, noch der Geschicklichkeit. Aber ihr sehr entwickeltes religiöses Gefühl steht im schärfsten Gegensatze zu ihrer außerordentlichen Kleinmüthigkeit und ihrer verderbten Moral. Beim Anblick eines Soldaten fangen sie an zu zittern, kriechen vor dem geringsten Angestellten der Regierung und fürchten sich vor den Nomaden so sehr, daß sie nur in geschlossenen Haufen die kurze Strecke bis zum Danielsgrabe zurückzulegen sich getrauen. Unter hundert finden sich etwa sechs, die fließend lesen, und zwei, welche schlecht schreiben können. Alle sprechen ein schleppendes Patois, welches mit nur dort gebräuchlichen Worten, die weder dem Persischen, noch dem Arabischen, noch dem Türkischen angehören, gemischt ist. Ihre abgenutzten Kleider legen Zeugniß ab von ihrer außerordentlichen Dürftigkeit, welche zum Theil ihre moralische

Stierkopf.

und körperliche Schwäche erklärt und entschuldigt. Die elegantesten tragen zwei Koledschas (Röcke) aus hellfarbigem Baumwollzeuge, die auf der Brust kreuzweise über einander gehen und von einem Gürtel zusammengehalten werden, darunter eine weite Hose von blauem Baumwollzeuge und auf dem Kopfe eine weiße Kappe mit blauem Turban, während die jungen Leute eine schwarze oder braune Filzmütze vorziehen.

Das schöne Geschlecht war nur durch einige mehr oder weniger legitime Frauen von Arbeitern und drei bis vier schwärzliche wilde Mädchen vertreten, allesammt von abschreckender Häßlichkeit, dazu über alle Begriffe faul und so diebisch, daß ihnen bald der Zutritt zum Lager untersagt wurde. Eine solche Ehe, worin nur der Mann arbeitet und einige Schahis verdient, kann unmöglich zu Wohlstand führen, und so müssen sich die Dizfuler, die meist un-

Lurische Arbeiter beim Ausgraben.

beschäftigt sind und für geleistete Arbeit oft nur mit Schimpfworten bezahlt werden, zeitlebens mit Brot und schlammigem Wasser begnügen. Aber keiner würde seiner Frau zumuthen, zu arbeiten und zu kochen.

Die meisten Dizfuler erbaten sich gelegentlich einen Urlaub, um „aus Furcht vor den Arabern" ihre Ersparnisse in die Stadt zu bringen; aber wenn sie zurückkehrten, waren sie neu gekleidet, patent wie Fürsten, und hatten Haare und Nägel mit Henna gefärbt, ein Beweis, daß sie sich in Dizful den Freuden des Bades und der Liebe hingegeben hatten. Fast alle brachten ihren französischen Herren ein paar süße Citronen oder Kuchen mit, die sie mit schönen Redensarten begleiteten, wie „das Gold, welches der Reiche centnerweise aus seinen Kästen nimmt, hat nicht so viel Werth, als der Heller, den der Arbeiter giebt" oder „Jeder mißt die Last nach seinen Kräften; ein Heuschreckenfuß ist für eine Ameise schwer". Aber trotz dieser Zeichen von Ehrerbietung, bringen sie aus der Stadt auch böse Einflüsterungen mit; denn dort wurde der sintfluthartige Regen der letzten Zeit, welcher verschiedenen Schaden angerichtet hatte, als Strafe Allah's für die Anwesenheit der unreinen Franken angesehen.

Ganz anders geartet sind die Luren, Ackerbauer und Hirten zugleich; stark, kräftig, von fester Bauart, mit nie geschorenen Bärten. Nie entfernen sie sich weit von ihren Feldern und Weiden, die ihnen Scheich Ali angewiesen hat. Alle gehören zum Stamme Kerim Chan's, der damals an dem Ufer der Kercha lagerte. Ihr dolichocephaler Schädel, ihr glattes schwarzes Haar, die feine Nase, die breit geschlitzten, oft blauen Augen erinnern durchaus an die Perser Farsistans. Von den Dizfulern hielten sie sich scharf getrennt; mit Hilfe von Aesten, Strauchwerk und Schilf bauten sie sich in der Nähe der Zelte Hütten, die den Regen besser abhielten als jene. Auch nährten sie sich besser als die Dizfuler; täglich wurde der übliche Pilaw bereitet und aus dem Lager ihres Stammes wurden ihnen Eier, Hühner und Lämmer geschickt. Gekleidet waren sie nach Dizfuler Art, aber in dunkle Stoffe: eine braune Filzmütze, ein kurzes langärmeliges Hemd, zwei Röcke, eine blaue oder grüne Hose und dazu ein mächtiger ungenähter Mantel von brauner Wolle, der sie vollständig gegen Nässe und Kälte schützt. Aber auch ohne letzteres Unterscheidungszeichen erkennt man die Luren an ihrem edleren, stolzeren Benehmen. Sie sind tapfer ohne unnütze Prahlerei, stehlen gern Büffel und Schafe, fürchten die Regierung und sind entsetzlich unwissend; um die Religion kümmern sie sich nicht viel. So schwächlich die Dizfuler sind, so sind sie doch bei der Arbeit besser zu brauchen, als die kräftigen, aber ungeschickten Luren, die beim Anfassen alles zerbrechen und die werthvollsten Spuren ohne Ueberlegung vernichten.

Knabe aus Dizful.

Als drittes Volk sind die Araber zu nennen, welche auf dem Tumulus Nr. 2 arbeiten. Sie sind ernst, muthig, so hitzig, daß vor ihren rollenden Augen die Dizfuler die Flucht ergreifen, mehr an einer Person als an einem Princip hängend, noch weniger intelligent als die Luren, aber lügnerisch, diebisch, jedoch mit Anstand; mit jedem ihrer Vorzüge schienen sie den entgegengesetzten Fehler verbinden zu können. In ihrem Herzen, ihrem Geiste vermischen sich, ohne einander auszuschließen, die verschiedenartigsten Gefühle und Leidenschaften: Begierde zu plündern und Achtung für den Gast, Raubsucht und Freigebigkeit, kalte Grausamkeit und ritterlicher Edelmuth. Von Geist und Körper unabhängig, kehren sie allabendlich in ihr Lager zurück, ohne sich um wilde Thiere, Räuber oder böse Geister, die in der Steppe hausen, viel zu kümmern. Dabei sind sie noch mäßiger, als die Dizfuler, bringen sich nicht einmal Brot mit, sondern nähren sich von wenigen Datteln und den jungen Diesteln der Thalschluchten. Um Wissenschaft, um Litteratur, um Bücher kümmern sie sich nicht; nur beim Lagerfeuer werden Geschichten erzählt, die sich auf die Thaten und die Genealogie der Vorfahren beziehen, und zuweilen stellen sich Possenreißer ein, die wegen der Abwechslung, welche sie bringen, mit Jubel begrüßt werden. So erschien einmal im Danielgrabe eine Truppe von Tänzern unter Leitung eines hartherzig aussehenden Unternehmers und gaben dort Vorstellungen, ehe sie zu den Zelten Scheich Ali's weiterzogen. Bald hallten die heiligen Mauern wieder von dem Geschrei der Musiker, dem Dröhnen der Trommeln und dem Kreischen der einsaitigen Geigen. Junge Männer mit langen Haaren, in Weiberkleider gehüllt, metallene Castagnetten in der Hand, führen dort

Arabische Tänzer.

üppige Tänze auf, untermischt mit höchst unerwarteten Pirouetten. Die langen Aermel der Hemden fegen bald auf dem Boden hin, bald schweben sie wie weiße Flügel über dem Kopfe des Tänzers, dem die losen Haare wild ums Gesicht fliegen; hinter den aufwirbelnden Staubwolken verschwinden seine Züge so sehr, daß ihn die Zuschauer mit etwas gutem Willen leicht für ein Mädchen halten können. Die Bewegungen sind wenig graciös, die Musik einförmig und unmelodisch, aber der rothe Tarbusch, die silbernen Halbmonde, welche auf die schwarzen Haare herabhängen, die schimmernden Verzierungen des Gürtels, das alles giebt ein prächtiges Bild, zu welchem die zuschauenden Araber mit ihrer braunen Haut und den braunen Mänteln den passendsten Hintergrund abgeben.

Araber sitzen noch nicht seit sehr langer Zeit im Flachlande von Susiana; der Stamm des Scheich Ali soll erst vor etwa 250 Jahren aus Nedschd in das Land zwischen Karun und Kercha eingewandert sein, wo er sich von Seiten Fath Ali Schah's großen Entgegenkommens erfreute und einen weiten Strich Landes angewiesen erhielt. Allmählich aber wurden die Geschenke seltener und kleiner, Mohammed Schah forderte von ihnen sogar einen kleinen Tribut und Nasr-ed-din läßt denselben ohne Unterlaß anwachsen. Die Nomaden aber in ihrem Unabhängigkeitssinne antworteten auf diese Plackereien damit, daß sie nach türkischem Gebiet auswandern, wo sie der ohnmächtigen Regierung gegenüber die Herren spielen. 1850 gab es zwischen dem Tigris und dem Bachtijaren-Gebirge 15 000 arabische Zelte, heute sollen es westlich der Kercha nur noch 6000 bis 7000 Familien sein. Dauert diese Bewegung an, so wird Susiana vor Ende dieses Jahrhunderts eine menschenleere Einöde sein. Um die Auswanderung zu bekämpfen, beauftragte der Schah vor einigen Jahren den mächtigen Häuptling Scheich Ali mit der Erhebung der Steuern, von denen er einen bestimmten Satz abzuliefern hat. Doch scheint dessen ernstes, nachdenkliches Gesicht darauf hinzudeuten, daß seine Pflichten ihm sauer ankommen, und daß es ihm schwer fällt, die Nomaden halbwegs im Zaume zu halten.

Die Bevölkerung der Azoren.

Von Dr. Heinrich Simroth.

II.

Bullar meint, daß die Rasse der Azoreaner, wiewohl sie sich Portugiesen nennen, doch durch die Kreuzung mit dem maurischen Blut während der spanischen Herrschaft verbessert wurde. Sie sind schöner und graciöser als die Portugiesen. Auch Wyville Thomson, der mit dem „Challenger" die Inseln besuchte, findet Anklänge an den spanischen Typus. Die Weiber seien zwar im Allgemeinen von einer untergeordneteren Erscheinung als die Männer, aber manche Mädchen waren doch schön und von zartem Aussehen und mehr von spanischem als portugiesischem Typus. Walker findet, daß die Mädchen von Furnas sich an Wuchs den Griechinnen vergleichen können, namentlich wenn sie, das antike Wassergefäß frei auf dem Kopfe balancirend, stattlich und leicht einherschreiten, ein verführerischer Anblick für die jungen Lions der Badesaison, die eine Zeit lang den Sport entwickelten, mit dem Alpstock das Gefäß herunter zu stoßen und den feinen Witz mit einem Dollar (Milreis) zu bezahlen. Das sind vereinzelte Eindrücke, die wohl im Allgemeinen mehr an Ausnahmen gewonnen sind, als an der Regel. Die Bilder der beiden Bauern, die im ersten Aufsatze (s. oben S. 185) gegeben wurden und die ein recht verdutztes Photographiergesicht machen, können recht wohl für typisch gelten, für die ländliche Bevölkerung ebenso das dralle Mädchen und der Diener oder Hausirer, die umstehend folgen, letzterer offenbar mit einem starken Antheil hebräischen Blutes in seinen Adern. Diese paar Figuren zeigen aber schon physiognomische Unterschiede genug. Der Hausbursche, den Zervas im Dienst hatte, erinnerte, wenn ich mich nicht sehr täusche, trotz der hellen Hautfarbe an den Neger; und ich entsinne mich, daß von zwei bäuerlichen Dirnen, die ich auf dem Lande traf, die eine mehr das derbe, gedrungene Gesicht der Abgebildeten hatte, während das der anderen, einer Blondine, schmal und fein geschnitten war. Derartige gehörten allerdings zu den Seltenheiten. Der feinere Kenner entdeckt fast in jedem Dorfe charakteristische Züge. Furtado hat eine Anzahl Photographien zusammengestellt, auf die ich verweise. Die Männer mögen alle einigermaßen mit jenen Bauern übereinstimmen, während die sieben Weiber durchweg etwas besser weggekommen sind, als die umstehende Krugträgerin.

Wichtiger sind die genauen anthropologischen Untersuchungen, die Furtado angestellt hat, als Grundlage einer physischen Beschreibung der Leute von S. Miguel, die von denen der übrigen Inseln, wie früher bereits gesagt wurde, charakteristisch sich unterscheiden und von flämischem Blute frei sind. Er unterwarf zunächst hundert Rekruten und Bauernburschen den üblichen Messungen, fügte Beobachtungen an Bäuerinnen wie an Personen der besseren Stände hinzu und brachte so ein leidliches Material zusammen, das durch die Vergleichung mit entsprechenden Daten von Festlandsportugiesen noch werthvoller wird.

Die Körperhöhe stellt sich danach bei den Bauern von S. Miguel im Mittel auf 164 cm, indem sie nur selten auf 148 cm herabsinkt und auf 181 cm steigt.

Nach der Schädelform mit einem mittleren Index von 78,50 vertheilen sich (nach der Nomenklatur von Broca) jene 100 Personen folgendermaßen:

Dolichocephale	12	44
Subdolichocephale	32	
Mesaticephale		31
Subbrachycephale	21	25
Brachycephale	4	
		100

Der mittlere Schädelumfang beträgt 55 cm, 59 cm in maximo und 52 cm in minimo, der mittlere Schädeldurchmesser in antero-posteriorer Richtung 18,7 (20 und 17 in max. und min.), der in transversaler Richtung 14,7 cm (16 und 13,5 in max. und min.).

Das Gesicht ist meist mehr oder weniger verlängert (81 Proc.), seltener gerundet (19 Proc.). Die mehr oder weniger senkrechte Stirn (43 Proc.) steht der schräg zurücktretenden (57 Proc.) wenig nach.

Die Nase ist im Allgemeinen gerade (70 Proc.), weniger häufig konvex (23 Proc.) und am seltensten konkav eingedrückt (7 Proc.). Wenn auch stark konvexe und große Nasen nicht eben selten sind, so scheinen eigentliche Adlernasen ganz zu fehlen. Die Nasenwurzel ist fast nie ganz glatt, viel häufiger tief eingedrückt (24 Proc.).

Die Haare sind meist glatt und oft, was uns Deutschen besonders auffällt, außerordentlich voll und dicht, so daß sie, kurz geschoren, wie die dichteste Bürste emporstarren; gelockte oder gewellte bringen es nur auf 6 Proc. und krause sind noch seltener. Die blonden und schwarzen kommen am wenigsten vor, die hell- und dunkelkastanienbraunen wiegen vor, auch sind rothe neben Sommersprossen bei Männern und Weibern nicht ausgeschlossen. Auch die Bärte sind meist dunkelbraun, seltener schwarz. Die Augen sind gleichfalls dunkel- oder hellkastanienbraun, doch kommen grüne und hellbraune, worunter wohl graubraune zu verstehen sind („pardo“ gegenüber „castanho“), häufiger vor als die dunkeln; rein blaue dagegen sollen durchaus fehlen; auch ich entsinne mich nicht, welche gesehen zu haben. Betreffs des dunklen Kastanienbraun möchte ich kaum Bedenken tragen, dafür Schwarz zu setzen, mir erschienen die meisten schwarzhaarig; der Südländer ist wohl an eine stärkere Dosis von Schwarz gewöhnt und unterscheidet deshalb feiner unter den dunklen Tönen. Furtado hätte auch die Kinder berücksichtigen und zufügen können, daß man Blond- und selbst Flachsköpfen in den Dörfern und Vorstädten gar nicht selten begegnet, und zwar in der für uns so reizvollen Zusammenstellung mit dunkelbraunen Augen. Unter den Erwachsenen kommen natürlich die hellbraunen Haare meist mit helleren Augen kombinirt vor, die Kontraste sind selten, doch ließen sich auch ganz hellgrüne Augen

Criado von San Miguel. (Nach einer Photographie.)

Mädchen, Wasser holend. (Nach einer Photographie.)

neben ebenholzschwarzen Haaren bei Bauer und Bäuerin beobachten.

Die grünen und hellkastanienbraunen Augen finden sich unterschiedslos bald mit geraden, bald mit konvexen Nasen vereinigt; verwunderlicher aber ist es, daß die graubraunen zu geraden, die ganz dunklen Augen aber zu mehr oder weniger konvexen Nasen mit Vorliebe sich gesellen.

Die Physiognomie ist im Allgemeinen ziemlich grob, die Umrisse sind hart, der Mund groß, die Lippen dick (Negerblut?), die Stirn namentlich bei Weibern schmal, ich fand sie nicht häßlich und überhaupt das weibliche Gesicht nicht unschön, wenn man Mund und Nase, die fast durchweg wenig ansprechen, zudeckt. Doch altern die Frauen früh und sind mit 30, die Männer mit 40 Jahren verblüht und greisenhaft. Die Entfernung der Jochbeine übertrifft häufig den Querdurchmesser des Schädels, was das Gesicht eckig macht. Erwähnt mag noch die große Ungleichheit werden, die häufig die vorderen oberen Theile des Schädels rechts und links auszeichnet, jene Ungleichheit, die Hasse ja neuerdings selbst an der Venus von Milo nachgewiesen hat.

Interessant ist der Vergleich des Schädelumfanges als des besten Maßes für die geistige Capacität bei Bauern, Bäuerinnen und Gebildeten von S. Miguel unter einander und mit den einiger anderen fremden Gruppen in graphischer Darstellung, worin sich Furtado an Le Bon anlehnt. Die niedrigste Kurve, die von 49 cm bald auf 51 und nachher allmählich bis 55 ansteigt, nehmen die Bäuerinnen von S. Miguel ein, dann folgen die galizischen Bauern aus der Nachbarschaft der Tatra (50 bis 57 und selbst 58 cm), dann die Bauern von S. Miguel (51 bis 57 und vereinzelt ebenfalls bis 58 cm), dann die besseren Stände von dort (54 bis 59 cm in direkter Steigung), dann die Bürger von Paris (wenige von 52 bis 55 cm, weiter gleichmäßig bis 59 und 61 cm zunehmend), und endlich die Gelehrten, zwar auch mit 53 einsetzend, nachher

aber bald die Pariser überragend und schließlich mit ihnen wieder im größten Umfange, 61 cm, sich treffend. Es ist klar, daß dieser Faktor nur in gewissem Sinne als Maßstab für die Intelligenz genommen werden kann, insofern als der Schädelumfang zur Körpergröße in einem Abhängigkeitsverhältniß steht. Dies zeigt sich sehr klar an einer Reihe von Messungen eben bei den Michaelenser Bauern:

Schädelumfang	35 Individuen von 148 bis 162 cm	35 Individuen von 163 bis 167 cm	30 Individuen von 168 bis 181 cm
56 bis 59 cm	9	26	37
54 bis 56 „	40	45	57
51 bis 54 „	51	29	6
	100	100	100

Die parallele Zunahme beider Faktoren leuchtet auf den ersten Blick ein, womit zugleich gesagt ist, daß sich unter den Gemessenen kein Beispiel hervorragender Kopfstärke befindet, ein Resultat, das ebenso klar aus der folgenden Vergleichung bloß kleinerer Leute unter einander hervorgeht:

Schädelumfang	18 Bauern von einer mittleren Größe von 156 cm	17 Bauern von 153 cm Körpergröße im Mittel
55 bis 59 cm	27	—
52 bis 55 „	68	65
49 bis 52 „	5	35
	100	100

Das oben angegebene Verhältniß zwischen Brachycephalen und Dolichocephalen ändert sich nicht unerheblich, wenn man die Gebildeten dazu nimmt, unter denen die erstere Kopfform viel seltener auftritt oder ganz fehlt, der folgenden Tabelle entsprechend:

	Bauern		Bäuerinnen		Gebildete	
Dolichocephale	12	44	17	65	26	46
Subdolichocephale	32		48		20	
Mesaticephale		31		17		48
Subbrachycephale	21	25	12	18	6	6
Brachycephale	4		6		—	
		100		100		100

In dieser Hinsicht zeigt Furtado weiter, daß der Verkürzung des antero-posterioren Schädeldurchmessers keineswegs eine gleichwerthige Verlängerung des transversalen parallel geht:

Querdurchmesser	Dolicho.	Mesati.	Brachy.
15 bis 16 cm	7	19	28
14 bis 15 „	73	78	72
13 bis 14 „	20	3	—
	100	100	100

Es folgt daraus ein ungünstiger Betrag des Schädelumfanges bei den Brachycephalen:

Schädelumfang	Dolicho.	Mesati.	Brachy.
57 bis 59 cm	7	9	—
53 bis 57 „	89	85	68
51 bis 53 „	4	6	32
	100	100	100

Ebenso ergiebt sich für die Brachycephalen ein geringeres Körpermaß:

	Dolicho.	Mesati.	Brachy.
Unter 160 cm	14	16	52
Ueber 160 „	86	84	48
	100	100	100

Endlich werden die Gruppen betreffs der Kombination von Augen und Haaren in eine Tabelle geordnet:

	Augen	Haare	Dolicho.		Mesati.		Brachy.	
Augen und Haare vom gleichen Ton	graubraun	blond	3	32	7	45	—	16
	grün	„	2		—		4	
	hellbraun	hellbraun	18		32		8	
	dunkelbraun	dunkelbraun	9		6		4	
Augen heller als die Haare	hellbraun	dunkelbraun	23	45 / 59	23	33 / 52	44	56 / 84
	„	schwarz	2		7		4	
	grün	hellbraun	20		3		8	
	„	dunkelbraun	5	14	3	19	20	28
	graubraun	hellbraun	7		6		8	
	„	dunkelbraun	—		10		—	
	grün	schwarz	2		—		—	
Augen dunkler als die Haare	dunkelbraun	hellbraun	7	9	—	3	—	—
	hellbraun	blond	2		3		—	
				100		100		100

Während nach diesem allem die Dolicho- und Mesaticephalen in ihren anthropologischen Merkmalen gut harmoniren, stehen die Subbrachycephalen in deren Kombination durchweg merklich abseits und sie erinnern darin auffällig an den keltischen Typus der Bretagne und Auvergne, und die Uebereinstimmung mit einer bezüglichen Tabelle aus Topinard's Manuel ist allerdings in die Augen springend, daher auch sie hier noch Platz finden mag:

		Haare: blond	Haare: braun	Augen: blau	Augen: braun
Frankreich	kimmerische Dep.	55 Proc.	44 Proc.	56 Proc.	41 Proc.
	keltische	21 „	78 „	50 „	50 „

		blond und hellbraun	dunkelbr. u. schwarz	graubraun und grün	hell und dunkelbr.
Bauern von S. Miguel	Dolicho.	59 Proc.	41 Proc.	38 Proc.	62 Proc.
	Mesati.	52 „	48 „	29	71 „
	Brachy.	28 „	72 „	40	60 „

Mir scheint, die Zahlen sprechen beredt genug. Furtado hält auch dieses Resultat selbst für das eigenthümlichste, ohne sich jedoch auf eine Hypothese, ob diese Brachycephalen mit helleren Augen und dunklerem Haar aus Frankreich stammen, weiter einzulassen. Vielmehr liegt es näher, sich nach den keltischen Merkmalen bei den Festlandsportugiesen umzusehen, die ja viel keltisches Blut in den Adern haben. Furtado hat sich Mühe gegeben, hinreichendes Material dafür zu sammeln, doch ist solches nur für die Bewohner von Nord- und Centralportugal (Minho und die Gegend von Aveiro) erreichbar gewesen, ein Fingerzeig für künftige Untersuchungen. Für uns macht es nicht viel aus, da im Süden vermuthlich der maurische Einfluß überwiegen würde. Der Raum gestattet nicht, die ganze Tabelle aufzunehmen. Begnügen wir uns mit den mittleren Maßen:

	Bauern vom Minho	von Aveiro
Mittlere Körpergröße	163,5	164,7
Mittlerer Schädelindex	76,24	75,49
Antero-posteriorer Schädeldurchmesser	18,9	19
Transversaler Schädeldurchmesser	14,4	14,3
Mittlerer Schädelumfang	55,9	55,8

Die Unterschiede zwischen beiden sind nicht beträchtlich, auch tritt das Verhältniß zwischen Portugiesen und Michaelensern erst klar aus der Gesammtübersicht hervor. Es stellt sich für die letzteren hauptsächlich wie folgt:

Die Körperhöhe ist kaum geringer.

Der antero-posteriore Schädeldurchmesser ist beträchtlich vermindert, daraus ergiebt sich eine viel allgemeinere Subbrachycephalie und eine große Differenz zum mindesten in

der Anzahl der reinen Dolichocephalen (12 Proc. auf S. Miguel gegen 54,5 Proc. in Portugal).

Der Schädelumfang ist viel kleiner.

Blaue Augen, auf welche in Portugal 16 Proc. fallen, fehlen gänzlich, und die grünen wiegen bei weitem vor.

Die hellen Haare sind viel häufiger, ebenso die konvexen Nasen.

Ist nun jenes keltische Element auf S. Miguel auf Einwanderung, von der wir nichts Sicheres wissen, zurückzuführen? oder ist's als Rückschlag zu denken? die Zukunft mag's lehren.

Entsprechend dem unfeinen Gesichte ist der Körper der Landleute von der Insel derb und knochig, der Rumpf wie aus einem Stück, also mit wenig Taille; dafür ist die physische Stärke bedeutend und größer als bei den übrigen Azoreanern. Die Weiber, so wenig graciös von Gestalt, gehen kerzengrade mit schnellem und strammem Schritt, große und unbequeme Lasten (etwa eine Matratze und Hausrath darauf) weithin auf dem Kopfe tragend. Bei den Feldarbeiten übernehmen sie den härtesten Antheil; ohne Zügel sitzen sie zu Pferde und reiten mit kaltem Blute auf den unwegsamsten Steilpfaden.

Aus dem allem ergiebt sich eine gesunde Konstitution. Ihr entspricht ein reicher Kindersegen. Die Statistik von 1881 weist auf

800	Verheirathungen	(0,6 Proc. auf die Bevölkerung)
4700	Geburten	(4 " " " ")
3000	Todesfälle	(2,5 " " " ")

Das bedeutet die beträchtliche Zunahme von 15 Proc. in 10 Jahren. Solch starkes Wachsthum hängt gewiß mit dem Klima zusammen, dessen gleichmäßige Milde die Kindersterblichkeit vermindert. Was jung wird, wird alt, trotzdem daß häufig die Kleinen, kaum mit dem Hemdchen bekleidet, im feuchten Winde liegen, oder noch etwa sechsjährige Buben auf der Straße sich herumtreiben, die lediglich eine Jacke an- und einen Hut aufhaben, in paradiesischer, oft nur zu schmutziger Ungeniertheit. Auf die Weise wird allerdings die natürliche Auslese ausgeschlossen, und die Schwächlinge wachsen mit den Kräftigen heran. Ist das die Ursache, warum man so viele Krüppel, oft in den häßlichsten Zuständen, und selbst Idioten trifft? Letztere scheinen auch in den besseren Ständen, die von jeher eine stattliche Menge tüchtiger Leute, Staatsmänner, Reisender und Gelehrten geliefert haben, ziemlich häufig zu sein; und bei ihnen zum mindesten möchte man geneigt sein, an einen anderen Causalnexus zu denken, an die seit Jahrhunderten geübte enge Zwischenheirath, an die Inzucht. Hier ist natürlich alles verwandt mit einander. Es wäre gewiß hier ein guter Boden, das Problem weiter zu verfolgen; aber, wie man sieht, es verquickt sich gleich wieder mit anderen Umständen, und das Urtheil muß vorsichtig sein. Uebrigens entspricht der Summe des Elendes reichlich die öffentliche und private Mildthätigkeit, und das Hospital gehört in den portugiesischen Mittelstädten immer zu den vornehmsten Gebäuden. Daß die vorherrschenden Krankheiten Rheumatismus und Dyspepsie sind, wurde früher angeführt. Sollte wohl letzterer die meist auffallende Bläße der Bevölkerung zuzuschreiben sein? Rothe Backen sind entschieden weniger häufig als bei uns; sonst ist wohl der Teint nicht zu dunkel; die Mannschaft eines brasilianischen Kriegsschiffes, das längere Zeit im vorigen Sommer in Ponta Delgada vor Anker lag, stach ganz bedeutend durch die gedunkelte Hautfarbe von den Einheimischen ab. Nach Furtado sind gastrische und typhoide Fieber und Blattern die häufigsten epidemischen Krankheiten unter der Landbevölkerung, sie treten jährlich in drei oder vier Dörfern auf und wandern das nächste Jahr, sich nur selten in derselben Ortschaft wiederholend. Mir fielen noch die häufigen Augenerkrankungen, Hornhautgeschwüre 2c. auf, die so leicht abstoßen. Auch in Lissabon wird man sie bemerken, wie denn hier das größte Reklameschild das eines Augenarztes war; hier könnte man sie dem blendenden Lichte, das oft schwarze Schutzbrillen nöthig macht, zuzuschreiben geneigt sein — aber auf dem trüben S. Miguel? sollte der Schmutz der meisten Hütten und Nachtlager in Frage kommen?

Aus und über Istrien.

Von Dr. Karl Lechner in Kremsier.

II.

Was die meteorologischen Verhältnisse des Landes betrifft, muß vor allem bemerkt werden, daß nur vereinzelte Daten vorliegen. Für derartige Messungen scheint kein rechtes Interesse und volles Verständniß in weiteren Kreisen vorhanden zu sein. Zwar werden an vielen Orten von Privaten Temperaturmessungen ziemlich regelmäßig vorgenommen, aber wer nicht an Ort und Stelle lebt, erfährt davon nichts. Es ist eben ein charakteristischer Zug des Volkes, sich selbst zu genügen und dem Fremden gegenüber hinter dem Berge zu halten. Daher kommt es auch, daß sich nur in Triest, Pola, Porer, Pisino und Abbazia und in Lussin piccolo meteorologische Stationen befinden, von denen Pisino und Abbazia nur kurze Zeit bestehen. Wir geben im Folgenden eine Tabelle nach der ersten Autorität in Oesterreich, Direktor Hann [1]).

	Seehöhe in m	Minima	Maxima	Jahrestemperatur in °C	Beobachtungsdauer
Pola	20	5,7	24,6	14,8	10 Jahre
"	32	5,3	23,6	14,0	13 "
Porer	7	7,4	23,7	15,2	12 1/3 "
Triest	26	4,7	24,4	14,1	30 "
"	26	4,7	24,1	14,0	20 "
Lussin piccolo .	14	7,2	24,4	15,3	4 1/3 "
Abbazia	16	5,6	23,4	14,0	1 "
Pisino	262	1,9	20,7	10,8	3/4 "

In dieser Tabelle fehlen die meisten bedeutenderen Küstenorte, jene im Inneren des Landes, mit einer einzigen Ausnahme, ganz. Die Messungen zu Pisino besorgt ein Gymnasiallehrer; allein da das dortige Gymnasium aufgelöst und nach Pola übertragen wird, hören dieselben in einigen Jahren von selbst auf und über die Temperaturverhältnisse im Inneren erfahren wir dann nichts mehr. In Rovigno, das ein sogenanntes Seehospiz für kranke Kinder erhalten hat, dürfte wohl ohne besondere Mühe eine Station

[1]) Sitzungsberichte der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, math. naturw. Klasse, Bd. 92, 1. Heft.

ins Leben gerufen werden können. Dignano, zur Zeit der Venetianerherrschaft wegen der „salubrità“ der Luft hoch gerühmt, besitzt seit Langem ein Marinespital, aber meteorologische Daten werden der Centralstelle in Wien nicht geliefert. Die Staatsbahn durchzieht von Pola bis gegen Lupoglava das mittlere Bergland, von dort bis zur Einmündung in die Südbahn bei Divaca die Gehänge der Hauptkette und die angrenzende Hochebene, also ein meteorologisch ganz besonders interessantes Gebiet. Ohne große Kosten und Mühe könnten an den einzelnen Stationen durch die Beamten Beobachtungen besorgt werden. Man hätte es hier mit einem intelligenten Beobachtermaterial zu thun und die Herren würden darin keineswegs eine besondere Belastung ihrer Amtsthätigkeit erblicken, da sie an manchen Orten vor Langeweile kaum wissen werden, wie sie die Zeit verbringen sollen. Denn der Lokalverkehr auf dieser specifischen Militärbahn ist nur gering und in manchen Stationen steigt Tage lang kein Passagier ein. Wir zweifeln auch nicht, daß viele Pfarrherren bereitwillig derselben Aufgabe sich unterziehen würden, wenn ihnen die nöthigen Instrumente beigestellt würden.

Im Allgemeinen ist das Klima milde und gesund und nur im gebirgigen Theile wegen der herrschenden Winde rauh. An den Küstenorten lassen sich die Jahreszeiten wohl unterscheiden, im Inneren tritt nur Winter und Sommer scharf gesondert auf, da ein allmählicher Uebergang fast völlig fehlt. Auf den Hochebenen des Karstes sind die Schwankungen der Temperatur oft ganz unvermittelt und im Zeitraum von 12 Stunden kann das Thermometer 12 bis 16 und mehr Grade Unterschied aufweisen. Während man nordwärts der Alpen einen guten Theil der Sommerabende leicht gekleidet im Freien sitzen kann, ist dies in einem großen Theile Istriens selbst nach heißen Tagen nicht häufig möglich, denn nach 10 Uhr Abends wird es nicht selten empfindlich kühl. Wie groß die Gegensätze sind, mag nur ein Beispiel zeigen. Am Charfreitag des Jahres 1883 stand auf der Ostküste Istriens um Volosca, Abbazia, Lovrana ꝛc. die Vegetation in herrlichstem Schmucke und der Duft der Rosen erfüllte die Luft. In Pisino waren kaum die Anfänge zur Blüthe gegeben und am Ostermontag schneite es fast den ganzen Tag; es war dies der erste Schnee des Winters von 1882/1883. Pisino und Bragna am Fuße des Monte Maggiore stehen um fast drei Wochen bezüglich des Eintretens der Blüthezeit aus einander, obwohl letzterer Ort höher liegt; aber er ist vor Winden mehr geschützt. Schnee fällt auf der südwestlichen Abdachung des Gebirges wenig, auf der nordöstlichen ist der Winter ziemlich lang und schneereich. Istrien liegt im Gebiete der Frühjahrs- und Herbstregen, die Niederschlagsmenge im Sommer ist außerordentlich gering. In dieser Vertheilung liegt für den Ackerbau eine stets drohende Gefahr.

Pola hat im Mittel 940 mm, Triest 1124 mm Regenmenge. In letzterer Stadt betrug das Maximum 1478 mm (1876), in Pola 1401 mm (1878), das Minimum 905 mm (1874), bezüglich 754 mm (1874). Die Regenmenge nimmt also von Norden nach Süden zu ab. Selbstverständlich würde die Vertheilung des Regens eine wesentliche Aenderung erfahren, wenn das Land mehr bewaldet und der Wald regelmäßiger vertheilt wäre. Dazu ist aber, wie wir noch sehen werden, nicht die geringste Aussicht. Wesentlich beeinflußt wird das Klima von den Winden. Es sind dies die Bora und der Scirocco, wenn auch im Lande selbst noch mehrere minder bedeutende Winde unterschieden werden, wie Tramontana (N.), Libeccio (S. W.), Maestrale (N. W.) u. a. m. Eine leichte Bora wirkt auf einen gesunden Menschen kräftigend und anregend, für schwache Personen ist sie zu scharf.

Sie ist im Allgemeinen ein Nordostwind, daher kalt, weht zwar auch im Sommer, am häufigsten und heftigsten aber im Winter, wo sie nicht selten mit den Schneewehen im Gefolge die Communication gänzlich unterbricht. Dies war z. B. im verflossenen Winter der Fall auf der Bahnlinie St. Peter-Fiume, Divaca-Pola und auf der Hauptstrecke der Südbahn, selbst der telegraphische Verkehr hörte auf. Sie ist im Stande, Waggons aus dem Bahngeleise zu schleudern, wie dies vor mehreren Jahren auf der Fiumaner Strecke der Fall war, ja hat sogar in Triest schon Leute und beladene Wagen ins Meer geworfen. Der Quarnero und die Hochebenen und Mulden der Tschitscherei werden von ihr besonders stark heimgesucht. Ihre Geschwindigkeit beträgt per Stunde nicht selten 60 km, ja am 25. Februar 1879 wurde in Pola dieselbe mit 125 km registrirt. Wegen der plötzlichen Stöße ist sie natürlich auch der Schiffahrt gefährlich. Dem Scirocco (Südost) geht stets vor dem eigentlichen Ausbruche eine große Schwüle der Luft voraus, die erschlaffend und lähmend auf die Körper- und Geistesthätigkeit namentlich rüstiger Personen einwirkt und nicht selten Kopfschmerzen und Schlagfluß verursacht. Regengüsse und Springfluthen sind damit meist vereint, weshalb der Scirocco von den Schiffern mehr als die Bora gefürchtet wird; er tritt vorwiegend im Herbste auf.

Istrien ist eine ackerbautreibende Provinz, die freilich lange nicht den eigenen Bedarf zu decken vermag. Aus verschiedenen Gründen steht es mit dem Ackerbau vielfach recht traurig. Benussi sieht als wichtigsten den Umstand an, daß der Landmann ohne rationelle Grundsätze und ohne irgend welchen landwirthschaftlichen Unterricht denselben betreibt. Zwar wurde vom I. verfassungsmäßigen Landtage Istriens 1863 die Errichtung von Ackerbauschulen in Capodistria und Pisino beschlossen, aber dieser Beschluß ist bis jetzt noch nicht zur Ausführung gelangt und die Società agraria istriana hat sich nach 15jährigem Bestande 1883 aufgelöst. Allein den Hauptgrund sehen wir darin, daß in Istrien das Kolonensystem weit verbreitet ist; gewöhnlich erhält der Kolone den halben Ertrag des von ihm bebauten Grundes, wovon er in guten Jahren nur nothdürftig leben kann. Er weiß aber auch ganz gut, daß ihn sein Herr, der übrigens mit dem Ackerbau auch nur selten auf einen grünen Zweig kommt, in schlechten Jahren doch nicht verhungern lassen kann, und dieses Gefühl, unter keinen Umständen seine Lage wesentlich bei den dermaligen Verhältnissen günstig gestalten zu können, ertödtet jede freie Arbeitslust. Daher finden auch agrikulturelle Neuerungen so schwer Eingang und sind die Geräthe von derselben primitiven Einfachheit wie vor fast zwei Jahrtausenden. Dazu ist die Bodenzersplitterung wohl in keiner Provinz Oesterreichs so groß wie in Istrien und es fehlen demzufolge dem Kleinbauern (der weitaus an Zahl überwiegt) die Geldmittel, seinen Boden rationell zu bearbeiten. Im Jahre 1857 gab es im gesammten Küstenlande 129 539 Grundbuchsblätter, 1883 hingegen schon 227 025, das ist eine Vermehrung der Zersplitterung um 75 Proc. Im Jahre 1854 wies der Kataster für Istrien 1 321 622 Grundparcellen auf, der neue Kataster, der zufolge des Gesetzes vom 24. Mai 1869 in den cisleithanischen Ländern im Laufe der Jahre ausgearbeitet wurde, zählt nach der definitiven Regulirung deren schon 1 476 085. Im Durchschnitt hat ein Grundbesitzer 8 Quadratjoch 535 Quadratklafter (1 Joch = 1600 Quadratklafter). Da die Bevölkerung des Landes 1880 292 007 Seelen betrug, die Gesammtarea aber 860 820 Quadratjoch umfaßt, entfällt auf den Kopf ein Grundbesitz von nicht ganz 3 Quadratjoch in einem Lande, wo von Industrie kaum die Rede ist. Die Grundsteuer hierfür beträgt 298 896 Gulden ö. W., das ist

22,7 Proc. des auf 1 316 717 Gulden geschätzten Reinertrages. Ueber die Rentabilität des Bodens giebt die folgende Tabelle Auskunft.

	Cisleithanien	Istrien
Mittlerer Reinertrag pro Joch in Gulden ö. W.		
Aecker	5,54	3,08
Wiesen	4,86	2,53
Gärten	10,08	5,92
Weingärten	9,41	4,32
Weiden	0,83	0,26
Alpen	0,29	—
Waldung	1,23	0,95
Sumpfland	2,23	0,55

Der Reinertrag beziffert sich somit durchschnittlich in Cisleithanien auf 3,36 Gulden pro Joch, in Istrien nur auf 1,58 Gulden. Dabei ist zu bemerken, daß in Cisleithanien der Ackerboden gegen 38 Proc., die Waldungen gegen 35 Proc., Wiesen, Gärten und Weingärten 13 Proc., Weiden, Alpen und Sumpfland 14 Proc. des Areals umfassen. In Istrien hingegen haben wir über ein Drittel der Oberfläche Wald, ein Drittel Weiden, und das letzte Drittel entfällt auf die anderen Kulturarten. Faßt man den Gesammtertrag ins Auge, so erhalten wir in Cisleithanien 62 Proc. vom Ackerbau, in Istrien hingegen nur 23 Proc., dafür jedoch vom Weinbau 27 Proc. Die Vertheilung der einzelnen Kulturgattungen beträgt in Katastraljoch

Ackerland	96 546
Wiesen	62 181
Gärten	28 086
Weingärten	81 777
Weiden	276 223
Wald	285 884
Sumpfland	1 776

Davon hat den meisten Ackerboden der politische Bezirk Pola, der Wiesengrund ist im Bezirke von Capodistria und Volosca am ausgedehntesten, die Gartenkultur in dem von Capodistria, der Weinbau in dem von Parenzo, die Weiden in dem politischen Bezirke Lussin, der Wald und das Sumpfland wieder in dem von Parenzo.

An Cerealien wurden im Jahre 1882 geerntet:

Weizen	174 190	Hektoliter.
Roggen	38 540	"
Gerste	112 800	"
Mais	164 870	"
Haidekorn	4 680	"
Hafer	48 290	"
Spelt	57 882	"

Im gleichen Jahre producirte Istrien 168 000 Hektoliter Wein, überdies Seidencocons, Oel und andere Südfrüchte. Hierzu mögen einige Bemerkungen gestattet sein. Die Weinkultur läßt noch viel zu wünschen übrig. Zwar sind einige Sorten, wie der Terrano, Rifosco u. a., von vortrefflicher Güte, aber sie halten nicht lange. Der Grund ist in dem Umstande zu suchen, daß fast allerwärts die Traube sammt Stengeln und faulen Beeren gekeltert, der Wein nicht rechtzeitig abgezogen wird und die Keller durchweg wegen des unterlagernden Gesteins sich zu ebener Erde befinden. Gäbe es im Küstenlande, das etwa 260 000 bis 270 000 Hektoliter Wein erzeugt [1]), eine tüchtige Weinbauschule, dann müßte bald dieses Bodenprodukt preiswürdig ins Ausland verkauft werden können. Dermalen steht der Preis hierfür sehr niedrig und kostet ein leidlicher Tischwein an Ort und Stelle durchschnittlich 12 bis 15 Gulden, schlechtere Sorten 8 bis 12 Gulden, die besten Sorten 30 bis 50 Gulden pro Hektoliter, die anderwärts leicht den doppelten Preis erreichen könnten. Die Seidencocongewinnung wird immer geringer, einerseits wegen der Krankheit der Seidenwürmer, andererseits wegen des niedrigen Preises. Für den Oelbaum, der im größten Theile des Landes gedeiht, wird auch nur wenig gethan, weshalb die Qualität des Produktes eine sehr geringe ist, dies um so mehr, als in manchen Gemeinden nicht einmal eine ordentliche Oelpresse vorhanden ist, so daß die Leute die Frucht einfach in Bottichen austreten. Da von einer Raffinade kaum die Rede ist (das meiste Oel wird unraffinirt ausgeführt), darf man wohl sagen, daß der Fremde nicht bald irgendwo so schlechtes Olivenöl erhält als in Istrien. Und doch hat dasselbe hier so ziemlich die Stelle der Butter und des Rindsschmalzes zu vertreten. Die Ernte ist äußerst schwankend. So betrug dieselbe z. B. 1721 ungefähr 12 280 metrische Centner, 1791 gar nur 629 im venetianischen Antheil von Istrien, 1870 in ganz Istrien 37 674, 1871 nur 4763, 1875 etwa 20 800 metrische Centner. Noch schlechter steht es im mittleren Istrien mit der Obstbaumzucht. Hierfür wird so gut wie gar nichts gethan, obwohl hinlänglich bekannt ist, was dieselbe in einzelnen Küstenorten und im Görzischen (Wippachthal) abwirft. Daß man an Wegen und Straßen die besten Sorten von Aepfel- und Birnbäumen, Kastanien &c. pflanzen könne, fällt Niemandem bei. Ja ich stelle die Behauptung auf, daß manches Dorf im Lande nicht so viel Obst erzeugt, wie ein größerer Bauer im Norden der Alpen, und aus eigenen Erlebnissen darf ich es keck aussprechen, daß ich das schlechteste und theuerste Obst in Mittel-Istrien genossen habe.

Obwohl der Wald nominell eine große Fläche einnimmt, ist doch kein Land Oesterreichs außer Dalmatien so waldarm wie Istrien. Bei dem Umstande, daß ein großer Theil der Waldungen in kleinen Parcellen im Privatbesitze sich befindet, ist dies leicht erklärlich, da sich der Bauer für den Ausfall an anderen Bodenprodukten am Walde schadlos hält. Diesem Gebahren des Landmannes ist sogar im Landtage das Wort geredet worden. Human ist dasselbe für das lebende Geschlecht, grausam für die kommenden Generationen. Von der angeführten Waldfläche ist der überaus größte Theil nur Niederwald, der trotz der bestehenden Gesetze nur sehr unregelmäßig abgetrieben wird. An sehr bedeutenden Strafansätzen für die leichtsinnige Art des Abtriebes hat es seit Jahrhunderten nie gefehlt, aber befolgt wurden dieselben zu allen Zeiten nur nachlässig. Ich will das traurige Kapitel dieser Mißwirthschaft hier nicht weiter ausführen; es sei nur bemerkt, daß Forstinspector Scharnaggl nach den geringsten Ansätzen (150 Kubikfuß pro Familie) 1871 den jährlichen Bedarf für das Küstenland mit 10 107 510 Kubikfuß bezifferte, welchem ein jährlicher Holzzuwachs von 5 978 259 Kubikfuß gegenübersteht. Da seither die Bevölkerung nicht unbeträchtlich gestiegen ist, hat sich das Verhältniß naturgemäß verschlechtert und kann der Leser die Schlüsse daraus selbst ziehen [1]). Mit der Aufforstung steht es aber nicht besonders gut, denn die Kosten derselben wären so groß, daß ein umfassender Plan nur mit Reichshilfe zur Ausführung kommen könnte.

Eine Besserung der Verhältnisse dürfte sich jedoch schon dann ergeben, wenn die Holzausfuhr, die nach Venedig noch immer sehr beträchtlich ist, beschränkt und auf irgend eine Weise die Bahnen veranlaßt würden, billige Frachtsätze für Kohle in Anwendung zu bringen. Man sollte meinen, daß bei der Waldarmuth die einheimische Braunkohle ausschließlich im Lande verwerthet würde. Dem ist keineswegs so. Denn von den im Jahre 1881 gewonnenen 673 000 Centnern wurden 643 000 verfrachtet, aber über die Hälfte davon ging nach Italien, ein guter Theil nach Fiume und Dalmatien. Da ein großes Quantum der Weiden fast ausschließlich nur den

[1]) Diese Summe ist streng genommen nur in schlechteren Jahren richtig, denn 1872 hatte Istrien allein 248 512 Hektoliter trotz der Traubenkrankheit erzielt und es gab Jahre, in denen das Erträgniß sich auf gegen 600 000 Hektoliter belief.

[1]) Es sei erlaubt, hier auf meinen Artikel: „Der Waldbestand in Istrien einst und jetzt" („Aus allen Welttheilen", XV. Jahrgang, S. 279 bis 284) zu verweisen, wo die einschlägige Litteratur zu finden ist.

Schafen zu genügen vermag, die Wiesenfläche aber nicht allzu groß ist, steht es auch mit der Viehzucht numerisch nicht gut.

In vielen Fällen würde es sich empfehlen, den Wiesenbau auf Kosten des Ackerbaues auszudehnen, da das Erträgniß bei rationeller Wirthschaft sich wesentlich steigern ließe. Allein die Bevölkerung geht von der traditionellen Wirthschaftsmethode nicht ab. Längst hat man erkannt, daß wegen des Umstandes, daß die Trockenheit zu einer Zeit beginnt, wo der Mais in Blüthe kommt, es sich weitaus mehr empfehlen würde, Weizen zu bauen; allein der Istrianer baut trotz alledem konsequent seinen Mais und die noch leichter mißrathenden Hülsenfrüchte an. So ist's auch mit den Wiesen. Von einer qualitativen Hebung des Rindviehes ist noch weniger die Rede, obwohl gerade diese wesentlich durch die Nähe der Provinzen Krain, Kärnthen und Steiermark erleichtert scheinen dürfte. Freilich müßte man dann von der Gewohnheit abgehen, das Vieh das ganze Jahr hindurch auf die Weide zu treiben, müßte der Kleebau, der vor Eintritt der Trockenheit eine sehr reichliche Ernte abwerfen würde, in größerer Ausdehnung getrieben werden.

Allein das wäre gegen die Ueberlieferung, darf also nicht geschehen. Aehnlich steht es mit der Düngerbereitung.

Die nachfolgende Tabelle giebt über den Stand der Viehzucht Auskunft:

	Zählung vom 31. Decemb. 1869	Zählung vom 31. Decemb. 1880
Pferde	3 274	3 490
Maulthiere u. Esel .	11 928	14 755
Schafe	285 233	255 436
Ziegen	7 345	1 747
Schweine	25 694	27 467
Rinder	46 955	53 652
Bienenstöcke	4079	2 979

Zunächst fällt die Abnahme der Ziegen auf, die in Verboten wegen der Waldschädigung ihren Grund hat, ebenso wie jene der Schafe. Schweine und Rindvieh haben sich relativ wenig vermehrt. Die Abnahme der Bienenzucht kann nur in der Lässigkeit der Bewohner zu suchen sein. Völlig stationär ist die Pferdezucht geblieben; denn 1857 (die betreffenden Angaben liegen uns nicht genau vor) betrug die Zahl derselben 2800, obwohl für 7 Bezirke die Zahl von dem anonymen Verfasser von „Istrien &c.“ (Köhler?) nicht angeführt wird. Sie dürfte wohl damals noch größer gewesen sein als im Jahre 1869.

Die meisten Pferde besitzt der politische Bezirk Parenzo, die meisten Maulthiere und Esel der von Capodistria; die größte Zahl Rinder weist Pisino auf, die Schafzucht ist am stärksten auf Lussin und im zuletzt genannten Bezirke vertreten, in der Schweinezucht halten sich Parenzo und Capodistria die Wage.

Neben Ackerbau und Viehzucht bringt auch die Seefischerei einen nicht unbeträchtlichen Gewinn, wenngleich auch für sie noch sehr vieles zu thun übrig bleibt. Die jährliche Menge betrug innerhalb des Quinquenniums 1877 bis 1881 in den Hafenkapitanaten

	Meter-Ctr.						
Rovigno . . .	5454	im Werthe von			132 393	Gulden	ö. W.
Pola	4133	„	„	„	115 562	„	ö. W.
Lussin	3542	„	„	„	70 254	„	ö. W.

Von Belang ist namentlich die Sardellenfischerei, die der Meerbarbe und im Quarnero und seinem Inselgebiete der Thunfischfang. In Isola und Rovigno bestehen Fabriken, welche die Bereitung der Sardellen in Oel nach dem Muster derer von Nantes mit großem Erfolge betreiben. Im ganzen Küstenlande werden jährlich weit über eine Million Blechschachteln verschiedener Größe damit gefüllt. Es ist bezeichnend, daß die Unternehmungen in den Händen von Franzosen liegen.

Nicht unerwähnt darf die Gewinnung von Seesalz bleiben, wenngleich die Erzeugung im Allgemeinen geringer ist als ehedem, weil die Regierung die Höhe des jährlichen Erzeugnisses bestimmt. Während man um 1860 noch an 830 000 Wiener Centner erzeugte, betrug die Salzgewinnung 1881 bei einer Arbeiterzahl von 4433 Köpfen 315 000 Metercentner im Handelswerthe von 2 153 000 Gulden. Pirano und Capodistria haben die Seesalzgewinnung fast ausschließlich in Händen.

Bergbau wird dermalen in Istrien nur auf Braunkohle zu Carpano und Vines bei Albona betrieben. Die kohlenführenden Schichten wurden um die Mitte des 17. Jahrhunderts abzubauen begonnen, kamen 1837 in den Besitz des Barons Rothschild und gehören seit 1881 der Trifailer Kohlengewerks-Gesellschaft. Das Erträgniß betrug 1845 nur 42 000 Centner, 1875 schon 330 547, 1881 hingegen schon 673 000 Centner. Schürfungen auf Kohlen wurden auch bei Gherdoselo in der Nähe von Pisino und am Monte Maggiore bei Bragna vorgenommen, führten aber zu keinem günstigen Resultate. Bei Rovigno, Pola, Rabaz und Albona wird hydraulischer Kalk gewonnen, und von Belang ist auch hier und da der treffliche Baustein, von dem namentlich in den uralten Steinbrüchen bei Pola viel gebrochen wird. Mit diesem Stein bauten nicht nur die Römer die Stadt Pola aus und um, sondern auch die Venetianer führten Tausende von Schiffsladungen nach der Lagunenstadt. Dermalen wird dortselbst der Stein für den Unterbau der neuen Kaiserburg in Wien beschafft.

An Heilquellen besitzt Istrien die Schwefeltherme von St. Stephano unweit von Montona mit 32° C. Wärme; wegen Mangel an komfortablen Badeanstalten ist der Besuch aber nur sehr gering. Der Gedanke, eine solche für die Marine zu errichten, ist leider bisher nicht zur Ausführung gekommen.

Skizzen aus dem Haussaland.

Von **Ernst Hartert.**

II. (Schluß.)

Die echten Fulbe lieben noch immer ein ungebundenes, freies Nomadenleben und leben noch großentheils vom Ertrage ihrer Heerden. In dem feuchten, fruchtbaren, an Oel- und Fächerpalmen reichen Thale von Panda trafen wir zur trockenen Zeit viele Fulbe von edlem und wohlhabendem Aussehen, welche in der Regenperiode in der Umgegend von Kano leben, wo sie guten Absatz für ihre Erzeugnisse finden. Die Frauen dieser Fulbe waren die schönsten, die ich in Afrika gesehen habe, aber nur bis zu einem gewissen Alter, über welches hinaus sie wie die Negerweiber infolge der vielen, harten Arbeit und des jahrelangen Säugens der Kinder ungemein rasch verblühen. Die Fulbe sind so ganz

anders, als alle übrigen von mir gesehenen Stämme Afrikas, daß ich sie mit dem besten Willen nicht zu den Negern zählen kann. Einige Zweige der Fulbe behaupten von den Beni Israel oder Juden abzustammen, eine Ansicht, die in der Gelehrtenwelt mit Recht keinen Anklang gefunden hat, die aber doch gewiß werth wäre, weiter verfolgt zu werden. Dieselbe Ansicht vertritt Herr José Zweifel, der bekannte Entdecker der Nigerquellen, welcher die Fulbe sehr gut kennt, sowohl jene, die unter dem edlen El Hadschi Futah Dschallon eroberten, als auch jenen von ihm sehr gerühmten Stamm, der unter dem tapferen Buba das heutige Buba-n-Dschibba gründete, einen weit am oberen Bennë gelegenen Ort, an dem „Milch und Honig fließen" soll. Die unverfälschten Fulbe sind scheu und zurückhaltend, strenge Mohammedaner, haben mehr Interesse für Natur und Jagd als die Haussa, führen ein geordnetes Familienleben und sind treu und beständig in der Ehe, sollen auch fast immer nur eine Frau haben. Die Sklaven haben im Allgemeinen lieber Haussaherren, weil die Fulbe leicht zur Herrschsucht und Grausamkeit neigen sollen. Die Gastfreundschaft im Haussalande ist groß, aber eines besonderen, überschwenglichen Lobes nicht werth. Wir finden Gastfreundschaft bei so manchen tiefstehenden Völkern, weil eine gegenseitige Gastfreundschaft in der ganzen Lebensweise begründet ist, und sie kann bei einem Volke, bei welchem Geschäftsreisen an der Tagesordnung sind, nicht überraschen. Gewöhnlich haben die Reicheren besondere Hütten für Fremde bereit stehen; andere gewähren gern Obdach in der Hoffnung auf reiche Geschenke, die namentlich bei den Weißen erwartet werden.

Die Lügenhaftigkeit und Betrügerei der Haussa ist im Inneren Afrikas sprichwörtlich. Als wir uns über ein kühnes und noch dazu zweckloses Lügengewebe im höchsten Grade entrüstet zeigten, da zuckte Dan Tambari, der jüngere von Flegel's Begleitern in Berlin, der doch selbst ein Haussa war, lächelnd die Achseln und sagte: „Wie könnt ihr euch darüber so wundern? Die Leute sind Haussa!"

Die Ehe wird unter den Haussa nicht selten gelöst, und wenn die Frau im Stande ist, die bei der Verheirathung empfangene Brautgabe zurückzugeben, so kommt es vor, daß sie ohne triftigen Grund ihren Mann verläßt und nach einem anderen sucht, eine Gewohnheit, die eine große Lockerheit der Sitten hervorbringen muß. Auch außerhalb der Ehe ist der geschlechtliche Umgang bei den Haussa ein leichter, bei den Fulbehirten soll es damit strenger gehalten werden.

An den Höfen der Sultane in Saria, Kano, Sokoto, Wurnu u. a. leben junge Frauen, welche im Gefolge der Großen, nach Art der Männer reitend, angethan mit bunten Gewändern und reichem Schmuck, mit Gesang den Zug unterhielten; doch dienten diese Singfrauen auch zur Kurzweil im Quartiere, dürfen keine legitime Ehe eingehen und sind für die Vornehmen, von deren Freigebigkeit sie leben, reservirt.

Junge Mädchen pflegen bei den Haussa im Allgemeinen nicht sehr verschämt zu sein; gewisse „Schwerenöther" unter unseren Trägern von gutem Aussehen und feurigem Blick fanden fast in jedem Orte Freundinnen, die sich ihnen hingaben, und wir erlebten mehrfach den Auftritt, daß beim Ausmarsche junge „Mädchen" einen Träger am Gewande hielten, weil sie sich nicht genügend belohnt glaubten!

Eine für Einführung europäischer Civilisation nicht zu unterschätzende Eigenschaft ist die schon erwähnte religiöse Duldsamkeit der Haussa; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß der strenge Islam jener gegenüber das größte Hinderniß ist. Es ist die mohammedanische Religion in vielen Gegenden durchaus nicht so sehr tief in das Volk der Haussa eingedrungen, da namentlich die weniger Gebildeten selten mehr davon angenommen haben, als einige Gebete und Aeußerlichkeiten derselben.

Wenn es schon bekannt genug ist, welch' unerhörter Aberglaube bei strengen Mohammedanern — ich erinnere nur an Marokko — grassirt, so kann es nicht Wunder nehmen, daß solcher auch bei den Haussa einen fruchtbaren Boden findet. An alles Unerklärte, Ungewöhnliche und Großartige knüpft der Aberglaube, die Sage, das Märchen an. Durch Fabeln begründet, mit Legenden umwebt werden die auffallenden Formen, die sonderbaren Gewohnheiten der Thiere, Aberglaube knüpft sich an die Naturerscheinungen, Sage an die Gestalten bedeutender Männer und tapferer Krieger. Ganz nach unseren alten Märchen klang es, als uns berichtet wurde, daß der Räuberfürst Aruna, ein Freibeuter aus Kano, dessen Schaaren weithin das Land verwüsteten, Sklavinnen und Vieh raubten, unverwundbar sei, daß er zwischen sieben Felsen mit sieben Städten eingeschlossen ein ungeheures Feld besitze, ein Feld so groß, daß eine Belagerung nicht möglich sei, daß er selbst so groß und dick sei, daß sein Pferd jedes Maß an Größe übersteige und 100 Sklaven gekostet habe, daß er eine Hand so groß, wie eine Männerbrust, einen Arm so dick wie ein Weiberschenkel habe, daß er einen Speer aus dem Stamme der Dattelpalme führe und daß alle seine Stärke daher rühre, daß er allabendlich ein ganzes Schaf verzehre. Nach den Erzählungen eines jungen Mannes in Saria hat früher ein anderer Freibeuter diese Schaaren geführt, welcher ebenfalls für gewöhnliche Menschen unverwundbar war. Nur ein Blinder, so war prophezeit worden, könne ihn tödten, und in der That ging diese Prophezeiung in Erfüllung. Beim Angriff auf eine feste Stadt ritt er hohnlachend an den Mauern vorbei, alle Geschosse wichen vor ihm aus, oder prallten machtlos ab. Da schleppte man einen Blinden herbei und gab ihm Bogen und Pfeil in die Hand. Ein schriftgelehrter Königssohn richtete den Pfeil auf den Schrecklichen, der Blinde zog den Bogen und ließ fahren — der Räuber sank machtlos durchs Herz getroffen vom Pferde.

Der Aberglaube beherrscht auch die gesammte Medicin. Koransprüche in Lederkapseln am Körper getragen oder verschluckt, sind das gebräuchlichste Heilmittel gegen Krankheiten, Naturfehler und Gebrechen. Das Fieber wird besprochen. Die Stirn des Kranken wird bespien, darauf unter ehrfurchtsvollen Verbeugungen nach Osten hin die Finger abwechselnd auf den Erdboden gedrückt und zur Stirn gebracht, welche mit starkem Druck nach den Seiten hin gestrichen wird, eine Ceremonie, die unter leise gemurmelten Koransprüchen wohl fünf Minuten anzudauern pflegt. Die Massage ist nicht unbekannt. Bei rheumatischen und gichtischen Schmerzen lassen sich die Männer von ihren Sklaven oder Sklavinnen kneten, und behaupten, gute Erfolge zu erzielen. Abführmittel und stopfende Speisen sind natürlich wohl bekannt, und ebenso werden Wunden oft verhältnißmäßig schnell geheilt, ja auch gegen das Fieber giebt es verschiedene Tränkchen, die augenscheinlich eine wohlthuende Wirkung ausüben, namentlich wie die gegen Erkättungen gebrauchten, den Körper in Schweiß versetzenden. Aus dem unheimlichen Dschuf, dem Leib der Wüste, kommen durch die Tuaregs runde Kugeln von großer Kraft gegen den Biß giftiger Schlangen, aus allerhand Unsinn zusammengeschmiert und durch die Berührung mit einer Schlange recht wirksam gemacht. Aehnliche dunkle Kugeln wirken gegen den dicken Bauch und übermäßiges Essen.

Gegen mancherlei Beschwerden gilt auch die Kolanuß als heilsam, ohne daß sie wohl gerade für diese Fälle wirksam sein mag. Ueber die Kola- oder Goro-Nuß, welch' letzteren Namen sie bei den Haussa führt, ist in

letzter Zeit Verschiedenes geschrieben worden und es dürfte zu erwarten sein, daß in Folge der auf diesen Gegenstand hingelenkten Aufmerksamkeit einige der ohne Zweifel werthvollen Eigenschaften dieser Nuß für uns nutzbar gemacht werden. Auch im „Globus" (Bd. 51, S. 283) befand sich ein lehrreicher und höchst interessanter Artikel über die Kolanuß, welcher mich, der ich über ein Jahr in den Gegenden lebte, in welchen sie genossen wird, auf das Höchste fesselte. Einzelne der in jenem Artikel enthaltenen Bemerkungen dürften in ihrer Allgemeinheit nicht immer gültig und z. B. für die Haussaländer nicht zutreffend sein. Die Angabe, daß die Kolanuß gegen Durchfall wirksam sei, kam mir sehr überraschend, da mein Reisegefährte Staudinger und ich schon nach geringem Genuß der frischen Nüsse die entgegengesetzte Wirkung zu verspüren pflegten. Für die Haussagegenden absolut nicht zutreffend ist die Bemerkung, daß mit der Gabe der weißen Nuß das Wohlwollen, mit der der rothen ein Uebelwollen oder gar eine Feindschaftserklärung verbunden werde. Beide werden bei den Haussa je nach dem Vorhandensein und Vermögen des Gebers als freundschaftliche Gaben gereicht. Daß ein Esel in Haussa 5000 Kauri kostet, ist nicht als Regel aufzustellen, denn im Lande selbst schwankt der Preis nach Gegend und Jahreszeit sehr, ist aber im Allgemeinen viel höher. Bei der chemischen Analyse am Schlusse dürfte vergessen sein: Theobromin 0,23. Sehr viele Europäer essen ja die Kola sehr gern, doch ist das ebenfalls Geschmackssache; so konnte ich z. B. keinen Genuß darin entdecken. Der nachfolgende süße Geschmack machte allerdings das Wasser sehr süßlich schmeckend. Einiges über eine große, innen weißgelbe, aus Adamaua gebrachte Art (wahrscheinlich Sterculia macrocarpa?), die von den Haussa hanurúa genannt wurde, und eine dunkelrothe bis violette am unteren Niger gedeihende Art, habe ich in Petermann's Geograph. Mitth. 1887, Heft VI, mitgetheilt.

Zahlreich sind die Mittel gegen die leider nur zu oft geschwächte Manneskraft. Da ist vor allen Dingen gagaí, eine kleine Scitamineenknolle, die, gerieben und in Wasser gekocht, große Wirkungen hervorbringen soll. Madugu dan Tambari suchte sehr eifrig nach dieser Knolle und behauptete vorübergehenden Erfolg gehabt zu haben. Eine große Rolle in der Medicin spielt der Kimbapfeffer (Xylopia aethiopica DC.), der sowohl äußerlich zu Einreibungen, als innerlich gegen Husten und Magenschmerzen genommen wird. Von den Schönheitsmitteln sind namentlich das Färben von Händen und Füßen mit henna oder lali, das Färben von Zähnen und Lippen, das Blaufärben der Augenlider mit pulverisirtem Bleiglanz, das sehr gewöhnliche Feilen der Zähne, Fetteinreibungen u. dergl. in Gebrauch; das Tatuiren und Einschnitte im Gesicht dienen häufiger als Stammes- oder Familienabzeichen.

Es ist kein Wunder, daß von den Weißen übernatürliche Heilmittel erwartet werden. Mehr als einmal sollten wir Frauen Medicin geben, damit sie Kinder bekämen. Unser heidnischer Gastfreund Djato in dem Felsennest Kukui im Gebirge der Korro-Kadarra bat uns, als er sich nach überreichlichem Genusse eines aus Sorghum bereiteten Bieres höchst elend fühlte, um eine Medicin gegen den Tod. Ein junger Mann, der mich auf einer Sammel-Excursion bei Loko am Benuë begleitete, glaubte fest, ich sei gegen den Biß giftiger Thiere gefeit. Leider verhält es sich mit den Mitteln der Europäer nicht so. Gegen das Fieber, das in allen Gegenden der Haussaländer aufzutreten scheint, haben wir doch noch immer kein genügendes Mittel. Dysenterie und Magenerkrankungen sind dort an der Tagesordnung, die Haut ist mannigfachen Erkrankungen unterworfen. Trotzdem ich für meine Person nicht die geringsten nachtheiligen Folgen meines an Komfort und rationeller Lebensweise doch nicht gerade reichen Aufenthaltes in den Haussastaaten verspüre, halte ich doch dafür, daß in ihnen die Gesundheit auch des kräftigsten Europäers im Allgemeinen sehr gefährdet ist. Wenn auch in gesunden Wohnungen, bei guter Verpflegung, ruhigem, arbeitsamem Leben sich Vieles ertragen läßt, und der Kaufmann, wenn er nur etwas auf seine Gesundheit achtet, dort Mancherlei erreichen kann, so kann dort doch niemals ein deutscher Arbeiter thätig sein, was nicht oft genug betont werden kann.

Nicht die gesammten Reiche von Sokoto und Gandu sind mohammedanisch. Außer den ununterworfenen Stämmen des Nordens leben, theils friedlich, theils in selten unterbrochener Fehde mit den Herren des Landes, viele Heiden in deren Gebieten. Während wir friedlich mit unserer Karawane durch die Dörfer der Korro und Kadarra zogen, führte der Herrscher von Anassarawa (jener Provinz, die sich bis über den Benuë erstreckt, und in der Loko liegt) Krieg mit den heidnischen Koto und Afo, deren Wohnsitze bis an den Benuë reichen. Die religiösen Gebräuche und Anschauungen dieser heidnischen Stämme sind fast gänzlich unbekannt, doch stehen sie ohne Zweifel auf einer sehr niedrigen Stufe.

Sklaverei ist bei den Mohammedanern und Heiden üblich. Es ist in neuerer Zeit schon von vielen Seiten betont worden, daß die Sklaverei bei den Mohammedanern viel milder gehandhabt wird, als der „humane" Europäer gewöhnlich glaubt. Wenn dies schon bei dem harten Araber der Fall ist, so muß es bei dem im Allgemeinen weicheren Haussamanne erst recht sein. Nicht nur, daß den Sklaven überhaupt gewisse Rechte zustehen, nehmen sogar die Sklavinnen nicht selten angenehmere Stellungen ein, als die von vornherein frei gewesenen Frauen, was zum Theil darin begründet ist, daß Sklavinnen stets nur aus Neigung geheirathet werden und daß sie dann ihrem Manne aus Dankbarkeit, Liebe und begreiflicher Klugheit in fester Treue anhängen, während die frei gewesenen Frauen, wie wir gesehen haben, nicht selten einen eigensinnigen Kopf haben und sich nach Veränderung und Verbesserung sehnen, die ihnen oft auch zu Theil wird, während die entlaufene Sklavin mit allen Mitteln der Gewalt zurückgebracht werden kann und harte Strafe verdient hat. Die entlaufene Sklavin kann so lange zu ihrem früheren Herrn zurückgebracht werden, als sie nicht von einem anderen Manne, der sie gefunden oder gefangen, oder in dessen Schutz sie sich begeben hat, der Form nach verkauft worden ist. Ist der Kauf aber endgültig abgeschlossen, so hat der frühere Herr das Recht verloren. In Haussaland nehmen zuweilen auch Sklaven an den Höfen der Sultane einflußreiche Stellungen ein, und selbst der niedrigste Sklave wird selten ohne Grund geschlagen. Wer sich einer grundlosen Grausamkeit gegen seine Sklaven schuldig macht, kann angeklagt und in Strafe genommen werden. Andererseits sind die Strafen für wirkliche Vergehen hart genug; doch muß in Erwägung gezogen werden, daß dort auch freie Verbrecher zu ganz anderen Strafen, als zu kostenloser Verpflegung, wie in den hochcivilisirten europäischen Staaten, verurtheilt werden.

Sehr wenig human wird bei größeren Sklaventransporten verfahren, und die zur Erlangung der Sklaven geführten Kriege sind voll von empörenden Grausamkeiten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß viele Kriegszüge gegen heidnische Unterthanen und Nachbaren in erster Linie unternommen werden, um Sklaven zu fangen. Die Lehre des Koran, den Islam mit Feuer und Schwert über die Lande hin auszubreiten, dient dabei als ein schöner Deckmantel. Trotzdem die Ausfuhr von Sklaven nach Europa und Amerika

lange aufgehört hat, findet im Inneren des dunklen Kontinents noch immer ein schwunghafter Handel damit statt und die Araber führen noch viele nach Norden und Osten hin, wo sie vielleicht als „Diener“ gehalten werden, was man leicht begreift, wenn man weiß, wie sogar Weiße an den Küsten nicht nur Sklaven von den befreundeten Häuptlingen als Geschenke anzunehmen gezwungen sind, sondern auch zuweilen außer Stande sind, andere Arbeiter zu bekommen, als gekaufte Sklaven. Hiermit soll gegen Niemanden ein Tadel ausgesprochen werden, denn es ist sicher, daß es von dem Weißen oft sehr unklug sein und Feindschaft und Unhaltbarkeit seiner Stellung zur Folge haben würde, wenn er ohne Rücksicht mit den bestehenden Gebräuchen des Landes, das er als Fremder bewohnt, brechen wollte.

Die Kriege, Sklavenverfolgungen und die Feindseligkeit der heidnischen, wenig abhängigen Stämme in den Bergen und in den Tiefen der Wälder bedingen eine gewisse Unsicherheit des Landes, obwohl man im Allgemeinen sicherer reist, als man es bei dem Mangel an obrigkeitlicher Gewalt erwarten sollte. Der reisende Kaufmann hat in den bewohnteren Strichen keinerlei Plünderung oder Belästigung zu befürchten, wofern nicht gerade beutegierige Schaaren der unabhängigen Gobirri oder Marabi vom Südrande der Wüste, einzelne heidnische Gemeinden im Inneren des Landes, oder die gefürchteten Freibeuterhorden des schon erwähnten Aruna die Gegend durchstreifen. Es scheint besonders die trockene Zeit zu sein, in der diese Raubzüge und überhaupt die meisten Kriege stattfinden, was denn auch wohl sehr erklärlich wird, wenn man bedenkt, daß in der Regenzeit vorzugsweise das Land bestellt wird, daß in ihr das Lagern im Freien beschwerlich und ungesund ist, die späterhin völlig trockenen Ströme und Bäche als reißende Gewässer dem Uebergange die größten Hindernisse entgegensetzen. Das Land erfährt durch diese Kriege oder besser gesagt Raubzüge die mannigfachsten Veränderungen.

Während wohl im Laufe der Jahre auch in den Haussaländern hier und dort neue Dörfer entstehen, andere durch günstige Bodenverhältnisse oder gute Lage an begangenen Handelsstraßen sich vergrößern und weiterhin ihre Felder ausdehnen, andererseits wiederum Brände und Ueberschwemmungen die Orte zerstören, sind doch die bemerkbarsten Veränderungen der Gegend die durch Kriege und Raubzüge entstandenen. Ueber die Veränderungen der Gegend von Loko habe ich schon in Petermann's Geograph. Mitth. 1887, Heft VI, gesprochen. Im Jahre 1886 wurde der Ort Ubé (siehe unseren Bericht in den Mitth. der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland 1887, Band 5) von Heiden aus dem Abutscha-Territorium angegriffen und von seinen Bewohnern verlassen, welche in die Felsen von Jndu flüchteten. Ein Theil der großen Handelsstadt Keffi Abd-es-Ssenga wurde vor einer Reihe von Jahren von Saria wegen Unbotmäßigkeit zerstört; vor Kurzem führte gegen Keffi sogar der kleine Herrscher von Anassarawa erfolgreich Krieg und stand auch wieder im Juni 1886 mit einigen Großen jener Stadt wegen Sklavenstreitigkeiten auf sehr gespanntem Fuße. Der blühende Ort Kaschia wurde im April 1886 zerstört, Gidan Garba (Libere) war verlassen. Mehrfach fanden wir alte Ruinen auf dem Marsche; von Bamasché, Dagorga, Gankaro konnten wir noch die Namen ermitteln und auf unserer Routenkarte in den Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft verzeichnen. An manchen Städten, am meisten in Ribako, zeigen verfallene, rauchgeschwärzte Häuser oder alte Ringmauern an, daß sie früher größer waren; selbst bei Saria sind an der Nordseite noch die Reste der alten Mauer sichtbar, die vor dem Einfall der Fulbe die Stadt umzog.

Obgleich die Kriege dort meist nur zerstörende Wirkungen hinterlassen, entstehen doch durch dieselben auch zuweilen neue Dörfer und Städte. Oft rasten nämlich die Heere lange an einem Orte und bauen feste Kriegslager, sansanni genannt, die dann später weiter bewohnt werden. Die meisten oder alle mit dem Worte sansanni zusammengesetzten Ortsnamen dürften auf solche Art enstandenen Plätzen angehören.

Aus allen, über unsere Reise veröffentlichten Berichten dürfte der Leser leicht ersehen, daß im Allgemeinen noch immer dieselben Verhältnisse bestehen, wie zu Barth's Zeiten, sowie auch, daß in diesen interessanten Landen noch unendlich viel des Neuen zu erforschen und zu erkunden ist. Wie man weiß, daß manche, ja die meisten bedeutsamsten Forschungen hier von Deutschen gemacht worden sind, so wird man auch nicht daran zweifeln, daß auch fernerhin noch viele deutsche Männer bereit sein werden, gleich uns dort ihr Gut und Leben im Dienste der Wissenschaft und des Vaterlandes zu wagen — um so mehr ist es von unserer Seite zu bedauern, daß einer von Flegel's hauptsächlichsten Plänen, die Gegend zwischen dem Benuë und dem Tsad-See zu erforschen, nun, wie es den Anschein hat, von Engländern ausgeführt werden wird, und daß überhaupt augenblicklich in Deutschland das Interesse für jene Länder in den Hintergrund getreten ist; doch darf hierbei auch nicht verkannt werden, daß von England aus viel beträchtlichere Geldmittel für dergleichen Zwecke geopfert werden, als sie in der Regel den deutschen Forschern zu Gebote stehen.

Hoffen wir immerhin, daß auch ferner noch deutscher Fleiß, deutscher Muth und deutsche Thatkraft zur Erforschung dieser Länder beitragen werden.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Es sind noch kaum fünf Wochen vergangen, daß zwei Brüder von Quast, der eine Rittmeister, der andere Landrath, uns um Instruktionen und Hilfsmittel für eine Reise im nordwestlichen Kleinasien ersuchten und sich in vollster Manneskraft, entschlossen, Geographie und Archäologie der zu durchreisenden Gebiete nach Kräften zu fördern, verabschiedeten. Ihre Vertrautheit mit den topographischen Aufnahmen, mit Photographiren u. s. w., ihre Ausrüstung mit Instrumenten ließ auf reiche Ausbeute für die Wissenschaft hoffen. Da kommt aus dem durch seinen Meerschaum berühmten Eskischeher die erschütternde Nachricht, daß Siegfried von Quast, der Landrath des Kreises Neu-Ruppin, nach kurzer Krankheit daselbst am 31. Oktober im 46. Lebensjahre verschieden sei — ein trauriger Ausgang einer so frisch und schaffensfreudig begonnenen Reise!

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.

V.

Der 21. März brachte einen interessanten Fund, Emaillеziegel, die zusammen einen vollständigen Fries von 72 cm Höhe bildeten, bestehend aus weißen, durch ein gelbes Band verbundenen Palmetten, darüber und darunter gelbe und grüne Zacken u. s. w. Bei weiterem Nachsuchen entdeckte man außerdem noch ein werthvolleres Stück: auf blauem Grunde eine weiße Schnauze, ein gelbes Nasenloch und einen aus fünf dicken Haaren gebildeten Bart eines phantastischen wilden Thieres; über der geschickt nachgebildeten und mit milchfarbenem Email bedeckten Kaumuskel ein rundes Auge, alle Farben frisch und wohlerhalten. Das Ganze erinnerte an die steinernen Löwen, welche die Paläste der assyrischen Herrscher schmückte. Ueber den oberen Zacken des Frieses bemerkte man ferner eine weiße Tatze in Hautrelief, die auf einem grünen und gelben Bande stand und zwei gelbe Klauen zeigte. Alles aber wurde zunächst wieder dick mit Erde bedeckt, um erst später wieder freigelegt und gehoben zu werden. Diese Vorsicht empfahl sich um so mehr, als der Barometer fiel und mehrere Tage wieder ohne Unterlaß gewaltiger Regen herabströmte. So sehr derselbe auch die Ausgrabungen verzögerte und die Verproviantirung des Lagers erschwerte, so hatte er doch auch sein Gutes; denn im Graben E des Tumulus Nr. 2 war durch seine Einwirkung das Erdreich abgestürzt und hatte die Stirnseite einer aus großen Lehmziegeln bestehenden, außerordentlich gut ausgeführten Mauer bloßgelegt. Um diese durch die Schutthaufen weiter zu verfolgen, wurden die besten Arbeiter angestellt.

Der 25. März brachte unter die Arbeiterbevölkerung des Lagers eine große Bewegung; unten in der Ebene zogen schwer bepackte Büffel, Kühe und Kameele entlang: Kerim Chan veränderte seinen Lagerplatz, weil zwischen seinen Luren und Ali Chan, dem Häuptlinge der Segvends, Krieg ausgebrochen war. Letzterer hatte aus Anlaß der Hochzeit seiner Tochter mit dem Sohne des Mozaffer el-Molk das Land zu verwüsten begonnen; seine Reiter plünderten schonungslos einzelne Reisende, und seine Kameele jagte er in die Gerstenfelder der Luren. Nun folgten allerhand Scharmützel und Reiterkämpfe; Ali Chan's Sohn wurde dabei verwundet, aber die Luren unter Anführung des Mohammed, Kerim Chan's Sohn, mußten sich doch vor den überlegenen Segvends zurückziehen und flüchteten sich in die Nähe der Ruinenhügel, in der Hoffnung, bei den Franzosen Beistand zu finden, eine Zumuthung, welche diese von der Hand wiesen, da ein Eingehen darauf eine Fortsetzung der Ausgrabungen unmöglich gemacht hätte. Zwei Stunden, nachdem Mohammed mißmuthig über seine Zurückweisung das Lager Dieulafoy's verlassen hatte, erstieg ein zahlreicher Haufen Nomaden den Tumulus und drängte sich in das Zelt, voran eine reinlich gekleidete Frau, gefolgt von alten, schmutzigen, runzeligen Weibern. Der Stamm Kerim Chan's zerfällt nämlich in zwei Theile von ungleicher Bedeutung; der größere steht unter seiner Leitung, der schwächere unter derjenigen seines Bruders Papi. Und des letzteren Gemahlin, halb arabisch, halb persisch gekleidet,

war die Besucherin, eine Frau von regelmäßigen Zügen, lebhaften Augen und intelligenter Physiognomie. Aber auch ihr Bemühen, die Hilfe der Fremden durch Bestechung zu gewinnen — sie bot der Madame Dieulafoy all ihren Schmuck und noch viele andere Schätze — blieb ohne Erfolg. Als die Gäste sich empfohlen hatten, war ein Paar Pantoffeln mit ihnen verschwunden; dafür aber war zahlreiches Ungeziefer im Zelte zurückgeblieben.

Am folgenden Tage, und zwar in aller Frühe, wie es dort die Sitte erheischt, erwiderte Madame Dieulafoy den Besuch; mehrere Luren holten sie ab und begleiteten sie, trotzdem beide Lager noch nicht einen Kilometer von einander entfernt waren. Während sie den Nordabhang des Tumulus hinabstieg, konnte sie die braunen Behausungen der Nomaden übersehen und war überrascht, wie symmetrisch dieselben aufgestellt waren. Auf einem erhabenen Platze stand, höher wie die übrigen, das Zelt des Häuptlings, während andere, alle gleich an Gestalt, Farbe und Größe, sich zu beiden Seiten einer Straße regelmäßig an einander reihten; tiefer, gleichsam als Vorposten, ein viereckiges Lager; zwischen den Reihen ein weiter Raum, in welchen des Nachts die Heerden des Stammes, aber diejenige eines jeden Besitzers für sich, eingepfercht werden; das Ganze bewacht von großen, gelben Hunden, die sich kläffend auf die Fremde stürzen und mit Erdschollen zurückgejagt werden müssen. Eine dicke Frau — Bibi Msauda, Kerim Chan's legitime Frau und Schwägerin der Papi Chanum — erhebt sich bei Madame Dieulafoy's Eintritt in das Zelt schwerfällig und bittet sie, sich neben ihr niederzulassen.

Der Einrichtung eines Nomadenhäuptlings fehlt es etwas an Komfort. Mauern und Dach seiner Behausung bestehen aus Ziegenhaar und spannen sich schief über krumme Aeste aus; immerhin umschließen sie einen großen Raum, der in einzelne Abtheilungen getheilt ist; natürlich dienen die leicht verstellbaren und aufzurollenden Scheidewände höchstens dazu, den Einblick zu hindern. Dort stehen hölzerne, bunt bemalte und mit einem plumpen Hängeschloß versehene Koffer, auf einer Matte das Bettzeug und die Decken der Familienmitglieder, verzinntes Kupfergeschirr, wie Näpfe, Töpfe, Teller, Kaffeegeräth, eine Mühle, ein eiserner Mörser zum Enthülsen des Reis — das war alles. Des Erzvaters Jakob Wohnung und Einrichtung wird nicht viel anders ausgesehen haben.

Sämmtliche Frauen, welche die Französin eng umringten und ihr fast die Luft benahmen, waren mit Ausnahme von Bibi Msauda und ihrer beiden Schwiegertöchter ganz elend gekleidet. Sie würden unter ihren Blousen von blauer Baumwolle, deren ausgefaserten Saum sie durch jeden Schmutz und Mist schleifen, frieren, wenn nicht eine dicke Schmutzschicht, die nur an den Gelenken Risse zeigt, den Zutritt der umgebenden Luft verhinderte. Niemals waschen sich diese Weiber, selbst nicht, wenn sie ins Wasser fallen oder die großen Flüsse der Ebene schwimmend kreuzen. Die Kinder, welche unter ihrer Obhut stehen, sind natürlich nicht reinlicher, und es kostete der Französin die größte Ueberwindung, einen Knaben von 20 Monaten, der in seinem Leben noch niemals gewaschen worden war, und ihr zum Bewundern und Liebkosen gereicht wurde, zu küssen. Das Gespräch drehte sich natürlich nur um Kleider und Schmuck und bot nichts von Interesse.

Araberin mit einem Schilfbündel. (Nach einer Photographie der Expedition.)

Indessen fing die Nachbarschaft des Nomadenlagers an, lästig zu werden. Nachdem schon in der Nacht des 26. März ein Versuch gemacht worden war, Küchengeräth zu stehlen, verschwanden in der folgenden Nacht die wenigen vorhandenen Hühner. In der nächsten Nacht aber machten berittene Araber einen Ueberfall auf das lurische Lager und entkamen mit geraubtem Vieh und Sachen bis auf einen, den eine Lurenkugel vom Pferde holte, und der anderen Tages auf ein Maulthier geladen und ohne Sang und Klang in einem Loche beim Grabe Daniel's verscharrt wurde. Am nächsten Morgen aber erschien der ganze Luren-Stamm bei den Ausgrabungen, vertrieb die an Zahl viel schwächeren Araber und Dizfuler, rührte keinen Finger, aber forderte vollen Lohn. Dieulafoy mußte alle Arbeit einstellen und erklären, er werde keinen Pfennig bezahlen; aber erst, als Kerim Chan mit seinem Bruder und seinen Söhnen erschien, und mit seinem Stocke auf seine Unterthanen losschlug, stieb die Menge, deren Zahl an 600 betrug, aus einander; um Mittag herrschte wieder vollständige Ruhe in den Gräben.

Aber die Vertriebenen sannen auf Rache und suchten in der nächsten dunklen Nacht die aufgefundenen Steinreste dadurch zu zerstören, daß sie die kleinen Bruchstücke gegen die größeren warfen. Nur dem Umstande, daß der Stein hart und die Luren faul waren, war es zu danken, daß der angerichtete Schaden nicht allzu groß war; immerhin waren einige Blöcke geplatzt und Inschriften zerstört. Auf Dieulafoy's Beschwerde versprach Kerim Chan, dem ersten seiner Unterthanen, der sich Nachts bei den Gräben sehen lassen würde, den Kopf abzuschneiden, auch nächstens sein Lager abbrechen und mehr in die Nähe von Scheich Ali verlegen zu wollen. Aber trotz dieser Verheißungen ließ Dieulafoy

die weniger schweren Steine und eine sehr zierliche Säulenbasis mit einer dreisprachigen Inschrift des Artaxerxes in sein Zelt schaffen.

Inzwischen ging das Bargeld, welches die Expedition vom Untergouverneur von Dizful empfangen hatte, auf die Neige, und man mußte einen Theil der beim Banquier des Zelle Sultan eingezahlten Summen flüssig zu machen suchen. Dieulafoy schrieb also in diesem Sinne einen höflichen Brief an den Najeb, bat, ihm 200 Toman unter Eskorte zu senden, und gab dem Boten eine Quittung darüber mit. Nach drei Tagen kehrte derselbe trübselig zurück, ohne Quittung, aber auch ohne Geld, an dessen Stelle er — Stockschläge erhalten hatte. Nun besaß zwar Dieulafoy einen Nothgroschen, der ihn in den Stand setzte, weiter zu leben und nöthigenfalls auch das Land zu verlassen, aber die Ausgrabungen hätten eingestellt werden müssen. Es wurde daher beschlossen, daß M. Houssay sofort am nächsten Morgen nach Dizful reiten und von Najeb die dreifache Summe verlangen sollte; Mirza Abdul-Kaïm und der eine Algerier, ein muthiger und kaltblütiger Mann, sollten ihn begleiten.

Am Mittag desselben Tages erschien in Begleitung zahlreicher Reiter Scheich Ali, der von dem Verfahren des Najeb gehört hatte, und bot den Franzosen 6000 Kran an, was zu seinem größten Erstaunen dankend abgelehnt wurde. Seine Achtung vor den Fremden stieg in Folge dessen so, daß er ihnen am Abend einen prächtigen Hammel als Geschenk schickte, eine höchst erwünschte Gabe. Da auch die Arbeiter Vertrauen gefaßt hatten, so setzten sie die Ausgrabungen auch ohne sofortige Bezahlung fort; am 30. März ergaben dieselben ein Becken von gebranntem Thon von zierlicher Form und ein Stück von einer großen Stele aus rothem Sandstein, das auf zwei Seiten Keilinschriften trug.

Der Frühling begann nun mit Macht seinen Einzug zu halten; das Dickicht am Flusse unten fing an zu grünen, die Schutthügel bedeckten sich mit blauem Iris, rothen Anemonen, weißen Doldenpflanzen und rosafarbenen Schwerteln mit fleischiger Blume. Gleichzeitig traf Mohammed Taher mit den ersten Pilgern ein, dem Dieulafoy seinen Besuch abstattete und seine Ausgrabungen zeigte. Voller Entzücken stürzten sich die Arbeiter auf den verehrten Mann, um seine Hände, seine Kleider, ja selbst seine Fußspuren zu küssen. Die hohen Würdenträger der persischen Geistlichkeit, welche stets durch Acclamation dazu ernannt werden, verdanken ihre angesehene Stellung dem Umstande, daß sie allein im ganzen Lande dem Volke etwas Schutz gegen die Beamten gewähren; auch sind sie, im Besitze der Wakufgüter, unabhängig gestellt und brauchen nicht, um leben zu können, zu Erpressungen ihre Zuflucht zu nehmen, wie die weltlichen Würdenträger. Der Besuch des Scheich im Lager fand zur passenden Stunde statt; denn gerade wurden mächtige irdene Todtenurnen, die eine sorgfältig neben der anderen eingemauert, aufgedeckt, und Mohammed Taher konnte die beunruhigten Gewissen der Leute mit der Erklärung beschwichtigen, daß niemals Anhänger des Islam in solchen Krügen bestattet worden wären. Auch den Wächter des Danielgrabes ermahnte der Scheich, sich stets den Franzosen gefällig zu erweisen, und bot ihnen gleichfalls zum Schlusse seine Geldmittel an. Hätte sich der Scheich nicht so in jeder Weise entgegenkommend gezeigt, so wäre wohl auch eine in der folgenden Nacht eintretende Mondfinsterniß für die Fremden noch unangenehmer verlaufen, als es ohnedies schon der Fall war. Am Nachmittage hatte es geregnet, aber gegen Abend hatte es sich aufgeklärt. Plötzlich erhebt sich beim Danielsgrabe ein wirres Gemurmel, das immer lauter und lauter wird; der ganze Haufen der Arbeiter, durch die Pilger verstärkt, stürmt auf das Lager zu; auf den Gesichtern der Einen malte sich Wuth, auf denen der Anderen grenzenlose, abergläubische Furcht; der Mond hatte begonnen sich zu verfinstern. Dieulafoy schlägt schnell in der „Connaissance du temps“ nach; richtig, um 8 Uhr war der Mond in den Schattenkegel eingetreten, um ihn gegen $11^1/_4$ Uhr zu verlassen. Er sucht die Wüthenden zu beruhigen, erklärt ihnen, daß das Gestirn sich ganz verdunkeln, aber noch vor Mitternacht reiner und klarer als zuvor wieder am Himmel stehen werde. „Wehe Euch, wenn Ihr uns täuscht!“ antwortete der Haufen, aber beruhigte sich allmählich; freilich ließ er den Glauben nicht fahren, daß die Franken ebenso wie den unaufhörlichen Regen der letzten Zeit, so auch die Mondfinsterniß verursacht hätten, um den Eingeborenen zu schaden.

Araberin vom Stamme des Scheich Ali. (Nach einer Photographie der Expedition.)

Am 1. April kehrte M. Houssay triumphirend mit 4000 Kran, zwei Dritteln der verlangten Summe, von Dizful zurück. Als er dort das Haus des Unterstatthalters betrat, kam ihm dieser mit ausgebreiteten Armen entgegen und begrüßte ihn als lieben Freund. Schroff wies ihn Houssay zurück, verlangte die 6000 Kran und erklärte, daß

Kerim-Chan's Zelt. (Nach einer Photographie der Expedition.)

Löwenfries.

er, falls er dieselben nicht erhielte, sich nach Burndschied begeben und sich dort in telegraphische Verbindung mit Teheran setzen sollte. „Beruhigt Euch, Hakim-baschi (Oberarzt)", war die Antwort; „meine Kasse ist leer; die Araber lassen nicht mit sich reden; aber ich werde ein paar Tomans leihen."

Und alsbald wurden mehrere Soldaten ausgeschickt, um das Geld aufzutreiben. Nachdem so der Friede wieder hergestellt war, erschienen Theemaschine und Wasserpfeife und bis Sonnenuntergang wurde geraucht in Gesellschaft von etwa 20 Kaufleuten, von denen der eine 500, der andere 300 Kran und so fort beizusteuern den Befehl erhielt. Als die erforderliche Summe zusammengebracht war, übernahm Mirza Abdul-Kaïm die Kontrole und confiscirte zunächst an 100 Kran als Abschlag auf seinen Lohn, den ihm M. Houssay für später in Aussicht gestellt hatte; dann erklärte er, er fühle das Bedürfniß nach einem Bade und werde mehrere Tage in der Stadt verweilen. Houssay trat also ohne ihn die Rückreise an; bei Anbruch der Nacht erblickte er schon die weißen Zelte des Lagers und das Wahrzeichen der Gegend, den „Baum der Ebene", als ihm ein halbes Dutzend verdächtig ausschauender, arabischer Reiter entgegenkam, so daß er schon glaubte, Leben und Geld gegen sie vertheidigen zu müssen. Aber ohne Händel

Der „Baum der Ebene". (Nach einer Photographie der Expedition.)

zu suchen, ritten sie mit dem üblichen Gruße vorüber. Und so konnte am Abend desselben Tages die Auszahlung der Arbeiter wieder stattfinden; so groß aber war das Vertrauen derselben zu den Franzosen geworden, daß sie ihr Geld in Empfang nahmen, ohne auch nur den Versuch zu machen, es nachzuzählen.

In Folge des ewigen Wechsels von Regen und Sonnenschein, welcher Ueberschwemmungen der Flüsse, Vernichtung der Saaten und Hauseinstürze in Dizful zur Folge hatte, sah sich Dieulafoy gezwungen, die wegen ihrer Tiefe Gefahr drohenden Gräben L auf dem Tumulus Nr. 2 für den Augenblick aufzugeben und zwei neue Gräben F und H, welche die Richtung auf die Senkung inmitten desselben Tumulus nahmen, anzufangen. Madame Dieulafoy leitete die Arbeiten gegenüber der Façade des Palastes, um die dort gefundenen Emailziegel aufzudecken und zu sammeln. Nachdem dieselben 36 m weit bloßgelegt worden, wurden die Arbeiter fortgeschickt und nur sechs der intelligentesten zurückbehalten, um die nun folgende, besonders mühsame

Arbeit zu verrichten. Jeder Stein, der zuweilen in 7 oder 8 Stücke zerbrochen war, wurde mit dem Messer losgelöst, auf quadrirtes Papier abgezeichnet, nebst einer Nummer in einen Korb gelegt und dann ins Lager geschafft. Die umfangreicheren Friese dagegen wurden unter einer Strohhütte aufgeschichtet. Während der Regentage fand sich dann Zeit genug, die Ziegel zu reinigen und sie zusammenzustellen: es ergab sich daraus ein prachtvoller Löwe in flachem Relief auf türkisblauem Grunde, vorzüglich modellirt, harmonisch, wenn auch phantastisch in der Färbung, ein Werk einer

Stück eines emaillirten Frieses.

höchst wirkungsvollen und originellen Kunstübung. Das Fell ist weiß, die Mähne grün, die Barthaare blau und gelb, der Bauch mit blauen Haaren verziert; die Muskeln an der Schulter sind durch blaue Massen angedeutet, die an der Hinterkeule durch eine bohnenförmige blauumränderte Figur. Flechsen, Klauen u. s. w. sind gelb, blau oder grün. Ruhig schreitet das Thier einher, mit geöffnetem Maule, das Zähne und Zunge sehen läßt und mit stolz zurückgebogenem Schweife. Manche Theile des Reliefs waren doppelt, dreifach und vierfach vorhanden, was darauf hindeutet, daß der gefundene Löwe zu einer ganzen Reihe, welche einen Fries bildete und den oberen Theil einer, vielleicht neben dem Eingangsthore des Palastes befindlichen Mauer schmückte, gehört hat.

Die Bevölkerung der Azoren.

Von Dr. H. Simroth.

III.

Furtado sucht die Leute von S. Miguel mit den Provinzialen des Festlandes zu vergleichen und unterscheidet zu dem Zwecke die letzteren in folgender prägnanten Weise.

Die Minhoten sind arbeitsam, ausdauernd und thätig, aber ohne ausgeprägten Charakter und ohne höhere geistige Regsamkeit. Die Leute von Trazos Montes sind lebhaft, beweglich, robust, die von Beira sind weniger lebhaft, aber noch robuster, Menschen von herkulischer Gestalt, doch verschlossen, die äußeren Eindrücke spiegeln sich nicht auf dem Gesicht wieder; arbeitsam, kühne Banditen. Die Bewohner des Alemtejo sind lebhaft, beweglich, von sicherem Auftreten, munter und mittheilsam. Die Algarbier sind ein ganz verschiedener Typus, äußerst lebhaft, immer in Bewegung und sprechen unaufhörlich; die Leute von Estremadura südlich vom Tejo sollen die stupidesten sein.

Die Azoreaner sollen nun am meisten den Minhoten gleichen, d. h. sie sind wenig geweckte, gleichgültige Bauern, schwerfällig und von groben Sitten. Letztere sind indeß, mit denen mancher deutschen Gegenden verglichen, gewiß sehr cum grano salis zu nehmen, und unser Landsmann Hartung fällt ein ganz anderes Urtheil, wenn er die Bewohnerin eines Hauses schildert, in dem er Aufnahme fand. „Die Frau dieses Hauses, welche eine Taille von meergrünem Krepp, ein weißes Kleid und durchbrochene Strümpfe trug, entließ soeben einen Besuch mit den folgenden verbindlichen Worten: ‚Senhora Annita, Sie wollen schon fort!? Wie gütig Sie waren, mich zu besuchen! Kommen Sie ja bald wieder und haben Sie Dank, vielen Dank.‘ Dann bezog sie das Bett mit frischen Leinentüchern, die mit einem handbreiten, spitzenartig gewebten Rande eingefaßt waren. So bekundet hier auch die ärmste Klasse bei der ihr eigenthümlichen insularen Natürlichkeit ihre Abstammung aus der Iberischen Halbinsel durch die angeborene und darum ungezwungene Art, mit welcher sie die äußeren Formen handhabt.“ Das klingt freilich, als wenn die Grazien an der Wiege gestanden hätten. Nun, wie man's nimmt; die An-

muth scheint am meisten da zu fehlen, wo sie sich sonst am natürlichsten zu offenbaren pflegt, beim Tanzen nämlich. Es giebt zwar eine ganze Reihe von besonderen Tänzen, aber der eine weicht nur wenig vom anderen ab, und auf S. Miguel noch weniger, als auf den anderen Inseln. Soll ein „balho“ vor sich gehen, so treten ein halbes Dutzend und mehr Paare zu einem Ringe zusammen und bewegen sich langsam im Kreise, etwa nach Art der grande chaîne bei der Française, und die Bewegungen haben nur geringe Abwechselung; alles nach dem Klange einer Guitarre, deren Spieler selbst mittanzt, und begleitet von einer einfachen Melodie, welche die Tänzer singen. Einen besonderen Reiz hat es nur, wenn zwei junge Leute beiderlei Geschlechtes sich zu einem „Cantar ao desafio“ herausfordern. Dann erhebt sich manchmal ein leidenschaftlicher Wechselgesang, die improvisirten Entgegnungen folgen Schlag auf Schlag und voller Satire. Meist allerdings bleibt es bei den gewöhnlichen Plattheiten: „Höre mein Manuel, was ich dir sagen will“, beginnt sie. Er lobt ihre schwarzen Augen, und sie klagt über die Untreue des Liebhabers, und so geht es die halbe Nacht durch.

Den Mangel an Intelligenz sucht Furtado durch die einfache Lebenslage, durch die Leichtigkeit, sich den Unterhalt zu verdienen, zu erklären. Der Boden giebt allezeit reichlich, was die äußerste Anspruchslosigkeit fordert, und verweigert er's, dann steht die Auswanderung offen. Freilich fehlt es außerordentlich an Kapital, um eine kleine Pachtung zu übernehmen, aber bei leidlicher Bewirthschaftung eines Ackers giebt derselbe 45 bis 50 Proc. Reingewinn, d. h. nach Abzug der Pachtsumme, der Tagelöhne, des Düngers und Saatgutes, gewiß ein sehr glückliches Resultat. Das Tagelohn ist mäßig, der Mann verdient etwa 60 Pfennig bis eine Mark, sein Verdienst steigt auf 2,25 Mark in der Ernte; Frauen und große Jungen erhalten 45 bis 50 Pfennig. Unter solchen Umständen sollte man meinen, müßte die Nachfrage nach Land eine sehr große sein, zumal da dem Aermsten das Schwein, das im offenen Hofe gehalten wird, unter dem Feigenbaume oder der Weinlaube, meist die Miethe deckt. Gleichwohl ist, in Folge der früher besprochenen der Landwirthschaft keineswegs günstigen Umstände, der Preis für Grund und Boden augenblicklich in stetigem Rückgange begriffen; und das erklärt wohl die fortwährend steigende Lust zum Auswandern, welche noch durch die große Abneigung zum Militärdienst erhöht wird, trotz der milden Disciplin. Es ist auch weniger die Strenge, die der Insulaner fürchtet, als die Entfernung von der Heimath und noch mehr die Beraubung der Hoffnung, sich in jungen Tagen so viel zu erwerben, um im Alter eine leidlich sorgenfreie Existenz zu haben. Denn wenn der Azoreaner auswandert, so ist's doch stets in der Absicht, den Lebensabend in der Heimath zu beschließen, gewiß ein gutes Zeichen von Anhänglichkeit, wenn auch sonst der Patriotismus selbst in den besseren Ständen sehr wenig entwickelt sein soll. Der Strom der Auswanderung theilt sich meist in dreifacher Richtung, je nach den Inseln. S. Miguel, Santa Maria und Terceira senden ihre Kinder nach Brasilien; Fayal, S. Jorge und Flores nach den Vereinigten Staaten; dazu kommen neuerdings die Sandwichinseln, die 1884 9000 Portugiesen hatten, gegen 436 im Jahre 1879, und diese fast alle von Madeira und den Azoren. Diese Leute bethätigen ihre Anhänglichkeit unausgesetzt durch reichliche Sendungen ihrer Ersparnisse, und Fayal soll in manchen Jahren 400 000 und selbst eine Million Mark von den Seinen in der Fremde erhalten, eine wahre Quelle wirthschaftlichen Aufschwunges für die armen Eilande. Noch bedeutender sind natürlich die Summen, welche die zurückkehrenden Rentiers heimbringen, wie sie ebenso zur socialen Umwälzung gewiß viel beitragen und in Zukunft noch viel mehr beitragen werden. Man braucht nur die Zahlen reden zu lassen. Sie stellen sich für S. Miguel folgendermaßen:

Jahre	Anzahl der Auswanderer
1872 bis 1874	2 460
1875 „ 1877	2 232
1878 „ 1880	3 834
1881 „ 1882	6 974

Das giebt in 11 Jahren 15 473 Emigranten,

ein sehr hoher Bruchtheil bei ca. 120 000 Einwohnern. Der Einfluß, den die Heimkehrenden ausüben, ist sehr verschieden, ja fast entgegengesetzt, je nach dem Lande, in dem sie ihr Vermögen erwarben. Der „Americano“ ist ein Mann von gekräftigter Gestalt und sympathischem Charakter. Er ist äußerst fleißig, sein bescheidenes Kapital widmet er den ehrbaren Geschäften der Industrie und des Handels. Er hat Verständniß für das Wort „Familie“, erzieht seine Kinder, ist sauber, intelligent und äußerst liberal. Sein Haus ist elegant, gebadet in Luft und Licht; es besitzt jene solide aber sparsame Ausstattung, die den amerikanischen Wohnungen eigen ist. Darin haust die Familie, deren Glieder einander lieben und thätig sind. Der „Americano“ auf den Azoren ist Patriot. Er ist stolz darauf, in den Vereinigten Staaten gelebt zu haben, und hegt die Hoffnung, daß diese guten und edlen Inseln einst ebenso frei sein werden, als die große Republik.

Beinahe das Gegentheil davon ist der „Brazileiro“. Sein Charakter erhellt vielleicht noch besser als aus der Parallelschilderung aus einem Gedicht, das Furtado mittheilt, und das, von einem Bauern auf S. Miguel verfaßt, zugleich ein gutes Beispiel liefert für die ländliche Poesie. Die Ballade, eine wortgetreue ausführliche Erzählung eines Vorganges in nicht weniger als 90 Strophen, ist von derselben epischen Breite, wie sie unseren Volksdichtungen anhaftet. Ich gebe kurz den Inhalt und die Uebersetzung einiger besonders bezeichnenden Episoden.

Die Geschichte des Jacintho Pedro.

Ein Mensch, der weit gereist
Und manches Werk gethan,
Um wenig mehr als nichts
Mußt' hier sein Leben lan.

Viel Geld gewann er drüben
In jenem fernen Land.
Was er erwarb, nicht spart' er,
Streut' aus mit voller Hand.

Die Zither ließ er klingen
Zu Tänzen und Gelagen,
Die Frauen und die Mädchen,
All' mochten ihm behagen.

Doch das war das Geringste,
Nicht war's der größte Fehler,
Von Allem, was er that,
War er durchaus kein Hehler.

Desgleichen ließ er niemals
Sich eine Müh' verdrießen,
Damit die Eheweiber
Den Mann im Stiche ließen.

So hatt' er eines Tages
Wieder derlei Skandal,
Der Grund war's, ihm zu nehmen
Das Leben mit einem Mal.

Peter Hyacinth der Arme,
Er wohnte in Ribeerchen, (Diminutivum von Ribeira)
Sein Weib bewacht' er grillig
Als wie im Kraut das Stärchen. (O melro na couvinha, die Amsel im Köhlchen.)

Eines Tages erklärt er ihr, daß er in Povoação Geschäfte hat, und geht fort. Die Frau sieht zum Fenster hinaus und ruft den Brazileiro. Es entspinnt sich ein

Zwiegespräch, weil dieser vorm Gatten Angst hat. Als er endlich eingetreten ist, klopft's heftig an die Thür, und der Mann erscheint.

O Männchen meines Herzens,
Vor Schreck ich sterbe schier,
Besorgend, daß du krank bist,
Weil du so schlägst die Thür.

Vorsichtig drauf der Mann,
Der das Subjekt erkennt:
Laß sein, du Hundedieb,
Ich weiß schon, wo es brennt.

Er sieht den Hut, braust auf, läuft in die Kammer, findet den Fremden im Bett und stellt ihn zur Rede. Dieser flieht, und es gelingt dem Verfolger nicht, ihn am Bein zu halten. Familienberathung. Die Frau ist zerknirscht. Sie beschließen, den Brazileiro binnen acht Tagen zu tödten. Sie versetzen ihm, als er unbewaffnet daher kommt, zwei Stiche in die Brust. Er läuft noch hundert Schritte.

Schon war die Nacht gekommen,
Er fühlte Sterbensnoth,
Haucht' aus den letzten Seufzer,
Halb neun Uhr war er todt.

Bevor die Glocke tönte,
Erfuhr es das Gericht,
Sogleich ging eine Patrouille,
Zu sahn den Bösewicht.

Zu mitternächt'ger Stunde,
Ging eine Eskorte zu Fuß,
Sie hatte den Thäter gefunden,
Beim ersten Morgengruß.

Sie umstellen das Haus, er betheuert seine Unschuld, wird aber vor das Tribunal gebracht.

Der Richter sah den Mann an,
Auf der Brust sein Blick gleich ruht.
Sag' an, Senhor Jacintho,
Woher stammt dieses Blut?

Der Mann begann zu zittern,
Doch fehlt die Antwort nicht:
Als ich mich heut' rasirte,
Schnitt ich mich im Gesicht.

Was hast du dort am Arme?
Schnittst du am Arm dich gar?
Ich ritzte mich am Holze,
Als ich im Stalle war.

Das Verhör geht ausführlich weiter. Der Todte wird begraben. Ein Freund, der sehr um ihn trauert, wird arretirt, weil er zur Leiche geeilt war und dort betroffen ward. Große Trauer um den unschuldigen Mann. Man erwartet mit Ungeduld den Tag des Urtheils. Jacintho gesteht, daß er's allein war. Es wird bezweifelt.

Ja Herr, ich war's alleine,
Das Herz gab mir den Rath,
Die Leidenschaft, die half mir,
Und so vollbracht' ich die That.

Das Weib, um sich weiß zu brennen, erhebt laute Klage um den geliebten Brazileiro. Es kommt der Tag des Urtheils. Nochmals soll der Mörder seine Complicen nennen, er erklärt poetisch: es waren drei:

Der Todte war der eine,
Der nun der Sünden frei,
Die andern ich und der Teufel,
Die Schuld, die tragen wir zwei.

Und nach einer weiteren Erörterung über den Teufel folgt die Sentenz.

So höre deine Strafe,
Der Teufel mach' es schlimmer.
Die Freiheit hast du nie mehr,
Du bist verbannt für immer.

Weil du nicht voll gestandest,
Ist dir dies Maß gegeben:
Die Freiheit hast du nie mehr,
Als Gott dir schenkt das Leben.

So höre sie noch einmal,
Es ist für Recht erkannt,
Das ist Eu'r Gnaden Strafe,
Fürs ganze Leben verbannt. —

Bekanntlich ist der Ersatz für die Todesstrafe in Portugal nicht übermäßig schlimm, um so böser allerdings für die afrikanischen Besitzungen. Die Degradados werden meist nach Angola deportirt, wo sie ein ziemlich freies Leben führen und sich auch leicht und schnell zu Beamten und Händlern emporschwingen können.

Das Bild aber, was wir vom Brazileiro durch jenes Gedicht erhalten, ist gewiß ebenso unvortheilhaft, als die Anforderungen, die der Insulaner an die Sittlichkeit stellt, niedrig bleiben. Zunächst berührt es den Fremden äußerst angenehm, die Wände durchweg frei zu finden von jenen primitiven Kunstleistungen, die sich bei uns nur zu häufig breit machen, und man ist geneigt, die günstigsten Schlüsse daraus zu ziehen. So erfreulich es ist, wenn die Gemeinheit dem Auge sich nicht aufdrängt, so oberflächlich würde es sein, dafür eine tiefere Ursache zu suchen. Vielmehr erwähnt Furtado ausdrücklich das rohe Zusammenleben der Verlobten in manchen Dörfern; Concubinat ist unter der ländlichen Bevölkerung häufig, so wie es leider sicher ist, daß der Brazileiro auch in den besseren Ständen nicht immer abgewiesen würde. Jedenfalls gehört eine Geschichte, wie sie sich 1444 in der maurischen Niederlassung zu Povoação zutrug, wo der Richter bei Ergreifung eines Ehebrechers ausrief: „Hängt ihn, hängt ihn, und dann macht ihm den Proceß!" nur der grauen Vergangenheit an. Die Verlobung ist lediglich Verstandessache, leidenschaftliche Zuneigung kommt selten ins Spiel. Gleichwohl ist hinterher das Familienleben kein schlechtes, die Kinder sind den Eltern gehorsam, und die erwachsenen Söhne liefern, so lange sie zu Hause sind, getreulich ihr Wochenlohn ab.

Die sonnabendlichen Gelage, „Charambas", wie sie im Gedichte vorkommen, waren früher auf S. Miguel mehr im Schwunge, namentlich in einigen Ortschaften auf der Nordseite der Insel, und Messeraffairen pflegten sie zu schließen, tödtlicher Ausgang war nicht selten, ein eigenthümlicher Gegensatz gegen das friedliche Phlegma, das gewöhnlich zur Schau getragen wird. Die Zeiten aber, wo man nur bewaffnet den Landhäusern sich nähern durfte, scheinen längst überall verschwunden zu sein, namentlich gehört auch Rachsucht und Nachträglichkeit nicht zu den Charaktereigenschaften der Azoreaner.

Ueber die Hütte, in der das Leben sich abspielt, ist früher berichtet worden. Hinzugefügt könnte werden, daß der einfache Steinbau meist außen und innen stallähnlich ungetüncht bleibt. Eine Lade, ein Tisch, eine Bettstelle und zwei Stühle bilden das übliche Mobiliar. Läden verschließen die Fensteröffnungen, wie in den Städten das grüne Gitter. Cook, der 1775 sich einige Tage in Horta aufhielt, bemerkt expreß: Es giebt keine Glasfenster im Orte, außer in den Kirchen und in einem Landhause, das früher dem englischen Konsul gehörte, alle übrigen sind vergittert, was sie einem Engländer wie Gefängnisse erscheinen läßt. Daß sie bis in die neueste Zeit ein Gefängniß waren für die Frauen, beweist u. a. die Geschichte von Peter Hyacinth. Statt ans Thor zu klopfen, klatscht man allgemein laut in die Hände, bis man eingelassen wird. Uebrigens sind die Hütten trotz der einfachen Bauart in manchen Dörfern charakteristisch abweichend, am Ostende von S. Miguel kommen noch Lehmbauten vor, hier und da werden die Häuser durch corridorartige Gänge verbunden. Das Gefängnißartige

(bei einem einzigen Fenster) steigert sich, wenn in gewissen Ortschaften die niedrige Thür stets auf der Rückseite angebracht ist. Wahrscheinlich liegen hier überall noch unvermischte Traditionen der alten Kolonisten vor.

Mit dem einfachen Hausrathe contrastirt die gute Wäsche, die zierliche Bettdecke, der gestickte Besatz an Hemd und Rock (man sehe das Mädchen, das in der vorigen Nummer abgebildet ist). Ueberhaupt sind Frauen und Mädchen in weiblichen Handarbeiten, Sticken, Spitzenbereiten u. a. äußerst geschickt. Die Stroharbeiten von Fayal nannte ich schon, seine Federbouquets waren früher eine Specialität der Nonnen. Die Wäsche wird mit möglichst duftigen Blumen und Kräutern parfümirt, wie denn Blumen von lebhafter Farbe und starkem Duft äußerst beliebt sind, vor allem die Hortensie und die Rose von Alexandria. Letztere, wohl eine einfachere Rosensorte (ich sah sie nicht mehr blühen), ist der erklärte Liebling, der in der Poesie häufig wiederkehrt.

As vossas maçãs do rotos
Como a rosa-Alexandria,
de noute dão tanta luz
Como o proprio claro dia.

A rosa, para ser rosa,
ha de ser alexandrada;
a moça, p'ra ser formosa,
ha de ser alva e rosada.

(Die Aepfel deiner Wangen, wie die Rose von Alexandria, geben Nachts so viel Licht wie der helle klare Tag. Die Rose, um Rose zu sein, muß sein von Alexandrien, das Mädchen, um schön zu sein, muß sein wie Morgenroth und Rose.)

Wie lebhafte Gerüche, so sind auch scharfe Gewürze beliebt, der spanische Pfeffer (Capsicum) darf nicht fehlen, so wenig wie Safflor (Carthamus tinctorius), um die Speisen zu färben. Die gewöhnliche Azorenküche hält sich vom Oele der Iberischen Halbinsel rein, dafür ist sie auch frugal genug. Das Maisbrot ist die Grundlage, und zu so viel Salzfisch, als er mit dem Nagel abkneift, ißt der Bauer einen Bissen Brot, so groß er nur in den Mund geht. Wie wir mit unserem „Salz und Brot macht Wangen roth", so tröstet er sich mit dem Sprichwort: „Tudo com pão faz o homem são" (Alles mit Brot zum Mund macht den Mann gesund). Früh beim Aufstehen wird eine Brühe gekocht, um das Brot einzuweichen, aus Zwiebeln, Knoblauch, Essig und Schmalz, mit etwas Safflor. Um 8 Uhr wird auf dem Felde etwas Salzfisch und Brot genossen, ebenso zu Mittag, und Abends nach der Heimkehr folgt die Hauptmahlzeit, Brot und Kohl, der mit Speck, Salz und spanischem Pfeffer gekocht ist. Ein kräftiger Mann ißt wohl täglich so viel Brot, als sich aus 2 kg Maismehl herstellen läßt. Thee, das Nationalgetränk, kommt doch nicht an den armen Insulaner; ja man sagt von einem unverbesserlichen Grobian sprichwörtlich: Er hat in seiner Jugend keinen Thee getrunken. Uebrigens haben auch hier die Standesunterschiede längst ihre Schärfe verloren, und zum mindesten trifft man manchen Träger eines hochadligen Titels und Namens im Comptoir beschäftigt.

Aus und über Istrien.

Von Dr. Karl Lechner in Kremsier.

III. (Schluß.)

Auch die Schiffahrt scheint uns nicht auf jener Stufe zu stehen, die sie einnehmen könnte. Zum Theil mag der Grund hiervon wohl in dem Mangel an genügendem Betriebskapital liegen. In der nachstehenden Uebersicht ist der Stand der Schiffe und der Tonnengehalt Ende 1883 zu ersehen:

	Segler	Tonnengehalt
Langer Fahrt	123	61 184
Großer Küstenfahrt	15	1 757
Kleiner "	569	8 929
Fischerbarken	593	1 640
Summa . . .	1300	73 510

Von den großen Segelschiffen entfallen allein auf Lussinpiccolo 82 mit 43 700 Tonnen, also mehr als 75 Proc. des Gesammtgehaltes. Istrien besaß damals nur zwei kleine Küstendampfer von 89 Tonnen für den Lokalverkehr.

Von Industrie kann kaum die Rede sein, wenn wir von dem Seearsenal zu Pola absehen. In Pirano befindet sich eine Pottasche-, Seifen- und Sodafabrik, in Rovigno eine Glasfabrik und eine Dampfmühle; eine solche ließ ein in Triest reich gewordener Einwohner aus Pimino in seinem Heimathorte zu Gunsten der Gemeinde errichten, doch steht sie den größten Theil des Jahres nicht im Betriebe, weil sie nichts zu mahlen hat. Rovigno hat auch eine k. k. Tabakfabrik mit gegen 800 Arbeitern, die einzige im Küstenlande; doch vermag sie den Bedarf lange nicht zur Hälfte zu decken, weshalb uns der Vorschlag, eine zweite in Pola zu errichten, ganz plausibel erscheint. Die Errichtung einer größeren Baumwollspinnerei und -Weberei erschien uns um so leichter durchführbar, als das Rohmaterial leicht zur See bezogen werden könnte.

Für den Verkehr zu Lande sorgt die schon erwähnte Eisenbahn, von der bei Canfanaro ein Zweig nach Rovigno geht, während andererseits die Linie von Herpelje nach Triest sich anschließt. Mittelpunkt des Netzes der fast durchweg guten Landstraßen ist Pisino, das ziemlich genau in der Mitte der Halbinsel liegt. Von hier führt ein Zweig über Dignano nach Pola, ein anderer über den Sattel am Monte Maggiore nach Castua und Fiume, ein dritter nach Fianona und längs der Küste nach Volosca, ein vierter über Montona nach Capodistria und Triest. Im Thale des Quieto ist diese Straße zur Regenzeit freilich miserabel. Im November 1883 z. B. passirte ich die kaum 2 km lange Strecke nach vieler Mühe in zwei Stunden, da ich fast bis zu den Knien im Schlamme einsank. An einen Verkehr zu Wagen ist zu solcher Zeit gar nicht zu denken und die Leute tragen daher Holz auf dem Rücken mühsam in die Stadt. Bezüglich der Bevölkerung und deren Bewegung verweisen wir den Leser auf nachstehende Tabelle:

	1857	1869	1880
Politischer Bezirk Capodistria . . .	57 442	62 149	69 997
" " Parenzo	36 236	39 460	44 193
" " Pola	34 467	43 545	60 240
" " Pisino	33 968	36 569	39 964
" " Volosca	35 708	37 265	39 690
" " Lussin	32 507	35 917	37 922
Summa	230 328	254 905	292 006

Die Zunahme der Volkszahl ist also eine ganz normale; nur im politischen Bezirke Pola macht sich wegen des großen Aufschwunges dieses bedeutendsten Kriegshafens der Monar-

chie eine unverhältnißmäßige Zunahme bemerkbar. Dieselbe erfolgte zum großen Theil auf Kosten benachbarter Städte und Flecken, besonders der Städte Rovigno und Montona. Erstere zählte 1851 schon 10 209 Einwohner, 1869 nur noch 9564, 1880 gar nur 9522 Bewohner. Montona zählte 1869: 1267, 1880: 1336, aber 1886 schon 1464 Seelen. Promontore hatte 1869 noch 846 Einwohner, 1880 jedoch nur noch 538, Sissano 577 resp. 446.

Nach der Beschäftigung vertheilte sich die Bevölkerung des Landes zufolge der Zählung von 1880 wie folgt:

Producirende Bevölkerung.	
Ackerbau	98 884
Handwerker und Industriearbeiter	13 279
Handel	1 975
Verkehr	3 301
Fischerei	1 390
Konsumirende Bevölkerung.	
Familienglieder ohne Beschäftigung (Kinder, Greise 2c.)	151 128
Dienende Personen	4 332
Summa	274 089 einheimische Bewohner.

Wenn wir auf die Nationalität Rücksicht nehmen wollen, ist es unerläßlich, einen kurzen Einblick in die Geschichte des Landes zu thun, denn heute liegen die Verhältnisse vielfach anders wie ehedem. Man nimmt gewöhnlich an, daß die älteste Bevölkerung thrakischer Herkunft war, wofür auch die alten Geographen und der Name Istrien zu sprechen scheinen. Später saßen die Kelten im Lande, die auch von den Römern unterworfen wurden, welche Pietas Julia, das heutige Pola, zur Hauptstadt erhoben. Zu ihrer Zeit war Istrien ein reich gesegnetes Land, das noch Cassiodorus, der Minister des Ostgothenkönigs Theodorich, wegen seiner Fruchtbarkeit rühmend erwähnt. An die Stelle der Römer waren die Gothen getreten, diese wurden von den Langobarden abgelöst und nach der Unterwerfung Italiens durch Karl den Großen gehörte auch Istrien zu dessen Weltreiche.

Seit 791 stand Istrien unter dem Markgrafen Heinrich von Friaul, der 799 im Walde oberhalb Lovrana von den Slaven im Kampfe erschlagen wurde. Sein Nachfolger Johann nahm im östlichen Istrien zuerst Slaven auf, was ihm die Edeln des Landes in dem Placitum vom Jahre 804, das von den Sendboten Karl's des Großen im Thale von Risano im Gebiete von Capodistria abgehalten wurde, zum schweren Vorwurf machten. Von diesem Zeitpunkte ab gewinnt die slavische Siedelung im Osten und Südosten Istriens mehr und mehr an Boden. 1199 treffen wir als Herrn von Barbana einen Pribislaus, in Galignana einen Zupan Drašič und 1243 finden wir in der Stadt Pola schon Bürger slavischer Herkunft. Der ganze Westen kam in die Gewalt der Venetianer, zuletzt (1331) auch Pola, während das Innere, die spätere Grafschaft Mitterburg-Pisino, den Markgrafen von Istrien unterthänig war, unter denen wir Wittelsbacher, Eppensteiner und Andechser treffen, die nicht selten in einem Abhängigkeitsverhältniß zum Patriarchen von Aquileja standen. Schließlich kam Mittelistrien an die Grafen von Görz und Tyrol und dann durch Erbverträge an das Haus Habsburg; um den Besitz desselben hatte letzteres im Laufe der Zeit vielfache und heftige Kämpfe mit den Venetianern zu bestehen. Während des ganzen Mittelalters und zum Theil noch in der Neuzeit saßen auf den Schlössern Inneristriens deutsche Grundherren, und langobardisch-deutsche Personennamen begegnen uns noch im 13. und 14. Jahrhundert. So treffen wir beispielshalber 1243 unter den Bürgern von Pola einen Almerich, Sigemar, Regenolt, Manfred, Engelprecht, Grimolf, Almenger 2c., und nicht selten stoßen wir auf die Bezeichnung, daß einer „natione sua“ nach langobardischem Rechte leben wolle. Es mag wohl nicht ganz ohne Interesse sein, einige Ortsnamen Istriens hierherzusetzen in der Form, wie sich der Deutsche dieselben mundgerecht gemacht hatte und wie sie noch nach 1500 häufig in Urkunden vorkommen, weil diese Namensformen unserem Sprachschatze schon abhanden gekommen sind. Pedena nannte der Deutsche Piben, Capodistria, früher Capris, hingegen Gafers; für Raspo kommt durchwegs Raspurch vor, für Corridico Khring, für Muggia Mugls; Piemonte wird zu Pymundt, Gherdoselo zu Gardassl, Veprinaz heißt bei den Deutschen jener Zeit Eberstein, Castua wohl mit Anklang an das rumänische Wort Casteŭ nur Kestau. Wer sich die Mühe nimmt, das Urkundenbuch von Istrien zu durchblättern, wird diese Beispiele leicht verdreifachen können. Auch deutsche Familiennamen fehlen im Lande nicht, wenngleich ihre Träger, falls sie dortselbst geboren sind, nur ganz vereinzelte Deutsche genannt werden können. Manche Namen stammen wohl von österreichischen Beamten, andere hingegen sind alt. Es sei gestattet, einige anzuführen.

Schlechter, das echt schwäbische Peschle (von Sebastian), den italienisch aufgeputzten Namen Gottardis (Sohn des Gothard), den aus deutschem Pfleger entstandenen Flegar, Niederkorn. Ja wir finden sogar einen Namen Godesberg, dessen Träger wohl einst an den rebentragenden Hügeln des Rheines saßen, und in den Ruinen des verfallenen Schlosses von Račizze hausen kroatisirte Bauern Namens Walderstein, deren Ahnen als Reichsgrafen seit dem 15. Jahrhundert dort mit Macht geboten. Unter den Burgherren des ausgehenden Mittelalters finden wir die Grafen Herberstein, die Rauber, Dürer, Krothendorfer 2c. Der berühmteste Geschichtsforscher des Landes, Peter Kandler, trägt gleichfalls einen deutschen Namen, wenn er auch Italiener vom reinsten Schlage war.

Im Laufe der Zeit wanderten in das östliche Bergland die sogenannten Tschitschen ein, ein Hirtenvolk, das dem Leben und Eigenthum nicht selten gefährlich wurde. So weit ich sehe, finde ich den ersten als Rebellen im Jahre 1328 in Albona genannt und 1329 einen pasculus Chichio in Pinguente. Ueber ihre Herkunft ist viel gestritten worden, doch steht so viel fest, daß sie Slaven sind, obwohl seiner Zeit ein großer Theil derselben ein rumänisches Idiom sprach und theilweise dies heute noch der Fall sein soll. In dem Gebiete zwischen dem Quinto und der Arsa sind von den Venetianern wegen Mangel an Kolonisten in Folge der Kriege und Pestilenzen, die Istrien oft und stark verheerten, Uskoken und Morlachen aus Dalmatien, Kroatien, Albanien 2c. angesiedelt worden, was seit etwa 1500 häufiger wurde. So wurden 1525 Morlachen in dem Gebiete von Rovigno, Parenzo und wohl auch Montona angesiedelt. 1570 gründeten sie Sbandati im Gebiete von Parenzo, 1540 kamen 70 Familien aus Nauplia in Griechenland und von den Türken vertriebene Malvasioten im Gebiete von Pola an, wohin 1562 auch 124 Familien aus dem Territorium von Bologna übersiedelten. 1581 zählte man im Gebiete von Parenzo 100, von Cittanova 320, von Umago 120 Familien von Morlachen. Ungefähr aus dieser Zeit stammt auch die sogenannte griechische, besser montenegrinische Kolonie in Peroi, die jedoch 1657 neu besiedelt wurde und sich bis auf den heutigen Tag rein erhalten hat. Von dieser Zeit an findet sich nur selten ein Bericht der venetianischen Provveditoren, der nichts von neuen Kolonisten zu erzählen wüßte. Auf diese Weise ist Istrien national so gemischt worden, wie nur irgend eine Provinz unseres vielsprachigen Staates. Heute haben wir, da Deutsche fast nur in Pola wohnen, wenn von einzelnen Beamtenfamilien abgesehen wird, nur Italiener und Slaven, wobei bemerkt sein mag, daß der

Familienname keineswegs für die nationale Zugehörigkeit in Betracht gezogen werden kann. Die ersteren wohnen in den Küstenstädten und zum Theil in den zugehörigen Landstrichen, bilden aber auch die Träger der Kultur in den Landstädtchen und Flecken im Inneren als Kaufleute, Wirthe, Gutsbesitzer 2c. Die Slaven gliedern sich in Slovenen und Serbokroaten. Zu den ersteren zählen die Berchinen (von vrh = Bergspitze); sie bewohnen den nordöstlichsten Theil des Landes; weiter die Savrinen zwischen der Hauptkette des Karstes und herein bis zum Flüßchen Dragogna, also im Gebiete von Triest, Capodistria und Pirano; sie gelten als die rührigsten und tüchtigsten Ackerbauer. Im Gebiete von Pinguente finden wir einen Uebergang zwischen Slovenen und Kroaten in dem Stamme der Fučki. Zwischen Dragogna und Quieto sitzen Mischlinge von Kroaten, Serben, Albanesen und Italienern. Die Slaven im Arsathal stammen aus Dalmatien. Zwischen ihnen und den in der Tschitscherei ansässigen Tschitschen stoßen wir auf die sog. Liburner. Savriner, Fučken und die Kroaten um Pisino heißen wohl auch mit einem Sammelnamen Besiachen oder Stammler, wohl deshalb, weil ihr Dialekt nicht rein kroatisch oder slovenisch ist. Auf den Inseln wohnen durchweg Serbokroaten außer in den Städten, wo ein guter Bruchtheil Italiener vorhanden ist. Im Gebiete von Pola, Rovigno, Dignano hausen die serbischen Morlachen, hin und wieder mit slavisirten Albanesen gemischt. Nordwestwärts vom Čepičsee leben noch an 1600 Rumunen, die jedoch ihren dem Rumänischen ähnlichen Dialekt nur unter sich gebrauchen [1]). Da es in Oesterreich bis zur Zählung vom Jahre 1880 keine Nationalitätsstatistik gab, läßt sich eine vergleichende Uebersicht über frühere Perioden leider nicht vorführen. Aber auch die Resultate dieser Zählung haben nur einen sehr relativen Werth, denn wer da weiß, wie es bei ihr und bei den Gemeindewahlen zugeht, kann unmöglich diesen Resultaten großes Vertrauen entgegenbringen. Die Kolonen und abhängigen Leute haben eben unter allen Umständen die Nationalität ihrer Herren und diese sind vorwiegend Italiener. Nach meiner im Lande gewonnenen Erfahrung dürfte daher die wirkliche Zahl der Italiener geringer sein, als wie sie die nachstehende Tabelle nach der Zählung vom 31. December 1880 beziffert. Und Kandler hat sich entschieden einer gewaltigen Täuschung hingegeben, wenn er seiner Zeit behauptete, daß man nach 50 Jahren nur noch auf den Kanzeln in der Kirche die slavische Sprache hören werde. Denn wie die Dinge heute liegen, ist Istrien eher in 50 Jahren ein rein slavisches Land. Schon heute wird seitens der Italiener vielfach bereut, daß man den Forestieri, will sagen den Deutschen, nicht selten schroff und feindlich gegenübertrat.

Italiener	Slovenen	Serbokroaten	Deutsche
114 281 (mit Einschluß der Rumunen)	42 904	121 607	4760
in Procenten			
40,3	15,1	42,8	1,7

Die meisten Italiener wohnen in den politischen Bezirken Parenzo, Capodistria und Pola, die meisten Slovenen in dem von Capodistria, die Serbokroaten sind am stärksten vertreten in jenen von Pisino, Volosca und Lussin, Deutsche sind in Pola am zahlreichsten. In der Umgebung hier und im Gebiete von Rovigno wird ein eigenthümlicher italienischer Dialekt mit alten Sprachformen gesprochen, was sich wohl daraus erklärt, daß diese Landschaft am intensivsten von den Römern kolonisirt worden war. Die physische Beschaffenheit der Italiener ist zu bekannt, als daß wir sie hier wiedergeben sollten, bei den Slaven jedoch können wir dieselbe nicht übergehen. Der Tschitsche ist groß, kräftig gebaut und außerordentlich gewandt, von lebhaftem, leicht erregbarem Sinne. Auf seiner Hochebene fühlt er sich frei und ungebunden und daher auch der Widerwille gegen ihm unnütz scheinende Gesetze und deren Ausführung. So wissen wir z. B., daß vor nicht allzu vielen Jahren ein k. k. Bezirksarzt in der Ausübung seiner Pflicht mit dem Hinabwerfen über die Felswände bedroht wurde, als er in einem Dorfe syphilitische Kranke in das Spital zu Triest schicken zu müssen erklärte. Nebenbei bemerkt, ist diese Seuche bei ihnen außerordentlich verbreitet. Heimtückisch, wie man nicht selten hört, darf man den Tschitschen kaum nennen. Die Berchinen sind kleiner und minder kräftig gebaut. Zum Theil gilt dies auch von den Besiachen, unter denen man aber auch nicht selten wahre Kraftmenschen findet. Die Morlachen sind weniger stark, nicht selten träge und nur die Noth treibt sie zu angestrengter Arbeit. Im Roveriadistrikte (das Gebiet von Dignano, S. Vincente, Canfanaro und Valle) waren sie ehedem als Räuber in argem Verrufe und manche Schauermähr läuft darüber noch heute im Volke um. Zur Zeit der Franzosenherrschaft sollen viele dieser Räuber aufgeknüpft worden sein, ja die Stellen, wo dies geschehen, kann der Fremde noch leicht erfahren. Von Zeit zu Zeit giebt es auch jetzt noch ganz artige Räuberstückchen. Bei Jahrmärkten und ähnlichen Gelegenheiten sind blutige Raufereien in ganz Istrien nicht selten. Eine beliebte, aber furchtbare Waffe bildet hierbei eine Art Rebmesser von solcher Größe, daß es der Landmann gewöhnlich zur Bereitung seines Kleinholzes benutzt. Er trägt dies für seine Feld- und Waldarbeit unentbehrliche Geräth an einem starken Haken rückwärts am Ledergürtel oder am Beinkleide.

Auf die Tracht können wir hier nur in Kürze eingehen, denn dieselbe genau darzustellen, würde für sich allein einen großen Raum beanspruchen. Im Allgemeinen scheint dieselbe ebenso von der Nationalität, wie von der Beschäftigung abhängig zu sein. Die Slaven um Pinguente tragen eine weiße Mütze von konischer Form aus Filz, aber ohne irgend welche Krempe oder einen Schirm; sie ist groß im Gebiete von Dignano, äußerst klein bei den Savrinen und Besiachen, bei welchen sie durchwegs von schwarzem Filze und so klein ist, daß sie nur mit Noth am Kopfe kleben bleibt. Die Fischer tragen mehr oder weniger die Tracht ihrer Genossen im benachbarten Italien. Die Slaven Inneristriens ölen die Haare sehr stark ein, so daß sie wegen des ranzigen Oeles nicht selten einen widerlichen Geruch verbreiten. Mitunter findet man noch Männer, welche ihr Haar vorn kurz geschoren haben und dasselbe in zwei langen Locken oder gar geflochtenen Zöpfen über den Rücken hängen lassen. Charakteristisch ist auch, daß sie im rechten Ohre einen großen massiven Ohrring tragen, während das linke ohne solche Zier belassen wird. Das selbst gewirkte Hemd hat einen engen reich durchnähten Stehkragen, Halsbinden sind meist unbekannt. Der Tschitsche trägt Winter und Sommer seine weißwollenen Beinkleider, die an den Waden mit Haken eng zusammengeschlossen werden, andere wieder tragen nur eine wollene oder leinene Kniehose und lange Strümpfe. In Westistrien hat der Ackerbauer gewöhnlich hohe Stiefel, zum Theil wohl zum Schutze gegen die Sandviper, in Inneristrien entweder Opanken, wie dies bei den Morlachen der Fall ist, oder ganz niedere Lederschuhe. Trägt er ein langes enges Beinkleid, dann hat er auch ganz kurze Strümpfe oder eigentlich Fußsocken, die an der Innen-

[1]) Ueber sie vergleiche man meinen Artikel in Petermann's Mitth., 1883, S. 294.

seite des Fußes mit Messingschließen zusammengehalten werden und in der Farbe ihrer Einfassung dem Landeskundigen einen Anhaltspunkt bieten, woher der Träger solcher Fußbekleidung stamme. Weste und Joppe sind gewöhnlich aus braunem Loden, letztere entweder annähernd im Schnitte der Aelpler oder aber so, daß über die kurze Jacke ein langer ärmelloser Rock aus gleichem Stoffe angezogen wird. Die Aufschläge sind bald roth, bald blau. Im Allgemeinen ist die Kleidung der Landbevölkerung Winter und Sommer, Werktage und Feiertage ein und dieselbe. In dem Städtchen ist sie oft geckenhaft modern, ja die Frauen haben noch immer den altvenetianischen Brauch strikte eingehalten, Lebensmittel nie selbst auf dem Markte einzukaufen, wozu sich doch die deutsche Hausfrau so gern für verpflichtet hält. Ueber die Tracht der Weiber wollen wir um so lieber hinweggehen, als dieselbe mit Ausschluß der Albanesinnen nur selten kleidsam und malerisch genannt werden kann.

Gehen wir nun über auf die geistige Kultur der Bevölkerung, so müssen wir zuerst die Schulverhältnisse berühren. Hierüber mag theilweise die tabellarische Uebersicht Auskunft geben, welche nach den politischen Bezirken aufgeführt erscheint.

Politischer Bezirk	Schulen		Unterrichtssprache 1874				Unterrichtssprache 1880				Eine Schule auf Bewohner	
	1874	1880	ital.	slav.	deutsch	gemischt	ital.	slav.	deutsch	gemischt	1874	1880
Rovigno (Stadt)	3	3	3	—	—	—	3	—	—	—	3188	3174
Capodistria . . .	25	33	15	10	—	—	15	7	—	1	2582	2121
Parenzo	34	44	31	2	—	1	35	1	—	8	1209	1005
Pola	18	23	10	2	—	6	12	9	2	—	2134	2205
Pisino	19	18	2	—	—	17	11	6	—	1	1993	2220
Volosca	16	23	—	14	—	2	2	21	—	—	2377	1760
Lussin	30	40	12	18	—	—	15	24	—	1	1256	948
Summa 1874 . .	145	184	73	46	—	26	93	78	2	11	1852	1587
1871 . .	151	—	77	53	2	19	—	—	—	—	1714	—

Aus dieser Tabelle ergiebt sich eine beträchtliche Vermehrung der slavischen Schulen, die seitdem noch gestiegen ist. Es erklärt sich das aus der eigenthümlichen Gemeindegliederung des Landes, da regelmäßig die Einwohnerzahl einer Landstadt um das Doppelte und Dreifache kleiner ist, als die der betreffenden Stadtgemeinde. So hatte beispielshalber die Stadt Parenzo 1880 3156, die Gemeinde Parenzo 7368 Einwohner, Pisino 3055, die Gemeinde Pisino 13 189 Einwohner. Da nun stets die Gemeinde für das Schulwesen zu sorgen hat, konnten so lange in derselben italienische Schulen überwiegen, als die Vertretung italienisch war, und so konnte es kommen, daß rein slavische Dörfer italienische Schulen hatten, obwohl die Kinder kein Wort davon verstanden. Daß sich dies bitter rächen mußte, ist wohl selbstverständlich. Gefehlt wurde hier auf beiden Seiten, der slavischen ebenso wie der italienischen. So kenne ich z. B. ein Pfarrdorf, wo der Pfarrherr slavische Schule gratis hielt, aber da dies den Italienern nicht genehm war, wurden die Schulrequisiten einfach eingezogen, und heute hat dies Dorf gar keine Schule. Nach meiner Meinung muß der Staat noch Vieles für Volksschulen in Istrien thun, denn die größere Zahl der Lokalgemeinden ist sehr arm und die Ansiedelungsverhältnisse sind nicht selten derartige, daß die wenigen Bauern, die oft vom Pfarrdorfe über eine Stunde Weges und noch mehr entfernt wohnen, eine eigene Schule nicht erhalten können. Daraus erklärt sich zum Theil die für die Größe der Bevölkerung geringe Zahl der Schulen, denn Istrien zählte:

1850 . . . . . . 102 Schulen.
1865 . . . . . . 147 „
1871 . . . . . . 151 „
1874 . . . . . . 145 „
1880 . . . . . . 184 „

Mit Ausnahme von Dalmatien steht Istrien in dieser Hinsicht allen Kronländern noch immer weit nach. Die geringste Frequenz schulpflichtiger Kinder hatte der politische Bezirk Pisino mit 22 Proc. Daher ist auch die Zahl der Analphabeten so außerordentlich groß. Dieselbe betrug mit Ausschluß der Kinder bis zum 6. Lebensjahre im Jahre 1880 69,8 Proc. männlichen, 78,6 weiblichen Geschlechtes, im Durchschnitt also 73,6 Proc. Zu derartiger Höhe steigt diese Zahl wohl in keiner anderen Provinz als in Dalmatien und Bukowina an. Das Verhältniß der schulbesuchenden zu den schulpflichtigen Kindern ist sehr ungünstig. So besuchten von 100 schulpflichtigen Kindern

	1871	1875	1880
Rovigno (Stadt) . . .	35,3	51,0	66,7
Capodistria	35,2	36,2	40,6
Parenzo	45,3	39,1	45,3
Pola	56,8	52,7	49,9
Pisino	14,8	21,6	20,9
Volosca	24,1	33,4	40,8
Lussin	53,8	74,1	58,4
	37,4	42,3	43,3

die Schule. Die höheren Zahlen des Jahres 1875 erklären sich aus dem Umstande, daß man seither mehrere Nothschulen zu einer größeren Schule zusammenzog, um geprüfte Lehrer anstellen zu können. Es besuchen also nicht einmal die Hälfte der Kinder die Schule, was um so bedauerlicher ist, als gerade das weibliche Geschlecht besonders darunter zu leiden hat, denn hier sinkt die bezügliche Ziffer für Istrien auf 36,1 herab, im politischen Bezirke von Pisino gar nur auf 12,4. Nach der Nationalität entfielen von 100 Kindern, die wirklich die Schule besuchten:

1871 68,2 auf Italiener, 29,6 auf Slaven, 2,2 auf Deutsche.
1880 53,6 „ 46,3 „ 0,1 „

An Mittelschulen zählt das Land ein Gymnasium zu Capodistria mit italienischer, ein solches zu Pisino mit deutscher Unterrichtssprache, beide in der Verwaltung des Staates stehend. Das letztere wird jetzt successive aufgelassen und nach Pola übertragen. Der Boden für eine deutsche Anstalt fehlte eben in Pisino ganz, die Landbevölkerung der Umgebung ist durchweg kroatisch und sehr arm, so daß der Staat alljährlich 1200 fl. für arme Schüler vertheilen ließ; ich hatte selbst Schüler, die auf dem Bauche liegend auf einer Steinplatte beim Flackern des Feuers in der Herdgrube ihre Aufgaben schrieben, nachdem sie vielleicht eine Stunde oder noch mehr Weges hatten zurücklegen müssen, um vom Schulorte nach Hause zu kommen. Ein wesentliches Hinderniß für das Gedeihen der Anstalt ist auch in dem Umstande zu suchen, daß für Unterbringung fremder Schüler in der Stadt keineswegs vorgesorgt war und beispielsweise die Beamten und Officiere von Pola ihre Söhne durchweg nach Laibach, Marburg oder Graz schicken mußten. Wenn aber die Forderung durchgeht, daß an dem neu zu errichtenden Gymnasium in Pola italienische und kroatische Parallelabtheilungen errichtet und nur in dem Obergymnasium deutsch vorgetragen werden soll, dann läßt sich wohl von einem deutschen Gymnasium und seinem bildenden Werthe nicht mehr sprechen. Es ist eben eine bei uns häufige Erscheinung, daß wir sogenannte deutsche Gymnasien in großer Zahl besitzen, an denen 50, mitunter 70 bis 80 Proc. Schüler anderssprachig sind. So hat das Gymnasium von Pisino gewöhnlich 6 bis 7 deutsche Schüler aufzuweisen, alle anderen sind Slaven und Italiener. Daß bei solchen Verhältnissen die Anforderungen wesentlich sich herabmindern, ist ganz naturgemäß. Pola besitzt schon seit längerer Zeit eine Marineunterrealschule.

In politischer Hinsicht zerfällt Istrien in die oft erwähnten Bezirke (Bezirkshauptmannschaften), nur die Stadt Rovigno ist autonom. Die judicielle Eintheilung umfaßt 16 Bezirksgerichte, welche dem Kreisgerichte zu Rovigno als erster Instanz unterstehen. In kirchlicher Beziehung gehört der ganze Norden, Nordosten und die Mitte des Landes zum Bisthum Triest-Capodistria (Sitz in Triest), das im Ganzen 302 279 Katholiken umfaßt, der übrige Theil des Festlandes zum Bisthum Parenzo-Pola (Sitz in Parenzo) mit 99 829 Katholiken. Die Inseln bilden das Bisthum Veglia mit 42 200 Katholiken. Sie unterstehen sämmtlich dem Erzbisthum Görz. Der Klerus ist ziemlich zahlreich, im Allgemeinen aber schlecht dotirt. Es ist zu beachten, daß in den letzten Jahren der Eintritt von Slaven in das Priesterseminar weitaus größer war als von Italienern, was in nationaler Hinsicht von Belang ist. Man trifft nicht selten wahre Priester von toleranter Gesinnung und hervorragender Bildung, nicht selten aber auch das Gegentheil. Wer das platte Land durchstreift hat, weiß davon zu erzählen, denn man ist meist auf die gern gewährte Gastfreundschaft der Geistlichen angewiesen, da Herberge und Tisch in Dutzenden von Ortschaften nicht zu haben sind.

Was nun das Aussehen der Ortschaften anbetrifft, so fällt zunächst auf, daß die meisten Städte, Flecken, Burgen auf steil anlaufenden Bergkegeln, vorgeschobenen Hörnern oder anderen leicht zu vertheidigenden Punkten erbaut sind, woraus man ja von selbst den Schluß ziehen muß, das die Vertheidigungsfähigkeit des Platzes das einzig Ausschlaggebende bei der Gründung war. Städte und Flecken präsentiren sich fast überall in der venetianischen Bauart mit engen Gassen und hohen ungetünchten Häusern. Ebene Plätze darf man freilich nicht erwarten, wohl aber jäh ansteigende Straßen oder gar Stiegen, die von den niedrigern Theilen des Städtchens in die höheren führen. Die Dörfer weisen die sonst gebräuchliche slavische Anlage in eng geschlossener Häuserreihe keineswegs häufig auf, denn nicht selten zieht sich um das Haus ein Garten oder ein Stück Feld. Aus dem Umstande, daß wir mitunter um die Kirchen noch massives Mauerwerk mit Thurmruinen treffen, ergiebt sich zur Evidenz, daß sie als letzter Zufluchtsort galten, was besonders in den Uskokenkriegen des 17. Jahrh. der Fall war. Viele Häuser, namentlich die vereinzelt stehenden Gehöfte, haben nur ein Erdgeschoß, die besseren ein erstes Stockwerk. Gebaut wird durchwegs aus trefflichem Bruchstein, das Haus jedoch nur sehr selten von außen mit Mörtel überkleidet, so daß die Feuchtigkeit leicht eindringt. Wegen des Umstandes, daß man in Folge der schweren Beschaffung von Bauholz die Balken thunlichst spart und die Bedachung in den weitaus meisten Fällen aus oft zweizölligen Steinplatten besteht, ist das Haus fast stets lang, aber sehr schmal, oft nur 3 bis 4 m. Thür- und Fensterstöcke bestehen fast überall aus gehauenem Stein, die Fenster werden vor dem Sturme der Bora gewöhnlich mit schweren Läden geschützt. Treten wir in ein Haus ein, so befinden wir uns in dem geräumigsten Raume desselben, in der Küche; an der einen Wand ist ein starker drehbarer Pflock mit einem Hebel angebracht, an dem der große Kessel aus Glockenspeise hängt, in dem die Polenta gekocht wird. Er ist das wichtigste und mitunter auch fast das einzige Küchengeräth. In einer kleinen Vertiefung brennt das Herdfeuer, um das in geringer Entfernung einige Steinblöcke liegen, die als Sitze dienen, da dies Feuer auch durchweg den Ofen zu ersetzen hat. An dem Fenster steht ein Tisch mit einer oder zwei hohen Bänken, eine andere weist eine oder zwei Schlafstellen auf, die freilich sehr primitiv sind. Steine dienen als Unterlage, darüber werden einige Stangen oder Bretter gelegt und darauf kommt ein mit Stroh, Laub oder Heu gefüllter Sack und, wenn es gut geht, eine Wolldecke. Regelrechte Bettstellen sind lange nicht überall zu finden, ebenso wie ein gedielter Küchenboden eine Seltenheit ist. Ueber der Küche, die den eigentlichen Wohnraum bildet, ist meist noch eine Kammer mit spärlicher Einrichtung, worunter die Kleidertruhe das wichtigste ist; ein gegenüberliegender Raum dient als Keller und Speise- oder Kornkammer. Zur Regenzeit oder im Winter sind diese Wohnungen sehr ungesund, da die unmittelbar auf dem Gestein aufliegenden Mauern bei geneigtem Boden oft das Wasser eindringen lassen. Mitunter trifft man sogar Hütten ohne Rauchfang, in denen der Rauch durch die geöffnete Thür oder durch die Lücken der Dachsparren seinen Ausweg suchen kann und die Küche den einzigsten Wohnraum darstellt. Der Stall ist häufig neu gebaut, steht aber auch oft ganz frei hinter dem Hause, oder gar draußen im Felde; Aborte sind in Bauernhäusern nicht vorhanden und fehlen auch vielfach in Städten. Statt unserer Zäune und Planken figuriren überall roh gefügte Steinmauern. Die Kirchen sind meist klein und ärmlich ausgestattet. An manchem Glockenthurm sind zwei starke Balken mit quer darüber genagelten Stangen angelehnt, um zu den Glocken kommen und diese läuten zu können. Wie die Wohnung, so ist auch die Nahrung. An der Küste bilden die Fische das tägliche Gericht. Im Inneren kehrt die Polenta tagtäglich wieder oder die Minestra, mehr Brei als Suppe, aus Reis, Bohnen, Gerste &c. Brot wird aus Mais oder Gerste und Hirse gebacken. Milch, Käse und Eier werden natürlich auch konsumirt. Häufig bildet zur Zeit, wo das alte Getreide schon aufgezehrt und das neue noch nicht geerntet ist, Gemüse und Brot die einzige Nahrung, und selbst dies fehlt oft. Denn gar nicht selten treten Mißjahre ein und dann steht auch der Hunger vor der Thür, besonders im politischen Bezirke von Pisino und im Gebiete von Pinguente und dem Tschitschenboden. Im Jahre 1879 kamen die Leute 5 bis 6 Stunden weit nach Pisino-Mitterburg, um eine Schüssel Minestra und ein Stück Brot zu erhalten. Das Nationalgetränk bildet der Wein, der aber gerade in den ärmsten Strichen nur in geringer Quantität oder gar nicht gedeiht. Für die Küstengebiete und den fruchtbaren Westen trifft diese Schilderung glücklicherweise nicht zu, da hier die Nahrung reichlicher und besser ist.

Vieles könnte wesentlich besser sein, wenn der Bildungsstand größer, die nationalen Reibungen geringer, die Geldmittel ausgiebiger und die gegenseitige Ausnutzung nicht vorhanden wären. Da der Kleinbauer die Lebensmittel durch das ganze Jahr nicht selbst erzeugt, muß er zum Kaufmann gehen, der sie ihm theuer anrechnet. In Geld kann er sie nicht bezahlen, und daher ist er für die in natura zu leistende Zahlung rein von der Gnade des Krämers abhängig, dies um so mehr, als der Export kaum in Betracht kommt. So kann es sich ereignen, daß der Bauer für manche Produkte kaum die Hälfte des eigentlichen Marktpreises erhält. Ich habe nicht selten wegen Steuerrückstand Wein versteigern sehen, der, weil sich nur die Wirthe und Händler des Ortes einfanden, um 5 bis 6 fl. pro Hektoliter erstanden wurde, während er, wenn das Steueramt ihn auf eigene Kosten nach Krain oder Kärnthen hätte verfrachten und dort versteigern lassen, um den dreifachen Preis gern abgenommen worden wäre. Ein Wagen Knüppelholz, der unter Brüdern 3 bis 4 fl. werth ist, muß gar häufig dem Wucherer um 60 bis 80 kr. überlassen werden. Denn zu einem Wege von 3 bis 4 Stunden hat der Bauer vielleicht bei den schlechten Dorf- und Waldwegen mit zwei Paar Ochsen die doppelte Zeit gebraucht und kann doch nicht übernachten oder seine Ladung wieder nach Hause führen. Es ist gewiß

charakteristisch, daß sich Juden im Lande nicht halten können (nur in Pola leben einige), weil nach einem istrischen Sprichworte der Einheimische das Wuchergeschäft viel besser versteht.

Die Lachen und Pfützen, aus denen die Leute für sich und ihre Hausthiere häufig das Wasser nehmen müssen, sind entschieden sanitätswidrig, aber trotz dieser Erkenntniß ist man in vielen Orten noch nicht daran gegangen, eine angiebige Cisterne herzustellen. Die Wassernoth ist an einzelnen Punkten sehr groß. Zur Zeit der Trockenheit machen die Schiffer z. B. ein gutes Geschäft, wenn sie in Tonnen Wasser von der Quietomündung nach Parenzo liefern. Ja selbst Pola, das eine Garnison von fast 8000 Mann zählt, ist der Wassernoth ausgesetzt. Durch Bohrung artesischer Brunnen, die freilich, wie die Franzosen in Algier gethan, auf Staatskosten zu erfolgen hätte, ließen sich viele Orte mit Wasser ganz entschieden reichlich versorgen und wären für den Ackerbau die Aussichten weitaus günstiger zu gestalten. Wenn man bedenkt, was der Kanton Wallis zur Bewässerung seiner Hochalpen für Geld ausgelegt hat, muß man sich billig wundern, daß ein großer Staat für eine ganze Provinz bisher, von Pola abgesehen, so gut wie nichts gethan hat. Eine Besserung der Verhältnisse läßt sich zum Theil von den Fremden erwarten. Den Anstoß dazu gab der Südbahndirector v. Schüler durch den Ankauf der Villa Chorinsky in Abbazia für die Südbahn, die heute das Kurhaus bildet. Abbazia ist jetzt ein Winteraufenthaltsort geworden, der Nizza, Mentone &c. schon fühlbare Concurrenz macht. Lussin folgt schon nach. Der österreichische Touristenklub hat sich um die Erforschung der Höhlen gekümmert und ist außerordentlich thätig, die Schönheiten Istriens zu erschließen. Ihm verdankt man auch die Erbauung der Stephaniehütte auf dem letzten Sattel des Monte Maggiore, der heute wegen der bequemen Ersteigung schon stark besucht wird [1]). Es unterliegt wohl kaum einem Zweifel, daß die landwirthschaftliche Lage und das Klima so viel Zugkraft haben werden, manche Orte zu beliebten Stationen für Herbst, Winter und Frühjahr umzugestalten. Die Gegend an der Südwestseite des Monte Maggiore am Čepičsee bei Chersano, Pedena und Gallignana ist ganz dazu angethan, in dieser Hinsicht ins Auge gefaßt zu werden. Von den Einheimischen ist dies freilich nicht zu erwarten. Giebt es doch seit Jahren eine „Societá degli Alpinisti Istriani“, die meines Wissens für die Erschließung des Landes so gut wie nichts gethan hat und ihre Hauptaufgabe darin erblickte, für die Mitglieder auf Ausflügen eine Unterhaltung zu bieten.

Wenn ich schließlich noch einen Blick auf die einzelnen Städte und Flecken werfe, so wäre da zunächst Pola zu erwähnen mit einer Bevölkerung von rund 26000 Köpfen. Die Zeit wird wohl nicht fern sein, daß diese politisch, commerciell und strategisch bedeutendste Stadt wieder die Hauptstadt des Landes werden wird, wie sie es ehedem gewesen. Rovigno treibt nicht unbeträchtlichen Handel, weshalb bisher auch eine Handelskammer dort ihren Sitz hatte. Die Lage der Stadt mit der sehenswerthen St. Euphemiakirche ist sehr malerisch, im Inneren jedoch ist sie düster und leider auch sehr unreinlich. Parenzo (2825 Bewohner) ist Sitz des Landtages und besitzt ein reichhaltiges Landesarchiv. Die Domkirche ist eine der ältesten (aus der Zeit König Theodorich's herrührend) und schönsten der uns überhaupt erhaltenen. Capodistria (8646 Einwohner) hat den Namen häufig gewechselt, denn ursprünglich hieß sie Aegida, später Capris, dann Justinopolis nach Kaiser Justinus II. von Byzanz, endlich erhielt sie als Hauptstadt von Venetianisch-Istrien ihren jetzigen Namen. Sie hat auch den venetianischen Charakter am reinsten bewahrt. Unter ihren Bürgern waren zu allen Zeiten hervorragende Männer der Kunst und Wissenschaft. Eine große Strafanstalt für das ganze Litorale besteht schon seit langer Zeit. Pirano (7387 Einwohner) ist die Heimath des berühmten Musikers Giuseppe Tartini (1692 bis 1770). Umago mag deswegen erwähnt sein, weil sich hier eine starke säkulare Bodensenkung konstatiren läßt, denn die Römerbauten stehen längst unter Wasser. Montona ist eine steil ansteigende alte Stadt, noch immer mit Mauern wohl versehen, so daß sie ein treffliches Bild einer istrischen Kleinstadt aus dem Mittelalter zu bieten vermag. Hier erblickte Andrea Antico das Licht der Welt, der 1517 den Druck von Musiknoten in beweglichen Zeichen erfand. Pisino (3346 Einwohner) mag als drastisches Beispiel gelten, daß der wohlgemeinte Versuch des Staates, durch Cumulirung von Aemtern einzelnen Städtchen aufzuhelfen, völlig fehlschlug. Da das Militär schon seit längerer Zeit nach Pola verlegt wurde, mit dem Gymnasium dies bald der Fall sein wird, ist auch keine Aussicht für materielle Hebung der alten Hauptstadt von Oesterreichisch-Istrien vorhanden. Das wegen seiner vorgeschobenen Lage auf der Hochebene eine weite Fernsicht darbietende Albona (2249 Bewohner) ist die Heimath des muthigen Streiters der Reformationsperiode, Flacius Illyricus (1520 bis 1575), der eigentlich Vlacich-Francovich hieß. Das Geschlecht seiner Mutter Giacomina Luciani hat sich bis heute erhalten und dem Lande einen namhaften Gelehrten, Dr. Tommaso Luciani, gegeben. Lussin piccolo, Cherso und Veglia bieten wohl nichts Besonderes.

Wenn diese Skizze Einiges zur Kenntniß des Landes Istrien in weiteren Kreisen beizutragen geeignet befunden würde, hätte der Verfasser seinen Zweck vollkommen erreicht.

[1]) Es mag hier gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß ich schon vor vier Jahren gelegentlich der Schilderung einer Besteigung desselben in der Triester Zeitung für die Erbauung eines Unterkunftshauses und einer damit zu verbindenden Wetterwarte, welche telegraphisch (jetzt telephonisch) mit Fiume (jetzt Abbazia) verkehren könnte, Stimmung zu machen versucht hatte. Die Aussicht vom Monte Maggiore ist wohl eine der eigenartigsten und schönsten in Europa.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Auf S. 187 ff. des laufenden Bandes waren die drei, zu Wolfenbüttel und Prag aufbewahrten Handschriften des „Hans Dernschwam'schen Reisetagebuches“, die uns allein zu Gebote standen, als Abschriften zweiter Hand bezeichnet worden. Wie uns jetzt Herr Dr. Dobel, Archivar des fürstl. Fugger'schen Archivs in Augsburg, gefälligst mittheilt, ist vor einiger Zeit die unterwegs geführte Originalniederschrift des Tagebuches aufgefunden worden in der Bibliothek des Fugger'schen Schlosses Babenhausen an der Günz (mitten zwischen Augsburg, Ulm und Kempten gelegen).

— Manche unserer Leser mag es interessiren zu erfahren, daß soeben in der Sammlung von „Meyer's Reisebüchern" eine zweite, neu bearbeitete Auflage von „Türkei und Griechenland" (Leipzig, Bibliographisches Institut 1888) erschienen ist, welche auch Reiserouten durch die unteren Donauländer, eine Anzahl Inseln des Aegäischen Meeres und Theile des vorderen Kleinasiens (Troas, Lydien rc.) behandelt. Das Buch ist durchweg auf Grund eigener Anschauung der Verfasser, welche theils dauernd im Orient leben, theils durch längeren Aufenthalt Land und Leute genau kennen, bearbeitet, ist mit Karten und Plänen gut ausgestattet und steht, wenigstens was die türkischen Gebiete anlangt, augenblicklich ohne Rivalen da. Den Glücklichen, welche sich zu einer Fahrt nach dem Osten rüsten, sei es bestens empfohlen.

Asien.

— Ferdinand Hirt's Geographische Bildertafeln. (Dritter Theil, zweite Abtheilung: Völkerkunde von Asien und Australien. Mit 27 Tafeln.) Mit wünschenswerthester Pünktlichkeit ist die zweite Abtheilung des dritten Bandes der ersten gefolgt und wird für viele Weihnachtstische eine erwünschte Gabe sein. Er behandelt die Völker von Asien und Australien. Die drei ersten Tafeln sind Sibirien gewidmet, dann folgen Innerasien, Kaukasien, Armenien, Mesopotamien, Kleinasien, Palästina, die Araber, Iran, Vorderindien und Ceylon, Hochasien, China, Hinterindien, Japan mit Korea, die südostasiatischen Inseln, Melanesier, Polynesier und Australier. Die Ausstattung ist dieselbe vorzügliche, welche wir schon bei der ersten Abtheilung zu rühmen hatten. — Vom zweiten Theile („Typische Landschaften") ist gleichzeitig eine zweite vermehrte und verbesserte Auflage erschienen. Ko.

— Das britische Foreign Office veröffentlicht soeben einen Bericht aus Erzerum (Annual Series, Nr. 225), welcher sich mit dem Handel des Wilajet Charput und dem wachsenden Antheile deutscher Häuser an demselben, der sich erst seit 1886 bemerkbar macht, beschäftigt. Die Errichtung deutscher Handlungshäuser in Mosul und Diarbekir wird beabsichtigt. Die Einfuhr von Wollstoffen hat sehr abgenommen, die von Wollengarn nimmt dagegen beständig zu; dasselbe wird, wie durchweg im Orient, an den langen Winterabenden von den Frauen zu Zeugen versponnen, welche dem Bedürfnisse und Geschmack der Eingeborenen mehr entsprechen, als die importirten Stoffe. Von den eingeführten Wollstoffen kommen zwei Drittel aus Deutschland, der Rest aus Frankreich und Oesterreich. Das ganze Wilajet exportirt für circa 1 300 000 Mark, wovon 860 000 Mark (etwa 70 Proc.) auf Großbritannien entfallen; es importirt für 2 800 000 Mark, davon für 1 310 000 Mark (circa 40 Proc.) aus Großbritannien. An zweiter Stelle kommt Frankreich, dann das Deutsche Reich.

— Die wohlfeile Ausgabe von „Palästina in Wort und Bild" (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt) ist mit den Lieferungen 65 bis 84 zum Abschlusse gekommen. Auf die mit prächtigen Abbildungen versehene Schilderung von Petra und Umgebung, womit Guthe's Arbeit endet, folgt aus Ebers' Feder die Periegese der zwischen Aegypten und Palästina gelegenen Gebiete, der Halbinsel Sinai und des Landes Gosen, welche in der Vorgeschichte der Juden eine so große Rolle spielen. Ebers folgt mit großer Ausführlichkeit dem Exodus der Juden von Pithom aus, der unlängst wiedergefundenen Stadt im Wadi Tumilat, längs der Westküste der Halbinsel, führt uns eine Reihe der prächtigsten Gebirgsbilder aus jener Steinwüste vor, sucht den Kampf mit den Amalekitern und den Berg der Gesetzgebung (im Serbal) zu lokalisiren, schildert das Einsiedlerwesen der ersten christlichen Jahrhunderte, als gleichfalls der Serbal noch für den Berg der Gesetzgebung galt, erörtert die Erinnerungen an Moses, die auf der Halbinsel sehr häufig sind, aber erst aus christlicher Zeit datiren, und verweilt ausführlich bei dem hoch interessanten Katharinenkloster. Mit einer Schilderung des so traurig herabgekommenen Gosen, der Städte Pithom, Tanis, On u. s. w. schließt das ebenso schöne als lehrreiche Buch, das als eine treffliche Gabe für den Weihnachtstisch bezeichnet werden muß.

Afrika.

— Mit Ausgabe von Section 1 und 3 (Marokko und Aegypten) ist jetzt die zweite Auflage von Justus Perthes' Specialkarte von Afrika vollendet worden. Namentlich Section 1 hat auf Grund der von uns öfter erwähnten Lannoy'schen Karte von Afrika und besonders der Reisen des Vicomte de Foucauld (vergl. „Globus", Bd. 51, S. 255) eine gründliche Umarbeitung erfahren, so daß es augenblicklich — aber bei dem rapiden Vorwärtsschreiten der Entdeckungen schwerlich für längere Zeit — den Stand unserer Kenntniß darstellt. Sehr dankenswerth sind die jeder Section beigegebenen kritischen Bemerkungen, wenn sie auch an Ausführlichkeit die Lannoy'schen „Notices" nicht erreichen.

— Unter allen von der deutschen afrikanischen Gesellschaft ausgeschickten Expeditionen ragte durch Tüchtigkeit ihrer Mitglieder die ostafrikanische hervor, und unersetzlich, wenigstens vorläufig, sind die Verluste, welche die Wissenschaft durch den Tod zweier von ihnen, des Dr. Kaiser und Dr. Richard Böhm, erlitten hat. Was dieselben nach Hause berichteten, kann das nicht wett machen, nur die Trauer über ihren Untergang neu erwecken. H. Schalow, ein Studiengenosse des Zoologen R. Böhm, hat unter dem Titel „Von Sansibar zum Tanganjika" (Leipzig, F. A. Brockhaus) dessen Briefe gesammelt und mit einer biographischen Skizze herausgegeben; sie bilden eine freundliche Gabe der Erinnerung, ohne gerade, vielleicht von einigen ornithologischen Abschnitten abgesehen, viel Neues zu bieten. Leider beziehen sich die Briefe nur auf die erste Hälfte der Reise, für die zweite wird uns erst Reichard's Reisewerk Näheres bringen. Hingewiesen sei als auf Muster landschaftlicher Darstellung auf die prächtigen Schilderungen des Ugalla-Flusses (S. 63 ff., 74 und 78 ff.).

— Die allgemeine innerafrikanische Stupidität — schreibt R. Böhm d. d. Kakoma, 30. März 1881 (siehe H. Schalow, Von Sansibar zum Tanganjika. Leipzig, F. A. Brockhaus) — findet sich auch hier unter den Wanjamwesi in glänzender Vollkommenheit. Ja, sie sind selbst noch dümmer, als sie scheinen, was bei passender Gelegenheit in staunenerregender Weise zum Vorschein kommt. Als einen der besten Beweise für ihre Geistesgaben möchte ich anführen, daß sie, ein Volk der exquisitesten Regengegenden, noch nicht einmal regendichte Dächer über ihren Behausungen anzubringen im Stande oder auch nur geneigt sind. Zu trauen ist dabei dem Volke gar nicht und es ist merkwürdig, wie bei ihrer scheinbaren Friedfertigkeit und Feigheit Krieg, Mord, Verwüstung als etwas ganz Gewöhnliches und Natürliches gilt. Die in der Umgegend nicht seltenen, von den anwohnenden Räuberfürsten zerstörten Ortsstellen mit ihren melancholischen Trümmerresten einstiger menschlicher Thätigkeit werden mit einem gewissen Behagen, selbst mit Lachen gezeigt. Die Kunstfertigkeiten sind sehr gering, das Wenige, was man an hübschen und sinnreich gearbeiteten Geräthschaften sieht, kommt aus den Nachbarländern. Der Ackerbau, der bei der tropischen Kraft des Bodens und der entgegenkommenden Genügsamkeit der Nährpflanzen, welche zum Theil nur in Stücke gerissen und in den roh gelockerten Boden gesteckt zu

werden verlangen, um weiter zu treiben, so wie so nur wenig erfordert, wird auf die primitivste Weise betrieben. Noth und eigentliches Elend ist natürlich unbekannt, wo die Sorge für Kleidung und Erwärmung überhaupt fortfällt und die Ernährung nur wenig Thätigkeit, sonst nichts, erfordert. Höhere ethische Begriffe fehlen selbstverständlich. Religiöse Vorstellungen scheinen sich auf „Dhana", die „große Medicin" der Indianer, wozu die verschiedenartigsten und einfältigsten Dinge benutzt werden, auf eine ungewisse „Muuga", wohl eine Art bösen Geistes, zu beschränken. Ob die Wanjamwesi an ein Fortleben nach dem Tode glauben, ist mir noch nicht klar, doch scheint die barbarische Sitte, daß bei dem Tode einer der Häuptlingsfrauen eine Anzahl Weiber, bei dem des Häuptlings selbst Männer und junge Mädchen mit dem Todten gebunden in die Grube gelegt und hier mit Speerwürfen getödtet, oder nach Aussagen eines Augenzeugen auch leider nur halb getödtet und dann mit Erde bedeckt werden, weil es nicht gut sei, daß die Todten „peke jako", d. h. allein, aus der Welt gingen, wenigstens an eine in früheren Zeiten lebendige Vorstellung von einem Fortleben der Seele hinzudeuten.

— Wie „Le Mouvement Géographique" vom 20. November d. J. erklärt, sind sämmtliche, in letzter Zeit vom Reuter'schen Bureau und verschiedenen Zeitungen verbreitete Nachrichten über Stanley's Expedition erfunden. Die letzte Nachricht ist diejenige, welche Major Bartellot im Lager von Jambuja am 8. Juli erhielt und worin Stanley, der 10 Tage vorher von dort aufgebrochen war, meldete, daß alles gut gehe. Seitdem ist Bartellot ohne jede Kunde von der Expedition geblieben.

Nordamerika.

— Im Bande 45 des „Globus", S. 8 ff. und 24 ff., sind eine Reihe von Gegenständen aus der Jakobsen'schen Sammlung von der Nordwestküste Amerikas abgebildet und beschrieben. Da die Erläuterungen der Figuren zum Theil nicht ganz zutreffend sind, dürften die folgenden Bemerkungen von Interesse sein.

S. 8. Eßschale aus Horn. Das Relief stellt den Biber dar. Die Form der Nasenlöcher, sowie die Nagezähne und der Schwanz sind charakteristisch. Das in den Schwanz gravirte Menschengesicht findet sich häufig auf Wappenpfählen, Tanzhüten und Gefäßen. Daß ganze Gefäß ist ein Thier. Was in der Erläuterung als vorn bezeichnet ist, ist hinten. Was als ausgestreckte Zunge beschrieben ist, sind die Nagezähne des Bibers. Die vier dreizehigen Arme sind seine Beine; der Bauch ist die Unterseite des Gefäßes.

S. 9. Die Figuren der drei hier abgebildeten Wappenpfähle sind nicht ganz deutlich. Die unterste Figur auf der mittleren Abbildung ist der Sperber. Die mittlere Figur ist ein Tänzer. Der an das Kinn anschließende Vogelschnabel ist ein geschnitzter Rabenkopf, der beim Tanze um den Hals gehängt wird. Die mit Hutaufsätzen geschmückten Menschenköpfe, welche er in der Hand trägt, sind Rasseln. Auf dem Wappenpfahl rechts ist der Schwanz der untersten Figur ebenso behandelt, wie der Biberschwanz auf S. 8, so daß das Menschengesicht ein Theil des Schwanzes ist.

S. 10 und S. 26 unten. Die hier abgebildeten Eßschalen stellen einen Seehund dar. Auf der Unterseite ist der Sperber gravirt. Die Darstellung des Kopfes desselben in Flachrelief ist stets gehalten, wie in diesem Falle. Sie findet sich besonders häufig auf der Unterseite von Rasseln. Die Schale auf S. 24 wie die auf S. 26 stellt ebenfalls den Sperber dar, über dessen Kopfe sich ein stilisirtes Eulengesicht erhebt.

S. 24 links ist eine große Eßschale. Dieselbe stellt den Tsonōqoa, eine der häufigsten Gestalten im Sagenschatze der Kwakiutl dar. Während alle übrigen Gegenstände offenbar den Haida oder Tsimpschian angehören, stammt diese Figur sowie die auf S. 27 abgebildete offenbar von einem der Stämme von Queen Charlotte Sound. Bei der oben erwähnten Eßschale kann ich zufällig genauer Herkunft und Bedeutung angeben, da die zugehörige Sage sich unter meiner Sammlung befindet. Dieselbe stammt von den Nimkisch, einem der Stämme, welche die Kwakiutl-Sprache reden, und die folgende Ueberlieferung ist damit verbunden.

Q'ēχtl̲ála, der Sohn Nélpē's, lebte in Xáwakyis. Eines Tages fuhr er in seinem Boote aus, Seehunde zu schießen. Vergeblich erwartete Nélpē seine Rückkunft, und endlich bestieg er sein Boot, um seinen verlorenen Sohn zu suchen. Nach langem Suchen sah er sein Ruder auf dem Wasser umhertreiben; und er fand seine Kiste und seinen Fischspeer, aber er fand seinen Sohn nicht. Fünf, zehn Tage lang suchte er ihn vergeblich und alle Leute halfen ihm suchen. Da glaubten sie, er sei todt.

Q'ēχtl̲ála aber war in seinem Boote auf den Boden des Meeres hinabgestiegen. Dort besuchte er Qoruōqoa, den Seegeist, und gewann durch ihn übernatürliche Kräfte. Sie tauschten ihre Boote aus. Der Geist gab ihm einen Speer, um Seehunde, Seeottern, Seelöwen und Wale zu fangen und sprach zu ihm: „Du wirst viele Reichthümer erlangen und ein mächtiger Häuptling werden. Wenn Du in Deiner Heimath anlangst, so gieb ein großes Fest und nimm die Namen Máχolakilis und Tl̲ā́qoalatl̲ (abgeleitet von Tl̲ā́qoa, Kupferplatte) an. Er gab ihm viel Kupfer und die Tanzmaske Tsōnóqoa. Ferner gab er ihm drei Holzkessel, welche den Tsōnóqoa, Aqétl und Ts'ékisch darstellten. Er gab ihm ein Haus mit vielen ringsumher laufenden Stufen und trug ihm auf, allen Leuten Felle zu schenken und im Wintertanze den Ts'ā́equiutl zu tanzen. Als er zurückkam, glaubte er, er sei nur zwei Tage fort gewesen. Es waren aber in Wahrheit zwei Jahre.

Der in der Sage erwähnte Kessel, welcher den Tsōnóqoa darstellt, ist an der erwähnten Stelle abgebildet. Den dritten Kessel, welcher den Ts'ékisch darstellt, habe ich in Alert Bay (Elis) am Eingange der Johnstone Strait gesehen. Derselbe stellt ein Ungeheuer dar, dessen weit aufgesperrtes Maul den Kessel bildet.

S. 25. Der Griff des oberen Löffels stellt einen Tänzer dar, wie der auf dem mittleren Wappenpfahl S. 9. Das Flachrelief auf dem Rücken des Löffels ist nicht zu sehen, doch stellt dasselbe wahrscheinlich den Körper des Tänzers dar. Der Griff des unteren Löffels ist der Rabe im Häuptlingsschmuck. Das Relief auf dem Rücken des Löffels sind die Flügel des Raben.

S. 27. Figuren dieser Art werden von den Kwakiutl̲ auf den Giebeln der Häuser aufgestellt. Dieselben stellen Sklaven der Ahnen des betreffenden Geschlechtes dar und die erhobene Hand bedeutet, daß sie für den Häuptling zum versammelten Volke reden, da es unter der Würde eines großen Häuptlings ist, mit gewöhnlichen Leuten zu sprechen.

Dr. Franz Boas.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band LII. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1887.

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.

VI.

Die gewaltigen Regen gegen Ende März hatten im Graben L des Tumulus Nr. 2 Einstürze hervorgerufen und dadurch war eine Erdmauer bloßgelegt worden, die man weiter verfolgte. Allmählich wurde dann eine Anzahl von unter einander parallelen oder zu einander senkrecht stehenden Mauern aufgedeckt, die man als die Krönung einer sehr verwickelten Vertheidigungsanlage erkannte. Dieselbe befand sich 6 m unter der heutigen Oberfläche des Tumulus und mag noch etwa eben so hoch über dem ursprünglichen Fußboden gelegen haben. Dagegen war auf der Citadelle bis jetzt nichts gefunden worden; dort arbeiteten schon seit länger als einem Monat die sämmtlichen Luren an zwei langen, nach Osten gerichteten Gräben, I und J; wohl fand man hier und da einige Skulpturen von einem Bau, der der Thronhalle des Artaxerxes Mnemon ähnlich war, emaillirte Blöcke, Ziegel mit elamitischer Inschrift; aber im Wesentlichen waren diese Nachgrabungen bis zu einer Tiefe von 4 m ergebnißlos. Kleinere Gegenstände wurden täglich gefunden, z. B. eine elegante Terracotta-Vase, eine bronzene Lampe, ein eigenthümlicher Elfenbeinkegel mit eingeritzten Kleeblättern und gut charakterisirten Pelikanen und einen Siegelstein, ein Chalcedon, auf welchem das Königsbild, darüber Auramazda und zu beiden Seiten zwei Sphinxe mit der oberägyptischen Krone eingegraben sind; das Siegel muß einem Achämenidenkönige, der über Aegypten gesiegt hat, Xerxes oder Artaxerxes I., gehört haben. Am Beginn des Grabens L fand man 1,80 m unter der Oberfläche die Fundamente des Hauses eines Töpfers und darin neben Vasen von verschiedener Form zwei Becher mit einer spiraligen Inschrift in althebräischen Buchstaben. Becher aus Nummulitenkalk, Terracottalampen, eiserne Pfeilspitzen und sehr zerbrechliche Glasfläschchen lagen überall umher.

Zahlreiche emaillirte Bruchstücke, welche sich in jedem Schutthaufen fanden, und die vielen, stets nur aus Lehmziegeln aufgeführten Mauern legten den Gedanken nahe, daß die Bauten Susas bloß aus Lehm bestanden, wie diejenigen Babylons, und ihre Schönheit nur der dauerhaften Bekleidung mit Emailplatten verdankten, welche sie vor der Zerstörung schützten und die Basreliefs der assyrischen Paläste ersetzten. Der früher erwähnte Löwenfries ist ein Beispiel dieser wunderbaren Ausschmückung. Andere entdeckte man am 18. April im Graben L; es waren Bruchstücke von lebensgroßen, prächtig gekleideten Personen: zierliche Lippen, ein bläulicher, mit einem weißen Netz umgebener Bart, braune Hände, ein prächtig schwarzer Hals und zwei weiße Hände, Proben einer entwickelten, vorgeschrittenen Kunst. Dann wieder fand Madame Dieulafoy dicht bei den Zelten in einer Spalte in drei Lagen über einander Emailziegel, welche auf grünem Grunde gelbe und blaue Lotosblumen und darüber weiße Palmetten zeigten und an ägyptische Grabgemälde erinnerten. Andere Stücke mit gelblichem Grunde und quer von einer orangefarbenen Linie geschnitten, schienen zu einer Treppenwange gehört zu haben; schließlich kamen große quadratische Platten zum Vorschein, von 0,36 m Seitenlänge und 0,08 m Dicke, oben und an den Kanten emaillirt und mit einer großen grünen und gelben Rosette verziert. Man hatte es hier

offenbar mit einer, in der Sassanidenzeit ausgebesserten Brustwehr zu thun, zu welcher Materialien von einer Rampe aus der Achämenidenzeit benutzt worden waren.

Der Aufenthalt der französischen Expedition auf den Trümmern Susas trug übrigens viel dazu bei, den frommen Besuch des Danielgrabes zu erhöhen; in zahlreichen Schaaren strömten die Pilger herzu, allwöchentlich etwa 200 bis 300 Männer, Frauen und Kinder auf Pferden, Mauleseln und Eseln, die ärmsten auch zu Fuß. Das gemeine Volk quartierte sich im Hofe des Grabes ein, die Vornehmeren auf den Terrassen, während die zuletzt Gekommenen ihre Zelte am Fuße der Citadelle auf einem mit baumartigen Malven bewachsenen Kirchhofe aufschlugen. Alle aber schienen darauf auszugehen, den Fremden das Leben möglichst unerträglich zu machen: von Tagesanbruch an erfüllten Mann und Weib, Mollahs und Schüler die Gräben, zogen die Arbeiter von ihrem Geschäft ab und suchten selbst, wenn auch vergebens, in die Zelte zu dringen. Die Reste des Stieres, welche der Wuth der Luren entgangen waren, wurden von ihnen zertrümmert und etwa 50 Todtenurnen, welche man photographiren wollte, in Stücke zerbrochen. Wo man ging und stand, hörte man ihre Schleudersteine durch die Luft sausen und ihre Flinten sich entladen.

Am 22. April erschien der Unterstatthalter von Dizful in Begleitung einer Anzahl Banquiers; Dieulafoy's Drohungen hatten ihn erschreckt, und so nahm er eine Pilgerschaft zum Danielgrabe als Vorwand, um die Geldangelegenheit zu regeln und dem unbequemen Gaste die ganze ihm zukommende Summe zu erstatten.

Inzwischen war die grüne Ebene gelb geworden, die Gebüsche trugen Dornen statt der Blüthen, und das Bachtijaren-Gebirge zeigte an Stelle ausgedehnter Schneefelder rosafarbene Spitzen: noch acht Tage, und die ganze Gegend gleicht einem Gluthofen. Wenn der letzte Schnee verschwindet, wird Susa unbewohnbar; dann schließt der Wächter des Danielgrabes das Thor desselben und flüchtet sich in seinen Dizfuler Serdab (Keller), dann ziehen die Nomaden in die Nähe der Berge oder lagern an den Ufern eines Flusses, Raubthiere und Wildschweine werden zu Amphibien und auf den Ruinenhügeln tummeln sich nur

Kelek außerhalb des Wassers. (Nach einer Photographie der Expedition.)

noch Schlangen, Skorpione und riesige Spinnen. Selbst die Insekten, namentlich die jetzt überaus lästigen Fliegen, die man nur durch den Rauch von schweelendem Mist vertreiben kann, verschwinden alsdann vor der unerträglichen Sonnengluth. Prachtvoll aber sind die sternenklaren Nächte, während deren der Mensch erleichtert aufathmen kann; schaut man dann von den Hügeln über die weite Ebene hin, so sieht man wohl in der Ferne sich eine mächtige, blutrothe Flamme erheben, die rasch um sich greift und zu einem Feuermeere anschwillt. Die Nomaden haben das jetzt unnütze Dorngestrüpp angezündet, um den Boden mit der Asche zu düngen; sofort nach dem ersten Regen bedeckt sich derselbe dann mit üppigen Weiden. Der Brand dauert mehrere Tage, ist aber nur Nachts sichtbar.

Der Umstand, daß die Reisenden inzwischen das dortige Patois zu sprechen gelernt hatten, hatte den Wächter des Danielgrabes, Maschte Popi, zu ihrem besten Freunde gemacht. Dies benutzte Dieulafoy, um einen lange gehegten Plan zur Ausführung zu bringen. Usta Hassan ist ein geschickter Maurer; Ziegel aus den arabischen Fundamenten lagen in Masse auf den Tumuli herum, und an Gestrüpp mangelte es nicht, so daß alle Erfordernisse für einen Hausbau vorhanden waren. Ein solcher gewährte für die nächste Ausgrabungscampagne Schutz gegen Regen und Hitze und Sicherheit den Nomaden gegenüber. Der Grabeswächter war diesem Plane nicht abgeneigt, und das um so weniger, als ihm Dieulafoy einen Kronleuchter versprach, um das Grab während der Pilgerzeit erleuchten zu können; er verwies ihn aber an den Scheich Mohammed Taher als den Verwalter der Wakufgüter des Grabes, der allein die Erlaubniß zur Erbauung des Hauses geben könnte. Noch am selben Abend wanderte Usta Hassan nach Dizful, kehrte nach zwei Tagen mit der Erlaubniß, seinem Trog und seiner Kelle zurück und machte sich alsbald an die Arbeit; das Bauwerk wurde rechteckig angelegt, 10 m lang, 8 m breit, mit zwei Thüren und vier Fenstern; in seiner Längsachse stand eine Scheidewand, welche die sehr kurzen Dachsparren zu tragen hatte; darüber sollte zum Schutze gegen Regen und Sonne eine dicke Terrasse zu liegen kommen. Welche Wohlthat ein solches, wenn auch ein-

faches Haus sein würde, lernte man sofort erkennen. Es war Ende April, und von 7 Uhr Morgens an sandte die Sonne ihre Feuerstrahlen auf die dünnen Zeltwände herab, daß innerhalb derselben die heiße, stickige Luft kaum zu

Kelek auf dem Wasser. (Nach einer Photographie der Expedition.)

Uebergang über die Kercha. (Nach einer Zeichnung Dieulafoy's.)

athmen war. Nicht minder aber litten die Eingeborenen unter dem Klima; wie ein Tropfen auf einem heißen Steine verschwand der Inhalt der Wasserschläuche in ihren ausgetrockneten Körpern, um bald darauf als reichlicher Schweiß

aus ihren Poren wieder auszubrechen, die wenige Kraft, welche sie besaßen, war bald verbraucht, und weder Aufmunterungen, noch Strafen vermochten etwas gegen ihre Erschlaffung, zumal auch die Europäer nicht mehr den ganzen Tag hindurch im Freien auszuhalten vermochten, sondern nach je zwei Stunden, während welcher sie abwechselnd die Aufsicht geführt, Zuflucht in der Strohhütte suchen mußten.

Am 25. April langte ein Bote des Mozaffer el-Molk an, welcher ein Schreiben und zugleich die Abschrift einer Petition der Mollahs von Dizful an den Statthalter überbrachte. In einem stark mit Arabisch vermischten, und darum schwer verständlichen Persisch wurde darin auseinandergesetzt, daß die Regengüsse und die Vernichtung der Ernten ein Werk der Franken sei, und daß noch weiteres Unglück das Land treffen würde, wenn man die in Susa vorhandenen Talismane durch die Fremden entführen lasse. In Folge dessen bat Mozaffer el-Molk, die Campagne zu schließen; er werde den nächsten Winter in Dizful zubringen und dann die Arbeiten beschützen. Da schon viele Arbeiter der Ernte wegen weggegangen waren und die Hitze immer drückender wurde, so kostete es Dieulafoy keine große Ueberwindung, in den Wunsch Seiner Excellenz zu willigen. Nun galt es, Kisten für den Transport der gefundenen Alterthümer zu beschaffen und Maulthiere zu miethen, Geschäfte, bei welchen man auf den Widerstand der persischen Beamten zu stoßen gefaßt war. Um seinen Zweck zu erreichen, verfiel Dieulafoy auf den guten Gedanken, die Habgier Mirza Abdul-Kaïm's und die unverschämte Neugierde des Mozaffer el-Molk, von dem er wußte, daß er alle seine Briefe öffnete, zu benutzen. Er theilte dem Mirza gelegentlich mit, daß er nach Frankreich seine bevorstehende Abreise melden wolle, worauf dieser ihn sofort bat, ihm den Brief anzuvertrauen, da er in Dizful zu thun habe.

Der Hor. (Nach einer Zeichnung Dieulafoy's.)

Das sagte Dieulafoy zu, und bat den Mirza zugleich, in Dizful für die Herstellung der Kisten und das Miethen der 50 Maulthiere sorgen zu wollen. Lächelnd versprach das der Mirza, der bei diesem Geschäfte gehörig zu verdienen hoffte; Dieulafoy aber verfaßte einen Brief an den Museumsdirektor, der nur dazu bestimmt war, von Mozaffer el-Molk gelesen zu werden, und den M. de Ronchaud unmöglich für Ernst nehmen konnte. Das Ergebniß der Ausgrabungen wurde darin als unbedeutend bezeichnet; nur die Todtenurnen hätten einen großen archäologischen Werth; außerdem wurden die Verdienste der persischen Beamten in den Himmel erhoben und für dieselben Geschenke und Orden verlangt. Die List gelang, denn einige Tage später erschienen der Mirza und ein Tischler von Dizful mit vier höchst rohen Probekisten und brachten den gemessenen Befehl Sr. Excellenz, die Todtenurnen zurückzulassen; die Mitnahme der ungleich werthvolleren Emailziegel dagegen wurde nicht beanstandet. Ein neuer, am 28. April gefundener Löwe wurde wieder mit Erde bedeckt, um später seine Wiederauferstehung zu feiern, und die Arbeiten endgültig eingestellt. An das Verpacken der Stierfragmente konnte man aber ohne Hilfe eines Hebebockes und eines europäischen Tischlers nicht denken.

Die erste Woche des Mai ging mit dem Verpacken der Ziegel und sonstigen Fundstücke hin. Mirza Abdul-Kaïm, der so geschmeidig geworden war, wie ein Bedienter kurz vor Neujahr, besorgte einen Mann vom Stamme der Beni-Laam, Attar mit Namen, welcher Dank seiner Verwandtschaft mit dem Häuptling dieses großen auf türkischem Gebiete wohnenden Stammes sicher zwischen Dizful und Amara am Tigris mit Karawanen verkehren konnte. Bequemer, weil stets mit Trinkwasser versehen, wäre allerdings die Straße nach Schuster gewesen, als diese durch die Wüste und über die persische Grenze; aber Dieulafoy fürchtete sich, mit den sogenannten „Talismanen des Propheten“ persisches Land zu durchziehen.

Wachthaus in Basra. (Nach einer Photographie der Expedition.)

Am 11. Mai erschien Attar und übernahm das Gepäck und am 12. machte sich das Dieulafoy'sche Ehepaar mit 50 Kisten, in denen die werthvollsten Funde enthalten waren, auf den Weg, nachdem sie zuvor die noch anwesenden Arbeiter bewirthet und die Wiederaufnahme der Ausgrabungen auf den nächsten Herbst festgesetzt hatten. Ihre jungen Begleiter, Babin und Houssay, begaben sich für den Sommer nach Central-Persien, wo es kühler ist, als in dem tief gelegenen Susiane. Mit Einbruch der Nacht erreichten unsere Reisenden die Ufer der Kercha, wo sich schon seit einer Woche allmählich die Gepäckstücke einer zahlreichen Karawane aus Dizful ansammelten. Nicht gering war die Besorgniß Dieulafoy's, als er seine kostbaren Kisten, je zu vieren, auf ein Kelek, d. h. einen von neun aufgeblasenen Schläuchen getragenen Rahmen von Astwerk, laden sah. Ein Lure, mit einem kurzen, löffelförmigen Ruder versehen, bestieg dann das Floß und trieb es hinaus in den Fluß, wo es die Strömung ergriff und rasch in die Schnellen führte. Geschickt landete der Mann, angestrengt rudernd, seine werthvolle Fracht an einer flachen, kahlen Stelle des gegenüberliegenden Ufers, wo einige Leute das Kelek entluden, auf die Schultern nahmen und so weit stromaufwärts trugen, daß es mit der Strömung bequem wieder an seine Abfahrtsstelle zurückgelangen konnte. Das Uebersetzen der Kisten und Leute an das westliche Ufer nahm volle zwei Tage in Anspruch — danach konnten sie sich und ihre Schätze in Sicherheit wähnen, wenn auch das rechte Ufer noch keineswegs, wie sie geglaubt zu haben schienen, zum türkischen Reiche gehörte.

Schatt-el-Arab in Basra. (Nach einer Photographie der Expedition.)

Um Mitternacht des 15. Mai setzte sich die Karawane in Bewegung und zog fortgesetzt über eine völlig kahle Ebene, um noch vor Tagesanbruch einen Bach mit Brakwasser zu erreichen; aber es dauerte bis 10 Uhr Vormittags, ehe sie am Ziele waren, und längst schon war die Sonne unerträglich heiß geworden. Drei Tage dauerte diese anstrengende Reise, und der letzte Marsch mußte auf 15 Stunden ausgedehnt werden, ehe man an dem ersehnten „hor“, einem Sumpf, den die winterlichen Hochwasser des Tigris gebildet haben, anlangte. Voller Freude stürzten sich Menschen und Thiere in das köstliche Naß, tranken und badeten sich und bekamen neues Leben, das kaum zwei Stunden vorher in ihnen zu erlöschen drohte. Zwei Tage mußte man in der glühenden Sonne und der ungesunden Sumpfluft lagern, ehe der ausgesandte Maulthiertreiber mit neun Booten (belem) zurückkehrte, und dann nahm die Fahrt zwischen Schilf- und Sumpfpflanzen auf nur den Nomaden bekannten, pesthauchenden Kanälen volle 15 Stunden in Anspruch. Erst in der Nacht erreichte man den Tigris, an dessen Ufern man wegen Ermüdung der Ruderer die Nacht über zu lagern gedachte; aber bald zeigten sich Araber und benahmen sich so frech und drohend, daß nach ihrem Abzuge die Fahrt fortgesetzt wurde. Am 22. Mai traf man in Amarah ein; hier aber legten die türkischen Zollbeamten ihre Hände auf die theuer erworbenen Kisten und verlangten für Durchgangszoll und Bakschisch die Kleinigkeit von 5000 Francs. Vergeblich lief Dieulafoy zum obersten Zöllner und zum Richter und telegraphirte an den französischen Konsul in Bagdad; der Wali Takieddin-Pascha, welcher früher die Metzeleien in Aleppo angestiftet hatte,

ging noch über die Prätentionen seiner Untergebenen hinaus und behauptete, der Inhalt der Kisten stamme von Ausgrabungen auf türkischem Boden und gehöre in das Museum von Konstantinopel; doch erlaubte er, die Emailtafeln in das Zollamt von Basra zu schaffen, wo der Unterrichtsrath über ihre Herkunft, ihren Werth und ihr Schicksal entscheiden sollte. Die Kisten wurden also auf den englischen Dampfer, welcher den Tigris befährt, geschafft, und die Reisenden begleiteten sie bis Basra. Dieulafoy hoffte noch, sie zur Nacht auf einen kleinen französischen Dampfer, der zur Abfahrt nach Marseille bereit lag, überführen zu können; aber ein türkisches Kanonenboot umkreiste beständig das Schiff und hätte jedes Boot, welches die Kisten zu entführen versucht hätte, in den Grund gefahren. So wurde jede Kiste verschnürt, von dem französischen Vicekonsul versiegelt und dann ins Zollhaus geschafft, während die Reisenden auf dem „Normand“ so rasch als möglich nach Frankreich zurückeilten, um auf diplomatischem Wege die Herausgabe ihrer Schätze zu betreiben. Doch war es ihnen gelungen, den krummen Fingern der Zollbeamten drei Koffer als persönliches Gepäck zu entwinden; dieselben enthielten den Kopf des Löwen, irdene und broncene Statuetten, Gläser, Cylinder und alle während der Ausgrabungen gefundenen kleineren Gegenstände.

Die Bevölkerung der Azoren.

Von Dr. Heinrich Simroth.

IV. (Schluß.)

So unendlich der natürliche Horizont des Insulaners über den Ocean sich hinausschiebt, so sehr scheint der geistige sich einzuengen. Die Erziehungsverhältnisse sind entsprechend. Der Dorfschulmeister erhält wenig und weiß nicht viel mehr. Es ist noch nicht lange her, daß selbst begüterte Familien Lesen und Schreiben bei ihren jüngeren Söhnen für überflüssig hielten, und Burschen aus der dienenden Klasse in der Stadt erklärten uns wohl, daß zum Lernen nur die Mädchen Zeit hätten. Die vielen Zeitungen, die in Ponta Delgada erscheinen, dringen noch kaum aufs Land, hier wird höchstens ein Gebetbuch oder ein Ritterroman gelesen, und das selbst selten genug. So muß wohl der Sinn auf das Nächste beschränkt und der Ideenkreis stabil bleiben. In patriarchalischer Weise werden noch oft die einfachen Kontrakte geschlossen, die Maiskörner werden von den Kolben gesondert für die strohigen Reste, die als Feuerungsmaterial dienen, ein Weidenkorb wird geflochten für so viel Mais, als er fassen kann, die Lupinen werden ausgedroschen für das Stroh und was derlei Löhne in Naturalien mehr sind. Das Dreschen mit dem Flegel ist schon fast ein Fortschritt gegen die beliebte Manier, die Fruchthalme auf der offenen Tenne auszubreiten und die Ochsen, vor eine Art von Schlittenkufen gespannt, darüber zu treiben. Natürlich wird dem Ochsen, der da drischt, das Maul nicht verbunden. Die Weiber sitzen vor der Thür, wie in Portugal, mit dem Spinnrocken in der einen und der Spindel in der anderen Hand, ohne des Rades Vortheil zu kennen. Hier wird wohl die Entwickelung zur Maschinenarbeit gleich einige Jahrhunderte überspringen. Von den charakteristischen Kopfbedeckungen und Mänteln sprach ich schon früher. Erwähnenswerth ist es, daß die Bauernmütze mit großem Schirm und Nackenschutz „Carapuça“, lokalem Wechsel unterworfen ist, ebenso wie der Mantel mit der wunderlichen Kapuze, „Capote e capello“. Das non plus ultra von Fayal zeigt die nebenstehende Figur. Wenn vielleicht die Neigung zu Kopfvermummungen auf maurischen Ursprung und auf die Feuchtigkeit des Klimas zurückzuführen ist, so hat doch Walker die Herkunft dieser Tracht von ganz anderer Seite ausgespürt. Zur Zeit der Azorenbesiedelung war in Flandern jene ganz ähnliche Hutform Mode mit dem höchst bezeichnenden Namen „Hennin“, die auch in Paris zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts getragen wurde als „escoffion cornue“. Freilich war der Stoff dazu eine leichte Mousseline, die sich erst auf den Azoren in das schwere Mantelzeug verwandelte und, was das Wichtigste, erhielt. Selbstverständlich ist der Sinn vorwiegend aufs Praktische gerichtet und auf den Nahrungserwerb. Einmal erfuhr ich eine Regung sinnigen Naturgefühls, als mein Eseljunge beim Abschied von Sete Cidades dem herrlichen Thal ein adeos zurief. Sonst drehte sich die Unterhaltung, wenn ich in einem Dorfe zeichnend Halt machte, und eine gaffende Menge von Weibern und Kindern mich umstand, regelmäßig um die Frage, was ich zahlte und unterwegs auf der Landstraße bot man wiederholt dem Fremden Schafe zum Kauf an. Ein hübsches Beispiel praktischer Naivetät ereignete sich vor einigen Jahren auf Pico. Der Bischof, der in Angra auf Terceira seinen Sitz hat, kam auf officieller Rundreise dorthin, seine Kinder zu besuchen. Da blieben zufälliger Weise die vorher in großen Schaaren an der Küste schwärmenden Sardinen aus. Natürlich konnte das nur mit der Anwesenheit des geistlichen Oberhauptes zusammenhängen, und so begab sich eine Deputation zu ihm, die ihn ersuchte, schleunigst abzureisen. „Zum Essen brauchen wir keinen Bischof, wir

Frauenmantel von Fayal. (Nach einer Photographie.)

brauchen Sardinen.“ Das zeigt gewiß, wie sehr das Volk von fanatischem Eifer frei ist. Zwar bittet die Dorfjugend den begegnenden Pater demüthig um den Segen, aber bei geringem Verdacht irgend welcher Unordnung wird er von der Gemeinde sogleich beschuldigt. Zu keiner Zeit scheint religiöse Bigotterie geherrscht zu haben. Sonst hätte der Gouverneur von S. Maria schwerlich wagen dürfen, die halbe Schiffsmannschaft des Columbus, die in Bußprocession ans Land kam, ins Gefängniß zu werfen. Bei der Rückkehr von Haiti 1493 hatte der Entdecker mitten auf dem Ocean einen schweren Sturm zu bestehen und gelobte der Jungfrau im Falle der Rettung eine Procession zur nächsten Kapelle. Am 17. Februar ankerten sie vor S. Maria, und Columbus, der von dem geheimen Verhaftsbefehl, weil er in fremde Dienste gegangen, Wind bekommen zu haben scheint, blieb zwar an Bord, sandte aber die Hälfte der Mannschaft im bloßen Hemde ans Land, das Gelübde einzulösen. Kaum waren sie arretirt, als ein neues Unwetter das Schiff zwang, wieder in See zu stechen. Erst nach fünf Tagen kehrte Columbus zurück, die Seinen zu befreien.

In scheinbarem Widerspruch mit solcher Freiheit der religiösen Anschauung steht eine Reihe von Festen und abergläubischen Vorstellungen, die noch in hoher Blüthe sich befinden. Sie sind mehr durch die Zähigkeit zu erklären, mit der hier das Alte festgehalten wird. In erster Linie ist das Fest des heiligen Geistes, „Imperio do Espirito Santo“ oder „Imperio dos nobres“, zu nennen. Ursprünglich ein Symbol der Dreieinigkeit, wurde es im Jahre 1300 von der Königin Isabella eingerichtet in der kleinen Stadt Alemquer in Estremadura, von wo es sich bald durch ganz Portugal verbreitete, wo es inzwischen wieder erloschen ist. Die Königin hatte in der Stadt eine Kirche gebaut und dem heiligen Geiste gewidmet und richtete hier ein Fest ein, die Kaiserkrönung. Der Kaiser saß auf einem Throne unter einem Baldachin, zu jeder Seite ein König. Drei Pagen trugen drei Kronen, die auf den Altar gelegt wurden. Ein Priester krönte die Monarchen. Dann ging's im feierlichen Zuge, Edle und Volk mit grünen Zweigen in der Hand, durch die Straßen nach der Kirche des heiligen Franziskus, unter den Klängen des Dudelsacks. Der Stiftsherr empfing sie und theilte Sträuße an die Edlen aus, die mit drei auserlesenen, schönen und tugendhaften Jungfrauen tanzten. Diese erhielten eine anständige Aussteuer von der Gemeinde. Eine Speisung der Armen schloß die Feier. — Auf den Azoren nun hat jedes noch so kleine Dorf auf dem Hauptplatze ein „Theatro“, eine offene Halle, hier und da, namentlich auf Terceira, ziemlich luxuriös, unter Umständen aber so unscheinbar, wie ich eins zeichnete (s. Abbildung), lediglich für dieses Nationalfest, das freilich viel vom alten Glanze verloren hat. Vorher schon durchziehen phantastisch aufgeputzte Leute, die „Foliões“ (Dudelsackpfeifer), unter Musik und näselndem Gesange die Straßen und erbetteln von Haus zu Haus Beiträge für die Feier. Im Theater wird der Kaiser, ein Junge von acht bis zwölf Jahren, gekrönt, die Könige sind weggefallen. Dieser kleine Votivtempel, wie ihn Walker mit Recht nennt, ist am Trinitatissonntage mit Blumen und Fahnen prächtig geschmückt, Tische mit Fleisch, Brot und Früchten, mit Blumensträußen geziert, stehen am Wege davor, die Straße ist mit stark duftenden Blüthen und Blättern bestreut. Der Dorfpriester segnet die Gaben, die nun an die Armen vertheilt werden. Dann wird durch allgemeine Abstimmung der Kaiser für das nächste Jahr gewählt nebst einem Hofstaat, in dem der „mordomo do fogo“, der Oberfeuerwerker, eine wichtige Rolle spielt, denn ohne viel Raketengeknatter verläuft hier kein echtes Volksfest. Gegen Abend geht der Kaiser nach Hause in vollem Staat, unter den Klängen einer martialischen Musik; die Krone wird ihm auf silbernem Teller vorangetragen. Vier Foliões gehen voraus und tragen das rothe Banner mit der Krone und einer weißen Taube darüber, Fackelträger folgen. Vor der Hütte des Kaisers wird auf hohem Altar die Krone deponirt, die Fahne wird bei Seite gelegt, es beginnt der „balho“. Mancherlei lokale Variationen kommen vor, hier und da gesellt sich eine Kaiserin hinzu, die mit ihren Ehrendamen zwischen zwei Reihen weißgekleideter Jungfrauen majestätisch einherschreitet. Das Fest wird in so hohen Ehren gehalten, daß manche Familie, um nur den Kaiser mit dem nöthigen Glanz auftreten zu lassen, sich an den Bettelstab brachte.

Theatro.

Ein anderes Fest alten Ursprungs wird in der Hauptkirche von Ponta Delgada gefeiert, „a festa da pombinha“, das Täubchenfest. Als im März 1672 der auch in Europa beobachtete Komet auf den Azoren sichtbar wurde, erhob sich großes Entsetzen, denn man fürchtete schweres Unglück bei diesem sichtbaren Zeichen des göttlichen Zornes. Das Verhängniß voll zu machen, brach ein paar Tage darauf eine choleraartige Epidemie in der Stadt aus, die so wüthete, daß die Kirchhöfe nicht mehr zureichten. Viele Processionen wurden veranstaltet und eine religiöse und wohlthätige Brüderschaft gegründet, die „irmandade da misericordia“. Sie begann ihre Wirksamkeit mit einem feierlichen Umzuge durch die Vorstädte, unter den Klängen einer lauten Trommel, das Fieber auszutreiben. Kaum hatte die Procession die Kirche verlassen, als — die Krankheit verschwand. Am Ostermontag wurde ein Dankgottesdienst abgehalten, die Kirche war gedrängt voll. Da plötzlich rauschte eine Taube durch das Gotteshaus und ließ sich auf dem Hauptaltar nieder. Der Priester war der Situation gewachsen, er segnete sie und pries sie als Zeichen, daß Gottes Zorn gewichen. Jeden Ostermontag wird seitdem das Fest gefeiert und — jedesmal erscheint die Taube.

Von Zeit zu Zeit vereinigen sich noch Leute zu einer Procession um die ganze Insel S. Miguel, um alle Kapellen der Mutter Gottes zu besuchen (para correr as casinhas da Nossa Senhora). Das Haupt verhüllt, beten sie eifrig ihr Ave Maria.

1864 wurde erst eine derartige andere Procession unterdrückt, das grausamste Ueberbleibsel aus dem Mittelalter, „a processão dos terçeiros“. Sie ging von der Kapelle von „Nossa Senhora dos Dores“ aus. Voran trug man die lebensgroßen Figuren des heiligen Francis in seinen verschiedenen Leiden, es folgten die Büßenden, „Maroccos“ vom Volke genannt, im groben Büßerhemde, über den ganzen Kopf eine Kappe, nur mit Löchern für Mund und Augen, auf der Schulter ein schweres Kreuz, in der Hand die Geißel, um von Zeit zu Zeit Halt zu machen und den Rücken zu peitschen.

Handelt es sich hier um eine Sitte, die früher in katholischen Ländern sehr verbreitet war, so fehlt es doch S. Miguel auch an eigenen Heiligen nicht. Am bekanntesten ist die

„Senhora da Lapinha", mit deren Legende es eigentlich eine sehr profane Bewandtniß hat. Eine Frau konnte mit ihrem Manne nicht in Frieden leben und entwich schließlich in einen Weinberg. Sie blieb verschollen, bis endlich ein Jäger die zum Skelet gewordene Leiche in einer Grotte fand. Werkzeuge deuteten darauf hin, daß sie hier ihr Brot gebacken, also dauernd gehaust habe. Seitdem wird sie dort verehrt. Vor einigen Jahren brachte sie der Besitzer des Grundstücks in ein geeignetes Häuschen, aber über Nacht war sie wieder an den alten Ort versetzt, Grund genug zu erneuerter und erhöhter Heiligkeit.

Von kindlicher Harmlosigkeit zeugt das Marienbild in Agoa da Pao, das mit dem rothen Bande des Christusordens geschmückt ist. Ein Einwohner, der für seine Heldenthaten in Indien den Orden erhalten sollte, bat, Nossa Senhora zu decoriren, weil sie ihm geholfen habe. Und so geschah es.

Die Naivetät, die sich in der Geschichte kund giebt, steigert sich noch betreffs des größten Wunderbildes, des „Santo Christo" in der Kirche der „Esperança", ursprünglich im benachbarten Nonnenkloster. Am fünften Sonntage nach Ostern wird das Crucifix von Notabilitäten in Procession herumgetragen. Anfangs hatte es nur einen mit Edelsteinen bedeckten Stab in der Hand, allmählich erlangte seine Wunderthätigkeit einen solchen Ruf, selbst in Brasilien, daß es über und über mit Juwelen geschmückt werden konnte, die einen Werth von beinahe zwei Millionen Mark repräsentiren sollen. Es gelang bei der Säcularisirung der Klöster 1832, den Schatz vor der Confiscation zu retten, und das Volk versichert mit großer Ueberzeugung, daß die Regierung nie wagen werde, das Heiligthum anzutasten, sollen doch selbst die Mauren ihm ihre Spenden gebracht haben. Die Gewalt des Bildes muß aber eine sehr große sein; denn einmal stieg es Nachts von seiner Nische herab und stemmte sich gegen die Kirchenthür, um das Eindringen von Dieben zu hindern, ein andermal bediente es sich einer eindringlichen Kolik, um von einer saumseligen Dame den gelobten silbernen Leuchter einzutreiben.

Verliebten dient der „Santo Christo" zum Orakel. Wenn ein Mädchen wissen will, was ihr ferner Liebhaber noch von ihr denkt, dann geht sie, leise betend, in später Abendstunde nach der Esperançakirche, wenige Schritte hinter ihr folgt eine Freundin. Beide lauschen, was sie zufällig von den Passanten auf der Straße oder aus den offenen Fenstern erhören können. Zu Hause theilen sie sich dann die erlauschten Brocken mit und machen sich ihren Vers daraus, gewiß ein originelles Liebesorakel.

Auch ein Reliquienhandel knüpft sich an das Wunderbild. Am meisten begehrt ist die „Medida do Santo Christo", das Maß des heiligen Christ, ein Band, das fast alle Familien besitzen und bei schweren Erkrankungen um den Leidenden knüpfen, um ihn so sicher zu kuriren.

Wie wo anders auch, verbindet sich überhaupt mit den Heilungen mancherlei Aberglauben. Um Erysipelas zu heilen, wird ein schwarzes Hündchen zur Ader gelassen oder der Kamm einer schwarzen Henne, das Blut wird mit Kürbisfleisch gemischt und auf die kranke Stelle gelegt; nachher wird das Stück in den Schornstein gehängt und nie wieder berücksichtigt. Auch Krampfadern kurirt man sich mit dem Fleische eines kleinen Kürbisses, das man dann einem Schweine vorwirft, von dem man aber nicht essen darf. Hysterie heilt man, indem man Rautenblätter auf den Leib legt, die aber nur dann wirksam sind, wenn der Geruch der leidenden Person zuwider ist. Gegen den Husten hilft ein Aufguß von Immortellenblüthen, die in gerader Anzahl genommen werden müssen (die Species mag ich übrigens nicht bestimmen).

An Besessene glaubt man ziemlich allgemein, und Furtado erzählt von zwei berühmten Männern, die noch in den letzten Jahren umherzogen und die Teufel austrieben, mit Güte oder Gewalt, durch Segen oder Ohrfeigen.

Noch tanzen Nachts die Hexen, noch werden die Todten beschworen. Der Teufel läßt sich noch in Figura sehen. Einer Frau erscheint er, als sie die Thür öffnet, als fein gekleideter Herr, der ihr viel Geld giebt, aber bittet, daß sie nicht hinsieht, wie er hinausgeht. Sie ist folgsam, wie sie aber nach dem Gelde greift, sind's Scherben geworden. Eine Freundin erklärt ihr die eigenthümliche Bitte, denn der Teufel hat die Rippen offen und ein Licht dahinter; das sollte sie nicht sehen. So betet sie denn ein Pater noster über den Scherben, und sie verwandeln sich wieder in Geld. — Eine andere beschwört den Teufel, indem sie schwarzes Zeug im Ofen verbrennt. Das alles in jüngster Zeit.

Pilze werden verschmäht als Teufelsbrot (pão do diabo). Ob man mit giftigen schlechte Erfahrungen machte?

Wie in unserem Kalender wohl noch die Nächte zwischen Weihnachten und Neujahr eine prophetische Bedeutung haben, so erblickt man auf den Azoren in den letzten 12 Decembertagen das Abbild der Monate des künftigen Jahres. Während aber bei uns die Bauernregel selbst dem Landvolke wohl allgemein für veraltet gilt, so werden dort mit Mais, Weizen und Bohnen in der wichtigen Zeit Keimversuche gemacht, und je nachdem sie ausfallen, regulirt sich die künftige Ernte. Die praktische Folge beweist nur zu oft die Wahrheit der Prophezeiung. Denn wenn die Vorzeichen schlecht waren, geht der Bauer mißmuthig ans Werk und macht nicht die geringste Anstrengung, etwaiger Witterungsungunst durch zweckentsprechendes Eingreifen entgegenzuwirken.

Auf S. Miguel lebt auch eine Art Vinetasage in anderer Färbung, die Sage nämlich von verzauberten Inseln. Sie soll den übrigen Azoren fehlen, oder sich doch auf ihnen nicht erhalten haben. Im Nordosten erscheinen Nachts einige weiße Inseln, eben die verzauberten. Auf S. Maria erscheint dafür ein Ritter, weil sie, wie alle weiblichen Inseln, früher verzaubert war, ihr Zauber aber gelöst ist. Die weißen Inseln aber hoffen, daß S. Maria wieder verzaubert werde, um dann auch ihren Zauber zu brechen.

Mehrere Sagen knüpfen sich an die Johannisnacht, wie sie auch bei uns, doch mehr märchenhaft, in verschiedenen Gegenden im Schwunge sind. In dieser Nacht treibt ein Farnkraut, „o feto de S. João" (Osmunda regalis), eine wunderschöne Blume, welche noch Niemand sah, welche aber dem Glücklichen, der sie zu pflücken vermöchte, große Schätze verschaffen würde. Wer sie am leichtesten brechen könnte, wäre ein Priester, der im vollen Ornate, wie zur Messe, um Mitternacht auf die Suche ginge.

Autoren sind mehr bei einer anderen Johannisblume interessirt, die überhaupt den allergrößten Ruf wunderbarer Kräfte genießt und auch in deutschen Sagen wiederkehrt. Der Baldrian, „a boliana", ist eine zum Glück unentbehrliche Pflanze. Doch dazu liebt sie die Gesellschaft dreier anderen Blumen und man muß sie täglich mit folgenden Versen anreden:

Bons dias, minha menina! Como passastes a noite? Tu comigo e eu sem ti, e tu no coração d'outro.	Guten Morgen, meine Kleine, Wie bracht'st die Nacht du zu? Du mit mir, ich ohne dich, In meinem Herzen du.
Boliana minha amiga, Verbasco teu companheiro, has' pedir ao meu amor que me dê muito dinheiro.	Baldrian, meine Freundin, Königskerze, ihr gesellt, Bitte du meine Liebe, Sie schenke mir recht viel Geld.

Wenn man den Baldrian begießt, muß man sagen:

A agua que vem da serra,	Das Wasser, das vom Berge
Vem de regar os craveiros;	Es tränkte die Nägelein. [kommt
Tambem te venho aguar,	So will ich dich begießen,
Minha nobre cavalheira.	Du edle Dame mein.

Man muß sie mit goldenem Faden pflanzen und darf sie nur durch Kauf oder Diebstahl erwerben (wie wohl auch bei uns „gestohlene“ Senker besser fortkommen). Leute, die auswandern, nehmen Baldrianblätter mit sich. Der gelungenste Glaube aber ist der, daß die Pflanze alle sieben Jahre in der Johannisnacht eine Blüthe treibt, genau von der Gestalt einer Gänsefeder (zum Schreiben). Um sie zu pflücken, muß man um Mitternacht ausgehen, mit verbundenen Augen; beim Abschneiden stößt dann die Blume einen Schrei aus. Schon mancher Schriftsteller soll einer solchen Feder sein Glück verdanken.

Wenn die Blume welkt, trotzdem daß sie mit den drei Genossen zusammensteht, dann gefällt ihr der Ort nicht, denn sie ist wählerisch, als eine verzauberte Königin.

Buhldirnen treten über die Pflanze, drehen sich im Kreise und singen besondere Weisen; aber singen müssen sie, sonst wird sie traurig.

So wird in der That der Baldrian eine Art Nationalblume. Den Vergleich mit anderen Versionen der Sagen an anderen Orten mögen Kenner ziehen! Hier genügt es wohl, darauf hinzuweisen, wie sich ein alter Schatz von Legenden und Aberglauben in dieses ferne Refugium zurückgezogen und dort erhalten hat. Gewiß ließe noch ein größerer sich heben. — — —

Am Schlusse meines Azorenberichtes angelangt, habe ich des Lesers Geduld, die mir etwa bis hierher gefolgt sein sollte, in mehr als einer Hinsicht um Nachsicht zu bitten; nur zu oft mußte ich, leider, mit einem „relata refero“ aufwarten, und wo eigene Ansicht hervortrat, konnte schwerlich in achtwöchentlichem Aufenthalte ein wissenschaftlich gesichertes Urtheil herausspringen, weder wenn gelegentlich einer Tagestour der einsamen Kraterseen Bewohner flüchtig erhascht wurden, noch wenn des Bodens Beschaffenheit und Reichthum in ungünstigem Lichte erschienen, bei trockenster Jahreszeit, noch wenn daraus ein Schluß auf die volkswirthschaftlichen Verhältnisse zu folgen schien. Die vorstehenden Aufsätze sind und wollen nichts anderes sein als — Reiseeindrücke, noch dazu eines Erstlingsreisenden.

Kapitän Jakobsen's Reisen im Gebiete der Giljaken und auf der Insel Sachalin.

Von Gymnasiallehrer **Otto Genest**.

I.

An Jakobsen's ersten Aufenthalt im Lande der Golden (vergl. Nr. 10 des laufenden Bandes dieser Ztschr. S. 153) schloß sich eine Reise in das Gebiet der Giljaken an, welches er passiren mußte, um Nikolajewsk zu erreichen. Zum zweiten Male berührte er dann dasselbe Gebiet, als er, von Sachalin zurückgekehrt, Ende Januar 1885 seine Reise den Amur aufwärts nach dem Ussuri und nach Nordkorea begann. Beide Male hatte er nur wenig Zeit zur Verfügung, denn im September 1884 mußte er eilen, um baldmöglichst Nikolajewsk zu erreichen und eine Ueberfahrtsgelegenheit nach Sachalin anzutreffen, im Januar 1885 aber strebte er mit aller Kraft dem Abschlusse seiner Thätigkeit zu, weil er in Sachalin, durch die Verhältnisse gezwungen, sehr viel Zeit verloren hatte und deshalb fürchtete, die Reise zu lange ausdehnen zu müssen, wenn er sich mit dem eingehenden Studium der Giljaken noch aufhielte. Es ist daher erklärlich, daß die von ihm im Giljakengebiete veranstalteten Sammlungen den im Goldenlande gemachten an Reichhaltigkeit weit nachstehen, und daß auch die Nachrichten, welche er aus eigener Anschauung oder durch Erkundigung über die Giljaken sammeln konnte, nur ein wenig deutliches Bild von dem Leben und Treiben dieses Volkes liefern. Leider hatte er auch nur wenig Gelegenheit, die auf Sachalin wohnhaften Vertreter des Giljakenvolkes kennen zu lernen und dadurch die Lücken seines Berichtes auszufüllen. Trotzdem bieten die Aufzeichnungen seines Tagebuches auch über dieses merkwürdige Volk manches Interessante dar, namentlich aber ist es von Werth, daß es ihm vergönnt war, in dem Giljakendorfe Waide oberhalb Nikolajewsk einem Bärenfeste beizuwohnen, dessen Verlauf er genau beschrieben hat.

Die Giljaken, von Rittich[1]) als Hyperboräer oder Arktiker, von Peschel[2]) als Nordasiaten von unbestimmter systematischer Stellung bezeichnet, unterscheiden sich in Beziehung auf die Sprache sicher von den ihnen benachbarten Golden, während sie im Körperbau nur wenig von ihnen abweichen. Nach Photographien, welche der Reisende an Ort und Stelle erworben und mitgebracht hat, scheint der Bartwuchs der Giljaken etwas kräftiger entwickelt zu sein als bei den Golden, ohne doch die Stärke zu erreichen, welche er bei den Ainos auf Sachalin zeigt. Ursprünglich haben sie vielleicht die Ufer des Amur bis zum Gorin aufwärts innegehabt, während jetzt die Südgrenze ihrer Verbreitung etwa in einer Entfernung von 100 Werst oberhalb Nikolajewsk liegt und ihr früheres Gebiet von dem in Nr. 10 dieses Bandes mehrfach erwähnten Uebergangsvolke bewohnt wird. Von der Insel Sachalin haben sie den nördlichen Theil inne, doch begegnet man ihnen auch mitten unter den Ainos im südlicheren Theile des Landes, wohin sie wahrscheinlich als Arbeiter der Fischfang treibenden Japaner[3]) oder zum Zwecke der Zobeljagd gelangt sind. Früher waren ihre Niederlassungen an dem flachen Ufer der Insel gegenüber der Amurmündung besonders zahlreich vertreten, doch waren

[1]) Die Ethnographie Rußlands. Ergänzungsheft 54 zu Petermann's Mittheilungen S. 19.

[2]) Peschel-Kirchhoff, Völkerkunde (5. Aufl.) S. 390 und Anm. 7. Die Beobachtung Wenjukow's, daß die Sprache der Giljaken sich von derjenigen der Tungusen wesentlich unterscheidet, bestätigt Jakobsen durchaus; daher die Fassung des Textes.

[3]) Ueber die auf Sachalin Fischfang treibenden Japaner wird noch unten zu reden sein. Giljaken traf Jakobsen sogar am Aniwa-Busen.

dieselben zu der Zeit, als Jakobsen diese Küstenstrecke passirte, verschwunden, weil die ehemals dort wohnenden Giljaken vor den Mißhandlungen der nach Sachalin überführten Sträflinge die Flucht ergriffen hatten. Jedenfalls aber hatten sie in der Nähe ihrer früheren Wohnsitze neue Ansiedlungen errichtet, denn der Reisende begegnete einer großen Anzahl von Booten, deren giljakische Insassen im Sunde dem Fischfange oblagen [1]). Ueber die Zahl der Giljaken läßt sich ebenso wenig eine bestimmte Angabe machen wie über die der Golden; Rittich schätzt sie auf 3000 Köpfe. Am Amur fand Jakobsen eine ziemlich große Menge von Dörfern; auf Sachalin hingegen waren sie weit seltener.

Die Giljaken sind wie ihre Nachbaren Fischer und Jäger; nur hier und da treiben sie auch Handelsgeschäfte, indem sie unter anderem den Bewohnern von Sachalin für den Fall, daß unter ihnen Mangel an Lebensmitteln herrscht — und dieser Fall tritt ziemlich häufig ein — Fische und Mehl vom Festlande zuführen. Ihren Hauptbeschäftigungen gemäß bringen sie den Sommer an den Flußufern zu, während sie im Winter ins Gebirge wandern und die Wälder durchstreifen. Ob sie auch ähnlich wie die Golden besondere Sommer- und Winterwohnungen haben, vermag ich nicht mit Sicherheit anzugeben, glaube es aber nach den Andeutungen Jakobsen's annehmen zu dürfen, welcher im Januar 1885 bei seiner Rückkehr aus Sachalin in der Nähe der Amurmündung Giljakendörfer fand, welche aus ganz ähnlichen Häusern bestanden, wie ich sie als Winterwohnungen der Golden beschrieben habe. Die für diese charakteristischen mächtigen Oefen aus Lehmsteinen und die durch Röhren erwärmten Bänke an den Wänden waren auch hier vorhanden. Andererseits fand allerdings der Reisende oberhalb Nikolajewsk im September 1884 auch eine ganze Reihe von giljakischen Dörfern, welche eine beträchtliche Strecke vom Flußufer entfernt lagen, während die goldischen Sommerniederlassungen in ihrer Eigenschaft als Fischerdörfer hart am Strome zu liegen pflegten. Man könnte daraus vielleicht den Schluß ziehen, daß diese Giljakendörfer eben nicht bloß den Charakter von Fischerdörfern für den Sommer trugen, sondern während des ganzen Jahres als Aufenthaltsort dienten, wenn man nicht annehmen will, daß die Giljaken durch das theilweise versumpfte und daher ungesunde Ufer zum Zurückweichen aus der nächsten Nähe des Stromes im Sommer gezwungen worden sind. In Sachalin übrigens war von größeren Wohnungen der Giljaken wie den oben erwähnten keine Spur vorhanden, vielmehr waren die Hütten nur klein und halb unterirdisch, so daß sie eine gewisse Aehnlichkeit mit den Behausungen der Eskimos in Labrador und Alaska hatten. Sie bieten für europäische Reisende einen wenig beneidenswerthen Aufenthalt dar, denn bei der Enge des Raumes in denselben kann man einer Annäherung an die Bewohner und der damit verbundenen Gefahr, in Kurzem von einer Menge von Ungeziefer gequält zu werden, kaum entgehen, andererseits aber ist der Dunst, der in diesen Hütten in Folge des Beisammenseins vieler Menschen, des Aufenthaltes der Hunde, der mannigfachen zum Trocknen oder Räuchern aufgehängten Vorräthe, des Rauches, der nur schwer einen Ausweg findet, entsteht, kaum erträglich. Besser sind die großen Häuser auf dem Festlande gestellt, doch haben auch sie große Mängel; namentlich giebt es in ihnen eine staunenswerthe Menge von Mäusen, welche fast die Größe von Ratten erreichen und so frech sind, daß sie die Kleider auffressen, welche die Bewohner auf dem Leibe tragen, und sogar die Finger der kleinen Kinder anzunagen pflegen, wie Jakobsen erzählt wurde.

Die **Kleidung** der Giljaken männlichen und weiblichen Geschlechtes gleicht im Allgemeinen der bei den Golden gebräuchlichen, auch werden dieselben Stoffe, nämlich Fischhaut, Felle und chinesische oder russische Zeuge, zu ihrer Herstellung verwendet. Das bei den goldischen Frauen gebräuchliche Gehänge (s. oben Nr. XI, S. 173) findet sich bei den Giljakinnen nicht, überhaupt scheinen die letzteren weniger auf Zierlichkeit als auf Dauerhaftigkeit bei ihrer Kleidung zu sehen. Der eigenthümliche Gürtel, welchen nicht nur die Golden, sondern auch das früher mehrfach erwähnte Uebergangsvolk tragen, ist auch bei den Giljaken im Gebrauche, und zwar mit denselben Anhängseln wie dort; erwähnt aber mag gleich an dieser Stelle werden, daß neben Stein und Stahl zum Anzünden des Feuers hier auch schon Zündhölzer in theils selbstgefertigten, theils von den Russen überkommenen Dosen im Gebrauche sind. Auch die **Bewaffnung** der Giljaken ist dieselbe wie die der Golden. Bogen und Pfeile, Messer und Lanzen findet man bei ihnen überall noch im Gebrauche, und die letztgenannte Waffe erscheint nicht selten in schön gearbeiteten Exemplaren mit eingelegten Figuren von Silber oder Kupfer. Zum Fischfange bedienen sie sich selbstgefertigter Netze, Angelhaken und harpunenartiger Instrumente, welche bisweilen drei bis vier Zinken besitzen. Zur Fortbewegung auf dem Wasser dienen entweder größere Kähne oder kleinere Nachen aus Birkenrinde, welche den Namen Amerotscha führen; zu Lande aber reisen sie im Winter mit schmalen Schlitten, vor welche 8 bis 10 Hunde gespannt werden. Daher findet man ebenso wie in den Dörfern der Golden auch in den Niederlassungen der Giljaken eine Menge von Hunden, welche höchst bissig und für den Fremden unter Umständen geradezu gefährlich sind.

Bei dem kurzen Aufenthalte, welchen Jakobsen bei den Giljaken genommen hat, war es ihm natürlich nicht möglich, sich ein Urtheil über ihren Charakter zu bilden; immerhin aber reichen seine Erfahrungen doch aus zur Aufstellung der Behauptung, daß die **Giljaken nicht weniger abergläubisch sind als ihre Nachbaren.** Die Amulete [1]) gegen Krankheiten, welchen man bei den Golden so häufig begegnet, sind auch hier durchaus im Gebrauche und stimmen im Großen und Ganzen durchaus mit den früher besprochenen (Nr. XIII, S. 207) überein. Ebenso zeigten sich Giljaken auf Sachalin, in deren Hause Jakobsen einkehrte, im höchsten Grade entrüstet, wenn er mit brennender Pfeife das Haus verließ oder wenn seine Begleiter das in der Hütte angezündete Feuer durch Aufgießen von Wasser löschten, denn nach ihrer Meinung waren derartige Dinge geeignet, nicht nur über die Bewohner der einen Hütte, sondern über den ganzen Stamm das Verderben heraufzubeschwören. Denselben Erfolg sagten auch die Bewohner eines Hauses in dem Dorfe Warki unterhalb Nikolajewsk voraus, als Jakobsen Anstalten machte, behufs der Theebereitung ein Feuer anzuzünden, und zwangen ihn zu warten, bis die Hausfrau dieses Geschäft besorgte, der es nach ihrer Meinung allein zustand. Offenbar hat diese Handlungsweise in der Heilighaltung des Feuers ihren Grund, die

[1]) In allen diesen Booten befanden sich auch mehrere Hunde, welche, wenn neben der starken nordsüdlichen Strömung, welche im Tatarensunde herrscht, auch der Wind den Fischern entgegen ist, an das Land gesetzt werden, um das Boot vorwärts zu ziehen.

[1]) Bemerkt sei bei dieser Gelegenheit, daß die giljakischen Jungfrauen Nephritringe als Amulete auf der Brust tragen und durch kein noch so hohes Angebot zu bewegen sind, dieselben zu veräußern. Trotzdem hat der Reisende einen solchen von einem alten Giljaken erworben, der ihn jedenfalls gestohlen hatte, aber nicht wagte, ihn Jakobsen im Dorfe selbst anzubieten, sondern diesen auf dem Flusse aufsuchte, um das Geschäft abzuschließen. Der Reisende glaubte in diesem Falle sein Gewissen zum Schweigen bringen und auf den Handel eingehen zu dürfen.

zwar bei den Golden und Giljaken nicht mehr bis zur Perſonifikation deſſelben in einen Feuergott fortſchreitet, aber bei ihnen gewiß ebenſo gut einſt vorhanden geweſen iſt, wie ſie bei den Burjäten noch heute exiſtirt.

Die Götterwelt der Giljaken giebt derjenigen der Golden an Mannigfaltigkeit nichts oder nur wenig nach, Menſchen- und Thiergeſtalten dienen im bunten Wechſel zur Darſtellung überirdiſcher Weſen. Auch hier iſt eine weitgehende Aehnlichkeit mit den religiöſen Vorſtellungen der Golden vorhanden; der bedeutendſte Unterſchied ſcheint mir der ſchon früher (XIV, S. 223) namhaft gemachte zu ſein, daß die Golden dem Tiger, die Giljaken aber dem Bären eine eifrige Verehrung zollen. Allerdings wird dieſe Verehrung den Bären verhängnißvoll, da es gilt, ſtets eine Anzahl dieſer Thiere in den in jedem Dorfe vorhandenen Käfigen gefangen zu halten, um ſie, nachdem man ſie längere Zeit vermittels eigens zu dieſem Zwecke gefertigter und mit kunſtvoller Schnitzerei verzierter großer hölzerner Löffel reichlich gefüttert hat, endlich bei einem Bärenfeſte zu tödten. Dieſe Bärenfeſte pflegen im Spätherbſt und Winter abgehalten zu werden und ſind eine Angelegenheit von allerhöchſter Wichtigkeit für die Feiernden. Die Beſchreibung des Feſtes, welchem Jakobſen beizuwohnen Gelegenheit hatte, laſſe ich hier folgen.

Am 7. Februar 1885 traf der Reiſende am frühen Morgen in dem etwa 30 Werſt oberhalb Nikolajewsk gelegenen Giljakendorfe Waide ein, wo, wie man ihn benachrichtigt hatte, an dieſem Tage ein Feſt ſtattfinden ſollte. Von mehreren anderen Dörfern, welche zum Theil ziemlich weit entfernt lagen, waren ſchon Gäſte in Menge eingetroffen, und der ganze Ort war in vollſter Bewegung im Hinblick auf die bevorſtehende Feier. Die Anſetzung eines Bärenfeſtes liegt in der Hand des Dorfälteſten, welchem auch die Beſtimmung darüber zuſteht, wie viele und welche Bären unter Zuſtimmung ihrer Eigenthümer getödtet werden ſollen, denn nicht das Dorf als ſolches, ſondern einzelne Einwohner deſſelben ſind Beſitzer der gefangenen Thiere. Nachdem die Einigung über dieſen Punkt erzielt iſt, werden die zur Schlachtung in Ausſicht genommenen Thiere mehrere Wochen vor dem feſtgeſetzten Termine von Haus zu Haus geführt und müſſen in jedem der letzteren eine Nacht zubringen, um ihm und ſeinen Bewohnern durch ihren Aufenthalt Glück zu bringen. Während dieſer Zeit erhalten die Thiere nur wenig Futter, am Ende derſelben jedoch werden ſie für ihr unfreiwilliges Faſten dadurch entſchädigt, daß man ſie eine Nacht hindurch von Haus zu Haus führt und mit den beſten Leckerbiſſen bewirthet, nämlich mit friſchen und getrockneten Fiſchen, Beeren und einer aus Hirſe bereiteten dicken Grütze.

Während dieſes Rundganges durch das Dorf werden die Bären, welche man entweder als Junge im Walde fängt oder in ſchon erwachſenem Zuſtande von den auch im Giljakengebiete ziemlich zahlreich vorhandenen Chineſen und Mandſchuren kauft, durch Stiche gereizt und durch eine mit Lanzen auf ſie eröffnete Scheinjagd zur Wuth gebracht. Natürlich iſt man vorſichtig genug, die Thiere ſo zu feſſeln, daß ſie ihren Peinigern nicht leicht beikommen können. Es wird ihnen nämlich dicht hinter den Vorderbeinen ein Gurt um den Leib gelegt, an welchem Ringe angebracht ſind, durch die eiſerne Ketten laufen. An dieſen Ketten wiederum ſind dicke Riemen aus Seehundsleder von ziemlicher Länge ſo befeſtigt, daß die einen nach vorn, die anderen nach hinten gehen. Indem nun eine Anzahl von Giljaken dieſe Riemen faſſen, ſind ſie im Stande, den Bären, je nachdem er vorwärts oder rückwärts gewendet auf ſeine Führer eindringen will, durch wechſelſeitiges feſtes Anziehen völlig zum Stillſtehen zu zwingen.

Außerhalb des Dorfes befindet ſich eine Art von Gehege, welches aus ſtarken Weidenſtäben hergeſtellt iſt, und in das eine Allee, die mit ähnlichen Weidenſtäben zu beiden Seiten eingefaßt iſt, hineinführt. Innerhalb dieſes Geheges wird der Bär, nachdem er ſeinen Rundgang durch das Dorf beendigt hat, zwiſchen zwei Baumſtämmen feſtgebunden und einige Zeit hindurch ſich ſelbſt überlaſſen, während die Bewohnerſchaft des Dorfes ſich an einem Hundewettrennen beluſtigt, das bei dieſen Feſten faſt nie zu fehlen pflegt. Auch in dem von Jakobſen beſuchten Dorfe gab es in der Nähe des Stromes eine eigens zu dieſem Zwecke eingerichtete Bahn, welche jedoch nicht ſehr lang war. Nachdem die Hunde von ihren Eigenthümern an der Leine in die Bahn geführt und neben einander aufgeſtellt worden waren, wurden ſie in Zwiſchenräumen von einigen Sekunden losgelaſſen, trafen aber faſt alle gleichzeitig am Ziele ein. Uebrigens handelt es ſich bei dieſem Wettrennen nicht um die Gewinnung von Prämien, welche überhaupt nicht exiſtiren, ſondern man könnte daſſelbe als ein Verkaufsrennen bezeichnen, denn es dient dazu, die guten Eigenſchaften der Hunde in das rechte Licht zu ſetzen und die Kaufluſt zu erregen. Denſelben Zweck hat das Schlittenrennen, welches bei dieſer Gelegenheit ebenfalls abgehalten zu werden pflegt. Es kommt bei dieſem nicht ſowohl darauf an, daß die Zughunde eine hervorragende Schnelligkeit beweiſen, wie ſich daraus ergiebt, daß zur Zeit nur immer ein Schlitten die Bahn durcheilt, ſondern vielmehr handelt es ſich um die Sicherheit, mit welcher das Geſpann, und beſonders der Leithund deſſelben, den vorgeſchriebenen Weg verfolgt. Solche Leithunde, welche ſich als beſonders zuverläſſig erweiſen, und dazu gehört vor allem, daß ſie die Zurufe des Lenkers genau verſtehen und befolgen, ſind bei den Giljaken ſehr geſchätzt und werden mit 30 bis 60 Rubeln bezahlt. Intereſſant war es mit anzuſehen, wie ſich einige der Giljaken, welche die Bahn umſtanden, auf die an ihnen mit einer Geſchwindigkeit, welche faſt derjenigen eines Schnellzuges gleicht, vorbeifahrenden Schlitten warfen, um die Fahrt mitzumachen. Einigen gelang der Verſuch recht gut, andere hingegen wurden von dem dahinſauſenden Schlitten eine Strecke fortgeſchleudert und erlitten zum Theil heftige Verletzungen, die ſie jedoch trotz ihrer Schmerzen und des Spottes ihrer glücklicheren Genoſſen mit dem beſten Humor ertrugen.

Nach Beendigung des Rennens begab ſich der ganze Menſchenhaufen, dem ſich natürlich der Reiſende ſtets eng anſchloß, in das oben genannte Gehege zurück und machte den Bären aus ſeinem Gefängniß los. Dann führte die geſammte männliche Bevölkerung von Waide, zuſammen mit den fremden Gäſten im Ganzen mehr als 100 Perſonen, den Bären den Hügel hinab, auf welchem ſich das Gehege befand, nach dem Dorfe zu. Auf dieſem Wege zog die eine Hälfte den Bären an den erwähnten Riemen vorwärts, da er Miene machte, nicht mehr gutwillig ſeinen Peinigern zu folgen, während die Uebrigen an den nach hinten gehenden Riemen gewiſſermaßen ſteuerten. Dabei vollführte die Geſellſchaft einen fürchterlichen Lärm. Bald riefen ſich die beiden Parteien Verhaltungsmaßregeln zu, bald ſtürzte unter dem Gelächter ſeiner Genoſſen der eine oder andere in den tiefen Schnee und wurde von den Nachfolgenden in unbarmherzigſter Weiſe getreten und geſtoßen, ohne daß er ſich doch dadurch die Laune hätte verderben laſſen, bald wieder machte der Bär den Verſuch, einen ſeiner Peiniger mit den Zähnen und Tatzen zu packen, und mußte immer ein ſchallendes Hohngelächter über ſich ergehen laſſen, wenn ihm ſein Plan nicht gelang; kurz es war eine im höchſten Grade bewegte Scene, die ſich hier vor den Augen des Reiſenden abſpielte. Als man in das Dorf gelangt war,

wurde zunächst vor dem Hause Halt gemacht, in welchem der Bär die letzte Mahlzeit am Abend vorher genossen hatte. Hier war an einem Gestell vor der Thür ein etwa 3 m langer Balken so befestigt, daß er vertikal bis zu einer Höhe von etwa 1 m über dem Erdboden herab hing. Neben ihm standen 6 bis 8 Mädchen und Frauen, welche mit keulenartigen Stöcken versehen waren und im Takte gegen den Balken schlugen, indem sie auf zwei langsame immer einen schnellen Schlag folgen ließen, ohne jedoch diese Thätigkeit mit Gesang zu begleiten. An diesen Frauen wurde der Bär langsam vorübergeführt, und dann so aufgestellt, daß sein Kopf nach dem Hause hingewendet war, als ob er die Stelle noch einmal recht deutlich ins Auge fassen sollte, wo er von den Bewohnern des Dorfes die letzte Nahrung erhalten hatte. Nach ganz kurzem Aufenthalte zog man ihn dann weiter an das Ufer des Flusses herunter, und zwang ihn, auf dem Eise bis ungefähr in die Mitte des Stromes zu gehen. Darauf kehrte die ganze Schaar in das Dorf zurück und wandte sich zu dem Hause, welches der bisherige Besitzer des Bären bewohnte. Hier wartete des Thieres ein ganz ähnlicher Empfang, wie der oben beschriebene, doch zwang man an dieser Stelle den Bären, seinen Kopf durch die Thür in das Innere des Hauses hineinzustecken, und so gewissermaßen von seinem Herrn und Ernährer Abschied zu nehmen. Dann wurde er von Neuem in das Gehege geführt und dort wie vorher gefesselt.

Jetzt erst war der Augenblick gekommen, in welchem der Bär sein Leben lassen mußte. Unter allgemeinem Stillschweigen, welches zu halten auch dem Reisenden mit feierlicher Miene geboten wurde, trat ein alter Giljake — ob der Eigenthümer des Thieres oder nicht, giebt Jakobsen's Bericht nicht an — aus der Menge hervor und ergriff Pfeile und Bogen, welche schon für ihn bereit lagen. Dann zog er langsam seine Unterjacke aus, umwickelte das linke Handgelenk mit Lederriemen, um es durch das Anschlagen der Bogensehne nicht zu verletzen, und wählte mit vieler Feierlichkeit und Umständlichkeit, die einen etwas komischen Eindruck machte, einen Pfeil aus, den er auf den Bogen legte. Zunächst schien es, als ob er in die Luft schießen wollte, denn er hob den Bogen, während er ihn spannte, in die Höhe; dann aber senkte er ihn wieder ganz langsam, bis der Pfeil gerade auf das Herz des Bären gerichtet war, und schoß ihn dann ab. Der Bär stürzte auf der Stelle zu Boden, wälzte sich, soweit seine Fesseln das zuließen, einige Male hin und her, und verschied nach einigen kurzen Zuckungen, indem er damit bewies, eine wie sichere Hand sich der Schütze trotz seines Alters noch bewahrt hatte. Während dieses ganzen, ziemlich lange dauernden Vorganges herrschte bei allen Giljaken, welche das Gehege umstanden, eine athemlose Stille, welche einen um so feierlicheren Eindruck machte, als sie in so schroffem Gegensatze gegen den vorher herrschenden geradezu ohrenzerreißenden Lärm stand.

Nachdem der Tod des Bären eingetreten war, kam sein früherer Eigenthümer herbei und umarmte das Thier zärtlich wie einen lieben Freund, von dem er Abschied nehmen wollte. Dann wurde eine Anzahl der Stäbe, welche das Gehege bildeten, aus der Erde gezogen und auf den Boden gelegt, um dem todten Bären als Lagerstätte zu dienen. Später wird dann, wie dem Reisenden erzählt wurde — denn den Ausgang des Festes abzuwarten, gebrach es ihm an Zeit — das Thier in das Haus des Eigenthümers geschleppt, dort auf ein Lager von Tannenzweigen wie auf ein Paradebett niedergelegt und von den Theilnehmern des Festes zum letzten Male besucht. Nach zwei oder drei Tagen wird ihm dann die Haut abgezogen und das Fleisch unter die Gäste vertheilt, welche es sich wohl schmecken ließen. Es liegt ein seltsamer Widerspruch in diesen Bärenfesten. Auf der einen Seite verehrt man den Bären als überirdisches Wesen, wie nicht nur seine Bilder, die als Götzen und Amulete dienen, sondern auch die zarten Aufmerksamkeiten, welche man ihm während der Dauer seiner Gefangenschaft darbringt, beweisen. Ebenso spricht dafür die feierliche Art seiner Tödtung sowie das ceremoniöse Verfahren, welches man bei der Behandlung der Leiche anwendet, und ebenso der oben noch nicht erwähnte Umstand, daß man dem Reisenden nicht gestattete, einen der Weidenstäbe, welche das Gehege zusammensetzten und später dem todten Bären als Lager dienten, mitzunehmen, was er um so lieber gethan haben würde, weil sich dieselben auch durch geschmackvolle Schnitzarbeit auszeichneten. Auf der anderen Seite aber scheut man sich wiederum nicht, diesem als überirdisches Wesen verehrten Thiere den Tod zu geben, und noch dazu einen Tod, der nur der endliche Abschluß einer ziemlich barbarischen Quälerei ist. Eigenthümlich ist ferner auch der Umstand, daß in dem ganzen Verlaufe des Festes, soweit Jakobsen zu beobachten Gelegenheit hatte, der Schamane, welcher doch sonst bei allen religiösen Verrichtungen der Amurvölker eine so hervorragende Rolle zu spielen pflegt, gar nicht sichtbar wurde. Welche Bewandtniß hat es weiterhin mit der Hinausführung des Bären auf das Eis des Stromes? Sollte sich aus derselben etwa der Gedanke ergeben, daß das Thier dem als Gott verehrten Strome als Opfer angeboten werden soll? Und wenn wirklich, welch' seltsame Idee, einen Gott dem anderen als Opfer darzubringen und ihn dann noch zuletzt zu verzehren. Und warum tödtet man denn den Bären nicht am Ufer des Stromes und läßt wenigstens sein Blut in denselben hinablaufen, wie ja auch die Fischgötter seinen Fluthen anvertraut werden? Was soll weiterhin dieses Opfer bewirken; welchen Charakter trägt es? Haben wir uns unter ihm ein Dankopfer vorzustellen, das dem Segen und Nahrung spendenden Strome dargebracht wird, oder ein Sühnopfer, mit welchem derselbe freundlich gegen die Anwohner gestimmt werden soll, weil die letzteren sich ihrer Abhängigkeit von ihm und seiner Macht, ihnen Schaden zu bringen, wohl bewußt sind? Im ersteren Falle sollte man voraussetzen, daß die Feier möglichst dicht auf den Zeitpunkt folgte, in welchem der Fischfang sein Ende erreicht, d. h. etwa in den September oder Anfang des Oktober, während diese Feste vielmehr erst in eine spätere Zeit fallen. Zu der zweiten Annahme wiederum will der Umstand nicht recht passen, daß der Charakter des Festes ein durchaus freudiger ist, wie die oben gegebene Beschreibung nach meiner Meinung wenigstens beweist. Dem widerspricht auch nicht die feierliche Stille, welche während des tödtlichen Schusses und der Vorbereitungen zu demselben herrscht, denn man braucht darin keineswegs den Beweis von Ernst oder gar Trauer zu sehen, sondern es genügt vollständig die Annahme, daß man es vermeiden will, den Schützen durch geräuschvolles Benehmen unsicher zu machen, und ihn so in die Gefahr zu bringen, daß er sein Ziel verfehlt. Oder sollte etwa die Qual, welche man dem armen Thiere vor seinem Tode noch auferlegt, ein Sinnbild des ernsten Charakters dieses Festes sein? Auch diese Vorstellung scheint mir unvollziehbar, denn warum sollte man ein Sühnopfer, das doch in seinem unschuldigen Tode schon genügend zu leiden hat, noch obenein martern, wie das hier geschieht; und macht denn nicht außerdem das ganze grausame Verfahren gegen den Bären vor seinem Tode den Eindruck, als ob es nur hervorginge aus der übersprudelnden Festesfreude der Feiernden? Leider hat der Reisende über die Bedeutung der beschriebenen Ceremonien keine Andeutungen geben können, weil sie ihm die Giljaken selbst nicht zu erklären im Stande waren. Sie feierten

das Fest, wie ihre Väter und Vorväter es gefeiert hatten, ohne sich um den Sinn der einzelnen Handlungen weiter den Kopf zu zerbrechen. Ebenso wenig aber waren auch die Freunde Jakobsen's in Nikolajewsk in der Lage, ihm über diesen Gegenstand ausreichende Aufklärung zu geben; es wird also wohl noch häufigerer und eingehenderer Beobachtung bedürfen, als sie bisher vorliegen, ehe man hier klar wird sehen können.

Zum Schlusse noch eine unter den Giljaken verbreitete Sage, welche Jakobsen von einem russischen Stationsvorsteher hörte, der schon lange im Gebiete jener gelebt hatte. Dieselbe lautet: Vor langer, langer Zeit erschien von Osten her auf dem Amur ein kleines Schiff mit riesenstarken Menschen von dunkler Hautfarbe. Dieselben stiegen an das Land, überfielen die Dörfer, brannten dieselben nieder, tödteten die Einwohner, deren sie habhaft werden konnten, ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes und fraßen sie auf. Ebenso verfuhren sie, den Strom aufwärts segelnd, auch im Lande der Golden, bis sich endlich die Ueberfallenen von ihrem Schrecken erholten, sich zusammenthaten und in großen Schaaren gegen den grausamen Feind zu Felde zogen, der denn auch nach hartem Kampfe besiegt wurde. Alle Kannibalen wurden getödtet und ihr Schiff zerstört. Seit dieser Zeit, pflegen die Giljaken hinzuzusetzen, sind keine fremde Menschen mehr von Osten her an den Amur gekommen bis zu dem Punkte, wo die Russen an der Mündung des Stromes erschienen, um das Land in Besitz zu nehmen.

Kürzere Mittheilungen.

Löß bei Samarkand.

Von Staatsrath Dr. O. Heyfelder.

Nach der Reise durch die Sandwüste Karakul, durch das immerhin nicht üppige, wenn auch fruchtbare Bochara und endlich über ein trockenes, ödes Hügelland zwischen Katty-Kurgan und Samarkand ist der Reisende aufs Freudigste überrascht durch die üppige Vegetation und große Fruchtbarkeit, welche Samarkand und dessen nächste Umgebung auszeichnet. Schattige Doppelalleen umgeben alle Straßen in und bei der Stadt, Reis, Tabak, Baumwolle neben Weizen, Mais, Kartoffeln und Dschupura, gefolgt im Verlauf der mehrfachen Ernten, gefolgt noch im Spätherbst von Gerste, Rüben, gelben Rüben, Melonen und Wassermelonen, der prächtige Baumschlag, die Mannigfaltigkeit der Arten von Strauch und Baum, deren schnelles Wachsthum und Produktivität lassen an und für sich schon auf einen nicht gewöhnlich fruchtbaren Boden schließen. Dabei ist in einem Lande, welches von April bis November eigentlich keinen Regen kennt, der Wasserreichthum der Flüsse und die gesetzmäßige Bewässerung von ganz entscheidendem Einfluß.

Durch den Genie-Hauptmann Keltschewsky mit der Bodenbeschaffenheit näher bekannt gemacht, hatte ich Gelegenheit zu folgender interessanten Beobachtung.

Die Chaussee von Samarkand nach Taschkent führt aus der neuen russischen Stadt durch die ältere sartische und über die öde Stätte, wo die alte macedonische Stadt gestanden. Wo sie sich zu einem Flußarm oder Arik, Namens Fseap herabsenkt, durchschneidet sie ein Hügelland, welches sich ebenfalls gegen das Fseapthal zu verjüngt. Der breite Einschnitt der Chaussee legt hohe massive Wände bloß, welche aus gleichmäßig gefügtem, gelbbraunem Material bestehen, dessen feiner Thon sich mit dem Fingernagel ritzen und zwischen den Fingern wie Mehl zerreiben läßt. Von Fels, Stein oder Kies keine Spur, aber auch keine Konglomerate (Löß-Männchen). Auf den Durchschnittsflächen sind 2 Faden und 6 Faden unterhalb der Oberfläche gleichmäßig geformte Gräber zu Tage getreten. Deren Durchschnitt bildet eine Ellipse von $1^1/_2$ Arschin Höhe, 1 Arschin Breite, mit lockerem Erdreich und Gebeinen gefüllt. Die Wände des Grabes bildet der regelrecht ausgeschnittene Löß, keine Mauer, keine Spur von einem Holzsarg. Die Form entspricht den länglichen, gewölbten Grabhügeln, wie sie noch heute bei den Bucharen Sitte sind, und erinnert andererseits an die Gräber, welche im Kurathal bei Tiflis eröffnet wurden gelegentlich eines Chausseebaues. Einige hundert Schritt von dem Chausseeeinschnitt und der monumentalen Steinbrücke über den Fseap-Arik befinden sich über einer Quelle und unterhalb des Grabes des langen Heiligen einige charakteristische Höhlen im Löß, die zum Theil künstlich erweitert scheinen und von mohammedanischen Einsiedlern bewohnt werden. Den allerdings absolut trockenen Boden bedecken Matten, in den Wänden befinden sich kleine Nischen mit arabisch-gothischen Spitzbogen zur Aufbewahrung der Oellampe und anderer Geräthe.

Noch frappanter aber erweist sich derselbe Charakter eines an seiner Oberfläche öden Hügellandes, durch welches die neue Eisenbahn zwischen der ersten russischen Stadt Ketty-Kurgan und der alten Hauptstadt Tamerlan's mitten hindurch schneidet und zwar auf einer Strecke von mehreren Stunden. Etwa 7 Stunden hinter Ketty-Kurgan dringt die Eisenbahn mit einer Tranchee in die Vorhügel der Lößschicht ein. Hierauf in weitem Bogen die Hauptstadt umgehend, windet sie sich an die Vorhügel hinein und bildet anfangs oberflächliche, dann aber tiefe, mächtige Einschnitte. An den fast senkrechten Wänden, an den ausgesparten Richtungspfeilern, an dem herausgeschafften Material tritt überall der hartweiche, gleichmäßige Charakter des Löß hervor, ununterbrochen von jeglicher anderen Bodenart und auch an der Oberfläche weder von Sand noch Humus bedeckt. Wie aus Meerschaum oder Seife schneiden die Werkzeuge der Arbeiter Stufen, Wände, Pyramiden aus dem Löß heraus. Hunderte von Eseln tragen in Tragsäcken das zu entfernende Erdreich aus den Trancheen herauf, zu welchem Behufe sich zahlreiche, schmale Steige an den Wänden hinabziehen. Das Material wird mehr als Schollen, denn als lose Erde zu Tage gefördert und behält auch, nachdem es ausgeschüttet worden, das Aussehen von frischen Ackerschollen. Die Oberfläche dieses Hügellandes ist von derselben Farbe wie die Durchschnittswände, nur heller, stark stäubend, mit seltenen Kieselsteinchen bestreut und bietet beinahe keine Vegetation. Auf den trockenen Flächen wachsen nur derbe, härtliche Steppenkräuter, an etwas feuchten Senkungen auch Verbascum tupsus und eine Steinaster, die am 14./28. Oktober zum zweiten Male blühten. Zahlreiche Cisternen geben im ganzen Verlauf durch den Löß hinreichendes gutes, etwas trübes Trinkwasser. Das Wasser befindet sich durchschnittlich 10 bis $12^1/_2$ Faden unter der Erdoberfläche. Wie sich dieser Löß, wenn auch nur wenig befeuchtet, sehr gut zu Bauten überhaupt verwerthen läßt, so sind auch die Cisternen mit Schutz-

mauern und Trögen aus Lehm versehen und sehen einem in Holz oder Stein gefaßten Ziehbrunnen nicht unähnlich. Zwischen zwei erhöhten Lehmpflöcken im Hintergrunde der Oeffnung bewegt sich ein hölzernes Rädchen, einer Garnwinde nicht unähnlich. Ueber dieses Rad hinab zum Wasserspiegel im Brunnen wird ein offener Schlauch an einem Kameelhaar-Seil gelassen. Der Schlauch wird durch zwei kreuzweise gelegte Stäbchen aus einander gespreizt und offen erhalten. Wenn er sich gefüllt hat, so setzt sich ein Bursche auf das an dem Seilende vorgespannte Pferd, und reitet dasselbe, entsprechend der Tiefe des Brunnens, 10 bis 12½ Faden weit, wodurch der mit Wasser gefüllte Schlauch bis zum Brunnenrande erhoben wird. Da ergreift ihn der Gehilfe und entleert ihn in den Lehmtrog, aus dem die weidenden Schafe und die Zugthiere getränkt werden, oder in ein bereit stehendes Faß, welches den Arbeitern längs der Linie das nothwendige Getränk zuführt.

Es ist denkbar, daß man für die Bahnwärter an solchen Trancheen im Löß Nischen oder förmliche Wohnungen anlegt, die geradezu aus der Wand des Lößgebirges ausgehöhlt wurden.

Es ist zu hoffen, daß bei fortschreitender Kultur und wachsender Bevölkerung dies ganze fruchtbare Terrain durch Wasserzufuhr der Produktion gewonnen wird. Die ersten Versuche partieller Bewässerung und Bebauung fallen von selbst den Angestellten der Bahn zu. Der Versuch der Bewaldung durch die trockene Bepflanzungsmethode ist auf Anregung des Erbauers der Bahn bereits in Angriff genommen; ein Versuch, welcher Erfolg verspricht nach Analogie vorausgegangener trockener Bepflanzung der zum Serasschan abfallenden Hügel. Dieselben wurden 1885 mit Ailanthus, Akazien und Reben bepflanzt, welche in gedeihlichem Wachsthum stehen, wie ich im Oktober 1887 persönlich beobachten konnte.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im ganzen russischen Reiche giebt es 667 Klöster; davon befinden sich im europäischen Rußland 613, in Kaukasien 31, im asiatischen Rußland 23; zu bemerken ist, daß das Amurgebiet, das Küstengebiet und das Steppen-Gouvernement sowie Turkestan frei von Klöstern sind.

— Im Mai dieses Jahres hat die St. Petersburger Naturforscher-Gesellschaft eine Expedition unter Führung des Herrn F. M. Herzenstein ausgerüstet, um zoologische, speciell faunistische Studien am Ufer des Weißen Meeres und an der Murmanischen Küste zu machen. Die Studirenden der Naturwissenschaften Semewsky und Faschtschenko waren Herrn Herzenstein zur Unterstützung beigeordnet. Der Professor der Zoologie an der Universität zu St. Petersburg, N. F. Wagner, hat sich gleichfalls zum Zweck der Untersuchung der Meeresfauna nach den Inseln Solowetzk begeben, Herr Polenow zum Flusse Jug, einem Nebenflusse der Suchona. In wie weit alle diese Expeditionen von Erfolg begleitet gewesen sind, darüber ist noch nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen.

— Ueber die Expedition Kusnezow's zum Ural bringt „Nowoje Wrjema" (Nr. 4175) folgende Mittheilung. Kusnezow bestätigt die schnelle Russificirung der am Ural lebenden Eingeborenen; besonders auffallend hat er diese Thatsache an den Bewohnern des südlichen Ural, an den Wogulen, beobachten können. Nach seinen eigenen Beobachtungen schwinden die Wogulen in sehr bemerkbarer Weise, sie unterliegen leicht dem russischen Einfluß, der russischen Civilisation. Das gilt insonderheit von den jungen Wogulen, welche sich schnell alles Neue aneignen. Kusnezow besuchte die verstecktesten Winkel, die dunklen Wälder und Schlupfwinkel im östlichen Ural in den Gouvernements Perm und Tobolsk, dehnte seine Forschungen aber auch über den Ural hinaus aus, indem er das Petschoraland durchreiste. Die Grenze der seßhaften Bevölkerung am Ural ist der 61. Grad nördl. Br.; darüber hinaus nach Norden giebt es nur Wälder und Wildnisse, welche nie eines Menschen Fuß betreten hat. Unter den Wogulen und Ostjaken an der Loswa und Soswa sind einige stark russificirt; im Allgemeinen aber halten die Soswa-Wogulen ihre alten Eigenthümlichkeiten fest. Die Wogulen leben halb nomadisch, halb seßhaft in kleinen, aus wenigen Hütten (Jurten) bestehenden Ortschaften. An der Loswa leben sie einzeln. Doch ziehen sie sich nicht vor den Russen zurück, sondern gehen oft zu ihnen, um Arbeit zu suchen. Im Frühjahr packt der Wogule sein aus Birkenrinde angefertigtes leichtes Zelt (Tschum genannt) auf und zieht ins Gebirge. Rauch und Schmutz ist untrennbar von der Behausung — aber nur hier fühlen die Wogulen sich wohl. In einer Hütte leben oft zwei oder drei Familien. Der Wogule stellt sich seine Behausung mittels Birkenrinde und Holz sehr schnell her. Die Felle der Renthiere und Elenthiere finden vielfache Verwendung. Kusnezow hat eine ziemlich große Sammlung sehr verschiedener Gegenstände des Hausrathes und der Kleidung gesammelt. Die Sommerkleidung ist durch bunte Farben ausgezeichnet. Die wogulischen Frauen lieben allerlei Handarbeit und sticken gern ihre Gewänder mit Perlen. Hände und Füße werden oft tatuirt. Kusnezow fand unter den Wogulen die Anfänge einer eigenthümlichen Zeichenschrift: sie malen besondere Zeichen an die Bäume und auf Holztäfelchen; einige Proben konnte der Reisende sich verschaffen. Interessant sind die Feste, welche bei glücklichen Jagderfolgen — wenn ein Elen oder Renthier erlegt worden ist — gefeiert werden. Dabei wird gegessen, getrunken und getanzt unter Beobachtung eines bestimmten Ceremoniells. Bemerkenswerth ist wegen der thierischen Grausamkeit das sogenannte Pferdefest, bei welchem wilde Tänze aufgeführt und ein Pferd zu Tode gequält wird. Später wird das Fleisch verspeist. Im Uralgebirge giebt es viele den Wogulen heilige Orte, welche eine Frau nicht betreten darf. Doch sind alle die wilden und charakteristischen Eigenschaften der Wogulen keineswegs so stark und widerstandsfähig, daß sie der Ausbreitung des russischen Einflusses irgendwie bedeutende Schwierigkeiten bereiten: die Wogulen werden allmählich russificirt.

Asien.

— Das Budget von Niederländisch-Indien weist für das nächste Dienstjahr einen Fehlbetrag von 5 092 462 Gulden auf; unter den Ausgaben sind 6 774 340 Gulden für Eisenbahnen und 1 140 000 Gulden für eine telegraphische Verbindung von Java mit Celebes via Bali ausgeworfen. Das Kabel soll von Situbondo auf Java nach Boleleng auf Bali und von dort nach Makasser gelegt

werden. Uebrigens ist das Endergebniß der abgelaufenen Dienstjahre ein verhältnißmäßig sehr günstiges gewesen: für 1885 hatte man auf ein Deficit von 1 458 808 Gulden gerechnet, es ergab sich aber ein Ueberschuß von 2 109 295 Gulden. 1886 ergiebt, soweit bis jetzt bekannt, einen Ueberschuß von 1 100 000 Gulden, und die hohen Kaffeepreise werden auch bei der Abrechnung von 1887 einen günstigen Abschluß bewirken.

— Wie der Kolonialbericht von Niederländisch-Indien (Jahrg. 1886/87) mittheilt, wurde 1886 die Regenmenge auf 183 Stationen beobachtet. Davon befanden sich 102 Stationen auf Java und Madura, 35 auf Sumatra, 6 auf Banka, Billiton und Riouw, 9 auf Borneo, 17 auf Celebes, 2 auf Bali und 12 im übrigen Archipel; die östlichste Station liegt auf den Key-Inseln. Die größte Regenmenge wurde auf Java zu Madjalengka (5115 mm), auf Sumatra zu Padang Pandjeng (4689 mm) beobachtet; dagegen zeigten die Minima (Banjuwangi auf Java und Belidan auf Deli) nur Regenmengen von 1151 und 1592 mm. Was die anderen Inseln betrifft, so wurde die größte Regenmenge auf Ambon mit 4678 mm, die geringste auf Bima mit 912 mm beobachtet.

— Wie wir dem den Generalstaaten kürzlich vorgelegten Bericht über 1887 entnehmen, wurde die militärisch-topographische Aufnahme von Java (im Allgemeinen im Maßstab von 1 : 200 000) vollendet. Das hierdurch disponible Personal wurde nach der Westküste von Borneo dirigirt, wo eine flüchtige Aufnahme im Anschluß an einige astronomisch bestimmte Punkte in Angriff genommen wurde. Außerdem wurden auf Sumatras Westküste die Arbeiten fortgesetzt. Die Bergländer (Bovenlande), sowie der größte Theil der niedrig gelegenen Gebiete (Benedenlande) und ein Theil von Tapanoli waren triangulirt; im Ganzen waren 344 feste Punkte bestimmt. Die definitive Berechnung der Triangulirungsarbeiten von Java, an welcher seit fünf Jahren unter Leitung von Professor Oudemans zu Utrecht gearbeitet wird, wurde noch nicht beendet, doch ist die Einsendung einiger Theile der Berechnung zugesagt, die für die eine oder andere Aufnahme nützlich sein können. An den im Interesse der Hydrographie auszuführenden astronomischen Ortsbestimmungen wurde im vergangenen Jahre nicht gearbeitet, da der zur Ausführung derselben bestimmte Officier erst gegen Ende December in Indien ankam; die eigentliche Aufnahme war auf der Küste von Java und auf der von Sumatra thätig.

Australien.

— In einer am 7. September 1887 in Adelaide abgehaltenen Versammlung der Royal Geographical Societies of Australia wurde von A. C. Mac Donald, dem Sekretär der Melbourne-Society, der Antrag gestellt und auch einstimmig angenommen, daß die Gesellschaften mit vereinten Kräften eine Expedition zur Erforschung der zum Theil noch unbekannten Theile des australischen Kontinents aussenden sollten. Diese liegen hauptsächlich im Northern Territory und in Westaustralien, theilweise auch in Gippsland, dem Südosten der Kolonie Victoria. Man glaubt, daß die Ausrüstung einer solchen Expedition nicht viel über 1000 Pf. St. kosten werde. Da nun bei den augenblicklichen schwachen finanziellen Verhältnissen der meisten Kolonien wohl wenig Unterstützung von dieser Seite zu erwarten steht, so beschloß man die Bildung eines Central Australian Exploration Fund aus Privatbeiträgen. Letztere sind bereits reichlich eingegangen und weiter zugesichert. Der bekannte australische Reisende Ernest Giles hat sich bereit erklärt, die Führung der Expedition zu übernehmen. Die Regierung der Kolonie Südaustralien, zu deren Gebiet bekanntlich das Northern Territory gehört, soll um einen die Expedition begleitenden Geologen und Mineralogen ersucht werden; man glaubt, daß die zu erforschenden Theile des Kontinents reich an werthvollen Mineralien sind.

Nordamerika.

— Einen interessanten Bericht über die Zustände in einer kleinen, ganz isolirten Europäergemeinde im tropischen Klima liefert Wesley Mills in der Oktobernummer des „American Naturalist“. Es handelt sich um die Insel Green Turtle Key, eine der Bahamas. Die Insel ist eine der am besten bewohnten, da sie hoch genug ist, um malariafrei zu sein, während das viel größere Abaco schwer unter Sumpffiebern leidet; auf dem kleinen Raume von etwa einer engl. Meile Länge und $1/4$ Meile Breite wohnen gegen 600 Personen, zur Hälfte Abkömmlinge englischer Ansiedler, zum Theil Neger. Ihre Existenz hängt an der Schwammfischerei und der Ananaskultur. Die letztere liefert jährlich die Ladung für 15 bis 20 Schiffe und diese machen den ganzen Verkehr der Insel aus. An Hausthieren werden nur jämmerliche Schweine und ein paar Hühner gehalten, frisches Rindfleisch kommt nie auf den Tisch, Konserven sind den Leuten zu theuer, und so leben sie denn ausschließlich von Bataten, Yams und dem, was die See bringt. Den meisten Insulanern fehlt aber die Energie zum Betriebe der Fischerei, die erst in einiger Entfernung vom Riffe rentabel wird, und so kommen auch Fische nur selten zum Genuß. Die ganze Bevölkerung befindet sich somit in einem Zustande ungenügender Ernährung. Auch die Wohnungen sind meistens eng und werden obendrein noch Nachts, der mitunter ganz plötzlich einbrechenden Stürme wegen, möglichst fest geschlossen. So ist es kein Wunder, daß von einem Gedeihen der Bevölkerung keine Rede ist. Obschon eine ganz leidliche Schule unterhalten wird, ist doch den Weißen jede Spur der Energie ihrer englischen Vorfahren abhanden gekommen, und sie sind auch körperlich degenerirt. Der Mangel jeder geistigen Anregung, das gleichmäßig in dem immer gleichmäßig warmen Klima dahinfließende Leben, das höchstens zur Zeit der Ananasernte und des Exportes durch geringe Aufregungen unterbrochen wird, hat den Geist eben so leiden lassen, wie die ungenügende stickstoffarme Ernährung den Körper, und es ist von Interesse, daß dieses „geistige Verhungern“ bei den Weißen unbeschadet ihrer Superiorität mehr hervortritt, als bei den Schwarzen. Auch der Neger ist auf Green Turtle Key bei weitem nicht das, was sein Stammesbruder in den Vereinigten Staaten, aber der Unterschied ist doch nicht annähernd so bedeutend, wie der zwischen dem Engländer und seinen Nachkommen auf den Bahamas.

Berichtigung:

S. 185, Sp. 2, Z. 13 von oben lies Dicksonia statt Woodwardia.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.